Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1852.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1852.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52, Literarische Anzeiger Nr. XXVII—LII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 27. —— 3. Juli 1852.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Erklärung.

Nach dem neuen preußischen, mit dem 1. Juli in Kraft tretenden Stempelsteuergesetz sind alle **nichtpolitischen Zeitschriften**, abgesehen davon ob sie nach ihrem Inhalt steuerpflichtig sein würden, dies unbedingt durch den Umstand, daß sie **Anzeigen gegen Insertionsgebühren** aufnehmen, und in diesem Fall zugleich postpflichtig. Es ist zwar zu hoffen, daß die preußische Regierung die gegen diese Bestimmungen an sie gerichteten Vorstellungen beachten werde, so lange aber hierüber Nichts feststeht, werde ich in keiner der in meinem Verlage erscheinenden Zeitschriften Anzeigen gegen Insertionsgebühren, sondern nur Anzeigen die mein eigenes Geschäft betreffen aufnehmen.

Leipzig, 30. Juni 1852.

F. A. Brockhaus.

Inhalt.

Karl von Holtei.

1. Die Vagabunden von Karl von Holtei. Roman in vier Bänden. Breslau, Trewendt und Granier. 1852. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Vierzig Jahre von Karl von Holtei. Fünfter und sechster Band. Breslau, A. Schulz. 1846. 8. 3 Thlr. — Siebenter und achter Band. Berlin. 1850. 8. 3 Thlr.
3. Schlesische Gedichte von Karl von Holtei. Zweite verbesserte Auflage. Breslau, Trewendt und Granier. 1850. 8. 22½ Ngr.

Nachdem sowol der historische Roman Walter Scott's als der eigentlich philosophische Roman unserer classischen Epoche in Deutschland ausgelebt haben, ist strenggenommen nur noch eine zweifache Form des Romans übriggeblieben und zur Gunst der Lesewelt berufen. Es ist dies die Form des pragmatischen Romans, d. h. derjenigen Gattung, die augenblicklich dadurch des größten Ansehens theilhaft geworden ist daß sie die Thatsachen der Gegenwart und der gerade herrschenden Ideenwelt poetisch verarbeitet und dem Allgemein-Menschlichen das Individuell-Charakteristische entgegenstellt; zweitens der humoristische Roman ohne specielle Tendenz in realer, humanistischer Auffassung. Auch diese zuletzt bezeichnete Gattung war etwas in Miscredit gerathen; da sie aber an sich zu den größten Erfolgen berechtigt erscheint — wir erinnern nur an die altenglischen Romane des „Tom Jones", „Roderic Random" und „Tristram Shandy" —, so ist es erfreulich ein Werk zu betrachten das ganz geeignet ist den alten Ruf des humoristischen Romans wieder zu Gunst und Ehren zu bringen.

Der wohlbekannte Wanderer Karl von Holtei bringt uns in dem vorliegenden vierbändigen Roman „Die Vagabunden" eine solche „Lebensweisheit athmende, unter Thränen lächelnde" und dabei unterhaltende Erzählung besten Stils. Die erste Bedingung eines solchen Buchs ist ein Gemüth, in sich beruhigt, Kenntniß der Leidenschaft und vollkommene Befreiung von ihr. Diese Vorbedingungen besitzt der Verfasser in seltenem Grade. Sein Buch ist durchweg in der behaglichsten Stimmung

geschrieben die sich denken läßt: es ist als habe er es nach langer Wanderung und odysseischer Irrfahrt im schmucken, weinumrankten, von der Morgensonne beleuchteten Zimmer, zur Seite einer geliebten Tochter, einen blühenden Enkel auf dem Schoose, der seine Feder neckt, im Angesicht stiller häuslicher Glückseligkeit, mit erfahrenem Griffel, an dem auch nicht ein Tropfen Galle oder Zorn haftet, in „göttlicher" Muße geschrieben, unter den Fittigschwingen sanfter Phantasie, beim still verrauschenden Tone einer schmachtenden, aber edeln Volksmelodie. Eine solche Volksmelodie tönt durch das ganze Buch, elegisch, neckend, erhebend hindurch, wir hören sie bald nahe, bald fern, bald lachend, bald mit unwillkürlich gefeuchtetem Auge, dankbar für die Lust wie für das süße Leid das sie uns bringt. Die Kunst, „lächelnd unter Thränen zu erzählen", das eigentlich Specifische des Humors, ist nicht vollendeter zu geben als hier geschieht, selbst von Jean Paul nicht, der Lust wie Leid zu sehr mit Worten umwindet, während hier im Schweigen und Verschweigen eine gewaltige Wirkung gefunden wird.

Das Buch ist reizend durch den Stoff der Erzählung, durch Form und Einkleidung, durch Darstellung und Stil. Es ist die Geschichte eines edeln Vagabunden, der begabt, geprüft von mannichfachen Schicksalen, oft verlockt und verirrt, immer aber dem Gesetz der Ehre treu, von Stufe zu Stufe in der Bildung des Geistes emporgehoben, vom Leben gehärmt und geheilt, endlich zum Ziele eines schönen Jugendtraums von Liebe und Kunstbegeisterung emporsteigt; es ist die Geschichte des „Korbmacherjungen Anton Hahn", in der uns zugleich die Natur des Kunstvagabundenthums über und unter ihm, von Paganini bis zum Kameelführer herab, in allen Formen und Abartungen in einem psychologisch reichen und ergreifenden Gemälde vorgeführt und dargelegt wird. Bald Gil Blas, bald Roderic, bald Yorick, kecklaunig, sentimental, lachdurstig, erschütternde Katastrophen, Uebermuth, Wahnwitz malend, immer natürlich, einfach, wahr, führt uns Holtei von Capitel zu Capitel durch Theater, Paläste, Circus, versteckte Lauben, malt die Liebe, besonders des Weibes, in beständig wechselnden Gestalten von Venus Amathusia bis zur Vulgivaga herab, stets anziehend, niemals anstößig, stets charakterisirt, niemals gering, niemals niedrig, selbst nicht im „braunen Bärbel". Eine Gestalt aber wie Adele Jartour konnte fast nur ihm gelingen, ihm, der selbst ein erfahrener, weltkundiger Kunstvagabunde war im besten Wortsinne, ein „πολύτροπος" der Kunstwelt, ein Odysseus der Liebe.

Was wir vorallem an seinem Buche anzuerkennen haben, ist seine Naturwahrheit. Hier ist Nichts um der Wirkung willen erfunden, Alles fließt leicht und naturgemäß aus den Verhältnissen ab, ja wir müssen annehmen, ein wirkliches Lebenstagebuch liege der Erzählung von Anton's Schicksalen zum Grunde. Hier und da glauben wie selbst an eigenerlebte Schicksale des Autors, obgleich er davon keine Andeutung gibt. Eine große Vorliebe für Kunstinteresse gibt sich überall kund, ja sie ist wol die lebendige Wurzel aus der der ganze Baum dieser Schilderung emporwuchs. Dies Buch ist kein classisches Meisterwerk, aber die kleine Welt die es schildert ist aus lebhaftester Anschauung vortrefflich dargestellt. Ueberall begegnen wir wirklichen Menschen mit den Tugenden, den Unsitten, den Fehlern, welche gerade dieser Lebensberuf an ihnen entwickelt, in concretester, oft in sehr tiefsinniger Auffassung. Ueberall bekundet sich bei dem Verfasser leichte, frische Empfänglichkeit, treffliche Laune, wahres Gemüth und ein unbesieglicher Sinn für das Drollige und Humoristische in Situation und Darstellung. Dabei hat die Handlung des Romans, wiewol sie nicht gerade die Hauptsache war, doch eine durchaus gesunde und künstlerisch-geschmackvolle Anordnung erfahren. Der einzige Tadel der ihn hierbei treffen könnte würde die leichte Weise sein, in der er Gestalten die ihm unbequem zu werden anfangen frischweg sterben läßt; bei der Fülle seines Stoffs, der großen Anzahl von Charakteren und der großen Mannichfaltigkeit der Zustände wird diese Gewohnheit des Erzählers jedoch weniger bemerkbar; er führt über Gräber leicht dahin und bleibt seiner schlichten, unterhaltenden Erzählung treu, ohne in kunstreichen Gesprächen über Gott, Weltordnung oder Politik — wie es eben an der Tagesordnung ist — künstliche und erfolgarme Hebel für seine Schöpfung zu suchen. Neben den launigen gelingen ihm auch die gefühlvollen Momente: neben dem Talent, drollige Sachen liebenswürdig zu berichten, entlockt er uns unversehens mit wenigen ungesuchten Pinselstrichen Thränen wahrster Rührung. Er ist Meister in Diesem wie in Jenem. Wahrhaft wunderbar aber erscheint er in mannichfacher Gestaltung weiblicher Seelen, in dem Reichthum der Formen und des Ausdrucks den er für die Liebe des Weibes hat. Unter 20 Heldinnen die er schildert gleicht in dieser Beziehung nicht eine der andern; eine jede steht für sich plastisch, eigenthümlich, anziehend da. Ottilie, Laura, Adele, Antonie, Julie, Bärbel, Hedwig, Rosalie, Katharina, welch seltsame, fesselnde, reiche Galerie schöner Frauenseelen, vom gleichen Pfeile Amor's verwundet! Und meist wie edel und schön! Adele, Gräfin Julie, Hedwig, so tiefsinnig, so naturwahr, so erhaben daß selig ist wer ihnen auch nur ähnelt.

Holtei ist, wie Voltaire der französischste Franzose war, als der schlesischste aller Poeten zu bezeichnen und zwar deshalb, weil er die Grundstimmungen des Gemüths, wie sie in diesem Volksstamm leben, am reinsten und nur sie zum Ausdruck gebracht hat. Gutmüthigkeit mit viel Schwäche gegen sich selbst und seine Neigungen gepaart, Familiensinn, Scheu vor Anstrengung, moralisch oder physisch, Dämmerlust, Wandertrieb, Kunstbestaunung, Plauder- und Uebertreibungslust, alle diese schlesischen Volksanlagen in eine zwar edele, aber weichherzige Seelenstimmung aufgelöst, stellen sich so gut in ihm wie in Opitz und Hoffmannswaldau dar; er ist, wie jener der „Boberschwan" hieß, so der „Oderschwan" zu nennen. Wir werden dies weiterhin noch deutlicher sehen; hier ist Laune des guten Herzens, das Gift und Groll

nicht kennt, das vorherrschende Element; eigentlicher Witz, wie ihn der Rheinländer und der Berliner besitzt, gehört nicht zu den Naturgaben des Schlesiers.

Die Erzählung ist einfach, aber in ihrer Einfachheit kunstreich verknüpft und gelöst. Sie beginnt mit einem lieblichen Idyll. Der arme Korbmacherjunge Anton Hahn mit seiner Großmutter Gokschwohnt allein ein kleines eigenes Häuschen im Dorfe Liebenau. Dies liebliche Verhältniß zärtlicher Herzen nimmt eine trübere Farbe an, als Anton erfährt daß er der Sohn eines jungen Grafen sei, der seine Mutter, die Cantorstochter, verführt und dann verlassen hat. Die Mutter ist in einem Aufruhr der Elemente, die das Haus ihrer Verderber verschlangen, verschwunden. Es kommt ein Brief, den die treffliche Großmutter verbrennt und stirbt. Nun duldet es Anton nicht länger im Hause: er verläßt Liebenau, das Haus des Gutsherrn und seiner drei Töchter, von denen Ottilie zu dem schönen Korbmacherjungen eine stille, zartgezeichnete Kinderliebe fühlt, die er ebenso still erwiderte. Eine liebliche Zeichnung! Nun beginnen Anton's sieben Wanderjahre. Wir sehen ihn als Menageriewächter der reichen Frau Simonelli: ein furchtbares Ereigniß, der Brand der Menagerie, den die Liebenden Laura und Anton veranlaßt, löst dies Verhältniß. Anton wird Kunstreiter: er spielt zu Pferde die Geige, trennt sich von Laura, lernt Adele Jartour, die Kunstreiterin bei Guillaume, kennen, stürzt und erkennt die Engelsnatur dieser Adele. Mit einem Wachscabinet kommt er nach Paris, löst sich edel von Kathy die ihn liebt, wird Baron und Spieler und findet die Zigeunerin Bärbel wieder, die als Repräsentant verzaubernder Sinnlichkeit ihn zuerst das Schauspiel in seiner ganzen Macht als Genoveva kennen lehrte. Die seltsamsten Geschicke führen ihn aus Italien nach Deutschland zurück, überall als ein Anhängsel des wunderlichsten Vagabundenthums, geprüft, geweckt zum Leben und von ihm gebildet. Er findet seine Mutter als Puppenspielerin und begräbt sie. Er gelangt mit einem Brief derselben zu seinem Vater, zu dessen Gattin Gräfin Julie, die ein Engel von Weiblichkeit ihn als Pflegesohn annimmt und ihm nach einem mörderischen Ueberfall seines entarteten Halbbruders, den er verschweigt, auf rührende Art das Gut Liebenau schenkt. Er findet Hedwig, sein Weib, die klügste der Frauen. Das Glück schüttet sein Füllhorn über ihn aus, doch die Poesie des Wanderlebens droht ihn noch ein mal daraus aufzustören: Hedwig's Klugheit beschwichtigt auch diesen letzten Sturm. Der Verfasser empfängt Anton's Tagebuch mit den Worten von ihm: „Nun schreiben Sie die Vagabunden, Sie alter Vagabunde!"

Dies geschieht, und wir danken dem Verfasser eine treffliche Unterhaltungsschrift, reich an Leben, reich an Laune und Charakteristik.

Bei Romanen dieser Gattung ist die erheblichste Frage die, wie das Verhältniß zwischen Ideal und Wirklichkeit gewahrt, wie beiden Postulaten Rechnung getragen sei. Hier nun ist dem Verfasser ein volles Lob zu spenden. Charaktere und Ereignisse schließen sich der Wirklichkeit eng an, sie begreifen zum Theil selbst wirkliche Persönlichkeiten, wie L. Devrient und seine geistreiche Umgebung, Paganini u. A., unverkleidet in ihrem Kreis, andere Individualitäten leicht verhüllt, immer aber mit einem festen Blick auf die Kunstfoderung der Idealität und des psychologischen Interesses. Das aus dem natürlichen Kreise Ausschweifende, das Excentrische, sucht der Verfasser niemals, wenn er auch in dem Erzvagabunden, dem unverbesserlichen Riesen und Rattenfänger Schkramprl eine mehr an das Barocke streifende Figur gezeichnet hat. Vergleicht man ihn mit berühmten Romandichtern der Neuzeit, so erscheint uns Holtei von wahrhaft liebenswürdiger Natur und Einfachheit, aber einer Einfachheit der der Tiefsinn nicht fehlte und dem nur das Gekünstelte, Geschraubte, Prätentiös-Geistreiche zuwider ist. Alles was er erzählt ist für uns geschehen oder kann doch gerade so wie es erzählt ist geschehen sein.

Ein anderer Vorzug dieses Romans ist der beständige Wechsel des Heitersten, Launigsten mit dem Tiefgefühlvollen, ungesucht und wahrhaft Rührenden. Auch an Partien wo beide Elemente sich geradehin vermischen fehlt es nicht. Zu den gelungensten Partien der zuletzt bezeichneten schwierigen Gattung des Humors gehören beispielsweise des schwarzen Wolfgang Begräbniß mit der rührenden Nota des Tischlermeisters Fiebig, die endlich auf 2 Gr. abschließt, der Tod der Großmutter Goksch, die Katastrophe im vierten Bande u. s. w. An blos rührenden Zügen und Auftritten ist die Erzählung so reich daß diesem Buche nicht weniger Thränen nachfließen werden als Halm's „Griseldis" oder „Cabale und Liebe"; an blos lachenerweckenden, wahrhaft komischen Auftritten ist Ueberfluß. Einem einzigen ernsthaften Tadel unterliegt der Autor; es ist die zu häufige Wiederkehr von Sterbescenen, wenngleich auch hierin reicher Wechsel waltet. Wahrhaft poetisch erfundene Verhältnisse dagegen sind die Kinderliebe zwischen Anton und Ottilie, welche die dargebotene Hand des Heimgekehrten und Heimlichgeliebten klug zurückweist; das Verhältniß zwischen unserm Helden und Adele Jartour, der Kunstreiterin, und Soeur Blanche, einem Wesen von höchstem Seelenadel; das Verhältniß Anton's zu Gräfin Julie; das zu seiner armen Mutter, welche er die Judith spielen hört ohne sie zu sehen, und die groß genug denkt sich ihm lebend nicht zu entdecken; die Situation in der Kathy von Anton, der sie liebt, zu ihrer Pflicht zurückgeführt wird; endlich die Schlußscene in Liebenau, welche den armen, vom Vagabundenthum übersättigten Anton plötzlich auf den Gipfel des Glücks erhebt.

Nach diesem Allen schulden wir dem Leser noch eine Probe von Stil und Darstellung in diesem Roman. Anton hat auf seines trefflichen Arztes Rath nach seinem Sturz vom Pferde das Theater besucht: er hat L. Devrient als Juden Schewa gesehen, die Macht der Kunst ist mit aller ihrer Gewalt über ihn gekommen. Nach dem Schauspiel besucht er mit seinem Mentor die bekannte Weintaverne, wo „geistreiche Menschen im steten

Kampf miteinander, ohne sich doch entbehren zu können, sich durch witzige Bitterkeiten belustigen". Der Arzt schildert ihm die Personen, Hitzig, Hoffmann mit seinen Teufelsphantasien und seinem Judenhaß, zwischen denen er schon jetzt wie in der Hölle schwitzt u. s. w., Poeten, Kartenspieler und was an diesen Kreis wie Schmarotzerpflanzen anschießt.

„Aber, lieber Herr Doctor", sagt Anton, „Einen sehe ich, den Sie mir nicht bezeichnen und der mir der Merkwürdigste scheint. Dort am Ende des Tisches, der Schweigende, dem die langen schwarzen Haare ins bleiche Antlitz hängen, mit der krummgebogenen Nase, mit den Augen, wie ich im Leben noch keine sah. Sagen Sie mir um Gotteswillen, wer ist der Mensch?" „Das wissen Sie nicht"? schrie der Arzt so laut daß Alle sich erstaunt nach ihm hinwendeten, „Das wissen Sie nicht und kommen aus dem Theater? Theuerster, sind Sie denn noch ein mal auf den Kopf gefallen und diesmal gar auf die Stirne? Das ist ja Der, um deswillen ich Sie überhaupt hierher führte; um deswillen ich Sie ins Theater schickte. Das ist ja er, er selbst." „Wer, er selbst? Nun verstehe ich Sie noch weniger als vorhin." „Mensch! Kunstreiter! Violinspieler! Pferd! Pferdekopf, der Sie sind! Haben Sie einen Komödienzettel? Kellner, den Komödienzettel von heute! Hier, da legen Sie den Finger hin. Da lesen Sie, was steht hier?" „Schewa, ein alter Jude." „Gut. Und in der gegenüberstehenden Columne?" „Herr Devrient!" „Nun also?" „Wie denn also? Was hat der alte Jude mit dem schönen jungen schwarzhaarigen Mann zu thun?" „Nichts weiter als daß er es selbst ist." „Sie wollen über mich spotten; über meine Leichtgläubigkeit. Das ist ja rein unmöglich .... Der alte Jude von heute Abend hat mich tief bewegt und zu inniger Theilnahme und Verehrung aufgefodert; gerade weil sein Alter, seine Gebrechlichkeit, sein schwerer Streit zwischen erhabenen Gesinnungen und niedern Gewohnheiten ganz natürlich, einfach auf mein Gemüth wirkten .... Wie mögen Sie nun verlangen daß ich diesen Kopf, über dessen wundersame Schönheit ich Ihnen mein Entzücken soeben ins Ohr lispelte für den grauen, kahlen Schädel des Juden halte? ... Das setzt Ihre Meinung von meinem Verstande gar sehr herab."

Aller Augen, die mit freundlicher Theilnahme am Sprechenden gehangen, wendeten sich jetzt fragend und erwartend dem berühmten Schauspieler zu. Niemand redete. Anton that wie Jene. Auch er betrachtete schweigend des Künstlers Angesicht. In diesem ging eine unbeschreibliche Veränderung vor. Die großen Augen wurden enger, Kinn und Unterlippe schienen zurückzutreten, der Rücken beugte sich krumm, die Brust fiel ein; mit beiden Händen strich der Mann sein rabenschwarzes Haar aus der Stirn und streifte es in gehorsam sich schmiegenden Locken glatt zurück. So, ein ganz anderer Mensch, bevor noch ein menschliches Auge entdecken konnte wenn und wie er dies geworden, richtete er an Anton jene alle Nerven durchdringenden Worte, die kein Fühlender vergessen kann, der sie je aus Devrient's Munde vernahm. „Das ist der edler Mann, was mich hat gerettet aus die Hände von die vergrimmten Mätrosen!" Dann rückte er sich wieder zurecht, ließ die Haare wieder ins Gesicht fallen, schlug sein Götterauge zu Anton empor und fragte mit listig-lächelnden Lippen: „Nun, Rossebändiger, saitenstreichender Orpheus, bin ich's?" Anton stand bleich und unbeweglich. Nach einem Weilchen des Schweigens fühlte er mit der Rechten nach seinem Kopfe und sagte zum Arzte: „Ich denke, wir gehen?" Dann suchte er seinen Hut, trat vor Devrient hin, ergriff dessen Hand, drückte sie an sein Herz und sprach mit bebender Stimme: „Jetzt weiß ich wol was ein Schauspieler ist!"

Doch noch nicht! Denn in demselben Mann erkennt er später den allerunheilbarsten Hypochonder.

Im vierten Bande ist Anton vom Wandertrieb gesättigt zurückgekehrt: er ist Herr von Liebenau. Sein erster Schritt ist zu seiner Jugendliebe, zu Tieletunke (Ottilie), doch es ist die Treue, nicht die Liebe, aus der er ihr seine Hand bietet. Diese Scene ist schön. Ottilie, in dem kleinen Häuschen der Großmutter wohnend, Ottilie, die er als Jüngling in diesen Versen besang:

Ich flechte schlanke Weiden
In meine Körbe ein,
Ich schlinge meine Leiden
Und Freuden mit hinein.

Ich hab' ein stilles Sehnen,
Das thut mir wohl und weh;
Mein Auge schwimmt in Thränen,
Wenn ich mich flechten seh'.

Die Weidenruthen streben
Aus dem Geflecht hinaus,
Doch müssen sie sich geben
Es wird ein Korb daraus.

Ottilie erkennt was ihn zu ihr führt, die Liebe zu dem Jugendtraum; sie entsagt dem Geliebten und führt ihn selbst zu seiner wahren Liebe, zu Hedwig zurück.

„Ich habe Sie erwartet, Anton", sagte sie. „Auch diesen Antrag habe ich erwartet; ich würde mich auch betrübt haben, wenn Anton Hahn nicht gekommen wäre, mir seine Hand zu bieten. Denn so wahr ich lebe, ich liebe dich! Aber so wahr ich lebe — du liebst mich nicht. Du liebst des Knaben Morgentraum — nicht mich. Was solltest du auch an mir lieben? Ich habe dich zu lieb, Anton, um — deine Frau zu werden... Wo ist, Anton, wo ist deine junge Frau?" Und als sie dann von Hedwig hört, ruft sie aus: „Mein Gott, er liebt — und hat mir seine Hand angetragen! O Anton!"

Mit diesem schönen Erguß einer echtweiblichen Seele nehmen wir von dem unterhaltenden Werke Abschied, in dem wir den Reflex eines leichten, heitern, erfahrungsreichen und liebenswürdigen Geistes erkennen müssen, um an andern Leistungen desselben Geistes uns weiter über ihn zu orientiren.

Nr. 2. Der Uebergang von diesem Roman zu der Autobiographie des Verfassers in seinen „Vierzig Jahren" ist leicht und natürlich. Nicht genug daß er wol unzweifelhaft in den „Vagabunden" Ereignisse und Gefühle seines eigenen bewegten Wanderlebens zur Darstellung gebracht haben wird, so wird uns am Schluß der „Vagabunden" auch eine directe Hinweisung zutheil, in welchem innerlichen Zusammenhang beide Schriften zueinander stehen. Gräfin Julie hat die „Vierzig Jahre" gelesen und Anton übergibt sein Manuscript ausdrücklich dem „alten Vagabunden", auf dessen Lebensgeschichte wir jetzt kommen. An sich will es heutzutage schon viel sagen, wenn in einer Zeit, auf welche alle Variationen der bekannten Chamisso'schen Glosse von der Zeit der schweren Noth und der Noth der schweren Zeit passen, Jemand die Freiheit des Geistes behauptet, um über sich selbst mit heiterm Humor zu Gericht zu sitzen. Dies aber thut Holtei im vollsten Sinne des Worts in dieser seiner Lebensgeschichte, welche im Geiste geschmackvoller und humoristischer Selbstkritik begonnen, fortgeführt und geschlossen worden ist. Es gewährt Vergnü-

gen, näher zu betrachten wie der Verfasser diese seltene Kunst, das Object seines eigenen Geistes zu sein, übt.

In d. Bl. ist der „Vierzig Jahre" bis zum Schluß des vierten Bandes gedacht*), wir knüpfen daher hier an.

Wir fanden den Verfasser einigermaßen beneidenswerth, als einen solchen nämlich, dem es vergönnt war, fast ein ganzes Leben in dem schönsten Gefühle, nämlich in dem des Kunstenthusiasmus hinzubringen, und hielten dafür daß diesem glücklichen Loose besonders die unbesiegliche Heiterkeit zuzuschreiben sei, die aus allen seinen Berichten über sich selbst so anziehend hervortritt. Lernen wir nun auch in den nachfolgenden Bänden mitunter die Schattenseiten einer solchen ungefesselten und sorgenlosen Existenz kennen, so geschieht dies doch nur, um uns immer wieder von dem Glück zu überzeugen, dessen der Biograph innerlich genießt, während der Widerstreit des Lebens äußerlich seine vergeblichen Angriffe auf ihn macht. Er bleibt was er einmal ist, eine frohe, heitere Natur und mehr, ein praktischer Philosoph, immer offenen Sinnes für die Schönheit in Kunst und Natur, immer gefühlvoll, immer dankbar für das schöne Geschenk des Daseins. Was man ihm aber aus diesen „Bekenntnissen" Uebeles nachsagen könnte, das schlägt er mit dem Worte Platen's nieder:

Sagt ihr mir Schlimmes nach, so sagt' ich's im voraus
Und nehm' euch diesen Ruhm zum besten Theil hinweg!

Die Poesie ist in uns und in Allem, also auch in dieser Lebensgeschichte; indeß unterliegt es doch keinem Zweifel daß wir bei den hier erzählten Begegnissen unsern Fuß überall auf den Boden der „Wahrheit" setzen.

Das Verhältniß wird sich so herausstellen daß wir in den Thatsachen wirkliche Erlebnisse, wahre Geschicke vor uns haben, in den Motiven, in den Empfindungen, in der Ausschmückung, in den Details der Ereignisse aber ein verhältnißmäßiges Theil von poetischer Zuthat nicht verkennen dürfen. Bei entschiedenstem Willen der Offenheit läßt sich eine „Selbstbiographie" auch gar nicht anders denken; ja wir haben dem Freimuth des Verfassers im Bekenntniß von Fehlern, Irrthümern und Thorheiten nur wiederholt unsere Anerkennung zu zollen.

Im vorliegenden fünften Bande überblicken wir nun die Lebensjahre von 1827—33, aus dem besten Mannesalter des Autors. Er berichtet uns über seine Wirksamkeit als Theaterdichter in der Königsstadt, seinen Aufenthalt in Weimar, seinen Freundesbund mit dem unglücklichen August von Goethe, des Dichters Sohn, seinen neuen Ehebund mit der Schauspielerin Holzbecher, seine kurze Thätigkeit als Regisseur der Hofbühne in Darmstadt unter Küstner, seine poetischen Arbeiten aus dieser Zeit, die Rückkehr zum Theater in Berlin, Erfolge als Autor und Mime und Abschied von Berlin nach den peinvollsten Erfahrungen.

Es ist eine Erzählung von größter Anziehungskraft und reich an bemerkenswerthen und unterhaltenden Details, im gefälligsten Vortrag, stilgewandt, heiter und voll Seele, Geist und Leben, durch treffliche Personalschilderungen wie durch Einblicke in das Wesen der Zeit und der Kunst stets belebt und mannichfach belehrend.

Nachdem der Verfasser uns zunächst seinen geistig belebten Umgang in Berlin mit W. Alexis, H. Franck, L. Robert, Varnhagen, seine Berührungen mit A. W. Schlegel und Matthisson, die Cirkel des Tollhauses und des Tugendtempels geschildert, wo es toll genug, aber wenig tugendhaft herzugehen pflegte, rollt er uns ein Bild seines weimarischen Lebens und der Eigenthümlichkeiten des Goethe'schen Hauses auf, das zu dem Besten gehört was seine Feder geliefert hat. Aus den launigen Vorgängen der berliner Zeit sei hier nur der humoristische Auftritt mit Matthisson erwähnt, der ergötzlich genug ist. Holtei lag von einem Choleraanfall ergriffen in Todesangst. Kein Arzt nach dem geschickt wurde war zu finden: er glaubte zu sterben. Da wird ihm der Doctor gemeldet. „Nur herein!" ruft er angstvoll. Ein kleiner, sanfter Greis tritt ins Zimmer, naht sich dem Bett des Kranken, und dieser bläckt ihm mit dumpfem Instinct der Angst die Zunge entgegen soweit sie reicht. Erschrocken ruft der Greis: „Aber, mein Gott, ich bin ja Matthisson", und ging dann sanft von dannen. Im Januar 1828 begann der Verfasser seine dramatischen Vorlesungen in Weimar, wohin ihn Goethe's ermunternde Protection berufen hatte, und wo damals die Anglomanie in vollster Blüte stand. Was er in dieser Zeit aus dem Hause des großen Dichters, aus dem engern Poetenkreise der Frau J. Schopenhauer und des Kanzler Müller berichtet, verdiente, wenn der Raum es gestattete, einen vollern Auszug als wir hier geben können. Er bringt durchweg Anziehendes, mag er nun von dem Theetisch Ottiliens von Goethe, oder von dem wunderlichen Verkehr mit ihrem Mann, dem Sohne Goethe's, oder von den launigen Tischreden des alten Dichterheros, oder endlich von der hohen und überlegenen Haltung desselben unter den ihm huldigenden Kreisen seiner Bewunderer erzählen, in die Börne — den er als unmäßig langweilig und unerquicklich schildert — einmal nahe daran war eingeführt zu werden. Er sagt:

Zierlich geschriebene, von ihm eigenhändig unterzeichnete Einladungskarten riefen regelmäßig ein mal in der Woche zu Goethe's Mittagstisch, wo acht bis zehn Personen sich versammelten, um bei einem schlichten, wohlbereiteten Mahle einen unvermeidlichen Fremden abzutödten oder bei sehr gutem Weine ein paar Stunden frei und heiter zu verleben. Goethe war ein sehr aufmerksamer Wirth und behielt gern was Dieser oder Jener zu essen liebte; zum Trinken nöthigte er mehr durch That und Beispiel, und es hat mich immer im Herzen gelabt ihn seinen Würzburger voll Andacht schlürfen zu sehen. Der Genuß des Weins belebte dann seine Sprechlust; im Ernst wie im Scherz, in Glimpf wie im Unglimpf hörte sich's ihm prächtig zu.

Dagegen redete es sich nicht besonders mit ihm; denn was man auch sagte, es schien äußerst wenig Eindruck auf ihn zu machen und oft ganz verloren zu gehen.

„Ja", sagte er bei solchem Anlaß, „der Brentano, das war auch so Einer der sich für einen ganzen Kerl hielt. Aber es

*) Vergl. Nr. 319—321 d. Bl. f. 1844 und Nr. 160—163 f. 1845. D. Red.

war und wurde Nichts: zuletzt warf er sich in die Frömmigkeit, wie denn die von Natur Verschnittenen gern überfromm werden, wenn sie sehen daß sie anderwärts zu kurz gekommen. So war auch der Werner ein schönes Talent — ich habe ihn redlich zu fördern gesucht; aber als er aus Italien kam und mir gleich ein Sonett vorlas, worin er den aufgehenden Mond mit einer Hostie verglich, da hatte ich genug!" Von Fouqué hieß es: „Ja, ja, der liebe Gott gibt dem Dichter einen Metallstab mit, zu seinem Bedarf, sieht aus wie Geld; aber sie bröckeln so lange daran bis das reine Kupfer zum Vorschein kommt." Von Tieck: „Er las mir die «Genoveva» im alten Schloß zu Jena vor. Als er fertig war, glaubte ich, es wäre 10 Uhr, es war aber tief in der Nacht; und das will denn schon etwas sagen, mir drei Stunden aus meinem Leben wegzustehlen."

Von den scherzhaften Geschichten die Goethe bei Tisch so gern erzählte nur eine:

Als Se. Majestät Friedrich Wilhelm III. vor Jahren bei unserer „Herrschaft" zum Besuch war, hatte sich viel Volk in Weimar eingefunden, um ihn zu sehen. Ich, der ich zu der Zeit bei extravaganten Gelegenheiten noch zu Hofe ging, begegnete nun im Schlosse einem alten thüringischen Landmann, früher mein Nachbar. „Nun, Alter", sagte ich, „habt Ihr denn auch den König gesehen?" „Ja, Herr Geheimerath", antwortete der Weber, „aber es ist ja nischt! Ich dachte, es sollte der alte Fritze sein."

Als die bekannte, in der Literaturgeschichte nicht sehr bewanderte Schauspielerin Sutorius ihm vorgestellt wurde, stockte das Gespräch: Krüger, um es zu beleben, erwähnte daß sie auch die Sophie in den „Mitschuldigen" gespielt habe.

„Ach, ich bitte", sagte die Sutorius, „reden Sie mir nicht von dem grauslichen Stück: das ist mir meine zuwiderste Rolle." Krüger glaubte in die Erde versinken zu müssen; Goethe aber sagte mit antiker Ruhe: „Nun, nun, das ist ja schön!" Aehnliches begegnete ihm mit der Catalani, welche Potier in Paris als „jungen Werther" rühmte.

Was der Verfasser von seinem Verhältniß mit August von Goethe berichtet, haben wir schon oben als sehr anziehend bezeichnet. Der Sohn Goethe's, ihm anfangs völlig zuwider, schloß sich ihm endlich in der innigsten Neigung und in unbegrenztem Vertrauen an. Er war ein Dichter, aber ein höchst unglücklicher Mensch, und der Quell seines Unglücks war sein Vater, dem er dennoch mit kindlichster, treuster Liebe bis an sein Ende anhing. Seine hier mitgetheilten Poesien geben einigen, doch nicht vollen Aufschluß über das tiefe Elend dieser Seele. Des Vaters Ruhm, seiner eigenen Nichtigkeit gegenüber, des Vaters Despotie, die ihm die Verbindung mit einem geliebten Bürgermädchen versagt, die ihn abhielt an dem Freiheitskriege theilzunehmen, aus Furcht vor dem Verlust des einzigen Kindes, die ihn fort und fort in einer unerträglichen Unselbständigkeit fesselte — diese wurden nach dem selbstgesuchten Tode jener Geliebten Ursachen eines an Geistesstörung grenzenden Kummers, der im Reiz des Weins, im tollsten Unmaß des Genusses Heil suchte. So ging der begabte Mann rettungslos zugrunde. Rührend aber ist es wie sich der beklagenswerthe Mann dem neugewonnenen Freunde rückhaltslos hingab, sein Herz gegen ihn ausschüttete und dennoch dem Vater, dem er sein tiefes Leid zuschreiben mußte, so vollständig ergeben blieb daß er auch nicht das Geringste ohne sein Vorwissen zu unternehmen im Stande war. Er starb bekanntlich in Italien im Jahre 1830 als er eben zu den besten Hoffnungen Anlaß gab; mit Holtei blieb er in beständigem brieflichen Verkehr; Goethe selbst sagte von ihm, sein Unglück sei, niemals den „kategorischen Imperativ" gehört zu haben. Diejenigen welchen jene nirgend ganz aufgehellten Goethe'schen Familienverhältnisse Interesse erwecken haben dem Verfasser für Das was er darüber ausführlich darbringt verdienten Dank zu sagen. Das gebrochene Herz, der krampfhafte, verbissene Zorn, der ohnmächtige Trotz gegen die Verhältnisse, die das Loos des Unglücklichen waren, werfen auf die Erziehungsweisheit des großen Dichters einen tiefen Schatten. Es war ein tragisches Geschick Beider daß des Vaters Liebe Schuld an dem Tode des Sohnes und des Sohnes frühes Ende Ursache des Todes seines Vaters sein mußte.

Von Weimar nach Berlin zurückgekehrt, fand der Verfasser die dortigen Verhälnisse in voller Auflösung begriffen. Er brachte seine „Lenore" fertig mit, erntete Beifall, konnte es jedoch zu keiner festen Lebensstellung bringen. Im August des folgenden Jahres war er zur Geburtstagsfeier Goethe's wieder in Weimar, wo sein Gedanke einer theatralischen Bearbeitung des „Faust" — Holtei war der Erste der diesen Gedanken ergriff — erst Beifall fand, dann aber zu einer Spannung mit Goethe führte. Den jetzt völlig verwilderten August sah er zum letzten male. Inzwischen war nun unter romanhaften Umständen die zweite Ehe mit Julie Holzbecher geschlossen und ein großes Hauswesen eingerichtet. Man gab mehr aus als man einnahm, und bald war Küstner's Auffoderung nach Darmstadt zu kommen ein Rettungsanker. Bei dem übereilten Abgang von Berlin mußte der bekannte hohe Protector Juliens mit Geld aushelfen. In Darmstadt gestalteten sich die Verhältnisse übel: Julie misfiel, man intriguirte gegen sie und ihn und Küstner, und trotz der Hofgunst die man besaß erfuhr das Paar die Richtigkeit des Platen'schen Verses:

> Auswandert der Mensch in fremden
> Himmelsstrich, doch tauscht er die Noth nur
> Gegen die Noth aus.

Zuletzt war es ein Glück wieder zu halbem Preis in Berlin angenommen zu werden. Unterwegs Besuch Goethe's, mit dem es zu keinem Gespräch mehr kam. In Berlin gab der Umgang mit Schall, der einen Lotteriegewinn hier in tollem Treiben todtschlug, heitere Anregungen in sonst erdrückenden Verhältnissen. Schall litt an furchtbaren Krampfanfällen, bei deren Annäherung er sich gewöhnlich einschloß; ein mal war dies versäumt, Holtei trat ein und fand ihn mit dem Tode ringend vor einem großen Spiegel im Lehnstuhl. „Warum vor dem Spiegel"? fragte Holtei, und lachend sagte Schall: „Weil es heute gar zu arg war, glaubte ich es käme zum Abschnappen, und da wollte ich doch sehen was ich dazu für ein Gesicht machen würde!" Trotz des Glücks welches einige neue Stücke, z. B. „Ein Trauerspiel in Berlin", machten, war Holtei's Stern doch für die Kö-

nigsstadt untergegangen. Julie ging sichtbar zurück, seine Stücke waren abgespielt; die „Droschke" fiel durch, „Lorberbaum und Bettelstab", „Ein Achtel vom großen Loos" gefielen zwar, aber ihre Zeit war vorüber. Eine Kunstreise nach Hamburg und Leipzig auf eigene Stücke gelang; in München dagegen mislang Alles, und ziemlich gebeugt und aussichtslos kehrt der Autor nach Berlin zurück. Die meiste reine Freude hatten ihm noch seine dramatischen Vorlesungen gebracht, die ihm Tieck's Würdigung eintrugen. So schloß im Verkehr mit Chamisso, Hitzig, W. Alexis und den Sternen der „Literaria" das Jahr 1833 für den Biographen.

Im sechsten Bande, der ursprünglich den Schluß des Ganzen enthalten sollte, tritt uns mehr der Schauspieler Holtei als der Literat und productive Dichter entgegen. Dieser Theil bringt daher auch weniger allgemein anziehende Interessen zur Sprache als der vorhergehende; allein das Fehlende ersetzt in vieler Hinsicht der warme und lebensvolle Vortrag persönlichster Erlebnisse. Dieser Vortrag erinnert nämlich oft an ein allbeliebtes Vorbild solcher Mittheilungen, an Benvenuto Cellini, der wie bekannt seinen Guß des Perseus wie eine Schlacht beschreibt und uns mit der Theilnahme zu erfüllen weiß die wir sonst nur den größten Ereignissen der Geschichte zu widmen pflegen. Die Memoiren Holtei's gleichen hierin denen des Florentiners: wir können uns auch von der Spannkraft dieser an sich kleinen, aber mit allem Feuer des Worts erzählten Ereignisse nicht losmachen. Außerdem gibt dieser Band eine wichtige Lehre. Das was wir Glück oder Unglück zu nennen pflegen liegt doch beiweitem mehr als man gewöhnlich annimmt in unserer eigenen Hand; es hängt von Gemüthseigenschaften des Individuums so wesentlich ab daß wir wirklich zweifeln dürfen, ob außer diesen noch irgend Etwas wesentlich dabei mitwirkend ist. Der Verfasser zeigt uns dies aufs deutlichste. Wo ihm ein Glücksstern lacht — stets ist es diese bestimmte Seeleneigenschaft der er ihn verdankt; wo niederschmetterndes Unglück, erschütternde Täuschung ihn trifft — es ist dieser oder jener Gemüthsmangel, diese oder jene „Albernheit und Ungeschicklichkeit", auf welche sie sich zurückführen lassen. Nur in Einem täuscht er sich, was er von Goethe hätte lernen können, der uns lehrt daß wir Leiden des Amts irrig auf Personen zurückführen, anstatt sie in der Natur der Sachen zu suchen.

Es war Holtei's Schicksal sich für eine Kunst berufen zu glauben, die ihm nach den größten und eifrigsten Anstrengungen stets nur kurze und zweifelhafte Erfolge darbot; er glaubte sich zum Schauspieler geboren, hielt an diesem Beruf mit unglaublicher Zähigkeit fest und beutete selbst sein schönes Talent als dramatischer Dichter nur für diesen Beruf aus, zum entschiedenen Nachtheil eben jenes Talents. Hundert mal enttäuscht, zurückgewiesen, hundert mal entschlossen der Bühne zu entsagen, treten gewöhnlich im Augenblick des Entschlusses Wendungen ein, die ihn sofort auf die geliebte und verhaßte Bahn zurückschleudern. Es ist ein ruheloses, beinahe ein tragisches Geschick das ihn beherrscht, und für die Leiden die einem solchen Loose entfließen müssen, für die Seelenkämpfe die ihm eigen sind, weiß er uns nun in diesem Bande lebhaft zu interessiren. Das ist die Aufgabe die hier gelöst ist, wobei denn der Satz: „Denn Jeder sucht ein All zu sein und ist im Grunde Nichts", und das andere Axiom des Helvetius: „Musis omni tempore serviendum amore, more, ore, re", sein Leitfaden bleibt. So kaum nach Berlin, zu jener unseligen „Königsstadt", die 20 Jahre hindurch sein Magnetpol war, zu dem er immer wieder zurück mußte, heimgekehrt, fühlt er sich von neuem in allen seinen Empfindungen abgestoßen und flieht nach Breslau; hier getäuscht, ohne Hoffnung, entsagend, sucht er Zuflucht in Grafenort, wo Stunden der Verzweiflung über ihn kommen und den Entschluß hervorrufen Abschreiber von Rollen und — Souffleur zu werden. In solcher Stimmung entstand die Posse: „33 Minuten in Grüneberg", die später unzählige erheiternde Darstellungen erlebte.

Es ist kaum zu glauben aus welchen Seelenstimmungen poetische Erfolge hervorgehen können! Unmittelbar darauf sehen wir den Biographen seine Glanztage in Wien feiern, wo er der Retter des Josephstädter Theaters, der gefeierte Held des Tages wird. Hier und in Preßburg knüpft sich eine Verbindung mit einer Dame, die uns nicht genannt wird, deren in Bruchstücken mitgetheilte Briefe aber eine Höhe der Gefühle verkünden, die wir bewundern müssen. Es sind die schönsten Fragmente einer schönen Seele, eine Perle in diesem Buche. Wir haben leider nur Raum für zwei kurze Sätze aus diesen wunderbaren Briefen.

> Heute ist Charfreitag. An diesem Tage werde ich der protestantischen Kirche immer ungetreu. Sie kommt mir dann vor wie ein Mensch der sich alle Mühe gibt gescheiter zu sein als nothwendig gewesen wäre — und damit langweilig erscheint. Wenn sie den armen Christ von unsern Kanzeln nach ihrer Weise loben, frage ich mich immer: soll man ein großer Mann sein oder soll man's bleiben lassen?

Und weiter:

> Der Christabend naht. Da werde ich den Kindern ein Bäumchen bereiten; das Flittergold liegt schon ausgebreitet da. So lockt man die armen Wesen ins Leben hinein; dann mögen sie sehen wie sie wieder hinauskommen.

Dieser Briefwechsel, der zehn Jahre dauerte, muß dem Verfasser sehr theuer gewesen sein. Es entstand das Drama: „Shakspeare in der Heimat", von allen Parteien gelobt und in der That eine von Holtei's besten Arbeiten. Nichtsdestoweniger hielt auch der Rettungsact in Wien nicht vor, die Unternehmung brach zusammen und ärmer als zuvor flüchtet der Autor wieder nach — Berlin. Eine neue „Unbesonnenheit" zerstört alle dortigen Hoffnungen; der Beschluß sich in Einsamkeit zu vergraben steht wieder fest, da erscheint das schmeichelhafteste Erbieten zur Uebernahme des rigaer Theaters. Alle Täuschungen sind abermals vergessen, und dahin fliegt Holtei's Schlitten nach Rußland. Hier fand er Befriedigung, Lohn für seine Arbeit, Ehre, häusliche Freuden. Mitten im vollsten Glück stürzt der Tod an sei-

nen Herd; seine Julie erliegt bei der Geburt von Zwillingen, die ihr die erste Mutterfreude geben sollen. Von Stunde an war das Theater nicht mehr zu betreten, der Autor lebt nur dem Schmerzgefühl. Aus diesem erklärt sich's daß er ganz unüberlegt die Stelle eines Gesellschafters bei einem ihm befreundeten Grafen annimmt und nach Eggenberg bei Graz geht, um schon nach wenigen Wochen die Unmöglichkeit einzusehen, in dieser Stellung auszudauern. Abermals ergreift ihn der Theaterschwindel; in angeborenem Leichtsinn und in angelebter Geringschätzung irdischer Güter, wie er selbst von sich sagt, war er völlig mittellos. Das Leopoldstädter Theater, das seine neuen Stücke: „Erich der Geizhals", „Tauber und Taube", „Der Brunnenarzt", „Adlers Horst", annahm, bot eine willkommene Zuflucht. Im Jahre 1841 glänzte Holtei dann in Wien als Vorleser von Dramen, ein Beruf an dem er nach Allem die meiste Befriedigung fand und der ihm selbst die nicht benutzte Gunst Metternich's verschaffte. Doch er ist sich bewußt was er in dieser Kunst erreicht, wie er mit ihr vor begeisterten Zuhörern und gedrängten Sälen in dem sinnlichen Wien, er allein, ein blasser, etwas dumm aussehender Mann, Shakspeare's unsterbliche Dramen zu begeisterter Anerkennung gebracht, ja ihr Studium in ganz Oestreich eigentlich zuerst ernstlich angeregt hat. „Das habe ich errungen", sagt er, „ohne Maler, Schneider, Maschinisten, ohne Collegen, Statisten und Souffleur, ich ganz allein — und wenn ich nun auch kein berühmter Schauspieler geworden bin — ich bin doch auch Jemand!" Dies freudige Bewußtsein, wer wollte es Holtei misgönnen oder verkümmern? Wäre er ihm nur treu geblieben! Aber nein! Kaum hat er seine Tochter in Graz verheirathet und sich in Zurückgezogenheitsgedanken gewiegt, so läßt er sich wieder nach Berlin und von hier gar nach Breslau zur Uebernahme der Theaterregie verlocken, begreiflich zu neuem Nichterfolg. Der Trieb ist eben stärker als der Mensch! Nachdem auch dies Verhältniß trübselig gelöst ist, nimmt er eine Einladung des Fürsten Hatzfeld nach Trachenberg an, und hiermit schließt der Autor seine Biographie, indem er uns bittet ein leeres Blatt für seine „Grabschrift" hinzuzufügen. Er hat uns viel Interessantes — zuletzt in übereilter Kürze — mitgetheilt, uns manche Lehre, jungen Kunstgenossen manchen guten Wink gegeben und sich selbst viel verurtheilt.

Dennoch ist er auch seinem letzten Vorsatz nicht treu geblieben; denn unverhofft tritt er mit zwei neuen Bänden seiner Lebensgeschichte, gleichsam sein eigener Revenant, vor uns auf.

Der Verfasser, welcher am Schluß des sechsten Bandes von uns einen wehmüthigen Abschied nahm, hat sich veranlaßt gesehen noch zwei heitere Bände seines Lebensberufs anstatt der Grabschrift nachfolgen zu lassen, die er uns versprach. Er hat Recht daran gethan — sein neues Buch wird die alten Leser befriedigen und neue ihm zuführen und gewinnen. In Stil und Ausdruck vielleicht etwas schwächer als die vorhergehenden Bände, ist namentlich der siebente Band voll humoristischen Inhalts und frei von den trüben Stimmungen des vorangehenden. Der Verfasser ist in das treffliche Stadium der künstlerischen Resignation, der Selbstironie eingerückt, die ihm beide vortrefflich stehen. Er ist wieder der heitere „alte Feldherr" von sonst.

Wir verließen ihn als Gast des Fürsten in Trachenberg, wo er von seinen wiener Triumphen und seinen breslauer Niederlagen auszuruhen gedachte. Seine Erwartungen erfüllten sich auch hier nicht; er gerieth in ein Gewirr peinvoller Familienverhältnisse, welche er zwar discret verschleiert, die aber ohne ihn doch bekannt genug geworden sind. Umsonst glaubt er ihnen in Breslau zu entfliehen, dichtet für das neue Theater in Prag ein nicht angenommenes Festspiel, das er mittheilt und das nicht schlechter als andere ist, zieht abermals nach Graz, wo der „Großvater" statt mit einem Füllhorn voll Gaben mit leeren Händen ankommt, und von hier auf eine abenteuerliche Vorleser-Kunstreise nach Dresden, Magdeburg u. s. w. Er erzählt uns die launigen Begebnisse dieser Reise im launigsten Ton,

> Leichtsinnig, redlich, Mann und Kind zugleich —

ja, wie sich an der leidenschaftlichen Beziehung zu der schönen Kunstreiterin Lejars zeigt, noch im funfzigsten Jahre

> Von Sinnen wild und stets damit im Streit,
> Verfolgt von Lieb' und doch in Liebesleiden.

Dabei arbeitet er an einem großen Roman fort, dessen Durchführung er für unmöglich hält, und der denn doch wol am Ende in seinen jetzt erschienenen „Vagabunden" seinen Abschluß gefunden hat. Wenigstens finden wir in ihm die schöne Lejars und Adèle Euzent wieder. Sein erstes Auftreten in Dresden, wo Tieck nicht mehr auf seinem berühmten Eckzimmerthron herrscht, wird uns sehr unterhaltend erzählt; er glaubte vor einem Auditorium von leeren Stühlen zu lesen, als in der letzten Stunde seine Billets reißenden Abgang fanden. Doch die trachenberger Wirren verfolgten ihn auch hier, er flieht nach Magdeburg, um hier schwer zu erkranken. Doch:

> Der Wandervogel, voll Begehr nach Ruh',
> Das Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu —

ermannt sich wieder und führt uns noch eine Reihe heiterer Bilder vor, indem er mit Wehl und Puttlitz längere Zeit in Magdeburg verweilt. Halberstadt täuscht seine Hoffnungen; in Quedlinburg feiert er rührende Erinnerungen aus seiner Kriegerzeit und wird der Held des Tages; in Braunschweig begegnet es ihm, mit einem gleichzeitig anwesenden Tausendkünstler verwechselt und gefragt zu werden, wenn er sich denn seinen Kopf abschneiden lassen werde; im Hanöverischen soll er einen ihm zugesandten Lorberkranz verzollen, erhält aber endlich den Bescheid daß „Lorbern" keine Abgabe bezahlen, und er ruht nun trefflichst auf seinem Lorberkranz. In Göttingen von der Polizei schnöde abgewiesen, triumphirt er in Hanover selbst — über den alten König Ernst

August, der bei einer Vorlesung im Schloß Ellbogen an Ellbogen neben ihm Platz nimmt. Die Situation war seltsam, denn es mußten die „Wiener in Paris“ gelesen werden, ein Stück das dem königlichen Herrn unverständlich bleiben mußte. Im engern Kreise des Kronprinzen wurden diese glücklichen Vorlesungen unbezahlt fortgesetzt, wobei denn der Eigenthümlichkeit unsers Biographen zu gedenken ist, daß er sehr viel für Andere, für Armenanstalten, arme Künstler u. s. w. las und bei fürstlichen Auffoderungen meist den Ehrensold ablehnte. Launig wie immer, sagt er:

In Hanover hatte ich für Herrn Malibran falschzeigenden Andenkens hamletten müssen, und am Sonnabend darauf hatte ich gelobt, ein paar junge Virtuosen, die sich in Celle festgefahren, mit Hülfe eines vorgespannten Julius Cäsar flott zu machen.

Ja auch zärtliche Zuschriften gingen bei ihm, der jüngst mit Extrapost in sein einundfunfzigstes Jahr kutschirt war, ein. „Es ist“, sagt er, „als ob künstlerische Production, sofern sie eben nur nicht mislingt, einen Schleier über graues Haar und Furchen würfe.“ In Bremen steigert sich sein Erfolg bis zum Enthusiasmus; Hormayr schreibt ihm schmeichelhaft, und der Verfasser wird zum ersten mal in seinem Leben Besitzer von — Staatsschuldscheinen! Eine Intrigue erhebt sich gegen ihn, allein im Rath der Götter war beschlossen daß „Heinrich V.“ glorreich siegen sollte. Reicher als jemals kehrt er nach Hanover zurück, wo E. Devrient im „Lorberbaum“ auftritt, welches Stück der Autor niemals hat aufführen sehen, wiewol er unzählige mal darin gespielt hat. Nun folgen Bruchstücke eines mit vielem Geist geschriebenen Tagebuchs, durch ein eigenthümliches Verhältniß zum Hofe voll Anziehungsstoff. Gutzkow sendet ein Manuscript des „Uriel Acosta“, der unter großen Sorgen vorgetragen wird; der gefürchtete Abend endet glorreich und — „Heiliger Gott!“ ruft der Verfasser aus, „darauf läuft nun das enge Leben hinaus daß man von einem Zeitpunkt zum andern sich nach Zukünftigem sehnt, um in der Erfüllung dieser Sehnsucht mit dem Leben zu enden.“ Die schwierigste Aufgabe des Vorlesers, die unvergleichbare Anstrengung desselben wird hier darin gefunden daß er mitten in der äußersten Kraftäußerung sich die kalte Ruhe für die Nebenpersonen bewahren muß. Dieselbe in ungebändigter Kraft fliegende Lunge muß in demselben Augenblick sich gehorsam fügen, um ohne Spur der Erregung Worte der Ruhe, Versöhnung oder des gleichgültigsten Inhalts vernehmen zu lassen. Hier ist der Darsteller der schwierigsten Rolle in weit besserer Lage. Noch folgen einige Leseabende im Palais, dann läßt „der alte Knabe“, der Zugvogel wider Willen, sich noch ein mal im „Alten Feldherrn“ zu Braunschweig auf die Bühne verlocken, mit Glück, aber zu seinem eigenen Erstaunen. Er ist eben unverbesserlich! Ein schöner Brief von Mozart über protestantische Kirchenmusik (S. 277) und eine anerkennende Schilderung der damals ausgezeichneten oldenburger Bühne unter J. Mosen füllen die Lücke bis Celle, wo das Pfingstfest 1847 gefeiert wird. Es wird hier die richtige Bemerkung gemacht daß auch der geistvollsten Bühnenleitung endlich das richtige Urtheil über die Leistungen ihrer „Gesellschaft“ verloren gehen muß, über deren Mängel sie tägliche Gewöhnung blendet, wie in Weimar, und daß nur der Fremde hier den wahren Maßstab anzulegen vermag. Inzwischen waren die Hoffnungen auf ein Vorleseramt bei dem Kronprinzen wahrscheinlich durch des Verfassers Ungeduld, seine Triumphe in Bremen und einen etwas unvorsichtigen Prolog zu diesen zunichtegeworden, und neue Wanderlust führte nach Kiel, Altona, Hamburg, ja von hier im Fluge nach Berlin, Wien und Gratz, wo der alte Gönner, Graf Herberstein, indeß gestorben war. Diese Reise ohne eigentlichen Zweck malt der Verfasser in den heitersten Farben; man merkt ihm das Glück an, einmal „zwecklos“ zu reisen, blos an seinen „Stimmen des Waldes“ fortdichtend.

Wenn dir's in Kopf und Herzen schwirrt,
Was kannst du Bess'res haben?

Von dem köstlichen Humor dieses Reiseberichts nur eine Probe:

In Prag stieg ich ohne Weiteres im Bahnhof ab und überantwortete mich als willenloses Frachtstück den Gesetzen der Polizeikräfte und Dampfbehörden. Dazu sind die Eisenbahnen herrlich: zwei Koffer, ein Portefeuille, ein Nachtsack, ein Hutfutteral und ein Mensch, sechs Stück im Ganzen. Aber die ersten fünf Collis, oder wie man es nennt, haben es bequemer als ich, das sechste, ihnen wird ihre Nummer mit solidem Kleister aufgepickt und dann haben sie es überstanden. Ich aber muß mein Billet aufbewahren, bereit halten, vorzeigen, wieder wegstecken und, wo Ferdinand-Nordbahn und Staatsbahn sich küssen, wieder vorzeigen, mich legitimiren — „Herr Jesus, ich hab's verloren!“ „Macht nix, wird blos noch ein mal bezahlt.“ — „Nein, Gott sei Dank — hier ist's.“ Diese Höllenangst! Ach, wenn ich doch mein Koffer wäre! Mit diesem sündlichen Wunsch fuhr ich in Wien ein. Ach, wie bald sollt' ich ihn bereuen! Wie bald — denn wenn ich mein Koffer gewesen wäre, so kam ich zu Wien mit einem großen Loch im Bauche an, eben in der Magengegend; ein Loch, das ihm ein neben ihm reisender eisenbeschlagener Kasten unbarmherzig gebohrt.

Mit dem achten Bande treten wir in das tolle Jahr. Das Jahr der Verdunkelung macht den Geist des Biographen immer lichter, obwol er gleich im Eingang sich zu einer wunderbaren kritischen Abschweifung darüber daß Shakspeare undramatisch sei verleiten läßt. „Macbeth“ undramatisch, „Lear“, „Julius Cäsar“, „Othello“, „Romeo“, „Hamlet“ und „Richard III.“ undramatisch! Wahrlich, eine seltsamere Verirrung des Widerspruchsgeistes gibt es kaum, wenn man nicht mit uns annehmen will daß der Autor das Dramatische mit dem Theatralischen — nach unsern Geschmacksregeln — verwechselt! Versteht man aber unter „dramatisch“ die psychische Genesis einer merkwürdigen That dargestellt durch Handlung, so zeigt sich klar daß Holtei kein Kritiker, Shakspeare aber der dramatische Dichter κατ' ἐξοχήν ist, und daß gerade hierin die unwiderstehliche Wirkung seiner Schöpfungen beruht. Wir gehen über diesen Irrthum unsers launigen Biographen hinweg, um ihn von Gratz nach Trachenberg zu begleiten, wohin den Ruhelosen eine schmeichelhafte Einladung des Fürsten, sein

Bibliothekar zu werden, beruft. Er kommt als Gast, und die „Stimmen des Waldes" begleiten ihn. Wir rechnen darauf daß dieser Aufenthalt für einen Mann, der mit den Waldesstimmen im Kopf und Hafis im Herzen in den Frühling tritt, nicht lange dauern werde, und wir irren uns nicht; die Widersprüche mußten auch ohne das Märzfieber und seine Paroxysmen sehr bald zutagetreten. Was der Autor über die Stimmungen dieser Tage sagt, ist äußerst verständig und lesenswerth. Obgleich er Vielen, die er darum nicht hassen kann, für eine Art von „Königsmörder" gilt, so ist er doch ein Mann der Mitte, ein guter Patriot, der klar erkannte was nun erst dem Vaterlande verlorengegangen ist, ja selbst ein guter Preuße. Der Umsturz, die Entsittlichung, die Raserei der Zeit sind ihm ein Gräuel, und seine Seele härmt sich, das Reich der schönen Gedanken von der Erde verschwinden zu sehen; er kam sich vor „wie ein verschlagenes Kind, das sich keiner Schuld bewußt, doch immer um sich blickt als wollte es fragen: von welcher Seite wird mir denn jetzt ein Schlag, ein Stoß, ein Tritt verabreicht werden?" Mit der Familie des Fürsten flüchtet er, der Verfasser des „Alten Feldherrn", vor den Polen nach Wien. Dort dieselben Scenen wie in Schlesien. Er sieht ehrenwerthe alte Freunde vor Haufen zerlumpter Gassenbuben ihren wohlfeilen verworrenen Redeknäuel abspinnen und jede Pause mit „meine hochgeehrten Herren" anfüllen. Nirgend ein anderer Gedanke als Skandal, Wühlen, zweckloser Lärmen! Eine Anrede die Carl, der Schauspieldirector, an einen Haufen tumultuirender Weiber hält, wird dem Leser viel Genuß bereiten. Selbst in Gratz, wohin er verschüchtert flüchtet, derselbe Geist wahnsinnigen Lärmens, dieselbe Unmöglichkeit ruhigen Daseins wie überall: alle Welt war wie in Lübeck, Hamburg und Bremen, wo die Schreier nach Republik, als man ihnen sagte sie hätten ja eine, erwiderten: „So wollen wir noch eine!" Die Träume von Ruhe blieben Träume; da fodern Briefe zur Rückkehr nach Trachenberg auf; der Autor, seiner Staatsschuldscheine ledig, die er als werthlos fast umsonst weggegeben hat, folgt ihnen schnell, ehe seine Antwortschreiben, die den Barrikadenkampf in Wien mitmachen müssen, angelangt sind. Doch auch hier, ohne Beschäftigung — wer dachte jetzt daran Bücher zu sammeln? — duldet es ihn nicht, er geht nach dem Freistaat Hamburg; hier denkt er müssen die Leute doch ruhig sein? Es stand schlimmer als in Wien, Breslau und Berlin; der Sturm der Zeit kannte eben keine Landesgrenzen: er raste als ein echter Sturm überall! Neue Enttäuschung, neues Gefühl der Zwecklosigkeit des Daseins; die Quellen poetischer Existenz sind versiegt. Dennoch dichtet der Verfasser ein Drama „Zum grünen Baum", das er für seine beste Arbeit hält, formt die „Comedy of errors" um und schreibt fleißig an den „Waldesstimmen". Das hübsche Märchen vom Maulwurf theilt er ganz mit. Zwei Reihen von Leseabenden in Schwerin am Hofe, wo er die Bekanntschaft der Herzogin von Orléans macht und sich in dem natürlichen, menschlich-heitern Kreise der „Hoheiten" unendlich wohl fühlt, andere Leseabende in Lübeck, Bremen, Rostock, dann selbst in Hamburg, bringen all den Wechsel von Hoffnung, Täuschung, Stolz und Entsagung, aus dem des Autors ganzes Leben besteht, über ihn und unterhalten, immer launig und mit Humor erzählt, den Leser aufs angenehmste. Er bewundert E. Geibel, schwärmt für Luise Neumann und wider Entschluß und festen Willen für Fanny Elßler, die er ungemein glücklich besingt. Das gute Gelegenheitsgedicht steht Holtei immer zugebote; denn er denkt mit Hafis:

> Nur nicht dein Ich vergött're; doch was du liebst, o bet' es an;
> Denn daß die Liebe Götzendienst und Ketzerei, das ist ein Wahn.

Von Hamburg, wo der Autor seine Bearbeitung von „Viel Lärmen um Nichts" auf die Bühne bringt, wendet er sich wieder nach Berlin und Wien, wo man Kossuth wünscht und erwartet, und endlich nach Gratz, das nun wieder reizend und still ist. Hier schildert er den Unsinn der Zeit in einem lustigen Märchen „Die Maulwürfe" und schreibt ein Festspiel, das er dem Ban von Kroatien poetisch zueignet, worauf dieser im Januar 1850 mit einer poetischen Epistel antwortet, in der es am Schlusse heißt:

> Es hat des Schicksals eisern Walten,
> Der Mühen viel mir vorbehalten,
> Doch hohen Preis mir auch erseh'n.
> Als höchsten doch mag den ich nennen,
> Daß edle Seelen mich erkennen,
> Des Herzens reinen Trieb versteh'n.

Als Verse Jellachich's mögen diese hier stehen. Auch mit dem Grillenfänger Grillparzer und mit Dräxler knüpft sich die alte Verbindung wieder an, als ein abermaliger Ruf nach Hamburg den unruhigen Geist im Winter 1849 von neuem auf die Kunstwanderung führt. Er ist nun ein wüthender „Handschriftensammler" geworden, um den Seinigen doch etwas Werthvolles zu hinterlassen und fördert diese „Krankheit auf eigene Rechnung" mit günstigstem Erfolg. In Hamburg, Schwerin, Strelitz und Ludwigslust vollendet sich, zum Theil in fürstlichen Kreisen, in einem schönen, geistigbelebten Winter — dies Buch. Wir stehen abermals an seinem Schluß, zweifelnd daß es sein Schluß sei; denn gerade jetzt scheint uns der Autor geeigneter und aufgelegter als lange Zeit vorher, angenehm zu plaudern. Seine dichterische Frische scheint wenig verloren zu haben, denn in jeder Stunde ist er zu einem Festspiel, zu einem Prolog, Gelegenheitsgedicht und Albumsvers bereit, arbeitet unablässig an seinen „Waldesstimmen", seinem großen Roman und seinen „Schlesischen Gedichten" fort und wird daher unstreitig auch am Rade seiner Selbstbiographie fortspinnen. Wie für die Kunst des Vorlesers, so wohnt ihm für das Gelegenheitsgedicht ein unzweifelhaftes Talent bei. Von den zahllosen Poesien dieser Art die dies Werk enthält haben wir unsern Lesern keine größere Probe geben können; wir wollen daher diesen Aufsatz

mit einer Strophe aus einem Prolog zum 1. Januar 1850 schließen.

Denn Jeder seines eig'nen Werths Verkünder,
Schlägt in der Einsamkeit an seine Brust,
Da drinnen klingt's: „Du bist ein armer Sünder!"
Und seine Lippe bebt: „Ich hab's gewußt."
Dann schaut er um sich: Konnt' es Jemand hören?
Und dann tritt er hinaus, auf sich zu schwören.

Das ist nun so „Echt-Holteiisch" daß wir ihm Nichts hinzusetzen mögen!

Nr. 3. Zum Schluß noch einige Worte über die neue Ausgabe der „Schlesischen Gedichte" Holtei's. Die Sammlung erschien zuerst 1830 in Berlin, tritt aber hier wesentlich bereichert und durch veränderte Schreibung der Mundart wesentlich verbessert zum zweiten male vor uns. Wir haben oben schon angedeutet daß Holtei die Bezeichnung eines schlesischen Dichters mit vollem Recht beansprucht: nicht weil er des Dialekts vorzüglich mächtig ist und an geschmackvoller Behandlung desselben alle Mitbewerber übertrifft, oder weil er gewissermaßen der Schöpfer einer classischen schlesischen Mundart ist, welche aus den verschiedensten Localdialekten ausgewählt, allen Schlesiern verständlich und gemeinsam ist; sondern recht eigentlich weil er den schlesischen Volksgeist am meisten und reinsten auszuprägen und ihn in seiner innersten Eigenthümlichkeit, frei von jeder fremden Einmischung im schlesischen Volksmunde zu erfassen und wiederzugeben weiß. Diese tiefste Eigenthümlichkeit macht sich Jedem deutlich, der auch nur zwei oder drei dieser Poesien oder „Liedel zum Singen" in sich aufnimmt; sie bildet den größten und schönsten Reiz darin. Im Allgemeinen, obgleich es wesentlich der niederschlesische Dialekt, genauer der zwischen Breslau, Bunzlau und Brieg gesprochene ist, in dem diese Poesien verfaßt sind, ist doch jede derselben heimisch-verständlich für ganz Schlesien. Das Charakteristische des schlesischen Idioms besteht sprachlich in den eigenen Diminutivformen und darin daß bei Festhaltung der hochdeutschen Consonanten doch kein Vocal rein ausgesprochen wird, wodurch z. B. aus „Bäumchen" „Beemel" wird; gegenständlich aber in der kecken Weise der Verlebendigung des Todten und Seelenlosen. Jene Zersetzung sämmtlicher Vocale hat in der frühern Ausgabe zu einer Menge von Schriftzeichen Anlaß gegeben, die jetzt hinweggefallen sind, da sie den Zweck der Verdeutlichung doch nicht erreichten; denn in dieser Zersetzung waltet mehr oder minder die Willkür und sie schwindet in dem Maße als der Sprecher sich in seinem Ausdruck zu erheben bemüht ist. Dagegen ist ein worterklärender Anhang beigefügt, in dem wir die wunderlichsten Bezeichnungen, z. B. Mulketäller für Schmetterling, Summerkalbel für Johanniskäfer, trübetümplich für niedergeschlagen, tumb für verdorben, böse; numpern für niedlich, grunenzen für grünen, duften; gefirre für lebendig; bewuschpert für schmeichelnd, zergleefen für sich anstrengen, und unzählige andere Seltsamkeiten antreffen. Den Hauptbestandtheil der Sammlung bilden schon früher bekanntgemachte Poesien; unter den neu hinzugekommenen aber finden sich einige ganz vorzügliche Stücke. Wir heben von diesen probeweise eins hervor, ein Product des Jahres 1848, das Lied „Gemülle 'raus". Der Verfasser führt aus was ihm Alles als Kehricht (Gemülle) erscheint, was auf den Ruf des Kehrichtmanns als Gemülle weggeschafft werden soll.

Weil ich a' kleener Junge war,
Da schrieg-'s-immer in Grus-Brassel
(Es is' itzundern schier fu'fzig Jahr)
Durch alle Gassen und Gassel,
Vur jeder Thire, vur jiglichem Haus:
„Gemülle 'raus — Gemülle 'raus!"
Da kam a' Wa'n — 's war och kee' Wa'n,
's war a' grußmächtiger Kasten,
Derneben li'f der Gemülleman',
Sei' Färd das liff a' rasten....

Man bringt ihm heraus den „Adelstulz, des Koofmanns Hochmuth, die Kleestädterei" u. s. w. Zuletzt reichen die Pferde nicht, man legt Schienen; umsonst, es kommt immer neues „Gemülle" zum Vorschein.

Gemülle von manchen Arten und Surten,
Gemülle in Thaten, Gedanken und Wurten,
Gemülle mit Kahlkupp aber Luckenhaar,
Und grünschnáblichtes Gemülle nu' gar.
Das Vulk, das keenen Frieden nich' hält,
Ack blußig knurrt und murrt und bellt,
Ack blußig schimpft und hetzt und bohrt,
Im Finstern urbert und rumort;
Das Vulk, das Got' sei Dank, gewieß
Im Grunde gar kee' Vulk nich is'!...
Mit eenem Wurt: de Cummenisten —
O liebe Zeit, räum' aus, räum' aus —
Greif' d'runder und schaff' das Gemülle 'raus!

Oder zieht der Leser sanfte, rührende Gesangsweisen den launigen Gedichten vor oder den an Hebel oder Lessing so geschmackvoll gerichteten Feierliedern, so können wir das reizende Volkslied: „Summerkindel" oder „Bloo-Välken" (das Veilchen), „Glaswoore" oder „Keene Ruse ohne Durn" empfehlen, wie sich denn wol für jede Stimmung ein entsprechendes Lied hier bietet. Aber wie wir schon an dem Verfasser der „Vagabunden" wahrzunehmen hatten: seine Laune überbietet doch sein Gefühl, und am meisten er selbst erscheint er doch in den humoristischen Gedichten, wie „De' Farr'n", „Der Springuhf", oder „Frumme Wünsche":

Und vum Uchse de Kraft
Und vum Sperrlich a Saft
Und vum Marder a Zahn,
Und do wär' ihch a Mahn! u. s. w.

Wir haben nun Holtei als Romandichter, als Selbstbiograph, als Volkspoet vor uns vorübergehen lassen. Wir sollten auch noch des trefflichen Vorlesers erwähnen, indessen fehlt uns hier der nähere Anlaß dazu. Wir empfehlen dies heitere und bescheidene Talent daher der Gunst der Leser, überzeugt daß in der Mannichfaltigkeit seiner Leistungen für jeden derselben ein erfreulicher Ertrag zu finden sein werde. 14.

Das Buch der Religion, oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung. Für die Gebildeten des deutschen Volks dargestellt von einem deutschen Theologen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. Gr. 8. 3 Thlr.

In der religiösen Bewegung unserer christlichen Zeit lassen sich zwei Hauptrichtungen unterscheiden, aus der Kirche heraus und in die Kirche hinein. Sie sind freilich zu allen Zeiten kennbar gewesen in Ketzern, Concilien, Orthodoxie und Heterodoxie, Weltmenschen und Kirchengängern, aber vielleicht nie mehr in gemischtem Gleichgewicht gegeneinander als neuerdings. Während eine protestantisch aufgewachsene Ida Hahn-Hahn katholisch wird, werden Theologen vielleicht überprotestantisch und gehen zu einer Freien Gemeinde, die selbst im 18. Jahrhundert, in welchem die Richtung des Heraus vorherrschte, nicht zustandegekommen ist. Dem Besinnenden liegt daran das Mannichfaltige solcher Erscheinung zu erklären und aus dem Wesen der Religion die Kirchenneigungen und Abneigungen begreiflich zu machen in ihrer geschichtlichen Wiederkehr. Vorliegende Schrift will „den gebildeten Laien, Lehrern und Lernenden in einer jedem Denkenden verständlichen Darstellung als Führer durch das Labyrinth der Religionsgeschichte dienen".

Der Verfasser betrachtet die Religion als etwas mit dem Menschen Daseiendes, nicht von außen gegeben oder durch Furcht und Priester gewonnen, als ein Ineinanderspielen von Hingebung und freier Selbstbestimmung, als ursprünglich religiöses Grundgefühl „Eins zu sein mit Allem", worin das Leben der Religion besteht. Er unterscheidet sodann drei Formen desselben, Religion der Unschuld, des Lichts im Bewußtsein und einer Entzweiung des Willens, endlich des sich Wiederfindens, der freien Versöhnung. Das religiöse Bewußtsein tritt als Vorstellung auf, die Elemente des religiösen Gemüthslebens werden von dem zum Bewußtsein erwachten Geist fixirt als selbständige Gestalten, göttliche Wesen. Diesem gemäß läßt sich unterscheiden: ein mythologisches Bewußtsein als unabsichtliches, unwillkürliches Product des religiösen Gemüths; ein symbolisches Bewußtsein, welches den Inhalt seiner sinnlichen Naturanschauung mit seinem religiösen Gefühl verknüpft (Fetisch, Pflanzen, Thier, Menschengestalt); ein mythisches Bewußtsein, welches die Entwickelung der Welt in eine Reihe göttlicher übernatürlicher Vorgänge, Thaten der Götter verlegt und Tradition veranlaßt; endlich ein mystisches Bewußtsein, indem der religiöse Geist sich in die unmittelbare Einheit und Innerlichkeit der Empfindung zurückzieht. Mythologie ist der Traum, Mystik das Erwachen des religiösen Geistes. Daran schließen sich Prüfung und Zweifel als Auflösung des mythologischen Bewußtseins. Cultus ist der Trieb aus sich herauszugehen, er wird gesellig ein Ganzes; Andacht, Gebet sind die Mystik des Cultus, Opfer die Hingabe des Endlichen an das Ewige, Selbstentäußerung; und religiöse Festfeier vereinigt Andacht und Opfer.

Referent gesteht an der vorstehenden Bezeichnung des Lebens der Religion als „Eins zu sein mit Allem" Anstoß zu nehmen, da er dasselbe im „Uneins sein, zwar nicht mit Allem, aber mit Vielem" entschiedener ausgedrückt findet. Unser Bewußtsein — ohne welches kein menschliches Leben denkbar, also auch kein religiöses — ruht auf einem ursprünglichen Gegensatz, einem Dualismus des Ich und Nicht-Ich, des Innern und Aeußern, der Freiheit und Nothwendigkeit, der Seele und des Leibes, des Geistes und der Materie, des Himmlischen und des Irdischen u. s. w., man mag es nennen, der Mensch stehe zwischen zwei Welten und erfahre aus beiden. Dies ist die Quelle der Religion. Das Verhältniß des Entgegengesetzten ist ein bestimmtes, das Ich, das Innere, die Freiheit, die Seele, der Geist sind das Herrschende, ihre Gegensätze das Dienende, welches im höchsten religiösen Sinne lautet: „Gottheit regiert die Welt." Der seiner bewußtwerdende Mensch will daher seine Umgebungen sich unterwerfen, will herrschen und will mehr als er kann in seinem beschränkt gefundenen Dasein, daraus entspringt sein hoher Muth und seine Demuth — mit deren Ausartungen Hochmuth und Verzagen — es entsteht ein Streben die Hindernisse seines Wollens zu entfernen, er sucht Hülfe in Naturkräften, macht sich irdische Elemente dienstbar, und wo ihm diese ihren Beistand versagen, richtet er seine Gedanken auf unbekannte Mächte, sie als Ergänzungen seiner Schwäche voraussetzend. Bei weiterm Hineinarbeiten solcher Gedanken ins Unbekannte wird eine Poesie (ποιησις) der Vorstellung und Begriffe wirksam, und was diese zustandebringt, heißt seine Religion. Sie wird natürlich durch Bedürfnisse, Geistesbildung, individuelle Persönlichkeit bei Völkern und Einzelnen verschieden ausfallen, daher die Religionen. Versteht sich daß in allem Gebrauch des Willens und der Freiheit die Unterscheidung eines Guten und Bösen erwacht, daher eine sittliche Angemessenheit oder Unangemessenheit des Wirkens und der Handlungen mit religiöser Poesie der Vorstellungen und Begriffe sich verbindet.

Obwol nun der Standpunkt des Referenten von demjenigen des Verfassers sich unterscheidet und auf einen im realen Dualismus des Bewußtseins darzustellenden Sieg des Geistes gerichtet ist, während letzterer auf Rückkehr eines idealen Dualismus in ursprüngliche Einheit, können wir doch dem Verfasser auf seinem Wege begleiten, und die Richtungen sind auch nicht durchweg in starrem Gegensatz widereinander, sondern einiger Umbiegung und Annäherung fähig. Es heißt also: „Auf dem Boden der religiösen Geselligkeit ziehen Individuen, in welchen die Macht der Religion und die Energie der Versöhnung (des Geistes) sich auf besonders kräftige Weise äußert, die übrigen zu sich empor als religiöse Genies, als Priester und Propheten." Sie repräsentiren den Verstand, die Einsicht, die Autorität, sind Gesandte Gottes, Mittler, ihre Aussprüche sind religiöse Offenbarungen, werden für Erinnerung in heiligen Büchern niedergelegt, in Tempeln gefeiert und bewirken durch individuelle Ausbildung derselben eine positive Religion. Im Geschichtsgange gibt es es eine vorchristliche und christliche Welt, diesen zu Christus hin und durch ihn will der Verfasser vor Augen führen, die große Bibel der Weltgeschichte dem Verständniß öffnen.

Zu diesem Zweck liefert der Verfasser im ersten Theile seines Werks eine Uebersicht der Religion vorchristlicher Völker und gedenkt dabei der heidnischen Semiten, für deren genauere Kenntniß nur dürftige Quellen vorhanden sind. Ihr gemeinschaftlicher Charakter ist Sterndienst, die Naturkräfte werden aus dem Einfluß der Sternmächte abgeleitet, diese werden als geistig beseelte Wesen vorgestellt und die Schicksale der Menschen durch Astrologie gedeutet. Die hebräische Religion, welche mit der Geschichte des Volks Israel innig zusammenhängt, betrachtet der Verfasser als eine consequente Entwickelung des semitischen Religionsprincips. Dieses hatte eine natürliche und geistige Seite. Die Grundbedeutung des israelitischen Volksgeistes liegt in Verneinung und Ueberwindung des Natürlichen und Hinaufringen zur Geistigkeit des Willens. Nach der vormosaischen Zeit folgt der Mosaismus, das davidisch-salomonische, assyrisch-babylonische, macedonische, makkabäische Zeitalter. An die Vorstellung des Göttlichen als verzehrende Naturmacht, Feuermacht, schließt sich die mosaische Gottesanschauung, aber Jehova's vorwaltendes Wesen ist der Begriff der Heiligkeit. Im Gegensatz zur mechanischen Beobachtung fester Cultusformen setzen die Propheten reine Innerlichkeit oder praktische Frömmigkeit. Daran schließen sich Vorstellungen von Engeln Jehova's und unter Einfluß Persiens der bösen Geister, des Satans. Zugleich steigt die hierarchische Priestermacht und zur Zeit Jesu besteht ein Gegensatz zwischen der strenggesetzlichen und freireflectirenden Richtung des jüdischen Geistes, es gibt Pharisäer, Sadducäer, Essener. Der Geist hat sich mit Bewußtsein und Willen von der Natur unterschieden und der Begriff göttlicher Macht ist aufs höchste gesteigert. Der Mensch ist nach Gottes Bilde

geschaffen, in einem sündigen Zustande, für den Tod ist kein Trost. Das Ende der Zeiten kommt durch einen Messias, das ewige Glück durch eigenes — Barmherzigkeit, Sabbathfeier — und fremdes Verdienst frommer Männer, der Patriarchen.

Wir gewahren sonach in der jüdischen Religion eine Losreißung von heidnischen Sinnenbildern, Verehrung eines höchsten unsichtbaren Geistes, eines heiligen Gottes und Schöpfers der Welt, geknüpft an die Geschichte des Volks, an Ceremonialgesetz, Opfer und Priesterschaft, welche das Verhältniß des Menschen zu Gott vermitteln. Auf diesem Grunde erwuchs das Christenthum. Der Verfasser sagt: „Zwiespalt zwischen der wahren Wirklichkeit oder der Welt des Geistes und der endlichen beschränkten Welt der Erscheinung oder der Gegensatz zwischen Gott und Welt, der in Jesu Selbstbewußtsein gelöst und aufgehoben war, mußte sich auch in der übrigen Menschheit ausgleichen." Aber wie? Referent antwortet: Durch hohen Aufschwung des Geistes ohne Ceremonialgesetz, Opfer und Priesterschaft; durch unmittelbaren Zugang zu Gott, des Geistes zum höchsten heiligen Geiste, Anbetung desselben in Liebe und Hingebung, Verschwinden trennender Sündenschuld unter dem Bilde des Vaters und Sohnes, Herrschaft des Geistes in Erhebung über das Irdische, den Wandel erleuchtend und erneuernd, den Tod überwindend, des ewigen Lebens und göttlicher Huld gewiß. Diese große Erhebung des Erschaffenen zum Schöpfer, wofür Christus ein Vorbild gelassen, diese nicht versiegende Macht des Glaubens und der Hoffnung ist Christenthum, ausgegangen von persönlichem Einfluß, ursprünglich keine Kirche, später eine geworden, dann als Institut erweckend und festigend die Matten und Schwankenden, Verirrte durch Lehre und Brauch zum rechten Wege zurückführend und bei diesem Bestreben auf seinen Ursprung zurückweisend. Das Dasein solcher christlichen Kirche im Verhältniß zu ihren Gliedern mit Ansätzen und Erweiterungen der Vorstellungs- und Begriffskreise, sowie mit Absätzen, Einschränkungen und Streit derselben im Lauf der Jahrhunderte bildet die Geschichte der christlichen Religion.

Anders ist die Ansicht des Verfassers, welchem die Ergebnisse neuerer deutscher speculativer Philosophie als „Standpunkt der vollendeten Religion" und die frühern Formen als Vorbereitungen für denselben gelten. Seine historische Entwickelung im zweiten Theile ist lehrreich und wir wollen ihn auf diesem Wege begleiten. Die Reise Jesu nach Jerusalem führte zur Erfüllung seines Schicksals, sagt der Verfasser, seine Lehre vom Himmelreich, sittlicher Wiedergeburt, Erhebung über den Mosaismus, vorzüglich aber „die Hoffnung, seine höhere Sendung mit den Volkserwartungen in Verbindung zu bringen, dieser tragische Irrthum seines Lebens ward Veranlassung seines Todes". Bei der Einsetzung des Abendmahls wird bemerkt: „Die Gemeine Christi ist im eigentlichen Sinne des Worts der Leib Christi." Seine Auferstehung ist eine Sage über die geheimgehaltene Kunde daß er nach der Kreuzigung noch gelebt, die Fortsetzung seines persönlichen Lebens nach dem Tode und was die gläubige Phantasie als Auferstehung und Himmelfahrt des Messias Jesus vorstellte, ist in Wahrheit nichts Anderes als die Mittheilung seines Geistes an die Gemeine.

Die ältesten Christen hatten nur am vergangenen Hintergrunde für das religiöse Bewußtsein ein geschichtliches und ideales Element, jenes die Person Jesu, sein Thun und Schicksal, dieses die Ideen des religiösen Lebens, geknüpft an seine Lehren. Da die Gemeine in Jerusalem aus Juden bestand welche den bereits erschienenen Messias verehrten, so war das Urchristenthum Judenthum mit Erwartung der Wiederkunft Christi. Die Gemeine ward verfolgt und zerstreut, zwischen Petrus und Paulus entstand ein Lehrgegensatz, Letzterer betrachtete das Christenthum nicht blos als Vollendung des Judenthums, sondern als eine neue geistige Lebensschöpfung, worin stellvertretend für das tägliche Brandopfer des Mosaismus von zwei Lämmern (2. Mos. 29, 38) Christi Tod als Opfer und er selbst als Hoherpriester begriffen werden konnte. Die Evangelien nach der Zerstörung Jerusalems haben dogmatische Färbung, das Evangelium Johannis aus der Mitte des 2. Jahrhunderts ist dogmatische Composition mit Einmischung der damals aufgekommenen Gnosis, einer christlichen Religionsphilosophie. Am Ende desselben Jahrhunderts erscheint der Montanismus, ein praktisch fortgebildetes Judenthum, welchem Tertullian angehörte.

Aus Streben nach Vermittelung der sich mehrenden dogmatischen Differenzen entstand (Ende des 2. Jahrhunderts) die katholische Kirche, hatte jüdischen Ursprungs das Episkopat, dagegen ihre Universalität von dem Heidenapostel Paulus. Die Begriffe der Orthodoxie und Heterodoxie machten sich geltend, jene ward in dem Apostolischen Glaubensbekenntniß zusammengefaßt. Montanismus wurde von Tertullian, Gnosis von Origines in eine christlich-kirchliche Wissenschaft aufgenommen, und Cyprian (im 3. Jahrhundert) erblickt schon in der Kirche, der Einen, die Sonne der Christen. Nach Konstantin dem Großen kommt es zur Synode von Nicäa (325 n. Chr.), deren Symbol der Dreieinigkeit geltend wird; in dem Streit zwischen Augustin und Pelagius (5. Jahrhundert) hält die Kirche eine Mitte, und im 6. Jahrhundert ist die volle hierarchische Einrichtung des Klerus ausgebildet, Gregor I. legt den Grundstein zum Primat des römischen Bischofs.

Schon bei Scotus Erigena (9. Jahrhhundert) zeigt sich eine christlich-germanische Wissenschaft, eine Verbindung der Speculation mit dem Christenthum, die nicht immer das Kirchliche unterstützte, wie denn die Lehre des Scotus von Gott „als dem Nichts gleich, in Einheit mit der Welt" von der Kirche verdammt wurde, aber als Schulwissenschaft, Scholastik, sich fortsetzte und auch wie bei Anselm von Canterbury (Ende des 11. Jahrhunderts) kirchliche Lehrsätze zum Abschluß brachte, später dann seit dem 13. und 14. Jahrhundert durch die Schulen der Thomisten und Scotisten unfruchtbare Spitzfindigkeiten übermäßig pflegte und dem überlieferten Christenthum keinen andern Haltpunkt ließ als die äußerliche Autorität der Kirche.

In einen Gegensatz zur Scholastik trat das Gefühl der Mystiker, wie denn Bernhard von Clairvaux aussprach: „Das Göttliche wird nicht vom Denken und Disputiren, sondern von heiliger Gesinnung erfaßt, so viel nur wird Gott erkannt als er geliebt wird." Dieser Richtung folgte ein Tauler, Thomas a Kempis und der unbekannte Verfasser der „Deutschen Theologie" (15. Jahrhundert), bei welchem wir den oft hervorgehobenen Satz finden: „Alles ist Eins und Eins Alles in Gott." Das beschauliche Leben der Klöster mochte sich hiermit vereinigen, aber auch mit Ascese, einer „Verleugnung des Diesseits ums Jenseits", und wenn die irdische Kirche keine andere Bestimmung hat als „das Jenseitige im Diesseits äußerlich zu repräsentiren" und die Gläubigen zum Himmel vorzubereiten, so sind die Priester ihre Vertreter und machen den Laien auf außergewöhnlichem, wunderbarem Wege der göttlichen Gnade theilhaftig durch das Sacrament. Im Sacrament des Altars „wird der Leib und das Blut Christi mit seiner Seele und Gottheit wahrhaft wirklich und wesenhaft gegenwärtig gedacht, und in ihm soll die ganze irdische Substanz des Brotes und des Weins in den Leib und das Blut Christi ganz und gar verwandelt werden".

In der Mystik des Mittelalters lagen Keime gegen das äußerliche Kirchenthum und Hierarchie, welche sich innerhalb des Volkslebens durch Sittenverderb jener zu immer größerer Geltung entwickelten. Sekten des freien Geistes erschienen, die Katharer, Waldenser (12. Jahrhundert) und andere, Reformatoren vor der Reformation, wie Wiklef (14. Jahrhundert), Huß (15. Jahrhundert), und in der Reformation verband sich ein prüfender Geist der Vernunft mit religiösem Drang des Gemüths. Man wollte auf die Urquelle des Christenthums zurückgehen, aus derselben die Kirche in Lehre und Brauch von spätern Zusätzen reinigen. Als Folge des Kampfs mit dem Bestehenden spaltete sich die Kirche in den Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus. Luther's Glaube hatte an der Heiligen Schrift seine

Grenze und Schranke, Thomas Münzer ging darüber hinaus und behauptete: „Die Bibel helfe Nichts, der Mensch müsse durch den Geist gelehrt werden." Unser Verfasser urtheilt von Letzterm: „Seine Ahnungen sind nicht reif für seine Zeit, er war ein Schwärmer der die Wahrheit ahnte, aber erst in phantastischer Form." Calvin gab der Kirche eine großartige organische Verfassung; symbolische Schriften der Protestanten wie die Augsburger Confession sind kein dogmatischer Abschluß einer religiös-kirchlichen Entwickelung, sondern der erste Ausdruck und unmittelbare Anfang einer anfangenden neuen. Die Heilige Schrift erhielt bei den Evangelischen die Stelle des Papstes, und die aus ihr hervorgehende Orthodoxie bildete sich zur Scholastik, gegen welche ein Rationalismus der Socinianer und Arminianer (Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhundert) hinsichtlich der Lehren von Trinität, Erdsünde, Sacramenten u. s. w. auftrat.

Die Synode von Trient befestigte (1545—63) den altkatholischen Kirchenbau und stiftete gegen die Protestanten den Jesuitenorden als letzte Erscheinungsform der Mönchsorden. Mit ihm gerieth der Jansenismus in Zwiespalt, der in den Niederlanden als eigenes von Rom getrenntes Kirchenwesen sich fortpflanzte und in seiner Theologie auch anderwärts Beifall fand. Mystik entwickelte sich bei Katholiken und Protestanten, bei den Letztern als Theosophie, wie denn Arndt und Weigel vom Christus- und Gottes-Reich in uns sprachen. Vor Allen ist es Jakob Böhme (1600 n. Chr.), über welchen der Verfasser sich ausspricht: „Die erste gewaltige That des Geistes der Reformation war das System des görlitzer Schusters, der mehr und größer war als Luther selbst, ein Prophet der neuern Religionsphilosophie." Spener'sche Frömmigkeit, daß der Geist die Herrschaft habe, nennt der Verfasser in seiner Ausartung ein protestantisches Mönchsthum.

Seit Herbert von Cherbury (1648 n. Chr.) entwickeln die englischen Deisten eine natürliche Religion, unabhängig von Bibel, Kirche und deren Theologie, welche letztere Hume tiefer stellt als das Heidenthum. Im 18. Jahrhundert stürmt der französische Skepticismus, Materialismus und Atheismus gegen kirchliche Orthodoxie, bis endlich die Französische Revolution das Christenthum (1793) ganz abschafft. In Deutschland streitet man für Aufklärung. Lessing, „ein Patriarch der deutschen Geistesfreiheit", nimmt die Bibel als ein Buch wie jedes andere, und der Verfasser erklärt: „Bis auf heute ist der von ihm im »Nathan« gepredigten Religion der Humanität im deutschen Volksleben noch immer nicht ihr Tempel gegründet." Kant wird Vater des Rationalismus, des Vernunftglaubens, Denkglaubens, wogegen eine rationalisirte Orthodoxie auftritt. Beide werden durch Schleiermacher's Glaubenslehre vernichtet, welche ein Abhängigkeitsgefühl in jeder christlichen Erregung auf eigenthümliche Weise mitenthalten darstellt.

Endlich erscheint die Schelling-Hegel'sche Philosophie. Schelling und Hegel nennt der Verfasser „die beiden Dioskuren welche der modernen religiösen Weltanschauung ihren wissenschaftlichen Ausdruck gegeben haben. Der alte Schelling ist der schöpferischen Begeisterung seiner Jugend untreu geworden, aber was sein genialer Geist in mystisch-poetischem Tiefsinn geahnt und in wunderbaren Gedankenblitzen ausgesprochen hatte, Das erhob Hegel mit der Macht des philosophischen Gedankens zum in sich geschlossenen System ... Gott weiß sich selbst im endlichen oder menschlichen Geiste und der Mensch weiß sich im göttlichen Geiste, dies ist der Standpunkt der absoluten oder vollendeten Religion, wo der Inhalt der Religion, das göttliche Wesen, vollkommen offenbar geworden ist ... Strauß stellt die Evangelien auf mythischen Boden, Christus ist die Idee der Gattung welche sich in der Menschheit verwirklicht, er hat den Cultus des Genius und Christum als den religiösen Genius proclamirt. Mitten in der Endlichkeit Eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick ist Alles was die moderne Wissenschaft über Unsterblichkeit zu sagen weiß." Diese neue Bildung ist der freie, allein des Deutschen würdige Humanismus. L. Feuerbach will in seinen Vorlesungen dazu beitragen „daß seine Zuhörer aus Candidaten des Himmels echte Studenten der Erde werden". Er ist „einer der genialen Propheten des Humanismus, der Religion der Zukunft, deren Inhalt Arnold Ruge näher bestimmt und in lebendiger Praxis entwickelt hat", Auflösung des Glaubens in der Liebe, der Religion in der Sittlichkeit, der Theologie in Anthropologie. Nach Ruge ist die Religion „das praktische Pathos, Begeisterung für die Wahrheit, ein Humanismus", die Religion unserer Zeit „sucht den Menschen und die Verwirklichung seines Wesens, und sie ist die reichste und tiefste, in der alle Probleme der frühern Religionen ihrer Lösung entgegengehen". Darin liegt auch (nach Noack) „der rechte und eigentliche Sinn der Romantik im Christenthum, welche eben wesentlich nichts Anderes als der Ausdruck des messianischen Grundwesens des Christenthums ist, oder das Diesseitigwerden des Menschheitsideals unter Voraussetzung seines immer zugleich auch Jenseitbleibens, die Erreichung der Versöhnung der Menschheit im religiös-sittlichen Ideale bei der fortwährenden Sehnsucht nach dem Unerreichten." Merkwürdig genug bezeichnet der Verfasser den Ausgang dieser Feuerbach-Ruge'schen Lehre als einen vom „Hegel-Strauß'schen Pantheismus in Atheismus".

Stehend vor diesem aufgerollten Bilde der Religionsgeschichte möchte ein Christ der ältesten und ältern Zeit ausrufen: „Beweinenswerthes Menschengeschlecht! du rühmst dich deiner Wissenschaft und Kunst, deiner Fortschritte in Dingen des Erdenlebens, deiner Vernunft und deines Verstandes, und in dem Höchsten was den Geist anregt, deinem Gottesglauben, durchwandelst du die Gebiete des Heidenthums, Judenthums und Christenthums, ohne Befriedigung zu finden durch Theologie und Philosophie, ja um auf dem traurigen Sande eines L. Feuerbach und Ruge endlich anzukommen. Der einstige christliche Aufschwung des Glaubens, der Liebe und Hoffnung hatte etwas Anderes verheißen, und übertünchte Bilder dieser Verheißungen werden dich vor dir selbst anklagen, auch die Schatten großer Todten dich beschämen ob der Schwäche und Erbärmlichkeit deiner Selbstbespiegelung und Selbstvergötterung, mit denen du die Welt nicht überwindest, wie du doch solltest und wolltest. Was hast du erworben? Weder Himmel noch Hölle, sondern was du längst hattest, — ein gebrechliches Leben und dessen Untergang." 64.

Die Poesie des Kaukasus.

1. Tausend und Ein Tag im Orient. Von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Decker. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Tausend und Ein Tag im Orient. Von Friedrich Bodenstedt. Fortsetzung und Schluß. (Zweiter Band). Ebendaselbst. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Die Lieder des Mirza-Schaffy, mit einem Prolog von Friedrich Bodenstedt. Ebendaselbst. 1851. 12. 1 Thlr.

Die Reisebeschreibung hat in neuester Zeit aufgehört nur aus trockenen, ethnographischen Studien zu bestehen und die gesammelten Blüten nur im Herbarium dem Leser vorzuführen. Es gilt jetzt überall das durchgeistigte Leben der Völker zu erfassen und die bloße Aeußerlichkeit als ein untergeordnetes Moment in den Hintergrund zu drängen. Es gilt im Occident und Orient die Crême des geistigen Lebens abzuschöpfen, das innere Wesen der nationalen Eigenthümlichkeit nach seiner wahren Bedeutung darzulegen. Dabei erst gewinnt die Humanität und der Kosmopolitismus, welcher die Nationen durch eine Brücke von Ideen verbinden will und, ohne ihrem besondern Charakter zunahezutreten, doch für alle eine höhere allgemeine Vermittelung sucht. Die frühere Reisebeschreibung hob daher oft einseitig nur die äußerlichen Unterschiede hervor, während die neuern Touristen, von dem Gesetz tieferer Bildung beherrscht, nach dem Erfassen der innern Einheit drängen.

Das ist denn auch die Bedeutung der obenangeführten Schriften von Bodenstedt, welche sich mit Recht in kurzer Zeit ein großes Publicum erworben haben, weil sie zwischen Ost und West eine neue Brücke schlagen, ohne dazu die hölzernen Balken der Fachgelehrsamkeit oder die klirrenden Ketten jener baugefangenen Weisheit zu verwenden, welche, wenn sie vom Westen nach dem Osten reist, nur aus einem Gefängniß in das andere kommt. Freiheit von jedem Vorurtheil und eine unbefangene Weltanschauung sind die unumgänglichen Voraussetzungen, ohne welche der Tourist uns nie ein klares Bild des Völkerlebens entwerfen kann, sondern sich nur fortwährend in seine eigenen geistigen Gespinnste verwickelt. Daher haben uns die frommen Pilgrime nach dem Morgenlande im Ganzen so wenig geistige Ausbeute zurückgebracht. Chateaubriand, Lamartine, die Gräfin Hahn-Hahn schöpften in ihren Muschelhut etwas Wasser aus dem Jordan und kredenzten den Gläubigen diesen Labetrank; den Orient selbst sahen sie nur durch das prismatische Glas einer in eigenen Entzückungen schwelgenden Glaubensphantasie, die Vision herrschte über die gesunde Anschauung vor, apokalyptische Hymnen verdrängten die frische Lebenspoesie; von den Tauben von Patmos legten sie einen ganzen Taubenschlag an und fütterten das zarte Federvieh der Offenbarung mit den Brosamen einer mystischen Poesie. Diesen Touristen, welche sich das Kreuz auf den Mantel hefteten, hat sich Bodenstedt nicht angeschlossen. Er hat zum Ziel seiner Reisen ein frischeres, kräftigeres Land gewählt, nicht die verschmachtenden Wüsten am Jordan, sondern die waldumgürteten Berggipfel des Elbrus, nicht das lechzende Jerusalem und seine schattenlose Andacht, sondern das fröhliche Tiflis und seine grünende Lebenslust; nicht jenen Fleck dürrer Erde, wo sich die Nationen um das Grab des Heilands stritten, sondern jenes farbenreiche und lebensvolle Gebirgsland, wo ein ritterliches Volk für seine Freiheit und Unabhängigkeit ficht; wo keine Passiflora blüht, sondern neben dem Rittersporn spartanischen Heldenmuths die frei sich entfaltenden Rosen orientalischer Lebenslust und Lebensweisheit. Das Werk von Bodenstedt macht auf strengwissenschaftlichen Werth keinen Anspruch; es theilt die Ergebnisse seiner Forschungen nicht in systematischer Form mit; es liefert keinen nachweisbaren Reinertrag weder für die Naturwissenschaften noch für die Statistik. Aber ebenso wenig läßt es sich unter die bloße Unterhaltungsliteratur rubriciren, unter die oberflächlichen Memoiren abenteuernder Touristen, unter die flüchtigen Skizzen und Tuttifrutti der Allerweltsschreiber, welche in einem Athem über Pferdezucht und Unsterblichkeit der Seele, über Racenkreuzung und weibliche Tugend, über alle nur möglichen Nipptischsachen und alle unmöglichen Gedankenprobleme sprechen, gleichviel ob sie in den Salons Europas oder in den Zelten Asiens und Afrikas diesen ästhetischen berliner Thee kredenzen. Bodenstedt hält sich von allen Abschweifungen frei und läßt sein Ziel nicht aus dem Auge, uns die Quintessenz des orientalischen Lebens und seiner eigenthümlichen Gestaltung auf den Höhen und in den Thälern des Kaukasus mit großer Treue und Frische vorzuführen, seinen innersten Kern und seine bewegende Seele in der Poesie zu erfassen und in einer graziösen Uebertragung, welche dem morgenländischen und abendländischen Geiste in gleicher Weise Rechnung trägt, Allen verständlich wiederzuspiegeln. So ergänzen sich die obenangeführten Schriften von Bodenstedt gegenseitig; sie geben uns in Prosa und Versen die Poesie des Kaukasus.

Der Prolog zu „Tausend und Ein Tag" versetzt uns nach Wien, wo sich mitten in dem Sturm der Octoberrevolution eine Schriftstellergesellschaft (Beck, Auerbach u. A.) bei Bodenstedt versammelt hatte und ihn ersuchte die Scheherazade zu spielen und sie durch orientalische Märchen zu zerstreuen. Abgesehen davon ob diese Schriftstellergesellschaft in jenen weltgeschichtlichen Augenblicken nicht etwas Besseres hätte thun können als sich gleichsam durch Märchen in Ruhe wiegen zu lassen, was umsomehr befremden muß als es Autoren mit ausgesprochenen politischen Sympathien waren, so führt uns der Prolog mit Lebendigkeit in das Werk selbst ein und zeigt bereits alle stilistischen Vorzüge welche dem Ganzen eigen sind, frische, abgerundete, graziöse Satzbildung, lebendige Schilderung ohne Schwulst und Ueberladung, Wärme und plastische Sicherheit. Die „Nachklänge aus Rußland", „Die donische Steppe" bilden eine etwas monotone Ouverture, und erst mit der „Reise über den Kaukasus nach Tiflis" beginnt die reichere Entfaltung der Ton- und Farbenwelt. Mirza-Schaffy, der Weise von Gjändsha, bildet den eigentlichen geistigen Mittelpunkt des Werks, als Repräsentant Hafis'scher Weisheit, deren Schule er dem Abendländer eröffnet. In der Schilderung Mirza-Schaffy's und seiner antispiritualistischen Katechismuslehre zeigt Bodenstedt einen liebenswürdigen Humor und eine graziöse Darstellungsgabe, welche von Capitel zu Capitel mit wachsender Anmuth die Gedankenperlen zum Kranze schlingt. Das novellistische Element, welches mit hinein verflochten ist, zeichnet sich ebenfalls durch gewandte Form aus und ist nie um seiner selbst willen da, sondern nur als Träger piquanter Sittenschilderungen. Daneben finden sich Schilderungen von Tiflis, von Armenien, von dem Paschalik Achalzich mit seinen Städten und Festungen, ein georgisches Allerlei welches die Wintersaison in Tiflis skizzirt, eine Geschichte aus dem Dhagestan, eine Episode des bluträchenden Geschlechterkampfes und eine Wanderung zu den Ländern am Schwarzen Meer, zu den Russenfestungen, den Tscherkessen u. s. w. Der zweite Theil, der matter und ärmer an Inhalt ist als der erste, beschäftigt sich vorzüglich mit den Tscherkessen, kehrt aber auch wieder in die „Schule der Weisheit" zurück, wo Mirza-Schaffy's unerschöpflicher Spruchquell sprudelt. Um den Band zu füllen, hat Bodenstedt ein romantisches Singspiel des Sayoskin „Askoldowa Mogila" übersetzt, das wol besser fortgeblieben wäre, da es dem eigentlichen Stoff des Werks fernliege, ohne allen Kunstwerth ist und nur ein Pröbchen russischer, serviler Knutenpoesie. Von interessanten Einzelheiten erwähnen wir die Biographie des Armeniers Abowian, die Schilderung der armenischen Hochzeit, die Polemik zwischen dem Weisen von Bagdad und dem Weisen von Tiflis; ferner das kritische Verhalten Mirza-Schaffy's zu den Dichtern des Abendlandes. Die Kritik Mirza-Schaffy's über ein Gedicht Geibel's zeigt in recht schlagender Weise, wie die gesunde Lebens- und Liebesauffassung von jener krankhaften Sentimentalität abweicht, welche sich in elegantem Einband und parfumduftig auf den Toilettentischen der europäischen Damen breitmacht.

Bodenstedt erzählt: „Ich besinne mich noch, wie ich von Geibel ein hübsches Lied übersetzte, welches ich seitdem in Deutschland oft wiedergehört und immer lebhaft dadurch an Mirza-Schaffy und sein Urtheil erinnert wurde. Ich meine das Lied:

> Die stille Wasserrose
> Steigt aus dem blauen See,
> Die Blätter flimmern und blitzen,
> Der Kelch ist weiß wie Schnee.
>
> Da gießt der Mond vom Himmel
> All' seinen gold'nen Schein,
> Gießt alle seine Strahlen
> In ihren Schoos hinein.
>
> Im Wasser um die Blume
> Kreiset ein weißer Schwan,
> Er singt so süß, so leise
> Und schaut die Blume an.
>
> Er singt so süß, so leise
> Und will im Singen vergeh'n;
> O Blume, weiße Blume,
> Kannst du das Lied versteh'n?

Mirza-Schaffy schüttelte den Kopf und schob das Lied beiseite mit den Worten: „Ein thörichter Schwan."

„Gefällt dir das Lied nicht?" fragte ich meinen Lehrer.

„Der Schluß ist unweise“, erwiderte er; „was hat der Schwan davon im Singen zu vergehen? Er schadet sich damit und nützt der Rose Nichts. Ich wüede geendet haben:

> Er faßt sie mit dem Schnabel
> Und trägt sie mit sich fort!“

Vortrefflicher Weiser von Gjändsha! O kämst du nach dem Occident, um alle diese zarten, singenden Schwanenjungfrauen zur Raison zu bringen und sie mit starker Hand an dem wassertriefenden Gefieder zu fassen. Diese thränenfeuchte und seufzerschwere Atmosphäre der medischen Lyrik mit dem aufsteigenden „Dunst“ des Gefühls, der nicht einmal Kraft genug hat, sich zu Ossian'schen Nebelgestalten zusammenzuballen, bedarf eines so gesunden Sonnenstrahls, wie ihn die orientalische Lebenssonne in einfacher Klaeheit und Hoheit auch in die Gefühlswelt wieft. In all diesen Liebesschwänen steckt kein Jupiter; sie piepsen im Abendroth und wagen es nicht ihre Ledas zu umarmen. O käme der gesunde Schwan von Tiflis mit seinem Schnabel und trüge die ganze veelogene Liebespoesie des Occidents mit sich fort! Ein Geibel'scher Schwan aber hat keinen Schnabel; das ist zu prosaisch und unanständig, zu fest und greifbar für die duftigen Mondscheinlandschaften und verschwebenden Harmonien der zartgefiederten Schwanlyriker.

Ebenso interessant wie des orientalischen Dichters kritische Randglossen sind die Proben des poetisch-servilen Kanzleistils, welcher das Gebet der Tataren von Karabogh charakterisirt und unsern Hofpublicisten als unerreichbares Muster zu empfehlen ist. Nach einer Anrede an den König der Könige heißt es: „Also als den herrlichsten Edelstein aus der Krone seiner Gnade hat er der Erde gesendet die Kaiserin, die Beschützerin der Welt, die Königin der Könige, die Krone der Sonne, die der Königskeone Hoheit verleihende, die das Weltall schmückende, die das Weltall erleuchtende Sonne, den Stern der Herrschaft, die hohe Stufe, die gerechte Königin aller Länder des Kaiserreichs und der Majestät. Die berühmten und glücklichen Staaten Gebietende, die die Völker der Erde Beruhigende, die die Erde und Zeit Schmückende. Die Herrin, begabt mit einem Herzen dem Meere gleich, und mit einer Hoheit gleich der der Berge; die Königin aller Stufen des Himmels, in ihrem Glanze den Sternen unzähliger Völker vergleichbar. Die Beschützerin der Könige der Welt und ihre Vertheidigerin, die glänzendste Perle im Korbe des Glücks, den leuchtenden Stern des hohen und glücklichen Gestirns. Den Edelstein der königlichen Krone, die kostbare Perle, das Kleinod des Meeres, die den Thron und die Krone Schmückende, die den Königen der Welt Gebietende, die den Gewaltigen auf Erden Kraft und Macht Verleihende, die die Reiche der Größe und Herrschaft Unterwerfende, die allen mächtigen und reichen Staaten Gebietende, die das Banner staatlicher Macht und staatlichen Ruhms Tragende, die den hohen und königlichen Thron Verschönernde. Die Königin des berühmtesten Throns und Herrscherin des Throns Feridun's. Die der Sonne Glanz und dem Monde Licht Spendende; die Kaiserin, die große und hohe Königin der Könige.“ Aus so unerschöpflichem Füllhorn mit Blumen beworfen zu werden, ist ein Glück das bisjetzt wol noch keiner Fürstin des Abendlandes zutheilgeworden ist. In derselben überschwänglichen Sprachweise, die wie eine Repitiruhr immer von neuem losschlägt, so oft der Finger sie berührt, wird auch der Kaiser von Rußland gefeiert, bis die glänzendsten Metaphern zuletzt ganz abgegriffen und fahl aussehen.

Die eigentliche poetische Quintessenz aus „Tausend und Ein Tag“ hat Bodenstedt in einer besondern Sammlung: „Die Lieder des Mirza-Schaffy“, herausgegeben, welche sich ihrer Bedeutung und Richtung nach an den „Hafis“ von Daumer anschließen. Der Grundcharakter derselben ist die heitere, lebensfrohe Opposition gegen die Moralpredigten der Ascese, die Weisheit des Lebens gegenüber der Weisheit der Bonzen und Muftis. Die ordinaire Wein- und Liebeslyrik des Abendlandes ermangelt dieses oppositionnellen Anstrichs, der dem heitern Genuß eine tiefere Basis gibt, indem er ihn auf einem von jeder Mystik freien Naturcultus begründet. Der 'unausstehlich sentimentalen Liebeslyrik des Abendlandes mit ihrer Verhimmelung der Schönheit, mit allen ihren sich selbst aufzehrenden Gefühlen und Phantasien, mit dem innern Brüten der Seele und des Herzens in sich selbst, mit allen diesen Scheuledern einer verschrobenen Weltanschauung, welche den freien und umsichtigen Blick hemmen, tritt hier die behagliche Hingabe an den Reiz und die Schönheit der Formen und den frischen Genuß entgegen, welche das menschliche Wesen nicht dualistisch theilt, sondern wie aus einem Gusse auffaßt. So nähert sich hier der Orient dem menschlichen Bildungsideal, das die jüngere Philosophie des Abendlandes zu erobern strebt, nachdem es hier unter den Aus- und Nachgeburten mittelalterlicher Verzücktheit fast verlorengegangen ist. Auf der andeen Seite strebt eine Schar nicht talentloser Poeten, an deren Spitze Emanuel Geibel steht, die Liebespoesie der sentimentalen Richtung durch geschmackvolle Form, durch Grazie und Melodie des Ausdrucks zu voeherrschender Geltung zu bringen. Gerade hiergegen ist der Mirza-Schaffy von Bodenstedt ein wirksames Mittel. Wem das wesentliche Verdienst bei diesen Liedern gebührt, ob dem Weisen von Tiflis oder dem Touristen, ist freilich schwer zu entscheiden. Jedenfalls hat Bodenstedt das Verdienst, die Lieder und Sprüche so glücklich, mit so vieler Feinheit und Angemessenheit übertragen zu haben, daß sie in der deutschen Sprache ein Heimatsrecht gewinnen. Die Treue ist dabei sehr gleichgültig und hat auch Bodenstedt nur die zufälligen Gedanken und Einfälle des Weisen von Gjändsha aufgenommen und ihnen sein eigenes dichterisches Gepräge geliehen: sie tragen den Blütenduft des Orients und sind keine nachgemachten Blumen. Der Prolog, eine Dichtung von Bodenstedt, in welcher Reflexionen und Schilderungen wechseln, athmet nicht die Frische, welche den übrigen Liederkranz auszeichnet. Es ist darin zu viel gemachter lyrischer Effect, und selbst der rhetorische Hinweis auf den Tscherkessenkampf wenig am Platz, da der Heroismus in Mirza-Schaffy's Liedern duechaus nicht vertreten ist. Reizend sind dagegen gleich die ersten Gedichte an Zuleikha:

> Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt,
> Nicht mit Rosen auf duftigem Blumenfeld,
> Selbst mit der ewigen Sonne Licht
> Vergleich' ich Zuleikha, mein Mädchen, nicht;

oder:

> Sing' ich ein Lied, hüpft freudereich
> Das Herz der jungen Mädchen,
> Denn Perlen sind die Worte gleich,
> Gereiht auf seid'nen Fädchen.

oder:

> Was ist der Wuchs der Pinie, das Auge der Gazelle
> Wol gegen deinen schlanken Wuchs und deines Auges Helle?

Hier ist überall Plastik, edele Sinnlichkeit, frische Anschauung, graziöse Durchführung, die sich hin und wieder zu geistigem Schwung erhebt, wie in dem reizenden fatalistischen Gedicht mit dem Refrain:

> Denn so steht's im Schicksalsbuche
> Mir urzeitlich vorgeschrieben.

Einige Verse dieses Gedichts athmen einen classischen Parfum, z. B.:

> Beut die Liebe dir Bedrängniß?
> Scheuche lächelnd Angst und Pein!
> Denn erfüllt muß das Verhängniß
> Meines stolzen Herzens sein.

In den „Liedern der Klage“ sträubt sich der gesunde orientalische Geist gegen die Berechtigung der poetischen Lamentation. Das Unglück wird eben als ein Verhängniß hingenommen; aber jene unglückliche Gnadentheorie der Theologen welche den Menschen zur Läuterung in den Sumpf des Un-

glücks hineinstößt um ihn dann durch die Vorsehung bei dem Schopf wieder herausziehen zu lassen, widerstrebt der sinnreichen Weltanschauung des Morgenländers, wie Alles was die Natur aus irgend welcher Caprice auf den Kopf stellt:

Es ist ein Wahn zu glauben, daß
Unglück den Menschen besser macht.
Es hat dies ganz den Sinn, als ob
Der Rost ein scharfes Messer macht,
Der Schmuz die Reinlichkeit befördert,
Der Schlamm ein klares Gewässer macht.

Das Lied über die „Noth“ zeichnet sich durch Einfachheit und ergreifende Wahrheit aus, wie der Ghaselenkranz zur Feier des Weins und des Lebensgenusses durch harmlose Naivetät und fröhliche Opposition gegen die transscendentale Weisheit der Mufti. Die „Lieder und Sprüche der Weisheit“ sind reich an kernhaftem Gehalt und einer tüchtigen Polemik gegen süßlich-fade Richtungen des Lebens und der Poesie, gegen „das süßliche Reimgebimmel“, das ewige Flennen von Hölle und Himmel“, gegen die „moscheenduftigen Lieder“, gegen die Ueberschwänglichkeit in Liebestönen. Nirgend fehlt die epigrammatische Pointe, und selbst die kleinste, niedlichste Gedankenmünze ist ebenso zart wie scharf ausgeprägt. Auch die übrigen Abschnitte der Sammlung enthalten manches liebliche Gedicht, das sich durch die Musik seiner Strophen dem Gedächtniß einschmeichelt. Das kleine Dichtwerk ist ein wahres Labsal für Jeden der niedergehetzt von der neuen Pegnitz-Schäfer-Poesie oder gar von den Rodomontaden und versificirten Missionspredigten der katholischen Glaubensfanatiker, wie Redwitz, erquicklichen Genuß und reinmenschliche Befriedigung an naturwahrer und einfach-schöner Poesie sucht. Wer in den verschiedenen Geistesregungen in Ost und West das gleiche Streben nach Befreiung von alter Satzung und Verdrehung der Natur, die andächtige Rückkehr zur tiefsten, einfachsten Wahrheit sieht: der wird auf diesem neuen „westöstlichen Divan“ mit Behagen ausruhen; denn ein unverfälschter Lebensquell sprudelt ihm hier Kühlung zu, und das Morgen- und Abendroth der Bildung, der Orient und der Occident, spiegeln sich mit gleichem Glanz in seinen Fluten.

R. Gottschall.

Arkadien. Seine Natur, seine Geschichte, seine Einwohner, seine Alterthümer. Von Christoph Theodor Schwab. Eine Abhandlung. Stuttgart, Cotta. 1852. Gr. 8. 12 Ngr.

Wenn die neulich in Nr. 13 d. Bl. besprochene, auch wegen ihrer gleichsam die durchsichtige Luft Griechenlands mit Glück nachahmenden gefälligen und geschmackvollen Darstellung ansprechende Monographie von E. Curtius über „Olympia“ der besondern Beachtung der Leser empfohlen ward, so verdient dies die vorliegende Schrift über Arkadien mindestens im gleichen Grade, wenn nicht etwa um ihres dem allgemeinen Interesse näherliegenden Gegenstandes willen diese letztere sogar eine noch größere Beachtung in Anspruch nimmt. Liegt doch Arkadien mit dem ihm eigenthümlichen, in moderner Zeit sprüchwörtlich gewordenen Zauber idyllischen Ruhms namentlich jedem Deutschen sehr nahe, der das Schiller'sche „Auch ich bin in Arkadien geboren“ kennt, auch wenn er sonst von diesem Arkadien so gut wie Nichts weiß. Diese Kenntniß des in verschiedenen Beziehungen interessanten Theils des alten Griechenlands vermittelt nach den Erinnerungen und nach dem gegenwärtigen Zustande der Landschaft in erschöpfender Weise die obige Monographie. Der Verfasser gibt in ihr die Resultate zweier im Herbste 1848 und im Frühjahre 1849 gemachten Reisen auf Grund der dabei angestellten Beobachtungen und der Vergleichung mit den Nachrichten des Alterthums. Er verbreitet sich zunächst über das Klima von Griechenland im Allgemeinen (als den angenehmsten Reisemonat in Griechenland bezeichnet er den October) und namentlich über das von Arkadien in früherer Zeit und jetzt, und betrachtet die sonstigen Naturzustände und äußern Verhältnisse Arkadiens in Betreff seines landschaftlichen Charakters und der Bodencultur, sowie seiner Vegetation und der Flora und Fauna, wobei er übrigens bemerkt daß die Pflanzenwelt gegen das Alterthum in Griechenland überhaupt mehr Veränderungen erlitten habe als die Thierwelt, was nur als die Folge einer jahrtausendlangen Uncultur angesehen werden kann. Länger verweilt der Verfasser in seinen Mittheilungen über die Bodenformation und über die eigenthümliche Beschaffenheit der Gewässer Arkadiens bei der Styxquelle, von welcher er eine genaue autoptische Beschreibung gibt und über deren religiöse und naturhistorische Bedeutung bei den Alten er viel Interessantes beibringt, indem er namentlich die Nachrichten der Alten über das Styxwasser und dessen giftige, also zerstörende und schädliche Eigenschaften zusammenstellt und prüft; Eigenschaften die jedoch der Verfasser selbst in dem Wasser nicht fand, und wonach er es auch nur als eine rhetorische Uebertreibung der Alten bezeichnet, die diesem Styxwasser den Tod Alexander's des Großen zuschrieben. Was die Geschichte Arkadiens anlangt, so erklärt er sich für die Annahme der Verwandtschaft der Pelasger und Hellenen und bemerkt da, wo er von der Slawinisirung Griechenlands und namentlich des Peloponneses oder der Morea spricht und auf die bekannte Hellenenfresser-Hypothese Fallmerayer's zu reden kommt, offen und entschieden in ähnlicher Weise wie Ernst Curtius im ersten Theile seines „Peloponnes“ als das Resultat seiner unbefangenen Forschungen: „Man wird die auf die Spitze gestellten Behauptungen Fallmerayer's, die überhaupt nur als paradoxe Paradepferde sein geistvolles Werk über die Morea durchsprengen, während oft eine sie beschränkende billigere Ansicht auftritt, man wird diese Behauptungen ermäßigen müssen, wenn man in der schwierigen Frage über Slawinisirung der Morea richtig urtheilen will.“ Dem Interesse der Gegenwart liegt Dasjenige näher, was von den heutigen Einwohnern, ihrer Lebensweise und ihren Gebräuchen, sowie über die öffentlichen Einrichtungen, die kirchlichen Verhältnisse und die Alterthümer Arkadiens mitgetheilt wird. In letzterer Beziehung heißt es, daß „wir in den Trümmern Arkadiens noch jetzt zahlreiche Spuren der ersten Entwickelung des griechischen Lebens verfolgen können und damit zugleich die noch jetzt vorhandenen Belege für den Zusammenhang der pelasgischen Colonien Großgriechenlands mit dem Mutterlande erkennen“, eine Bemerkung die, insoweit es um den Zusammenhang des neuen Griechenlands mit dem alten sich handelt, auch von der Sprache der heutigen Griechen gilt, die von der pelasgischen Ursprache mehr Ueberbleibsel bewahrt hat als Manche wissen.

68.

Mirabeau und der Hof Ludwig's XVI.

Dritter und letzter Artikel. *)

Von den Hindernissen die sich der Ausführung von Mirabeau's Plan entgegenstellten wurden einige bereits angedeutet. Sie bestanden namentlich in der Schwäche und Unentschlossenheit des Königs, dem geringen Einflusse der Königin, dem Geist der Anarchie der überall wehte, der demagogischen Raserei in Paris, endlich in den Irrthümern, Leidenschaften und Misgriffen der Nationalversammlung. Das größte Hinderniß war jedoch unumwunden gesagt Mirabeau selbst, sein Ungestüm und seine Inconsequenzen. Es war Frankreichs Unglück daß Diejenigen welche sein Bestes wollten ihm doch ihre Leidenschaften, ihr Interesse oder ihre Eitelkeit nicht opfern konnten. Mirabeau wollte sicherlich den König und die Königin retten, er wollte dies aber ganz allein, und so oft man seinem

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 11 u. 23 d. Bl. D. Red.

Plane nicht folgte, so glaubte er auch sich selbst nicht mehr an ihn gebunden; er hörte nur zu leicht auf an dem Tage monarchisch zu sein, wo man nicht seinen Willen befolgte. Mirabeau hatte als geheimer Rathgeber des Hofs und als eins der parlamentarischen Häupter der Revolution allerdings eine schwierige Rolle; allein seine Leidenschaften machten sie schwieriger noch als die äußern Umstände. Mirabeau wollte nicht daß man sein Benehmen beurtheile; er erklärte, man könne nicht tagtäglich eine rettende That begehen, und hatte sich im voraus seine Widersprüche vorbehalten; jedoch misbrauchte er diese Erlaubniß. Nicht absichtliche, vorbedachte Widersprüche sollen ihm vorgeworfen werden, sondern die welche er aus Aerger und im Unmuth sich zuschuldenkommen ließ.

Mirabeau erschöpft sich gegen Lamark in Entschuldigungen derselben, er kann den Leser aber nicht überreden. So, als er für die Civileinrichtung des Klerus, und für den Eid der Priester sprach, verlangte er, man solle nicht „auf die mehr oder minder heftigen Reden" achten, die er halte, „weil nur wenn man sich auf einer Scala erhalte, man in der stürmischen Versammlung sich das Recht geben könne vernünftig zu sein" (II, 361). Nur darf diese Scala nicht gefährlich sein! Mirabeau glaubte ein Wunder gethan zu haben, als er heftig sprach und gemäßigt schloß. Lamark schrieb daher mit Recht an Argenteau: „Mirabeau hat eine der schlechtesten Partien bei dieser Gelegenheit ergriffen; er hat einen ziemlich gemäßigten Vorschlag gemacht, nachdem er vorher eine äußerst heftige Rede gehalten, und hat auf diese Weise fast bei Jedermann angestoßen; vorallem hat er den Tuilerien misfallen, wo man sich über seine unheilbare Wuth nach Popularität ärgert (II, 397).

Dieses Beispiel zeigt wie sehr Mirabeau und der Hof immer wieder voneinander getrennt wurden und wie sehr der Hof ihn in der Regel misverstand. Weil man ihn gekauft hatte, wollte man ihn sich ganz ergeben wissen, und dachte nicht daran daß es zu Nichts helfen konnte, einen einzelnen Contrerevolutionnair mehr zu haben; man vergaß daß die Massen Alles waren, die Männer Nichts. „Man sieht leider nicht", schrieb Lamark in einem Briefe vom 26. Januar 1791 an Argenteau, „daß man durch die Ereignisse und auf die großen Massen wirken muß"; und an einer andern Stelle meint er daß in einer Revolution, wo das ganze Volk aufgewühlt sei, wo jede Wirkung 2000 Ursachen habe, von einer sichern Berechnung gar nicht die Rede sein könne.

Was der Hof brauchte, war nicht der Mirabeau, den er sich wünschte: der Hof hätte sich nur die Gewalt zu verschaffen suchen sollen, die der wirkliche Mirabeau besaß. Diese Macht war eine revolutionnaire, und Mirabeau wollte sie nicht verhandeln, konnte sie nicht verkaufen; denn sie war seine Sicherheit und sie lag in den Massen. Mirabeau wußte recht gut daß der Hof im Grunde ihn haßte und er nur soviel galt weil man ihn fürchtete; seine Politik, sein Haß gegen die Contrerevolution, seine Interessen und seine Leidenschaften machten daß er sich dem Hofe nicht ganz hingab und von Zeit zu Zeit aus Berechnung oder aus Unmuth sein Zorn und seine Drohungen gegen die rechte Seite der Versammlung losbrachen. Er war dann Parteimann und der Hof ergrimmte sich über ihn; man sagte zu Lamark: „Daß er so sprechen kann, er!" und dieser vermied es an solchen Tagen die Königin zu sehen, beklagte sich seinerseits gegen Mirabeau und erhielt dann von ihm ein Billet in welchem sein ganzer Ungestüm losbrach.

Wir wollen ein Beispiel erwähnen. In der Versammlung wurde die Abdankung der Minister discutirt; Mirabeau, der sie nicht liebte, sprach gleichwol nicht, und das Amendement, das die Abdankung wollte, ward mit 440 gegen 403 Stimmen verworfen. Dies galt für einen Triumph der monarchischen Principien, der Hof und die Rechte geriethen ganz außer sich, und alsbald brachen bei der Frage über die Schiffsflagge die Leidenschaften los. Die Rechte wollte die weiße Flagge beibehalten, und Mirabeau klagte dann in einer sehr heftigen Rede die Rechte an, contrerevolutionnaire Absichten zu haben. Der Hof war sehr erzürnt darüber, und Lamark beklagte sich gegen Mirabeau, der ihm antwortete, wie unbesonnen es von den dummen Schuften (stupides coquins) gewesen sei, einen zufälligen Erfolg für einen Sieg der Contrerevolution zu nehmen; er sei ein guter Bürger, der den Ruhm, die Ehre und die Freiheit vorallem liebe, und gewiß würden die Herren von Rückwärts ihn immer bereit finden, sie zu zerschmettern. „Gestern hätte ich sie können massacriren lassen; wenn sie so fortfahren, so würden sie mich zwingen es zu wollen, wäre es mir nur nicht wegen der kleinen Zahl Ehrenmänner unter ihnen ... Sie können sich übrigens aus der unangenehmen Lage, von der Sie mir sprechen, dadurch ziehen, daß Sie meinen Brief zeigen. Vale et me ama" (II, 251). Ein sonderbares Gemisch in diesem Briefe. Was sollte der Hof von ihm denken? Man soll ihn nicht fürchten und er droht doch. Mirabeau wollte seinen Werth, sein ganzes Gewicht fühlen lassen; er wollte seinen Brief lesen lassen, nicht um sich zu bereichern, aber um sich ein noch größeres Ansehen zu verschaffen.

Leider verfehlten diese Fanfaronnaden ihren Zweck. Ein Billet des Erzbischofs von Toulouse, der Lamark als Unterhändler bei der Königin diente, zeigt uns den Eindruck den seine heftige Sprache hervorbrachte. „Ich sende Ihnen den Brief des Grafen Mirabeau zurück und bekenne daß er mir Schrecken einflößt. Wenn er nicht beweist was er denkt, so läßt er doch ahnen bis wie weit seine Einbildungskraft geht, wenn er in dem Zustande sich befindet den Sie seine par-dela nennen. Ich denke daß Sie zu seiner Ehre dieses Billet verbrennen oder vielmehr aufbewahren müssen, um ihm das Schmachvolle einer solchen Verirrung zu zeigen, wenn er wieder bei kaltem Blute ist. Es ist keine kleine Aufgabe einen so ausbrausenden Charakter zu mäßigen, und ich bekenne daß ich 100 Meilen weit fliehen würde, wenn meine Treue und meine Ergebenheit mich nicht hier zurückhielten."

Wenn es am Hofe Jemanden gab für den Mirabeau gern sich aufrichtig geopfert hätte, so war es die Königin. Er betrachtete sie als „den einzigen Mann" der in der Nähe Ludwig's XVI. war, und es war außerdem das Privilegium Marie Antoinette's, Begeisterung und Hingebung allen Denen einzuflößen die sich ihr näherten. Mirabeau entging ihrem Zauberkreise nicht. Er sah die Königin und unterhielt sich mit ihr; er war entzückt und bewegt. Er glaubte selbst, so aufrichtig war die Bewegung die er fühlte, einiges Vertrauen eingeflößt oder einigen Erfolg erreicht zu haben: er täuschte sich, und diese Illusion Mirabeau's ist einer der interessantesten Züge dieses Misverständnisses das wir angedeutet. Am 3. Juli 1790 fand in St.-Cloud die Zusammenkunft Mirabeau's mit der Königin statt. Die Campan, welche die Details die sie in ihren Memoiren mittheilt aus dem Munde der Königin selbst haben will, macht davon eine etwas romanhafte Schilderung: „Mirabeau verließ Paris zu Pferde und unter dem Vorwande sich zu einem seiner Freunde aufs Land zu begeben; er hielt jedoch an einem der Gartenthore von St.-Cloud und wurde, ich weiß nicht von wem, an einen Ort geführt wo die Königin allein ihn erwartete, an dem erhöhtesten Theile ihrer Privatgärten. Sie erzählte mir daß sie ihn mit den Worten angeredet habe: «Bei einem gewöhnlichen Feinde, bei einem Manne der der Monarchie den Untergang geschworen hätte, ohne den Nutzen zu würdigen den sie für ein großes Volk hat, würde ich in diesem Augenblicke den verkehrtesten Schritt thun, allein wenn man zu einem Mirabeau spricht» u. s. w. Er verließ die Königin mit den Worten: «Madame, die Monarchie ist gerettet!»"

Diese Zusammenkunft schmeckt nach dem Theater und nach dem Romane. Die einfache und wahre Erzählung ist diese. Die Zusammenkunft fand nicht in den Gärten von St.-Cloud statt, und die Königin erwartete auch nicht Mirabeau allein, sondern sie fand in dem Zimmer der Königin statt, wo sich auch der König befand. „Das erste mal als ich die Königin nach dieser Zusammenkunft wieder sah", schreibt Lamark, „ver-

sicherte sie mir sofort daß sie und der König dabei die Ueberzeugung von der aufrichtigen Ergebenheit Mirabeau's gegen die Monarchie und gegen ihre Personen erlangt hätten. Sie sprach sodann von dem ersten Eindrucke zu mir, den die Erscheinung Mirabeau's auf sie gemacht habe. Noch vor neun Monaten hatte man ihr diesen Mann wie ein wildes Ungeheuer geschildert, das eine Bande Brigands nach Versailles geführt habe. Sie dachte an die bei ihrer Vertheidigung ermordeten Garden, an ihren durch Verbrecher, die ihren Kopf verlangten, verwüsteten Palast, und unwillkürlich kam ihr der Gedanke an Mirabeau, wie er diese Scene beherrschte, wieder ein. So überzeugt sie nunmehr auch von ihrem Irrthum in dieser Hinsicht war, so verschwinden doch so tiefe Eindrücke nicht leicht, und die Königin bekannte mir daß im ersten Augenblicke, wo sie Mirabeau sah, eine Bewegung von Schrecken und Entsetzen sich ihrer bemächtigt und sie so angegriffen habe daß sie nachher ein leichtes Unwohlsein davon empfand. Mirabeau dagegen sprach nur mit Entzücken von dieser Zusammenkunft. Er hatte St.-Cloud begeistert verlassen. Die Würde der Königin, der Reiz ihres ganzen Wesens, ihre Leutseligkeit, als er sich selbst als eine der Hauptursachen ihrer Leiden angeklagt hatte, Alles hatte ihn über alle Beschreibung entzückt. Diese Zusammenkunft flößte ihm neuen Eifer ein und vermehrte seinen lebhaften Wunsch, sein Unrecht wieder gutzumachen. «Nichts soll mich abhalten», sagte er zu mir, «ich will eher untergehen ehe ich meine Versprechen nicht halte»" (I, 190).

In dieser Erzählung ist nichts Romanhaftes mehr, aber etwas Trauriges. Es ist der Ursprung der Harmonie Mirabeau's und des Hofs. Auf der einen Seite ist Mirabeau bewegt, entzückt, begeistert, und die Königin? Die Königin hat Furcht vor ihm und wird sogar incommodirt durch ihn, sie wird unpäßlich davon. Ein gewaltiger Unterschied! Es liegt hierin zugleich ein neuer Beweis für den Widerwillen der Königin gegen die Geschäfte. Hätte sie gern regieren und herrschen wollen, so würde sie gewiß eine so kindische und weibische Furcht vor Mirabeau nicht gehabt, sondern sie würde ihn benutzt haben, wie er es wollte. Statt dessen beruhigte sie sich bei der Zusammenkunft und glaubte die Revolution schon überstanden zu haben, weil eines der Häupter derselben innegehalten und sich ihr genähert hatte. Und doch waren die Massen Alles und die einzelnen Männer Nichts.

Die Schwierigkeit der Unterhandlung Mirabeau's mit dem Hofe machte die Rolle Lamark's sehr peinlich. Und dies ist es gerade was bei Lamark unsere Bewunderung erregt, daß er gleichwol diese Rolle mit solcher Ergebenheit durchführte, ohne ihre Schwierigkeit sich zu verhehlen. Er hatte es übernommen für die Treue Mirabeau's zu haften, und es handelte sich dabei um die Rettung Frankreichs, des Königs und der Königin. Mirabeau hätte gern die Tuilerien nach seinem Plane gelenkt, und die Tuilerien wollten Rathschläge die sie nicht befolgten. Er war dann Zeuge der Klagen Mirabeau's über die Unthätigkeit des Hofs, die ihm die düsterste Zukunft eröffnete. Er sah das traurige Ende das dem König und der Königin drohte voraus, und mehr als ein mal sprach er die schrecklichen Worte zu Lamark: „Sie werden es sehen, der Pöbel wird ihre Leichen schlagen!" (I, 198).

Mirabeau erscheint so, wie er zwischen den Händen Lamark's war, abwechselnd enthusiastisch und sorglos, eine Natur voll erhabener und kleinlicher Eigenschaften, aus Contrasten zusammengesetzt. Dazu kam daß diese guten und bösen Contraste, die das Wesen des Menschen ausmachen, sich in Mirabeau nicht durch den Einfluß eines ruhigen und geregelten Lebens hatten ausgleichen können. Sein abenteuerliches Leben hatte zu den Ungleichheiten seines Charakters die Wechselfälle des Schicksals gebracht, er war, wie Lamark an Argenteau schreibt, „zugleich groß und klein, oft über, aber manchmal auch sehr unter den Andern", dem Wunsche viel Geld zu erlangen leicht zugänglich, um viel verschwenden zu können, ebenso leicht gerührt und bewegt, bereit für schlechte und gute Empfindungen, von einem bewunderungswürdigen Scharfsinn in der Politik, fähig in einer Regung des Unmuths alle Vorsicht und jede Ueberzeugung zu vergessen und das Gegentheil von Dem zu thun was er dachte; entschlossen, einflußreich und mächtig zu sein, je nach dem Augenblick bald durch den Hof, bald durch das Volk.

Diesen Mann zu lenken hatte Lamark sich zur Aufgabe gemacht; er wollte ihn im Zaume halten, reinigen, für die Sache des Königs und Frankreichs nützlich machen. Um dies zu bewirken hatte er zwei Vortheile über Mirabeau; er liebte ihn und ward wieder von ihm geliebt; infolge davon beurtheilte er ihn und kannte ihn; er ist also niemals kalt oder blind gegen ihn. Die Briefe die er ihm schrieb um ihn zu zähmen und zurückzuführen, wenn Mirabeau aus Unmuth oder aus Berechnung sich in der Nationalversammlung einer factiösen Heftigkeit hingegeben hatte, sind voll Verstand und Zuneigung zugleich.

Und wie hätte Mirabeau, der wie alle beredten Männer die Gabe hatte Das zu lieben was gut und schön ist, Mirabeau mit seinem sensibeln und vibrirenden Herzen Lamark nicht lieben sollen? Er liebte Lamark nicht blos wegen der Dienste die dieser ihm erwiesen, sondern weil ihn dieser begriffen und verstanden hatte, weil er ihn des Guten fähig hielt, als alle Welt glaubte oder sich doch stellte zu glauben daß er im Bösen untergegangen sei. Mirabeau hatte ebenso begriffen welch ein Herz und welch einen Kopf Lamark hatte. Er schrieb ihm am 2. Januar 1790 nach Brüssel: „Da haben Sie, mein theurer Graf, das Datum des neuen Jahres; aber unter den großen und unsterblichen Ereignissen die das denkwürdige vergangene Jahr bezeichnet haben, wird ein jedem Andern und selbst Ihnen leicht entgehender Umstand nie aus meinem Gedächtnisse schwinden, nämlich der der uns zuerst gegenseitig genähert hat und der eine Verbindung ins Leben rief die, ich wenigstens rechne darauf, zur unvergänglichsten und hingebendsten Freundschaft werden wird." Und Lamark antwortete ihm von Brüssel aus: „Ohne über ein Lob stolz zu werden, mein theurer Graf, das ich mehr Ihrer Freundschaft als irgend einem andern Grunde verdanke, fühle ich mich doch in meinen eigenen Augen geehrt, weil ich mich Ihnen nähern und Ihren seltenen und nur zu oft verkannten Eigenschaften die schuldige Anerkennung zutheilwerden lassen konnte. Die Freundschaft die mich an Sie fesselt findet einen Grund mehr in der Gerechtigkeit die ich Ihnen widerfahren lasse, und meine Eigenliebe sogar ist beruhigt durch die Art Superiorität die ich über Diejenigen erlangt habe die Ihren Werth nicht zu würdigen wußten oder auch ihn nicht würdigen wollten; denn Neid gibt es überall wo Menschen sind und Niemand wird mehr beneidet als hervorragende Männer."

So liebten sich Mirabeau und Lamark. Besonders aus den Briefen des Letztern an Argenteau, ehemaligen östreichischen Gesandten in Paris, sieht man aber auch, mit welchem Scharfsinn und mit welcher Gerechtigkeit Lamark Mirabeau begriff, und wie er ihn trotz der Schwierigkeit seiner Aufgabe nicht verlassen wollte. Er ward durch Mirabeau nicht entmuthigt, wenn ihm dessen Richtung auch peinlich war und er mitunter die Geduld verlor. „Was das für ein Mann ist", schrieb er an Argenteau, „immer auf dem Punkte sich zu erzürnen oder muthlos zu werden, abwechselnd unklug bis zum Uebermaß des Vertrauens oder abgekühlt durch das Mistrauen; er ist sehr schwer zu lenken bei Dingen die Geduld und Ausdauer verlangen" (II, 286).

Außer seinen natürlichen Fehlern hatte Mirabeau noch seine politischen Berechnungen die Lamark sehr hinderlich waren. Er selbst wollte unthätig bleiben, Andere sollten handeln, während er im Hintergrunde blieb und das Verdienst des Erfolgs in Anspruch nahm; er wollte seine Popularität nicht zu sehr gefährden. „Seine Popularität", schreibt Lamark, „ist in der letzten Zeit wirklich gewachsen, dies beunruhigt mich. Wenn er jemals an der Regierung verzweifeln und seinen Ruhm in

die Popularität setzen sollte, so wird er unersättlich sein, und Sie wissen so gut wie ich was Volksgunst in der Zeit der Revolution ist. Alles Dies macht mich sehr muthlos, Herr Graf. Ich empfinde jeden Tag mehr Ekel gegen dies Land, seine Männer, seine Gesetze, seine Gewohnheiten. Der König ist ohne die mindeste Energie. Herr de Montmorin sagte mir Tags darauf traurig, daß als er mit ihm von seinen Geschäften und seiner Stellung gesprochen, er ausgesehen habe als spräche man mit ihm von Geschäften des Kaisers von China ... Die Königin ist als Frau träge; als Königin sitzt sie auf einem sehr wankenden Throne. Ich überwache, studire Mirabeau mehr als je, und ich werde immer mehr davon überzeugt daß man auf ihn solange rechnen kann als er nicht an den Tuilerien verzweifelt. Man muß sich übrigens nicht verhehlen daß dieser Mann durch seine Talente und seine Kühnheit ein großes Gewicht in einer Revolution behalten wird, die von Männern geleitet wird welche ihm mehr oder minder an Charakter ähneln; und obwol es gewiß sehr schwer sein wird mit ihm und durch ihn zu regieren, so scheint es mir doch unmöglich gegen ihn zu regieren" (III, 28, 30, 46).

Lamark hatte zwischen Mirabeau und dem Hof Verbindungen angeknüpft in der doppelten Absicht die Königin zu retten und Mirabeau zu dem Ruhme zu bringen, die Gesellschaft zu erhalten, nicht sie zu zerstören. Seine Ergebenheit gegen die Königin und seine Freundschaft für Mirabeau vereinigten sich hierin. Nach dem Tode Mirabeau's fuhr er fort der Königin durch seine Rathschläge und seine Verbindungen in der Nationalversammlung zu dienen; allein man fühlt es in seinen Briefen, wie er mit jedem Tage muthloser wird. Er hatte viel von Mirabeau gehofft; als dieser gestorben war, sah er die Gefahren sich immer mehr häufen und die Hülfe immer schwächer und ungewisser werden. Mirabeau erfüllte und belebte seine ganzen Gedanken; die verhängnißvolle Katastrophe, der Tod des Königs und der Königin, die Gräuel von 1793 schienen ihm nicht unvermeidlich. Nach Mirabeau's Tode fühlt man daß er von dem Unglück nur noch durch die Zeit getrennt ist, die er aber sicher kommen sieht.

Alles was das Königthum an Stützen noch hatte brach nacheinander zusammen. Nach der Flucht von Varennes wollte die Nationalversammlung die Monarchie durch die Revision der Verfassung nach dem Plane Mirabeau's und unter den Auspicien Barnave's retten. Die Nationalversammlung machte jedoch der gesetzgebenden Platz, und Lamark sieht von ihrem Beginn an was sie sein wird. „Die nächste Legislatur", schreibt er an Argenteau, „ist sehr schlimm zusammengesetzt. Man weiß schon daß drei Viertel der neuen Deputirten reine Nullen sind, und daß die Andern nur durch ihre incendiarischen Ansichten sich auszeichnen. Die Wähler von Paris haben Brissot ernannt; vielleicht geschieht dies auch mit einem gewissen Danton; der Abbé Fauchet wird gewiß gewählt. Das sind mehr republikanische Elemente als die jetzige Versammlung hat, ungerechnet die Hülfstruppen die sie in Masse aus den Provinzen erhalten werden." Er schreibt weiter wie diese neuen Deputirten Nichts zu verlieren haben. „Neunzehn Zwanzigstel der Mitglieder dieser Legislatur haben keine andern Equipagen als Galoschen und Parapluies. Man hat berechnet daß die sämmtlichen neuen Deputirten zusammengerechnet nicht 300,000 Livres Einkünfte haben. Solch eine Versammlung wird nicht durch Anstand imponiren, weil die Meisten aus denen sie besteht gar keine Erziehung genossen haben, und sie kann dem Volke Nichts mehr verleihen, wenn sie anders nicht die völlige Auflösung der Gesellschaft vollenden und das Zeichen zum sauve qui peut geben will" (III, 233 und 246).

Die pariser Bourgeoisie war entmuthigt und eingeschüchtert, sie hatte Péthion zum Maire von Paris ernennen lassen. „Es kommen 2000 Votanten auf 80,000, die dies haben geschehen lassen. Die Abwesenden waren sicherlich nicht für Péthion. Die Hälfte der Nation ist indifferent gegen Alles was vorgeht und daher ruhig; allein dies beweist Nichts, denn bei dem stärksten Sturme ist das Meer in der Tiefe von zehn Klaftern auch ruhig" (III, 268). Ebenso schreibt Montmorin: „Das Volk wird von nun an blos der Zuschauer der Ereignisse sein und am meisten Beifall klatschen. Unter dem Volke verstehe ich die Nationalgarde, die nichts Einheitliches hat, keinen esprit de corps, keinen Willen, und bei der die Einzelnen immer still sein werden, wenn nur ihre Boutiquen nicht der Plünderung ausgesetzt sind" (III, 311). Ebenso sagt er nach dem 20. Juni zu Lamark: „Das Volk von Paris wird durch Nichts mehr bewegt; die Emeuten sind einzig und allein factiös und dies ist so wahr daß die Parteihäupter sich haben müssen Leute aus dem Süden kommen lassen. Fast Alle die die Tuilerien am 20. Juni bezwungen haben oder vielmehr hineingegangen sind, waren Fremde oder Neugierige, die durch das Beispiel jener Horde mit Piken und rothen Mützen herbeigezogen worden waren."

So sehen wir im letzten Bande der Correspondenz Lamark's mit jedem Augenblicke sich die verhängnißvolle Katastrophe nähern. Fern von Frankreich hat Lamark nur einen einzigen Gedanken „den König und, nachdem dieser umgekommen, die Königin zu retten". Argenteau ließ nicht ab gleich ihm die Höfe Europas aufzufodern, energisch und entscheidend zu interveniren, da dies die einzige Hoffnung für die Königin war (III, 369, 419).

Leider war es der Egoismus der Europa schwach machte vor der Revolution, und wie Lamark mit tiefem politischen Blick sagt, dieselben Souveraine die sich endlich rüsteten, das Königthum in Frankreich wiederherzustellen, und die in ihren Proclamationen „sich verpflichteten, sich nicht durch Eroberung bereichern zu wollen", verbanden sich zur Theilung Polens. Der Französischen Revolution gegenüber konnte man nur einen einzigen Gedanken haben, die in Frankreich zerstörte und in Europa bedrohte sociale Ordnung zu retten. Die europäischen Mächte hatten aber zwei Gedanken, die Theilung Polens und die Erhaltung der Ordnung in Frankreich. Das schlechte Interesse derselben schadete dem guten, und die Coalition ging zugrunde: die Revoution blieb Siegerin. Als die sociale Ordnung in Frankreich wiederhergestellt ward, so geschah dies durch den öffentlichen Geist, der der Anarchie endlich müde war, und nicht durch die fremden Armeen.

Europa ward besiegt weil seine Sache gegenüber der Revolution schlecht war, es konnte ihr nur den Egoismus entgegensetzen. Fragt man aber wie es kam daß Frankreich vor 1793 so schwach war, so antworten wir mit den Worten die in einer Denkschrift vom 3. November 1793 sich finden: „Das Mistrauen herrscht ebenso innerhalb als außerhalb Frankreichs zwischen den verschiedenen Parteien. Aristokraten, Neutrale, Monarchisten, Constitutionnelle, Girondisten verwünschen und verleumden sich gegenseitig. So eng sie auch untereinander verbunden sein könnten, so wollen sie doch lieber die Republik als ihre Nebenbuhler triumphiren sehen." 16.

Aus Wien.

In Nr. 36 der „Wiener Kirchenzeitung" wird die in Nr. 15 d. Bl. gebrachte Mittheilung, der zufolge ein orthodox gesinnter Katholik vom Redacteur jener Zeitschrift, dem Priester Sebastian Brunner, ohne allen Grund als Leugner des Offenbarungsglauben bezeichnet worden ist, nicht blos in Abrede gestellt, sondern sogar eine Verleumdung genannt und von der Redaction Genugthuung begehrt.

Mit Hinweisung auf die „Wiener Kirchenzeitung" vom 22. März 1849, welche die gedachte Beschuldigung brachte, und mit Hinweisung auf die im „Oestreichischen Volksboten" vom 3. April 1849 eingerückte Abwehr, welche des Angegriffenen Glaubensbekenntniß mit dem Schlußworte enthält: „Ich denke, dieses Glaubensbekenntniß werde mich von dem Verdachte seines (Brunner's) inquisitorischen, zum Rationalisten mich stempelnden Eifers retten," erklären wir Brunner's Klage auf

Verleumdung hiermit als völlig unwahr und unstatthaft, nachdem wir der Redaction dieser Zeitschrift die hier obenbenannten Blätter zur Einsichtsnahme vorgelegt haben.

Die in Nr. 13 weiter von uns gebeachte Anzeige von ultramontaner Verfolgung Hammer-Purgstall's wegen seines „Khlesl" und von der gegen ihn geschleuderten Beschuldigung: „er sei ein Atheist", greift die „Wiener Kirchenzeitung" mit der hämischen Frage auf: „Herr von Hammer ein Atheist?" und knüpft hieran Folgendes: „Wer wagt das zu behaupten? Hat Herr von Hammer nicht einmal ein türkisches Gebetbuch geschrieben und drucken lassen, bei welchem auf dem Titel steht: Für Christen und Mohammedaner." Wir danken Hrn. Brunner für diese interessante Grundangabe, weil wir den Lesern dieser Zeitschrift nun auch zu sagen vermögen daß auf ihr Hammer-Purgstall's Atheismus beruht. Eine leuchtendere Probe von Verketzerungssucht, gepaart mit plumper Gedankenlosigkeit, kann kaum eine andere Bezüchtigung als diese enthalten, denn was ist widersinniger als den Herausgeber eines Gebetbuchs mit der Bezeichnung eines Atheisten zu brandmarken! Wie wir die Redaction d. Bl. durch Einsendung dieses aus dem Arabischen übersetzten, an Schwung der Gedanken, Inbrunst und feierlicher Erhebung des Geistes zu Gott den schönsten alttestamentarischen Hymnen und Gebetsammlungen gleichstehenden Andachtsbuchs überzeugt haben, trägt es die von Brunner angegebene Gebrauchsbezeichnung nicht; seine diesfallsige Angabe ist also unrichtig. Die Censur strich dieselbe auf der Handschrift, auf welche Hr. von Hammer-Purgstall sie in der Ueberzeugung gesetzt hatte, ein reine Gottesverehrung und meist nur Lobgesänge enthaltendes Buch könne unbeschadet jedem positiven Glaubensbekenntnisse Jedermann zum Gebrauche dienen. So verhält es sich wirklich, denn hätte der Herausgeber die Anzeige vom Ursprung dieses Buchs weggelassen, so würde die Verwandelung in ein christliches und katholisches Gebetbuch nicht auf das geringste Hinderniß gestoßen sein. Wir glauben, diese Auseinandersetzung werde genügen um einestheils die Wahrhaftigkeit unserer Mittheilungen, anderntheils aber das in kurzer Zeit schon echtinquisitorisch gewordene Treiben des ultrakatholischen Fanatismus in ein helles Licht zu setzen.

M. Koch.

Historische Miscellen.

Preßgesetz Kaiser Karl's V.

Die Geschichte zeigt uns manches Beispiel, wie die geistige Bewegung eines Volks durch Beschränkung der Rede- und Preßfreiheit von Denjenigen bekämpft und gehemmt wurde, die gern in den bequemen und ihnen Vortheil bringenden alten Zuständen beharrten. Wir sehen aber auch, wie es fast immer vergebliche Mühe war, geistiges Streben zu unterdrücken und das aufgehende Licht gewonnener Einsicht wieder auszulöschen. So glaubte Kaiser Karl V. mit der Unterdrückung der Preßfreiheit, mit Verboten und Confiscationen, mit Gewalt und barbarischen Strafen den Protestantismus wieder auszurotten, und doch war alle Anstrengung vergebens. Wir erinnern uns des im Jahre 1550 zu Brüssel erlassenen und im Druck verbreiteten sehr weitläufigen kaiserlichen Mandats, wonach, um Ketzerei und Sekten auszurotten und zu vertilgen, geboten wurde daß Niemand die Schriften Luther's, Oekolampadius', Zwingli's, Bucerus', Calvin's und anderer Ketzer drucken und schreiben oder ausschreiben, verschweigen und heimlich besitzen, kaufen oder verkaufen, ausstellen, sehen oder irgendwo fallen lassen solle. Alle heimlichen Versammlungen, wo die Ketzer ihre Irrthümer lehrten, wurden verboten. Niemand sollte über die Heilige Schrift sprechen, noch sie lehren und vorlesen, er wäre denn ein bewährter Theolog. Die Lehren jener Ketzer sollten nirgend gepredigt oder vertheidigt werden. Wer diesen Geboten zuwiderhandelt, wird als Aufrührer angesehen, und die Strafe ist daß die Männer mit dem Schwert hingerichtet und die Weiber lebendig begraben werden. Diese Todesart ist aber noch eine Gnade für Die welche Widerruf leisten. Beharren sie bei der Ketzerei, so sollen sie mit dem Feuer bestraft und alle ihre Güter eingezogen werden. Schon der leiseste Verdachtsgrund, die geringste Unvorsichtigkeit zog die härtesten Strafen nach sich; und nicht nur allen Behörden wurde eingeschärft, mit größter Genauigkeit zu vigiliren und jeden Verdächtigen sogleich gefangenzunehmen und dem Ketzermeister zu überliefern, sondern es wurde auch dem Unheil der Denunciationssucht Thür und Thor geöffnet, indem jeder Anbringer die Hälfte der confiscirten Güter und noch Geldbelohnungen erhalten sollte. Selbst wenn er mit zu der ketzerischen Gesellschaft gehört hatte, sollte er für diesmal zwar freigelassen, aber doch gezüchtigt werden und angeloben, nie wieder mit Ketzern zu reden. Da die Begnadigung eines Ketzers unzulässig war, so wurde auch Jedem bei Vermeidung gleicher Strafe untersagt, für einen solchen eine Supplik zu machen. Hauptsächlich war man der Ansicht daß das Sektenwesen durch die Bücher der ketzerischen Scribenten befördert werde und immer weiter einreiße. Es sollte daher ohne höhere Erlaubniß Niemand drucken oder drucken lassen, keinerlei Bücher, Gespräche, Komödien, Lieder, Episteln, Almanache oder andere Stücke, namentlich weder alte noch neue über die Heilige Schrift, auch über keine andere Materie, in welcher Sprache es sei. Der Drucker der dawider handelt soll 300 Carolusgulden Strafe bezahlen und aus dem Lande verbannt werden. Die Meister sind für Gehülfen und Diener verantwortlich, und diese werden gleichmäßig bestraft. Keinem Buchdrucker soll eine Concession ertheilt werden, ehe er sich nicht über Würde Stand, Namen und Gerücht genugsam ausweist und ein eidliches Gelübde thut. Auch darf er an keinem andern Orte etwas drucken lassen als da wo er das Privileg erlangt hat. Ein Buch, welches mit Genehmigung der Behörde gedruckt ist, muß sammt einer geschriebenen und unterzeichneten Copie zuvörderst eingereicht werden, um Beides zu vergleichen. Damit keine schädlichen Bücher von auswärts in das Land kommen, soll Niemand mit Büchern handeln, ohne daß diese zuvor von den Beamten geprüft und zugelassen sind, weshalb diese auch bei der Eröffnung der Ballen zugegen sein müssen. Wer zum Bücherverkauf zugelassen wird muß von gutem Namen und auf diese Verordnung vereidet sein. In seinem Laden soll das Register aller verworfenen Bücher hängen und ebenso ein Verzeichniß derjenigen Bücher, welche im Laden zu haben sind: Alles bei Strafe von 100 Carolusgulden. Zweimal im Jahre sollen die Richter mit einem gelehrten Manne Umgang halten und in den Läden die zum Verkauf ausgestellten Bücher besichtigen. Den Krämern wird bei obiger Strafe der Bücherverkauf ganz untersagt. Sie sollen weder vor den Kirchen noch auf andern Plätzen Bücher feilhaben, auch keine umhertragen, namentlich keine Lieder, Gespräche, Komödien und dergleichen. Zugleich wird es verboten ohne Erlaubniß Schule zu halten oder irgend Kinder zu unterrichten, indem die Schulmeister nur nach strengster Prüfung zugelassen werden sollen. Dem Mandat folgt ein langes Register der bösen verbotenen Bücher. Darunter natürlich sämmtliche Werke Luther's und seiner Freunde, sowie der Reformatoren vor ihm und nach ihm. Dabei auch eine große Reihe lateinischer, griechischer, welscher und deutscher Bibeln, wie auch Neuer Testamente. Denn in den Motiven, welche die Universität Löwen beigegeben, heißt es: „Es soll sich Niemand verwundern daß so viel Biblien und Neuer Testamente in diesem Register verworfen werden. Denn über solche hohe Sachen gebührt sich's aufs allerschärfste und ernstlichste zu besichtigen, und die voneinander zu scheiden, aus der Meinung daß am allermeisten die Ursacher der Ketzereien einen Anfang und Ursprung gewinnen aus der Heiligen Schrift, wenn dieselbe unrecht verstanden oder verfälscht wird." Wie bald bewies aber der Aufstand der Niederländer daß trotz aller Censurbarbarei der Geist der Reform und des Fortschritts sich nicht hatte einfangen lassen. Auch neuere Preßgesetzgeber sympathisiren in vielen Punkten

mit der spanischen Strenge Karl's V., ohne zu bedenken daß alle solche Mittel nicht hinreichen, erwachte Wünsche, Ansichten, Ideen eines Volks zu hemmen, wenn einmal das Zeitalter ein anderes geworden ist und das Licht sich Bahn geöffnet hat.

Was ist Hagestolzenrecht?

Diese mittelalterliche Reliquie ist, als eine Besteuerung der Ehelosen, neulich in einer deutschen Kammer zur Sprache gekommen; und es mögen ihr zur Erläuterung hier ein paar Worte gewidmet werden. Hagestolz (haistaldi) ist einer der vielen Namen, die man für einzelne Hörige und Knechte hatte (singulares, solivagi, Sunderleute, Einläufige, Losjungere u. s. w.) Solche Eigenbehörige konnten nicht testiren und das Ihrige nur auf Leibeserben, nicht auf Seitenverwandte vererben. Wenn sie also unverehelicht starben, so fiel ihr Vermögen dem Leibherrn zu. Aus Unwissenheit und Habsucht extendirte man dies Recht hier und da auf Freie, die zwischen Hörigen lebten, wenn sie sich dem ehelosen Stande gewidmet hatten; und es fehlte nicht an dienstfertigen Juristen, die es für ein speciell begründetes fiscalisches Recht erklärten. Der Kampf um diese Berechtigung hat bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts gewährt, und es sind die wunderlichsten richterlichen Entscheidungen zutagegebracht worden. Die preußische Gesetzgebung kennt auch ein Hagestolzen-Edikt vom Jahre 1727, das aber blos als Retorsion gegen die fürstlich wolfenbüttelschen Lande erlassen wurde, wo in demselben Jahre ein Edict über das Hagestolzenrecht war publicirt worden. Es wird nämlich verordnet: „daß, wenn in unsern Städten wie auch auf dem Lande Jemand, so in den wolfenbüttelschen Landen einige von ihm sonst erbende Freunde wohnen habe, nach zurückgelegtem 50. Lebensjahre unverheirathet mit Tode abgeht, Alles was derselbe außer abstammlicher Erbschaft in seinem Stande, Nahrung, Getrieb und Arbeit erlanget und erspart, oder sonst durch besondere Glücksfälle ihm zugeflossen, an beweg- und unbeweglichen, erhandelten und erkauften Gütern, auch an ausstehenden Schulden, Barschaften, Hausgeräthe und also Alles was desselben eigen, auch von ihm aller Muthmaßung nach erworbenes Gut ist, unserm Fisco anheimfalle." Nach zurückgelegtem „Hagestolzenjahr" soll er auch das Seinige nicht mehr verschenken oder letztwillig an die im Wolfenbüttelschen wohnenden Freunde zum Nachtheil des Fisci vermachen. Die Lehngüter werden so wie die Erbgüter eximirt. Auch sollen die Ritterschaft, die Geistlichen und Kriegsbediente dem Hagestolzenrecht nicht unterworfen sein. 73.

Bibliographie.

Bergmann, H. A., Die Jesuitenpest. Nebst einem Anhange enthaltend Breve des Papstes Clemens XIV. die Unterdrückung der Jesuiten und Verordnung des Papstes Pius VII. die Wiedereinsetzung derselben betreffend. Berlin, Gebauer. Gr. 8. 15 Ngr.

Heising, A., Süd-Australien. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 16. März 1850. Mit Anmerkungen. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Horst, Freih. U. v. d., Zur Geschichte des Feldzuges der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen im Jahre 1850. Die Schlacht von Idstedt, am 24. und 25. Juli. Mit 1 Plan und 1 Uebersichtskarte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Maier, Ueber den Judeneid. Stuttgart, Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg. Gr. 8. 4 Ngr.

Morel, C., Gedichte. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 16. 15 Ngr.

Orsbach, E. v., Skizzen aus dem Aachener Badeleben von 1851. Aachen, ter Meer. 8. 15 Ngr.

Otto, R., Lieder ohne Melodien. Cassel, Hotop. 16. 15 Ngr.

Das Pflegeramt der innern Mission von W. A. H. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Reden, Freih. v., Die Staaten im Stromgebiet des La Plata, in ihrer Bedeutung für Europa. Grundlage von Vorträgen im geographischen Verein zu Frankfurt a. M. Anfangs 1852. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 15 Ngr.

Renner, F. R., Das Blumenmädchen. Roman aus der Zeit der ersten französischen Revolution. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Ristić, J., Die neuere Literatur der Serben. Berlin. Schneider u. Comp. 8. 7½ Ngr.

Röttger, E. H., Thien, Ti, Hoih. Geschichte der Brüderschaft des Himmels und der Erden der communistischen Propaganda China's. Berlin, Hertz. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.

Schladebach, J., Vorschläge zur Förderung der Kolonisation und des Gewerbfleißes in Deutschland. Dresden, Centralbureau. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmettau, H. v., Mein Vaterland und sein Kampf. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 6 Ngr.

Schmid, J. A., die niederen Schulen der Jesuiten. Regensburg, Manz. Gr. 8. 15 Ngr.

Toelken, E. H., Sendschreiben an die kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg über die Angriffe des kaiserl. wirklichen Staatsrathes Hrn. v. Köhler auf mehrere antike Denkmäler des königl. Museums zu Berlin. 1stes Sendschreiben: Köhler's Treue und Gründlichkeit. Berlin, Decker. Gr. 8. 18 Ngr.

Unger, F., Botanische Briefe. Wien, Gerold. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Walterskirchen, J. C. Freih. v., Humoristische Runde in Gräfenberg's Quellengebiete. Wien. Gr. 8. 20 Ngr.

Weinhold, K., Ueber deutsche Rechtschreibung. Wien, Gerold. Gr. 8. 10 Ngr.

Witte, K., Palermo. Vortrag gehalten in Halle am 28. Febr. 1852. Halle, Knapp. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Aufruf zum Kampfe gegen die destructiven Ideen der Gegenwart. Hervorgerufen durch die neueste Schrift Dulon's „Der Tag ist angebrochen." Von einem Anti-Dulonianer. 3te Auflage. Bremen, Geisler. Gr. 8. 3 Ngr.

Blumenkranz für liebende Herzen. Ein Herzensbote oder Briefsteller für Liebende auf die gewöhnlichsten im Leben vorkommenden Fälle. Crefeld, Klein. 8. 2½ Ngr.

Kliefoth, T., Zwei Predigten vom christlichen Hausstande am Sonntage nach Weihnacht 1851 und am 2. Sonntage nach Epiphanias 1852 zu Schwerin gehalten. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 5 Ngr.

Kotzenberg, H. W. A., Ob Bibel- oder Symbolglaube. Zur Beurtheilung deß durch den Beschluß des St. Stephani Kirchenconventes am 25 Febr. 1852 gemachten Versuchs die Gemeinde vom Protestantismuß und der reformirten Kirche abfällig zu machen. Bremen, Geisler. Gr. 8. 4 Ngr.

Mosen, J., Titania's Wahl und die glücklichste Liebe. Festspiel zur Geburtstagsfeier J. K. Hoh. der Frau Erbgroßherzogin von Oldenburg am 26 März 1852. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 4 Ngr.

Müller, A. W., Ihre Hoh. die Herzogin Ida von Sachsen-Weimar-Eisenach, geb. Prinzessin von Sachsen-Meiningen. Eine Lebensskizze. Weimar, Voigt. Lex.-8. 2½ Ngr.

Schenkel, D., Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. Eröffnungsaufsatz bei Uebernahme der Mitredacteure der Allgemeinen Kirchenzeitung. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 8 Ngr.

Ueber die kirchliche Reaction der Gegenwart. Von F. K. Bremen, Geisler. Gr. 8. 6 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXVII.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1852

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XXVI.)

35. **Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Achter Band. 12. Geh.

Der erste bis sechste Band erschienen 1843 in zweiter Auflage und kosten 12 Thlr.; der siebente Band (1846) kostet 2 Thlr. 20 Ngr.

36. **Volks-Bibliothek.** Siebenter Band und folgende. 8. Geh.

Die bisjetzt erschienenen Bände dieser **Volks-Bibliothek** enthalten:

- I. **Joachim Nettelbeck.** Von **J. Ch. L. Haken.** Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.
- II. **Der alte Heim.** Von **W. G. Kessler.** Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. 1846. 1 Thlr.
- III. **Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen.** Von **W. Körte.** Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.
- IV. **Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Von **F. Gerstäcker.** Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1847. 1 Thlr.
- V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von **R. Schneider.** Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1848. 1 Thlr.
- VI. **Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Von **C. G. H. Lenz.** Neue Ausgabe. 1849. 1 Thlr.

37. **Waagen (G. F.), Kunstwerke und Künstler** in Deutschland. Dritter Theil und folgende. 12. Geh.

Der erste Theil enthält: „Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken" (1843); der zweite Theil: „Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz" (1845). Jeder Theil kostet 1 Thlr. 15 Ngr.

38. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steinau.** In vier Bänden. Zweiter Band und folgende. 8. Geh.

Der erste Band (1851) kostet 1 Thlr. 22 Ngr.

Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuester Zeit eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte, und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die competentesten Richter anerkannt, dass sich von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie Watson's Werk.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

39. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Troisième cours. (Uebersetzungsbuch.) In-8. Geh.

Der erste Cursus erschien 1851 bereits in vierter Auflage und kostet 8 Ngr.; der zweite Cursus erschien 1850 in zweiter Auflage und kostet 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

A new, practical and easy method of learning the German language. 8vo. First course. Second edition. 10 Ngr. — Second course. Second edition. 12 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's New method of learning the German language. First and second course. 8vo. 5 Ngr.

40. **Aus den Papieren einer Verborgenen.** Erster Theil. Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh.

Ein zweiter Theil erschien 1848 und kostet 2 Thlr.

41. **Bauernfeld, Gedichte.** 8. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

42. **Benfey (T.), Handbuch der Sanskritsprache.** Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Erste Abtheilung: Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. 8. Geh. 5 Thlr.

Das immer mehr an Bedeutung gewinnende Studium der Sanskritliteratur machte ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen dieser Sprache seit längerer Zeit sehr wünschenswerth. Der Verfasser hilft diesem Bedürfniss durch das vorliegende Werk ab, dessen *erste Abtheilung* die **Grammatik** enthält, die in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen wird. Die gesammte Masse des grammatischen Stoffs, der in den einheimischen Grammatikern aufgehäuft liegt, ist hier zum ersten mal in systematischer Form zusammengestellt und durch eine ausgedehnte Lecture, namentlich in den ältesten Denkmälern der indischen Literatur, noch bedeutend bereichert worden, sodass das Werk für den Lernenden wie für den Kenner gleichmässig einen unentbehrlichen Begleiter in seinen Studien bildet. Ein Vorzug, den die vorliegende Grammatik allein bisjetzt für sich in Anspruch nehmen kann, ist die consequent durchgeführte Accentuation der sanskritischen Wörter und grammatischen Formen. Hauptsächlich zwar für akademische Vorlesungen bestimmt, ist durch zweckmässigen Druck, durch Hervorhebung des für den Anfang des Erlernens der Sprache Wichtigsten, auch die Leichtigkeit gegeben, diese Grammatik zum Selbststudium zu gebrauchen. Die *zweite Abtheilung* dieses „Handbuch der Sanskritsprache" — eine **Chrestomathie**, die alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmässig ausgewählte Fragmente kennen lehrt, nebst **Glossar** — ist schon im Drucke weit vorgerückt, sodass das Werk in kurzem vollständig in den Händen des Publicums sein wird.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Die Hymnen des Sama-Veda. Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von *T. Benfey.* 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.

Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. 8. 1844. 2 Thlr.

Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzungen und Glossar. 8. 1847. 1 Thlr. 5 Ngr.

43. **Béranger (P.-J. de), Chansons.** Nouvelle édition. En miniature. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

44. **Biesterfeld (C. W.), Die Mutter im Irrenhause.** Wahrheit. 8. Geh. 8 Ngr.

Die vorstehende Schrift enthält eine Widerlegung der vielbesprochenen Schrift: „Eine Mutter im Irrenhause." Nicht nur, daß sie sich durch Klarheit und gediegenes Urtheil auszeichnet, sondern sie ist auch mit schlagenden Beweisen ausgestattet, sodaß wenn die Erfindungen jener Schrift die Neugierde gereizt haben, diese Schrift durch ihre Wahrheiten ebenso sehr wie durch klare und bündige Darlegung der Thatsachen und Mittheilung von 74 Beweisstücken noch mehr befriedigen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 28. —— 10. Juli 1852.

Inhalt.

Die deutsche Sprache und ihre Verderber.

„Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich selbst fertig werden!" Dieses alte gute Sprüchwort findet auch auf Deutschland und die deutsche Sprache seine vollste Anwendung. Wer möchte noch daran zweifeln daß gerade Diejenigen in der Paulskirche welche Jeden scheel ansehen, der deutsch schrieb und nicht ihr teutsch, die da Hunderttausende auf die Beine stellen wollten, weil die Italiener ihre Nationalfahne auf einem italienischen Berg aufgepflanzt hatten; die von teutscher Herrlichkeit, teutscher Macht und teutscher Einheit so trunken waren daß sie von nichts Anderm sprachen als von der Wiederherstellung des Heiligen Römischen Reichs und allüberall um einen Kaiser bettelten; wer zweifelt noch daran, sagen wir, daß gerade diese die Entwickelung des deutschen Volks verhindert, sie auf lange Zeit unmöglich gemacht haben? Es waren Die welche sich vorzugsweise die Freunde des teutschen Vaterlands nannten und jeden anders Gesinnten als einen Verräther bezeichneten. So sind es auch gerade Diejenigen welche stets die Herrlichkeit und unübertreffliche Heldenkraft der deutschen Sprache im Munde führen, die sie auf das entschiedenste mishandeln und verderben. Sie haben zwar vollkommen Recht daß sie vorallem Reinheit der Sprache verlangen und gegen den Gebrauch fremder Wörter eifern; allein einerseits gehen sie hierin zu weit und andererseits haben sie keine Ahnung davon daß die Sprache noch auf anderm Wege verunstaltet werden kann; ja sie begreifen dies so wenig daß sie nicht im Stande sind einen deutschen Satz zu schreiben, weil sie die vorgefaßte, aber sehr beschränkte Meinung haben daß jede Rede schon unbedingt deutsch sein müsse, welche kein fremdes Wort enthalte.

Diese doppelte Ansicht unserer „deutschthümelnden" Schriftsteller verdient genaue Erwägung und Prüfung, umsomehr als sie Boden zu gewinnen scheint. Wird ja sogar eine Zeitschrift herausgegeben, welche sich es zur Aufgabe stellt das deutsche Volk mit dieser Afterweisheit zu beglücken. „Die deutsche Eiche" heißt das erwähnte Blatt, dessen prahlerischer Titel schon als lügenhaft oder nichtssagend erscheint, da ja die Eiche kein vorzugsweise deutscher Baum ist.

Wir sind freilich der vollen Ueberzeugung daß man sich aller unnöthigen fremden Wörter enthalten sollte; wir glauben daß sich alle Schriftsteller an ihrem Volke und an ihrer Sprache versündigen, welche die bekanntesten Begriffe durch fremde Wörter bezeichnen. Wir sind daher auch der Ansicht daß (um ein Beispiel anzuführen) Hegel durch seine harlekinsmäßige Darstellung seinem Volke ebenso geschadet als er durch seine wissenschaftlichen Leistungen genützt hat; wenigstens zweifeln wir nicht daran daß er unendlich segensreicher gewirkt hätte, wenn er sich die Mühe hätte geben wollen seine Werke in echtdeutscher Sprache zu schreiben. Allein wir glauben auch daß er ganz vergeblich gearbeitet haben würde, wenn er die Darstellung gewählt hätte, die uns durch die „Eiche" und ihre Geistesverwandten angepriesen wird, weil man ihn gar nicht verstanden hätte. Denn warum ist der Gebrauch der fremden Wörter verwerflich? Doch hauptsächlich deswegen, weil sie eben nicht allgemein verstanden werden, da sie nicht nur Bekanntschaft mit den dargestellten Begriffen, sondern auch die Kenntniß einer oder mehrer fremden Sprachen voraussetzen. Wenn nun aber das deutsche Wort welches dem fremden entgegengestellt wird ebenso wenig verstanden werden kann als dieses, wenn das fremde vielmehr so allgemein verbreitet ist daß Jeder es versteht der nur die gewöhnlichsten Schulen durchgemacht hat: wird durch den Gebrauch des neuen deutschen Worts das Verständniß nicht geradezu erschwert, und wird die ihm zugrundeliegende Absicht ebendeshalb nicht vollständig verfehlt? Ja es ist nicht selten daß man sich solche Wörter in die fremde Sprache zurückübersetzen muß, wenn man zu ihrem Verständniß gelangen will, wie denn die Herren der „Deutschen Eiche" nicht verfehlen ihren Fabrikaten das fremde Wort in

Klammern folgen zu lassen, weil sie überzeugt sind daß ohne diesen Behelf Niemand ihre Wortungeheuer verstehen würde. Wer wüßte wol was die Wörter: „Schriftenthum", „Offenkunde", „Sendbote", „mustergültig", „erziehlich", „Wisser" und hundert andere der Art bedeuten sollten, wenn man nicht zugleich an die bekannten fremden Wörter: „Literatur", „Publicität", „Missionar", „classisch", „pädagogisch", „Doctor" erinnerte? Goethe, welcher (namentlich in seinen frühern Werken) deutsch schrieb wie kein Anderer, sagt in einem Briefe an Riemer: „Ich habe im Leben und Umgang mehr als ein mal die Erfahrung gemacht daß es eigentlich geistlose Menschen sind welche auf die Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen." Wenn Goethe jemals ein wahres Wort gesprochen, so ist es dieses. Wir haben uns an dasselbe erinnert, als die Männer der Paulskirche uns ihren „Schriftführer", „Schriftwart", „Vorsitzender" u. s. w. entgegenjubelten, und leider hat sich auch bei ihnen Goethe's Wort bestätigt. Fern sei es von uns behaupten zu wollen daß nur geistlose Menschen mit solcher Ausschließlichkeit auf Sprachreinheit dringen könnten: es können wol auch höchst geistreiche Männer von dem angegebenen Irrwahne befangen werden, wie wir ein sprechendes Beispiel an dem trefflichen, leider so früh verstorbenen August Fuchs haben; allein im Ganzen wird sich Goethe's Ausspruch immer bestätigt finden, da sich die Geistlosigkeit gar zu gern hinter seltsam tönendem Wortschwalle versteckt, mag dieser nun aus fremden Sprachen oder aus der Muttersprache herbeigeholt werden. Man lese nur z. B. die Vorreden zu Vernaleken's Lese-, Sprach- und Literaturbüchern, und man wird sich bald überzeugen wie die bis zum Ekel getriebene Affectation in neugebildeten Wörtern aus dem Bestreben hervorgegangen ist, den Leser glauben zu machen daß er etwas Neues finden könnte, während wir doch nur den allergewöhnlichsten Ansichten über Sprache und Literatur begegnen. Courier, der zu den großen Stilisten des Jahrhunderts gehört, hatte den Grundsatz, kein schlecht geschriebenes Buch zu lesen, um seinen Stil nicht zu verderben. Da hätten Vernaleken's Schriften gewiß keine Gnade vor ihm gefunden. Dagegen ist sehr zu bedauern daß sie nicht schon zu Molière's Zeiten vorhanden waren, denn dieser hätte sie ohne Zweifel dazu benutzt, um sein Lustspiel „Les fâcheux" mit dem Charakter eines sprachverderbenden Originals zu vermehren. Wenigstens hätte er nicht leicht Bücher finden können die ihm so viele und mannichfaltige Beispiele von falschen und lächerlichen Wortbildungen gegeben hätten, und er hätte kaum nöthig gehabt sein großes Talent anzuwenden, um in seinen Zuschauern und Lesern die unerschöpflichste Lachlust zu erregen, wenn er irgend einem gelehrten Pedanten Worte Vernaleken's, wie z. B. „stofflich", „lehrlich", „literaturlich" u. s. w., in den Mund gelegt hätte, wobei vorallem das „Naturwüchsige" nicht hätte fehlen dürfen, das der Sprache des gelehrten Herrn so vollkommen „gegensätzlich" ist, da diese durchaus nichts „Naturwüchsighaftes" an sich hat. Wir wissen nicht, ob Vernaleken Lehrer ist, aber wenn er es ist, wie wir zu vermuthen Grund haben, so müssen wir die armen Schüler herzlich bedauern, die sich an einem solchen Stile und an einer solchen Sprache heranbilden sollen. Hoffentlich wird aber kein anderer Lehrer so geschmacklos sein, so wenig Gefühl für die Schönheit der Muttersprache haben daß er den ihm anvertrauten Zöglingen solches Zeug in die Hände gebe.

Vernaleken gehört nicht eigentlich zu den vollblütigen Puristen, wie wir an seinem „Literaturlichen" gesehen haben; er verfällt aber bei seinen Wortbildungen in denselben Fehler, den wir diesen vorwerfen müssen. Wenn es nämlich unbestreitbar ist daß die deutsche Sprache durch die Einmischung fremder Wörter auch an Wohlklang verliert, indem der scharf ausgeprägte Rhythmus der deutschen Sprache mit einem oft ganz entgegengesetzten der fremden Wörter vermischt wird und die Einheit der rhythmischen Bewegung hierdurch verloren geht: so finden wir das nämliche Ergebniß bei den meisten Wortbildungen welche an die Stelle fremder Wörter treten sollen, oder auch oft ohne diese Nothwendigkeit geschaffen werden. Ja es sind dieselben noch viel widriger als die fremden Wörter, weil sie zugleich die deutsche Natur heucheln, von der doch bei ihnen keine Spur zu finden ist. Sie wollen deutsch sein und sind es doch nicht, da sie alle Gesetze der deutschen Sprachbildung und des deutschen Rhythmus geradezu verletzen. Oder wäre es in der That deutscher Klang, wenn Vernaleken z. B. sagt: „Die deutschen Lehrbücher geben Inhaltliches (Stoffliches) für Sprache und Literatur." „Das deutsche Sprachbuch enthält das Sprachlehrliche, das deutsche Literaturbuch das Literaturlehrliche" (!!!). In diesen Zeilen ist freilich nur ein einziges fremdes, aber auch beinahe kein einziges deutsches Wort. Was heißt inhaltlich oder stofflich? Die deutschen Adjective auf lich bezeichnen im Allgemeinen die Art, die Weise des im Stammworte ausgedrückten Begriffs; daher wird mütterlich genannt was in der Art und Weise einer Mutter liegt; königlich heißt was der Art und Weise eines Königs entspricht; somit bedeutet „inhaltlich" oder „stofflich" nichts Anderes als was dem Inhalte oder Stoffe entspricht, was in ihrer Art liegt. Es sollte ganz einfach heißen: „Die Lesebücher enthalten den Stoff für die Grammatik (nicht Sprache) und die Literaturgeschichte".

Uebrigens steht Vernaleken leider nicht allein; wir müssen vor allen Dingen die Germanisten anklagen daß sie die deutsche Sprache muthwillig verunstalten und verderben, also gerade Diejenigen welchen dieselbe ein unantastbares Heiligthum sein sollte. Man kann kaum einen Satz dieser Herren lesen, ohne auf die widrigsten Sprachfehler zu gerathen, aus denen auf das lebendigste hervorgeht daß sie auch nicht das mindeste Gefühl für Schönheit und Richtigkeit der Sprache besitzen. Die deutsche Sprache besteht aber nicht darin daß man die Substantive mit kleinen Anfangsbuchstaben schreibt und auch allem Geschmack, aller Schönheit zuwider die Sätze

mit solchen beginnt, wodurch außerdem das Lesen erschwert wird, da der Punkt allein nicht genügt, um dem vorwärtsschauenden Auge die Stelle zu bezeichnen wo Satz und Gedanke endigt. Und warum gebrauchen diese Herren die großen Anfangsbuchstaben beim Beginne eines neuen Satzes nicht? Aus keinem andern Grunde als weil sie in ihren alten, von barbarischen Mönchen des 12. und 13. Jahrhunderts geschriebenen Manuscripten nicht vorkommen. Doch wir wollen diese kleine Nachäfferei des großen Meisters, dem bei seinen unsterblichen Verdiensten um die deutsche Sprache die erwähnte Seltsamkeit wol zu verzeihen ist, nicht weiter berühren; wir haben es ja auch hier nur mit der Sprache selbst zu thun. Wir haben behauptet daß die meisten Germanisten, die dii minorum gentium, nicht deutsch schreiben könnten; wir wiederholen diese Behauptung und fügen die weitere Bemerkung hinzu daß sie durch ihre schlechte, alles Sprachgefühl verletzende Darstellung mehr schaden als sie durch ihre „sprachlichen" Werke nützen, weil diese, welche doch zum großen Theil in die Hände der studirenden Jugend gelangen, das angeborene Sprachgefühl derselben abstumpfen, wie es sich denn kaum leugnen läßt daß im Allgemeinen noch nie so schlecht geschrieben wurde als jetzt, wo einerseits die Germanisten durch ihr ungehobeltes Deutsch, andererseits die sogenannten geistreichen Schriftsteller durch die unmäßige Einmischung fremder Wörter die Sprache in entsetzlichster Weise verderben. Beispiele dieses sogenannten geistreichen Stils hat August Fuchs in seinem Buch über Fremdwörter geliefert; wir wollen hier nur einige wenige Sätze aus den Schriften der Germanisten mittheilen. Sie werden hinreichen um die Leser zu überzeugen daß wir in keiner Weise zu weit gehen, wenn wir behaupten daß sie nicht deutsch schreiben können.

Einmalig vorhandene Handschriften bearbeiten wollen, scheint dem Schreiber dieses im zwölften Jahrhunderte nicht thunlich.

Am Schlusse dieser wenigen Vorworte kann ich mir nicht versagen, über den schönen Eifer, das achtungswerthe Entgegenkommen und Eingehen des Herrn Verlegers und Unternehmers auf noch so manche tüchtige und wichtige Arbeit für die Nationalbibliothek (nicht durch mich, sondern wozu ich nur Anregung oder Andeutung gab) meine Freude auszusprechen.

Noch schlimmer, wenn der spätere Ansichkäufer durch erneute Zusagen von Fortsetzungsabsichten, die er sogar schon unter den zukünftig erscheinen sollenden Büchern aufführt. (Maßmann, „Deutsche Gedichte des 12. Jahrhunderts", Vorwort.)

Der wohlhäbigste Lebensgenuß (Desselben Vorwort zu „Tristan").

Die Innenkraft. — Naturnöthigung. — Die Umchristung Deutschlands. (Desselben „Deutsche Abschwörungsformeln".)

Wenn auch Maßmann unter den genannten Schriftstellern ziemlich den ersten Platz einnimmt, so könnten doch aus den Schriften anderer Germanisten noch mannichfache Beispiele derselben Art beigebracht werden. So sagt Karajan: „Herr Roth hat mich brieflich aufmerksam gemacht." (Haupt's „Zeitschrift", VI, 192.) Die Adjective auf lich bezeichnen aber nicht blos die Art und Weise, wie schon gesagt wurde; sie bezeichnen auch einen Gegensatz und können daher nur von solchen Wörtern gebildet werden die auf einen Gegensatz hindeuten, z. B. friedlich, feindlich u. s. w. Man kann daher nicht brieflich sagen, sondern nur „in einem Briefe", weil Brief auf keinen Gegensatz hinweist. Selbst Jakob Grimm ist nicht frei von solchen Wortbildungen. In einem Aufsatze, in welchem er sich mit Glück gegen einen ihm vorgeworfenen Sprachfehler vertheidigt (Haupt's „Zeitschrift", VI, 545) sagt er „daß die Zeit noch unerschienen sei". Es bezeichnet aber die Partikel un in Zusammensetzungen mit Adjectiven entweder einfach eine Verneinung, und alsdann hat das Adjectiv den Hauptton, wie in „unwiderstehlich", „unmöglich", „unendlich" u. s. w., oder sie bezeichnen einen Gegensatz zu dem im Adjectiv ausgedrückten Begriff, und dann hat die Partikel un den Hauptton, wie in „unrecht", „unzufrieden", „unfruchtbar" u. s. w. Nun drückt das Wort unerschienen keinen Gegensatz zu dem Begriff erschienen aus, sondern nur eine einfache Verneinung; da aber un den Ton hat, so ist die Bildung offenbar ebenso falsch als wenn man „unschön", „unschwer", „unleicht" sagen wollte. Ebenso gut hätte Grimm sagen können daß die Zeit noch ungekommen sei.

Alle diese Beispiele beweisen aufs deutlichste daß die genannten Schriftsteller und noch hundert andere mit ihnen das angeborene Gefühl für Richtigkeit der Sprache verloren haben, daß ihnen insbesondere das Gefühl für die rhythmische Schönheit der Darstellung in hohem Grade abgeht, was man insbesondere aus den abgeschmackten Inversionen nachweisen kann, deren sie sich auf jeder Seite schuldig machen. So schön die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache ist, durch ungewöhnliche Wortstellung Begriffe und Gedanken hervorzuheben, und so Großes durch den richtigen Gebrauch der Inversion gewirkt werden kann, so widerlichen Eindruck macht der falsche Gebrauch derselben, weil dann die Form des Satzes mit dem Inhalte desselben in Widerspruch steht. Wenn z. B. Jakob Grimm sagt: „Von meiner muße sowie von dem willen des publicums mag es abhängen ob ich einen dritten band hinterher sende. Angeführt werden mußte bis dahin noch nach dem ersten drucke" (Haupt's „Zeitschrift", VI, 581): so darf man nur den letzten Satz laut lesen, um die ganze Häßlichkeit desselben recht lebhaft zu fühlen, welche in der falschen Wortstellung ihren Grund hat, die um so unrichtiger ist, als dem Sinne nach nicht das vorangestellte Wort, sondern ein ganz anderes hätte hervorgehoben werden sollen. Der Satz müßte, richtig gebildet, heißen: „Bis dahin mußte noch nach dem ersten Druck angeführt werden."

Wenn Jakob Grimm dies zufällig liest, mag er vielleicht wieder über „Sprachpedanten" klagen; wir werden uns dadurch nicht irremachen lassen, sondern fortfahren, wo und wann die Gelegenheit sich darbietet, die Sprachverderber zu bekämpfen, und zwar um so rücksichtsloser, je größer ihr Einfluß auf das Publicum und insbesondere auf die schreibende Welt und auf die studirende

Jugend ist. Wir wissen recht gut daß Jakob Grimm die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt hat, und daß er sie, wenn er will, mit einer unnachahmlichen Meisterschaft behandelt, daß kaum Jemand es versteht wie er, das Wesen der Poesie durch die glücklichsten, des größten Dichters würdigen Bilder zur lebendigsten und klarsten Anschauung zu bringen, daß seine Darstellung durch Wort und Laut gleich bezaubernd ist, wenn er dem Zuge seines schöpferischen Geistes folgt: aber umsomehr thut es wehe, wenn man solchen Sätzen begegnet wie die angeführten, in denen er als der Nachahmer seiner kleinen Nachbeter erscheint.

Es sollte jeder Schriftsteller es für heilige Pflicht achten seine Gedanken nur in schöner Form darzustellen; es kann eine Darstellung aber niemals schön genannt werden, wenn sie die lebendigen und vollkommenen Gesetze der Muttersprache bei jedem Satze und jedem Worte verletzt. Wie lobenswerth erscheinen dagegen die französischen und englischen Schriftsteller, welche die Achtung vor dem Publicum und die Ehrfurcht vor der Schönheit der Sprache nie aus den Augen setzen und selbst in den alltäglichsten Zeitungsartikeln sich einer schönen Darstellung befleißigen. Daher kommt es aber auch daß das französische Volk in dieser Beziehung einen für uns märchenhaften Grad geschmackvoller Ausbildung gewonnen hat und das lebendigste Gefühl für die Schönheit der Sprachdarstellung besitzt, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man die Theater besucht, wo das oft wiederholte „Ah! que c'est bien dit!" sich ebenso häufig auf die Schönheit des Ausdrucks als auf die des Inhalts bezieht. Und dies kann man nicht blos in Paris, sondern auch in den kleinen Provinzialstädten, in der Normandie wie in der Touraine hören. Wie gleichgültig ist dagegen unser deutsches Volk gegen seine schöne, bildsame und bilderreiche Sprache! Das haben die Gelehrten auf dem Gewissen welche das tadelnswerthe Beispiel der Gleichgültigkeit gegen die Schönheit der Darstellung geben. Würden sie ihre Werke in besserm Deutsch schreiben, so würden es auch die Zeitungsschreiber nicht wagen tagtäglich das häßlichste Zeug auf den Markt zu bringen und den Geschmack des Publicums noch mehr zu verderben. Uebrigens sind wir noch der Ueberzeugung daß die Sprachverderber nicht blos das Sprachgefühl des Volks, sondern auch dessen Gefühl für Nationalität untergraben. Denn ein Volk das keine Begeisterung für seine Muttersprache hat kann noch viel weniger für seine Selbständigkeit begeistert werden. Der Franzose entsetzt sich ebenso sehr über die Mishandlung seiner Sprache als über die Beleidigung seines Volks — der Deutsche ist gegen Beides gleichgültig.

Zum Abschluß der vorgetragenen Ansichten müssen wir noch Eine Bemerkung hinzufügen. Es wird immer gewagt sein neue Wörter zu bilden, und bei tausend Versuchen der Art wird kaum Einer gelingen. Der Grund hiervon ist leicht einzusehen. Die Sprache ist nicht von wenigen Einzelnen, nicht von den Geistreichsten und Gebildetsten geschaffen worden, sondern sie ist aus dem Volke hervorgegangen, sie hat sich in ihm und durch dasselbe entwickelt und fortgebildet. Es allein besitzt soviel Schöpfungskraft daß es die verderbte Sprache auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückführen kann. Die Gelehrten und Gebildeten haben sie schon häufig verunstaltet, nie ist es aber auch ihren größten Anstrengungen gelungen sie wiederherzustellen. Wie überhaupt das Volk die Grundlage alles Großen und Schönen ist, wie das Bleibende und Lebensfähige sich nur aus dem Volk entwickelt, so ist es auch insbesondere die Quelle der Poesie und der Sprache, daher auch im Allgemeinen nur solche Wörter dem Geiste und den Gesetzen der Sprache entsprechen und zugleich rhythmisch schön sind, welche aus dem Volke hervorgehen. Ja seine Schöpfungskraft ist so groß daß es sogar fremde Wörter sich aneignet, ihnen Form und Betonung der eigenen Sprache gibt. Die fremden Wörter welche durch die Gebildeten in die deutsche Sprache gebracht worden sind haben noch heute wie vor 100 Jahren das ursprüngliche fremde Gepräge, das sie auf den ersten Blick von den deutschen unterscheidet. Diejenigen dagegen welche vom Volke aufgenommen worden sind lassen sich nicht mehr als fremde erkennen, weil es ihnen deutsche Form und Betonung gegeben hat. Man vergleiche nur Mönch, Priester, Bischof, Körper, Kopf u. s. w. mit Totalität, Regiment, Musik, Doctor u. a. m. (In einigen Ländern ist auch dieses Wort eingebürgert, und daher sagt das Volk ganz regelrecht: der Dokter, die Dökter.) Man hat den Franzosen oft den Vorwurf gemacht daß sie die fremden Wörter, selbst Eigennamen verunstalteten und z. B. Aristoteles in Aristote, Titus Livius in Tite Live, Wien in Vienne, Blücher in Blucher (Blüschär) verwandeln; ich halte dafür daß man sie darum loben und die Kraft des Volksbewußtseins darin erkennen sollte, welches alles Fremde als unorganische Beimischung ansieht und daher zu vertilgen sucht. Jedes kräftige Volk wird dieses thun. Bei den Griechen finden wir griechische Formen der persischen und ägyptischen Wörter; bei den Römern lateinische Umbildungen der germanischen Namen; bei den Engländern, Franzosen, sogar bei den Italienern, die nämliche Umgestaltung der fremden Wörter. Die Deutschen dagegen, die unter allen europäischen Nationen das schwächste Volksbewußtsein haben, bewahren das fremde Wort in seiner fremden Gestalt; ja sie rühmen sich dessen noch und prahlen damit daß sie wissen wie Brougham und Castlereagh, wie Turenne und Saint-Germain l'Auxerrois ausgesprochen wird. Doch ich thue dem Volke Unrecht; es sind nur die Gebildeten und Gelehrten welche zu tadeln sind, weil in ihnen das Volksbewußtsein erstorben ist. Wie in keinem andern Lande haben sie sich bei uns vom Volke getrennt; wie nirgend sonst haben sie in Deutschland die nationale Entwickelung in Kirche und Staat, in Poesie und Sprache gehemmt; wie bei keinem andern Volke haben sie bei dem deutschen die Volkskraft gelähmt. Wenn der französische Gelehrte in einem gelehrten Werke zu andern Gelehrten von Quintus Curtius spricht, so nennt er ihn

Quinte-Curce; der Engländer sagt Sihßer (für Cäsar); der Italiener, der den Römern doch so nahe steht, kennt auch in wissenschaftlichen Werken keinen Scipio, Quintus Horatius Flaccus, Publius Ovidius Naso u. A., sondern nennt sie seiner Sprache angemessen: Scipione, Quinto Orazio Flacco, Publio Ovidio Nasone. Das kommt daher daß sie sich von ihrem Volke nicht abgewendet haben, daß sie in ihm wurzeln, daß sie ein lebendiges Sprachgefühl haben wie das Volk, sodaß es ihnen ein Gräuel wäre ihre Sprache durch Einmischung fremder Wortformen und fremder Betonung zu verunstalten. Wir lachen das Volk aus, wenn es z. B. Apfelkose statt Aprikose, Fertigose statt Virtuos u. s. w. *) sagt, aber wir würden besser thun, wenn wir ihm nachsprächen, wie der gebildete und gelehrte Franzose sich keinen Augenblick bedenkt das deutsche „Sauerkraut" in Choucroûte umzusetzen, wie er es aus dem Munde des Volks gelernt hat.

Ebenso wenig wie die Gelehrten und Gebildeten sich fremde Wörter aneignen, d. h. ihnen deutsche Form und Betonung geben können, ebenso wenig können sie auch im Allgemeinen neue Wörter bilden. Es fehlt ihnen hierzu die allein im Volke liegende Schöpfungskraft. Daher sind die meisten neuen Wörter todtgeborene Erscheinungen, welche eine kurze Zeit nachgesprochen, bald aber von andern ebenso unzulänglichen Versuchen oder gar von dem fremden Worte wieder verdrängt werden. Erst wenn der zu bezeichnende Begriff in das Volk eindringt, wird dieses auch den rechten Ausdruck dafür finden oder sich das fremde Wort aneignen, ihm deutsche Form und Betonung geben. Nur solche Wörter dürfen die Gelehrten zu bilden wagen welche zur Sprache der Wissenschaft gehören und daher niemals in die Masse des Volks dringen können. Aber auch in solchen Fällen sollten sie nicht so leichtsinnig zu Werke gehen als es bisjetzt meistens geschehen ist; sie sollten nicht mit Verletzung aller Gesetze der Sprache Bildungen zutagefördern welche weder in Form noch in Betonung deutsch sind, ja nicht einmal dem auszudrückenden Begriffe entsprechen. Dies ist namentlich bei neuen Zusammensetzungen der Fall, obgleich diese Wortbildungen an und für sich leicht sind. So ist in neuerer Zeit das Wort „Sprachbuch" allgemein Mode geworden, nachdem es zuerst, wenn wir nicht irren, von Dr. Mager gebraucht worden war. Es ist hier natürlich nicht der Ort nachzuweisen, worin die falsche Bildung besteht; doch wird es Jedem von selbst klar werden, wenn wir den Ausdruck „deutsches, französisches Sprachbuch" neben die bekannten Aufschriften „lederner Handschuhhändler", „wollener Strumpfweber" u. s. w. stellen. Gerade wie „lackirter Blechwaarenfabrikant" in der That nicht heißt „ein Fabrikant von lackirten Blechwaaren", was man allerdings sagen wollte, sondern „ein lackirter Fabrikant von Blechwaaren", so heißt auch „Französisches Sprachbuch" durchaus nichts Anderes als „Französisches Buch für die Sprache." Was soll man aber zu unsern deutschen Lehrern und Sprachforschern sagen, die über das armselige Wort, das ein geistreicher, aber seiner Muttersprache nicht kundiger Mann in die Welt hinausschickt, heißhungerig herfallen und ihm zu Liebe unzählige „Sprachbücher" schreiben? Denn wir sind überzeugt, hätte Mager sein Buch „Grammatik" genannt, es hätte diese Flut von Nachahmungen nicht gefunden.

74.

*) Eine möglichst vollständige Sammlung solcher vom Volke mit Beibehaltung des Lauts in deutsches Gewand eingekleideter Wörter wäre gewiß höchst interessant, da sich in ihnen Witz und Geist des Volks auf eine merkwürdige Weise kundgibt. Das wäre eine Aufgabe für die „Deutsche Eiche".

Das Pfeifferrecht der Herren von Rappoltstein im Elsaß, und das Geigerkönigthum in Frankreich, England und Schottland.

Wenn man von Schlettstadt durch das gesegnete Elsaß auf Kolmar wandert, tritt das Wasgaugebirge näher an das Rheinthal und bleibt dem entzückten Reisenden fast eine Tagesfahrt hindurch der vorderste Vorsprung des Gebirgs im Gesichte, den drei alte Schlösser krönen. Mit jeder Stunde Wegs verändert sich die Ansicht; erst stehen die malerischen Trümmer wie in einem Dreieck über- und nebeneinander; dann ragt der eine Thurm hoch über den andern hervor und scheinen drei verschiedene Berge sich abzuschneiden; dann schieben sich alle drei in mäßiger Abstufung hintereinander; anders ist wiederum die Gestalt in der Nähe von Kolmar. Fragt man nach diesem wechselvollen Bilde, so antwortet der trotzige Bauer in seinem vollen Dütsch: „Das sind die Schlösser der östreichischen Zwingherren." Auf nähere Erkundigung und nach Beschauung der Karte erfährt man den Namen Rappoltstein, Ribeaupierre, für die Gesammtheit des feudalen Gemäldes; auf der Spitze des Berges liegt die alte Veste Hohen-Rappoltstein; der Thurm links heißt der Stein- oder Girsberg; die Trümmer rechts darunter führt in Urkunden den Namen St.-Ulrich. Am Fuße des Waldbergs, immer noch hoch unter Rebengeländen, erhebt sich das neue fürstliche Schloß mit zierlichen Gärten, und unter ihm streckt sich gleichfalls von Weinhügeln und Baumpflanzungen umgeben, vierfach getheilt, stufenartig mit Mauerthürmen und mehren Kirchen die Stadt Rappoltsweiler, Ribeauviller, hin. Diese so weit ins Land lugende Oertlichkeit gilt als eins der Wahrzeichen des Elsaß; die Burgen stehen scheinbar so nahe „daß drei auf ihnen hausende Brüder mit der Armbrust einander erreichen konnten". Ist nun die ganze Landschaft mit den vielen Städtchen, Dörfern und Ruinen schon an sich von wunderbarem Reiz, und bedauert der Deutsche die Entfremdung derselben nicht allein des köstlichen Gewächses bei Zehenackern, in der Voigtei Wasselnheim, halber, so belebt im höhern Grade die Kenntniß der mittelalterlichen Geschichte und die Erinnerung eines fröhlichen, bedeutsamen alemannischen Volksthums die Lust und den Schmerz. Nichts ist aber dem Liebhaber der Vergangenheit dort herum anziehender als daß um

Burg Rappoltstein die letzten Spuren germanischer Liebe zum Heldenliede, Bardiet, zum Minnegesange und Volksliede verschwanden, das ehrenvolle Königthum der Barden, Minnesänger und Meistersänger erst in ein Gegenkönigthum und in die Herrschaft über Bänkelsänger, dann in das bizarre Pfeiferrecht, endlich in ein getümmelvolles, aber gedankenloses Volksfest, wie sich selbst parodirend, unterging.

Die Herren von Rappoltstein nämlich, denen die Klüglinge des 14. Jahrhunderts italienischen Ursprung und Namen andichteten, indem unter Kaiser Konrad II. zwei kaiserlichgesinnte italienische Fürsten nach Deutschland übergesiedelt seien, von denen der eine, ein Römer des Geschlechts Ursini, in Schwaben die Burgen Urslingen und Schiltach erbaut und nach sich benannt habe, der andere, Rochus von Spoleto, der Herrschaft Rappoltstein als Rocca Spoletina oder als Rocho di Spoleto Ursprung und Benennung verliehen habe, waren seit undenklicher Zeit die Reichslehnsinhaber des Magisterii super musicos per Alsatiam. So nennt Schöpflin, der wol urkundliche Nachricht vor sich hatte, das Feudum passivum imperiale der spätern Dynasten. Leider wird nirgend die ursprüngliche Bedeutung dieses Lehens, so wenig als Zeit und Anlaß dieser Verleihung erwähnt, und nur die Vergleichung mit ähnlicher geschichtlicher Entwickelung anderswo lehrt uns den Sinn eines Meisterthums auffassen, das die alten Herren auf Rappoltstein in glänzenden Kaisertagen nicht umsonst, sondern als Lohn entweder tapferer Thaten oder besonderer Huld für edele Künste erlangt hatten.

Fehlt es der deutschen Forschung, wie an vielem Andern, zur Zeit noch an urkundlicher Nachweisung, ob unsere Kaiser des schwäbischen Geschlechts und spätere an ihren Höfen einen amtlichen Obersten der zuwandernden oder Hofminnesänger erkoren und solche Würde angesehenen Edeln übertrugen, so möchten wir aus der Sitten- und Geschmacksgleichheit des schwäbischen und nächsten Zeitalters mit den romanischen Zuständen doch den Schluß ziehen daß die gesangliebenden Hohenstaufen, den romanischen Völkern so innerlich verwandt, einen festlichen Brauch nicht unterließen, welchen sie bei den Nachbarfürsten in hohen Ehren erblickten. Bei dem gothischen, fränkischen, longobardischen Könige galt ja der Sänger älterer und jüngerer Heldenthaten Dasselbe wie Barden, Skalden, Minstrels an den Höfen celtischer, normannischer, angelsächsischer Fürsten, und Deutschland erzeugte auch vor der Nachahmung romanischer Poesie genug meisterhafte Dichter. Darum mögen wir uns den Hofstaat Kaiser Friedrich's II. nicht ohne einen „König der Sänger" vorstellen, wenn auch nicht gerade ein vermeintlicher Sprößling Rochus' von Spoleto als Troubadour oder ein Enkel Rappolt's durch Schwertstreiche solches Ehrenamt erlangt hatte. In uralten Tagen war die gothische, skandinavische, celtische kunstlose Harfe oder die Zither die Begleiterin des Sängers, wie er am Hofe Theodorich's in Toulouse oder Alboin's in Pavia erschien; der musikalische Geschmack der mittelalterlichen Deutschen scheint dagegen früh sich mit einem beredtsamern Werkzeuge befreundet zu haben, um heitere Liebeslieder, das Gedächtniß der Thaten aus der Gegenwart oder der Väterzeit durch musikalischen Reiz eindringlicher zu machen. Nicht unbeachtet darf bleiben daß man jüngst in den alemannischen Grabstätten, welche man am Lupfen bei Oberflacht in Schwaben aufgrub, geigenartige Instrumente auffand; ferner daß ein tapferer Degen aus der burgundischen Ritterschaft, Volker, der Markgraf von Alzey, der „Fiedler" im Nibelungenliede genannt wird, gewiß nicht weil er ein Ole Bull seines Jahrhunderts war, sondern weil er die Gabe, das Heldenlied in Begleitung der Fiedel vorzutragen, besaß; ältere deutsche Bilder, wenn wir uns recht erinnern, von Holbein d. A. oder Lukas Cranach, konnten den Sängervater Homer nicht anders darstellen denn als einen blinden Greis, welcher die Geige spielend singt. So bietet sich die Fiedel als Gesellschafterin unserer mittelalterlichen Sänger dar, sei es daß sie ihre Rhapsodien selbsteigen mit einfachen Bogenstrichen begleiteten oder einen seelenverwandten Fiedler zur Seite hatten. Genug, die Fiedel verwuchs in der Vorstellung innig mit dem Liede, was ohne Verstoß gegen das Schönheitsgefühl erklärlich ist, wenn wir uns die größere Fiedel oder Kniegeige, etwa noch Georg Neumark's berühmte Viola di gamba, vergegenwärtigen, oder überhaupt ein Werkzeug, das zwanglos gegen die Brust gehalten, den Gebrauch des Mundes und der Brustorgane ohne Verzerrung gestattete. Blicken wir nur auf die herumziehenden Geigenspieler, dergleichen wir zu ihren melodischen Weisen auch singend auf Märkten gesehen haben; so doppelt thätig waren die Bänkel- und Balladensänger, die herabgedrückten entarteten Spätenkel erlauchter Minnesänger. Daß die vornehme, seelenvolle Geige neben der Pfeife oder Sackpfeife zumal das geeignetste Werkzeug abgab, um den tanzlustigen Fuß des alemannischen Bauern zu beflügeln, war ein böses Verhängniß für die edle Kunst des Minnesängers. Diese mußten ihr Brot suchen, sobald die Zeit der Chevalerie vorüberrauschte, welche gleichwol in deutschen Landen, namentlich nicht im rauhen Norden der wandernden Musik zu viel abgeworfen haben mag. Schon die Erfinder des Meistergesangs, Herr Heinrich Frauenlob und seine ersten Jünger, mußten in den veränderten Geschmack sich fügen; um erklecklichen Lohn davonzutragen, stimmten sie den höchsten Ton an, priesen ihre Mäcene über Gebühr, schmeichelten ihnen schranzenartig, unterhielten sie durch kurzweilige Liederchen und Erzählungen, bei denen denn die Töne ihrer Fiedel nicht ruhen durften. So verändert sich früh der hehre Charakter der begeisternden, zur Nachahmung ruhmvoller That auffodernden altdeutschen Poesie; wenn im 14. Jahrhunderte Hermann Damen oder der Meißner in das unwirthliche Wendenland nach Pommern an den königlichen Hof rügenscher Dynasten, wie Herrn Johann's von Gristow bei Greifswald, verschlagen wurden, kostete es wol demüthige Künste, um den Junkern einen mäßigen Lohn abzugeigen. Schlimm genug waren im sassischen Deutsch-

land schon seit alten Tagen die Ausüber der Tonkunst und anderer erheiternder, ergötzlicher Bestrebungen angeschrieben; in der Heimat Otto's des Minnesängers, zu geschweigen Witzlav's des Jüngern von Rügen, galten nach Herrn Ecko von Repgow's gewiß nicht willkürlichem, aber unromantischem Ausspruche „die Spellude (Spielleute) wie die Kempen und ihre Kinder, und alle die unecht geboren sind und die Diebstahl oder Raub sühnen", für rechtlos („Sachsenspiegel", I, 38). In noch prosaischerer Zeit, in den Tagen Wenzel's, Sigismund's und Friedrich's III., sank dann das Erhabene immer tiefer; das Bessere der poetischen Regung in der Nation rettete sich noch in den städtischen Verband der Meistersänger; die Nachfolger Heinrich's von Ofterdingen dagegen, Wolfram's von Eschilbach, Heinrich's von Veldeck und Klingsor's von Ungarland suchten ihr karges neidloses Brot schmalmeisterlich oder als lustige Gesellschafter und Possenreißer, sogar als Hofnarren auf den Sitzen der Fürsten oder unter dem Wappen und den Farben plumper, gewaltthätiger Reichsritter und spaßhafter Aebte, endlich als Bänkelsänger auf Märkten und, als die Poesie in ihrer dürftigsten Gestalt nichts mehr erschwingen konnte, als Fiedler zum Tanze, Zinkenisten, Querpfeifer und Dudelsackbläser, die zu Haufen die Dorfkirmsen und Bauerngelage besuchten. Wie wir noch hervorheben werden, ist es nicht Spiel des Zufalls, sondern der Beweis einer gleichartigen Entwickelung ursprünglich gleichartiger Zustände unter verschiedenen Völkern, daß Kaiser Maximilian I. auf dem Reichstage zu Augsburg 1500 das Herumbetteln der Schalksnarren verbieten mußte, und Königin Elisabeth einen ähnlichen Parlamentsbeschluß in Bezug auf die Minstrels sanctionnirte. In Deutschland und in England „desinit" die altgermanische Volkspoesie gleicherweise in atrum piscem!

Soviel mußten wir vorausschicken, um unsern Lesern verständlich zu machen, was es mit dem Pfeiferrechte oder dem Pfeiferfeste zu Rappoltstein zu sagen hatte. Nämlich noch im 16. Jahrhunderte, wie Ichtersheim in seiner „Topographie des Elsaß" berichtet, wurde dort das Pfeiferrecht gehalten,

da alle Spielleute, sie mögen musikalische Instrumente haben wie sie wollen, am 8. September, dem freudenreichen Tage der Geburt Maria's, in der Stadt aus ganz Elsaß erschienen, mit einem musikalischen Aufzuge paarweise in die Kirche und aus derselben zogen und alsdann in das Wirthshaus zum Stern sich verfügten. Hier erlegte jeder drei Gulden, that seine Zeche; wer nicht erschien, durfte das Jahr über sein Brot auf den Gassen, Kirchweihen, Hochzeiten, in Wirthshäusern und bei öffentlichen Spielen nicht verdienen, sondern wurde ausgewiesen und gestraft.

Es versteht sich daß dieses Fest die lustige Bevölkerung weit und breit zusammenlockte, daß unter unsagbarem Getöne der verschiedenartigsten Instrumente weidlich gegessen und getrunken, getanzt und gejubelt wurde, und daß auch später, als die amtliche Bedeutung des Pfeiferrechts in Vergessenheit gerieth, das Ganze das Gepräge eines geräuschvollen Volksfestes annahm. Darin weichen jedoch die Angaben schon früh ab daß bald der ehrsame Wirth zum Stern als „immerwährender Geigenkönig" aufgeführt wird, bald der Dynast au demselben Schlosse selbst das erkleckliche Richteramt verwaltete. Die Persönlichkeit der Herren von Rappoltstein, wie sie uns dürftig genug geschildert wird, mag das Räthsel lösen.

Solange noch das Regale, das Meisterthum in früherer Bedeutung, mit der Würde eines Reichsritters sich vertrug, haben Kreuzfahrer, streitbare Degen, wie Egenolf, König Friedrich's II. Gefährte im Heiligen Lande, Anshelm in König Adolf's Tagen, Bruno, ein Held gegen die „ersten Engländer" (die spätern Armagnaken), Schmasmann II. (Maximin), ein Helfer König Karl's VII. gegen die Orleanische Partei, gewiß in Person ernsthaft ihr Richteramt gehandhabt: als aber im 16. Jahrhunderte die Kunst sich erniedrigte, mag schon Ulrich IX., der, Mitsieger bei Pavia, obgleich ein Sohn eifrig katholischer Aeltern, die lutherische Lehre in seinem Gebiete beförderte und wie Egenolf der Jüngere um Kirche und Schule sich verdient machte, es mit seiner hohen sittlichen Stellung und seiner Verwandtschaft zu Kaisern und Herzogen, sowie als Landvoigt nicht mehr vereinbar gefunden haben, über solches Gesindlein den Regimentsstab zu führen. Zumal nicht Egenolf's Sohn, Eberhard, Kämmerer, Rath und Gesandter dreier Kaiser (geb. 1570, gest. 1637). Wie dürften wir uns Wilhelm, Ulrich's Vater, welchen die stolzen Habsburger ihren Vetter nannten, welcher an Maximilian's I. Stelle den Reichstag zu Worms 1513 eröffnete und bei der Bezwingung von Padua 1509 die kaiserliche Fahne zuerst auf die feindlichen Mauern pflanzte — nicht damals als Ritter Bayard, in den Zähnen stochernd, an Stelle der „Schuster, Hufschmiede und Becker" (der Landsknechte) den deutschen Adel als Sturmgefährten wünschte — wie können wir uns den Ritter des goldenen Vließes, den Ueberwinder der Bauern im Elsaß als Geigenkönig vorstellen? Diese Herren überließen darum dem Wirthe zum Stern ihr Regal als Afterlehn, mögen aber gleichwol nicht ganz die Gefälle ihres Stuhls verschmäht haben. In der ersten Hälfte des traurigen 17. Jahrhunderts blühte das Haus Rappoltstein, mit dem Grafentitel geschmückt und dem Reiche in allen Anfechtungen treu, noch herrlich. Aber des prachtliebenden und gelehrten Eberhard Geschlecht welkte rasch hin; Philipp Ludwig, eben mit einer Rheingräfin vermählt, starb 1637 vor dem Vater; Georg Friedrich, ein trefflicher Herr, starb 1651 nur mit Hinterlassung einer Tochter, der Gattin Christian Ludwig's, Grafen von Waldeck; mit seinem Bruder und Erben, dem erblindeten, frommen und hochbelobten Johann Jakob, erlosch 1673 der uralte Stamm, dessen Habe die Willkür König Ludwig's XIV. nicht dem Eidam des ältern Bruders, dem Grafen von Waldeck, sondern Christian, dem Pfalzgrafen der Linie Birkenfeld, dem Schwiegersohne des Letzlings, zuwandte. Im Wappen der Geigenkönige hätten wir gern die alemannische Fiedel gefunden; dasselbe ist jedoch beziehungslos: im

viergetheilten Schilde drei schwarze goldgekrönte Raben- oder Adlerköpfe in Silber, zwei Felder mit je drei rothen Schildlein; der rothe Löwe wegen Geroldseck am Wasichen (zu unterscheiden von dem am Schwarzwalde) auf Silber im vierten. Als Helmkleinod wegen der That Konrad's, welcher auf dem Kreuzzuge Kaiser Konrad's III. (1147) bei Damask einen riesigen Sarazenen, den Herausfoderer des Kaisers, im Zweikampfe erlegte, „ein bärtiges Männlein ohne Arme, in weißer Kleidung, auf der Brust drei rothe Schildlein, mit einem gelben türkischen Spitzhut".

Man könnte sich wundern daß an einem Orte, welcher heitere, lebenslustige Erinnerungen erwecken mußte, ein Mann das Licht des Daseins erblickte und die ersten, bleibenden Jugendeindrücke aufnahm, welcher im Gegensatze eine wir wollen nicht sagen freudenscheue oder schwermüthige Gemüthsstimmung, doch einen strengen ascetischen Ernst früh entwickelte und der Patriarch einer kirchlichen Sondergesellschaft wurde, die einem großen, hochbeachtungswerthen Theile der Aristokratie und der mittlern Stände Deutschlands eine eigenthümliche Färbung verlieh. Philipp Jakob Spener, bekannt als Genealog und fleißiger Liebhaber der Heraldik, bekannter als Vater des Pietismus im 18. Jahrhunderte, ist am Hofsitze des Geigenkönigs, am Parlamentsorte der Bänkelsängerei, auf dem deutschen Rhodus, welches von tanzlustigen Gesellen und spielbereiten Fiedlern, Pfeifern, Zinkenisten und Harfnern wimmeln mußte, 1635 geboren, jener ernste Philipp Jakob Spener im taumelnden Weinlande, der nach seinem eigenen Geständnisse noch im späten Alter der Angst sich erinnerte, die den zwölfjährigen Knaben überfiel, als er einst am Tanze theilgenommen, und die ihn von demselben hinwegscheuchte; Philipp Jakob Spener, der den Streit über die sogenannten „Mitteldinge" erweckte und den unschuldigsten Ausdruck des frischen Lebensbehagens aus zahllosen Kreisen deutscher Vornehmen und Bürger verbannte! Wie erklären wir diesen Widerspruch? Psychologisch aus früher Abneigung gegen Unmaß und häßliche Verwilderung? Oder historisch, daß in den Jahren nach der Schlacht von Nördlingen (1634) gerade seine Heimat der entsetzlichste Tummelplatz der Kriegsgräuel von kaiserlichen Kroatenhorden, Schnapphähnen und Merodebrüdern des schwedischen, weimarischen und französischen Heeres 15 Jahre lang blieb, und Philander von Sittewald gerade ins Elsaß, am Wasichen und Geroldseck, die Scenerei seines erschütternden Traumgedichts „Soldatenleben" verlegt, und deshalb ein banges, auf den Himmel allein gerichtetes, der Verzweiflung nahes Geschlecht erwachsen mußte, des Trostes in sich bedürftig, den die grauenvolle Gegenwart verscheuchte? In einem Lande, dessen fleißige Bauern nur mit Musketen und Pistolen behangen hinter dem Pfluge herzugehen oder ihre letzten Rinder zu hüten wagten, hatte freilich auch kaum der pfenniglose Spielmann freies Geleit und verging der Marientag in Rappoltstein sang- und klang- wie tanzlos, der 8. September, den in aller seiner barocken Tollheit leider die Laune Johann Fischart's, des strasburger Rechtsgelehrten, oder der Bilderreichthum eines Johann Michael Moscherosch, des Zeitgenossen, nicht schildern noch der Griffel Callot's verewigen konnte, weil er eben nur ein Tag, traurig und angstvoll und voll Hungertods wie alle übrigen war.

Während wir im deutschen Volke nur den schmählichen Ausgang eines Lebensprocesses erblickten, dessen mittlern Verlauf nur dunkel nachweisen konnten, über die Anfänge sogar zu Schlüssen aus analogen Erscheinungen unsere Zuflucht nehmen mußten, ist es entweder die Folge einer kräftigern Durchbildung und entschiedenern Heroortretens der Romantik oder die Frucht eines reichern geschichtlichen Stoffs, oder endlich der Lohn der Pietät in sorgsamer Durchforschung des Alterthums, daß unter dem verwandten britischen Volke uns die ganze Reihe der Entwickelung augenscheinlich und ergötzlich vorliegt. In Engländern und Schotten durchdrangen sich celtische, angelsächsische, dänische und französisch-normannische Nationalitäten, also Volksthümlichkeiten, deren Liebe zu den Künsten der Barden, Skalden, Sagasängern, Minstrels, Jongleurs, Troubadours dem Leben die heiterste und lange untilgbare Färbung gewährte. Wir erwähnen nicht der Ehre, welche Barden und Harfner, Minstrels in angelsächsischer und dänischer Zeit genossen: Alfred, der Musikkundige, erspähte als Minstrel verkleidet das dänische Lager bis in das Zelt des Königs hinein; im „Doomesday-book" wird des Königs Joculator in Gloucestershire besonders gedacht; in Wilhelm's des Eroberers Heer galt Taillefer als der tapferste Degen und sang vor der Schlacht das Rolandslied; die Minstrels fanden auf der Burg jedes Edeln die gastlichste Aufnahme. König Heinrich I. und II. belohnten reich ihre Minstrels; Richard I. kann man sich gar nicht ohne das Geleit seines Troubadours, der bis zum Gefängniß des ungroßmüthigen Babenberger's ihm folgte, vorstellen. Aber schon im Anfange des 12. Jahrhunderts vermischte sich die Gesellschaft der vornehmen Sänger, der Minstrels, mit gemeinen Harfnern, Spielleuten und allerlei müssigem Gesindel und wuchs zu solcher Zahl im „merry England" an daß sie zunftmäßig eines besondern Schirmherrn bedurften. So sehen wir im schönen Cheshire, in Johann's Tagen, wie in Rappoltstein nach ehrenvollem Anlaß ein Geigerkönigthum entstehen.

Hugh, der erste Earl of Chester, hatte der Stadt das Privilegium verliehen: daß wer den dortigen Markt besuchte wegen früherer Vergehungen nicht gefahndet werden dürfe. Dieser Schutz, welcher eine Menge losen Gesindels zum dortigen Markte lockte, gereichte einem seiner Nachfolger zur Rettung. Denn als Ranulf, der letzte Earl, mit geringem Gefolge nach Wales gezogen, ward er von den Welshmen im Castle of Rothelan eingeschlossen. In der Noth schickte er an Lord de Laci, Constable von Chester, um Hülfe. Es war gerade Markt und eine Menge von Minstrels aller Art versammelt; auf des Constable Geheiß bliesen und geigten nun die entarteten Barden alles Marktgesindel zu Haufen, und unter der Führung Dutton's, seines Stewarts und Eidams, strömte das bunte Heer über die wälsche Grenze und jagte

den Belagerern solche Furcht ein daß sie eiligst sich davonmachten. Zum Lohne für solche That gab Ranulf dem de Laci urkundlich die Schutzherrschaft und das Gericht über alle Minstrels und das lose Volk, die Wildfänge, ihre Kampfgenossen, besonders die Schuster. Der Constable behielt sich aber nur das Regiment über die Letztern vor und übertrug auf Dutton das Magisterium (die Gerichsbarkeit über die Minstrels) und — die Hariots (H—n), ein Amt welches die spätesten Enkel Dutton's wenigstens zu Gunsten der Minstrels übten.

Die Feierlichkeit bei solcher Regimentshandhabung schildert ein älterer Schriftsteller in folgender Art: Am Tage des Johannismarkts geleiteten alle Minstrels, welche zur Grafschaft Chester gehörten, den Erben von Dutton, den der Landadel umgab, von seinem Hause nach St.-John's Church; einer der Minstrels schritt vor dem Herrn in einem taffetenen Waffenrock, mit dem Wappen Dutton's bemalt; die andere Brüderschaft marschirte paarweis, ein Jeder auf seinem verschiedenartigen Instrumente spielend. Nach der Messe geleiteten sie den Oberrichter ebenso zu seiner Behausung zurück, wo unter Vorsitz des Stewart Dutton's Gerichtstag gehalten, alle Minstrels namentlich aufgerufen, Ordnung und Gesetze, gute Polizei für die Zunft verfaßt und Strafen für die Uebertreter derselben bestimmt wurden. Aber ungeachtet des Königs Minstrels unter Eduard I. noch eine vornehme Stellung um die Person der Herrscher einnahmen, mußten unter Eduard II. schon als gegen „eine gemeine Plage“ Satzungen erlassen werden; unter Richard II. errichtete der berühmte John of Gaunt zu Tutbury in Staffordshire einen „Court of minstrels“, ähnlich wie zu Chester, welcher in feierlicher Sitzung am 16. August jährlich aus fünf nahen Grafschaften die Klagen der Zunftgenossen hörte und entschied, alle Streitigkeiten souverain schlichtete und die Nichterscheinenden strafte. Nach Laut ihrer Urkunde erkor die Gesellschaft jährlich einen King of the minstrels und fünf obere Beamte, Alles mit großer Feierlichkeit. Wir besitzen eine Schilderung davon noch aus dem Jahre 1680; doch war auch in England die Kunst so herabgekommen daß den Minstrels nur noch das Talent „zu pfeifen und zu fiedeln“ eigen war. Gleichwol hatten diese Kings of the minstrels, zuletzt nur Kings of the fidlers, in Frankreich Roys des menestreuls, schon unter den Eduards die Reges ministreliorum coronae und unter König Philipp V. und Johann von Frankreich die Roys de menestreuls du royaume de France als eine Art Souverainetät über sich; als Gebieter der Könige der Minstrels in den einzelnen Grafschaften empfingen sie kostbare Ehrengaben von hoher Hand, silberne Kronen und dergleichen. Die „Minstrels des Königs“ blieben unterschieden von dem wandernden Volke, das ihren Titel sich beilegte, ein ärgerlicher Misbrauch, den nicht ohne Anreizung der ehrsüchtigen Hofminstrels noch Eduard IV. 1469 ernstlich rügte und ein Marschallamt zum Schutze der ehrenvollen Glieder der Zunft schuf. Der Sieger von Azincourt hatte nicht weniger als 15 Barden unter bestimmtem Solde mit über das Meer genommen, um seine Thaten zu verherrlichen. Aber alle Maßregeln, das Gebiet der Kunst vor Eindringlingen zu schützen, fruchteten Nichts, da der Geschmack der Nation der Romantik sich abwandte und am Ende des 15. wie im 16. Jahrhunderte von den Minstrels nur Musik zu Tanz und sonstiger Lustbarkeit foderte. So ging denn der Name in seiner Bedeutung unter und Minstrel galt Dasselbe als Fiedler. Die Reformation brachte das Ende der lange hochgeehrten Kunst; in Königin Elisabeth's Tagen, bei der gefeierten Hofhaltung auf Killinworths Castle (1575), veranstaltete zwar der chevalereske Günstling der Maiden-queen, Earl of Leicester, unter andern sinnigen Unterhaltungen das Auftreten eines alterthümlichen Minstrels; es war aber ein opernartiges Drama, etwa wie wir heute auf unsern Bühnen die Rolle eines Heinrich von Ofterdingen erwarten dürften. Die poetische Erscheinung stand ohne alle Verbindung mit der Gegenwart, wie wir handgreiflich aus dem schmählichen Statute von 1597 abnehmen. Gerade ein Jahrhundert nach Maximilian hatte Englands Volks- und Heldenmuse die Spitze der Entwickelung erlangt, oder war auf den Boden des Niederschlags herabgesunken, den die Ungeduld oder die prosaische Natur unserer Vorfahren schon früher zu erreichen strebte. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1500 umfaßten die Satzungen die gesammte Classe desjenigen Volks, welches als Entartung einer vornehmen Urspecies aufgewuchert war, doch gemäß dem eigenthümlichen Geschmacks- und Bildungsgange unserer Vorfahren abweichend von der Abwandelung auf Englands Boden. Der „Narrheit“ hatten die Spätenkel der Wartburgskrieger als einer einträglichen Profession sich „angenommen“; kümmerliche Reste der alten Sangeslust dauerten in den Meistersängerschulen, gehegt vom Bürgerthume und nicht ohne Ehren vom Kaiser, fort; daher der Reichstagsschluß nur die „Schalksnarren“ aufführt. Nachdem in Artikel 24 jeglichen Fürsten und Obrigkeiten geboten ist, ihre Pfeifer, Trompeter und andere Spielleute anzuhalten, daß sie hinfüro andere Leute um Opfergeld, Trinkgeld und andere Gabe unbesucht lassen, folgt § 25:

Von Der wegen, die sich Narrheit annehmen, ist beschlossen, wo Jemand dieselbe haben will, daß er solche dermaßen halte, damit sie bei ihm bleibe und andere Leute unbelästigt lasse. Es soll Niemand einigem Mann oder Frauen, der oder die nicht in die Gebröt gehörig sind, weder Schild, Wappen, Ring noch dergleichen anhenken, und welche jetzt Schild, Wappen, Ring und dergleichen haben, die ihnen ihre gehörte Herren nicht gegeben hätten, sollen sie die bei Verlierung derselben abthun und nicht mehr tragen, damit die alte Gewohnheit der neuen Ordnung keine Irrung mache. Auch sollen hinfüro die Herren und die vom Adel ihr Schild, Ring, Ketten und dergleichen so leichtlich als bishero geschehen anzuhenken und zu geben vermeiden.

Begriffsverwandtschaft, welche den Schalksnarren nicht eben schmeichelhaft ist, verbindet dieses Gebot unmittelbar mit den Bettlern und Zigeunern.* Wie muß in Sebastian Brandt's und Murner's Tagen die Neigung, der „Narrheit sich anzunehmen“, „der Humor“, in unserm Vaterlande gemein gewesen sein, da versammelte Stände des Reichs die Nothwendigkeit solcher Satzungen

erkannten! Schlimm nur daß die Patrone der Narrheit ihrem Narrengesinde nur Wappen und Hausfarben, nicht auch Geld und Kost zur Genüge austheilten.

War nun der „mottley fools" Lebensverhältniß in England ein günstigeres oder hatte die entartende Minstrelsy nicht gerade vorherrschend diese Spitze getrieben, genug, zur Zeit als William Shakspeare seinen „Lear" über die Breter schreiten ließ, erwähnt das Statut Elisabeth's der fools in ihrem „Act for punishment of rogues, vagabonds and sturdy beggars" nicht, sondern unter derselben Rubrik (von Schelmen, Landstreichern, unverschämten Bettlern) nur der gleichbürtigen Vetterschaft der fools, „der Minstrels, wandering abroad". Es heißt § 2:

Alle Klopffechter, Bärenführer, herumziehenden Komödianten (Andere, die einem Baron dieses Königreichs gehören oder einer andern Person höhern Rangs, dürfen unter Hand und Wappen solcher Barone zur Schau spielen), alle wandernden Minstrels, Jugleurs (früher Jongleurs, die musikalischen Begleiter vornehmer Minstrels, jetzt Gaukler, Kesselflicker, Hausirer), sollen für Schelme, Landstreicher und freche Bettler gehalten werden.

Doch nun kommt §. 10, der Lohn für die That der Minstrels von Cheshire:

Vorbehalten daß dieser Act oder ein Punkt in demselben in keiner Weise sich erstreckt zur Kränkung und Beeinträchtigung oder zum Nachtheil John Dutton's of Dutton Esq. in der Grafschaft Chester, seiner Erben und Stellvertreter, in Betracht der Freiheiten, Vorrechte, Gewalt, Gerichtsbarkeit und des Erbrechts, welche der besagte John Dutton jetzt gesetzmäßig gebraucht oder gebracht hat, oder gesetzmäßig gebrauchen oder haben wird in der Grafschaft und Stadt Chester, oder in einer von beiden, kraft alter Urkunde eines Königs dieses Landes u. s. w.

Aus diesem Act ersehen wir zugleich was für Handwerksverwandte unter Dutton's Schutzherrschaft böslich verstanden werden konnten; nur sind die fools als besondere Ranggenossen nicht genannt. Die Clausel zu Gunsten der Duttons Esq. wiederholte englische Gewissenhaftigkeit oder Pedanterie noch unter Georg III. in dem Act der Erneuerung von Elisabeth's Statut, und es steht nicht zu bezweifeln daß auch noch heutzutage ein musikalisches Talent in der Grafschaft Chester den Schutz eines Squire Dutton (falls das Haus noch blüht) ansprechen darf. Weniger genau sind die deutschen Reichstagsschlüsse, in denen wir Ausnahmegesetze zu Gunsten der Herren von Rappoltstein gewünscht hätten.

Der Name Minstrels erhielt sich aller Schmach zum Trotz, ungeachtet gewöhnliche Fiedler, Pfeifer, Possenreißer und Tänzer auch da nur zu verstehen sind, wo Minstrels in dem Haushalte von Magnaten, wie der Lords Percy, Dukes of Northumberland, aufgeführt werden. Etwas von der alten gälischen Bedeutung dagegen mochten Walter Scott's Barden in den Schlössern der letzten Chieftains im schottischen Hochlande noch ansichtragen. Am schlimmsten erging es den Minstrels unter dem Gebote puritanischer Verdüsterung; eine Ordonnanz Cromwell's 1656 macht ohne Unterscheidung alle Personen, „commonly called fidlers or minstrels", wenn sie fiedelnd, spielend, musicirend in Schenken, Bierhäusern und Tavernen erfunden oder gar nur ihre Kunst vor der Schwelle solcher Orte anbietend betroffen werden, zu „Schelmen, Landstreichern und frechen Bettlern". Solches Schicksal erlitt in England die altgermanische, skandinavische, französische Ur- und Naturpoesie, während die Kunstpoesie allmälig sich ein glänzenderes Loos zu bereiten wußte.

Ueberflüssig wäre denselben Gang der Abwandelung und Entartung bei den Franzosen nachzuweisen. Die Troubadours, hier mehr als anderwärts, doch nicht ausschließlich von den Minstrels, Jongleurs, den musikalischen Begleitern der eigentlichen, schöpferischen Dichter, geschieden, die Genossen der vornehmsten Herren und oft selbst Seigneurs, hatten ihre Glanzperiode unter dem Heiligen Ludwig, prunkten in reicher, phantastischer Tracht, konnten aber ihres schmuckvollen Königthums ungeachtet des Verfalls ebenso wenig sich erwehren. Die Jongleurs waren schon in Ludwig's des Heiligen Tagen so verächtlich daß sie vor den Thoren von Paris tarifmäßig den Zoll mit „Liedern" bezahlten oder ihre Affen vor dem Zolleinnehmer Sprünge machen ließen. Einst so hochgeehrt wie die Barden, mit Fürsten wetteifernd, von Königinnen und Prinzessinnen geliebt, mußten auch die Troubadours durch Schmarotzerkünste, Possenreißerei (wie die Jongleurs schon während des letzten Kreuzzugs als Gesichterschneider, Capriolentänzer und Luftspringer) an den Höfen der Seigneurs ihr Brot erschwingen und schämten sich, hat Cervantes an einer Stelle Recht, sogar nicht, auch als Bufones (Hofnarren) sich bemerklich zu machen. Ehrenhafter nährte sich der alte Martin Barreton, Jongleur von Orléans, ein Tanzmeister aus der Jugendzeit des Präsidenten Claude Fauchet um 1550; er schlug bei Hochzeiten eine silberne Trommel, mit Silberblechen besetzt, auf welcher die Wappen seiner vornehmen Schüler eingegraben waren. Zur Höhe Wilhelm Weber's, des beliebten Spruchsprecher's von Nürnberg, der unzweifelhaft aus der Schule der deutschen Sänger hervorging, oder Leonhard Flexel's, des reimreichen Pritschmeisters auf süddeutschen Freischießen, hat unsers Wissens kein späterer französischer Minstrel sich erhoben; aus dem Roy de minstrels wurde zwanglos le Roy des violons, eine humoristisch-polizeiliche Würde über das schwerregierbare Musikantenvolk, keineswegs eine Art Kapell- oder Concertmeister. Der Ort, welcher uns zuletzt noch aus Estienne Pasquier's Jugend (geb. 1529) als gleichbedeutsam mit Rappoltstein und Chester genannt wird, ist Chauny in der Picardie, unweit Laon; doch hat es gewiß auch in andern Provinzen nicht an solchen Parlamentssitzen der Musiker gefehlt, da mehre Minstrelskönigthümer namhaft gemacht werden.

F. W. Barthold.

Friedrich Bobrik.

Gedichte von Friedrich Bobrik. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Die meisten der vorliegenden Gedichte haben eine mehr als Horazische Reife erlangt ehe sie der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Sie erschienen mit Aus-

nahme mehrer, die der Dichter entweder anonym oder nur mit einzelnen Buchstaben, selten mit seinem vollen Namen unterzeichnet in verschiedenen Zeitschriften drucken ließ und die meistens componirt und durch den Gesang Gemeingut des Volks geworden sind, erst nach dem Tode des Verfassers, der ein ziemlich hohes Alter erreicht und sein ganzes Leben nächst dem Berufe den Musen geweiht hat, ohne sich doch dazu entschließen zu können, seine Gedichte herauszugeben. Wenn die Seinigen und seine Freunde in ihn drangen es zu thun, pflegte er zu sagen: „Noch ist mir dazu nicht die rechte Stimmung gekommen." Dabei verlor er jedoch seine Dichtungen nie aus dem Auge und unterwarf sie, namentlich im Hinblick auf den Wohllaut der Verse, einer steten Feile. Und diese Reife ist es was die Bobrik'schen Gedichte ganz besonders charakterisirt. Sie sind was die Form anlangt so künstlerisch vollendet daß es schwer fallen würde, in der ganzen Sammlung vom ersten bis zum letzten Liede auch nur eine Härte nachzuweisen. Mit diesem negativen Vorzuge verbindet sich der positive daß dem Dichter sein Streben den Versen Wohllaut zu geben in der That in einem vorzüglichen Grade gelungen ist. Es versteht sich von selbst daß die Feile und die große Sorgfalt die er der Form gewidmet hat nirgend sichtbar hervortreten, das heißt, wir stoßen überall auf echte Kunst, nirgend auf Künstelei; aber ein zweiter Vorzug, der nicht immer bei vollendeter Form angetroffen wird, ist diesen Gedichten noch eigen, nämlich der einer durchgängigen Einfachheit: nirgend Ueberladung, weder im Wort noch im Bilde, überall ein geläuterter Geschmack, Klarheit, plastische Ruhe.

Der Inhalt der uns in diesem classischen Gewande geboten wird entspricht seiner Form. Was in einem „würdigen, sittenstrengen, thätigernsten" Leben (so wird das seinige in der Einführung zu den Gedichten von Karl Rosenkranz bezeichnet) an dem Dichter vorübergegangen ist, die allgemein menschlichen Beziehungen und die besondern Beziehungen der Zeit, hauptsächlich aber die erstern: Liebeslust und Liebesweh, Freundschaft, Natur, die Freude der Sinnenwelt und der Ernst der Gemüthswelt eines in sich abgeschlossenen und zur Ruhe gekommenen Herzens boten ihm reichen Stoff zu seinen Liedern und Gedichten, und die Behandlung des Stoffs zeigt durchgängig den Charakter der Wahrheit und Klarheit, bei aller Ruhe und Besonnenheit ein tiefes, inniges Gefühl und in vielen Liedern eine gemüthliche heitere Laune.

Wir können es uns nicht versagen unsere fernern Bemerkungen an die Mittheilung einiger Proben aus den vorliegenden Gedichten anzuknüpfen. Zuvor aber werfen wir einen Blick auf das Leben und den Charakter des Dichters. Zwar ist Beides ohne Einfluß, wenn es sich um ein Urtheil über den Werth der Gedichte an sich handelt; allein es macht einen wohlthätigen Eindruck, wenn man Leben und Gedicht im Einklang findet. Wir verdanken die Nachrichten über die persönlichen Verhältnisse des Dichters theils dem Professor Rosenkranz in der oberwähnten dem Werke vorangedruckten Einführung, theils dem Freunde des Verfassers, Friedrich von Wichert, der die Gedichte nach dem Ableben des Dichters herausgegeben und mit einem Vorworte versehen hat.

Johann Friedrich Ludwig Bobrik ist am 13. October 1781 zu Marienburg, wo sein Vater und sein Großvater (der Letztere, Johann Bobrik, war von Chemnitz in Ungarn nach Preußen gekommen) geistliche Aemter bekleidet haben, geboren, that sich, der älteste von zehn Geschwistern, schon frühzeitig durch geistige Begabung hervor, genoß den sorgfältigsten Unterricht von Seiten des Vaters, der ihm Lehrer und Vorbild war, studirte von 1797 an auf der Universität zu Königsberg Jura und ward bald nacheinander Referendar, Justizcommissar, Notar und Criminalrath. Im Jahre 1804 verband er sich mit einer Ostfriesin und führte mit Gattin und Kindern ein glückliches Familienleben. Im Jahre 1810 wurde er Oberlandesgerichtsrath und im Jahre 1821 Tribunalrath in Königsberg und zeichnete sich ebenso durch gründliche Rechtskenntniß und schnelle Beurtheilungsgabe wie durch Humanität im vollen Sinne des Worts aus. Eine Ueberlast von Amtsgeschäften untergrub seine Gesundheit und nöthigte ihn im Jahre 1832 aus dem Staatsdienste zurückzutreten. Auch jetzt noch wurde seine juristische Thätigkeit durch Gesetzgebungsarbeiten und durch Ertheilung von Rechtsgutachten mehrfach in Anspruch genommen, und im Uebrigen blieben seine Stunden, wie früher jede Freistunde, dem rastlosen Streben nach immer vollendeterer Selbstbildung in allen Richtungen gewidmet. Besonders beschäftigten ihn belletristische Studien, und mit Vorliebe pflegte er die englische Literatur, gab auch bereits im Jahre 1801 eine Uebersetzung des dramatischen Gedichts von Ossian „Comala" heraus. Er starb am 22. Januar 1848, nachdem er einige Jahre früher, im Mai 1845, einen reichbegabten Sohn, den Geographen Dr. Bobrik, durch frühzeitigen Tod verloren hatte.

Nur ein durchgängig häusliches Leben — heißt es in dem biographischen Vorworte — konnte neben den angestrengten Berufsarbeiten eine Arbeitsthätigkeit wie die seinige ermöglichen, und wie er sich noch bis zum Ziele seines Lebens eine unwillkürlich fesselnde Liebenswürdigkeit zu bewahren wußte, so that es ihm sichtlich wohl, wenn er sich über Poesie und Gedichte im engern Kreise (der aus wenigen bewährten Freunden bestand) aussprechen konnte. Gewöhnlich aber vertraute er was er fühlte nur den Bücherwänden seiner Studirstube und gefiel sich zumeist in stillster Verborgenheit.

Derselbe Charakter wie er uns hier aus dem Leben und der Persönlichkeit des Dichters entgegentritt, findet sich durchgehend in seinen Dichtungen ausgeprägt: ein stilles Glück, Fröhlichkeit auch noch im Misgeschick, ein heiterer Lebensgenuß und überall ein auf das Höhere, auf echte, reine Humanität gerichteter Sinn. So heißt es in dem Gedichte „Der Kranz":

— — — — — —

Der Kranz, so duftig, frisch und grün,
Ist morgen nicht derselbe.

Wol ließe sich ein schön'rer Kranz
Aus schönern Blumen winden,
Dem sollte nimmer Duft und Glanz
Und Jugendzierde schwinden;
Ein Kranz aus Thaten, fromm und rein,
Verlieh wol süß're Labe
Und grünte noch mit Duft und Schein
Hoch über unserm Grabe.

Und in der Devise „Gnome":

Leicht läßt sich's in Ideeen leben;
Da kann man mit Gemächlichkeit
Sich über Mitwelt, Volk und Zeit
Zum Gipfel der Vollkommenheit
In einem Augenblick erheben.
Das Handeln kommt uns schwerer an,
Da gilt es Kampf und Müh' und Streben.
Tritt handelnd, Philosoph, ins Leben!
Dann erst erkenn' ich meinen Mann.

Und in solchem Streben darf kein Hinderniß abschrecken. „Nur der Zagende erschlafft" singt unser Dichter in der „Ermunterung":

Mag auch schwer der Anfang scheinen,
Viel vermag Beharrlichkeit,
Und allmächtig ist die Zeit;
Großes schafft sie aus dem Kleinen.
Seht, ein Tröpflein, frisch und hell,
Rinnt vom Bergesgipfel nieder —
Und ihm folgen rasch die Brüder,
Und im Thale rauscht der Quell.

Wenn wir sehen daß der Dichter diese Gedanken als die Grundtöne festhält, so hören wir ihn in dem Liede „Der Rüstige" gern singen:

Was lehrt ihr mich, o Thoren!
Entsagung und Verzicht?
Zur Lust ward ich geboren,
Und der entsag' ich nicht.

Den Halm erfreut's zu sprießen,
Dem Fisch behagt die Flut;
Und sollt' ich nicht genießen,
Wozu dann Fleisch und Blut?

Geht, predigt eure Lügen
Dem Volk von Haus zu Haus!
Ich trink' mit vollen Zügen
Des Lebens Becher aus.

Bis ich zum Engel werde,
Schier ohne Fleisch und Bein,
Will ich ein Sohn der Erde
Mit Leib und Seele sein!

Denn nur wer für die Freuden des Lebens ein offenes Herz hat und trotzdem für Ideen zu leben und zu handeln versteht, ist ein voller, ganzer Mensch.

Dieses Reinmenschliche in frischer Naturwahrheit zu zu schildern ist die Aufgabe die sich der Dichter gestellt und gelöst hat. Wenn er das volle Leben veranschaulichen will muß er auch die Schattenseiten aufdecken. In diesem Sinne fassen wir das Lied „Die Matrosenliebe" auf.

Der „Schiffersmann" nimmt Abschied von seinem Mädchen:

— — — — —

„Doch eh' ich scheide, sag' mir Eins,
Sag' mir's bei Ja und Nein:
Wirst du mir bleiben treu gesinnt
Und Keines Andern sein?"

Sie schwur ihm bei dem reinen Leib,
Der uns den Herrn gebar,
Sie schwur ihm einen firmen Eid
Bei aller Heil'gen Schar.

„Dir bin ich treu, dir bleib' ich treu,
Mein Trost, mein Augenlicht!
Und brächt' das Meer dich nicht zurück,
Ich überlebt' es nicht."

— — — — — —

Und als manch langer Mond verstrich,
Und er nicht kommen will,
Da wird es ihr im Kämmerlein
So einsam und so still.

Da drängt und schraubt es sie heraus,
Läßt ihr nicht Rast noch Ruh;
Ihre schönsten Kleider legt sie an
Vom Haupte bis zum Schuh.

Sie wirft das Seidenmäntlein um,
Das ihr ihr Liebster gab;
So schreitet sie, so wandelt sie
Die Straße auf und ab.

Sie wandelt die Straßen auf und ab
Zum Hafen hinaus, hinan,
Da schließt sich bald der schönen Braut
Manch junges Mannsbild an.

— — — — — —

Und als es war am dritten Tag,
Im Hafen stellt sie sich ein;
Der Eine folgt ihr Abends spät
Sogar ins Haus hinein.

Er schließt sie fest in seinen Arm
Drückt sie ans Herz voll Lust;
Sie ruh'n so süß, sie ruh'n so warm,
Sich keines Leids bewußt.

Da schlägt und pocht es an die Thür.
O weh! Wer stört ihr Glück?
So schlägt Matrosenfaust nur an,
Ihr Liebster kehrt zurück.

Und als er sah, was sich begab,
Was meint ihr, sei gescheh'n?
Meint ihr: er wird zum nahen Meer,
Sich zu ertränken, geh'n?

— — — — — —

Ein And'rer hätt's vielleicht gethan,
Ein And'rer, nur nicht er;
Er hub sein Fläschel an den Mund,
Und herzhaft trank er's leer.

Sein Pfeifel zündet' er sich an,
Sah in das Meer hinaus:
„Und bist auch du, wie And're sind,
So ist es mit uns aus!

Und bist auch du, wie And're sind,
Heut warm und morgen kalt:
So trau' ich eher Meer und Wind
Als einer Weibsgestalt!

Und bist auch du, wie And're sind,
Falsch und veränderlich:
So werd' auch ich, wie And're sind,
Ein Bruder Liederlich!" u. s. w.

Hier ist leider volle Naturwahrheit, wenn auch keine ideale, und die alte Lehre von der Schuld, die Schuld erzeugt, tritt uns auf eindringliche Weise entgegen. Dem Dichter, durch dessen ganze Dichtungen ein tiefer, sittlicher Geist weht, muß es gestattet sein auch das Sittlich-Unschöne, wenn er sich nur sonst innerhalb der durch die Aesthetik gezogenen Grenzen bewegt, glatt und kahl hinzustellen, ohne Zusatz und ohne Lösung der Fragen, die dem sittlichen Urtheil dabei sich aufdrängen, indem er es eben dem letztern überläßt sich dieselben aus dem Gegensatze zu beantworten.

Wir haben aber dieses Lied besonders auch deßhalb auszugsweise mitgetheilt, weil dasselbe einen Beleg dafür abgibt wie trefflich unser Dichter im Volkstone zu singen versteht. Der Raum gestattet es nicht aus dem Kreise dieser Dichtungen, aus dem Abschnitte „Scherz und Laune", der des Vorzüglichen viel enthält, noch weitere Belege für unser Urtheil anzuziehen.

Unter den Liebesliedern sind viele, denen man es auf den ersten Blick ansieht daß sie nicht erdacht, sondern erlebt sind. Dahin gehört: „Angenehme Störung", „Das liebe Plätzchen", „Sorge ohne Grund", „Ueberraschung", „Der Blumenstrauß" und manche andere. Von diesen Liedchen muß jedes seine Geschichte haben, so frisch und klar tritt uns aus ihnen die vollste Wahrheit des Lebens entgegen. In dem Abschnitte „Liebeslust und Liebesweh" reiht sich Perle an Perle, und es ist schwer das eine oder andere auszuwählen, da die meisten von gleichem Werthe sind. Zum Beweise wie der Dichter auch schon oft ausgesprochenen Wahrheiten durch anmuthige Darstellung neuen Reiz zu geben weiß, diene das kleine Lied:

Das süßeste Bild.

Schöne Mägdelein zu schauen
Bringt den Augen reiche Lust;
Doch noch lieber seh' ich Frauen
Mit dem Säugling an der Brust.
Aller Liebeswonne Glück
Strahlt aus holdem Mutterblick.

O der süßen Augenweide:
Wenn die Mutter hochentzückt
Mit dem köstlichsten Geschmeide
Sich den keuschen Busen schmückt!
Alle Bilder schenk' ich dir,
Maler, dieses male mir!

Ganz besonders innig und zart sind „Der Harfnerin Klagen" (wie aus einer Anmerkung des Herausgebers zu ersehen, vier mal, unter Andern von Spohr componirt); und so sehr auch die Klage im zweiten Abschnitte des Liedes mit Dem was Tausende vom gebrochenen Herzen singen im Widerspruche steht, so wahr ist sie doch:

Wenn Kummer tödtlich wär',
Wie Manche sagen,
Hätt' man zu Grabe mich
Längst schon getragen;
Wahrlich vor Gram und Schmerz
Brach noch kein Menschenherz,
Und auch das Schrecklichste
Läßt sich, es läßt sich ertragen.

Was mich im Innern quält,
Könnt' ich euch's klagen,
Würdet ihr allzumal
Wol mit mir sagen:
Wahrlich vor Gram und Schmerz
Brach noch kein Menschenherz,
Und auch das Schrecklichste
Läßt sich, es läßt sich ertragen.

Die Stärke der Empfindung läßt sich nicht durch die Stärke des Ausdrucks erzwingen; aber die Wahrheit spricht zum Herzen und um so kräftiger, je einfacher sie auftritt. Ein anderes kleineres, ebenso zartes und tiefgefühltes Gedicht möge noch vollständig Platz finden:

Das Lied vom blauen Veilchen.

Die Sonne lacht so hell und rein
Im gold'nen Frühlingsglanze;
Viel Blumen blüh'n im Feld und Hain
Zum allerschönsten Kranze;
Doch von den Blumen allzumal
Wird immer meine liebste Wahl
Das blaue Veilchen bleiben.

Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchens Locken schmückte,
Als ich zum ersten mal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte;
Schaut nun aus reichem Blumenflor
Ein blaues Veilchen still hervor:
Denk' ich der sel'gen Stunde.

Von blauen Veilchen war der Strauß,
Der Hannchens Busen zierte,
Als ich in unser kleines Haus
Das junge Weibchen führte;
Was Wunder, wenn im Feld und Hain
Das blaue Veilchen mir allein
Gefällt vor allen Blumen!

Und als der Tod mein Hannchen nahm,
So fest mit mir verbunden,
Da hab' ich selber ihr voll Gram
Den Leichenkranz gewunden;
Doch nicht von dunklem Rosmarin,
Von blauen Veilchen wand ich ihn,
Die ich mit Thränen netzte.

Nun mögen wohl in Feld und Hain
Viel tausend Blumen prangen,
Am blauen Veilchen ganz allein
Bleibt Aug' und Herze hangen.
Das blaue Veilchen rufe zurück
Vergang'ner Tage schönstes Glück,
Vergang'ner Tage Schmerzen.

Dies Liedchen mag für sich selbst reden. Wir wollen den Eindruck durch keine Glosse schwächen und nur noch mit ein paar Worten der Uebersetzungen des Dichters gedenken, die das Original treu seinem ganzen Geiste nach in trefflich abgerundeten Formen wiedergeben. Es sind zehn der bekanntesten Lieder von Anakreon, sechs Oden aus Horaz und zehn Lieder nach englischen und schottischen Originalen. Vorzüglich gelungen ist „Lochinvas" von Walter Scott, und wir würden sehr gern Uebersetzung und Original, welches letztere uns gerade zur Hand ist, da sich nur aus der Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original der volle Werth der erstern erkennen läßt, mitgetheilt haben, wenn es der Raum

irgend gestattet hätte. Das Gedicht ist aber zu lang und Einzelnes läßt sich des Zusammenhangs wegen nicht wohl herausnehmen. Dagegen wollen wir eins der schönsten Liedchen von Burns, welches der Verfasser, wenn auch nicht mit solcher Meisterschaft wie „Lochinvas", doch ebenfalls sehr gelungen übertragen hat, sammt Original hier folgen lassen, damit sich der Leser selbst ein Urtheil bilden könne.

The Banks O'Doon.

Tune: „The Caledonian Hunt's delight."

Ye banks and braes o' bonnie Doon,
How can ye bloom sae fresh and fair;
How can ye chant, ye little birds,
And I sae weary, fu' o' care!
Thou 'lt break my heart, thou warbling bird,
That wantons thro' the flowering thorn:
Thou minds me o' departed joys,
Departed never to return.

Aft hae I rov'd by bonnie Doon,
To see the rose and woodbine twine;
And ilka bird sang o' its luve,
And fondly sae did I o' mine.
Wi' lightsome heart I pu'd a rose,
Fu' sweet upon its thorny tree;
And my fause luver stole my rose,
But ah! he left the thorn wi' me.

Lied.

Ihr Blumenufer dieses Stroms,
Wie mögt so süß ihr blüh'n;
Wie mögt ihr singen, Vögelchen,
Da Sorgen mich umzieh'n!

Du brichst mein Herz, o Vögelchen!
Was singst so hell, so klar?
Du mahnst mich an die gold'ne Zeit,
Wo treu mein Falscher war.

Du brichst mein Herz, o Vögelchen!
Hast Liebchen dir zur Seit'?
So saß ich einst, so sang ich einst
Und ahnete kein Leid.

Froh ging ich oft am Strom und sah,
Wie Zweig um Zweig sich schlang;
Von Liebe sang der ganze Wald,
Und Liebe war mein Sang.

Da pflückt' ich mir mit hellem Sinn
Vom Dorn der Rose Zier;
Mein Falscher nahm die Rose hin,
Den Dorn, ach, ließ er mir.

Die Lecture der Bobrik'schen Gedichte läßt einen durchaus wohlthuenden Eindruck zurück. Wie wir, wenn wir in eine anmuthige, sonnige Landschaft hineintreten, in heitere Stimmung versetzt und tiefinnerlich erquickt werden, so fühlen wir uns warm angesprochen und mild erregt, wenn wir uns an der Hand des Dichters in seiner Ideenwelt ergehen. Wir schließen mit den letzten Versen aus seinem Liede: „Die drei Sänger":

Bleib' bei uns, Freund! dir ist's gelungen,
Du bist es, dir gebührt der Preis;
Das schönste Lied hat Der gesungen,
Der unser Herz zu rühren weiß.

Das läßt sich mit vollem Rechte auf den verklärten Dichter selbst anwenden. 24.

Der Heerwurm.

Ludwig Bechstein, der Neffe des berühmten Johann Matthias Bechstein, hat vor nicht langer Zeit Gelegenheit gehabt dies räthselhafte Thier zu beobachten und darüber Erfahrungen einzusammeln, welche ebenso wol durch ihre Neuheit als Gründlichkeit allgemein interessiren werden. Die kleine Schrift in welcher derselbe seine Beobachtungen und Ansichten über das wunderbare Gewürm zusammenstellt führt folgenden Titel:

Der Heerwurm, sein Erscheinen, seine Naturgeschichte und seine Poesie. Ein monographischer Versuch von Ludwig Bechstein. Mit einer Tafel Abbildungen. Nürnberg, Korn. 1851. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser erzählt in der Einleitung daß er sich schon in frühester Jugend sehr lebhaft für die Sagen, Märchen und Wunder des Heerwurms interessirt habe, welche im Munde des Volks lebten, daß er später Oken's und Kühn's ausführliche Beschreibung über die eigentliche Natur dieses Geschöpfs mit Eifer studirt habe, aber davon doch nicht recht befriedigt worden sei, weil der Erstere den Heerwurm gar nicht durch eigene Anschauung kennengelernt und der Andere nicht zuverlässig und genau genug beobachtet habe. So sei nach und nach eine mächtige Sehnsucht in ihm erwacht, den Heerwurm selbst beobachten zu können. Die Gelegenheit hierzu hätte längere Zeit nicht kommen wollen. Sein Inneres sei aber zu lebhaft mit dem genannten Gegenstande beschäftigt gewesen als daß er es hätte unterlassen können sich darüber auszuschreiben; er habe in einer Thüringerwaldgeschichte: „Der Heerwurm und die Wildschützen", seinem Wissen und seiner Phantasie zu genügen gesucht. Diese Erzählung ist in dem bei Sauerländer in Frankfurt erscheinenden „Rheinischen Taschenbuch" für das Jahr 1850 abgedruckt.

„Es war am Sonnabend den 3. August 1850, Morgens 5 Uhr", erzählt Bechstein in dem oben genannten Werkchen, „als der Wegwärter Ortleb zum Förster Buchenröder an das herzogliche Jagdschloß auf Oberhof kam, anklopfte, guten Morgen bot und rief: «Herr Förster, m'r krien Kriegk!» «Wie so, Ortleb?» «Der Heerwurm lätt sich siehen!» «Der Heerwurm? Wo?» «Drongen beim Lochborne.»"

Der Förster Buchenröder halle den Heerwurm in seiner Jugend gesehen, war mit Bechstein genau befreundet und hatte diesem zu wiederholten malen davon erzählt. „Diese Nachricht", sagt Bechstein, „war meinem Freunde hochwillkommen. Er hatte seit einer Reihe von Jahren mir zu Liebe auf seinen täglichen Waldgängen nach dem Heerwurm umgeschaut, aber überhaupt seit 15—20 Jahren ihn nicht erblickt. Buchenröder eilte sogleich in Begleitung einiger seiner Angehörigen und eines Besuchs nach dem in der Nähe des freundlichen Chausseehäuschens, das Ortleb bewohnte, befindlichen sogenannten Lochbrunnen hinunter. Unterwegs theilte Ortleb alle abergläubischen Ueberlieferungen mit, die von Urväterzeiten her im Thüringerwaldvolke über den Heerwurm imschwangegehen. Man war zur Stelle. In einer Längenausdehnung von 12—14 Fuß, drei Finger breit, einen Finger hoch übereinander zog die graue Schlange des Heerwurms quer über die Hochstraße. Es waren schon Pferdehufe und Wagenräder über die Erscheinung hingegangen, das hemmte sie jedoch nicht in langsamer Bewegung vorwärts zu gelangen, indem sich die getrennten Theile immer wieder vereinigten. Das Vordertheil, der Anfang, erschien gabelförmig ausgebreitet, bald zu zwei, bald zu drei, auch zu vier Gliedern, als suche das Heer durch diese auf mehrfache Weise den besten Weg zu ertasten. Die Millionen Köpfchen waren in steter Bewegung, die wieder dem unsichern Suchen des Vorderendes glich. Ein mattsilberglänzender Streifen zeigte sich an der Stelle des Wegs über welchen der Heerwurm gekrochen war. Der Freund, meiner eingedenk, hob einen Theil des Heerwurms in ein Tuch, packte ihn dann mit Moos in eine kleine Schachtel und gab ihn mit den

Worten zur Post: „Lieber Freund! Hier schicke ich dir ein Stück Heerwurm.“"

Die Feeude war außerordentlich groß, als diese Sendung am andern Morgen bei Herrn Bechstein anlangte. Einige der Thierchen waren auf der Reise gestorben, indeß blieb doch noch eine reichliche Menge übrig. Mit dieser stellte er nun seine Beobachtungen und Versuche an, welche dann im Buche selbst zur Mittheilung gebracht worden sind. Er gesteht gern zu daß seine Erforschung immer noch etwas mangelhaft ausgefallen sein dürfte, indeß ist er doch auch überzeugt daß er viel Irriges und Falsches über die Heerwurmslarve berichtigt habe. Ein kleiner Schritt sei durch ihn vorwärts gethan in der noch übeeall dunkeln Geschichte des Heerwurms.

Das Buch zerfällt nun nach der Einleitung in drei Haupttheile, wovon der erste eine kurzgefaßte kritische Literaturgeschichte über die den Heerwurm betreffenden Abhandlungen der wichtigsten naturhistorischen Werke insichfaßt. Der Verfasser legt hier eine große Belesenheit über seinen Gegenstand an den Tag, und der Leser folgt ihm gern durch alle diese mit Fleiß und Geschick aufgesuchten Wege. Der zweite Theil enthält die eigenen Beobachtungen über den Heerwurm. Das ist der eigentliche Kern des Büchelchens, auf welchen wir gleich wieder zurückkommen werden. Der dritte Theil enthält die Sagen und Märchen vom Heerwurm. Hier hat sich der Verfasser sehr gezügelt nicht zu ausführlich zu werden, wofür ihm die Freunde der wahrhaften Naturkunde gewiß dankbar sind.

Nachdem der Verfasser die am 4. August 1850 erhaltenen Heerwurmslarven in eine Schüssel mit Moos und feuchter Erde gethan, suchte er, da der Tag heiß war, im Garten die schattigsten Stellen aus, zeigte während des Tags den Heerwurm einigen besuchenden Freunden und verschob den Zeitpunkt zu fernern Beobachtungen bis zum folgenden Tage. „Montag früh 6 Uhr“, sagt der Verfasser, „fand ich das Heer im Zuge. Es war an der Schüssel vom Boden über Zoll breit zum Rande hinaufgekrochen und bedeckte oben am Rande diesen um ein Drittel seines Umfangs. Da das Kuchenbret diesen Rand nicht überall gleich anschließend überdeckte, sondern klaffende Oeffnungen sich boten, so war ein Theil des Zugs über den Rand herabgefallen, den ich aufhob und in die Schüssel zurückthat. Auch mußte ich, da sonach Gefahr war das Heer zu verlieren, den Zug unterbrechen.... Die Larve ist im lebenden Zustande 6—7 Linien lang, fußlos, mit Ausnahme des kleinen glänzenden schwarzen Kopfes durchaus walzenförmig und hat nicht 7, wie Kühn eezählt, sondern 9 Ringe. Sie eescheint perlgrau, glasig, die Intestina sind weiß, der Darm braun, unregelmäßig mit Nahrungsstoff angefüllt. Der After endet in zwei kurzen stumpfen Spitzen. Im Moos und vereinzelt wie zusammengeklumpt sind die Geschöpfe munter und bewegen den Kopf und die Ringe des Vorderleibes lebhaft mit einem beständigen Suchen und Tasten, nach allen Seiten hin, während der Hinterleib, wenn sie nicht ziehen, ruhig bleibt. Wenn sie kriechen, sei es vereinzelt, sei es im gemeinsamen Zuge, so dauert dieses Tasten aller Köpschen nach den Seiten und nach oben beständig fort. Ihre Bewegung beginnt am Schwanzende, ein kräftiger Muskelschag scheint alle Ringe schnell nacheinander nach vorn zu rollen, auf diese Art wird der Körper vorwärts geschoben.“

In dieser sorgfältigen Weise setzt der Verfasser seine Beobachtung fort, bis der Moment der Verpuppung eintritt. Im Allgemeinen nimmt er an daß dieser Zeitpunkt in der zweiten, höchstens dritten Woche nach dem Erscheinen der Larve eintritt. „Die Larve welche im Uebergange zum Puppenzustande begriffen ist erstarrt, und nach der Erstarrung streift die Puppe den Larvenbalg ab, an dem das schwarzbraune Köpfchen, respective dessen Hornhaut hängen bleibt. Der abgestreifte Balg wird unscheinbar, die ihm anhaftenden Staubtheilchen lassen sich nicht mehr gut im Wasser abspülen, und wenn ein solcher Balg unterm Mikroskop betrachtet wird, so kann er an die Gestalt des Schattens des Hrn. John in Chamisso's „Peter Schlemihl“ nach Cruikshank's geistreicher Zeichnung lebhaft erinnern.“ Von diesen Puppen sammelte Bechstein nach und nach eine ziemliche Anzahl; er nahm das ihnen innewohnende Leben durch zuckende Bewegung der Chrysalide wahr. Er that dieselben in ein Zuckergläschen auf trockene Erde und erwartete so mit Ungeduld das Auskommen derselben. Dieser Versuch misglückte aber gänzlich; die Puppen im Zuckergläschen verdorrten. Später brachte er den Ueberrest der Larven in ein Zuckergläschen auf feuchtes Moos, und da fand er am 21. August das ausgebildete Insekt, die Mücke, langsam am Boden kriechen. „Ich brachte sie lebend in einen flachen Pappendeckel“, erzählt er, „und bedeckte diesen mit einem starken Planconverglase. Darin verhielt sich die Mücke ruhig sitzend, und ich konnte sie mittels des Glases in einer angemessenen Vergrößerung beobachten. An der ganzen Haltung der Mücke war zu gewahren daß sie noch nicht lange ausgeschlüpft sein konnte. Die Antennen waren zusammengelegt und ganz ruhig. Die Flügel erschienen noch nicht völlig entfaltet und ausgespannt, der Leib war ziemlich dick, das ganze Insekt hatte eine schwerfällige Haltung.“ Noch an demselben Abend kam auch noch ein zweites Eeemplar aus. Die Hoffnung, ein Pärchen zu haben und die Acte der Fortpflanzung beobachten zu können, wollte nicht in Erfüllung gehen. Er untersuchte nur noch ob diese Mücke wirklich die Tipula Thomae Linné's, die Sciara Thomae Meigen's sei oder nicht, kommt aber auch hierbei zu keinem entscheidenden Resultate. „Ich kann“, sagt er, „natürlich nur das von mir beobachtete Insekt beschreiben und will das Abweichende früherer Beobachter nicht geradezu als Irrthum bezeichnen, da sie der Mehrzahl nach möglicherweise Abarten vor sich hatten. Im Nachstehenden stelle ich blos die entschiedenen Irrthümer der Vorgänger und die eigene wissenschaftliche Beschreibung zusammen.“ 10.

Von Orsova bis Kiutahia. Von J. Hutter. Braunschweig, Jeger. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein recht interessanter Nachläufer zur Geschichte der ungarischen Revolution oder eigentlich ein Vorläufer zu deren Nachgeschichte. Denn auch diese, nämlich das fast zweijährige Exil Kossuth's und seiner Leidensgefährten in Widdin, Schumla und Kiutahia, bildet um der Conflicte willen die es herbeizuführen drohte, und der vielfachen diplomatischen Verhandlungen wegen die es veranlaßte, eine Seite der neuesten Zeitgeschichte und wird einst ihren Geschichtschreiber finden, dem Schriften wie die vorliegende recht ergiebige Quellen bieten werden.

Die Schrift ist tagebuchartig gehalten, indem der Verfasser nur eine Darstellung seiner eigenen Schicksale und Erlebnisse gibt, die uns aber einen genügenden Einblick in das Leben der gesammten Emigration gestattet. Sie beginnt mit den „letzten Tagen in Ungarn“ deren Wirren und Leiden er in ergreifender Weise schildert. Aber sie wurden weit übertroffen von den Leiden welche der Emigrirten auf türkischem Boden harrten. Der größte Theil der Letztern hatte den türkischen Boden mit der festen Zuversicht betreten daß sie mit türkischer Streitmacht bald zur Erneuerung des Kampfs nach Ungarn zurückkehren würden; eine Hoffnung die selbst von Kossuth und Bem entweder getheilt oder — um die Armen nicht ganz zu entmuthigen — unterhalten wurde. Die Mindersanguinischen hatten gehofft, entweder in der Türkei eine gastfreundliche Aufnahme zu finden oder sie wenigstens rasch und frei passiren und sich nach England oder Amerika begeben zu können. Als alle diese Hoffnungen von der grausamen Hand der Wirklichkeit zerstört wurden, als die Exilirten statt der gehofften bewaffneten Hülfe oder Gastfreundschaft nur Gefangenschaft fanden, ihrer Gewehre und der Freiheit beraubt, in elende Kasernen eingepfercht und streng bewacht und dabei kaum nothdürftig unterhalten wurden: da war Reue über die Flucht auf türkisches Gebiet und Verzweiflung über die Zukunft die allge-

meine Stimmung, und General Hauslab, der am 21. October 1849 in Widdin anlangte und den Exilirten die Mittel zur Heimkehr bot, den Soldaten Generalpardon brachte und auch den Offizieren, wenn sie sich vor einem östreichischen Kriegsgerichte purificiren würden, Amnestie in Aussicht stellte, wurde als Erlöser begrüßt. Fast alle ungarischen Gemeinen folgten ihm und kehrten nach Oestreich zurück; nur die Offiziere, denen vor der östreichischen „Purification" graute, die Compromittirten vom Civilstande, außerdem die italienische und polnische Legion blieben zurück. In der Lage der Zurückbleibenden, die in den ersten Novembertagen nach Schumla transportirt, wo sie im Februar 1850 von den nach Kiutahia gebrachten und daselbst internirten Chefs der Revolution getrennt wurden, trat jetzt auch eine Besserung ein, indem türkischerseits doch Etwas für ihre Bequartierung und Verpflegung geschah. Freilich war — wie Hutter richtig bemerkt — der an Offiziere gezahlte Sold von 80 Piaster (5 Thlr. 10 Ngr.) monatlich „zu viel zum Verhungern und zu wenig zum Leben", namentlich da durch die Habsucht und Niederträchtigkeit der niedern Beamten auch diese kleine Gnadengabe des Sultans oft verkürzt oder ganz vorenthalten wurde; aber als der Druck zu arg wurde, traten die Exilirten in einer Bittschrift beim Sultan gegen den Tyrannen von Schumla, Halim-Pascha, auf; und ihre Note, von dem englischen und amerikanischen Gesandten unterstützt, bewirkte seine Abberufung und eine bedeutende Erleichterung in der Lage der Armen. Nichtsdestoweniger begrüßten sie mit Jubel den ihnen im Juni 1850 verkündeten Beschluß der Pforte, nach welchem es jedem Emigranten freigestellt wurde, sich entweder in der Türkei bleibend anzusiedeln oder ins Ausland zu gehen, wozu die Pforte mit 500 Piaster Reisegeld und einem Paß die Hand bot.

Niemand war zu ersterem geneigt und Alle beeilten sich von dem zweiten Anerbieten Gebrauch zu machen. Der Verfasser ging nach Konstantinopel, wo er mehre Wochen verweilte und dann nach Europa zurückkehrte. Er ist ein aufmerksamer Beobachter und theilt uns recht interessante Bemerkungen und Erfahrungen mit über Leben und Treiben der Bulgaren, das er auf der Reise nach Schumla, wie über das der Türken, das er in Schumla und Konstantinopel zu beobachten Gelegenheit gehabt. Sein Urtheil ist im Allgemeinen ein relativ günstiges, namentlich findet er die Türken nicht so ungesellig und einsilbig als sie uns gewöhnlich von europäischen Reisenden geschildert werden. Freilich wurden die Ungarn als im gewissen Grade Stammverwandte und dann als Kämpfer gegen die gehaßten und gefürchteten „Moskofs" (Russen) von den Türken freundlicher als andere Europäer betrachtet und deshalb auch nicht „Gyaurs" (Christenhunde), sondern „Mandscharli" (Magyaren) genannt; auch kam es ihnen zustatten daß sie durch den längern Aufenthalt genöthigt und durch die Verwandtschaft der türkischen mit der magyarischen Sprache begünstigt sich erstere bald aneigneten und mit den Türken gut verkehren konnten, was bei den meisten europäischen Reisenden nicht der Fall ist. Auch die Lage der Frauen und der Sklaven findet Hutter nicht so bedauernswerth als sie gewöhnlich geschildert wird. Trotzdem scheint ihn die Türkei nicht sehr gefesselt zu haben, denn er kehrte sobald es anging nach Europa zurück. Wir können ihm dies nur Dank wissen, da wir dieser Rückkehr die vorliegende Schrift verdanken, die wir als interessante und belehrende Lecture bestens empfehlen können. Der „Anhang" türkischer Redensarten hätte füglich wegbleiben können, da das Buch doch kein „Führer" sein will; desto dankenswerther werden Musikfreunde eine zweite Beigabe, Text und Musik der türkischen Volkshymne, begrüßen.

Eine gleiche Aufgabe wie Hutter's Schrift, nämlich einen Beitrag zur neuesten Geschichte Ungarns oder der Ungarn zu liefern, stellt sich nachfolgendes Buch: „Neueste Chronik der Magyaren. Geschichtliche Darstellung der Zustände, des Lebens und Wirkens der Ungarn in- und außerhalb ihrer Heimat, von der Zeit der russischen Invasion in Ungarn und Siebenbürgen bis auf die gegenwärtigen Tage. Mit Beiträgen von ausgezeichneten Staatsmännern, nebst Originalactenstücken, Karten und Abbildungen, herausgegeben von Ph. Korn. Zweiter Band: Die Russen in Ungarn und die Ungarn in Deutschland." (Hamburg und Neuyork 1852.) Wir haben den langen Titel wörtlich abgeschrieben, damit der Leser sogleich die gesammte literarische Thätigkeit Korn's kennenlerne. Denn diese Thätigkeit beschränkt sich einzig und allein auf Abfassung des Titelblatts. Für das Buch selbst hat weder Korn noch einer seiner angeblichen („ausgezeichneten") Mitarbeiter auch nur eine Zeile geschrieben. Schere und Kleister haben allein es zutagegefördert. Es ist dies das frechste Beispiel der literarischen Freibeuterei und der schamlosesten Buchmacherei das uns seit langem vorgekommen! Wenn man ein sogenanntes Geschichtswerk über eine ältere Periode aus andern Geschichtsbüchern oder über die Neuzeit aus Zeitungsberichten zusammenstoppelt, so kann dies Handwerk wenigstens doch einigermaßen damit entschuldigt werden daß etwa jene Bücher und Zeitungen nicht in Jedermanns Hand sind und daher das Zusammenstellen und Zugänglichmachen der betreffenden Fragmente für ein größeres Publicum auch ein Verdienst sei. Aber eine neueste Chronik aus Fragmenten solcher Bücher zusammenzustoppeln, die eben erst erschienen und daher Jedermann der sich für die ungarischen Verhältnisse irgendwie interessirt — ein Anderer wird auch die „Chronik" nicht lesen — genügend bekannt sind: dazu gehört ein Grad von Unverschämtheit der fast unsere Bewunderung verdiente, wenn er nicht unsere Verachtung und Entrüstung so sehr herausfoderte. Die ganze „Chronik" besteht aus wörtlichen, oft seiten- und bogenlangen Copien aus den officiellen östreichischen und russischen Kriegsberichten, aus den Memoiren Klapka's, den Schriften von Czetz, Schlesinger, Einhorn, Lazinsky, Szilágyi, Szillányi, dem „Honvéd" u. s. w. In diesem Sinne enthält das Buch allerdings „Beiträge" von verschiedenen Schriftstellern, nur daß sie nicht für die „Chronik" geschrieben werden. Aus Dankbarkeit hat Korn die von ihm geplünderten Schriftsteller, unter denen sich kein einziger „Staatsmann" befindet, auf dem Titelblatt allesammt zu ausgezeichneten „ungarischen Staatsmännern" gestempelt, eine Ehre die sie gewiß ebenso wenig erwartet als Referent, der ebenfalls zu den Geplünderten gehört, und nicht wenig überrascht war, sich ohne sein Wissen und Wollen von dem Chronisten zum „ausgezeichneten ungarischen Staatsmann" geschlagen zu sehen. Noch leichter hat es sich der Verfasser bei der zweiten Hälfte seines Buchs „Die Ungarn in Deutschland" gemacht, wo er drei selbständig erschienene Broschüren, nämlich Szelay's „Diplomatische Actenstücke zur Beleuchtung der ungarischen Gesandtschaft in Deutschland", Pastor Wimmer's „Denkschrift an Friedrich Wilhelm IV. über die ungarische Revolution" und ein in Petersburg erschienenes Memoire wörtlich abdruckt. Schade um das schöne Papier und den hübschen Druck den die Verleger an dieses Machwerk vergeudet. 66.

Philipp Lang, Kammerdiener Kaiser Rudolf's II. Eine Criminalgeschichte aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Aus archivalischen Acten gezogen von Friedrich Hurter. Schaffhausen, Hurter. 1851. 8. 27 Ngr.

In diesem Buche ist ein ausgiebiger geschichtlicher Stoff zu einer wirksamen Darstellung gegen die Camarillaherrschaft in einem absoluten Regimente enthalten, so lehrreich und abschreckend, daß wir nur bedauern können daß dieser Stoff nicht einer geschicktern Hand zur Bearbeitung zugefallen ist. Von den Verfassern des „Neuen Pitaval" behandelt, wie würde diesem merkwürdigen Vorgange, dieser Gruppe von Verbrechen, diesem seltsamen Verhältniß der Allmacht eines rohen, jüdischen Kammerdieners über das Oberhaupt des Heiligen Römischen Reichs, diesem unersättlichen Gelddurst und diesem merkwürdi-

gen Geist der Intrigue und Ueberlistung, die sich in Philipp Lang darstellen, ein Bild voll Leben und Anziehungskraft entsprossen sein! Wie wirksam, wie lehrreich würden die ergreifenden Thatsachen zu uns sprechen, während hier, in einer Darstellung ohne Ordnung, in einem Stil den wir mehr als barbarisch nennen müssen, bei völligem Mangel der Gruppirung und Anordnung nur ein verworrenes, haltloses Gemälde vor uns tritt, dem wir Nichts zu entnehmen vermögen als die Bekanntschaft mit einem Gauner der seltensten Art. In der That, der historisch merkwürdige Stoff verdiente eine bessere Behandlung, und er sei hiermit zu einer solchen bestens empfohlen.

Philipp Lang, zuletzt kaiserlicher Rath, Oberstlandjägermeister, Mauthner zu Stein, Stadthauptmann zu Krems, Postmeister und Zoller am Kollman, Herr zu Oberinglingen, böhmischer Ritter und erster Kammerdiener des Kaisers Rudolf II., Philipp Lang von Langenfels, eine Reihe von Jahren hindurch der mächtigste und gewaltigste Mann am Hofe zu Prag, an den sich Erzherzoge und Fürsten in demüthigen Briefen wendeten, um dessen Gunst fremde Botschafter buhlten, vor dem die höchsten Hofwürden sich beugten, nach dessen Wink die Gerichte Recht sprachen, der über alle Stellen im Lande und Heere nach Belieben schaltete, vor dem die Welt zitterte, der über Gunst und Ungunst des Kaisers frei verfügte, war ursprünglich ein steierischer Jude. Ganz Prag gerieth in starren Schrecken als sich am 1. Juni des Jahres 1608 die Nachricht verbreitete, dieser allmächtige Mann sei plötzlich einem gemeinen Verbrecher gleich in das Gefängniß des Weißen Thurms abgeführt und sitze in Ketten. Man schrieb diesen überraschenden Umschwung politischen Ursachen zu; später erwies sich daß er Folge einer unglaublichen Anhäufung von Verbrechen war, deren Lang sich im Laufe von fünf Jahren schuldiggemacht, und in deren Reihe kaum ein namhaftes Verbrechen fehlte, das vom Arme der strafenden Gerechtigkeit überhaupt nur bedroht ist. Zur Untersuchung gelangten nicht weniger als 89 Fälle von Erpressung, Aemterverkauf, Betrug, willkürlichen Strafeinziehungen, Absetzungen, Verrath von Staatsgeheimnissen, abgenöthigten Geschenken und dergleichen mehr, zu deren Befriedigung das unermeßliche Vermögen des Lang nicht hinreichte. Aus der Unzahl begangener Schändlichkeiten mögen nur einige hier stehen. Dem Freiherrn Ernst von Molart wurden für die Stelle eines Hofkammerpräsidenten von Lang 1000 Thaler abgepreßt; für das Burggrafenamt zu Karlstein mußte der später so bekannte Graf Slawata, der im Jahre 1618 aus dem Fenster des Hradschin gestürzt wurde, 5000 Thaler zahlen; dafür daß Lang dem Hans von Tulner zur Hauptmannschaft verhalf, ward ihm ein silbernes Schreibtischchen mit goldenen Rosen, 800 Gulden werth, geschenkt; die Stelle eines Hofrichters in Ungarn bezahlte Georg Thurzo mit sechs schönen Kutschenrossen; Georg von Fugger mußte für den Gesandtschaftsposten in Venedig ein Roßzeug von 2000 Gulden Werth entrichten u. s. w. Gewöhnlich nahm Lang bei mehren Mitbewerbern von allen Gebote an und schlug das Amt dem Meistbietenden zu. So zeigte er dem Zeugmeister Ursin eine schöne goldene Kette. „Diese", sagte er, „hat mir der fromme Graf von Fürstenberg geschenkt: andere Lumpe haben mir viel versprochen, aber nicht gehalten; ihnen allen zum Trotz will ich dem Grafen dermaßen helfen daß man es in kurzer Zeit sehen soll." Den reichsten Ertrag aber gab ihm der Verkauf der Kriegsstellen. Für den Posten eines Obristen mußten in der Regel 1000 Gulden an den Kammerdiener erlegt werden. Graf Mansfeld zahlte für ein Regiment sogar 3000 Thaler, Buchheim 2000 Thaler, Ladislaus von Sternberg 2000 Gulden. Selbst die Mitglieder der kaiserlichen Familie konnten keine Unterschrift des Kaisers erlangen, ohne den Kammerdiener dafür zu bezahlen. Dem Magnaten Hoffutothi preßte dieser für den Vollzug eines Spruchs des Reichshofraths gegen den Kurfürsten von Brandenburg nach und nach die enorme Summe von 11,592 Thalern ab; für eine Audienz, die Lang dem Fürsten von Anhalt in einer herzoglich liegnitzischen Vormundschaftssache verschaffte, mußte er 200 Dukaten zahlen; Karl von Lichtenstein zahlte für dieselbe Gunst 2000 Thaler, Graf Georg Basta gar 3500 Gulden und Graf Salm 600 Dukaten für eine kaiserliche Unterschrift; ja der berühmte Feldmarschall Tilly selbst mußte für eine solche 3000 Gulden entrichten. Sogar die Stände des Reichs hatten für die Unterstützung ihrer Anträge nicht selten große Summen zu spenden, die bis zu 10,000 Gulden stiegen. Man kann leicht denken welche kolossalen Reichthümer auf diese Art in einer Reihe von Jahren in der Hand des Kammerdieners, der ebenso unersättlich als rachgierig war, zusammenströmten für den Handel mit Recht, Ehren, Würden und Aemtern, den er endlich ganz offen und ungescheut betrieb. Wie hoch das so erworbene Vermögen endlich anwuchs, ist nie ganz deutlich geworden; bei seinem Sturz fand man jedoch außer seinem Güterbesitz und einem enormen Reichthum an Juwelen, Gold- und Silbergeräth etwa 160,000 Thaler an Geld bei ihm, vielleicht den dritten Theil der bei der Untersuchung gegen ihn erhobenen Ansprüche.

Lang's Strafe bestand in lebenslänglicher Einsperrung, welche jedoch weder schwer noch lang gewesen zu sein scheint, da ihm der Kaiser einen eigenen Diener bewilligte und Lang selbst schon zu Anfang 1610 gestorben zu sein scheint. Gegen seine Frau bewies sich der Kaiser gnädig, indem ihr etwa 20,000 Thaler aus Lang's Vermögen und außerdem zu ihrer „Nothdurft" in fünf Monaten über 2000 Gulden gezahlt wurden. Dessenungeachtet klagte sie beständig über ihre Noth.

Die immerhin merkwürdige Geschichte Lang's würde nun unstreitig in einer gutgefaßten Darstellung als ein Specimen für die Schäden eines an keine Controle gebundenen Regiments einen größern Leserkreis anzuziehen im Stande gewesen sein, namentlich wenn der Autor versucht hätte uns die Mittel und Wege aufzudecken, mittels deren Lang jenen maßlosen Einfluß auf seinen kaiserlichen Herrn erlangte und behauptete in dessen Besitz wir ihn erblicken. Allein hiervon ist in der vorliegenden Schrift nicht die Rede. Welchen Reiz aber soll eine Darstellung auf den Leser ausüben, die in Unordnung, Geschmacklosigkeit und undeutschen Wendungen und Ausdrücken in der That ihresgleichen sucht, und die völlig planlos, zuletzt nur aus losen Papierstreifen mit unzusammenhängenden Notizen entstanden zu sein scheint?

Das Erkenntniß wider Lang, das im Jahre 1609 über 437 Verhörsfragen nach eingeholten Rechtsgutachten mehrer berühmten Juristen gefällt wurde, lautete bei mehren Punkten auf Hinrichtung, bei allen mindestens auf ewiges Gefängniß. Wie es kam daß dieser Rechtsspruch unvollzogen blieb, ist nicht ins Klare gestellt. Es scheint daß noch aus seinem Gefängniß her der Einfluß Lang's übermächtig blieb! Wie wäre es sonst zu erklären daß ein Zeuge, Blahel, welcher den Lang hatte sagen hören: der Kaiser müsse Alles thun was er wolle, das bewirke er durch seine Zauberei, und er habe es Sr. Majestät gesagt daß der Jude ihn verzaubere, allein der Kaiser glaube es nicht, und wenn der Jude ihm ein blankes Messer vorhielte, ihm das Herz abzustechen, so würde er es nicht glauben, sondern blos sagen: „Nicht wahr, Philipp, das thust du nicht?" für diese Aeußerung auf die Folter gespannt wurde? Doch genug! Wir haben hier ein schätzbares historisches Material vor uns, dessen ungenügende und ungeschickte Bearbeitung in mehr als einer Hinsicht zu bedauern bleibt. 14.

Jacques Jasmin.

Im südlichen Frankreich lebt noch heute ein Dichter, der es vermocht hat für eine untergegangene Sprache, die nur im Volke fortlebt, das größte Interesse zu erwecken, der die zartesten und die erhabensten Gefühle in ihr zum Ausdrucke brachte und jene entschwundene Volkswelt, der er seine Sprache entnahm, in dieser Sprache selbst mit natürlicher Frische schildert. Es ist dies Jacques Jasmin, dessen eigentlicher Name Jacquou

Jansemin ist. Im Jahre 1789 zu Agen geboren, hatte er in seiner Jugend viel mit der drückendsten Armuth zu kämpfen. Sein Vater, ein armer Schneider, ließ ihn Chorknabe werden, später lernte er nach einem dürftigen Unterricht das Friseurgewerbe, bis er durch seine Gedichte in provençalischer Sprache sich die allgemeine Gunst des Publicums erwarb. Von seiner bekannten Gedichtsammlung „Las papillotos" wird gegenwärtig der dritte Band ausgegeben.

Es wäre jedenfalls eine interessante Frage zu untersuchen, ob eine wahrhafte Poesie möglich sei in einem bloßen Patois. Es wäre dies wol zu bezweifeln, wenn man an das Patois der Vaudevilles, der Opern und mitunter der Trauerspiele denkt; etwas Anderes sind jedoch jene alten, originalen und in mehr als einer Beziehung nationalen Sprachen, welche in einem Winkel des Landes sich erhalten haben, weil diese Sprachen den Gewohnheiten, der Individualität eines ganzen Stammes entsprechen und gerade hierin die Quelle und Nahrung jeder Poesie liegt. Das Idiom Jasmin's ist in dieser Lage und keineswegs ein Patois, für welches Manche es ansehen. Montaigne sagte schon: „Es gibt bei uns nach den Bergen zu ein Gascognisch, welches ich merkwürdig schön, kurz, trocken, ausdrucksvoll finde und welches in der That eine männlichere und militairischere Sprache ist als irgend eine andere ...." Dieses Gascognische, wie der Verfasser der „Essais" es nennt, war die Sprache Bernard's de Ventadour, Geoffroy Rudel's und Gaston Phoebus', es ist zur Sprache eines Volksstamms geworden und hat so viele Volksdichter gehabt, wie Goudouli, Dastros, Despourin. Jasmin ist der letzte und größte. „Wir lieben unsere Sprache", sagt er, „was ist das weiter; trinkt denn ganz Frankreich aus derselben Quelle? Der Norden hat sein besonderes Aussehen und der Süden auch."

Eine andere Frage ist die, ob eine solche Sprache bestimmt ist, endlich einmal zu verschwinden? Daß sie lebt, ist die Antwort. Sie hat einen der bedeutendsten, originellsten Dichter hervorgebracht, der durch einen ganzen Volksstamm gefeiert, verstanden und geliebt wird. In ihr hat Jasmin „La charité", „L'épître à un agriculteur", „Voyage à Marmande", „L'aveugle", „Marthe", „Les deux jumeaux", „Françounetto", und wie alle jene Gedichte heißen, geschrieben, in ihr sind endlich auch die neuen „Papillotes", um den Namen beizubehalten, gedichtet. Von diesem letztern sind namentlich „La vigne", „Ville et campagne, ou gloriole et pauvreté" und die „Pélerinages" hervorzuheben.

Es liegt in dem Leben des südlichen Dichters wie in seinem Charakter und seinem Talente eine eigenthümliche Mischung von Zügen die sich scheinbar einander widersprechen. Phantasie und Verstand, Ideal und nüchterne Wirklichkeit vermengen sich in dem Leben Jasmin's auf eine seltsame Weise, sie ergänzen sich gegenseitig, ohne daß das Eine das Andere zerstört. Jasmin hat sicherlich die poetischste und idealste Existenz dieses Jahrhunderts und dabei doch vielleicht die weiseste. Sein Leben ist ein fortwährendes Fest, eine Kette von „Wallfahrten", wie er es nennt, auf denen ihm das Volk folgt. Der Dichter geht von Stadt zu Stadt und schildert eine jede mit einem treffenden Worte: Angoulême, „die heitere Königin der Luft, thronend auf einem blumigen Felsen, ihre Füße in blauen, lachenden Wellen netzend"; Tarbes, die Königin von Bigorre, in ihrer frischen Ebene sitzend, im Schatten von „an den Himmel geschmiedeten Silberfelsen"; Marseille, die griechische Stadt, welche sich im jungfräulichen Meere badet, „das die Schwalbe ohne zu ermüden an Einem Tage übersliegt". Alle diese Städte feierten den Dichter. Allein nicht blos den Ruhm hat er hierin erblickt, nicht blos einen Vortheil, sondern es ist eine Art edelmüthiger und unbefangener Liebe zum Wohlthun, die sich dabei kundgibt. Diese hat ihm seine poetischen Wanderungen eingegeben; bald hilft er Zufluchtsstätten gründen, bald unterstützt er einen unglücklichen Privatmann. Inmitten der Bewohner die auf seine Stimme herbeieilen wirkt Jasmin ohne Affectation mit Leichtigkeit unendlich viel Gutes, indem er das Auge des Reichen unaufhörlich auf die Leidenden richtet und den Armen die wachsame Mildthätigkeit zeigt. Zu Jenen sagt er: „Wer Honig haben will, muß die Biene pflegen; wer am Fuße des Baumes den Boden umgräbt, der macht den Wipfel grünen"; und den Armen ruft er zu: „Seht, die Reichen werden ja besser!" und warnt das Volk „sein schönes weißes Blatt vor dem Bösen zu hüten". Noch vor ganz kurzer Zeit wurde Jasmin, als er eben mit dem Drucke seines dritten Bandes beschäftigt war, nach Toulouse gerufen, um zur Unterstützung der Stiftung des heiligen Vincent de Paula zu reden, und er eilte herbei um vor 6000 Menschen den Heiligen in einer wahren, menschlichen Sprache zu besingen, welche es verschmähte den Leidenschaften zu schmeicheln. „Man entthrone die Könige", sagte er, „man mache Vermögen und Rang gleich, so wird es doch den Tag darauf Arme geben, und die Mildthätigkeit wird zu jeder Zeit Königin sein...." Mit großer Feinheit fügte er hinzu daß es gegen diese Königin keinen „Juli" oder „Februar" geben würde.

Eine der interessantesten Episoden im Leben Jasmin's, in welcher seine Poesie am besten in der eben besprochenen Thätigkeit erscheint, ist die Theilnahme welche er an der Erbauung der Kirche von Vergt genommen hat. Im Innern des Departements Périgord sah ein armer Priester eine Kirche welche einzustürzen drohte. Er kam auf die Idee Jasmin aufzusuchen, und Beide begannen, als hätten sie sich lange schon gekannt, zusammen eine Wallfahrt von Stadt zu Stadt, „um das Haus dem lieben Gott" wiederaufzubauen. Die Kirche ward zuerst fest gegründet; aber da fehlten die Mittel sie zu decken, und wiederum begannen Priester und Troubadour ihre Wallfahrt, und immer schöpften sie neue Begeisterung für ihr Werk. Hiervon rührt jenes lebendige Gedicht her dessen verschiedene Abtheilungen heißen: „Der Priester und der Troubadour", „Der Priester ohne Kirche", „Die wankende Kirche", „Die Kirche ohne Dach". Zu Denen, wo er sammelte, sagte er: „Wenn ich die Sparren und die Ziegel auf dem Dache sehen werde, so werde ich denken: ich war unbedeckt; da bot mir die Kirche ein Asyl als ich noch klein war. Jetzt ist sie selbst ohne Obdach, da will ich sie bedecken. So gebt denn Alle, Alle, damit ich endlich das Glück habe einmal für sie zu thun was sie so oft für mich gethan hat."

Ein ebenso einfaches als richtiges Gefühl für Religion bezeichnet diese Episode im Leben Jasmin's; er war nicht der Prophet einer neuen Religion, er suchte nicht den seiner Poesie so eigenthümlichen praktischen Gedanken durch ein ehrgeiziges Verlangen zu ersetzen. Er kennt jenen geheimnißvollen Reiz den die Kirche auf das Landvolk ausübt recht wohl. „Um sich an den blos Verständigen zu wenden", sagt er, „hat der Priester seine einfache Kanzel, aber um das Volk treu an seine Pflicht zu fesseln, rührt er durch Schmeichelei des Auges sein Gemüth." Zuletzt hatte daher auch wol der Dichter, seit er zum Baumeister geworden, das Recht der Krönung seines Werks beizuwohnen, und Jasmin war bei der Einweihung seiner Kirche inmitten von sechs Bischöfen, von 200 Domherren und einer erstaunten Bevölkerung zugegen, die in diesem Augenblicke ohne es zu wissen jenen beiden großen moralischen Gewalten unterthan war — der Religion und der Poesie.

Ein eigenthümlicher Zug Jasmin's ist es daß er immer die Phantasie mit der Verständigkeit vereint. Neben dem gefeierten, gekrönten und von seiner idealen Religion immer fortgerissenen Dichter sieht man den nüchternen, praktischen Mann, welcher seine erste Ursprünglichkeit, seine ungezwungene Natur, seine einfachen, regelmäßigen Gewohnheiten beibehalten hat. Wenn er jene glänzenden Feste, die ihm gelten, verlassen hat, so kommt der verständige Mann wieder zum Vorschein, der sein Haus, sein Fleckchen Erde so innig liebt. Man gehe nur nach Agen, da wird man ihn sicherlich finden, glücklich und unschuldig wie ein Kind, wie er seine Weinstöcke zählt, sie begießt und triumphirt daß sie schöner, feuriger, fruchtbeladener als die des Nachbars sind, gleichwie er triumphirt,

wenn es ihm gelungen ist, für die Armen eine reiche Ernte gesammelt zu haben.

Jasmin arbeitet seine Verse förmlich aus und er verhehlt dies nicht; er nennt geistreich die Impromptus die „echte Münze" des Herzens, aber die „falsche Münze" der Poesie. Eines Tages kam in Montpellier, wo er wie gewöhnlich gefeiert wurde, ein ehrbarer Reimschmied in provençalischer Sprache zu ihm und bot ihm einen Wettkampf an. Jasmin sollte sich mit ihm zwischen vier Mauern und unter der Obhut von Wächtern einschließen lassen, um drei Sujets binnen 24 Stunden zu behandeln. „Wie, mein Herr", sagte Jasmin schnell, „Sie schlagen meiner Muse, die die freie Luft und die Ungebundenheit so sehr liebt, vor, sich zwischen vier Mauern einschließen zu lassen? Und drei Sujets in 24 Stunden? Sie erschrecken mich, mein Herr. Ich muß Ihnen ganz offen bekennen, daß meine Muse viel zu «naiv» ist, um mehr als drei bis vier Verse des Tags zu machen. Meine fünf Gedichte: «Der Blinde», die «Erinnerungen», «Françounetto», «Martha», «Die beiden Zwillinge», haben mich zwölf Jahre Arbeit gekostet und sie sind doch nicht größer als 2400 Verse zusammen. Unsere Verhältnisse würden also nicht gleich sein. Kaum wären wir eingeschlossen, so hätte Ihre Muse ihre «drei Stücken Arbeit» vollendet, während die meinige, die arme, erst in Begeisterung gerathen würde. Meine Muse bekennt sich im voraus für besiegt und ich autorisire Sie, diese Erklärung protokolliren zu lassen." Dann fügte der Dichter als Nachwort noch hinzu: „Jetzt kennen Sie meine Muse, kennen auch mich selbst. Ich liebe den Ruhm, aber nie hat der Erfolg eines Andern meinen Schlaf beunruhigt."

Eines seiner neuen Gedichte „Ville et campagne" benannt, ist ein kurzes, treffendes, belebtes Drama, welches in seinen unscheinbaren Verhältnissen einen tiefen sittlichen und sogar socialen Gedanken enthält. Wer hat nicht jenen wachsenden Haß der Armuth und des niedern Arbeiters, jene Verachtung des Landes und der Landarbeit als etwas Erniedrigendes bemerken können? Die Stadt ist der magische Traum jeder Einbildungskraft und das letzte Ziel aller Wünsche. Nur hier ist Vergnügen, Erfolg, Glück; wer nicht Priester wird, ist doch bald Advocat oder Schriftsteller oder doch mindestens Arbeiter einer höhern Profession. Das Ende ist freilich ungewiß, vielleicht wartet das Hungertuch, ein elender Tod; aber das hat den schrecklichen Reiz des Abgrundes für sich. Und währenddem wird die Erde, die fruchtbare Mutter der Menschen, verlassen und entblößt, in ihrer Unfruchtbarkeit sich entwickeln, bis es bewiesen sein wird „daß das in der Erde eingeschlossene Geheimniß des Himmels seit den 6000 Jahren, daß der Mensch sie bearbeitet, erst zur Hälfte sich der Welt offenbart hat".

Dies ist der Grundgedanke der sich durch die kleine Erzählung Jasmin's hindurchzieht und mit einer Apotheose der Feldarbeit endet. Charles ist der Sohn eines Landmanns von Madaillan, der ihm einiges Vermögen hinterlassen hat. Der arme junge Mann unterliegt dem gewöhnlichen Verlangen; da er nicht viel hat, will er mehr haben; in einfachen, ländlichen Gewohnheiten auferzogen, will er die heimatliche Welt, in der er lebt, verlassen, um die Freuden der Stadt zu genießen. In dieser Erwartung vernachlässigt er seinen Meierhof, das Korn wird vom Unkraut überwuchert, die Bäume von Raupen überfüllt und der abgemagerte Ochse schleppt sich mühsam auf dem Felde hin. Charles will fort. Er ladet eines Tags mehre alte Freunde seines Vaters, unter ihnen den Dichter, den einzigen vielleicht der von ihnen lesen kann, ein, um seine Abreise zu feiern. Hier beginnt der Kampf zwischen „Stadt und Land". Der junge Mann schlägt seinen Gästen einen Toast auf den „neuen Geist" vor. Dieser ist der König des Festes; er soll die Welt verjüngen, er soll aus allen Bauersöhnen Doctoren, Schriftsteller, Priester machen, er soll die Hütte in Paläste verwandeln, die Jacke in gestickte Kleider, den Holzteller in goldene Schüsseln. Dem antwortet einer der ältesten Gäste in etwas weniger lyrischem Tone mit: „Dem alten Geiste der Verständigkeit!" Dabei beobachtet der Dichter, halb scherzend, halb traurig gestimmt, die Sonne, schildert sie mit beißenden Zügen und spricht zu sich selbst: „Neuer Geist, wenn du Alles zu «Mein Herr» machst, schone wenigstens die Poesie; denn es dünkt mich, wenn man singt, ist der Kummer nicht mehr so bitter." Charles geht indeß nach Paris. Was geschieht ihm hier? Wer wird eines Tages so glücklich sein, einen jener kühnen Versuche in seiner ganzen Wahrheit zu schildern? Wer wird die Wunden jener abenteuernden Menschen untersuchen? Er hätte ein grausenhaftes Bild zu entwerfen; er hätte viel unbekannte Kämpfe mit der Unmöglichkeit, viel Täuschungen, manch fieberhafte Concurrenz zu schildern. Als unser Dichter eines Abends über den Pont-Neuf geht und den gascognischen König grüßt, „dessen Namen der neue Geist nicht verdunkeln wird", gewahrt er einen Auflauf: ein junger Mann hat sich in die Seine gestürzt, es ist Charles, mit Mühe nur wird er gerettet. Mehre Jahre verfließen; da geht der Dichter einmal wieder nach Madaillan. Alles hat sich da geändert. Keine Brombeersträucher, keine Nesseln, keine Disteln sind da wie das erste mal: Früchte und Aehren, Weinstöcke, Wiesen, Heerden, Alles reich daß es die Augen blendet. Eine Hochzeit wird zugerüstet, Alles ist lustig: Charles hat, vom Tode und von seinen gefährlichen Ideen gerettet, sich wieder an die Arbeit gemacht. Es ist ihm geglückt und an seinem Hochzeitstage will er wieder die alten Gäste um sich versammeln, die er bei seiner Abreise bewirthete. Inmitten dieser und seiner jüngern Freunde entdeckt er sein Geheimniß in einer einfachen Erzählung.

Das Interesse für ein Gedicht verschwindet merklich, wenn es in einer andern Sprache wiedergegeben wird. Jenes blühende Colorit, jener Reiz der Details, bei denen es mehr Erfindung gibt als bei der Handlung selbst, jene unerschöpfliche Menge verschiedener Situationen, das Piquante der Beobachtung läßt sich nicht wiedergeben. Es muß deshalb genügen, den Grundgedanken von „Stadt und Land" anzudeuten.

Es ist eine Eigenthümlichkeit Jasmin's daß seine Gedichte, wenn sie das Unglück schildern, nicht eine Beleidigung, eine Drohung werden, sondern ein Gegenstand theilnehmenden Nachdenkens. Er vermag mit seinen Fragmenten und seiner Popularität viel Gutes zu wirken, ohne aufzuhören Dichter zu sein. Wollte man ihn dagegen zu Parteizwecken benutzen, er würde die reizende Heiterkeit seines Geistes, die Würde seines Lebens verlieren. Jasmin weiß dies, er bekümmert sich gar nicht um Politik. Im Jahre 1848, wo so unzählige Candidaturen aufkamen, suchte er sich so fern davon zu halten als Andere darnach strebten. Und doch hatte er, was ihn sehr freute, eine Stimme bei den Wahlen erhalten; sie kam aus dem Innern von Afrika, von einem armen unbekannten Soldaten: diese Stimme galt „Martha", dem „Blinden von Castelcuillé" und „Françounetto". 16.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

Sendung des Marschalls de la Marck nach Rom.

Im Jahre 1550 sandte König Heinrich II. Robert de la Marck, Marschall von Frankreich, als Botschafter an Papst Julius III. (del Monte), welcher nicht lange zuvor seinem berühmtern Vorgänger Paul III. Farnese auf dem Stuhl Petri nachgefolgt war. Bei des Marschalls Abreise gab der Papst demselben nachstehendes Schreiben mit, welches in einem viele Briefe Annibal Caro's, Baldassar Castiglione's und Anderer enthaltenden Codex der Bibliothek von Ravenna (Classensis) aufbewahrt und in A. Cappi's „Prose artistiche e letterarie" (Rimini 1846) gedruckt ist. Es heißt:

„Geliebtester Sohn in Christus. Die Sendung des Herrn Marschalls de la Marck ist uns sehr angenehm gewesen. So erfreut wir über seine Botschaft sind, so hat dieselbe uns doch

über die Wohlgeneigtheit Ew. Majestät gegen uns und den heiligen Stuhl Nichts berichtet was uns nicht schon bekannt gewesen wäre. Wir hinwieder werden nichts Anderes sagen, als daß Ew. Majestät sich unsererseits jederzeit väterliches Entgegenkommen versprechen und Dem Glauben beimessen kann was der gedachte Herr Marschall Euch berichten wird, mit dem wir nach unserer natürlichen Offenheit und Aufrichtigkeit gesprochen und verhandelt haben.

Aus unserm apostolischen Palast den 4. Juli 1550.

Julius."

Dies hinderte indeß nicht daß im folgenden Jahre der heftigste Zwiespalt zwischen dem Papst und dem Könige ausbrach, des Schutzes wegen den der Herzog von Parma Ottavio Farnese bei Heinrich II. fand. Schon bei Paul's III. Lebzeiten waren zwischen dem Papste und seinem Enkel Mishelligkeiten entstanden: nach seines Sohnes Pier Luigi Ermordung (1547) mochte dem alternden Papste wegen der Lostrennung Parmas und Piacenzas vom Kirchenstaate Reue gekommen sein; aber Ottavio war nicht der Mann auf das Vatererbe zu verzichten, und er fand bei Frankreich Unterstützung. Die Bemühungen der Päpste ihren Angehörigen unabhängige Herrschaften zu gründen, waren verschiedenen Erfolgs. Den beiden Rovere, Sixtus IV. und Julius II., gelang es, und ihre Familie blieb lange im Besitz Urbinos, Pesaros und Senigallias. Clemens VII. verschaffte den Seinigen die dauernde Herrschaft in Florenz, ohne dabei freilich den Besitz der Kirche zu schmälern. Paul III. trieb es großartig: seine Farnesen erhielten erst Castro und Ronciglione, dann Cammerino, endlich Parma. Die Nepoten Paul's IV., die Carafa, versuchten auf eigene Hand regierende Herren zu werden, scheiterten aber in ihren Plänen auf Siena. Dann war es mit dieser Art des Nepotismus zu Ende: als Clemens VIII. den Estes Ferrara nahm, machte er es einfach zur päpstlichen Provinz, und Urban VIII. that Dasselbe mit Urbino, so gern er es seinen Neffen, den Barberini, verliehen haben möchte. Die Nepoten mußten sich mit kleinern Lehen und mit einträglichen Aemtern begnügen, und in beiden Richtungen leisteten sie bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ein Erkleckliches. Der Streit zwischen Julius III. und Heinrich II., um zu diesen zurückzukehren, wurde so heftig daß der Papst den Allerchristlichsten König mit der Excommunication, Frankreich mit dem Interdict bedrohte. Endlich einigte man sich doch wieder, und die Farnesen behielten bis zu ihrem Aussterben Parma, und brachten es an die spanischen Bourbons, die es heute noch besitzen.

Eine mailändische Kindermörderin.

„Eine grausame Handlung", so erzählt der mailänder Chronikenschreiber Giovanni Andrea Prato im Jahre 1516 („Cronache Milanesi", Florenz 1842, S. 418), „verübten im vorigen Jahre einige Mailänder. Unter dem Vorwande Juwelen zu verhandeln, führten sie den Juwelier Todeschino in ein hinter Santa-Eufemia gelegenes Haus, nahmen ihm seine Kostbarkeiten, mordeten ihn und warfen ihn in eine Latrine. Es währte nicht lange, so wurden sie entdeckt und lebendig geviertheilt. Eine viel gräßlichere That haben wir jetzt von einer Frau zu berichten, die schlimmer denn ein wildes Thier. Sie hieß Lisabetta de Lampugnano und wohnte am Carmine. Sie lockte mit allerlei Liebkosungen Kinder in ihr Haus, ermordete sie und fing ihr Blut auf, indem sie ihnen auch noch die weichern Theile des Fleisches abschnitt. Nach Gottes Rathschluß aber ward sie am Frohnleichnamsfeste durch ihre Katze verrathen und entdeckt, welche das Händchen eines fünfjährigen Mädchens, das sie ums Leben gebracht hatte, in ein Nachbarhaus verschleppte. Sie wurde gleich eingezogen, und obgleich sie zu Anfang selbst inmitten der Qualen der Folter hartnäckig die Wahrheit zu sagen weigerte, bekannte sie doch am Ende Alles. Bei der Haussuchung fand man mehr Kinder gesalzen und halb aufgegessen; andere hatte sie verscharrt, sodaß es an den Tag kam wie sie auch aus bloßer Grausamkeit gemordet. Die Verbrecherin wurde am 12. Juli lebend gerädert und dann auf dem Castellplatze verbrannt."

Morigia in der „Raccolta delle opere pie di Milano" erwähnt gleichfalls dieser graußigen Geschichte. Das Kind, dessen Mord zur Entdeckung führte, hieß Marta Caterina Serona: man erkannte es durch ein korallenes Armband an der von der Katze verschleppten Hand. In der Kirche Sta.-Maria Secreta ward folgende Grabschrift gesetzt:

„O facinus inauditum! Me Martham Catharinam Seronicam quinquennem Elisabeth, mulierum omnium pessima, domum suam a via subductam, strangulatam prius, deinde pulpis omnium membrorum abscissis, esui foetida latrina fecit cadaver. Sed Deo tanti sceleris et alterius homicidii ultore, fractis omnibus internodiis, altiori inserta rotae, poenas merito condignas vivens dedit Elisabeth, MDXVII.

Charakter Lodovico il Moro's.

Soviel auch über den unseligen Mann geschrieben worden ist, welcher aus Herrschsucht und Haß gegen seine nächsten Verwandten die Fremden nach Italien rief, seinen Fehler erkannte als es zu spät war, und von Intrigue zu Intrigue, von Verrath zu Verrath schreitend am Ende selbst ein Opfer des Verraths ward und in einem französischen Gefängniß nach langwieriger Haft sein schuldiges wie jammervolles Leben beschloß, so ist es doch immer von Interesse die Urtheile seiner Zeitgenossen über ihn zu vernehmen. Derselbe Annalist den wir schon benutzt haben, Giovanni Antonio Prato, entwirft im Jahre 1503 folgende Charakterschilderung von Ludovico Sforza, Mailands viertem Herzoge aus seiner Familie:

„Den Beinamen Moro erhielt Lodovico in seiner Kindheit wegen seiner dunkeln Hautfarbe. Sein Vater Francesco und seine Mutter Bianca nannten ihn so zum Scherz als er noch ein Knäblein war. (Diese Tradition ist so der Erklärung des „Moro" durch „Maulbeerbaum" — als seine Devise — entgegen, die man namentlich neuerdings versucht hat.) Als er einigermaßen herangewachsen, und dem Lehrer übergeben war der ihn in den Wissenschaften unterweisen sollte, zeigte er sich mehr als die andern Brüder den Studien geneigt und begriff leicht den Sinn der Autoren, solcherart daß er unter Allen die Mailand beherrscht haben der gelehrteste war. Da er nun mit dieser Geistesrichtung viel Klugheit verband, so wurde er, nachdem er zu reifen Jahren und zur Regierung gekommen, für muthlos gehalten. Man braucht sich darüber nicht zu wundern. Denn da er sich zu sehr auf seine Schlauheit verließ und mit dem Verstande und der Erfahrung allein, ohne Waffenmacht, bei jedem Anlaß den Ausschlag geben zu können wähnte, so verfiel er in eine so feigherzige Gesinnung daß ihm nicht blos da Angst anzukommen schien wo es sich darum handelte Waffen zu handhaben, sondern selbst wo nur grausamer Handlungen Erwähnung geschah. Aus diesem Grunde war er beim Volke nicht sehr beliebt, welches aus natürlichem Instinct Herren den Vorzug gibt die neben ihrer Liberalität muthig und tapfer sind und, wo es Noth thut, mit ihren Kriegern der Gefahr ins Gesicht schauen. Da er dies empfand, begünstigte er mehr die Fremden als die Seinigen und liebte von Jenen einige dermaßen daß sie aus beschränkten Verhältnissen zu großem Reichthum gelangten, indem er sie mit Aemtern, Beneficien, Schenkungen überhäufte und ihnen Gelegenheit bot sich ein großes Vermögen zu sammeln. Dies hatte denn arge Bedrückung seines Landes zur Folge. Denn um sich den Krieg vom Halse zu halten, hörte er nicht auf auswärtigen Fürsten Subsidien zu zahlen und einen zum Ruin des andern aufzuhetzen, um sie zu hindern sich wider ihn zu verbünden. Dazu reichten nun seine Einkünfte nicht hin. Seine Günstlinge aber bestärkten ihn darin, wohl begreifend daß seine Unterthanen leicht auf Neuerungen hätten sinnen können, wäre der Kriegstumult ihnen nahe gekommen."

Welchen Erfolg diese verderbliche Politik hatte, zeigt die Geschichte Italiens sowie das Schicksal Lodovico Sforza's selbst. Wenn er bei Novara (12. April 1500) den Muth gehabt hätte dem Rathe eines albaneser Hauptmanns zu folgen, der ihn zu Pferde durch die Feinde bringen wollte, so würde er sich noch haben retten können. Aber er blieb und wurde verkleidet von seinen Schweizer-Söldnern den vom Marschall Trivulzio befehligten Franzosen verrathen.

Nach mehrjähriger Gefangenschaft wäre ihm beinahe die Flucht gelungen. „Der Herr Lodovico Sforza (erzählt der mehrgenannte Chronist) versuchte mit Wissen des Thorhüters des Castells, wo er gehalten ward und welches Alogia (Loches) hieß, zu fliehen. Der Schließer wurde durch große Versprechungen bestochen und verhalf ihm zur Flucht, indem er ihn in einem Wagen mit Stroh versteckte. Aber es gelang doch nicht. Denn da der Fürst die Richtung um nach Deutschland zu gelangen nicht kannte, verirrte er sich im Walde. Am folgenden Morgen ward die Sache laut, und Alles eilte hinaus ihn zu suchen. Da entdeckten ihn endlich die Hunde. So ward er in engerm Verwahrsam gehalten, in welchem er am 17. Mai starb, es heißt natürlichen Todes."

In der Certosa von Pavia sieht man das marmorene Grabdenkmal welches Lodovico il Moro sich und seiner vielgeliebten Gemahlin Beatrice d'Este bereitete. Beider Statuen liegen auf den Särgen, aber der seinige ist leer geblieben. Wie damals bei Mortara und Novara das Schicksal der Lombardei entschieden ward, so im Jahre 1849. Der Sforza, der jede Gefahr scheute, wurde von Fremden verrathen und gefangen: Karl Albert, der den Tod suchte, sah die Seinigen unterliegen und entsagte der Krone.

Giovanni da Procida.

Der 30. März 1282 war der Tag an welchem, wie der Dichter der „Divina commedia" sich ausdrückt, schlimme Herrschaft Palermo aufregte "Mora! Mora!" zu rufen („Paradies", VIII, 73—75), der Tag der Sicilischen Vesper. Ein ander mal schon, in Nr. 26 d. Bl. f. 1851, ward Giovanni da Procida's gedacht und des Wechsels in der Beurtheilung seiner Persönlichkeit und Handlungsweise. Urkunden im großen Archiv der Krone Aragon zu Barcelona, welche bisjetzt ungedruckt geblieben sind, wenn die neueste im Juli 1851 erschienene Ausgabe der vielgelesenen Amari'schen „Geschichte des Vesperkriegs" sie nicht etwa gebracht hat, zeigen wie Giovanni lange schon vor jenem Ausbruch in Verbindung mit den aragonischen Herrschern stand. Vom 20. December 1275 ist eine Ordre des Königs Don Pedro an den Bailo von Valenza, jährlich dem Messar Giovanni da Procida 500 goldene Alfonsini (Morabutini) auszuzahlen. Vom 29. December nachfolgenden Jahres ein Befehl an denselben Bailo zur Auszahlung von 660 solcher Goldstücke vom Einkommen des Stadtwageamts. Am 18. Februar 1277 wird dem Alcalden und den Bewohnern des Castells von Palma aufgetragen, Giovanni als ihren Herrn anzuerkennen. Diesem wird am nämlichen Tage Palma, am folgenden Luçon zu Lehn gegeben mit allen Rechten und Einkünften, mit Ausschluß des jus gladii. Andere Verleihungen und Geldzuschüsse wie Erlaubniß zur Getreideausfuhr u. s. w. folgten. Auf den Kampf des Aragonesen mit Karl von Anjou, auf den Sieg bei Catona in Calabrien u. s. w. beziehen sich verschiedene Urkunden. Am 4. Mai 1282 (?) ertheilt der König von Trapani aus Giovanni da Procida den Titel eines Kanzlers für das ganze sicilische Reich. Im nämlichen Jahre trägt er ihm auf die Küsten des Königreichs Valenza zu befestigen, Observationsthürme zu errichten und Bergwachen wider die Sarazenen zu bestellen. In einem Schreiben vom 29. Juli 1283 gibt Don Pedro von Logroño aus dem Procida verschiedene Aufträge in Betreff der sicilischen Angelegenheiten und bezieht sich zugleich auf eine Einlage des Briefs, welche Nachrichten von dem vielbesprochenen Zweikampf zwischen den beiden Königen und Gegnern, der in Bordeaux angesagt war, enthalten sollte.

Die historische Forschung hat viel von dem Reiz der alten Tradition zerstört, welche die Geschichte der Vesper und ihrer Urheber umwoben hatte; aber in der neuesten Zeit hat dafür beinahe jedes Jahr uns mit zuverlässigen Daten über diese wichtige Thatsache der süditalienischen Geschichte und ihre Folgen beschenkt. Zwei im Construiren der Geschichte gleich gewandte Schriftsteller, Michele Amari und der jüngst verstorbene Alexis de St.-Priest, stehen einander so entschieden gegenüber wie Don Pedro von Aragon und Karl von Anjou.

26.

Bibliographie.

Aus der Soldatenwelt. Erlebtes und Erlauschtes von einem müßigen Kriegsknechte. In drei Bänden. 1ster Band. — A. u. d. T.: Aus der österreichischen Soldatenwelt. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 27½ Ngr.

Avesta; die heiligen Schriften der Parsen. Aus dem Grundtexte übersetzt, mit steter Rücksicht auf die Tradition von F. Spiegel. 1ster Band: Der Vendidad. Mit 2 Abbildungen. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Blätter der Erinnerung an Christian Friedrich v. Schmid. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 4 Ngr.

Braun, Isabella, Helden des Christenthums. Augsburg, Schmid. 16. 18 Ngr.

Challoner, R., Denkwürdigkeiten der Missionspriester und anderer Katholiken, die in England ihrer Religion wegen den Tod erlitten haben. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Chamisso's, A. v., Werke. 3te Auflage. 1ster Band. Leipzig, Weidmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Debay, A., Das irdische Daseyn, oder: Leben und Tod. Neueste Enthüllung von wunderbaren Erscheinungen an wirklich und scheinbar Verstorbenen. Für denkende Menschen. Aus dem Französischen übersetzt von Maurer. Gratz, Dirnböck u. Mühlfeith. 12. 6 Ngr.

— — Die Geheimnisse des Schlafes und des Magnetismus. Enthüllung der wunderbaren Ursache, welche diesen Zustand im menschlichen Leben bewirkt. Aus der 2ten Auflage des Französischen übersetzt von Maurer. Ebendaselbst. 8. 12 Ngr.

Dulon, R., Das Gutachten der vier Heidelberger Theologen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte der Gegenwart. 1ster Abschnitt: Das Gutachten in Beziehung auf Gegenstände der Lehre und des Glaubens. Bremen, Geisler. 8. 10 Ngr.

Eißner, C. G., Der Mensch, was er einst war, was er jetzt ist und wieder einmal sein wird. Aus den bisher unverstandenen Schriften der Alten erkannt und für wissenschaftliche Leser ins Licht gestellt. 1stes Heft. Dresden, am Ende. Gr. 8. 20 Ngr.

Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Grillparzer, F., König Ottokar's Glück und Ende. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2te Auflage. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Handbuch für die Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Herausgegeben vom Frankfurter Verein zum Schutz der Auswanderer. Nebst 1 Eisenbahn-Karte. Frankfurt a. M. 12. 12 Ngr.

Hasse, H. G., Ueber die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Obergewalt im römischen Kirchenstaate. Von der Teylerschen Gesellschaft zu Haarlem gekrönte Preis-Schrift. Haarlem. Gr. 4. 2 Thlr. 3 Ngr.

Hase K., Die evangelisch protestantische Kirche des deutschen Reichs. Eine kirchenrechtliche Denkschrift. 2te Auflage, aus 1848 für 1852 überarbeitet. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr.

Hirsch, R., Irrgarten der Liebe. 4te vermehrte Auflage. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 16. 1 Thlr.

25 Jahre aus dem Leben eines Schauspielers, nebst einigen Bemerkungen und gutgemeinten Vorschlägen in Betreff der jetzigen Bühnen-Zustände. Wien, Wallishausser. 8. 12 Ngr.

Ihering, R., Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung. 1ster Theil. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Altes und neues Judenthum. Nebst Briefen eines Orthodoxen. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Gr. 8. 9 Ngr.

Kaiser, F., Dienstbothenwirthschaft, oder: Chatoulle und Uhr. Komisches Local-Charakterbild mit Gesang in zwei Aufzügen. Mit 1 Titel-Bilde. Wien, Wallishausser. Gr. 12. 12 Ngr.

Moderne Klassiker. Deutsche Literaturgeschichte der neueren Zeit in Biographien, Kritiken und Proben. Mit Portraits in Stahlstich. 1ster und 3ter Band. 2te Auflage. Kassel, Balde. 16. à $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Klesheim, A. Freih. v., Schwarzblatl auf Wanderschaft. Ergebnisse und Erlebnisse auf einer Reise durch Deutschland rc. In Liedern und Prosa erzählt. Mit Illustrationen von H. Soltau. Hamburg, Berendsohn. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Langbein, B. A., Predigten aus der Apostelgeschichte. Grimma, Gebhardt. Lex.-8. 24 Ngr.

Lepsius, R., Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai geschrieben in den Jahren 1842—45 während der auf Befehl Sr. M. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgeführten wissenschaftlichen Expedition. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 26 Ngr.

Lotze, R. H., Medicinische Psychologie oder Physiologie der Seele. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Maier, A., Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr.

Maler, B., Lausitzer Geheimnisse. Lebensbilder. Mit Abbildungen. 1ste Lieferung. Löbau, Breyer. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Der arme Mann im Tockenburg. Nach den Originalhandschriften herausgegeben von Ed. Bülow. Mit einem Bilde von L. Richter. Leipzig, G. Wigand. 16. 1 Thlr.

Merten, J., Der selige Frings und sein Freund als Antigüntherianer. Trier, Lintz. Gr. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Mittermaier, L., Die Söhne des Waffenschmieds. Ein lehrreiches Lebensbild aus den Zeiten des Mittelalters. Jung und Alt erzählt. Donauwörth, Veith. 12. 12 Ngr.

Müller, C. O., Die Stellung der Wissenschaft des Römischen Rechts auf den deutschen Hochschulen der Gegenwart. Eine academische Antrittsvorlesung am 20. April 1852 zu Leipzig gehalten. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 4 Ngr.

Dischinger, J. N. P., Grundriß zum Systeme der christlichen Philosophie. Zweite durchaus neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Straubing, Scherner. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Petri, B. F. L., Sein oder nicht sein, oder hinter dem Berge wohnen auch Leute. Ein polemisch-pädagogischer Commentar über Horat. Sat. II, I. 20. für Gelehrte und Nichtgelehrte. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 8. 5 Ngr.

Scheuermann, E., Reisebilder, Natur- und Kulturgemälde aus allen Zonen und Welttheilen nach den vorzüglichsten neuern Reisewerken bearbeitet. Zwei Bände in sechs Theilen. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Polarwelt. Schaffhausen, Schalch. Gr. 8. 18 Ngr.

Schlagintweit, A., Ueber den geologischen Bau der Alpen. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin gehalten am 20 März. Mit 1 colorirten Tafel. Berlin, Hertz. Gr. 8. 12 Ngr.

Schleicher, A., Die Formenlehre der kirchenslawischen Sprache, erklärend und vergleichend dargestellt. Bonn, König. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schupmann, A., Der Branntwein und seine Folgen. Einige Worte zur Beherzigung an seine lieben Landsleute. Paderborn, Schöningh. 8. 3 Ngr.

Stehlin, S., Die Naturgesetze im Tonreiche und das europäisch-abendländische Tonsystem vom 7. Jahrhundert bis auf unsere Zeit. Für Freunde der Kunst, die das Harmoniereich und das Tonsystem in den primitiven Grundgesetzen zu betrachten wünschen. Innsbruck. Gr. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stromberg, F., Die Kolonie auf Hof Buchenhain, oder: Christenthum und Arbeit. Eine Novelle für unsere Zeit. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 8 Ngr.

Das anthropologische System der Philosophie von Dr. Carl Prantl. In einem historischen und innern Zusammenhange, sowie in Bezug auf die Religion gewürdigt. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 3 Ngr.

Timm, Das Nibelungenlied nach Darstellung und Sprache ein Urbild deutscher Poesie. Halle, Knapp. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Verlobten als Kriegsgefährten. Ein Lebensbild aus dem Schleswig-Holsteinischen Kriege. Schauspiel in 3 Acten von C. F. H. Z****. Leipzig, Schrey. Gr. 8. 10 Ngr.

Viebahn, G. v., Der englische Gewerbfleiss, seine geschichtliche Entwickelung, gegenwärtigen Hauptsitze und volkswirthschaftlichen Ergebnisse. Statistische Abhandlung, vorgetragen im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 6. März 1852. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Zimmermann, G., Wesen, Geschichte, Literatur, charakteristische Thätigkeiten und Organisation der modernen Polizei. Ein Leitfaden für Polizisten und Juristen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Blicke des Glaubens und der Hoffnung der Christen. Nebst einem Anhange zur Belehrung über den Geist der Zeit. Solingen, Pfeiffer. Gr. 12. 5 Ngr.

Channing, W. E., Gedanken über Glaubensbekenntnisse. Ein Beitrag zur Beurtheilung des jüngsten Vorganges in der St. Stephani-Gemeinde zu Bremen. Von Schücking. Bremen, Geisler. Gr. 8. 3 Ngr.

Cölln, A. v., Predigt bei dem ersten Kirchgange des Durchl. Fürstenpaares. Gehalten am 25 April 1852 zu Detmold. Detmold, Meyer. Gr. 8. 3 Ngr.

Hauer, J. Ritter v., Uebersicht der Veränderungen in der Verfassung, Administration und dem Haushalte der österreichischen Monarchie vom März 1851 bis März 1852. Wien, Wallishausser. 8. 6 Ngr.

Heinrichs, C. F. E., Predigt in Beziehung auf das von der Gemeinde am 23. April 1852 gefeierte 25jährige Jubiläum meiner hiesigen Amtswirksamkeit, gehalten am nächstfolgenden Sonnt. Mis. Dom. den 25. April 1852 zu Detmold. Detmold, Meyer. Gr. 8. 4 Ngr.

Hesekiel, G., Das Capitel im Ordenspalais. Zum silbernen Hochzeitsfeste J. K. Hoh. des Prinzen und der Frau Prinzessin Carl von Preußen am 26. Mai 1852. Gedicht. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 10 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Ein ernstes Wort und eine dringende Bitte an alle Familienhäupter rc. Predigt am Sonnt. Mis. Dom. 1852 zu Dresden gehalten. Dresden, Kori. Gr. 8. 3 Ngr.

Stein A., „Die vier Kelche". Predigt am ersten Tage des Pesachfestes 5612 gehalten. Danzig, Kabus. 8. 3 Ngr.

Stimme aus dem Volke wider die Apokryphenstürmer Dr. und Prof. Ebrard und Genossen, von einem Freunde des Reiches Gottes. Solingen, Pfeiffer. Gr. 12. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Ueber Ursachen und Abhülfe der Noth des Handarbeiterstandes. Von einen Unparteiischen. Eilenburg, Schreiber. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Verlegung der dänischen Zolllinie an die Elbe. Altona, Lehmkuhl u. Comp. Gr. 12. 8 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXVIII.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1852
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XXVII.)

45. **Bremer (Frederike), Eine Ostergabe.** 12. Geh. 10 Ngr.
Die vollständige Ausgabe der Bremer'schen Schriften besteht aus 20 Theilen und kostet 6 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr.
Unter besondern Titeln sind noch einzeln zu erhalten:
Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. — Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile. — Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie H. Zweite Auflage. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalekarlien. Zwei Theile. — Geschwisterleben. Drei Theile. — Eine Sommerreise. Zwei Theile.
Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

46. **Bunsen (C. K. J.), Hippolytus und seine Zeit,** oder Leben und Lehre der römischen Kirche. Zwei Bände. 8. Geh.

47. ——————— **Urkunden und Forschungen** oder kritische Beiträge zur Geschichte des zweiten christlichen Jahrhunderts. 8. Geh.

48. **Byron (Lord), Der Korsar.** Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von **Friederike Friedmann.** Miniatur-Ausgabe. Geb. 20 Ngr.
Diese Uebersetzung ist gleichsam eine dem deutschen Publicum vorgelegte Probe, deren günstige Aufnahme die Dichterin zu weitern Uebersetzungen Byron'scher Dichtungen ermuthigen würde. Ob sie auf eine solche rechnen darf, mag z. B. folgende Recension der „Grenzboten" (1852, Nr. 8) zeigen: „Die vorliegende Uebersetzung des «Korsar», mit dem der jugendliche Dichter einst die Herzen der Mitwelt im Sturm eroberte, kann unsern besten Uebersetzungen an die Seite gestellt werden. Dies scheint freilich eine gewagte Behauptung, aber man lese sie und vergleiche (Referent hat es von Anfang bis zu Ende gethan) das Original. Die verzehrende Glut, die düstere Melancholie, die zarte Empfindung des Byron'schen Gedichts sind in bewunderungswürdigem Grade wiedergegeben."

49. **Camoens (Luis de), Sonette.** Aus dem Portugiesischen von **Louis von Arentsschildt.** 8. Geh.

50. **Le Cancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par **Francisque Michel.** Avec un glossaire. Deux vol. In-8. Geh.
Der Druck dieses Cancionero ist jetzt so weit gediehen, daß derselbe im Laufe des Jahres wird erscheinen können.
In demselben Verlage ist erschienen
Romancero castellano, ó Coleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por *G. B. Depping.* Nueva edicion, con las notas de Don *A. Alcala-Galiano.* 3 tomos. 12. 1844—46. 4 Thlr. 20 Ngr.
Der dritte Theil einzeln unter dem Titel:
Rosa de romances, ó Romances sacados de las „Rosas" *de Juan Timoneda,* que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, asi antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don *G. B. Depping,* escogidos, ordenados, y anotados por Don *F. J. Wolf.* 1846. 20 Ngr.

51. **Carus (K. G.), Symbolik der menschlichen Gestalt.** Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Mit 150 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8. Geh.
Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:
System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 1847—49. 8 Thlr. Auch in 8 Heften zu 1 Thlr. zu beziehen.
Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung. Mit einer Tafel. 8. 1849. 20 Ngr.

52. **Codex Claromontanus** sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Parisiensi celeberrimo nomine Claromontani plerumque dicto sexti ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit **Constantinus Tischendorf.** 4. Cartonnirt. 24 Thlr.
Für den Originaltext der Paulinischen Briefe sind nur drei Documente die dem **Codex Claromontanus** an Alter und Bedeutung nahe stehen, auf unsere Zeit gekommen; für den altlateinischen Text ist nur eins, aber um drei Jahrhunderte jüngeres, mit ihm vergleichbar. Karl Lachmann stellte die Wichtigkeit dieser Handschrift so hoch, dass er im voraus eine Herausgabe derselben als ein „unsterbliches Verdienst um die Kritik des Neuen Testaments" bezeichnete, und erklärte, (dass ihr Vorhandensein dem Texte der Paulinischen Briefe eine grössere Sicherheit gewähre als sie irgend ein anderer Theil des neutestamentlichen Textes besitze. Die Arbeiten Wetstein's und Sabatier's, auf denen hundert Jahre lang die neutestamentliche Kritik basirt war, hat der Herausgeber als höchst unvollständig und fehlerhaft nachgewiesen.
Bei der besondern Wichtigkeit des Werkes für die christliche Kirche und die philologische Wissenschaft hat die Verlagshandlung die Kosten nicht gescheut, dasselbe als eins der ersten wissenschaftlichen Prachtwerke Deutschlands auszustatten. Die als Subscribenten dem Werke vorgedruckten Namen vieler Fürsten, der meisten Universitäts- und Staatsbibliotheken des In- und Auslandes, mehrer Bischöfe Englands, sowie anderer Gönner und Kenner der biblischen Wissenschaften, lassen zuversichtlich erwarten, dass das Werk eine allgemeine Theilnahme in der gelehrten Welt finden wird.
Von dem Herausgeber erschien früher ebendaselbst:
Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes. Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit *Constantinus Tischendorf.* 2 Tomi. 1850. 8. 4 Thlr.
Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit *Constantinus Tischendorf.* 1847. 4. 18 Thlr.

53. **Cussy (F. de), Réglements consulaires** des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. Broché. 2 Thlr. 8 Ngr.
Früher erschien ebendaselbst:
Cussy (F. de), Dictionnaire ou manuel-lexique du diplomate et du consul. In-12. 1846. 3 Thlr.
Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur les quels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'anné 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron *Ch. de Martens* et le baron *F. de Cussy.* 5 vol. In-8. 1846—49. 14 Thlr.
Meusch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1846. 1 Thlr. 15 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 29. —— 17. Juli 1852.

Inhalt.

Zur Beurtheilung Joseph's von Radowitz.

Neue Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Zwei Theile. Erste und zweite Auflage. Erfurt, Körner. 1851. 8. 2 Thlr.

Es ist uns aus den Gesängen des alten griechischen Lyrikers Bakchylides unter verschiedenen kleinen Fragmenten auch eines, aus vier Versen bestehend, aufbewahrt worden, welches wir uns in eine jambische Sentenz umzuschmelzen und also wiederzugeben erlauben:

Es wird der Eine durch den Andern weise,
So war es ehedem, so ist es jetzt;
Denn wahrlich ist es nicht das Leichteste,
Zu finden ungesagter Worte Pforten.

Dieser Satz charakterisirt wie im Allgemeinen die Idee der Culturfortpflanzung unter den Geschlechtern und im Verlauf der Zeiten, so besonders die Mittheilung des Wissens auf dem unmittelbarsten Wege durch das eigentliche, mündliche oder literarisch nachgeahmte Gespräch. Aber nur von einer Seite; denn es gibt Gespräche, wo sich die Interlocutoren zwar gegenseitig anregen, aber nicht im wahren Sinne der Art belehren daß der eine oder der andere sich überzeugt fühlte und seine mangelhafte oder falsche Anschauung gegen eine siegreiche gediegenere eintauschte. Zu dieser Gattung gehören auch die „Neuen Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche" von Radowitz. Indeß verfuhr der Verfasser vielleicht recht eigentlich im Geiste der Zeit, wenn er die fünf darin auftretenden Personen, diese Pentarchie der hervorragendsten politischen Confessionen der Gegenwart, trotz alles Gedankenaustausches strenggenommen jede in ihrer Richtung verharren läßt. Die Zwiespalte unserer momentanen Epoche sind schroffer, die Principien subtiler als je, und die Repräsentanten derselben wollen keiner dem andern weichen, keiner dem andern erhebliche Concessionen machen. Ihre etwaigen Verständigungen betreffen genauer besehen nur Nebensächliches. Sie glauben durch ein weiteres Nachgeben wesentliche Punkte ihres Princips selbst zu opfern und haben theilweise vielleicht auch Recht. Die Ereignisse der jüngsten großen europäischen Bewegung befestigten ihre Ansichten nur noch mehr. Nur eine Persönlichkeit macht in letzterer Hinsicht eine Ausnahme, die Waldheim's, unter welchem Namen der Verfasser selbst sich ausspricht und uns in ziemlich bestimmten Worten zu erkennen gibt daß seine Ansicht durch die Vorgänge der letzten Jahre allerdings einigermaßen afficirt oder umgestaltet worden, daß sie, was mehr sagen will, eine Modification im Charakter des Fortschritts oder wenigstens der Zeitfoderungen erfahren habe, wobei uns zugleich verständlich wird, nach welcher Norm innerer Entwickelung oder äußerer Abwägung der temporairen Thatsachen diese Modification eingetreten. Mit andern Worten, Waldheim-Radowitz, der in den „Gesprächen" von 1846 das Heil einzig und allein nur in einer ständischen Regierung sieht, gesteht hier 1851, so schwer es „ihm auch angekommen, seine Seele unter diese Erkenntniß zu beugen", die veränderte Ueberzeugung ein daß für Preußen „wie es vor uns steht die constitutionnelle Regierungsform eine **Nothwendigkeit** geworden". Wir ließen soeben das Wort Fortschritt fallen, meinten es aber natürlich nur im Sinne unsers Standpunkts; denn wenn Radowitz auch momentan die Nothwendigkeit einer constitutionnellen Verfassung für einen bestimmten Staat anerkennt, so spricht er damit noch keineswegs aus daß er aufgehört habe im Ständewesen das Ideal seiner allgemeinen politischen Theorie zu erblicken.

Ueber die dialogische Form für wissenschaftliche Zwecke äußerte sich seiner Zeit Hegel treffend in seiner schlichten und bedeutsamen Weise bei Gelegenheit Plato's. Allerdings, meinte er ungefähr, könnte man die dialogische Form (die von Plato bis Vanini und von diesem bis Schelling und Solger auf dem Felde philosophischer und gedanklicher Erörterungen so vielfach in Anwendung gekommen) leicht für die vorzüglichste von allen halten,

indem besonders die Lebendigkeit der Darstellung in der Prüfung entgegengesetzter Ansichten durch den Mund verschiedener Personen zu gewinnen scheine. Dem sei jedoch nicht so, weil der Dialog allezeit mehr oder weniger den Charakter der Zufälligkeit ansichtrage, derart daß eine andere Argumentation vielleicht ein anderes Resultat geliefert haben würde. Für Plato, der später selbst immer mehr von dieser Form abließ, sodaß sie z. B. in den Büchern vom Staat nur noch in der Einleitung waltet und dann völlig verschwindet, mag dies seine Geltung haben, und zwar überdies umsomehr, als man in einigen Fällen kaum unterscheiden kann welche Person die Meinung des Autors vertritt und ob sie in gewissen Dialogen überhaupt vertreten worden. Ebenso mag die dialogische Darstellungsweise noch bei andern Philosophen die Geschlossenheit und Consequenz ihrer Dialektik benachtheiligt haben. Nicht so jedoch verhält es sich mit den vorliegenden „Gesprächen". Denn hier ist einerseits der Stoff ein weit materiellerer, sodaß, wie sich leicht deduciren ließe, hierdurch schon ein großer Theil jener Zufälligkeit abgeschnitten wird, andererseits kleidet sich der Verfasser selbst in eine ganz bestimmte Persönlichkeit, während die andern Figuren ihrerseits wenigstens bekannte moderne Parteiansichten repräsentiren, deren Dialektik, abgesehen natürlich von dem größern oder geringern Geistesreichthum, in ihren Grundzügen bei den meisten Personen ziemlich gleich bleiben dürfte, und drittens endlich ist es, wie oben schon angedeutet worden, weniger auf eine Bekehrung des einen Interlocutoren durch den andern abgesehen oder auf ein bestimmtes letztes einheitliches Ergebniß, als vielmehr darauf, gewisse verschiedene Parteimeinungen mit gewissen stützenden Gründen oder möglichen Einwendungen zu vernehmen. Der Verfasser will weder ausführliche und abgeschlossene Doctrinen mittheilen noch auch Proselyten machen; es ist vorzugsweise sein Streben Einzelheiten objectiv darzustellen.

Um ein allgemeines politisches und literarisches Charakterbild über Radowitz zu liefern, bedarf es vielleicht keiner so großen Anstalten und Umschweife als Manche glauben möchten. Wir haben hierfür zwei Hauptgrundlagen, die sich gegenseitig ziemlich genau entsprechen: seine Thätigkeit im frankfurter Parlament sowie bei der deutschen Unionsangelegenheit, welche strenggenommen auch seine frühern politischen und diplomatischen Verwendungen resumirt, und ein paar literarische Werke von hervorragender Bedeutung, die beiden Gaben oder Abtheilungen seiner „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche". Andere seiner zahlreichen Schriften sind entweder nur Darlegungen fremden Strebens und Wollens (abgesehen von seiner eigenen indirecten Beipflichtung), wie z. B. die Broschüre „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.", oder Einzelausführungen seiner principiell eben in den Gesprächen vorhandenen Ansichten, z. B. „Die spanische Successionsfrage" (1839 erschienen), „Wer erbt in Schleswig?" (1846), oder sie beweisen endlich im Allgemeinen die wissenschaftliche Vielseitigkeit oder die speciellen Liebhabereien des Mannes, wie seine Werke über Mathematik, über Artillerie, über allgemeine Militair- und Kriegsangelegenheiten, „Die Ikonographie der Heiligen", „Die Devisen und Motto des Mittelalters", ohne daß wir dadurch für seinen eigenen innersten Gedankengehalt ein besonderes Material gewinnen. Dieser Gedankengehalt, worauf sich sein politischer und literarischer Charakter basirt, ist wesentlich in seinen Reden zu Frankfurt, in seinen Bestrebungen für die deutsche Einheit und in den „Gesprächen" niedergelegt, in seinen Ansichten über Staat und Kirche.

Radowitz steht sozusagen fast bei allen Parteien mehr oder weniger in einem gewissen Miscredit; er hat mitunter sehr abweichende, ja sogar ziemlich wunderliche Beurtheilungen erfahren, und besonders sehen wir daß man es liebte, wer weiß welche Geheimnisse und Unerklärlichkeiten in ihm zu finden und diese aufs stärkste zu betonen. Eine gewisse Auffassungsweise ging sogar so weit, ihn des lächerlichsten Charlatanismus zu beschuldigen, ihn zu einem politischen Cagliostro zu stempeln und ihn so darzustellen als ob es in seinen eigenen Absichten liege, sich in einen mysteriösen Nimbus zu hüllen. Uns erscheinen solche Meinungen und Vermuthungen theils völlig unbegründet, theils abgeschmackt; wir können sie uns jedoch, abgesehen nämlich von bloßen, absichtlich und nach Bedarf oder Zweck färbenden Parteikritiken, einigermaßen erklären. Sie stammen, so sonderbar dies vielleicht auch klingen mag, vielleicht größtentheils von dem Eindruck her welchen die leibliche Persönlichkeit des Mannes auf den Beschauer hervorbringt. Radowitz besitzt in der That eine interessante und bedeutsame Persönlichkeit. Seine hohe, gebieterische Gestalt, sein Kopf, den man mit den Köpfen auf Bildern des spanischen Malers Velasquez verglichen hat, das blasse, gelblich-fahle Gesicht, die schwarzen, tiefliegenden, stechenden Augen, das graue Haar, sein Ernst und seine Schweigsamkeit können phantasiereichen jugendlichen Gemüthern hinlänglichen Stoff liefern, sich in schöpferischen Unterbreitungen zu ergehen und so ihrer eigenen Lust am Geheimnißvollen zu fröhnen. Für uns ist diese Aeußerlichkeit überhaupt die eines körperlich wohlgebildeten, außergewöhnlichen Mannes, und mehr, eines Mannes, der viel studirt, gedacht und erlebt hat, der sich als Soldat eine gewisse Strenge und gebieterische Art, wenn sie selbst nicht ursprünglich in ihm lag, aneignen mußte, der mit sich selbst im Reinen ist und der seine innere Würde zu bewahren weiß. Und zu welchen Resultaten sein Denken gelangte, das liegt in seinen mündlichen wie schriftlichen Aeußerungen ebenso bestimmt als deutlich zutage, wobei wir uns indeß auf die besondere Sphäre dieser Aeußerungen, auf seine Anschauungen über allgemeine und speciell gegenwärtige Verhältnisse auf dem Gebiet der Politik und Dessen was damit in directerer Berührung steht beschränken müssen, weil uns für andere Seiten die positiven Quellen fehlen. Ob diese seine Ansichten zu billigen, das ist eine andere Frage und kann keineswegs als Unbegreiflichkeit oder Dunkel-

heit erscheinen; müßte ja doch sonst jede abweichende Meinung ein psychologisches Räthsel sein. Wenn es in diesem Geiste gewisse besondere Dunkelheiten oder Inconsequenzen geben sollte, so dürften sie vielleicht ganz anderer Natur sein. Man könnte sich z. B. mit mehr Recht darüber wundern daß ein Mann von so scharfem Denken, so tiefen Studien, solcher Kenntniß der modernsten Forschungen und Fortschritte des menschlichen Geistes so augenscheinlich dem Priesterthum und dem Katholicismus anhängt und das Wort redet. Allein auch hier finden sich Argumente genug, welche den Zusammenhang zwischen dem Glauben und dem Wissen eines Mannes vermitteln helfen, eines Mannes der überdies im Katholicismus erzogen und aufgewachsen ist. Sodann aber fehlt es uns über das Qualitative und Quantitative dieses seines Glaubens an positiven Belegen, sodaß wir nicht einmal wissen, ob und inwieweit sein Katholicismus von seinen politischen Ansoderungen und socialen Theorien bedingt wird, ob er innerlich die bloße Consequenz seiner Jugend ist, ob er nur auf dogmatischen Ueberzeugungen beruht, was nach mannichfachen Aeußerungen zu schließen im specifischen Sinne überwiegende Wahrscheinlichkeit hat u. s. w.; überhaupt aber berührt dieses ganze Thema eine Seite des menschlichen Wesens, wo die Subjectivität mit ihren ganz besondern Bedürfnissen und Normen sich geltendmacht, über die dem fremden Individuum kein völlig gründliches Urtheil zusteht, weil es wol niemals aller für ein solches Urtheil nöthigen Argumente habhaft werden kann, besonders dann nicht, wenn man es nicht mit einer gewöhnlichen und in beschränkten Alltagsgrenzen sich bewegenden Natur zu thun hat, sondern mit einem Manne von tiefem geistigem Gehalt und von umfangreicher innerer Entwickelung. Halten wir uns daher in dieser Hinsicht ohne weitere Erklärungsversuche lieber und vorzugsweise nur an die Thatsachen.

Wir deuteten oben an daß sich bei Radowitz öffentliche Laufbahn und schriftliche Aeußerung gegenseitig decken oder ergänzen; sein literarischer und sein politischer Charakter widersprechen sich nicht, stehen vielmehr miteinander in enger Verbindung: seine „Gespräche" sind der Ausdruck seiner Ansichten und diese Ansichten waren die Richtschnur seines Verhaltens als Staatsmann. Wir werden daher beide Seiten seines Wirkens sehr gut combiniren, beide Metalle verschmelzen und zu dem Einen und einheitlichen Standbilde des Mannes verwenden können. Mit andern Worten, wir wollen für unsere Darstellung seine „Neuen Gespräche" zugrundelegen und wo jes erfoderlich ist, die nöthigen Bezüglichkeiten aus seiner Thätigkeit als Abgeordneter und Staatsmann beibringen, sowie ergänzende oder vergleichende Rückblicke auf seine frühern „Gespräche" werfen, welche im Jahr 1846 erschienen und durch mehre Jahre großer Ereignisse von der zweiten Gabe, von den „Neuen Gesprächen", getrennt sind, ein Umstand der für letztere von sehr wichtiger Bedeutung ist. Und fragt man, ob wir zugleich die Handlungen und Ansichten des Generals von Radowitz einer subjectiven Abschätzung zu unterwerfen gedenken, so müssen wir verneinend antworten, da es uns hier weder auf Billigung noch Misbilligung oder Widerlegung, sondern nur darauf ankommt, eine kurze, möglichst objective Skizze seines politischen und literarischen Charakters zu liefern, ohne natürlich irgend auf Vollständigkeit oder apodiktische alleinige Richtigkeit Anspruch machen zu wollen. Radowitz liebt es den Satz des alten Historikers zu citiren: „daß man die menschlichen Dinge nicht blos belachen oder beweinen, sondern verstehen solle"; wir werden uns bemühen, diese Worte, insofern sie ein subjectives Pro oder Contra abweisen, auf ihn selbst in Anwendung zu bringen.

Die am meisten ins Auge fallende Aeußerlichkeit des literarischen Charakters eines Schriftstellers ist seine Form, sein Stil. Es waltet, und das weiß jeder Beobachter hinlänglich, ein sehr merklicher Unterschied zwischen der allgemeinen Art und Weise, seine Gedanken schriftlich darzustellen, wie wir sie in der übergroßen Mehrzahl der literarischen Erzeugnisse finden, und der eigentlich ästhetischen, künstlerischen Form. Geläufige, leichte Schreibart ist noch lange keine künstlerische Form, und einer geläufigen Schreibart pflegt gegenwärtig fast Jeder, somit auch Der mächtig zu sein, welcher über die abstractesten Fragen sowol in der Politik wie in jeder andern Wissenschaft, also im reinstofflichen Interesse die Feder ergreift und der sonst jeder höhern und schöpferisch-literarischen Bildung entbehrt. Es gibt sodann eine nicht geringe Classe von Individuen, die sich, um es so zu bezeichnen, „schön" zu schreiben bemühen; sie verschmähen meist den sich zuerst bietenden Ausdruck und bedienen sich der erlesensten Worte und Wendungen, um Alles so zu sagen wie man es in der gewöhnlichen Sprache nicht zu sagen pflegt. Hierher gehört unter Andern die ganze Reihe der rhetorisirenden, sowie der mit ihrem Subject coquettirenden Schriftsteller, denen sich besonders in den Franzosen ein sehr häufiges und prägnantes Beispiel bietet. Aber auch diese Schreibart ist noch nicht eine wahrhaft künstlerische, diese Schriftsteller sind noch nicht die wahrhaft künstlerischen. Unter Letztern verstehen wir jedoch ebenso wenig jene welche Sokrates in Plato's „Phädrus" mit Bezug auf die rhetorische Darstellung tadelnd „Wort- oder Redekünstler" nennt. Eine künstlerische Behandlung ergibt sich vorzugsweise aus der Fähigkeit, den Stoff durch die Form zu seinem besondern charakteristischen Ausdruck gelangen zu lassen, und zwar der Art daß sich von jenem das Fachlichmaterielle, von dieser die äußere Zufälligkeit des Subjects abscheidet. Ist nun die Form der Radowitz'schen Darstellung eine solche wie sie den Anfoderungen ästhetischer Gestaltung entspricht? Schon die Wahl des Dialogs gibt uns einen Theil der Antwort in die Hand. Denn wiewol diese Form die allernächste Nachahmung des Lebens zu sein scheint, so ist sie doch gerade deswegen in einem weit höhern Grade als die fortlaufende Abhandlung genöthigt sich auf dem Boden und in dem Umfange künstlerischer Grenzen zu halten, um nicht den Vorwurf der bloßen Aeußerlichkeit,

Zufälligkeit und Gewöhnlichkeit aufsichzuladen. Die Abhandlung als reiner Monolog der Einen schreibenden Persönlichkeit schreitet einfach fort nach Maßgabe der Disposition, welche die einzelnen materiellen Punkte des Stoffs, wie ihn der Schreibende anschaut, von selbst bieten; Haupt- und Nebensachen gliedern sich nach wissenschaftlichen Gesetzen und logischen Folgerungen. Der Dialog beansprucht eine plastische Gestaltungskraft, die sich in verschiedene Factoren zu zerlegen und zugleich wieder über dem Ganzen zu walten im Stande sein muß. Er hat es nicht mehr blos mit dem Stoff allein zu thun, sondern zugleich auch mit individuellen Trägern dieses Stoffs, mit positiven Persönlichkeiten; er ist selbstredend eine Art dramatischer Behandlung. Radowitz versteht es vollkommen die Continuität und Consequenz der Persönlichkeit in den einzelnen Individuen festzuhalten und sie in lebendiger Entwickelung und Charakteristik vor unser Auge treten zu lassen. Sie sind nicht etwa blos personificirte Begriffe, sondern haben neben ihrer intellectuellen Richtung auch Fleisch und Blut. Aber dies ist nur die eine Seite der künstlerischen Begabung unsers Autors. Das allgemeinste und zugleich besonderste Element, die innerste Nothwendigkeit seiner eigenen Individualität, wie sie vom Stoff absieht, ist sein Stil. Mögen wir seine Reden oder seine Schriften, die Dialoge wie die abhandelnden Productionen betrachten, alle zeichnen sie sich durch eine hohe stilistische Bildung, Rundung und Vollendung aus. Dies ist eine seiner Manifestationen, vielleicht neben seiner allgemein künstlerischen Auffassungstüchtigkeit die einzige, der wir von unserm ihm sonst vielfach abgewandten Standpunkte aus eine unbedingte Anerkennung widmen können. Er äußert sich mit Mund und Feder eindringlich, aber ohne das mindeste coquette Pathos, scharf bestimmt, ohne Pedanterie, klar und allgemein verständlich, ohne Flachheit. Hier in den „Gesprächen", wo der besondere Charakter der Form seine Eigenthümlichkeit geltendmacht, fließt sein Stil mit der ganzen Gewandtheit, Mannichfaltigkeit, Wärme und Leichtigkeit einer wirklichen, unter hochgebildeten Personen stattfindenden lebhaften Unterhaltung über Gegenstände welche das ganze Interesse der Sprechenden in Beschlag nehmen. Sein Ausdruck erscheint völlig absichtslos und trifft dabei doch äußerst subtil die richtigste Bezeichnung und das Schlagwort; die Satzbildung ist kurz und schlicht, aber nichtsdestoweniger geschmeidig und von natürlicher Grazie und Feinheit umflossen; er vermeidet alles Glänzende, allen Schmuck und fesselt statt dessen durch eine gewisse unumwundene realistische Thatsächlichkeit seiner stilistischen Gewalt und durch die Fülle des unmittelbar darin waltenden Geistes- und Gedankenreichthums. Im Ganzen erinnert die Radowitz'sche Darstellung von Seiten ihrer plastischen Objectivität an Goethe, von Seiten der innern Wärme und Mannichfaltigkeit an Lessing, und wir citiren von Letzterm zum Vergleich z. B. ein kleines, weniger bekanntes Gespräch über die Freimaurerei, betitelt „Ernst und Falk". Zweifelsohne verdienen die „Gespräche" des Herrn von Radowitz, wie sie als eine Art Memoiren für den künftigen Geschichtsforscher stofflich interessante Documente über den Charakter der Zeit enthalten, ihrer Form halber eine Stelle in der Literatur, und wir vermuthen auch vielleicht nicht mit Unrecht daß sie ein längeres Leben haben werden als die meisten übrigen publicistischen Werke unserer Gegenwart.

Die im Jahre 1846 erschienenen „Gespräche" waren gleichsam das politische Programm des Generals von Radowitz: er sprach hier zum ersten mal in einem gewissen Zusammenhange die Grundprincipien seiner Anschauungen über Staat und Kirche aus. Radowitz gehörte seiner Zeit zu den berühmten hohen Cirkeln in der Wilhelmsstraße, und die hier vielfach abgehaltenen Dispute über die genannten Capitel mögen wol am meisten in ihm die Idee der Gesprächsform für jene literarische Schöpfung angeregt haben. Fünf Personen, als Repräsentanten ebenso vieler Parteiansichten, treten auf und entwickeln in gegenseitiger Bekämpfung und Erörterung die wichtigsten Fragen der damaligen Gegenwart. Es sind: „Waldheim" oder Herr von Radowitz selbst; „Arneburg" (hinter welchem der Verfasser Heinrich von Arnim gemeint haben soll), ein Militair aus einem alten Adelsgeschlechte, Feudalist in der Politik, orthodoxer Lutheraner in der Religion mit frömmelnder Färbung; sein Bruder „Detlev", sein Gegensatz, Demokrat, Socialist, Anhänger Feuerbach's; „Oeder", Ministerialrath, der Mann der bureaukratischen, hauptsächlich auf das materielle Wohl des Staats gerichteten Praxis, ohne Interesse für den geistigen Sinn religiöser Fragen; endlich „Crusius", Detlev's künftiger Schwiegervater, ein altliberaler, reicher Fabrikbesitzer. Radowitz ist ein Liebhaber der Devisen und Motto; die „Gespräche" von 1846 zeigen auf dem Titelblatt den alten Spruch: „Traget Holz und lasset Gott kochen", Worte welche Radowitz' transscendente Auffassung über das innere Wesen der Weltentwickelung treffend charakterisiren und zugleich mit dem Umstande in einer gewissen indirecten Beziehung stehen, daß er die Disputirenden ruhig gewähren läßt, ohne in der eigenpersönlichen und thatkräftigen Besiegung derselben seinen einzigen und höchsten Zweck zu sehen. Denn was als sein Sieg erscheint, das sind genau betrachtet nur geschickt geführte Schläge ohne eigentliche völlige Niederlage des Gegners. Radowitz hält jedes Gelüst eines fanatischen Apostelthums, wenn es ihm einwohnen sollte, völlig in Schranken und huldigt dafür häufig einer Art religiösen Fanatismus, so widersprüchlich ein solcher Ausdruck auch klingen mag.

Die Politik welcher Radowitz in Frankfurt anhing verfolgte meist das in den „Gesprächen" dargethane Princip Waldheim's in der Praxis, in That und Rede, insofern sich nämlich hier Gelegenheit bot, speciell von diesen oder jenen Theorien Gebrauch zu machen, wie dies z. B. bei der Frage über das unabhängige Verhältniß der Kirche zum Staat (65. Sitzung, am 24. August 1848) oder bei der allgemeinen Idee der Unionsangelegenheit (187. Sitzung, am 17. März 1849) der Fall war.

Die „Neuen Gespräche" von 1851 haben die ganze Erfahrung der Revolution, der Reaction, der diplomatischen Cabalen hinter sich. Radowitz ist bitter und vielfach getäuscht und enttäuscht worden; daher der schmerzliche Ton welcher das Ganze, besonders die Aeußerungen Waldheim's durchweht. Es ist dieses Ganze eine Art Abschluß oder Testament eines Mannes, der an der Realisirung Dessen was er für gut und zweckmäßig hielt und darum anstrebte, momentan verzweifelt, eines Mannes der auf lange keinen Ausweg, keine Besserung oder wenigstens keine sichere und richtige Führung sieht und sich von der großen, geräuschvollen Bühne in das enge, stille Privatleben zurückzieht. Schon das aus Montlosier entlehnte Motto des ersten Theils drückt diese melancholische Stimmung deutlich aus: „Triste du mal ..." oder lieber gleich deutsch:

Traurig wegen des Unheils welches ich kommen sehe, ohne Macht zur Realisirung des Guten nach dem ich schmachte, möchte ich mit ein wenig Ruhe ein Leben beschließen, welches ich nicht geschont habe, das ich jedoch nicht nützlich machen konnte. Die gegenwärtigen Zeiten sind schwierig, ja ich muß noch mehr sagen, sie sind unmöglich.

Der Kreis der sich Unterhaltenden ist jetzt nicht mehr derselbe wie ehemals im Jahre 1846, nach der einfachen Analogie des Spruchs: „Andere Zeiten, andere Menschen!" Die alten Figuren Arneburg, Detlev u. s. w. sind verschwunden; ob auch ihre Parteianschauungen? Radowitz sagt im Vorwort:

Neue Kreise bilden sich und ein solcher wird hier angeführt. Wenn Jemand sagt: es sind doch immer die alten Gestalten, so hat er Recht und Unrecht. Gewisse Elemente in den kirchlichen und politischen Parteiungen sind allerdings ewig. Aber sie gewähren nach Zeit und Ort eine andere Erscheinung. So ist es auch hier: manche Gegensätze sind schroffer geworden, andere geringer. Eins aber soll nicht vermißt werden: der gute Wille, auszusprechen was Jeder an besten Gründen für seine Meinung beizubringen wußte.

Waldheim allein ist übrig geblieben.

Wir deuteten in unserm Eingange an daß Radowitz nirgend in seinen „Gesprächen" die positive Absicht verrathe, Proselyten machen zu wollen. Hier weist er sogar direct den etwaigen Verdacht eines solchen Strebens zurück und sieht einzig und allein darin sein letztes Ziel, worin es der große britische Dramatiker sah, in dem Geschäft, der Welt einen Spiegel vorzuhalten. „Gerechtigkeit für Alle!" so lautet der Grundgedanke seiner objectiven Tendenzen. Wird ihm, dem Verfasser und Staatsmann, diese aber auch selbst zutheilwerden? ihm, der, wie er sich ausdrückt, angekelt von der trüben Flut alles Parteitreibens der Zeit, nach einem reinern Quell dürstet? Das sind Fragen die ihn mit trüben Bedenken erfüllen und auf die er in wahrhaft antiker Würde seine Antwort gibt. Er sagt:

Nein, man wird ihm am letzten verzeihen daß er seinen eigenen Weg wandelt, man wird seiner gewissenhaften Ueberzeugung von Dem was der gegenwärtige Moment erheischt Das gegenüberstellen was er von einem andern, von einem leider unwiderbringlich vergangenen aussagt; man wird ihm, der in der Geschichte der Völker nur eine Entwickelung göttlicher Willensacte sieht, vorwerfen daß er heute nicht mehr für gerechtfertigt erkennt was gestern noch als möglich und dienlich erschien. Sei es so; der Ausgang wird richten! Aber nicht der nächsten Tage, nicht die scheinbare Befriedigung auf der einen, die scheinbare Gleichgültigkeit auf der andern Seite, Beides nur unausbleibliche Folgen der Situation der Parteien, nicht die scheinbare Gemeinschaft, hervorgegangen aus dem Gefühle innerer und äußerer Gefahr, verneinend und vorübergehend wie diese, genügend, wenn Gott will, zur momentanen Abwehr, ungenügend zu jedem dauernden Aufbau. Wie viele Täuschungen werden noch zerrinnen, wie viele vorgefaßte Meinungen aufgegeben werden, wie viele persönliche und sachliche Neigungen und Abneigungen noch verschwinden müssen, ehe die Erkenntniß der Bedingungen, an welche das Heil Deutschlands, seiner Fürsten wie seiner Völker geknüpft ist, aus dem Nebel der Parteiansichten hervortritt und zum Gemeingute wird!

Diese ernste, kurze Kritik über die momentane Stille und den Charakter der Gegenwart führt uns unmittelbar an die Gestalt des Verfassers heran, wie sie sich hier in den „Neuen Gesprächen", frühern Manifestationen analog, kundgibt. Ehe wir jedoch weiter gehen, nennen wir die Namen der Personen durch welche sich die verschiedenen Standpunkte der Gegenwart geltendmachen. Arneburg (Heinrich von Arnim?) existirt nicht mehr. Waldheim sagt (I, 187):

Er ist eines der vielen Opfer dieser verhängnißvollen Zeit geworden. Sein Herz ist gebrochen an dem Zwiespalte den solche Jahre in einer solchen Seele erzeugen mußten. Von der einen Seite zog ihn seine Liebe für Deutschland, die nie erkaltete Begeisterung der großen nationalen Freiheitskriege, von der andern sein politisches Bekenntniß, beide mit gleicher Macht. So scharfen Gegenwirkungen war er nicht gewachsen; Gott rief ihn ab und gab ihm Frieden!

Wenn der Verfasser unter dieser Figur wirklich Heinrich von Arnim verstanden hätte, so würde der angebliche Tod Arneburg's mit der spätern politischen Haltung Arnim's in einer sozusagen symbolischen Beziehung stehen. Statt des etwas gemüthsweichen Arneburg tritt hier in Baron „Galsdorff" ein derber Ritter von der Kreuzzeitungspartei ein; ein Mann der zornig, selbst etwas giftig und dabei humoristisch sein kann, Vertreter des Neupreußenthums vom reinsten Wasser, in religiöser Hinsicht zum Irvingianismus neigend, als einer „allgemeinen Kirche für Alle"; ein Verehrer der „Seherin von Prevorst", der Mitglieder zur Stiftung eines Vereins für Beförderung des Gespensterglaubens anzuwerben strebt, also einer von jenen Aposteln welche das Volk gar zu gern wieder in die dickste ägyptische Finsterniß zurücktreten möchten. An Detlev's Stelle, der nach Amerika ausgewandert ist und sich im Staate von Ohio niedergelassen hat, erscheint „Sielhorst", Arzt, gemäßigter, deutsch-patriotischer Demokrat, Anhänger der Ideen des Friedenscongresses, in religiöser Hinsicht „kein Leugner, sondern ein Zweifler", der sogar unter Anderm „eine gewisse Sympathie für die Stellung der Kunst in der katholischen Kirche" fühlt. Der Fabrikherr Crusius hat sich in den Oberbürgermeister „Büchner" verwandelt, einen Vertreter der gothaer Partei und gewesenes Mitglied der frankfurter Versammlung. Zwischen Oeder und seinem Successor in Gespräch, „Themar", findet keine weitere verwandtschaftliche Beziehung statt; Letzterer ist ein bairischer Rector, Vertheidiger der Trias in der

Ordnung der deutschen Angelegenheiten, Katholik, Anhänger des eigentlichen kirchlichen Regiments, im Staat momentan für die repräsentative Verfassung gestimmt, aber weniger um des Princips als um der Umstände willen. Er äußert sich:

Die Menschheit in ihrer allgemeinen Erscheinung hat sich von der Zucht Gottes und seiner Kirche zu weit gelöst als daß diese ihr Amt in den irdischen Dingen genugsam verwalten könnte. Der Staat ist der Nothbehelf für Vieles geworden und wird es bleiben müssen, bis ein anderer Geist die Massen durchdringt. Ich kann daher gegen seine relative Befugniß zum Eingreifen in die Rechtssphären Nichts sagen und finde gerade darin die heutige Nothwendigkeit des Repräsentativsystems.

Endlich die Hauptfigur, das Organ des Verfassers, abermals „Waldheim" (Themar's Schwager), welcher in fünf von den gebotenen elf Gesprächen auftritt und seine Ansichten ausspricht; er war wie Büchner Abgeordneter in Frankfurt, und der Aufenthalt sowie die Vorkommenheiten an diesem Orte sind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Herr von Galsdorff, der Neupreußische, sagt zu ihm:

Das ist mir längst klar geworden daß du aus dieser Herenküche schroffer gegen deine alten Freunde und sanfter gegen deine alten Feinde hervorgegangen bist. Ich beneide dich nicht um den Gewinn.

Worauf ihm Waldheim unter Anderm entgegnet:

Ich habe stets danach getrachtet daß keine Lebenslage, in die ich ohne mein Zuthun versetzt worden, an mir vorübergehe ohne Das zurückzulassen weshalb sie geschickt wurde. So auch Frankfurt. Dort habe ich mich allerdings mehr als früher gewöhnt in den Parteien die M e n s c h e n nicht aus dem Auge zu verlieren ... Wer fast ein Jahr hindurch 500 Handelnde in einem solchen Drama thätig gesehen, dem zeigt sich bald daß die Einen in ihrer Parteiansicht nur der innern Ueberzeugung von Dem folgen was ihnen als wahr und recht erscheint, ohne Hinblick darauf ob es ihnen dabei schlecht oder gut geht, ob ihre Personen dabei verlieren oder gewinnen. Die Charaktere richtig zu begreifen und unbefangen zu würdigen, das ist ebenso Pflicht als Bedürfniß; sie vertreten das Stück Wahrheit das in der Parteiansicht enthalten, wenn auch von seinen natürlichen Umgebungen abgetrennt worden ist (eine Anschauungsweise in welcher Waldheim-Radowitz sonderbar genug an Hegel erinnert, insofern dieser in Bezug auf die Entwickelung der Philosophie, d. h. der sich im Verlauf der Zeit ablösenden philosophischen Doctrinen oder Parteien ebenfalls in jeder einzelnen Richtung ein gewisses Quantum von Wahrheit anerkennt); sie sind das Salz der Partei. Ueberzeugen oder fesseln muß man sie, aber man kann und soll sie achten, ja lieben, denn es ist Mancher unter ihnen, dem die Verheißung gilt: Friede auf Erden den Menschen die eines guten Willens sind.

Dabei verhehlt sich Waldheim natürlich nicht daß es in allen Parteien ohne Ausnahme Menschen gibt, die in den Kämpfen nur sich, die Befriedigung ihrer Leidenschaften oder Interessen suchen (vergl. „Gespräche" von 1846, S. 297). Aber obwol er in den Parteien nun nicht mehr so wie früher die Menschen aus dem Auge verliert, so gibt ihm doch Themar das Zeugniß: „daß er des Geistes der Liebe nie ermangelt, die P e r s o n e n von den P r i n c i p i e n scheidet, die erstern nie in den letztern haßt, den Zwist nicht sucht, sondern meidet und oft genug die andere Backe hingehalten hat." Und er selbst spricht sowol in den frühern wie in den gegenwärtigen „Gesprächen" mehr als ein mal den Satz aus daß er nur gegen Systeme ankämpfe, nicht gegen Individuen, und daß er beide nie miteinander verwechsele. Diese Art von Toleranz ist der allgemeine Grundzug seines Charakters; aber sie scheint mehr aus den Bedürfnissen seines Gemüths entsprungen zu sein als eigentlich in den strengen Consequenzen seiner Principien zu liegen.

Wir wollen hier nicht näher auf die Dispute der Individuen Galsdorff, Sielhorst, Büchner und Themar unter sich eingehen, sondern uns vorzugsweise nur an jene Gespräche halten, in welchen Waldheim selbst eine Rolle spielt. Die erstgenannten vier Personen vertheidigen ihre Ansichten mit allen jenen Argumenten, über welche Geist und Scharfsinn gebieten kann. Der Verfasser läßt sie mit einer seltenen Unparteilichkeit und Selbstverleugnung von seiner Seite sprechen und behandelt ihre Aufgabe mit der ganzen Objectivität des Dramatikers. Allerdings könnten wir auch hier noch aus den Wendungen und der Art und Weise ihrer Polemik gegeneinander gewisse Andeutungen über den innersten Geist des Verfassers selbst gewinnen; aber dergleichen Schlüsse würden vielleicht doch häufig hypothetisch bleiben, und wir bedürfen ihrer umsoweniger als es uns über die Hauptpunkte seiner Anschauungen keineswegs an positivem Material gebricht. Auch nöthigt uns der Raum zu einer möglichsten Beschränkung.

Den unmittelbarsten und interessantesten Beitrag zur Charakteristik von Radowitz und seiner politischen Stellung gibt das achte der „Neuen Gespräche", indem hier der Verfasser durch den Mund Waldheim's, seines intimsten Freundes, direct über sich selbst spricht. Es ist die Rede davon daß Radowitz seit seinem öffentlichen Auftreten nach und nach das Mistrauen und die Verdammung aller Parteien auf sich geladen habe. Vielleicht trug dieser Umstand nicht wenig dazu bei, überhaupt mit dieser literarischen Production vor dem Publicum zu erscheinen und gewisse Erklärungen abzugeben. Denn Niemand kann es gleichgültig hinnehmen, wenn Jedermann ihn verkennt. Waldheim rechtfertigt Radowitz in folgender Weise rücksichtlich seiner Stellung zu den verschiedenen Parteien, namentlich in der deutschen Angelegenheit, der er sich vorzugsweise opferte. Er sagt (II, 10):

Stellen wir also die verschiedenen Parteien meinem Freunde gegenüber und hören wir ihre Zwiegespräche. Die sogenannten specifischen Preußen sagten zu ihm: „Du gehörst zu uns, denn dein Herz ist dem Könige, deine Treue dem Dienste, Beides dem Lande unauflöslich verpfändet. Ergreifen wir also den Moment, den nicht leicht wiederkehrenden, um Preußen aus dem deutschen Wirrsale reiche Vortheile zuzuwenden." Er mußte antworten: „Es handelt sich nicht blos um Preußen, sondern um Deutschland; Preußen hat einen hohen Beruf empfangen, den Beruf zur Wiedergeburt der Nation, diesen Beruf muß es erfüllen; durch und in dieser Erfüllung wird es groß und herrlich werden, nicht durch den Zuwachs einiger Quadratmeilen und Einwohner." Die Contrerevolutionnaire sagten zu ihm: „Du gehörst zu uns, denn du hast in inniger Gemeinschaft mit uns den Kampf geführt gegen die Ursachen und Vorboten des Jahres 1848. Vereinige dich also mit uns, brich mit der Revolution, tilge ihre Spuren in der Verfassung vom 31. Januar." Er mußte antworten: „Das darf und will

ich nicht; nicht brechen, sondern zerbrechen, das ist die Aufgabe. Die Revolution als Princip ist das Unrecht, die Unvernunft; ihr gegenüber muß das Recht, die Vernunft befestigt werden, das heißt sie zerbrechen. Die Revolution als geschichtlichen Hergang aber kann Niemand ungeschehen machen; was hierdurch veranlaßt wurde, das darf Niemand willkürlich antasten, wenn es rechtsbeständig geworden ist." Die Oestreicher sagten: „Du gehörst zu uns, denn du wolltest von jeher nicht daß Oestreich von Deutschland losgerissen und mit Preußen entzweit werde. Also betritt einen Weg der uns zusagt." Darauf mußte er erwidern: „Oestreich mit Deutschland und Preußen entzweien, das wollte ich nicht, und Niemand will es als Vorsatz und Absicht. Aber ich kann eure Wege nicht gehen, denn ich bin Preuße und Deutscher und habe zuerst danach zu fragen was beiden heilsam ist, dann erst wie dieses mit einem für beide Theile ersprießlichen engen Verhältnisse zu Oestreich zu vereinigen ist." Die großdeutschen Katholiken sagten: „Du gehörst zu uns, denn du gehörst unserer heiligen Kirche an. Also laß die preußische Spitze der Union fallen und stelle dadurch das confessionnelle Gleichgewicht her." Er mußte antworten: „Ich gehöre der katholischen Kirche an mit Leib und Seele, aber nicht der großdeutschen Politik; ich darf Beides nicht vermengen und kann nicht von der Ueberzeugung lassen daß der Bundesstaat die durch Recht und Vernunft gebotene Gestalt für Deutschland ist, und daß dieser nicht anders als durch ein preußisches Primat zu gründen ist." Die Gothaner endlich sagten: „Du gehörst zu uns, denn du willst die Nation aus ihrer Zerrissenheit erlösen und zur Einheit führen. Also ergreife jedes Mittel um die Union sofort durchzuführen!" Darauf antwortete er: „Das ist mir nicht erlaubt, denn Recht und Vernunft setzen auch hierin bestimmte Schranken, nicht jedes Mittel das zum Ziele führt ist gestattet."

Nichtsdestoweniger gab es Mittel die offenbar recht und vernünftig waren. Warum ergriff Radowitz diese nicht? Waldheim erwidert, weil er nicht konnte; und er konnte nicht, weil er es nicht durfte. Wenn er aber nicht durfte, warum betrat er denn einen Weg, „der bei solchen Bedingungen und Hindernissen doch nur unter ganz besondern Fügungen zum Ziele führen konnte?" Weil, wenn wir mehr die sachliche Seite ins Auge fassen, Ehre und Pflicht nicht erlaubten, diesen Weg zu vermeiden. Wir können aber die Sache auch von der reinpersönlichen Seite ansehen und fragen: Weshalb unternahm er es? Bei der Beantwortung dieses Punktes muß Waldheim endlich doch seinem Freunde Radowitz im tiefsten Innern einen Vorwurf machen, oder mit andern Worten, Radowitz selbst klagt sich hier eines gewissen Widerspruchs an in den er gedrängt worden. Waldheim sagt nämlich:

Es ist mir der ernste Zweifel geblieben, ob er (Radowitz) sich in einer constitutionnellen Regierung zum verantwortlichen Rathgeber in solchen Zeiten herbeilassen durfte. Er konnte wol nach Guizot's Definition den König vor dem Lande vertreten, ob aber das Land vor dem König? Wenn er hier oder da Anderes erkannte und wollte als es in der theuern Seele seines Königs lag, hielt er sich auch befugt, Anderes zu thun? Hätte er sich nach eigener Ueberzeugung das Recht beigemessen, die Regierung in einen Weg hineinzuziehen, aus welchem dann kein anderer Ausweg blieb als ein solcher den sich der König in seinem Gewissen verpflichtet gehalten zurückzuweisen? Nein, das wollte er nicht, und das soll ja, so behauptet man, der constitutionnelle Minister, der Träger eines Systems wollen und können, solange er im Amte verharrt! Das ist sein Schicksal gewesen verschuldet oder unverschuldet, wie Sie es bezeichnen wollen, und er wird es gelassen hinnehmen müssen daß man ihn energielos schalt in Augenblicken der äußersten Anstrengung, phantastisch, wenn die nüchternste Abwägung und Beharrlichkeit seine Handlungen leitete.

Diese Worte sind deutlich genug und bedürfen keines ausführlichen Commentars. Man wollte im November 1850 von Seiten der höchsten Regionen keinen energischen Schritt zur Erzielung der deutschen Einheit wagen, nicht weil man den Kampf als solchen ablehnen zu müssen glaubte, sondern weil man daran festhielt, auch am Gegner vorallem das „heilige" Legitimitätsprincip zu respectiren und es nie in die Chancen eines Conflicts herabzuziehen. Furcht vor der Demokratie oder vor neuen Concessionen mochte sich mehr in den Kreisen der Bureaukratie als Motiv der Abweisung entschiedener Maßregeln geltendmachen. Man vergl. „Neue Gespräche", I, 205, 206.

Wenn wir nun an den eigentlichen Mittelpunkt unsers Themas gehen, so begegnen wir Waldheim, hinter dem wir trotz der eben citirten Differenz immerhin Radowitz erblicken müssen, zum ersten mal in dem dritten dieser „Neuen Gespräche", und zwar in Unterredung mit dem strengconstitutionnellen Büchner.

Die politischen Anschauungen Waldheim's oder Radowitz' basiren in formeller Hinsicht auf zwei Hauptmomenten: keiner Partei als solcher anzugehören und in jeder Zeitphase die Ansprüche des Werdenden, des einzelnen Falls, des Praktischen mit den Foderungen des Gewordenen, des Allgemeinen, des Rationnellen in Einklang zu bringen, wobei jedoch nicht behauptet werden soll daß ihm das Gewordene und das Rationnelle als identische Factoren erscheinen. Wir ersehen letztern Umstand besonders deutlich aus verschiedenen Bemerkungen, welche die frühere politische Entwickelung Europas, Deutschlands und Preußens speciell kritisiren und die in den „Gesprächen" von 1846 zu lesen sind. Hier erklärt er, der Charakter des 18. Jahrhunderts liege darin daß man immer abgeneigter wurde die Wahrheit zu erkennen die in den Dingen selbst liegt, und sich in demselben Maße an die bloße Richtigkeit, an die Ableitung durch Schluß und Folge band. Die Theorie huldigte der Idee des absoluten Staats welcher nach und nach seine Formen von oben herunter erschöpfte. Die bloße absolute Verstandesconsequenz zog aus den Prämissen dieses Staats zuerst die Folgerung des monarchischen Despotismus, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrschte, insofern man das Recht göttlichen Ursprungs erachtete. Als man das Recht eine menschliche Einsetzung zu nennen begann, folgerte man die Volkssouverainetät, die von da ab mit ihren Ansprüchen hervortrat. Gegen beide Formen kämpft Radowitz in gleicher Weise an, weil sich in beiden die Begriffe von Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit in einen Gegensatz verwandeln, in einen Gegensatz, worin nach seiner Meinung das ganze Räthsel der politischen Wirren unserer Zeit liege. Auf der andern Seite, scheint es ihm, geriethen die staatswirthschaftlichen Theorien mehr und mehr auf einen Abweg. Denn während man z. B. das

sogenannte Junge Deutschland wegen der Emancipation des Fleisches vor etwa 16—18 Jahren aufs ärgste verfolgte, huldigte man derselben Lehre auf einem andern Gebiete, auf dem Terrain der Nationalwohlfahrt ganz ungescheut, ohne im mindesten daran zu denken daß man so jenen Verfolgten dennoch die Hände reiche und selbst für sie arbeite. *) Wenn man behauptete daß aller Fortschritt der Bewegung des socialen Glücks auf einer Wechselbewegung gesteigerter Bedürfnisse und gesteigerter Befriedigung beruhe, so erkennt Waldheim-Radowitz in dem Gewordenen dieses Ausspruchs einen Zustand, der mehr dazu beitrage das alte Europa aus den Angeln zu heben als alle Speculationen der eigentlichen Politiker der Revolution. Der Verfasser fügt hinzu:

Was heißt diese Theorie aber anders als dem leiblichen Theile des Menschen nicht blos seine angeblich verlorenen Rechte vindiciren, sondern sogar die ganze Gesellschaft allein auf die grobsinnlichen Bedürfnisse des Leibes basiren. Das Uebersinnliche, Ewige, die Herzwurzel alles Rechts und alles Glaubens ist hierdurch ausdrücklich ausgeschlossen.

Radowitz verwirft nebenbei bemerkt diese Lehre, welche schon seit Jahren als Regulator sämmtlicher europäischer Staatsmaschinen fungirt, nicht aus Furcht vor ihren innerlichst subversiven Endtendenzen und der Unmöglichkeit sagen zu können was folgen werde, sondern eben nur weil sie, wenn auch immerhin in ihrem System consequent, von unrichtigen Prämissen ausgeht. Er verwirft ferner das Verfahren welches die Regierungen Deutschlands und Preußens nach 1815 eingeschlagen, d. h. die ganze Gestaltung der Reactionspolitik bis zum Jahre 1840. Er unterscheidet scharf zwischen den fremdartigen Elementen, wie sie aus Frankreich eingeströmt, und den Anfoderungen des deutschnationalen Freiheitssinnes. Man hätte nicht mit dem fremden, schlechten Unkraut, meint er, auch das gesunde edele Gewächs der eigenen Flur ausraufen sollen, da sich damals Jedermann sagen konnte daß über Deutschland ein neuer gewaltiger Geist gekommen. Man hätte nicht zu dem Staatswesen des 18. Jahrhunderts, zu dem bevormundenden Beamtenregimente, dem liberalen oder illiberalen Administrationsmechanismus zurückkehren, statt dessen einen Organismus entwickeln sollen, in dem alle vorhandenen positiven Elemente des Volkslebens zu ihrem Rechte und ihrer Freiheit gelangen konnten.

Radowitz bekennt sich ursprünglich, wie man dies in Deutschland hinlänglich weiß, zum christlich-germanischen, ständisch gegliederten und regierten Staat, und diese seine Theorie ist am ausführlichsten in dem zehnten Gespräch von 1846 enthalten. Nichtsdestoweniger hat er sich neuester Zeit für die Nothwendigkeit der constitutionnellen Verfassung in Preußen ausgesprochen. Wir deuteten diese Wendung bereits in unserm Eingange an und sie bildet den eigentlichen Grundtext des oben schon berührten Gesprächs von 1851 mit Büchner. Die Constitutionnellen haben theilweise eine zeitlang geglaubt, Radowitz habe sich in voller Wirklichkeit zu ihrer Fahne bekehrt. Auch Büchner weiß nicht woran er eigentlich mit seinem Freunde Waldheim ist und fragt ihn daher angelegentlichst, ob er die Ansichten über die dienlichste Staatsform, zu welcher er sich früher so entschieden hinneigte, jetzt aufgegeben habe oder nicht. Waldheim entgegnet:

Auf Neigung oder Abneigung kommt es bei dem Standpunkte den ich einzunehmen mich gewissenshalber gedrungen fühle nicht an. Haben Sie aber dabei im Auge, ob ich es im gegebenen Zeitmomente für dienlich und möglich erachte, die Monarchie in Deutschland auf das altständische Princip zurückzuführen, so antworte ich darauf mit dem einfachsten und aufrichtigsten Nein.

Eine solche Antwort indeß entledigt noch nicht den ganzen Inhalt der Frage, da es Büchner gerade am meisten darum zu thun ist und uns mit ihm zu wissen, was auf dem Gebiete der innern politischen Frage Waldheim's eigene Ueberzeugung sei. Waldheim's Entgegnung lautet:

Die altständische Monarchie, wie sie auch in dem Herzen und in der tiefsten Ueberzeugung Einzelner und wahrhaftig nicht der Geringsten ihre Stätte bewahre, ist verloren. Der letzte Augenblick war der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV.; mit sofortiger großartiger Herstellung der ständischen Rechte in den Einzelstaaten und gleichzeitiger Neugeburt eines Gesammtdeutschlands wäre ein Boden zu gewinnen gewesen. Was beiweitem die Mehrzahl der Deutschen in dem bevormundenden Beamtenregimente entbehrte, was sie in der traurigen Vernachlässigung der nationalen Interessen hoffte, das konnte und mußte mit vollen Händen gegeben werden. Jetzt ist es zu spät; der Boden ist verloren. Ohne einen gänzlichen Umschwung nicht blos der deutschen, sondern der europäischen Menschheit tritt jene edele Regierungsform nicht wieder ins Leben. Ja, lieber Büchner, sie war eine edele! Sie beruhte einerseits auf den eigenen Rechten, andererseits auf der christlichen Weihe der Krone. Beides ist in dem Bewußtsein der Massen erloschen und zwar nicht vorübergehend. Darauf jetzt eine Regierung zu gründen wäre eine verspätete und eine verfrühete Idee zu gleicher Zeit.

Hieraus geht zweierlei hervor: daß Radowitz nämlich nicht aufgehört hat für die ständische Regierungsform das lebendigste Interesse zu hegen, und daß er ihre Realisirung immerhin noch, wenn auch allerdings in einer fernen Zukunft, für möglich, vielleicht auch für wahrscheinlich hält. Dagegen spricht er zweierlei Formen jede Aussicht auf Dauer bei den kommenden Geschlechtern in Deutschland ab, dem Absolutismus und der Demokratie, beiden, ob offen oder verhüllt, weil er sie als dem Geiste der Nation widerstrebend erachtet, wie dies im Verlauf des Gesprächs angedeutet wird.

Wir lesen außer diesem dritten Gespräche auch noch ein anderes, das elfte und letzte im zweiten Bande, zwischen Waldheim und Galsdorff, worin abermals von der Anerkennung des Constitutionnalismus als eines fait accompli die Rede ist. Galsdorff, der Kreuzritter, sieht natürlich das Entscheidende einzig und allein in der Gewalt und will vorallem eine starke Regierung. In letzterm Punkte pflichtet ihm Waldheim vollkommen bei, da die bloße Form der Regierung in abstracto, sei es die der constitutionnellen oder die der altständischen Monarchie oder des unbeschränktesten Despotismus, keine Bürgschaft für Recht und Ordnung, für Schutz nach außen

*) Vergl. „Gespräche" von 1846, S. 218 u. 219.

und Sicherheit nach innen gebe. Aber was gibt die Stärke? Nicht die physische Gewalt welche Galsdorff im Sinne hat, obgleich auch sie der Autorität für Ausnahmefälle beiwohnen muß, sondern Vertrauen, Achtung und Liebe. Waldheim sagt:

Der normale Zustand muß der der innerlichen und daher freiwilligen Zustimmung zu den Handlungen der Regierung sein, auch derjenigen Handlungen die ganz innerhalb der Grenzen ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse fallen.

Dieser Satz liegt den Anschauungen Waldheim's über die Ertheilung einer Constitution zugrunde. Die allgemeine Stimme foderte sie; nur auf ihrer Basis war die fernere innerliche und freiwillige Zustimmung zu den Handlungen der Regierung möglich, und ein ferneres Hinausschieben des Verfassungswerks konnte nicht „ohne hohe Gefahr" für alle Theile eintreten. Auch war man andererseits nicht berechtigt die ein mal gemachten Zusagen willkürlich wieder aufzuheben. Waldheim fügt hinzu:

Ich spreche dir meine aus ernster Prüfung der Vergangenheit und Gegenwart erwachsene Ueberzeugung aus: für Preußen wie es vor uns steht ist die constitutionnelle Regierungsform eine **Nothwendigkeit** geworden. Dies Wort trägt seine Macht in sich selbst, keine menschliche Willkür hat sie gegeben, keine kann sie nehmen ... Ich maße mir nicht an zu beurtheilen was andern Staaten zweckmäßig ist, und ich weiß noch weniger welche Foderungen die Weltgeschichte stellen wird, wenn dieses Jahrhundert abläuft; aber für Preußen und für dessen jetzige Lebensbedingungen wiederhole ich was ich gesagt.

Wenn Waldheim solcherweise die Constitution für eine geschichtliche Nothwendigkeit erklärt, so verwirft er hiermit zugleich die Zumuthung, sie sobald als möglich wieder als etwas Feindliches abzuschaffen. Denn einerseits findet er daß Vieles in ihr nur die schon vorhandenen rechtlichen Thatsachen durch das geschriebene Wort constatirte, wie dies auch in einer gewissen Entwickelungsstufe naturgemäß und deshalb unabwendlich sei; andererseits erkennt er als entschiedenen Gewinn in ihr „eine feste Ordnung, eine gegebene Grundlage", auf der Weiteres aufgerichtet werden könne, einen „gemeinsamen Weg", den man aufrichtig betreten müsse, „um eben hierdurch das Mangelhafte auszuscheiden und durch Vollkommeneres zu ersetzen". Letzteres aber dürfe nur im richtigen Zeitpunkte geschehen und vorallem stets in strengrechtlicher Weise (vergl. I, 86, 87). Denn „selbst die mangelhafte Verfassung", setzt er hinzu, „ist ein geringeres Uebel als der Schaden an Treue und Glauben, der heimliche oder offenkundige Bruch mit dem bestehenden Rechte". Dieser Ausspruch erinnert an eine Stelle im zweiten der „Neuen Gespräche" (I, 40), wo Themar der Zustimmung Waldheim's gewiß zu sein glaubte, wenn er sagt daß, wiewol er nicht die Revolution vertheidige, er dennoch die durch Revolutionen hervorgerufene englische parlamentarische Monarchie, ja die demokratische Republik von Uri für ebenso rechtsbeständige Staatsverträge halte wie das russische Kaiserthum. In gleicher Weise zeigt sich die jetzige Constitution als bestehendes Recht, als Resultat der geschichtlichen Entwickelung, insbesondere „der kurz vorhergegangenen Begebenheiten". (Vergl. I, 80 und oben bei dem Citat aus II, 10.)

Wenn Waldheim ursprünglich die Repräsentativverfassung verwarf, so ging er dabei von dem Gedanken der Freiheit aus. Das ständische Wesen erschien ihm als eine Vertretung der Rechte, das Repräsentativsystem dagegen als eine Vertretung der Meinungen, die der Freiheit Abbruch thue. Denn da wo die theuersten Besitzthümer, der gesammte, positive Rechtsstand des Einzelnen den Beschlüssen der eben in einer Deputirtenkammer herrschenden politischen oder kirchlichen Partei preisgegeben sei, da bestehe keine Freiheit. So ungefähr äußerte sich Waldheim in dem neunten Gespräch von 1846.

In den „Neuen Gesprächen" hat er sich wenigstens mit der parlamentarischen Gesetzgebung versöhnt, wenn auch nicht, wie Galsdorff (I, 45) vermuthet, mit der parlamentarischen Regierung. Er gesteht selbst (I, 71) daß er über das Princip der constitutionnellen Monarchie im Allgemeinen und über dessen naturgemäße Anwendung auf die deutschen Staaten in erheblichen Dingen von der gothaer Anschauung Büchner's abweiche. Sein oberster Grundsatz für diese Abweichung findet sich am deutlichsten und positivsten ausgedrückt in einem spätern, dem fünften Gespräche mit Themar. Hier sagt er:

Je mehr man die Gewalten im Staate gegeneinander abzuwägen bemüht ist, je mehr wird in jeder Monarchie die eigentliche Regierung vereinigt bleiben müssen, vereinigt und von der Legislative so geschieden daß der Regent ein Factor der Gesetzgebung, aber nicht umgekehrt die Kammern ein directer Theilhaber an der Regierung sind.

Die **gegenwärtige** constitutionnelle Charte ist für Waldheim nur eine Art von Interregnum. Am Ende des zweiten Theils sagt er zu Galsdorff (II, 193):

Ich meinestheils bin davon durchdrungen daß Das was wir jetzt als das blos mechanische Gleichgewicht der Gewalten, als die Herrschaft der absoluten Stimmzahl fodern und einrichten sehen, nur der Durchgangspunkt ist zu einer dauernden Phase des Staatslebens der europäischen Menschheit. Seine Wahrheit liegt in dem Streben nach einer Gestaltung der Monarchie, bei welcher im Gegensatz zu der frühern Cabinetsregierung der Regent mit seinem Volke in einen durchgängigen organischen Zusammenhang tritt und in dieser untrennbaren Vereinigung ein wirklich nationales Gemeinwesen darstellt. Nach diesem Ziele ringen mehr oder minder bewußt die bessern Kräfte der Zeit.

Wie aber ist diese Anschauung mit einer Stelle im dritten Gespräche des ersten Theils (S. 84) zu vereinen? Hier sagt Büchner: „Verstehe ich Sie recht, so ist die constitutionnelle Monarchie für Sie nicht eine Verneinung des ständischen Systems, sondern seine Fortbildung", worauf Waldheim erwidert: „Eine Fortbildung oder vielmehr dessen Reife und natürliche Vollendung in Deutschland, ich sage in Deutschland, denn ich kann keinerlei Schema gelten lassen, auch nicht das englische..." Wir müssen diesen scheinbaren Widerspruch durch das kurz Vorhergehende zur Lösung bringen. Die allgemeinen Principien der constitutionnellen Form bestimmen daß der Monarch beschränkt sein solle durch die Rechte Derer welche er regiert, und zwar nach Maßgabe eines dieses gegenseitige Verhältniß regelnden Gesetzes; ferner daß Gesetze nicht ohne freie Zustimmung der Landesvertreter erlassen, und endlich daß Steuern nicht ohne ihre Zu-

stimmung erhoben werden können. Aus diesen Vordersätzen zieht Waldheim die wenn auch nicht „allgemein anerkannten", so doch ihm allein richtig scheinenden Folgerungen, daß die rechtliche Theilnahme der Landesvertreter an der Gewalt eine hierdurch bestimmte und begrenzte sei, wie weit sich auch außerhalb dieser Grenzen ihre moralische Einwirkung erstrecken „dürfe und müsse"; daß der Regent nicht der ausführende Beamte der Stände, sondern eine selbständige Macht für sich sei, und daß erst in der Uebereinstimmung und Gemeinschaft beider die Nation vertreten und deren Regierung geordnet sei. „Verstehen" wir nun den Verfasser „recht", so deutet er hier durch seine Consequenzen eine Form an, in welcher sich constitutionnelle Monarchie und ständisches System die Hände reichen, unter der stillen Voraussetzung natürlich daß sie über die Art und Weise der Landesvertretung und über Das was als deren wirkliches rationnelles und positives Recht anzusehen zuvor zur Vereinbarung gelangen. Eine solche Form könnte allerdings unter gewissen Bedingungen eine Fortbildung oder Vollendung des ständischen Systems sein; ob ihr die strengen Theoretiker aber noch den Namen einer „constitutionnellen" belassen werden, das ist eine andere Frage. Büchner läßt diesen Punkt vorübergehen ohne ihn einer nähern Erörterung zu unterwerfen. Er weiß daß er von Waldheim in den Attributionen der Krone, in der Vertheilung der Gewalt zwischen ihr und den Kammern abweicht, gibt sich aber schon damit zufrieden daß er mit ihm rücksichtlich der wahrhaften Persönlichkeit des Königs übereinstimmt, indem auch er einen realen, d. h. immerhin noch für sich mächtigen König will und keinen Regenten im Sinn des Kant'schen „Dinges an sich".

Das fünfte Gespräch führt uns Waldheim zum zweiten mal vor. Sein Gegenredner ist Themar und es handelt sich im Allgemeinen um das Verhältniß der katholischen Kirche und Süddeutschlands zu dem projectirten Bundesstaat in Deutschland. Waldheim-Radowitz gehört bekanntlich der katholischen Kirche an; und wenn wir auch kein definitives Urtheil über die specifische Färbung seines Glaubens in seinem Innern (denn auch der Katholicismus bietet trotz seiner Einheitlichkeit in Bezug auf Verstand und Gefühl mannichfache Stufen) zu fällen wagen dürfen, so wissen wir doch ganz genau welche Stellung der Genannte als Katholik zu den übrigen Confessionen im Allgemeinen einnimmt und wie er das Verhältniß der Kirche zum Staate auffaßt. Ueber die erstere dieser Aeußerlichkeiten geben uns die Gespräche von 1846 Aufschluß. Hier erklärt er daß in unsern bestimmt gegebenen Verhältnissen diejenige Foderung für alle Theile (d. h. für Katholiken, Protestanten, für die religiösen Parteien überhaupt) unbedingt nothwendig sei, die mit einem „nicht glücklich gewählten Ausdruck" als Toleranz bezeichnet wird. Um das Wort „Toleranz" von dem Beigeschmack des Indifferentismus zu reinigen, definirt er es näher. „Religiöse Duldsamkeit", sagt er, „wird erst dann zur Tugend, wenn sie eben eine religiöse ist, d. h. wenn sie von eigenem festem Glauben ausgeht." Uebersetzen wir diese Ansicht in den praktischen Standpunkt und fragen wir was sich die verschiedenen religiösen („ja auch die verschiedenen politischen") Parteien gegenseitig leisten sollen, so lautet Waldheim's Antwort: Gerechtigkeit und Liebe, d. h. sie sollen gegeneinander unterlassen was die Gerechtigkeit verbietet, und einander gewähren was die Liebe verlangt. Zugleich soll die Wahrheit niemals als bloße Partei verfochten werden, weil jeder Parteizwist den Charakter der Persönlichkeit annimmt und für die Ausbreitung der Wahrheit völlig unfruchtbar wird. Die Entscheidung darüber ob die „richtigen politischen Grundbegriffe" auch in den christlichen Wahrheiten welche der Protestantismus übernommen ihre Wurzeln haben, und ob der Protestantismus die Rechte der Throne ebenso sicherstelle wie der Katholicismus und die Decrete des Tridentinischen Concils, basirt bei Waldheim auf der Untersuchung, ob die Foderungen der Gerechtigkeit und Freiheit, die „einzigen Grundlagen aller wahren Politik", mit dem Inhalte der protestantischen Glaubenslehren wahrhaft eng verbunden seien. Da er diese enge Verbindung in der That vorfindet, so erklärt er:

Ja, es ist möglich und daher auch nothwendig daß die Katholiken und die Gläubigen unter den Protestanten zusammengehen usque ad aram!

Und er fügt noch hinzu:

Diese Erkenntniß wird sich Bahn brechen trotz aller Misgriffe und Misverständnisse; sie hat Nichts gemein mit religiösem Indifferentismus; sie verschmelzt nicht was getrennt bleiben muß, aber sie zerreißt auch nicht was vereinigt bleiben darf.

Nichtsdestoweniger aber, und dieser Punkt leitet uns auf die andere der oben angedeuteten Aeußerlichkeiten, tritt für seine Anschauung ein Moment ein welches auch in Bezug auf den Staat eine entschiedene Differenz der Confessionen zur Erscheinung bringt. Es heißt bei ihm:

Ich verkenne übrigens nicht daß es ein Grenzgebiet gibt, auf welchem der Gegensatz der Confessionen sich sofort geltend macht: die Stellung der Kirche zum Staat. Dies ist aber auch eben kein reinpolitisches, und selbst hier wäre viel Verständigung möglich, sobald beide Theile nur erst recht davon durchdrungen sind daß die höchste Freiheit ebenso der Kirche wie dem Staate zum Segen gereiche.

Mit diesem Ausspruch berühren wir eine wichtige Seite der Thätigkeit welche Radowitz in Frankfurt entwickelte. Seine Rede für die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat lesen wir in den stenographischen Berichten über die 65. Sitzung am 24. August 1848. Im dritten Artikel des Verfassungsentwurfs war die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, die Trennung beider Gewalten bekanntlich als allgemeines Princip nicht ausgesprochen worden. Der Commissionsbericht trug Bedenken die confessionnellen Fragen so allgemein mit der politischen in Verbindung zu bringen; es sei schon ein mal die Wiederherstellung Deutschlands dadurch verhindert worden. Auch, heißt es, machte sich die Ansicht geltend daß wenn die Kirche vom Staate ganz unabhängig sein solle, es nothwendig werden könne diesen letztern gegen Uebergriffe durch besondere Maßregeln zu sichern. End-

lich zog man in Betracht daß die evangelische Kirche in ihrer jetzigen Verfassung so mit dem Staate verwachsen sei daß eine plötzliche Trennung schwierig werde. Man schlug daher nur eine Reihe von Folgerungen aus dem Principe der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate vor, ohne dieses Princip selbst definitiv an die Spitze zu stellen. Radowitz ergriff das Wort gegen die vorgebrachten Bedenken, welchen er noch ein nicht ausgesprochenes hinzufügte, nämlich die muthmaßliche Besorgniß des Commissionsausschusses daß den protestantischen Genossenschaften aus einer unabhängigen katholischen Kirche Nachtheile erwachsen könnten. Nachdem er diese Bedenken einzeln widerlegt, geht er zu dem eigentlichen Kern seiner Rede über, zu der Vertheidigung der Behauptung daß die Unabhängigkeit der Kirche eine Nothwendigkeit geworden. Aus der Durchdringung der beiden Gebiete der Kirche und des Staats erwuchs, wie er entwickelt, der Begriff des christlichen Staats. Es gestalteten sich im Verlauf der Verhältnisse und der Geschichte gegenseitige Uebergriffe. Durch die Reformation gerieth die protestantische Kirche gegen ihren ursprünglichen Willen in die Abhängigkeit des Staats. Aber auch auf die katholischen Staaten Deutschlands hat sich das neue Staatskirchenrecht erstreckt, auch dort hat sich das „Territorialprincip" mehr oder minder geltendgemacht. Die Kirchengesellschaften hatten nur noch zwei Bürgschaften für sich übrig. „Die eine lag", sagt er, „in dem damaligen Staatsprincip, welches neben der centralen Staatsgewalt eine Mannichfaltigkeit von sonderthümlichen Rechtsverhältnissen bestehen ließ und wirksam schützte. Die andere in dem christlichen Charakter der Regierungen, den sie als Grundlage der Staatsgesetzgebung bekannten." Jene Bürgschaften aber sind nach und nach formell untergegangen, der Staat ist absolut geworden, er hat die Schranken des gewordenen Rechts und der hierin wurzelnden Sonderrechte gebrochen, er hat sich als alleinigen Quell alles Dessen hingestellt was innerhalb seiner Grenzen als Recht gelten solle, und hat gleichzeitig auch den christlichen Charakter abgelegt, indem er die Gleichberechtigung aller Religionen in religiösen Ansichten zum obersten Satze seiner Verfassung erhoben. Hieraus folgert der Redner das Resultat daß das bisherige Verhältniß zwischen Kirche und Staat vollständig gelöst, seine Fortsetzung unter anderer Form unmöglich und eine neue Schöpfung unerlaßlich sei. Eine solche Neuschöpfung sei nur dadurch zu erzielen daß man die Religionsgesellschaften, bestehende wie neue, vom Staate unabhängig erkläre und ihnen überlasse, wie andern Vereinen, ihre eigenen Angelegenheiten, d. h. ihre Gesetzgebung, Leitung und Disciplin zu ordnen. Dies fodere die allgemeine Gerechtigkeit.*) Die spätern Abstimmungen der Nationalversammlung ergaben den Paragraphen: „Jede Religionsgesellschaft (Kirche) ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber (wie jede andere Gesellschaft im Staate) den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen." Als am 26. September mit 316 gegen 64 Stimmen das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen — und dieser Punkt knüpft sich in unserer Darstellung hier am gelegensten an — der Beaufsichtigung der Geistlichkeit (als solcher) enthoben wurde, war Radowitz von Frankfurt abwesend. Es ist leicht zu sagen wie sich der Genannte zu dieser Frage gestellt haben würde. Schon die spätere, am 15. December bei der zweiten Lesung und Abstimmung der Verfassung von ihm gegebene Entscheidung, welche den Antrag: „Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen und an solchen Unterricht zu ertheilen, steht jedem Deutschen frei, wenn er seine Befähigung der betreffenden Staatsbehörde nachgewiesen hat", ablehnte, enthält einen indirecten Fingerzeig. Radowitz ging in kirchlichen Angelegenheiten mit der katholischen Partei und diese bildete den Kern jener 64 Stimmen. Näheres über seine Anschauung des Verhältnisses zwischen Schule und Kirche liefern die „Neuen Gespräche" (viertes Gespräch, I, 116 fg.); denn wir dürfen wol annehmen daß Waldheim, welcher sich (II, 182) einen Katholiken nennt, der seiner Kirche mit Leib und Seele angehöre, in diesem Punkte mit seinem katholischen Schwager, dem Rector Themar, der hier das Wort führt (und zwar gegen Büchner), thatsächlich übereinstimmt. Motivirte doch Themar (I, 95 fg.) sein Verlangen nach Kirchenfreiheit theilweise ganz mit denselben Worten, Wendungen und Ausdrücken, deren sich Radowitz um des gleichen Interesses willen in der Paulskirche bediente. Büchner stellt den Satz auf daß die Lösung des bisherigen Verhältnisses der Kirche zum Staat auch die Unabhängigkeit der Schule zur Folge haben müsse. Themar weist diese Foderung ab, zunächst darum, weil die Kirche ein historisches Recht auf die Schule besitze, d. h. weil letztere überall und zu allen Zeiten aus jener hervorgegangen. Er verlangt aber auch auf der andern Seite nicht daß der gesammte Unterricht überall wieder an die Kirche zurückkehre. „Jeder Stamm" (in Deutschland), sagt er, „bewahre seine Eigenthümlichkeit auch in der Einrichtung seines Erziehungswesens, sobald nur überall die einige unwandelbare Grundlage jedes Unterrichts, die richtige Stellung der Kirche zu der Jugenderziehung, gewahrt wird...", wenn auch nicht für das höhere Schulwesen, was ihm unausführbar erscheint, so doch wenigstens für das niedere, wo nicht sowol das Element des Unterrichts als das der Erziehung vorwalten solle. „Deshalb verlange ich daß der Kirche ihr Recht an die Volksschule gewahrt bleibe, und daß die Volksschule, um nicht Halbheit in die Kinder, Mistrauen in die Aeltern zu säen, eine confessionnelle sein müsse." Die Kirche hat für eine starke religiöse Grundlage zu sorgen. Alles in Allem genommen läuft Themar's Ansicht darauf hinaus daß die Schule dem Staate, der Kirche und der Familie zugewandt bleiben, und daß eine gemeinsame Leitung durch die geistliche und weltliche Behörde stattfinden müsse, so viele Schwierigkeiten dies auch

*) Vergl. „Gespräche" von 1846, S. 344 fg.; „Neue Gespräche", I, 85, wo einige wörtliche Uebereinstimmungen mit obiger Rede.

86 *

bieten möge. Dabei beachte man vorallem die gegebenen Umstände, da Gleichförmigkeit nicht vonnöthen sei.

Wo die Kirche noch ihre Beziehung zur Schule gerettet hat, oder wo sie ohne unüberwindliche Bedenken herzustellen ist, da bleibe man dabei stehen. Wo dies nicht, da möge jeder Kreis mit seinen Mitteln seine Wege gehen. Die Gemeinde als Familiencorporation stiftet Schulen, der Staat stiftet Schulen, die Kirche stiftet Schulen. Wer sie aber gestiftet hat und erhält, dessen Anstalten sind es. Freiheit für alle Theile!

Wenn wir hinsichtlich dieser Theorie Waldheim und Themar in Uebereinstimmung glauben, so sehen wir sie dagegen im fünften Gespräch, an das wir oben schon anknüpften, miteinander im Conflict. Themar ist der Meinung daß die katholische Kirche in Deutschland durch die Wege gefährdet wurde, welche Waldheim-Radowitz in Frankfurt und Erfurt betrat, und er begründet diesen Ausspruch auf den Umstand daß sich Oestreich vom Unionswerke losgesagt habe. „Ist ein Parlament, ist eine Executivgewalt denkbar, die den deutschen Katholiken Bürgschaft gewähre, wenn Oestreich nicht in beiden seinen Platz behauptet?" Waldheim dagegen erklärt: „Dafür daß durch ein deutsches Parlament und eine deutsche Centralgewalt die katholische Kirche nicht bedrückt werde, dafür leistet die Theilnahme Oestreichs an dem Bundesstaate keine Bürgschaft." Diese Bürgschaft, soweit sie überhaupt als eine äußerliche gegeben werden könne, sei nur in den gesetzlichen Institutionen zu suchen, bei deren Erlassung es keineswegs auf die Anzahl der in den gesetzgebenden Körpern sitzenden Katholiken ankomme. Denn „was der Entwickelung der Kirchenfreiheit in Deutschland", fügt er hinzu, „förderlich oder hinderlich war, darüber haben nicht die Confessionen, sondern die vorwaltenden Tendenzen sehr gemischter Natur entschieden", wie sogar das Wohlsein der katholischen Kirche in Deutschland seit der Kirchenspaltung stets von ganz andern Einflüssen bestimmt worden als von der Kopfzahl ihrer Bekenner.

Was die Union betrifft, so protestirt Themar entschieden von seinem bairischen Standpunkte aus gegen eine Einheit unter Preußens Vorgang; ihm ist Preußen überhaupt nur durch eine etwas größere Zahl von Quadratmeilen und Einwohnern von Baiern, Sachsen, Würtemberg und Hanover verschieden. Nicht mit Unrecht bekämpft Waldheim diese Meinung. Er sagt:

Das ist der offenkundige Gang der deutschen Geschichte daß, indem der seltsam wunderbare Bau des alten Reichs zusammensank, zwei Geschlechter und Staaten über die andern hinauswuchsen und zwar so daß sie Glieder der größern politischen Lebenssphäre, der europäischen, wurden. Oestreich und Preußen haben die Wurzeln ihres politischen Daseins nicht blos in Deutschland, sondern zugleich in Europa, ihre Bürgschaften liegen nicht blos im deutschen Staatsrechte, sondern im europäischen Völkerrechte. Das ist es was sie von Baiern und Andern unterscheidet, kein Unterschied der Quantität, sondern der Qualität, keine relative, sondern eine absolute Verschiedenheit.

Wenn nun Themar für die Trias ist, so tritt ihm Waldheim auch hier entgegen. Oestreich und Preußen sind wie gesagt über ihre fürstlichen Genossen hinausgewachsen, aber in Bezug auf Deutschland, auf die Nation, ist dies in umgekehrter Richtung geschehen. „Oestreich ist aus Deutschland herausgewachsen, Preußen in Deutschland hinein." Eine Trias mit einem Directorium von drei (nach Stimmenmehrheit entscheidenden) Gliedern an der Spitze würde überdies nichts Anderes thun als Preußen und Oestreich eine Art von Rheinbund „nichtswürdigen Andenkens" mit seinen Cabalen und Intriguen beigesellen. Solle die Centralgewalt in einem deutschen Bundesstaate nicht eine völlig ohnmächtige und hiermit der Bundesstaat selbst blos eine leere Vorspiegelung sein, so könne sie nur der mächtigste Regent üben, und zwar der mächtigste in Deutschland. Themar spinnt den Streit noch weiter: „Wir wollen nicht durch Preußen eine protestantische Herrschaft über Deutschland stiften", sagt er, um den particularistischen Boden aufzugeben und sich auf das kirchliche Gebiet zu stellen. Aber auch in dieser Wendung findet Waldheim einen Irrthum und zwar einen doppelten. Denn Preußen sei kein protestantisches, sondern sowol rechtlich als statistisch ein paritätisches Land; und nicht den Staat Preußen wolle die Union an die Spitze berufen, sondern den König von Preußen, was bei näherm Eindringen in den Geist der Unionsverfassung keineswegs gleichbedeutend sei. Vergebens weist Waldheim nach daß gerade Friedrich Wilhelm IV. Vieles für die katholische Kirche gethan habe, Themar will nun einmal „gewiß und wahrhaftig nicht Preuße" werden, und Waldheim bleibt zuletzt Nichts übrig als die Sache beim eigentlichen und rechten Namen zu nennen. „Der Preußenhaß ist es", sagt er, „um den es sich — nämlich an den Höfen und in den Cabineten von Baiern, Würtemberg u. s. w. — handelt, nicht die Zärtlichkeit für Oestreich, nicht die Sorge für die katholische Religion."

Die gegenwärtigen „Neuen Gespräche" haben einen gewissen Vortheil vor denen von 1846 voraus, indem sie fortwährend auf eine reiche unmittelbare Vergangenheit Bezug nehmen können. Und für den Verfasser hat dieser Bezug noch die besondere Bedeutung daß er ihm Gelegenheit gibt sich nach allen Seiten hin über die Art und Weise seines Antheils an der öffentlichen Gestaltung der Dinge zu vertheidigen. Der Zweck der Vertheidigung tritt überall in den Vordergrund. In den „Gesprächen" von 1846 war seine Darlegung mehr eine allgemeintheoretische. Daß diesen Theorien indeß eine Verwirklichung zutheilwerden sollte, läßt sich deutlich genug aus seiner Schrift „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." erkennen; ebenso basirte das preußische Patent vom 3. Februar 1847 auf einer Reihe von Sätzen welche Radowitz die seinigen nennen konnte. Die „Gespräche" von 1846 wollen den ständischen Staat und im Hinblick auf Deutschland den Neubau einer auf das nationale Element begründeten einheitlichen Verfassung, keiner abstracten Staatseinheit, sondern einer solchen welche die einzelnen geschichtlich gewordenen Theile bestehen läßt, dabei aber von ihnen für gewisse öffentliche Aeußerungen des Volkslebens eine Gemeinsamkeit der Einrichtun-

gen verlangt. Jene Gespräche kämpfen ingleichen gegen die Bureaukratie oder Vielregiererei, gegen das reinpolitische Princip des Staats, gegen die Censur. Wie hieraus zu schließen stimmte Radowitz in Frankfurt am 7. December (131. Sitzung, zweite Lesung der Grundrechte) für die Preßfreiheit, wobei wir jedoch des nähern Umstands gedenken müssen daß er sich unter Denen befand welche das Wort „suspendirt" nicht in die Fassung des betreffenden Paragraphen aufgenommen wissen wollten; woraus hervorzugehen scheint daß er eine Suspension der Preßfreiheit als unter gewissen Umständen zulässig erachtete.*) Auch von einer Consequenz seiner ständischen Anschauung konnte er gelegentlich bei einer Abstimmung in Frankfurt Anwendung machen, indem er den Antrag: „Jeder Grundeigenthümer kann seinen Grundbesitz unter Lebenden oder von Todeswegen ganz oder theilweise veräußern", mit Nein beantwortete (139. Sitzung am 19. December). Denn was in den „Gesprächen" von 1846 von den Verkaufsrechten einer neu zu creirenden Aristokratie des Besitzes (S. 420) gesagt wird läuft, wenn wir den Verfasser richtig verstanden haben, nur neben dem Majorats- und Fideicommißwesen des historischen Adels im ständischen Staate her.

Wenden wir uns zu dem sechsten der „Neuen Gespräche". Büchner macht Preußen den Vorwurf daß es allein die Schuld des Mislingens des Verfassungswerks für Deutschland trage; Waldheim übernimmt die Vertheidigung und tadelt dabei hauptsächlich daß die Nationalversammlung das Entgegenkommen Preußens, wie es sich in der Note vom 23. Januar 1849 kundgegeben, so wenig respectirt habe. Nach Büchner's Anschauung dagegen war es der 3. April welcher Deutschlands Schicksal entschied, ein großer Moment, der ein kleines Geschlecht gefunden. Was hätte geschehen sollen? Wir führen Büchner's Antwort auf diese Frage auszugsweise an, weil sie mit dem Schlußurtheil Waldheim's in charakterisirender Beziehung steht. Büchner sagt ungefähr Folgendes: Ein Held wie ich ihn verstehe, einer von Denen nämlich die kleine Reiche groß gemacht, würde am 3. April die Kaiserkrone fest auf sein Haupt gesetzt und mit lauter Stimme gesagt haben: Jetzt also bin ich euer Kaiser durch den gesetzlichen Willen der Nation und durch meine eigene Macht. Die Verfassung nehme ich vorläufig an, behalte mir aber die schlechterdings nöthigen Verbesserungen vor. Zuerst aber und vorallem ist es meine Pflicht und Aufgabe, die Anerkennung der Reichsverfassung überall ins Leben zu rufen. Ich stelle sofort das ganze Kriegsheer Preußens und der zustimmenden Staaten auf und fodere von allen deutschen Regierungen eine bestimmte Erklärung in einem kurz anberaumten Termine. Ein elektrischer Schlag hätte durch ganz Deutschland gezuckt von den Alpen bis zur Eider.... Alle Regierungen, auch „die dritte Großmacht", hätten sich mit widerwilliger Bereitwilligkeit angeschlossen; es war immer noch dienlicher, von Preußen eine günstigere Stellung bei der Verfassungsrevision zu erzielen, statt durch die eigenen Unterthanen gezwungen zu werden.... Was Oestreich betrifft, so lebten wir damals eben im April 1849. Mein Kaiser hätte diesem Cabinete, dessen Barometer damals freilich niedriger als in Dresden stand, zugerufen: Entweder — oder! Entweder ihr erkennt das Deutsche Reich an, und wir bieten euch dagegen den völkerrechtlichen, aber ewigen Bund, daher die Garantie eures Territorialbestandes, daher unsere ganze Hülfe in euern innern Todeskämpfen! Oder — wir rücken sofort in Böhmen ein.... Dasselbe mit Dänemark. Schleswig wird mit Holstein real verbunden und Glied des Deutschen Reichs. Entweder erkennt ihr Das an, oder ich setze sofort das Haus Augustenburg in die Regierung der Herzogthümer ein.... Und das Ausland, die europäischen Mächte? Sie würden das fait accompli mit vielem Misvergnügen, anzüglichen Noten, mannichfachen Verwahrungen, aber sehr friedlich hingenommen haben.... Vielleicht nicht ganz so auch Rußland, der Kaiser Nikolaus. Aber hier lag der Hemmschuh für den Restaurator der Legitimität auch nahe genug. Zugleich in Ungarn interveniren und zugleich einen Krieg gegen Deutschland, gegen das vereinigte begeisterte Deutschland unternehmen, das liegt wol ebenso weit über den Willen als über die Kräfte des nordischen Nachbars hinaus.... Und wenn etwa eine Coalition zustandegekommen wäre, dann hatten wir noch das große Wort auszusprechen: Polen! Preußen verkündete die Herstellung des königlichen Polens und gab ihm in seinem eigenen Posen sofort den festen Kern.... Das Ministerium in Frankreich oder England wollen wir erwarten, das dagegen seine Waffen mit den russischen zu vereinigen gewagt hätte. Hierdurch war die günstigste Position für den Fall eines Kampfs gar nicht fraglich.... Und es wäre ohne Kampf entschieden worden, „das bin ich überzeugt bis in das Innerste meiner Seele hinein". Dies die Thätigkeit des Helden nach außen; was war nach innen zu, in der Verfassungssache zu thun? Der Kaiser, aber erst nachdem er völlig Meister der äußern und innern Gefahren geworden, rief dann einen Reichstag zusammen und warf mit diesem die demokratischen Einschiebsel aus der frankfurter Verfassung heraus. Fand sich dafür keine Mehrheit, was unter dem moralischen Eindruck jener großen politischen Siege durchaus nicht zu befürchten stand, so löste er den Reichstag auf und „octroyirte" (!) ein conservatives Wahlgesetz mit Census und Classen. Der neue Reichstag gab sicher eine Verfassung welche die constitutionnelle Monarchie auf die festesten Grundlagen stellte.

Und was entgegnet Waldheim hierauf? Hören wir. Er sagt:

Ich habe Sie bis zum Ende Ihres Programms gelangen

*) Die endgültige Fassung des Paragraphen lautete wie bekannt: „Die Preßfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise durch vorbeugende Maßregeln, namentlich Censur, Concessionen, Sicherheitsstellungen, Staatsauflagen, Beschränkungen der Druckereien oder des Buchhandels, Postverbote oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden."

lassen. Daß ich für das Großartige des aufgerollten Bildes nicht unempfindlich bin, mögen Sie meinem historischen Sinne wol zutrauen. Ja, ich leugne auch nicht einmal die Möglichkeit der Durchführung, an dem Maßstabe des bloßen Verstandes gemessen....

Aber warum, fragen wir, ist das Alles nicht geschehen? Etwa weil es an höchster Stätte in Preußen nicht begriffen wurde? „Nein", lautet Waldheim's Antwort, „sondern weil der König sich in seinem Gewissen gebunden fand, diesen Weg nicht zu betreten." Und billigt Radowitz das Verfahren des Königs von Preußen? Fast scheint es so; denn er nennt Das was Friedrich II. that, durch das „heidnisch-römische Princip" bedingt. Mindestens vertheidigt er Friedrich Wilhelm IV. in dieser schwierigen Alternative, indem er verlangt daß man „das reinste Herz das je auf einem Throne geschlagen" mit seinem eigenen Maße messen möge.

Das achte Gespräch, abermals zwischen Waldheim und Büchner, behandelt die Unionsangelegenheit, wie sie im Verfassungsentwurf vom 28. Mai 1849 angebahnt wurde, an welchem Radowitz vorzugsweise theilhatte. Nachdem die Annahme der Kaiserkrone gescheitert war, sollte nichtsdestoweniger das neue Reich begründet werden, und zwar von Berlin aus, denn nur von hieraus konnte es nach Waldheim's Meinung geschehen. Der erste Grundsatz von welchem die preußische Politik dabei ausging lautete: Nichts darf geschehen was Preußen als solches gefährdet. Kann wol aber etwas für Deutschland heilsam sein was Preußen gefährdet? Waldheim verneint dies und fügt hinzu:

Was für Deutschland heilsam, ist nie schädlich für Preußen. Das ist eben der Sinn der geschichtlichen Entwickelung der preußischen Monarchie daß ein solcher Conflict der Interessen nicht mehr denkbar ist, und ihr tiefer Unterschied von Oestreich. Nur diese Ueberzeugung hat die Blicke aller deutschen Patrioten auf Preußen hingelenkt und wird es stets aufs neue. Preußen kann nicht ohne Deutschland seine politische Aufgabe vollbringen und Oestreich nicht mit Deutschland.

Nichtsdestoweniger ist aus dieser hohen Mission in den Händen der preußischen Regierung Nichts geworden. Waldheim entwickelt die Gründe hierfür und beginnt seine Auseinandersetzung mit der Idee des Unionswerks. Das Programm hieß: sämmtliche reindeutsche Staaten in einen Bundesstaat mit gemeinschaftlichem Parlament und einheitlicher Centralgewalt und diesen Bundesstaat wieder in einen unlöslichen völkerrechtlichen Bund mit der östreichischen Gesammtmonarchie zu einigen.

Für das Verhältniß der einzelnen Staaten im Deutschen Reiche sollte es als oberster Grundsatz gelten daß die Selbständigkeit jedem in allen Dingen verbliebe, die der Einzelstaat genügend zu leisten vermag, daß aber die bisherigen Sonderrechte überall da auf die Gesammtheit, also auf die Centralgewalt und Parlament übergingen, wo der Einzelstaat eben als einzelner nicht der höhern Aufgabe zu entsprechen vermag.

Das Programm vom 28. Mai konnte aber nach Waldheim's Meinung auf geradem kurzem Wege nur dann zum Ziele führen, wenn Oestreich einwilligte und sämmtliche deutsche Staaten sich dem preußischen Aufrufe anschlossen. Dagegen aber wurde „Rückkehr zum Particularismus von 1815" die Losung aller Gegner, wiewol aus sehr verschiedenen Motiven. Eine schleunige Einberufung des Reichstags hätte in den ersten Stadien vielleicht das Verfassungswerk erzwingen können; aber man wollte dies nicht, und zwar aus ähnlichen Gründen welche den König von Preußen principiell zur Ablehnung der Kaiserkrone bestimmten. Außerdem aber gab es in Preußen selbst eine Partei, eine sehr mächtige, welche sich den Unionsbestrebungen entgegenstellte. Waldheim sagt:

Es ist ein öffentliches Geheimniß daß ein Theil der Männer die sich ein großes, ein unvergeßliches Verdienst um Preußen erworben hatten zu der Meinung gelangte, daß die Unionsverfassung durch die in ihr begründete Machtvertheilung die Interessen Preußens und durch ihre parlamentarische Gestaltung das monarchische Princip gefährde.

Es blieb also Nichts übrig als die Verfassung vom 28. Mai 1849 aufzugeben. Was war nun in dieser schon sehr verschlechterten Situation zu thun? Waldheim entgegnet:

Preußen mußte in diesem traurigen Stadium ruhen statt zu handeln, hören statt zu reden, prüfen statt anzubieten, aus seiner vorschreitenden Bewegung in eine abwartende Stellung sich zurückziehen. Die Gegner mußten dahin gebracht werden, die Linie zum Ziele für uns selbst wieder zu eröffnen. Dazu mußte die Reorganisation des weitern Bundes in erste Linie gestellt werden; hierdurch allein konnte die monströse Coalition der vielgestaltigen Gegner zerrinnen, den Fürsten und Völkern Deutschlands die Augen geöffnet und auch den auswärtigen Mächten eine andere Ansicht über den wirklichen Bestand der deutschen Frage gegeben werden. Dies war der Sinn der freien Conferenzen, dort mochten die Gegner mit ihren Plänen für die Bundesreform ans Tageslicht kommen, Preußen aber seine doppelte Pflicht wahren: die der wirklichen Sachlage entsprechende völlige Gleichstellung mit Oestreich zu sichern, und die der deutschen Sache treugebliebenen kleinern Staaten gegen jede auch noch so verkappte Herabsetzung zu schirmen. Beides sind die Ziele die schlechterdings und unter allen Umständen festzuhalten waren, alles Andere (?) ist mehr oder minder gleichgültig.

Auf diese Weise trat die Unionsverfassung, die unter keinem „Vorwande" aufgehoben werden sollte, in das Stadium des sogenannten Provisoriums. Preußen war es sich und seinen Verbündeten schuldig, keine Handlung des bisherigen, keine Gestaltung des künftigen weitern Bundes zuzugeben, bei dem es nicht gleichmäßig Hand anlegte. Auf der andern Seite hätte es sich dann bei der Reform der Bundesverfassung herausgestellt, „wo die Linie der politischen Einigung sei, bis zu welcher alle Glieder des Bundes von 1815 mitgehen konnten und wollten; dies constituirte die neue Bundesacte"; und für Diejenigen welche eben wirklich über jene Linie hinausgehen konnten und wollten, war hiermit die Union, der engere Bund im weitern, geschaffen. Wiewol bei einer solchen Gestaltung der Dinge den Gegnern jede Gelegenheit, Preußen Ehrsucht und Vergrößerungslust vorzuwerfen, abgeschnitten wurde, so ließ sich doch auch dieses überaus mäßige Ziel nicht erreichen: aber nicht die Gegner, sondern das eigene Zerfallen trug die Schuld, indem die unionsfeindliche Partei in Preußen selbst Alles aufbot, um zu bewirken daß man die bisherige Politik verlasse, die Unionsverfassung auflöse und sich auf der

hierdurch gewonnenen Basis mit Oestreich verständige. Die genannte Partei siegte und mit ihr das östreichische Interesse. Nichtsdestoweniger bleibt Waldheim der Ueberzeugung daß auch in jenem Stadium, wo die Unionsangelegenheit am meisten von außen bedroht wurde, noch durch „besonnene Festigkeit" eine andere Stellung zu gewinnen war als nach der Aufgabe derselben.

Nach diesen Erörterungen wendet sich das Gespräch mit ein paar kürzern Bemerkungen auf Hessen und Holstein. „Der Schmerz bei beiden ist gleich", sagt Waldheim, „aber nicht die Art der Einwirkung auf die allgemeine deutsche Frage." Er bedauert es auf tiefste daß die Vertheidigung des guten Rechts der Herzogthümer *) Preußen den größten Schaden zugefügt und seine ganze Stellung zu Europa verrückt habe, — allerdings durch „eigene und durch fremde Schuld". Die Frage drängte keineswegs nothwendig zu einer gewaltsamen Lösung; und wenn Preußen nicht im Stande war, sie im „reindeutschen Interesse allein" oder durch „Vermittelung zwischen Holstein und Dänemark" zu enden, so blieb noch die europäische Seite übrig, d. h. die allgemeine Berathung derselben. Und hier hätte man zweifelsohne noch eine ehrenvolle und die Zukunft rettende Erledigung erzielt, wenn Preußen nämlich „im Vollbesitz seiner eigenen moralischen und materiellen Macht" in einen europäischen Congreß eingetreten wäre. Was Hessen betrifft, so differirt Waldheim mit Büchner, dem Vertheidiger des Constitutionnalismus, durchaus nicht über die Frage, wo das Recht und das Unrecht lag. Für Preußen nahte hiebei der Moment, wo es endlich galt in einer oder der andern Richtung zu handeln. Preußen konnte zunächst an und für sich nicht dulden daß Hessen von östreichischen und bairischen Truppen besetzt wurde, und zwar, weil es die Behörde verwirft, die hierzu den Befehl gegeben, ferner weil in einem Rechtsstreite eine brutale Execution dem unparteiischen Urtheile nicht vorhergehen darf, und endlich weil eine fremde Occupation dieses Landes mit den militairischen und politischen Lebensbedingungen Preußens unverträglich ist. Büchner vermißt in dieser Argumentation natürlich den Hauptpunkt, die materielle Seite in dem Streite zwischen der hessischen Regierung und ihren Ständen selbst, und fragt daher, ob über das Verhalten der preußischen Regierung zu der hessischen Sache in irgend einem Moment ein Zweifel sein konnte. Waldheim entgegnet:

Sie wissen daß von Hause aus in dem Sinne verfahren worden ist, welchen ich bezeichnete (eine Wendung die uns in Bezug auf Büchner's Frage nicht allzu direct erscheint), trotz der Bregenzer Allianz, trotz der von Warschau herüberschallenden Klänge. Aber Sie wissen auch daß die letzte Entscheidung entgegengesetzt ausgefallen ist. Als der Augenblick da war, wo das Schwert gezogen werden mußte, als die Auffoderung dazu erging, nicht blos von den Räthen der Krone, die davon durchdrungen waren daß nie ein gerechterer, ein würdigerer, ein dienlicherer Moment eintreten könne, um den großen Entschluß zu fassen, sondern auch von den Seiten aus, wo man das Höchste zu verlieren hatte und es dennoch geringer achtete als die Ehre Preußens, da siegte, ebenwol aus ehrlicher Ueberzeugung entsprungen, die Ansicht daß um eines solchen Objects willen nicht ein solcher Preis eingesetzt werden dürfe. Die Politik Preußens wurde eine andere.

Aus den beiden Gesprächen Waldheim's mit Büchner (Nr. VI und VIII) ergeben sich besonders zwei Hauptmomente für die Charakteristik des Politikers Radowitz: seine Hinneigung zur peinlichsten Rücksichtnahme nach allen Seiten hin und sein warmes deutsch-nationales Interesse. Ganz in derselben Weise zeigte er sich in Frankfurt. Hier hält er den Standpunkt der Vereinbarung mit äußerster Consequenz fest, wie sich dies aus drei eigenen Verwahrungen ersehen läßt: bei der Einsetzung der provisorischen Centralgewalt oder Wahl des Reichsverwesers am 28. Juni 1848, bei der Abstimmung über die endgültige Annahme der Reichsverfassung am 21. März 1849 und bei der Wahl des Kaisers am 28. März 1849. Er gibt drei mal die Erklärung ab daß er zwar als Mitglied der Versammlung an der Abstimmung oder Wahl theilgenommen, aber keineswegs der Versammlung das Recht zugestehe in der ganzen Verfassungsangelegenheit einseitig und eigenmächtig zu entscheiden, sondern daß die Rechtsbeständigkeit aller Beschlüsse und Handlungen von der freien Zustimmung der deutschen Regierungen abhängig sei. *) Ueberall stellt er die schärfste Abwägung der Einzelrechte an die Spitze, ob diese rationnelle oder blos historisch gewordene sind. Wir erlauben uns keineswegs eine solche Gewissenhaftigkeit geringzuschätzen, dennoch aber können wir die Bemerkung nicht unterdrücken daß auf diesem Wege, der sich oft genug und nur zu gern bis in die äußerste Abstraction verliert, in bewegten und conflictreichen Zeiten vielleicht überhaupt gar kein politisches Handeln möglich sein dürfte. Es scheint uns hier ein Idealismus zu walten, der das Handeln selbst nicht hinlänglich nach den ihm zugrundeliegenden Factoren und Bedingungen mißt. Es hat dieser Idealismus eine gewisse Verwandtschaft mit der Seelenbewegung Hamlet's in Shakspeare, wenn er den Moment des Handelns immer und immer hinausschiebt. Nicht weil er zu schwach ist, obgleich die gewöhnliche Erklärung so lautet, verhält er sich thatlos, sondern weil er als philosophirender Denker die materielle Seite des Handelns mit ihren Consequenzen scheut, weil er seinem Mistrauen nicht traut, weil er sich erst allseitig überzeugen will, während eine solche allseitige Ueberzeugung vielleicht selbst eben nur ein Traumbild ist.

Von ganzer Seele dagegen wird man Radowitz darin beipflichten daß er sich vorallem die deutsche Einheitsfrage angelegen sein ließ. Er hatte sie in den „Gesprächen" von 1846 vielfach angeregt, er widmete ihr seine Thätigkeit in Frankfurt fast ausschließlich. Seine erste Rede, über die Marine am 8. Juni 1848, wie seine letzte, in der Reichsoberhauptsangelegenheit am 17. März 1849, bewegen sich um diesen Mittelpunkt seines Strebens; und was

*) Vergl. Verhandlungen der frankfurter Versammlung, stenographische Berichte vom 4. September 1848.

*) Vergleiche auch seine Rede am 4. September 1848 über die schleswig-holsteinische Angelegenheit in Frankfurt.

dazwischen lag, was er sonst noch in der Paulskirche besprach, hat mit Ausnahme der Kirchenfrage ebenfalls seine bestimmte Beziehung auf die deutsche Einheit: so die Rede über die provisorische Centralgewalt am 19. Juni, über die Armeeverhältnisse Deutschlands, Rußlands und Frankreichs am 7. Juli, über die Farben und Wappen der Flotte, über die Angelegenheiten in Böhmen, in Posen, in Italien u. s. w. Es ist dabei charakteristisch daß er nur in Sachen welche auf die allgemeine Politik Bezug hatten das Wort ergriff, die speciellen Verfassungsfragen dagegen nur mit seiner Abstimmung secundirte.

Im letzten oder elften der „Neuen Gespräche" muß Waldheim vielfachen und herben Tadel von Galsdorff aushalten und zwar wegen seiner Anerkennung der constitutionnellen Verfassung in Preußen und wegen seines „Deutschthums". Während Galsdorff der Ueberzeugung lebt, Preußen werde die Revolution am sichersten in enger Gemeinschaft mit Oestreich und Rußland besiegen, behauptet Waldheim den Satz: nur ein freies nationales Deutschland endet die Revolution, und nur Preußen kann ein solches aufrichten, nicht Oestreich, nicht die Polizeiinstitute eines reorganisirten Bundes. Im Verlauf gesteht Galsdorff ein daß sich ein Schutz- und Trutzbündniß der deutschen Staaten mit Preußen an der Spitze im erfoderlichen Falle allerdings von mannichfachem Nutzen erweisen könne. Aber wozu die „unselige parlamentarische Zuthat, die ganze Unionsconstitution, der Abklatsch der Paulskirche"? Weil, entgegnet Waldheim ungefähr, die Dauer eines solchen Bündnisses sich nur durch diese Zuthat ermöglichen läßt, da es sich in der deutschen Einheitsfrage nicht blos um eine Uebereinkunft zwischen deutschen Regierungen, sondern um die Gründung einer Verfassung für die deutsche Nation handelte. Ohne deutsches Parlament kein deutscher Bundesstaat, sondern nur wieder der alte Staatenbund mit dem Zubehör einer „ohnmächtigen" Executive.

Galsdorff ist ebenfalls kein besonderer Liebhaber des alten Bundestags und es kam ihm, wie er meint, schon oft der Gedanke in den Sinn, daß es für Preußen das Ehrenvollste und Sicherste wäre sich mit dem ganzen Bundestreiben gar nicht mehr zu befassen, sich ganz auf sich und die eigene Macht zurückzuziehen und das Uebrige Schwarzenberg zu überlassen, der damit „einrichten und zuschneiden" möge was er wolle, wobei es sich schon bald genug zeigen würde, wer des Andern bedürfe. So sehr Waldheim diese (nur scheinbar einfache) Combination auch als eine unmögliche erachtet, so bringt sie ihn doch auf einen verwandten, praktischern Gedanken, und er hält es ernstlicherer Erwägung werth, ob, da Geschehenes nicht ungeschehen zu machen, das preußische Cabinet nicht jetzt (die Vorrede der „Neuen Gespräche" datirt vom 28. März 1851) den Standpunkt einnehmen könne, sich nicht von den Bundesverträgen von 1815 loszusagen, wol aber von den Verhandlungen über die Reorganisation des Bundes gänzlich zurückzuziehen, Denen die ihm bei der Union und bei den Dresdener Conferenzen im Wege gestanden, die Berathung der Bundesverfassung zu überlassen und sich die spätere freie Zustimmung oder Ablehnung zu reserviren, ein Plan, zu dessen Ausführung natürlich homines novi, die durch keine Vorgänge moralisch verpflichtet seien, an die Stelle der jetzigen Lenker des Cabinets treten müßten.

Ueber Letztere urtheilt Waldheim im Folgenden also:

Ich weiß genug von diesen Männern, um darauf fest zu trauen daß sie jeder an seiner Stelle das Beste unsers Vaterlandes treu und aufrichtig suchen; ihr Wollen wird mir keinen Augenblick zweifelhaft sein. Ein Anderes ist es mit dem Vollbringen. Die jetzige Politik des Cabinets ist eine Politik der unmittelbarsten Gegenwart (in Waldheim's Munde wol nur euphonistisch für une politique des expédients?); darin lag ihr unleugbarer Vorzug vor dem frühern Wege, der durch große Gefahren und Opfer hindurchführen konnte. Um aber dahin zu gelangen, mußte sie mit den Verpflichtungen der Vergangenheit brechen und von den Geschicken der Zukunft die Augen abwenden. Das ist ihre Schwäche und der Grund weshalb eine so beschaffene Politik **nicht** die **meinige** sein kann.

Mit andern Worten besagt dies daß das gegenwärtige preußische Cabinet die Zukunft der Gegenwart zum Opfer bringe. Außerdem muß ihm Waldheim den Vorwurf machen daß es nur einen Gedanken kennt, nämlich die Demokratie, als ob in ihr die einzige Gefahr liege, als ob „Preußen keine andern Feinde" habe. Auf die Solidarität aller conservativen Interessen, welche dieses Cabinet gegen die Demokratie vor den andern Cabineten zuerst aufgestellt habe, gibt Waldheim nur sehr wenig, da sie ein erster neuer Windhauch wie im März 1848 zerstäuben könne. „Eine starke Regierung muß Autorität haben, wahre Autorität, sie muß Vertrauen erwecken, das macht sie zum wirklichen Mittelpunkt der conservativen Interessen, nicht Protokolle und Verträge. Beides aber würde sie nicht erlangen, wenn sie ihre Zusagen bräche, ihre große Stellung aufgäbe." Und alle Gesetze und Bayonnete seien nicht hinreichend, die Demokratie, die außer einer politischen Partei auch „eine wirkliche Sekte im alten Sinne des Worts" geworden, daniederzuhalten, am wenigsten dann, „wenn je in ihre Reihen Diejenigen gedrängt würden die an der deutschen Nation oder an der Ehre Preußens verzweifeln zu müssen glaubten". Vor der Hand weiß Waldheim keinen bessern Schutz gegen einen abermaligen März als die „Constitution". Nichtsdestoweniger blickt er mit „sorgenvollen Ahnungen" auf die Tage hinaus, die da kommen dürften. Denn — und dies ist das eigentliche Wort seines Urtheils über das jetzige Cabinet in Preußen — die heutige Politik ist „ideenlos" und daher „unfähig" geworden, den verderblichen, zerstörenden Ideen die heilsamen, aufbauenden gegenüberzustellen, und diese „sichere" Ueberzeugung führt ihn am Schluß wiederum auf die deutsche Einheit zurück, auf die Behauptung daß die Gefahren des jetzigen zertheilten Deutschlands erst in dem einigen Deutschland der Zukunft ihre Lösung finden werden. Wie diese Einheit herzustellen sei unter den momentanen Verhältnissen in Deutschland, oder welche Aussicht sich überhaupt dafür biete, darüber läßt sich Waldheim nicht weiter aus. Nur in Bezug auf irgendwelche Coa-

lition des Auslandes gegen Preußens deutsche Pflichterfüllung für die Einheit deutet er als rettende Hoffnung „das historische Gesetz der politischen Wechselfälle" an, eine Hoffnung welche seinen scrupulösen Observanzen nach allen Seiten hin ziemlich parallel läuft.

Fassen wir nun den politischen Katechismus des Generals Radowitz möglichst in ein paar Worten zusammen, so enthält er folgende Artikel: Das Ideal der Politik und Zukunft ist die Verwirklichung des wahren corporativen Systems, welches die „Gespräche" von 1846 näher erörtern, das wir aber in seinen Einzelheiten übergingen, weil es schon anderweitig oft genug Gegenstand publicistischer Darstellung geworden; die wahre Politik verfolgt ihr letztes Ziel als allgemeines, trägt aber dem einzelnen Falle, der momentanen Foderung Rechnung, daher die Annahme der Constitution nicht unter der reservatio mentalis ihrer baldigen Beseitigung, sondern in der Voraussetzung daß sich aus ihr selbst und durch die von ihr gegebenen Mittel eine weitere, dem Ideale zustrebende Entwickelung herausgestalten lassen werde; die Kirche ist unabhängig vom Staate; die Presse ist frei; die deutsche Einheit ist eine höchste Nothwendigkeit; sie wird erzielt durch einen doppelten Bund, einen engern zwischen den einzelnen Staaten Deutschlands ohne Oestreich unter Preußens Vorgang, und einen weitern, d. h. zwischen den vereinigten Staaten Deutschlands in ihrer Gesammtheit mit dem für sich bestehenden Oestreich; der engere Bund bedarf eines Parlaments. Was diese letztern Punkte, d. h. die Form des Bundes im Allgemeinen und der speciellern Bundesverfassung betrifft, so haben sich die Anschauungen Radowitz' zweifelsohne erst im Verlauf der Ereignisse seit 1848, namentlich in Frankfurt, positiv gestaltet, da in den „Gesprächen" von 1846 (an der bezüglichen Stelle von S. 206 an) noch von einem Staatenbunde, von einer Regenerirung der völkerrechtlichen frankfurter Conföderation und der Verwirklichung der etwaigen Einheit, die er damals überdies noch sehr äußerlich anschaute, durch diese Conföderation die Rede ist. Doch läßt sich sehr leicht die Consequenz ziehen daß ein deutsches Parlament, wie es sich Radowitz als Ideal denkt, nicht der Art sein werde, wie es sich der eigentliche Constitutionnalismus construirt.

56.

Unterhaltungsliteratur.

1. Die Geschichte vom Scharfrichter Rosenfeld und seinem Pathen. Novelle von Julius von der Traun. Wien, Gerold. 1852. 8. 10 Ngr.

Es ist dies eine der Arbeiten, die mit um den Preis concurrirt hat, den im verflossenen Jahre die Redaction des „Familienbuch des Oestreichischen Lloyd" ausschrieb. Die Preisrichter, Grillparzer, Hebbel und Hermannsthal erklärten diese Novelle mit Rücksicht auf das darin sich äußernde Darstellungstalent des ersten Preises für würdig, aber dem Stoffe nach wollten sie diese Novelle dennoch nicht krönen, sondern verliehen den ersten Preis der Novelle „Taubstumme" von Uhl, den zweiten der Erzählung „Anna Maria, oder Mich wundert's, daß ich so fröhlich bin", von C. Ritter. Mittlerweile sind nun auch die beiden Preisnovellen im „Familienbuch des Oestreichischen Lloyd" erschienen und bieten sich so bequem bei einer Besprechung der vorliegenden Novelle zum Vergleiche dar. Es kann uns jedoch nicht einfallen, die Entscheidung der Preisrichter einer nachfolgenden unfruchtbaren Kritik zu unterwerfen, denn dazu ist zunächst keine Veranlassung vorhanden, auch sind die Ansprüche der Novellen selbst so bescheiden, daß man die Thatsache der Entscheidung auf sich beruhen lassen kann. Julius von der Traun scheint durch die Entscheidung der Preisrichter übel berührt und gereizt zu sein und macht seinem Unmuthe in der Vorrede zur vorliegenden Novelle Luft. „Die arme sülldorfer Waise", sagt er, „die ausgestoßene Antje Lassen — obwol ihr unseliger Fehltritt ihr schon vor mehr als 400 Jahren das junge Leben kostete — hat noch immer nicht genug gebüßt. Der Makel, der auf ihr haftet, verschließt ihr heute noch den Eintritt in das „Familienbuch des Oestreichischen Lloyd", und die Pruderie schwächlicher Epigonen weist die gefühlvolle Erinnerung an ihr sandverwehtes Grab und an die vergessene Richtstätte ihres unglücklichen Kindes vor die Thüre."

Die Geschichte spielt in Hamburg zu Anfang des 15. Jahrhunderts, wo im J. 1402 mit Klaus Stortebecher siebzig seiner Gesellen an einem Tage auf dem Brook hingerichtet wurden und ihre Köpfe, wie die Chronik Adelungk's sagt, „zu den andern gesetzet". Aus jenen blutigen Tagen haben sich Bruchstücke einer Sage im Munde des Volks erhalten, die der Verfasser in der vorliegenden Sammlung zusammengestellt und zu einem Ganzen künstlerisch gebildet hat. Antje Lassen, die uneheliche Tochter eines Schiffers, der vor einigen Jahren vom Scharfrichter Rosenfeld auf dem Grasbrook zu Hamburg enthauptet worden war, da man ihn unter der Mannschaft eines verdächtigen Schiffs gefangen genommen hatte, war nach dem Tode ihres Vaters ein verlassenes Mädchen, das nichts besaß als eine morsche Hütte zu Sülldorf, ein hübsches Gesicht und den doppelten Abscheu der Leute vor der unehelichen Tochter eines Hingerichteten. Verachtet wie die Möve auf der Düne, im verbotenen Umgang mit jungen Seeleuten lebte sie, bis sich unter ihrem Herzen ein zweites Leben regte. Für dieses Kind, das keinen Vater hat und nur eine abgehärmte, gebeugte Mutter, sucht diese sich einen Pathen in der Person des Scharfrichters Rosenfeld, da sie sonst überall schnöde abgewiesen war. Der Scharfrichter versah die Pathenstelle, aber die Mutter starb im Wochenbette und der Scharfrichter beschloß das Kind zu sich zu nehmen. Als er diesen Entschluß freudig gefaßt hatte, da fiel im Schranke ein Richtschwert; der Scharfrichter abergläubisch deutet das Anzeichen dahin daß er mit diesem gefallenen Schwerte den Kopf seines armen verwaisten Pathen einstens abhauen würde. Er ließ deshalb durch einen treuen Diener das Kind aus Sülldorf holen, denselben sechs Stunden die Elbe hinabschiffen und vor einem beliebigen Hause das Kind hinsetzen. Der Knabe wuchs dort aufgenommen heran und brachte einstens einen großen Hummer auf den Markt, den die Ehegemahlin des Senators Paulus Bube sich nach Hause bringen ließ, aber dem Knaben dafür nichts zahlen wollte; der Junge wurde unter Schlägen zum Hause hinausgejagt, und in seinem Ingrimm ergriff er Steine und schleuderte sie in das Haus des elenden Senators daß die Scherben auf die Straße klirrten. Der Senator trat betroffen ans Fenster und wurde von einem Steinwurfe verwundet. Der Junge wurde gefangen genommen und zum Tode mit dem Schwerte verurtheilt. Dieser Ausgang beruht auf einem geschichtlichen Factum (vergl. Temen's „Hamburgische Chronik", S. 356). Der Scharfrichter Rosenfeld bekommt den Auftrag den Knaben zu enthaupten und erkennt ihn als seinen Pathen. Vor der Hinrichtung giezt er ihm den Inhalt eines Fläschchens in den Mund, worauf der Knabe ruhig vorher starb, ehe er ihm den Kopf abschlug; am andern Morgen lag auch er todt in seinem Bette.

Die Novelle „Taubstumme" von Uhl ist zwar einheitlicher gestaltet als die vorliegende, wo das Interesse zwischen der Mutter, dem Scharfrichter und dem Kinde getheilt wird, aber sie hat einen Stoff zum Gegenstand, der zwar salonmäßig und wol auch hinrei-

chend piquant ist, aber so nahe die Grenze des Zarten und Schönen berührt daß mitunter die Empfindung welche durch dieselbe bei dem Leser erzeugt wird sich als ein peinigendes Gefühl darstellt. Uhl schildert nämlich das Leben einer Taubstummen in der Ehe; dieselbe ist mistrauisch, wie dies alle Leute sind die ein Gebrechen haben, sie ist auch eifersüchtig auf die Menschen mit denen ihr Mann umgeht, sie ärgert sich und quält sich und ihren Mann wenn er dem Gesange des Dienstmädchens lauscht. Der Mann wird natürlich durch diese Quälereien immer mehr auf sich angewiesen; er hält sich Vögel, deren Gesang er belauscht. Die Frau, welche auch diesen Gegenstand beneidet, reißt die Vögelchen aus ihrem Käfig, tödtet sie und steht triumphirend dabei als ihr Mann kommt. Die Leidenschaft hat ihr aber das Herz durchwühlt: es bricht ein Blutstrom hervor und sie stirbt. Das ist im Wesentlichen der Inhalt der Novelle, ein psychologisches Problem, dessen Darstellung gelungen ist, das aber mehr das Messer des Anatomen als den blühenden Stab des Dichters durchblicken läßt.

Die Novelle von Ritter spielt in einem östreichischen Gebirgsdorfe. Der Holzknecht Matthias Grill hatte ein Bein verloren und war in das Haus eines Waldwärters gebracht, dessen Tochter Anna Maria schon bei Jahren und mit der Gicht behaftet war. Die unterhielt eine kleine Nähschule und war immer heiter. Als Matthias im Spital wiederhergestellt war, ging er zu Anna Maria's Vater, um für seine erste Pflege zu danken. Er ward in dem Hause wohl aufgenommen und sein Trost und sein heiteres Gemüth that hier bald sehr noth, da die Aeltern Anna Maria's starben und er dieselbe tröstete. Matthias war nun ebenfalls in Besitz eines Häuschens gelangt und Beide beschlossen sich zu heirathen. Zwei Knaben entsprangen diesem Bunde, deren Erziehung der Mutter jedoch allein überlassen blieb, da der Vater am Schlagflusse gestorben war. Die Novelle schildert nun die Leiden und die Sorgfalt der Mutter um ihre Kinder in recht gemüthlicher Weise. Die Knaben wuchsen zu Jünglingen; in dem Gemüthe des ältesten erwachten verschiedene Leidenschaften, dunkele Träume von einem müßigen, wonnevollen Leben schossen ihm durch den Kopf. Er knüpfte eine Liebschaft mit Genoveva; diese hielt ihn von der Arbeit ab und verleitete ihn zu Ausgaben die er nicht bestreiten konnte. Er borgte, setzte in die Lotterie, ging ins Wirthshaus um zu spielen, suchte beim Nachhausegehen einen Bauer zu plündern und ward endlich deshalb vor Gericht gestellt, aber freigesprochen. Der Inhalt dieser Novelle läßt sich so kurz zusammendrängen, obgleich er an Ausmalung der einzelnen Scenen reich ist. Die ganze Darstellung erinnert an die genreartige Auffassung des Dorflebens von Auerbach.

Wir sehen, wie bereits oben bemerkt, von einer vergleichenden Kritik dieser drei Novellen ab und haben blos den Inhalt derselben im Allgemeinen zusammengestellt, um den Leser d. Bl. in den Stand zusetzen, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Schließlich ist noch zu bemerken daß die Darstellung in diesen drei Novellen flüssig und leicht ist und man immerhin wol noch streiten könnte, welche der einen oder der andern vorzuziehen sei.

2. Die Flucht nach Lauterburg, oder Bilder aus der letzten badischen Revolution. Novelle von Marie Freifrau v. Hügel. Stuttgart, Steinkopf. 1851. 8. 24 Ngr.

Die Verfasserien hat bereits früher „Mariens Tagebuch" und „Die Stiefschwestern" veröffentlicht. Sie hat den Zweck, durch ihre Werke auf christlichen Sinn und Verbreitung christlicher Wahrheit nach Kräften hinzuwirken. Sie bekennt in der Vorrede zu dem neuen Werke daß manche erfreuliche Erfahrung, die sie in dieser Beziehung an den „Stiefschwestern" machen durfte, sie zu diesem neuen Versuche ermuntert, und sie habe die Abneigung ihrer patriotischen Gefühle gegen die Benutzung eines Stoffs der für eine Badnerin so unendlich viel Schmerzliches besitze überwinden lassen: „denn", fährt sie fort, „wenn auch dieser Stoff so auf der einen Seite die wehmüthigsten Empfindungen in meinem Herzen hervorrufen mußte, so schien er mir doch auf der andern Seite so geeignet zur Anknüpfung christlich-belehrender Betrachtung daß ich ihn in Rücksicht darauf benutzte. Der Herr aber, in dessen Namen auch diese Arbeit von mir unternommen worden ist, möge sie von seinem Segen begleitet sein lassen, auf daß meine Absicht an mancher Seele erreicht werde." Man wird gegen die gute Absicht der Verfasserin Nichts einwenden können, aber Referent ist dennoch der Ansicht daß mit solchen eingestreuten Betrachtungen oder, um mich eines Bildes aus der Küche zu bedienen, solchem ragoutartigen Zurechtmachen, worin das feste Fleisch eine lose zusammenhängende Erzählung bildet, die von einer Sauce von pietistisch-mystischen Betrachtungen umgeben ist, worauf als Fettaugen die Stoßseufzer augenverdrehender Frömmelei schwimmen, nirgend viel gesunder und kräftiger religiöser Sinn erzeugt werden könne. Ganze Blätter, ganze Capitel sind mit solchen Betrachtungen angefüllt, die Conversation und der Dialog, wo und wie er auftritt, entlehnt daher seinen Stoff, und dennoch reden die einzelnen Personen weit mehr von Selbstzerknirschung, Demuth, Sünde und Geistesnacht, als daß gerade ihr Handeln uns ebenso ein lebendiges Bild ihres innern Wesens bieten sollte. Jedes Capitel hat ein Motto aus der Bibel und führt uns oft Scenen vor, wo Verwandte und Schwestern sich zu bekehren suchen, wo junge Mädchen von Salbung triefen, daß man unter einer Gesellschaft kopfhängerischer Theologen in irgend einem Conventikel zu sein glaubt. Den Stoff oder vielmehr den Hintergrund für diese Betrachtungen bildet der badische Aufstand aus dem Jahre 1849, worin die Geschichte einer Familie verwebt ist, ohne daß die einzelnen Glieder derselben auf der einen oder der andern Seite irgend eine eingreifende Rolle spielten. Die Betrachtungen ließen sich an jeder beliebigen andern Erzählung auch anknüpfen, die Scene aber konnte ebenso willkürlich verlegt werden und der Roman würde weder an Verständniß verloren noch an besonderm Interesse gewonnen haben. „Die Flucht nach Lauterburg" ist die Flucht des Großherzogs. Wie man nach dem Titel glauben sollte, mußte diese den Centralpunkt der Erzählung bilden, allein dem ist nicht so; diese ist nicht mehr und nicht weniger als die offenburger Versammlung, der Abfall in Rastadt u. s. w. ein Ereigniß in dem badischen Drama. Man wird daraus sehen daß man den künstlerischen Maßstab an dieses Werk nicht anzulegen hat, sondern daß sich sein ganzes Interesse wesentlich nur auf die Verbreitung eines pietistisch-mystischen Lebens beschränkt. Die Schlag- und Stichwörter der Conventikel sind in hinreichender Anzahl vorhanden und auch die Hoffart im Charakter solcher Frömmler fehlt nicht, mit der sie auf Andersdenkende herabblicken, und das ist eine Beobachtung von der aus man diese Seite der Charaktere als mit dem Leben übereinstimmend, als wahr bezeichnen kann. „Stellet euch nicht dieser Welt gleich!" das ist der Hochmuthsgedanke der diese „Kinder Gottes" — im Gegensatz zu andern — erhebt, dieser Kinder, „die", wie die Verfasserin S. 58 sagt, „prüfen, was da sei der gute, der wohlgefällige und vollkommene Gotteswille, die sich bestreben, ihren Wandel diesem göttlichen Willen gemäß einzurichten und die dadurch die Erneuerung des Sinns zustandebringen".

3. Geschichten aus den Bergen von Joseph Friedrich Lentner. Magdeburg, Bänsch. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist ein rühmliches Streben deutscher Poeten, überall auf den Kern des Volkslebens in allen seinen Stufen zurückzugehen, überall die Eigenthümlichkeiten in Anschauung und Sitte, wie sie bei den verschiedenen Stämmen Deutschlands sich zeigen, zum Bewußtsein zu bringen; dieses Sichverlieren in die einsamen Thäler des Schwarzwaldes und der böhmischen Gebirge, um dort den klaren reinen Strom eines Volks- und schlichten Menschenlebens in dem krystallenen Gefäße der Kunst aufzufangen, ist ein bedeutsamer Zug der gegenwärtigen Literatur und des ganzen öffentlichen Lebens; müde gehetzt von den Parteien, ohnmächtig den großen Fragen der Zeit gegenüber liegt die Gegenwart in einem reactionnairen Taumelschlaf, ein

Schlaf der nicht zur Ruhe kommen läßt und nicht erquickt, ein Zustand der aber auch nicht mit dem frischen Wachsein und seiner kräftigen Thätigkeit zu vergleichen ist. Daraus vorzugsweise erklärt sich, wie die Dichter und mit ihnen die Leser gern in die stillen Hütten des Land- und Volkslebens flüchten. In ähnlicher Weise wie Ludwig Steub seine Geschichten aus dem bairischen Hochlande schrieb, führt uns Lentner in die Bergschluchten Tirols und schildert in einzelnen Bildern und Scenen mit Harmlosigkeit und Gemüthsruhe die dörfliche Stille jenes Menschentreibens. Man kann den Inhalt dieser einzelnen Stücke, in welche das Ganze zerfällt und die alle für sich selbständig sind, nicht erschöpfend angeben, wenn man nicht eben der ganzen, ruhigen Darstellungsweise folgen will; und das läßt sich nur ganz erreichen, wenn man die Art der Erzählung ganz beibehält. Da aber dieses für den Zweck d. Bl. zu weitläufig wäre, so müssen wir eben nur auf das Buch selbst verweisen. Außer diesen Dorfgeschichten aus Tirol, von denen einzelne nur zu rhapsodisch sind, enthält das Buch einen großen Theil von Sagen und Geschichten aus dem Lechrain, die, wenn sie in möglichster Treue dem Leben nacherzählt sind, für den Freund des Volks und den Sagensammler gewiß erwünscht sind und wiederum einen Stein hinzutragen zu dem Baue, den die spätere Zeit erst vollständig vollenden kann, wir meinen eine vollständige Sammlung deutscher Sagen aus allen Theilen unsers Volks. Einen andern Theil des Buches bilden die „Sommerfrisch-Phantasien". Der Verfasser sagt hierüber S. 163: „Allerorten gibt es Leute, die im Sommer oder Herbste aufs Land ziehen, aber nirgend wird man die Wanderlust so endemisch und organisirt antreffen wie in Tirol... Wie gesagt, ich glaube, dieses Berglaufen und die Lust, in der fernen Weite in Hemdeärmeln zu leben, ist dem Menschen angeboren." So ist denn auch der Verfasser in die „Sommerfrische" hinaus und läßt uns von seinem Stübchen am Giggelberger nach den reichen und schönen Landschaften des Inn hinabblicken. Er schildert uns nicht ohne mannichfache Seitenbetrachtung über Land- und Stadtleben, über die Geschichte des Volks und Landes das Leben in dem Gebirge und hat diese Schilderung mit mannichfachen Geschichten und Erzählungen durchwebt, wodurch auch dieser Theil der ganzen Haltung des Buches entsprechend sich anschließt. 37.

Sophie Charlotte, die erste Königin von Preußen. Von C. F. Göschel. Berlin, Decker. 1851. 8. 10 Ngr.

Seit bald 20 Jahren erscheint in Berlin gegen Weihnachten ein kleines Heft, dessen „Ertrag zur Weihnachtsbescherung für arme Kinder in der Dreifaltigkeitsgemeinde bestimmt" ist. Das neueste in dieser Reihe, welche größtentheils Gegenstände der hohenzollernschen Hausgeschichte behandelt, ist das obengenannte Schriftchen eines wohlbekannten Verfassers. Man sollte wol zunächst erwarten daß dasselbe bezwecke, Denen auch eine geistige Nahrung zu bieten welchen der materielle Ertrag des Unternehmens zugutekommt. Diese Erwartung aber ist eine sehr irrige, denn weder eine Kinder- noch überhaupt eine Volksschrift kann es sein in welcher Bruchstücke französischer Gedichte und Briefe ohne Uebersetzung mitgetheilt, in welcher Leibniz' Lehren „von der indiscernibeln Individualität, von den mikrokosmischen Monaden, von der prästabilirten Harmonie" u. s. w. ohne alle Erläuterung erwähnt werden; überhaupt wird wol Niemand der Göschel's geistreiche Schreibweise kennt einen Volks- oder Jugendschriftsteller in ihm suchen. Ein Werk geschichtlicher Forschung ist es auch nicht, da weder neue Quellen benutzt noch die alten kritisch beleuchtet sind. Auch ein geschichtliches Lesebuch ist es nicht, da fast alle Detailmalerei fehlt. Es ist also nur eine skizzenhafte Zusammenstellung längst bekannten Stoffs mit einiger tendenziös-erbaulichen und zwar etwas mystisch-zerfahrenen Färbung. Dabei ist nicht einmal ein irgend scharfes Bild von der bedeutenden Frau um die es sich handelt gegeben, wie folgende Anhäufung von negativen Redensarten beweisen mag (S. 6): „Es darf mit Zuversicht behauptet werden daß Sophie Charlotte das überschwängliche Lob welches ihr seit anderthalb Jahrhunderten laut genug geworden ist nicht verdient hat, sondern besseres; es muß aber auch hinzugefügt werden daß im Stillen manches harte Gericht über sie ergangen ist das sie nicht trifft." Daß das Ganze nicht ohne einige Seitenblicke auf die Gegenwart geschrieben ist, verrathen da wo von kirchlichen Unionsversuchen die Rede ist die Worte: „Es konnten kirchliche Friedensgedanken frageweise geweckt werden, das heißt achtsame Gedanken auf Gottes Gnade, denn — Menschen können keine Union machen." Es will uns bedünken als hätte der löbliche äußere Zweck des Heftchens auch durch angemessenere geistige Ausstattung unterstützt werden können und sollen. 60.

Die Deutschen in Böhmen. Geschildert in geographisch-statistischer, staatswirthschaftlicher, volksthümlicher und geschichtlicher Beziehung von F. A. Schmalfuß. Mit einer ethnographischen Karte des Königreichs Böhmen. Prag, Ehrlich. 1851. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Während in der nationalen Bewegung unserer Tage wir immer entschiedener drei große Weltsprachen: die englische, französische und deutsche, als Träger aller wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit hervortreten sehen, bemerken wir im Gegensatz dazu vereinzelte Bemühungen, welche wir kurz provinciale nennen wollen, um künstlich verschollene Dialekte, die bisher nur im Volksmunde lebten, zu einem literarischen Dasein zu erwecken. Die bedeutendsten dieser Bewegungen sind die czechische und die vlämische, welche auch die Aehnlichkeit haben daß etwa 200 Jahre seit ihrer naturgemäßen Blüte verflossen sind. Die Träger und Förderer beider scheinen aber fast die naheliegende Wahrheit übersehen zu haben, daß eine Sprache und Literatur nicht an und für sich Zweck ist, sondern daß die erstere das Mittel zur Verständigung, die zweite das Mittel zur Bildung ist. Beides wird nicht erreicht durch Cultivirung einer Mundart welche weder durch Größe ihres Gebiets noch durch hohen Werth ihres Schriftenthums Fremde zum Erlernen anlockt, welche durch einen Scheintod während der Jahrhunderte, welche am meisten zum Aufbau unserer heutigen Wissenschaft und Bildung geleistet, die Ausdrücke für unzählige, uns heute geläufige Begriffe verloren hat. Die künstliche Bildung von Worten für solche Begriffe wird für die Menge der Gebildeten, welche einer andern Sprache mächtig sind, immer ein zu großer Umweg sein, und so wird das Französische in Belgien, das Deutsche in Böhmen herrschend bleiben, wie bisher geschehen. In Prag zählt man z. B. in diesem Jahre unter 91 Vorlesungen nur 13 czechische. Wenn die Czechomanen sich berühmen daß hier und da ein deutsches Dorf czechisirt worden, so ist dies nicht allein vom deutschen Standpunkt, sondern im Interesse der Cultur zu beklagen, denn den Bewohnern desselben ist ein Hauptmittel der Bildung abgeschnitten. In unsern Tagen, wo die realen Fächer so sehr in den Vordergrund treten, wo die Fortschritte der Wissenschaft so reißend sind, weicht nicht nur das formale Studium der alten Sprachen mehr zurück, sondern auch von neuen Sprachen werden nur die erlernt welche diese Fortschritte zunächst mittheilen, und das sind ja eben jene drei Hauptsprachen: die englische für Großbritannien und Nordamerika, die französische für die romanischen, die deutsche für die germanischen und slawischen Länder.

Der Verfasser des vorliegenden Werks hat seine Aufgabe, zwischen Czechen und Deutschen abzuwägen, mit großer Gründlichkeit und Mäßigung gelöst. Das Buch zerfällt in folgende Abschnitte: I. Geographisch-statistisch-ethnographischer Theil;

II. Culturverhältnisse; III. Volksleben, Sitten, Gebräuche und Aberglauben; IV. Sprache; V. Ueberblick der Geschichte der Deutschen und des Deutschthums in Böhmen; VI. Verzeichniß der deutschen Wohnorte in Böhmen.

Die Abschnitte I, V und VI sind die wichtigsten für unsern Zweck. Ueber die Sprachgrenze, welche im Allgemeinen mit der von Bernhardi in seiner „Sprachkarte" (zweite Auflage, von Stricker, Kassel 1849, S. 66 fg.) angegebenen stimmt, scheint der Verfasser specielle Forschungen selbst angestellt zu haben; im Uebrigen hat er die Schriften von Sommer, Rank, Schnabel, Hofer, Schmeller, Springer, Schaffarik u. s. w. benutzt.

In der Gegend von Braunau im königgrätzer Kreise angefangen, bewohnen die Deutschen in zusammenhängenden Massen bis in die Gegend von Böhmisch-Gratzen im budweiser Kreise ein Gebiet, das sich in einem 112 Meilen langen Bogen an der nördlichen, westlichen und südlichen Grenze hinzieht und bald mehr, bald weniger tief ins Land hinein erstreckt. Am tiefsten reicht er dort ins Land, wo der elbogener, saazer und pilsener Kreis grenzen, mit einer Breite von 11—14 Meilen, am schmalsten dagegen wird der Landstrich im klattauer Kreise bei Klensch, wo seine Breite kaum eine halbe Stunde beträgt. Der ganze Landstrich mag ungefähr 300 Quadratmeilen enthalten. An der westlichen Grenze Böhmens wohnen die Deutschen in drei voneinander getrennten Bezirken, und zwar a. an der mährisch-schlesischen Grenze im königgrätzer und chrudimer Kreise, von Gieshübel an der Grenze fortlaufend bis Polizka, ein Landstrich der an 25 Meilen lang ist, 195 Wohnplätze und gegen 95,000 Einwohner zählt; b. in der deutschen Sprachinsel um Iglau, auf deren böhmischen Antheil 57 Wohnplätze mit 15,600 Einwohnern kommen; c. in dem taborer Kreise an der mährisch-östreichischen Grenze um Neubistritz, Bezirk von 69 Wohnplätzen und 35,000 Einwohnern. Im Innern des Landes sind deutsche Sprachinseln: 1. Budweis, von Ottokar II. ums Jahr 1265 gegründet, mit 16,000 Einwohnern in Stadt und Umgegend; 2. Deutsch-Nepomuk und Neudorf im prachiner Kreise mit 300 Einwohnern und einer deutschen Schule, gegründet 1793—95 durch bairische Einwanderer; 3. Schönwillkomm im klattauer Kreise mit 163 Einwohnern; 4. Kowanko, bidschower Kreis, 250 Einwohner, mit einer deutschen Schule, gegründet 1785 durch schlesische Einwanderer; 5. die auf der ehemaligen k. k. Kameralherrschaft Pardubitz (im chrudimer Kreis) 1778—80 gegründeten neun Dörfer mit 1200 Einwohnern und zwei deutschen Schulen; 6. Dorf Karlshof oder Libinsdorf, czaslauer Kreis, 1788 gegründet, 231 Einwohner und eine deutsche Schule.

Nach den verschiedenen Angaben machen die Deutschen ungefähr zwei Fünftel der Gesammtbevölkerung von Böhmen aus. Die von ihnen bewohnten Striche haben eine um 300 Seelen auf die Quadratmeile dichtere Bevölkerung als die des Landes im Ganzen ist. Nach der neuen Eintheilung Böhmens in 210 Bezirke sind 74 reindeutsche und 14 vorwiegend deutsche. Wenn in Böhmen auf 3—4 Quadratmeilen eine Stadt kommt, so geschieht dies in Deutsch-Böhmen schon auf 2—3, ja im saazer Kreis auf 1½. Von den 286 Städten Böhmens kommen auf den deutschen Theil 120, von den 120 Städten mit mehr als 2000 Einwohnern aber 50, darunter die größten des Landes nach Prag: Reichenberg, Eger und Budweis. Wir wollen nun in kurzem die Hauptangaben über den Antheil der deutschen Bevölkerung an der Production des Landes zusammenstellen. Das meiste Getreide wird in Deutsch-Böhmen, im elbogener, saazer und leitmeritzer Kreise gebaut, welche drei Kreise jährlich an 8,000,000 Metzen Getreide erzeugen, wovon zwei Millionen nach Sachsen und Baiern ausgeführt werden. Der Hopfenbau dieser drei Kreise beträgt mehr als die Hälfte des gesammten in Böhmen erzeugten Hopfens, und im saazer und leitmeritzer Kreise steht auch die Obstcultur auf bedeutend hoher Stufe. Das Spitzenklöppeln ist seit 1561 von Sachsen, die Tuchweberei seit 1579 von Schlesien und die Färbekunst seit 1605 eben daher in Böhmen eingeführt worden. Die Baumwollenspinnerei hat ihren Hauptsitz im bunzlauer, leitmeritzer, saazer und elbogener Kreise und wird größtentheils in Fabriken mit Dampfmaschinen betrieben. Von den 81 im Jahr 1843 bestehenden Fabriken der Art kamen 65 auf jene vier deutschen Kreise.

Die Leinenweberei hat ihren Hauptsitz im Gebirge; von den 900,000 jährlich erzeugten Stück Leinwand liefert der leitmeritzer und königgrätzer Kreis mehr als ein Drittel. Der Hauptsitz der Tuchmanufactur ist in der deutschen Stadt Reichenberg. Auch die weltbekannte und so sehr einträgliche Glasfabrikation befindet sich fast ausschließlich in den Händen der Deutschen. Der in Böhmen einst so blühende Bergbau besteht noch fort in den deutschen Theilen und wurde auch in den slawischen Strichen von Deutschen betrieben.

Im Gebiete des Erzgebirges gibt es 20 Bergstädte, davon 13 im elbogener Kreise. Das also sind die Leistungen der „Eindringlinge", wie sie die Czechomanen nennen, auf dem Gebiete der physischen und technischen Cultur. In Bezug auf die geistige Cultur können wir auf das Werk selbst verweisen, wo die nach dem Vorwalten der Slawen abnehmende Anzahl der schulbesuchenden Kinder (S. 56 fg.) und die Namen der in Wissenschaften und Künsten ausgezeichneten Deutsch-Böhmen (S. 219 fg.) nachgesehen werden können.

Von der „Geschichte der Deutschen und des Deutschthums in Böhmen" erlaubt uns der Raum nur eine Uebersicht der Eintheilung des Verfassers zu geben, und wir verweisen besonders auf S. 206 und 207, wo werthvolle gleichzeitige Nachrichten über die Sprachgrenze zu Ende des 16. und 17. Jahrhunderts mitgetheilt sind. I. Die Bojer; II. die Markomannen; III. die Slawen: 1. Von der Einwanderung der Czechen bis zur Verbreitung des Christenthums in Böhmen; 2. Wachsen des deutschen Einflusses bis zum Aussterben der Przmysliden, 900—1306; 3. Blüte des Deutschthums bis zum Ausbruch der slawisch-kirchlichen Bewegung, bis 1419; 4. die Hussitenzeit. Versuche das Deutschthum zu unterdrücken, bis zur Schlacht am Weißen Berge 1620; 5. die Germanisirungs- und Einwanderungsperiode bis zur Gegenwart 1848.

Mit der Bildung des vierten Zeitraums können wir uns nicht einverstanden erklären. Derselbe muß nothwendig in zwei Perioden zerfällt werden, da die czechische Reform von Huß und die deutsche Reformation Luther's unmöglich zusammengeworfen werden können. Vielmehr haben gerade die deutschen Städte des böhmisch-mährischen Gebiets dieser Bewegungen, welche gegen das Hussitenthum sich feindlich verhielten, z. B. Iglau, die Reformation Luther's allgemein angenommen. Der natürliche Scheidepunkt beider Perioden ist 1526: König Ludwig's Tod in der Schlacht bei Mohácz und Aufkommen des Hauses Habsburg in Böhmen durch Erbvertrag.

59.

Aus Wien.

Zu den Zeitungsberichten über die feierliche Jahressitzung der wiener Akademie der Wissenschaften, welche am 29. Mai im großen landständischen Saale stattfand, ist die Bemerkung hinzuzufügen, daß sie beiweitem keines so zahlreichen und glänzenden Besuchs wie im Jahre 1848 sich erfreute, denn vom diplomatischen Corps hatten blos der türkische Botschafter und der englische und würtembergische Gesandte sich eingefunden, und vom kaiserlichen Hofe ist weder einer der Herren Erzherzoge, deren etliche Ehrenmitglieder der Akademie sind, noch selbst einer oder der andere von den Hofwürdenträgern unter den Anwesenden bemerkt worden. Aus dieser Erscheinung geht eine Minderung des Antheils an den Bestrebungen dieser Gesellschaft unverkennbar hervor, obgleich das Gegentheil mehr als je zu wünschen wäre, weil vorauszusehen ist daß die Vertretung der Wissenschaftspflege allmälig und vielleicht bald sich hauptsächlich noch auf diese gelehrte Körperschaft beschränken dürfte, eine durch den wahrgenommenen auffallenden Stillstand

der Privatthätigkeit hinreichend sich begründende Ansicht. Freilich trägt diese Gesellschaft zum Theil selbst daran Schuld daß das Interesse des Publicums an ihren Manifestationen schwindet und erkaltet. Ihren öffentlichen Vorträgen mangelt nicht blos Schönheit und Lebendigkeit des Ausdrucks, sondern die erste aller Bedingungen — Deutlichkeit fehlt. Zu diesem bei den Vorträgen der historischen Classe wahrgenommenen Gebrechen gesellt sich auch noch das einer nicht selten zu großen Dehnung des Vortrags oder auch einer völlig unpassenden Stoffwahl. Ascetische Vorträge, wie jüngst einer vorkam, gehören besser in ein Mönchsrefectorium (wo wie bekannt während der Mahlzeit solche Lesungen üblich sind) als vor ein akademisches Auditorium. Die Gesellschaft könnte übrigens den trockensten, blos der Gelehrtenstube anheimgefallenen Gegenständen durch eine mündliche Besprechung derselben nach beendigtem Vortrage Geist und Leben abgewinnen und die Zuhörerschaft durch eine solche Discussion, wobei die Mitglieder wechselseitig Gelegenheit hätten zu zeigen, wie viel sie von dem vorgetragenen Gegenstand verstehen, angenehm damit beschäftigen, ja recht eigentlich ihr Interesse dadurch fesseln. In einem solchen Austausch von Ansichten, im Geben und Empfangen von Ideen, in der unverweilten Berichtigung oder Bekämpfung des Irrthums wurzelt das Leben der Wissenschaft, für die mit dem bloßen Ablesen vom Hefte wahrlich zu wenig geschieht. Wendet man gegen die berühete ungleich bessere Methode ein daß sie an keiner andern deutschen oder ausländischen Akademie besteht, so läßt sich darauf nur antworten: Das Bessere ist für Alle normgebend die es erkennen und wollen, wenn es auch nicht das gemeinbräuchlichste ist.

Weit entfernt wegen dieser Gebrechen einem Tadel oder einer Animosität Raum zu gestatten, sollte mit ihrer Aufdeckung blos die Erklärung gegeben sein, woher die Interesseerkaltung des Publicums an der Akademie der Wissenschaften rühre, und nebenbei gezeigt werden wie leicht es wäre sie zu verscheuchen und damit die mehr und mehr sich feststellende Meinung: diese Anstalt entspreche weder der bei ihrem Entstehen gehegten Erwartung noch den vom Staate für sie aufgewendeten Kosten, zu entkräften; eine schon deshalb nicht gutzuheißende Meinungsäußerung, weil dieses Institut vorderhand absolut nothwendig ist, und dann weil ja dessen Entwickelung in der Folge gedeihlicher und seiner Bestimmung entsprechender werden kann. Solange ein wahrhaft wissenschaftliches Leben in Oestreich nicht zum Durchbruche gekommen und ins Bewußtsein aller Stände und Classen gedrungen ist, werden die einen solchen Abgang einigermaßen ersetzenden und ihn zu beheben bestimmten Gelehrtenvereine nicht vermißt werden können, und nur darauf wird man sehen müssen, daß der Zweck mit ihnen nicht durch ihre eigene Schuld, nämlich durch ein fehlerhaftes, in einer rein passiven Richtung fortmachendes, ihrem eigenen Ersterben zusteuerndes Verfahren, vereitelt werde.

Wir machen auf das bevorstehende Erscheinen eines ziemlich umfangreichen Werks aufmerksam, welches uns die Abstammung der altitalienischen Völker, der Pelasger, Etrusker, Umbrer, Oenotrier, Veneter u. s. w. von den Slawen beweisen wird. Verfasser desselben ist der verstorbene slawische Alterthumsforscher Kollar. Die Akademie wies den Antrag, dieses in böhmischer Sprache geschriebene Werk auf ihre Kosten zu drucken, nach Einholung des Gutachtens etlicher böhmischen Gelehrten (die sich übrigens keineswegs unvortheilhaft darüber ausgesprochen haben sollen, die aber, wie es scheint, für die Hauptsache um die es sich handelt doch nicht einstehen wollten), zurück, doch gelang es der eifrigen Verwendung etlicher ihrer Mitglieder sie, wie es heißt, zu einer Beisteuer von nicht weniger als 1500 Gulden zu bewegen, während dem Verfasser noch Besseres, nämlich die Drucklegung seiner Handschrift auf Staatskosten glückte, die sich wol auf mehre Tausende belaufen dürften. So wenig jetzt schon über diese Arbeit sich sagen läßt, zumal sie in einer uns unverständlichen Sprache verfaßt ist, so wird doch soviel jetzt schon feststehen daß die mühevollen, tiefgelehrten Forschungen und Leistungen deutscher Fachmänner auf diesem Gebiet sich nun als platter Irrthum herausstellen und die Niebuhr, Mommsen, Müller, Aufrecht u. s. w. ganz umsonst sich abgemüht haben werden. Ohne Zweifel werden die eugubinischen Tafeln und das perusinische Denkmal als slawische Schriftdenkmale figuriren, nachdem schon der Russe Wolansky die glückliche Entdeckung von slawisch-oskischen, slawisch-gnostischen, slawisch-phönizischen Sprachresten in Italien vor Christi Geburt gemacht und sogar bewiesen hat daß der fromme Heldenerzvater Aeneas ein Slawe gewesen sei, und der im Jahre 1846 bei Crecchio gefundene Grabstein seine Hülle deckte. Wir zweifeln daß die gesammte slawische Gelehrtenwelt mit diesen Entdeckungen einverstanden ist, denn Beweise vom Gegentheil sind vom gelehrten Dobrowsky, der den mainzer Gutenberg durchaus nicht in einen Landsmann von Kuttenberg verwandelt wissen wollte, bis auf die jetzt lebenden slawischen Wissenschaftsvertreter, immer doch, wenn auch nicht hervorspringend durch Angriff des Irrthums nachweisbar.

Wenn wir in unserm jüngsten Berichte über die feierliche Sitzung der Akademie bemerkten, daß vom kaiserlichen Hofe Niemand dabei anwesend war, so geschah dies, um auf die Nothwendigkeit aufmerksamzumachen diesem Institute das größtmöglichste Ansehen und Interesse von oben herab zu verleihen, weil sich diese günstigen Erscheinungen sodann desto gewisser von unten hinauf einstellen würden. Nicht minder wünschenswerth und der innern Entwickelung dieser Anstalt gewiß nur förderlich wird eine freimüthige Besprechung der sich vorfindenden Gebrechen sein, womit die wiener Blätter selbst nacheinander zu der Zeit hervortraten als dieses Institut noch einer größern Theilnahme sich erfreute. Daß bei solchen Rücksprachen auf die Empfindlichkeit der Herren Akademiker keine Rücksicht zu nehmen ist, versteht sich von selbst. Wer es sich zum Zwecke macht der Sache zu dienen, darf vom Anstoße den das freie Wort bewirkt nicht sich beirren lassen. Dieses Princip ist gerade jetzt festzuhalten, nachdem die Presse in Oestreich, ungeachtet sie die freie sich nennt, selbst in wissenschaftlichen Angelegenheiten aufgehört hat ein freies Wort zu sprechen. Eines dieser Blätter berichtet daß in der letzten Sitzung der historischen Classe ein Mitglied derselben einen Vortrag über den **Stock** von der gemeinsten Anwendung desselben bis zum Waffengebrauche hielt, und fügt die Bemerkung hinzu, dieser Stockdiseurs habe allgemeine Heiterkeit erregt. Das begreift sich, immerhin aber ist eine für die Hallen der Gelehrsamkeit so ganz unpassende Stoffwahl bedauerlich. Der Ernst der Wissenschaft verträgt sich nicht mit dem humoristischen Element, das dessen Folie nie und nur selten ihr Anstrich sein kann, und wobei das Herausfinden des Komischen von Seiten des Publicums für eine gelehrte Anstalt noch übeler als das Hineinlegen durch sie selbst ausschlägt.

Eine andere Seite unserer literarischen Zustände verdient wol auch ein Wort der Besprechung. Bei unsern öffentlichen Bibliotheken besteht noch immer die Vorschrift keine Bücher auszuleihen. Vor den Iden des März 1848 wurde das Verbot mit großer Strenge gehandhabt. Seitdem ist man zwar bedeutend davon abgegangen, aber das Bücherausleihen hängt jetzt doch lediglich von der Gunst der Bibliothekvorstände ab und von der persönlichen Bekanntschaft oder von dem Rufe Desjenigen als Wissenschaftsbeflissener der Bücher entlehnt. Da nun in Wien, wo von jeher ein schätzbarer wissenschaftlicher Dilettantismus bestand, der Fall eben nicht selten vorkommt, daß Dieser oder Jener der sich damit befaßt lange Zeit selbst den Männern der Wissenschaft von Profession ganz unbekannt bleibt, so kann es geschehen und ist geschehen daß solchen ihr oft reiches Wissen nicht sogleich in Umlauf setzenden literarischen Schatzgräbern die Gewährung ihres Ansuchens um Bücher versagt wird. Dabei kommt in Betracht daß gerade die größte und reichste Bibliothek Wiens, die kaiserliche Hofbibliothek, ein äußerst raumbeschränktes Lesezimmer hat, in welchem, sind alle Stühle besetzt, vom knappen Zusammensitzen der Be-

sucher das Excerpiren aus Büchern sehr beschwerlich und, liegen etwa Folianten auf, bisweilen geradezu unmöglich gemacht wird. Da nun auch keine Aussicht zur Erweiterung des Leselocals gegeben ist, so spricht gerade bei der Hofbibliothek das Bedürfniß für Aufhebung des alten Verbotnormals der Bücherausleihung am lautesten. Wendet man dagegen ein daß diese vortreffliche Büchersammlung ein Eigenthum des Hofs, dadurch aber ihre Benutzung eine beschränkte ist, so läßt sich in Erinnerung bringen daß, hörte die Hofbibliothek je auf in Beziehung auf den Gebrauch auch zugleich Staatsbibliothek zu sein, eine solche neu geschaffen werden müßte, denn die neben ihr bestehende Universitätsbibliothek (eine dritte öffentliche gibt es in Wien nicht) genügt dem Bedürfnisse der Hauptstadt, von der alle wissenschaftlichen Ausstrahlungen ausgehen, offenbar nicht. Nebenbei gesagt ist die münchener Hofbibliothek auch zugleich Staatsbibliothek, mit dem Vorzug des Bücherausleihens vor der wiener, ein Vorzug den selbst der Unterzeichnete als Fremder erfuhr und mit dankbarer Anerkennung im Gedächtnisse trägt. An diese Erinnerung knüpft derselbe aber auch die Bemerkung daß er die nämliche Gefälligkeit dem Vorstande der wiener Hofbibliothek nachzurühmen verbunden ist, woraus deutlich hervorleuchtet daß er bei dieser Auseinandersetzung nicht in seinem Interesse spricht, sondern hier wie überall im allgemeinen. Was man sonst gegen das Bücherausleihen vorbringt widerlegt der im ganzen übrigen Deutschland herrschende Gebrauch, während wegen des vorgeschützten Verlusts von Büchern oder ihrer Beschädigung an die Aeußerung des verstorbenen Königs von Preußen zu erinnern sein wird, der eine ähnliche Einwendung mit den Worten zurückwies: Bücher seien zum Lesen da, besser sei es einige zu verlieren als sie blieben ungelesen in den Schränken. Reelle Abhaltungsgründe, die bestehende alte Verbotsvorschrift bei uns aufzuheben, dürften daher nicht bestehen, denn es ist nicht einzusehen daß das in Oestreich nicht möglich wäre was in allen übrigen deutschen Landen in Gebrauchsverjährung steht. **M. Koch.**

Notizen.

Die Reformation in den östreichischen Landen im 16. Jahrhundert.

Wie weit verbreitet die Lehre Luther's in Süddeutschland im 16. Jahrhundert war, kann man daraus entnehmen daß als Ferdinand II. in seiner steiermärker Hauptstadt Graz 1596 das Osterfest feierte, er fast der Einzige war der das Abendmahl nach katholischem Ritus nahm und es außer ihm in der Stadt nur noch etwa drei Katholiken gab. In ganz Oestreich waren nur noch fünf der Adelsgeschlechter, in Kärnten sieben, in der Steiermark nur noch ein einziges, das der 1629 ausgestorbenen Herberstorfe, katholisch.

Die Aufklärungsperiode Joseph's II. hat auch manche Schattenseiten. Unter ihm wurden die Kostbarkeiten der herrlichen von Rudolf II. angelegten Schatzkammer zu Prag auf unverantwortliche Weise zerstreut, die alten Münzen wurden nach dem Gewichte verkauft. Ueber die Schatzkammer wurde ein Inventar aufgenommen; darin figurirt eine Leda von Tizian als „Ein nacktes Weibsbild von einer bösen Gans gebissen". 17.

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Der christliche Hausstand. Fünf Predigten über Epheser 5, 22—33 und 6, 1—9 gehalten. 2te vervollständigte Auflage. Halle, Mühlmann. 8. 8 Ngr.

Arneth, A., Die Geschichte der reinen Mathematik in ihrer Beziehung zur Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes. Stuttgart, Franckh. Lex.-8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Assil, L., Moritz. Novelle aus der Gegenwart. Berlin, Simion. 8. 25 Ngr.

Bergmann, H. A., Die Jesuitenpest. Nebst einem Anhang enthaltend, Breve des Papstes Clemens XIV. die Unterdrückung der Jesuiten und Verordnung des Papstes Pius VII. die Wiedereinsetzung derselben betreffend. Neuer unveränderter Abdruck. Berlin, Gebauer. Gr. 8. 15 Ngr.

Sieben Gespräche über Staat und Kirche, veranlaßt durch des Hrn. v. Radowitz neue Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Arnsberg, Grote. 8. 10 Ngr.

Müllbauer, M., Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien von der Zeit Vasco da Gama's bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Eine von der theologischen Facultät der Ludwigs-Maximilian-Universität zu München gekrönte Preisschrift. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Nürnberg's Dichterhalle. Sammlung der besten, vorzüglich zur Deklamation sich eignenden Gedichte sämmtlicher bis jetzt aufgetretener Dichter in Nürnberger Mundart. Herausgegeben von F. Rang. Nürnberg. 1851. 8. 18 Ngr.

Rumohr, H. F., Der Umgang mit Menschen, d. i. Sittlichkeits- und Klugheitsregeln beim Eintritt in die Welt und in die gute Gesellschaft. Eine Schule praktischer Lebensweisheit. Mit Rücksicht auf die socialen Zustände der Gegenwart, frei nach Knigge's: „Ueber den Umgang mit Menschen" bearbeitet. Mit Titelkupfer. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 15 Ngr.

Sachse, H. E., Drei Vorträge. Mit einem Vorworte über den Unglauben an „Gott, Tugend und Unsterblichkeit." Magdeburg, Fabricius. Gr. 8. 5 Ngr.

Schindler, K., Ueber das Ende des Silber-Agio's. Ein finanzwissenschaftlicher Versuch. Wien, Greß. 8. 12 Ngr.

Schwanitz, G., Die Mythen des Plato. Ein Vortrag gehalten am 2. Febr. 1852. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 6 Ngr.

Uhlemann, M., Das quousque tandem? der Champollionischen Schule und die Inschrift von Rosette beleuchtet. Berlin, Mittler und Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Volckmar, G., Das Evangelium Marcions. Text und Kritik mit Rücksicht auf die Evangelien des Märtyrers Justin, der Clementinen und der apostolischen Väter. Eine Revision der neuern Untersuchungen nach den Quellen selbst zur Textesbestimmung und Erklärung des Lucas-Evangeliums. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wesen und Unwesen des modernen Constitutionalismus, seine Untauglichkeit für Preussen, nebst Vorschlägen zur Abänderung der Verfassung. Ein Buch für Fürsten und Volk. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 20 Ngr.

Ziegler, A., Reise in Spanien. Mit Berücksichtigung der national-ökonomischen Interessen. Zwei Bände. Leipzig, Fleischer. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Hape, C. F., Unsere Zeitrechnung ist noch falsch und wo, wie und warum sie anders behandelt werden muß. Ein Wort an Alle, die mit der Zeitrechnung zu thun haben. Schwiebus, Wagner. 8. 2½ Ngr.

Leiner, J. H., Offenes Sendschreiben an H. O. Köhler in Sachen der pia desideria. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Rademacher, R. F., Beleuchtung der allgemeinen Lebensversicherungs-Anstalt für das Königreich Hannover. Hamburg, Meißner und Schirges. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scholz, C., Actenmäßige Darstellung meiner gerichtlichen Verfolgung durch die Literarische Anstalt zu Frankfurt a. M. wegen angeblichen Nachdrucks des Struwelpeter durch Uebersetzung desselben in das Schwedische, Holländische und Englische. Meine Freisprechung in erster, und meine Verurtheilung in zweiter Instanz. Beitrag zur Lehre vom Nachdruck. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 8 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXIX.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1852

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XXVIII.)

54. **Darwin's und Hufeland's Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts.** Zweite deutsche neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von **Dr. F. A. von Ammon.** 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 28 Ngr.

Diese treffliche, durch Wahrheit, Einfachheit und gesundes Urtheil ausgezeichnete Erziehungsschrift, das gemeinsame Werk zweier hochberühmter Aerzte, eines englischen und eines deutschen, hat schon in ihrer frühern Gestalt die allgemeinste Theilnahme in Deutschland gefunden. Gegenwärtig von dem Geh. Medicinalrath Dr. von Ammon in einer zeitgemäßen Form umgearbeitet, darf sie allen Müttern und Erzieherinnen angelegentlichst empfohlen werden.

55. **Demiurgos. Ein Mysterium.** Erster Theil. 8. Geh.

56. **Fischer (C.), Der Schutzzoll und der Ackerbau.** Erste und zweite Auflage. 8. Geh. 4 Ngr.

Diese kleine aber inhaltsreiche Schrift eines praktischen Landwirths, von der schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen eine zweite unveränderte Auflage nöthig geworden, weist an einfachen Zahlen auf das überzeugendste nach, welch nachtheiligen Einfluß der Schutzzoll auf den Ackerbau ausübe, von dessen Blüte doch wiederum der gesammte Nationalwohlstand, die Blüte des Handels und der Industrie, der Kunst und der Wissenschaft bedingt sei. Sie ist deshalb der Aufmerksamkeit nicht nur des landwirthschaftlichen Publicums, sondern aller Derer, die bei Entscheidung der Zoll- und Handelsfragen Deutschlands interessirt sind, also des gesammten Volks, dringend zu empfehlen.

57. **Fortlage (C.), Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant.** 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

In unserer Zeit, in welcher zur Lösung der obschwebenden politischen und religiösen Fragen ein Verständniß der Grundsätze unserer größten Denker in weitern Kreisen ebenso dringend nothwendig wird, als die Muße zu allgemeinen und abstracten Studien im Gedränge der praktischen Anfoderungen nothwendig abnimmt, wird eine Darstellung der philosophischen Systeme willkommen sein, welche jenem Bedürfnisse mit möglichst geringen Anfoderungen an Zeit und Mühe des Studiums entgegenkommt. Diese aus langjährigen und vielseitigen Studien hervorgegangene Darstellung entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, sachlichen und faßlich durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zusammenhängen, worin sie als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens ergriffen zeigt.

58. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Dritte Folge. 4.

Die Erste und Zweite Folge dieses Werks mit 38 Stahlstichen erschienen 1851 und kostet jede derselben geheftet 5 Thlr., gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.

Die Erste Folge erschien in 20, die Zweite Folge in 18 Lieferungen zu 8 Ngr., welche auch einzeln zu beziehen sind.

In demselben Verlage erschien:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. 4. 1848. Geheftet 12 Thlr. Gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

59. **Gabelentz (H. C. von), Beiträge zur Sprachenkunde.** Erstes bis drittes Heft. 8.

Auch unter besondern Titeln:

I. Grammatik der Dajak-Sprache.
II. Grammatik der Dakota-Sprache.
III. Grammatik der Kiriri-Sprache.

Früher erschien ebendaselbst:

Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt *H. C. de Gabelentz* et *Dr. J. Loebe.* Zwei Bände. Mit drei Steindrucktafeln. 4. 1843—46. Geh. Druckpapier 16 Thlr. Velinpapier 19 Thlr.

60. **Gesänge der Serben von Siegfried Kapper.** 8. Geh.

61. **Goltz (Bogumil), Ein Jugendleben.** Biographisches Idyll aus Westpreußen. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Der noch nicht nach Verdienst geschätzte Verfasser des „**Buch der Kindheit**" (1847) und des „**Menschen-Dasein**" (1850), welches erstere Rosenkranz eine „Kundgebe für alle Zeiten" und Dieffenbach ein „unschätzbares Kleinod" genannt hat, tritt hier mit einem Werke auf, in welchem er das Landleben in einer Wahrheit und Plastik, mit so quellfrischen Empfindungen schildert, daß sich der Leser mitfortgerissen und zum Mitdichten aufgelegt fühlt. Was aber mehr wie die Poesie, die Lebensweisheit, der Humor und der überall schlagende Verstand des Buchs sagen will, das ist die lebendigste Schilderung, die herzigste Würdigung des Landvolks. Das Werk ist in dieser Hinsicht dem Besten an die Seite zu stellen, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete geleistet hat.

62. **Görgei (Arthur), Mein Leben und Wirken in Ungarn** in den Jahren 1848 und 1849. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Dieses Werk, dessen Erscheinen man seit längerer Zeit allgemein mit außerordentlicher Spannung entgegensah, gehört der Geschichte an. Ohne diese **Memoiren Görgei's** sind alle bisherigen Werke über die neueste Geschichte Ungarns nur Bruchstücke.

63. **Gräfe (H.), Allgemeine Sammlung von Aufgaben** aus der bürgerlichen, kaufmännischen, gewerblichen, technischen und politischen Rechenkunst für höhere Bürger- und Realschulen, sowie für Gewerb-, Handels-, Forst-, Berg-, Landwirthschaftsschulen und andere technische Lehranstalten. Aufgestellt, gesammelt und herausgegeben. 8. Geh. 22½ Ngr.

Es ist bereits ein zweiter unveränderter Abdruck dieser Aufgabensammlung erschienen.

64. **Gräfe (H.), Resultate und Ausrechnungen** zu der Allgemeinen Sammlung von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmännischen, gewerblichen, technischen und politischen Rechenkunst rc. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Allgemeine Pädagogik. In drei Büchern. Zwei Theile. 8. 1845. 4 Thlr.

65. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Zweite Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 11 Thlr.

Bei der außerordentlichen Theilnahme und Anerkennung, die Gutzkow's großartiges Zeitgemälde der Gegenwart in allen Theilen und Bildungskreisen Deutschlands gefunden, bedarf es gewiß nur der Hinweisung auf die noch vor Druckvollendung des Werks nöthiggewordene zweite unveränderte Auflage desselben, um auch Diejenigen zur Lectüre der „Ritter vom Geiste" zu veranlassen, die sich bisher diesen Genuß noch nicht verschafften.

66. **Gutzkow (K.), Der Königsleutenant.** Lustspiel in vier Aufzügen. 8. Geh. 25 Ngr.

Dieses Lustspiel — ein zur hundertjährigen Geburtsfeier Goethe's als Festesspende dargebrachtes höchst anziehendes und geistreiches Zeit- und Sittenbild aus Goethe's Jugend — bildet die zweite Abtheilung des siebenten Bandes der **Dramatischen Werke** von **Karl Gutzkow**. Vgl. Nr. 18.

Von dem Verfasser erschien ferner bei mir:

Vermischte Schriften. Vier Bände. 8. 1842—50. 5 Thlr. 26 Ngr.

Neue Novellen. I. — A. u. d. T.: Imagina Unruh. 12. 1849. 24 Ngr.

Durch mich ist zu beziehen:

Karl Gutzkow's Portrait. Gestochen von Wegener. 4. 6 Ngr.

67. **Hellmann (J.), Betrachtungen über das wahre Verdienst des Einzelmenschen und der Völker.** In drei Abtheilungen. 8. Geh. 1 Thlr.

68. **Hertz (H.), Ninon de Lenclos.** Schauspiel in fünf Acten. Uebertragen von **Harald Thaulow**. 8. Geh. 24 Ngr.

69. **Herr Goldschmid und sein Probirstein.** Von **D. L. H.** 8. Geh. 20 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 30. —— 24. Juli 1852.

Inhalt.

Die Literatur über den französischen Staatsstreich.

1. Histoire du 2 décembre avec documents inédits et pièces justificatives par *P. Mayer.* Paris 1852.
2. Die Decemberereignisse 1851, vollständig und authentisch dargestellt von Granier de Cassagnac. Getreu ins Deutsche übersetzt. Kassel, Hotop. 1852. 8. 7½ Ngr.
3. Louis Napoleon. Von dem Verfasser von „Unsere Politik". Berlin, Schneider u. Comp. 1852. 8. 10 Ngr.
4. Vier Wochen französischer Geschichte: 1. December 1851 bis 1. Januar 1852. Von L. A. von Rochau. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1852. 8. 20 Ngr.
5. Le bulletin français. Nr. 1—8. Brüssel 1852.
6. Le nouveau bulletin français. London 1852.
7. Souvenirs de la France Napoléonienne. Rotterdam 1852.

Der französische Staatsstreich vom 2. December vorigen Jahres und was daraus hervorgegangen hat die öffentliche Meinung des ganzen civilisirten Europa in die lebhafteste Bewegung versetzt. Als Niederschlag dieser Bewegung ist neben den rasch verhallenden Stimmen der Tagespresse auch als bleibenderes und selbständigeres Bild der Ereignisse eine schon ziemlich umfängliche Broschürenliteratur über den Staatsstreich entstanden.

Die Reihe dieser selbständigen Schriften eröffneten die officiösen Apologien des Staatsstreichs. Wie sehr auch das am 2. December zur Herrschaft gelangte System die öffentliche Meinung von sich stieß, indem es jeden freien und gesetzlichen Ausdruck derselben in der Presse oder durch die parlamentarische Tribune vernichtete, so suchte es doch selbst wiederum eine öffentliche Meinung nach seiner Façon zu schaffen, freilich nur das Zerrbild einer solchen, eine feile, bestochene, das bloße Echo der Gedanken des absoluten Herrschers. So unwiderstehlich und nicht zu verleugnen ist heutzutage schon die Macht der öffentlichen Meinung, daß selbst ein unbeschränkter Herrscher an der Spitze einer ihm ergebenen Militairmacht ihr seine, wenn auch schwerlich ganz aufrichtigen Huldigungen darbringt!

Zwei Hofpublicisten des Elysée, P. Mayer und Granier aus Cassagnac, Beide schon früher in der Tagespresse thätig für die Vorbereitung des Staatsstreichs, haben die Vertheidigung und mehr als dies, die Verherrlichung der That des 2. December übernommen. Der Ton dieser Schriften, besonders der Mayer'schen, trägt den vollendetsten Servilismus zur Schau und erinnert an die schlimmsten Zeiten des römischen Kaiserreichs, deren Wiederkehr ja schon früher der „geistreiche Freund" P. Mayer's, Romieu, in seinem „Rothen Gespenst" und seinem „Zeitalter der Cäsaren" geweissagt hat. Man betrachte nur folgende Stellen des Mayer'schen Buchs:

Da die Armuth unserer Sprache uns zwingt, jede große politische und sittliche Neugestaltung mit dem banalen Ausdruck Revolution zu bezeichnen, so wollen wir dieser Schwäche unserer öffentlichen Meinung uns fügen und die That des 2. December mit demselben Namen nennen, womit einst die Ankunft Christi, die Thronbesteigung Chlodwig's, die Sendung Karl's des Großen, Gregor's des Großen und des Heiligen Ludwig benannt worden sind. Wenn dies Revolutionen waren, so seien sie gepriesen und gesegnet aus demselben Grunde und mit derselben Ueberzeugung, womit wir den Ketzereien des Arius, der Reformation Luther's, der Schreckensherrschaft Robespierre's und dem Socialismus Fourier's fluchen.

Mag es also auch darum sein. Die That des 2. December heiße eine Revolution! Wir haben diese Revolution im voraus geträumt, geahnt, herbeigerufen, willkommen geheißen in unsern Betrachtungen als Denker, in unsern Gewissen als ehrliche Leute, in unserer Vaterlandsliebe als Bürger; aber Nichts von unsern Ahnungen und unsern Wünschen kam dem Glanze und der Gewalt gleich womit sie auftrat, und die Freudenrufe welche jetzt dieselbe begleiten würden sich in Rufe des Staunens verwandelt haben, wenn man uns noch am Tage zuvor gesagt hätte: „So wird sie sein!"

Unser Zeugniß — heißt es einige Zeilen weiter — ist die Stimme, das Auge, das Ohr der nationalen Rechtschaffenheit, welche, wie der Apostel sagt, von Dem redet was sie gesehen und Das bezeugen muß was sie gehört; es ist der Schrei des Dankes und der Hoffnung der aus dem Innersten einer geretteten Gesellschaft hervorbricht; es ist das Bekenntniß welches selbst die unversöhnlichste Parteiwuth und der verstockteste Egoismus ablegen muß: daß nichts Anderes möglich und ausführbar war als Das was geschehen ist.

Ja, Gott ist gerecht, und die einmüthigen Segnungen welche unser geliebtes katholisches Vaterland über seinen Er-

retter und über Die ausspricht die mit Gefahr ihrer Ehre und ihres Lebens denselben unterstützt haben, bedarf so wenig der Bekräftigung als der Erklärung. Das Wort des Evangeliums

Unsere Aufgabe ist leicht wie man sieht; sie ist so leicht wird wahr: „Alles war verloren und Alles ist hergestellt."
wie unsere Unparteilichkeit natürlich. Es gilt sich zu vergegenwärtigen, durch welche Reihe von Unglücksfällen in der Nation und von Verschwörungen im Parlament Ludwig Napoleon dahin gebracht war, sich die letzte schreckliche Alternative zu stellen: entweder wie ein Feiger treulos zu sein gegen Gott und seine Bestimmung, oder sein Vaterland zu retten im Namen des Rechts und der Ehre!

Selten wol sind die Namen: Gott, Bestimmung, Ehre, Recht, Vaterland unwürdiger gemisbraucht und entstellt worden als in diesen Sätzen.

Eine Rechtfertigung des Staatsstreichs, wenn eine solche möglich wäre, würde ihren Angelpunkt finden müssen in dem Beweise daß der Präsident zu jener That gezwungen war entweder durch das Recht der Nothwehr gegen einen ihm drohenden Angriff, oder durch gebieterische Rücksichten für das öffentliche Wohl. Die officiöse Publicistik hat diesen Beweis zu führen versucht. Die beiden hier vorliegenden Schriften sprechen viel von einem Complot im Schoose der gesetzgebenden Versammlung, welches gegen die verfassungsmäßige Gewalt und sogar gegen die persönliche Freiheit des Präsidenten gerichtet gewesen sei. Granier rühmt sich dieses angebliche Complot schon im „Constitutionnel" vom 24. November 1851 denuncirt zu haben, ohne vor die Barre der Nationalversammlung gefodert worden zu sein, „weil die Conspirateurs nicht ohne einigen Grund annahmen daß wir mit Daten, Thatsachen und Papieren aufgetreten sein würden". Er behauptet ferner, man habe bei der Arrestation des Quästors Baze „die organischen Decrete des Gouvernements, die Vertheilung der ersten Stellen und die Vorbereitung eines bewaffneten Aufstandes, gestützt auf die vorausgesetzte Hülfe der zehnten Legion der Nationalgarde von Paris", vorgefunden.

Aber vergebens sucht man nach actenmäßigen Beweisen für diese Behauptungen, vergebens fragt man, wo denn jene „Data, Thatsachen und Papiere" seien, durch welche Granier die „Conspirateurs" der Nationalversammlung, wenn sie ihn vor die Barre geladen hätten, geschlagen und vernichtet haben würde, und welche jetzt an der Barre der öffentlichen Meinung, wo der Proceß Ludwig Napoleon's und der Nationalversammlung geführt wird, auszubreiten gewiß recht sehr am Platze gewesen wäre.

Doch hier steht ja auf dem Mayer'schen Buche: „avec documents inédits et pièces justificatives". Da werden wir ja wol jene bei Baze gefundenen „organischen Decrete" und sonstige auf das „Complot" bezüglichen Papiere abgedruckt finden! Aber was finden wir? Den Abdruck von zwei zur Vollziehung durch Unterschrift fertigen Decreten, deren eines in Ausführung des Art. 32 der Verfassung das Commando sämmtlicher Truppen und Nationalgarden der ersten Militairdivision einem noch zu benennenden Generale überträgt, um über die Sicherheit der Versammlung zu wachen, deren zweites alle Befehlshaber jener Truppen und Nationalgarden zum Gehorsam gegen den ernannten Obergeneral verpflichtet. Außerdem fand man noch, wie Mayer berichtet, Tabellen über die Stärke der Truppentheile in Paris, über die Namen und Wohnungen der Befehlshaber derselben, wo bei speciell die zehnte Legion der Nationalgarde bedacht war.

Mayer erblickt in diesen Vorbereitungen den unwiderlegbaren Beweis einer Verschwörung, der Absicht eines sofort nach Annahme des Quästorenantrags auszuführen „Handstreichs".

Aber ist dieser Beweis wirklich geführt und waren die vorausgegangenen Acte des Präsidenten, die Beseitigung der Generale Changarnier und Neumayer, weil sie die imperialistischen Demonstrationen der Truppen nicht geduldet, die unverkennbare Begünstigung solcher Demonstrationen von Seiten des Präsidenten, seine Reden bei verschiedenen öffentlichen Gelegenheiten, welche einen drohenden und feindseligen Geist gegen die gesetzliche Vertretung des Landes athmeten, die planmäßige Besetzung der Hauptstadt mit Truppen deren persönliche Ergebenheit gegen den Präsidenten und napoleonistische Gesinnung bekannt war, sowie die Entfernung der mehr republikanisch gesinnten, war nicht dies Alles Grund genug für die Nationalversammlung ihrerseits gegen einen „Handstreich" auf der Hut zu sein und alle Mittel der Gegenwehr welche die Verfassung ihr darbot bereitzuhalten? Und jene Decrete selbst waren sie verfassungswidrig? Sie waren es nicht, sobald die Nationalversammlung durch Annahme des Quästorenantrags ihrem Präsidenten das directe Requisitionsrecht der Truppen eingeräumt hatte, und nur für diesen als eingetreten vorausgesetzten Fall waren sie offenbar vorbereitet. Wo sind ferner die Beweisstücke für die Existenz eines „Complots", einer Verschwörung, welche alle mal gemeinsame Verabredungen Mehrer, ein gemeinsam festgesetztes Ziel, gemeinsam gewählte Mittel, eine Vertheilung der Rollen bei Ausführung des Plans voraussetzt? Kein Wort von dem Allen ist in diesen „Documenten" zu finden, nicht einmal Zeugnisse Dritter oder andere entfernte Anzeichen einer solchen geheimen Verabredung, geschweige directe Beweise. Und doch sind diejenigen hervorragenden Mitglieder der Nationalversammlung, auf welche hier als Theilnehmer jenes Complots hingedeutet wird, in der Frühe des 2. December unvorbereitet überfallen und verhaftet worden! Würde man bei keinem derselben irgend eine Spur des angeblichen Complots gefunden haben, wenn ein solches wirklich existirt hätte?

Noch von einem andern Complot weiß Granier zu berichten, nicht gegen den Präsidenten, sondern gegen die Verfassung. Er erzählt:

Vor der Abreise in ihre Departements unmittelbar nach der Prorogation beschwor eine große Anzahl conservativer Repräsentanten den Präsidenten der Republik, die Nationalversammlung vor ihrer Rückkehr aufzulösen.

Zu derselben Zeit ließ die sogenannte Fusionspartei dem Präsidenten, sei es um ihn in der Rettung der Gesellschaft zu unterstützen, sei es um sich mit ihm zu vereinigen, Eröffnungen

betreffend die Aufrechthaltung der Ordnung machen, wenn es nothwendig wäre einen Staatsstreich zu machen.

Wenige Tage vor der Wiedereröffnung der Nationalversammlung ließen Repräsentanten welche der rothen und socialen Partei angehörten dem Präsidenten Vorschläge machen, sich auf sie zu stützen.

Endlich wurde am 1. December Abends ein Mitwirkungsvorschlag im Namen der Legitimistenhäupter Ludwig Napoleon überbracht.

Man sieht, alle Parteien ohne Ausnahme erkannten daß die Lage unhaltbar war; alle machten dem Präsidenten Vorschläge ihm zu helfen, aus derselben herauszukommen; allein jede dieser Parteien wollte daß der Präsident sich ausschließlich auf sie stützen sollte — und Ludwig Napoleon wollte sich nur auf Frankreich stützen!

Diese letzte Heuchelei beiseite, so muß man sich wundern wie eine so schwere Beschuldigung ebenfalls ohne allen Beweis hingestellt werden mochte. Die Darstellung Granier's nennt sich eine „authentische"; wie aber will sie ihre Authenticität beweisen, wenn sie nicht einmal in Fällen wie der vorliegende Documente beibringt, die Namen der Unterhändler oder die schriftlichen Anerbietungen der Parteien? Soll man ohne solche Documente einem so untergeordneten Werkzeuge des Elysée, wie Granier ist, Glauben schenken, wenn viel höherstehende unter diesen Werkzeugen sich nicht gescheut haben, da wo es ihr Parteivortheil heischte, ganz keck die Thatsachen zu entstellen, wie bei den Wahlen des 20. December und der Veröffentlichung der Listen der Consultativcommission?

Höchst auffallend ist auch daß in dem Mayer'schen Buche, welches viel ausführlicher als das Granier'sche die Ereignisse vor und nach dem 2. December behandelt, jener angeblichen Anerbietungen der verschiedenen Parteien mit keiner Silbe Erwähnung geschieht.

Hat Mayer weniger Keckheit als Granier? oder schöpfte Letzterer aus Quellen welche dem Herausgeber der „documents inédits" nicht zugebotestanden? Aber welchen Werth haben dann die Enthüllungen dieser beiden Männer, von denen der eine sich rühmt, bisher unbekannte Beweisstücke zu veröffentlichen, und doch über eine so wichtige Thatsache Nichts zu wissen scheint, der Andere aber diese angebliche Thatsache zwar erwähnt, jedoch nicht im Stande ist, sie mit irgend Etwas zu erweisen?

Ein weiteres Moment zu Gunsten des Staatsstreichs sollen die Berichte und Erzählungen über communistische, revolutionnaire Anschläge liefern, welche — so behauptet man — im Jahre 1852 sicherlich zur Ausführung gekommen wären und welche die starke Hand Ludwig Napoleon's zerstört haben soll. Granier beschränkt sich hier wieder auf ganz allgemeine Behauptungen; Mayer beruft sich auf die Bulletins eines geheimen Comité de résistance, welche von Zeit zu Zeit an die Straßenecken von Paris geheftet erschienen, auf einen bei einem Deputirten vom Berge gefundenen Brief, endlich auf die Statuten und Proclamationen des londoner „Centralcomité der europäischen Revolution", gebildet von Ledru-Rollin, Darasz, Ruge, Mazzini.

Wir wissen welche Bewandtniß es mit den meisten derartigen Enthüllungen hat. Auch bei uns waren einmal die amtlichen Blätter angefüllt mit Berichten über furchtbare Entdeckungen, die man bei reisenden Schneidergesellen und Andern gemacht haben wollte. Da wurden Statuten, Proclamationen, Instructionen eines geheimen revolutionnairen Centralcomité mitgetheilt, und mit Schaudern sahen sich schon unsere Besitzenden von einem Netze communistischer Gesellschaften und Verschwörungen rings umgeben. Und am Ende als man den eigentlichen Kern aller dieser Entdeckungen und Enthüllungen recht ins Auge faßte, blieb so wenig davon übrig daß sogar Verhaftungen die auf Grund derselben vorgenommen worden waren wieder aufgehoben werden mußten.

Aber die Aufstände in den Departements, die „Jacquerien", haben sie nicht das Vorhandensein eines gefährlichen, zu Allem entschlossenen socialistischen Elements bewiesen, welches nur die Krisis von 1852 erwartete, um über die Gesellschaft herzufallen, sie zu plündern, zu erwürgen?

So allerdings stellen die beiden Publicisten des Elysée im Einklange mit der officiellen Presse die Sache dar. Hören wir jedoch darüber eine unbefangene Stimme, den Verfasser der Schrift „Vier Wochen französischer Geschichte", welcher Nichts weniger als ein Begünstiger jener wilden antisocialen Demagogie ist. Er äußert sich über diese Darstellungen folgendermaßen:

Die gutgesinnten Blätter überboten einander in der dramatischen Schilderung von Schreckensscenen, welche einem Zustande der tiefsten Barbarei oder der tiefsten Entartung anzugehören schienen. Der friedliche Bürger schauderte beim Lesen dieser Berichte und segnete im Innersten des Herzens die starke Hand welche, wie die nämlichen wohlgesinnten Zeitungen betheuerten, hinfort allein im Stande sei ihn und die Seinigen vor einem ähnlichen Schicksale zu bewahren. Jede Stimme des Zweifels, des Widerspruchs, der Berichtigung wurde erstickt, geschweige denn daß die Selbstvertheidigung der Anklage gegenüber hätte zu Worte kommen können; die Oeffentlichkeit galt blos für die Organe der herrschenden Politik, und was mit deren Absichten und Interessen nicht übereinstimmte Das war für das französische Zeitungspublicum nicht vorhanden. Nach und nach brach die Wahrheit indessen doch einige Lücken durch die polizeilichen Schranken, durch welche man sie von der Oeffentlichkeit abgesperrt hatte. Achtbare Männer, von denen es nicht zweifelhaft war daß sie das Unternehmen der Aufstandspartei misbilligten, fühlten sich durch ihr Gewissen gedrängt, diese Partei gegen die Verleumdungen und Uebertreibungen in Schutz zu nehmen, durch welche sich Andere ein Verdienst um die neue Staatsordnung zu erwerben glaubten. So z. B. legte der Pfarrer von Poligny öffentlich ein muthiges Zeugniß für die Aufständischen ab, welche den genannten Ort eine zeitlang innegehabt und denen man Erpressungen und andere Schändlichkeiten zur Last gelegt, deren sie sich nicht im mindesten schuldiggemacht. Selbst die amtlichen Berichte konnten nicht umhin manche lügnerische Beschuldigung zu widerlegen, wenn auch nur dadurch daß sie viele angebliche Thatsachen, welche Frankreich mit Grauen in den Zeitungen gelesen mit völligem Stillschweigen übergingen. Ebenso bezeichnend war es daß diese Berichte manche angesehene und begüterte Männer als Anstifter oder Theilnehmer des Aufstands nannten, von dem es doch als eine ausgemachte Sache gelten sollte daß er hauptsächlich gegen das Eigenthum gerichtet gewesen sei und

eine allgemeine Plünderung der Wohlhabenden zum Zweck gehabt habe. Allmälig stellte es sich heraus daß jenem angeblichen Kriege gegen die Reichen nicht ein einziger Fall der eigennützigen Eigenthumsverletzung mit Sicherheit nachgewiesen werden konnte; man hatte die Wohnungen einiger verhaßten Beamten verwüstet, wie das unglücklicherweise bei allen bürgerlichen Unruhen vorzukommen pflegt; der Raub und die Plünderung waren aber nur in den Schreckensphrasen der Zeitungen vorgekommen. Was die Ermordung wehrloser Menschen betrifft, welche die Aufständischen handwerksmäßig betrieben haben sollten, so scheint sich dieselbe nach sorgfältiger Vergleichung aller Angaben auf den einen Fall zu beschränken daß ein junger Mann in Béziers von einem Parteifeinde meuchlings erschossen wurde. Wie wenig solche Schandthaten dem allgemeinen Charakter der Bewegung entsprechen, beweist der Umstand daß die Aufständischen die Unterpräfecten und Staatsanwalte und andere ihrem Unternehmen gefährliche Beamte, welche ihnen in die Hände fielen, einfach in Gewahrsam nahmen, obgleich mancher dieser Männer durch die Ausübung der Pflichten seines Amts ohne Zweifel Rachsucht und Haß auf sich gezogen hatte. Kurz, wenn man von einzelnen Ausschweifungen absieht, wenn man den Aufstand im Großen und Ganzen auffaßt, so zeigt er ebenso wenig einen grausamen als einen barbarischen Charakter.

Wie verschiedener Beurtheilung, auch abgesehen von geflissentlicher Entstellung, die politischen und sittlichen Zustände eines Departements, vollends eines ganzen Landes fähig sind, haben noch neuerdings auf recht schlagende Weise die eigenen Organe und Vertrauten des Elysée bewiesen. Während Hr. de Persigny, Minister des Innern, zahlreiche Begnadigungen für zulässig hielt, weil er in der Mehrzahl der Verurtheilten keine der Gesellschaft gefährlichen Persönlichkeiten, sondern nur Verirrte oder Verführte erblickte, fand der vom Präsidenten in mehre Departements zur Erforschung der dortigen Zustände entsendete Oberst L'Espinasse Alles vom socialistischen Gifte durchfressen und rieth zur größten Strenge. Nach seiner Ansicht konnten von den vielen Tausenden Verhafteter nur einige Hundert begnadigt werden, während ein anderer Commissar, Bauchart, beinahe die fünffache Zahl begnadigte.

Aber auch die schwärzeste Ansicht von jenen Vorgängen in den Departements als die richtige angenommen, was bewiese dies zu Gunsten des Staatsstreichs?

Die officiösen Berichte bemerken selbst daß nur in einem verhältnißmäßig kleinen Theile des Landes, in 16—18 Departements auf 86, und auch dort nur in einzelnen Ortschaften die Ruhe gestört worden sei. „Selbst in diesen Ortschaften", sagt Granier, „war es eine Minorität von übelberüchtigten Leuten welche auf Ueberrumpelung und Gewaltthat ihre vergängliche Herrschaft gründeten."

Diese Minorität wurde durch die sehr geringe Truppenmacht die man zur Verfügung hatte (die meisten und besten Truppen waren wegen des Staatsstreichs in Paris concentrirt) unter thätiger Mitwirkung der gutgesinnten Bevölkerung überall ziemlich rasch unterdrückt. Die Frage liegt daher nahe: würde man ihrer nicht noch viel leichter Herr geworden sein, wenn der Präsident statt einen Krieg gegen die Versammlung und die Verfassung zu beginnen, seine Aufmerksamkeit, die Macht der höchsten Autorität und die militairischen Kräfte des Staats ungetheilt und ausschließlich auf die Unterdrückung dieser socialistischen Umtriebe gerichtet hätte? Die Gerichte und die Polizei hatten, wie Mayer behauptet, längst alle Fäden eines großen communistischen Complots in der Hand. Warum war man nicht längst mit allen gesetzlichen und nöthigenfalls mit außerordentlichen Mitteln zur Zerstörung dieser dem Staate feindlichen Elemente, zur Verhaftung, Verurtheilung und Bestrafung der Mitglieder dieser geheimen Gesellschaften geschritten?

Noch eine andere Bemerkung drängt sich hier auf. Der Staatsstreich vom 2. December wird von seinen Vertheidigern gepriesen als der Anfang einer Epoche der wiederhergestellten Autorität, als der Todesstreich für die antisocialen Tendenzen, welche, so sagt man, ihre Hoffnungen auf den Zwiespalt der höchsten Staatsgewalten und ihre gegenseitige Schwächung gegründet hatten. Mayer behauptet, schon nach dem 10. December 1848, nach der Wahl des Präsidenten, habe sich eine merkbare Verringerung des Einflusses der Demagogie als Folge der Herstellung einer festen Autorität gezeigt. Wie ist es nun zu erklären daß der 2. December 1851, statt die Hoffnungen der Demagogie vollends niederzuschlagen und ihr jede Kraft zur Erhebung zu nehmen (da er doch eine noch viel stärkere und ungetheiltere Autorität hinstellte), vielmehr das Signal zu aufständischen Bewegungen ward? Scheint es nicht hiernach als hätten Die Recht welche sagen: es sei nicht zu verwundern wenn das gegebene Beispiel des Gesetzesbruchs, der Verletzung fremder Persönlichkeit und fremden Eigenthums, des Blutvergießens und der rohesten Gewaltthaten auch in den ungebildeten Massen die schlummernden verbrecherischen Triebe entfesselt habe, wenn die Autorität der nackten Gewalt, die in der Gestalt des Staatsstreichs über die Autorität des Gesetzes triumphirt, auch von den Feinden der Gesellschaft angerufen worden sei?

Endlich finden die Schriftsteller des Elysée auch noch eine Rechtfertigung der That des Präsidenten in der Unfähigkeit der Nationalversammlung, Etwas zu schaffen, in ihren Parteispaltungen, in der angeblichen Unmöglichkeit mit der Verfassung von 1848 zu regieren. Aber mit Recht antwortet ihnen darauf der Verfasser der „Vier Wochen":

Die Nationalversammlung hatte allerdings wenig geschaffen und viel versäumt; aber es war nicht an dem Präsidenten der Republik sie zu richten, sondern an der Nation, welche durch die Verfassung in den nahe bevorstehenden allgemeinen Wahlen dazu berufen war. Die Verfassung selbst war sehr mangelhaft, vielleicht in ihren wesentlichen Bestandtheilen unbrauchbar; mit welchem Fug aber konnte ein einzelner Mann dieselbe über Bord werfen und seinen persönlichen Willen an ihre Stelle setzen? Freilich der gewaltsame Umsturz der Verfassung war leichter als eine Verbesserung von innen heraus; allein jene Gewaltthat mußte Frankreich ihren Beweggründen und ihren Hülfsmitteln nach verderblicher werden als die mangelhafteste Verfassung, die doch wenigstens auf allgemein anerkannter rechtlicher Grundlage beruhte. Diejenigen die das Jahrhundert mit ihrer Wehklage darüber erfüllen daß durch

eine Reihe von Revolutionen in Frankreich der Boden des öffentlichen Rechts verwüstet sei, die nämlichen Leute jubeln daß die ersten neuen Stützen die der französische Staatsbau in einer Verfassung gefunden, deren Zweckmäßigkeit zweifelhaft, deren Rechtsgültigkeit aber unbestritten war, daß diese neuen Stützen durch die frevelnde Hand der Usurpation wieder hinweggerissen worden! Weil Ludwig Bonaparte die Gefahren scheinbar hinausgeschoben, welche man vom Jahre 1852 befürchtete und denen er selbst durch die Entwürfe seines Ehrgeizes den stärksten Vorschub geleistet hatte, so rufen sie ihn aus als den Retter der Civilisation Frankreichs, als den Beschützer des Friedens und der Ruhe Europas! Als ob aus einer Saat wie die des 2. December etwas Anderes emporwachsen könnte als die Frucht des Verderbens!

Mit Freuden schreiben wir diese Worte einer edelen Entrüstung aus dem Werke eines deutschen Schriftstellers nieder. Das ganze Rochau'sche Buch trägt den Stempel dieses sittlichen Zorns an sich. Es ist wohlthuend eine solche Mannesstimme zu vernehmen mitten unter dem Geschwätze elyseischer Höflinge und Scribenten, es ist aufrichtend für unser so vielfach niedergebeugtes Nationalgefühl daß diese Stimme einem Deutschen angehört.

Diese letzte freudige Regung müssen wir freilich sogleich wieder dämpfen. Denn dicht neben dem Buche von Rochau, ja der Zeitfolge nach ihm vorausgegangen, präsentirt sich uns die Schrift eines zweiten Deutschen, welche ihren nationalen Stempel in ganz etwas Anderm sucht, nämlich in der Bethätigung jener den Deutschen in den Zeiten nationalen Verfalls angewöhnten, von dem wieder erstarkten bessern Geiste unsers Volks aber längst gerichteten Untugend, fremde Narrheit und fremde Erbärmlichkeit nachzuäffen, wo möglich zu überbieten. Was die literarischen Bedienten des Elysée als ihr Handwerk betreiben, die Verherrlichung der Staatsstreichspolitik als einer Heilsthat für Frankreich, das hat ein deutscher Doctor und, irren wir nicht, Lehrer an einer deutschen Hochschule in ein förmliches, schulgerechtes System gebracht, hat bewiesen daß Alles so habe kommen müssen und nicht anders habe kommen können — „das Erst' sei so, das Zweite so, und drum das Dritt' und Vierte so" —; daß Napoleon nicht blos aus eigenem menschlichen oder gar eigensüchtigen Antriebe, bewahre! kraft einer providentiellen Mission und nach dem nothwendigen Gange der Weltgeschichte die Verfassung Frankreichs umgestürzt, den Parlamentarismus mit Füßen getreten, Recht und Gesetz vernichtet und seinen Alleinwillen als höchste Autorität einem civilisirten Volke aufgedrängt habe. Konstantin Frantz in Berlin, Verfasser mehrer gegen den Constitutionalismus gerichteter und dessen Wiederbeseitigung zunächst in Preußen predigender Broschüren *), hat sich beeilt das von dem französischen Präsidenten gegebene Beispiel einer Verfassungsaufhebung, welches allerdings unsere gesammte deutsche Reaction an Kühnheit und Rücksichtslosigkeit beiweitem beschämt, mit triumphirender Freude zu apotheosiren. Selbst die Hofpublicisten des Elysée müssen den Verfasser des Schriftchens „Louis Napoleon" beneiden um die Stirn womit er den Sieg der Gewalt triumphirend verkündigt und feiert. Denn selbst ein Mayer und ein Granier haben ihre Freude über den gelungenen Staatsstreich kaum so rücksichtslos und übermüthig geäußert wie der deutsche Lobredner Ludwig Napoleon's in den folgenden Eingangsworten:

Die Geschicke Frankreichs haben eine neue Wendung genommen. Nicht in dem dumpfigen Circus des Parlaments, sondern unter Gottes freiem Himmel ist es zur Entscheidung gekommen, denn aus dem Palais Bourbon ist die Scene auf die Boulevards und in die Vorstädte verlegt. Pelotonfeuer und der sonore Klang der Kanonen haben die Klingel des Präsidenten ersetzt, der sich so oft vergebens bemühte, wenn inmitten des parlamentarischen Jargons der Redner sein eigenes Wort nicht verstand, die Ruhe herzustellen. Jetzt ist es der Artillerie gelungen, vortrefflich gelungen.

Dies genüge als Probe des Stils, der ja den Menschen kennzeichnet! Wenden wir uns zu dem Inhalte der Konstantin'schen Schrift. Konstantin sucht zu beweisen daß die Nationalversammlung sich selbst rechtlos gemacht habe, indem sie die Constitution verletzte, die durch diese ihr auferlegten Pflichten unerfüllt gelassen.

Steht mir Rede! Welche Fortschritte hat Frankreich unter eurer dreijährigen Parlamentsherrschaft gemacht? Was ist zur Ausgleichung der socialen Misstände geschehen? Nichts! Steht mir Rede, ob die Steuern verringert sind, während bekanntlich das Budget um 300 Millionen gestiegen ist; und wo sind die Fortschritte in der Moral, in der Aufklärung, des Wohlstandes? Und wenn ihr von alle Dem Nichts aufweisen könnt, dann beklagt euch nicht daß man euch nach Vincennes oder Charenton spedirt!

Frankreich ist die Beute dieser Menschen, welche hohe Worte machen, indessen sie sich um den Raub streiten. Die Einen wollen „die Gesellschaft retten", wie sie sagen, d. h. das Ausbeutungssystem fortsetzen, wobei sie sich so wohl fühlen; die Andern wollen ein neues Ausbeutungssystem zu ihren Gunsten etabliren, was sie „die Gesellschaft organisiren" nennen.

Da habt ihr die Lage der Dinge!

Jetzt rücken Gendarmen aus um die Banditen einzufangen, und wo man Widerstand findet schmettert ihn die Artillerie darnieder.

Da habt ihr den Staatsstreich!

Ich rede nicht von der Moralität dieser Handlung, nicht von gebrochenen Eiden, nicht von Treue und Ehre, man kann davon nicht reden inmitten einer moralischen Zersetzung.

Ich spreche auch nicht von dem öffentlichen Recht, denn es gibt kein öffentliches Recht in Frankreich, sondern nur eine öffentliche Gewalt, deren Substanz der Volkswille, deren officielles Organ die Armee ist. Was man aber öffentliches Recht nennt, ist ein Gewebe von Sophismen, so dicht geflechten daß man es mit dem Säbel zerhauen muß, wenn das französische Volk nicht am Ende noch seinen gesunden Sinn und die ihm so eigenthümliche logische Klarheit verlieren soll.

Oder welches wäre denn das anerkannte, das geltende öffentliche Recht? Etwa der Legitimismus der auf einem Dogma beruht, woran Viele zu glauben vorgeben, im Ernst wol aber Niemand glaubt, am wenigsten Derjenige der dies Princip repräsentirt, und in dem es doch vorallem leben müßte wenn es Wahrheit haben sollte, Heinrich V., der zu erwarten scheint daß Frankreich nach Frohsdorf komme und also das Königreich sich den König erobere, statt der König sein Königreich. Oder etwa der Orleanismus, diese widerliche Fusion der Quasilegitimität mit der Quasivolkssouverainetät, dieses Bourgeoisiekönigthum, an welches nicht einmal Ludwig Philipp selbst geglaubt, da er nach seiner Vertreibung nicht einmal protestirt, sondern

*) „Unsere Verfassung", „Die Constitutionnellen", ferner des Schriftchens „Unsere Politik", welches die Unionspolitik Preußens bekämpfte und die Wiederannäherung an Oestreich empfahl.

ganz einfach nur seine Capitalien reclamirt? Oder etwa die Republik, welche das souveraine Volk der pariser Vorstädte im Februar 1848 errichtete und deren Existenz der Telegraph dem erstaunten Frankreich verkündigte? Allerdings war das kein Staatsstreich, sondern ein Stadtstreich, resp. ein Vorstadtstreich. Hat dann das souveraine Volk den Vorstadtstreich hinterher acceptirt, so möge man doch abwarten, ob es nicht auch den Staatsstreich acceptirt! Oder ist das öffentliche Recht etwa die Constitution welche von der Assemblee octroyirt, über deren Anerkennung das souveraine Volk nie befragt ist? Und wäre es auch befragt, so könnte es seinen Willen doch täglich ändern, eben weil es souverain ist; es könnte nicht nur die Constitution umstoßen, sondern die republikanische Form überhaupt.

Der Verfasser führt dann weiter aus daß der Bourbonismus im heutigen Frankreich unmöglich sei, weil die aristokratisch-hierarchische Ordnung, auf welcher derselbe nothwendig ruhen müßte, in dem von Revolutionen zerwühlten Frankreich nicht mehr existire; der Orleanismus, weil gerade in den Bürgerclassen das skeptische, antimonarchische Element am stärksten sei und auf den Sturz des Königthums hindränge; der Parlamentarismus, weil er in einem durch und durch atomisirten Volke ohne corporative Gliederungen und communale Selbstregierung nirgend einen Halt finde, weil er mit dem geschichtlichen Zuge des französischen Volks, der doch wesentlich monarchisch sei, im Widerspruch stehe, endlich weil er sich unfruchtbar gezeigt habe für die wahren Interessen des Volks; die Republik, weil eine solche sich mit einer Centralisation wie sie Frankreich besitze nicht vertrage.

In diesen Beweisführungen ist Vieles, wenn auch nicht Alles, wahr, wie man denn auch die vom Verfasser gegen das bisherige parlamentarische Wesen in Frankreich erhobenen Vorwürfe zum großen Theile unterschreiben kann. Aber ist damit bewiesen daß die Politik des 2. December, daß der Napoleonismus wirklich einen Ausweg und zwar den einzigen Ausweg bietet aus der verzweifelten Lage, in welche das unglückliche Frankreich zuerst durch die Fehler der alten Monarchie, sodann durch eine Reihe revolutionnairer Experimente, die jene Fehler nicht verbesserten, sondern verschlimmerten, gestürzt worden ist?

Der Verfasser glaubt dies wirklich beweisen zu können. Er sagt:

Für ein Volk welches die ganze Substanz seines alten Staatslebens zerstört und seitdem keine gemeinschaftlichen Staatsanschauungen mehr hat, gleichwol aber einer öffentlichen Gewalt und einer öffentlichen Ordnung bedarf, gibt es kein anderes Mittel als daß es einen Mann an seine Spitze stelle der den Collectivwillen des Volks in sich zusammenfaßt, und daß dieser Mann eine Verfassung gebe welche vom Volke ratificirt wird ... Dieser Mann regiert nicht in Kraft der Legitimität oder sonst einer moralischen Idee, sondern im Namen einer physischen Nothwendigkeit, da er auf der Majorität ruht und die Nothwendigkeit vorliegt daß sich die Minorität unterwerfen muß. Der Mechanismus der neuen Verfassung wird nach den Foderungen der Zweckmäßigkeit eingerichtet, nicht nach den Foderungen irgend welcher öffentlichen Rechte, die ja nicht vorhanden sind. Und die ganze Verfassung selbst besteht auch nicht in Kraft ihrer Legitimität, sondern als eine physische Nothwendigkeit, welcher die Armee Nachdruck gibt, indem sie den Widerstand der Minorität niederwirft.

Das ist nach dem Verfasser der Napoleonismus, das System, welches einst der Onkel ein- und durchgeführt, welches jetzt der Neffe wieder zur Geltung gebracht hat.

Der Verfasser fühlt indeß doch selbst daß dieses System, das auf dem bloßen physischen Factum der actuellen Gewalt ruht, keine Bürgschaft biete, weder seiner eigenen Dauer noch der Schaffung eines wirklichen Rechtszustandes.

Der bloße Wille ist kein Rechtsprincip, und wir meinen nicht daß der bewaffnete Wille eines sei. Das Unrecht darniederhalten, das Recht vertheidigen kann der Säbel; schaffen kann er es nicht. Denn in alle Ewigkeit walten die ethischen Mächte, und keine Gewalt entgeht den Erinnyen.

Was kann es also sein wodurch die blos factische Verfassung zu einer rechtlichen Verfassung wird? Oder mit andern Worten: Wodurch wird der blos natürliche Wille, der kein Recht schafft, zu einem ethischen Willen, aus welchem Recht entspringt?

Was den menschlichen Willen von der einen und ewigen Rechtsquelle trennt, das ist der Egoismus, der Eigenwille, der nur sich selbst will, der gebrochen werden muß um zu einem ethischen Willen zu werden. Und das ist die Aufgabe in Frankreich: den Eigenwillen zu brechen, ihn zu brechen nach unten wie nach oben hin. Wählt das Volk sich einen Chef, an den es seinen Eigenwillen aufgibt um diesem Chef zu gehorchen, und gibt dieser Chef seinen Eigenwillen auf um dem Volk zu dienen, dann knüpft sich zwischen beiden Theilen ein moralisches Band. Ein Knoten wird geflochten, woran sich die in dem Menschen nie ganz erloschenen Rechtsideen mit tausend Fäden anschließen. Allmälig wird sich ein Kanon deutlicher Rechtsanschauungen bilden, allmälig werden Institutionen hervortreten, die nicht blos durch ihre physische Nothwendigkeit, sondern durch ihre moralische Kraft bestehen.

Dies — so endet der Verfasser — ist die Lösung, oder es gibt überhaupt keine Lösung.

Wenn dies — das allseitige Aufgeben eigensüchtiger und eigenwilliger Motive — wirklich, wie der Verfasser eingesteht, die einzige für Frankreich mögliche Lösung ist, so darf man wol behaupten daß Frankreich niemals entfernter von dieser Lösung war als eben jetzt. Denn welcher Mensch von gesunden Sinnen und aufrichtigem Herzen möchte im Ernste glauben können oder Andere überreden wollen: Ludwig Bonaparte habe „seinen Eigenwillen aufgegeben um dem Volke zu dienen"? Die Organe des Elysée sprechen freilich viel von der Uneigennützigkeit des Präsidenten und von seinem ausschließlichen Bestreben das Volk, namentlich die untern Classen zu beglücken; aber wir sind überzeugt daß diese Priester des Napoleon'schen Götzendienstes sich ganz in der Lage jener alten römischen Haruspices befinden, die nach dem Ausspruche eines geistreichen Schriftstellers einander gegenseitig nicht ansehen konnten ohne zu lachen. Was aber die Uneigennützigkeit „von unten" betrifft, soll man denn glauben daß die acht Millionen Stimmen welche die That vom 2. December nachträglich sanctionnirten die Frucht eines „gebrochenen Eigenwillens", eines „ethischen Willens gewesen seien? Die unbestochene öffentliche Meinung hat bereits der Abstimmung vom 20. December ihr Recht widerfahren lassen und den Beweis geführt daß der Schlüssel zu dem sonst aller-

dings räthselhaften Resultate einer so massenhaften Zustimmung zu einer That welche fast alle Parteien verletzt hatte, lediglich in dem Vorwalten eines bedauerlichen Egoismus von allen Seiten und unter den verschiedensten Gestalten zu finden sei. Der vermögendere Theil der Bevölkerung stimmte für Ludwig Napoleon um bald zu festen Zuständen zu kommen, damit die Rente steige und der Handel sich wieder belebe; die Geistlichkeit warb Stimmen, weil sie von dem Präsidenten Begünstigungen für die katholische Kirche, d. h. für sich erwartete; die Armee stimmte für ihn weil er sie durch Avancements, Geld, Belohnungen und Auszeichnungen ansichgezogen, und weil sie unter einer auf die Bayonnete gestützten Dictatur die erste Rolle spielen mußte; das arme Landvolk endlich und das Proletariat in den Städten stimmte für ihn, weil man es von der unbeschränkten Herrschaft des Präsidenten durchgreifende Verbesserungen seiner Lage hoffen ließ. Ungerechnet die vielen Stimmen welche Einschüchterung, Angst vor den Rothen, Verzweiflung an jeder andern Entwickelung oder ganz persönlicher Eigennutz dem Präsidenten eingetragen haben. Die Rochau'sche Schrift sowie das „Bulletin français" haben schlagende Thatsachen zum Beweise dessen gesammelt. Das eben ist das Tiefbetrübende und wahrhaft Verzweiflungsvolle in der Lage Frankreichs daß der Egoismus, und zwar der kleinlichste, kurzsichtigste, jämmerlichste Egoismus, sammt seinen unzertrennlichen Gefährten, der Corruption, der Intrigue, der politischen Feigheit, der Apostasie, der Lust am Despotismus und dem unruhigen Drange nach anarchischer Freiheit alle Zustände und alle Classen der Gesellschaft daselbst angefressen und vergiftet hat.

Wer sind nun diese Persigny, diese St.-Arnaud, diese Maupas, diese Morny, welche wir die ersten Rollen beim Staatsstreich vom 2. December spielen und nach vollbrachter That die höchsten Stellen in der neugeschaffenen Ordnung der Dinge einnehmen sehen? Diese Personenfrage muß in den Vordergrund treten, da von der andern Seite gerade die persönlichen Eigenschaften der Umgebungen Ludwig Napoleon's als Bürgschaften dargestellt werden für die Ehrlichkeit, den Patriotismus und die Selbstverleugnung der Staatsstreichspolitik.

Wir können es daher nicht ungerechtfertigt finden, wenn eine Publication, welche sich übrigens weit über dem Niveau literarischen Skandals hält und deren Herausgeber mit ihren Namen und ihrer Vergangenheit dafür bürgen daß es ihnen um mehr zu thun ist als um die Befriedigung einer persönlichen Rache oder Feindschaft, wenn das „Bulletin français" diese Personenfrage rückhaltslos behandelt hat, obschon wir überzeugt sind daß den Herausgebern diese neue und ungewohnte Art des Kampfs, dieses Sondiren und Bloßlegen der Vergangenheit ihrer Gegner — und welcher Vergangenheit! — in mehr als einer Hinsicht peinlich gewesen ist. Aber es mußte geschehen um Diejenigen zu entlarven, welche die Männer des 2. December gern zu Mustern des Edelmuths, des Heroismus, der Vaterlandsliebe stempeln möchte, während sie die Gegner desselben mit den schwärzesten Farben malt. Aus dem gleichen Grunde glauben auch wir die Enthüllungen des „Bulletin français" über die Hauptacteurs des Staatsstreichs hier wiedergeben zu müssen. Ueber Persigny heißt es dort:

Von Hrn. Fialin de Persigny haben wir Nichts weiter zu sagen; wir haben ihn hinlänglich geschildert, indem wir seine Aeußerungen wiedergeben; das ist der Mann der vor dem 2. December ausrief: „Wir haben keine Schlösser zu verlieren!" Ein anderes mal sagte er in einer Gesellschaft: „Wenn wir diesem Lande scharf zu Leibe gehen mit dem Eisen in der einen und dem Gold in der andern Hand, so können wir es zu Allem bringen." Und wieder ein anderes mal faßte er die Politik der er diene in diese Worte zusammen: „Der Präsident hätte gern das Bürgerthum vernichtet mit Hülfe der höhern Classen, allein diese ziehen sich von ihm zurück, so wird er es vernichten mit Hülfe der arbeitenden Classen. Seine Politik ist einfach: die Erniedrigung des Bürgerthums im Innern, und nach außen die Eroberung des Rheins." In der Lebensgeschichte dieses Mannes gibt es zwei Abschnitte: der eine ist nur zu sehr bekannt, der andere ist zwar unbekannt, aber wahrscheinlich sind seine Geheimnisse die gewöhnlichen jedes abenteuernden Lebens.

Ausführlicher ist das „Bulletin français" über die Herren St.-Arnaud und Maupas. Ueber den Erstern sagt es:

Der General St.-Arnaud führt wie die meisten Eingeweihten und Mitschuldigen der Bonapartistischen Politik einen Namen welcher ihm nicht gehört. Man möchte glauben es sei das eine Bedingung des Eintritts in die nähern Umgebungen und den persönlichen Dienst Ludwig Napoleon's daß man seinen Familiennamen verberge oder überhaupt keinen legitimen habe. Diese Regierung, deren hohe Sittlichkeit tagtäglich vom „Moniteur" gepriesen wird, hat sich bisher fast nur aus zwei Classen von Menschen rekrutirt, die gewöhnlich nicht eben sehr sittlich sind: um ihr anzugehören muß man entweder keinen richtigen Geburtsschein besitzen oder die Tasche voll protestirter Wechsel haben. Häufig fallen diese beiden Classen in eine zusammen. Der General Leroy, genannt von St.-Arnaud, gehört allermindestens der zweiten an.

Es wird sodann erzählt wie Leroy zuerst unter den Gardes-du-Corps gedient habe, allein wegen gewisser Jugendstreiche ausgestoßen worden sei.

Was aus dem verabschiedeten Garde-du-Corps bis 1830 geworden sei, wird er selbst wol am wenigsten Lust haben mitzutheilen. Als der General St.-Arnaud das Ministerium übernahm, behaupteten die Journale (die damals noch frei waren, denen man aber antworten, auch den Proceß machen konnte): sie hätten denselben früher gekannt als er sich Florinal genannt und auf dem Theater de la Gaité im Melodrama gespielt habe. Der General nahm sich nicht die Mühe die so übel berichteten Spötter zu enttäuschen. Die Wahrheit ist daß er auf einem Theater der Bannmeile aufgetreten war. Sollte der Minister des Innern, Hr. de Persigny, künftig einmal seinem ehrenwerthen Collegen Etwas anhaben wollen, so braucht er nur in dem Bureau der Theater Erkundigungen einzuziehen.

Im Jahre 1830 verlangte Leroy seine Offiziersepauletten zurück, vorgebend er habe dieselben eingebüßt wegen politischer Meinungen. Im Jahre 1832 führte der Zufall ihn dem Marschall Bugeaud zu, der an ihm gefällige Formen, eine leichte Sprache, mit einem Worte Bühnengewandtheit entdeckte und ihn daher für geeignet hielt zu gewissen untergeordneten Diensten in Blaye, zu denen nicht Jeder sich hergegeben haben möchte.

Später durch die Protection des Marschalls nach Afrika versetzt, machte sich Leroy bald bemerkbar. Mit einem sichern

Blick begabt und energisch im Handeln, besaß er manche Eigenschaften eines guten Militairs, noch mehr aber eines Parteigängers. Leider zeigte er nicht den gleichen Eifer bei allen seinen Obliegenheiten, und so zuverlässig er im Feuer war, so wenig scheint er es im Rechnungswesen gewesen zu sein. Damals war es wo er es nur der besondern Nachsicht des Generals Rullière zu verdanken hatte daß er seine Epauletten nicht zum zweiten mal verlor. Man kennt den Brief den General Rullière nach dem 2. December an den Kriegsminister schrieb und worin folgender Satz vorkam: „Im Jahr 1832 hat General Rullière sich geweigert den Degen des Hauptmanns Leroy zu zerbrechen, um ihn nicht zu entehren; 1851 hat der Kriegsminister Leroy St.-Arnaud, da er den General Rullière nicht entehren konnte, dessen Degen zerbrochen." Durch einen Adjutanten Ludwig Napoleon's, der eine kurze Zeit in Algier diente, ward St.-Arnaud dem Prinzen empfohlen. Man rief ihn nach Paris. Während der Ueberfahrt schrieb er an einen der verbannten Prinzen, mit dem er in Afrika gedient, einen Brief, worin er demselben die Versicherungen seiner Anhänglichkeit erneuerte und Dienste anbot die Niemand verlangt hatte. So suchte er sich nach allen Seiten hin den Rücken zu decken. Nach dem Erscheinen des Spoliationsdecrets gegen die Orléans trug er denn auch dafür Sorge daß der „Moniteur" melden mußte: er habe seine Entlassung angeboten. Freilich nahm er dieselbe sofort zurück: er mochte denken man werde ihm schon die gute Absicht hoch genug anrechnen.

Viel Schlimmeres noch weiß das „Bulletin français" von dem gegenwärtigen Polizeimeister Ludwig Napoleon's, Hrn. de Maupas, zu berichten. Daß derselbe in lächerlicher Eitelkeit sich selbst geadelt, möchte wenig bedeuten; ernsthafter ist folgende Geschichte die das „Bulletin français" auf Grund notorischer Thatsachen mittheilt.

Im Juli vorigen Jahres verbreitete sich das Gerücht: der Appellhof von Toulouse hätte einen politischen Proceß vor sein Forum gezogen, statt ihn seinem regelmäßigen Verlauf zu überlassen. War es ein so schwieriger Fall daß man ihn glaubte dem Gericht erster Instanz entziehen und vor den höhern Gerichtshof bringen zu müssen? Im Gegentheil erfuhr man daß der Gerichtshof nur deshalb so gehandelt um den Präfecten — eben jenen Maupas — zu verhindern, ein reinpolizeiliches Vergehen, welches nach den Resultaten der Voruntersuchung vielleicht in einer nicht autorisirten Versammlung bestanden, wissentlich zu einem Complot zu stempeln. Der Gerichtshof hatte kein anderes Mittel gewußt um dem ungesetzlichen Einfluß zu begegnen, den man seitens der Verwaltung auf einen einfachen Instructionsrichter zu üben Miene machte. Maupas glaubte kein rechter Präfect zu sein, solange er nicht die Versetzung seines Departements in Belagerungszustand erreicht hätte; er brauchte also eine Verschwörung, Haussuchungen, polizeiliche Verhaftungen; er drohte diese selbst vorzunehmen, wenn das Gericht sie nicht für ihn übernehmen wollte; es handelte sich um nichts Geringeres als die Verhaftung von 32 Personen, darunter drei Mitglieder des Generalraths. Der Richter weigerte sich, erklärend daß kein Grund dazu vorhanden sei, daß er die verhafteten Personen nach dem ersten Verhör wieder würde entlassen müssen. Der erste Präsident des Appellhofs und der Generalprocurator sagten Dasselbe und nahmen die Verantwortlichkeit für den ersten Richter auf sich. Da wagte Maupas diesen ehrenwerthen Magistratspersonen vorzuschlagen: man könne es ja einrichten daß man verborgene Waffen in der Behausung der Personen fände die ihm verdächtig wären, in wenigen Tagen, sagte er, könne das Alles in Ordnung sein; es sei eine Person aus Paris bei ihm angekommen, wenn man dieser nur etwas Zeit lasse, so würde man an der gewünschten Stelle Papiere, Pulver und Granaten finden. Der Gerichtshof, empört über solche Zumuthung, berichtete die Sache an den Justizminister.

Diese Correspondenz war, wie das „Bulletin français" versichert, noch vor kurzem auf der Kanzlei des Ministeriums zu sehen. Der Minister Rouher selbst wollte an soviel Schändlichkeit nicht glauben; der Generalprocurator mußte in Person nach Paris reisen um ihn zu überzeugen. Maupas ward sofort durch den Telegraphen herbeibefohlen; allein Maupas blieb Präfect und ist heute Minister!

Den Vierten in diesem Bunde, Hrn. de Morny, hat die scharfe Kritik der Herausgeber des „Bulletin français" weniger berührt — nur beiläufig nennen sie ihn einen „Edelmann der Börse" — vielleicht haben sie ihn geschont, weil er an den neuesten Acten der Politik des 2. December, der Confiscation der Orléans'schen Güter, sich nicht mehr betheiligt und seine Misbilligung dieses Schritts durch die eingereichte Entlassung bekundet hat. Hr. de Morny scheint, was Loyalität des Charakters und ehrenhafte Vergangenheit betrifft, auf einer etwas höhern Stufe zu stehen als die Herren Leroy St.-Arnaud und Maupas, wenn schon manche seiner ministeriellen Handlungen, wie jene Veröffentlichung von Listen der Consultativcommission ohne Wissen und Wollen der darin Verzeichneten, denen nicht einmal ein öffentlicher Protest gegen diesen Misbrauch ihrer Namen verstattet war, eben auch keine große Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Mittel verrathen. Auch die mehr als zweideutigen Manipulationen zur Beeinflussung der Abstimmung vom 20. December fallen unter sein Ministerium und wenigstens indirect ihm zur Last.

Hr. de Morny gehört nach der Schilderung eines der Schriftsteller seiner eigenen Partei, Mayer's:

zu jener neuerstandenen Classe von Salonmenschen, welche durch den Drang socialer Ereignisse plötzlich in Staatsmänner umgewandelt, zu den Staatsgeschäften den Geist der Ueberwältigung, die Gewohnheit des Siegens, die beherrschenden Manieren und die Kaltblütigkeit mitbringen, denen sie ihre Ueberlegenheit in der Gesellschaft verdanken; welche eine diplomatische Combination nicht anders behandeln als eine Lustpartie, einen Staatsstreich nicht anders als die Inscenesetzung eines Gesellschaftslustspiels; welche, wenn die Stunde schlägt, die verwickeltsten Angelegenheiten keck mit ihrer feinbehandschuhten Hand anpacken und des Erfolgs sicher sind, weil sie unter der Hülle der Leichtfertigkeit einen unbesiegbaren Glauben an sich selbst verbergen.

Es ist bekannt daß Hr. de Morny noch in der Nacht des 2. December in einem Spielclub seiner gewohnten Leidenschaft nachhing und am Abend zuvor in einer Theaterloge mit einem der Generale deren Verhaftung am nächsten Morgen er mit hatte beschließen und vorbereiten helfen ein unbefangenes Gespräch anknüpfte. Wehe dem Lande, dessen Geschicke auf die „gesellige Courtoisie" und „Loyalität" solcher Salonmenschen angewiesen sind.

Was die Basis der neuen Napoleon'schen Herrschaft nach unten betrifft, so steht es damit nicht besser. Grobe Selbstsucht, Mangel aller höhern Lebensauffassung und aller sittlichen Energie sind auch hier die Hauptstützen einer Politik welche sich rühmt die Nation zu erheben und zu veredeln. Das Gros der Anhänger und Vertheidiger des Staatsstreichs bildet, abgesehen von der nicht geringen Zahl Derer welche directe Vortheile davon für sich

zu ziehen hoffen, die außerordentlich große Masse der Optimisten. Trefflich schildert diese das „Bulletin français" in nachstehendem Bilde:

Wir erinnern uns wol der Zeit, wo die Optimisten fanden daß die Republik ganz zur rechten Stunde erschienen und offenbar von der Vorsehung gesandt sei. Diese Ehrenmänner bekannten damals mit aller gebührenden Zerknirschung daß sie zwar nicht so glücklich gewesen wären von Haus aus Republikaner zu sein, daß sie sich aber vollkommen von den Vorzügen dieser Staatsform überzeugt hätten; sie bewunderten deren Großartigkeit, sie verbürgten ihre Dauer, die Republik war in ihren Augen die vom Himmel gesandte Wohlthäterin des Landes. Wir kennen solche Optimisten, die der Republik, damit sie gleich von vornherein leichteres Spiel habe, ganz leise den Rath ertheilten: „sie möge doch Bankrott machen, das habe ja nicht viel auf sich." Man nehme sich in Acht! Diese Leute sind jetzt Bonapartistische Financiers! Dieselben Personen entdeckten damals daß Caussidière ein Conservativer von der besten Sorte sei, und gaben ihm ihre Stimmen um ihn in dieser Politik zu bestärken, und dieselben Personen rühmen heute ganz mit denselben Gründen und in der gleichen Eigenschaft als wohlerfahrene Conservative eine Dictatur, die so revolutionnair ist wie nur irgend eine je war; sie erklären ganz ernsthaft, die Vorsehung sei uns wiederum gnädig gewesen, indem sie uns einen Herrn gegeben, und man dürfe diese neue Herrschaft nicht wegen ihres Ursprungs anfeinden, denn dieser Ursprung sei ein höherer! Der Optimismus ist freilich von Natur sehr religiös! Die Optimisten haben ihr Leben verbracht in der Religion des goldenen Kalbes; sie sind entnervt durch den Dienst der Boudoirs, herzlos und fett geworden beim Cultus der Tafel; sie haben nie andere Götter gekannt als ihre Börse und ihre Sinnlichkeit.

Diese profane Vergangenheit hindert sie jedoch keinen Augenblick mit einer unbegreiflichen Kühnheit sich und ihren augenblicklichen Günstling unter den unmittelbaren Schutz des Himmels zu stellen. Man könnte sich fast überreden lassen, sie glaubten wirklich an Gott: so sehr preisen sie ihn daß er ihnen einen Retter gesandt habe! Und doch ist es nur die weichlichste Bequemlichkeitsliebe, die unbegrenzte Sehnsucht diese Bequemlichkeit auch ferner zu genießen, und die Angst sie einzubüßen, was sie wie Verzweifelte zu den Füßen des Ersten Besten treibt, sobald dieser Erste Beste ihnen der Stärkste scheint; was ihnen eine so rührende Anhänglichkeit an die Gewalt einflößt der sie sich anschließen. Ihre Unterwürfigkeit ist auch in der That nicht bloße Heuchelei, es ist Nervenschwäche, sie sind wie jene Gottlosen, die aus Furcht vor dem Gewitter das Zeichen des Kreuzes machen.

Die Optimisten versichern euch — so sehr haben sie Angst daß alles Dies nicht Bestand haben möchte —: sie versichern euch daß unter Gottes gnädigem Beistande Dies wahrhaftig Bestand haben werde, zehn Jahre, zwanzig Jahre, Jahrhunderte! Sie versichern euch — so sehr sind sie mit ihrem Vertrauen im Zuge — niemals hätten die Finanzen des Landes besser gestanden als jetzt; niemals sei die Ordnung mehr gesichert gewesen als jetzt; endlich, um die übliche Wendung zu gebrauchen: man habe um so gewisser das Recht wiederhergestellt, je gewaltsamer man mit der Gesetzlichkeit gebrochen.

Aber nicht weniger streng sprechen die Herausgeber des „Bulletin français" zu den Pessimisten. Diesen rufen sie zu:

Ihr seid ebenso schlechte Patrioten wie die Optimisten, wenn der Schmerz über diese Schande des Vaterlandes, zu welcher Jene Beifall klatschen, euch den Muth des Kämpfens raubt, um diese Schande wieder auszulöschen, wenn ihr zu Nichts fähig seid als dazu, in einem einzigen Fluch eure Schande und euer Vaterland zu verschmelzen.

Der Pessimismus — fahren sie fort — ist auch eine der Masken dieser Zeit welche man ihr vom Gesicht reißen muß. Wir kennen Gleichgültige, die unbarmherzig über unser Elend schimpfen, aber nur zu ihrer eigenen Entschuldigung, da sie selbst Nichts thun um zu helfen, sondern angeblich weil das Volk unfähig sei sich wieder aufzuraffen, für ihre Personen sich nach andern Interessen, nach einer andern Zufluchtsstätte, nach andern Gedankenkreisen umsehen, mit Horaz ausrufend:

Arva, beata petamus arva,
Divites et insulas.

Würde aber — fährt das „Bulletin français" fort — der heidnische Dichter so die Entmuthigung und den Abfall gepredigt haben, wenn er nicht selbst zuvor sein Schild weggeworfen hätte auf dem Schlachtfelde von Philippi? Werfen wir das unsere nicht weg, kämpfen wir! wir werden dann nicht daran denken uns zu ergeben. Verfallen wir nicht in krankhafte Träumereien, verlieren wir uns nicht in eine brahmanenartige Betrachtung des Weltlaufs! sagen wir nicht: es ist ja blos eine Welt die untergeht und Gott ist groß! Lassen wir Gott sein Amt verwalten, und thun wir unsere Pflicht als Menschen! Besser in diesen Stürmen untergehen, von ihrer Wuth vernichtet, um den Preis bis zuletzt seine Freiheit, seine Energie, sein Gefühl des Rechts und Unrechts bewahrt zu haben, als in fernen Weiten sich zu ergehen und „im Blauen" herumzuschwimmen, wie die Deutschen sagen, philosophirend und dichtend über die Natur des Sturms.

Möchten auch unsere Landsleute die Lehre beherzigen die hier uns, den „gewissenhaften" Deutschen, von einem „leichtfertigen" Franzosen zutheilwird.

Die Publication, der wir alle diese Schilderungen entnehmen, das „Bulletin français", hat nicht blos durch seinen Inhalt, sondern ebenso sehr und fast mehr noch durch die Persönlichkeit seiner Herausgeber und Mitarbeiter, sowie durch seine Schicksale, durch die Verfolgung die es von Seiten des Bonapartistischen Regiments erfuhr und welcher leider in zu großer Nachgiebigkeit die sonst so constitutionnelle belgische Regierung die Hand bot, durch seine Anklage vor den belgischen Gerichten, seine glänzende Vertheidigung und das für die Unabhängigkeit des belgischen Charakters so ehrenvolle Verdict der belgischen Jury allgemeines Aufsehen erweckt. Die Männer welche in diesen kleinen fliegenden Heften einen Krieg auf Leben und Tod machen, sind nicht etwa die Apostel weit vorgeschrittener oder wol gar destructiver Freiheitstheorien, es sind vielmehr sehr conservative Leute, ihrer innersten Gesinnung nach Anhänger der Monarchie und Gegner der Republik die sie für unverträglich mit den Zuständen Frankreichs halten, Gegner der Revolution von 1848, in der sie eine Ueberrumpelung des Landes erblicken, Gegner des allgemeinen Stimmrechts, das ihnen als eine große Täuschung — und nach dem 20. December mehr denn je — erscheint. An der Spitze des Unternehmens steht der Graf von Haussonville, ein Mann von Geburt und Vermögen, der unter der Julidynastie zu wichtigen diplomatischen Sendungen verwendet wurde. Andere Männer die früher hohe Verwaltungsposten bekleidet haben, scheinen ebenfalls mit dem „Bulletin français" in Verbindung zu stehen, und so erklärt es sich daß dieses seine Mittheilungen großentheils aus unmittelbarer Kenntniß officieller Staatsacte und der dabei betheiligten Personen schöpft. Man darf

sich daher nicht wundern wenn die gegenwärtige französische Regierung Alles aufgeboten hat um das „Bulletin français" zu unterdrücken. Die Geschichte dieser Verfolgung und des vor dem belgischen Geschworenengerichte geführten öffentlichen Processes des „Bulletin français" bildet einen der interessantesten Abschnitte dieser Publication. Obgleich freigesprochen, konnte doch das „Bulletin français" nicht ferner in Belgien erscheinen, da seine Herausgeber zu delicat waren, um die belgische Regierung der Verlegenheit auszusetzen welche ein ihnen gewährter Schutz bei den heftigen Reclamationen der französischen Regierung derselben leicht bereitet haben möchte. Das „Bulletin français" hat sich auf einen unantastbarern Boden der Freiheit, nach England geflüchtet und setzt von dort seinen Kampf unermüdet und unerschrocken fort. Da der Raum d. Bl. uns weitere Auszüge als die oben gegebenen aus der interessanten und wichtigen Publication nicht gestattet, so müssen wir uns auf eine kurze Analyse der übrigen Abschnitte desselben beschränken, um wenigstens dessen Geist zu charakterisiren und zu zeigen wie es alle Verhältnisse des gegenwärtigen Frankreichs und alle Acte seiner neuen Regierung vor sein unerbittliches Forum zieht.

Das erste Heft gibt das Programm der Herausgeber und die Ueberschrift: „Qui nous sommes." Wer die Herausgeber ihrer politischen Parteistellung und ihrer Vergangenheit nach sind, ward soeben auseinandergesetzt. Das zweite Heft bespricht „die innere Lage", „die Gefahr der Kirche" und „die äußere Lage: die kaiserlichen Adler und die Rheingrenze". Die Gefahren der innern Lage erblicken die Verfasser dieses Artikels hauptsächlich in jener Gesinnungslosigkeit und Feigheit der Optimisten einerseits, der Pessimisten andererseits, die wir oben mit den eigenen Worten derselben geschildert haben; aber einen Vortheil hoffen sie von der gegenwärtigen Krisis — nach ihrer Ansicht einer nur vorübergehenden —, den nämlich daß die Täuschungen des allgemeinen Stimmrechts und der Republik, ebenso die Drohungen und Verlockungen des Socialismus ihre Macht verloren hätten.

Wir können ihnen hier nur bedingt Recht geben. Allerdings hat das allgemeine Stimmrecht in der rohen Gestalt in welcher es 1848 proclamirt ward, und ohne seine nothwendige Vorbedingung, eine allgemeine Bildung des Volks, ein für seine Anhänger sehr beschämendes Dementi erfahren durch die Leichtigkeit womit die Gewalt daraus ein Werkzeug für sich zu machen im Stande war; allerdings hat man gesehen daß die bloße Verkündigung der Republik noch nicht republikanische Sitten, Charaktereigenschaften und Tugenden im Volke schafft, und daß ohne diese die Republik ein Kartenhaus ist, welches der Erste Beste mit einem Hauche umwirft; allerdings ist die Gefährlichkeit sowol des officiellen als des insurrectionnellen Socialismus hinlänglich erkannt worden, das Letztere schon vor dem 2. December, das Erstere durch die Politik des 2. December selbst, welche bereits angefangen hat Staatscommunismus im Großen zu treiben. Wenn jedoch aus dieser dreifachen Erfahrung die conservative Partei, welche durch das „Bulletin français" spricht, kein anderes Resultat ziehen wollte als dieses lediglich negative, daß das allgemeine Stimmrecht in der Weise wie man es in Frankreich prakticirt hat, daß die Republik unter den Voraussetzungen unter denen man sie dort eingeführt, daß der Socialismus in der Gestalt in welcher er dort aufgetreten nicht zum Heil, sondern zum Verderben des Volks führe, wenn sie dadurch sich lediglich bestärkt finden sollte in ihrer frühern Politik des Widerstands nicht blos gegen diese drei Richtungen der Revolution von 1848, sondern gegen das Princip dieser selbst, wenn sie glauben wollte, es würde Alles gethan und Alles gewonnen sein, sobald Frankreich zum Königthum, zum beschränkten Stimmrecht und zu dem alten System einer nur die besitzenden Classen berücksichtigenden, die besitzlosen aber mit Gewalt niederhaltenden Politik zurückgekehrt wäre, dann würden wir zu beklagen haben daß auch diese Partei zu denen gehöre die „Nichts lernen und Nichts vergessen", und daß alle Erfahrungen nicht hinreichen um gewisse tiefgewurzelte Vorurtheile in den Köpfen so gebildeter, gelehrter und in Staatsgeschäften bewanderter Männer auszurotten! Wenn Etwas den Freund des Fortschritts und der allgemeinen Bildung der Völker im Angesicht der Thorheiten und der Schlechtigkeiten unter denen jetzt Frankreich seufzt zu trösten, wenn Etwas ihm Hoffnung zu gewähren vermag daß diese schwere Prüfung doch am Ende zum Heil Frankreichs gereichen könne, so ist es der Gedanke daß die verständigen und patriotischen Männer aller Parteien in diesem Lande daraus große und unvergeßliche Lehren schöpfen werden. Wir verstehen darunter mehr als die Wiederaufwärmung der Fusionsidee oder die Annäherung der gemäßigten Republikaner an die gemäßigten Royalisten zu gemeinschaftlicher Bekämpfung des gemeinschaftlichen Gegners: wir verstehen darunter die Bildung einer neuen politischen Schule oder Partei, welche durch die Erfahrungen von 1848 und 1852 belehrt über Das was von den alten Einrichtungen und den neuen Ideen sich als unhaltbar, unzweckmäßig oder verderblich erwiesen hat, mit voller patriotischer Hingebung, ohne nationale wie ohne Parteivorurtheile nur darauf denke wie das Gemeinwesen Frankreichs auf soliden, dauerhaften Grundlagen zu errichten und zu befestigen sei.

Vollkommen stimmen wir den Herausgebern des „Bulletin français" bei, wenn sie die katholische Geistlichkeit ermahnen nicht die Sache der Kirche zu compromittiren durch Vermischung derselben mit der des weltlichen Despotismus, oder wenn sie Hrn. de Montalembert und seine Gesinnungsgenossen tadeln wegen des Einflusses den sie in dieser Richtung zu üben versucht haben.

Es bedurfte nicht der Hinweisung des „Bulletin français" auf die Eroberungsgelüste Ludwig Napoleon's, um Alle die nicht blind sind diesseit des Rheins aufmerksamzumachen auf die Gefahren welche uns von dorther drohen; allein beachtenswerth und erfreulich ist es

daß eine Partei welche durch die Zahl ihrer Anhänger wie durch ihre Intelligenz achtungswerth ist, mit solcher Entschiedenheit, wie hier geschieht, jene „Rheingelüste“ im Namen des ganzen vernünftigen Theils der Nation zurückweist.

Wie das „Bulletin français“ über das Votum vom 20. December, wie es über die Verfassung vom 14. Januar, wie es über die Decrete vom 22. Januar, wie es endlich über die Behandlung der am 2. December verhafteten Repräsentanten in den Gefängnissen und die spätere zwangsweise Fortführung mehrer derselben außerhalb der französischen Grenzen sich ausspreche, werden die Leser ahnen, auch ohne daß wir näher darauf eingehen.

Das „Bulletin français“ ist wesentlich orleanistisch, allein es trennt in dem gegenwärtigen Augenblicke seine Sache so wenig von derjenigen der honneten Republikaner wie von derjenigen der Legitimisten; es kennt augenblicklich nur noch zwei Parteien in Frankreich: die der ehrlichen Leute (des honnêtes gens) und die ihrer Gegner. Es spricht deshalb auch die Ueberzeugung aus daß die Legitimisten — einige Abenteurer darunter abgerechnet — ebenso wenig der neuen Regierung sich anschließen würden wie die Orleanisten, und es theilt zur Bekräftigung seiner Meinung einen Brief Berryer's mit, worin dieser sich entschieden zu einer gleichen Ansicht bekennt. Inwieweit Berryer als tonangebender Führer der Legitimisten gegenwärtig zu betrachten sei, ist freilich eine noch immer ungelöste Frage.

Von besonders substantiellem Inhalte sind die Artikel: „Die Finanzen“, „Der neue Vertrag der Bank mit der Regierung“, „Die Civilliste des Kaiserreichs“; sie weisen mit Daten und Zahlen nach daß die materiellen Verluste, mit denen der Autokratismus Frankreich bedroht, nicht geringer seien als die moralischen. Immer kommt jedoch das „Bulletin français“ mit besonderm Nachdruck auf die sittlichen und rechtlichen Seiten der gegenwärtigen Zustände Frankreichs zurück und hält einen Spiegel namentlich den gebildeten, den vorzugsweise zu Wächtern des Rechts und des Gesetzes bestellten Classen vor; so in dem Aufsatze „Der Eid der Magistratspersonen“.

Wir haben gelesen wie bei Gelegenheit der Abnahme dieses Eides Ludwig Bonaparte jene Theorie von der doppelten Legitimität seiner Gewalt entwickelte, einer auf der Wahl des Volks und einer andern auf dem Erbrecht der Dynastie Bonaparte beruhenden. Bekannt ist auch daß Ludwig Bonaparte sich als den Erben und berufenen Vertreter der politischen Gedanken seines großen Oheims, der „Napoleonischen Ideen“ ansieht. Die Herstellung des Kaiserreichs, als der formellen Legitimation dieser persönlichen und dynastischen Rechte des Napoleoniden, wird nicht lange mehr auf sich warten lassen. Angesichts dieser theils schon begonnenen, theils bevorstehenden Erneuerung der Napoleonischen Politik ist es von Wichtigkeit den Charakter und die praktischen Folgen dieser Politik wahrheitsgetreu, entkleidet von dem blendenden Nimbus, den die Bewunderung der persönlichen Größe und der kriegerischen Thaten des Kaisers über alle seine Handlungen auszubreiten pflegt, der nachgeborenen Generation vor die Seele zu führen. Dies geschieht in dem Schriftchen „Souvenirs de la France Napoléonienne“. In der Einleitung heißt es:

> Einer Jugend, welche nach neuen Ereignissen dürstet und sich leicht verführen lassen möchte durch den trügerischen Glanz eines falschen Ruhms, glauben wir die auf immer beklagenswerthen Zeiten eines Regiments ins Gedächtniß rufen zu müssen, welches dem jetzigen Geschlechte schon fernliegt und dessen Folgen für Frankreich selbst nicht weniger traurig waren als für den unter das harte und schimpfliche Joch eines Eroberers gebeugten Continent von Europa. Ehre dem außerordentlichen Genie des Kaisers! aber hüten wir uns vor den Grundsätzen seiner Regierung, vor einer neuen Herrschaft der „Napoleonischen Ideen“! Vergessen wir nicht daß im Jahre 1802 das französische Volk auf 10 Jahre als seinen obersten Beamten den Mann wiedererwählte „der, nachdem er so oft die republikanischen Legionen zum Siege geführt, Italien befreit, in Europa, in Afrika, in Asien Triumphe erfochten und die Welt mit seinem Ruhme erfüllt, soeben Frankreich von den Schrecken der ihm drohenden Anarchie gerettet, die mähende Sichel der Revolution zerbrochen, die Parteien zerstört, den bürgerlichen und religiösen Streitigkeiten ein Ziel gesetzt, den Wohlthaten der Freiheit die der Ordnung und Sicherheit hinzugefügt, die Fortschritte der Aufklärung beschleunigt, die Menschheit beruhigt und den Frieden zu Land und Meere hergestellt hatte.“

So lauteten die Lobpreisungen, mit denen der Senat damals den ersten Consul überschüttete, der in der That das größte Anrecht auf den Dank seiner Mitbürger sowie auf die Bewunderung der Nachwelt hatte. Dieser selbe Senat erklärte 1814 Napoleon Bonaparte des Throns verlustig, das Erbrecht seiner Familie auf den Thron für aufgehoben. Blindes Werkzeug eines zügellosen Despotismus, trug er mehr als irgend etwas Anderes zum Sturze desselben Idols bei, dessen Herrschaft er selbst zuvor aufgerichtet hatte. Da erst, zu spät, gedachte man der merkwürdigen Worte, welche der zukünftige Kaiser kurz vor seiner Erhebung zu dieser Würde, dem Gegenstand seines geheimen Verlangens, gesprochen hatte. Er hatte gesagt:

> Nun wohl! Wenn ihr denn einmal meine Ernennung zum Kaiser für nothwendig zum Heile Frankreichs haltet, so trefft wenigstens Vorkehrungen gegen meine Tyrannei. Ja, ich wiederhole es: gegen meine Tyrannei! Denn wer weiß ob nicht in der Lage in der ich dann sein werde ich mich versucht fühle meine Macht zu misbrauchen.

So erzählt Frau von Staël in ihren „Considérations sur les principaux événements de la révolution française“.

> Werden — fährt der Verfasser fort — Frankreich und Europa 1852 sich vor den Uebeln zu schützen wissen welche der Kaiser Napoleon als untrennbar von der absoluten Gewalt bezeichnete und deren Uebermaß seinen eigenen Fall herbeiführte?

Durch eine Reihe treffender Anführungen theils von officiellen Acten des Kaisers, theils von Urtheilen der Zeitgenossen über ihn hat der Verfasser der „Souvenirs“ die verderblichen Folgen des auf Tyrannei, Selbstsucht, Unterdrückung und Täuschung des Volks gegründeten Napoleonischen Regiments in ein helles Licht gestellt.

Der große Napoleon gab sich den Anschein als ob er mit der öffentlichen Meinung und auf sie gestützt regieren wolle. Er erklärte:

Die Freiheit des Gedankens ist die größte Eroberung dieses Jahrhunderts, der Kaiser will daß sie erhalten bleibe. Nur darf der Gebrauch dieser Freiheit weder den guten Sitten noch dem Ansehen der obersten Gewalt zuwider sein.

Allein trotz dieser schönen Worte war die Presse vollständig unterdrückt, entwürdigt, rechtlos.

Kein Werk konnte erscheinen ohne mit dem Lobe Bonaparte's gleichwie mit einem Stempel der Sklaverei bezeichnet zu sein. In den neuen Ausgaben der alten Autoren strich die Censur Alles was darin gegen Eroberung, Tyrannei und Knechtschaft gesagt war. In dem Katechismus mußte die Conscriptionspflicht einen stehenden Glaubensartikel bilden. Bei der Staatspolizei bestand ein besonderes Comité zur Leitung der öffentlichen Meinung: der Betrug und das erzwungene Stillschweigen waren die beiden großen Mittel die man anwendete um das Volk in der Täuschung zu erhalten.

Das jetzige System geht hierin noch weiter; es begnügt sich nicht mit dem „erzwungenen Schweigen“. Bekanntlich ward das „Journal des débats“ mit Unterdrückung bedroht, wofern es nicht das Schweigen das es sich selbst nach dem 2. December auferlegt hatte, brechen und wieder über Politik zu sprechen anfangen würde, natürlich ohne Opposition.

Einer der ersten Acte der Regierung vom 2. December war die Regelung des Unterrichtswesens im Geiste unbeschränkter Herrschaft. Nicht anders war der Kaiser verfahren.

Bonaparte hatte vom Standpunkte seines Despotismus ein sehr großes Interesse daran sich der Leitung des öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtswesens zu bemächtigen; auch war es einer der ersten Acte seiner Regierung, dasselbe seiner Gewalt zu unterwerfen, anzuordnen daß Niemand Schulen gründen dürfte ohne seine specielle Erlaubniß, und so sich an die Stelle der Familienväter zu setzen in Bezug auf die Wahl der Lehrer und der Grundsätze der Erziehung ihrer Kinder.

Die Unabhängigkeit des Richteramts war damals wie jetzt dem selbstherrlichen Belieben des Staatsoberhaupts unbequem.

Vor 1789 war die Unabhängigkeit der Richter eine Bürgschaft der persönlichen Freiheit. Aber Napoleon verstand das Richteramt nicht so; er bedurfte vorallem williger Werkzeuge. Daher ward bestimmt daß die Anstellungen der Richter auf Lebenszeit erst nach einer fünfjährigen Probezeit erfolgen sollten, nach deren Verlauf der Kaiser entschied, ob sie deren werth seien oder nicht.

Jetzt hat man zu einem andern Mittel gegriffen: der Entsetzbarkeit der richterlichen Beamten über ein gewisses Alter hinaus. Damit will man die ältern, erfahrenern, durch lange Uebung des Rechts in der Anhänglichkeit an dasselbe vorzugsweise befestigten und für den jungen Nachwuchs tonangebenden Richter, die Mitglieder der höhern Gerichtshöfe und die Präsidenten der niedern, einschüchtern, da, wie man calculirt, die jüngern, welche erst ihre Carrière machen wollen, hierdurch schon den Verlockungen und Drohungen der Gewalt leichter zugänglich sind.

Außerdem wurden unter dem Kaiserreiche ganze Gebiete der Anklage, der Verurtheilung und der Bestrafung den Gerichten völlig entzogen. Durch ein kaiserliches Decret vom 3. März 1810 ward

in Erwägung daß eine Anzahl unserer Unterthanen sich in den Staatsgefängnissen befindet, von denen es weder passend (convenable) scheint, sie vor die Gerichte zu stellen, noch sie in Freiheit zu setzen,

eine Commission für die Staatsgefängnisse ernannt, auf deren alleinigen Bericht Jemand sein ganzes Leben lang in diesen Gefängnissen vergraben oder füsilirt werden konnte, ohne Untersuchung, ohne Proceß, ohne richterliches Urtheil. Diese Commission nannte man noch überdies den Spott zur Grausamkeit fügend „Commission für die individuelle Freiheit“.

Wer erkennt nicht hierin das Vorbild der Verbannungs- und Deportationsdecrete des jetzigen Präsidenten?

Ebenso weisen die Confiscationsdecrete vom 22. Januar d. J. und die Mittel die man anwendet um deren Durchführung zu erzwingen, auf die Gesetzgebung des Kaiserreichs zurück.

Ein einziger Artikel der neuen Gesetzbücher zerstörte von Grund aus das Eigenthum. Ein Verwalter der öffentlichen Domaine konnte zu Jemand sagen: „Euer Eigenthum gehört der Domaine oder der Nation; ich nehme es provisorisch unter Sequester — geht hin und klagt!“ Und an wen hatte man sich in solchem Falle zu wenden? An die gewöhnlichen Gerichte? Nein! Klagen dieser Art gehörten vor den Staatsrath und wurden in Gegenwart des Kaisers verhandelt, der somit Partei und Richter in einer Person war.

Chateaubriand sagt von Napoleon:

Er war nur darauf bedacht seinen Schatz durch die allerungerechtesten Maßregeln zu füllen.

Ludwig Bonaparte hat es eine seiner ersten Sorgen sein lassen, die Polizei auf dem Fuße des Kaiserreichs wiederherzustellen. Man kennt die Circulare die Hr. de Maupas, der Chef dieser neuen Polizei, an seine Agenten in allen Theilen des Landes erlassen hat. Es dürfte interessant sein diese Circulare mit denen zu vergleichen welche 1811 der Generalcommissar der Polizei an die ihm untergeordneten Commissare erließ. Diese letztern lauteten so:

Die Polizeistatistik muß umfassen: 1) die öffentlichen Beamten jedes Grads, Civil-, Militair- und richterliche Beamte; 2) die Diener der Kirche; 3) die Honoratioren der Städte, Eigenthümer, Kaufleute u. s. w.; 4) überhaupt alle durch ihr Vermögen oder ihre Verbindungen einflußreichen Personen. Die Polizei muß kennen die gegenwärtigen und vergangenen Verhältnisse eines Jeden, seine politischen und religiösen Meinungen, sein Vermögen, seine Sittlichkeit, seine besondern Fähigkeiten, ob er verheirathet oder Witwer ist, Zahl, Geschlecht und Alter seiner Kinder, sein Verhalten im öffentlichen und Privatleben, seinen Ruf, seine Beziehungen nach dem Auslande, die Gesinnungen die er und die Seinen in Bezug auf den Kaiser und dessen erhabene Familie hegen, kurz Alles was geeignet ist die Polizei aufzuklären über Das was jeder hervorragende Mann gewesen ist und jetzt ist, was er denkt, was man von ihm zu hoffen oder zu fürchten hat. Ihre Aufmerksamkeit muß sich ganz besonders auf die Jugend beider Geschlechter richten; Sie werden sich Aufklärungen verschaffen über die noch unverheiratheten jungen Erben, deren Vermögen, Aussichten, die Richtung ihrer Erziehung und ihres Geschmacks, ihre Talente, ihr Alter, ihre Vergnügungen und

sogar ihre körperlichen Gebrechen; Nichts was wichtig ist darf Ihnen entgehen. Was die jungen Männer von guter Familie betrifft, so wird es Ihnen leicht sein zu erkennen welchen Vortheil von ihnen die Regierung ziehen kann, und mir dieselben zu bezeichnen nach ihrem Alter, ihrer Erziehung, ihren Gewohnheiten, ihrem Vermögen, ihren Verbindungen, ihrer Gestalt und äußern Bildung, ihren Fähigkeiten und ihrem Charakter.

Auch der Kaiser hatte einen Staatsrath, Senat und gesetzgebenden Körper wie jetzt sein Nachfolger. Aber er war etwas unhöflicher, gegen diese von ihm geschaffenen Körperschaften als der Letztere es wenigstens bisher zu sein für gut oder für nöthig befunden hat. So sprach der Kaiser noch am 2. Januar 1814 zum Corps législatif:

Was sind Sie in der Verfassung? Nichts! Sie haben keine Autorität, Alles beruht in dem Throne und mir.

Die Schmeichelei und die Gesinnungslosigkeit spielten damals ihre Rolle so gut wie jetzt, und leider gab auch damals die Geistlichkeit das erste Beispiel dazu, gleichwie wir auch heute wieder hohe Würdenträger der Kirche, z. B. den Bischof von Chartres, durch offene Hirtenbriefe Stimmen zu Gunsten des Staatsstreichs haben werben sehen.

Mitten in diesem allgemeinen Weltlauf der Schmeicheleien und der sklavischen Unterthänigkeitsbezeigungen wußte die Geistlichkeit durch Uebertreibung sich auszuzeichnen. Sie beutete das Alte und Neue Testament aus um in der Thronerhebung Napoleon's den Finger Gottes nachzuweisen. Sie nannte ihn den neuen Cyrus, den neuen Moses, herbeigerufen aus der Wüste Aegyptens, den neuen Augustus, den neuen Mattathias, gesandt vom Herrn, den frommen Onias, den neuen Josaphat u. s. w.

Was endlich die auswärtige Politik betrifft, so hat Ludwig Bonaparte ausdrücklich in seiner Rede vor dem Pairshofe 1840 diejenige seines Oheims für die seinige und sich gleichsam zum Bürgen für deren Durchführung erklärt. Ist es ein Wunder wenn er seine Blicke zunächst auf Belgien richtet? Der Kaiser schrieb am 4. Januar 1814 an den Herzog von Vicenza:

Frankreich ohne seine natürlichen Grenzen, ohne Ostende, ohne Antwerpen wäre von seinen Verbindungen mit dem übrigen Europa abgeschnitten.

Ludwig Napoleon steht auf dem Punkte auch den letzten Schritt zu thun zur völligen Wiederherstellung des Kaiserreichs. Schon sind die kaiserlichen Adler den Fahnen zurückgegeben und in feierlicher Ceremonie an sämmtliche Corps der Armee ausgetheilt worden. Schwerlich wird die Proclamirung des neuen Kaisers noch lange anstehen. Als im Jahre 1804 Napoleon sich zum Kaiser der Franzosen ausrufen ließ, verfaßte F. Gentz eine Denkschrift, worin er zu beweisen versuchte, Europa dürfe Bonaparte nicht als Kaiser anerkennen. Mit Dem was Gentz damals im unversöhnlichen Zorne der Legitimität gegen das Princip des revolutionnairen Despotismus von dem ruhm- und sieggekrönten Feldherrn sagte, wollen wir unsere Mittheilungen schließen:

Der Kecke welcher unter dem Vorwande Frankreich vor einer Anarchie zu retten, die nothwendigerweise nur eine vorübergehende gewesen sein würde, es zu jahrhundertelangen Krisen und Unglücksfällen verurtheilt hat, welcher, indem er scheinbar Europa den Frieden gab, ihm nur die grausame Alternative stellt, sich entweder blindlings ihm zu unterwerfen oder immer neue Kriege zu führen, dieser Mensch welcher groß ist nur durch die Kleinheit Derer die er unterjocht, furchtbar nur durch die feige Angst seiner Zeitgenossen, hat endlich den letzten Schleier zerrissen welcher bisher noch seinen grenzenlosen Ehrgeiz verhüllte.

52.

Dürres Reisig aus dem deutschen Dichterwald.

Es ist noch eine große Frage, wenn man sich die Sache recht überlegt, ob in irgend einem deutschen Wald vom Harz bis hinüber zum Riesengebirge so viele buntscheckige Pilze wachsen als in der jüngsten Zeit vorwitzig und glanzsüchtig derlei breitköpfige Individuen im deutschen Dichterwald emporschossen — über Nacht ein paar Dutzend! o das wäre noch nicht der Rede werth —; aber seit sogar die berliner Schneidermeister anfangen Verse zusammenzustoppeln, weiß ein Kritiker kaum mehr wo er zuerst die Augen hinwenden soll, um alle diese sehnsuchtsschwangern und poesiearmen Pilze zu übersehen. Wenn diese lichttrunkene Productionskraft in unserm lieben Vaterlande sich noch lange eines solchen Segens von — Misgeburten zu erfreuen hat, so steht zu befürchten daß der Centner poetischer Maculatur im nächsten Decennium für einen schwarzen Sechser zu haben sein wird. Uebrigens welche Gefahr dadurch den Regierungen in der Zukunft droht, das ist vorderhand noch unberechenbar; denn wenn das Volk einmal auf den schrecklichen Gedanken kommt, diese Cyklopenballen der Versemaculatur zu Barrikaden zu benutzen, nun dann ist der Staat rettungslos verloren. Gegen so viele geniale Lumpen ist mit Kartätschen Nichts auszurichten, und vor einem drei Ellen langen Ballen Verse die ein Schneider gemacht hätten selbst die Achtzehnpfünder Respect. In der That uns ist ein ganzes Bataillon solcher obscurer Pilze bekannt, und wir könnten sie steifbedeckelt in Reih und Glied sechs Mann hoch aufmarschiren lassen und natürlich aus Galanterie eine Avantgarde von Blaustrümpfen über den scharfeckigen Exercirplatz der Kritik zuerst hineincommandiren, doch wozu? Wir sind vielmehr gesonnen einige Regimenter dieser Olymposstürmer ganz eingehen zu lassen. Wir können uns aber doch nicht der Bemerkung enthalten daß es für alle diese Pegasusreiter mit oder ohne Damensattel höchst angemessen wäre, zusammen eine Versfabrik in Deutschland zu errichten, denn um diese vortrefflichen zersplitterten Kräfte ist es jammerschade. Auch könnten sie sich durch die Gründung eines großartigen gemeinnützigen Vereins das seltene Verdienst erwerben, Europa für immer von der Cholera zu befreien; man dürfte dann nur bei der nächsten Gelegenheit, wenn sich die Seuche wieder zudringlich bemerkbar macht, diese Versfabrik anzünden, und tausend gegen eins gewettet! der indische Elefantenrüssel der Madame Cholera könnte diesen Rauchqualmparfum von glühenden Weltschmerzgedanken und den verkohlten Bombast der deutschen Lyrik nicht vertragen: sie tiefe mit Siebenmeilenstiefeln nach Asien zurück. So viel steht fest: es herrscht gegenwärtig eine babylonische Begriffsverwirrung im Reiche der deutschen Poesie, es singt jeder wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und glaubt eben in seiner Selbstüberschätzung: Weil ich einen Schnabel habe, kann ich ja auch singen!

Wenn wir nun vom Allgemeinen zum Besondern schreiten, und den Lesern d. Bl. einige mehr oder minder bekannte Persönlichkeiten vorführen, so dürfte es wol zur leichtern Uebersicht gerathen sein, sie nach Verwandtschaft des poetischen Inhalts in ein paar Gruppen zu bringen, ohne die Rangordnung welche einem oder dem andern Talente gebührte, gerade strenge zu berücksichtigen. Wir beginnen nun und stellen die Damen wie es sich von selbst versteht oben an.

1. Jugendblüten. Dichtungen von Dina von Salmuth. Zweite Auflage. Berlin, A. Duncker. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Corsar. Erzählung von Lord Byron, aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedemann. Leipzig, Brockhaus. 1852. 16. 20 Ngr.

3. Der Corsar von Byron, übersetzt von Victor von Arentsschild. Mainz, von Zabern. 1852. 16. 25 Ngr.
4. Die Pilgerfahrt der Rose. Dichtung von Moritz Horn. Leipzig, Brockhaus. 1852. 16. 16 Ngr.
5. Brennende Liebe. Zwei Sträuße. Gedichte von H. R. von Levitschnigg. Wien, Greß. 1852. 16. 1 Thlr.
6. Gedichte von Wolfgang von Göthe. Stuttgart, Cotta, 1851. 8. 24 Ngr.

Die Gedichte Nr. 1 verrathen beinahe durchgehend ein elegisch-gestimmtes Frauengemüth, das sich manchmal, wie z. B. in der Romanze „Die Ahnung" (S. 131), in weichliche Schwärmerei verliert. Wir wollen damit der Verfasserin nicht ihre poetische Ader absprechen, denn wir verkennen keineswegs daß einige ihrer lyrischen Ergüsse von lebenskräftigem Pulsschlag durchzuckt sind, aber etwas weniger „Liebesrausch" und „Seelentausch" dürfte der ganzen Sammlung nicht schaden. Sie scheint sich am glücklichsten im Liede zu bewegen, worin sie durch Klarheit und Einfachheit im Verein mit einem fließenden Versbau ganz anmuthige Effecte hervorzurufen weiß; jedoch ihre Balladen und Romanzen leiden an einer gewissen Verschwommenheit und Hinneigung zum Krankhaft-Sentimentalen, was sich zuweilen so sehr steigert daß eine gesunde Seele davon unangenehm berührt wird. Originell ist unter den „Reiseklängen" das Gedicht „Die Geburt der Schweiz" (S. 107); ja hätte dabei die Verfasserin jenen Fehler in den sie oft verfällt, nämlich den der zu großen Breite und Redseligkeit vermieden, so würden wir diese poetische Production für die beste des ganzen Buchs erklären, welches Lob nach unserer Ansicht nun aber dem kurzen energischen Liede: „Wechsel" (S. 25) gebührt, das hier stehen möge:

Wechsel.

Steh' still, du große Sonne,
Halt' mit dem Machtspruch ein:
Es soll auf dieser Erde
Nur Rück- und Fortschritt sein!

Halt' ein mit dem Gesetze,
Das schier das Herz mir bricht,
Mein Lieben darf nicht sinken,
Und steigen kann es nicht.

Zu den bessern die noch einer Erwähnung werth sind gehören ferner (S. 63):

Meine Thräne, die vom Auge u. s. w.

(S. 20):

Sanftes Flüstern — lau und lüstern u. s. w.

In Nr. 2 ist eine neue Damenübersetzung aus dem Englischen aufgetaucht, eine geistreiche Beschäftigung, die bei dem zarten Geschlechte immer beliebter zu werden scheint. Der „Corsar" hat unter den Byron'schen kleinern epischen Gedichten den größten Anklang und die meisten Ueberseßer gefunden. Friederike Friedemann zeigt dabei Gewandtheit, Eleganz im Ausdruck und viel Innigkeit. Denjenigen welche sich für die Byron-Literatur interessiren wird es gewiß schon der bloßen Vergleichung wegen höchst belohnend sein, sich die neuen Versuche von Uebertragungen anzuschaffen, da fast jeder Ueberseßer ein Stück seines Ichs dem auf vaterländischen Boden verpflanzten Producte einimpft. Wir geben hier als eine Probe das folgende Lied, da es selbständig als Byron'sches Gedicht im Original sich durch seine Gefühlstiefe auszeichnet (S. 28):

In meiner Seel' ein tief Geheimniß lebt,
Verborgen still — doch schwebt's zum Licht empor,
Wenn deines Herzens Schlag an meinem bebt,
Bist du mir fern, dann schweigt es wie zuvor.

Tief in des Busens Kern — ein Grabeslicht —
Brennt ewig diese Flamme ungeseh'n;
Selbst der Verzweiflung Nacht erstickt sie nicht,
Glimmt sie auch schwach als wollte sie verweh'n.

Vergiß mich nicht! Gehst einst in spätern Tagen
Du meiner Gruft vorbei, gedenke mein;
Die einz'ge Qual, die nicht mein Herz kann tragen,
Ist daß Vergessenheit mein Loos wird sein.

Die innigsten, die schwächsten Laute höre —
Schmerz um die Todten trifft ja nimmer Hohn.
Gib mir das schönste Kleinod — eine Zähre,
So vieler Liebe einz'ger, letzter Lohn!

Nr. 3. Ebenfalls eine Uebersetzung des „Corsar", der man zwar ansieht daß aller Fleiß daran gewendet wurde, der aber doch jene totale Abrundung fehlt, die uns immer an Adolf Wagner's treffenden Ausspruch erinnert:

Freilich das Gute zu seh'n allermeist,
Ja das will einen verwandten Geist,
Will ein gar treffendes, zartes Gefühl,
Wie's in dem Ueberseßergewühl
Selten sich findet.

Uebrigens möge der Ueberseßer deshalb nicht glauben daß wir seine Fähigkeit in dieser Richtung bezweifeln, vielleicht würde seiner Denk- und Sinnesweise ein anderer englischer Dichter mehr zusagen als Byron. Wir citiren hier dasselbe in Nr. 2 schon erwähnte Lied, um selbst unsern Lesern die Möglichkeit eines Vergleichs im Kleinen zu verschaffen (S. 31):

Ein süß Geheimniß wohnt in meiner Seele Tiefen,
Das einsam, nachtversenkt, nie drang ans Licht empor,
Als wenn zu dir, zu dir mich Sehnsuchtsstimmen riefen,
Um rückzuzittern dann in Schweigen wie zuvor.

Dort auf des Herzens Grund, gleich einer Grabesleuchte,
Die stille Flamme glimmt, ewig, doch ungeseh'n;
Die selbst Verzweiflung nicht mit ihrem Dunkel scheuchte
Ob auch verloren glüht ihr Strahl wie im Vergeh'n.

Gedenke mein im Tod! O geh' nicht kalt und achtlos
Vorüber an dem Grab das meine Asch' umfängt,
Nur einem Schmerz wär' ich zu trotzen muth- und machtlos:
Fänd ich mein Bild so schnell aus deiner Brust verdrängt!

Mein tiefstes — bängstes — ach! mein Sterbefleh'n gewähre:
Der Todten darfst du wol nachweinen ohne Scheu;
O gib' mir, mehr begehrt' ich niemals, eine Zähre,
Den ersten, letzten Lohn für so viel Lieb' und Treu'!

In Nr. 4 haben wir eine Dichtung vor uns die, ursprünglich für Musik geschrieben, von Robert Schumann componirt wurde. Sie erscheint hier mit dem Texte der Composition verglichen als ein klarer ausgearbeitetes Märchen. Die Grundidee zu dem Werkchen hat dem Dichter wahrscheinlich „Die Pilgerfahrt der Blumengeister" von Adolf Böttger gegeben, da in ähnlicher Weise sich die Rose vom Frühling im Elfenreiche die Menschwerdung erbittet. Dies Büchelchen ist zart und innig, manche Stellen hauchen den frischen Waldesduft Eichendorff's und Wilhelm Müller's. Was aber die Reinheit der Reime anbelangt, da erlaubt sich der Verfasser Freiheiten die vom kunstkritischen Standpunkte aus nicht geduldet werden können. Um nur ein einziges Beispiel zu geben: wie kann man „Sonntagsläuten" und „Freuden" aufeinander reimen? So etwas beleidigt jedes an Euphonie gewöhnte Ohr. Das Gelungenste in dieser „Pilgerfahrt" dünkt uns das wirklich herrliche Lied „Im Walde" (S. 73), weshalb wir es hier einrücken:

Bist du im Wald gewandelt,
Wenn's drin so heimlich rauscht,
Wenn aus den hohen Büschen
Das Wild aufhorchend lauscht?

Bist du im Wald gewandelt,
Wenn drin das Frühlicht geht
Und purpurroth die Tanne
Im Morgenscheine steht?

Hast du da nicht verstanden
Des Waldes zaub'risch Grün,
Sein heimlich süßes Rauschen
Und seine Melodien?

O Herz, wenn dir die Erde
Nicht hält was sie versprach,
Wenn Lieb' und Treu' die Schwüre
In arger Falschheit brach;

Dann komm, ruft's aus dem Walde,
Komm her in meine Ruh'!
Mein leises, kühles Rauschen
Küßt deine Wunden zu.

Schade daß sich der Verfasser verleiten ließ bei den letzten acht Zeilen in einen moralisirenden Ton zu verfallen, der den Schlußstrophen den poetischen Reiz benimmt. Dieses niedliche Büchelchen ist wegen seiner Zartheit und Lieblichkeit besonders allen Damen warm zu empfehlen.

Nr. 5, ein hausbackiger Schwulst von Liebesgedichten, wie uns noch selten einer vorgekommen ist. Die Phantasie des Verfassers ist eine ungezügelte, denn indem er ein Bild bringt, bringt er auch darin häufig schon wieder ein anderes; und er besitzt bei dieser Bilderjagd eine so merkwürdige Fertigkeit den gesunden Sinn des Lesers phantastisch zu umschwindeln, daß Jemand mit einem schwächern Nervensystem nach einer Lecture von fünf Minuten Kopfschmerzen davon bekommen könnte. Kurz Levitschnigg's Phantasie geberdet sich wie ein zum ersten male losgelassenes Füllen das einen Seitensprung um den andern macht. Wie allseitig er ist, bezeugt hinlänglich der Umstand daß er in einem Athem 195 Seiten hindurch von Liebe winselt und seiner Geliebten einen Bombast von Worten vorschleppt, woraus ein Dutzend Monumente gebaut werden könnten. Wo er sich nur etwas mäßigt, wird er auch gleich erträglicher, z. B. in folgendem Liede (S. 182):

Alle Blumen verwelken bleich,
Wenn der Sommer vorüber,
Wenn die Schwalbe dem Pfeile gleich
Zieht die Alpen hinüber.

Eine Blume spottet des Schnees,
Blüht noch freundlich dahinter,
Wenn schon lange die Tage des Wehs
Brachte für Blumen der Winter.

Diese Blumen würdest du, Kind,
Wenn ich sie auch nicht beschriebe,
Wir doch nennen schwalbengeschwind —
Unsere brennende Liebe!

Zu den bessern Producten gehören noch (S. 84):

Harlemerjudenzunft mit blum'gen Trieben u. s. w.

und (S. 180):

Reiste neulich in Gedanken u. s. w.

Nr. 6. Es kann allerdings einem Dichter der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nichts Fataleres passiren als Wolfgang von Goethe zu heißen. Wir wollen es dem jungen Manne keineswegs verdenken, wenn auch er seine Thätigkeit auf diesem Felde der Kunst zeigen will, aber daß er gerade in der Weise seines berühmten Großvaters auftritt, ist jedenfalls von seiner Seite eine gewagte Sache. Sein Aufenthalt in Italien hat sicherlich seinen Sinn für Formenschönheit geweckt, manche dieser Sonette prangen mit wohlgebauten Versen und beweisen daß er im schönen Lande der antiken Kunst seine Blicke nur auf würdigen Gegenständen ruhen ließ: doch was sollen uns solche mitunter auch schale Reimtändeleien, die mit sich selbst coquettiren wie diese Ghaselen? Derlei Seiltänzerkunststückchen hätten wol aus dem Buche vom Selbstcensor gestrichen werden können. Dagegen befinden sich darin einige Lieder voll des süßesten Schmelzes, durchdrungen von einer echtdichterischen Herzinnigkeit. Man höre nur einmal folgendes (S. 14):

Ein Gleiches.

Ueber meines Fensters Eisenstäbe
Gleitet sanft das Mondenlicht.
Leise zittern zu mir seine Strahlen,
Die der Bäume Dunkel bricht.

Ueberall umströmt mich sanfte Kühle,
Nachtthau deckt das Wiesenthal,
Und ich suche auf dem stillen Lager
Ruhe nach des Tages Qual.

Zögernd schließ' ich nun das kleine Fenster,
Decke still mein Lichtlein zu,
Schüchtern werf' ich meine Kleider nieder,
Der Geliebte sieht mir zu.

Ist mir doch als wenn aus jedem Zweige,
Der sich an mein Fenster rankt,
Des Geliebten tiefes stilles Auge
Scheu zu meinem Lager schwankt.

Und ich wende mich nach jener Seite,
Wo auch ihn wol Schlummer bannt;
Liebend sei auch das geschloss'ne Auge
Ihm noch immer zugewandt.

Nicht minder schön ist das Lied „Sanftes Sehnen" (S. 12):

Hingelagert an der Quelle u. s. w.

In den kleinern Sprüchen und Sentenzen zeigt der Verfasser oft viel Kraft, z. B. (S. 70):

Es gibt nur eine Mutter u. s. w.

Dagegen hätten einige Gemeinplätze, die in zwei Zeilen den Inhalt einer ganzen Octavseite ausmachen, wol füglich wegbleiben können. Auch benimmt sich der Dichter der Kritik gegenüber höchst anmaßend. Wenngleich der alte Wolfgang Goethe einst bei gutem Humor gesungen hat:

Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn todt den Hund! es ist ein Recensent —

so ist hierin wol noch kein Grund zu finden daß der junge Wolfgang Goethe die Kritik ahnenstolz über die Achsel ansehen darf, und etwas mehr Vorsicht hierbei wäre dem jungen Musensohn anzurathen.

Wir bilden noch eine zweite Gruppe, worin sich das Lächerliche einiger ganz talentloser Leute schon sehr scharf herausstellt, in welchen Individuen die Poesie zur Caricatur herabsinkt. Es wird jetzt ganz enorm in die Saiten der Lyra gegriffen, kein Wunder, wenn plötzlich alle Seiten sprängen und Gott Apollo und die Musen ohne Gehalt pensionnirt würden.

7. Reliquien in Liedern von Karl Herloßsohn. Herausgegeben von Adolf Böttger. Leipzig, Thomas. 1851. 16. 1 Thlr. 21 Ngr.
8. Zeitklänge von Clemens von Orsbach. Aachen, Hansen u. Comp. 1851. Gr. 12. 1 Thlr.
9. Naturklänge von Gottfried Worch, Schneidermeister in Berlin. Erste und zweite Auflage. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1852. 16. 10 Ngr.
10. Xenien für meine Freunde von Wilhelm Dreyer. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1851. 8. 12 Ngr.
11. Kaiser Karl. Eine epische Trilogie von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 1852. 8. 2 Thlr.

In Nr. 7 wurde der Nachlaß eines Jüngstentschlummerten veröffentlicht. Herloßsohn war in seiner Glanzperiode ein beliebter Novellist und hat auch einige Lieder geliefert die ins Volk übergegangen sind, z. B. „Wenn die Schwalben

heimwärts ziehen", welches bekanntlich der Componist Abt am glücklichsten in Musik setzte. Diese „Reliquien" jedoch sind blos Jugendversuche, meistens sogar sehr schwache, und können daher in unserer Zeit wenig Anklang finden. Ein einziges Gedicht, das wir sogleich einrücken wollen, da es, wenn auch in der Form an Goethe's Parabeln erinnernd, doch durch seinen treffenden, sarkastischen Ton auf die jüngsten Tage Deutschlands anwendbar ist, verdient alle Anerkennung (S. 199):

Fabel.

Ein Storch ging einstmals auf einen Sumpf,
Um zu fangen Frösche und Unken,
Da war auf einmal bis über den Strumpf
Er in den Moder gesunken:
Und wie er spannte die Flügel aus,
Er brachte die Bein' aus dem Sumpf nicht heraus.

Die Lage erschien ihm sehr miserabel,
Doch fiel ihm bald ein Mittel bei,
Er bohrt' tief in den Sumpf den Schnabel
Und kriegte so die Beine frei:
Allein jetzt, wer malt seinen Schrecken!
Blieb er fast mit dem Schnabel stecken.

Nun nahm er wieder zu Hülfe die Bein',
Doch sanken sie wieder in 'n Sumpf hinein,
Und hatte er glücklich den Schnabel erlöst,
So blieben dagegen die Beine fest.
Bald Schnabel, bald Beine — in der Lag'
Ist der Storch noch bis auf den heutigen Tag.
So geht's im Groß- wie in der Kleinheit
Dem deutschen Volk mit seiner Einheit!

Jedoch enthalten auch manche Gedichte wahrhaft blühenden Unsinn, wie z. B. die Ballade „Das Schloß am Meere" (S. 73):

Stand an der See ein prächtig Schloß u. s. w.

und (S. 107):

Ich denke dein, wenn in dem Pflichtenringen u. s. w.

Das Buch ist eingeleitet mit einem sinnigen Gedichte von Adolf Böttger, den Manen Herloßsohn's gewidmet.

Nr. 8. Diese „Zeitklänge" entbehren jedes höhern Schwunges. Wer Situationen aus der Tiefe des gewöhnlichen Daseins poetisch behandeln will, der muß auch dazu Heine'schen Witz mitbringen; aber wenn Clemens von Orsbach in aufgedunsenen vierzeiligen Strophen für „Augsburger Bier" schwärmt, kann das deutsche Publicum dabei nur einschlafen. Dies ist ein so schales Radebrechen von Versen daß man ordentlich den Verfasser dabei schwitzen sieht, wie er auf „kreuzspinnig — herzinnig" reimt, oder gar über einer „Epistel an einen gichtkranken Freund" brütet.

Nr. 9. Hans Sachs war auch blos ein Schuster — aber bei ihm hat sich das poeta nascitur wirklich bewährt —, warum sollte also auch nicht ein Schneider ein echter Dichter sein können? Ja der Fall ist ja sogar in unsern Tagen schon vorgekommen, denn wie mir aus guter Quelle versichert wurde, übte der jetzt berühmte dänische Märchendichter Andersen in frühern Jahren das Schneiderhandwerk aus. Aber trotz aller Bevorwortung sind wir doch gezwungen dem Hrn. Worch zu sagen, er möchte lieber das Dichten sein lassen. Die Kritik kann andere Verhältnisse und beschönigende Empfehlungen, die gutherzige Menschen einem Hülfsbedürftigen mit auf die Reise zum Olymp geben, nicht berücksichtigen; sie ist darauf angewiesen die Sache selbst mit klarem Blicke zu betrachten. Dieses Prosain Versen-Schreiben wird jetzt schon so allgemein daß man es nur bedauern muß, wenn die größere Masse zwischen einem Dichter und einem Verseschmied keinen Unterschied zu machen weiß; jedes Lob was man einem solchen irrthümlich oder erheuchelt spendet, wird auch indirecterweise einem aufstrebenden Talente entzogen. Möchte daher der Verfasser unsern Rath beherzigen und lieber gute Röcke als schlechte Verse machen; poetisches Unterfutter braucht unsere Welt durchaus nicht.

Nr. 10. Der sich bei seinen Liedern „angenehm erholende" Xenienritter Wilhelm Dreyer wäre aber selbst von einem phantasiearmen Schneider aus dem Sattel zu heben; denn Dreyer stolpert so oft über seine eigenen zaundürren Hexameter daß jede gute deutsche Seele ihm ein inniges tiefes Mitleid nicht versagen kann. Sapienti sat!

Nr. 11. Gruppe's Trilogie besingt die Thaten Karl's des Großen in fließenden Versen, einzelne wenige Stellen davon ausgenommen, die wir nicht als ein Splitterrichter wegen ihres mindern Wohlklangs citiren wollen. Denselben Gegenstand hat bereits früher Fouqué unter dem Titel „Karl's des Großen Geburt und Jugendjahre" besungen. Der Verfasser bedient sich in der ersten Abtheilung eines reindaktylischen Versmaßes, in den beiden letzten der fälschlich sogenannten Nibelungenstrophe, von der auch Uhland in verschiedenen Balladen Gebrauch macht, die aber besser gesagt nur der alexandrinische Vers ist. Der Verfasser der, wie aus seinen frühern Werken ersichtlich, eine Vorliebe für eine gewisse Breite hegt, hat auch hier drei besondere Stoffmassen nebeneinander gruppirt, und wenn er dabei nicht wenig Gewandtheit in der Verwendung einzelner Episoden zeigt, so fehlt dieser Dichtung doch jene höhere, wohlthuende Ruhe, die allein einen erhabenen Eindruck, wie er mit Recht von einem Epos gefodert wird, im Gemüthe des Lesers zurückläßt. Das Schwächste am Ganzen scheint uns der Schluß zu sein; man höre (S. 458):

Und als sie mußten sterben,
Hat man sie beigesetzt
Zu Seligenstadt im Kloster.
Da ruhen sie noch jetzt.
Beide beieinander:
Und wer mir das nicht glaubt,
Der kann die Steine lesen,
Die ruh'n ob ihrem Haupt.

So kann ein Ammenmärchen schließen, aber nicht eine epische Trilogie; der Satz: „Und wer mir das nicht glaubt", könnte die Lachlust erregen an einer Stelle wo Jeder einen feierlichen Abschluß erwartet. Wer sich übrigens für diesen Sagenkreis aus den Zeiten Karl's des Großen besonders interessirt, dem ist dies umfangreiche Buch, an dem sich der Fleiß des Verfassers in chronikalischer und metrischer Hinsicht glänzend bekundet, bestens zu empfehlen.

Und so hätten wir denn auf unserer Wanderung durch den deutschen Dichterwald nebst vielem dürren Reisig doch einige frischblühende Zweige gefunden, und wenn wir auch kein Rauschen mächtiger Eichen vernommen haben, wir Kritiker hören das friedliche Gesäusel im Schilfrohr auch nicht ungern, doch alle Tage das — wäre des Guten zu viel!

Emanuel Raulf.

Musikalische Briefe. Wahrheit über Tonkunst und Tonkünstler. Für Freunde und Kenner, von einem Wohlbekannten. Zwei Theile. Leipzig, Baumgärtner. 1852. 8. 2 Thlr.

Die bekannte charakteristische Frage des Pilatus: „Was ist Wahrheit?" zieht sich mehr oder minder bewußt, mehr oder minder dringend, Antwort begehrend und selten nur zur Genüge findend, durch die Jahrhunderte der geschichtlichen Entwickelung des Menschengeschlechts, soweit dasselbe nicht in offenbare Barbarei und Geistesträgheit versunken, und wiederholt sich auf allen Gebieten welche der Menschengeist mit der Fackel der Forschung zu beleuchten unternimmt. Ohne Skepsis gäbe

es keinen Fortschritt im Reiche des Geistes; aber jene Frage ist ebensowol ein Erzeugniß des speculativen Verstandes als des sehnenden, Frieden und Beruhigung suchenden Herzens, und wo sie nicht vom unbesonnensten Leichtsinn aufgeworfen wird, stets von mehr oder minder tief eingreifenden Schmerzen durch das Losreißen von dem bisher Gewohnten und durch die Gewohnheit Liebgewordenen begleitet, da auch hier kein Sieg ohne Kampf gewonnen werden kann. Daß es an Beantwortungen jener Frage auf allen, den sinnlichen wie den übersinnlichen Gebieten des Lebens, auf dem Felde der Wissenschaft und Kunst zu keiner Zeit gefehlt, dafür bürgt schon das dem geistig regsamen Menschen angeborene Streben, die selbstgewonnene Ueberzeugung über irgend einen Gegenstand der Speculation auch Andern mitzutheilen, jenes Streben nach Proselytenmacherei in edelerm Sinne. Daß wir aber in der That die Wahrheit, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit in Betreff irgend eines jener Gegenstände absolut erreicht hätten, werden wir schwerlich behaupten mögen, solange wir über die endliche Beschränktheit des Geistes hienieden uns nicht absichtlich verblenden, solange wir den stetigen Fortschritt als die nothwendige Bedingung alles Lebens erkennen.

Unbedingt hat, wer auf irgend einem dieser Gebiete menschlichen Strebens aufs neue „Wahrheit" uns geben will, vollen Anspruch auf Beachtung, mag er nun die Prätension erheben, allein für jetzt noch im Besitze derselben zu sein und sie als ein in der That Neues dem mitlebenden Geschlechte zu verkünden, oder mag er andererseits nur durch geeignete Hinweisung auf schon früher Gefundenes dasselbe der allmäligen Vergessenheit entreißen, es aufs neue ins Bewußtsein zurückrufen und für den betreffenden Gegenstand fruchtbar machen wollen. Der Kritik, die ja in Wahrheit auch nur die hülfreiche Vermittlerin zur Beantwortung jener Frage ist, liegt dabei natürlich vorallem die Pflicht ob, den Principien nachzuforschen von denen derartige Versuche ausgehen, insofern von deren Richtigkeit und Unumstößlichkeit zumeist der Werth, ja die Berechtigung jener Versuche abhängt.

Auch die vorliegenden „Musikalischen Briefe" des „Wohlbekannten" — wir kennen ihn nicht und dünkt uns auch die Frage nach dem „Wer und woher der Männer?" eine sehr müßige, wo es lediglich um die Sache sich handelt und durch deren Behandlung der Verfasser seine Berechtigung darzulegen hat — erheben von vornherein den Anspruch „Wahrheit", und zwar „Wahrheit über Tonkunst und Tonkünstler" geben zu wollen, stellen sich indeß von Hause aus schon durch den Titelzusatz weniger auf den allgemeinen, rein speculativen Standpunkt, als sie vielmehr auf praktische Aphorismen sich beschränken zu wollen scheinen, nicht „die Wahrheit" in vollem Umfange, in ihrer Absolutheit, sondern nur „Wahrheit" im Einzelnen und über Einzelnes, Corollarien gleichsam und Excurse über diesen und jenen hier einschlagenden Gegenstand geben wollen. Das ist für die Betrachtung des Werks ein wohl zu beachtender Unterschied, wenn derselbe auch in der Frage nach den Principien desselben an und für sich Nichts ändern kann und wir vorläufig nur bemerken müssen, daß wir es nur in die zweite der oben angedeuteten Classen setzen können, in die Classe derjenigen Werke nämlich, welche zumeist schon früher Bekanntes gesammelt aufs neue zur Beachtung und Beherzigung empfehlen. Denn der von mehren Seiten für dasselbe in freundlich gutgemeinter Weise erhobene Anspruch auf absolute Neuheit zerfällt für den der literarischen und besonders der journalistischen Musikliteratur der letzten Decennien etwa nur oberflächlich Kundigen sofort in sich selbst, da die ehrenwerthe Kritik ehrenwerther derartiger Fachzeitschriften und so manche andere hier einschlagende Schrift fast über alle die hier behandelten Gegenstände sich in ähnlicher Weise wiederholt hat vernehmen lassen. Ja wir haben sogar den Verdacht nicht ganz zu beseitigen vermocht, als seien selbst für die das zweite Bändchen füllenden Beurtheilungen einzelner Tonsetzer anderweite Arbeiten ohne Quellenangabe u. s. w. stark benutzt, und es stehe sonach mit dem wirklichen geistigen Eigenthum dieser Schrift des „wohlbekannten" Unbekannten nicht sonderlich, wie er sich denn auch selber bescheidet „nicht überall Neues" zu geben. Beispielsweise wollte uns dünken, als hätten wir das Urtheil über Richard Wagner schon früher in den „Grenzboten" mit überraschender Aehnlichkeit selbst in der Form gefunden (und dort war es unbedingt nicht etwa von dem „Wohlbekannten" verfaßt), obwol derselbe gerade hier ein besonderes Gewicht auf eigene Forschung legt (II, 158): „Ich habe seine Schriften .... gewissenhaft und aufmerksam gelesen." Daß anderweit auch in diesen Tonsetzerbeurtheilungen so manche Spuren sich finden, daß entweder der „Wohlbekannte" sich selber in Anschauung und Urtheil nicht klar geworden, noch weniger consequent geblieben, oder daß er dieselben eben anders woher, natürlich mit verändertem Zuschnitt und Aufputz, man darf vielleicht sagen, ziemlich flüchtig entlehnt habe, dafür, dünkt uns, bietet sich ein schlagendes Beispiel, daß er (II, 20) ausspricht: „Haydn ist das größte musikalische Genie, denn Niemand vor ihm oder nach ihm hat in der Tonkunst einen so großen Fortschritt gethan, auch Mozart, auch Beethoven nicht"; — und kurz nachher (II, 36): „Was Beethoven in seiner Glanzepoche geleistet hat, ist fast ohne Ausnahme das Höchste was die Instrumentalmusik bis diesen Augenblick hervorzubringen vermocht hat: er steht in der Musik so einzig, so vollendet, so riesengroß da wie in der Dichtkunst Shakspeare; als Instrumentalcomponist hielt er an den Hauptgrundsätzen seiner beiden großen Vorgänger (Haydn und Mozart) unwandelbar fest, aber er wußte sie bereits in glücklicherer, namentlich großartigerer Weise und darum wirkungsreicher zur Ausprägung zu bringen." Was ist denn da nun „Wahrheit"? — zumal wenn man berücksichtigt daß sich derartige Widersprüche, die weder von gesunder Logik noch von reifem und selbständigem Kunsturtheil zeugen, namentlich in den ziemlich wohlfeilen Vergleichungen Haydn's, Mozart's und Beethoven's unschwer in großer Zahl abschreiben ließen! Wenn wir nichtsdestoweniger gerade diese Componistenbeurtheilungen des zweiten Bändchens für das Beste des Werks erklären, so soll und kann damit nur gesagt sein daß es hier dem „Wohlbekannten" im Ganzen gelungen ist, die Ansichten glücklicher Vorgänger sich zueigenzumachen, wobei sich von selbst versteht daß auch hier seine apodiktische Ausdrucksweise cum grano salis zu nehmen ist, daß das Buch mit Urtheil und Selbständigkeit gelesen werden muß und man wirklich nicht selten auf den Gedanken kommen könnte, der Verfasser, wenn wir ihn so nennen dürfen, sei eben nichts weiter als ein des Stils mächtiger moderner Musikdilettant, der Vieles, doch ihm unverdaulich Gebliebenes über Musik gelesen und dessen Selbstgefälligkeit und orakelhafte Anmaßung weit über seine Kenntniß und sein Vermögen hinausgehe. Wer den Stil J. S. Bach's „läppisch, steif, ungelenk und reizlos" für den „gebildeten, unbefangenen Hörer" nennt, indeß doch herablassend genug ist zuzugeben, daß „sich in seinen größern Kirchenwerken, z. B. in der „Passionsmusik" (kennt der Verfasser nur eine?), ferner in seinem „Wohltemperirten Klavier" Einiges von großem und bleibendem Werthe für alle Zeiten findet", und dabei doch bald nachher hinzufügt daß „diese Leichen, was auch die Bachianer aufbieten mögen, ihnen ein galvanisches Aufzucken abzunöthigen, nie und nimmer für unsere Zeit wieder aufleben" werden; wer von Gluck behauptet, daß ihm „die sichere Beherrschung der Technik" fehle; wer über Händel's Oratorien sagt: „Ich habe bei den meisten Nummern eine schläfernde Langeweile, bei einigen wenigen allerdings andächtige Stimmung, im Ganzen nur Misstimmung und Zerrissenheit empfunden" u. s. w. — der dürfte wol eigentlich das Recht verwirkt haben, als Leiter und Führer „für Freunde und Kenner der Tonkunst" aufzutreten, und man möchte ihn bei der Usurpirung dieses Rechts auf sein eigenes Motto aus Goethe verweisen: „Es ist nicht mehr die Zeit, das Publicum in die Irre zu führen und es zum Besten zu haben." Bei derartigen schiefen und

halbwahren Ansichten und Urtheilen, die sich allerdings mit vielen über den modernen Verfall der Tonkunst von andern wirklich gründlich musikalisch und ästhetisch gebildeten Schriftstellern und Journalisten schon ausgesprochenen Wahrheiten wundersam vermischen, kann es in der That dem Leser sehr gleichgültig sein, ob der „Wohlbekannte" auch eine tüchtige Fuge selbst machen kann (II, 15). Ja es bleibt ziemlich unbegreiflich, wie er sich nur damit brüsten mag, da ihm die Fuge nichts Anderes als ein Convolut „mannichfacher Rechenkünste" ist, da (fügen wir hinzu) in diesem Sinne das Machenkönnen einer Fuge für Jeden, auch den Talentlosesten und Bornirtesten, der überhaupt ein musikalisches Studium gemacht, ebenso wenig eine Kunst als ein Verdienst ist!

Wir könnten uns wol mit diesen Andeutungen zur literarischen Charakteristik des „Wohlbekannten" begnügen, der mit seinem musikalischen Dilettantismus eben auf keiner höhern Stufe steht als der von ihm mehrfach mit ausbündiger Geringschätzung erwähnte F. Brendel in seiner „Geschichte der Musik", nur daß er fast noch weniger praktische Kenntniß selbst der jüngsten Gegenwart zeigt als dieser. Wenn er z. B. sagt (I, 134): „Kein wahrer Künstler braucht in unsern Tagen zu darben", so möchten wir ihn statt aller Andern nur an Lortzing und Konradin Kreutzer erinnern, die er in seinem Sinne doch unbedingt auch für „wahre Künstler" wird halten müssen. Aber wir haben schon zu Anfange darauf hingewiesen daß es vor allen Dingen bei Werken, die mit der Prätension auftreten, vorzugsweise „Wahrheit" von hoher Lehrkanzel herab dem sündig-verkehrten Geschlechte dieser Zeit predigen zu wollen, sich um die Principien handele, von denen sie ausgehen, weil natürlich aus falschen Prämissen unbedingt stichhaltige Consequenzen nicht gezogen werden können. Und die Principien unsers „Wohlbekannten" sind nun leider die oberflächlichsten die sich denken lassen, wenn man wirklich noch der Musik ihren Rang unter den Künsten vindiciren will, stehen mit der Verehrung der musikalischen Kunst, welche der Verfasser affectirt und zu deren Förderung er beizutragen beabsichtigt, in unlöslichem Widerspruch, wenn man nur den einfachsten logischen Maßstab anlegen will, und leisten dem kunstverderblichen Dilettantismus der Gegenwart gerade in der Musik, dem sich jeder wahre Kunstfreund mit ernster Entschiedenheit entgegenzustellen hat, offenbar den bedeutendsten Vorschub, wenn wir auch gern annehmen wollen daß der Verfasser dies unbewußt und sogar wider seinen Willen thut. Bei seiner eigenen Unklarheit konnte ihm das wol passiren.

Jene Principien aber spricht er selbst wiederholt unumwunden aus, und auf ihnen beruhen denn auch wirklich die kritischen Luftfechterstreiche, welche er gegen alle „Verehrer des Alten", gegen ältere und neuere Componisten die ihm persönlich nicht zusagen, vorallem auch gegen die Kritik führt, und wobei er stets das Wahre mit dem Halbwahren und Falschen so wunderlich in einen Trank zusammenbraut daß nur eine sehr sorgsame Destillation ihn wirklich genießbar zu machen im Stande ist. „Man sucht die Musik auf (sagt der Verf. I, 12 fg. und an andern Orten), wie man ja täglich hören kann, um sich nach des Tages Last und Mühe zu erholen, um sich einen Genuß zu verschaffen .... sie soll behagen und Vergnügen erzeugen, soll gefallen." Das ist die Quintessenz dieser Principien über den Zweck der Musik, und da werden denn Hegel und Montesquieu und Frau v. Staël als Gewährsleute angeführt, als ob hier Autoritäten — und für Musik sind sie alle Drei dies noch keineswegs — nützen oder stützen könnten. Und damit man sich über den Sinn des Wortes „Genuß" nicht etwa täusche, so erklärt sich der Verf. ganz deutlich noch dahin: „Gehört geistige Anstrengung dazu, um zu einem Kunstgenusse zu gelangen, so ist es eben kein wahrer Genuß." Daß sonach der Kunstgenuß mit jeder Gattung materiellen Genusses von dem „Wohlbekannten" auf eine und dieselbe Stufe gestellt wird, also z. B. Kunst- und Feinschmeckergenuß auf derselben Linie rangiren, leuchtet ein und bleibt nur unbegreiflich, wie der Verfasser noch für die Kunst selbst Lanzen zu brechen sich die Mühe nehmen kann, wenn sie doch eben zu weiter nichts da sein soll als „um sich nach des Tages Last und Mühe zu erholen". Dafür hätten denn doch, dächten wir, um nur von der Gegenwart zu reden, Strauß, Lanner, Labitzky, Gungl, u. A. m., oder auch Flotow, Bellini, Donizetti ꝛc. hinlänglich gesorgt. Denn die anderweite Foderung des Verfassers, ein Kunstwerk müsse wahr und schön sein, widerspricht unbedingt seinem Hauptprincip geradezu. Denn mag man sich zu dem Zugeständniß herbeilassen daß die Schönheit eben im sinnlichen „Behagen" empfunden werde (und es bleibt doch sehr fraglich, ob das nicht eine sehr niedrige und unwürdige Ansicht von der Kunstschönheit sei!), das wird doch der Verf. ohne Zweifel selbst nicht glauben daß die Wahrheit eines Kunstwerks ohne Verstandesthätigkeit, die er doch für den Kunstgenuß ausdrücklich perhorrescirt, erkannt werden könne.

Das Buch bietet — man sieht das wol aus dem bisher Gesagten — der Blößen so unendlich viele daß zu deren vollständiger Aufdeckung und Widerlegung wiederum ein Buch gehören würde. Und es ist für den Unbefangenen um so gefährlicher als es, wie schon gesagt, Wahres mit Falschem auf eine wirklich bisher kaum jemals dagewesene, entweder sophistisch-perfide oder gänzlich unlogische und sonach unzurechnungsfähige Weise durcheinandermischt. Wir bedauern daß der Verfasser das Gute und Wahre, was er hier einmal mit Mühe und Sorgfalt aus seiner frühern Vereinzelung in bald vergessenen Journalaufsätzen zusammengebracht und wenigstens äußerlich vereinigt hat, und um dessentwillen wir das Buch dem kritischen Studium empfehlen mögen, unter so viele Spreu versteckt hat; aber wir werden uns auch zu trösten wissen, wenn er auch uns unter die Zahl der modernen Dutzendkritiker rangiren will, über deren Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit er mit Recht gar gewaltig eifert. Wie erbärmlich es mit einer großen Zahl von Kritikern auf musikalischem Gebiete heutzutage bestellt sein muß, dafür liefert der Umstand einen schlagenden Beweis daß das vorliegende Buch wirklich von so mancher Seite unbedingt empfohlen worden ist. Wer wie die Biene Honig aus allen Blumen zu saugen versteht, für den wird es des Beherzigenswerthen gar Manches darbieten, der wird auch Nachsicht haben, wenn Méhul's „Joseph in Egypten" für die echte Kirchenmusik erklärt wird, wie wir sie in unsern Gotteshäusern haben müßten.

Schließlich geben wir noch eine Inhaltsübersicht der beiden Bändchen, aus der auch die Principlosigkeit des Verfassers deutlich genug zutagetritt. „Klage und Trost" bilden gewissermaßen die Vorrede. Dann: „Was soll, was kann die Musik?" „Deutsche Musik"; „Die neuern deutschen Componisten im Allgemeinen"; „Die deutsche Oper der Gegenwart im Allgemeinen"; „Das deutsche Lied"; „Die Kirchenmusik"; „Kunstregeln"; „Die Form"; „Musikalische Declamation"; „Zu complicirt"; „Originalität"; „Politische Musik"; „Classisch und romantisch"; „Fortschritt in der Musik"; „Die Alten und die Jungen"; „Musikalische Kritik"; „Coterie und Parteien"; „Reflexion und Unbefangenheit"; „Selbstudium und Selbstkritik"; „Concert und Publicum"; „Pianoforte"; „Virtuosität"; „Sänger und Sängerinnen". Im zweiten Bändchen: „Autoritäten"; „Die Bachmanie", und nun eine Reihe von Charakteristiken, nicht selten je nach Laune abfällig oder zustimmend: Haydn, Mozart, Beethoven, F. Schubert, Hummel, K. M. v. Weber, Spohr, Mendelssohn, Meyerbeer, Marschner, Lortzing, Flotow, Gade, Schumann, Wagner.

Wir wünschten lebhaft daß diese „Musikalischen Briefe" Anlaß für einen unbefangenen, tüchtig durchgebildeten und erfahrungsreichen, weder einseitigen noch verbitterten musikalischen Schriftsteller würden, die hier gesammelten „Wahrheiten" von einem kunstwürdigen Standpunkte aus der gesammten musikalischen Welt, Kunstkennern und Kunstfreunden, vermehrt und erweitert und in folgerichtiger Darstellung ans Herz zu legen. Die gute Sache könnte dadurch nur gefördert werden.

4.

Romane.

1. Der Administrator. Von Karl Schramm. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1851. 8. 3 Thlr.

Aus den wiewol vereinzelten Berichten welche sich im Vormärz über die ungarischen Comitats- und Reichstagsverhandlungen zuweilen in deutsche Blätter verirrt, kannte man auch in Deutschland so ziemlich die Bedeutsamkeit, welche die Administratorenfrage kurz vor der Revolution von 1848, zu deren Hauptveranlassungen sie zählte, in Ungarn erlangt hatte. Oestreich wollte die ihm so unbequeme Autonomie der Comitate dadurch brechen, daß es dem unabhängigen Obergespan, der an der Spitze jedes Comitats stand, durch einen von der wiener Regierung ernannten, von ihr abhängigen und besoldeten und nur ihr verantwortlichen „Administrator" ersetzte, der alle Fäden der Administration in seiner Hand concentriren, die Beamten- und Deputirtenwahlen wie überhaupt das ganze Comitatsleben im Sinne der freiheitsfeindlichen Regierung leiten sollte. Man weiß welche energische Opposition alle Comitate, namentlich das pesther unter Kossuth's Leitung, gegen diese Neuerung erhoben, daß von 1844—48 die Administratorenfrage das Schibboleth der politischen Parteien und den bedeutendsten Kampfesgegenstand zwischen Nation und Regierung bildete, und daß die Erbitterung, welche der Administratorenkampf und das absolutistische Verfahren der bereits in 32 Comitaten eingesetzten Administratoren im ganzen Lande hervorgerufen, ein Hauptanlaß zu der Heftigkeit und Allgemeinheit der Märzrevolutionvon 1848 war.

Der Titel des vorstehenden Romans läßt daher mit Recht vermuthen daß wir in demselben einen politischen Tendenzroman oder doch ein Bild jenes vielbewegten, höchst interessanten politischen Kampfes finden werden. Ich habe mit vieler Mühe und Selbstüberwindung und unter stetem Ankämpfen gegen den schlafbringenden Dämon der Langeweile die erste Hälfte des Romans durchgelesen, ohne auch nur die geringste Spur einer politischen Färbung, ja ohne den „Administrator" zu entdecken. Um der bittern Recensentenpflicht zu genügen, brachte ich noch das schwere Opfer, auch das dritte Bändchen — es zu lesen war mir geradezu unmöglich — wenigstens durchzublättern. Meine Bemühung wurde vom schönsten Erfolge gekrönt, denn ich machte hier endlich die Entdeckung daß einer der Helden — der Roman hat deren mehre oder gar keinen — zufällig, aber rein zufällig, ohne daß dies mit dem Inhalte des Romans in irgendwelchem Zusammenhange steht, ein „Administrator" und also der Titel des Buchs im Grunde durch jeden andern hätte ersetzt werden können und eine kleine Charlatanerie ist.

Wir würden indeß dem Verfasser diesen kleinen Kunstgriff, durch ein interesseverheißendes Aushängeschild Käufer und Leser anzulocken, wie auch daß er keinen Tendenzroman geschrieben, herzlich gern verzeihen, wenn er überhaupt Etwas geschrieben hätte. Die uns vorliegenden drei Bändchen enthalten aber nur eine Masse sinn- und formloser Scenen, die durch ebenso sinn- und formlose, dabei noch höchst unwahrscheinliche Intrigue zu einem Ganzen verbunden werden und einen Roman — wir vermuthen wenigstens daß der Verfasser einen solchen schreiben gewollt — bilden sollen. Von einer eigentlichen zusammenhängenden Handlung, von Entwickelung und Charakterzeichnung, von lebensgetreuer Schilderung des politischen oder gesellschaftlichen Lebens keine Spur. Indeß verräth der „Administrator" trotz seiner totalen Werthlosigkeit doch einige Phantasie und einiges Erzählertalent, und da es ein Erstlingswerk des noch sehr jugendlichen Verfassers, so wollen wir hoffen daß derselbe, wenn er spätern Arbeiten mehr Fleiß und Sorgfalt zuwendet, Besseres und Befriedigenderes leisten wird.

Ziemlich gleichen Schlages, doch etwas besser ist:

2. Bem in Wien. Ein historisches Gemälde von einem Offiziere aus dem Generalstabe Bem's. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir erhalten hier ein ziemlich getreues, wenn auch durch die romantischen Zuthaten eher entstelltes als verschöntes Bild der gesammten Wirksamkeit des polnischen Helden während der wiener Octobertage 1848, von seinem Eintreffen in der stürmischbewegten Hauptstadt bis zu seiner Flucht aus derselben nach deren Bewältigung durch Windischgrätz. Und da er das militairische Haupt der Bewegung war, und in seinem Hauptquartier alle Fäden derselben zusammliefen, so läßt uns die Geschichte seiner Wirksamkeit zugleich einen tiefen Einblick in das Ganze jener meteorartigen Octoberrevolution werfen, die so rasch endete als sie unerwartet begann, und mit deren Bewältigung sämmtliche „Märzerrungenschaften" Oestreichs vernichtet wurden. Wir sehen hier, wie selbst die bestdurchdachten Plane und die energischsten Anstrengungen Bem's an dem geringen Ernst welchen die große Masse des Volks zum Kampf mitbrachte, an dem Mistrauen der Einen gegen den polnischen General, an dem Dünkel der höhern improvisirten Offiziere, die bei aller Unwissenheit nur commandiren, aber nicht gehorchen wollten, an dem Verrath Jener die sich als die eifrigsten Revolutionnaies geberdeten und dabei in steter Verbindung mit dem Feinde standen, dem sie alle Vorfälle in der Stadt und alle Absichten der Vertheidiger getreulich meldeten, endlich an der Feigheit vieler Maulhelden, wenn es wirklichen blutigen Kampf galt, scheitern mußten. Der Nationalgarden-Obercommandant Messenhauser, der den Feind mit Proclamationen besiegen wollte und stets die Feder statt des Schwertes in der Hand führte, wird ziemlich getreu geschildert, wenn wir auch etwas mehr Pietät gegen den Mann gewünscht hätten, der es wenigstens ehrlich mit der Volkssache meinte und als Opfer seiner Ueberzeugung endete. Höchst tadelnswerth ist aber jedenfalls die Indiscretion mit welcher noch Lebende, die sich im Bereich der östreichischen Kriegsgerichte befinden, als Mitschuldige bei der Wirksamkeit Bem's, bei seiner Flucht u. s. w. bezeichnet werden. Alle Achtung vor den Foderungen der historischen Wahrheit, aber auch das Leben und die Gegenwart haben ihre unverleugbaren Rechte, und ein „historisches Gemälde", das doch ohnehin kein streng geschichtliches Werk sein will, würde auch bei größerer Vorsichtigkeit in Bezeichnung der Personen seiner Aufgabe vollkommen genügen können. 66.

Catalogue des manuscrits et xylographes orientaux de la Bibliothèque impériale publique de St.-Pétersbourg. 1852.

Die kaiserliche öffentliche Bibliothek in Petersburg, eines der großartigsten Institute, welches besonders unter dem gegenwärtigen Directorate des Reichsraths Baron Modest von Korff einen bedeutenden Aufschwung genommen, hat die Reihe der Publicationen, welche sie über und aus ihren Schätzen dem Drucke zu übergeben beabsichtigt, mit einem Kataloge der orientalischen Handschriften und Xylographen eröffnet. Die gelehrte Welt hat allen Grund, diesen Katalog, dessen Abfassung eine Arbeit des allen Orientalisten wohlbekannten Staatsraths Dorn ist, als eine der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der orientalischen Literatur mit Freude zu begrüßen, nicht nur weil er einen vollständigen Ueberblick über eine der ausgezeichnetsten Sammlungen orientalischer Wissenschaft gewährt, sondern weil er auch überhaupt als eine namhafte Bereicherung der orientalischen Studien, denen er zum Theil neue Gebiete erschließt, unbedingt gelten muß. Zuverlässig wird der Dorn'sche Katalog überall wo nur orientalische Studien Boden gewonnen haben als ein wirklich Epoche machendes Werk bewillkommt werden, wiewol dieses für Rußland noch um Vieles mehr um deswillen an Bedeutung gewinnt, weil es das erste Beispiel eines so umfassenden und mit Sorgfalt bearbeiteten Katalogs in Rußland ist. Bei Abfassung des Katalogs glaubte man mit Recht von einer bloßen Nomenclatur der Handschriften absehen und vielmehr, um ihm einen universellen Charakter zu geben, die Methode der raisonnirenden Beschreibung wählen zu müssen.

Es handelte sich deshalb nicht blos darum, den Titel einer jeden Handschrift anzuzeigen, sondern auch den Namen des Verfassers, die Zeit und den Ort, wann und wo er gelebt und geschrieben hatte, anzugeben; es galt, das Alter und den Schriftcharakter der Handschrift zu bestimmen, den Inhalt derselben und ihre etwaigen Eigenthümlichkeiten in möglichster Kürze und doch auch ohne Beeinträchtigung der Uebersichtlichkeit und Klarheit zu beschreiben, sowie die äußere Beschaffenheit der Handschrift möglichst zu veranschaulichen; es galt endlich noch, erforderlichen Falls den Anfang eines Schriftstücks mitzutheilen, die Ergänzung von Defecten zu versuchen, überall wo es der Gegenstand verlangte die literarischen Citate beizugeben und genaue Register hinzuzufügen. Ueberlegt man die Schwierigkeit einer solchen Arbeit überhaupt und zumal auf einem noch ziemlich unvollkommen angebauten Gebiete, wie das der orientalischen Literatur ist, so wird man die Ausdauer, den Eifer und vorallem die Gelehrsamkeit nicht genug bewundern können, welche einen in der angegebenen Weise musterhaft bearbeiteten Katalog von nicht weniger als 901 Handschriften und Xylographen zu Stande gebracht haben. Ehre dem Verfasser des Katalogs, Staatsrath Dorn, und Ehre dem Baron von Korff, unter dessen vielverheißenden Auspicien der Katalog zur Ausführung gekommen und in einer ebenso edelen als prachtvollen Ausstattung in die Oeffentlichkeit gelangt ist. Man kann nur bedauern daß das Werk, da es blos in 300 Exemplaren gedruckt und zur Hälfte zu Geschenken an fürstliche Personen und Gelehrte und zur andern Hälfte nur für den Buchhandel zum Preise von 10 Rubel Silber bestimmt ist, kaum in Aller Hände, die daraus Nutzen zu ziehen Beruf und Kenntnisse haben, kommen dürfte. Mit welcher Hingebung, selbst Opfern man übrigens bemüht gewesen ist, der würdigen Ausführung des so großartigen Unternehmens in jeder Beziehung Rechnung zu tragen, dafür nur Folgendes als Beweis. Lediglich zur Entzifferung einer Anzahl indischer Handschriften auf Palmblättern, deren Bestimmung und Enträthselung mit Hülfe der in Petersburg und überhaupt in Rußland verfügbaren Kräfte nicht zu ermöglichen gewesen war, fand sich Baron von Korff veranlaßt, einen der Beamten der kaiserlichen Bibliothek, Hofrath Kossowitsch, nach England zu entsenden, um dort die mit den indischen Sprachen vertrauten Gelehrten über die fraglichen Handschriften zurathezuziehen zu lassen. Einem jungen Deutschen, dem Professor bei der Akademie zu Canterbury, Dr. Reinhold Rost aus Sachsen-Altenburg, gelang es die Aufgabe zu lösen. Die Sprachen, in welchen die der kaiserlichen Bibliothek gehörigen Handschriften und Xylographen verfaßt, sind folgende 25: die arabische, persische, türkische und tatarische, hebräische, äthiopische, syrische, koptische, armenische, georgische, mandschuische, chinesische, mongolische, kalmückische, tibetanische, japanesische, das Sanskrit, die palische, guzeratische, indische, bengalische, malayalmische, tamulische, siamische und javanische. Alle in diesen Sprachen abgefaßten Schriften gehören den im Dorn'schen Kataloge gewählten Rubriken gemäß folgenden Wissenschaftsfächern an: 1) Theologie, christliche und mohammedanische; 2) Recht; 3) Philosophie, christliche, mohammedanische und anderer Völker; 4) Geschichte; 5) Naturgeschichte, Alchemie; 6) Medicin; 7) Mathematik; 8) Mechanik; 9) Poesie und schöne Wissenschaften; 10) schöne Künste; 11) Beredtsamkeit; 12) Epistolographie; 13) Philologie (Linguistik); 14) Literargeschichte; 15) Kalligraphie; 16) Polygraphie; 17) Vermischtes. 75.

Innere und äußere Offenbarung.

Zwischen innerer und äußerer Offenbarung, den Glauben an Gott betreffend, sind noch immer die Stimmen getheilt. Sie müssen es auch bleiben, solange man blos die eine ohne die andere oder die eine als ausschließliche Wurzel der andern annehmen will. Zeigen läßt sich ohne vorausgesetzte innere Offenbarung irgend einer Art, sei es auch nur im unbestimmtesten Sehnen und Hoffen, hätte keine äußere Offenbarung Bedeutsamkeit und Verständlichkeit für den Menschen. Das Wort in dir ist die Exegese des Worts außer dir und umgekehrt; ohne Aeußerliches findet das Innerliche keine Nahrung und bleibt Quelle des Unglücks. Die reinste Freundschaft und Liebe auf Erden fodern ihren Gegenstand, an welchem sie sich befriedigen, stark werden, sonst verkümmern sie in sich selbst, so auch die Liebe zu Gott. Es kommt dir mithin die äußere Offenbarung entgegen, und du meinst in ihr wegen des geliebten Gegenstandes Alles gefunden zu haben, sammt dem Gegenstande dich selbst. Hierauf gestützt halten die Positivisten der Religion eine innere Offenbarung für trübes Sehnen, ohne Haltung sich verzehrend und in Rauch verglimmend. Auf jene Voraussetzung des Innerlichen berufen sich die Rationalisten, weil das Ende nicht der Anfang sein könne. Zugleich handelt es sich um die Prüfung des Religionsglaubens. Die Positivisten verweisen auf den Gegenstand der in seiner Vollkommenheit den Menschen emporzieht und ihn heiligt, wie der treffliche Freund das Innere des liebenden Freundes verwandelt und bessert; die Rationalisten bestehen darauf, die innere Liebe müsse sich an sich selbst heiligen, weil das Aeußere doch mangelhaft sei oder sein könne, gleichwie ein geliebter Freund nicht ohne Fehler. Beide Theile haben ihr Recht und die Geschichte des menschlichen Geschlechts zeugt für beide, weil immer das Innere am Aeußern emporgewachsen, z. B. Vaterlandsliebe an Staatsverfassung, aber auch das Aeußere durch Inneres umgestaltet und vervollkommnet worden, z. B. Staatsverfassung durch Vaterlandsliebe. Dies ist dem Dualismus unsers Lebens und Bewußtseins, dem Grundgesetz der Schöpfung angemessen, deshalb auch vernünftig und philosophisch, es solle das Christenthum durch innere Offenbarung und diese durch Christenthum geheiligt, geprüft und gereinigt werden, wie Propheten das echte Judenthum hervorriefen und dieses die Propheten. Ohne solche Wechselbeziehung ist keine prüfende Sicherung denkbar, sondern das blos Innere und das blos Aeußere führen leicht auf Abwege. Aus jenem entspringen gern innere Beschaulichkeiten, Eingebungen, phantastische Schwärmereien, wie bei manchen christlichen Sekten, und wenn auch davor eine gesunde Philosophie bewahrt, so scheint dieser doch die volle Stärke des Lebens und der Liebe zu fehlen und sie ist vielleicht nur nüchtern durch ihre Schwäche. Aus dem bloßen Nehmen des Aeußerlichen dagegen erwächst leichtlich blinder Aberglaube, Gefangenschaft des Geistes unter Kirchenzwang, ein hohenpriesterliches Judenthum, ein päpstliches Christenthum. In fortdauernder Wechselbeziehung innerer und äußerer Offenbarung besteht das Wesen des evangelischen Christenthums und der christlichen Philosophie, in allen Zeiten das Heilmittel für Aberglauben und Unglauben. Luther und die Reformatoren begannen ihr Werk der Kirchenverbesserung mit innerer Offenbarung als Auslegerin der äußern; späterhin haben sie dem äußern von ihnen schon ausgelegten Wort ein Uebergewicht gestattet. Die Neologen des 18. Jahrhunderts vertrauten auf das Innere und wollten danach das Aeußere berichtigen, was Manche noch thun mit kunstreicher Philosophie zur Hand, während Andere neuerdings wieder das Aeußere bedeutsamer achten. Beide Theile bleiben protestantisch in ihrer rationalistischen und supernaturalistischen Weise, nur gibt es für beide eine Grenze. Soll Autorität über die Auslegung des äußern Worts entscheiden, wodurch allein Uebereinstimmung, nämlich einförmige, zu gewinnen, so ist ein Papstthum unvermeidlich. Soll blos das Innerliche gelten und das Aeußerliche als eine ziemlich entbehrliche Zugabe sich daran schließen, so kommen wir vielleicht auch in die Steinbrüche der Encyklopädisten, Hegelianer oder in die weiten Gefilde der Schwärmer. Am besten fährt der Mensch, wenn seine Philosophie christlich und sein Christenthum philosophisch wird. Was ist Religionsphilosophie Anderes als Auslegung des innern Worts, und Christenthum Anderes als Auslegung des Aeußern? Alle Auslegung des äußern Worts bedarf der innern Offenbarung, aber

auch die Auslegung des innern Worts der sichern Haltung durch äußere Offenbarung. Wenn hierüber die Menschen sich misverstehen, so gibt es babylonische Sprachverwirrung, und vergebens bauen die Arbeiter am Thurme der bis in den Himmel reichen soll, doch aus Mangel an den rechten Widerlagen seines Fundaments immer wieder zusammenstürzt. 36.

Notizen.

Vortheil der Bildung.

Nirgend mehr als in den östreichischen Staaten galt in frühern Zeiten der Grundsatz daß bei Vergehen sorgfältigere Erziehung, reichere Mittel der Bildung, überhaupt günstigere äußere Verhältnisse nicht als erschwerende, sondern als mildernde Umstände anzusehen seien. Bei gewöhnlichen peinlichen Verbrechen, die Individuen des höhern Adels oder der Geistlichkeit sich zuschuldenkommen ließen, herrschte eine unglaubliche Nachsicht. Strenge wurde nur in Hochverrathsfällen beobachtet, sonst wurden sie sehr gelinde, fast immer heimlich bestraft durch Einsperrung in ewiges leibliches Gefängniß, oft auf ihren eigenen Schlössern und sehr oft nur mit Geldbußen. Kam es einmal zur Enthauptung, so fand sie in einem schwarzbehangenen Zimmer statt; die Leichname wurden den Familien zu ehrlichem Begräbnisse zurückgegeben; das auf das Rad flechten hatte bei den höhern Ständen seit dem prager Bluttage nicht mehr statt. Dem Adel gingen seine Roheiten und Gewaltthätigkeiten immer mit leidlicher Strafe aus. Ein Graf Wolkenstein erhielt wegen Incest mit seiner Schwester keine andere Strafe als daß er die große Mauer des innsbrucker Thiergartens ausbauen mußte, welche die landesfürstliche Kammer aus Mangel an Geldmitteln unvollendet hatte lassen müssen. Die ungarische Dame Elisabeth Nadasty, geborene Bathory, die Nichte des großen Stephan Bathory, hatte 3—400 bürgerliche und bäuerliche Jungfrauen aderlassen und unter gräßlichen Martern tödten lassen, weil sie die grausame Superstition hegte Blut von gequälten und tödtlich erschreckten Personen könne, wenn man sich damit wasche, dazu dienen die Haut weiß, weich und fein zu erhalten; dafür starb sie ruhig nach dreijähriger Gefangenschaft 1614, zu Tode gefüttert, auf ihrer Burg, während ihre gemeinen Helfershelfer, die sie zu den Gräueln befehligt hatte, hingerichtet und verbrannt wurden.

Niemand war besser geeignet zur Ausrottung des Protestantismus in Oestreich als Ferdinand II. „Besser eine Wüste als ein Land voll Ketzer", sagte er zum Cardinal Klesl; er war der gehorsamste Sohn seiner Kirche. Niemanden fürchtete er so sehr als die Priester, in denen er etwas Ueberirdisches fand und verehrte. Begegnete ihm, so äußerte er selbst, zugleich ein Priester und ein Engel, so würde er dem Priester zuerst seine Ehrfurcht bezeigen. Die alte Habsburgische Dynastie, von Maximilian I. bis auf Matthias, war den Liebesfreuden sehr ergeben gewesen; die neue Steiermärker Dynastie begann mit Ferdinand II. anders; die Liebe hatte das Geschlecht erschöpft, mit Ferdinand II. kam die Consequenz der Erschlaffung, die Bigoterie. 17.

Einige Kehrseiten spanischer Andacht.

Obschon humoristische Kanzelreden nicht mehr so häufig in Spanien vorkommen wie ehemals, trifft man sie doch noch zuweilen. Die Spanier lachen und spotten über Alles. Es ist schwer zu wissen wann sie es aufrichtig meinen. Sie lachen beim Tode; sie treiben Scherz mit den ernstesten Verrichtungen des Lebens; sie lachen in der Kirche und sind oft ernster von außen als innen. Die weibliche Bevölkerung ist mindestens zur Hälfte ehrlich in ihrer Andacht, und doch hat, wie der Verfasser der „Revelations in Spain" versichert, derselbe ein fast frommes Weib gekannt, welches beim Trinken eines Glases Wein äußerte: „Es muß gut sein, denn es ist das Blut Christi." Ein Priester in Granada, der seine Heerde wegen ihres unehrerbietigen Betragens in der Kirche abcapitelte, ermahnte sie, nicht dem Soldaten zu gleichen, der, wenn er in das geweihte Haus trat, den Bildern des Heilands und der Jungfrau zunickte mit einem: „Dios te guarde, Don Cristo! Dios de guarde, Doña Maria!" (Gott erhalte dich, Don Christus! Gott erhalte dich, Donna Maria!) und nach den Bildern der Heiligen gewendet, vermessen ausrief: „Vos otros no, sois simples caballeros como yo." (Euch Andere nicht, denn ihr seid nur schlichte Edelleute wie ich.) Ein anderer erklärte von der Kanzel daß alle Werke des Schöpfers vollkommen seien. Da trat ein Höckeriger aus der Gemeinde und fragte, die Hand auf seinen Buckel legend, ob dies Vollkommenheit sei. „En razon de giba", sprach der Padre, „no es posible ser mas perfecto." (In Betreff eines Höckers könnte es unmöglich vollkommener sein.) 12.

Die Türken und ihre Vorstellungen vom Erdbeben.

Die Naivetät der türkischen Vorstellungen über die Erdbeben ist noch groß, ähnlich wie bei den Chinesen in Betreff der Sonnen- und Mondfinsternisse. Nach dem Glauben des großen Haufens bei den Türken ruht die Erde auf dem Horne eines Büffels, und wenn dieser von der Last müde ist, schüttelt er das Haupt und wirft sie auf das andere Horn. Daher die Erdbeben. Fragt man sie worauf denn der Büffel stehe, so ist die unbefangene Antwort: „Das weiß Gott." Sinniger ist die Erklärung ihrer Moralisten. „Gott hält", sagen sie, „in der einen Hand einen Büschel Nerven oder Fäden, die von den verschiedenen Ländern der Erde ausgehen. Ist der Herr mit einem Lande unzufrieden, so zerrt er an einer Schnur, um ein Zeichen zu geben und die Menschen aus ihrer Versunkenheit aufzurütteln. Davon erbeben dann die Länder. (Vergl. Roß, „Reisen nach Kos, Halikarnassos, Rhodos und der Insel Cypern", S. 107.) 8.

Bibliographie.

Arnim, Bettina, Gespräche mit Daemonen. Des Königsbuchs 2ter Band. Berlin, Arnim. Gr. 8. 3 Thlr.

Athanasius, des Heiligen, Bischofs von Alexandria, Fest-Briefe. Aus dem Syrischen übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Fr. Larsow. Nebst 3 Karten, Aegypten mit seinen Bisthümern und Alexandria mit seinen Kirchen darstellend. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 27 Ngr.

Aus den Papieren einer Verborgenen. 1ster Band. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Berthold, G., Die Dresdner Braut. Erzählung. Löbau, Breyer. 32. 1½ Ngr.

Bonnel, L., Die Familie zu Bethanien oder Betrachtungen über das 11. Kap. des Evangeliums Johannes. Berlin, W. Schultze. 8. 15 Ngr.

Cornelius, C. A., Der Antheil Ostfrieslands an der Reformation bis zum Jahre 1535. Mit zwei Beilagen. Münster, Cazin. Gr. 8. 15 Ngr.

Crousaz, A. v., Kurze Darstellung der Preußischen Kriegs-Operationen in den Jahren 1848 und 49 in Verbindung mit geographischen, militairischen und andern Erläuterungen zu Lektüre und Unterricht. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 15 Ngr.

Dietrich, G., Die Meerfahrt. Episch-lyrisches Gedicht. Weida. 8. 7½ Ngr.

Fischer, K., Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre. Lehrbuch für akademische Vorlesungen. Stuttgart, Scheitlin. 8. 1 Thlr.

— — Vorlesungen über Geschichte der neueren Philosophie. 1ster Band: Die Philosophie von Cartesius bis Spinoza.

1ste Abtheilung: Einleitung in das Studium der Philosophie. Cartesius, Geulinx, Malebranche. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr.

Gabelentz, H. C. v. d., Beiträge zur Sprachenkunde. 1stes bis 3tes Heft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. à 24 Ngr.

Grimm, J., über den ursprung der sprache. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 15 Ngr.

Grundmann, E., Gedichte. Berlin, Simion. 16. 15 Ngr.

Hamm, W., Die Thierwelt und der Aberglaube. Ein Lesebuch für Jedermann. Leipzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Herzog, E., Geschichte des Zwickauer Steinkohlenbaues. Ein Beitrag zur Geschichte der sächsischen Industrie. Mit 3 lithographirten Beilagen. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 25 Ngr.

Holdau, M., Der Pachthof. Idylle. Kassel, Vollmann. 16. 25 Ngr.

Horn, W. O. v., Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Mit Illustrationen gezeichnet von Rothbart. Stuttgart, Scheitlin. Br. 8. 27 Ngr.

James, G. P. R., Pequinillo. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Keipp, H., Ein deutscher Flüchtling. Aus dem Volksleben der neuesten Zeit. Magdeburg, Delbrück. 8. 9 Ngr.

Kirchner's, C., Hodegetik oder Wegweiser zur Universität für Studierende. Nebst einer systematischen Uebersicht der Wissenschaften und Künste und den Studienplänen für die einzelnen Fächer des Gelehrtenberufs. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Klage. Schlußgesang des Nibelungenliedes in der alten vollendeten Gestalt. Herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. Mit Holzschnitten v. F. W. Gubitz ꝛc. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 15 Ngr.

Laymburg, F., Waizen und Unkraut. Dichtungen. Leipzig, Weber. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leubuscher, R., Ueber die Entstehung der Sinnestäuschung. Ein Beitrag zur Anthropologie. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 12 Ngr.

Liefde, J. de, Der Sträfling. Eine wahre Geschichte. Nach dessen eigenen mündlichen Mittheilungen erzählt. Aus dem Holländischen übersetzt von J. Molenaar. Worms, Schmidt. 8. 7½ Ngr.

Loescher, E., Die königliche Wasserlilie Victoria regia, ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Kultur, nebst einem Anhang über Wasserpflanzen der wärmeren Zonen. Mit 2 colorirten Abbildungen und 1 Steindruck. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

Mailáth, J. Graf, Geschichte der Magyaren. 1ster Band. 2te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Plane der Mogolenschlacht und dem Stammbaume der Arpáden. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Muenchenberg, A., Das Ballet und sein Verhältniß zur darstellenden Kunst. Königsberg, Samter. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Nibelungen Klage. Zum ersten Male in neuhochdeutschen Reimen. Zur Ausgabe des „Nibelungenlied" mit einem Vorwort von F. H. v. d. Hagen. Mit Holzschnitten von F. W. Gubitz ꝛc. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Planta, P. C., Die Wissenschaft des Staates oder die Lehre von dem Lebensorganismus. Zwei Theile. Chur, Grubenmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Reithmayr, F. X., Einleitung in die canonischen Bücher des neuen Bundes. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ring, M., Stadtgeschichten. 1ster Band. — A. u. d. T.: Christkind-Agnes. Berlin, Simion. 16. 25 Ngr.

Roquette, O., Der Tag von St. Jakob. Ein Gedicht. Stuttgart, Cotta. 16. 24 Ngr.

Schefer, L., Die Sibylle von Mantua. Erzählung aus dämmriger Zeit. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schücking, L., Die Königin der Nacht. Roman. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schulze, E., Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. Octav-Ausgabe. 8te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Schultze & Müller am Rhein. Humoristische Reisebilder von Cöln bis Mainz. Mit 44 Illustrationen. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Schütt, A., Helgoland. Den Bewohnern der Insel gewidmet. Freiburg im Breisgau, Herder. 8. 8 Ngr.

Siemers, J. F., Vorlesungen über Anthropologie, Physiologie und Diätetik. Für Gebildete aller Stände gehalten im akademischen Gymnasium zu Hamburg. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

Stahr, A., Weimar und Jena. Ein Tagebuch. Zwei Bände. Oldenburg, Schulze. 12. 3 Thlr.

Starost, L., Zur Geschichte der polnischen Bestrebungen im Anfange des Jahres 1846. Mit 2 Karten. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 27 Ngr.

Stifter, A., Der Hochwald. Pesth, Heckenast. 16. 1 Thr.

Taylor, H., Philipp van Artevelde. Ein dramatisches Gedicht in zwei Theilen. Aus dem Englischen übersetzt von A. Heimann. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Philipp van Artevelde's Tod. Ein Drama in fünf Acten. Leipzig, Brockhaus 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Theiner, A., Zustände der katholischen Kirche in Schlesien von 1740—1758 und die Unterhandlungen Friedrich's II. und der Fürstbischöfe von Breslau, des Kardinals Ludwig Ph. Grafen von Sinzendorf und Ph. Gotth. Fürsten von Schaffgotsch mit dem Papst Benedikt XIV. Mit Dokumenten aus dem geheimen Archive des heiligen Stuhles. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Thomas, G. M., Studien zu Thukydides. München, Franz. Gr. 4. 20 Ngr.

Töpffer, R., Das Pfarrhaus. Vier Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Walther, E., Kunst- und Liebesleben. Roman in zwei Abtheilungen, nebst einem dramaturgischen Intermezzo. Zwei Theile. Dresden, Türk. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Weheftitz, B., und F. Wildner, Gedichte in Nürnberger Mundart. Nürnberg. 16. 10 Ngr.

Zinkeisen, J. W., Der Jakobiner-Klub. Ein Beitrag zur Geschichte der Parteien und der politischen Sitten im Revolutions-Zeitalter. 1ster Theil: Der Jakobiner-Klub und das französische Klubwesen bis zur Trennung der Feuillans von den Jakobinern im Juli 1791. Berlin, Decker. Gr. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Harkort, F., Die Preußische Handels- und Kriegs-Marine und ihre Stellung zum Zollverein. Berlin, Klemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Schultz, K. W., Die reiche Armuth der Protestanten. Predigt am 9. Mai 1852 über Offenbarung Johannis 2, 9 gehalten. Gießen, Ferber. Gr. 8. 2 Ngr.

Stahl, F. J., Was ist die Revolution? Ein Vortrag, auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 8. März 1852 gehalten. 3te unveränderte Auflage mit einem Anhange: Die Reformation und die Revolution. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Waitz, G., Der neueste dänische Versuch in der Geschichte des Herzogthums Schleswig beleuchtet. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXX.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XVIII, XIX, XX und XXII.)

40. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Troisième cours. Renfermant des morceaux choisis de littérature allemande, faciles et gradués, et accompagnés de notes explicatives. In-8. Geh. 8 Ngr.

Der erste Cursus erschien 1851 bereits in vierter Auflage und kostet 8 Ngr.; der zweite Cursus erschien 1850 in zweiter Auflage und kostet 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

A new, practical and easy method of learning the German language. 8vo. First course. Second edition. 10 Ngr. — Second course. Second edition. 12 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's New method of learning the German language. First and second course. 8vo. 5 Ngr.

41. **Aus den Papieren einer Verborgenen.** Erster Theil. Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Ein zweiter Theil erschien 1848 und hat denselben Preis.

42. **Bauernfeld, Gedichte.** 8. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Bauernfeld, einer der talentvollsten und beliebtesten neuern deutschen Lustspieldichter, tritt hier zum ersten male als Lyriker vor das größere Publicum und wird sich gewiß auch als solcher des lebhaftesten Beifalls zu erfreuen haben.

43. **Blanc (Louis), Histoire de la révolution française.** Tome troisième. In-8. Broché. 1 Thlr.

Der erste und zweite Band (1847) haben denselben Preis.

Ebendaselbst erschien früher:

Lamartine (A. de), Histoire des Girondins. 8 vol. in-8. 1847. 8 Thlr.

Thiers (A.), Histoire de la révolution française. Nouvelle édition. 6 vol. in-8. 1846. Broché 6 Thlr. Cartonné 7 Thlr. 10 Ngr.

44. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Dreiunddreißigstes bis vierzigstes Heft, oder fünfter Band. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

45. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) Ausgabe in 96 Lieferungen. Neunzehnte bis sechsundzwanzigste Lieferung. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Monatlich erscheinen in der Regel zwei bis vier Lieferungen; der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung gratis geliefert.

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text, Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

- I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
- II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
- III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
- IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
- V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
- VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
- VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
- X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. **Prachtbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

46. **Fortlage (C.), Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant.** 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

In unserer Zeit, in welcher zur Lösung der obschwebenden politischen und religiösen Fragen ein Verständniß der Grundsätze unserer größten Denker in weitern Kreisen ebenso dringend nothwendig wird, als die Muße zu allgemeinen und abstracten Studien im Gedränge der praktischen Anfoderungen nothwendig abnimmt, wird eine Darstellung der philosophischen Systeme willkommen sein, welche jenem Bedürfnisse mit möglichst geringen Anfoderungen an Zeit und Mühe des Studiums entgegenkommt. Diese aus langjährigen und vielseitigen Studien hervorgegangene Darstellung entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, faßlichen und faßlich durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zusammenhängen, worin sie als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens ergriffen zeigt.

47. **Gabelentz (H. C. von der), Beiträge zur Sprachenkunde.** Erstes bis drittes Heft. 8. Jedes Heft 24 Ngr.

Auch unter besondern Titeln:

- I. Grammatik der Dajak-Sprache. 24 Ngr.
- II. Grammatik der Dakota-Sprache. 24 Ngr.
- III. Grammatik der Kiriri-Sprache. 24 Ngr.

Früher erschien ebendaselbst:

Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe.* Zwei Bände. Mit drei Steindrucktafeln. 4. 1843—46. Geh. Druckpapier 16 Thlr. Velinpapier 19 Thlr.

48. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.)

In Heften. Achtzigstes bis vierundachtzigstes Heft. (Schluß des siebenten Bandes). Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis siebente Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

49. **Görgei (Arthur), Mein Leben und Wirken in Ungarn** in den Jahren 1848 und 1849. Zwei Bände. Größtes Lexikon-Octav. Geh. 6 Thlr.

Dieses Werk, dessen Erscheinen man seit längerer Zeit allgemein mit außerordentlicher Spannung entgegensah, gehört der Geschichte an. Ohne die Memoiren Görgei's sind alle bisherigen Werke über die neueste Geschichte Ungarns nur Bruchstücke.

50. **Gräfe (H.), Allgemeine Sammlung** von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmännischen, gewerblichen, technischen und politischen Rechenkunst für höhere Bürger- und Realschulen, sowie für Gewerb-, Handels-, Forst-, Berg-, Landwirthschaftsschulen und andere technische Lehranstalten. Aufgestellt, gesammelt und herausgegeben. Zweiter unveränderter Abdruck. 8. Geh. 22½ Ngr.

Hierzu erschienen von dem Verfasser ebendaselbst:

Resultate und Ausrechnungen zu der Allgemeinen Sammlung von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmännischen, gewerblichen, technischen und politischen Rechenkunst ꝛc. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ferner erschien von dem Verfasser in demselben Verlage:

Allgemeine Pädagogik. In drei Büchern. Zwei Theile. 8. 1845. 4 Thlr.

51. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Zweite Lieferung. (Bericht —Byron.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 25 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

52. **Jolowicz (H.), Die merkwürdigsten Begebenheiten der Allgemeinen Weltgeschichte** in Darstellungen deutscher Dichter für Gymnasien und Bürgerschulen gesammelt und mit geschichtlichen Bemerkungen versehen. Mit einem Vorwort von **Cäsar von Lengerke.** 8. Geh. 24 Ngr.

53. **Die Kurmark Brandenburg** im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der Zeit vom 22. October 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Zweiter Band. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der erste Band (1851) kostet 2 Thlr. 20 Ngr.

Früher erschien ebendaselbst:

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des französischen Kriegs im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. 8. 1847. 2 Thlr. 20 Ngr.

54. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. Zweite Lieferung. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von großem Interesse für jeden **Gebildeten** der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem **praktischen Arzte**, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser Atlas besonders dem **angehenden Mediciner** ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch große Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, daß der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Diese mit 31 Kupfertafeln bereicherte **zweite vermehrte und verbesserte Auflage** wird in Jahresfrist vollständig erschienen sein.

Probelieferungen sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

55. **Italienischer Novellenschatz.** Ausgewählt und übersetzt von **Adelbert Keller.** Dritter und vierter Theil. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste und zweite Theil haben denselben Preis.

Den Inhalt dieses auf sechs Theile berechneten Werks bilden 150 italienische Novellen, von dem rühmlichst bekannten Professor A. Keller in Tübingen übersetzt, als eine chronologische Reihe von charakteristischen Proben der italienischen Erzählungskunst, eine Geschichte der italienischen Novellistik in Beispielen. Diese Blüten der italienischen Literatur, der anerkannten Meisterin auf dem Gebiet der Novelle, liefern die mannichfachsten Beiträge zur Cultur- und Sittengeschichte Italiens und werden dem deutschen Publicum die anziehendste Unterhaltung gewähren. Des größten italienischen Erzählers, Boccaccio's, Novellen hat der Uebersetzer von seinem Plane ausgeschlossen, weil dieselben bereits in der „ausgezeichneten" Uebersetzung Witte's erschienen seien, welche den Titel führt:

Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von **K. Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 12. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

56. **Schmidt (Marie), Fräulein Rothe und ihre Zöglinge.** Ein Buch für Mütter, Erzieherinnen und für die weibliche Jugend. 8. Geh. 1 Thlr.

In lebendig-anziehender Form eine Reihe von Unterrichtsgegenständen in verschiedenen Fächern des für Mädchen nach den Foderungen der Jetztzeit passenden Wissens und Könnens, entsprechend zugleich den Ideale der modernen Pädagogik, den Unterricht zur Erziehung zu machen und Haus und Schule in nächste Nähe zu bringen. Außer den Leserkreisen, für die das Buch zunächst bestimmt, werden auch Schullehrer überhaupt den hier durchgesprochenen Lehrobjecten und dazu gehörigen Erzählungen noch Stoff und Form manches ihnen Zusagende abgewinnen können.

57. **Schücking (L.), Die Königin der Nacht.** Roman. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Der Bauernfürst. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.

58. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht. Octav-Ausgabe. **Achte** Auflage.
Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 3 Thlr.

„**Die bezauberte Rose**", diese sinnig-zarte Dichtung des zu früh verstorbenen Ernst Schulze ist ein Lieblingsgedicht der deutschen Nation geworden. Von der Miniatur-Ausgabe derselben ist schon die **vierte**, von der Octav-Ausgabe soeben die **achte** Auflage erschienen.

Außerdem erschien von E. Schulze ebendaselbst:

Sämmtliche poetische Werke. Vier Theile. 8. 1822. 6 Thlr. Mit Kupfern 8 Thlr.
Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.
——— Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. 1849. Gebunden 3 Thlr.
Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr.
Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

59. **Taylor (Henry), Philipp van Artevelde.** Ein dramatisches Gedicht in zwei Theilen. Aus dem Englischen übersetzt von **Adolf Heimann.** Zweiter Theil. — A. u. d. T.: **Philipp van Artevelde's Tod.** Ein Drama in fünf Acten. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erste Theil: „**Philipp van Artevelde.** Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten" (1848), hat denselben Preis.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 31. — 31. Juli 1852.

Inhalt.

Die Denkwürdigkeiten Arthur Görgei's.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Die glänzenden Siege von Hatvan Tápió-Bicske, Isaszeg und Gödöllö haben die ungarische Armee bis an die Thore der Hauptstadt geführt. Kossuth, der seit den letzten Märztagen im Lager anwesend und Augenzeuge der Heldenthaten dieser und des Nichts weniger als heldenhaften Betragens der feindlichen Armee ist, hält nun den Sieg Ungarns für entschieden. Er will ihn in gleicher Weise ausbeuten wie Oestreich seinen problematischen Sieg von Kápolna ausgebeutet. Das wiener Cabinet hat durch die Octroyirte vom 4. März 1849 nicht nur die vorjährigen ungarischen Märzerrungenschaften, sondern auch Ungarns alte Verfassung aufgehoben und den Grundvertrag zwischen dem Hause Habsburg und der ungarischen Nation mit eigener Hand zerstört. Kossuth hält durch diesen Gewaltact das alte Verhältniß für aufgelöst und verlangt deshalb daß die Nation, nachdem ihr der Sieg die Mittel dazu verliehen, diese Auflösung förmlich ausspreche und auf die octroyirte Verfassung mit der Unabhängigkeitserklärung antworte. Und während im gödöllöer Hauptquartier die weitern Kriegsoperationen, welche den bisherigen Sieg vervollständigen sollen, berathen werden, sucht Kossuth die Armee betreffs seines Vorhabens zu sondiren und sie für dasselbe zu gewinnen. In welcher Weise und mit welchem Erfolge dies bei Görgei versucht wurde, berichtet dieser in folgender Weise:

Im Laufe des 7. April, wenige Stunden nach unserm Einrücken, langte auch Kossuth sammt Gefolge in Gödöllö an. Er schien mit den Leistungen der Armee zufrieden und sprach viel und schön vom ewigen Danke der Nation.

Nach einer Weile verlangte er mich auf seinem Wohnzimmer unter vier Augen zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich die ersten Andeutungen über die Haupttendenz seiner Politik.

Jetzt — meinte er — sei es an der Zeit, auf die octroyirte Verfassung vom 4. März etwa mit der Losreißung Ungarns von Oestreich zu antworten.

Er nannte den Langmuth der Nation erschöpft; diese dürfe — will sie sich anders der Freiheit würdig zeigen — eine Zumuthung wie sie die Octroyirte aussprach nicht nur nicht dulden, sondern müsse überdies vollwichtige Repressalien dafür nehmen. Die Völker Europas werden die Gediegenheit der ungarischen Nation nach der Antwort beurtheilen welche sie auf jene Verfassung ertheilt. Die Sympathien jener werden von diesem Urtheile abhängig sein (sic). England, Frankreich, Italien, die Türkei, ja selbst ganz Deutschland, Oestreichs eigene Erbländer nicht ausgenommen, warten ja nur darauf daß Ungarn sich als unabhängigen Staat erkläre, um demselben ihre factische Hülfe um so reichlicher angedeihen zu lassen, je zurückhaltender sie damit bisher gewesen. Die hartgeprüfte, unterjochte Schwesternation der Polen werde rasch dem Beispiele der Ungarn folgen und mit diesen vereint in der durch Oestreichs und Rußlands Politik in ihren Interessen so vielfach verletzten Pforte einen mächtigen Schutz- und Trutzverbündeten finden. Mit Ungarns Freiheit fällt die Freiheit Europas; dem Siege Ungarns werden ebenso viele siegreiche Schilderhebungen gegen ein verhaßtes Regierungsprincip folgen, als Europa unterjochte Völker zählt.

„Unser Sieg ist gewiß", fuhr er beiläufig fort, „aber wir können weit mehr noch thun als für uns allein; wir können und müssen für die Freiheit Aller die uns den Sieg wünschen kämpfen und siegen. Unser Wort aber muß der That, unser Siegsgeschrei dem gewissen Siege voraneilen und dessen erlösende Nähe allen geknechteten Völkern vorherverkünden, damit diese wach und gerüstet seien, damit sie den rettenden Augenblick nicht stumpfsinnig verschlafen und unsern gemeinschaftlichen Feinden nicht abermals Zeit gönnen, sich zu erholen, zu sammeln und neu zu kräftigen. Schweigen dürfen wir nicht, nachdem die octroyirte Verfassung unsere Existenz in Abrede gestellt hat. Unser Schweigen wäre halbe Anerkennung jener Acte, und alle unsere Siege blieben fruchtlos! Wir müssen uns also erklären! Eine Erklärung aber, wie ich sie wünschte, würde das Selbstgefühl der Nation heben, hinter den noch immer unentschlossen hin- und herdrängenden Parteien, in und außerhalb des Reichstags mit einem mal alle Brücken abwerfen, die Parteiinteressen ob des nächsten und wichtigsten gemeinsamen Zieles in den Hintergrund drängen und so den gewissen Sieg erleichtern, beschleunigen."

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 26 d. Bl. D. Red.

„Mir will dies Alles nicht ganz einleuchten", war beiläufig meine Entgegnung. „Nicht das Wort wird Ungarn frei machen: die That allein kann es. Und diese That zu vollbringen wird kein Arm außer Ungarn, wol aber werden Armeen sich erheben, damit sie nicht vollbracht werde. Und gesetzt, es wäre Ungarn für sich allein stark genug sich augenblicklich von Oestreich loszureißen: wird es nicht dennoch zu schwach bleiben, um sich als unabhängigen Staat in einer Nachbarschaft zu behaupten, in welcher bereits die Existenz der Pforte trotz ihrer ungleich günstigern Lage zu einer Gnadenexistenz herabgesunken? Wir schlugen soeben wiederholt den Feind, das ist nicht zu bestreiten. Aber wir vermochten dies nur mit der äußersten Kraftanstrengung. Das Bewußtsein, es gelte einer gerechten Sache, befähigte uns hierzu. Die Losreißung Ungarns von Oestreich wäre keine gerechte Sache mehr; der Kampf für dieselbe kein Kampf für, sondern gegen das Gesetz: kein Nothwehrkampf, sondern ein Angriff auf den Bestand der gesammten östreichischen Monarchie. Und indem wir hierdurch Milliarden uralter Interessen und Sympathien tödtlich verletzen; indem wir hierdurch über unser eigenes Vaterland alle unseligen Folgen einer durch keinerlei Umstände gebotenen Staatsumwälzung heraufbeschwören; indem wir hierdurch die alten Truppen, den Kern unserer Streitkräfte, meineidig machen, sie moralisch erschüttern: wird uns jeder kommende Tag schwächer finden, während gleichzeitig unsern Gegnern in jedem Nachbarstaate ein natürlicher Verbündeter gegen uns, die Störer des Gleichgewichtes von Europa, erwächst. «Wir dürfen die Octroyirte nicht schweigend hinnehmen!» Einverstanden! Aber heißt das «schweigend hinnehmen» was wir bisher gethan? Konnten wir auf die octroyirte Verfassung vom 4. März treffender antworten als wir es bisher gethan? Ich kann nicht entscheiden was und wieviel den Völkern Europas fromme; daß aber den Völkern Ungarns der kleinste Sieg auf dem Schlachtfelde mehr Vortheil und Ehre bringt als die übermüthigste Erklärung, das steht klar vor mir; und ich wiederhole nochmals: für den legitimen König Ferdinand V. und die von diesem sanctionnirte Verfassung gewonnene Schlachten sind die beste Antwort Ungarns auf die Hirngespinnste der wiener Minister."

Kossuth fragte zweifelnd entgegen: ob ich wol wirklich glaube daß die alten Truppen je ernstlich an Ferdinand V. und die Constitution vom Jahre 1848 gedacht haben?

„Woran hätten sie denn denken sollen", rief ich, „als unmittelbar nach der Räumung der Hauptstädte meine Proclamation von Waizen das einzige Mittel blieb, sie — die zum freiwilligen Abzug ins feindliche Lager Entschlossenen — für Ungarn zu erhalten, das seine bisherigen Erfolge doch zunächst ihnen verdankt? Was war denn der innerste Kern jener Demonstration, welche mein Armeecorps in Kaschau gegen den Generallieutenant Dembinski ohne mein Hinzuthun und Vorwissen beabsichtigte, als die Besorgniß, in mir einen Commandanten zu verlieren, der Achtung hatte vor ihrem Fahneneide? Ich habe mit diesen Truppen Leid und Freud getheilt. Ich kenne ihre Gesinnung. Und stände König Ferdinand V. jetzt hier vor uns: ich würde ihn ohne das geringste Bedenken einladen, mir — wehrlos und unbeschützt — ins Lager zu folgen und dessen Huldigung entgegenzunehmen; denn ich bin gewiß, es findet sich dort Niemand der sie versagt."

Kossuth, von meiner geringen Begeisterung für seine politischen Ideen — wie es schien — nicht sonderlich erbaut, brach nun die Unterredung plötzlich ab und erwähnte vor mir mit keiner Silbe mehr der Losreißung Ungarns von Oestreich.

Ob, wann und mit welchem Erfolge er diese Idee den übrigen Truppenführern mitgetheilt habe, ist mir, selbst jetzt noch, ein unenthülltes Geheimniß.

General Klapka, dessen Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit auch von seinen Gegnern noch nicht angezweifelt worden, hat uns dieses „unenthüllte Geheimniß" bereits enthüllt. Wie er in seinen „Memoiren" berichtet, hat er, ebenso Damjanics und Aulich, sich entschieden für Kossuth's Antrag ausgesprochen. Dieser hatte also selbst in der von Görgei commandirten Hauptarmee die bedeutende Majorität für sich, und Görgei selbst berichtet weiterhin daß in Klapka's und Damjanics' Armeecorps „eine Nichts weniger als ungünstige Stimmung" für die „Unabhängigkeitserklärung" vorwaltete (II, 44). Daß die andern Armeen, speciell die siebenbürgische unter Bem und die südliche unter Perczel, in diesem Punkte Kossuth sogar längst vorausgeeilt und für die Unabhängigkeit Ungarns wie für die republikanische Regierungsform bis zum Fanatismus begeistert waren, ist ebenfalls eine allbekannte und unbestreitbare Thatsache, die auch Görgei nicht in Abrede stellt. War also unter diesen Umständen Kossuth nicht vollberechtigt, seinen Antrag als von der Armee gebilligt und gutgeheißen zu betrachten? Denn Görgei's Behauptung: daß seine waitzener Proclamation, resp. das Festhalten am „Rechtsboden", das „einzige" Mittel gewesen die Auflösung der Armee zu verhindern und sie zur Fortsetzung des Kampfes zu bewegen, dieser Behauptung konnte man kein großes Gewicht beilegen, wenn man wußte daß weder Bem noch Perczel, weder Mészáros noch Klapka an ihre resp. Truppencorps eine derartige Proclamation gerichtet und diese sich trotz der Nichtanwendung dieses „einzigen" Mittels doch nicht aufgelöst hatten.

Nach Debreczin zurückgekehrt, beantragte Kossuth also im Parlamente die Unabhängigkeitserklärung Ungarns, die fast ohne Debatte und einstimmig ausgesprochen wurde. Durch welche Mittel und Hebel diese Raschheit und Einstimmigkeit erzielt wurde, gehört nicht hierher. Soviel ist gewiß daß kein Terrorismus dabei in Anwendung kam und die Vertreter der Nation frei die Entsetzung der Habsburgischen Dynastie aussprachen. Daß der überwiegend größte Theil der Armee diesem Beschluß beistimmte, haben wir bereits nachgewiesen. Derselbe konnte also mit vollem Rechte als Ausdruck des Nationalwillens betrachtet werden; und wir suchen selbst in dem vorliegenden Berichte Görgei's vergeblich nach den Thatsachen die ihn zu der Behauptung berechtigen: „daß der 14. April kein von der Nation begehrtes, nur ein derselben aufgenöthigtes Machwerk Kossuth's sei" (II, 106), oder „daß die Unabhängigkeitserklärung mit dem ungarischen Nationalwillen Nichts mehr gemein habe als etwa ein Privatvergnügen Kossuth's mit der Wohlfahrt der Nation" (II, 134). So wissen wir z. B. unter Anderm daß vor nahezu anderthalb Jahrhunderten (1707) unter gleichen Verhältnissen derselbe Beschluß (die Unabhängigkeitserklärung) beantragt und ausgesprochen wurde, und zwar von und unter der Leitung Franz Rákóczy's II., jenes Mannes der sieben Jahre lang an der Spitze der nationalen Erhebung (1703—10) gestanden, ohne je einen andern Titel und eine andere Macht als die des „Führers" zu beanspruchen, der den sieben-

bürgischen Fürstenstuhl nur widerwillig und auf wiederholentliches Drängen der Nation bestiegen, der die polnische Königskrone zwei mal ausgeschlagen und der, um allen Verdacht zu bannen als habe er beim Kampf und beim spätern Friedensschluß sein persönliches Interesse im Auge gehabt, sich nach dem szathmárer Frieden freiwillig exilirte und sein Leben arm und verlassen im fernen Bithynien beschloß, dem also Niemand vorwerfen konnte daß er sein „Privatvergnügen" mit dem Nationalwohl identificire oder gar dieses jenem opfere. Und hatte nicht Kossuth dieselben Gründe wie Rákóczy sie gehabt, die Unabhängigkeitserklärung zu beantragen; und hatte die Nation nicht ebenso viel Ursache als damals, den Antrag zum Beschluß zu erheben?

Görgei selbst scheint dies einzusehen; denn trotz aller Mühe die er sich gibt die Unabhängigkeitserklärung als ein „Machwerk Kossuth's" darzustellen, gründet er doch sein Verdammungsurtheil nicht hierauf, auch nicht auf das angeblich Unlegitime dieses Schrittes, das er in Gödöllö Kossuth gegenüber so scharf hervorgehoben, sondern er verdammt den 14. April nur wegen der unheilvollen *Folge* die derselbe nachsichziehen müsse. Diese Folge, es ist die *russische Intervention*, die Görgei einzig und allein durch den 14. April „heraufbeschworen" sieht. Wir können offen gestanden unsere Verwunderung über diese Behauptung nicht unterdrücken, deren totale Haltlosigkeit jedem mit den damaligen Vorgängen nur irgendwie Vertrauten sofort in die Augen springen muß. Wir wollen gar nicht darauf hinweisen daß Rußland schon *vor* dem 14. April (Februar 1849) in Siebenbürgen intervenirt hatte, einzig und allein weil sich dort die östreichischen Streitkräfte als unzureichend erwiesen, und daß es aus demselben Grunde jetzt, nachdem auch in Ungarn derselbe Fall eingetreten, sich hier zur Intervention veranlaßt sah; wir wollen auch nicht bei *dem* Umstand lange verweilen daß Rußland als der eigentliche Antirevolutionnair, und namentlich aus Furcht vor einer polnischen Erhebung, unmittelbar die ungarische Revolution in *jedem Falle* mit Gewalt erdrücken zu helfen veranlaßt war, welches loyale Endziel sich diese Revolution auch stelle; aber schon die einfachen Zeitdaten beweisen unleugbar daß zwischen dem 14. April und der russischen Intervention durchaus kein Causalnexus existirte. Die Unabhängigkeitserklärung, am 15. April in Debreczin proclamirt, konnte in Wien frühestens am 19. oder 20. bekannt sein. Schon am 1. Mai aber brachte die officielle „Wiener Zeitung" die Kundmachung des mit Rußland abgeschlossenen Interventionsvertrags. Bei der Umständlichkeit diplomatischer Unterhandlungen, namentlich über eine so hochwichtige Angelegenheit, ist es nicht denkbar, ja geradezu unmöglich, daß diese Unterhandlungen, wenn sie erst nach dem 14. (resp. 20.) April begonnen haben haben sollten, in dem kurzen Zeitraume von 10—12 Tagen, wo kaum ein Kurier die Reise von Olmütz nach Petersburg und zurück machen konnte, zum Abschluß gebracht worden wären. Es tritt vielmehr klar zu Tage daß die Verhandlungen Oestreichs mit Rußland um die Hülfeleistung bereits *vor* dem 14. April zum Abschluß gekommen waren. Und hat doch Görgei selbst, *gleichzeitig* mit der Kunde des 14. April, von östreichischen Kriegsgefangenen vernommen: „ihre Offiziere hätten sich ob der wiederholten Retiraden mit der Versicherung getröstet daß eine russische Armee bereits im Anmarsch gegen uns begriffen sei und die östreichische sich blos zurückziehe um den Einbruch jener in Ungarn abzuwarten" (II, 49); und er konnte also keinen Augenblick darob in Zweifel sein daß die russische Intervention lange *vor* dem 14. April beschlossen und deren Ausführung thatsächlich vorbereitet worden. Die Ansicht aber daß *ohne* den 14. April die russische Intervention eine Gegenintervention der westlichen Mächte zu Gunsten Ungarns herbeigeführt hätte und dies nur infolge der Unabhängigkeitserklärung unterblieb, ist so überaus naiv und haltlos daß sie keine ernste Beachtung verdient und wir durchaus nicht begreifen wie Görgei sie auch nur „plausibel" nennen kann.

Indeß wenn uns auch Görgei's eigene Darstellung nicht einen einzigen haltbaren Grund angibt der seinen (Görgei's) Antagonismus gegen den 14. April begreiflich machte, so ist doch jedenfalls betreffs der Thatsache: daß die Unabhängigkeitserklärung ihm misfallen, Görgei selbst die beste Autorität, sowie wir es ihm auch glauben müssen daß er sofort bei sich den Entschluß gefaßt, den er selbst seinen intimsten Freunden verheimlichte, die Unabhängigkeitserklärung um jeden Preis, schlimmstenfalls auch durch einen militairischen Staatsstreich rückgängig zu machen. Nur ist es bedauerlich und auffällig daß seine *Thaten Alles* eher denn *diese* Absicht vermuthen ließen, vielmehr nur *dazu* geeignet waren, an Görgei's voller und ungetheilter Zustimmung zum 14. April glauben zu machen.

Welches ist — wir folgen hierbei nur Görgei's eigenem Berichte — Görgei's erster öffentlicher Act, nachdem er Kunde vom 14. April erhalten? Etwa eine offene Protestation oder auch nur ein misbilligendes Schweigen und Ignoriren? Keineswegs! Es ist dies eine Proclamation die er am 26. April in Komorn erläßt, die ganz im Sinne des 14. April gehalten ist und in der wir unter Anderm folgender Stelle begegnen (II, 52):

> Entscheidend war jede Schlacht die wir geschlagen; entscheidender noch wird jede sein die wir von nun an schlagen werden.
>
> Euch (nämlich den „Kampfgenossen" an welche die Proclamation gerichtet) ward das Glück zutheil, mit Aufopferung eures Lebens Ungarn seine alte Selbständigkeit, seine Nationalität, seine Freiheit, seinen dauernden Bestand zu sichern. Dies euer schönster heiligster Beruf.
>
> Viele der Unsern glauben, die ersehnte Zukunft sei nun schon errungen. Täuschet euch nicht. Diesen Kampf — nicht Ungarn allein gegen Oestreich — Europa wird ihn kämpfen für die natürlichen heiligsten Rechte der Völker gegen die anmaßende Tyrannei. Und die Völker, sie werden siegen überall!

Im vollen Einklang mit dieser entschiedenen, dem

Programm des 14. April entlehnten Sprache steht auch Görgei's weiteres öffentliches Verhalten. Er übernimmt definitiv das bisher nur provisorisch geführte Obercommando aus den Händen jener Regierung die aus dem 14. April hervorgegangen; ja später wird er selbst ein Mitglied dieser Regierung, indem er, ohne das geringste Schwanken auch nur zu zeigen, in dem „revolutionnair-demokratisch-republikanischen" Szemere-Ministerium das Kriegsportefeuille übernimmt. Und wenn er nach diesen Antecedentien, welche ihn allgemein als Anhänger des 14. April erscheinen lassen mußten, hinterher, d. h. zwei Monate nachher als die Russen bereits in Ungarn eingefallen und das Land von den größten Gefahren bedroht war, plötzlich als Gegner des 14. April und der aus demselben hervorgegangenen Regierung auftritt: mußte da nicht diese an ihm irrewerden, die Aufrichtigkeit seines frühern oder seines jetzigen Betragens in Zweifel ziehen und dadurch mit Mistrauen gegen ihn erfüllt werden?

Dies umsomehr, als an den Gefahren, für die er jetzt allein die Regierung und den 14. April verantwortlich machen wollte, er (Görgei) selbst bedeutende Schuld trug. Auch Görgei gesteht daß er einen argen Bock geschossen, als er nach dem Entsatz Komorns anstatt offensiv gegen die östreichische Grenze vorzudringen, Rechtsum gemacht und drei kostbare Wochen vor der ofener Festung vergeudet habe. Aber er will diesen Schritt gegen seine bessere Ueberzeugung nur auf das Drängen Kossuth's, der auf die Einnahme der Hauptstädte „versessen" war, und auf das Anrathen Klapka's unternommen haben. Leider müssen wir aber diese Angabe geradezu als unrichtig zurückweisen. Was Klapka betrifft, so hat derselbe die Belagerung Ofens nicht an-, sondern abgerathen, und zum besten Beweis hierfür hat er uns in seinem „Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen" (I, 387) den Brief Görgei's mitgetheilt in welchem dieser jenen Rath ablehnt. Was Kossuth betrifft, so hat Görgei nach seinem eigenen Bericht erst während der Belagerung Ofens durch ein eigenthümliches Manoeuvre indirect „entnehmen zu können geglaubt" daß Kossuth für die Belagerung sei. Und doch sollte er sie auf Kossuth's „Drängen" begonnen haben!... Uebrigens lag das Unglück nicht darin daß die Belagerung unternommen, sondern daß sie erst in drei Wochen beendet worden. Görgei selbst gesteht aber mit seiner soldatischen Offenheit daß wenn er die richtigen Vorkehrungen getroffen hätte, Ofen in acht Tagen hätte fallen müssen (II, 93—94).

Dem durch die Belagerung Ofens herbeigeführten Versäumniß folgte ein zweites folgenschweres, indem man volle drei Wochen unthätig verstreichen und den Feind immer näher rücken ließ. Man hat vielseitig diese Unthätigkeit als Werk des Verraths bezeichnet. Görgei weist indeß nach daß er hierzu durch unübersteigliche, von der Regierung verschuldete Hindernisse genöthigt gewesen (II, 147—151). Ebenso weist er den Vorwurf zurück, der ihm daraus gemacht worden daß der Ban beim Abzuge von Pesth nicht verfolgt worden und ungestört in den Süden hinabziehen konnte. Görgei hatte nämlich nach den von Kossuth in Gödöllö gegebenen Versicherungen darauf gerechnet daß General Bem Mitte April mit wenigstens 16,000 Mann die Donau überschritten haben und dem Ban in die Quere kommen werde (II, 63—64), eine Zusicherung die aber nicht in Erfüllung ging, weil Bem durch die Operation im Banat länger aufgehalten worden als er und Kossuth anfangs geglaubt.

Von wem übrigens diese Versäumnisse verschuldet wurden: der Feind hat sie jedenfalls bestens benutzt. Im Westen und Süden nahen neuverstärkt die östreichischen, im Norden die russischen Streitkräfte. Görgei hat sich während all dieser Vorgänge noch immer mit der Idee getragen: den 14. April rückgängig zu machen, um derart „die russische Intervention ihres Rechtstitels zu entblößen und sie hierdurch womöglich rückgängig zu machen" (II, 118, 147). Freilich ist es uns geradezu unbegreiflich wie ein Görgei, der weder überaus naiv noch sanguinisch war, auch nur einen Augenblick hoffen konnte daß Rußland die längstbeschlossene und bereits vorbereitete Intervention sofort aufgeben werde, wenn es vernähme daß die ungarische Revolution auf den legalen Rechtsboden zurückgekehrt sei und nicht mehr die Unabhängigkeit Ungarns, sondern die Aufrechthaltung der Märzerrungenschaften anstrebe. Aber große Männer haben auch ihre großen Schwächen, und Görgei hat sich nun einmal in die, wie wir oben gesehen, vor der einfachen Zusammenstellung der Zeitdaten nicht stichhaltende fixe Idee festgerannt: daß die russische Intervention einzig und allein die Folge des 14. April sei und mit der Ursache auch ihre Wirkung fallen, d. h. mit der Aufhebung der Unabhängigkeitserklärung auch die russische Intervention rückgängig gemacht würde. Dieser fixen Idee gemäß will er handeln, gelangt aber vor lauter Unschlüssigkeit nicht einen Schritt vorwärts. Erst — wir folgen hierbei nur getreulich seiner eigenen Darstellung — will er sofort gegen den 14. April protestiren, findet es aber hinterher gerathener, dies auf bessere Zeiten zu verschieben, und erläßt sogar einstweilen die ganz im Sinne des 14. April gehaltene waitzener Proclamation. Dann „reißt ihm doch die Geduld" und er will durch einen Militairstaatsstreich „die debrecziner 14.-April-Partei durch die einfache Proclamation: Die Unabhängigkeitserklärung ist ungültig! Es lebe die Constitution vom Jahre 1848! — obdachlos machen" (II, 119). Da vernimmt er die Existenz einer „Friedenspartei" in Debreczin, d. h. daß unter den Deputirten selbst ein kleiner Bruchtheil gegen den 14. April sei. Er hofft jetzt, diesem auf „parlamentarischem" Wege beizukommen, und gibt seine Militair-Contrerevolution als „ungereimt" auf. Eine Besprechung mit der kaum 20 Mitglieder zählenden Friedenspartei zeigt ihm indeß daß es dieser an Willen und Muth zum offenen parlamentarischen Kampf gegen den 14. April fehle; und Görgei faßt jetzt den neuen Doppelplan: „im Parlamente die Friedenspartei durch

Zuführung neuer Kräfte zu verstärken", zu welchem Zwecke er „die in den Reihen der Hauptarmee dienenden parlamentarisch gebildeten Offiziere, über deren politische Gesinnung er beruhigt sein konnte, dringend auffodert, sich um ihre Wahl in die zufällig erledigten Repräsentantenstellen eifrigst zu bewerben"; außer dem Parlamente hingegen will er „die Partei des 14. April ihrer wichtigsten Stützen entblößen", zu welchem Zwecke er die Commandanten Bem, Perczel, Dembinski und Guyon von ihren Posten zu entfernen und die erledigten Comandos solchen Männern anzuvertrauen sucht, „von welchen er seiner Zeit keine Auflehnung zu Gunsten der Unabhängigkeitserklärung befürchten zu müssen glaubt" (II, 121—122).

Der unbefangene Leser möge darüber urtheilen: ob der Görgei'sche Wahn, daß Fürst Paskiewitsch auf die Nachricht von der Aufhebung der Unabhängigkeitserklärung sofort „Rechtsum" machen und ruhig nach Warschau zurückkehren werde, nicht viel thörichter als die von Kossuth genährte Hoffnung auf eine Gegenintervention des Westens war; ob das von Görgei eingestandene allseitige Intriguiren das Betragen war das dem Ehrenmanne und dem Patrioten in den Momenten der höchsten Gefahr des Vaterlandes geziemte; und ob endlich jenes zweimonatliche Schwanken verzeihlich oder auch nur begreiflich ist bei einem Manne der schon kraft seines Standes als Soldat zum raschen Entschluß und Handeln disponirt scheint. Wie Dem immer sei: infolge jenes Wahns, jenes Intriguirens und Schwankens verstreichen zwei Monate unbenutzt, und ehe Görgei noch das Geringste gegen die Unabhängigkeitserklärung unternommen, durch deren Aufhebung er Ungarn unfehlbar retten zu können geglaubt haben will, erhält er die Kunde daß die russische Intervention, die er durch jene Aufhebung rückgängig machen gewollt, bereits eine vollbrachte Thatsache sei und die Russen schon an mehren Punkten ins Land eingedrungen seien.

Von diesem Momente an tritt bei ihm ein „gänzliches Verzweifeln an der Möglichkeit einer materiellen Rettung der ursprünglich gerechten Sache Ungarns" ein. Er hält Ungarn den vereinigten östreichisch-russischen Streitkräften gegenüber für „unbedingt verloren", und die Frage: wie Ungarn dennoch zu retten? erscheint ihm „bereits als eine müßige", da seine „Ueberzeugung als Soldat" die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes „unbedingt verneint" (II, 147, 187, 248). Für die Verfechter der constitutionnellen Gerechtsame Ungarns gibt es jetzt nur noch eine Frage zu lösen: „die Frage der Verzweiflung nämlich, wie der Todfeind noch mit der letzten convulsivischen Kraftanstrengung am empfindlichsten zu treffen wäre?" (II, 188), d. h. Ungarn soll jede Hoffnung auf Sieg aufgeben, darum auch nicht mehr an Widerstand denken, sondern mit Nichtbeachtung der Russen all seine Kräfte gegen Oestreich concentriren, um sich an diesem „Todfeind" wenigstens noch durch einige empfindliche Schläge zu — rächen!

Aber stand denn Ungarns Sache wirklich so schlecht daß sein großartiger Vertheidigungskampf zur bloßen Befriedigung eines Rachegelüstes zusammenschrumpfen mußte? Wenigstens wird diese „Ueberzeugung" Görgei's auch von manchen competenten „Soldaten" nicht getheilt, und Klapka z. B. sagt noch heute in seinem „Nationalkrieg" (I, 388):

> Auch gegen die Heere zweier Kaiser waren wir bei allen unsern Fehlern die wir begangen haben noch immer stark genug um zu siegen. Es war noch Alles zu retten, wenn Reichstag und Regierung die unermeßlichen Hülfsquellen, die ihnen das herrliche Volk und das gesegnete Land in freiwilliger Aufopferung darbot, mit Umsicht und Energie benutzten.... Was Ungarn geleistet haben würde, zeigten wol seine bisherigen Thaten. Bei gleichem Willen, gleicher Ausdauer, gleicher Begeisterung wären auch die Massen der Russen an der eisernen Kraft der Nation zerschellt....

Wenn diese Ansicht noch heute, nachdem zwei bis drei Jahre ruhigen Nachdenkens manche patriotische Illusion jener Zeit zerstört haben, von einem „Soldaten" ausgesprochen wird, können wir uns darob wundern daß Kossuth sie damals hegte und daher Görgei's Verzweiflung vorzeitig oder verrätherisch fand? Görgei verlangte nämlich — seiner Ansicht gemäß daß an Sieg nicht mehr zu denken und es sich nur noch um „Rache" an Oestreich handele — daß die Regierung die Russen ungehindert ins Land bringen lasse und die ihnen im Norden entgegengestellten Streitkräfte von dort ab- und nach Komorn berufe, damit dort, wohin auch die Regierung sich begeben möge, der „empfindliche" Schlag der Rache gegen den „Todfeind" geführt werde. Kossuth war vernünftig genug auf diesen Vorschlag nicht einzugehen und wollte vielmehr das im Winter so glücklich ausgefallene Manoeuvre wiederholen, nämlich sämmtliche Streitkräfte hinter die Theiß zurückziehen, um von dort nach Reorganisation und Verstärkung der Armee gegen den Feind hervorzubrechen oder wenigstens ihm den Sieg solange streitig zu machen bis etwa die noch immer gehoffte Gegenintervention des Westens sich realisiren könnte. Kossuth verlangt demgemäß daß auch Görgei mit der Hauptarmee Komorn verlasse und theißabwärts ziehe, wo sämmtliche Streitkräfte zu einem spätern Rückschlag concentrirt werden sollen. Görgei beschließt, diesem Befehle nicht zu gehorchen und das von ihm beantragte Manoeuvre auf eigene Faust auszuführen, d. h. sich allein gegen die Oestreicher zu schlagen, unbekümmert um die Operationen der übrigen Truppenkörper.

Die Folgen dieses Schrittes sind bekannt und bereits vielfach beleuchtet und durchsprochen worden. Die Regierung kann doch Nichts weniger thun als den Obercommandanten der ihr den Gehorsam kündigt von seinem Posten abberufen. Sie überträgt das Obercommando an das Duumvirat Mészáros-Dembinski, die unglücklichste Wahl die sie treffen konnte, da die „beiden alten Herren" längst das Vertrauen der Armee eingebüßt haben. Görgei's Armeecorps protestirt gegen seine (Görgei's) Abberufung. Die von allen Seiten hartbedrängte Regierung wagt kein energisches Auftreten. Sie gibt zur Hälfte nach, indem sie Görgei das Commando der

Hauptarmee beläßt, unter der Bedingung jedoch daß er sofort von Komorn aufbreche und ihr in die Theißgegend folge. Inzwischen ist Paskiewitsch im Norden mit der russischen Hauptmacht immer weiter vorgedrungen und dadurch die Regierung zum Aufgeben Budapesths und sammt der Nordarmee zum Rückzug nach Szegedin genöthigt worden. Görgei, der noch immer nicht von Komorn abgezogen, ist jetzt von der Regierung abgeschnitten und hat dadurch freies Spiel, sich seinem frühern Vorhaben gemäß von ihr völlig zu trennen und auf eigene Faust den Schlag der „Rache" gegen Oestreich zu führen. Hierzu entschließt sich denn auch Görgei, nachdem er durch eine List, die er uns umständlich erzählt (II, 248—252), die Zustimmung der Untercommandanten, namentlich Klapka's, zu einem längern Verweilen in Komorn und zu einer Schlacht gegen die Oestreicher erlangt. Am 11. Juli soll dieser empfindliche Schlag gegen Oestreich geführt werden, aber er mislingt. Görgei wird vor Komorn geschlagen. Er kann der östreichischen Armee das weitere Vordringen nicht wehren. Er muß ihr die offene Straße preisgeben und sich in die Festung Komorn zurückziehen, wo sein Bleiben jetzt keinen Zweck mehr hat, da die Oestreicher bereits seiner Schlagweite entrückt sind.

Welchen Zweck konnte überhaupt die Fortführung des Kampfes noch für Görgei haben, da er jede Hoffnung auf Sieg längst aufgegeben und die einzige seit dem Einfall der Russen noch übriggebliebene „Frage der Verzweiflung" — wie nämlich Oestreich empfindlich zu treffen sei — bereits durch die Niederlage vom 11. Juli entschieden war? Zu welchem Zwecke trat also jetzt Görgei den Marsch in den Süden an, und warum streckte er nicht lieber sofort die Waffen? Hierauf bleibt uns Görgei die Antwort schuldig, wenn wir nicht etwa als solche die Andeutungen nehmen wollen daß er erstens im Süden noch ein mal den Oestreichern zu begegnen und mit den übrigen ungarischen Truppen vereint sie „empfindlich zu treffen" hoffte, und daß er zweitens sich den Russen nähern, weil er nur vor diesen die Waffen strecken wollte. Denn selbst noch im Momente der Waffenstreckung wollte er den „Todfeind (Oestreich) empfindlich treffen".

Auf welchem Wege die Russen von dieser ihnen günstigen Stimmung Görgei's Kunde erhielten, wird uns nicht berichtet, wol aber daß am 21. Juli im Görgei'schen Lager zu Rimaszombat die ersten russischen Parlamentaire mit einem mündlichen Antrag auf Waffenstillstand eintrafen. Die Unterhandlung hierüber, die Aufnahme welche der Antrag auf Waffenstreckung bei der Armee fand, wie der weitere Verlauf der Verhandlungen mit den Russen wird uns von Görgei umständlich erzählt (II, 283—293, 301—305), und wir ersehen hieraus daß russischerseits wol vage Anerbietungen betreffs einer Verwendung bei Oestreich für Armee und Land, aber keine definitiven Zusicherungen gemacht worden. Der fleißige Parlamentairverkehr zwischen dem Görgei'schen und dem russischen Lager, die Artigkeiten welche zwischen den beiderseitigen Commandanten und Offizieren gewechselt worden, haben jedoch zu dem Gerüchte Anlaß gegeben daß die Russen bereit wären, mit Ungarn, sei es auch ohne und gegen Oestreich, unter vortheilhaften Bedingungen Frieden zu schließen. Dieses Gerücht wird auch von der Regierung theilweise geglaubt. Bei ihrer argen Bedrängniß klammert sie sich an diesen letzten Hoffnungsanker, und die Minister Szemere und Batthyányi treffen zu Gyapju in Görgei's Hauptquartier ein, um mit ihm gemeinschaftlich ernstliche Verbindungen mit Rußland anzuknüpfen. Und wiewol Görgei ihnen offen die Grundlosigkeit jener Gerüchte nachweist und ihnen geradezu erklärt daß Rußland die unbedingte Unterwerfung verlange und sich auf die Gewährung von Bedingungen, am allerwenigsten aber politischer, nicht einlassen wolle, mochten die Minister doch hiervon nicht abstehen. Und als Görgei darauf dringt daß sie, falls sie durchaus bei Rußland ihr Glück versuchen wollen, ein Anerbieten machen mögen, das vielleicht im Stande wäre den Zar zu verlocken, entschließen sie sich auch hierzu, und General Pöltenberg wird mit dem Anerbieten der ungarischen Krone für einen russischen Prinzen ins russische Lager abgeschickt. Das Anerbieten, wenn es überhaupt je von Erfolg sein konnte, kam jetzt jedenfalls zu spät. Das Schreiben Szemere's blieb unbeantwortet.

Ueber den Charakter und das Betragen des „revolutionnair-demokratisch-republikanischen" Ministerpräsidenten (Szemere) gibt uns Görgei bei dieser Gelegenheit sehr interessante Aufschlüsse. Dieser eitele Geck und charakterlose Phrasendrechsler wird uns hier in seiner ganzen Blöße enthüllt. Schon im April, wo er vom Gouverneur Kossuth das Ministerpräsidium übernommen, hat er Görgei heimliche Anträge gemacht, sich mit ihm zum Sturze Kossuth's zu verbinden, und auch jetzt scheint der eigentliche Zweck seines Besuchs im Görgei'schen Hauptquartier nur der zu sein: eine Liga Görgei-Szemere gegen Kossuth zustandezubringen. Man kann es an Görgei nur loben daß er eine solche Verbindung zurückwies und Szemere mit der ihm gebührenden Verachtung behandelte. Denn man weiß wahrlich nicht, ob man darüber trauern soll daß in so gewichtigen Momenten ein solcher total unfähiger Mann als Ministerpräsident an der Spitze der Landesangelegenheiten stand, oder ob man mehr über die Effronterie des Mannes empört sein soll, dem in seiner maßlosen Eitelkeit und Selbstsucht auch diese hohe Stellung noch nicht genügt und der einen Kossuth stürzen und ersetzen will!...

Görgei trifft endlich, nachdem ein Theil seiner Armee (das erste Armeecorps unter Nagy-Sándor) bei Debreczin total geschlagen worden, in Arad ein, wo sich auch die Regierung befindet. Dahin hätte sich der kriegsministeriellen Weisung gemäß auch Dembinski nach der Schlacht von Szöreg zurückziehen sollen. Aber er hat sich statt dessen auf die feindliche Festung Temesvár zurückgezogen. Das Warum dieses auffälligen und so fol-

genschwer gewordenen Schrittes ist noch bis zur Stunde nicht enthüllt. Görgei will trotz Dembinski's Ausbleiben den Oestreichern am nächsten Tage (11. August) eine Schlacht liefern; nicht als ob er noch auf Sieg hoffte, sondern um „mit Ehren zu fallen", nachdem er noch dem „Todfeind" den letzten „empfindlichen Schlag" beigebracht. Während er die Vorbereitungen zu dieser Schlacht trifft, langt die Trauerkunde an von der völligen Niederlage die Dembinski am 9. August vor Temesvár erlitten. Der Kampf scheint jetzt unmöglich, und Görgei hatte Kossuth gegenüber schon früher offen erklärt daß, falls diese ihm schon früher zugekommene Trauerkunde sich officiell bestätigen sollte, er sofort die Waffen strecken werde. Kossuth hat gegen diesen Beschluß nicht einmal mit Worten protestirt, wiewol es in seiner Macht stand, Görgei an dessen Ausführung zu verhindern, da dieser sich blos in Begleitung eines einzigen Stabsoffiziers in Kossuth's Quartier in der arader Festung begeben und diese Festung unter dem Commando Damjanics' stand, der seit den komorner Vorgängen zu Görgei's entschiedensten Gegnern zählte. Kossuth kann sich also ungehindert der Person Görgei's bemächtigen, wenn er ihn an der angekündigten eventuellen Waffenstreckung hindern will. Kossuth thut dies nicht. Er läßt Görgei wieder in sein Hauptquartier abziehen und schickt ihm am Abend desselben Tags (10. August) die vom Grafen Guyon eingetroffene officielle Nachricht von der temesvárer Niederlage ohne alle Bemerkung zu, ihn also hierdurch, da Görgei schon früher seinen Entschluß kundgegeben, in diesem Falle sofort die Waffen strecken zu wollen, gewissermaßen indirect zur Vollziehung dieses Beschlusses auffodernd.

Und das war allerdings minder auffällig als es im ersten Augenblick scheinen mag. Denn bei allem Sanguinismus kann sich doch selbst Kossuth die verzweifelte Lage der ungarischen Sache nicht mehr verhehlen. Die siebenbürgische Armee ist bereits gänzlich geschlagen und fast ganz Siebenbürgen in den Händen der Russen und Oestreicher. Dembinski's Armee ist bei Temesvár aufgerieben, ein Theil der Görgei'schen bei Debreczin aufs Haupt geschlagen worden. Der Rest der letztern ist durch den forcirten Marsch von Komorn bis Szegedin, auf dem er auch manche harte Kämpfe gegen die Russen bestanden, ebenfalls sehr arg herabgebracht. Mit welchen Kräften könnte man also noch den Kampf gegen die jetzt vereinigten weitüberlegenen östreichisch-russischen Heere aufnehmen?

Destomehr klammert die Regierung sich an das „letzte Mittel", die Unterhandlung mit Rußland, und in dem vor dem Eintreffen des oberwähnten Guyon'schen Unglücksberichts in Arad abgehaltenen Ministerrathe ist einstimmig der Schritt Szemere's gutgeheißen und unter Kossuth's Zustimmung der Beschluß gefaßt worden: dem Zar die Krone Ungarns nicht verblümt, wie es Szemere früher gethan, sondern offen und unverhohlen anzutragen. Dieser Beschluß wird hauptsächlich auf Görgei's Drängen gefaßt. Görgei verwahrt sich jedoch in den vorliegenden Denkwürdigkeiten dagegen als hätte er wirklich noch einigen Erfolg von diesem Schritt erwartet. Warum er ihn doch nicht nur nicht abgerathen, sondern sogar dringend angerathen? weil

seiner Ueberzeugung nach damals bereits gar wenig mehr daran lag, ob Kossuth und Szemere in der Politik einen Bocksprung mehr oder weniger machen; daran aber lag noch sehr viel daß die Nation des Wahnglaubens an die Haltbarkeit Kossuth-Szemere'scher Politik ein mal für alle mal ledig, daß ihr von Kossuth und Szemere selbst der Beweis per absurdum geliefert werde, wie der Gedanke an die Unabhängigkeit Ungarns von Oestreich in die Spinnstube gehöre.... (II, 377.)

Die Regierung beschloß also die ernstliche Separatunterhandlung mit Rußland. Und da der russische Commandant mit der Provisorischen Regierung Nichts zu schaffen haben wollte, mit Görgei hingegen schon in Verbindung, wenn auch in keine eigentliche Unterhandlung getreten war, so sollte Görgei mit der Ausführung jenes Beschlusses betraut und ihm hierzu das Obercommando sämmtlicher Streitkräfte übertragen werden.

Inzwischen langt, wie bereits erwähnt, in der Nacht vom 10. auf den 11. August das Schreiben Guyon's an, das Dembinski's völlige Niederlage meldet. An Unterhandlung ist jetzt so wenig mehr als an Kampf zu denken, da die Grundbedingung jeder Unterhandlung — die Möglichkeit eines weitern Widerstandes — fehlt. Es bleibt nichts Anderes übrig als die Waffenstreckung. Görgei will diese sofort vollziehen, wie er dies ja schon früher Kossuth gegenüber ausgesprochen, ohne von diesem auch nur den leisesten Widerspruch zu erfahren. Da ihm aber „viel daran lag, selbst den Schein zu vermeiden als wäre der beschlossene Act der Ergebung ein landesverrätherischer, ein Empörungsact gegen die höchste Gewalt im Staate", er aber bei Kossuth die Neigung sich persönlich an der Waffenstreckung zu betheiligen unmöglich voraussetzen konnte, so foderte er diesen schriftlich auf, förmlich abzudanken und die höchste Gewalt ihm (Görgei) zu übertragen (II, 386).

Nach einigem Weigern entschließt sich Kossuth auch zu dieser „förmlichen" Abdankung. Görgei gibt hierüber wie überhaupt über die Geschichte dieser inhaltsvollen zwei Tage (10. und 11. August) einen sehr umständlichen, an höchst interessanten Details reichen Bericht, der das Gepräge der Wahrheit unverkennbar ansichträgt und vollkommen mit Dem übereinstimmt was Referent von sehr glaubwürdigen Männern, die in dieser Tragödie eine hervorragende Rolle gespielt, hierüber vernommen, wie mit den Enthüllungen welche die Minister Szemere, Batthyanyi, Vukovics und Horváth in einzelnen Brieffragmenten über die Geschichte jener Tage veröffentlicht haben. Sie endete wie gesagt mit der förmlichen Abdankung Kossuth's. Die zwei arader Proclamationen vom 11. August, durch deren eine Kossuth die Regierung niederlegt, durch deren andere Görgei sie übernimmt, sind allbekannt. Görgei gibt einen ausführlichen Commentar der erstern, um ihre Unerklärbarkeit, d. h. ihre innern Widersprüche und ihre Unvereinbarkeit mit der wirklichen Sachlage des Moments, nachzuweisen. Und hierin ist

er im vollen Rechte. Wir haben gesehen daß Kossuth vor der Abdankung längst alle Hoffnung aufgegeben hatte. Er dankte nur deshalb förmlich ab und flüchtete ins Ausland, ehe noch Görgei die Waffenstreckung vollbrachte, weil er auch am „letzten Mittel" bereits verzweifelte. Und wenn er trotzdem in der Abdankungsurkunde „die Rettung des Lebens der Nation und die Sicherung ihrer Zukunft" von Görgei „noch zu erwarten" behauptet und diesen dafür „vor Gott, der Nation und der Geschichte verantwortlich macht, daß er diese Gewalt nach seinen besten Kräften zur Rettung des nationalen Staatslebens unsers Vaterlandes, zu dessen Wohl, zur Sicherung der Zukunft desselben benutzen werde", so sind dies eben nur hohle Phrasen an die er selbst nicht glaubt, mit denen er aber seinen Rückzug maskiren und die Welt glauben machen will als sei unter seinem Gouvernement die ungarische Sache noch nicht aufs äußerste herabgebracht worden und bei seiner „aus reinem patriotischen Gefühle" erfolgten freiwilligen Abdankung Rettung noch möglich gewesen.

Ob aber Görgei hierdurch der schweren, seit dem világoser Tag auf ihn lastenden Anklage: daß er diesen unglücklichen Ausgang der ungarischen Revolution herbeigeführt, entledigt ist? das ist eine ganz andere Frage, die wir — eben nach der aufmerksamsten Lecture und Prüfung der uns vorliegenden Görgei'schen Memoiren — mit dem entschiedensten Nein beantworten müssen. Wenn Kossuth in der erwähnten Abdankungsurkunde, wie später in den von Asien aus an die ungarischen Agenten und an mehre Cabinete gerichteten Briefen und neulich in seinen in England und Amerika gehaltenen Reden von den bedeutenden Mitteln spricht die er in Arad seinem Nachfolger zur Fortführung des Kampfes überliefert, und daß dieser sein Vertrauen schmählich betrogen und anstatt des Kampfes die Waffenstreckung gewählt habe, so könnte er hiermit wol das oberflächlich unterrichtete Ausland täuschen, aber nicht Ungarn das die Verhältnisse jener Tage genauer kennt. Wir Ungarn, die wir an der Revolution unmittelbaren Antheil genommen und die Geschichte ihres Ausgangs aus eigener Anschauung nur zu gut kennen, haben jenen Behauptungen nie ernstlichen Glauben geschenkt, und die Einsichtigern unter uns nahmen keinen Anstand es offen auszusprechen: Der eigentliche Act der Waffenstreckung bei Világos war kein Werk des Verraths, d. h. er wurde nicht ohne oder gegen, sondern mit dem Wissen und Wollen Kossuth's und der Regierung vollzogen, da diese, als sie Görgei die Dictatur übertrug, wohl wußte daß diesem nichts Anderes mehr als die Waffenstreckung übrigbleibe. Wenn aber trotzdem Görgei allgemein als „Verräther" angeklagt, d. h. wenn er als der Hauptschuldige an dem unglücklichen Ausgange unserer Revolution angeklagt wurde und wird, so beruht diese Anklage keineswegs darauf daß er — etwa freiwillig und ohne hierzu genöthigt und ermächtigt zu sein — die Waffen gestreckt, sondern darauf: daß er durch sein früheres Betragen und Handeln eben die Nothwendigkeit der Waffenstreckung herbeigeführt. Diese Ueberzeugung aber kann durch die Görgei'schen Memoiren nicht entkräftet, sondern nur neu bewährt und bis zur Felsenfestigkeit gesteigert werden. Und wer noch irgendwie daran gezweifelt daß die világoser Katastrophe durch Görgei herbeigeführt worden — ob absichtlich, ob unabsichtlich, wollen wir dahingestellt sein lassen, das Resultat bleibt dasselbe —, der muß nach der aufmerksamen Durchlesung der vorliegenden Aufzeichnungen diesen Zweifel für immer fahren lassen.

Wir haben in der Darstellung, namentlich der Sommerereignisse, uns streng an Görgei's Memoiren gehalten, wiewol wir manche seiner Angaben hätten berichtigen und manche der von ihm seinen eigenen und Kossuth's Handlungen untergelegten Motiven durch andere, plausiblere und stichhaltigere hätten ersetzen können. Wir unterließen dies, weil wir aus dem im Eingange des ersten Artikels erwähnten Grunde keine Kritik, sondern nur eine Berichterstattung schreiben wollten. Wir haben dem Leser deshalb die Angaben und Ansichten Görgei's getreulich, wenn auch wegen der Raumbeschränkung nur in sehr verkürzter Gestalt wiedergegeben. Aus diesen eigenen Angaben Görgei's erfahren wir aber: daß die Belagerung Ofens der erste unheilvolle Rückschritt, der erste Todesstoß war welcher der ungarischen Revolution versetzt wurde. Wir haben aber aus Görgei's eigenen Angaben nachgewiesen daß diese Belagerung sein (Görgei's) und nicht Kossuth's Werk war, von dem Görgei, als er bereits vor Ofen stand, noch nicht einmal wußte, ob er (Kossuth) die Unternehmung billige oder nicht. Wir haben ferner Görgei's Selbstgeständniß angeführt, daß nur durch seine Schuld die Belagerung Ofens so lange dauerte, da sie bei gehörig getroffenen Anstalten in acht Tagen hätte beendet sein müssen. Also Görgei allein, er und kein Anderer trug die Schuld an diesem schweren Versäumniß, welches den ersten Anlaß zum spätern Verfall der ungarischen Sache gab.

Wir erfahren ferner aus Görgei's eigenen Memoiren daß er allseitig, im Parlamente wie im Lager, gegen den 14. April heimlich intriguirte, und zwar in der thörichten, von ihm selbst hinterher als ungereimt erkannten Hoffnung daß er durch die Rückgängigmachung der Unabhängigkeitserklärung auch die russische Intervention rückgängig machen werde. Er hat also um eines Undings willen Spaltungen im Lager und in der Regierung gemacht und dadurch jene Kraftlähmung herbeigeführt, welche noch unheilvoller als die ofener Versäumniß auf den zweiten Feldzug einwirkte und dessen unglückliches Ende fast unabweisbar machte. Wir erfahren drittens aus Görgei's eigener Darstellung daß er beim Beginn des Sommerfeldzugs mit allen, ehrlichen und unehrlichen Mitteln die von Kossuth verlangte Concentration der Armee hintertrieb; daß er — in die fire Idee versessen: sich an den Oestreichern „rächen" zu wollen — gegen den Befehl der Regierung und gegen sein eigenes ihr gegebenes Versprechen abermals 14 kostbare Tage in Komorn verschwendete, dadurch sich selbst

die Niederlage am 11. Juli vor Komorn zuzog und durch die Verspätung der Vereinigung sämmtlicher Streitkräfte die Dembinski'sche Armee zum steten Rückzug vor dem weitüberlegenen Feind nöthigte und die Niederlage derselben vor Temesvár wie die Niederlage des Nagy-Sándor'schen Corps vor Debreczin mittelbar herbeigeführt, d. h. also jene Unglücksfälle veranlaßt durch welche die Fortführung des Kampfes unmöglich wurde.

Diese drei schwerwiegenden Thatsachen, die wir eben aus Görgei's Memoiren mit einer bisher vermißten Umständlichkeit und Genauigkeit erfahren, rechtfertigen sie nicht vollkommen die Anklage daß Görgei durch sein Treiben die Katastrophe von Világos herbeigeführt, d. h. den unglücklichen Ausgang des ungarischen Revolutionskampfes unabwendbar gemacht?... Wenn Görgei nach dem Entsatze Komorns nicht nach Ofen geht oder wenigstens die Belagerung dieser Festung, wie es geschehen konnte, rasch beendet und nach Oestreich vordringt, so kann dies von den unberechenbarsten Folgen sein. Görgei unterläßt dies und vergeudet Zeit und Gelegenheit vor der „sogenannten" Festung Ofen. Aber wenn er auch dann noch sein thörichtes Streben — durch die Aufhebung des 14. April die russische Intervention zu verscheuchen — fahren läßt, und anstatt gegen die Regierung zu intriguiren und zu conspiriren, sich mit dieser zum energischen Bekämpfen der nahenden Feinde vereint, so kann die bisherige Versäumniß vielleicht zum Theil noch gutgemacht, jedenfalls aber ein energischer Widerstand vorbereitet werden. Görgei unterläßt dies und bewirkt dadurch daß Haynau im Westen, Paskiewitsch im Norden uns fast überrascht und Beide ins Land vordringen ehe noch ein ernstlicher Widerstand organisirt wird. Aber wenn Görgei auch dann noch der Weisung der Regierung folgt und nach dem Verluste Raabs rasch abwärts zieht, so erspart er sich die blutigen Schlachten vom 2. und 11. Juli bei Komorn, vom 16. Juli bei Waitzen und die spätern kleinern Gefechte mit den Russen. Er langt mit einer vollzähligen, ungeschwächten Armee im Süden an und kann dort, mit den übrigen Truppen vereint, noch Widerstand leisten oder sei es auch nur — was doch sein Lieblingswunsch — sich durch einen „empfindlichen Schlag an Oestreich rächen". Er unterläßt auch dies, vergeudet abermals nutzlos Zeit, Gelegenheit und Blut und führt dadurch die Unmöglichkeit eines weitern Kampfs herbei. Ist die Geschichte hiernach nicht vollberechtigt ihn für die világoser Katastrophe verantwortlich zu machen?

Diese Katastrophe, der Act der Waffenstreckung sowol als das Schreiben in welchem Görgei dem russischen General Rüdiger die Waffenstreckung anbietet, ist hinlänglich bekannt, sowie es auch nach den Nichts weniger als freundlichen Gefühlen von denen wir Görgei gegen Oestreich erfüllt sehen begreiflich ist, wenn er lieber vor den Russen als vor den Oestreichern die Waffen strecken mochte. Er selbst gibt uns die Gründe dieses Entschlusses in folgenden Worten an (II, 402—403):

Die Ehre aber, unsere Waffen unmittelbar aus unsern Händen in Empfang zu nehmen, konnte ich nach der Intervention Rußlands unmöglich mehr den Oestreichern zuerkennen.

Die Oestreicher hatten den Anspruch auf diese Ehre meinem Urtheile nach längst, in jenem Augenblicke schon verwirkt, als sie den durch die Aprilcampagne gebrochenen Muth nicht mehr am eigenen Selbstvertrauen, nur an der Hoffnung auf Rußlands nahe, rettende Hülfe noch aufzurichten vermochten.

Uebrigens wäre mein Entschluß, vor den Oestreichern die Waffen zu strecken (solange mir noch die Wahl hierin frei blieb) eine Verleugnung jenes Princips gewesen, für welches die Armee, für welches ich persönlich eingestanden. Nicht als hätte ich in Rußland einen Garanten der constitutionell-monarchischen Staatsform Ungarns erkannt: wol aber, weil ich noch viel weniger die Regierung Oestreichs für einen solchen hielt, weil mir überdies keine Thatsache bekannt war, aus der ich hätte schließen können daß der gewaltsame Umsturz der vom Könige Ferdinand V. sanctionirten Verfassung Ungarns etwa von Rußland, nicht von Oestreich ausgegangen.

Und in der That hätte die von mir (allerdings auf meine eigene Verantwortung vor Gott, der Nation und der Geschichte) beschlossene freiwillige Waffenstreckung, solange ich die Armee commandirte, nur in den beiden Fällen vor den Oestreichern stattfinden können, wenn entweder die Letztern uns ohne der Russen Hülfe besiegt haben würden, oder wenn die von mir befehligte Armee ausdrücklich gewünscht hätte daß jener Act der Ergebung vor den Oestreichern, nicht vor den Russen vollzogen werde.

Wir hätten, namentlich aus dem Schlußcapitel „Nach der Waffenstreckung", noch manches Interessante zu berichten und zu bemerken, müssen jedoch schließen, da die Besprechung ohnehin für den Raum d. Bl. bereits etwas zu lang geworden. Wir wollen nur noch hervorheben, wie Görgei sich sehr viel Mühe gibt zu beweisen, daß erstens die Gnade welche ihm von Oestreich widerfahren, indem man ihm allein das Leben und die Freiheit gelassen, eine durchaus unverdiente und ihm unbegreifliche sei; — wir finden sie sehr verdient und sehr begreiflich, da Görgei absichtlich oder unabsichtlich, aber jedenfalls mehr als Windischgrätz und Haynau für Bewältigung der ungarischen Revolution und für die Rettung Oestreichs geleistet; — und daß zweitens jene Civil- und Militairchefs, die sich freiwillig seiner Waffenstreckung angeschlossen und von denen bekanntlich die meisten auf dem Schaffot endeten, nicht von ihm getäuscht werden, indem er ihnen wiederholentlich offen erklärt daß die Ergebung eine unbedingte sei, sie also ihr trauriges Ende nur sich selbst zuzuschreiben haben. Dagegen aber wollte er in der unter seinem Commando stehenden Armee Jene als Meuterer und Deserteure bestrafen die sich der Waffenstreckung durch Einzelflucht entziehen wollten, weil seine „militairische Ehre" es erfoderte, dem Feinde eine vollzählige und gut organisirte Armee zu überliefern. Dieser letzte Zug seines öffentlichen Lebens sagt zur Charakteristik Görgei's mehr als wir mit langen Schilderungen es vermöchten.

Ueberblicken wir zum Schluß noch ein mal das ganze Görgei'sche Werk, so müssen wir gestehen daß es an interessanten Details und werthvollen Enthüllungen überaus reich, daß es das erste welches uns einen tiefen

Blick in das innere Räderwerk der ungarischen Revolution eröffnet, und daß es eine der gehaltreichsten und werthvollsten Erscheinungen ist die uns bisher über dieses größte Ereigniß der Gegenwart geboten worden. Der Vortrag ist durchgehend klar und einfach, wenn auch manchmal etwas zu breit. Die historische Motivirung ist überall ausführlich und erschöpfend. Und was dem Buche einen Hauptwerth gibt: wenn je der Satz: „Le style c'est l'homme", wahr gewesen, so ist er es hier. Wir unterließen es deshalb eine Charakteristik Görgei's zu geben; denn wer das Buch liest — und das müssen wir Jedermann, Freund oder Feind, dringend empfehlen —, der kennt Görgei wie er leibt und lebt, mit all seinen Tugenden und Schwächen, mit all seinen großen Geistesvorzügen und seinen nicht weniger großen Herzensmängeln.

J. E. Horn.

Neue Romane.

Wenn irgend ein menschliches Wesen die schlagendsten Gründe hat jene Zeiten vor dem verhängnißvollen Jahre 1848 zurückzuwünschen, so ist es ein Recensent der deutschen Romanliteratur! Wir müssen fürchten, schon diese wenigen Worte, so viel auch von gewissen Seiten her auf Humanität gedrungen wird, heftigen Angriffen ausgesetzt zu sehen, namentlich durch die Frage: ob ein Recensent irgend ein erweisliches Recht habe sich zu den „menschlichen Wesen" rechnen zu dürfen? Dennoch vertrauen wir dem Wohlwollen der Gutgesinnten, indem wir ihrem Gedächtniß jene blühenden Tage vor 1848 zurückrufen. Wahrlich, es waren blühende Tage! Es war das Goldene Zeitalter der Romanschreiber und ihrer Recensenten! Wie bequem hatten es die Erstern! Sie durften nur das Fenster öffnen, um mit leichter Hand einen Geheimen Rath, eine Gräfin, einen Maler, einen Lieutenant oder Referendar und eine Pastorentochter vor ihr Pult zu ziehen und eine Theegesellschaft mit obligater Vorlesung eines Theaterstücks nebst Fortepianotönen zu construiren; dann Baden-Baden, Beförderung des Referendars, Erbschaft, Hochzeit. So wurden drei Bände im Umsehen fertig, und der Recensent, der schon am Titel sah um was es sich handele, konnte nach diesem Titel seine Weisheit wohlgemuth niederschreiben. Er hatte Nichts dabei zu fürchten, denn er wußte recht gut daß das Publicum die Weisheit nicht las, sondern nur den Roman, in welchem sich ja sein eigenes Leben mit dem geschäftigen Nichts, dem unnützen Wichtigthun so behaglich wiederspiegelte. Wahrhaftig, wer damals einen Verdrußseufzer über die Censur ausstieß, verdiente mit vollem Recht als ein staatsgefährliches Subject unter Aufsicht gestellt zu werden, denn es geht doch Nichts über den behäbigen Frieden der Gesellschaft, weil er die Basis des Staatswohls ist. Darum ist auch aus jener Zeit kaum ein Beispiel bekannt daß ein echter Recensent jemals die Censur angetastet hätte. Er würde ja doch nur seine eigene Ruhe, den Mechanismus seiner Schablonenthätigkeit in ganz unverantwortlicher Weise gestört haben, und das kann nicht einmal ein Gott verlangen.

Was verlangt dagegen die jetzige Zeit? Vor allen Dingen soll der Recensent die Romane nicht allein recensiren, sondern, als ob er nichts Besseres zu thun hätte, sogar auch lesen. Und leider muß er sie lesen, denn ihr Inhalt ist gegen die frühern Productionen so sehr aus der Art geschlagen daß die alten Schablonen geradezu in die Rumpelkammer geworfen werden müssen und neue herzustellen zur absoluten Unmöglichkeit geworden ist. Das hat nun ein ehrlicher Recensent von der Preßfreiheit! Es ist ihm daher gar nicht zu verdenken, wenn er den gegenwärtig auf ein strenges Censurgesetz gerichteten Staatsverhandlungen mit Herz und Mund den segensreichsten Erfolg wünscht. Was bieten denn auch die Romane seit 1848? Allerdings auch wol Geheime Räthe, Gräfinnen und Referendarien: aber hat der Verfasser wol den mindesten Respect vor solchen Respectspersonen? Nein, er entblödet sich nicht, sie in ein politisch-schlechtes Licht zu setzen und seine ganze Hochachtung einem obscuren Landläufer zuzuwenden, der mit seinem hochtrabenden Redensarten keinen Hund aus dem Ofen locken kann und von Glück zu sagen hat, wenn er auf den amerikanischen Schub gesetzt wird. Alles und Jedes ist mit Politik verquickt; der Pastor kann nicht einmal seinen Mantel umhängen, ohne ihn nach dem politischen Winde zu drehen, und kein Mensch bringt eine bremer Cigarre an die Lippen ohne zweifelloses Ursprungscertificat. Sie könnte ja in einer Fabrik gewickelt sein, die den Dampfbegehrlichen compromittirte entweder vor der Reaction oder vor der Demokratie. Solche Zustände aber sind der Ruin der allgemeinen Wohlfahrt, insbesondere auch ein tragisch-durchbohrender Lebensschmerz des Recensenten. Darum Censur! Sie ist die einzige Hoffnung daß der Recensent noch mit dem Leben davonkommt und nach und nach die alten traulichen Arbeitsgleise wiedergewinnt.

Wie jedoch kein Uebel so groß daß nicht irgend ein Gutes darin, so dringt auch durch diese politisch-ästhetische Finsterniß ein die Aussicht auf Rückkehr der guten alten Zeit eröffnender Lichtstrahl trostvoll durch das Mansardenfenster auf das Recensentenpult in den

1. Salonnovellen von Hubertus. Kassel, Hotop. 1851. 8. 25 Ngr.

Schon der Titel sprengt wie ein Zauberstab die Eisenthore welche die Riesenfaust der Revolution vor dem Himmel auf Erden der guten alten Zeit zugeschlagen hat. Ach, wer den Salon erfunden hat, sollte mit einem Monument bedacht werden. Er verdient es mehr als Goethe und Schiller, denn im Salon allein kann die Weltgeschichte zweckmäßig gemacht werden, am Pult eines Dichters dagegen nur Spielwerk zum Zeitvertreib müßiger Köpfe. Im Salon allein kann zweckmäßig geliebt werden, im Gedichte nur phantastisch. Im Salon allein ist der Mensch und die Menschheit zu finden: außer demselben wohnen nur Leute. Noch Vieles ließe sich selbst mit den schlichtesten Worten sagen zum Preise des Salons, wenn es überhaupt nicht unnütz wäre weltbekannte Wahrheiten aufzuwärmen. Sehen wir lieber was ein Pseudonymus Ersprießliches im Salon entdeckt und dem Publicum vorzuführen hat. Auf einem sächsischen Landgute ist eine Hochzeitsgesellschaft, nachdem das junge Ehepaar, wie es die Mode will, gleich nach der Trauung abgereist, in Gefahr der peinlichsten Langeweile zu verfallen, und diese Gefahr ist um so dringender als trübes Regenwetter, auf dem Lande das Drückendste, Alt und Jung in den Gemächern gefangen hält. Da kommt unter einigen Personen das Capitel von der Liebe zur Sprache. Sie ist ein Phönix, denn in hundert Fällen gibt neunundneunzig mal bewußte oder unbewußte Täuschung das Motiv zu einer Verbindung die ein ganzes Leben in Anspruch nimmt, sodaß sie meistens den Friedenstractaten gleichzustellen ist, wo trotz aller heilig besiegelten Paragraphen jede Partei am Ende Das thut was ihr am besten zusagt. Das Besprechen dieses allerdings sehr bedeutungsvollen Gegenstandes gibt Anlaß zu den vier Erzählungen: „Das vergebliche Opfer", „Die Geheilten", „Eine kleine Neckerei", „Nix und Nixe". Ohne hier näher auf die Einzelheiten einzugehen, darf dem Verfasser das Zeugniß nicht versagt werden daß seine Zeichnung der mannichfachen Persönlichkeiten und Situationen eine geübte Hand verräth, die nur in klarem Vertrautsein mit der Gesellschaft erworben werden kann. Daß er dagegen sein Grundthema befriedigend erschöpft habe, läßt sich nicht behaupten: es kann im Allgemeinen nur anerkannt werden daß dem Rechten und Wahren das Wort geredet wird. Bei den dem Verfasser zugebotestehenden Mitteln ist zu wünschen daß er sie benutze, seine Productionen, deren

das Publicum sicher noch mehre zu erwarten hat, voller und klarer auszurunden zu einem vollständiger ausgeführten Gemälde, denn das hier Gebotene gibt kaum mehr als ansprechende Skizze. Um diesen Preis werden wir uns sogar gern bereit finden lassen die Salons aufzugeben, und wie das Schicksal von alten Zeiten her immer ein verwunderliches Spiel mit uns Menschen überhaupt, vorzüglich aber mit Recensenten zu treiben pflegt, so müssen wir gleich bei dem folgenden Buche Alles was an Nobilität eines Salons erinnern könnte schon vollständig aufgeben, ohne behaupten zu können damit Etwas gewonnen zu haben.

Das Buch heißt

2. Deutsche Erzählungen. Von Heribert Rau. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1851. 8. 3 Thlr.

Mit Heribert Rau ist die Kritik eigentlich längst zum Abschluß gekommen. Sie kann seiner Gesinnung Gerechtigkeit widerfahren lassen, übrigens aber nicht einverstanden mit ihm sein. Die vorliegenden Bände geben sechs Erzählungen, unter denen die erste, „Die Sternenkönigin", als ein durchaus verkehrtes Product erscheint. Eine junge Dame flieht regelmäßig nach den Sternen, nicht aus wissenschaftlichen Gründen, sondern um dort eine verstorbene Schwester aufzusuchen. Ein junger Mann reist ihr ebenso regelmäßig nach von Venedig nach Nizza, nach den Pyrenäen, nach Paris, und hier fliegt er mit ihr in die Luft, da Revolutionnaire Pulver in den Keller gebracht und angezündet haben. Die Darstellung ist so überschwänglich daß man mit Fug und Recht sagen kann: kein Wort steht an der rechten Stelle. „Künstlergenie und Fürstenlaune" gibt die bekannte Anekdote vom Maler Füger, welcher den Kaiser Joseph auf einem Maskenballe portraitirt. „Die letzten Meistersänger" sind ein trefflicher novellistischer Stoff, der selbst in der höchst mangelhaften Bearbeitung noch hier und da anspricht. „Der Fluch der bösen That" scheint eigens für Frau Birch-Pfeiffer geschrieben zu sein; es ist ihr sogar so weit freundlichst vorgearbeitet, daß Scenen auf die ein besonderes Gewicht gelegt werden muß in jambischem Schwunge dahinschreiten. Der zweite Band enthält „Die Jesuiten in Paraguay" und „Die Flitterwochen". Bei den Jesuiten erwarteten wir den Verfasser eben an der rechten Stelle, mußten uns jedoch getäuscht finden. Neben einigen geographischen, botanischen und sonstigen Nachrichten ist die Thätigkeit der Jesuiten in Paraguay nur oberflächlich dargestellt, und das Ganze gibt eigentlich nur eine glücklich endende Liebesgeschichte zwischen einem jungen Jesuiten und einer Wilden. „Die Flitterwochen" sind Bearbeitung einer bekannten spanischen Novelle, welcher wir schon ein mal in besserer Uebersetzung begegnet sind.

Das nun folgende Werk

3. Angela. Roman in zwei Bänden von Max Kurnik. Breslau, Korn. 1852. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

versetzt uns in jene Blütezeit deutschen Lebens und Seins zurück, wo das Theater über das Geschick der Menschen gebot und entschied, eine Zeit die wir nicht inbrünstig genug zurückerflehen können. Sehen wir was das Buch gibt. Oskar Frank hat das Glück daß ihm ein liebenswürdiges, reiches Mädchen von ihrem Vater, einem wackern Fabrikherrn, fast unmittelbar in die Hand gegeben wird; allein er sieht eine Dame, Angela Herbarth, im Theater und fällt in ihre Fesseln. Angela, eine Sängerin, ist keines wahren Gefühls mächtig, vielmehr durch und durch Lüge. Oskar, obgleich schon seine richtigen 30 Jahre alt und Professor dazu, läßt sich von seiner Leidenschaft doch so arg bethören daß er das Gewebe ihrer Lügen erst sehr spät und dennoch nicht ohne Zweifelanfälle durchschaut. Es handelt sich endlich darum ob er oder sie die Stadt verlassen soll, und freie Uebereinkunft entscheidet für sie. Das bereut sie nur zu bald, und als Oskar's Freund, Max, von ihr Erfüllung des freien Versprechens fodert, unterzeichnet sie trotzend einen neuen Engagementscontract beim Theater für drei Jahre. Max — der Schauplatz ist natürlich Berlin — hat als Studirender großen Anhang unter den Studiengenossen: Angela tritt als Norma auf, und wie sie früher eben durch Max und die Seinen gefeiert wurde, wird sie nun ausgepfiffen und verläßt Berlin, um endlich in Petersburg Gesangunterricht zu geben. Dergleichen Katastrophen sind in der Wirklichkeit nicht unerhört: sollen sie jedoch in einem Romane den Knoten lösen, in einem Romane dessen Haltung im Allgemeinen als eine edele zu bezeichnen ist, so fragen wir nach dem sittlichen Grunde. Angela mußte jedenfalls durch andere Mittel entfernt werden können, wenn sie nicht schon früher sittlich zu retten war. Ihre Charakterschwäche als Weib an der gefeierten Künstlerin zu rächen, ist des Mannes unwürdig, und wäre er auch noch jung und Student wie Max, vorzüglich da dieser bisher im Buche so gehalten ist daß man Leichtsinn, Unbekanntschaft mit der sittlichen Idee oder Gleichgültigkeit gegen dieselbe nicht voraussetzen kann. Im Uebrigen ist das Buch, dem es nur an dramatischem Leben gebricht, einige Sprachwidrigkeiten abgerechnet, ganz gut geschrieben.

Ein Recensent versteht eigentlich Nichts von der Ironie des Gegensatzes und ihrer Benutzung für künstlerische oder kritische Zwecke. Gewiß ist es daher nur einfacher Zufall daß man als Brücke in die nachmärzliche Zeit ein altes Baustück aus der Zeit der Reformationsfehden vor sich sieht in

4. Hans Rommel. Romantische Erzählung aus den Zeiten Philipp's des Großmüthigen, von Philipp Hoffmeister. Kassel, Hotop. 1851. 8. 1 Thlr.

Der Gedanke ob nicht die Begebenheiten der hessischen Geschichte ebenso gut einer anziehenden Behandlung fähig seien als die aus der schottischen oder der irgend eines andern Landes, hat den Verfasser zu dem Versuche geleitet, eine Episode aus dem Leben des obengenannten Fürsten, nämlich seine vom Kaiser Karl V. über ihn verhängte Gefangenschaft und die endliche Befreiung aus derselben, in romantischer Weise zu behandeln. Allerdings bietet bekanntlich die deutsche Geschichte eine Fülle des trefflichsten Stoffs für den historischen Roman, und wenn derselbe bisjetzt nur dürftig benutzt worden ist, so liegt die Schuld theils an den eigenthümlichen deutschen Verhältnissen, theils an der deutschen Pietät. Beim historischen Romane stehen gekrönte Häupter wenn auch nicht immer im Vorgrunde, so doch immer als die bedeutendsten Hebel und Lenker da, und da es sich wol ereignet daß ein solches Haupt nicht mit den gefälligsten Zügen darzustellen ist, so kann ein Roman in einem der mancherlei deutschen Staaten vielleicht die beste Aufnahme finden, während er in allen übrigen verdammt wird, indem man verwandtschaftliche, politische, kirchliche, und tausend andere Fragen nöthigenfalls mit Hülfe eines Preßgesetzes geltendmacht. Das sind Dinge die z. B. in England und Schottland keinen Stein des Anstoßes bilden können, wogegen dem deutschen Schriftsteller die deutsche Geschichte wie ein Wespennest erscheinen muß, dem man gern aus dem Wege geht und zu den Productionen des Auslandes flüchtet um sich möglichst zu sichern. Aus der Furcht vor dem eigenen Lande hat sich daher schon seit etwa zwei Jahrhunderten Hinneigung nach dem Auslande entwickelt und damit zugleich auch Unbekanntschaft mit dem Leben und den Verhältnissen unter dem deutschen Himmel, sowie eine eigenthümliche Unbeholfenheit, die sich oft genug kundgibt wenn einmal Einer sich an deutschem Stoffe versucht. Derartiges sehen wir auch in der vorliegenden Erzählung. Nach dem Titel ist Hans Rommel als Hauptperson bei Versuchen anzunehmen, den Landgrafen von Hessen aus der kaiserlichen Gefangenschaft in Mecheln zu erlösen, während im Hessenlande die Spanier hausen. In dem Kommen und Gehen vieler Personen verschwimmt jedoch Hans Rommel ebenso wie diese andern Personen, und im Grunde weiß man gar nicht recht um was es dem Verfasser beim Entwurf seiner Erzählung zu thun war. Es kommen eine Masse Scenen und Begebenheiten zum Vorschein, deren anschauliche Verbindung und Entwickelung einen mehrbändigen

Roman nothwendig machen würde, wogegen bekanntlich eine Erzählung sich mit organischer Darstellung eines Ereignisses durch die nothwendigsten Personen und Motive begnügt, ohne eben dabei irgend eine zum Ganzen passende und mit demselben aufgehende Episode auszuschließen. Von dergleichen finden wir hier nur schwache Spuren. In dem größten Theile des Buchs bewegen sich Personen, die für uns kein Interesse haben können, weil wir nicht wissen und erfahren was sie sollen; und gegen das Ende verläßt uns sogar die romantische Erzählung, ganz um einem historischen Berichte Raum zu geben, nach welchem denn Landgraf Philipp endlich aus Mecheln erlöst wird und in Kassel seinen Einzug hält. Füe diesen Zweck bedurfte es daher der romantischen Erzählung gar nicht.

Ueber diese morsche Brücke der alten Kirchenkämpfe gelangen wir jedoch ganz gut in das jüngste Deutschland herüber, wo mit andern schweren Fragen auch die wegen Religion und Kirchenglauben in erster Reihe steht, und wo man auch den Roman zum Kampfplatz der neuen Ideen und der alten Formeln herzurichten bemüht ist. Zuerst sehen wir da

5. Das Pfarrhaus zu Hallungen, oder die Elemente des Christenthums. Eine Zeitnovelle von Ludwig Storch. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber die Herkunft dieses Buchs drängt sich eine alte Erinnerung vor. Es sind nämlich erst wenige Jahre daß Referent auf seinen Streifzügen durch die deutsche Romanliteratur auch einmal einer Erzählung begegnete die in einem Guts- und Pfarrdorfe eine junge Reiterin erscheinen läßt. Sie war durch und durch emancipirt, sodaß die schlichten Pfarrersleute die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen, sich jedoch etwas menagiren mußten, weil die Dame als Gutsherrin eingeritten war. Das Ende vom Liede war daß sie bei einem tollen Ritt den Hals brach und es sich herausstellte, man habe es mit einer Kunstreiterin zu thun gehabt. So ungefähr lautete die Geschichte. Die vorliegende beginnt etwas früher. Der Gutsherr muß erst eine Gemahlin begraben, um dann mit der zweiten, einer jungen Reiterin von immenser Gelehrsamkeit, seinen Einzug zu halten. Sie will die Welt reformiren, die in Staat und Kirche längst wurmstichig ist, und für diesen Zweck soll zunächst ihren Dörflern zu innerer Freiheit verholfen werden. Der Sohn des alten Pfarrherrn, diesem bereits substituirt, kommt ihren Intentionen willig entgegen und horcht mit Antheil ihren Deductionen von der trostlosen Unhaltbarkeit der Kirchensysteme. Der junge weibliche Apostel ist aber auch zugleich so schön daß der gute Mensch seine verlobte Braut, ein schlichtes Landmädchen, vergißt und seinen Aeltern vielen Kummer bereitet, sodaß endlich die Mutter gefährlich erkrankt. An ihrem Bett gelobt er nicht wieder aufs Schloß zu gehen. Als er glaubt die Mutter sei eingeschlafen, schleicht er dennoch davon, trifft bei der Gräfin einen französischen Herrn, von dem sie ihm früher erzählt, und erfährt nun daß sie mit diesem Herrn Schloß und Land verlassen wolle. Da stürzt er fort in den Garten und erschießt sich. Die Mutter hat ihn bald vermißt, eilt in der Fieberhitze durch die Winternacht nach dem Schlosse und sinkt hier todt nieder. Ansprechend sind die Confessionen der jungen Dame, welche ihren Bund der Gelehrsamkeit mit der Reitkunst motiviren sollen. Uebrigens findet man nach der Vorrede zwischen den Zeilen den eigentlichen Tendenzkern dieser Zeitnovelle. Die Vorrede, am 3. Februar 1851 zu Gotha geschrieben, setzt große Hoffnungen auf die Freien Gemeinden, welchen die ganze Demokratie zufallen soll und die als Republikanismus und Humanismus dem Absolutismus und Katholicismus gegenüberstehen. Ob diese Hoffnungen sich verwirklichen werden, ob sie es können, darüber hat die Gewalt der Gegenwart bereits entschieden, und es bleibt nur noch die ganze Zukunft übrig. Jedenfalls muß man sich übrigens der Ansicht zuwenden daß jene Hoffnungen durch das vorliegende Buch keine sonderliche Förderung erfahren dürften.

Ob das folgende Werk

6. Salvator, Roman von Bernd von Guseck. Zwei Bände. Bremen, Schlodtmann. 1851. 8. 2 Thlr.

schwerer ins Gewicht fällt, muß, wenn auch der Verfasser übrigens eine Stufe höher steht, doch bezweifelt werden. Ein Bauerssohn hat Theologie studirt, aber auch den Socialismus, und aus beiden hat sich die raffinirteste Heuchelei entwickelt. Er weiß einen alten, unendlich reichen Landstallmeister dergestalt zu berücken daß dieser sein ganzes Vermögen dem Sohn entzieht und außer einigen Legaten den Pfarradjunct zum unumschränkten Verwalter bestellt, um ein Reich der Glückseligkeit ins Leben zu rufen. Der Salvator hat nichts Eiligeres zu thun als Geld mit vollen Händen unter Fabrikarbeiter zu verschleudern, Adelsgüter anzukaufen und einem jungen Fischer als Eigenthum zuzuweisen, der sich einige Tournure anschaffen muß um die Großtochter des Landstallmeisters zu heirathen. Natürlich werden die Fabrikarbeiter begehrlicher und der Fischer ein im Kopfe verdrehter Nichtsnutz. Am Ende stellt sich heraus daß der Salvator rücksichtlich seiner eigenen Bedürfnisse in naher Beziehung zu einer Kupplerin steht, daß das Testament erschlichen ist und ein Codicill zum Vorschein kommt, kurz, der Salvator muß, um dem Criminalgerichte zu entgehen, an Geld zusammenraffen was in der Eile erreichbar ist, und nach Amerika gehen, um dort ein socialistisches Reich zu gründen. Wir haben es also hier mit einem Tendenzroman zu thun, der sich bemüht dem Bestehenden das Wort zu reden, vorzugsweise recht leuchtende Schlaglichter neben dem Staat auf die Kirche zu werfen. Dabei wäre, weil eine Meinungsäußerung so gut berechtigt ist als die andere, nichts Erhebliches zu erinnern: will man aber mit dergleichen vor ein großes Publicum als Lehrer und Kämpfer treten, so hat man sich vor allen Dingen zu hüten, seine Meinung im Lichte der Einseitigkeit auftreten zu lassen, und von Einseitigkeit ist der Verfasser nicht freizusprechen. Gegen den Socialismus an sich hat er Nichts damit bewiesen daß er ihn schlechten Händen übergibt, und genau betrachtet werden Staat und Kirche nur darum als das Bessere hingestellt, weil sie, wie sie nun einmal sind, schon seit langen Jahren bestanden haben, und der Socialismus fällt nur deshalb, weil ein beschränkter Heuchler ihn egoistisch ausbeuten will. Eins wie das Andere kann nicht befriedigen, nicht überzeugen, weil es nur Außenwerk ist. Betrachten wir nun den Roman als solchen, so geht er zum großen Theile auf so geheimnißvollen Wegen daß wir von Blatt zu Blatt auf irgend eine bedeutende Aufklärung hoffen. Weil diese jedoch stets ausbleibt, so befinden wir uns in einem unbehaglichen Zustande der Unruhe, die sogar zum Unmuth wird, wenn wir am Schlusse nur ein paar Heirathen aus der an uns vorübergegangenen Masse von Figuren hervorkommen sehen. Diesen Figuren können wir kein bleibendes Interesse abgewinnen, weil keine einzige als die erste hervortritt, um welche die Uebrigen sich verständlich und anschaulich gruppiren, und die Geschichte, die Thätigkeit jeder einzelnen Person, abgesehen davon daß manche ganz überflüssig erscheinen, nur in Bruchstücken mehr angedeutet als gezeichnet wird. Wir fürchten, der Verfasser, von dem wir schon Befriedigenderes lasen, ist hier einmal über die beste Art und Weise der Darstellung seiner Ideen nicht zu einem reinen Abschlusse gelangt, und wiewol kein Leser ihm die beste Gesinnung absprechen wird, so fürchten wir doch außerdem noch, das Buch werde ungeachtet mancher recht guten Partien weit hinter der beabsichtigten Wirkung zurückbleiben; denn wenn auch diese oder jene Partei dem Buche ihre Gewogenheit zuwenden mag, so weiß man doch gegenwärtig klar genug daß eine Partei wol momentan das Uebergewicht erlangen kann, daß über allen Parteien jedoch ein Geist waltet vor dem sie heute oder morgen sich in den Staub beugen müssen. Das weiß und bezeugt auch der Verfasser, und umsomehr ist es zu beklagen daß er seine Ideen, seine Kräfte weit umher wirkungslos zersplittert hat.

Die bisher besprochenen Bücher haben es, jedes in anderer Weise, mit der Volksbeglückung zu thun, und der „Salvator" bemüht sich das Bestehende als das Rechte hervorzuheben in verschiedenen Classen der Gesellschaft. Gegenwärtig müssen wir uns zu einer Classe wenden, die man bisher nicht mit zur Gesellschaft, sondern aus der Vogelperspective der Coterie betrachtet zum Pöbel, glimpflicher ausgedrückt, zum Volke rechnete, denn es sind nur Bauern, bei denen Stabilität schon lange Wurzel geschlagen hat, und es kommt nur darauf an, sie gegen die von allen Seiten hereinbrechenden Stürme noch fester zu sichern. Doch sehen wir uns dies Buch näher an! Es heißt:

7. Der Schulze von Ettingrode. Aus der Leute Munde nacherzählt von seinem Großneffen. Aus dem Volke für das Volk. Berlin, Gärtner. 1852. 8. 20 Ngr.

Aus dem Volke ist das Buch allerdings herausgeholt: ob für das Volk passend oder demselben eine willkommene Gabe, das ist die Frage! Der Schulze Volkmar Baumann ist ein tüchtiger, strebsamer, für das Beste des Dorfs eifrig besorgter Mann, der denn wie alle Adamskinder auch einige Schwächen hat. Er hat Gegner im Dorfe, die ihn endlich in einen Criminalproceß verwickeln, und obgleich völlig rein, sieht er doch nirgend eine Aussicht seine Schuldlosigkeit nachzuweisen. Selbst eine Hellseherin weiß ihm nichts Anderes zu sagen als daß die Gefahr, wenn am höchsten, vorübergehen werde. Sie geht denn auch siegreich für ihn vorüber; er wird sogar, weil er sehr vernünftig eine Verdienstmedaille ablehnt, zum Oekonomiecommissar (ein nichtssagendes Wort) gestempelt. Seine Einrichtungen zum Besten des Dorfs bewähren sich; in der Familie steht Alles gut; aus Feinden werden Freunde, und damit wäre die Geschichte nun eigentlich zu Ende. Sie hat aber noch einen ganz besondern Zweck, den man ihr anfangs nicht ansieht. Sie will nämlich die Bauern zu Kindern Gottes machen, und da sie das schon von Haus aus sind, so versteht es sich von selbst daß diese Kinder Gottes ihr Apartes haben müssen. Vorausgesetzt wird ohne Weiteres daß sie mit Leib und Seele, mit Haut und Haar Preußen sind, die, wenn es zur argen Hand kommt, für ihren König auf den Scheiterhaufen gehen. Dann aber handelt es sich ganz natürlich um den christlich-germanischen Staat, und um diesen zu erzielen, bedarf es eines gewiegten, vor allen Dingen nicht durch Ehebande gefesselten Pastors, hier Magister Beireis genannt, dem die Kirche nicht Raum genug bietet für seine himmlischen Bestrebungen. Er hält daher noch extraordinaire Conventikel; er bildet eine Gemeinde in der Gemeinde, und weil damit Zwiespalt erweckt wird, so versteht es sich von selbst daß die gerechte Sache den Sieg davonträgt. Als Apostel dient ihm der alte Dorfbote, und es ist eine wahre Freude um die Seligkeit dieser Leute, die im Alten und Neuen Testamente bei Tage wie in der Nacht einen Spruch zu finden wissen als Entscheidungsgrund in allen möglichen Vorkommnissen, welches bekanntlich eine höchst wohlfeile Kunst ist. Außerdem wissen die Leute noch in allen denkbaren Gesangbüchern, herrnhutischen, katholischen und sonstigen Bescheid und singen ihre Lieder im Vertrauen auf ihre gerechte Sache frisch heraus. Dabei sind sie mit so freudenvoller Demuth erfüllt daß sie den Gedanken mit Händen und Füßen abwehren, sie seien besser als Andere und Gott trage sie vorzugsweise im Schoose. Warum aber sollte er das nicht thun? Es ist ja doch nur ihr Privatgott! Nun man kennt ja dergleichen Leute, da sie namentlich in unsern Zeiten sich möglichst breit in die Gesellschaft hineinwühlen. Der Pastor ist auch in der Beziehung tüchtig beschlagen daß er die trivialen Anzapfungen der Spötter überall siegreich wegzubeißen vermag. Diese aparte freie Gemeinde in der Gemeinde hat nun die Aufgabe den Schulzen, welcher zwar ein durch und durch rechtlicher Charakter, aber ein gleichgültiger Kirchenbesucher ist, in ihren Cirkel zu bannen, damit er vollkommen in die Form des preußisch-christlich-germanischen Staats passe. Seine Frau ist schon Mitglied, denn sie ist ja eine Frau, und das gute weibliche Geschlecht ist der lieben Geistlichkeit von alten Zeiten her schon am liebsten beackerbar. Aber es gereicht der Schulzenfrau zu besonderm Lobe daß sie wirklich eine tüchtige, wackere Frau ist, die es als heilige Pflicht erkennt, für Leib und Seele ihres Mannes unermüdet zu sorgen. Einer solchen muß es denn auch gelingen den Mann für die Auserwählten zu gewinnen, und nun geht Alles und Jedes so vortrefflich daß die Geschichte ganz von selbst zu Ende ist, denn von fortwährendem Glück auf Erden ist ungefähr ebenso viel zu sagen wie vom Leben im Himmel, nämlich so gut wie Nichts, weshalb schon die alten Poeten glücklicher in Darstellung der Hölle als des Himmels waren, und in den Katechismen geht es ebenso. Man muß übrigens dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er bewährt sich als guter Zeichner der Personen und Charaktere; er ist unerschöpflich an Bildern, die mit wenigen Ausnahmen nicht über die Grenzen des Dorflebens hinausgehen, und er bethätigt offenen Sinn für das Rechte und Wahre so weit sogar daß man ihm nachweisen kann, er glaube selbst nicht recht an die Möglichkeit eines christlich-germanischen Staats, denn dieser dürfte z. B. solche Beamte, wie sie S. 160 bezeichnet werden, gar nicht oder nur als rasch zu beseitigende Heuchler kennen. Warum soll nun Dorfbewohnern eine Richtung gegeben werden die man lediglich als eine von menschlicher Einseitigkeit erfundene, particularistische und schon darum nicht über einen beschränkten Kreis hinaus zu führende bezeichnen muß? Den Bauern thun vorderhand ganz andere Dinge noth. Das begreifen sie auch selbst sehr wohl, und darum darf nicht sonderlich darauf gerechnet werden daß sie dieses für das Volk bestimmte Buch als einen Haus- und Seelenschatz betrachten. Ueberhaupt ist der Bauer bei gedruckten Sachen die ausschließlich für ihn bestimmt sein sollen leicht mistrauisch; er läßt sich dergleichen nur mit Widerstreben aufdringen, und der beabsichtigte Zweck ist in hundert Fällen sicher neunundneunzig mal ein verlorener. So wird es auch mit dem Zwecke dieses Buchs gehen, und hoffentlich wird sein reichbegabter Verfasser damit auf andere Bahnen gelenkt werden, wo er wahrhafte Siege erwarten darf.

Bis dahin wenden wir den Blick einmal rückwärts in das zerklüftete Deutschland, um uns noch vollkommener zu überzeugen daß es sich nicht um die Scene in Tieck's „Zerbino" handelt, wo die Coulissen mit Gewalt zurückgedreht werden, weil die Handlung noch gar nicht so weit gekommen sein soll wie die Acteurs sie gespielt haben. Nun, dreht nur! Desto besser für den Recensenten, dem mit wahrer Seelenangst nach der alten goldenen Zeit verlangt. Jetzt muß er wohl oder übel in das Jahr 1848 hinein, denn vor ihm liegt

8. Elisabeth Neumann. Roman. Drei Bände. Bremen, Geißler. 1852. 12. 3 Thlr.

Das Buch bildet die dritte Abtheilung von „Neue deutsche Zeitbilder". Der bekannte Verfasser gab in den beiden ersten Abtheilungen Bilder aus den frühern deutschen Zuständen, um es anschaulich zu machen daß diese nothwendig zu einer Katastrophe führen müßten, wie wir sie denn nun auch erlebt haben und wie sie in dieser dritten Abtheilung wieder vor Augen geführt wird.

Offenbar wäre es ein unnützes Unternehmen, wollten wir diese Katastrophe hier in ihrem historischen Verlaufe niederlegen um den Schauplatz des vorliegenden Buchs aufzubauen. Ueberflüssig würde es auch sein, die allgemein schon bekannte sichere Zeichnung der Personen und Oertlichkeiten, wie sie der Verfasser auch hier wieder bethätigt, von neuem hervorzuheben. Ebenso überflüssig wäre es auch den Standpunkt, die Tendenz des Verfassers zu entwickeln. Was aber bleibt dann übrig? Nichts als eine trockene Inhaltsanzeige? Wir wollen sehen! Das Buch führt in sieben Abtheilungen eine Reihe der verschiedensten Gruppen dem Beschauer vor, um damit einen Ein-

blick in die Charaktere und Bestrebungen einzelner Persönlichkeiten, in den Zustand der Gesellschaft, in das Leben unter dem Hüttendache wie im Fürstenschlosse zu eröffnen, darin die Haltlosigkeit und gerade herausgesagt die Niederträchtigkeit alles Seins der vormärzlichen Zeit, dann aber auch anschaulich zu machen daß eine Revolution wie wir sie erlebten das von Einzelnen erstrebte Bessere nicht zur Geltung bringen könne, eben weil diese Einzelnen nothwendig von der Masse selbst erdrückt werden müssen. Das ist eine traurige Erfahrung, aber die Weltgeschichte weiß keine andere zu bieten, und darum zieht man den Schluß daraus: am zweckmäßigsten sei es, es beim Alten zu lassen, und wo dieses irgendwie angetastet werde, die feindseligen Bestrebungen mit allen nur zugebotestehenden Gewalten wenn nicht zu tödten, doch zu lähmen. Nun, das ist denn auch hier und da redlich geschehen, und wenn etwa Einer und der Andere vom Fortschreiten der Menschheit redet, welches doch offenbar auch ein genügenderes Staatsleben in sich begreifen müsse, so sagt man ihnen ganz einfach, das seien Dinge die nicht zur Sache gehören. Und diese Sache? Nun, Elisabeth Neumann hat die verkümmerte dreijährige Tochter ihrer in Kummer und Noth verstorbenen Schwester im Schlosse. Vater ist der wüste Sohn des Ministers. Elisabeth sitzt in der Fähre die eben über den Strom gehen soll, als vom Gebirge herab noch ein junger Mann, Felsen, daherstürmt und sich auf den Boden des Fahrzeugs niederläßt. Sie muß bald erfahren daß Felsen ein Verfolgter ist, und steht ihm nun als schützender Engel zur Seite. Der Minister ist ein Stockaristokrat ohne Geld, nach Umständen nicht eben gewissenhaft und auch nicht stolz genug, um eine Heirath seines Sohnes mit der Tochter eines jüdischen Barons, der den immensen Reichthum gestohlen hat und durch einen Mord zu sichern wähnt, nicht angemessen zu finden. Ein General, Reuter, entlarvt den Baron eben am glänzenden Polterabend, wo auch Elisabeth das inmittels gestorbene Kind dem Bräutigam zu Füßen legt. Der Baron muß ins Gefängniß wandern, und die ministerlichen Geldaussichten verdunsten im Nebel der Corruption. Indessen hat in dem Stadtviertel der Residenz wo das Proletariat vegetirt der Hungertyphus gewüthet, und obgleich man Nichts dagegen that, findet man es doch angemessen den Fürsten die Rolle des Landesvaters spielen zu lassen. Er muß das ausgestorbene Pestviertel besuchen, in dem natürlich das beste Haus gewählt und durch allerlei Räucherungen und Besprengungen geweiht wird. In demselben Hause hat Felsen bei Elisabeth's Verwandten Zuflucht gefunden und ist von des Fürsten rechter Hand, dem Gensdarmerielieutenant Brauns entdeckt. Er soll in der Nacht aufgehoben werden. Der Fürst ist glücklich wieder im Schlosse angekommen. Die pariser Revolution und die Nachrichten von Wien und Berlin machen ihn besorgt, allein Minister und hohe Offiziere wissen ihn zu beruhigen mit dem loyalen Sinn der Unterthanen. Da erscheint General Reuter, öffnet ihm die Augen und räth dem Volke in seinen Wünschen und Foderungen entgegenzukommen; später lasse dann Vieles noch wieder sich ausgleichen. Der Fürst will das nicht; Reuter scheidet, und als nun die Massen herandrängen, verlieren Minister, Räthe, Kammerherren, Offiziere u. s. w. sich, man weiß nicht wie, aus dem Schlosse, der Stadt, dem Lande. Der Fürst, allein im Zimmer, vernimmt vom eintretenden Felsen daß das Volk bitte. Dadurch überrascht verspricht der Fürst was seiner Zeit mit dem Ausdruck „Errungenschaften" bezeichnet wurde; Felsen und seine Freunde übernehmen das Staatsruder und Landstände werden berufen. Ihre Verhandlungen zersplittern sich bei unwesentlichen Dingen; Felsen sieht sich überall gehindert; die verschwundenen Getreuen haben Zeit gewonnen sich wieder zu sammeln und dem Fürsten ihre absolute Unentbehrlichkeit anschaulich zu machen. Die bearbeiteten Truppen werden um die Residenz zusammengezogen; Barrikaden erheben sich; der Kampf beginnt; Elisabeth steht Felsen zur Seite, und von einer Kugel getroffen löst sich das Geheimniß ihrer Liebe zu Felsen von den ersterbenden Lippen. Auch Felsen fällt. Da erscheint, wie kurz vorher schon einige male, der aus der ersten Abtheilung dieser Zeitbilder noch bekannte Geigenfritz, trägt die Gefallenen zurück und verschwindet dann. Wir haben über diese Figur schon bei ihrem ersten Auftreten uns dahin ausgesprochen daß sie verbraucht sei und in keiner Weise befriedigen könne. Hier tritt das Unbefriedigende noch schroffer hervor. Der Geigenfritz, nun schon ein steinalter Mann, aber immer noch riesenkräftig, soll die Revolution symbolisiren; er wird hier geradezu das Revolutionsgespenst genannt. Für eine solche Schattengestalt ist jedoch Anlage und Ausführung des Buchs nicht geeignet, da wir es überall mit der greifbarsten Wirklichkeit zu thun haben, und so erscheint sie als ein Bekenntniß des Verfassers daß das innere Wesen der Lebenserscheinungen unserer Zeit auf andern, tiefer liegenden Gründen beruhe als jenen welche mit den in diesen Zeitbildern aufgerollten gesellschaftlichen und staatlichen Misverhältnissen an die Hand gegeben seien, und diesen Gründen habe man nur einen symbolischen Ausdruck zu geben versucht. Aber da sind wir nun doch in eine Art politischen Raisonnements hineingerathen. Also nur schnell zum Schluß! Fast noch mehr als der Geigenfritz lassen der mysteriöse General Reuter und seine Frau unbefriedigt. Sie erscheinen als wesentlich handelnde Personen; es ist von ihnen in der Gesellschaft so dunkel die Rede daß sie nothwendig eine eigenthümliche Vorgeschichte gehabt haben müssen, welche dem Leser nicht vorenthalten werden durfte, wenn er sich, wozu er allerdings berechtigt ist, eine Idee von ihrer Nothwendigkeit bilden sollte. Das kann er nicht, denn er erfährt nicht woher sie kommen, warum sie kommen, was sie zusammenführt, was sie trennt, was sie eigentlich wollen. Dergleichen unenträthselte Erscheinungen tauchen allerdings im Leben auf: der Leser aber macht andere Ansprüche als die Masse die durch immer Neues zerstreut wird. Im Uebrigen ist das ganze Werk, wenn auch die Kritik an den Organismus desselben als einem Ganzen manche Frage zu richten hätte, doch als ein überreiches Handbuch von Allen dankbar entgegenzunehmen, welche in Büchern Menschen sehen wollen wie sie leiben und leben. Sie haben die Wahl in allen Schichten der Gesellschaft. Das wäre nicht möglich, wenn neben der scharfen Beobachtungsgabe die Feder des Verfassers nicht, und wir heben das besonders hervor, von strenger Gerechtigkeit geführt wäre. Bekannt ist es daß diese Feder kämpft für Anerkennung der Menschenrechte, vorzugsweise dafür daß der geringe Mann nicht als Citrone behandelt werde, die man auspreßt und dann wegwirft. Das hindert ihn jedoch in keiner Weise Jeden er sei wer er wolle als Lump darzustellen, wenn er nichts Anderes ist. Man betrachte nur die durchweg treffliche Zeichnung des Christoph Beier und daneben die des Hrn. von Alten. An Beiden jeder Zoll ein Lump. Damit sei es genug. Neulich meldeten die Zeitungen, der Verfasser wolle der europäischen Heimat entsagen. Es mag ihm nichts Anderes übrigbleiben, und so danken wir ihm denn für das unserer Literatur mit seinen Zeitbildern dargebrachte schätzenswerthe Geschenk, dem wenig mehr als die vorherrschende dialogische Form im Wege steht, um in den weitesten Kreisen als Volksbuch aufgenommen zu werden. Die Zeitbilder würden dann freilich wol verboten werden; allein damit hätte Keiner gewonnen als der Recensent, der beim Nachlesen dieser Relationen zu seinem Schrecken die Entdeckung machen muß daß er trotz allen Widerstrebens dennoch verlockt wurde hier und da ein zweideutiges Wort fallen zu lassen, welches seine im Anfange so redlich ausgesprochene Sehnsucht nach der guten alten Zeit wol in Frage stellen könnte. Aber um es gerade herauszusagen, diese Sehnsucht will nichts Anderes als eine deutsche Romanliteratur, die unter Anderm auch dadurch befördert werden kann, wenn wir nicht wie bisher so kinderhaft nach dem Fremden haschen und uns damit zu rechtfertigen vermeinen daß wir Englisch und Französisch gelernt hätten und doch in der Uebung bleiben müßten. Ganz gut! Allein Deutsch habt ihr auch und schon früher gelernt,

und es ist dringend nothwendig daß ihr in der Uebung bleibt, denn euer Deutsch wird, Gott sei es geklagt, täglich schlechter.

27.

Drei Lyriker.

1. Neuere Gedichte von Gottfried Keller. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1851. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Abdul. Von Heinrich Landesmann. Berlin, A. Duncker. 1852. 16. 9 Ngr.
3. Lorelei. Rheinische Sagen. Von Wolfgang Mueller. Köln, Du Mont-Schauberg. 1851. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Daß unsere Lyrik in jüngster Zeit sehr zahm geworden und nicht mehr bardenmäßig mit dem Schwert an das Schild schlägt, beweisen auch zwei der oben angeführten Dichter, Mueller und Keller, welche zur Zeit der Freiheitsbegeisterung in den allgemeinen Chorus mit einstimmten. Was Gottfried Keller betrifft, so hat er entschieden größeres Talent zu den modernen Tyrtäosklängen als zur Herzenslyrik und Idylle, obgleich er auch in seinen „Stillen Liedern" sich noch über die Alltagspoeten erhebt. Es ist bei ihm viel gesunde Empfindung, eine frische Alpenluft des Gefühls welche die Nebel krankhafter Sentimentalität den geistigen Niederungen überläßt. Dennoch fehlt seiner Lyrik die einschmeichelnde Melodie, das wohlthuende Rondeau, der zarte Duft und rosige Anhauch. Sie ist eine Schweizerdirne mit dicken rothen Backen, drall und prall. Seine Naturlieder duften wie frischgemähtes Heu, ein erquickender Geruch gegenüber der hektischen Richtung der jüngsten Toilettenlyrik. Wo Keller frische Gestalten aus dem Leben malt, da ist er trefflich, von plastischer Kraft und Wahrheit wie z. B. in „Der junge Bettler" und „Der Taugenichts", ein Genrebild in glücklichster Form. Manche Gedichte haben Heine'sche Anklänge, wie z. B. „Die Winternacht":

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee,
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.
Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Aesten klomm die Nix' herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.
Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied,
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit Glied für Glied.
Mit ersticktem Jammer tastet' sie
An der harten Decke her und hin.
Ich vergess' das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn.

Diese Probe Keller'scher Poesie, dies Winterlied an die vergrabene Nix-Romantik in ihrem Glaskasten von Eis zeigt gleichzeitig daß der Dichter es mit der Metrik nicht sehr genau nimmt und auch bisweilen forcirte und unschöne Inversionen anbringt, welche den glatten Fluß der Rede stören. Die alten Lieder von „Weibern" bilden einen lyrischen Kalender, der indeß wenig Erfreuliches bietet, indem die Form oft schlotterig und viele Pointen unverständlich sind. Besser sind die Sonette, die zwar keinen Petrarca'schen Wohlklang athmen, überhaupt nicht aus der Liebesquelle von Vaucluse geschöpft sind, aber manche gesunde Reflexion in festverschlungener Form bieten. Auch hier zeigt sich wieder Keller's Talent für das Genrebildliche, für die Schilderung kleiner frischer Lebensbilder, wozu ihm besonders die Poesie der Armuth den Stoff gibt. Zum Belege hierfür diene folgendes Sonett:

Man merkte, daß der Wein gerathen war.
Der alte Bettler wankte aus dem Thor,
Die Wangen glühend wie ein Rosenflor,
Muthwillig flatterte sein Silberhaar.

Und vor und hinter ihm die Kinderschar
Umdrängte ihn, ein lauter Jubelchor;
D'raus ragte schwank der Selige empor,
Sich vielfach spiegelnd in den Aeuglein klar.

Am Morgen, als die Kinderlein noch schliefen,
Von jungen Träumen drollig angelacht,
Sah man den rothen Wald von Silber triefen.

Es war ein Reif gefallen über Nacht;
Der Alte lag erfroren in dem tiefen
Gebüsch, vom Rausch im Himmel aufgewacht.

Hier ist klare Anschauung und naive Ausführung; es liegt in dieser Harmlosigkeit etwas eigenthümlich Rührendes. Die poetische Wendung ist oft gedrängt, original, schlagend. Das Talent zeigt sich in der bezeichnenden Wahl eines einzigen Ausdrucks, in welchem sich eine Situation, eine Schilderung prägnant zusammenfaßt. Es unterscheidet sich durch solche Ausdrücke, welche sich als die absolut besten sofort einprägen und mehr gefunden als gesucht erscheinen, von impotenter Nachahmung. Wir rechnen hierzu „das muthwillig flatternde Silberhaar" und den „rothen, von Silber triefenden Wald". Die Ghaselen mit ihrer orientalischen Färbung enthalten manche sinnige Reflexion, manche werthvolle Gedankenperle, die an die Schnur des Verses mit Geschick angereiht ist. Eine pantheistische Versenkung in das Leben des Alls und seiner innern Einheit athmet folgende, auch in der Form gelungene Ghasele:

Ich halte dich in meinem Arm, du hältst die Rose zart,
Und eine junge Biene tief in sich die Rose wahrt;
So reihen wir uns perlenhaft an einer Lebensschnur,
So freun' wir uns, wie Blatt an Blatt sich an der Rose schart.
Und brennt mein Kuß auf deinem Mund, so zuckt die Flammenspur
Bis in der Biene Herz, das sich dem Herz der Rose paart.

Auch die übrigen Gedichte sind reich an einzelnen Schönheiten, welche nur durch einige Incorrectheiten und Herbheit der Form beeinträchtigt werden. Was Gottfried Keller von den Lieblingspoeten unserer haute-volée, von den lyrischen Dämmerungsfaltern, die mit etwas Blumenstaub hausiren gehen, unterscheidet, ist daß seine Poesie neue frische Gedankenschößlinge treibt, daß sie kräftig ist, nicht verschwommen, Sinn hat für die Außenwelt und ihre plastische Schilderung und nicht in gestaltloser Innerlichkeit zergeht; kurz daß sie nicht lauter Honig ohne Brot, eher bisweilen Brot ohne Honig liefert. Sie gibt eine solide, derbe, nahrhafte Gedankenkost, nicht jenen Nektar und Ambrosia, womit Geibel und Consorten ihr poetisches board and lodging aushalten, und der sich bisweilen in ganz gewöhnlichen Syrup verwandelt. Dabei geht die geistige Richtung Keller's auf Verwirklichung jener echten Humanität, welche das verlorengegangene Gängelband der Mutter Natur wiederaufsucht und daher mit jener frischen Genußdichtung eines Hafis sympathisirt.

Nr. 2. „Abdul" von Landesmann ist ein Gedankenpoem, eine Faustskizze, welche sich an die Hegel'sche Philosophie anlehnt und mehr als es für die Poesie wünschenswerth erscheinen mag den terminologischen Parfum der Wissenschaft in das Reich der Kunst mithinüberbringt. Dafür hat aber auch „Abdul" eine Gedankentiefe, welche, wenn der Tiefe die Klarheit überall gleichkäme, das Gedicht zu einer hervorragenden Erscheinung machen würde. Doch eine gewisse Verschwommenheit, ein Mangel an Prägnanz läßt die Fabel nicht in allen ihren Wendungen zu ihrem Rechte und zu ungetrübter Anschauung kommen. Die Fabel läuft mehr wie eine Erläuterung neben dem speculativen Moment her, als daß beide sich zu einer künstlerischen Einheit durchdrängen oder der Gedanke mit innerer Nothwendigkeit aus der Geschichte hervorträte. Der Dichter hängt zu viel speculative Etiquetten hin, wo man gern die organische Entfaltung des Kunstwerks sehen möchte. Diese hölzernen Wegweiser stören den harmonischen Eindruck des Ganzen. Wenn man die Tendenz des Gedichts tiefer faßt,

so enthält es die Verherrlichung der Immanenz gegenüber der Transscendenz, die Verherrlichung der Nothwendigkeit des Naturgesetzes, welche, vom Bewußtsein des Menschen erfaßt und geheiligt, zur wahren Freiheit wird gegenüber den mysteriösen Eingriffen der Willkür, welche das Leben nach jenseitigen Cabinetsordres regelt. Das Selbstgenügen des Menschen, dessen Geschick in seinen eigenen Händen ruht oder der vielmehr über das Geschick durch die Einsicht in den nothwendigen Zusammenhang alles Geschehens erhaben ist, muß für das Thema der kurzgefaßten Faustiade angesehen werden. Der Engel gibt dem Wüstenpilger Abdul einen Demantschild, der ihm für Einen Wunsch den Zauber der Gewährung mitbringt:

In deine Macht will dein Geschick ich legen —
Die Schicksalstafel nenn' — zum Fluch, zum Segen —
Ein einzig Wünschen, das dein Wille spricht!
Der Talisman gewährt's — sein Zauber bricht.

Diesen Talisman erhält Abdul, als er dem Verschmachten in der Wüste nahe ist. Dennoch besinnt er sich, ob er ein so hohes Gut für einen Wassertropfen geben soll. Da findet er aus eigener Kraft eine Oase, und der Talisman ist für spätere Wünsche gerettet. Aber nicht bei dem Tode der Geliebten, ja nicht einmal als sein eigener Tod nahe, will er die Kraft des Zauberschildes erproben:

Gewährt ihm wol der trügerische Schild,
Was mehr als seiner nicht bedürfen gilt?
Vermöcht' er auch das Sterben aufzuhalten,
Er schlüg in Fesseln nur ein frei Entfalten.
Ihr Ziel nicht kennt die blinde Lebenslust,
Der Geist, der zeugt, auch wenn er scheint zu morden,
Ist in Natur Gesetz und Zwang geworden
Und Glück und Freiheit in des Menschen Brust.

Dabei erhalten wir in nuce die Quintessenz der Hegel'schen Philosophie, wobei statt poetischer Castagnetten einiges Knochengeklapper speculativer Wendungen ertönt. Indeß würde man dem Dichter Unrecht thun, wenn man glaubte daß sein dichterisches Talent durch seinen speculativen Hang vernichtet wäre. Beides ist vorhanden, mag es auch unvermittelt nebeneinanderstehen. „Abdul" enthält große dichterische Schönheiten, in den Beschreibungen oft Byron'sche Pracht und eine kühne, hinreißende Bildlichkeit der Sprache. So ist die nachfolgende Schilderung eines Gewitters reich an bezeichnenden und neuen dichterischen Wendungen, so zahlreich auch schon die lyrischen Donnerwetter in unserer Literatur vertreten sind:

Des Mittags Glut wird düster, bang und schwül.
Auf rauscht der Vögel eiliges Gewühl.
Dann Alles still! — was lebt beginnt zu zittern,
Der Elemente nahen Kampf zu wittern.
Das Firmament, von Wolken schwer umfaßt,
Gleichwie ein Herz voll unvergoss'ner Thränen,
Scheint an der Berge Häupter sich zu lehnen,
Dort auszuweinen seine trübe Last.
Doch plötzlich wird das All aus dumpfem Brüten
Emporgerissen von des Sturmes Wüthen.
Die Fluten stürzen, füllend jede Schlucht,
Als triebe sie des Donners Groll zur Flucht.
Die Bäume schütteln sich wie in Empörung.
Wol hat zur Nacht gelogen sich der Tag,
Doch spottet drob der grimme Wetterschlag,
Denn eine Fackel gab er der Zerstörung.

Ebenso vortrefflich sind folgende Verse:

Und Abdul spricht: „Was ich gedacht, gewollt,
Vergeh' mit dieser Abendsonne Gold!
Zufrieden ist der Baum mit seinem Blühen,
Das Meer mit seiner Wogen hellem Sprühen,
Der Demant wie der Stern mit seinem Schein;
Das All, in sich beglückt und ohne Klage,
Will auf der Menschheit schmerzentpreßte Frage
Die unverstand'ne sel'ge Antwort sein.
Mir sagt sie, Wunsch und Thränen hinzugeben,
Ich konnt' das Glück nicht nennen, nicht erstreben,
Doch decke dieses Thales tiefe Ruh'
Die Seele mir mit seiner Stille zu.
Ein Gletscher will ich steh'n, vom Lenz vergessen,
Doch auch von keinem Wintersturm gebeugt,
Bis sterbend einst mein stilles Herz bezeugt:
Ich habe Nichts entbehrt und Nichts besessen!

Landesmann hat jedenfalls das Zeug dazu, eine Dichtung aus Einem Gusse zu schaffen, wo die Idee mit der dichterischen Erscheinung zu einem Ganzen zusammengeht, sodaß man nicht neben dem Kleide die Schablone liegen sieht, nach der es gearbeitet ist. Die Kritik macht indeß mit Recht auf „Abdul" aufmerksam, weil sich darin ebenso eine ursprüngliche Begabung wie eine den trivialen Tagesfragen abgewendete und tiefern Problemen hingegebene Richtung ausspricht.

Nr. 3. „Lorelei" von Wolfgang Mueller ist leichte anmuthige Rheinweinpoesie, die weder den Kopf schwer macht, noch ins Blut geht, noch mit Champagnerbegeisterung den Pfropfen springen macht. Das Sagenpanorama des Rheinlandes entrollt sich vor unsern Augen; die Volkstradition wird in fließende, leichthinschwebende Verse gebracht. Daß da viel Bekanntes mitunterläuft, Manches wiedererzählt wird was bereits von Andern in gelungener Form zur Geltung gebracht wurde, daß hin und wieder die Fabel dürftig, das Colorit matt, die Moral nüchtern ist, darf bei der chronikartigen Aufspeicherung des Materials nicht Wunder nehmen. Es ist eine lyrische Rheinreise, bei der vor allen merkwürdigen Punkten angehalten wird und der Cicerone in Versen die wünschenswerthen Erläuterungen gibt. Auf höhern Kunstwerth dürfen diese Gedichte keinen Anspruch machen, indem nur einige zu vollkommener Abrundung durchgedrungen sind, nirgend aber eine urkräftige originale Dichternatur in Gedanken und Bildern zu bedeutsamem Durchbruch kommt. Dagegen ist des Reizenden und Lieblichen viel geboten; nirgend stören hölzerne Wendungen oder hypergeniale Ueberschwänglichkeiten; glatt und breit wie der Rheinstrom, ohne Ebbe und Flut, im sichern Bette fließt diese Lyrik einher, und selbst die Stromschnellen und Felsenriffe fehlen ihr, die den Vater Rhein, wenn er den herrlichen Rheingau geküßt, aus seiner silberbärtigen Ruhe bringen. Vorallem aber müssen wir rühmend anerkennen daß Wolfgang Mueller trotz aller Vorliebe für das mittelalterliche Sagenelement doch stets der Naivetät der Geschichte treubleibt und nirgend die Ueberlieferung mit reckenhafter Dressur für den haut-goût der modernen romantischen Chevaliers präparirt. Im Gegentheil weht ein frischer, freier Hauch durch diese Rheinlyrik und ihre Rebenguirlanden, und nirgend werden die Trauben der Sage für den Weinkeller der Reaction gekeltert. In diesem Sinne spricht sich schon die an Uhland gerichtete Widmung der „Lorelei" aus:

Mein Uhland, hoher Meister
Mit süßem Liedermund,
Wie frische Frühlingsgeister
Thut dein Gesang sich kund.
Vor Allen, die da singen
Im deutschen Dichterhain,
Erhebt dein Lied die Schwingen
So kräftig, keusch und rein.

Du hast mit tiefem Sinne
Gefild und Wald durchschweift,
Holdselig ist die Minne
In deiner Brust gereift.
Du zeigst aus grauen Tagen
Wol manch' verscholl'nen Schacht;
Hell blüht in deinen Sagen
Versunk'ne alte Pracht.

Du singst von starker Treue
Und kühnem Männermuth,
Du weckest stets aufs neue
Der Heimatliebe Glut.
Du weihst so hehre Lieder
Dem schönen Vaterland,
Gibst frische Hoffnung wieder,
Wo schier die Hoffnung schwand.

In diesen Versen, welche gleichzeitig von dem ruhigen Gang, der Einfachheit und anmuthigen Klarheit der Mueller'schen Sangesweise eine Probe geben, spricht sich die patriotische Wärme aus, welche diesen Rheinliederflor zum Blühen gebracht, wie auf der andern Seite Uhland das würdige Vorbild ist, welchem diese Lieder nacheifern, besonders was die gesunde, objective Auffassung des Mittelalters betrifft. In Bezug auf Einzelheiten ist „Wilhelm Tell" und „Johann von Schwaben" nicht frei von Schiller'schen Anklängen. Für die edele Richtung der Mueller'schen Muse zeugt besonders das Gedicht „Johannes Huß":

Das Volk verläuft sich stumpf, so wie es kam,
Es hört noch nicht der Zukunft Schlachtenhorn.
Nur seine Jünger steh'n voll tiefem Gram;
Doch wandelt sich ihr Schmerz in rothen Zorn.
Sie schlagen an die Schwerter nun mit Macht,
Sie kehren heim, wo Ziska's Fahne fliegt.
Der Krieg ist für Jahrhunderte entfacht.
Sein Ende ist: die Geistesfreiheit siegt.
Ob ihr des Freien Leib in Ketten schlagt,
Ob ihr des Freien Geist dem Tode weiht:
Hat sein Gedanke groß und schön getagt,
Dann wird er leben für die Ewigkeit.

Erhebt sich hier die Poesie zu Kraft und Schwung, so versenkt sie sich in dem Gedicht „Stock" in die traumhafte Elfenromantik der Mondscheinnächte im Rheingau. In vielen andern Gedichten ist der naive Balladenton glücklich getroffen. Einige eignen sich bei interessantem Stoff zu declamatorischen Vorträgen, wie überhaupt das ganze Buch dem großen Publicum bestens zu empfehlen ist, welches die zerstreuten Blüten seiner Rheinreminiscenzen, zu duftigem Strauß geschmackvoll geordnet, in seine Vasen stellen will. 57.

Sainte-Beuve.

Die literarische Laufbahn Sainte-Beuve's begann mit dem Jahre 1824; er war 1804 geboren und trat daher in seinem zwanzigsten Lebensjahre als Schriftsteller auf. Da er als Dichter, Romanschriftsteller, Historiker von Port-Royal und endlich als Kritiker auftrat, so ist es am entsprechendsten, nicht seine Werke, wie sie chronologisch erschienen, zu würdigen, sondern ihn in seinen verschiedenen Eigenthümlichkeiten zu prüfen.

Sainte-Beuve, der Dichter, veröffentlichte zuerst die „Poésies de Joseph Delorme". Die Form herrscht darin überwiegend vor. Sie erschienen im Jahre 1829. Damals waren der Reim, der Rhythmus, die Cäsur Gegenstände vielen Streits, und es erklärt sich daß der junge Mann diesem allgemeinen Zuge folgte. Indeß ging dies nie soweit daß er nicht immer den Ausdruck eines schönen Gedankens den bloßen Reimspielereien vorgezogen hätte.

Es lassen sich in diesen „Poésies" drei Abschnitte unterscheiden; der eine gehört dem 16. Jahrhundert, der Schule Ronsard's, Baïf's und Du Bellay's an, der andere der Schule Coleridge's, Wordsworth's und Wilson's, und der dritte dem Dichter selbst. Auch in jenen erstern beiden hat Sainte-Beuve indeß seine Persönlichkeit vollkommen gewahrt und ist keineswegs blos sklavischer Nachahmer gewesen. Alle zeichnen sich durch eine große Aufrichtigkeit aus.

Hätte Sainte-Beuve sich darauf beschränkt, einestheils den Dichter der letzten Valois, andererseits die moderne englische Poesie frei wiederzugeben, so würde er der Literaturgeschichte nicht angehören, durch die Originalität, die er auch in jenen Gedichten bewies, bewahrte er sich seinen Platz. Man hat Sainte-Beuve vielfach die Gegenstände seiner Dichtungen zum Vorwurf gemacht, indeß ist es beiweitem vorzuziehen, wenn der Dichter einen neuen Weg einschlägt, statt daß er einen schon hundert mal betretenen von neuem betritt.

Sainte-Beuve hat seine Aufrichtigkeit fast zu weit getrieben. Er bekennt offen seine Unfähigkeit aufrichtig und hingebend zu lieben. Das junge, unschuldige Mädchen, die Frau die an einen alten Mann verheirathet ist, erzeugen bei ihm dieselbe Glut, dieselbe Begierde; allein wenn irgend eine ihn lieben wollte, er würde sie nicht wieder lieben, es war nur ein Augenblick des Wohlgefallens. Einen so schwachen Charakter dieses Bekenntniß auch verräth, ist es doch beiweitem besser als eitele Declamationen über die Ewigkeit und Heiligkeit der Liebe im Munde, die doch im Herzen fehlen.

Die „Consolations", welche bald auf die „Poésies" folgten, zeigen das poetische Talent Sainte-Beuve's in seiner glücklichsten und vollendetsten Gestalt. Der Schritt den der Dichter damit vorwärts gemacht ist ein höchst bedeutender. Das Talent welches er in den „Poésies" gezeigt hat sich in den „Consolations" auf das schönste entfaltet. Trotz des Mystischen, das sich mitunter zeigt, ist doch keine einzige Seite darunter, welche unverständlich wäre. Der Leser folgt ohne Unruhe, ohne Hinderniß dem Thema, welches der Dichter ihm vorlegt. Der Stil ist fließender, durchsichtiger, der Gedanke reiner und ruhiger geworden. Wenn auch die Erzählung mitunter an die Manier Crabbe's erinnert, so hat der Fortgang und die Schilderung doch nichts mit dem englischen Dichter gemein. Ein Beispiel möge zur Charakterisirung seiner Art dienen. Es ist ein Gedicht, durch ein Sonett Michel Angelo's angeregt. Dieser hat sich beklagt daß alle seine Meisterwerke doch nur Stümpereien seien, und bekannt daß er so lange Zeit dem Cultus des Schönen sich gewidmet und darüber das Gebet vergessen habe. Er beschuldigt sich den Weg der allein zum Allmächtigen führt vergessen und dafür in Ruhm und Beifall sich berauscht zu haben. Sainte-Beuve antwortet hierauf und widerlegt Michel Angelo: die Kunst, der er sich ganz hingegeben, sei kein profanes Werk; die Sibyllen und die Propheten, die Genesis und das Letzte Gericht der Sixtinischen Kapelle verdienen etwas Anderes als das Mitleid einer christlichen Seele; der Genius, dem wir solche Meisterwerke danken, bringt dadurch Gott selbst eine Huldigung dar. Um dies auszudrücken, hat Sainte-Beuve die prächtigsten Worte gefunden und die Kunst auch in religiöser Beziehung rehabilitirt.

In allen andern Gedichten findet sich dieselbe einfache Größe, dieselbe Klarheit. Dagegen ist im Vergleich zu den „Consolations" ein Rückschritt in den „Pensées d'Août" zu bemerken. Wenn man auch von der lyrischen oder elegischen Poesie nicht dieselbe Klarheit und Präcision wie von einem Lesebuche der Geometrie verlangen kann, so gibt es doch eine relative Klarheit, welche von den Kunstrichtern niemals aufgegeben werden kann; allein diese fehlt in den „Pensées" Sainte-Beuve's ganz und gar. Das Schicksal des Buchs war daher vorauszusehen. Wenige nur hatten den Muth einen Band ganz durchzulesen, der ihnen unverständlich blieb, und wenn sie es thaten, so war es nur die Erinnerung an die „Consolations", die sie dazu bewog. Die Belohnung dafür bleibt nicht aus; denn unter dem Nebel, der das Ganze überzogen hat, findet man dieselbe Fülle und Schönheit der Gedanken wie in den „Consolations". Sainte-Beuve deutet sie aber mehr an als daß er sie ausdrückt; freilich ist dieses Andeuten mitunter so unbestimmt, so unklar, daß man den Gedanken nicht recht zu fassen vermag; es ist fast als wolle der Dichter ihn nicht profaniren lassen. Ein solches Verfahren muß aber jeden größern Leserkreis verbannen, und das ist geschehen; man muß es bedauern, denn auch in den „Pensées" finden sich zahlreiche Anklänge an „Delorme" und die „Consolations".

Das bedeutendste Gedicht der Sammlung ist „Monsieur Jean". Sainte-Beuve schildert uns darunter den Sohn Jean Jacques Rousseau's. Bis zum zwanzigsten Jahre ist er in der Unkenntniß seiner Herkunft mit religiösen Belehrungen erzogen und daran gewöhnt worden, die Quelle der Pflicht weit mehr im göttlichen Willen als in der menschlichen Natur zu suchen; er erschrickt vor dem Namen den er solange gesucht; sein ganzes Leben ist von nun an der Sühne für die Fehler seines Vaters gewidmet. Er war im Spital verlassen, von einer milden Hand erzogen worden und wird nun Schulmeister, um die Lehren seines Vaters zu bekämpfen. Die Pilgerung Monsieur Jean's mit seiner jungen Familie oder vielmehr seinen Beichtkindern, selbst an Orte die jetzt unwiderruflich an den Namen Jean Jacques geknüpft sind, ist ein schöner Gedanke. Mag man „Monsieur Jean" vom Standpunkt des katholischen Glaubens oder der Philosophie beurtheilen, die Größe und Neuheit der Auffassung Sainte-Beuve's muß man anerkennen. Schade nur daß auch hier der dunkeln und unverständlichen Stellen so viele sind; und nicht dies allein ist zu tadeln, sondern auch die Langsamkeit und das Gezogene der Darstellung. Zahllose Parenthesen unterbrechen den Gang der Erzählung. Das Gedicht hat nicht weniger als 800 Verse, aber ohne eine Spur von Composition; die Gedanken folgen einander nicht, sie reihen sich nur aneinander an. So sind die „Pensées" mehr eine Sammlung poetischer Themen als ein Buch wirklicher Poesie. Man muß sie vergessen und die „Consolations" wieder lesen.

Der Roman Sainte-Beuve's ist mit seinen Dichtungen eng verbunden; „Joseph Delorme" und die „Consolations" enthalten den Keim zum „Volupté" und dieses den Keim zu den „Pensées". Es kann dies nicht überraschen, denn bei Sainte-Beuve, obwol er seinem Berufe nach ein Schriftsteller wurde und geblieben ist, ging doch nicht der Mensch gänzlich in dem Schriftsteller auf.

Das Sujet des „Volupté" ist sehr delicater Natur. Es handelt sich darum zu zeigen, daß das Vergnügen, die sinnliche Lust, alle unsere Kräfte erschlaffen macht, uns in wenig Jahren unfähig macht zum Fühlen, zum Begreifen und zum Wollen und aus uns, die wir unfähig sind für unser eigenes Glück, eine schreckliche Geißel für das Glück Anderer erzeugt. Diese moralische Krankheit uns in ihrer ganzen Nacktheit zu zeigen ist ebenso interessant als nützlich. Sehen wir doch jeden Augenblick so viele herrliche Eigenschaften und Gaben durch die Sinnenlust zu Grunde gehen. Das Jagen nach Vergnügen zu jeder Stunde, bei jeder Gelegenheit läßt dem Gefühl, dem Verstande, dem Willen keine Zeit sich zu entwickeln. Egoismus und Trägheit stumpfen in unserm Gewissen bald jeden Begriff von Recht und Pflicht ab. Das Vergnügen ist unser einziges Ziel und wir hören mit einem Lächeln auf den Lippen die Erzählung jeder edelmüthigen, hingebenden That mit an. Und wenn wir den entsetzlichen Abgrund, in welchen wir versunken sind, endlich innewerden, wenn wir mit einer verzweifelten Anstrengung uns zu erheben suchen, so ist dieses Beginnen nur zu häufig ganz vergeblich; entnervt durch einen langen Schlaf, erschöpft der Kampf unsere Kräfte in wenigen Tagen, statt sie wiederherzustellen, und wir kehren zu dem Nichts und der Finsterniß zurück, denn unsere Augen können das Licht nicht ertragen.

Die Personen, die Sainte-Beuve erfunden, um diesen Gedanken zu veranschaulichen, sind nur wenige und sehr zart gezeichnet. Er begnügte sich mit Amaury, der Hauptperson des Buchs, und drei Frauen, welche drei Versuche mit jenem unternehmen und dadurch seine Schwäche von jeder Seite uns zeigen.

Amaury ist von Sainte-Beuve in seiner ganzen Nacktheit gezeichnet worden; er entwirft tagtäglich die schönsten Plane, träumt abwechselnd von Ruhm, Macht und Studium, aber jeden Tag zerplatzen diese Träume gleich einer Seifenblase. Es fehlt ihm nicht an gutem Willen, sonst würde er dergleichen Regungen nicht empfinden; aber er ist zu schwach zum Vollbringen. Er hat sich der gröbsten Sinnlichkeit in die Arme geworfen, und wenn ihn die Scham über sein Treiben ergreift, wenn er sich durch Liebe und Hingebung läutern will, so macht der Wirbel der Sinnlichkeit seine festesten Vorsätze wieder zu nichte. Vergeblich kämpft er gegen die Vergangenheit an, erröthet er über sich selbst; vergeblich will er den Männern auf den Kampfplatz folgen, nach wenigen Schritten schon schwankt er und weicht zurück. Die Vergangenheit, die er verbannt zu haben glaubte, ergreift ihn von neuem; das Vergnügen erfaßt seine Beute und Amaury ruft die Liebe nur an, ohne es zu wagen ihr ins Gesicht zu schauen. Diese moralische Kraftlosigkeit ist mit einer Meisterhand gezeichnet; der Charakter Amaury's bleibt eine mächtige Schöpfung.

Amélie de Liniers und Frau von R. sind mehr angedeutet als gezeichnet. Der Dichter hat diesen beiden Figuren keine große Wichtigkeit beigelegt. Amélie ist der Typus der Reinheit und Unschuld; sie ist das junge Mädchen von dem Jeder einmal geträumt hat, das Mädchen welches glücklich machen, lieben kann, aber unfähig ist die berauschenden Stunden und die bittern Thränen der Leidenschaft zu ahnen und zu wünschen. Obwohl ihre Figur nicht sehr ausgeführt ist, hat sie doch etwas Originelles, was sie von den gewöhnlichen Romanheldinnen unterscheidet. Frau von R., geistreich und stolz, nimmt die Liebe eher an als daß sie ihr entgegenkommt; sie verweigert sie nicht und kennt einen verzweifelten Widerstand nicht; sie will nur einen kühnen Angriff, um besiegt zu sein. Man sieht leicht daß die ganze Figur nicht blos erfunden ist.

Für Frau von Couaën hat der Dichter alle seine Kräfte aufgespart; sie ist der Typus der Schönheit und der moralischen Größe. Christlich, streng gegen sich selbst, nachsichtig gegen Andere, fromm und stark, zwischen Gebet und den Pflichten des häuslichen Lebens getheilt, ist sie doch nicht taub gegen die Stimme der Leidenschaft. Ohne das Bild ihres Gatten aus ihrem Gedächtnisse zu verbannen, gibt sie sich doch der Hoffnung hin, allein von Amaury geliebt zu sein, und ängstigt sich nicht über das Gefährliche dieser Hoffnung, denn ihr würde das Bewußtsein gegenseitiger Liebe begnügen. Sie kennt den Wirbel der Leidenschaft noch nicht und kennt nur die Freude und den Stolz daß sie geliebt wird. Trotz ihrer Reinheit würde sie vielleicht unterliegen, wenn sie in Amaury einen Gegner gefunden hätte, dessen Größe ihren Fall entschuldigen könnte. Gegenüber dem schwachen Manne empört sich ihr Stolz zur rechten Zeit; sie begreift das Nichtige ihrer Hoffnungen, als sie den Mann erkennt, den sie groß und ihrer würdig gedacht hatte; die Pflicht verdoppelt ihre Kräfte und sie vertraut ihr Schicksal nicht den Händen eines muth- und willenlosen Mannes an.

Die Erzählung in welcher diese Personen auftreten ist sehr einfach. Amaury fängt drei Liebesverhältnisse an, ohne den Muth zu haben eines zu Ende zu führen, und alle drei Frauen wenden sich verachtungsvoll von ihm hinweg. Eines Tages sind sie beieinander, ein allmächtiger Instinct nennt ihnen, ohne daß sie ein Wort miteinander sprechen, den gemeinsamen Quell ihres Unglücks in Amaury, und dieser empfindet die geheimen Vorwürfe die sie ihm machen. Er fühlt daß er nur noch eine Aufgabe auf Erden hat, die des Trösters, und er flüchtet sich zu Gott als seiner letzten Zuflucht. Kaum ist er Priester geworden, als ihn seine neue Pflicht an das Todtenbett der Frau von Couaën führt. Die Schilderung dieser Scene ist meisterhaft. Amaury spricht die Gebete der Kirche über den Leib der Frau die er geliebt, segnet mit gebrochener Stimme die Augen deren Blick verschwunden ist, den Mund dessen Stimme seinem Ohre so sanfte Musik war. Auch das Gebet Amaury's ist ein Meisterstück.

Das hervorragende Verdienst dieses Buchs ist daß es dem Leser eine substantielle Nahrung gibt. Man könnte der Erzählung mehr Kunst und Geschick wünschen, aber gewiß nicht eine strengere Verbindung der Gedankenfolge. Was den Stil anlangt, so ver-

mengt der Verfasser zu oft den lyrischen Ton mit dem dramatischen, wodurch eine gewisse Monotonie unvermeidlich geworden ist. Das Buch ist übrigens augenscheinlich nicht das Werk bloßer Phantasie; der Dichter hat, was er uns zeigt, selbst gesehen und die Wunden die er unsern Augen darlegt selbst untersucht.

Als Sainte-Beuve die „Geschichte von Port-Royal" schrieb, scheint er die Ausdehnung seiner Aufgabe nicht ganz begriffen zu haben. Er hat uns nicht eine vollständige Geschichte nach allen Seiten hin geliefert, sondern nur eine Literargeschichte. Der erste Theil bringt uns eine Reihe interessanter Documente über die Entstehung und die Wiederherstellung des Klosters; der zweite enthält das Leben und die Arbeiten St.-Cyran's; den dritten füllt Pascal aus, den vierten die Schulen von Port-Royal, und die beiden letzten, noch nicht erschienenen werden die zweite Entstehung und das Ende von Port-Royal enthalten. Die drei ersten Bände bieten keine anziehende Lectüre, wennschon der Verfasser gerade dies vorallem erstrebte und deshalb alle schwierigern Partien bei Seite ließ. Bei der Lebensschilderung St.-Cyran's gibt er uns einige Auszüge der Lehre des Jansenius und vergleicht, wie um dafür zu entschädigen, hierauf den Bischof von Ypern mit Milton in literarischer Beziehung, indem er zeigt daß Beide in der Schilderung der Unschuld des ersten Menschen und des Glücks des irdischen Paradieses übereinstimmen. Ueberhaupt mag das Buch für müßige Leute, die nur die angenehme Seite suchen, passen, einen wissenschaftlichen Werth hat es dagegen nur in beschränktem Maaße.

Von dem Theile der den Namen Pascal's trägt läßt sich dies nicht sagen. Im Gegentheil gibt es kaum ein Buch über denselben, in dem man eine so große Anzahl der trefflichsten Lehren über den berühmten Denker fände; dabei ist über die moralische und literarische Lebensbeschreibung desselben ein unbeschreiblicher Reiz verbreitet. Es ist zugleich das vollständigste was wir über ihn besitzen. Wir können Tag für Tag der Abfassung seiner „Lettres provinciales" folgen; Alles was zur Aufklärung über den Ursprung und die Veröffentlichung dieser merkwürdigen Pamphlete dienen kann finden wir in dem mit ungemeinen Fleiße ausgearbeiteten Buche Sainte-Beuve's; Jeder der es gelesen hat kennt Pascal von seiner Jugend an bis zu seinem Ende.

Die anekdotische Geschichte der Pascal'schen „Pensées" ist mit nicht geringerer Sorgfalt ausgearbeitet als die der „Lettres provinciales". Mit Erstaunen liest man von den Verstümmelungen und Interpolationen welche die „Pensées" erleiden mußten. Die Rolle Arnauld's, Nicole's und Roannez' ist jetzt entdeckt, und wenn man auch nicht Jedem den Theil nachweisen kann der ihm zukommt, so wissen wir doch mindestens, mit welchem Mistrauen man die Ausgabe der „Pensées" lesen muß welche die Einsiedler von Port-Royal besorgten.

Sainte-Beuve konnte bei dieser Arbeit die neuerlich erschienenen Documente über Pascal benutzen und besonders den trefflichen Bericht Cousin's an die Französische Akademie. Dieser hat die Manuscripte gesammelt und verglichen und daraus bewiesen daß die ältern Ausgaben in vielen Theilen ganz anders lauten und ein neuer Pascal statt des alten zum Vorschein kommt. Man hat bisjetzt immer geglaubt, Pascal sei zu der Religion durch die strenge Logik gekommen; jetzt hat es sich herausgestellt daß er vielmehr zu dem Glauben zurückkehrte, weil er an der Vernunft verzweifelte. Er wollte Philosophie und Religion nicht vereinigen, sondern die letztere auf den Trümmern der erstern gründen. Dies ist von Sainte-Beuve benutzt worden.

Sainte-Beuve hat, wie schon gesagt, in seiner „Geschichte von Port-Royal" die philosophische und die Glaubensseite ganz weggelassen, um die literarische allein darzustellen. Er hat nicht einmal das ganze Buch des Jansenius gelesen und noch weniger den Augustinus, dessen Lehre der Bischof von Ypern eigentlich nur rehabilitirte, um gegen die Jesuiten auftreten zu können. Beides war aber unumgänglich nothwendig, sollte die „Geschichte von Port-Royal" vollständig sein, ebenso wie der philosophische Theil nicht übergangen werden konnte. Jansen war der Zeitgenosse von Descartes; die „Méthode" und die „Méditations" vindicirten das Recht der Vernunft, das in den unverständlichen Discussionen der Scholastik begraben lag. Descartes wollte dabei den katholischen Glauben durchaus nicht zerstören; dafür bürgen die Handlungen seines ganzen Lebens. Er wollte die Erkenntniß Gottes nur aus der Erkenntniß des menschlichen Herzens ableiten und darauf die Sittlichkeit, die Verantwortlichkeit der vernünftigen Creatur und die Vorsehung und Gerechtigkeit des Schöpfers gründen. Erst nach der Entwickelung dieser beiden Seiten konnte die literarische kommen.

Das „Tableau de la poésie francaise au seizième siècle" welches vor 23 Jahren erschien, zeigt an dem Verfasser eine seltene Feinheit des Verstandes und einen lebendigen Trieb nach Bildung. Er wollte anfänglich eine Abhandlung über den Zustand der französischen Literatur unter der Regierung der letzten Valois schreiben, entschloß sich aber lieber ein Stück Geschichte zu schreiben. Das Buch ward von der Menge vorschnell verdammt. Man belächelte eine Rehabilitation Ronsard's. Allein es ist Sainte-Beuve nie in den Sinn gekommen, in das begeisterte Lob Ronsard's einzustimmen, wie es dessen Zeitgenossen thaten; er zeigt uns denselben in seiner wahren Gestalt, hat dabei aber auch natürlich seine Vorzüge nicht vergessen. Er hat nur vielleicht ein etwas zu großes Gewicht auf die rhythmischen Reformen Ronsard's gelegt.

Vor dem Buche Sainte-Beuve's kannte man Ronsard und seine Zeitgenossen noch gar nicht. Wenige Gelehrte besaßen die Werke Ronsard's, Baif's und Du Bellay's. Saint-Beuve brachte gut ausgewählte Citate, begleitete sie mit Erläuterungen und ließ das Publicum über den Werth und Unwerth dieser Poesien selbst entscheiden. Er erkannte aber wohl daß Ronsard trotz des Reichthums an Reimen, trotz der gelehrten Construction seiner Strophen doch kein heroischer Dichter war, und beurtheilt seinen epischen Versuch, die „Franciade" ganz richtig.

Ebenso scharfsinnig würdigt Sainte-Beuve die dichterische Plejade, deren glänzendste Sterne Baif und Du Bellay waren; er erkennt sehr wohl daß die Form hier die Materie beherrscht. Was den satirischen Roman Rabelais' betrifft, so spricht er davon in einem besondern Capitel und zeigt sein vollkommenes Verständniß desselben. Er belächelt die Versuche der Commentatoren Rabelais', seine Schriften aus der Geschichte Frankreichs unter Franz I. zu erklären und sie damit zu belegen; im Gegentheil war Rabelais wie Aristophanes ein Spötter, der nicht seinen Stoff stets in der Geschichte suchte, sondern in der Regel seiner Phantasie freien Spielraum ließ.

Nur Eins ist an dem „Tableau" zu tadeln; dies ist daß Sainte-Beuve der Gelegenheit nicht widerstehen konnte, die neue Schule der Romantiker zu vertheidigen und dabei die Vorgänger derselben mit zu großer Geschmeidigkeit zu beurtheilen.

Es bleiben nur noch die „Portraits" und die „Causeries" zu erwähnen übrig. Die erstern werden unzweifelhaft Sainte-Beuve den dauerndsten Namen in der Literaturgeschichte Frankreichs bewahren. Es lassen sich zwei Theile von ihnen unterscheiden. Der eine umfaßt die Portraits in den letzten zwei Jahren der Restauration. Diese tragen durchweg einen polemischen Charakter an sich; allein trotz seines Eifers für die neue Schule anerkennt Sainte-Beuve doch nicht ohne Widerspruch die Autorität des erwählten Meisters. Trotz seiner Achtung vor den „Orientales" und „Marion Délorme" beweist er daß man den Werken Racine's und Jean Baptiste Rousseau's eine größere Autorität entgegensetzen müsse, und er wendet sich zu der Geschichte, zu den Psalmen David's.

Die seit dem Ende der Restauration geschriebenen „Portraits" haben einen ganz andern Charakter; das polemische Element hat ganz und gar dem biographischen Platz gemacht. Er hat in dieser Beziehung die Biographie Samuel Johnson's von Boswell zum Muster genommen. Sämmtliche Lebensbe-

schreibungen sind von einer seltenen Vollständigkeit und Sorgfalt. Mag er von Joseph de Maistre oder von Frau von Souza, von Lamartine oder Béranger, von Frau von Krüdener oder Frau von Charrières sprechen, er will Nichts vergessen und macht sich erst nach den sorgfältigsten Studien an seinen Gegenstand. Dabei besitzt Niemand wie er die Gabe, die biographischen Details zu gruppiren und die Persönlichkeit die er uns schildern will im rechten Lichte erscheinen zu lassen.

Seit zwei Jahren hat Sainte-Beuve in der Prosa eine dritte Art zu schreiben angenommen, die lebendiger ist als in seinen letzten „Portraits". Alles in den „Causeries du lundi" ist klar und verständlich; keine einzige Seite läßt einen Zweifel übrig, denn die Sprache ist von einer fortwährenden Präcision. Leider gefällt er sich, wenn er vom 18. Jahrhundert spricht, in vulgairen Details. Er zeigt uns die Personen in Folge seiner Liebe für die Wirklichkeit in einem widrigen Anblick; fast sollte man meinen, es mache ihm Vergnügen, unsere Aufmerksamkeit nur auf den Egoismus und die Eitelkeit zu richten. Nicht genug daß er das Familienleben der berühmtesten Leute schildert, er lenkt unsere Blicke auch auf ihr Elend.

Von den Zeitgenossen hatte Sainte-Beuve das Publicum seit 20 Jahren schon öfter unterhalten; jetzt beurtheilt er sie mit einer Art Groll. Nicht daß er sie haßte oder beneidete, sondern dieser Groll richtet sich gegen ihn selbst, weil er dieselben früher so überdiemaßen gelobt hat und jetzt sein Unrecht einsieht; er will seinen Fehler sühnen. Lamartine, Béranger, Chateaubriand, die er früher vergöttert hat, sind ebenso viele Gewissensbisse für ihn. Bei Lamartine mag dies gehen, denn seine „Confidences" sind ein himmelweiter Unterschied von den „Méditations" und „Harmonies". Aber Béranger ist noch heute derselbe der er vor 20 Jahren war, und doch entdeckt Sainte-Beuve jetzt eine Menge Fehler an ihm die ihm ehedem entgangen waren. Mit Chateaubriand ist das noch auffallender. Als dieser seine Memoiren bei Frau Recamier las, lobte Sainte-Beuve sie als das unvergleichlichste Meisterwerk; kaum aber ist jener gestorben, als Sainte-Beuve auch mit eigener Hand den Purpur anbrennt, mit dem er seinen Abgott bekleidet hatte. Es ist diese Umwandelung um so schwieriger zu begreifen als die Gründe die er dafür angibt nicht zureichen; mag immer Frau Recamier einen großen Einfluß auf die Zuhörer der Abtei Aux-Bois ausgeübt haben, so ist doch ein öffentlich in einem Buche niedergelegtes Lob ein Unterschied von einem Salonlobe. Jedenfalls zeigt sich Sainte-Beuve sehr streng gegen sich selbst.

Der Verfasser der „Consolations" hat das Wohlwollen mit seiner Jugend verloren; unzufrieden mit dem Leben, das ihm seine Versprechungen nicht gehalten, versucht er in der Ironie seine ersten Jahre zu vergessen. Diese Widersprüche nehmen Nichts von seinem Talente, aber sie erschüttern seine Autorität. Bringt auch jeder Tag uns eine neue Lehre, können wir unsere Ansichten auch modificiren, es bleibt immer gefährlich, Alles was man vorher vertheidigt hat für durchaus falsch zu erklären. Das Publicum zweifelt an einem Schriftsteller der seine Vergangenheit so leicht beurtheilt. Geht er auf diesem Wege fort, so wird ihn das Publicum bald nur noch für einen homme d'esprit halten, der recht gut zu unterhalten versteht, dessen Urtheil man aber nicht folgen darf. Ein gewissenhafter Mann kann nicht lange zweifeln, er muß sich entscheiden und wird dann die Verständigen wieder auf seiner Seite haben, die sein Wort seit 20 Jahren achteten. 16.

Neugriechische Literatur.

In Athen erschien in gegenwärtigem Jahre eine „Ἱστορία συνοπτικὴ τῆς Ἑλληνικῆς καὶ Ῥωμαϊκῆς φιλολογίας", aus dem Deutschen des dänischen Philologen Tregder übersetzt und mit Zusätzen versehen von Nikolaos D. Trikkevs und Basilios J. Schinas. Bei dem Mangel einer in neugriechischer Sprache geschriebenen, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Literargeschichte der griechischen und römischen Classiker, und da das von K. Asopios im Jahre 1850 begonnene umfangreiche Werk: „Ἱστορία τῶν Ἑλλήνων ποιητῶν καὶ συγγραφέων", noch lange unvollendet bleiben wird, kommt diese „Uebersichtliche Geschichte der griechischen und römischen Literatur" den Bedürfnissen der Griechen und der unter ihnen Philologie Studirenden zweckgemäß entgegen, und die Herausgeber haben wohl gethan, diese Geschichte, die im Originale mit dem 5. Jahrhundert n. Chr. Geburt schließt, bis zur Eroberung Konstantinopels fortzuführen und außer andern Zusätzen eine Angabe der besten Gesammt- und Einzelausgaben der griechischen und lateinischen Dichter und Schriftsteller, sowie das Engelmann'sche Verzeichniß aller griechischen und römischen Dichter und Schriftsteller und der von ihnen auf uns gekommenen und verlorengegangenen Werke beizufügen. Als eine interessante Notiz in Betreff der obgenannten beiden Griechen, der Uebersetzer des vorliegenden Buchs, bemerken wir hier daß sie, Beide noch einem jugendlichen Alter angehörig, die Uebersetzung auf Anlaß eines ihrer Universitätslehrer in Athen unternommen und für dieselbe nach dem Urtheile des akademischen Senats in Athen die Auszeichnung erlangt haben, daß sie aus den Mitteln einer von den musenliebenden Griechen Jonidis zur Herausgabe nützlicher Bücher gegründeten Stiftung herausgegeben worden ist, daß übrigens der Erstere der genannten beiden Griechen leider seitdem in der Blüte seiner Jahre in Lamia verstorben ist, dagegen der Andere zur Vollendung seiner Studien auf einer norddeutschen Universität sich aufhält.

Bereits im Jahre 1851 erschien in Athen das erste Heft einer Sammlung bisher ungedruckter, im Jahre 1849 im Hofe eines Privathauses zu Athen aufgefundener Inschriften: „Ἐπιγραφαὶ ἀνέκδοτοι ἀνακαλυφθεῖσαι καὶ ἐκδοθεῖσαι ὑπὸ τοῦ ἀρχαιολογικοῦ συλλόγου", deren Zahl auf 60 sich beläuft und deren Inhalt auf die Geschichte Athens vom Jahre 403 v. Chr. Geb. bis über die Zeiten des Augustus sich bezieht. Mit diesen Inschriften beschäftigt sich die „Commentatio epigraphica M. H. E. Meieri" (Halle 1852).

Von dem aus der Zeit vor dem griechischen Freiheitskampfe und nach dem Ausbruche desselben im Jahre 1821 ehrenvoll bekannten, wegen seiner Gelehrsamkeit und aufgeklärten Denkart geschätzten Theologen Theoklitos Pharmakidis in Athen erschien daselbst im Frühjahre 1852 ein polemisches Werk: „Ὁ συνοδικὸς Τόμος, ἢ περὶ ἀληθείας", ein Werk das, auch wenn es zunächst eben nur eine polemische Tendenz hat, doch nicht als eine blos vorübergehende Erscheinung angesehen werden darf. An und für sich ist das sehr umfangreiche Buch eines der tüchtigsten Erzeugnisse der neugriechischen Literatur und verdient um des hochwichtigen Gegenstandes willen den es behandelt und wegen der Art und Weise dieser Behandlung eine besondere Beachtung und Anerkennung. Das Buch ist nämlich gegen einen Vertrag (eine Art von Concordat) zwischen Griechenland und der Synode in Konstantinopel gerichtet, der im Entwurfe an die griechische Regierung gelangt ist; und der Verfasser bekämpft diesen Entwurf mit den ihm zugebotestehenden Waffen der gesunden Vernunft und historischer, politischer und kirchlicher Gelehrsamkeit, indem er ihn als unwürdig der politischen Selbständigkeit Griechenlands und der Unabhängigkeit der griechischen Kirche des Königreichs darstellt und nachweist. Er thut dies auf Grund eines vernünftigen Staats- und Kirchenrechts und mit besonderer Rücksicht auf die Bestimmungen des griechischen Staatsgrundgesetzes und auf die geschichtlichen Beziehungen zur Synode in Konstantinopel, und er dringt hierbei mit großer Entschiedenheit auf Festhaltung der nothwendigen Grenzen der Staats- und der Kirchengewalt und auf Zurückweisung eines jeden Uebergriffs der einen in das Gebiet der andern, namentlich im Interesse des griechischen Volks und der Staatsgewalt selbst, die einen Staat im Staate nirgend dulden dürfe. Der Verfasser thut dies Alles

mit einer Schärfe des Ausdrucks, welche den Gefahren angemessen ist, die den griechischen Staat und die griechische Staatskirche bedrohen, wenn der fragliche Entwurf angenommen würde, und nicht ohne Bitterkeit und Leidenschaftlichkeit; aber er hat sich bei seiner Darstellung und Auseinandersetzung von der innigsten Liebe zu Griechenland und zum griechischen Volke leiten lassen, und er hat sein Buch selbst nicht blos mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen geschrieben.

Von dem im Jahre 1839 in Athen erschienenen „Λεξικὸν ἐπίτομον τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης" von Skarlatos Byzantios ist im Jahre 1852 eine neue Ausgabe besorgt worden; auch hat der nämliche Verfasser eine interessante Monographie über Konstantinopel, seine Vaterstadt, veröffentlicht. In Athen erscheint ferner, zufolge der uns von dort im Mai d. J. zugekommenen öffentlichen Nachrichten, eine griechische Lebensbeschreibung Washington's, auf welche als auf „einen Spiegel der Tugenden und des Patriotismus dieses großen Bürgers der Vereinigten Staaten Nordamerikas", deren Studium große und tugendhafte Männer bilde, wie sie heutzutage in Geiechenland fehlen, in öffentlichen Blättern besonders aufmerksamgemacht wird. Von Nikolaos Saripulos, Professor des constitutionnellen und Völkerrechts an der Otto-Universität in Athen, der im vorigen Jahre ein Werk über das constitutionnelle Recht („Περὶ τοῦ συνταγματικοῦ δικαίου") in zwei Bänden herausgegeben, liegt die Ankündigung eines Werks über das Völkerrecht („Περὶ τοῦ δικαίου τῶν ἐθνῶν") ebenfalls in zwei Bänden vor, das als eine nothwendige Ergänzung des erstgedachten Werks bezeichnet wird; und von Georgios Polymeris in Hermupolis auf Syra wied die vielfach vermehrte und bereicherte neue Ausgabe eines englisch-griechischen Wörterbuchs angekündigt, dessen Vermehrungen und Bereicherungen theils auf den Wortschatz, theils auf die Phraseologie beider Sprachen sich beziehen.

In der in Athen erscheinenden Zeitschrift: „Ἀθηνᾶ" vom 23. Mai d. J. wird berichtet, daß, „nachdem der bekannte gelehrte Geieche Minoidis Minas auf seinen Wanderungen in Kleinasien einen mit dem Titel: „Μικρον Βασιλικὸν" bezeichneten, aus vierzig Titeln bestehenden Auszug aus den Basiliken gefunden (?) und davon eine Abschrift genommen, ein Abdruck dieses Buchs in Athen veranstaltet werde. 23.

Notizen.

Historische Erinnerungen.

Als nach der Schlacht am Weißen Berge die blutigen Executionen in Prag vollzogen wurden, betete der Kaiser Ferdinand. Er war nach dem Muttergottesbilde zu Mariazell in Steiermark gewallfahrtet, lag da vor dem Bilde auf den Knien und flehte es an, daß es doch den Böhmen in ihren letzten Momenten eine Erleuchtung bringen und sie vor ihrem Sterben in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche leiten möge. Elf Monate nach dem Bluttage ließ er einen Generalpardon verkündigen. Es wurde Jeder der sich schuldig fühle aufgefodert sich selber anzuzeigen, um sofort kaiserliche Verzeihung zu erhalten. Die böhmische Aristokratie war noch nicht gewitzigt. Nicht weniger als 728 Herren vom Adel, Barone und Ritter gaben sich gutwillig an. Sofort wurde ihnen ihr Vermögen confiscirt, theils ganz, theils theilweise; die Summe des den böhmischen Begnadigten confiscirten Vermögens betrug bei Ferdinand's Tode 43 Millionen! Da begannen die Massenauswanderungen; nicht weniger als 185 adelige Geschlechter, zu zwölf, zwanzig, ja funfzig Personen, dazu viele Tausende von Bürgerfamilien. Zu den Pardonnirten gehörte einer der Familie Radetzky, ein Christoph Radetzky; er verlor ein Drittheil seiner Besitzungen. Als ganz Oestreich wieder katholisch geworden war, erhielten sich in der gesammten östreichischen Monarchie höchstens dreißig altadelige katholische Familien. Damals wurde eine Unzahl von adeligen Geschlechtern gestiftet; wegen ihrer Verdienste um die östreichische Hausmacht kamen deutsche, welsche, spanische, ungarische, polnische, kroatische Männer in die deutsche Reichsaristokratie. Ferdinand hat nicht weniger als zwanzig bis dreißig neue deutsche Reichsfürsten und nicht weniger als siebzig neue deutsche Reichsgrafen und über hundert neue deutsche Reichsbarone aus selbsteigener Bewegniß creirt. Zu den creirten Grafen gehörte auch der Oestreicher Lamberg; zu den Fürsten die Liechtenstein, welche bisher nur „viri nobiles, edle Herren" auf Nicolsburg in Mähren und auf Feldsberg in Oestreich waren, aber erst ein Jahrhundert später, 1723, erlangte es das neue Haus Liechtenstein auf der deutschen Fürstenbank niedersitzen zu dürfen. Zu Denen die in Oestreich Reichsgrafendiplome erhielten gehörten auch die Harrach, die erst seit 1566 in den niederöstreichischen und seit 1577 in den böhmischen Herrenstand aufgenommen waren; sie gehören also nicht zu den ältesten Herrengeschlechtern Oestreichs, obgleich zum Theil mit Bezug darauf aus den Harrach die morganatische Gemahlin eines preußischen Königs erwählt wurde. Der Urgroßvater der Fürstin Liegnitz war der Graf Friedrich Harrach, der für Oestreich mit Friedrich dem Großen den Hubertusburger Frieden abschloß. Wie Ferdinand II. angefangen, fuhren seine Nachfolger fort. Ferdinand III. fürstete die neuconvertirten Auersperg, Leopold I. die treu katholisch gebliebenen Schwarzenberg und Fürstenberg und nach der 1682 abgewandten Türkengefahr die bereits unter Ferdinand II. convertirten Esterhazy, wie denn überhaupt nach dem Entsatz von Wien eine zweite große Conversion und Adelsschöpfung stattfand. Auch der größte Minister den Oestreich gehabt hat, Fürst Kaunitz, stammte aus einem Geschlechte, welches nach der Schlacht am Weißen Berge dem allgemeinen Bluturtheile unterworfen, aber begnadigt wurde. Sein Vater, Max Ulrich, starb als Landeshauptmann in Mähren 1746, seine Mutter aber war eine Gräfin Rietberg und brachte 1699 diese westfälische Reichsgrafschaft, deren Besitz jedoch das Haus Liechtenstein bis ins 19. Jahrhundert bestritt, an das Haus Kaunitz, dem sie unter preußischer Landeshoheit bis 1823 verblieb. Da kaufte sie der bürgerliche Gutsbesitzer Tenge im Fürstenthum Lippe-Detmold, der Mäcenas des Dichters Hoffmann von Fallersleben. Das Haus Kaunitz ist mit dem Enkel des Ministers, Fürst Alois, 1848 in Paris erloschen. 17.

Anekdote von Don Carlos.

Der Oberst von Schepeler erzählt in seinen 1828 erschienenen „Beiträge zu der Geschichte Spaniens" folgenden Vorfall aus dem Leben des Don Carlos: „Der Infant mußte bei dem Mittagsessen des Vaters gegenwärtig sein, aber stehend und als respectvolle Statue. Eines Tags, ermüdet durch solchen Zwang, lehnte er sich an eine spanische Wand, die mit Geprassel umschlug und ihn beinahe in ihren Fall zog. Mit kalter Härte sagte Philipp: «Infant, hättest du mit gebührendem Respect dagestanden, wäre dir dies nicht geschehen.» Rasch entgegnete Carlos, auf die Wand blickend: «Nichts als Hofstützen, sie sind alle gleich falsch.»" Ganz anders aber erzählt diese Anekdote Balthasar Gracian in seiner „Agudeza y arte de ingenio, discurso XXIX", wo er berichtet: „Als einst Don Carlos, wie gewöhnlich in mismüthiger Stimmung, zu Abend speiste, zog sich Einer aus seiner Umgebung, verdrießlich theils über die lange Dauer des Tafelns, theils über die mürrische Laune des Prinzen, allmälig bis zu einer Wand zurück; diese aber gab nach, weil hinter den Wandbehängen sich die Höhlung eines Schlots befand. Er fiel, und fast wären auch die Anwesenden vor Lachen umgefallen. Nur Carlos sagte sehr streng: «Solchem Ungeschick ziemt solche Strafe!» Da antwortete der Höfling, ebenso schnell entgegnend als aufstehend: «Wahrlich, Señor, so sind alle Hofstützen an die man sich anlehnt.»" 76.

Das Wort Rücksichtelei.

Vor mehr als zwanzig Jahren fanden wir irgendwo in einer öffentlich erschienenen Druckschrift — wol zum ersten male

— ein sehr bezeichnendes, verständliches und wohlklingendes Wort: Nachdichter, das sich zur Aufnahme in die deutsche Sprache empfahl und auch von Andern dazu empfohlen ward. Wir wissen nicht, ob die Empfehlung die gebührende Beachtung gefunden und ob jenes vorgeschlagene Wort das Bürgerrecht in der deutschen Sprache wirklich erlangt hat, möchten aber nicht daß es unbeachtet bliebe, und wiederholen daher die Empfehlung, um so mehr, da seitdem das Bedürfniß der Sache selbst in vielen Beziehungen unsers öffentlichen Lebens das Wort ebenfalls hinreichend empfohlen hat. 8.

Bibliographie.

Amis et Amiles und Jourdains de Blaivies. Zwei altfranzösische Heldengedichte des kerlingschen Sagenkreises. Nach der Pariser Handschrift zum ersten Male herausgegeben von C. Hofmann. Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bamme, J., Charlotte Corday. Dramatisches Gedicht. Magdeburg, Delbrück. Gr. 8. 20 Ngr.

Bartholomäi, F., Herr Curtmann und die Gemüthsbildung. Jena. Gr. 8. 24 Ngr.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 4te vermehrte Auflage. Hannover, Rümpler. 16. 2 Thlr.

Czilsky, C. J. St., Kreuz und Krone! Lieder zur Erbauung. Spandau. 8. 16 Ngr.

Drumann, W., Geschichte Bonifacius des Achten. Zwei Theile. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Ngr.

Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849. Zwei Bände. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gedenkbuch zur Feier der Schlacht von Groß-Beeren. Betrachtung ihrer Geschichte und aller Stätten, welche ihr Andenken für uns heiligte. Potsdam, Riegel. 12. 10 Ngr.

Geißler, W. A., Die Glocke. Original-Novellen und Erzählungen treu nach authentischen Geschichtswerken bearbeitet. Magdeburg, Quednow. 8. 1 Thlr.

— — Nachtschatten, Bilder aus dem Natur- und Geisterreiche. Novellen. Ebendaselbst. 1851. 8. 1 Thlr.

Goerwitz, H., Standreden auf der Kanzel des Humors. Mit einem Anhang: Auswandererlieder von demselben. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Grün, Anastasius, Der letzte Ritter. Romanzenkranz. 7te Auflage. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Irmischer, J. C., Handschriften-Katalog der Königl. Universitäts-Bibliothek zu Erlangen. Mit 2 Tafeln Schriftproben. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Kobell, F. v., Der Hausl' vo' Finsterwald. Der schwarzi Veitl. 'S Kranzner-Resel. Drei größere Gedichte nebst andern in oberbayerischer Mundart. München, Literarisch-artistische Anstalt. 16. 24 Ngr.

Lancher, Das Wiedersehen in jener Welt. Eine Darstellung. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 3 Ngr.

Lebensbeschreibungen, Anecdoten, Charakterzüge, merkwürdige Gewohnheiten und seltsame Todesarten berüchtigter Geizhälse. Nebst Bemerkungen über Enthaltsamkeit und Sparsamkeit. Aus dem Englischen frei übersetzt und durch viele Zusätze vermehrt von P. Werner. Mit 2 Portraits. Weimar, Voigt. 12. 17½ Ngr.

Lehmann, G., Chronik der Stadt Delitzsch von den ältesten Zeiten bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts. Aus (seinem) Nachlasse. Herausgegeben von H. Schulze. Zwei Theile. Delitzsch, Eißner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Levitschnigg, H. Ritter v., Soldatenfibel. 2te Auflage. Wien, Greß. 16. 12 Ngr.

Lina, Stimmen aus der Dämmerung. Zürich, Meyer u. Hanisch. 16. 15 Ngr.

Meyer, E. H. F., Botanische Erläuterungen zu Strabons Geographie und einem Fragment des Dikäarchos. Ein Versuch. Königsberg, Gebr. Bornträger. 8. 20 Ngr.

Moleschott, J., Der Kreislauf des Lebens. Physiologische Antworten auf Liebig's Chemische Briefe. Mainz, v. Zabern. 8. 2 Thlr.

Mosewius, J. T., Johann Sebastian Bach's Matthäus-Passion, musikalisch-aesthetisch dargestellt. Mit Musik-Beilagen. Berlin, Trautwein. Imp.-4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Noack, L., Die Prinzipien der evangelischen Kirche und die Aufgabe der speculativen Theologie. Lübeck, Dittmer. 8. 6 Ngr.

Queck, G., Ferdinand Gotthelf Hand nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Nebst Auszügen aus Briefen von Heyne, Carus, Passow, G. Hermann u. A. und der Grabrede des Geh. Kirchenraths Schwarz. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 16 Ngr.

Redwitz, O. v., Gedichte. 2te Auflage. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 1 Thlr.

Schmid, X., Katholische Dogmatik. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. 8. 21 Ngr.

Schmidt, J., Charles Dickens. Eine Charakteristik. Leipzig, Lorck. 8. 15 Ngr.

Schrader, A., Der Matrose oder das Testament des Grafen Hamilton. Historischer Original-Roman. Drei Bände. Leipzig, Naumburg. Gr. 16. 3 Thlr.

Stamm, F., Conversations-Lexikon der Liebe, oder Wörterbuch der Liebe von A. bis Z. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Werner, P., Ueber Autorität und Respect gegenüber der Pietät, Bescheidenheit und dem Gehorsam. Winke für geistliche und weltliche Behörden, das Militär, für Principale, Guts- und Dienstherren. Nach Chastel. Weimar, Voigt. Gr. 8. 25 Ngr.

Wagner, F. G., Gabelsberger und Stolze, oder: Was muß jeder Gebildete über Stenographie wissen und nach welchem Systeme soll man dieselbe erlernen? Nebst 2 lithographirten Beilagen. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 6 Ngr.

Wangenheim, U. Freih. v., Erinnerungen an Schleswig-Holstein aus den Jahren 1850 und 1851 nebst einem Plan der Schlacht von Idstedt. Hildburghausen, Kesselring. Gr. 8. 24 Ngr.

Widenmann, G., Die Religion und das Recht der Welt nebst einem Anhang über den moralischen, geistigen und politischen Charakter unserer Zeit. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 25 Ngr.

Zedlitz, Soldaten-Büchlein. 3te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 15 Ngr.

Zumpt, C. G., Ueber die bauliche Einrichtung des römischen Wohnhauses. 2te Auflage. Mit 1 lithographirten Tafel. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Aufgabe des Klerus in Deutschland in der Zeiten-Wende des 19. Jahrhunderts von einem katholischen Priester. 2te Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Rau, K. H., Ueber die Krisis des Zollvereins im Sommer 1852. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 10 Ngr.

Sirt, C. H., Predigt am Sonntage Jubilate, den 2. Mai 1852 gehalten. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 8. 2 Ngr.

Stein, L., Rechtliches Gutachten über die fortdauernde Giltigkeit der Schleswig-Holsteinischen Staatspapiere und des Patents vom 7. Juni, die Aufhebung dieser Giltigkeit betreffend, nebst Einleitung und Species facti von L. H. Simon. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXXI.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Beschluß aus Nr. XXX.)

60. **Töpffer (Rudolf), Gesammelte Schriften.** Vollständige deutsche Ausgabe. Viertes bis siebentes Bändchen. — A. u. d. T.: Das Pfarrhaus. Vier Bändchen. 8. Geh. 3 Thlr.

Das erste bis dritte Bändchen (Genfer Novellen) erschienen 1847 und kosten 1 Thlr. 15 Ngr.]

Von dem Verfasser erschien außerdem ebendaselbst:

Genfer Novellen. Deutsche Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen nach dessen Zeichnungen. Prachtausgabe. 8. 1847. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

—— Kleine Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers (ohne Illustrationen). 8. 1847. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 23 Ngr.

Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollständige deutsche Ausgabe, mit 137 Bildern, in Holzschnitt, von der Hand des Verfassers. 16. 1847. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Töpffer's Novellen sind, wie Zschokke von ihnen sagt, „zarte Abspiegelungen des innersten Seelenlebens. Nicht selten erblickt man, überrascht und lächelnd, sich selbst darin wieder, mit seinen eigenen träumerischen Zuständen, Stimmungen, Verstimmungen und geheimen Selbsttäuschungen, die man Niemand gestehen mag, und für die das Geständniß auch nicht leicht das richtige Wort findet.“

61. **Volbeding (J. E.), Luther in Worms.** Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben. Zwei Lebensbilder, für das Volk und für die reifere Jugend aufgestellt. 8. Geh. 12 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend. Zwei Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

62. **Volks-Bibliothek.** Siebenter und achter Band. 8. Geh. Jeder Band 20 Ngr.

Die erschienenen Bände dieser **Volks-Bibliothek**, von denen jeder einzeln zu haben ist, enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von **Ch. L. Haken.** Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage. 1 Thlr.
II. **Der alte Heim.** Von **G. W. Keßler.** Mit Heim's Bildniß. Zweite Auflage. 1 Thlr.
III. **Die Sprichwörter der Deutschen.** Von **W. Körte.** Neue Ausgabe. 1 Thlr.
IV. **Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Von **F. Gerstäcker.** Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 1 Thlr.
V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von **R. Schneider.** Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1 Thlr.
VI. **Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Von **C. G. H. Lenz.** 1 Thlr.
VII. **Herr Goldschmid und sein Probirstein.** Bilder aus dem Familienleben. Von **D. L. H.** 20 Ngr.
VIII. **Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges.** Für das deutsche Volk bearbeitet von **R. John.** Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Neue Ausgabe. 20 Ngr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ballhorn (F.), Alphabete orientalischer und occidentalischer Sprachen zum Gebrauch für Schriftsetzer und Correctoren zusammengestellt. Fünfte vermehrte Auflage. 8. Auf feinstem Velinpapier. Geh. 18 Ngr.

Rabbinowicz (J. M.), Hebräische Grammatik nach neuen, sehr vereinfachten Regeln und Grundsätzen mit polemischen Anmerkungen, wie auch mit Beispielen zur Uebung versehen. 8. Grünberg. 1851. 1 Thlr.

Rottner (A.), Lehrbuch der Buchhaltung für den deutschen Buchhandel. Erste Abtheilung. Theoretischer Theil der Buchhaltung. 4. Geh. 1 Thlr.

Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie für die Jahre 1845 und 1846. Zweiter Theil. Zusammengestellt von der Direction der administrativen Statistik im k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten. Fünfter Band. Folio. Wien. 1851. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste bis vierte Band erschienen 1846—50 und kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Bonnier (E.), Traité théorique et pratique des preuves en droit civil et en droit criminel. Seconde édition, revue et considérablement augmentée. In-8. Paris. 3 Thlr.

Ginoulhiac, Histoire du dogme catholique pendant les trois premiers siècles de l'église et jusqu'au concile de Nicée. 2 Tomes. In-8. Paris. 5 Thlr.

Obry (J. B. F.), Étude historique et philologique sur le participe passé français et sur ses verbes auxiliaires. In-8. Paris. 1 Thlr. 15 Ngr.

Picot (J. B. C.), Manuel du Code Napoléon (Code civil) suivi d'un formulaire pour les actes sous signature privée et des principes sur le timbre et sur l'enregistrement. In-12. Paris. 1 Thlr. 5 Ngr.

Vecchj (C. A.), La Italia. Storia di due anni 1848—1849. Volume unico. In-8° grande. Torino. 1851. 6 Thlr. 20 Ngr.

——, **Vita di Carlo-Alberto.** In-8° grande. Torino. 1851. 16 Ngr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **Aribau**,

Hartzenbusch, Duran, Ochoa, Mora etc. Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

XVIII. Novelistas posteriores á Cervantes. Coleccion revisada y precedida de una noticia critico-bibliografica por Don *Cayetano Rosell*.

XIX. Obras completas del *Exmo. Sr. D. Manuel José Quintana*, con un prólogo por D. *Antonio Ferrer del Rio*.

XX. Comedias de Don *Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza*. Coleccion hecha é ilustrada por Don *Juan Eugenio Hartzenbusch*.

Prospecte dieser Sammlung sind auf Verlangen gratis zu haben.

Ticknor, Historia de la literatura española, traducida al castellano, con adiciones y notas criticas por **D. Pascual de Gayangos** y **D. Enrique de Vedia.** Tomo segundo. In-8. Madrid. 3 Thlr.

Der erste Band erschien früher und ist zu gleichem Preise ebenfalls von mir zu beziehen.

Berndtson (F.), Ur Lifvets Strid. Skådespel i 5 Acter. Andra Upplagan. 8. Helsingfors. 1851. 20 Ngr.

Ekelund (Carl Evert), Föreläsningar öfver Romerska Privaträtten. Efter Författarens död utgifna. 1:a — 3:e Delen. 8. Helsingfors. 1850, 51. 6 Thlr.

Finska Läkare-Sällskapets Handlingar. 4:e Bandet 3:e och 4:e Häftet. 8. Helsingfors. 1850, 51. à 15 Ngr.

Runeberg (J. L.), Hanna. En dikt i tre sånger. 8. Helsingfors. 1851. 15 Ngr.

Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. 1850. Tionde årgången. Utgifven på Finska Litteratur-Sällskapets förlag. 8. Helsingfors. 1851. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erste bis neunte Jahrgang ist zu gleichem Preise ebenfalls von mir zu beziehen.

Topelius (Z.), Sångpartierna i Kung Carls Jagt, Romantisk Opera i tre akter af Fredrik Pacius. Första gången uppförd å Helsingfors Theater den 24 Mars 1852. Andra Upplagan. 8. Helsingfors. 1852. 10 Ngr.

Strahlmann (J.), Finnische Sprachlehre für Finnen und Nicht-Finnen, mit Beziehung auf die Aehnlichkeit der finnischen Sprache mit der ungarischen, und einem Anhange von finnischen Idiotismen und Vergleichung der finnischen und ungarischen Etymologie, mit einem Auszuge in diesen Sprachen verwandter Wörter. 8. Petersburg. 1816. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Elfter Band,

die von 1847 bis 1851 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von ***Albert Schiller.***

Erste und zweite Lieferung. A — Byron.

4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und der **zehnte Band**, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.** Sämmtliche zehn Bände (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermässigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Juli 1852.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Führer
durch
London und Umgegend.
Von Dr. Woldemar Seyffarth.

Mit einem Plane von London.

12. Gebunden. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Plan besonders in Etui 10 Ngr.

Dieses Buch, zunächst auf Veranlassung der vorjährigen londoner Industrieausstellung entstanden, darf allen Besuchern **Londons** als **zuverlässiger** und **praktischer Führer** empfohlen werden. Der Verfasser, durch mehrjährigen Aufenthalt in England mit den dortigen Zuständen innig vertraut, fungirte bekanntlich bei der londoner Industrieausstellung als Commissar der königlich sächsischen Regierung.

In **Miniatur-Ausgabe** erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Pilgerfahrt der Rose.

Dichtung
von
Moritz Horn.

Geh. 16 Ngr. Geb. 22 Ngr.

Eine anmuthig-zarte, liebliche Märchendichtung eines jungen talentvollen Dichters, zu deren Empfehlung dienen mag, daß dieselbe, wiewol noch in der ursprünglichen Form, die der Dichter jetzt vielfach erweitert und umgestaltet hat, vor kurzem von **Robert Schumann** in Musik gesetzt wurde.

Erschienen ist und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der Schutzzoll und der Ackerbau.

Von
Eduard Fischer,

praktischem Landwirth auf Haus Menzel bei Rüthen in Westfalen.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 Ngr.

Diese kleine aber inhaltreiche Schrift eines praktischen Landwirths, von der schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen eine zweite unveränderte Auflage nöthig geworden, weist an einfachen Zahlen auf das überzeugendste nach, welch nachtheiligen Einfluß der Schutzzoll auf den Ackerbau ausübe, von dessen Blüte doch wiederum der gesammte Nationalwohlstand, die Blüte des Handels und der Industrie, der Kunst und der Wissenschaft bedingt sei. Sie ist deshalb der Aufmerksamkeit nicht nur des landwirthschaftlichen Publicums, sondern aller Derer, die bei Entscheidung der Zoll- und Handelsfragen Deutschlands interessirt sind, also des gesammten Volks, dringend zu empfehlen.

Leipzig, im Juli 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 32. —— 7. August 1852.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Drei Briefe über Schrift und Kunst.

Von **Max Waldau.**

1. An Wolfgang Müller in Düsseldorf.

Die Trobadors von einst beengen meinen Verkehr mit den Trobadors von heute. Einer der Letztern mußte mich aus meiner Einsiedelei reißen, damit ich Lust und Zeit gewann für diesen offenen, ab und zu unlustigen, hoffentlich aber nirgend zeitwidrigen Brief, der Ihnen meine bescheidenen Ansichten und Meinungen über Manches bringen soll, das in den letzten Monaten zwischen uns angeregt worden, aber im Gewühl dringenderer Arbeiten offen geblieben ist. Ich sah indeß bei dieser Gelegenheit wieder daß der Sprung von Peyre Cardinal, Figueras und Arnaud Daniel zu den Poeten die heute „athmen im rosigen Lichte" nicht so groß ist als man denken sollte, da er über beiläufig 600 Jahre hinwegsetzen muß. Es besteht eine auffallende Analogie zwischen der Trobadorzeit und unsern Tagen, unsere Aufgabe ist wenig verschieden von der jener Sirventeschleuderer, und die Verse des großen Peyre haben noch heute keine stumpfen Spitzen.... Ich will Ihnen aber zunächst weder von dem Manne des schöngepanzerten und schöngeschärften Worts, noch von dem Barrikadenstilisten Figueras, noch überhaupt von gereimten Invectiven erzählen.

Sie haben Ihre Liebe zur Sage in so liebenswürdig bedeutender Weise durch Ihre „Lorelei" bekundet daß ich Ihnen gegenüber keinen Anstand nehme an Uraltes anzuklingen. Sie sind nicht nur heimisch in dem schmerzlich-trüben Zwielichte, das jetzt wie eine Blendmaske vor unsern Augen hängt und von dem für Europa wenigstens Niemand recht wissen mag, ob es der Vorläufer eines Tags oder ganzer, letzter Nacht ist; Sie kennen nicht nur die Gegenwart, sondern auch jene Jahrhunderte der Dämmerung, aus deren Schoose sich in der That ein schimmernder, rosig leuchtender Morgen gebar. Sie erinnern sich daher auch des alten Zauberers Merlin, der ein Teufelskind war und mitten im Winter, mitten in öder Gegend Gärten schuf auf den Wunsch eines schönen Mädchens, Gärten wie sie Keiner noch dufttrunkener und farbenblitzender geträumt hat. Dies allerliebste Zauberstückchen liegt mir vor allen seinen andern Wunderthaten im Sinne, und ich verhehle meine Freude an so blitzschneller und radicaler Landesverschönerung nicht, obgleich ich weder leugnen mag noch kann daß der weißköpfige Galant sammt dem freundlichen Abenteuer in das Bereich „romantischer" Märchen gehört. Möglich ist es freilich daß mich die Gewißheit: für solche Liebhaberei in Verruf zu kommen, noch vor zwei Jahren gehindert hätte sie laut auszusprechen, denn die Welt schien ja nachgerade viel zu klug geworden um Märchen irgend genießbar zu finden und an irgend eine Zauberkaft zu glauben. Die Dämmerung zerstob und verrann in Thau, die Sonne kam herauf, und die zarten Elfengewebe der Märchenblumen mit den weltbekannten blauemaillirten Kelchen und den juwelenfunkelnden Staubfäden verdorrten oder erfroren in der Lichthitze. Das war allgemein geglaubt und anerkannt; wer mitten im Treiben steckte, zweifelte nur in guten und besten Stunden daran. Aber dieser Glaube war selbst ein Märchen. Es gab draußen Leben, Kampf, wol auch Freudenblitze, man hatte vor den lauten wirklichen Wahrheiten des Markts kaum ernsthaft Acht auf poetische Existenzen und übersah nebenbei auch daß die Phantasie es war, die Geschichte zu

machen versuchte, und daß sie dies Geschäft mit dem größtmöglichen Ungeschick besorgte. Der Untergang des Märchenthums mußte indeß schon principiell darum ein Irrthum sein, die Bilder seines Bereichs konnten schon aus dem Grunde nicht verschwinden wie Sternschnuppen, weil das Denken nie versiegt und die Märchenwelt in gewisser Beziehung die unveräußerliche Basis des Denkens ist. Wir ringen uns aus einem mystischen Gewebe nur zur Klarheit, um sofort wieder neue Nebelmassen vor uns zu sehen, die erst durch das eben gewonnene Licht sichtbar wurden. Leopold Schefer sagt in seinem „Weltpriester", einem Werke voll tiefsten, nur vielleicht zu abstracten Gehalts, daß alle Völker an ihren Göttern sterben, daß sie von der Bühne abtreten, sobald sie ihre Götter fertig gesungen, gemalt und gemeißelt haben, daß der wahre Gott aber nimmer fertig werde. Und so ist es mit dem Gedanken. Der Mensch der sich fertig gedacht hat und keinen Traum als Keim eines neuen Gedankens mehr insichhegt ist fertig, d. h. todt, auch wenn er lebte; die Menschheit aber denkt sich nie zu Ende, es gibt kein letztes Licht. Immer wird die neueste Flamme Reflexe werfen auf die zerfließenden und auf die emporwallenden Nebel, und das nach beiden Seiten sich brechende Licht wird Märchengebilde gestalten, Sagen der Vergangenheit und Hoffnungen der Zukunft.

Romantik ist ein allseitig misbrauchter, breitgetretener, verpfuschter und um seine Prägnanz für immer geprellter Begriff. Er bedeutet so viel und besagt so wenig daß man sehr gut und ohne sich selbst zu widersprechen in einem Athem dafür und dagegen Partei nehmen kann; Jeder findet sicherlich in diesem Allerweltsgebiete Etwas zu lieben und Etwas zu hassen. Man kann unmöglich davon reden, ohne vorher Markirstangen ausgesteckt und ein paar Leuchtkugeln über das Blachfeld geworfen zu haben, um sich selbst nur ein wenig zu orientiren. Das Wesen der Romantik ist Sehnsucht, das Wesen romantischer Kunst muß also bestimmte, begrenzte Sehnsucht sein. Die vielbesprochene Ohnmacht der Form: Stoff und Gedankeninhalt makellos und ganz zu umschließen, gehört von vornherein gar nicht unter ihre Bedingungen und in ihr Signalement. Um die Formlosigkeit in eine Kategorie zu bringen, benutzte man, durch zufällige concrete Erscheinungen unterstützt, den schon vorhandenen Begriff, für welchen auch keine Formel da war. Man goß ein Meer ins Meer und hatte immer wieder nur ein Meer, dessen Linien heute so, morgen anders gezogen sind. Thatsache wenigstens ist daß jene alten Romane in Versen, von denen die Bezeichnung stammt, trotz aller Abenteuercomplicationen, trotz erfundener Länder, Prinzessinnen, Riesen und drachentödtender Helden allesammt eine nach Motiven gefügte, mehr oder minder dem Gesetze der Steigerung gehorchende, wohlabgeschlossene und die Einzelabenteuer fest zum Ganzen verknüpfende Oekonomie haben. Das überspannte Spiel mit Uebernatürlichkeiten, die geographischen Faseleien, die wir heute in jenen Schöpfungen entdecken, das Coquettiren mit Unmöglichkeiten und die zur Aushülfe berufenen Genien, Feen, Zauberer u. s. w., die christlichen und heidnischen Nothhelfer jedes Rangs, all dieser Apparat, den man unbegreiflicherweise zum Charaktermerkmal der Romantik aller Zeiten gestempelt hat, wurzelte damals in der Anschauung der Zeit: die Mehrzahl der Uebernatürlichkeiten galt für vollkommen natürlich; die Geister existirten, denn man glaubte sie; die fabelhaften Länder und Fürstlichkeiten waren für das Publicum ganz bestimmt in einem Winkel der Erde vorhanden, denn man konnte nicht einmal durch einen Globus das Gegentheil zu beweisen versuchen, da man nur ein Stück Erde kannte und auch von diesem keine ganze Vorstellung hatte. Es ist so klar daß jedes Wort verloren scheint, mit dem man darthun wollte daß alle diese Dinge einen ganz andern Werth, eine himmelweit andere Bedeutung hatten als Nixen und Elfen, Faseleien und Unwissenheiten in einem modernen Gedichte. Weder die Formlosigkeit, noch der Zauberspuk, noch gar die Christlichkeit gehören zur Charakteristik wirklicher Romantik. Auch die Odyssee und das Nibelungenlied sind romantische Schöpfungen, ohne daß ihrer Classicität dadurch irgend zunahegetreten wird. Was aber die Schule „Romantik" zu nennen beliebt, wenn sie eine besondere Richtung, eine bestimmte Literaturphase nach gewissen schroffen Eigenthümlichkeiten bezeichnen will, das ist dem Inhalte nach ein Conglomerat qualificirter Sentimentalitäten und der Form nach — wie sich denn vage, namenlose Durcheinandersehnsucht nicht anders äußern kann — phantastisches Zerfahrensein. Der Gattungsname hieße besser Phantastik. Sie unterbricht den Entwickelungsgang eines Stoffs nicht willkürlich, bewußt und besonnen durch Allgemeines und Fremdes, wie man wol für seinen Zweck thut, sobald man eine Fabel nur als Kleiderrechen betrachtet, an den man accentuirte Gedanken hängen will, sondern sie fasert vielmehr den Stoff selbst vom Kerne ab in tausend gleich bedeutende oder gleich unbedeutende Fäden, die sich ihr durcheinander wirren und einen Knoten bilden der nicht zu lösen ist und den sie auch nicht zu lösen denkt. Die Resultate der Phantastik sind eine Reihe von Fragezeichen. Es ist wesentlich charakteristisch, aber auch als Nothwendigkeit motivirt durch die schrankenlose, allseitige Sehnsucht, daß ihre Meister von ehedem wie die etwaigen von jetzt dem Menschen, dem Leben und der Natur gegenüber immer nur als analytische Chemiker zu operiren verstanden und verstehen. Und wieder waren und sind die Scheidemittel zu schwach, um irgend einen Körper klar in seine elementaren Bestandtheile zu zerlegen. Der Proceß ergibt daß der Stoff angegriffen, seiner ursprünglich natürlichen Wesenhaftigkeit beraubt, aber niemals geschieden ward; ein von Säuren angegangener Klotz blieb er gestaltlos liegen in einer trüben, wolkigen Lauge, durch die man für immer die eckigen Contouren des porösen Ueberrests erkennen wird. In solcher mystischen Sauce spielen alle Phantasmagorien dieser Richtung, und für solchen Zweck ist der Platz auch ohne Zweifel paßlichst gewählt. Wozu er sich aber nimmermehr bieten kann, das ist zur Gestaltung eines untadeligen, ganzen Kunstwerks.

Von Ihnen fürchte ich nicht daß Sie mich werden durch Kaulbach'sche Bilder eines Bessern belehren wollen, aber es ist nicht unwahrscheinlich daß ein Anderer ihrer gedächte, und dem will ich zuvorkommen.

Oft genug sah ich im Reagirglase, ohne daß die Trübung gehoben und der zu untersuchende Stoff zerfällt war wie er sollte, prachtvolle Krystallstrahlen anschießen, bald einzeln, starr für sich bestehend, bald in reizende Drusen gesammelt, und so finden sich auch in jeder Kaulbach'schen Schöpfung trotz des Allegoriengewirrs immer so herrlich menschliche Einzelheiten daß man kaum von ihnen loskommt. Was sind in der „Zerstörung von Jerusalem" die Christenkinder packend irdisch! Welch ergreifendes Pathos schwebt über der Mittelgruppe! Aber wer spürt Etwas beim Anblicke des, ich möchte sagen, abstract daherreitenden Titus oder gar der so recht con amore „umsauceten" Propheten? Das Ganze ist keine Zerstörung von Jerusalem, ja es ist kein Bild im eigentlichen Sinne, keine künstlerische Einheit, wie denn eine solche von vornherein durch das Thema verweigert war. Der Jeremias auf den Trümmern ist ein Vorwurf für ein Bild; eine Zerstörung, der Sturm selbst gäbe aber bestenfalls immer nur eine Illustration. Schon die Wahl des Gegenstandes an und für sich ist eine Extravaganz, die hier durch Auffassung und Darstellung nur noch verschlimmert und augenfällig wurde. Mit demselben Rechte könnte man Napoleon, Wellington, Blücher, einen Grenadier der alten Garde, einen Rothrock, ein todtes Pferd, eine zerschossene Trommel und ein Dutzend Musketen malen, jeden und jedes für sich unübertrefflich, und von der Welt verlangen daß sie dies obligate Nebeneinander für die Schlacht bei Waterloo halte. Wären die einzelnen Gruppen Bilder für sich, so stände Kaulbach von Wenigen erreicht da und von Keinem übertroffen, denn es liegt eine bezaubernde Gewalt in seinem Pinsel, aber wie die Sachen liegen, müßte man wünschen daß er zeichnete und malte was Cornelius in Umrissen componirt. Jeder ist in Dem Meister worin der Andere schwach erscheint. Hieße mich darum auch alle Welt einen Barbaren, ich werde doch Zeichnung und Colorit von Cornelius nimmer Bestem ebenbürtig und Conception und Composition von Kaulbach's großen Bildern immer barbarisch nennen. Auch die „Hunnenschlacht", sowie „Karl der Große und Wittekind" sind reich an wundersam schönen, gewaltig wirkenden Einzelmassen, und die Darstellung der hellenischen Culturepoche, die ich nicht durch Autopsie kenne, wird es sicherlich nicht minder sein, aber als Gemälde, als vorgebliche Einheiten bleiben sie von der allerübelsten Phantastik. Die Hunnenschlacht kränkelt in der Ausführung am wenigsten von allen, aber hier ist wieder die Idee selbst phantastisch. Das Nacheinander eines Buchs ergibt ohne weiteres Zuthun an und für sich eine Zerstückung; wird diese noch absichtlich erweitert, so dürfte sie zumal dann als erlaubt zu vertheidigen sein, wenn sie einen Zweck hat und der Titel keine künstlerische Einheit verspricht. Aber auf derselben Fläche zusammengesehen und zusammenwirkend können die disjecta membra nur als Caprice oder Geschmacksbarbarei bezeichnet werden, wenn man nicht für das Unkünstlerische auch einen Kunstnamen erfunden hätte. Es wäre eine gar interessante Studie, gerade an einem so hervorragenden Beispiele nachzuspüren dem allem Anscheine nach als nothwendig gegebenen Zusammenhange des Humors und der Phantastik und eine zuverlässige Brücke zu schlagen von den Zeichnungen zu „Reineke Fuchs" zu den kolossalen Allegorienlabyrinthen. Die gelungene Verleidenschaftlichung der Thiergestalten oder vielmehr die Darstellung gegebener Eigenschaften in gegebener Form, die hier ausgeführt wurden wie nie zuvor, bietet zwar an und für sich schon starke Balken zu solchem Bau, aber zuletzt ist auch die Entstehung des herrlichen Bilder-Reineke nur Symptom einer noch nicht präcis genug umrissenen Geistesrichtung.

Mir lag Kaulbach nahe, weil er das oberste, tüchtigste und glänzendste Phänomen heutiger Phantastik ist, weil ferner diese Neigung bei einem Maler doppelt auffallen muß, und endlich weil seine Werke auch dann noch vorhanden und bekannt sein werden, wenn man dem Rechte der Kunst nicht minder wird Gerechtigkeit widerfahren lassen als dem bewunderten Künstler. An ihm zeigt es sich deutlich was selbst bei höchster Begabung der analytische Weg in der Kunst als Aeußerstes zu leisten vermag: schönes Stückwerk, fixirte Unruhe.

Die entgegengesetzte romantische Methode, die synthetische, beruht auf künstlerischem Idealismus. Dieser ist immer romantisch, sagt sich aber doch nie von der Wirklichkeit los; nur ist seine Welt die schöne, die für seinen Zweck eigens entwickelte Wirklichkeit. Ohne Realismus keine künstlerische Plastik, aber ohne Idealismus keine Kunst. Wer von einem Menschen noch mehr accentuirt beschreiben oder zeichnen wollte als für ihn zu bestimmter Zeit und an bestimmtem Orte bedeutend ist, wer Alles was drum und dran hängt mit dem Entsprechenden auf dieselbe Werthstufe stellte, der sähe sein Werk wirkungslos verpuffen, ja der Zweck könnte leicht so sehr verfehlt sein daß Niemand in der perspectivlos mit sklavischem Realismus aufgefaßten Erscheinung gerade die Gestalt erkennt um die es sich handelt. Der Maler muß Luft zwischen die Figuren bringen die sich voneinander abheben sollen, er muß die einzelnen Köpfe sogar von der Nase zu den Haaren hinterwärts mit Luft abtonen, kurz er muß durchaus von der starren Wirklichkeit abweichen wenn er Wirkliches schaffen will. Ein analoges Verfahren ist bei Schriftgruppen einzuhalten. Weiter hat der Maler auf reflectirtes Licht, auf gebrochene und volle Schatten zu achten, aber er darf, wo es einen höhern Zweck gilt, ganz unzweifelhaft Lichter und Schatten ignoriren oder fingiren, und Alles was wir dabei zu fodern berechtigt sind, ist daß sich der Vorgang vernünftig und natürlich erklären läßt, auch wenn sein Motiv nicht gegenständlich auf der Tafel vertreten wird. Zudem erinnere ich an Goethe's Wort, daß in einer Landschaft die Blumen nicht für ein botanisches

Werk gemalt werden müßten, und daß der Stiefel eines gemalten Menschen nicht der Kritik eines Schusters anheimfalle. In dem Augenblicke aber in dem die Kunst ihre Thätigkeit beginnt, somit aus ästhetischen Rücksichten der strenge Realismus, die schroffe Prosa des Kotyledonenzwangs und der Schusterleistennorm aufgegeben wird, und das Gesetz der Schönheit als oberstes gilt, in demselben beginnt auch das Reich des Idealismus und mit ihm die Herrschaft der Romantik, die allerdings hier Nichts mit dem Schulbegriff gemein hat. Aber es ist nun doch die Sehnsucht, die Sehnsucht nach Schönem und Edelem, welche die rohen Linien der nackten Wirklichkeit verläßt, ihre zufälligen Verunstaltungen beseitigt und Verzerrtes zu sich selbst erhebt: und die Praxis dieser auf Bestimmtes gerichteten idealistischen Sehnsucht ist Romantik. Daß der Idealismus fähig sei vollendete Kunstwerke zu erzeugen, wird Niemand leugnen, denn wir verdanken ihm thatsächlich das Beste was wir haben. Er vereint seinem ebenangedeuteten Wesen nach, wenn und wo er künstlerisch schaffend vorgeht, in ihrer Art fertige, entweder sich im Laufe des Processes endgültig entwickelnde oder bereits in letzter Form geklärte Elemente dergestalt zum Ganzen, daß die Abtrennung eines Theils mindestens eine augenblicklich fühlbare Lücke mitsichbrächte. Die Elemente sind demnach nicht blos zufällig, willkürlich und ohne dringende Wechselwirkung im Raume verbunden, sondern sie hängen wesentlich organisch zusammen. Daß ich für den Zweck „fertige" Theile meine und mit dem Fertigsein nicht jenem Typenkram das Wort reden will, der unnatürlich, unwahr, engherzig und einseitig zu werden geneigt ist und zuletzt in allegorische Räthselspiele, in Rebus ausarten, d. h. phantastisch werden muß, das bedarf kaum der Erwähnung.

Begriffe die vom Leben vorgebildet sind oder sich aus ihm herausgestalten werden von der Wissenschaft analysirt und als Abstracta begrenzt, körperlos von der Kunst in die Hand genommen und von dieser je nachdem potenzirt als concrete, individuell berechtigte Größen dem Leben wieder zurückgegeben. Sie haben nicht allein den Schmelzofen des Scharfsinns zu passiren und den logischen Werthstempel zu empfangen, sondern sie müssen vor ihrer Verwendung noch den Läuterungsapparat der Logik der Kunst überstehen, und letztere ist ein Hauptcapitel der Aesthetik. Typisch aber wird jedes Individuum, sobald es charakteristische Eigenschaften als rundabgeschlossene Einheit zur Anschauung bringt. Das Einzelne vertritt dann einen Gattungsbegriff und wird, ohne selbst abstract werden zu müssen, Prototyp oder Ideal einer ganzen Reihe. Jeder vollgültige Mensch eignet sich dazu typisch zu werden. Denn jeder solcher Mensch repräsentirt auch eine eigene, bald einfache, bald complicirte Idee. Daß wir aber nur durch die Abstraction hindurch zu idealem Concreten gelangen können, liegt in der Natur der Sache; der soeben angeführte Kreislauf von der Wirklichkeit durch die Kunst zum Leben zurück ist der einzige und darum unvermeidliche. Die Wissenschaft erkennt, aber nur die Kunst schafft und schafft neues wirkliches Leben. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Kunst die höchste Praxis des Wissens. In ihr gipfelt sich das Erkennen zu und wendet sich mit ihr, so die Kette schließend, in verklärter Weise zum Reinsinnlichen heim. Es ist schwerlich anders, obgleich man Wissenschaft und Kunst als philosophische Gegenpole zu fassen sucht, und obgleich sogenannter Kunstinstinct zuweilen auch ohne Begriffsklarheit Außerordentliches leistet. Letzteres erhärtet als Ausnahme nur die Regel, und Ersteres ist ein Ausfluß der dualistischen Menschenanschauung, nach welcher sich Körper und Geist nicht wie Mittel und Wirkung verhalten sollen und alles Sinnlich-Faßbare dem Geistig-Erkannten bis zur Verwerflichkeit untergeordnet ist. Dieser Dualismus selbst ist zwar überwunden, aber seine Nachklänge stecken noch in allen Systemen, seine Consequenzen sind die Ursache der wunderlichsten Inconsequenzen. Die Kunst bedarf des Erkennens im höchsten Grade, aber das Erkennen allein befähigt natürlich noch nicht zur Kunst; sie verlangt noch ein Weiteres, den Schöpfertrieb und den Schönheitssinn, die eingeborene ästhetische Logik.

Nach alle Dem wird das Kunstwerk das jedem Maßstabe gewachsen sein will, falls Sie meine Sätze gelten lassen, bestehen müssen aus reell-idealen und wiederum ideal-realisirten, in meinem Sinne typischen Elementen, und die Schöpferkraft, das Angeborene des Künstlers, wird der elektrische Strom sein, der die getrennt aufgenommenen Grundtheile in Eins zusammenschlägt, sodaß ein bestimmtes, fertiges Etwas entsteht das — um den Vergleich festzuhalten — mechanisch nicht in Verschiedenheiten zerlegt werden kann, die rein auf sich selbst beruhen. Damit wird auch die letzte Spur der abstracten Phase verwischt. Das Ganze ist ein synthetisches Experiment und nach meinen Prämissen zugleich ein idealistisches, also romantisches. Die Sehnsucht treibt zum Ideal; der Phantast träumt es in alle Winde, der Romantiker adelt sich die Wirklichkeit dazu; jener sucht es im Nebel, er sucht es überall und zerfährt selbst darüber; dieser baut es sich aus Dem auf was er faßt und hält, und festet und verschönt an der eigenen Schöpfung die Menschheit, das Leben und sich selbst. Es gibt keine Poesie ohne Romantik!

Jeder Gedanke der in die Zukunft hinüber baut ist so lange ein Märchen, das nicht ohne „Zauberkräfte" Form nimmt und eine That wird, bis seine Blütenkrone abgewelkt ist und Samen gezeitigt hat, aus dem wieder ein Traum weiterer Zukunft, ein neues Märchen emporschoßt. Freiheit und Liebe, Schönheit und alles Menschlich-Höchste gestaltet sich, wenn und wo es poetisch blühend als künstlerische Schöpfung zutagekommen will, zu wundersinnigem, wunderschönem Märchen. Auch das Genießen läßt sich nicht singen, sondern nur der Genuß; dieser aber ist in der äußersten gestaltungsfähigen Phase eine völlig traumhafte, märchenartige Empfindung, denn das Beste, Gesangerweckende an allem Begehrenswerthen und Genußspendenden kann einfach deshalb nicht

das momentane Genießen selbst sein, sondern immer die Sehnsucht danach und die Erinnerung daran, weil im Augenblicke jedes letzten Entzückens die Reflexion gleich Null ist, Formfähigkeit aber nur durch Reflexion geboren wird. Endlich singt auch Keiner mit gewaltigster Herzensmacht was er hat, wol aber was er haben möchte oder hatte. Also befruchtet das Genießen nur mittelbar. Die Phantasie, gleichviel ob productiv oder rein reproductiv, ist geistige Zauberkraft, und der Genuß ist Zauberspiel und Märchen sobald er Gestalt nehmen kann, gleichviel ob er den Menschen bewegt als das geahnte Genießen der Sehnsucht oder als wachgereizte Erinnerung, denn letztere ist nur eine Form der Sehnsucht oder ihres polaren Gegenbegriffs. Der Mensch lebt nur aus Sehnsucht und vorallem durch die Sehnsucht. Sie ist die Mutter der Märchen und des Gedankens, der Kunst wie der Wissenschaft. Alles Schönste und Beste muß erst als Märchengebilde, als freiest-eigene Schöpfung fertig sein, ehe es als Bild, als Lied, kurz als irgend ein vollendetes Bestimmtes auftreten kann.

Wessen Nerven nun in regster und intensivster Beziehung zu Allem stehen was Nerven vibriren machen kann, und wessen Phantasie vorzugsweise in der Richtung des Formfähigen zu schweifen gewöhnt ist, an der Spitze demnach die Dichter, der ist in jedem Falle ganz und gar in der Gewalt des Märchenthums, des Idealismus, der Romantik. Man negirt den Poeten geradezu wenn man ihm das Recht der Traumspannung, der Begriffsveredelung und der Gestaltung ersehnbarer, schönfarbiger Zustände bestreitet. Ueberfülle von Sehnsucht und diffuse Zeugungskraft ohne rechtes kritisches Vermögen sind die Quelle der Phantastik; Mangel an Phantasie dagegen und an jener Abstractionskraft welche concrete Niederschläge zu liefern vermag ist die Ursache der Angriffe gegen die Romantik. Ich muß dabei beharren daß es keinen Dichter gibt der nicht Romantiker wäre, ja es läßt sich nicht einmal ein schaffender Denker frei von romantischen Anwandelungen denken. Er fällt ihnen zu so oft er ein Problem zu lösen sucht. Sogar an dem Satze von der Hypotenuse und den Katheten hat die Phantasie ihren großen Antheil, auch er war erst ein Märchen ehe er eine Wahrheit wurde.

Ich hoffe daß Sie auch schlimmstenfalls nach dem Vorausgeschickten gegen dies mein Märchenthum und meine Sympathien dafür nichts Wesentliches werden einzuwenden haben. Und es will mir scheinen als ob nach alle Dem den Dichtern recht eigentlich das Amt geworden wäre, nicht blos wie Shelley's Fairy: „the wonders of the human world to keep", sondern geradehin als Schüler und Machtgenossen Merlin's durch die Welt zu wandern. Jenes gärtnerische Zauberstückchen von dem ich ausging muß ihnen stets als Muster vorschweben, sie haben den Winter in triebfrohen Lenz und kahle Steppen in Blumenbeete umzuschaffen. Die Flut der Leidenschaft wirft, wie Goethe sagt, „poetische Perlen" an den Strand, wir müssen sie sammeln und die Menschheit damit schmücken. Der Künstler ist ein Zauberer und ein Apostel, dessen Evangelium die Dreieinigkeit von Schönheit, Kraft und Freude zu verkünden hat; der Gesammtname dieser Trias aber heißt ebenso Freiheit, wie die andere Trias von Weisheit, Willen und Thätigkeit sich in Freiheit vereint. Leider finden sich nur auch widerwärtige Hexenmeister und Märchen der Finsterniß, denn es gibt Menschen welche das Häßliche wollen und nächtiges Dunkel ersehnen.

Diese Classe unserer modernen Merlin's besteht aus Leuten die unzweifelhaft höchst legitimen Herkommens sind und die ich selbst dann noch für Alles eher zu halten geneigt wäre als für Teufelskinder, selbst dann wenn sie sich nicht einer so weihräucherigen Frömmigkeit befleißigten, daß sie nur mit Mühe und Noth bei lebendigem Leibe dem Leichengeruche der Heiligkeit entgehen. Dieser Vorzug physischer und moralischer Legitimität, so entsetzlich breit er sich auch in ihren Arbeiten macht, hindert die Herren indeß nicht im Blauen und unter der Erde mehr zu Hause und berechtigt zu sein als unter uns andern Sterblichen. In der Regel fungiren sie als Fledermäuse, die den Tag über in Knochenhäusern hocken und erst mit dem Abenddämmer ihren zuckenden Flug beginnen; bestenfalls aber sind die Bergknappen, oft geschickt genug einen glatten Stolln zu hauen, doch in ihrer Nachtsucht stets blind entschlossen das Gold und die edeln Krystalle die ihnen etwa der Zufall unter die Hände bringen sollte auf die Halden zu werfen und nur die bekannten fossilen Ideen, die Mammuthsknochen vorsündflutlicher Denkweisen in ihre Kober zu sammeln. Natürlich sollen diese saubern Schätze verwendet werden, aber Geschmeide aus halbverfaultem, halbversteintem Material taugen nun einmal höchstens zu Opferspenden für die Götzen der Vorwelt, mit denen sie ein gewisses air de famille gemein haben; die Lieder jener Maulwurfspoeten können also auch niemals etwas Anderes sein als Tanzweisen für einen Cancan um altverwitterte Altäre, über die man, um nur ja das Maß der Abgeschmacktheit vollzumachen, auch noch einen „Dom aus Harfen" bauen will. Aber trotz der Nothwendigkeit, die ihr Wirken in enge Grenzen bannt, und trotz der geharften, erbaulich verrückten Phraseologie bleiben die Herren immerhin Zauberer. Die heraufbeschworenen Gerippe und Mumien reden und sind mitunter sogar „süßgeschwätzig"; und es gibt Tausende die an ihren Gallimathias glauben, gerade weil er vernunftlos frech klingt; „credo quia absurdum", lautet der Satz des Kirchenvaters; sie singen auch mit ihren verschimmelten Lippen Hymnen auf vergessene Götter und noch vergessenere Pharaonen: und ihr Athem weht uns eisig und grabesdumpfig an, Schauer aus versargter Zeit rieseln über unsere warme Haut, der Zauber ist so vollständig daß wir uns schütteln vor Frost und Ekel.

Brachte Ihnen in letzter Zeit nicht fast jeder Bücherballen dies Gefühl gereimt oder ungereimt ins Haus? Die Gespenster, die Geister der Verwesung führen Krieg gegen das Leben, und so sehr der Fäulniß verwandt ist ein Theil der heute unter der Sonne Wandelnden, daß sich

das Leben *wehren* muß und das Leben der Zukunft Schlachten zu schlagen hat gegen eine todte Vergangenheit, gegen die Pest an der die Schwachen begrabener Tage gestorben sind. Solch aberwitziger Kampf wird nur dadurch möglich daß sich ein Haufe Derer die selbst noch theilhaben an den Segnungen des Lebens in jammervoller Schwäche lossagt von aller Hoffnung auf eigene Entwickelungsfähigkeit und Zukunftsberechtigung und, seiner Trostlosigkeit und Verzweiflung durch die That geständig, betäubende Orgien feiert mit Lamien und trunken von Todtengift zu den Fahnen der Unterwelt schwört. Es ist das Heer der *Hel*, wie ich es einmal grausig dargestellt sah, zum Weltuntergangskampfe ausziehend gegen die Asen und die Helden Walhallas. Lauter Overbeck'sche Knochengerüste, so marklos dünn mit Farbe beleckt daß die Gestalten fadenscheinig waren und ausgesaugten Hautschläuchen glichen, in denen die Gelenke schlotterten. Statt der Augensterne hatten sie einen Firnißklex, statt der Waffen gleißten in ihren beinernen Fäusten misgestaltete Ungethüme mit Schlangenschwänzen. Wer ihnen erliegt, dachte ich angesichts dieser Scheußlichkeiten, stirbt am Ekel vor dem Kampfe, nicht durch den Kampf! Es ist das Heer der Hel, oder wenn Sie lieber wollen, sind es die Aschermittwochsheiligen selbst, die musterhaften *Schatten der Menschen* von Carlo Crivelli, Andreas Mantegna, Fra Giovanni da Fiesole, Domenico Ghirlandajo, Leonardo da Vinci u. s. w. Jede Begeisterung hat zu ihrer bestimmten Zeit unbedingte Lebensberechtigung und tritt darum auch mit lebendiger, Lebendiges lebhaftest erfassender Glut auf. Es gibt zuverlässig keinen Gefühlsfähigen, welcher unberührt gegenüberstehen könnte den alten altgläubigen Bildern, aus denen ihm eine Phase der Menschheit in der ursprünglichsten Wahrheit einer tiefsinnigen, von ihrem selbstgedichteten Gotte voll durchdrungenen Weltanschauung mit siegjauchzender oder siegwinselnder Unmittelbarkeit entgegensieht; aber wer in den modernen, anachronistischen Durchpausungen nicht die kläglichste Grimasse jenes ehrwürdigen Gefühls erkennt, dem fehlt der äußere und innere gesunde Blick. Er hat sich nur mit dem Schatten des Begriffs der alten Zeit zurechtgefunden, nur mit dem Gespenste des alten, oft barbarischen, immer aber ehrlichen Strebens verkehrt, er hat endlich nur den *durchgepausten* Fiesole, und in der neuen Zeit ist er selbst ein Gespenst. Pietät gegen die Vergangenheit steht nur dort zu Recht wo es sich um *vergangene* Vergangenheiten handelt. Auch ist jede Begeisterung nur in ihrer eigenen Zeit und an ihrem eigenen Orte wirklich begeistert. Dem Mönche von Fiesole standen nach Bedarf seine Heiligen in Person Modell. Mir wenigstens scheint es richtig und klar daß man das Verhältniß ein mal für alle mal folgendermaßen auffassen müsse: Jedes Gefühl, jeder Gedanke, jede Anschauung die sich ursprünglich und selbständig aus dem Ganzen eines Culturmoments herausentwickelt, jeder Strahl der den Lichtkern seiner Zeit zum Ausgangspunkte hat, trägt für eine gewisse Periode der Nachwelt zum Trotz sein gutes Recht in sich; aber jedes Zurückgreifen nach Verlebtem, jedes Aufwärmen, jedes Leichenausscharren und Grimassenschneiden laut Recept, kurz aller und jeder Reliquienhokuspokus ist rechtlos und entweder viehisch-dumm oder diabolisch-perfid, bestenfalls aber eine handwerksmäßige, mit Gewerbeschein betriebene Speculation auf die Dummheit und Perfidie Anderer. Es gibt nichts Zerstörungssüchtigeres als jene „conservativen" Gelüste, deren α und ω das Geschrei der Wiederherstellung irgend eines status quo ante ist.

Zum Glück gehören indeß nicht alle Nachfolger Merlin's in die Kategorie der Leichenstörer und masculinen Hexen von Endor; zum Glück sind die Zaubereien mitunter freundlicher und des Meisters würdiger.

So lasse ich es mit Freuden gelten, wenn Sie mit Hülfe der Sage Ihre rebenumgrünten Hügel zu einem Paradiese singen. Ein wenig Phantasie behängt uns die Rebstöcke mit probemäßigen „im Goldlicht funkelnden" Purpurtrauben; von da ist es anscheinend nicht allzuweit zu einem Römer „kühlen Weins", und zu würzigem Trunke müssen sich hergebrachtermaßen sofort frohe Lieder und ein paar rosige Lippen finden, kurz der Sang vom Rebengrün zaubert uns augenblicklich mitten in das Reich der drei Obergötter der Freude, wir spüren im Handumdrehen die Macht von Wein, Lied und Liebe, die jener tapfere Exmönch, den man einen „theuern Mann Gottes" nennt, klüglich aus der heidnischen Welt in die christlich-germanische herüberrettete. Besser verstand auch Merlin seine Kunst nicht, auch er verwandelte nur Oede in lebendige Pracht.

Und Auge in Auge, ohne den Sagenzauber, ohne den magischen Singsang der Poeten, ohne wein-, lied- und liebesdurstige Phantasie sind sie öde und eintönig die vielgepriesenen Rebenhügel am Rhein und anderwärts. Es gibt kaum Nüchterneres als eine Reblandschaft diesseit der Berge. Niedrige Steinmauern halten ein wenig zusammengescharrten, tragfähigen Grund zusammen und schneiden Grau auf Grau scharfe gerade Linien an die Felswände; die Reben klammern sich an die kurzen Pfähle und zünden in schmalen grünen Flämmchen hinauf: zwischendurch sehen überall die monotonen Mauern oder die nackten Felsen. Jeder Weinberg gleicht einer gesprengten Festung mit zerbröckelnden Wällen und verschütteten Gräben. Der ganze vegetabilische Schmuck der Ruine erschöpft sich in einigen weißen Sternchen, die unter fadigem Grase, grauen Flechten und rostfahlem Moose schier verlorengehen; etwa noch eine silberhaarige Potentilla, langstieliger Steinbrech, an den Rändern verstreut kümmerliche Karden, Plantagolanzen und Wegdisteln und dort und da eine grelle Ranunkel: das ist Alles und verzweifelt wenig. Im Herbste verfärbt sich auch noch das Reblaub, bis dahin das Einzig-Saftige; die Blätter hängen gelb und falb in zottigen Loden an den Stöcken und reiben knisternd ihre vertrockneten Spitzen aneinander als wollten sie schrille Abschiedsküsse geben und nehmen. Das ist eine melancholische Musik, und der Anblick dieser farblosen Einsamkeit nie ein erheiternder. Die Contouren der Höhenzüge sind selten

schön, wie das bei bebautem Berglande nicht anders möglich; nicht überall ist der Strom oder eine malerische Burg in Sicht, kurz, auch das Ensemble bietet keine sonderlichen Reize. Daß man aber dennoch Ihnen und Andern das Märchen von der ausbündigen Schönheit solcher mäusefräßig grünen Hügel ohne Protest glaubt, das hat seinen Grund in der Märchensucht die dem Menschen trotz aller Proteste angeboren ist, in der Sehnsucht, in der Phantasie die eine Reihe genußverheißender Ideenassociationen vermittelt, und das Beste dabei endlich:

Das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Zur Thatsache macht aber die schöne Liederhexe das Märchen für den unbefangenen Beschauer nicht eher, bis er selbst so vom Zauber durchdrungen ist daß er in dem „Ich" des Dichters aufgeht. Und das kann nur bei Wundern geschehen die gewaltigst menschlicher Natur sind; und wieder können auch diese nur auf wahrhaft menschliche Naturen wirken. Gewöhnliche Touristen die uns überreden wollen daß sie die Fabel der Poeten, die wunderprächtigen Rebenhügel mit eigenen Augen wunderprächtig gesehen haben, verdienen wenig Glauben, wenn sie nicht etwa durch ein Citat den Beweis liefern daß sie wenigstens momentan im Banne eines Zauberers gefangen waren.

Oder glauben Sie daß eine so stattliche Zahl Ihrer düsseldorfer Rafaels wirklich so dumpf grau und fahl tünchen könnte wie Frau Jerichau-Baumann, wenn ihnen die Natur statt der überlaufenen, gleichsam oxydirten Farben auf Schritt und Tritt saftige, frische und warme Tinten entgegenhielte? Die staubüberflogenen, lehmfarbigen Vordergründe sind den Herren von der Umgebung dictirt, und wer dort den Muth hat Saft und Farbe auf den Pinsel zu nehmen, wer dort nicht im „düsseldorfer Ton" malt, der hat sein Farbenverständniß, sein Sehen sicherlich nicht am Rhein erworben. Die Fahlheit geht von der Landschaft auch auf die gemalten Menschen über, selbst die alte Regel: Lichter mit Fleisch und nicht mit Weiß aufzusetzen, wird massenhaft in den Wind geschlagen. In der That müßten Sie eigentlich im „Gestein" eine Bleimine, im Schloßgarten Kreidefelsen, am Rhein eine Schlemmanstalt und neben der Akademie eine großartige Fabrik von Weißpräparaten haben, denn so viel Mischweiß, um starke Farben krankhaft matt und bleich zu quälen, wird wahrscheinlich in keiner zweiten Künstlerstadt verbraucht. Paßt dieser Misbrauch etwa auch zu dem System nazarenischer Farbenersparniß, dem ein Theil der dortigen Jünger huldigt, so nimmt er sich doch wahrhaft närrisch aus wenn er mit Kraftstrichen à la Rubens oder gar mit einer Art von greifbar plastischer Malerei gepaart auftritt, die uns düsseldorfer Hyper-Gudins verheißt. Ich meine indeß nicht etwa Achenbach, der seine Wellen in der That dem Meere stiehlt. Woran es liegt weiß ich nicht, falls das weiße Pulver nicht zutreffen sollte, das der düsseldorfer gemalten Natur meiner Ansicht nach die Abdominalfarbe gibt, genug aber, ich berufe mich auf Alle die „echte" düsseldorfer Bilder gesehen haben, und bin überzeugt daß sie allesammt sagen werden, es sei bei einer großen Menge solcher Leinwand wie bei den Weinbergen: man möchte erst den Staub wegwischen, und zwischen den Schossen sehen überall die grauverwitterten Staubfabrikanten, die kahlen, abgeblaßten Felsen durch.

Ich selbst habe an den Ufern des alten prächtigen Stroms Ihr ganzes Märchen von Wein, Lied und Liebe gelebt, und das vergißt sich nicht, auch wenn es, wie Alles was hinter uns liegt, selbst märchenhaft ward. Ich weiß es also voll zu würdigen, aber meine Augen sind gerade durch diesen an die Wirklichkeit gedichteten Flaum für die nackte Wirklichkeit kritisch schärfer geworden. Ich würde mich Ihrer Zauberkunst gar nicht so freuen und Sie nicht für einen Merlin halten können, ich würde das Wunder nicht mit vollem Bewußtsein und ganzer Befriedigung genießen, wenn ich mir nicht über Das klar wäre was Sie eigentlich gethan haben. Dadurch erst fühle ich mich in der fremden Dichtung zu Hause, und in dieser Weise heimisch will zuletzt jeder Dichter den Leser in seiner Arbeit haben. Es fällt wahrhaftig wol kaum Einem bei, die Welt zu einer Ammenstube für Erwachsene machen zu wollen, und nur die Wenigsten streben wissentlich danach durch Gefühlsverzettelung jeder großen und wahren Empfindung im voraus die Spitze abzubrechen. Die Poesie ist ein Cultus, die Dichter sind Priester, und ihr Verhältniß zum Publicum befestigt sich durch das Maß der Gläubigkeit der Anhänger jenes Cultus. Die Welt der Dichtung ist nicht die alltägliche, aber die echte Dichterwelt wird immer in engster und directer Beziehung zur Wirklichkeit stehen. Letztere ist die Basis jeder wirklich poetischen Illusion, diese aber wieder die herausfodernde kritische Folie des Lebens. Ich habe so wenig als irgend ein Anderer Sympathien für sybaritische Lotterbetten mit Rosenblättern bestreut, oder für Süßholzpasten in Goldpapier; der moderne Entnervungsapparat ist mir von Herzen zuwider, aber ich bestreite der Kritik das Recht irgend eine Arbeit nur darum vornehm über die Schultern anzusehen, weil sie harmlos und Alles in Allem nur eine That der Anmuth ist. Es wird sich ein Wort sagen lassen zu Gunsten jeder Schöpfung, auch des kleinsten Märchens par excellence, zu Gunsten der Naturbeseelung und des anthropomorphischen Spuks, vorausgesetzt daß sie nicht mit sentimentalem Milchbrei und rinnenden Thränendrüsen, sondern gesund, frisch, muthig und lebenskräftig kommen und nicht Schneidermamsellenromantik treiben. Ein Name fertigt nicht die gesammte Lyrik ab, und in einen Sack stopfen läßt sich nicht Alles was „lovely" angethan ist. Das Verweicheln ist keine Aufgabe der Poesie, wol aber das Verschönern, Schmücken, Veredeln und Freundlichmachen. So ist Kinkel's „Otto der Schütz", obgleich dort und da freilich fast coquett geputzt, ein reizendes Werkchen das Keinem wie ein Schlummerlied erscheinen wird; so sind dagegen Geibel's melodiöse Mannathränen gerade so viel werth als alle Thränen die an jedem Stein geweint werden.

Wie Gutzkow wahrscheinlich selbst, bedauere ich daß von seinem so vielfach bemerkenswerthen Aufsatze im „Deutschen Museum" nichts Besseres hängen geblieben ist als dies Stichwort, das kein weiteres Verdienst hat als zu den vielen breiten Kategorien ein Supplement geliefert zu haben. Das Gewicht des Schriftchens beruhte unzweifelhaft nicht auf diesem Seitenhiebe und am wenigstens hing die Seligkeit von dem Wortfang ab. Die Philippika gegen die „Blumenlesler" scheint aber taube Ohren gefunden zu haben, denn mir gingen seitda schon wieder einige jener bequemen soi-disant literarhistorischen Fabrikate durch die Hände, in denen die Versifexe älterer und neuer Zeit, rubricirt und classificirt wie Insekten, auf Velin ihre beschnittenen Schwingen ausbreiten und in usum der Mädchenschulen in die papierene Unsterblichkeit flattern. Und doch hatte dieser Angriff die Bestimmung einen faulen Fleck unserer Literatur anzustechen und seine Heilung oder Beseitigung anzubahnen. Es ist unmöglich diesem Versuche die Verdienstlichkeit abzusprechen, und selbst die Feinde des Verfassers stellten ohne es zu wollen ihr Contingent der Anerkennung. Man kann ja doch wol nicht köstlicher zustimmen als durch den Vorwurf: „daß Gutzkow in seinem Angriffe nur darum so eifrig derb war, weil man ihn selbst in den blumenleslerischen Pässen zur Ewigkeit beständig ignorire." Mich dünkt ehrlich, der eine Umstand schon daß man den thätigsten und vielerprobtesten deutschen Autor der Gegenwart übergehen mußte, weil der Schwerpunkt seines Wirkens eben nicht in einem Dutzend kleiner Liedchen steckt, bewiese an und für sich rund und nett was Gutzkow beweisen wollte: daß nämlich die vielbeliebte Literaturgeschichtmacherei erbärmlich einseitig und zudem schreiend ungerecht sei. Schlimm genug daß er sich selbst seiner Haut wehren mußte. Man konnte wirklich keinen bessern Schlußstein für sein Gebäude finden als jenen Vorwurf; er demonstrirt die Wahrheit der gegebenen Sätze ad hominem, denn auch die enragirtesten Gegner des Verfassers der „Ritter vom Geiste" müssen nun doch eingestehen daß eine Geschichte der Schriftwelt unserer Tage in welcher Gutzkow kaum genannt wird noch unter Barthel steht, und das ist wol das Aeußerste was man sagen kann. Freilich jene Sammler sind eben nur Kärrner, nicht selbst Autoren, sie kommen gar nicht auf den Gedanken daß man zum Entgelt für ein langjähriges, oft vielleicht mit Entbehrungen verbundenes Streben und Ringen, Ersinnen und Schaffen, wenn auch keine Statuen, doch einen Platz in der Schriftgeschichte zu beanspruchen berechtigt ist, wie etwa der Soldat für das Alter auf sein Invalidenhôtel rechnet. Man betone den Vorwurf wie man wolle, das Ende wird immer zu Gutzkow's Gunsten sprechen.

Daß der Angreifer im Verlaufe des Aufsatzes selbst einseitig und ungerecht wird, das hat seine Ursache schwerlich in raschem Urtheile, sondern ist offenbar Absicht. Gerade als Kritiker steht Gutzkow am höchsten, und auch als schaffender Autor ist er immer Kritiker. Einen ersten Impuls für eine Strömung gab er nie, auch „Die Ritter vom Geiste" sind ein Résumé, aber er nimmt als Halbfabrikat in die Hand was irgendwo der Instinct fand; es wird durch ihn neu, weil es fertig wird; er copirt nicht, sondern er entwickelt auf Grund seiner überlegen kritischen Begabung den Keim zur rechten Blüte, und so ist er fast mit lauter Verstandesprämissen, ähnlich wie Lessing, einer der vielseitigsten und productivsten Schriftsteller aller Zeiten geworden, allerdings ohne eine originell-typische Gestalt werden zu können. Wer die Literatur der Zeitgenossen von seinem ersten Auftreten ab kennt, der findet in Gutzkow's Werken fast einen vollständigen, dargestellten Katalog aller Genres und Richtungen die in dieser Periode Anspruch auf Erwähnung machen dürfen. Mit äußerster Sicherheit erkannte er das Nutzbare stets, wie versteckt es ihm auch vor Augen kam; sein Blick ist so richtig daß man nothwendig an Absicht, Neckerei, Malice, Opposition, kurz an alles Mögliche denken muß, wenn man bei ihm auf eine schiefe Ansicht stößt, und nur selten dürfte die Annahme eines Irrthums das Richtigere sein. Dies aber ist auch so hinreichend bekannt daß es nicht ersprießlich wäre für unschuldig Gezeichnete gegen ihn eine Lanze zu brechen.

Die Spitze des Aufsatzes, Das was davon durchaus nachhaltig Frucht tragen muß, bilden, wenn wir zuvor eine Grenze ziehen, die schlagenden Bemerkungen über das Verhältniß der Prosa zur Versform. Diese sind es welche die Blumenlesler in ihrer ganzen Blöße zeigen. An sie und das vorgeschlagene Schema für die künftige Literaturgeschichtschreibung läßt sich Mancherlei anknüpfen, und da ich mit Ihnen vorzugsweise über die Lyrik zu reden habe, kann ich Ihnen ein Stück des Fadens nicht erlassen.

Ich sagte schon daß meiner bescheidenen Ansicht nach Gutzkow mit Dem was er Lovelypoesie nennt einen bloßen Namen ohne rechten Inhaltswerth in die Welt gepascht habe. Wie verschwommen der Begriff ist, geht schon daraus hervor daß „Amaranth" als Lovely-Musterstück genannt wird, während dies Gedicht seinem Hauptinhalte nach so wenig lovely als möglich und überhaupt eher ein Pamphlet als eine Kunstschöpfung ist. Greifen wir aber einmal dies weiteste Genre auf und nehmen wir die offene Formel als geschlossen an, so muß uns doch auffällig werden daß der Erfinder mit keiner Silbe der Motive Erwähnung thut die eine solche Gattung erzeugen oder gar nothwendig machen konnten. Freilich lag ihm Nichts daran, denn wie die Andern die Prosa unterschätzten, läßt er der Lyrik nicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Das ist eine Revanche; aber sie steht einem so scharfsinnigen Kritiker wunderlich an in dem Momente, in dem er gestehen muß daß ein paar glückliche Stanzen bessere und zuverlässigere Begründer der Popularität sind als eine Reihe gewiegter und reifer Romane.

Die Lyrik, d. h. Alles was jetzt in Versen producirt wird, mit Einschluß aller neuern epischen Anläufe und mit alleinigem Ausschluß mancher Dramen und Scherenberg'scher Schlachtweisen, die Lyrik muß schroff ge-

schieden werden in eine solche die ihren Ursprung einer künstlerisch bestrebten Natur, einem schaffenden Geiste, kurz einem „Dichter" verdankt, und in eine solche deren Ausgangspunkt nicht irgend eine Natur im eigentlichen Sinne, sondern eine Culturform, die Gesellschaft ist. Daß diese Spaltung existirt, ist nicht schwer zu zeigen, da die Beispiele in allen Händen sind. Ferner muß als Trennungsmoment berücksichtigt werden: ob die bestimmte poetische Production für Frauen oder für Männer und „Menschen" überhaupt geschaffen ward. Der Unterschied ist leidig, aber er ist einmal gemacht und nun wesentlich und wichtig. Die wirkliche, dem Menschen geltende Poesie geht Hand in Hand oder ist Eins mit jener die im Herzen der Welt, in der Natur wurzelt; die Frauenpoesie aber ist fast ganz und gar ein Spiel der Gesellschaft geworden. Zwischen beiden Arten besteht quantitativ ein arges Misverhältniß, das allerdings erklärlich, aber darum nicht weniger schmerzlich ist. Die neueste Zeit hat nicht mehr als drei Producte gezeitigt die sich mit der vollen Sicherheit eines klaren, ganzen poetischen Naturbewußtseins hellauf an den Menschen wenden. Es gibt zwar Mischwerke die mit Glück und Berechtigung den Versuch machen halb der Gesellschaft zu trotzen, halb mit ihrem Geschmacke zu transigiren, es gibt Besseres, aber Gutes bieten nur jene drei, die denn auch für sich allein wichtiger und so viel werth sind als die ganze Flut der Luxusverse. Auf zwei davon komme ich zurück und schalte darum hier nur die Namen ein: 1) Bodenstedt's „Mirza Schaffy", der indeß zuviel wirklich Fremdländisches enthält als daß wir auf ihn zu stolz sein dürften; 2) Daumer's „Hafis", an dem fast nur der Titel und die Form entlehnt sind, obgleich der Verfasser seine herrlichen Parodien für Uebersetzungen gibt; endlich 3) ein Werk das ich zwar nur als Manuscript las, das aber muthmaßlich schon gedruckt in Ihren Händen sein wird wenn Sie diese Zeilen erhalten; es heißt „Hafis in Hellas" und hat einen „Hadschi" zum Verfasser.

Was zunächst die Poesie der Gesellschaft anbelangt, so ist sie conventionnell und virtuosenhaft und mit allen Krankheiten plattirter Gesinnung und des Virtuosenthums behaftet. Ihre Heroen sind literarische Stutzer oder literarische Groteskspringer. Die Kritik muß sich, wenn sie überhaupt noch mit ein wenig Vertrauen an eine Sammlung von Versen herangeht, mit erprobten ästhetischen Wasserstiefeln versorgen, denn irgend eine duftig-einfache, ich möchte sagen, unwillkürliche Blüte schwimmt nun doch in der Regel auf den gereimten Teichen umher. Aber es gilt durch Schlamm, stehendes Wasser und Schilf zu waten und zu brechen, man muß Froschgequak und allenfalls auch einen Nasenstüber von einer aufgescheuchten Brutente überstehen, ehe man an die Blume herankommt. Und reißt man, durch das kühle Bad und den vielen Schmuz merklich kühl und spröde geworden, die Pflanze mit der Wurzel aus, so hat man zuletzt statt des Dufts auch nur den Modergeruch der allen Teichgewächsen eigen ist. Nur die Blüte, nur das auf der Oberfläche Schwimmende ist schön genug gemacht um anziehen zu können, und die Kritik kann sich mit den wenigen Kronblättern nicht abspeisen lassen. Daher der Widerspruch im Urtheil der Kritik und der Gesellschaft. Letztere begnügt sich mit dem Flachen, die Sinne leicht Kitzelnden, ja sie liebt nur was ohne Leidenschaft den Hauch der Leidenschaften affectirt und sich leidlich coquett zu präsentiren weiß. Aber Form geben, soweit die Form auf Metrik und musikalischem Silbenfall, auf Bilderschmuck und stilistischer Glätte beruht und nicht auch der Name für Plan und Oekonomie eines Ganzen ist, kurz die Verfertigung wohlklingender und wohlgereihter Verse ist mit unserer fertigen poetischen Sprache weder mehr noch minder als ein bloßes Ladenschwengeltalent. Der Vers ist eine Düte in die man Salpeter, Safran, Zittwersamen, Zucker, Schießpulver oder gar Syrup füllen kann wenn man das rechte Papier wählt. Und das Zurechtdrehen einer solchen Düte lernt jeder Mischores in kürzester Frist. Vor 80 Jahren, ja vor 60 noch war es in der That Etwas, glattweg skandiren und reimen zu können, heute gehört diese Fähigkeit in den Kreis alltäglicher Bildung. Ich habe mir hundert mal sagen lassen: Mein Cousin oder meine Cousine, mein Neffe oder meine Nichte dichtet so allerliebst. Und wenn ich nun das private Album durchblättern durfte, fand ich gewöhnlich die Anwartschaft auf die Krönung im Capitol dadurch bethätigt daß man etwa gemeint hatte: die Bäume streckten grüne Hände nach der Lenzluft aus, die Nachtigall sei eine verfleischte Liebesklage, der Abendstern — jeder Dilettant singt ihn an — das Auge der verstorbenen Mutter, und die Sternschnuppe bei den Bescheidenen eine Thräne, um den Fall eines Menschen von Engeln geweint, bei den Selbstzufriedenen aber, die in der Regel das eigene Ich mit Oden zu bedenken pflegen und sich gern über die reiche Geisteslaune wundern mit der sie behaftet zu sein vorgeben, bei diesen heißt die Sternschnuppe das Bild eines prächtigen Gedankens der am Himmel ihres Gehirns dahinschoß. Und dies Alles, die grünen Bäume und der blaue Himmel, der Liebesschmerz und die Variationen nach Uhland und Heine, gehörig verwaschen und vergelbelt, war stets in dem bekannten deutsch-poetischen Jargon aufgetischt, den Gervinus bereits hinreichend charakterisirte; Alles war nach der besten officina epithetorum gearbeitet und häufig genug so säuberlich zusammengerafft und in so appetitliche Düten verpackt, daß Geibel es ohne Umstände hätte adoptiren können und daß, wenn der Name des Vordermanns der Gesellschaftslyrik darunterstände, alle Blumenleser sich darum gerissen hätten und eine Kücken'sche Composition nicht ausgeblieben wäre. Sie passen trefflich zusammen und zur Gesellschaft, Geibel und Kücken: Beide haben nur Melodie, nicht Musik! Wir haben jetzt in der Poesie die Zeit der Wunderkinder und können die Backfische heerdenweise zur Krönung senden. Eine ganz schlechte, zumal eine originell-schlechte Leistung ist mir aus letzter Zeit gar nicht bekannt, wenn ich Eduard Mezger's in dieser Beziehung unübertreffliches „Erlebtes" ausnehme. Das geradehin Schlechte ist ebenso selten wie das Hervorragende

Dies ist die Seite des Dilettantismus und des Virtuosenthums, wie sich dieselben durch gute Muster und eine faßlich zugerichtete, systematisch erlernbare Technik herausbilden müssen. Die conventionnelle Richtung der Gesellschaftspoesie umschließt noch Schlimmeres; sie macht die zum Handwerk erniedrigte Kunst vollends zur Grimasse.

Uns erscheint die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts in hohem Grade cultivirt, weil wir an sie gewöhnt sind, und weil selbst die barbarischen Elemente die ihr beigemischt sind einen gewissen Anstrich genommen haben. Die Breccie ist mit einem subtilen Mörtel befahren worden, der die Stücke zusammenkittet und die Masse polirbar macht: der glatte Schliff und die Gewohnheit des Verkehrs täuschen Den leicht über das Wesen des Ganzen der nicht tiefer sondiren mag. Man kommt aneinander vorüber, also ist Alles in Ordnung. Für Deutschland ist zudem noch ein anderer Beweggrund zu erwähnen, der das Sondiren im größern praktischen Leben als eine Art von Selbstqual zeigt, die man gern vermeidet. Der Mangel moralischer Kraft in den Beziehungen der deutschen Staaten zum Auslande, den nicht einmal mehr ein Regierungsorgan in Abrede zu stellen weiß; die hessischen Zustände, die dänische Rache, die Polizei auf der Elbe, die sich gegen deutsche Schiffe die kleinlichsten Chicanen erlauben darf, alles Dies drückt, reizt und erbittert den Einzelnen; aber auch nur der Einzelne dringt zum Bewußtsein der Sachlage und ihrer Motive, auf die Gesellschaft en masse wirken nur die Folgen der Ohnmacht zurück, untergraben die Befähigung zu thatkräftiger Leidenschaft, zu muthig-besonnenem Handeln und zwingen zur Beschönigung der Thatlosigkeit und der Versumpftheit jene Gefühlsverzettelung hervor die der Gegenwart mit Gewalt den Rücken kehrt und alles kleine Treiben und Empfindeln apotheosirt. Daher der forcirte falsche Patriotismus welcher Dynasten beräuchert und das Vaterland abseits liegen läßt; daher die duselige Frömmigkeit deren Delirien durch Narkosen aller Art erzeugt werden; daher der Haß gegen das sprossende und grünende Leben, gegen Zukunft und Gegenwart, die durchaus Streben und Wirken fodern, und daher endlich die Liebe für alle kleinen vergoldeten Opiumpillen. Ist ein Volk bis zu einer gewissen Tiefe niedergedrückt, ohne daß die eigene Jämmerlichkeit direct die Schuld davon trägt, dann hat es Scheu vor allem Großen, denn es fürchtet die Parallelen und weiß sich zu schlaff oder doch zu unentschlossen, an dem großen Beispiele selbst groß zu werden. Es ist aber bei Männern kein Interesse vorauszusetzen für jenes kleine Treiben; sie werden also lieber sich jedes poetischen Genusses entschlagen als Antheil nehmen an bunten Splittern, die allerdings die Putzbedingung erfüllen mögen, aber weder Etwas für Erquickung noch Veredelung des Menschen an sich, noch für den Fortschritt menschlicher Zustände thun. Der Lyrik wenigstens haben die Männer eher den Rücken gewendet, ehe diese ihnen bestimmten Grund dazu gab. Sie ahnten was die Verhältnisse erzeugen würden, überließen aber durch ihren Rücktritt die schwankende, bis ins Mark erschütterte Kunst ganz und gar dem Einflusse der Verhältnisse. Zu Anfang des Jahrhunderts war das Interesse der Männer dem poetischen Schaffen gegenüber auf einer ganz andern Stufe, und ich glaube daß es außer Frage steht, daß erst die Theilnahme ernster Denker der Production sichern Boden und Schwung leiht. Goethe und Schiller konnten die Literatur zu ihrer Höhe heben, weil die Stimmung der Zeit, selbst im Angriffe, mitschob. Die Pause welche diesem großartigem Aufschwunge gefolgt ist machte die Männer kalt, sie verhielten sich von da ab höchstens duldend, und so wurden die Frauen beinahe das ausschließliche Publicum des Dichters. Sein Areopag waren die Mädchenschulen, und die Blumenlesler kamen auf; auch sie sind motivirt. Die politischen Dichter wurzelten nur in einzelnen Kreisen, das Schwärmen für Herwegh war nur eine vorübergehende Mode, Freiligrath fand kein hastiges Publicum mehr für seine Zeitgedichte, die Herrschaft des Kanarienvogelgeschmacks begann, und die Damen zwitscherten und piepten das Lob Dessen, der ihnen am meisten Zucker gab. Die Poeten brauchten ein Publicum, fanden kein anderes als ein zuckergenäschiges und mußten sich wohl oder übel bequemen, ihre Früchte wenigstens zu kandiren oder in Zucker einzusieden. Es ist ein Irrthum daß dieser Zustand ein allerneuester, etwa ein nachmärzlicher sei. Nur äußerst wenig bekannte und bekanntere Namen brachten in der Zeit des Kampfes Kampflieder, den Spectakel machten obscur gewesene und obscur gebliebene Dutzendversler; was sonst erschien und Erwähnung verdient, war, ganz abgesehen von den verschiedenen Lebenstendenzen, entweder für die Kanarienvögel berechnet, oder rang danach das Interesse der Männer wieder für die Poesie zu erobern. Die Drastica, die letztern Zweck vermitteln sollten, waren aber leider oft nicht minder gefährlich als der Syrupfluß der Süßholzraspler, denn sie riefen eine complette Groteskspringerei hervor, die durchaus genial sein sollte und in der That nur bizarr war. Diese Bezeichnung dürfte sich nicht mit Unrecht anwenden lassen auf die krassen Verhöhnungen aller Schönheitsgesetze, die von der Parteiwuth unter der Firma politischer Lieder in die Welt gesetzt worden, sowie sie auch auf jene Lieder der „freien Liebe“ und der Frauenemancipation paßt die von Männern gesungen wurden. Für letzteres Genre interessirten sich ganz entschiedene Talente noch bis in die letzten Tage. Das Princip war freilich zum mindesten darum anerkennenswerth weil es falsche Sittlichkeitsbegriffe negirte, aber es hatte eben auch nur negatives Verdienst, und die Kunstthaten welche den Satz formuliren sollten konnten die Aufgabe nicht erfüllen. Es ist leidig, diese Lieder und lyrischen Dramen mit den carikirt socialistischen Streiflichtern und die famosen Apotheosen der Prostitution zu sehen, die man eigentlich zu Ehren derselben Frauenmasse erfand der wir die Bonbonliteratur verdanken, und die dann auch als sauersüße rocks and drops hingenommen wurden. Auch diese Unarten, Beirrungen nnd Talentvergeudungen sind Ausflüsse der Rücksichten, der Transactionen mit der Gesellschaft und Versuche: durch das Aufwerfen einer flagranten Frage

ernste Theilnahme denkender Männer zu erwerben. Die Poesie nahm die Convenienz, das Sichbenehmen mit der Gesellschaft zur Tanzmeisterin und vergaß daß ihre Etiquetteregeln ewig sind, sie vergaß daß die Schaumgeborene keinen Schnürleib und keine coquetten Putzstücke trug, weil sie keine brauchte. Sie aber wollte locken und reizen, und in der Absicht lag das Bekenntniß einer gewissen Verlebtheit, sie griff zum Raffinement, weil sie kein rechtes Vertrauen zu sich selbst hatte.

Die Mehrzahl der wilden politischen Lieder, die den Markt überschwemmten, rührt, wie ich schon anmerkte, gar nicht von Dichtern, sondern von jenen Poetastern her die wie Pilze über Nacht aufschießen. Ist der Stoff des politischen Lieds einmal in Scene gesetzt, dann verstummt das Lied — wenn die Scene keinen Stoff für ein Heldenlied bietet. Der Takt des Dichters hält es zurück, weil es sonst, an geringfügige, ob auch im Augenblicke bedeutend erscheinende Momente anknüpfend und die Tageswinzigkeiten illustrirend, zur Bänkelsängerei werden muß. Nehmen Sie tendenziöse Romanzen und Balladen aus, wie es deren z. B. vorzügliche von R. Gottschall gibt, die für sich kleine künstlerische Ganze bilden können, so bleibt, wo sich kein Heldenstoff herausgestaltet, nur die politische Satire und die politische Elegie vollberechtigt. Die besten Dichtungen aus der Zeit der letzten Bewegung lassen sich auf diese Stimmungen zurückführen, und kaum gelang es selbst Freiligrath in directer Heftigkeit, im geraden Angriffe schön zu bleiben. Auch finden Sie in den Liedern die nicht von vor dem Kampfe datirt sind jene kurze Herbheit die bei ihm die Satire vertritt, und vorwiegend Elegisches. Nur freilich liegt in mannhafter Klage immer noch stolzes Zukunftsbewußtsein.

Einen deutlichen Beweis wie hart es an die Unmöglichkeit streift künstlerisch zu schaffen, wo das Sangesmotiv ein persönlich-tendenziöses ist und der Vorwurf selbst ohne idealistisches Durchgeisten in seiner historischen Integrität erhalten werden muß, liefert ein mir vorliegendes Kinkel-Album.*) Das Buch enthält eine Lebensskizze Gottfried Kinkel's, seine Processe und Vertheidigungsreden, den bekannten ergreifend schönen Aufsatz Adolf Stahr's, einen Abriß der abscheulichen Intriguen mit denen die „Frommen" den Unglücklichen durch viele Jahre verfolgten, eine Auswahl von Phantasien, Bruchstücken aus Briefen und Gedichte Kinkel's, außerdem aber auch eine nicht geringe Anzahl von Versen welche dem tragischen Loose des Dichters ihr Dasein verdanken. Noch jetzt, obgleich man den Züchtling längst wieder in einen freien Mann verwandelt weiß, noch jetzt, da er längst wieder seiner geistesstarken, liebesmuthigen Gattin und seinen prächtigen Kindern wiedergegeben ist, von denen er so erschütternden Abschied genommen hatte, noch jetzt bewegen sie uns mächtig die Schicksale jenes bonnenser Professors, der mehr zu sein wußte als ein deutscher Professor und mit Blut und Leben für seine Ueberzeugung einstand. Wir leben die ganze physische und moralische Folter auf das lebhafteste durch, wenn wir den Hergang wie hier überschaulich, reichhaltig, einfach und wol mit Wärme, aber ohne schielende Gehässigkeit, ohne giftige Leidenschaftlichkeit erzählt finden. Es liegt so viel Pathos in dieser Episode der letzten deutschen Bewegung, daß es auffallen muß daß außer Kinkel's eigenen und dem zweiten Gedichte Johanna Kinkel's unter der ganzen Zahl auch nicht ein einziges begeistertes und darum begeisterndes Lied aufgetaucht ist. Wir Andern brachten Mann für Mann herzlich gutgemeinte Gelegenheitsgedichte, die zwar Ergüsse innerster Erregtheit und freiesten Gefühls sind, auch wol je nach dem Berufe der Verfasser auf reinmenschliche, d. h. poetische Basis zurückgeführt wurden, immer aber nur relativen Werth und nicht als Kunstbestrebungen irgendwelche Bedeutung haben. Sie gelten nur Etwas wenn man sie als sympathische „Stimmen der Zeit" auffaßt. Das Wort des Räthsels liegt gerade darin daß Kinkel und seine Gattin allein sich über das Störende hinwegsetzen konnten. Ihnen war die Situation damals nicht was sie uns im Drang der Zeit sein mußte, eine Episode. Ihnen füllte sie ein Leben aus; sie machten die Wehen direct durch, wir durch Procura, in der Form mehr oder minder großer Theilnahme, Einzelne vielleicht gar nur aus Parteigefühlen. Wir hingen an der Situation, sie aber standen zugleich unter dem Einflusse aller Gedanken die sich aus ihr herleiten lassen, vergangene wie zukünftige, mit einem Worte, ihnen fehlten die romantischen Elemente nicht die wir nothwendig zu vermeiden hatten, weil man uns sonst einer Fälschung zeihen konnte. Auch das politische Lied muß, wenn es eine Kunstthat sein soll, eine Idee und nicht einen Moment, eine bloße Situation zum Vorwurfe haben, sonst geht es schlafen mit der Zeit die es geboren. Der Dichter muß, was er vor ausgetragener Sache nicht kann, aus dem Gegebenen, aus dem einzelnen Falle das Poëm herausentwickeln, oder er muß die Thatsache nur zum Kern, zum Ausgangspunkte eigener Anschauungen und Beleuchtungen machen. In dem einen Falle kann er zum Heldengedichte kommen, und es ist gar nicht unmöglich daß Jemand später das Geschick des gefangenen, von seiner Familie getrennten Dichters und seine Befreiung durch den kühnen Schurz, den Mann mit der harten Römerstirn und den fast fanatisch brennenden Augen, zu einem wohlgelungenen Liede gestaltet; in dem andern kommt er zur Satire oder zur Elegie, und auch dafür liegt Stoff im Schicksale Kinkel's.

Forcirt in anderer Hinsicht, jedenfalls aber auch in der Absicht durch auffallend Eigenthümliches die Männer zu gewinnen, sind z. B. die Dichtungen Constant Wurzbach's, zumal die „Parallelen". Diese Absichtlichkeit war bisher der Entfaltung seines, wie mich dünkt, nicht gewöhnlichen Talents eher hinderlich als förderlich, denn sie veranlaßte sowol die nicht immer glückliche Hetzjagd auf originelle Bilder, die z. B. das Regime der „Parallelen" ist, als auch die moralisirenden Nachspiele und Prä-

*) König und Dichter. Stimmen der Zeit. Ein Kinkel-Album. Stuttgart, Sonnewald. 1851. Gr. 16. 1 Thlr.

ludien, die gar häufig alle Spitzen eingebüßt haben, sobald sie über die k. k. östreichischen Schlagbäume hinausflattern. In dem Beiwerk ist östreichische Polemik, östreichischer Münzfuß und zuletzt östreichische Poesie; das Ganze hat einen provinziellen Tic, nicht menschlich allgemeine Höhe, ja es ist sogar in Form und Fassung wie fast bei allen neuern östreichischen Dichtern mehr poetischer Instinct als Kunsttakt und Kunstverstand. Indeß sehen Sie aus den Censurstrichen mit denen er die zweite Auflage der „Parallelen" zurechtrückte — das ganze System des Buchs konnte er nun doch nicht mehr umwerfen — daß er jene Periode bereits hinter sich hat und über die Landesschranken hinauswill. Ich werde die Freude haben das Prognostikon eintreffen zu sehen, das ich ihm bei Gelegenheit seiner „Verschollenen Königstadt" stellte, die, abgesehen von dem Parabasenunfuge, der viel Fraubasisches enthielt, in Bezug auf Plastik und Präcision schon ein großer Fortschritt war. Hoffentlich haben wir bald wieder Neues und neue Fortschrittsbeweise von ihm.

Gern will ich annehmen daß die Conception bei diesen und bei einer großen Menge anderer Dichtungen eine reinpoetische war, und daß es der Dichter ursprünglich immer auf eine unbeirrte Kunstschöpfung abgesehen hatte, wie dies ja wol bei einer Reihe von Celebritäten, die uns in neuerer Zeit ebenfalls beschenkten, nicht anders sein kann; aber während der Ausführung wirkte die Strömung des Tageswindes ein. Die Frauen waren der Leitstern, und für eine conventionnelle Uniform mußte ebenfalls gesorgt werden. Mehr oder minder gaben Alle nach, wenn auch Keiner so viel wie eins unserer graziösesten Talente, das, wie mir scheinen will, durchaus nur tändeln mag und nicht über das Erreichte, Leichterrungene hinausstrebt. Ich meine Adolf Böttger, der mehr als Einem Häufiggenannten überlegen ist und doch nicht gilt was er werth sein könnte. Seine „Pilgerfahrt der Blumen" zu den Grandville'schen Bildern läßt allenthalben durchspüren was er leisten könnte, wenn er es nicht vorzöge Gesellschaftspoesie, Feuilletonlyrik zu treiben.

Das Aeußerste aber was sociale Strömungen im Verein mit jener Virtuosität die ich ein Ladenschwengeltalent nannte hervorbringen können, kurz ein vollbürtiges Erzeugniß jener Poesie die rein aus der Gesellschaft emporwächst lieferte Hr. von Redwitz. Verzeihen Sie daß ich damit komme, ich weiß recht gut daß die Literarhistoriker späterer Tage nicht begreifen werden, warum sie alle naselang auf dies Werkchen stoßen, aber in unsern Tagen ist der „Amaranth" einmal nicht zu entgehen, entging ich ihr doch selbst nicht, und das ist komisch genug. Als ich das Buch im Novitätenballen bekam, las ich es durch, gleichmüthig wie ich seinerzeit den Rockbrief Ronge's in den „Vaterlandsblättern" gelesen hatte, ehe ich wußte daß er eine jener „Pforten der Hölle" zu sein berufen, welche die auf den Felsen Petrus gegründeten Kirche nicht bewältigen sollen. Ich gab es einfach zurück und war noch viel später sicher es nicht in meinen Schränken zu haben, da ich es weder als Secundanerprämie noch als Confirmationsgeschenk von einem Religionslehrer irgend einer Confession, weder vom Verfasser noch vom Verleger zu erwarten hatte; ich war ganz sicher, nachdem ich es abgelehnt mich an einer Sammlung zur Vertheilung zu betheiligen, die ein Gratisexemplar abwarf, und nachdem endlich auch ein Hausirer von „Rang" damit abgefertigt worden war. Sie hätten sich ebenso sicher geglaubt, nachdem alle Pforten der Hölle abgeblitzt schienen, aber es ist der „Amaranth" einmal nicht zu entgehen, man sieht was aus solcher Einfalt vom Lande werden kann, wenn sie erst berufen wird. R. Schubert, wie ich glaube, der sorgsamste und routinirteste Graveur in Deutschland, aus dessen Atelier eine Menge von Platten hervorgingen, die sich mit den besten französischen messen können, schickte mir das Buch des Umschlags wegen zu dem er die Platte gestochen. Da hatte ich es nun doch und las es abermals. Es würde mich reuen, wenn ich Hartes von dem Gedichte sagte, es würde mich reuen, wenn man es nicht zu einer Panacee machen wollte. Gutzkow aber behauptet trotz seines Tadels aus Opposition Dinge davon die er nie wird beweisen können. Von vornherein ist es mit der Einhaltung der Kunstform nicht weit her, die Anlage ist im Gegentheil eine recht eigentlich phantastische, zerfaserte; ferner weiß ich mir Nichts mit den „Propyläen zu einem ernsten Lebenscultus der Kunst" anzufangen, denn was sich etwa bei dieser Phrase denken läßt, hängt kaum mit dem Ganzen oder einem Theile des Gedichts zusammen. Ich meine nämlich daß es Gutzkow's scharfen Augen unmöglich entgehen konnte, daß die „frühreife Altklugheit" in „Amaranth" ihr α und ω geschaffen, wofür denn nunmehr auch bereits zwei Beweisstücke vorliegen, das „Märchen" und die „Gedichte". Endlich mag der „bedeutende Inhalt" doch wol nicht auf der Hand liegen, und seit wann wird ein Kunstwerk nach dem „Fleiße" taxirt? Ein paar münchener Thiermaler malen feiste Hammel bei Abendbeleuchtung, bei Mondschein, bei aufgehender Sonne, sie würden ihren Hammel auch bei Fackellicht malen, wenn es Jemand haben wollte: und das Vieh ist so verzweifelt fleißig gemalt daß man sogar die Heureste und Schmuzbrocken zwischen der Wolle sieht. Verdient das aber wirklich Lob und Aufmunterung? Macht es den Hammel mit dem feisten Ranzen zum Löwen? Aber Gutzkow legt allenthalben den Accent auf den Fleiß und muß es der Consequenz wegen auch hier thun. Das Andere ist Opposition, die mir freilich nur dort berechtigt scheint wo sie etwa Fronte macht gegen die Parteikritik. Das Parteicolorit eines „bedeutenden Inhalts" ändert den absoluten Werthstand nicht, aber wenn irgendwo, so gilt in der Kunst der Satz des Fleißes nicht: Et voluisse sat est. Was ich vorallem nicht begreife, ist daß die Kritik diese Schöpfung durchaus zu einer „Lovely-Dichtung" machen will. Die Lieder mögen dahin rangiren, aber die Polemik, die eine so große Rolle darin spielt, wird auch durch die herkömmliche Versglätte nicht zart und weich gemacht. Die Pointe des Inhalts endlich, die Krisis, ist ja Skandal, und zwar recht arger. Ist die Gesellschaft des 19. Jahrhun-

derts denn bereits so um alles Gefühl für allen, selbst den äußern Anstand daß ihr nicht einmal mehr einfällt, wie nun doch ein starker Grad von Roheit dazu gehört, die Lösung eines „zarten" Verhältnisses öffentlich und gar am Altare zu provociren? Die treu wiedergegebene Barbarei einer fernen Zeit kann man nicht zur Entschuldigung anführen, da das Buch, wie es selbst ein Anachronismus ist, nach Art der Phantastik in sechs Jahrhunderten zugleich spielt und aus lauter Anachronismen besteht. Auch waren nobele Naturen zu keiner Zeit so skandalsüchtig. Daß hier mit recht saubern Reimen über den Conflict weggeglitten wird, ändert die Situation ganz und gar nicht, da die Absicht des „Helden", der dabei eine recht schmucke Heuchlerrolle spielt, klar zutageliegt. Er will den Bruch, er will sich aus der Affaire ziehen, und hat außerdem die gotteslästerliche Frechheit, den Gott der sein drittes Wort ist zum Vorwande und Deckmantel seiner faulen Intrigue zu nehmen. Und darauf ist das ganze „fromme" Gedicht gebaut. Wenn nun Gismonda wirklich die anachronistische Dame blieb, wenn sie ihre moderne Philosophie ein wenig besser verdaut hatte als Hr. von Redwitz, wenn sie, wie sie ihrer Charakteranlage nach mußte, das Bürschlein von oben herab abfertigte, was wurde dann aus dem Gedichte und seinem „bedeutenden" Inhalt, den ich freilich auch trotz dieser Charakterverhunzung vergeblich suche! Ich gebe zu daß sich in den Canevas hätte etwas Bedeutendes sticken lassen. Das von den Aeltern geknüpfte Band, das unfrei machende Gelübde mußte als unsittlich und verderblich gelöst werden durch die Liebe; es galt zu zeigen, daß wer am Vorurtheil und falscher Pietät zugrundeginge, den Untergang selbst verschuldete. So war eine Art von Anti-Atala zu erzielen, der es nicht an Bedeutung gemangelt hätte; aber davon ist nun doch nicht die Spur da, das sittliche Element, das sich dem Verfasser fast aufdrängte, ist sogar ausdrücklich in grobe Unsittlichkeit verkehrt worden. Wir haben Nichts als eine Gruppe von Personen, die höchst willkürlich und den ausdrücklichen Schilderungen widersprechend durcheinander gemischt werden. Selbst eine so unfertige Gismonda wie die vorliegende kann einen Walter nicht zum Ohnmächtigwerden lieben, aber sie muß den ungezogenen Schleicher im geeigneten Momente zum Hofe hinauswerfen lassen. Der Bube selbst endlich ist im Augenblicke wo es gilt falsch gegen seine Liebe und falsch gegen die Braut. Er setzt die eine aufs Spiel und betrügt im Falle einer günstigen Antwort die andere. Eine schlimmere und verächtlichere Jammerrolle hat noch nie ein Poet seinen Helden spielen lassen; eine erbärmlichere Figur hat die deutsche Poesie wol nicht aufzuweisen als diesen Liebhaber eines Naturkindes, das zum Beweise seiner Natürlichkeit nicht begreift, wie es sich so froh fühlen kann, da es nun doch geküßt worden. Suchen Sie doch da heraus die feierliche Stimmung und den Kunstberuf! Die Marionetten kommen nur dadurch zum Ziele daß man dem Hinderniß à propos den Kopf abreißt. Was kümmert mich die Tendenz des Dinges! Hätte es auch die mir befreundetste, ich wüßte von ihm als Gedicht nichts Gutes zu sagen, denn Alles was übrigbleibt, hübsche Verse, ist eben Nichts. Glatte Verse macht ja Jedermann.

Wir können stolz darauf sein daß die Kritik thatsächlich nie tendenziös-poetische Producte der Fortschrittspartei anerkannte, wenn nicht das poetische Verdienst die Tendenz überwog und im Guten vergessenmachte. Und selbst dann noch hießen die Absichtlichkeiten, wo sie in den Vordergrund traten, ein Makel. Und nun sollen wir plötzlich so übertrieben deutsch-gutmüthig geworden sein, daß man uns zumuthen darf gerade nur der Diction und der reactionnairen, falsch frömmelnden Tendenz wegen ein lahmes, unreifes und unsittliches Stück „fleißiger" Arbeit als ein außerordentliches Kunstwerk anzuerkennen? Das ist ein allzu freundlicher Irrthum; selbst Gutzkow's halbe Anerkennung hat nicht viel zu sagen, denn man ihm kann auf den Kopf zu behaupten daß er seinem ganzen Wesen nach schon beim flüchtigen Lesen sich des „bedeutenden" Inhalts bewußt ward, den er in die Form hätte gießen können, und daß er jene Worte schreibend an den Plan dachte der hätte ausgeführt werden sollen.

In „Amaranth" gipfelt sich die Gesellschaftslyrik zu; kein Wunder also daß die Gesellschaft ihr Werk, das nebenbei auch fast ihr Resultat ist, mit allem Fleiß protegirt. Sie sind einander werth! Zugleich zeigt dies Phänomen was eine wahrhaft großartige poetische Schöpfung für einen Empfang zu erwarten hätte.

Ich stelle nämlich nicht etwa in Abrede daß ein poetisches Talent ersten Ranges sich völlig frei hätte halten können von all den lähmenden, negativen Einflüssen die bei Redwitz schaffend aufgetreten sind, aber ich zweifle auf das bestimmteste an dem glücklichen Erfolge unbefangener Kunstschöpfungen. Ich kann die Behauptung sogar an Daumer's „Hafis" erhärten. Es ist kein Heil für poetisches Streben zu erwarten, solange kein männliches Publicum existirt. Natürlich meine ich wirkliche Männer. Denn es sind ja auch Männer, und zwar sehr kluge, in deren Kram es vortrefflich paßt, wenn das Flügelroß an rosigem Kappzaum zwischen Blumenparquets spazierengeführt wird, wo es gestreichelt und betätschelt von schönen Händen, artigerweise weder in die Lüfte gehen noch die Tulpen und Levkoien zerstampfen kann. Sie wissen recht gut daß ein Flug, wie ihn Schiller nahm, die Quelle ist für Kampf und Opposition auf Jahrhunderte gegen alles Nichtmenschenwürdige. Im Interesse jener Männer liegt es, den Geschmack der Frauen, verzärtelt und verfehlt wie er ist, gleichartig zu erhalten, damit zugleich jedes aufsprossende Talent durch das natürliche Ringen nach raschem Beifall in die bestimmten, plattgetretenen Bahnen geleitet werden könne. Sie fangen gern zwei Vögel in einer Schlinge. Es bedurfte gar nicht des bekannten Briefs Montalembert's, um zu wissen mit welchen Mitteln „das Heer der Hel" an uns und zum Zwecke zu kommen sucht. Jemehr Sentimentalität, jemehr sentimentale

Gewohnheiten durch die Literatur in das Blut der Menschen gepflanzt werden, desto möglicher und näher scheint der Sieg jenes Cultus der das Paradies aller Sentimentalitäten ist. Die Actien der Zuckerwasserfabriken, der Apotheken in denen kandirte Aloepillen und in Gummischleim gepacktes Ipecacuanhapulver verkauft wird, stecken allesammt in den Portefeuilles der Hierarchie und des Absolutismus. Diese Mittelchen verderben die Verdauung unter dem ostensibeln Vorwande zu erfrischen, zu restauriren und zu stärken, aber das Ende ist daß der Patient der andauernd damit tractirt wird zuletzt gar nichts Frisches und Kräftiges mehr verträgt. Es gibt keine bessere Unterstützung dieser subtilen Methode als die Neigung des Lesepublicums, d. h. der Frauen, für Weiches und Süßes; daher strebt man denn auch mit aller Macht danach diesen Hang zu nähren, obgleich er fast ein psychologisches Räthsel ist. Wenigstens ist er charakteristisch für den Stabilismus, für den Mangel an Entwickelungsfähigkeit, der allen entgegenstehenden Symptomen zum Trotze im heutigen Weibe steckt. Während Männer am Weibe nur Das voll gelten lassen wessen sie selbst zur eigenen Ergänzung bedürfen; während sie darum auch literarische Producte so echtweiblichen Gepräges wie z. B. die „Musikalischen Märchen" von Elise Polko als vom Weibe kommend freundlichst aufzunehmen sich gedrungen fühlen und, weil sie die Natureinheit darin erkennen, Freude haben an der Glockenreinheit des Gefühls und dem zarten Stimmengelispel, dagegen aber die Werke Jener die aufgehört haben Weiber zu sein, ohne doch männlich ernst sein und denken zu können, entschieden abweisen; während sie mit einem Worte das Weibliche am Weibe schätzen und verstehen — fehlt dem andern Geschlechte in der Masse das Verständniß der Mannheit, ja selbst der Drang sie zu verstehen in auffallender Weise. Es gibt zahlreiche Ausnahmen, aber gerade diese machen die Thatsache erst recht fühlbar. Ueberschauen Sie die Lieblinge der Frauenwelt oder des Lesepublicums, was der Lyrik gegenüber identisch ist: Sie werden nur solche Namen finden die mehr oder minder zu weibischer Gefühlsmanier herabgestiegen sind. Das liegt doch wol nicht allein daran daß nur so selten eine Frau sich zu ernster, männlich bedeutender Leistung aufschwingt, und daß es umgekehrt dem Manne so erschreckend leicht wird sich zu verweibeln? Oder haben die Frauen etwa gar die Tugend, das Werk nur als Werk zu betrachten und gänzlich abzusehen von Verfasser oder Verfasserin? Sie wissen daß es nicht so ist. Der Stabilismus der Frauen ist, wie an vielem Andern, so auch an dem heutigen poetischen Elend schuld. Freilich mag ein Theil der Schuld dieses Stabilismus selbst auf die Männer zurückfallen.

Aber Sie werden meinen daß ich mein Versprechen nicht halte, zu Gunsten der zahmen Literatur zu plaidiren. Ich erinnere Sie daran daß ich schon oben mich Gutzkow für den Unterscheidungsstrich zwischen Kinkel und Geibel verpflichtete; nur will ich ihn schroffer haben. Ebenso verwahrte ich mich gegen die Ammenstubenwirthschaft und füge nur noch hinzu daß die Existenz harmloser, selbst tändelnder Unterhaltungslecture nothwendig und berechtigt erscheint, wenn sie das uralte Bedürfniß einer solchen befriedigt, künstlerisch vollendet auftritt und, was den Gehalt anbelangt, mindestens einem Strauße duftiger Blumen vergleichbar ist, an dem wir ja Alle Freude haben. Die alleinige Herrschaft dieses Genre anerkennen wäre aber ein ebenso großer Misgriff als seine unbedingte Verdammung. Nur wenn es zum Werkzeug gemacht wird, muß es in seine Schranken gewiesen werden, sonst aber können aus ihm gerade die herrlichsten Kunstthaten emporwachsen. Es motivirt meines Wissens Nichts den Zwang, die harmlosesten Stoffe von der Welt, die anscheinend zahmsten durch Uebersüßung ungenießbar zu machen. Es ist immer nur das Histrionenthum das wir hassen, nur das Gemachte, Affectirte, Erzwungene, und wir setzen dies stillschweigend bei der exacten männlichen Süßelei voraus, zumal wenn diese als Modekrankheit crassirt. Aber es fällt uns sicher nicht ein der Hafis'schen Dichtweise oder dem Volksliede einen Vorwurf aus der Zartheit zu machen, auch wenn dort Nachtigallenschlag und Rosenduft auf jeder Seite ihre Rollen spielen und hier fast so viel Thränen als Strophen rollen. Eine Flut von Liebesliedern ist nichts weniger als weichlich, der Mai mit seinen Knospenwundern muß ganz und gar nicht zu Träumereien ohne Kraft und Saft stimmen, und endlich spielen im „Sommernachtstraum" auch Elfen, ohne daß Shakspeare darum ein Lovelypoet geworden wäre. Auch Roquette's „Waldmeister" ist ein frischer, fröhlicher Schwank und keine weichliche Brühe, ebenso J. von Rodenberg's „Dornröschen", und Hartmann, Paul Heyse, Gottschall, Prutz, Sie, Heine u. A. m. sind nun doch Alle keine Geibelianer, wenn auch Heyse mit ihm zusammen spanische Volkslieder edirt. Nach Gutzkow freilich, der nun einmal alle Lyrik abgethan wissen will, müßten auch die Volkslieder zu der schlimmen Lovelyrace gehören, während ich nicht umhinkann sie zu den schönsten poetischen Domainen zu rechnen, in deren Besitz wir überhaupt sind. Und es ist ein reiches Feld, wir haben uns seit Herder's Vorgang fast die Weisen aller Völker angeeignet; noch kürzlich gab uns Kertbeny eine Auswahl magyarischer Lieder und neuerdings Ida von Düringsfeld eine kleine Sammlung czechischer Gedichte in ihrer Uebersetzung.*) Ich meine, wir ständen dem Volksliede ähnlich gegenüber wie der Poesie des Weibes. Wir lieben diese Gefühlsweise, diese Anschauung, sie mag weich, derb, naiv oder ausgelassen, selbst burlesk oder fast cynisch sein, weil sie naturwüchsig, weil Weichheit und Schroffheit der Empfindung echt, rein und treu ist; wir lieben hier selbst das thränenreichste Zerfließen, weil seine Bedingung nicht Schwäche, sondern eine hohe Kraftfülle ist.

Belege für alle diese Phasen des Volkslieds finden

*) Böhmische Rosen. Czechische Volkslieder übersetzt von Ida von Düringsfeld. Breslau, Kern. 1852. 16. 27 Ngr.

Sie auch in den „Böhmischen Rosen“, denen ich eine weite Verbreitung wünsche, wenn auch die kleine Sammlung, die durch eine etwas abgeschmackte Vorrede verunziert ist, nicht viel mehr als Proben bietet. Diese Proben sind gut und glücklich gewählt. Ich habe eine ziemlich große Anzahl der Originale dieser Lieder, mitunter kaum merklich geändert, auch in Oberschlesien heimisch gefunden; Einzelnes, wie z. B. die Ballade von der wiedergefundenen Schwester, werden Sie als ursprünglich deutsch wiedererkennen. Damit Sie indeß nicht glauben, die Auswahl, die Nichts mehr zu sein prätendirt als eine „Blumenlese“, sei armselig gerathen, citire ich Ihnen die vertretenen Kategorien: Liebeslieder 30; Trotzlieder 10; Mädchenlieder 23; Hochzeitslieder 14; Ehestandslieder 10; Soldatenlieder 10; Bunte Lieder 23; Balladen 9; Legenden 3. Immerhin schon ein Anfang und jedenfalls eine Erweiterung des Kreises. Wir sind der Uebersetzerin für ihre Arbeit verpflichtet und würden dies in noch höherm Maße sein, wenn nicht ein guter Theil der Lieder so sklavisch übertragen wäre daß er ganz und gar nur dem Forscher als „Probe“ des fremden Textes dienen kann. Diese Nonchalance in der Ausarbeitung, die übrigens der Verfasserin specifisch eigen ist, fällt umsomehr auf, da wir gleich neben Strophen, die ungefähr den Eindruck Jacotot'scher Wort unter Wort gedruckter Uebersetzungen machen, wahre Meisterwerkchen finden. Die Dame kann es also ganz gut, sie glaubt nur ab und zu nachlässig sein zu müssen, damit sie sich nicht etwa selbst übertreffe. Dies und die häufig nicht glücklich gewählten Liederüberschriften beiseite, verdient das hübsch ausgestattete und zierlich gedruckte Buch alle Anerkennung. Ein paar Proben der Proben müssen Sie sich gefallen lassen, da ich die „Böhmschen Rosen“ sammt ihren Dornen nun doch nicht umsonst in Scene gesetzt haben will. S. 158 finden Sie „Das Vermächtniß der Ziege“:

Eine Ziege war genäschig,
Ging ins Gras aufs Herrschaftsgut,
Keines Unglücks sich versehend,
Doch der Gnäd'ge traf sie gut.

Und sie sprach: „Adjes, mein Gnäd'ger,
Denn ich scheide jetzt von Euch
Und empfehle zur Perücke
Meine Haut voll Zotteln Euch.

Braucht Ihr nicht sie zur Perücke,
Dennoch, Herr, bewahrt sie ja:
Denn Ihr könnt mit ihr umwickeln
Euer künft'ges Podagra.“

S. 106 steht ein kleines Lied, dem ich einen Componisten wünsche; es heißt „Der unfreiwillige Schwur“:

Was, Liebste mein,
Hast du gedacht,
Daß am Altare
Vor Gottes Antlitz
Geschworen du?

„Hab' nicht gewollt
Und hab' gemußt;
Und als ich kniete
Und sprach: Ich schwöre!
Hab' ich geweint.“

Nur ist es leider eins der formlosen, ametrisch ungereimten und unpassend überschriebenen Liedchen. Aber es liegt in den einfachen Sätzen eine ganze Geschichte. Die Lieblingsthiere anlangend, scheint die Verfasserin nicht gewußt zu haben daß der Pfauhahn doppeldeutig ist und zugleich den Liebsten bedeutet. (Vergl. S. 67.) „Den Pfau weiden“, ist ein Euphemismus wie ihn schwerlich eine andere Sprache aufzuweisen hat. Ich theilte im „Deutschen Museum“ ein oberschlesisches slawisches Liedchen mit, in welchem die Zweideutigkeit sich noch mehr verräth als hier.

Das Volkslied ist echte Poesie, es wurzelt in der Natur und trifft das menschliche Gefühl oft bis ins Mark durch ein einzig Wort, durch eine einzige Wendung. Es wendet sich immer direct an den Menschen und nur an den Menschen, selbst dort wo es irgendwie sociale Conflicte zum Vorwurf hat, Beziehungen des Volks zum Herrn und dergleichen. Es erfüllt sonach die Hauptbedingung der Lyrik und wird nur noch von jener Richtung überragt, welche an die Stelle des poetischen Instincts, wie er im Volke lebt, das volle künstlerische Bewußtsein setzt und dann im Vereine mit klarster, schärfster und tiefster Würdigung des Echtmenschlichen allseitig Vollendetes zu erzeugen vermag. Sie stellt sich ein mal die Aufgabe das Leben selbst mit seinen Tiefen und Untiefen zu verklären, seine Pracht und seine Schatten zu erfassen, und zweitens zeichnet sie den Menschen im Kampfe und im Genuß des Lebens, soweit sich dies in subjectiven Ergießungen thun läßt. Je voller sie in die natürlichsten Motive des Lebens eingeht, je höhern Werth sie auf die engsten Beziehungen der Menschen zueinander legt, je weniger sie sich durch äußere Unterscheidungen die Menschen in Leute verwandeln läßt, und je bestimmter sie endlich danach strebt, das Leben als lebenswürdig zu vertheidigen und Alles was es dazu machen kann mit Jubel begrüßen zu lassen, desto bedeutender, desto intensiver ist ihre Wirksamkeit. Hafis'sche Weinlaune und Liebeslieder, Hafis'sches Abweisen der Kuttenmoral hat eine immense Tragweite. Es liegt in seinen Reimen, so leicht sie scheinen und so sehr sie sich um eine einzige Achse drehen mögen, so bestimmt die Foderung einer Reformation wie in den weltberühmten 95 Thesen. Jene einzige Achse ist eben das Recht des Menschen, sein Beruf, seine Fähigkeit zur Freude. Und gerade dies Recht, dieser Beruf, diese Fähigkeit ist durch die Weltanschauung in Frage gesetzt der die heutige Form der Gesellschaft ihre Existenz verdankt.

Es ist Frühlingsathem, begeisternde, naturselige Lenzluft die uns aus den Liedern des „Mirza-Schaffy“ entgegenweht, durch deren Uebersetzung in so warmer, trefflicher Form sich uns Bodenstedt zwiefach werth gemacht hat; es ist ein kräftig-belebendes, balsamisch-erquickliches Gefühl des Lebensrechts und der Genußberechtigung in den zierlich verschlungenen, glühenden und sarkastischen Reimspielen Hafis-Daumer's; es ist endlich ein so ins ganze, volle Leben hineingreifendes, edel verklärtes Streben in den Dichtungen des „Hadschi“, die, wie ich eben

höre, in kürzester Frist die Presse verlassen werden, daß wir immerhin auf diese lyrischen Productionen einen neuen Aufschwung, eine neue poetische Aera begründen könnten, wenn die Theilnahme der Männer nun endlich dafür zu gewinnen wäre.

Die beiden Hafis'schen Sammlungen von Daumer *) sind nicht in dem alltäglichen poetischen Jargon geschrieben, wie denn auch ihr Inhalt weit verschieden ist von den herkömmlichen Weisen. Welle auf Welle, jede von neuer Gestalt, sprudelt hervor und schäumt über, aber jede ist krystallklar und läßt tief hinabschauen in den Quell, in das Herz. Es ist nicht Tändelei, es ist Ernst in dem Scherze, Ernst noch in den gewagtesten, üppigsten Hyperbeln der Liebeshuldigung. Nur ein innerlichst befreites Gemüth schwingt sich zu solcher Lebensheiterkeit auf, nur wer größter und universellster Genüsse fähig ist und einen breiten Erfahrungs- und Begriffskreis hat, vermag so das Kleinste und scheinbar Gewöhnlichste zum Kranze der Schöpfung zu adeln und frisch im Frischen zu schwelgen. Man muß eine Welt hinter sich haben um so an die Welt heranzugehen; und wieder muß man eine wahrhaft jungfräuliche Empfänglichkeit besitzen, eine durch Nichts getrübte, durch Nichts behinderte Lust an der Natur, um die alten, uralten Gaben immer wieder als neue hinzunehmen und reich und reizvoll zu finden. Nur die Natur übersättigt nicht. Hafis wird nicht müde die Geliebte, den Schenken und den glühenden Wein zu preisen, und wer seine Verse einmal gelesen, der schlürft sie wieder und wieder. Wie er selbst fühlt sich auch der Leser der unerschöpflichen, ewig frischbelebten Natur gegenüber. Ich entsinne mich noch deutlich des Jubels mit dem die Kritik die erste Sammlung bei ihrem Erscheinen begrüßte. Man anerkannte den Band einstimmig als eine frohe poetische That, als einen prächtigen Gewitterregen nach langer Dürre, von dem man glaubte mit Bestimmtheit voraussetzen zu können daß nach ihm manches welke Kraut seine Zweige erheben, seine Blätter entfalten und seine Knospen erschließen werde. Man hoffte Gesundheit aus diesem Gesundbrunnen. Und doch entsprach der Erfolg im Publicum den Erwartungen der Kritik nicht. Das Buch war für Männer bestimmt, nur vollbürtige Menschen konnten volle Freude daran haben, und diese fragten nur zäh oder doch nicht genug nach dem poetischen Heilmittel für die gichtische Welt. Die Frauen verlangten Sentimentalität, und von waschledernen Empfindeleien weiß Hafis allerdings Nichts. So liegt das liebe, reiche Buch noch immer in erster Auflage vor uns, während eine Menge seichter Fabrikate seit da Carrière gemacht haben. Die neue Spende muß auch dies Unrecht gutmachen helfen, sie muß die alten, ewigen Accorde aufs neue zum Klingen bringen, und wer weiß ob es nicht jetzt auch den Frauen einfallen dürfte daß Schönheit und Liebe nun doch von keinem Andern so glühend heiß gefeiert werden als von der Nachtigall von Schiras. Wehe dann den Mondscheinpoeten, wehe dann jener Afternatur die nicht begreift wie sie nach dem schrecklichen Verbrechen eines Kusses noch ruhig leben kann!

Und diese neue Sammlung schließt sich der ersten in jeder Beziehung würdig an; in Bezug auf Aeußerlichkeiten ist ihr das mit verschwenderischem Luxus gedruckte Bändchen sogar überlegen.

Fort mit dem Weltgerichts-Posaunen-Erz!
Mir träufe hold vom Munde Seim auf Seim!
Und ob dir auch bei meiner Rede Scherz
Unnützer Art bedünke Reim auf Reim —
Ich pflanze so ins tiefe Menschenherz
Gefällig ohne Mühe Keim auf Keim.

So lautet das als Einleitung gegebene Programm Hafis-Daumer's. Das Lied des Hafis wird zum Schiffe dessen Ladung „der Erde Herzen allzuhauf" sind. Bald reizend epigrammatisch, bald sorgsam ausgeschildert, duftig, rege und funkelnd schließen sich die Glieder der Kette aneinander; man möchte keins missen, so prächtig sind sie alle, und wieder wüßte ich kaum eins herauszuheben was nicht am Nachbar sein Aequivalent hätte. Wer das Schönste herausschreiben wollte, der müßte das Buch copiren. Es wird erfüllt was das Programm verspricht: Keim auf Keim einer unbefangenen, naturfrohen Lebensanschauung senkt sich ins Herz, und neben den Sprossen die ihnen entsteigen bleibt kein Raum für die aschgraue, abgestandene Weisheit der „blauen Kutten", mit der wiederum in alter humoristisch-sarkastischer Weise umgesprungen wird. Das ist nun doch wieder einmal ein Buch das dem Menschen wohlwill und die allerersten, unveräußerlichen Postulate des wirklichen Menschendaseins versteht und mit Herzensfreudigkeit und Freiheit des Geistes anerkennt.

Das andere Werk von dem ich reden wollte, „Hafis in Hellas", ist eine der originellsten Schöpfungen denen ich begegnet bin. Seinen auffallenden Titel verdankt es einerseits der Hafis'schen Richtung der es huldigt, und zweitens einer zwiefach hellenischen Färbung, indem es sowol die Antike in seinen Kreis zieht als auch moderngriechische Localtöne bringt. Es ist zum größten Theil in Griechenland und Kleinasien geschrieben oder doch unter dem Einflusse des Vertrautseins mit den Lebensbeziehungen im Osten concipirt. Der erste Eindruck dieser oft seltsam construirten, eigenthümlichen, zumeist reimlosen Verse war mir ein wunderlich wirrer. Die Tagespoesie, deren Gewohnheit wir haben, liest sich glattweg mit den Augen, man braucht kein Gehirn dazu, der „Hadschi" verlangt aber daß wir dessen mitunter sogar viel haben, wenn uns seine Intention nicht entgehen soll, und daran muß man sich erst gewöhnen. Ich muß dem wunderlichen Buche gegenüber mir einen wunderlichen Vergleich erlauben. Es kommt mir vor wie ein Cylinder der von der Erde bis in den Himmel ragt. Im Centrum der Kreisdurchschnitte liegt die Liebe, in der

*) Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte von G. F. Daumer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hafis. Neue Sammlung von G. F. Daumer. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1852. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Peripherie enden ihre Strahlen und markiren dort in allen Höhengraden bestimmte Liebespunkte, Liebe ab ovo usque ad mala, von den frühesten, zartesten Regungen an durch alle Phasen des Familienlebens, durch alle Altersstufen, Wechselfälle und Potenzen hindurch, Alles aber in einer Weise die dem Gewöhnlichen durchaus fernbleibt. Es sind Ideenverbindungen da die Jedermann überraschen müssen, Uebergänge die scheinbar unmöglich sind und sich doch harmonisch lösen. Bald rauschen die Adlerschwingen Pindarischen Flugs uns hoch zu Häupten, bald singt uns Anakreontische Heiterkeit an, der Cylinder steht in gleicher Sicherheit, ein Thurm der Liebe, in allen Zonen, gekrönt mit sonnigen Zinnen, geziert mit dort und da neckischem Schnörkelwerk, an das freilich nicht immer hellenisches Maß paßt, und fest begründet im wirklichen heiter-ernsten Leben. Mitunter scheint uns der gewählte Stoff nahebei trivial, mitunter streift er hart an Das was die verzärtelte Prüderie der Gesellschaft benaserümpfen zu müssen glaubt, aber wenn wir näher zusehen, handelt es sich nun doch immer um eine echtmenschliche Stimmung, die treffend aufgefaßt und in ihrer richtigen Bedeutung gewürdigt ist. Die deutsche Literatur hat kein Gegenstück zu diesem Werke. Selbstgeschautes, Selbsterlebtes und Selbstgefühltes hat sich hier in einem eigenthümlich organisirten, hochgebildeten Geiste auf besondere Weise niedergeschlagen. Es steckt eine unverwüstliche Geistesfrische und Sinnenwärme, ein unbesieglicher, fast tollkühner Humor darin; er kauert sich zusammen wie die Feder einer Vexirdose, wankt und schwankt tändelnd und schäkernd nach rechts und links und schießt dann plötzlich wieder kerzengerade in die Höhe, hochaufgerichtet, feierlich und weihevoll. Dort und da findet sich ein Erlebniß, ein wehmüthig ergreifendes Erinnerungsblatt, das tausend Andere zu einer Sündflut sentimentaler Exclamationen verleitet hätte, aber auch da ist die Gesundheit gewahrt, auch da sind die alten heitern Götter gerettet. Die hellenische Luft ist allem Anscheine nach heute noch ein Elixir das von den sacrosancten Nebeln curirt. Die Kaaba des „Hadschi“ ist das ganze vollbesaitete Menschenherz, wie er es selbst aus dem Osten mitbrachte. Zu ihm ist er gewallfahrtet, und seine Wallfahrt hat mehr Nutzen gehabt als die des frömmsten Fakir. Auch er brachte heilige Rosenkränze mit, aber Rosenkränze deren Betkügelchen für Lebende und Lebensfrohe, nicht für Sterbende und innerlich Welke gemacht und geweiht sind. Und auch dieser ist wie Daumer kein Jüngling mehr, sondern ein alter Herr.

Ich hoffe nicht daß Sie sich wundern, wie ich das allergrößte Gewicht auf die Werke gerade legen kann, die, so vollendet sie auch sind, doch nicht durch die Größe des Vollendeten wirken. Mir scheint in solcher Zeit das Wirksamste und Trefflichste Das zu sein was nach Daumer: „gefällig ohne Mühe Keim auf Keim“ pflanzt, denn am großen, umfangreichen Kunstwerke adeln sich nur Jene weiter, in denen schon das Verständniß aufgegangen ist, die Andern drückt es und schreckt es zurück. Es gilt vorallem die Empfänglichkeit wachzureizen, den Menschen aus den nebeligen fables convenues herauszuschälen, von denen er umgeben ist, und ein ganzes Menschenverständniß in die Welt zu pflanzen. Schafft dem Menschen nur erst vor sich selbst das volle Erkennen, die volle Würdigung seiner auf das Leben gestellten Wünsche und Bestrebungen, schafft ihm in seinen nächsten persönlichen Beziehungen, im Hause und in der Familie, sein freies, volles Rechtsbewußtsein, und es wird ihm Niemand mehr draußen seine Rechte beschränken oder vorenthalten können. Auf kranken Boden läßt sich kein gesundes Haus bauen, wenigstens keins was dauert; das erzählt die Geschichte aller Revolutionen. Die Verbesserung und Festigung des Bodens ist also von erster Wichtigkeit, und ich bin alles Ernstes der Ueberzeugung daß Bodenstedt, Daumer und unser „Hadschi“ mit ihren frischen, nicht von der Scenenwelt abstrahirenden Liedern mehr dafür thun, namentlich praktischer dafür wirken als eine ganze Menge grundgelehrter Philosophen und utopistischer Nationalökonomen. Reime bleiben haften, Strophen, Epigramme werden zu Maximen; construiren mag die Prosa, das kann in der That nur sie, und Gutzkow hat unzweifelhaft Recht wenn er sie als die Hauptmaschine und etwa auch als das schwere Geschütz des Geistes anerkannt wissen will: aber die Lyrik reicht überall dorthin, wo die Constructionsmaschinen und der Artilleriepark keine Basis finden. Sie nimmt wie ein Proteus tausendfache Gestalt an, ist überall und kann überall wirken, und für das Engagement eines Kampfes ist sie geradezu unersetzlich.

Trotz des vielgestalteten Schimmels der unter dem Namen Poesie auf der Gesellschaft sitzt, trotz des verwaschenen Verwesungsfingsangs gibt es nun doch noch Herzen die Sinn haben für das wahrhaft Heilige, für das echte Pathos, für die alleinseligmachende Religion, mit einem Worte, für Sittlichkeit und Liebe, für das Gute und Schöne. Alle sogenannt positiven Religionen halten sich ja auch nur durch Das was sie Sittlichkeit und Liebe nennen. Wer nun den Tag in der Brust trägt, die Erkenntniß, das Licht, das ebenso gern die Rose der Kunst wachküßt als diese dem geliebten Lichte die Primitien ihres Liebesduftes, ihre Jungfräulichkeit opfert, dem liegt es ob mit glühendem Lichte den Schein der Sittlichkeit, mit flammender Liebe die Grimasse der Liebe zu befehden. Das ist eine der Aufgaben der Literatur und zumal der Lyrik. Die Prosa zeichnet in großen Umrissen den Plan und die Werkstücke zu dem Bau des Tempels, sie führt die Hammerschläge, sie schwingt das Streitbeil im Kampfe; die Lyrik aber sorgt für die Ornamente welche die Beter heranreizen, sie webt die Tapeten und malt die Fresken, und in der Schlacht schießt sie Pfeile. Am meisten wirkt sie indeß doch still für sich allein durch Merlin'sche Wunder. Sie ist es einmal die sich warm auch um das erkältetste Herz schmiegt und das Eis herausschmilzt, Keime pflanzt und so die Sehnsucht nach einem lebenswürdigen Dasein zum Treiben bringt. Sie demonstrirt nie dringlicher, sie kämpft nie heldenhafter als wo sie statt aller Pfeile nur reiche,

gesunde, üppige, dornenlose Blumen aus dem Köcher schüttet; sie steht nie ernster und fester für die Freiheit als wo sie naturwahre Liebe feiert. Die Freiheit wird nur geboren aus einer Verbindung ganzer Mannheit und ganzer Weiblichkeit. Wer um Liebe heult und flennt, der ist unmöglich ein Mann.

Dies Amt der Lyrik ist uralt, schon die Trobadors versahen es, und wenn Peyre Cardinal die Liebe leugnet, so leugnet er eben nur die etiquettemäßige Courtoisie seiner Zeit, die man Liebe nannte. Die Trobadors waren die Spitzen, die Philosophen, die Humanitaire des 12. und 13. Jahrhunderts, sie waren die Censoren im römischen Sinne, und waren die ersten „innern Missionare". Wie heute an den Kirchenecken und auf den Marktplätzen die schwarzen schmalen Gestalten der Jesuiten das Evangelium des Leidens predigen und stündlich versichern daß der Genuß Sünde, die Erde aber ein Jammerthal sei, so predigten damals die Boten der Trobadors, die Jongleurs, in den Schloßhöfen, in den Sälen der Castelle und vor dem Volke auf dem Markte in bunten Kleidern die Pracht der Welt, die Wunder des Lebens und den Kampf gegen die Finsterniß. Der erste Gassenprediger jener Tage, Izarn, war selbst ein Trobador-Renegat, und der Stifter des Predigerordens, Dominicus, dem wir die Inquisition verdanken, copirte die Jongleurs. Seine Mönche waren die Jongleurs der Kirche.

Der Kampf ist neuerdings in der alten Form wieder aufgenommen worden, und mich dünkt daß es nur dieser Mahnung bedurfte, die Poeten daran zu erinnern daß sie die echten innern Missionare sind. Lieder müssen unsere Jongleurs sein, Lieder in denen der ewige Frühling der Natur mit seiner reichsten Maienpracht und seiner unerschöpflichen Freudenfülle so mächtig strebt und schafft daß der Cultus der Blässe, die Apotheose des Winselns kopfüber in das Grab zurückgeschleudert werden aus dem sie gespenstig entwischten. Hengstenberg schlägt vor: die Lumpensammler zur Verbreitung von Traktätchen und Bildchen zu benutzen; bedienen wir uns der präparirten Lumpen um die Lande lenzmündig zu machen. Gerade weil ihre Wirksamkeit herausgefodert und nothwendig geworden ist, kann und muß die Lyrik sich wieder zu sich selbst erheben, und da sie durch die ihr zufallende Aufgabe Werth und Wichtigkeit gewinnt, wird ihr die Theilnahme der Männer, auch jener die weder vom Fach noch Kritiker sind, wieder zuwachsen. Männer stehen immer für Gegenwart und Zukunft, und der Kampf der Poesie ist ja gegen das Heer der Hel gerichtet. Der Lenz, die Frische, die Kraft und die Freude stehen gegen den Winter, die Verwesung, die Schwäche und künstliches Elend; Heiteres, Sonnenstrahlen vernichten die Dumpfheit und die Nacht. Es gilt Oede in blumenprunkende Gärten zu verwandeln, wie Merlin gethan. Es handelt sich um eine innere Mission der Freude, der Liebe, der Schönheit . . . und in den Reihen dieser Missionare, hoffe ich, begegnen einander künftig auch wir, lenzmuthig und befreiten Sinnes, durch die Kunst für jene Freiheit wirkend und streitend die sich nicht auf Barrikaden erfechten läßt. Freiheit wird nur dadurch ein möglicher Zustand daß sie zuvor ein Bewußtsein war.

In dieser Weise fasse ich die Lage der poetischen Acten auf, Das erwarte und Das hoffe ich. Von Herzen danke ich Ihnen dafür daß Sie mir Veranlassung gaben Das was ich darüber dachte so viel als möglich zusammenzuraffen und wenigstens Einiges bestimmt zu formuliren. Gerade Ihre Sagen und Lieder im Vereine mit Ihrer unbefangenen, mannhaften Gesinnung und Ihrer freudigen Naturanschauung machten mich klar über Manches, vermittelten mir Anderes und nieteten mich vorallem wieder fest in dem Sattel, in dem mich der Glaube an den Werth eines Witzes einen Augenblick fast wankend gemacht hatte.

Hier haben Sie mit Dank Ihr mittelbares Eigenthum zurück. *)

Skizzenbuch in Worten und Bildern. Aus Westfalen, dem Rheinlande, der Schweiz, Baiern und Sachsen. Von Ludwig Löffler. Leipzig, Weber. 1851. 8. 1 Thlr.

Die Touristen, diese neue Species von Zugvögeln oder Strandläufern — hierüber sind die Gelehrten noch nicht ganz einig —, haben sich seit der Erfindung der Eisenbahnen in solchem Maße vermehrt daß man sich des Sommers auf den beliebtern Reiserouten der Schweiz, des Rheinlandes u. s. w. kaum zehn Schritte bewegen kann, ohne an einen zum Norden oder Süden ziehenden anzustreifen. Sie sind im Gegensatze zu wissenschaftlich gebildeten Reisenden das unbeständigste Volk das man sich nur denken kann; sie flattern von einem Orte zum andern, verweilen in keinem Neste länger als eine Woche, begucken Alles neugierig und bringen dann Skizzen- und Tagebücher mit zu Hause, die so recht für unsere moderne Welt passen, die tausend Einzelheiten zum piquanten Zeitvertreib haben will. Ludwig Löffler, bekannt durch seine leichten, oft in französischer Manier charakteristisch hingeworfenen Skizzenbilder, hat in dem oben angezeigten Werke seine Erlebnisse und Erfahrung, die er auf einer größern Tour durch Westfalen, die Rheinlande, die Schweiz, Baieen und Sachsen gesammelt, niedergelegt. Er ist einer von Jenen die gern aus dem Volksleben schöpfen, und man muß ihm zugestehen daß er häufig den Moment glücklich zu erfassen weiß, wo sich diesen derben gedrungenen Gestalten eine humoristische Seite abgewinnen läßt. Besonders gelungen sind in dieser Hinsicht die Bilder: „Trachten am Bodensee" (S. 127) und „Ausrufer auf dem mainzer Markt" (S. 87). Er versäumt aber deshalb nicht seinen Blick auch über die andern Schichten der Gesellschaft streifen zu lassen, ja sogar die Elite wird nicht verschont um die Lachmuskeln des Lesers in Bewegung zu setzen, wozu die komischen Gestalten der Engländer natürlich das Meiste beitragen (vergl. „Morgenanzüge auf dem Rigi", S. 117, und „Schweizer Omnibus", S. 119). Daß Löffler auch mit vielem Glück das Feld der Satire beherrscht, davon liefert die ausgezeichnete Skizze „Madame de Pompadour" den schlagendsten Beweis (S. 193). Es würde uns hier zu weit führen dieses in fließendem Stile geschriebene Buch in seinen Einzelheiten noch ferner zu verfolgen, da auch Architektur, Kunst sowie die Schönheit der ländlichen Naturscenerie darin keine untergeordneten Rollen spielen. Wir bemerken also blos noch schließlich, daß es insbesondere allen Jenen bestens empfohlen zu

*) Den zweiten Brief von Max Waldau bringen wir im nächsten Monat. D. Red.

werden verdient welche die Absicht haben in eines der obengenannten Länder Vergnügungsreisen zu unternehmen; denn sowol der flotte jenenser Bursche als auch das „bemooste Haupt" aus Heidelberg, der elegahte leipziger Dandy wie der kritische berliner Referendar und der fahrende münchener Künstler, es wird jeder darin das Seinige finden. Das Buch ist sehr elegant ausgestattet und enthält als Zierde eine bedeutende Zahl sorgsam ausgearbeiteter Holzschnitte. 77.

Luther in Worms. Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben. Zwei Lebensbilder für das Volk und die reifere Jugend aufgestellt von Johann Ernst Volbeding. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 12 Ngr.

Diese beiden historischen Schilderungen erschienen früher in der von dem Verfasser seit 1850 herausgegebenen „Illustrirten Zeitung für die Jugend". Diejenigen haben vollkommen Recht gehabt, die durch ihren Rath und ihre Meinung der Anstoß zu gegenwärtigem besondern Abdrucke gewesen sind; denn diese Lebensbilder sind allerdings im Stande „unsere Jugend und unser Volk auf eine anschauliche Weise mitten in das Leben der beiden Reformatoren einzuführen und den Anlaß zu geben daß man sich mit denselben auch nach andern Seiten hin vertrauter mache, als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, wozu namentlich die Lehrer in den Volksschulen beitragen können, wenn sie durch lebendige Schilderungen mehr in das Einzelne einzugehen sich angelegen sein lassen". Der Verfasser hat infolge eines gewiß mühsamen Quellenstudiums durch so manches Thatsächliche in dem Leben der hier auftretenden Personen, durch viele charakteristische Züge aus ihrem Privatleben und durch die glücklich angelegten und durchgeführten Dialoge und die jenen Männern in den Mund gelegten Reden seinen Lebensbildern einen hohen Reiz frischen Lebens und anziehender Natürlichkeit zu geben gewußt, sodaß sie ihren Zweck nicht verfehlen können. Und besonders kann das Volk und die Jugend unserer Gegenwart aus der Betrachtung jener „herrlichen Gottesmänner" mit der ihnen eigenthümlichen Frömmigkeit, Bescheidenheit und Demuth unendlich viel lernen, und wir müssen es von dieser Seite auch noch besonders anerkennen daß der Verfasser die sich ihm darbietenden Gelegenheiten wohl benutzt hat, über so manche Gegenstände, die es verdienen unserm Volke und unserer Jugend näher gerückt zu werden, wie z. B. über die Bibel und die Luther'sche Uebersetzung derselben, über die Katechismen Luther's, über das Gebet u. s. w., durch den Mund jener Männer sich auszusprechen und unserer Zeit Wahrheiten zuzurufen, die sie zu ihrem Heile beherzigen und beachten mag. Wir wünschen daß in ähnlicher Weise auch andere große Männer und andere wichtige Zeitabschnitte unserer Nation zu Nutz und Frommen unsers Volks in Lebensbildern dargestellt werden. 68.

Goethe's „Hermann und Dorothea" in englischen Hexametern.

Während Deutschland noch immer vom politischen Geiste der angrenzenden Länder besiegt und zerrissen wird, zieht deutsche Wissenschaft und Kunst immer siegreicher über den Erdball. Im Norden und im Süden, diesseit und jenseit des Meeres, fast in allen civilisirten Ländern macht unsere Literatur immer merklichere Fortschritte. Einen erfreulichen Beleg dazu liefert die Schrift: „Herman and Dorothea. Translated into English hexameters, from the German hexameters of Goethe. With an introductory essay." (London 1849.) Der Uebersetzer, der sich mir schriftlich nannte, ist Charles Tomlinson in London. Er war mehrmals in verschiedenen Theilen Deutschlands und beschäftigt sich mit Goethe seit fast 20 Jahren. Davon zeugt denn auch seine Arbeit. Sie ist mit tüchtigem Verständniß ausgeführt und gibt das Original treu und meist glücklich wieder. Nirgend ein Misverständniß, wie es bei französischen Uebersetzungen so häufig ist, überall Sorgfalt, innige Liebe zur Sache, Gewandtheit und Sinnigkeit. Zuweilen ist dem Gedanken eine etwas veränderte Wendung gegeben, und führt dies auch leicht eine kleine Abschwächung herbei, so weiß doch jeder Uebersetzer daß es unvermeidlich ist. Die volle seelenvolle Lebendigkeit und den Schmelz des Originals wird kein Billiger fodern und sich gern mit dem hier wiedergegebenen ungefälschten geistigen Kerne und Tone der Urschrift begnügen. Goethe's Schilderung der Auswandererwagen z. B.

> Traurig war es zu seh'n, die mannichfaltige Habe,
> Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverseh'ne, und die ein
> Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
> Immer bereit zum Gebrauche, denn Alles ist nöthig und nützlich:
> Nun zu sehen das Alles auf mancherlei Wagen und Karren
> Durcheinander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
> Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke,
> In dem Backtrog das Bett und das Leintuch über dem Spiegel.
> Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
> Jahren auch wol geseh'n, dem Menschen alle Besinnung,
> Daß er das Unbedeutende faßt und das Theu're zurückläßt —

gibt der Uebersetzer so wieder:

> Sorrowful was it to witness the many utensils domestic,
> Which in a well order'd house lie hid, each one in its right place,
> Ready at all times for use, for what in a house is not useful?
> All these now tumbled together in numerous carts and in wagons:
> Over the cupboard are hastily thrown the sieve and the blanket,
> Here is the bed in the baking trough, over the mirror the sheeting:
> How much, alack! does danger deprive men of sense and reflection!
> As we saw at the fire, which, twenty years back, raged around us,
> Men in their haste saved the worthless, and left what was costly behind them.

Eine spätere Stelle, am Schluß des siebenten Gesangs, den Abschied vor der Heimkehr schildernd:

> Hermann faßte darauf sie bei der Hand an und sagte:
> „Laß uns gehen; es neigt sich der Tag, und fern ist das Städtchen."
> Lebhaft gesprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
> Hermann zog sie hinweg: noch viele Grüße befahl sie.
> Aber da fielen die Kinder mit Schrei'n und entsetzlichem Weinen
> Ihr in die Kleider und wollten die zweite Mutter nicht lassen —

ist so übertragen:

> Herman then taking the hand of the maiden, said: „Let us depart now:
> Day is quickly declining, and distant still is our homestead."
> Thereupon cheerfully greeting, the women embraced Dorothea,
> Who left many a message for many a friend that was absent.
> Herman drew her away; but the children, with terrible weeping,
> Clung to her clothes, and would not their second mother abandon.

Eine der schwierigsten Aufgaben war die vorausgestellte Uebersetzung der Elegie „Hermann und Dorothea". Auch hier nirgend ein Misverständniß. Vielmehr ist eine vollständige Erklärung derselben in der Einleitung beigefügt. Diese letztere ist überhaupt ausführlich und eine treffliche Vorbereitung für den englischen Leser. Zuerst wird die Entstehung des Gedichts in den Jahren 1795—97, nach der italienischen Reise und der Herausgabe der „Horen" und der „Xenien", meist mit den eigenen Worten Goethe's und Schiller's aus deren Briefwechsel geschildert. Dabei tritt das schöne Freundschaftsverhältniß zwischen Beiden anschaulich hervor, und es zeigt sich, wie oft die schöpferischen Wochen Goethe's durch Pausen des sorgfältigsten Studiums und Nachdenkens, der Nachbesserung und Ueberarbeitung unterbrochen wurden. Ebenso war es, erinnert der Uebersetzer, bei Shakspeare, Pope, Gray. Nun wird auf den Stoff des Gedichts übergegangen, der aus der Schrift „Das liebe-

thätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten" genommen ist, und erörtert, warum Goethe die Scene an das Rheinufer verlegte und die salzburger Emigranten in französisch-deutsche Flüchtlinge umgestaltete. Der Hauptgrund ist wol daß Goethe gern die Ideen des Zeitalters worin er lebte in das Gold der Poesie verwandelte und dies nur durch das Gold der Wahrheit gewinnen konnte, indem er Selbstgesehenes und Selbsterlebtes oder vielmehr Aehnliches nach der Natur zeichnete. Diese Betrachtung gibt Veranlassung, W. von Humboldt's Urtheil, sowie das Verhältniß des Gedichts zu Voß' „Luise", Goethe's Neidlosigkeit, die Größe und Herrlichkeit seines Charakters überhaupt anzuführen. Die nun folgende Darlegung des Inhalts und die Bezeichnung der Charaktere ist, wie die obigen Mittheilungen über den Stoff der Idylle, so kurz und übersichtlich daß sie classisch genannt werden darf. Alles wird durch diese Skizzen für die Phantasie so lebendig, so wirklich daß es den Leser treibt in den Kreis des Gedichts selbst einzutreten, um die volle farbige Erscheinung ausgebreitet zu sehen und zugleich der tiefern Bedeutung der weltgeschichtlichen Bezüge, der im Hintergrunde liegenden politisch-poetischen Grundidee innezuwerden, die der Uebersetzer aufzufassen nicht ermangelt hat und die etwa so anzudeuten wäre: Die das häusliche Leben zerrüttenden Folgen von Bewegungen, die Ausflüsse einseitiger revolutionnairer Principien sind, werden durch kräftige und reine Weiblichkeit am ersten und schönsten wieder ausgeglichen. So suchte Goethe den Grundsätzen der Französischen Revolution, vor denen er seine Landsleute oft nachdrücklich warnt, mittelbar beizukommen, und der Uebersetzer nennt „Hermann und Dorothea" den wirksamsten Angriff des Dichters in diesem Sinne.

Es reihen sich nun ausführliche Erklärungen des Uebersetzers über die Anwendung des Hexameters im Englischen an, die er vertheidigt und sich dabei auf Southey's „Vision of judgment" und Longfellow's „Evangeline" beruft. Viele seiner Landsleute erklären dagegen den englischen Hexameter für ein „failure". Die Acten über diese Angelegenheit sind noch unvollständig, weil die Debatte darüber wie der Hexameter der englischen Sprache zu accommodiren sei in England selbst noch nicht geschlossen ist. Vorallem fragt es sich ob er rein accentuirt zu behandeln oder ob eine secundaire Rücksicht auf die Quantität zu nehmen sei wie im Deutschen. Der Uebersetzer nimmt Partei für den reinaccentuirten Hexameter. Er bemerkt, die englische Sprache enthalte sehr wenige Spondeen und einige Schriftsteller leugneten sie ganz und gar. Die ähnliche Behauptung Southey's, „Egypt" sei der einzige englische Spondeus, macht aber offenbar einen komischen Eindruck. Ganz richtig wird im zweiten Bande des zweiten Jahrgangs des „Archiv für das Studium der neuern Sprachen" von Herrig und Viehoff vorläufig auf Wörter wie precept, rescript hingewiesen. Auch dächte ich, shouldst z. B. wäre eine ehrliche Länge in Thou shouldst als Hexameteranfang. Wie der Streit ausgehen werde, ist vom Standpunkt der ähnlichen deutschen Erfahrungen aus leicht vorherzusagen: denn das Englische ist eine deutsch organisirte Sprache mit vorwaltenden deutschen Grundstoffen. Klopstock und Goethe schrieben noch reinaccentuirte Hexameter, die Quantität wurde höchstens in bedenklichern Fällen instinctiv, nach dem Gefühle des Wohlklangs beachtet. Selbst von Schiller gilt im Wesentlichen noch Dasselbe. Voß eroberte uns die Quantität zurück, A. W. von Schlegel führte dessen Princip ungezwungener und feiner durch, Platen erstieg den höchsten Gipfel und bildete die schönsten quantitirt-accentuirten deutschen Verse. Einen ähnlichen Gang wird die englische Sprache gehen, nur einerseits einen langsamern, andererseits zu einem viel weniger hohen Ziele. Einen langsamern, weil das englische Ohr sich noch schwerer ins Feine bildet als das deutsche, da der Engländer nicht nur weniger Sinn für musikalische, sondern auch für plastische Schönheit hat als wir, diese letztere aber in der Versform durch die Quantität vertreten wird. Zu einem weniger hohen Ziele, weil in der englischen Sprache der quantitative Unterschied betonter und unbetonter Silben noch größer, unbetonter unter sich aber noch kleiner ist als bei uns. Indeß der Rede werth ist die Quantität im Englischen jedenfalls noch und wird sich daher auch in der poetischen Rede allmälig geltendmachen. Für jetzt ist es schon Gewinn genug wenn nur die Taktbewegung des Hexameters und zunächst nur in Uebersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen durchdringt. Diesen Fortschritt begünstigt unser Uebersetzer durch seine reinaccentuirende Behandlung. Ohne den Hexametertakt hätte er Ton und Stimmung des Goethe'schen Meisterwerks nicht so treu wiedergeben können; denn „auch die Form hat ihren Geist". Aber freilich kommt in der Einleitung (S. 44) eine Bemerkung vor die oft wenigstens die Geläufigkeit dieses Takts und zuweilen ihn selbst höchst bedenklich beeinträchtigen dürfte, wenn sie praktisch entschiedener durchgeführt wird als es glücklicherweise der Verfasser gethan hat. Er sagt nämlich dort, er habe sich erlaubt im Hexameteranfang und zuweilen auch in dessen Fortgange irgend einen Fuß von zwei oder drei Silben statt des Spondeus oder Daktylus zu gebrauchen. Bei Einräumung solcher Licenzen aber entstehen theils solche Verse, bei deren Lesung man auf halbem Wege umkehren muß um durch einen neuen Ansatz einen Hexameter herauszuskandiren, theils solche die an sich reine Prosa sind und nur durch arithmetische Abtheilung der Silben und Füße zu Hexameterskeletten gepreßt werden: also theils verunstaltete, theils ganz vernichtete Verse. Jede Sprache darf in ihrer Nachbildung des alten Metrums nur so weit von den classischen Regeln abgehen als ihre Natur es nöthig macht, die englische also keine andern Hexameter zulassen als die beim Lesen als melodische Sechsfüßer vom Stapel laufen. Nur unter dieser Bedingung darf jene Licenz eintreten, sodaß ich z. B. Thou shouldst als Hexameteranfang zulassen würde, obgleich die gewöhnliche prosaische Betonung die iambische ist. Die volle plastische Structur des griechischen Hexameters ist den modernen Sprachen unerreichbar, aber die Melodie, den Takt können und müssen sie unverändert festhalten. Zu der harmonischen Architektur der Alten fehlen den Neuern zum Theil die Bausteine in ihren Sprachen, zur melodischen Färbung ist noch Alles vorhanden. Die Alten waren vorzugsweise Baumeister und Bildhauer, wir sind vorzugsweise Maler und Musiker. Das Letztere hat denn auch unser Verfasser praktisch bewährt, indem seine Verse zum größten Theile fließende Hexameter sind, gleich dem ersten:

Never before have I seen the streets and the market so lonely.

Uebrigens spricht er es selbst am Schluß der Einleitung aus daß ihm Sinntreue wichtiger gewesen sei als Schönheit des Verses.

Zum Schluß gedenken wir noch der einleitenden Verse: „The translator to the reader." Der Uebersetzer preist zuerst den Rhein:

Dear to the heart of thy people art thou and dear to the stranger!

(Du bist theuer dem deutschen Gemüth und theuer dem Fremden!)

beklagt dann (1849) daß der Friede seine Ufer verlassen habe, mahnt zu edeler Haltung:

Reader! whoever thou art, oh, cherish the pure and the holy,
Manfully act thy part!

(Leser, wer immer du seist, o liebe das Reine, das Heil'ge,
Männlich thue dein Werk!)

und blickt zuletzt auf die sittliche Wirkung von „Hermann und Dorothea" in diesem Sinne.

Wir Deutschen aber, die wir unsere Werke und unsern Geist über fremde Völker mehr und mehr sich ausbreiten sehen, und zugleich selbst den Honig aus allen ihren blühenden Gärten saugen, dabei aber so langsam politisch wachsen, so schwer uns ausgestalten und so spät altern wie unsere Eichen, wir wollen in unsern Tagen mehr als je nicht nur dieser Worte

des Verfassers, sondern auch des schönen Zurufs aus Goethe's Elegie „Hermann und Dorothea" eingedenk sein:

Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber,
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht!

A. Peters.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

Ariosto, Bernardo Tasso und Isabella Gonzaga.

Das Leben der Isabella von Este, Tochter Ercole's I., Herzogs von Ferrara und Gemahlin Francesco Gonzaga's, Markgrafen von Mantua, bietet in einer an bedeutenden Frauencharakteren reichen Zeit ein schönes Muster so verständigen wie sinnigen Wirkens für Staat, Familie, Wissenschaft und Kunst. Am 18. Mai 1474 von einer Mutter geboren welche in Zeiten der Gefahr wie der Ruhe Muth und Charakterstärke in gleichem Maße andentaggelegt hatte (Eleonora d'Aragona, Tochter König Ferrante's I. von Neapel), wurde sie im Februar 1490 mit dem Gonzaga vermählt: der Markgraf nach Bericht eines Chronisten „ein Jüngling von majestätischem Aussehen, mit breiter Stirne, lebhaften Augen, schönem Haar; Isabella die anmuthigste Jungfrau die man sehen konnte." Es war dieser Francesco Gonzaga derselbe der als Generalcapitain des italienischen Bundesheers dem Könige Karl VIII. auf seinem Rückzuge von Neapel bei Fornovo am Taro in den Gebirgen von Pontremoli den Paß zu verlegen suchte, ein harter Kampf welchen Commines in seinen Denkwürdigkeiten so ausführlich wie anschaulich schildert und bei welchem beide Theile sich den Sieg beimaßen. (Der Markgraf von Mantua ließ von Andrea Mantegna das Votivbild malen, das unter dem Namen der Madonna della Vittoria bekannt und durch seltsame Fügung in die Galerie des Louvre gekommen ist, und selbst nach dem Aussterben der mantuanischen Herzoge wurde in ihrer vormaligen Hauptstadt jedes Jahr am 2. Juli ein feierliches Kirchenamt zum Gedächtnisse jenes Kampfes von 1495 und der in ihm gefallenen Mantuaner gehalten.) Sowol während des Lebens ihres Gemahls wie nach dessen im Jahre 1519 erfolgten Tode war Isabella häufig von Staatsangelegenheiten in Anspruch genommen; Reisen führten sie nach Venedig, nach Rom, nach Neapel; im Jahre 1530 war sie in Bologna bei Karl's V. Kaiserkrönung, von welcher sie in einem ihrer Briefe eine hübsche Schilderung gegeben hat. Zwei Jahre darauf machte sie eine Reise nach Marseille, um dort eine der heiligen Maria Magdalena gebaute Wallfahrtskirche zu besuchen. Nachdem sie ihren ältesten Sohn, Federigo, zur Herzogswürde erhoben, einen der jüngern, Ferrante, als Feldherr und Staatsmann zu großem Ansehen sich aufschwingen gesehen hatte, starb sie 65 Jahre alt am 13. Februar 1539. „Nec spe nec metu", war ihr Wahlspruch.

Welche Kunstliebe nicht nur, welches Verständniß der Künste des Alterthums sowol wie der neuern Zeit Isabella besaß, legt ihre Correspondenz über Bestellungen, Ankäufe, Beförderungen an den Tag, von welcher manches durch Gaye in seinem „Carteggio inedito d'artisti" gedruckt ist, während Anderes und Reicheres noch der Bekanntmachung harrt. Mit Gelehrten und Dichtern stand sie in gleich eifrigem Briefwechsel. Carlo d'Arco, der Verfasser des Lebens Giulio Romano's und tüchtiger Werke über die Geschichte Mantua's im Mittelalter, hat in dem florentiner „Archivio storico italiano" (Appendice, II, 203 fg.) eine Reihe Briefe mitgetheilt, welche die vielfachen Beziehungen dieser ausgezeichneten Frau zu Ariosto, Bembo, Tasso dem Vater, Matteo Bandello dem Novellendichter, Paolo Giovio, Aldo Manuzio dem Typographen und mehren Andern erläutern. Von Ferrara aus schreibt ihr am 5. December 1531 Bernardo Tasso:

„Die Herausgabe meiner Gedichte würde mir wenig Tadel oder geringe Ehre (wenn sie mir ja Ehre bringen können) verschaffen, wenn ich sie nicht dem Urtheil Ew. Excellenz vorlegte, das hierin wie in manchen andern ehrenvollen Dingen vollkommen ist. Sind diese Verse eures Lobes würdig, so werden sie mir unendlich mehr denn jetzt werth und theuer sein. Nehme Ew. Excellenz sie denn an, und wenn Ihr einmal von Geschäften frei seid, so nehmet sie zur Hand, und indem Ihr meinen Unsinn leset, wollet ihn freundlichst entschuldigen und bedenken daß ich Euer Diener bin. Vermag ich auch nur wenig, so hoffe ich doch daß ich dafür gültiges Zeugniß ablegen werde, wenn mir noch etwas längeres Leben beschieden ist. Indem ich Euch langes und beglücktes Leben wünsche, bitte ich mich Euch demüthigst empfohlen sein zu lassen. Aus Ferrara, 5. December 1531. Ew. Excellenz und Herrlichkeit unterthäniger Diener Bernardo Tasso."

Im Jahre darauf sandte ihr Ariosto seinen „Orlando furioso" mit folgendem Schreiben:

„Meine erhabene und vortrefflichste Frau. Ich sende Ew. Excellenz einen meiner rasenden Rolande, denn nachdem ich das Werk so viel ich konnte verbessert und um sechs Gesänge vermehrt, auch durch viele hier und dort eingeflochtene Stanzen bereichert habe, würde ich gegen meine Pflicht zu fehlen glauben, überreichte ich nicht vor allen Andern einen Abdruck Ew. Excellenz, die ich verehre und anbete und welcher, wie ich weiß, alle meine Dichtungen, sie mögen sein wie sie wollen, willkommen zu sein pflegen. So geruhet denn diese kleine Gabe zugleich mit der ergebenen Gesinnung anzunehmen womit ich sie Euch überreiche, indem ich mich stets zu Gnaden empfehle. Ferrara, 9. October 1532. Ew. Excellenz ergebenster Diener Lodovico Ariosto."

Die Antwort war: „Magnifico Messer Lodovico. Euer Buch des Orlando furioso, das Ihr mir gesandt habt, ist mir in jeder Hinsicht sehr willkommen. Da Ihr, wie Ihr mir schreibt, es neuer Durchsicht und Feile unterzogen und vermehrt habt, so kann ich mir von der Lecture desselben nur neues Vergnügen und Genuß versprechen. Ich danke Euch so viel ich vermag für das Andenken das Ihr mir bewahrt, und versichere Euch daß ich wünsche es möge sich mir eine Gelegenheit darbieten Euch auf irgend eine Weise nützlich zu sein, und Euch die besondere Zuneigung zu beweisen die ich zu Euch hege, um Eurer vortrefflichen Geistesgaben willen die aller Förderung würdig sind. Von Herzen erbiete ich mich immer zu Euern Wünschen und Befehlen. Aus Venedig, 15. October 1532. Isabella, Markgräfin von Mantua."

Nicht ohne Interesse sind die beiden nachfolgenden Schreiben, das eine von Aldo Manuzio an die Markgräfin, das andere von dieser an Giovan Giacomo Calandra, einen der mantuanischen Beamten, der sich auch als Dichter bekanntgemacht hat. Beide Briefe erläutern das Schriftsteller- und Buchhändlerwesen der Zeit.

„Erhabene und vortreffliche Herrin. Ich habe ein Schreiben Ew. Excellenz erhalten, worin Ihr sagt daß ihr alle meine Bücher auf Pergament wollt. Ich habe nur folgende: Martial, Catull, Tibull, Properz, Petrarca ungebunden, Horaz, Juvenal und Persius gebunden und mit Miniaturen verziert. Gefällt es Euch daß ich diese sende, so lasset es mich wissen und ich werde sie der von Euch beauftragten Person zustellen. Für die Zukunft werde ich mich nach Dem richten was Eure Herrlichkeit mir geschrieben hat, der ich mich stets empfehle. Venedig, 13. Mai 1505. Diener, Aldus."

Die Bücher wurden gesandt zu folgenden Preisen: „Horaz, Juvenal und Persius, ausgemalt (miniati) und zusammengebunden, 6 Dukaten oder geringstens 4. Martial 4 oder mindestens 3 Dukaten. Catull, Tibull, Properz 3 oder mindestens 2½ Dukaten. Lucan 3 oder mindestens 2½ Dukaten."

Aus Bologna, kurze Zeit vor der Kaiserkrönung, schrieb die Markgräfin an Calandra: „Giovan Giacomo. Der hochwürdige Monsignor Paolo Giovio wünscht einige seiner Dialogen drucken zu lassen und hat uns gebeten ihm bei Ausführung dieser löblichen Absicht behülflich zu sein, indem wir ihm 70 Ries Papier schenken, von jenem das in Mantua fabricirt und von der Gattung welche der Ueberbringer, sein Bote, Euch

angeben wird. Und wir, die wir gedachten Monsignor Paolo um seiner Talente willen sehr lieben, sind mit Freuden geneigt seinen Wunsch zu erfüllen. So gebe ich denn Euch diesen Auftrag, wissend daß Ihr ihn gern übernehmet um Euch an einem guten und ehrenvollen Unternehmen zu betheiligen. Veranlaßt also daß besagte Quantität Papier dem Boten zugestellt werde, und versprecht den Papierhändlern in unserm Namen daß die Bezahlung für gedachtes Papier ihnen unfehlbar nach unserer Rückkehr nach Mantua eingehändigt werden wird. Sollten sie Schwierigkeiten machen bis dahin zu warten, so richtet es so ein daß sie sich wenigstens mit einer Abschlagzahlung von zwei Scudi die Woche begnügen, bis Alles abgetragen ist. Zu diesem Behufe werdet Ihr Euch mit unserm Hausmeister in Einvernehmen setzen, der für das Geld Sorge tragen wird. Gedachter Monsignor Paolo hat zugleich gewünscht besagtes Papier ohne Zahlung der Gabelle oder sonstigen Zolls aus Mantua ausführen zu können. Aber wir wissen nicht wie dies sich thun lassen wird, indem die Zölle sämmtlich verpachtet sind. Bologna, 21. November 1529. Isabella."

Wol mochte der „Orlando furioso" ihr willkommen sein, denn wie manche andere berühmte Frauen seiner Zeit hat Ariosta auch Isabella Gonzaga in den immer wie Frühlingsgärten blühenden Stanzen seines Gedichts verewigt, auf die Verehrung hindeutend mit welcher, Anderer nicht zu gedenken, Männer wie Baldassar Castiglione, der Verfasser des „Cortigiano", Pietro Bembo und Luigi Alamanni und die Gonzaga's ihr huldigten (Gesang XXXVII, Strophe 8, 9):

Es stand Marullo und Pontan euch bei,
Die beiden Strozzi sind euch hold geblieben,
Bembo and er, der, daß der Hofmann sei
Wie Er, ihm weise Lehren vorgeschrieben,
Auch Ludwig Alaman und jene Zwei
Die so die Musen wie der Kriegsgott lieben,
Vom Blut das wir im Lande herrschen seh'n,
Das Mincio theilt und schließt mit tiefen Seen.

Den Einen treibt nicht nur der eig'ne Drang
Zu eurem Lob in lauten Huldigungen,
Die sich von dem Parnaß mit hellem Klang
Bis zu des Himmels Näh' emporgeschwungen;
Rein, Liebe, die getrotzt dem Untergang,
Und feste Treu', von keiner Qual bezwungen,
Die Isabella ihm gewagt zu weih'n,
Heißt ihn mehr euer als sein eigen sein.

Haus- und Hofhalt des Herzogs von Urbino.

Unter den aus der Bibliothek von Urbino in die vaticanische gelangten Handschriften, welche neben vielen andern einige der schönsten mit Miniaturen verzierten Manuscripte, so den berühmten Dante, die große hebräische Bibel u. s. w. umfassen, finden sich Verzeichnisse der Personen welche den Hofstaat Federigo's von Montefeltro, Herzogs von Urbino, bildeten, der von 1444—82 regierte. Das Herzogthum Urbino, zu welchem damals weder Pesaro noch Senigallia gehörten und welches folglich ganz Binnenstaat war, hatte so geringen Umfang und Volkszahl daß weder die Menge der von Federigo ausgeführten Werke noch sein zahlreicher Hofstaat sich erklären lassen würden, wüßte man nicht daß er als Feldherr im Dienste größerer Staaten, so des Papstes und des Königs von Neapel, nicht unbedeutenden Sold bezog. Eines der genannten Verzeichnisse (mitgetheilt bei Dennistoun, „Memoirs of the dukes of Urbino", London 1851) nennt folgenden Hofstaat (I, 142 fg.):

Grafen, theils dem Staate angehörig, theils aus andern italienischen Provinzen, 45, Ritter vom goldenen Sporn 5, Edelleute 17, Richter und Räthe 2, Gesandte und Secretaire in Neapel, Rom, Florenz, Siena und Mailand 7, Staatssecretaire 5, Geheimschreiber 14, Lehrer der schönen Wissenschaften und Philosophie mit Einschluß des Astrologen Maestro Paolo 4, Architekten und Ingenieure 5, Vorleser bei der Mahlzeit 5, Copisten für die Bibliothek, deren mehre im Auslande unterhalten wurden, 4, Kaplane 2, Chorsänger für die Kapelle 3, Chorknaben 5, Orgelspieler 2, Teppichwirker 5, Fechtlehrer für die Pagen 2, Tanzmeister 2, Apotheker 1, Bewahrer der Palastschlüssel 1, Kammerherr 1, Schatzmeister 1, Haushofmeister 1, Kammerjunker 5, Pagen 22, Verschneider und Vorleger 3, Proviantaufseher 9, Kammerdiener 19, Tafeldiener 19, Lakaien 31, Köche 5, verschiedene geringere Diener 8, Stallmeister 5, Stalldiener 50, Wärter der Jagdhunde 1, Wärter der Giraffe 1. Zusammen 317 Personen. Diesen sind hinzuzufügen Hauptleute bei der Person des Herzogs 4, Obersten des Fußvolks 3, Trompeter und Trommelschläger 8, Waffenschmiedemeister 3. Der Hofstaat der Gemahlin Federigo's, Batista Sforza von Pesaro, bestand aus 7 Edeldamen und zahlreichen Kammerfrauen nebst 6 ältern Edelleuten. Der Erbprinz Guidubaldo hatte als Kind 7 Diener. Wahrscheinlich ist dies Verzeichniß nicht einmal ganz vollständig. 26.

Bibliographie.

Arno, A. und E. Neuhaus, Teplana. Historisch-romantische Fahrten um Teplitz und seine Umgebung. Mit Zeichnungen von Carl Merkel. 1ste Gabe. Meißen, Goedsche. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baur, W., Das Kirchenlied in seiner Geschichte und Bedeutung. Zur Beleuchtung der Gesangbuchsnoth im Großherzogthum Hessen. Eine Weckschrift für die Gebildeten in der Gemeinde. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 27 Ngr.

Bechstein, L., Deutsches Sagenbuch. 1ste Lieferung. Leipzig, G. Wigand. Lex.-8. 10 Ngr.

Knapp, A., Leben von Ludwig Hofacker, weiland Pfarrer zu Rielingshausen, mit Nachrichten über seine Familie und einer Auswahl aus seinen Briefen und Cirkularschreiben. Mit L. Hofacker's Bildniß. Heidelberg, K. Winter. 8. 22⅓ Ngr.

Minneburg, E., Gedichte. Tübingen, Osiander. 16. 25 Ngr.

Scheve, G., Phrenologische Bilder. Zur Naturlehre des menschlichen Geistes und deren Anwendung auf Wissenschaft und Leben. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, dem Portrait des Verfassers und 1 Steintafel, gezeichnet von M. Rugendas. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Die Phrenologie im Umrisse. Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Volz, K. W., Beiträge zur Kulturgeschichte. Der Einfluß des Menschen auf die Verbreitung der Hausthiere und Kulturpflanzen. Mit 3 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Bernet, J. J., Der apostolische Segens-Spruch. Letzte Predigt vorgetragen in St. Leonhard, bei St. Gallen, am 13. Juli 1851. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 3 Ngr.

Bock, E. v., Mein Austritt aus der römischen Kirche und aus dem Stifte St. Stephan in Augsburg. Kurz dargestellt. Ansbach, Junge. Lex.-8. 8 Ngr.

Loeff, S., Das Wesen der Linken und der demokratischen und constitutionellen Zeitungs- und Brochüren-Litteraten. Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Monod, A., Herodes und Johannes der Täufer. Eine Predigt. Aus dem Französischen von L. Rehfueß. Stuttgart. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Tanz und Märtyrertod. Eine Predigt. Aus dem Französischen von L. Rehfueß. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Ngr.

Mooser, W. F., Die städtischen Knabenschulen in St. Gallen und Vorschlag zu deren Reorganisation. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 8 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXXII.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1852
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XXIX.)

70. **Horn (M.), Die Pilgerfahrt der Rose.** Dichtung. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 16 Ngr. Gebunden 22 Ngr.

Eine anmuthig-zarte, liebliche Märchendichtung eines jungen talentvollen Dichters, zu deren Empfehlung dienen mag, daß dieselbe, wiewol noch in der ursprünglichen Form, die der Dichter jetzt vielfach erweitert und umgestaltet hat, vor kurzem von **Robert Schumann** in Musik gesetzt wurde.

71. **Jolowicz (H.), Die merkwürdigsten Begebenheiten der Allgemeinen Weltgeschichte** in Darstellungen deutscher Dichter für Gymnasien und Bürgerschulen gesammelt und mit geschichtlichen Bemerkungen versehen. Mit einem Vorwort von **Cäsar von Lengerke.** 8. Geh. 24 Ngr.

72. **Lieder für unsere Kleinen aus alter und neuer Zeit.** Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.** 8. Geh.

Früher erschien daselbst:

Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein. Eine wunderbare und ergötzliche Historie. Nach Zeichnungen von R. Töpffer in lustigen Reimen von J. Kell. (Mit 153 Holzschnitten.) 8. 1847. 20 Ngr.

Eine Tigergeschichte für lustige Leser. Dem Englischen nacherzählt von H. Bede. (Mit 7 Holzschnitten.) 8. 1846. 6 Ngr.

73. **Mahâbhârata**, in kritischer, vollständiger Uebersetzung von **T. Goldstücker.** Vier Theile. 4. Geh.

Der Uebersetzer ist mit der Arbeit so weit vorgerückt, daß der Druck dieses Werks bald wird beginnen können.

74. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von grossem Interesse für **jeden Gebildeten**, der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem **praktischen Arzte**, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser Atlas besonders dem **angehenden Mediciner** ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch grosse Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, dass der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Diese mit 31 Kupfertafeln bereicherte **zweite vermehrte und verbesserte Auflage** wird in Jahresfrist vollständig erschienen sein. **Probelieferungen** sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

75. **Mickiewicz (A.), Ballady i Romanse.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

76. ——————, **Farys. Grazyna.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

Früher erschien in demselben Verlage:

Malczeski (A), Marja, powieść Ukraińska. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod. Geheftet 15 Ngr., Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

Zaleski (B.), Duch od Stepu. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

77. **Moore (T.), Das Paradies und die Peri.** Mit dem gegenüberstehenden englischen Original. Miniatur-Ausgabe.

78. **Münz-, Maass- und Gewichtsbuch** von **Christian** und **Friedrich Noback.** 8. Geh.

Von den Verfassern erschien früher in demselben Verlage:

Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet. Zwei Abtheilungen. 8. Cartonnirt. 7 Thlr. 15 Ngr.

79. **Italienischer Novellenschatz.** Ausgewählt und übersetzt von **A. Keller.** Sechs Theile. 12. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Den Inhalt dieses Werks, von dem der erste und zweite Theil bereits erschienen sind, bilden 150 italienische Novellen, von dem rühmlichst bekannten Professor A. Keller in Tübingen übersetzt, als eine chronologische Reihe von charakteristischen Proben der italienischen Erzählungskunst, eine Geschichte der italienischen Novellistik in Beispielen. Diese Blüten der italienischen Literatur, der unerkannten Meisterin auf dem Gebiet der Novelle, liefern die mannichfachsten Beiträge zur Cultur- und Sittengeschichte Italiens und werden dem deutschen Publicum die anziehendste Unterhaltung gewähren. Des größten italienischen Erzählers, Boccaccio's, Novellen hat der Uebersetzer von seinem Plane ausgeschlossen, weil dieselben bereits in der „ausgezeichneten" Uebersetzung Witte's erschienen seien, welche den Titel führt:

Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von **K. Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 12. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

80. **Passavant (J. D.), L'oeuvre de Raphael d'Urbin,** ou catalogue raisonné des ouvrages de ce maître, précédé d'une notice sur sa vie. In-8. Geh.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände. 8. Mit 14 Abbildungen in einem Atlas in Folio. 1839. Velinpapier 18 Thlr., Pracht-Ausgabe (mit Kupfern auf chinesischem Papier) 30 Thlr.

In der Ausgabe auf Velinpapier werden sowol der Text als auch die Abbildungen dieses Werks einzeln erlassen; der Text kostet 8 Thlr., der Atlas 10 Thlr.

81. **Poland (F.), Dichter und Kanzler.** Trauerspiel in vier Aufzügen. 8. Geh. 16 Ngr.

82. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. 4. Geh. Auf feinstem Maschinenpapier 14 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 21 Thlr.

Die gewichtigsten Stimmen des In- und Auslandes haben bereits anerkannt, dass dieses Werk, welches seit seinem Beginn das Interesse des botanischen Publicums in hohem Grade erregte, dem immer fühlbarer gewordenen Bedürfnisse einer **gründlichen bibliographischen Zusammenstellung der gesammten botanischen Literatur** vollständig abhelfe. Unter Anderm bemerkt das „Literarische Centralblatt" (1852, Nr. 1): „Es fehlte noch immer

an einer zeitgemässen Zusammenstellung der gesammten botanischen Literatur aller Völker vom Anfange der Wissenschaft an bis auf unsere Tage, welche mit Uebersichtlichkeit und Kürze auch die grösstmögliche Genauigkeit verbände, und deren Einrichtung es nicht nur gestattete, ein jedes Buch mit Leichtigkeit aufzufinden, sondern sich auch über die bereits vorhandene Literatur irgend einen Gegenstandes aus dem Gebiete der Gewächskunde zu belehren. Diesen vielfachen Anfoderungen hat Dr. Pritzel in seinem Thesaurus vollkommen entsprochen."

83. **Raumer (F. v.), Vermischte Schriften.** Drei Bände. 8.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 12. 1845. 5 Thlr.
Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—1849. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Spreu. 16. 1848. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 8 Ngr.
Antiquarische Briefe von A. Böckh, J. W. Loebell, Th. Panofka, F. von Raumer und H. Ritter. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. 12. 1851. 1 Thlr. 10 Ngr.

84. **Rig-Veda**, die heiligen Gesänge der Brahmanen, herausgegeben von **M. Müller.** 8. Geh.

Dieses Werk erscheint in drei Abtheilungen und wird enthalten: I. Text des Rigveda. — II. Uebersetzung der Hymnen mit erläuternden Anmerkungen. — III. Abhandlungen über das Vedasche Alterthum, unter dem Titel: Prolegomena zum Veda.

Früher erschien bereits daselbst:

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung. Aus dem Sanskrit zum ersten male ins Deutsche übersetzt von M. Müller. 12. 1844. 20 Ngr.

85. **Schmidt (Marie), Fräulein Rothe und ihre Zöglinge.** Ein Buch für Mütter, Erzieherinnen und für die weibliche Jugend. 8. Geh. 1 Thlr.

In lebendig-anziehender Form eine Reihe von Unterrichtsprobestücken in verschiedenen Fächern des für Mädchen nach den Foderungen der Jetztzeit passenden Wissens und Könnens, entsprechend zugleich dem Ideale der modernen Pädagogik, den Unterricht zur Erziehung zu machen und Haus und Schule in nächste Nähe zu bringen. Außer den vorzugsweise dafür bestimmten Leserkreisen werden auch Schullehrer überhaupt den hier durchgesprochenen Lehrobjecten und dazu gehörigen Erzählungen nach Stoff und Form manches ihnen Zusagende abgewinnen können.

86. **Schücking (L.), Die Königin der Nacht.** Roman. 8. Geh.

Früher erschien in demselben Verlage:

Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Der Bauernfürst. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.

87. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Octav-Ausgabe. Achte Auflage.

88. ——————, **Gedichte.** Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet und gebunden.

Von E. Schulze erschien ebendaselbst:

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. Gebunden. 1 Thlr.
Sämmtliche poetische Werke. Vier Theile. 8. 1822. 6 Thlr. Mit Kupfern 8 Thlr.
Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.
—— Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. 1849. Gebunden. 3 Thlr.
Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr.
Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

89. **Der Septembervertrag und die gegenwärtige Situation in Hannover.** 8. Geh. 4 Ngr.

Eine dringende Mahnung an Hannover und Oldenburg, den als ein volkswirthschaftliches Unglück für beide Länder geschilderten Septembervertrag mit Preußen noch in der zwölften Stunde rückgängig zu machen. Die dafür angegebenen Gründe und in Vorschlag gebrachten Mittel verdienen jedenfalls allseitig, von den Vertheidigern wie von den Gegnern jenes Zollvertrags, gewissenhaft geprüft zu werden.

90. **Talvj, Heloise.** Eine Erzählung. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Roman der als geistreiche und gelehrte Schriftstellerin unter dem Namen Talvj rühmlichst bekannten Verfasserin ist das ursprünglich deutsch geschriebene Original des in englischer Sprache erschienenen, nach dem deutschen Manuscript übersetzten Romans „Heloise, or the unrevealed secret. A tale" (Neuyork 1850), der binnen einem Jahre drei Auflagen erlebte. Gewiß wird derselbe bei dem deutschen Publicum, für das er zunächst bestimmt ist, dieselbe Theilnahme und Anerkennung finden wie bei dem Amerikas und Englands.

91. ———, **Die Auswanderer.** Roman. Zwei Theile. 12. Geh.

Von der Verfasserin erschien ebendaselbst:

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. 8. 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.
Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. 8. 1840. 20 Ngr.
Geschichte der Colonisation von Neu-England. Von den ersten Niederlassungen daselbst im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachusetts im Jahre 1692. Nach den Quellen bearbeitet. Nebst einer Karte von Neu-England im Jahre 1674. 8. 1847. 3 Thlr. 15 Ngr.

92. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Reihe. Vierter Jahrgang. 12. Geh.

Die ersten zwanzig Jahrgänge des Historischen Taschenbuch wurden wie folgt im Preise ermäßigt: I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr.; I.—XX. Jahrgang zusammengenommen 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus demselben Verlage ist zu erhalten:

Urania. Taschenbuch. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. (1839—1848.) Mit Bildnissen. 8. Ermäßigter Preis 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 20 Ngr.
Von ältern Jahrgängen der Urania sind nur 1837 und 1838 noch in einigen Exemplaren vorräthig, die im ermäßigten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden.
Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von J. Franck. Sechs Jahrgänge. (1837—42.) Mit Kupfern. 8. Ermäßigter Preis 4 Thlr.
Der erste bis vierte und sechste Jahrgang werden auch jeder einzeln zu dem Preise von 12 Ngr. erlassen.
Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser drei Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 33. —— 14. August 1852.

Inhalt.

Beiträge zur Kritik des modernen Romans.

III.*)

Alexander von Sternberg und seine Rococo-Frivolitäten.

Vor mehren Jahren erhob Sternberg in d. Bl. auf Anlaß eines kurz zuvor daselbst erschienenen Urtheils über seinen „Tutu" die höflichsten Vorstellungen gegen die Ungezogenheiten der Kritik, welche ihn beständig mit vorwurfsvollen Anspielungen auf sein Baronenthum verfolge. Aber in der That ist diese Eigenschaft an den literarischen Schwächen die man aus ihr herleitete so unschuldig nicht als er uns möchte glauben machen, obwol es andererseits die schreiendste Ungerechtigkeit sein würde, den Adel als solchen in allen Stücken für den Sinn der Sternberg'schen Schriften zur Verantwortung zu ziehen. Darauf werden wir durch die neueste Wendung genannter Autorschaft so deutlich hingeführt daß einige Striche zu ihrer Charakteristik in dieser Beziehung nicht von Ueberfluß sind.

Sternberg's fast zur fixen Idee gewordene Zärtlichkeit für das 18. Jahrhundert konnte man nach einer Seite allerdings mit vollem Recht auf das freiherrliche Interesse deuten, da ein dieser Sphäre angehörender Geschmack, wofern ihn weder reckenhafte Derbheit und Waffenruhm noch sinniger Minnedienst reizen, wol keine andere Periode als die des Puders, der Reifröcke und der Galanterie par excellence für die „gute alte Zeit" des Adels erklären kann. Nachdem unsere Romantiker einmal aus Gründen des poetischen Ideals die Richtung auf das Mittelalterliche angegeben hatten, wurde dieselbe auch von Geistern in besondere Pflege genommen, in denen offenbar das Ideal des Standes die poetischen Intentionen bestimmte oder wenigstens mit ihnen in eine nicht mehr aufzulösende Wechselwirkung trat. Jedenfalls war in dem Dichter des „Zauberring" das Gefühl des Adels kaum minder stark als die ästhetische Begeisterung für jene versunkene ritterliche Welt, deren Schatten er in seinen erzählenden Poesien so unermüdlich heraufbeschwor. So sind in gewisser Weise Sternberg's Rococogeschichten nur Offenbarungen des nämlichen Zugs, nur daß er mit seinem Cultus der Zopfromantik in unsern Tagen als eine isolirte Figur dasteht, während dem edeln märkischen Degen im Anfange des Jahrhunderts die literarischen Sympathien einer „Schule" zugutekamen. Freilich müßte — von dem Abmessen der poetischen Kraft natürlich ohnehin zu schweigen — eine kritische Parallele der Barone de la Motte-Fouqué und Sternberg aus dem Gesichtspunkte des Charakters und der Gesinnung auf den Adel, dessen Liebhabereien in dem letztern Autor ihren Vertreter und Chronisten finden, sogleich die unvortheilhaftesten Streiflichter werfen. Wenn man sich indeß der Arbeit unterzieht, die ganze Reihe der Sternberg'schen Productionen, soweit sie in das bezeichnete Genre fallen, durchzumustern, so wird man bald genug inne daß in seiner Neigung für die Scenen des vorigen Jahrhunderts der specifisch-adelige Antheil, vielleicht ihm selbst unbewußt, doch am Ende nur ein verschwindendes Moment ausmacht. Einmal in diesem Zusammenhange, vielleicht durch Jugendeindrücke, auf solche Reminiscenzen hingewiesen, hat er in seiner Beschäftigung mit denselben sich keinen leitenden Gedanken mehr gegenwärtig erhalten, sondern sich nur instinctmäßig dem Behagen an den verschollenen Schnurrpfeifereien überlassen. Wo später eine bestimmte Absicht bei ihm auftauchte, erschien die nobele Spielerei mit einem zu starken plebejischen Beisatze als daß die Beurtheilung hier eine Repräsentation der ritterlichen Clique anzunehmen hätte. Der Spruch des Hegesippus: „Dulce est inter majorum habitacula versari etc.", den Stifter seinen „Geschichten aus des Urgroßvaters Mappe" vorangesetzt hat, ist, wenn man die elegische Rührung davonläßt, die wahre Devise

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 106 u. 123 d. Bl. f. 1851. D. Red.

für einen Theil der Sternberg'schen Romane. Und ungeachtet der trostlosen Herzensleerheit und Gemüthssterilität, welche diese glatten Schreibereien auszeichnet, sind sie hin und wieder in jener charakteristischen Färbung ganz glücklich, welche der Verfasser der „Studien" so hübsch als „Poesie des Plunders" bezeichnet. Natürlich läßt sich dies nicht denken ohne ein scharfes Gesicht besonders für die Aeußerlichkeiten, und Sternberg gebietet denn auch wirklich, was Costume und Hausrath jener urgroßväterlichen Tage anlangt, über Detailstudien, die seinen Geist in eine wahre Rumpelkammer hätten verwandeln müssen, wenn er sich nicht zugleich eines gewissen historischen Sinnes für das Leben erfreute, dem dieser alte Kram als Decoration dient. Die altfränkischen Inventarienstücke gewinnen unter solcher wohlwollenden und sorgsamen Behandlung förmliche Individualität und kehren uns die ehrwürdigste Physiognomie entgegen, sodaß man auch hier das eigene Talent zur Belebung des Seelenlosen, welches noch neuerdings von A. Wellmann und Julian Schmidt dem Engländer Dickens nachgerühmt wurde, durchaus anerkennen muß.

Ganz wunderlich kam das grillenhafte Wohlgefallen am Charakter des vergangenen Säculum schon in der Jugendarbeit zum Vorschein, mit welcher der unreife Autor, das beliebte Thema der damaligen Zeitverstimmung ergreifend, 1832 zuerst in die Literatur eintrat und, wie die Dinge nun einmal standen, einiges Aufsehen erregte. Er war der Erste der in seiner Novelle:

Die Zerrissenen. Stuttgart, Cotta. 1832. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

für das schleichende Uebel jener Generation gleichsam den pathologischen Terminus fand, aber komischer ist der Widerspruch zwischen dem behandelten Gegenstande und der Natur des Talents kaum denkbar, als man ihn hier ausgesprochen sieht. In der Fortsetzung der „Zerrissenen":

Eduard. Stuttgart, Cotta. 1833. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

scheint der jugendliche Freiherr die kranken Zeitgenossen zu mahnen: „Kehrt zurück zu der Einfachheit eurer Väter, setzt ihre Perücken auf und spielt mit ihren Porzellanmöpschen und lest Sophiens «Reise von Memel nach Sachsen»." Zuguterletzt wird das Princip des 18. Jahrhunderts: „der runde, behagliche, immer lächelnde Lebenssinn, der goldene Gleichmuth als der wahre Gott dieser Welt", in der Person des Abts gekrönt, und Sternberg's spätere Bemühungen haben gelehrt daß es keine Satyrzunge war, die dem fröstelnden Misbehagen, der rathlosen Trübsal jener Tage gegenüber von der guten alten Zeit mit ihrer Sicherheit, ihrem bestimmten Zweck, ihrem ausgebildeten Lebensgenuß, ihrem Puder und ihren Reifröcken, in denen sich unsere Großmütter mit soviel Würde bewegten, als von der wahren Zeit des Glücks reden konnte.

Indem sich Sternberg fortan im Ganzen und Großen angelegentlich mit Gründung und Entfaltung einer Abart unserer novellistischen Literatur beschäftigte, die man unter der von ihm selbst adoptirten Bezeichnung „Salonpoesie" gemeinhin an seinen und der gräflichen Büßerin Namen — ohne weitere Scheidung der so heterogenen Charaktere — zu knüpfen pflegt, kehrte er innerhalb dieses Kreises beständig zu den Bildern jenes Lieblingszeitalters zurück. Eine irgend bedeutende Erfindung mit dem historischen Apparate zu bekleiden ist er niemals fähig gewesen, ebenso wenig nur eine Gestalt zu entwerfen, deren Lebensgang und innere Bewegung einen tiefern Antheil aufsichzöge, und so haben seine derartigen Darstellungen immer den Eindruck abstracter Virtuosität hervorbringen müssen, die uns wiederholt auf dürftige Romanstoffe angewendet als bloßes Curiosum einer zufälligen Laune erscheint. Was sollen uns diese matten Fictionen, welche einzig dem Autor als Gelegenheiten dienen, sich auf die bequemste Weise seiner Anschauungen von der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts zu entledigen! Dies liegt z. B. im

Saint-Sylvan. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1839. Gr. 16. 3 Thlr.

ganz offen am Tage. Wenn Sternberg Etwas von der Kraft besäße, historisches Beiwerk mit einer selbständigen poetischen Schöpfung zu verweben, so hätte es sich hier gezeigt, wo die gewählte Memoirenform seiner Aufgabe so günstig war. Aber an diesem Buche ist wiederum Nichts von einigem Werthe als die von dem fictiven Elemente vollkommen unabhängigen Züge eines Sittengemäldes. Wir befinden uns in dem üppigen Zeitalter August's des Starken; ein Sohn jener Epoche erzählt uns selbst, wie ihn das Geschick unter seinen Zeitgenossen umgetrieben, aber wir erblicken die ganze Scenerie dieser Erlebnisse in einer sonderbaren Perspective, denn es ist immer nur der moderne Mensch Sternberg mit der kalten Betrachtung des Rococoliebhabers, der unter der Perücke des Florus von Saint-Sylvan hervorsieht und uns Fragmente seiner retrospectiven Anwandelungen in leidlichem Zusammenhange mittheilen will. Was dem Roman als solchem an dem warmen Colorit subjectiver Ergriffenheit, wodurch eine poetische Illusion erreicht werden könnte, und somit an unmittelbarem ästhetischem Interesse abgeht, kommt freilich auf der andern Seite dem culturhistorischen Hintergrunde an Treue und Sicherheit der Zeichnung zugute. Die Schilderungen des sächsischen Hoflebens, des ganzen politischen und geselligen Treibens — von dem vernachlässigten Handkusse bei der Frau von Cosel bis zur Gesellschaft der „Männer des Lichts" und dem Bureau d'esprit der Junon de Geoffrin — sind unverächtliche Beiträge zur Charakteristik jenes „ebenso eiteln als bewundernswürdigen, ebenso geistreichen als verworrenen Jahrhunderts". Wenn die Ansprüche der eigentlichen künstlerischen Composition wegfallen, indem ein mäßiges Talent sich bei der durch gegebenes Material bedingten Arbeit bescheidet, so weiß man sich in solche Liebhabereien zu finden; man hat alsdann den Gewinn rein und rund vor Augen und wird dergleichen saubere, wenn auch nur in Aquarell ausgeführte Bilder nur loben können. Darum sind Sternberg's

Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts. In Bildnissen zusammengestellt von A. von Sternberg. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 8. 4 Thlr.

ohne Frage als die beste Frucht einer so wunderlichen Neigung anzuerkennen. In d. Bl. ist das Buch seiner Zeit von A. Vilmar nach Verdienst gewürdigt worden. Ich sehe für jetzt davon ab daß hier und da durch Reticenzen und allerlei andere Mängel, die den Einspruch des strengen Historikers herausfodern, wesentliche Züge eines Bildnisses — ich erinnere nur an das der Kaiserin Katharina — von dem Copisten veruntreut worden und sonst verzeichnete Linien mitunterlaufen sind; die Hauptsache ist: es bewährt sich in Haltung und Grundfarbe des Ganzen der glücklichste Sinn für die eigenthümliche Lebensatmosphäre dieser Gestalten. Was dem Autor an künstlerischem Geschick beiwohnt, ungenügend um die höhern Aufgaben der Dichtung zu erfüllen, versagt ihm doch Nichts, wodurch solche Schilderungen mit einem die gemeine Wahrheit gleichsam überbietenden Reiz ausgestattet werden mögen. Auch die nette und zierliche Form gibt diesem Werke in stilistischer Hinsicht einen besondern Vorzug, wie denn überhaupt der bedeutende Fortschritt, was diese Seite seiner Bildung anlangt, in der Folge von Sternberg's Schriften auf der Hand liegt. Welcher Abstand zwischen der zum Theil wenigstens so schwülstigen, wirren und wüsten Sprache der ersten Versuche, die sich um poetisches Feuer quälen, und dem reinen, gefälligen Periodenbau seiner letzten Arbeiten, in denen Enthaltsamkeit des Ausdrucks von Anmuth begleitet wird! Insofern sieht man in Sternberg wirlich einen der letzten Schüler, die noch in Weimar gelernt haben geschmackvoll ihre Gedanken einzukleiden, wenn es ihm auch dadurch freilich um so leichter wird, auf schöne Weise gar Nichts oder gar das Unsaubere in leidlich sauberm Gewande vorzubringen. Fast gleichzeitig mit dem Erscheinen jener Galerie von Frauenbildern fand man im gleichen Verlage mit Vergnügen ein an Geist und Richtung ähnliches Werk: „Geistliche und weltliche Höfe des 18. Jahrhunderts" von demselben Autor angekündigt; man konnte nicht anders urtheilen als daß er sich hier den sowol seinem Vermögen als seiner ganzen Sinnesart und persönlichen Vorliebe angemessensten Gegenstand ausersehen habe, aber entwarf sich auch sogleich unwillkürlich ein Ideal der Ausführung, mit welchem das Maß des Fleißes, das dem fingerfertigen Scribenten zuzutrauen war, nicht in der besten Uebereinstimmung erschien. Es ist da noch ein Werk zu liefern welches neben der chronikalischen Breite einer Zusammenstellung von so monströser Bibliothekargelehrsamkeit, wie Vehse's „Allgemeine Hof- und Adelsgeschichte", durch Umgehung des nüchternen Documentenreferats und elegante Gruppirung — mehr als ein Werk der schönen Literatur — durchaus seine Stelle behaupten würde; aber wenn ein gewisser wahlverwandtschaftlicher Antheil, den uns Sternberg's Charakter verbürgt, einer solchen Arbeit das Gepräge freierer Reproduction geben muß, so darf doch das gewissenhafte Quellenstudium um so weniger fehlen als bei jeder vom Tone der strengen historischen Untersuchung abweichenden Behandlungsweise doppelte Herrschaft über das Material erfodert wird. Das ist für eine Feder, die der metiermäßig expediten Bücherfabrikation verfallen ist, wie die freiherrlich Sternberg'sche, der schlimmste Anstoß. Es würde sich hier um etwas Anderes handeln als gelegentlich aufgefangenen anekdotischen Stoff zu einzelnen leichten Charakterskizzen zu verwenden, deren eine recht hübsche, worin die Bizarrerien des fürstlichen Sonderlings Herzog August von Gotha geschildert waren, vor Jahren das stuttgarter „Morgenblatt" mittheilte. Sternberg scheint ganz richtig und profitable zu calculiren daß solcher Producte, wie er sie dem Publicum der Leihbibliotheken hinzuschleudern pflegt, innerhalb der Zeit, welche die Vorstudien zu jenem Werke in Anspruch nehmen würden, sich mindestens ein halbes Dutzend mit Leichtigkeit zuwegebringen ließe, und somit ist es denn bis heute bei der Ankündigung geblieben.

Das ewige mechanische Wiederholen derselben höhern Gesellschaftsmisère mußte natürlich den Schriftsteller am Ende in eine rathlose Lage bringen. Noch ein mal kam das traurigste Schauspiel der Wirklichkeit — das berliner Misverständniß der Märztage — dem kläglich absterbenden Renommée des Salonpoeten zu Hülfe, — da war frische Staffage, und die Partei, in deren Sinne er bei diesem Anlaß auftrat, war groß genug, um der „neupreußischen" Novelle:

Die Royalisten. Bremen, Schlodtmann. 1848. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

vorübergehend einen mehr als gewöhnlichen Erfolg zu verschaffen. Schon an der weitern Ausbeutung dieser Stimmung fand man aber keinen sonderlichen Geschmack mehr und es mußte auf neue, stärkere Reizmittel gesonnen werden. Sternberg that den letzten Fall den er noch thun konnte, er appellirte, da der Geist ihn verleugnete, an die Gemeinheit der Sinne und ließ in der Bedrängniß das Restchen Vornehmheit zum Teufel gehen. Auch dieses letzte Stadium ist nur eine neue Evolution des alten Steckenpferdes: auch hier beruft er sich auf das 18. Jahrhundert. Die noch ziemlich bescheidenen Präludien zu diesem Spektakel enthält bereits:

Fortunat. Ein Feenmärchen von A. von Sternberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

wo jene später viel nachdrücklicher vorgetragene Wendung des Rococogeschmacks: nicht mehr blos die Scenen des vergangenen Lebens darzustellen, sondern bestimmte Geistesrichtungen desselben direct in der Literatur zu rehabilitiren, zuerst angedeutet war. An die Polemik gegen das „widerliche Gemisch nordischer Gespenster" in den Schriften der romantischen Schule knüpften sich folgende Bemerkungen:

Es gilt den Versuch, diese interessanten Naturkinder zu verdrängen und die ins Exil geschickten Wieland'schen Feen wieder in den Vordergrund zu bringen. Die Phantasie ergötzt sich an einem immerwährenden Wechsel. Wenden sich doch der Geschmack, die Sitten, selbst die Mode wieder zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, und die Feen allein dürften nicht

wiederkommen? Man gönne ihnen großmüthig einen Platz. Das allerliebste Buch „La fée aux miettes" beschäftigte sich schon mit ihrer Wiedereinsetzung.

Die im „Fortunat" zur Schau getragene Belesenheit in Crebillon scheint es uns noch recht einschärfen zu sollen, auf welches historische Recht gleichsam diese mit kandirten Zötchen gespickte Reihe von Abenteuern sich stütze. Das Motto aus Votaire's „Zadig":

Comment pouvez-vous préférer — leur disait le sage Oulong — des contes qui sont sans raison et qui ne signifient rien?

C'est précisement pour cela que nous les aimons — repondaient les sultanes.

zeigt den ungebührlichen Grad von Selbstbewußtsein an, der diese geistige Verödung begleitet und auch wol wähnen kann, in den schrecklich matten Seitenhieben auf die Romantik dem zwecklos heitern Spiele der Phantasie mit Grazie die Würze des feinen Spottes beigesellt zu haben. Im Ganzen wurde doch hier mit der verstorbenen Frivolität nur erst geliebäugelt; vollkommen nackt und unverschämt trat das künstliche Wiederbelebungssystem in

Braune Märchen von A. von Sternberg. Mit Titelbild. Bremen, Schlodtmann. 1850. 32. 1 Thlr. 20 Ngr.

auf. Die schmuzigen Albernheiten selbst sind noch Nichts gegen die poetischen Prätentionen, mit denen ein armseliger Geist sich diese Verpflanzung des „frivolwitzigen Märchens" als Verdienst einer Anfrischung und Neubelebung unsers literarischen Organismus, einer Reinigung und Kräftigung des deutschen Geschmacks anzurechnen wagt. Etwas von dieser Absicht, die Welt glauben zu machen als handele es sich lediglich darum, die ewigen Rechte der jugendlich-sinnlichen Frische und Freiheit im Namen der wahren Poesie zu vertreten, wurde schon nicht undeutlich im „Fortunat" bemerkbar.

Einem geistigen Zustande gegenüber, aus dem solche einfältige Blasphemie hervorgehen kann, kämpfen in uns Mitleid und Widerwillen. Das Ekelhafte an den Sternberg'schen Nuditäten ist überhaupt nicht so sehr die Unfläthrerei selbst als die (von Julian Schmidt so ungerecht dem Verfasser der „Laidion" und des „Ardinghello" vorgeworfene) nüchternste Reflexion, die gemeine kalte und sich dann obenein noch brüstende Berechnung, mit der diese Dinge zusammengesucht werden. Ein ganzer Saal voll Tizian'scher Schönheiten wie sie Gott geschaffen hat ist ein Asyl der Unschuld gegen die Gebilde dieser in elender Lüsternheit auszehrenden Phantasie, die sich künstlich dahin stimulirte, solche Producte gebären zu können.

Zu dem Allen ist nun Sternberg von der unglücklichen Einbildung besessen, sich als den bevorzugten Erben des Witzes anzusehen, mit welchem die von ihm als Muster des Fachs gepriesenen Autoren des frivolen Zeitalters so reich ausgestattet waren, und auf diesen Titel hin gleichsam in ihrem Namen Respect vor seinen Bemühungen fodern zu dürfen. „Das 18. Jahrhundert war frivol und lachte dabei, das 19. ist frivol und gähnt", sagt er im „Tutu". Er hält sich für eine Art Revenant jener lustigen Frivolität, dem gähnenden Jahrhundert als Tröster beigegeben, und die Spuren von diesem Glauben an sein großes komisches Talent sind reichlich in seine übelriechenden Wachtstubenspäße verflochten. So scheint er denn eine förmlich organisirte Zurückführung all jener Formen prosaischer Darstellung wenigstens — da ihm Voltaire'sche Verse nicht zugebotestehen — im Sinne zu haben, in denen seine Geistesaltvordern ihre ausgelassene Laune offenbarten. Eine neue Seite dieses Plans absolvirt sein letztes Werk:

Der deutsche Gil Blas. Ein komischer Roman von A. von Sternberg. Zwei Bände. Bremen, Schlodtmann. 1851. 8. 2 Thlr.

Auch hier fehlt es nicht an einer Vorrede, in welcher die captatio benevolentiae mit Anregungen für unser literarhistorisches Gedächtniß ausstaffirt ist. Wir erfahren darin daß wir dies Buch dem Wunsche des Autors verdanken, „die Muster einer unübertreffbaren kernigen Komik wieder aufgefrischt zu sehen, die ganze Generationen um sich versammelten in gemeinsam erstrebter Lebensfrische durch das kalte gesunde Bad des wahren Humors". (In den Namenscitaten nimmt sich Voltaire zwischen den Scarron, Lesage, Fielding u. A. etwas befremdend aus.)

Natürlich ist es dem Verfasser diesmal ebenfalls lediglich um das Wohl der Literatur im Ganzen zu thun; er möchte Nichts lieber als daß die von ihm neu erhobene kühne Sprache des Humors recht viele Nachfolger fände.

Wir hätten dann Großes gewonnen. Mit einer glücklichen Wendung hätten wir den dumpfig gewordenen, übelschmeckenden, durch abgestandene Süßigkeit anwidernden socialen Roman, der sich die kleinen Quälereien innerhalb einer stockenden und verdrießlichen Gesellschaft, die mesquinen Capricen irgend eines fashionabeln Salonmenschenpaars zum Ziele setzt, über Bord geworfen, und ebenso wären wir den Roman los, der sich mit der politischen Tagesgeschichte beschäftigt u. s. w.

Das hat A. von Sternberg geschrieben, Sternberg, der Verfasser der „Psyche", des „Kallenfels", des „Wilhelm", der „Neupreußischen Zeitbilder" und all jener zahllosen Almanachsnovellchen, in denen alle Welt nichts Anderes als eben die Blüte der vorstehendermaßen charakterisirten Nichtigkeiten zu sehen gewohnt ist! Man erkennt hier den ganz vulgairen Literaten, der in einer rathlosen Situation um jeden Preis einen neuen Erfolg suchend seine eigenen Antecedentien fallen läßt, damit er nur wieder Terrain gewinne. In gleichem Sinne macht er in dem leichtfertigen Libell:

Ein Fasching in Wien von A. von Sternberg. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1851. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

(zwischen dem ersten und zweiten Bande des komischen Romans erschienen), das in Nr. 128 d. Bl. f. 1851 mit gebührender Schärfe kurz abgefertigt wurde, Fronte gegen die Gräfin Hahn-Hahn in Nichts weniger als ritterlichem Tone. (S. dort S. 15—18.) Freilich sucht er sich dabei den Rücken zu decken, indem er von der Zukunft der „Salonpoesie", die wie jede einzelne Gattung „aus der großen Welt- und Völkerliteratur, diesem

Born der Poesie, ihr erneutes Leben schöpfe", die schönsten Dinge weissagt.

Für jetzt fesselt ihn das wichtigere Geschäft: die Restauration des humoristischen Geschmacks. Darauf hinweisend daß unter den nie veraltenden Originalcharakteren der Weltliteratur Gil Blas als junges keckes Blut sich am besten zur Hauptgestalt des erneuerten komischen Romans eigene, legt er zugleich gegen alles Wohlgefallen an geiler Unart eine feierliche Verwahrung ein, in der wir wieder ganz jenem scheinheiligen Augenverdrehen zur reinen Höhe des Apoll begegnen und die als treffende Selbstverurtheilung wider Willen zu interessant ist, um sie nicht vollständig mitzutheilen:

Freilich muß der Autor, der seinen jungen Helden führt, auch jene Pfade sorgfältig vermeiden, wo jene traurige und niederdrückende Sinnlichkeit weilt, die mit der Gemeinheit buhlt und weit entfernt, einen heitern, frisch aufjauchzenden Anflug zu befördern, nur die Flügel der Psyche lähmt, indem sie sie mit dem Schmuze der Landstraße bewirft. Die wahre Sinnlichkeit ist mit der wahren Jugend ein Geschwisterpaar; ewige Rosen blühen in beider Locken und Licht und Morgenröthe umspielen den Tanz ihrer frischen und göttlichen Glieder. Wehe Dem der die süße Poesie der Jugend, der ewigen Frische mit Dem verwechselt was ewig und durch alle Zeiten hin gemein war und gemein bleiben wird, das schmuzige Spielzeug schmuziger Geister.

Und wer spräche nicht zu diesem „Wehe" sein herzliches Amen!

Der Nachbildungen des Werkes von Lesage, welche sich diese bequeme Form der Selbstbiographie zunutzemachen, um Lebensbeobachtungen aller Art im äußerlichsten Zusammenhange an den Mann zu bringen, sind — wie überall, wo es den guten Fund des Genies auszubeuten gilt — zahllose, fast in allen Literaturen Europas. Für den Sittenmaler mit moralisch-politischen Absichten gibt es nichts Lockenderes als die durch den „Gil Blas" eingeführte Art der Verknüpfung zufälliger Aperçus. Wie nahe bei einem solchen Unternehmen die Gefahr steifer Absichtlichkeit liegt, beweist, um nur ein Beispiel anzuführen, der Gil Blas der Russen: Bulgarin's „Geschichte des Iwan Wischyghin", zuerst in Petersburg 1829 erschienen, von der wir einige mittelmäßige deutsche Uebertragungen besitzen. Das anerkennenswerthe Bemühen einer gewissen, doch nicht zu wagehalsigen Freimüthigkeit ist bei diesem Werke auf eine möglichst vollständige Ueberschau kleiner geselliger Lächerlichkeiten nicht nur, sondern auch in das ungeheuere Staatsgetriebe ernster eingreifender Misbräuche gerichtet, und was da an dem Faden von Iwan's Lebensführung, von Schwächen der höhern Gesellschaft, von Beispielen lahmen Rechtsganges und schamloser Beamtencorruption, von räuberischen Glücksritterintriguen der Hauptstädte und ähnlichen Geschichten mit einer für den „satirischen" Roman unbilligen Trockenheit gewissenhaft zusammengereiht wird, hat in Summa so sehr die Gestalt einer tiefdemüthigst an den Stufen des Throns niedergelegten Denkschrift, daß man sich die hochsinnige Despotenlaune, womit der Selbstherrscher aller Reussen den guten Willen des Autors anzuerkennen geruhte, leicht erklären kann. Nicht umsonst nimmt Bulgarin, nachdem er uns ein Bild seines Vaterlandes entworfen, das jeder Fremde mit dem frohen Ausruf: „Beatus, qui procul!" betrachten wird, so naiv die patriotische Schwenkung, trotz alledem und alledem das Glück eines geborenen Russen zu erheben, da man doch in keinem Lande so sicher reise, nirgend dem Unglücklichen so eifrig Hülfe geleistet werde, und das große Reich, dessen Zukunft unter der Leitung seiner weisen Beherrscher auch nur die glücklichste werden könne, für ganz Europa in Hinsicht religiöser Toleranz, der Liebe zum Frieden und der Gastfreundschaft ein Muster sei. Man verzeihe diese kleine Abschweifung; wir fassen wieder den deutschen Gil Blas ins Auge.

Es liegt in der Natur des von Lesage behandelten Stoffs daß auf eine gewisse Gattung von wirklichen Selbstbekenntnissen nothwendig der Charakter seines Romans übergeht. Unter den mancherlei Schriften dieser Art, welche sich auch in unserer Literatur finden, hat schon Gervinus die höchst interessante „Lebensgeschichte" des Schauspielers J. C. Brandes (1799—1800) aus diesem Gesichtspunkte hervorgehoben.

Hier — sind seine Worte — hat man alle Bestandtheile einer Gilblasiade, und was die Hauptsache ist, die innere Natur des herumgeschleuderten Abenteurers in voller Blüte: einen Leichtsinn der im Glück und Unglück auf gleiche Weise aushält.

Aber selbst der Titel des deutschen Gil Blas ist bei Sternberg nichts Neues mehr. Es war Goethe, der zuerst die ohne schriftstellerische Routine aufgezeichneten Fata eines Thüringers von niederer Herkunft, nachdem er dieses „Naturwerk" in „Kunst und Alterthum" aufs theilnehmendste bevorwortet, unter dem Titel: „Der deutsche Gil Blas, eingeführt von Goethe. Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachse's, von ihm selbst verfaßt" (Stuttgart 1822), zum Druck beförderte. Daß ein nicht in der feinsten Zucht hergekommener Sinn sich in der ursprünglichen Fassung mitunter wol etwas zu übermüthig geberdete, spricht Goethe's Bemerkung vor dem Erscheinen des Buchs: „Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Grenze der Ehrbarkeit hinübertritt, wären zu tilgen" u. s. w., deutlich aus. Natürlich war Sternberg unfähig, den Reiz seines Stoffs von einer andern Seite als gerade der galanten Erfahrungen aufzufassen, die der Zufall solchen Umherstreiflingen in besonderer Fülle zu bescheren pflegt. Das komische Element seiner Geschichte ist äußerst kläglich berathen. Was ihm an witziger Erfindungsgabe mangelt hat er dem Zuge seiner Natur gemäß durch anderweitige bekannte Hülfsmittel redlich zu ersetzen gestrebt. Da er denn aber doch einiges Bedenken dabei findet, sich so schlechthin mit der üppigen Bestialität zu identificiren, will er seine Darstellung an einer nicht gemeinen Individualität halten, welche durch einen gesunden Kern von der ausgemalten frechen Liederlichkeit ihrer Umgebung unterschieden würde; aber was hilft das Lob daß er das Gleichmaß eines solchen durchgehenden Tons unbewußter Selbstschilderung in den Bekenntnissen seines Stephan Violet besser beobachtet hat, als man es in der

Regel bei dieser künstlichen Memoirenform antrifft, was hilft es, da man dessen ungeachtet im Grunde immer nur die auf Skandal erpichte Ueberlegung des Verfassers vor Augen hat?

Es ist, wo bunte abenteuerliche Lebensläufe in dieser Art geschildert werden, fast zur unausbleiblichen Observanz geworden, schon die Herkunft des Helden an eine Abweichung vom Herkommen der Sitte zu knüpfen, und der moderne deutsche Roman zeigt überhaupt — die Arbeiten unserer besten Talente am wenigsten ausgenommen — eine allgemeine räthselhafte Versessenheit auf das verbrauchte und abgeschmackte Spannungsvehikel, den Ursprung der vorzugsweise „interessanten" Figur einige Bände hindurch in Geheimniß zu hüllen, woraus denn am Ende mit rührendem Eclat ein hochgeborener Vater und eine ihm zum Opfer gewordene bürgerliche Unschuld ans Licht gebracht werden. Sternberg läßt uns das Nöthige von dem Stammbaume seines Helden gleich vorweggeben und dreht das übliche Verhältniß insofern um, als er das Aelternpaar aus einer Fürstin und einem ordinairen Stallmeister zusammensetzt; dabei leitet er den übrigens legitimen Bund durch Anwendung jenes seltsamen Motivs ein, dessen sich Kenner der Tieck'schen Schrullen bereits aus der Anekdote „Die wilde Engländerin" (eingeschaltet in die Novelle „Das Zauberschloß") erinnern. Indessen wird, der Wahrheit die Ehre, ein strenger Sinn sich von der betreffenden Scene des Sternberg'schen Romans, die bei aller Nacktheit und Ausführlichkeit noch leicht die reinste in dem ganzen Buche sein mag, sicherlich weit weniger als von Tieck's kurzen Worten beleidigt fühlen.

Violet geräth als Page an den Hof des Prinzen Heinrich von Preußen zu Rheinsberg. Der Autor hat diesmal trotz der guten Gelegenheit seiner Neigung für das historische Costumebild aus dem 18. Jahundert nicht sonderlich huldigen können, da ihn die Darstellung der Pagenstreiche von mehr oder weniger obscöner Pointe zu sehr in Anspruch nahm. Indessen ist nicht zu leugnen daß die spärlichen Striche, mit denen die Figur des Prinzen selbst und seiner Lebensweise angegeben wird, das genugsam anerkannte Talent doch wol durchblicken lassen. Von ganz eigenem Effect ist der Moment, wo zu dem eingesperrten Violet, dem der Haushofmeister und seine Nichte im unheimlichen Carcer Gesellschaft leistet, plötzlich bei Nacht durch die Gänge des Schlosses die Kunde vom Tode des großen Königs hereinbringt. Der Held avancirt zum Fähnrich u. s. w. Das Garnisonleben präsentirt sich als eine wahre Fundgrube für die bewußte Sternberg'sche Sorte von Komik; da findet sie ihr Element zu schwelgen, und man erfährt daß die platten Bursche, denen so kannibalisch wohl wird, nicht blos in Auerbach's Keller zu Hause sind. In den Scenen der berliner Corruption, wo übrigens die Wollust der höchsten Regionen sich nur maskirt gütlich thut, wird dagegen zur Abwechselung ein tragisch-moralischer Ansatz genommen, der freilich dem schmunzelnden Faun nicht sehr natürlich zu Gesichte steht. Das Supplement zu dieser Chronik der raffinirten Frivolität liefern die Mysterien von Petersburg. Ferner begegnen uns hier in den beiden Prinzessinnen Seraphinieff Favoritgestalten der Sternberg'schen Rococomuse; diese wohlwollenden grotesken Ungeheuer, in dem wunderlichsten Haushalt von kostbarem Quark nistend, sind Nachzügler einer Sippschaft die wir uns schon zu müde gesehen haben, um sie noch anders als herzlich langweilig zu finden. Man sieht wie sauer das zweite dünne Bändchen, das über ein Jahr nach dem ersten feisten Volumen erschien, dem erschöpften Scribenten geworden ist, da er einem magern Manuscripte durch planlos eingezwängtes Füllsel von nichtssagenden Geschichten hat aufzuhelfen gesucht. Endlich bringt er seinen Gil Blas von einer kleinen Excursion nach Sibirien und sonstigen Zwischenfällen nach Deutschland zurück und gelangt über eine Reihe von Jahren cursorisch hinwegstreichend zu den Kriegsläuften, die seiner darbenden Phantasie wieder ein paar nach warmem Fleische schmeckende Abenteuer liefern.

Bedürfte es angesichts der schriftstellerischen Gesunkenheit, die sich in einem solchen Conglomerat der niedrigsten Ingredienzen ausdrückt, noch einer besondern Probe von dem Adel der Gesinnung, der den Bestrebungen Sternberg's zugrundeliegt, so fehlt es auch dafür nicht an einem unzweideutigen Exempel. Ein kläglich lahmer Witz vergreift sich, mit dem unfeinen Ausfall im „Tutu" noch nicht zufrieden, auch hier (II, 238) an dem Namen einer Frau, die mit einem Hunderttheile ihres poetischen Reichthums das gesammte papierene Inventarium des Sternberg'schen Geistes aufwiegt. Aehnlichen schnöden Unterfangens wagte er sich früher, gleichfalls im „Tutu", mit Feder und Zeichnenstift an Ludwig Tieck, wovon gerade ihn bei Erinnerung an vergangene Tage doppelte Scheu der Pietät hätte zurückhalten müssen.

Der „Gil Blas" ist unvollendet und die Auffoderung an den Leser zum Schluß des zweiten Bandes: ihn in die Heimat zu begleiten, scheint Fortsetzung zu verheißen. Wer möchte ein so trauriges Schauspiel noch weiter verfolgen! Inzwischen hat ein liebenswürdiger Dichter mit dem bravsten deutschen Herzen unserer Literatur den rechten deutschen Gil Blas geschenkt. Er heißt Karl von Holtei und sein treffliches Buch „Die Vagabunden".

W. Hemsen.

Katechismus des Rechts, oder Grundzüge einer Neubildung der Gesellschaft und des Staats. Von K. Ch. Planck. Tübingen, Fues. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

So wenig durch die Bewegungen des Jahres 1848 mit Ausnahme Frankreichs der äußere politische und sociale Zustand des europäischen Continents eine erhebliche Veränderung erhalten hat, so groß und bedeutend ist der Umschwung der durch dieselben in die Welt der geistigen Anschauungen und Ideen gekommen ist, weil sowol durch sie selbst als durch ihre Nachwirkungen, in denen wir gegenwärtig noch mitteninnestehen, ein ganz

anderes Bewußtsein über den Werth und die Haltbarkeit unserer gesammten gesellschaftlichen Einrichtungen hervorgerufen wurde, als es in früherer Zeit möglich war. Wenn man sich damals durch eine lange ungestörte Zeit des Friedens und Wohlstands entweder in den Glauben an ein ruhiges Fortbestehen der vorhandenen Verhältnisse hatte einwiegen lassen oder doch auf eine allmälige friedliche Fortentwickelung des Unvollkommenen zum Vollkommenern zu hoffen sich gewöhnt hatte, so ist jetzt, nachdem die Thatsachen ganz anders gesprochen, allen gläubigen Hoffnungen dieser Art ihr fester Halt genommen, da die Uebelstände, welche jene Bewegung theils zutagegebracht, theils selbst erst hervorgerufen hat, zu groß und schwer sind als daß nicht einem unbefangenen Beobachter der Zweifel an der Möglichkeit einer glücklichen Beseitigung derselben aufsteigen sollte. Nicht Fortentwickelung und Besserung, sondern Rückschritt und Verfall, nicht freie Herrschaft des Gesetzes, sondern eine zwangsweise und in sich selbst doch unsichere Aufrechterhaltung der äußern Ordnung gegen die zerstörenden Gelüste der Anarchie, nicht Friede und Versöhnung, sondern eine immer mehr umsichgreifende Zersetzung aller Bande der Gesellschaft, nicht Einheit und Macht, sondern Zersplitterung und Schwäche scheint Dasjenige zu sein was uns die nächste Zukunft bringen soll. Je größer der Reichthum der geistigen Errungenschaften der europäischen Menschheit ist, wie ihn die Arbeit einer Reihe von Jahrhunderten ans Licht gefördert hat, desto greller und niederschlagender ist das Misverhältniß zwischen diesem innern geistigen Gehalt und den äußern gesellschaftlichen Zuständen, in welche derselbe hineingestellt und von deren Hohlheit und Unsicherheit er selbst mit dem Untergange bedroht ist, statt an ihnen eine schützende und erhaltende Form und seine eigene lebendige Darstellung zu haben; alle Bildung und Aufklärung scheint in der That nur dazu vorhanden zu sein, uns dieses Misverhältniß in seiner ganzen Weite fühlen zu lassen und uns zu dem Geständniß zu nöthigen daß wir in eiteler Einbildung und Träumerei befangen waren, als wir noch vor wenigen Jahren wähnten nach allen Seiten des innern und äußern Lebens auf der Bahn einer unaufhaltsamen Entwickelung zum Fortschritt zu sein. Wie damals alle Gunst des Geschicks, die uns entgegenzukommen schien, unverstanden und unbenutzt zunichte, alle unsere Weisheit zuschanden geworden ist, weil wir in unreifer Ueberstürzung Alles mit einem male von Grund aus besser machen zu müssen glaubten, statt uns zuerst nach einem festen Halt und Boden des neu zu errichtenden Gebäudes umzusehen, so stehen wir auch jetzt wieder da ohne ein klares Bewußtsein, wie und wo zu helfen, was zu hoffen und zu erstreben sei, die verschiedenartigsten Vorschläge und Versuche zur Festigung und Weiterentwickelung unserer Zustände tauchen auf und wollen theils in der Rückkehr zum Alten, theils in einzelnen Verbesserungen, wie Gliederung der Stände, ständische Repräsentation, Hebung der materiellen Interessen u. dgl. das Heil finden, ohne doch zu sich selbst ein rechtes Vertrauen zu haben oder Andern ein solches einflößen zu können, weil die Ansichten über Das was noththut immer noch zu sehr getheilt, und weil diese Vorschläge und Versuche selbst meist zu sehr eben einzelne nothgedrungene Besserungsbestrebungen an einzelnen Punkten sind, von denen leicht zu erkennen ist daß durch sie eine befriedigende und dauerhafte Gestaltung unserer Gesammtverhältnisse nicht hervorgebracht werden kann. Von diesem Bewußtsein, wieviel uns noch zu einem bessern Zustande in politischer und socialer Beziehung und zu einer klaren Erkenntniß Dessen fehlt was wir zu erstreben haben, geht die hier von uns zu besprechende Schrift aus. Sie gibt sich uns als einen „Katechismus" des Rechts, aus welchem wir zunächst die allerersten Grundlagen einer festen und harmonischen Neubildung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse kennenlernen sollen; sie weist nach daß es nicht etwa blos vereinzelte äußere Einrichtungen sind, in welchen man das Heilmittel zu erblicken hat, daß vielmehr der Grund aller Uebel tiefer, nämlich in dem ganzen Princip unsers politischen und socialen Daseins, wie sich dasselbe seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts entwickelt hat, zu suchen ist, sofern dieses Princip, das der freien und gleichen Berechtigung der Einzelnen, obwol durch die frühere Geschichte nothwendig hervorgerufen, doch nur ein negatives, ein bloßes Princip des Uebergangs ist, das in seiner bisherigen Einseitigkeit festgehalten weder dem Ganzen Halt und Festigkeit noch gerade dem Einzelnen Das was er sich von ihm verspricht, nämlich eine befriedigende, seinen Bedürfnissen, Rechten und Interessen entsprechende Gestaltung seines persönlichen Daseins gewähren kann. Diesem einseitigen Freiheitsprincip tritt nun aber der „Katechismus des Rechts" nicht mit einer Aufwärmung alter und vergangener Zustände der Unfreiheit und Rechtlosigkeit gegenüber, sondern er entwickelt die Grundzüge einer neuen gesellschaftlichen Ordnung, die, weit entfernt die bisherigen absolutistischen, demokratischen, socialistischen und communistischen Theorien durch ein neues von abstracten Principien ausgehendes System vermehren zu wollen, in ganz einfacher Weise von den natürlichen Bedingungen alles Einzel- und Gesammtlebens ausgeht, wie sie Jeder weiß und kennt, und erst von diesem festen Boden der Natur aus ein Bild der Gesellschaft, des Staats- und Völkerrechts entwirft, durch welches wir aus unsern unterhöhlten und geschraubten Zuständen wiederum den Weg zu einer naturgemäßern, die Interessen des Ganzen und Einzelnen versöhnenden Existenz finden sollen.

Wenn wir uns eine genauere Rechenschaft über das Unbefriedigende und Gefahrdrohende unsers jetzigen gesellschaftlichen und staatlichen Daseins geben wollen, so liegt der Grund desselben offenbar in nichts Anderm als darin daß die Ordnung desselben innerlich bereits aufgelöst, daß kein Band mehr da ist welches die verschiedenen Classen der Gesellschaft innerlich verknüpfte und so den Umsturzbestrebungen immer noch eine gewisse Grenze setzte; die Bande der Pietät, der patriarchalischen Sitte, welche früher Regierende und Regierte, höhere und nie-

dere Stände, Befehlende und Dienende, Arbeiter und Arbeitgeber miteinander zusammenhielten, sind einer völligen Emancipation der Einzelnen, einem Streben nach Selbständigkeit gewichen, das nicht nur Gleichberechtigung eines Jeden verlangt, sondern alle Unterschiede und Bevorrechtungen, wie sie bis auf einen gewissen Grad von jeder Gliederung des gesellschaftlichen und staatlichen Organismus unzertrennlich sind, aufheben und eine unterschiedslose Massenherrschaft an ihre Stelle setzen möchte; der Zustand in dem wir leben ist nichts Anderes als ein Kampf der Individualität gegen gesellschaftliche Gliederung und Einheit überhaupt, der in den communistischen Bestrebungen nach Aufhebung alles Sonderbesitzes nur seine höchste Spitze hat; es ist ein Zustand der Auflösung, des verborgenen Kriegs Aller gegen Alle, sodaß nur eine äußere Nothwendigkeit, ein äußerer gesetzlicher Zwang das Ganze noch zusammenhält und überall die Furcht das ruhehaltende und beherrschende Motiv ist, auf der einen Seite die Furcht vor der zeitweiligen Macht, welche die Entwickelung der Verhältnisse den herrschenden Classen wiederum gegeben hat, auf der andern die Furcht vor einem Wiederausbruch der nur mit Mühe zurückgedrängten Elemente des Umsturzes, daher auch alle von dieser Seite gemachten Versuche zur Besserung der äußern Lage der weniger Begünstigten so vielfach nur als ein durch die Furcht abgenöthigtes Almosen aufgenommen werden und somit unfähig sind, das gestörte Verhältniß zwischen beiden Theilen wiederherzustellen. Freilich möchte man diese verschwundene Pietät, ohne welche keine Ordnung und Versöhnung möglich ist, künstlich wieder heraufbeschwören durch verschiedene innere und äußere Mittel, durch Güte und Gewalt, durch religiöse Einwirkung und polizeiliche Beschränkung, aber sie ist und bleibt dahin, solange nicht die gesammten Verhältnisse wieder ganz anders als bisher sich gestalten; denn worauf beruht alle Pietät als darauf daß der Einzelne in dem Ganzen, dem er angehört oder untergeordnet ist, nicht blos eine äußere Macht erblickt, die seine Freiheit einschränkt und nur mit Widerstreben seinen unabweislichen Bedürfnissen zu Hülfe kommt, sondern eine Macht, durch welche er seine Existenz, Freiheit und Ehre gesichert, mit deren Bestehen er sein eigenes unzertrennlich verbunden weiß, eine Macht, innerhalb welcher er nicht etwa blos einzelne Rechte, Erwerbs-, Denk-, Redefreiheit genießt, während sie ihn sonst sich selbst und den Zufälligkeiten der äußern Verhältnisse rechtlos überläßt, an welcher er vielmehr die sichere Grundlage seines gesammten persönlichen Wohles zu besitzen gewiß ist? Was sollen alle religiösen Einwirkungen auf die Massen helfen, wenn gerade das Grundprincip einer christlichen Gesellschaft und Staatsordnung unausgeführt bleibt daß der Einzelne in dem Ganzen nicht eine blos beherrschende und bevormundende, blos im Nothfall sich seiner annehmende, sondern eine seine gesammte geistige und materielle Existenz wahrende und fördernde höhere Gewalt vor sich sieht? Was alle Strafen, wenn ihm die Strafe nicht als Zucht von Seiten der gesetzlichen Macht, welche dazu durch die fördernde Fürsorge, die sie auf der andern Seite ausübt, berechtigt ist, sondern als bloße Gewaltsamkeit von Seiten der Besitzenden und Begünstigten erscheint, die nur den Zweck habe, den Besitz der eigenen Vortheile und Vorrechte gegen die Angriffe der weniger Begünstigten zu sichern? Was alle polizeilichen Beschränkungen, wenn aller an sich wohlgemeinte Eifer des Regierens und Bevormundens doch Nichts zustandebringt als daß das Wohl des Einzelnen verkümmert bleibt und ihm dazu auch noch der Genuß persönlicher Freiheit und Selbständigkeit gewonnen wird? Ihr höheres Recht und ihre Kraft zu bleibender sittlicher Nachwirkung erhält wie in der Familie so auch im Staat alle Strafgewalt nur dadurch daß sie mit Anerkennung und Fürsorge Hand in Hand geht, wie dies in allen Zeiten der Fall gewesen ist, in welchen das partriarchalische Regiment seinem ganzen Umfange nach verwirklicht war. Wie die mittelalterliche Kirche nicht blos Buß- und Sittenpredigerin für die Massen, sondern auch für die Großen, nicht blos eine Gehorsam, Ruhe und Ordnung fodernde Autorität, sondern auch die Mutter der Bedrängten, Verlassenen und Mishandelten war, wie der Adel der Feudalzeiten seinen Leibeigenen und Hörigen nicht in der Weise der jetzigen bureaukratischen Polizeigewalt als Beherrscher und Gebieter, sondern auch als Vormünder im wahren Sinne des Worts, als Brot- und Schutzherr in Zeiten der Noth und Bedrängniß gegenüberstand und eben hierdurch beide Corporationen nicht blos eine äußere, sondern auch eine innere moralische Gewalt über ihre Pflegebefohlenen ausübten, so kann auch heute zwischen dem Staat und den Einzelnen, zwischen der höhern und niedern Classe der Gesellschaft ein inneres versöhnendes Band nur dadurch hergestellt werden daß an die Stelle der bloßen Entgegensetzung beider und der blos äußern Macht der einen über die andern wiederum, obwol natürlich in einer freiern und umfassendern Weise als in den patriarchalischen Zeiten, das gerade Gegentheil des jetzigen Verhältnisses gesetzt wird. Mit dem Schlechten und Verwerflichen der patriarchalischen Zeit haben wir auch ihr Gutes, mit ihrer Unfreiheit auch die innere moralische Einheit der verschiedenen Glieder des Ganzen verloren; diese innere Einheit aller Stände mit der ebenso berechtigten persönlichen Freiheit eines Jeden zu vereinigen, die Interessen der Gesammtheit und der Individuen wieder in Eins zu setzen, die Individuen durch eine bessere Einrichtung des Ganzen frei und glücklich, das Ganze durch eine gleichmäßige Sicherung und Förderung der Individuen groß und blühend zu machen und vor Auflösung zu retten, das ist die Aufgabe der jetzigen Zeit, da Stehenbleiben oder gar Rückkehr zum Alten das Verderben nur immer höher steigern würde. Und zwar ist diese Aufgabe nicht etwa blos eine nothgedrungene Vorsichtsmaßregel, ein bloßes vorübergehendes Heilmittel für temporaire krankhafte Zustände; sie wäre vielmehr vorhanden, auch wenn alle jene politischen und socialen Gefahren beiweitem keinen so hohen Grad erreicht hätten; sie ist ein Problem, das nicht erst von heute und

gestern her die Staats- und Gesellschaftswissenschaft beschäftigt, und nur der Unterschied findet zwischen unserer und frühern Zeiten statt daß eine naturgemäße Organisation der Gesellschaft für uns zugleich eine praktische Nothwendigkeit geworden und daß für unsere Zeit auch ein richtigeres Bewußtsein über dieselbe desto leichter zu gewinnen ist, je mehr einseitige und gerade durch ihre Einseitigkeit lehrreiche Theorien über das Ideal des gesellschaftlichen Zustandes sie bereits hinter sich hat. In diesem Sinne eben faßt die uns hier vorliegende Schrift den Gegenstand auf; die Neubildung der Gesellschaft welche sie vorschlägt soll zugleich eine bleibende, allgemeingültige, dem Begriff der Gesellschaft überhaupt entsprechende sein und auch abgesehen von unsern dermaligen Zuständen ihre Bedeutung haben; sie geht daher auch nicht blos von diesen Zuständen innerhalb unserer Staaten aus, sondern zieht ebenso sehr wie das Verhältniß der einzelnen Stände innerhalb des Staats auch das der Staaten und Völker untereinander in den Kreis ihrer Betrachtung, indem sie auch hier, ohne einem vagen Kosmopolitismus zu huldigen, an die Stelle unsers bisherigen, blos negativen, die einzelnen Nationen isolirenden und damit doch immer wieder den Zustand der Rechtlosigkeit unter ihnen stehenlassenden Völkerrechts eine Organisation ihres Verhältnisses zueinander gesetzt wissen will, durch welche sowol das Interesse der einzelnen Nationen als die Erhaltung einer höhern über alle Unterschiede übergreifenden Einheit unter ihnen zu voller Verwirklichung gebracht werden soll.

Die Grundlagen nun auf welchen der Verfasser sein sociales und politisches Gebäude errichtet sind die zwei einfachen Sätze: Jeder Mensch (und so auch innerhalb des Verbandes der Nationen jedes Volk) hat ein Recht auf einen Antheil an Grund und Boden, der ihm als Grundlage selbstthätig zu erwerbenden Eigenthums die Erhaltung und naturgemäße Fortentwickelung seiner leiblichen und geistigen Existenz möglich mache, daher die Gesellschaft die Pflicht hat, Jedem diese Grundlage seiner Existenz zu gewähren und zu sichern; jeder Mensch (und jedes Volk) hat aber auch die Pflicht von dieser Eigenthumsgrundlage aus für die Zwecke der Gemeinschaft thätig zu sein, da nur die Gemeinschaft dem Einzelnen die Sicherheit seiner Person, die Möglichkeit durch Arbeit und Tausch ihrer Erzeugnisse zu wirklichem Eigenthum zu gelangen, und die hierfür erfoderliche eigene Geschicklichkeit und Mitthätigkeit Anderer, sowie überhaupt die Möglichkeit menschlicher Bildung und Gesittung gewähren kann und wirklich gewährt, und es hat folglich die Gesellschaft das Recht oder vielmehr die Pflicht, eben um alle ihre Glieder sichern und zu menschlicher Existenz erheben zu können, von ihnen diese zweckmäßige Arbeit für das Ganze zu verlangen, die Thätigkeit der einzelnen Arbeitszweige gemäß den Interessen des Ganzen zu regeln und die Rechte der Einzelnen eben mit Rücksicht auf diese ihre zweckmäßige Thätigkeit fürs Ganze festzusetzen. Factisch und bis zu einem gewissen Grad erkennen bereits alle cultivirten Staaten die Pflicht an, Jedem Eigenthum zu gewähren; aber es geschieht dies immer nur je nach den dringenden Erfodernissen einzelner Zeiten, man beschränkt sich darauf, augenblicklicher Eigenthumslosigkeit für den Augenblick abzuhelfen, es ist noch keine Anstalt dazu gemacht, dieser immer wiederkehrenden und zunehmenden und so am Ende die Kräfte der Staaten und Individuen erschöpfenden Eigenthumslosigkeit in bleibender rechtlicher Weise ein Ende zu machen und alle socialen und politischen Consequenzen zu ziehen, die sich aus dieser rechtlichen Anerkennung der wirklichen Eigenthumsfähigkeit eines Jeden ergeben würden. Statt dessen soll nun die erste Grundlage aller Organisation der Gesellschaft sein eben diese Sicherstellung der wirklichen, nicht blos nominellen Erwerbsfähigkeit eines Jeden durch die Anerkennung des Rechts Aller auf Eigenthum aus dem Allen gemeinschaftlich zur Erhaltung ihrer Existenz gegebenen Grund und Boden, der ja von Natur nicht Eigenthum (durch eigene Arbeit hervorgebrachter Privatbesitz) eines oder mehrer Einzelnen, sondern die Basis und Quelle alles und jeden Eigenthums für Alle ist, eine Basis, die kein Einzelner ausschließlich in Besitz nehmen, sondern nur durch seine eigene Bearbeitung insoweit sich aneignen kann daß dabei doch das Recht aller Uebrigen, von ihr aus zur Erhaltung ihrer Existenz zu gelangen, gewahrt bleibt. Die der Menschheit von der Natur dargebotenen Existenzmittel sind nicht unendlich; wäre dieses der Fall, so könnte Jedem gesagt werden daß er für sich selbst zu sorgen habe; sie bestehen vielmehr in der jeweilig vorhandenen Summe der Erzeugnisse des Erdbodens, an welcher daher Jeder so weit seinen Antheil haben muß als seine Bedürfnisse es verlangen. Auf die Producte der Arbeit Anderer und so auch auf Das was an den Bodenerzeugnissen lediglich Product der selbstthätigen Arbeit der Bodenbebauung ist hat freilich Keiner ein Recht, obwol der Communismus und Socialismus es behaupten; aber darauf hat er ein Recht, von der Natur, wie sie ihn ins Leben hineingestellt hat, so auch im Leben erhalten zu werden, und es haftet daher auf dem Grund und Boden, dieser natürlichen Basis des Eigenthums Aller, die Pflicht diese Erhaltung auch wirklich möglich zu machen. Damit soll nicht gesagt sein daß Alle Grundbesitz haben nnd bearbeiten müssen, da hierdurch eine dem Wesen der Menschheit widersprechende, die allseitige Ausbildung ihrer Fähigkeiten und Kräfte hindernde Beschränkung Aller auf Eine bestimmte Thätigkeitsform herbeigeführt würde, wol aber Dies daß auf allem Grundbesitz die Pflicht zur Erhaltung Aller beizutragen unabtrennbar ruhe, und daß demnach sowol die Vertheilung als die Bebauung desselben so eingerichtet sein müsse, um dieser Pflicht genügen zu können. Ebenso wenig soll der Grundbesitz Gemeingut sein, sondern individueller Besitz bleiben, da individuelle Eigenthumsfähigkeit nicht nur ein Recht des Menschen, sondern für die Gesellschaft selbst nothwendig ist, sofern ja nur bei individuellem Besitz derjenige Eifer und Trieb des Erwerbs und der Arbeit erreicht werden kann, der für die Beschaffung der Bedürfnisse der Ge-

sammtheit nothwendig ist, aber eine allgemeine und gleiche Last ruht allerdings auf allem individuellen Grundbesitz, nämlich eben jene Verpflichtung zur Erhaltung Aller, soweit ihre individuelle Arbeit nicht zureicht. Der Grund und Boden soll auch da wo er in den Händen menschlicher Bearbeiter ist nicht aufhören der mütterliche Boden zu sein, der Allen die auf ihn angewiesen sind die Grundlage ihrer menschlichen Existenz darzubieten hat. Die nähere Art und Weise, wie sich diese allgemeine Subventionspflicht des Grundeigenthums verwirklichen soll, besteht darin daß für die in den übrigen Arbeitsformen thätigen Mitglieder des Staats in gesetzlicher Weise das Maß der Unterstützung, auf welches sie je nach nothwendigem Bedürfniß aus dem Grundeigenthum Anspruch haben, festgestellt und dieses Maß Denen welche seiner bedürftig sind als Grundlage ihres eigenen Erwerbs wirklich zugetheilt werde, falls nämlich das Grundeigenthum innerhalb des Staats dazu hinreicht; im andern Fall ist es die Pflicht des Staats, denjenigen seiner Bürger, für deren Ausstattung mit Arbeitsmitteln das Grundeigenthum nicht hinreicht, durch Auswanderung und Colonisation die Grundlage des Eigenthums, die sie bei ihm nicht finden können, zu verschaffen und daher die Auswanderung nicht wie bisher dem Zufall, dem Speculationsgeist u. dgl. zu überlassen, sondern sie selbst in die Hand zu nehmen. Um aber das Grundeigenthum zu dieser Pflicht, daß von ihm aus die übrigen (auch die geistigen) Arbeitsformen, wo es nöthig ist, mit Thätigkeitsmitteln ausgestattet werden, wirklich zu befähigen, ist es die erste Aufgabe des Staats, einen Grundeigenthümerstand zu schaffen, der die überschüssigen Mittel dazu habe, und daher einerseits aller die Ergiebigkeit des Anbaus zerstörenden Güterzerstückelung, andererseits einer die kleinern Grundbesitzer auf den Stand dürftiger Colonen und Pächter herabdrückenden Anhäufung des Grundbesitzes in den Händen Einzelner entgegenzutreten, für eine der Ertragsfähigkeit des einzelnen Landes und den Fortschritten der Cultur entsprechende Bebauung des Bodens in umfassender Weise (namentlich durch Unterrichtsanstalten) zu sorgen, für Fälle der Noth Vorräthe anzulegen (wodurch es zugleich möglich wird in Zeiten des Ueberflusses und einer dadurch herbeigeführten Unergiebigkeit des Getreideverkehrs den dadurch bedrängten Grundbesitzern auf Verlangen von ihren Erzeugnissen abzunehmen). Das Allererste wäre hiernach dieses, einen freien, intelligenten, vermöglichen Grundbesitzerstand, eine gleichmäßigere Vertheilung des Bodens unter seinen einzelnen Mitgliedern, was sich gegenwärtig nur noch wenige Länder theilweise bewahrt haben, hervorzurufen, an diesem Stande dem ganzen übrigen Verkehrsleben eine sichere Basis, der übrigen an die künstlichern Arbeitsformen gewiesenen Bevölkerung eine Grundlage für ihre Existenz und Thätigkeit zu schaffen und damit zugleich demjenigen Stande, der mehr als diese letztern von Natur einer ruhigen und besonnenen Fortentwickelung zugewandt und von den Wechseln des Zeitbewußtseins und der Verkehrsverhältnisse weniger abhängig ist, wiederum die erste Stellung im Ganzen der Gesellschaft, eine ähnliche, zugleich aber von allen Standesungleichheiten befreite Stellung wie einst die des Adels zu verschaffen oder eigentlich den ganzen Grundbesitzerstand zu einem den übrigen Staat aufrechterhaltenden, in der uneigennützig vorsorgenden Thätigkeit für die übrigen Stände seine Ehre findenden wahren Adel zu erheben. Während so der Grundbesitz nie reines Privateigenthum, sondern zugleich für die Beschaffung der Bedürfnisse der übrigen Eigenthümer pflichtig ist, haben dagegen die übrigen Arbeitsformen ein wirkliches Privateigenthum, weil ihre Thätigkeit nicht in dem Herausarbeiten der im Schoose der Natur schon vorhandenen und für Alle bestimmten Subsistenzmittel, sondern im selbstthätigen Umbilden einzelner Natur- zu Kunstproducten, oder (wie z. B. Wissenschaft, Kunst und sonstige höhere Geistesthätigkeit) mit ganz freien Hervorbringungen, oder endlich (wie Dienst- und Verwaltungsgeschäfte) in Dienstleistungen an die Gesellschaft besteht. Hier läßt nicht sowie bei der Bodenbebauung ein in der Hauptsache sich gleichbleibendes und eine bleibende Grundlage für den Besitz Aller darbietendes Quantum von Naturerzeugnissen sich von dem durch die Arbeit des Einzelnen Hervorgebrachten trennen; sie haben es nicht mit dem für Alle unbedingt Nothwendigen, sondern mit der selbstthätigen Ausbildung einzelner Zweige der menschlichen Gesammtthätigkeit zu thun, sie empfangen nicht von der Natur, sondern bringen selbstthätig Neues hervor, und sie sind zudem dem Wechsel der Verkehrsverhältnisse, der Bedürfnisse, des Geschmacks, der Cultur so unterworfen daß, die Beiträge zur Erhaltung der äußern Staatsordnung (die Steuern) abgerechnet, auf sie eine ähnliche stabile Verpflichtung zur Erhaltung der individuellen Existenz der Einzelnen nicht gelegt werden kann. Aller Besitz und Erwerb in diesen Thätigkeitsformen ist vielmehr Product der Arbeit eines Jeden und daher sein reines und ausschließliches Privateigenthum (wie es im gegenwärtigen Zustande der Fall ist). Die Kritik des Verfassers trifft daher hier nicht wie bei dem Grundbesitz die bisherigen Begriffe von Eigenthum, sondern die mit den wesentlichen Zwecken des menschlichen Einzel- und Gesammtlebens unverträglichen Verhältnisse, die sich auf diesem Gebiet aus den seit dem vorigen Jahrhundert herrschend gewordenen Vorstellungen von individueller Freiheit gebildet haben, sofern alle socialen Uebelstände, mit denen wir kämpfen, die Schutzlosigkeit so vieler Arbeitszweige, die Nahrungslosigkeit ganzer Classen der Gesellschaft, die schlimmen Folgen übermäßiger Concurrenz, der erbitterte Kampf der Arbeit gegen das Capital und den Handel, die mangelhafte Entwickelung so vieler wesentlicher Arbeitsformen in einzelnen Staaten und ihre dadurch herbeigeführte Abhängigkeit vom Ausland, ihre Hauptquelle eben in diesen von keiner fürs Ganze zweckmäßigen Ordnung der Arbeits- und Verkehrsverhältnisse etwas wissenden, vielmehr diese Ordnung, obwol sie von allen Aufgaben des Staats beiweitem die wichtigste ist, dem Zufall und der Willkür Einzelner überlassenden Freiheitsbegriffen haben.

Der Verfasser verlangt daher vorallem daß der Staat den Werth und das Recht der Arbeit, d. h. jeder für das Ganze der menschlichen Gemeinschaft zweckmäßigen Thätigkeit, anerkenne und alle politische Berechtigung an sie knüpfe; er verlangt aber ebenso daß auch die Arbeit des Einzelnen den Zwecken der menschlichen Gemeinschaft wirklich entspreche und daher unproductive oder gar schädliche Erwerbsformen beseitigt, für die Abstellung veralteter Erwerbszweige und Formen der Arbeit, für die technische Ausbildung der Handwerker und Künstler, für Anregung und Nutzbarmachung neuer Erfindungen u. dgl. in umfassender Weise (namentlich durch eine praktischere Volksbildung als wir sie in Deutschland haben) gesorgt, jede Berechtigung zum Betrieb einer Arbeitsform an die Nachweisung hinreichender Geschicklichkeit geknüpft, daß ferner alle Ueberhäufung in einzelnen Arbeitszweigen, wie sie z. B. durch eine falsche Gewerbefreiheit entsteht, verhütet, andererseits aber, statt wie z. B. in Deutschland die Arbeitskraft des Inlandes fremden Ländern schutzlos hinzuopfern, auf eine zweckgemäße Vertretung aller Arbeitsformen hingewirkt werde, die jeder Staat sowol für seine Bedürfnisse als für die seine eigene Arbeit sichernde Concurrenz mit andern Staaten bedarf (dies Alles, soweit nicht natürliche klimatische und andere Bedingungen Ausnahmen im Einzelnen verlangen), und endlich daß auch der gegenseitige Verkehr der einzelnen Arbeitsformen untereinander vom Staate zwar nicht auf eine mit der individuellen Freiheit und der Lebendigkeit der Production und des Umsatzes unverträgliche Weise direct geleitet, aber insoweit gesetzlich beaufsichtigt und geregelt werde daß weder ein Stocken des Austausches oder eine Vertheuerung nothwendiger Lebensbensbedürfnisse noch eine Uebervortheilung oder Ruinirung einer Classe von Staatsbürgern durch die andere mittels berechneten Herabdrückens von Preisen oder eine zur Erhaltung des Einzelnen nicht zureichende Belohnung seiner Thätigkeit (bei Tagelohn u. dgl.) oder ein Mangel an Absatz entstehe (soweit der letztere durch nationalökonomische Einrichtungen und Maßregeln verhütet werden kann), vielmehr Jeder für seine Arbeit gebührenden Erwerb finde, indem im Nothfall, wo nicht eigene Schuld des Arbeitenden vorliegt, die aus Stockung des Absatzes entstehende Noth des Einzelnen durch Staatsunterstützung aus den Mitteln des Grundeigenthums ausgeglichen und mittels dieser Ausstattung Bedürftiger aus dem Grundeigenthum namentlich dafür Sorge getragen werden soll, daß Arbeitern an größern Industrieanstalten die Möglichkeit gegeben werde sich bei der Unternehmung derselben als Mitbesitzer zu betheiligen (indem nur hierdurch das jetzige unfreie Verhältniß der Fabrikarbeiter aufgehoben und das Fabrikwesen, statt eine Quelle physischen und geistigen Elends zu sein, vielmehr zu derjenigen Arbeitsform erhoben werden kann, in welcher sich der wahre Begriff der Arbeit, der gemeinsamen Thätigkeit der Einzelnen an einem größern Ganzen, verwirklichen soll). Von demselben Grundsatze aus daß es keinen reinen Privaterwerb geben kann, daß vielmehr alle Arbeit Das was sie ihrem Begriffe nach ist auch in Wirklichkeit und im Bewußtsein der Arbeitenden sein soll, nämlich eine Thätigkeit für das Ganze der Gemeinschaft, wird auch der Handel der Pflicht unterworfen, auf eine für die ganze Gesellschaft zweckmäßige Weise thätig zu sein, für die Einfuhr der nöthigen Arbeitsstoffe und für die Ausfuhr der Erzeugnisse des eigenen Landes zu wirken, der Beeinträchtigung der Gewerbe durch Führung von Artikeln, auf deren Fertigung die letztern angewiesen sind, sich zu enthalten und sich ebenso auch im Uebrigen allen Einrichtungen zu unterwerfen, welche für die zweckmäßige Regelung der Verhältnisse seiner einzelnen Mitglieder untereinander und seines Verhältnisses zu den übrigen Gliedern des Ganzen erfoderlich sind (während jetzt namentlich in Deutschland die Interessen des Handels und der Arbeit noch immer im Streite miteinander liegen), obwol auch hier schon im Interesse der Consumenten und um den nöthigen Wetteifer des Inlandes mit dem Ausland rege zu erhalten durchaus keine Abschließung der einzelnen Staaten innerhalb ihrer selbst durch Prohibitivsysteme zulässig, sondern das letzte Ziel auch hier wie bei Gewerben und Künsten dieses ist daß die verschiedenen Staaten durch naturgemäße, der Eigenthümlichkeit der einzelnen Länder und Völker entsprechende Production in verschiedenen Arbeitszweigen einander ergänzen und so ein den Wohlstand jedes einzelnen Staats sicherndes Gleichgewicht und ein alle Bedürfnisse überallhin vertheilendes freies Verkehrsleben unter ihnen entstehe. Der wesentliche Unterschied des durch alle diese Einrichtungen erzielten Zustandes der Dinge vom jetzigen wäre der daß die Arbeit nicht bloßes Recht des Einzelnen, sondern auch Pflicht desselben gegen das Ganze und darum allen Beschränkungen welche die Staatsgesellschaft in dem Interesse des Ganzen nothwendig findet unterworfen, zugleich aber vom Staat durch die oben angegebenen Einrichtungen und Maßregeln so sehr von allen Seiten geschützt und gefördert wäre daß für die damit gegebene Sicherung vor Verarmung und Ruin jene Beschränkungen nicht zu theuer erkauft wären; es soll dadurch der jetzt allen Wohlstand unterhöhlenden und auch sittlich den ganzen gesellschaftlichen Zustand vergiftenden selbstischen Stellung der einzelnen Erwerbsformen und der einzelnen Erwerbenden gegeneinander ein Ende gemacht, Jedem das Bewußtsein fürs Ganze thätig zu sein und im Ganzen seine Erhaltung gesichert zu sehen gegeben und so auch in sittlicher Beziehung dem Erwerbs- und Verkehrsleben ein neuer Geist eingehaucht werden, wie er nothwendig ist, wenn das menschliche Geschlecht seinem Ziele näher kommen soll, eine unter sich organisch verbundene und in dieser Verbindung Jedem die Erreichung seiner Bestimmung möglich machende, ihre Kräfte nicht nutzlos vergeudende und zersplitternde, sondern zweckmäßig vereinigende und gebrauchende Gemeinschaft zu werden.

Mit dieser Ordnung des Eigenthums, Erwerbs und Verkehrs innerhalb des einzelnen Staats hängt nun

aber die Gestaltung der Verhältnisse des Verkehrs unter den Staaten unabtrennbar zusammen; es versteht sich von selbst daß eine solche Ordnung des Besitzes in keinem Einzelstaat für sich allein unternommen oder durchgeführt werden könnte, da namentlich eine Beschränkung der Industrie und des Handels auf dasjenige Maß, welches zur Stetigkeit des Verkehrs, zur Vermeidung schwerer Stockungen und Handelskrisen (wie sie z. B. in England so häufig sind) nothwendig ist, nur durch eine gleichmäßigere industrielle Entwickelung der verschiedenen Staaten als bisher ermöglicht werden kann, und da nur, wenn in allen Staaten diese innere Tendenz auf rechtliche und nationalökonomische Besserung der Zustände das Uebermiegende geworden wäre, die zu den obigen Einrichtungen erfoderlichen Kräfte in hinreichendem Maß vorhanden sein könnten. Aber auch ganz abgesehen von dieser gegenseitigen Abhängigkeit der Staaten verlangt der Verfasser von seinen beiden Rechtsprincipien aus daß Alle von Natur gleiches Recht auf die Producte des Erdbodens haben und daß nur die Arbeit für die Gesellschaft Anspruch auf eine Stellung und Wirksamkeit in ihr gibt, auch hier eine Umwandelung des bisherigen selbstischen, gleichgültigen und feindlichen Verhältnisses der Staaten zu einem wahrhaften, jede Nation anerkennenden, aber auch jede Nation zur Theilnahme an dem Proceß des Verkehrs und der Cultur heranziehenden Völker- und Staatenbund. Da einerseits Alle gleiches Anrecht auf alle Erzeugnisse der Erde haben, andererseits aber diese Erzeugnisse klimatisch in ihren verschiedenen Regionen vertheilt sind, so sind die Bewohner der verschiedenen Himmelsstriche und Länder verpflichtet, nach einem rechtlich ordnenden Gesetz (wie wir es zum Theil schon jetzt an dem durch allgemeine Uebereinkunft der gebildeten Völker sanctionnirten Gesetz des geregelten Tausches der Waaren haben) ihre Erzeugnisse gegen die der übrigen in Verkehr zu bringen, daher jede eigenmächtige oder gewaltsame Ausschließung einzelner Länder vom allgemeinen Handelsverkehr (China, Japan u. s. w.) rechtswidrig ist. Ebenso kann kein Staat verhältnißmäßig an Grundeigenthum reicher sein als der andere, ohne daß er eben damit verpflichtet wäre, an andere Staaten oder einzelne Bürger desselben Etwas davon abzugeben, z. B. bei eigenem Ueberfluß an Boden Einwanderer aufzunehmen und ihnen den Erwerb von Grund und Boden zu gestatten, obwol immerhin gegen einen billigen Ersatz, den er deswegen ansprechen kann, weil er sich, wie etwa Nordamerika, durch die erste Colonisirung des Landes ein Recht auf ein Aequivalent hierfür erworben hat. Ferner hat jeder Staat das Recht, von dem andern zu fodern daß auch er, obwol unter Berücksichtigung der speciellen klimatischen und localen Verhältnisse, die Ordnung des Eigenthums, Erwerbs und Verkehrs, wie sie von den allgemeinen Rechtsgesetzen aus sich ergibt, zu der seinigen mache, damit dieselbe in jedem Staat ausführbar und durch die allgemeine Anerkennung eine feste und bleibende werde (in ähnlicher Weise, wie man schon bisher, freilich nur auf diesem einzelnen Gebiet und in einzelnen Fällen, das Recht in Anspruch genommen hat, fremde Staaten und Völker mit Gewalt zur Abstellung humanitätswidriger Gebräuche oder Erwerbsarten, z. B. des Negerhandels, zu zwingen). Diese Foderung daß auch das Verhältniß der Staaten gemäß dem natürlichen Rechte organisirt und insbesondere ein über den ganzen Erdboden sich erstreckender, die klimatischen und nationalen Einseitigkeiten der Agricultur und Industrie der einzelnen Länder ergänzender und ausgleichender Verkehr unter ihnen hergestellt werde, wendet der Verfasser namentlich auf das Verhältniß der nördlichen und südlichen Nationen zueinander an, indem er geltendmacht, wie die Natur selbst diese letztere sowol durch den bei ihnen vorwiegenden Reichthum des Bodens als durch ihre damit zusammenhängende geistige Eigenthümlichkeit auf die vorzugsweise Hervorbringung der unmittelbaren Bodenerzeugnisse und hiermit darauf angewiesen hat, den mehr zum Betrieb der künstlichern Arbeitsformen bestimmten nördlichen Nationen diejenige Ergänzung ihrer Bodenproducte zu liefern, welche dieselben wegen der dürftigern Productionskraft der Erde in den nördlichen Himmelsstrichen stets nöthig haben werden. In dieser Organisirung der Verbindung der Staaten, innerhalb welcher jedes Volk in seiner eigenthümlichen Cultur anerkannt, jedes in den äußern und damit auch in den innern geistigen Verkehr mit den andern aufgenommen und jedes durch seinen Eintritt in die große Völkerfamilie auch in den Besitz einer rechtlich geordneten, den Zwecken der Humanität entsprechenden Einrichtung seiner eigenen socialen Verhältnisse gesetzt wird, erblickt der Verfasser, wie wir glauben, mit Recht, das einzige Mittel für die Menschheit, aus dem immer noch vorherrschenden Zustande der Barbarei, von dem bisjetzt fast nur der kleinste Welttheil eine Ausnahme macht, herauszukommen, das einzige Mittel, die unermeßlichen Strecken der übrigen Welttheile, über welchen seit Jahrhunderten der Fluch der Verödung und geistigen Erstorbenheit zu ruhen scheint, der Cultur wieder zugänglich zu machen und so Das was insbesondere das von Anfang an ausgesprochene Ziel des Christenthums ist zu verwirklichen, daß nämlich das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und ein alle Menschen und Völker beseelendes höheres, geistiges Leben überall hingetragen werde, während jetzt der Fortschritt der Gesittung hauptsächlich darin sein Hinderniß hat daß dieselbe den fremden Nationen nur in der Form einer willkürlichen eroberungssüchtigen Gewalt entgegentritt, welche ihr bisheriges eigenthümliches Leben blos anzugreifen und zu zerstören weiß, ohne an seine Stelle etwas Besseres setzen zu können. Und wozu anders können die großartigen Entdeckungen der Neuzeit, durch welche die bisherigen Scheidewände unter den Nationen beseitigt, die Schranken der Zeit und des Orts entfernt scheinen und eine alles sonst für möglich Gehaltene weit übersteigende Leichtigkeit des Verkehrs hergestellt ist, wozu können sie dasein als dazu, allmälig auch die innere Trennung und Feindschaft der Völker des Erdballs zu vernichten, das Menschengeschlecht zu

Dem was es ursprünglich sein sollte, zu einem großen, reichgegliederten, in allen seinen Theilen zusammenwirkenden Organismus umzubilden und so Dasjenige was bisher allerdings Manchem nur als idealische Träumerei erscheinen mußte, die Vereinigung aller Nationen zu Einer großen Völkerfamilie herbeizuführen?

Die politische Verfassung der einzelnen Staaten und der gesammten menschlichen Rechtsgemeinschaft, welche der Verfasser aus seinen socialen Principien ableitet, kann hier nur noch in Kürze angegeben werden. Es versteht sich daß er von seinem Standpunkt aus überall das natürliche Recht, wie es aus der selbständigen Bedeutung jedes Einzelnen innerhalb des Ganzen und aus den Verpflichtungen die Jeder dem Ganzen gegenüber hat sich ergibt, zur Grundlage der Staatsordnung gemacht wissen will. Er verlangt auf der einen Seite was man eine freie Verfassung nennt, eine Vertretung des Volks mit gesetzlich bestimmtem Einfluß auf die Verwaltung des Staats und ein allgemeines Wahlrecht, von welchem nur Die ausgeschlossen sind, die entweder nicht willens oder nicht im Stande sind, durch eine gemeinnützige Thätigkeit fürs Ganze einen Anspruch auf Mitbestimmung der Regierung und Verwaltung sich zu erwerben, also die unproductiven Müßiggänger einerseits, die auf öffentliche Unterstützung angewiesenen Arbeitsunfähigen andererseits, deren Zahl jedoch von den oben entwickelten socialen Principien aus in Vergleich mit unsern heutigen Staaten immer eine sehr beschränkte sein würde. Je umfassender die Aufgabe des Staats durch die ihm zugewiesene Sorge für die Ordnung des Eigenthums und Verkehrs ist, desto nothwendiger ist es für ihn die im Volke lebende Intelligenz zur Theilnahme an der Verwaltung heranzuziehen und statt eines blos bevormundenden bureaukratischen Regiments überall mit Beirath der Sachverständigen und Erfahrenen aus der Mitte seiner Bürger zu handeln. Aber diese Volksvertretung soll sich nun von der bisherigen dadurch unterscheiden daß der Grundbesitz, sofern er neben den Staatsabgaben auch für die übrigen Stände ihre Erwerbsgrundlage abzugeben hat, eine bevorzugte Stellung, namentlich bei nationalökonomischen Fragen, einnimmt, indem er theils für sich allein eine eigene (die erste) Kammer bildet, theils an der Wahl derjenigen Mitglieder der zweiten, die das Volk im Ganzen ohne Gliederung nach Ständen wählt, theilzunehmen hat. Die zweite Kammer soll nämlich theils durch Vertreter der einzelnen Stände der Arbeit, theils durch allgemeine Wahl des gesammten Volks gebildet werden, damit sowol die Interessen jeder Arbeitsform als auch wiederum das über dieselben übergreifende nationale Gesammtinteresse in ihr seine gehörige Vertretung erhalte und so weder das eine noch das andere Element ausschließlich und überwiegend sich geltendmache. Durch diese Einrichtung der Volksvertretung soll Beides, sowol die Stetigkeit der Gesetzgebung und Regierung als das ebenso nothwendige Element des geistigen und materiellen Forschritts, zu seinem ganzen und vollen Rechte kommen; das erstere Element hat seinen Ort in der ersten Kammer und zwar in einer rechtmäßigen und darum viel wirksamern Weise als bisher, indem ihre besondere Stellung nicht mehr auf zufälligen Familienprivilegien, sondern darauf beruht daß der Grundeigenthümerstand wirklich im buchstäblichsten Sinne die „erhaltende", tragende und nährende Grundlage des Ganzen bildet; das andere aber in der zweiten Kammer, die jedoch ebenso durch die Vertretung der einzelnen Arbeitszweige vor dem Uebermiegen abstracter politischer und socialer Theorien besser gesichert ist als bei der jetzigen Einrichtung. Die Regierungsform kann nicht die republikanische, d. h. die unmittelbare Herrschaft der Einzelnen sein, da die rechtliche Ordnung nicht dem Belieben der Einzelwillen anheimgegeben und das Recht nicht von Majoritäten und Volkssouverainetäten gemacht werden kann; es muß vielmehr innerhalb des Staats ein Element dasein, welches die unveränderliche ebenso gut wie z. B. die Gesetze der Sittlichkeit vom Wollen der Einzelnen unabhängige rechtliche Einheit und Ordnung des Staats repräsentirt und durch seine ganze Stellung zur parteilosen und kräftigen Aufrechterhaltung derselben befähigt und berufen ist, d. h. eine nicht verantwortliche monarchische Gewalt, die zwar ohne Volksvertretung nicht regieren, aber auch (z. B. in wesentlichen rechtlichen und nationalökonomischen Fragen) nicht schlechthin an den Willen der Majorität gebunden sein kann. Mit dieser beschränkten Monarchie meint nun aber der Verfasser nicht das erbliche constitutionnelle Regiment unserer bisherigen Staaten; er macht vielmehr geltend daß sich dasselbe in dem bereits mehr und mehr klargewordenen Widerspruch befinde, einerseits, z. B. in Fällen wo das dynastische Erbrecht mit dem nationalen Interesse in Conflict kommt, den dynastischen Interessen ein höheres Gewicht und, je nachdem die Verhältnisse es mitsichbringen, dem Willen des Regenten eine höhere Macht zu gewähren als mit dem Recht und Wohl der Gesammtheit verträglich ist, andererseits aber, falls es consequent durchgeführt werden soll, doch die einheitliche Staatsgewalt den Majoritäten der Volksvertretung zu unterwerfen, sodaß die monarchische Regierungsform nur Schein und in der That das republikanische Princip das Maßgebende ist; und ebenso zeigt er daß es dieser Regierungsform an allem und jedem Princip einer für die stetige Fortentwickelung des Staatslebens nothwendigen Entscheidung fehlt, falls Collisionen zwischen dem Staatsoberhaupt und der Nation eingetreten sind. Um dem erstern dieser Misstände zu begegnen, verlangt er eine Wahlmonarchie, damit die Völker vor der Gefahr an fremde Dynastien vererbt zu werden bewahrt bleiben, und der Widerspruch entfernt werde daß die Regierten gerade auf eins der wichtigsten, vom Constitutionalismus nicht hinlänglich gewürdigten Elemente der Staatsverwaltung, auf die Bestimmung der Person Dessen dem sie sich anvertrauen sollen, keinen Einfluß haben, sondern hier Alles dem Zufall der Geburt überlassen ist; er verlangt aber zugleich eine Wahl eines Regenten auf Lebenszeit, damit die Entscheidung über die Person des Staatsober-

haupts nur wenn der Lauf der Natur es von selbst so mitsichbringt in die Hände des Volks zurückfalle, im Uebrigen aber die höchste Gewalt dieser freien Disposition der Staatsangehörigen entzogen sei und so in ihrer autonomischen Selbständigkeit gewahrt bleibe. Zugleich erhält nun aber die Verfassung des einzelnen Staats ihre Ergänzung durch eine rechtliche Verbindung der Staaten untereinander, die der Verfasser auf dem politischen Gebiete ebenso fodert wie auf dem socialen, weil in Wahrheit auch politisch kein Staat dem Einfluß der übrigen sich entziehen kann oder sein Verhalten zu ihnen einseitig festsetzen darf, sondern jeder Einzelstaat von Natur nur ein Glied der großen Staatenfamilie ist. Während nämlich bisher das Princip der Solidarität und Conföderation der Staaten nur in einzelnen, gesetzlich noch nicht geregelten Erscheinungen (Heilige Allianz, diplomatische Conferenzen, Bestimmungen der Großmächte über Dynastien und Verfassungen kleinerer Staaten u. dgl.) hervorgetreten ist und das bisherige Völkerrecht, wie namentlich bei Hegel zu sehen ist, meistens noch unklar zwischen dem Begriff absoluter Berechtigung des Einzelstaats und der Foderung einer gesetzlichen Organisation des Staatenverhältnisses hin- und herschwankte, fodert der Verfasser einfach daß auch hier so gut als innerhalb des einzelnen Staats Alles verfassungsmäßig geordnet werde. Sowol die allgemeine Durchführung und Aufrechterhaltung der für jeden Staat in gleicher Weise nothwendigen rechtlichen Ordnung des Eigenthums als die Regelung der nationalökonomischen und politischen Beziehungen der Völker untereinander muß wie die innere Verwaltung ein berechtigtes und mit der erfoderlichen Macht ausgestattetes Organ haben, weder das Eine noch das Andere darf wie bisher entweder ganz vernachlässigt oder dem Zufall, der temporairen Macht und Willkür einzelner Staaten, Fürsten und Politiker anheimgestellt bleiben. Auch reicht dazu nicht etwa die schon oft vorgeschlagene Einrichtung eines Staatenbundes hin, da so keine über den einzelnen Staaten stehende Macht vorhanden wäre, und da gerade hierbei das Princip daß die allgemeine Ordnung des Rechts und des Verhaltens der Staaten zueinander von dem souverainen Willen des Einzelstaats ebenso wenig als z. B. von Kammermajoritäten ausgehen kann, sondern ihre an und für sich feststehenden, im Wesen der Menschheit liegenden Gesetze hat, nicht zur Darstellung und Anerkennung gebracht wäre. Man muß vielmehr entweder geradezu auf ein eigentliches Völkerrecht und auf alle und jede Hoffnung daß die Menschheit im Ganzen je zu einem rechtlichen und gesetzlichen Zusammenleben gelangen werde verzichten, oder eine über allen Staaten stehende Rechtsgewalt postuliren, welche über die Verwirklichung der allgemeinen Rechtsgrundlagen in jedem Staate, über die Erhaltung eines naturgemäßen Verkehrs unter den Völkern und insbesondere über die gerechte Vertheilung des Bodens in Fällen der Uebervölkerung einzelner Länder zu wachen, über etwaige Streitigkeiten sowol zwischen den Staaten als zwischen ihren Regierungen und Ständen (wie einst Papst und Kaiser) im friedlichen Wege zu entscheiden, für die Ausbreitung der Cultur und Rechtsordnung in immer weitern Kreisen besorgt zu sein und jeden Versuch einer einzelnen Nation zur Störung des Völkerfriedens nöthigenfalls mit Gewalt zurückzuweisen, im Uebrigen aber sich alles Eingreifens in das Specielle der Regierung der Einzelstaaten und ihres internationalen Verkehrs zu enthalten hat. Eine solche allgemeine Rechtsgewalt, durch welche buchstäblich in Erfüllung ginge daß alle Völker Eine Heerde unter Einem Hirten bildeten, findet der Verfasser ebenso wenig unmöglich als z. B. die Herrschaft des kleinen England über einen großen Theil des südlichen Asien; er erinnert daran daß das mittelalterliche Kaiserthum der Idee nach eben eine solche über den einzelnen Völkern stehende, die allgemeinen Interessen des Rechts und der Religion wahrnehmende höhere Rechtsgewalt war und wirklich als solche galt, obwol es infolge der mittelalterlichen Staats- und Bildungsverhältnisse und seines Kampfes mit der Hierarchie nie zur praktischen Verwirklichung dieser seiner Idee gelangte. Als die Hauptbedingung ihrer Möglichkeit betrachtet er das Vorhandensein eines Volks, von dem zu erwarten ist daß die übrigen Nationen ihm diese Rechtsgewalt anvertrauen können, weil sie von ihm keine Beeinträchtigung ihrer eigenen nationalen Existenz und Eigenthümlichkeit zu fürchten haben, und ein solches Volk ist ja gerade dasjenige, an dessen Königthum einst auch jenes Kaiserthum geknüpft war, nämlich das deutsche Volk, das bisjetzt eben wegen seines Mangels an ausschließlichem nationalen Sonder- und Eroberungsgeist dazu verurtheilt ist die niedrigste Stelle unter den europäischen Völkern einzunehmen. Diese um der nothwendigen Stetigkeit und Selbständigkeit willen erbliche, die ewige Hoheit und Unantastbarkeit des bisjetzt trotz aller sogenannten Bildung und Christlichkeit der europäischen Staaten noch immer theils nicht erkannten, theils nicht geachteten Rechtsgesetzes darstellende Gewalt würde zu den einzelnen Staaten in einem ähnlichen Verhältnisse stehen wie der Regent des einzelnen Landes zu seinem Volke, sie hätte einen Kreis von Vertretern aller Völker um sich und mit diesem gemeinschaftlich zu handeln, sodaß jeder Staat der Wahrung seines Interesses sicher wäre, sie würde die gewählten Regenten der Staaten und ihre Verträge untereinander, soweit sie die allgemeinen rechtlichen Verhältnisse betreffen, bestätigen, zu ihrer eigenen Nation aber, um nicht selbst wieder eine eigentlich nationale, den andern Nationen auf gleicher Stufe gegenüberstehende und daher ihr nationales Mistrauen regemachende Gewalt zu sein, in demselben Verhältnisse stehen wie zu dem übrigen Staatenverband, d. h. nicht in dem Verhältniß des unmittelbaren Beherrschers, sondern des Oberhaupts eines Bundes der einzelnen Stämme dieses Volks (wie es z. B. der mittelalterliche Kaiser den Reichsständen gegenüber war oder der Kaiser des Jahres 1848 den übrigen deutschen Staaten gegenüber gewesen sein würde). Wie Religion und Sittlichkeit nur eine sein kann, wie die christliche Kirche von Anfang an das

Ziel verfolgt hat, eine über den ganzen Erdboden sich erstreckende gleichförmige Gottesverehrung zustandezubringen, so fodert es der Verfasser auch von seiner Ordnung des Rechts, die ihrem letzten Princip nach ja nichts Anderes als das auch im äußern Leben verwirklichte sittliche Gebot der thätigen Vervollkommnung und Gemeinschaft aller Individuen und Völker ist und denselben Anspruch auf Unterwerfung alles individuellen und nationalen Egoismus hat wie die religiösen und sittlichen Gesetze. Eine solche Conföderation der Staaten unter einem gemeinschaftlichen Staatenoberhaupt und vollends unter einem Oberhaupt deutscher Nation mag freilich gerade jetzt unmöglich, ja abenteuerlich scheinen, und sie könnte, wenn sie in Wirklichkeit treten sollte, zuerst nur im Kleinen beginnen, um von da aus in immer weitere Kreise sich auszudehnen; aber wenn es der Kirche des Mittelalters gelang die nordischen Barbaren zu zähmen, und dem Islam die Vielgötterei des Orients auszurotten, so kann auch diese rechtliche Vereinigung Aller nicht für etwas schlechthin Unmögliches erklärt werden, und zwar umsoweniger als sich nicht etwa blos in dem Vorwiegen des Sinnes für Pflege der materiellen Culturinteressen und in einzelnen Erscheinungen wie den Friedenscongressen, sondern in der ganzen Anschauungsweise der Jetztzeit ein mächtiger Umschwung zu der Foderung einer friedlichen, den Zwecken der Humanität und Gesittung dienenden Staatenpolitik bemerklich macht.

Das Bisherige mag genügen, um das Publicum auf eine Schrift aufmerksamzumachen, der man zwar von manchen Seiten eine zu weit getriebene, zu undurchführbaren Ergebnissen führende Consequenz vorwerfen, dessenungeachtet aber das Verdienst nicht absprechen wird, eine an die natürlichen Grundbedingungen des socialen Lebens und an die ewig bleibenden sittlichen Rechte und Bedürfnisse des menschlichen Geistes anknüpfende, keine unmöglichen Veränderungen der bisherigen Zustände (wie z. B. Besitzgleichheit Aller), sondern nur relative Verbesserungen, wie sie in menschlichen Dingen möglich sind, verlangende, von allen hohlen und zerstörenden, in materialistischen Egoismus auslaufenden Freiheitstheorien fernbleibende, ebenso liberale als wahrhaft conservative Neugestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse aufgestellt zu haben. Ebenso wird man sich zwar versucht fühlen, diese Construction der Gesellschaftsordnung wenn auch nicht unrichtig und unbegründet, so doch wenigstens für die Jetztzeit unbrauchbar und unnütz zu finden, da die Umgestaltungen die sie verlangt so groß und so universell sind daß der einzelne Staat Nichts damit anzufangen wisse; man wird behaupten daß Alles darauf ankomme, ob die einzelnen Nationen sich dazu herbeilassen oder nicht, wovon Letzteres das allein Wahrscheinliche sei u. dgl. Allerdings muß das Meiste was diese Schrift enthält vorderhand noch Theorie bleiben und wird zunächst nur dazu bestimmt sein der Wissenschaft des Eigenthums-, Staats- und Völkerrechts eine neue Anregung zu geben; aber wir glauben dessenungeachtet daß sie auch schon jetzt des Praktischen und Brauchbaren genug darbiete, und zwar sowol für Diejenigen, in deren Hände die Gestaltung der socialen und politischen Einrichtungen gelegt ist, als für die gegenwärtig noch in unfruchtbaren atomistischen Freiheitsbegriffen sich bewegenden oppositionnellen Parteien. Ehe die letztern einsehen daß weder mit bloßer individueller Ungebundenheit noch mit Majoritäts- und Volksherrschaft, noch mit gewaltsamen Aenderungen der Eigenthumsverhältnisse Etwas gewonnen, daß dies Alles vielmehr mit den Gesetzen des Rechts, der Sittlichkeit, der wahren Freiheit und der praktischen Zweckmäßigkeit unvereinbar ist, kann ihr Wirken nur ein zerstörendes, selbst schon gewonnene Fortschritte wieder zunichtemachendes sein und vorderhand blos dazu dienen, der Thätigkeit Derer welche die Macht in Händen haben eine einseitige Richtung auf Reprimirung der Angriffe gegen die bestehende Ordnung zu geben. Was aber die herrschenden Gewalten betrifft, so läßt sich zwar weder in Deutschland noch in Frankreich verkennen daß sie es als ihren Beruf erkannt haben, gesellschaftliche Einrichtungen ins Leben zu rufen, von welchen sich eine gedeihlichere Entwickelung unserer Zustände erwarten läßt; allein alle diese Versuche werden vergeblich bleiben, wenn nicht statt eines unfruchtbaren und kleinlichen Kampfes gegen Principien, die sich einmal mit Gewalt nicht ausrotten lassen, der Anfang damit gemacht wird, auf positive, productive Weise zu wirken, das Gebäude der socialen und politischen Ordnung von unten auf neu zu errichten, die gerechten Erwartungen des Schutzes und der Förderung der Arbeit (sowie der Auswanderung) zu befriedigen und insbesondere dem Grundbesitz die ihm so nöthige Hebung und Verjüngung und die ihm gebührende politische Stellung zu verschaffen, statt wie bisher die in ihm liegende erhaltende Macht theils durch Vernachlässigung oder gar Auflösung seiner innern Organisation (Güterzerstückelung u. dgl.), theils durch eine den Unterschied der Stände beiseitesetzende und namentlich diesen Stand unpassenderweise mit den productiven Arbeitsformen zusammenwerfende Volksvertretung unnützumachen. Je gewisser es ist daß wir uns in einer Periode des Uebergangs zu neuen Zuständen befinden, desto mehr thut es noth zu einem Bewußtsein darüber zu kommen was von den bisherigen Elementen der Staatsordnung beizubehalten und neuzugestalten und was veraltet und über Bord zu werfen sei; und je gewisser es ist daß auf gründliche Weise gebessert werden muß und die Zeit der halben Maßregeln und Scheinmittel vorüber ist, desto nothwendiger ist es nicht etwa blos einzelne Experimente an der Staatsmaschine zu versuchen, sondern bei allen Neugestaltungen von der Idee eines durch sie herbeizuführenden Gesammtzustandes auszugehen, die vernünftigerweise keinen andern Inhalt haben kann als den der Förderung aller wesentlichen Interessen, die dem Menschen und der menschlichen Gesellschaft von Natur vorgezeichnet und mitgegeben sind, nicht aber die Befriedigung selbstischer Gelüste, sei es nun der Massen oder einzelner Classen des Ganzen. Als Anregung zu einer solchen positiven Staats-

und Gesellschaftspolitik wird sich diese Schrift auch ganz abgesehen von ihren einzelnen Ergebnissen schon durch den gediegenen sittlichen Ernst, von dem sie beseelt ist, und durch den patriotischen Geist empfehlen, der namentlich in der Schlußbetrachtung des Verfassers über Deutschlands Einigung und Wiedergeburt sich ausspricht. Der Raum d. Bl. gestattet uns nicht Dasjenige was der Verfasser hier mit ebenso viel besonnener Gründlichkeit als begeisterter Hoffnung über den weltgeschichtlichen Beruf Deutschlands und insbesondere über die Stellung sowol Preußens als Oestreichs zu dieser weltgeschichtlichen Aufgabe des deutschen Volks ausgeführt hat wiederzugeben. Wir begnügen uns daher damit, durch das Bisherige die Aufmerksamkeit des Publicums auf dieses echtdeutsche Geisteswerk hingelenkt zu haben, welches nach unserer Ueberzeugung Niemand aus der Hand legen wird ohne ein lebhaftes Interesse an seinem Inhalt und Geist gewonnen und eine fruchtbare Anregung zur Orientirung über die Lebensfragen der Gegenwart und Zukunft von ihm empfangen zu haben. 78.

Divan des Castiliers Abu'l-Haßan Juda ha-Levi. Von Abraham Geiger. Nebst Biographie und Anmerkungen. Breslau, Kern. 1851. 16. 25 Ngr.

Ein großer Dichter,
Absoluter Traumweltsherrscher
Mit der Geisterkönigskrone,
Ein Poet von Gottes Gnaden.

singt Heinrich Heine in seinem „Romanzero" von dem Dichter Juda ha-Levi, dessen „gottgeküßte Seele" alle ihre Flammen in seinen Dichtungen ausgoß. Doch vor Heine's „Romanzero", der in einer glühenden Dithyrambe, welche wol die poetische Krone der ganzen Gedichtsammlung genannt werden kann, den jüdischen Dichter feiert, hatte bereits Abraham Geiger in der obenangeführten Schrift das allgemeine Interesse auf jenen mittelalterlichen Poeten hingelenkt, der in einer Zeit, als die allgemeine Sangeslust, durch religiöse Begeisterung angefacht, durch ganz Europa loderte, auch dem unterdrückten Judenthum die altbiblische feurige Dichterzunge lieh. Abu'l-Haßan Juda ha-Levi wurde in Castilien um das Jahr 1080 geboren. Von seinen Lebensverhältnissen ist nicht viel mehr bekannt als daß sein Vater Samuel in guten Vermögensumständen lebte, der Sohn daher nie mit Mangel und Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, früh der Wissenschaft des Judenthums oblag, welcher er die Meisterschaft in künstlerischer Handhabung der hebräischen Sprache, die genaue Bekanntschaft mit der talmudischen Literatur und ein tiefes Eindringen in den Geist des Judenthums verdankte; daß er ferner nach vielseitigen Studien die ärztliche Praxis ergriff und daß ihn religiöse Sehnsucht zu einer Pilgerfahrt nach Jerusalem antrieb. Das vorliegende Werk sucht nun ein klares Bild des Dichters aus seinen Schöpfungen selbst, aus dem Geist der Zeit, aus den Urtheilen der Zeitgenossen und später Lebenden herauszuzeichnen und verhält sich ganz objectiv, ohne subjective Beurtheilungen einzumischen oder die Werke des Dichters scharf zu analysiren. Geiger ist inspirirt von der unbedingten Bewunderung welche einer der größten Dichter seines Volks „allen Söhnen Israels" einflößt, ohne indeß dieser Bewunderung einen emphatischen Ausdruck zu geben. Das eigentliche Verdienst des Werks besteht in den versgewandten Mittheilungen aus Juda ha-Levi's Werken, welche das Verständniß des Dichters erst in Wahrheit der Gegenwart zugänglich machen. Die zunächst mitgetheilten Liebes- und Hochzeitsgesänge athmen einen von aller Sentimentalität freien, dem frischen Genuß zugewendeten Geist, wie er dem Mittelalter auch in den Liedern der Troubadours, in allen Blüten provençalischer Poesie eigen ist und nur durch die moderne, zeitgemäße Verfälschung des Mittelalters in einem andern Licht erscheint. Wir führen eins dieser Liebesgedichte dem Leser vor, das bei aller Zartheit und Innigkeit doch keinen ins Blaue verschwebenden Gefühlsdusel enthält.

Die Trennung.

So müssen wir uns trennen! Weile,
Daß ich den Blick noch in dein Auge senke.
Vergiß die Tage uns'rer Lust nicht, Liebe,
Wie ich der Nächte deiner Huld gedenke.
Im Traum erscheinet mir dein Bild,
O sei auch du im Traum mir mild.

Wenn einst gestorben, werd' ich doch vernehmen
Von dir den Tritt, das Rascheln des Gewandes,
Wenn aus dem Grabe du den Gruß mir sendest.
Ich schlürfe gern den Hauch des kalten Landes.
Nimm hin mein Leben, nimm, besiehl,
Verlängert's nur dein Lebensziel.

Nicht hör' ich mehr die Stimm' aus deinem Munde,
Doch tönt sie mir aus meines Herzens Grunde.
So zieht dir nach die Seele; meine Glieder
Ein Schattenbild nur, hier verweilend.
O eine bald dem Leib die Seele wieder,
O kehr' zurück, o komme eilend!

In der sonst fließenden Uebersetzung finden wir nur die im Deutschen zweideutige Construction: „Wenn einst gestorben, werd' ich doch vernehmen", zu tadeln. Die Hochzeitsgesänge mit ihren gegen die Enthaltsamkeit gerichteten Pointen zeugen am besten für den frischen Geist jener Zeit, in welcher die Seele noch nicht wie bei unsern Frommen den Leib zum Schatten degradirt und aufgezehrt. Die Räthselspiele nach arabischem Muster gehen über die Allegorie nicht hinaus, wie z. B. das recht niedliche Räthsel vom Weizenkorn:

Was ist's, das nackt ins Grab man legt,
Und dennoch nicht den Tod erleidet,
Dort Kinder zeugt, sie sorgsam pflegt,
Bis sie erscheinen, wohlbekleidet?

Die Freundschaftsgedichte die uns mitgetheilt werden verlieren dadurch an Werth daß sie zu reich sind an starkaufgetragenen Schmeicheleien für gewiß verdienstliche Männer, deren Ruf indeß fast nur durch unsern Dichter der Gegenwart überliefert wird.

Dagegen zeichnen sich gerade diese Gedichte durch Gedankengehalt und poetischen Schwung aus, treten mit Sicherheit und oft grandioser Würde auf und erinnern durch ihren imposanten Bilderreichthum an altbiblische Muster. Der Schmerz der Trennung von dem geliebten Freund ist, wenn auch etwas überschwenglich, doch mit glühender Pracht in folgenden Versen geschildert:

Wol möcht' ich bitter weinen Tag und Nacht,
Bis meine Thrän' den Himmel finster macht,
Möcht' ihn umspannen mit des Grames Flügeln
Und sein Gewölk mit meinem noch besiegeln,
Daß seine Schwärze nicht ein Blitz durchbricht
Und unstät wankt umher des Morgens Licht.
Ich möcht' die Sterne ihres Schmucks entkleiden,
Bis alle sie erbleichend matt verscheiden.
Ich will die Harfe den Schakalen weih'n,
Der Strauße Jammern Flötentöne leih'n
Doch Alles noch die Trauer nicht erreichet,
Daß fern der Freund mir ist, dem keiner gleichet.

Ein verjüngtes und stets sich neu verjüngendes Alte feiert Juda ha-Levi bei seinem Freunde Abu'l-Haßan Samue

ben Samuel ben Moril mit folgenden Versen, in denen Horazische Lebensweisheit sich mit alttestamentlicher Weihe ausspricht:

Ist immer noch dein Herz nach Jugend lüstern,
Nachdem gebleicht die Locken schon, die düstern?
Soll dich die Zeit noch frohe Scherze lehren,
Nachdem geflossen reichlich deine Zähren?
Die Zeit hat die den Scheidebrief geschrieben,
Du willst als dein Gemahl sie dennoch lieben?
Sie spuckt dich an, zieht dir das Kleid vom Leibe,
Und willst sie dennoch ehlichen zum Weibe?
Der Rabe ist vom Haupt die weggeflogen,
Statt seiner kam die Taube angezogen;
Wie soll ein frischee Geist dich nun verjüngen,
Der wunden Seele rascher Flug gelingen?
So fragen Viele mich mit ernstem Tadel.
Sie kennen nicht des hellen Auges Adel,
Das sonnengleich von Mogred Strahlen sendet,
Erleuchtet, nicht versengt und auch nicht blendet.
Nicht mit des Vollmonds Glanze es vergleichet!
Des Vollmonds Licht nimmt ab; doch seines steiget.
Dies Auge hat die Wunden mir geheilet,
Nachdem der Jugend Kraft mir rasch enteilet,
Drum ist die Seele mir nicht trüb,
Die Erde auch mir wieder lieb.

In dem Gedicht an Isaak ben Al-Jothan athmet eine reizende Naturpoesie mit südlich-frischer Herrlichkeit, voll „Farbenpracht und Strahlenmischung", welche an den „goldenen Beeten", dem „buntfarbigen Teppich", der „ihre Gewänder tauschenden Erde", an sonnigem Wein, frischduftenden Gärten, an Myrten und Palmen und Vögelgesang sich erfreut. Diese Idylle, welche indeß von der Natur blos den Schaum abschöpft und uns nicht wie viele Productionen der neuern Idyllendichter die Hefen mitgenießen läßt, uns nicht zu den Blumenbeeten die Düngerhaufen, zu dem Vögelgesang das Schafgeblöke mit in den Kauf gibt, gehört zu den gelungensten Dichtungen die in Geiger's deutschgepolstertem Divan Juda ha-Levi's enthalten sind.

Ein ferneres Entwickelungsmoment des Dichters ist seine Unlust am Dichten, die indeß nicht mit dem modernen Weltschmerz und dem beliebten Kainsstempel, welchen die Muse aufdrückt, und dem ganzen europa- und literaturmüden Katzenjammer zu verwechseln ist, sondern ihre tiefere Begründung darin findet daß der Dichter die Bedeutung und Tragweite seines Gesangs mit der hohen Dignität vergleicht, welche den Liedern und Propheten des Alten Bundes zutheilwurde, an deren Harfe jede Saite von göttlicher Offenbarung rauschte und von ewiger Weisheit. Diese Weisheit wurde ihm das Wesentliche:

Die Weisheit ist ein breites Meer,
Drauf schwimmt das Lied als Schaum umher,

und die Poesie, deren Jünger damals bald in arabischen, bald in castilischen Versfrisuren und ihrem profanen Reimgeklingel einherstolzirten, würde ihm bei dieser ernstern Richtung ganz zuwider geworden sein, wenn er sie nicht aus dem religiösen Quell heraus, dem Urquell seines Denkens und Dichtens, geschöpft hätte.

Des Sanges Quell ist Schlamm und Sumpf geworden;
D'ran mag sich meine Seele nicht mehr laben.
Wie soll der Leu noch Lust am Pfade haben,
Auf dem sich tummeln junger Füchse Horden?

Was nun Juda ha-Levi's religiöse Dichtungen betrifft, so ist die Umsicht zu loben, mit der Geiger nur Weniges aus ihnen ausgewählt und uns nicht mit dem ganzen schweren Gepäck israelitischer Glaubenspoesie befrachtet hat, welche doch nur in engern Kreisen unbedingten Antheil erweckt. In den mitgetheilten Proben zeigt sich indeß die ganze poetische Macht und Weihe des Judenthums, welche die Majestät ihres uneingeschränkten Weltengotts, der über den „sich verneigenden Himmeln" thront, die Hoheit des einsamen, der Welt enthobenen Jehova in begeisterten Hymnen feiert. Dazwischen hindurch tönen jene elegischen Klänge welche Byron in seinen „Hebrew melodies" aufzufangen gesucht, jene Klage welche die Harfen an die Trauerweiden aufgehängt hat, der Schmerz um das zersprengte Volk des Herrn und um Jerusalem, die Heilige Stadt. Dieser Schmerz gipfelt in dem berühmten Zionslied ha-Levi's, welches gleichsam der normale Ausdruck, die poetische Formel für diese wehmüthige und sehnsüchtige Stimmung des jüdischen Volks geworden ist:

Willst, Zion, du nicht auch entbieten
Den Flüchtlingen den Gruß und Frieden,
Der Heerde Rest, die weitversprengt
Und dein in warmer Liebe denkt?
Auch ich, der Sehnsucht Fessel tragend,
Um deinen Fall mit Thränen klagend —
Ach strömten sie auf deinen Höh'n!
Auch ich will Heil für dich erfleh'n.
Ob deines Elends gleich' ich Eulen,
Die an den Trümmern klagend heulen;
Träum' ich, daß du erreicht dein Ziel,
Dann tönt's in mir wie Saitenspiel —
Noch strahlst du, Zion, doch in Schöne,
Noch sind mit dir verknüpft die Söhne;
In deinem Heil sind sie beglückt,
In deinem Wehe tiefbedrückt.

Fernere Abschnitte des Werks zeigen uns Juda ha-Levi als Philosophen, der natürlich nicht über den Theologen hinausgeht und an die Offenbarung anknüpfend alle übrigen Beweise für die Existenz Gottes als lückenhaft verwirft, und als Pilger auf der Wanderschaft nach Aegypten und dem Heiligen Grabe begriffen, die heiße Sehnsucht seines Herzens erfüllend. Die „Meerpoesien", die er auf dieser Wanderschaft dichtete, erinnern indeß wenig an die Keckheit der Heine'schen „Nordseebilder"; es sind zum Theil Variationen auf den bekannten Ausspruch: „Das Wasser hat keine Balken." Hier auf dem Meer erscheint Juda ha-Levi als der zitternde Sklave seines absoluten Zorngottes, vor dem er seine Seele ergießt:

Vom Untergang in weiter Meereswüste
Trennt nur ein schwaches, schwankes Bretgerüste.
Lebend'gen Leib's umschließt mich in den Wellen
Von Holz der Sarg, ein Grab, nicht lang vier Ellen.
Ach! Ich bin krank, erfaßt von innerm Beben,
Von Menschen fühllos wie der Sturm umgeben u. s. w.

Doch abgesehen von diesen seekranken Phrasen enthalten auch die Pilgergedichte viel Schönes und Erquickendes, mächtige Bilder und hinreißenden Psalmenton. Das Gesammtbild Juda ha-Levi's tritt uns aus dem Geiger'schen Buch klar und fesselnd entgegen, sodaß wir wol das Lob das er einem namensverwandten Dichter ertheilt, auf ihn selbst beziehen können:

Und Juda's Lieder ragen
Gar stolz und kühn hervor,
Mit Cherubsflügeln steigen
Zum Himmel sie empor.

Die einen, sanfte Tropfen,
Erquicken, lindern Schmerz;
Die andern, Feuerfunken,
Entzünden wild das Herz.

O hätt' ich Adlerflügel,
Ich flöge rasch zu dir,
Zu dir nach weiter Ferne,
Zu dir, der nahe mir.

Ja bist mir fern, zu Wolken
Sich kühn dein Flug erhebt,
Bist nah mir mit dem Herzen
In Liebe eng verwebt.

57.

Erbauliches.

Es ist betrübt daß der Mensch soviel Bücher schreibt und liest über sich und doch mit sich nie fertig wird. Er ist organisches Naturgewächs, hat eine Seele die höher steht als die thierische, hat Erinnerungen oder Ahnungen eines bessern Zustandes als des irdischen, worin er sich befindet; ihm erwachsen daraus seine Wissenschaften der Physiologie, Psychologie und Theologie, welche doch am Ende das Räthsel seines Daseins nicht lösen. Was sich indessen anschickt zu dieser Lösung oder für die Mängel derselben beruhigt und tröstet, heißt im weitesten Sinne erbaulich, während im engsten Sinne nur theologische Betrachtungen und moralische Ermahnungen diesen Namen zu tragen pflegen. Für jene Erbauung im weitern Sinne lassen sich einige neuere Schriften zusammenstellen, welche dem Leser Gutes und Heilsames über sich selbst mitzutheilen wünschen, dadurch also Anspruch auf seine Aufmerksamkeit haben.

1. Der Beruf des Körpers in Beziehung auf den Geist. Von George Moore. Nach der zweiten Auflage des Originals aus dem Englischen übersetzt von Ernst Susemihl. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 2 Thlr.
2. Der Mensch und die ihn leitenden Beweggründe. Von George Moore. Nach der zweiten Auflage des Originals aus dem Englischen übersetzt von Ernst Susemihl. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Unser Verfasser ist Arzt, und die englischen Aerzte bringen oft mehr Theologie in ihre Untersuchungen als ihre Fachgenossen auf dem Continent. Demnach, „weil Nichts im eigentlichen Sinn interessant für den Menschen ist als was seine eigene Natur angeht", erklärt die Vorrede zu Nr. 1, „ein großer Theil des Werks bestehe in moralischen Folgerungen aus physiologischen Thatsachen". Sir Thomas Browne sagt: „Während ich studire, um zu finden, wie ich eine kleine Welt bin, finde ich daß ich noch Etwas mehr bin als die große", und: „Die wichtigen Wahrheiten die unser Schöpfer in der Wissenschaft und Offenbarung uns vor Augen stellt sind in Demuth zu lernen und in Hoffnung anzuwenden."

Der menschliche Körper ist eine lebendige Maschine, zum Gebrauch für ein geistiges Wesen eingerichtet. Er dient Einer Seele, auf zwei Grundsätze, Bewegung und Wahrnehmung, gebildet. Der Wille Gottes, das Wohlwollen unsers Schöpfers, in unserm eigenen Verstande offenbart, ist einzige Quelle der moralischen Unterscheidung; daher ist der Heroismus der Vernunft Unterwürfigkeit. Aufmerksamkeit und Gedächtniß, mit diesen alle intellectuellen Fähigkeiten, sind freilich vom Zustande der Organisation abhängig.

Die Seele ist gewiß ein substantielles Wesen. Das Blut ist lebendig, dies wurde schon deutlich 3000 Jahre früher in der Bibel ausgesprochen, ehe die Wissenschaft sich dieser Thatsache versichern konnte. Aus den Nerven kann nicht die Einheit der Person hervorgehen; unterscheidet man auch Empfindung und Willensnerven, die Organisation fühlt und will nicht, der Wille ist nicht Handlung eines Organs, sondern der Seele. Die Nomenclatur der Wissenschaft ist nur eine Maske der Unwissenheit, und wir dürfen uns nicht darüber wundern, da alles menschliche Wissen mit Abstractionen endet; das Leben ist eine Kraft, welche die Gesetze der Materie modificirt. Geist führt die Herrschaft: wir sind zum Leiden gebildet, aber auch zum Triumph über das Leiden. Darauf beruht Individualität und Identität: ein Wahnsinniger verliert sie nicht, sondern ändert blos seine Stellung; es gibt eine geistige Welt jenseit unsers Wissens, über Chemie und Mechanismus hinaus liegt der Ursprung unsers Geistes und selbst des Lebens, eine Person kann kein materielles Product sein.

Sinne beziehen sich auf Gegenstände, aber die Wahrnehmung hängt nicht blos von den Sinnen ab, sondern von der Kraft die wahrnimmt; höchste Form der Wahrnehmung im Menschen ist das Gewissen. Licht, Töne u. s. w. wirken auf das Leben, aber immer zeigt sich dabei eine geistige Thätigkeit, namentlich bei Anwendung des Gesichts, die Träume sind sogar eine Form übersinnlicher Anschauung, es zeigt sich eine ersetzende Kraft des Geistes, z. B. des Gesichts durch Gefühl, Geruch und Stimme. Die Temperamente haben auffallenden Einfluß auf die Beschaffenheit des Bluts, dieses wirkt wieder zurück, fremdes Blut gibt fremde Neigungen; aber Alles ist zu beherrschen durch geistige Thätigkeit, Enthaltsamkeit, Fasten, wie denn Capitain Franklin den Hunger durch Lesen in der Bibel bezwang. Berauschende Mittel haben entschieden Einfluß auf den Geist, der betrunkene Mensch ist völlig wahnsinnig, inzwischen ist die modische Entschuldigung des Mordes mit der Monomanie eine intellectuelle Täuschung, da moralische Vernachlässigung zum Grunde liegt. Diät in Lebensart und Beschäftigungen ist deshalb dringend zu empfehlen, und der Beweis unserer Verdorbenheit des Willens sowie der verlorenen Gnade vor Gott ist der Tod, da er zeigt daß wir die Befähigung verwirkt haben, als Stellvertreter des Himmels über die niedere Schöpfung zu herrschen.

Wenn Nr. 1 mehr Physiologisches in die Untersuchung zieht, so Nr. 2 mehr das Psychologische nach derselben Ansicht des Verfassers. Der Mensch ist ihm „das große Wunder, die staunenswerthe Tiefe, wovon Jeder von uns ein wenig sehen kann, wenn er in sich selbst blickt". Hauptzweck ist: „die große Wahrheit vor dem Geiste gegenwärtig zu erhalten daß intelligente Liebe die einzig rechtmäßige Macht der Herrschaft unter vernünftigen Wesen ist." Die Bibel ist mit der Natur und den Bedürfnissen des Menschen in Uebereinstimmung, der Verfasser wünscht sich Sonntagsleser.

Also: der Mensch ist kein Erzeugniß der Natur, er ist ein verkörperter Geist und muß aus der Quelle seines Daseins die Mittel ableiten, welche ihn in den Stand setzen die Zwecke seiner Schöpfung zu erfüllen. Naturphilosophen sagen: Gegebene Polarisation und Materie bilden einen Menschen — Oken nennt ihn „ein Kind der warmen und flachen Theile der See" — die Theorie geht fehl, in Furcht zu vertraut mit dem Himmel zu werden, stellen sie unsern Herrn unter die Heroen der Romantik. Was ohne den Sündenfall geschehen wäre, dürfen wir nicht fragen, Adam versäumte die erste aller Pflichten, die Selbstbeherrschung, wir thun aus Gewohnheit dasselbe.

Was ist eine Seele? Du selbst. Was denkt und will ist geistig, immateriell, Seele ist Persönlichkeit, Wille und Verstand, eine bewußte Individualität. Der Geist bringt seine eigenen Begriffe hervor, selbst durch Reproduction der Empfindung von Arzneien konnten Kranke deren Wirkungen hervorrufen, physische Dinge überhaupt deuten auf immaterielle Kräfte, auf eine Welt der Geister. Unsterblichkeit ist eine empfundene Thatsache, Sittlichkeit und Religion sind auf Unsterblichkeit gegründet, die Vernunft ist dogmatisch geboren, physische und geistige Natur sind eine Theologie für die erleuchtete Vernunft. Erst wenn eine uneigennützige wahre Liebe von unserm Herzen Besitz nimmt, erlangen wir das volle Bewußtsein unserer Individualität; es wird die Schöpfung ein Spiegel des Allmächtigen für das Auge des Menschen, indem wir wahrnehmen und anbeten. Das moralische Gesetz ist an einen Geist gerichtet, der wählen kann zwischen Gutem und Bösem; dadurch wird eine moralische Erziehung möglich. Wo ist die Moral der Thiere?

Alle Wahrheit beruht für uns auf der Erfahrung, ist göttlich, kann aber boshaft angewandt werden. Um zusammen in Frieden zu leben, müssen wir wissen, warum wir einander achten sollen. Jede Art der Liebe findet ihren entsprechenden Gegenstand; wir mögen beginnen wo wir wollen, das Ewige ist vor uns. „Es ist auffallend", sagt der Verfasser, „daß auf dem Continent, wo die christlichen Lehrsätze in feste Formen gegossen werden, die Thatsachen der Geologie und anderer Wissenschaf-

ten zum Leugnen des Christenthums geführt haben; aber in England, wo man dem Geiste verhältnißmäßige Freiheit gelassen, hat die Forschung dazu gedient den Glauben zu bestätigen." Und so heißt es dann weiter: im christlichen Glauben liege eine Stärke nicht von der Logik her, der Mensch des Glaubens sei ein entschiedener Charakter, die Wahrheit sei eine Antwort des Himmels auf die Fragen der Vernunft, der Glaube sei Prüfstein der Liebe und die Liebe Prüfstein des Glaubens, die Liebe sei Gegnerin des Selbstwillens, und nach Plato das Gewissen der Gott in der Seele. Wenn aber das Gewissen die Wahrheit redet, erklärt sie daß die Bibel das Buch Gottes ist; beide verdammen uns nach denselben Grundsätzen.

Diesen beiden Schriften eines englischen Arztes stellen wir eine andere vermuthlich einem Geistlichen angehörige gleicher Richtung zur Seite:

3. Die Seele, ihr Leiden und ihr Sehnen. Ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele als der wahren Grundlage für die Theologie. Von Francis William Newman. Deutsche, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers bereicherte Ausgabe, besorgt durch Adolf Heimann. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Unter Seele verstehen wir die Seite des menschlichen Geistes, durch welche wir mit dem Unendlichen und mit Gott, der unendlichen Persönlichkeit, in Berührung kommen." Der Verfasser wünscht seine Leser vor dem verheerenden Pantheismus zu bewahren, welcher jetzt so gewaltig umsichgreift, und sie dahin zu bringen daß sie ernsthaft bedenken, wie unzulänglich unsere jetzige Theologie sei, um einen Theil der offenkundig ungläubigen Welt zum Evangelium zurückzuführen.

Die Empfindungen des Unendlichen außer uns erscheinen als heiliger Schauer, Erstaunen, Bewunderung, Wahrnehmung der Planmäßigkeit, Empfindung der Güte, Wahrnehmung der Weisheit, Empfindung der Ehrfurcht. Daß allein die möglichste Gewißheit in Bezug auf geistliche Sachen in dem Zeugniß der Bibel enthalten sei, ist eine Uebertreibung aus der gerechten Liebe zu einem edeln Buche. Es gibt eine innere Offenbarung Gottes, welche eine äußere Offenbarung stützt.

Zwei sich entgegengesetzte Ursachen können ein tiefes inneres Elend erzeugen, Zärtlichkeit des Gewissens und ungeregelte Leidenschaft. Wir sind nicht so kühn das Mysterium ergründen zu wollen, woher denn die neuen Geburten in gewissen Seelen entspringen. Ein blos historischer Glaube an Christum reicht nicht hin zur Vergebung der Sünden, das Ding das man die Kirche nennt — Orthodoxie will ihr eigenes Glaubensbekenntniß der Logik entziehen und bekämpft doch andere Bekenntnisse mit diesen Waffen.

Die Seele muß jene jüdische Vorschrift: „Du sollst den Herrn lieben", mit einer andern: „Du darfst den Herrn lieben", vertauschen. Gott ist für meine Seele und meine Seele ist für ihn. Gott hat auf dieser Erde zwei Familien von Kindern: die ein mal und die zwei mal Geborenen, beide gehorsam, beide ehrfurchtsvoll, beide unvollkommen, jede der andern wesentlich und nothwendig. Natur und Gnade sind zu unterscheiden. Die ganze Natur ist Gottes; aber eine außer ihr befindliche Kraft, welche nur durch Glauben an Gott gewonnen wird, heißt Gnade.

Nun gibt es geistlichen Fortschritt. Es bietet sich ein Ideal der Vortrefflichkeit in Christo, in der apostolischen Nachfolge, und als Mittel es zu erreichen dient das Gebet und — die Predigt. In Beziehung auf ein zukünftiges Leben ist eine historische Grundlage, wie für jede geistliche Lehre, ebenso ungenügend als eine metaphysische. Jedenfalls bleibt es dabei: „daß wir unsere Seele einem treuen Schöpfer anvertrauen, wohlwissend daß wenn wir leben, wir für ihn leben, oder wenn wir sterben, daß wir für ihn sterben; lebend oder sterbend also sind wir sein." Man hat die Bibel (das Neue Testament) statt Gott selbst für die Quelle der Begeisterung genommen, sie ist ein gesegnetes Buch; aber der Glaube der durch Liebe wirkt ist eine neue Erschaffung, auf welchem Friede und Barmherzigkeit ruhen.

Unsere Uebersicht sei geschlossen mit einem Werk, welches im engsten Sinne die Erbauung sich zum Zweck setzt:

4. Neue Stunden der Andacht. Zur Beförderung wahrer Religiosität. Ein Buch zur Erbauung und Belehrung für denkende Christen. Erster bis dritter Theil und vierter Theil erste und zweite Lieferung. Leipzig, O. Wigand. 1850—52. Gr. 8. 4 Thlr.

Der Kirchenvater Augustin sah in seiner Kirche eine bejahrte Frau auf den Knien liegend eifrigst beten und hörte von ihr unablässig die Töne Oh! Oh! wiederholen. Da sprach er zu den ihn begleitenden Geistlichen: „Die kommt ebenso weit als wir." Spätere Lehrer sind wol nicht dieser Meinung gewesen, da sie eine Menge Gebetbücher für die Christenwelt schrieben, womit sie denn auch viel Gutes gefördert haben mögen. Unser Verfasser rühmt Zschokke's vortreffliche „Stunden der Andacht", die bei ihm „dicht neben der Heiligen Schrift stehen", und wünscht ein ganz ähnliches Werk in gleicher Richtung, aber neuer Form zu liefern. Bekanntlich hat Zschokke außer Freunden auch heftige Gegner gefunden, die — in eigener Weise — keineswegs tadelten was in seinem Buch enthalten war, sondern daß Vieles nicht darin stand was für die christliche Andacht hätte hinein sollen, nämlich der historisch-dogmatische Kirchenapparat welchen die Jahrhunderte angesetzt. Inzwischen haben außer Theologen andere protestantische und auch katholische Leser hieran keinen Anstoß genommen. Ein ähnliches Schicksal können diese „Neue Stunden der Andacht" erwarten, und was darin aus populairer Astronomie, Geogonie und Anthropologie hineingezogen worden, ist gewiß recht schön; aber auch genug für Alle? Zudem hat sich an manchen Stellen eine die Andacht störende Polemik eingefunden, z. B. gegen das Fronleichnamsfest; gegen Erwartung eines Reiches Gottes im Leben nach dem Tode; gegen „alle Geheimnisse" in der Religion; gegen „den Glauben daß der Priester durch eine Gebetsformel Gott in eine Hostie banne, sie dem Volke als solche zeige und zum Genuß der Menschen darbieten könne" u. s. w. Doch ein Andachtsbuch über Verschwiegenes oder Verletzendes in Zucht zu nehmen ist nicht andächtig, und wir gesellen uns lieber zu Augustin's wortstummer Beterin, die nach des frommen Bischofs Ausspruch ebenso weit kommt als er selbst. Oh! Oh! 64.

Aus Wien.

Die historische Classe der wiener Akademie der Wissenschaften schreitet nächstens zur Herausgabe der vom Baseler Concil gesammelten Schriften. Für dieses größere Unternehmen unterhielt sie seit ungefähr drei Jahren eine mit jährlichen 3000 Gulden besoldete Commission. Bis zur Vollendung dieses Werks werden demnach die Kosten auf eine Summe auflaufen, von der es sich ganz ernstlich fragt, ob es recht und gut gethan war, sie auf ein kirchengeschichtliches Sammelwerk zu verwenden welches, wie willkommen es auch dem gesammten Deutschland sein mag, jedenfalls von andern weitaus dringendern Bedürfnissen überboten wird.

Oestreich kann bis auf diesen Tag auf keine vollständige, durch Behandlung des Stoffs so ausgezeichnete Geschichte hinweisen, wie mancher kleine deutsche Staat, wie namentlich die Schweiz durch ihren Johannes Müller sie längst besitzt. Ohne Widerrede ist die Herstellung eines solchen Nationalwerks eine vom intelligenten Publicum an die Akademie gerichtete und von ihr nicht abweisbare Foderung, denn eine solche großartige Unternehmung bedarf der vereinten Kräfte und ausreichender Geldmittel. Diese Vortheile besitzt der Einzelne nicht, auch würden

sich diesem die reichgefüllten Archive zuverlässig nicht so bereitwillig wie einer Gesellschaft erschließen, deren vom Staate sanctionnirte Zwecke von bureaukratischen Hindernissen nicht eludirt werden können, und deren Ansehen diesfalls eine mächtige Beihülfe ist.

Diese Aufgabe läßt keine Zersplitterung der Kräfte, keine ihrem Ziele so fernstehende Nebenbeschäftigung wie das Baseler Concil, das am besten Herausgebern von Conciliensammlungen zu überlassen gewesen wäre, zu, abgesehen davon daß dafür offenbar eine zu große Summe verausgabt werden muß. Man könnte den Verdruß darüber allenfalls verwinden, wenn man sich sagen könnte, die Akademie werde der von uns angeregten Aufgabe demnächst sich unterziehen. Allein zur Zeit ist auch nicht eine Andeutung hiervon gegeben, denn das Augenmerk der historischen Classe ist vom Anfange an bisjetzt auf Particularbestrebungen ohne Gemeinsamkeit des Zwecks und auf Quellensammlung gerichtet, die in der Art betrieben wird, wie etwa Einer es macht der ein Haus bauen soll, deshalb aber nie dazu kommt, weil er nie mit dem Zusammentragen der Bausteine fertig werden kann.

Solange diese einseitige Richtung festgehalten wird, ist keine Aussicht zum Zustandekommen einer Geschichte Oestreichs von der Akademie gegeben, während auch nicht die leiseste Spur wahrgenommen wird daß man willens sei einen andern Weg einzuschlagen und das die Gegenwart nicht befriedigende Einbalsamiren der Mumien der Vergangenheit gegen eine von Leben und Schöpfungskraft zeugende selbständige Hervorbringung auszutauschen.

So gewiß dies Wort über die Strebungen der historischen Classe am rechten Orte ist, ebenso angemessen ist die Rücksprache über den jüngsten von der historischen Commission, an deren Spitze Karajan steht, gestellten und von der Classe zum Beschluß erhobenen Antrag: „daß in Zukunft weder wirklichen, noch correspondirenden, noch Ehrenmitgliedern die Beurtheilung ihrer Werke in den akademischen Schriften gestattet sein soll." Dieser seltsame, bei keiner andern Akademie je gefaßte Beschluß hebt nicht nur den § 34 der Geschäftsordnung, welcher eine Besprechung des Inhalts akademischer Werke zusichert, wenn der Verfasser sie wünscht, vollständig auf, sondern wird selbst in der Folge Verlegenheiten bereiten. Setzen wir den Fall, ein Akademiker habe einige Bände seines Werks anderswo als in der Akademie, einen nächstfolgenden aber bei ihr verlegt, so darf er oder ein College des akademischen Verlags wegen in ihren Schriften denselben nicht anzeigen und muß sich, soll das Ausland davon Kunde empfangen, da in der ganzen Monarchie keine gelehrte Zeitschrift besteht, die dafür aber einigen Ersatz bietenden akademischen Schriften unzugänglich sind, etwa an Taillandier in Marseille oder nach Edinburg damit wenden. Es kann sich aber auch ergeben daß ein Mitglied ein Werk erscheinen läßt, von dessen Gegenstand, Werth und Behandlung nur der Verfasser Etwas versteht, alle Uebrigen aber rein Nichts, wie dies gar leicht bei Sprachen des Orients geschehen kann, die noch wenig oder gar nicht cultivirt sind. In diesem Falle ist durch den benannten Beschluß der Verfasser außer Stand gesetzt seinen Collegen wie dem Publicum Aufschluß über seine Leistung gerade in dem wissenschaftlichen Organ zu geben welches sie von ihm empfängt.

Fragt man wodurch die historische Commission diesen Antrag motivirte und wie es möglich war daß die Classe ihn zum Beschluß erhob, so lautet die Antwort: aus Scheu vor der Oeffentlichkeit und der Befürchtung wegen, mit Besprechung der eigenen Erzeugnisse den Vorwurf der Parteilichkeit sich zuzuziehen. Einen Anstrich vom Komischen bekam die diesfällige Debatte durch den von der Gefährlichkeit unserer Recensentengeißel entlehnten Grund, den ein tirolisches Mitglied ohne allen Anlaß angab. Wir würden es wahrlich beklagen wenn das specifische Tirolerthum mit seinen für alle großen Verhältnisse zu kurz bemessenen Maßstab auch noch Wurzel in der Akademie faßte, während wir den Gründeangaben der Commission mit der Frage entgegentreten: ob denn die gelehrte Welt und das wissenschaftlich gebildete Publicum keinen höhern Standpunkt als den der Clubs einnehmen, in denen es Bedingniß, Wahrheitssinn und Urtheil für Parteizwecke von vornherein gefangen zu geben? Noch ist es nie erhört worden daß Einer seine eigene Sache wegen Abgang eines unparteiischen Richteramts in der wissenschaftlichen Sphäre nicht führen könne, oder daß es am gerathensten es nicht zu thun, damit man nur ja recht sicher allen Klippen ausweiche.

Zeigten wir in diesem Vorgange daß die Angelegenheiten der wiener Akademie mehr und mehr nach dem Systeme einer Abschließung nach außen, nach dem eines wissenschaftlichen Stillebens behandelt werden, so ist wol der Wunsch nicht unbillig, die Regierung möge den schon ein mal erfaßten, aber wieder aufgegebenen Reformplan dieses Instituts noch ein mal aufgreifen und ihn gerade im entgegengesetzten Geiste, nämlich so durchführen daß von den Bestrebungen dieser Anstalt Anregung des wissenschaftlichen Sinnes im östreichischen Volke fühlbar werde, daß ihre Leistungen Besseres als ein todtes Capital, daß sie wahrhaft befruchtende Keime eines höhern Lebens seien.

M. Koch.

Napoleon über Tacitus, Montesquieu, Bossuet, Corneille.

Villemain erzählt daß bald nach der Gründung der Normalschule im J. 1812 der Graf Narbonne unerwartet eines Tages dort erschienen sei und dem Unterricht beigewohnt habe, als Montesquieu's Dialog zwischen Eukrates und Sulla und das Werk von Thomas über Marc Aurel Gegenstand des Vortrags gewesen. Dieser Besuch habe Aufsehen und bei den Lehrern der Schule einige Besorgniß erregt, und Villemain sei einige Tage darauf zu näherer Erkundigung und Beruhigung zu Narbonne gegangen, der ihm die Unterhaltung mitgetheilt, die er mit dem Kaiser auf Anlaß jenes Besuchs gehabt habe. „Napoleon", sagte der Graf, „würde durch Nichts mehr geschmeichelt sein, als wenn die Epoche seiner Regierung sich durch Geisteswerke in der Geschichte hervorthäte. Deshalb hat er die Normalschule gegründet. Als ich zu ihm kam, sagte er: «Nun, Sie sind in der Normalschule gewesen und haben dort zwei Declamationen mit angehört, eine gegen Sulla, die andere über Marc Aurel. Aufrichtig, ich hatte gemeint, Sie seien über solche Illusionen hinaus. Aber es ist mir lieb daß Sie mich an diese Schule erinnern; es liegt mir viel an dieser meiner Schöpfung, denn sie ist eine sehr nothwendige. Was gibt es heutigen Tages in Frankreich für die Zukunft der Wissenschaften? einige alternde Talente ohne Nachfolge; keine Muße, keine Einsamkeit, keine reichen, friedlichen Corporationen, worin man für die große Literatur thätig ist; ein armer und sich durchschlagender Klerus, der noch viele Jahre so bleiben wird, der aber, wenn er sich hebt, um so mehr ein Gegengewicht in der weltlichen Wissenschaft nöthig machen wird. Sehen Sie mich an! ich habe die Kirche gehoben und sie hat mich geweiht, und doch, welcher Zwist unter uns, welche Schwierigkeiten mit Rom! Auf der andern Seite treibt man die Studien allzu sehr zum Zweck bürgerlichen Fortkommens, sie müssen einen höhern Lauf nehmen, dazu ist die Normalschule gegründet. Aber sie muß dem Unterricht eine feste Grundlage geben. Ich bin kein Freund der politischen Philosophie des 18. Jahrhunderts. Selbst bei ihren besten Vertretern hat sie immer etwas Declamatorisches. Die welche zu Thaten berufen sind vollführten damals Nichts was groß genug war, um Die an denen das Reden ist zu Größe und Einfachheit der Schreibart zu erheben. Betrachten Sie Montesquieu selbst: welche Verirrungen bei einem wunderbaren Geist! Von Kindheit auf ist er Gerichtsperson; er will eine durch die Magistratur gedämpfte Monarchie. Er durchbohrt mit tausend Pfeilen den christlichen Geist, zerreißt soviel er kann das priesterliche Gewand, bewundert die griechischen heute ganz unmöglichen Re-

publiken und behauptet dabei monarchisch zu sein, macht die Ehre zum Princip der Monarchie und verherrlicht die Corruption der englischen Regierung. Allerdings hat er die Römer unter Anleitung Machiavelli's ausnehmend richtig beurtheilt, sogar den Mechanismus der römischen Legion merkwürdig gut begriffen; aber was soll jener Dialog Sulla's mit einem griechischen Sophisten bedeuten, womit Sie sich gestern haben unterhalten lassen? Was kann damit für die heutige Jugend gewonnen werden? Was will er damit sagen daß er ihm einen Spieß in die Hand gibt? Hat jemals ein römischer General einen Spieß in der Hand gehabt? Sind das Bilder welche die Macht des Genies und seiner Herrschaft über die Menschen anschaulich machen können? Nein; Colonnen bewegen, Märsche plötzlich anordnen, eine unwiderstehliche Gewalt auf einen einzigen Punkt werfen, und abseits ein Mensch, der unbeweglich dasteht, voraussieht, Alles mit seinem Gedanken durchdringt — so ist der große Feldherr zu zeichnen. Was ist der Sinn der großen Worte Sulla's? Gar Nichts! Der Autor fürchtet das böse Beispiel das Sulla durch sein Zugreifen gegeben? Würde Machiavelli oder überhaupt ein politischer Kopf so Etwas gesagt haben? War dies nicht vielmehr ein Anlaß die Nothwendigkeit die in gewissen Epochen wiederkehrt, dieselbe Nothwendigkeit die mich neunzehn Jahrhunderte später bestimmte zu thun wie Sulla gethan begreiflich zu machen? Nein, eine Auffassung wie die Montesquieu's rückt die Köpfe der jungen Leute schief. Doch ist ein großes Wort darin. Sulla sagt: «Ich habe die Menschen in Erstaunen gesetzt, und das ist viel.» Allerdings, aber es ist nicht Alles. Ich habe sie auch in Erstaunen gesetzt, aber das war nur für den Anfang gut; um aber Etwas zu gründen, mußten nachher vier Jahre guter Verwaltung kommen.»"

Napoleon fuhr fort: „Aber das 18. Jahrhundert, Friedrich ausgenommen, verstand Nichts von der Regierungskunst. Er hatte durch den Krieg Politik gelernt, die Andern und und besonders die Schriftsteller, sammt Montesquieu, äfften dem Tacitus nach, und Tacitus, das wissen Sie, fälscht die Geschichte um beredt schildern zu können. Er verleumdet das Kaiserthum, gehört zur Minorität, zur alten Partei von Brutus und Cassius; er ist ein misvergnügter Senator, der abseits grollt und sich mit der Feder in der Hand rächt; er macht Spitzfindigkeiten mit übeler Laune und begreift nicht die große Reichseinheit, diese Einheit, die selbst mit mittelmäßigen und halbverrückten Fürsten so viele Völker in Gehorsam hielt. Die Herrschaft der Kaiser war eine große Zeit der Gleichheit bis auf die Haussklaverei."

Narbonne wendete ein: „Ach, Sire, zwingen Sie mich nicht die Vertheidigung, nur schwächer, zu wiederholen, welche Wieland vor Ihnen für Tacitus geführt hat und von der in Deutschland nur zu viel gesprochen werden. Ew. Majestät glaubte damals diese Schutzrede sei nur eine Gegenwehr Ueberwundener. Aber es sind nicht nur die Ueberwundenen, es ist das Gewissen des Menschengeschlechts, welches auf Seiten des Tacitus gegen die Cäsaren ist."

Aber Napoleon beharrte dabei daß Tacitus und seine neuern Nachahmer keine tauglichen Führer in der Geschichte sind. Er empfahl zum Unterricht die „Commentarien" des Cäsar; die Jugend solle mit gesunder und kräftiger Literatur genährt werden. „Corneille, Bossuet, das sind die Meister! Welch ein Werk, dieser «Cinna»! Das erste mal daß ich diese Sprache vernahm, war ich wie durchleuchtet und gewahrte in der Politik und in der Poesie Gesichtskreise die ich bis dahin nicht geahnt hatte, die ich aber wie für mich gezogen erkannte. Und Bossuet, das ist das größte Wort der Christenwelt und der beste Rathgeber der Fürsten. Was ich von ihm seit meinen Verwickelungen mit Rom gelernt habe, macht mir ihn noch größer. Man gab uns in Brienne anfänglich nur Auszüge aus ihm. Soviel ich las, so erkannte ich doch nicht die große Seite der Geschichte. In Valence schlief meine Seele noch, und was ich schrieb, und ich schrieb viel, war matt und blaß. Am Tage da ich in Bossuet's Weltgeschichte las und was er von der Folge der Reiche und von Alexander sagt und die Worte über Cäsar, «der siegreich bei Pharsalus in einem Moment dem ganzen Universum aufging» — da schien es mir als ginge der Vorhang des Tempels auseinander und als sähe ich die Götter einherwandeln. Seitdem hat dies Gesicht mich nicht verlassen. Wenn dieser Mensch jetzt lebte, wäre er längst Erzbischof von Paris und der Papst, was für alle Welt besser wäre, befände sich im Vatican, denn es wäre dann auf Erden kein Stuhl erhabener als der von Notre-Dame, und Paris könnte keine Furcht vor Rom haben."

Nach diesen Aeußerungen kam Napoleon wieder auf die Normalschule zurück, und Villemain schließt seine Mittheilung, indem er mit der ihm eigenen Feinheit sagt: „Es schien mir richtig, an die Ansichten wieder zu erinnern die dieser Dictator ohne Gleichen von der sittlichen Würde Frankreichs hatte, und von der Rolle die er wenigstens in seinen Wünschen der geistigen Freiheit und dem wissenschaftlichen Ruhme in demselben Zeitraume zuerkannte, in welchem er beide unter einer Gewalt niederhielt die so absolut war und für ihn selbst so verhängnißvoll." 79.

Notizen.

Politische Wortspiele in Spanien.

Bekanntlich herrscht in Spanien, wie in allen Ländern wo die Presse gebunden ist, mehr — um nicht zu sagen Redefreiheit — Ausgelassenheit der Witzworte als z. B. selbst in England. So konnte man häufig auf den Cafés zu Sevilla, wenn von neuen Pronunciamientos gesprochen wurde, unter Freunden den Ruf vernehmen: „*Mientes*" (Du lügst!), als verfängliches Echo der zwei letzten Silben. Die Anmaßung der Anhänger des provisorischen Gouvernements, welche sich hartnäckig die Parlamentspartei nannten, machte sich nicht wenig lächerlich, und die Centralisten pflegten die Benennung mit Emphase zu betonen: los Parla*mentarios* (die Lügensprecher), um dadurch anzudeuten, wie falsch dieser ihr Anspruch sei. 12.

Sittenverwandtschaft in Deutschland und auf Rhodos.

Dem deutschen Reisenden Roß (vergl. dessen „Reisen nach Kos, Halikarnassos, Rhodos und der Insel Cypern", 1852, S. 24) fiel die Sitte in den Dörfern der Insel Rhodos auf, daß der Brotvorrath in einem geflochtenen Korbe an einem Stricke unter der Decke hängt. Ein ähnlicher Gebrauch findet sich auch in einzelnen Gegenden Deutschlands, und von einem solchen Gebrauche rührt das deutsche Sprüchwort her: Ich werde dir den Brotkorb höher hängen. So begegnen sich in wunderbarer Weise die Sitten der Völker. 8.

Es ist bekannt daß von den beim Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs in den prager Schloßgraben gestürzten Herren der Geheimschreiber Fabricius von Kaiser Ferdinand unter dem bezeichnenden Namen Herr von Hohenfall geadelt und zum Rath erhoben wurde; weniger bekannt daß Martinitz als Jaroslaw Schmeißansky von Martinitz in den Grafenstand erhoben wurde. Der erste Theil des Kriegs heißt bei den Geschichtschreibern sehr passend die defenestratio Pragensis. 17.

Bibliographie.

Andreä, H. V., Ueber den Zusammenhang zwischen Medicin und Philosophie. Eine Abhandlung. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Beidtel, I., Ueber österreichische Zustände in den Jahren 1740—1792. Wien. Lex.-8. 15 Ngr.

Berkholz, C. A., Zur Erinnerung an Arnold Möller, weil. Inspector der Domschule in Riga, geb. den 15. Sept. 1802, gest. den 29. Nov. 1851. Ein Vortrag, gehalten den

12. Decbr. 1851 in der Jahresversammlung der literarisch-practischen Bürger-Verbindung. Riga, Götschel. Gr. 8. 6 Ngr.

Des geistlichen Berufes Leid' und Fraud', Ehre und Schimpf, oder: Waas muss der Geistliche glauben, wissen, thun, leiden, lassen, fürchten und nehmen? Eine Pastoraltheologie in nuce. In Versen dargestellt von Einem, der das Alles erfahren. Nebst einem Anhang mit „Drei Fragen", und 1 Titelbilde. Grimma, Bloch's Selbstverlag. Gr. 16. 7½ Ngr.

Bodenstedt, F., Gedichte. Bremen, Schlodtmann. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Brendel, F. W., Kobolde. Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart. Glogau, Flemming. 8. 7½ Ngr.

Deuschle, J., Die platonische Sprachphilosophie. Marburg, Elwert. 4. 20 Ngr.

Dilia, Helena, Lieder. Mit einem Vorworte von L. Tieck. 2te vermehrte Ausgabe. Berlin, Nicolai. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dumas, A., Der Graf von Monte-Christo. Neue mit 30 Charakter-Bildern illustrirte Ausgabe. Zehn Theile. Leipzig, Hartleben. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ennemoser, F. J., Die glückliche Gemeinde zu Friedensthal, oder Andeutungen, durch welche Mittel es Friedensthal dahin brachte, daß daselbst Wohlstand und Zufriedenheit herrscht. 2te vermehrte Auflage. Kaiserslautern, Tascher. Gr. 8. 11 Ngr.

Fink, E., Die Heilanstalten von ihrer kirchlichen Seite. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Frankenheim, M. L., Völkerkunde. Charakteristik und Physiologie der Völker. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Glaubenstreue — Glaubenssieg. Evangelische Dichtungen zur 3ten Säcularfeier des Passauer Vertrags vom 2. Aug. 1552 gesammelt und herausgegeben von A. Lansky. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 6 Ngr.

Graf, R., Die Entstehung der österreichischen Monarchie. Uebersichtlich dargestellt. Klagenfurt. Gr. 4. 8 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Die Liebhaber des Kreuzes. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim u. Schott. 8. 2 Thlr.

Hasel, J., Humoristische Scenen und Bilder aus dem Leben eines Schulmeisters. Nebst pädagogischen Räucherungen. Leipzig, Wengler. 16. 7½ Ngr.

Heil, P. D., Poetische Versuche. Neuwied, van der Beeck. 8. 7½ Ngr.

Heusinger, O., Dr. Ch. H. Henkel, ein edles Characterbild. Neustadt a. d. Haide. Gr. 8. 16 Ngr.

Jonas, E., Die Kanzelberedsamkeit Luther's nach ihrer Genesis, ihrem Charakter, Inhalt und ihrer Form. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2 Thlr.

Köppen, P. v., Statistische Reise in's Land der Donischen Kosaken durch die Gouvernements Tula, Orel und Woronesh im J. 1850. Mit 1 Karte. St. Petersburg. Lex.-8. 2 Thlr. 23 Ngr.

Ledderhose, K. F., Christliche Biographien. 1stes Bändchen: J. J. Moser. — Fr. R. Moserin, geb. Vischer. — Johann Georg Kaltenbach. 2te vermehrte Auflage. Heidelberg, K. Winter. Gr. 12. 16 Ngr.

Merr, Eulalie, Cäcilie. Eine Novelle in drei Abtheilungen. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Otto, K., Zur Charakteristik des heiligen Justinus, Philosophen und Martyrers. Wien, Braumüller. Lex.-8. 4 Ngr.

Peterson, F., Allgemeine Religionsgeschichte, vom Standpunkte christlicher Offenbarung dargestellt. 1ster Band. 1stes Heft. Graudenz, Röthe. Gr. 8. 6 Ngr.

Pfeil, L. Gr. v., Das Wesen des modernen Constitutionalismus und seine Consequenzen. Berlin, Brandis. Gr. 8. 10 Ngr.

Schlör, A., Warum bin ich Katholik? oder: Gilt es gleich, ob man diese oder jene Religion bekenne? Beantwortet in einer Reihe von zwölf Predigten. 3te vermehrte und verbesserte Auflage mit mehreren Beigaben und einem Anhange über das sogenannte Deutschkatholikenthum. Graz. Gr. 8. 26 Ngr.

Schmidt, K., Anthropologische Briefe. Die Wissenschaft vom Menschen in seinem Leben und in seinen Thaten. Allen Gebildeten, vorzüglich allen Lehrern und Erziehern gewidmet. Mit 55 lithographirten Abbildungen. Dessau, Katz. Gr. 8. 3 Thlr.

Schmitt, K., Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen. Schauspiel in fünf Akten. Marburg, Elwert. 12. 10 Ngr.

Thiersch, F. v., Ueber die wissenschaftliche Seite der praktischen Thätigkeit nebst biographischen Nachrichten über die Akademiker von Reichenbach, von Fraunhofer und von Roth. Eine Rede zur 93jährigen Stiftungsfeyer der k. Akademie der Wissenschaften am 27. März 1852 gehalten. München. Gr. 4. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Baur, W., Predigt gehalten in der deutsch-reformirten Kirche zu Frankfurt a. M. am 15. Febr. 1852. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Baurschmidt, G., Was müssen wir thun, um des ewigen Lebens gewiß zu werden? Predigt über 1. Joh. 5, 9—13. vor der deutschen evangelisch-reformirten Gemeinde in Frankfurt a. M. am 18. April 1852 gehalten. Frankfurt a. M. Zimmer. 8. 3 Ngr.

Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Prag an das hohe k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten über den Zustand der Gewerbe, des Handels und der Verkehrsmittel im J. 1851. Prag. Gr. 8. 16 Ngr.

Erdmann, Sünde und Gnade. Predigt gehalten im akademischen Gottesdienst. Halle, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Goebel, M., Das Bekenntniß der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Rade vorm Wald und der Separatismus ihres frühern Pfarrers Carl Haver. Brüderliches Sendschreiben an die Glieder der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Rade vorm Wald. Solingen, Pfeiffer. 8. 6 Ngr.

— — Der Brand in Rade 1802. 1852. Brüderliches Sendschreiben an die Glieder der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Rade vorm Wald. Ebendaselbst. 8. 3 Ngr.

Kalb, P. L., Unsere Hoffnung auf den Sieg des Protestantismus über die Gefahren, die ihm in der Gegenwart drohen. Predigt gehalten am 13. Juni 1852. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 3 Ngr.

Langoth, J., Predigt über Luc. 24, 13—35. gehalten vor der deutsch-reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. am Ostermontag 1852. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Leibbrand, K. A., Predigt über 2. Cor. 5, 17. vor der deutsch-reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. am 2. Mai 1852 gehalten. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Schapper, C. A., Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben. [1. Joh. 5, 12.] Eine Gastpredigt, gehalten den 9. Novbr. 1851 zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Schwabe, F., Das neue Leben in Christo. Predigt über 1. Joh. 5, 11. 12. den 22. Febr. 1852 zu Frankfurt a. M. gehalten. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 3 Ngr.

Sudhoff, K., Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. [1. Tim 4, 8.] Predigt gehalten zu Frankfurt a. M. am 25. Jan. 1852. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXXIII.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1852

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Beschluß aus Nr. XXXII.)

93. **Ticknor (G.), Geschichte der schönen Literatur in Spanien.** Vollständig verdeutscht und mit Zusätzen herausgegeben von **N. H. Julius.** Zwei Bände. 8. Geh.

Ticknor's „History of Spanish literature", ein Werk, welches im December 1849 gleichzeitig in London und Newyork erschien, und von allen Fachkundigen mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen wurde, ist die Frucht dreißigjähriger Studien, europäischer Reisen und kostbarer Sammlungen. Dasselbe erscheint gegenwärtig in einer vollständig deutschen Bearbeitung von Dr. **N. H. Julius** in Hamburg und wird durch die bereits zugesagte Beihülfe von Dr. **F. Wolf** in Wien und anderer gründlicher Kenner und Förderer der spanischen Literatur, durch die eigenen vieljährigen Sammlungen des Bearbeiters für dieselbe, selbst einiger Vorzüge vor dem englischen Original theilhaftig werden.

In demselben Verlage erschien:

Ruth (E.), Geschichte der italienischen Poesie. Zwei Theile. 8. 1844—47. 6 Thlr.

94. **Töpffer (R.), Das Pfarrhaus.** Vier Theile. 8. Geh.

95. ——————, **Wanderungen im Zickzack**, Ferienreisen durch die Schweiz und Ober-Italien. Illustrirte Ausgabe. 8. Geh.

Vgl. Nr. 34.

96. **Veinticinco comedias de Lope Felix de Vega Carpio** con su vida y notas criticas, escogidas y ordenadas por D. Eligo Baron de **Münch-Bellinghausen** y D. **Fernando José Wolf.** 12. Geh.

97. **Volbeding (J. E.), Luther in Worms. Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben.** Zwei Lebensbilder für das Volk und die erwachsene Jugend aufgestellt. 8. Geh. 12 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend. Zwei Bändchen. 8. 1851. 1 Thlr. 15 Ngr.

98. **Wheaton (Henry), Eléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. Broché.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Histoire des progrès du droit de gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Seconde édition, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 2 vol. In-8. 1846. 4 Thlr.

Aus dem Verlage des Herrn **A. B. Laeisz** in Hamburg ist an **F. A. Brockhaus** in Leipzig übergegangen:

Schloß Norburg. Aus dem Englischen. Zweite Auflage. Drei Theile. 8. Hamburg. 1847. 6 Thlr.

Die Tochter einer Schriftstellerin. Von der Verfasserin der „Tante Anna". Aus dem Dänischen von **Emell.** Zwei Theile. 12. Hamburg. 1846. 1 Thlr.

Grammatik der dänischen Sprache in allen ihren Theilen. Zum Gebrauch für Schulen, sowie für den Privat- und Selbstunterricht. Von **Le Petit.** 8. Hamburg. **1846.** 21 Ngr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Mayr (J. G.), Der Mann von Rinn (Joseph Speckbacher) und Kriegsereignisse in Tirol 1809. Nach historischen Quellen bearbeitet. Mit einem Titelkupfer und einer topographischen Karte. 8. Innsbruck. Geh. 2 Thlr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien früher:

(Hormayr, Jos. Freiherr von.) Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809. — A. u. d. T.: Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tiroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's, Wörndle's, Eisenstecken's, Ennemoser's, Siebeerer's, Aschbacher's, Maßner's, der Gebrüder Thalguter, des Kapuziners Joachim Haspinger's und vieler Anderer. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 1845. 4 Thlr. 12 Ngr.

——————, **Das Heer von Innerösterreich** unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tirol und Ungarn. Durchgehends aus officiellen Quellen, aus den erlassenen Befehlen, Operationsjournalen &c. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 8. 1848. 3 Thlr.

Raffelsperger (F.), Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates. (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hülfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. Fünfundfunfzigstes Heft und folgende. 8. Wien. Preis des Heftes 20 Ngr.

Das erste bis vierundfunfzigste Heft erschienen 1845—49.

——————, **Allgemeines lexikographisches Central-Handbuch der Reise- und Handels-Verbindungen in allen Theilen der Erde.** Zweite Auflage des Reise-Secretairs. In alphabetischer Reihenfolge. Sechstes und siebentes Heft. 8. Wien.

Preis des vollständigen Werkes in sieben Heften 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Revolution in Tirol. 1848. Von einem Tiroler. 8. Innsbruck. Geh. 20 Ngr..

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des Prof. Dr. **R. Anger.** Sechster Band. Vier Hefte. 8. Geh. 4 Thlr.

Dieser Zeitschrift wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Annuairè de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par **Borel d'Hauterive.** 1852. 9me année. In-12. Paris. 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Armengaud aîné, Publication industrielle des machines, outils et appareils. Tome VIII. Livraison

1 et 2. In-8 avec atlas in-fol. Paris. Preis des Bandes von 10 Lieferungen 10 Thlr. 20 Ngr.

Description des monnaies espagnoles et des monnaies étrangères qui ont eu cours en Espagne depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, composant le cabinet monétaire de **Don José Garcia de la Torre,** ancien ministre de la justice. Avec un grand nombre de planches. In-4. Madrid. 6 Thlr.

Encyclopédie théorique et pratique des connaissances les plus indispensables. Illustrée d'environ 1500 gravures intercalées dans le texte. 1re livr. In-8. Paris. 2½ Ngr.

Wird in 100 Lieferungen erscheinen. Die Subscribenten erhalten eine: Biographie universelle portative *gratis* geliefert.

Ewerbeck (H.), L'Allemagne et les Allemands. In-8. Paris. 4 Thlr.

Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod et Grajina. Traduction française par **Chr. Ostrowski.** Traduction anglaise par **L. Jablonski.** Edition illustrée par **Jean Tysiewicz.** In-4. Paris. 9 Thlr.

Revue d'Alsace. Journal paraissant mensuellement. 3me année. Strasbourg. Jährlich 6 Thlr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXIII. (1851.) 8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1851. 8.

— **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1851. Folio. Roma. Pränumerationspreis 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich sehr werthvollen Schriften des Institut für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet zu 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1849 und 1850 werden jeder noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben.

Dazu erschien:

Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—43. Secondo e terzo lustro. 8. Roma. 1848. 4 Thlr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **Aribau, Hartzenbusch, Duran, Ochoa, Mora etc.** Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

I. Obras de *Miguel de Cervantes Saavedra.*
II. Obras de *D. Nicolas y de D. Leandro Fernandez de Moratin.*
III. Novelistas anteriores á Cervantes.
IV. Elegias de Varones ilustres de Indias por *Juan de Castellanos.*
V. Comedias escogidas de *Fray Gabriel Tellez* (el maestro *Tirso de Molina*).
VI. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. I.
VII. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. I.
VIII. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. II.
IX. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. II.
X. Romancero general, ó Coleccion de romances castellanos, recogidos por *D. Agustin Duran.* T. I.
XI. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. III.
XII. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. III.
XIII. Epistolario español. Coleccion de cartas de españoles ilustres antiguos y modernos por *Don Eugenio de Ochoa.* T. I.
XIV. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. IV.
XV. Obras escogidas del Padre *José Francisco de Isla.*
XVI. Romancero general, ó Coleccion de romances castellanos anteriores al siglo XVIII, recogidos por *D. Agustin Duran.* T. II.
XVII. Poemas epicos. Coleccion dispuesta y revisada, con notas biograficas y una advertencia preliminar por *D. Cayetano Rosell.* T. I.

Prospecte dieser Sammlung sind auf Verlangen **gratis** zu haben.

Ticknor, Historia de la literatura española, traducida al castellano, con adiciones y notas criticas por **D. Pascual de Gayangos** y **D. Enrique de Vedia.** Tome I u. folg. In-8. Madrid. Preis des Bandes 3 Thlr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind **gratis** zu erhalten:

1. **Verlagskatalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.**
2. **Ausländische Commissionsartikel von F. A. Brockhaus in Leipzig.**
3. **Verlagskatalog von August Campe in Hamburg.**
   Diese Kataloge sind bis 1851 fortgeführt.
4. **Notice de livres anciens de Théologie qui se trouvent chez F. A. Brockhaus à Leipzig.**
5. **Catalogue de livres au rabais qui se trouvent chez F. A. Brockhaus à Leipzig.**
6. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen sind. Nr. 1—6.**

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der französischen, englischen und italienischen, sowie vielseitige Verbindungen mit dem Auslande setzen die Buchhandlung **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** in den Stand, alle ihr in dieser Beziehung ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen. Sie empfiehlt sich daher Allen, die Bedarf davon haben, und ist stets bereit, nähere Auskunft über Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Juli. Nr. 496—500.

Inhalt: Die Ruinen des Schlosses Mira. — Die vorjährige Londoner Ausstellung. — Ein Tag in Tirol. — Der Seeräuber. (Beschluß.) — Die große Seeschlacht von Lepanto. — Die Capwolken. — * Empfang des Kaisers Franz Joseph von Oestreich in Venedig am 27. März 1851. — Der Marschall Brune und die Wäscherin, seine Frau. — Die Rotherham'sche Uhrenfabrik in Coventry. — Eine mexikanische Gerichtsscene. — Die Kirchhöfe in den Vereinigten Staaten. — * Der Pontneuf in Paris. — Farnmer. — Die Stubenvögel und der Mensch. — Die Goldwäschereien am Ural. — * Königliches Schiffswerft in Chatam. — * Die sumatranische Katze. — Bad Kösen und seine Umgegend. — Dr. Martin Luther's geselliger Verkehr. — Island. — Schönburg an der Saale. — Was thut der Mensch in seinem Wahn! — Naturpolizei. — Der gewissenhafte Zollbeamte. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im August 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 34. —— 21. August 1852.

Erklärung.

Ich habe am 30. Juni angezeigt, daß ich infolge des neuen preußischen Stempelsteuergesetzes vom 2. Juni einstweilen in keine der in meinem Verlage erscheinenden Zeitschriften Anzeigen gegen Insertionsgebühren, sondern nur Anzeigen die mein eigenes Geschäft betreffen aufnehmen würde. Da aber nach einer Verfügung des preußischen Generaldirectors der Steuern vom 18. Juli an sich steuerfreie periodische Blätter nicht dadurch dem Stempelsteuergesetz unterworfen werden, wenn sie am Schlusse oder auf dem Umschlage gegen Insertionsgebühren aufgenommene buchhändlerische literarische Anzeigen enthalten, so können jetzt wieder wie früher buchhändlerische literarische Anzeigen gegen die üblichen Insertionsgebühren in allen in meinem Verlage erscheinenden Zeitschriften Aufnahme finden.

Leipzig, 15. August 1852.

F. A. Brockhaus.

Inhalt.

Weimar und Jena. Ein Tagebuch von Adolf Stahr. Zwei Bände. Oldenburg, Schulze. 1852. 12. 3 Thlr.

Wir können den Lesern d. Bl. dieses neueste Buch Stahr's nicht dringend genug empfehlen. Dies Buch ist in der anspruchslosen Form eines Tagebuchs nichts weniger als eine sehr feinsinnig und liebevoll ausgeführte Culturgeschichte unserer classischen Literaturepoche. Stahr selbst spricht den Zweck seines Buchs in folgender Weise aus:

Jahrelang hatte ich danach getrachtet einmal in Weimar selbst all den Spuren unserer größten Culturepoche nachzugehen, die Stätten zu sehen wo jene großen Menschen gelebt und gestrebt, genossen und gelitten, und immer wollte sich's nicht fügen daß ich diesem Wunsche Erfüllung gewähren konnte. Jetzt endlich ist es mir vergönnt, und wie mir einst in Rom Senat und Volk, römisches Leben und Geschichte, Horaz und Tacitus erst zu Wirklichkeiten wurden, so ergeht es mir jetzt hier in Weimar, wenn ich Schiller's und Goethe's, Wieland's und Herder's Wohnstätten aufsuche und den Park und seine Alleen, die Höhen Ettersburgs und Tiefurts Thal, Belvedere, Kromsdorf und Osmannstedt durchstreife, wo auf Tritt und Schritt eine dahingeschwundene Welt aufs neue vor mir lebendig wird. In diese Welt will ich mich hineinversenken, in ihrer Erinnerung mir die Seele laben und im Hinblick auf die hier erfochtenen Siege des Geistes der Freiheit das Herz stärken und trösten in einer Zeit, wo sternenlose Nacht immer tiefer sich auf uns herniedersenkt. Vorallem will ich ihren Spuren nachgehen, den Spuren der beiden großen Befreier Deutschlands, und mich an dem Gedanken erheben daß ein Volk, bei welchem die Befreiung des Menschen als Einzelwesen durch Geister wie Goethe und Schiller bereits im Gebiete des Schönen und Wahren verwirklicht worden ist, unmöglich dazu verdammt sein kann, für ewig in Knechtsgestalt einherzugehen.

So reich und mannichfaltig daher auch der Inhalt dieses Buchs ist — denn Stahr's vielseitige Bildung und feine Beobachtung erfaßt alle Dinge mit gleichem Interesse —, so sind es doch vorallem die großen Gestalten Goethe's und Schiller's und Herder's und der damalige Hof Weimars, Karl August und die Herzoginnen Luise und Amalie, die immer wieder in den Vordergrund treten und an deren persönlich-individuellem Sein, Denken und Empfinden das Wesen und die Geschichte der glänzendsten Bildungsepoche Deutschlands dargestellt wird.

Goethe natürlich ist der eigentliche Kern des Buchs. Und es ist wol noch Niemand mit größerer Liebe und feinerm Verständniß in Goethe's Natur eingegangen als hier Stahr thut. Man muß ein Stück Goethe in sich selbst haben um Goethe in einer so wahrhaft congenialen Weise nachempfinden zu können.

Stahr wandert in den schattigen Gängen des wei-

marischen Parks. Dort drüben am „Sterne" sieht er Goethe's Gartenhäuschen, das Goethe so innig lieb hatte, in dem er die schönsten Jahre seines Jugendlebens lebte und in dem er größtentheils seine schönsten Dichtungen gedichtet oder wenigstens durchdacht hat. Diese stillen Arbeitsstunden Goethe's im Gartenhäuschen schildert uns Stahr. Er erzählt uns, wie Goethe sich oft Musik in den Garten kommen ließ, „die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden", und wie er mitten im zerstreuendsten Amts- und Weltleben unausgesetzt an der Ausgestaltung des einmal Begonnenen fortdachte. Denn Goethe war schon in der frühesten weimarer Zeit der fleißigste Mensch unter der Sonne, obgleich Gervinus sich nicht entblödet Goethe Faulheit und Zerstreuungssucht vorzuwerfen. Goethe fühlte es daß nicht Rang und Hoheit und selbst nicht das Verlockende praktischer Wirksamkeit ihn befriedigen könne; in seinen Briefen spricht er es unaufhörlich aus. „Eigentlich bin ich doch zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe." Und diesem seinem „Privatmenschen", wie sich Goethe einmal nennt, ist er treu geblieben sein Lebelang. Stahr sagt:

Einen Hofmann hat man ihn gescholten, ihn, dem das ganze Hof- und Fürstenwesen zuwider war in innerster Seele; ihn, der es oft ausspricht daß er von der ganzen „Hofnation" ein mal für alle mal abstehe, und der an Frau von Stein einmal den Entwurf zu einem das Hofleben abconterfeienden Lustspiele mittheilt, das in der That an Kühnheit der Persiflage nur mit der Aristophanischen Komik zu vergleichen ist. Bei dem Einblick in das Hof- und Diplomatenwesen ruft er aus: „Ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft"; von einer Reise dagegen, auf der er in dem Incognito eines Malers Schmidt viel mit den Menschen verkehrt, schreibt er an seine Freundin: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zuge Liebe zu der Classe von Menschen gekriegt habe die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist." Und ein ander mal schreibt er mitten heraus aus den Vergnügungen einer Reise die er mit Karl August an fremde Höfe gemacht hatte: „Die Verdammniß daß wir des Landes Mark verzehren läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen."

Mit Recht wirft Stahr die Frage auf, was wol aus diesem demokratischen Zuge des Goethe'schen Naturells geworden wäre, wenn ihn das Schicksal nicht nach Weimar geworfen hätte. Goethe's abgemessene Förmlichkeit gegen alle „große Herren", zu der selbst Karl August den Kopf schüttelte, kam zum großen Theil von jenem Gefühle daß er „sich den Rücken gedeckt halten wollte", obgleich freilich in spätern Jahren auch politisch-conservative Gründe dazu kamen, daß er mit komischem Nachdruck es als eine Gnade bezeichnete, „seinen hochgeneigten Gönner und Herrn — irgend einen Fürsten von Reuß — in Unterthänigkeit verehren zu dürfen".

Aber es ist nicht diese politische Richtung Goethe's allein in die uns Stahr nach Maßgabe der neu herausgegebenen Briefwechsel neue Einblicke öffnet; es ist auch der innere Charakter Goethe's, der sich hier nach allen Seiten hin abspiegelt und in wesentlich neuen Bezügen offenbart.

Ich hebe hier nur einen Punkt hervor. Es ist der Bruch Goethe's mit Frau von Stein. Stahr ist der Einzige der hier Goethe menschlich nachgefühlt hat und Goethe's Größe und Gesundheit versteht, wo Andere in kleinlichem Eifer nur zu tadeln und verdammen wissen. Stahr sagt:

Denn gestehen wir es nur: trotz der unendlichen Schönheit, trotz der Fülle tiefsten und reinsten Gefühls, die uns in diesen Briefen umgeben — dennoch ist in diesem ganzen Verhältnisse etwas Ungesundes und Unnatürliches, das ein gesundes Gefühl beängstigt und uns zu keinem vollen freudigen Genuß kommen läßt. Die gesunde Natur Karl August's empfand das schon früh daß sein Goethe sich hier einem idealen Spiritualismus hingebe, bei dem er sich ganz in das „Aetherische" zu verflüchtigen Gefahr laufe. Und in Goethe selbst begann zuletzt eine Ahnung davon aufzudämmern daß sein Weg ihn abseitsführe von dem Pfade, welchen die Natur ihrem Lieblinge vorgezeichnet. Goethe geht nach Italien; und erst von der Reise aus schreibt er der Frau von Stein die Ausführung dieses lange gehegten Vorsatzes. In Italien geschah was geschehen mußte. Er fühlte daß er Ruhe, Erfüllung, Natur, Sinnenthum bedürfe nach der odemversetzenden Feinheit jener spiritualistischen Luft, in der er seit vielen Jahren geathmet. Hier fühlte er die Gesundheit seiner Natur und ihre Ausbreitung. Und nicht nur sein Geist befreite sich von den letzten Fesseln aller Tradition, auch sein Herz ward frei. Die Sinnlichkeit verlangte ihr gutes Recht und es ward ihr gewährt, und die herrlichen Römischen Elegien geben ein Zeugniß davon, an dessen unschuldiger Wahrheit sich jedes gesunde Herz erfrischt fühlt. Auch das tiefere Bedürfniß des Herzens fand nach und nach Befriedigung; Goethe's Liebe zu jener schönen Mailänderin, von der die italienische Reise berichtet, war, wie die jetzt bekanntgemachten Briefe beweisen, viel tiefer und leidenschaftlicher als die spätere Erzählung des Greises vermuthen ließ. Und nun kam er zurück nach Weimar als ein durchaus Anderer. Frau von Stein fühlte sich verstimmt und beleidigt daß er nicht gekommen wie er gegangen, als derselbe schmachtende Anbetende. Schon während Goethe noch in Rom lebte, hatte sie sich über seine „Kälte" gegen die Freunde in der Heimat beklagt. Goethe empfand es schwer, als er einsah daß er sich in Charlottens Charaktergröße geirrt habe. Charlotte war eifersüchtig wie eine rechtmäßige Gemahlin, obgleich sie jederzeit Goethe's Versuche ihre Ehe mit Stein zu trennen und Goethe's Gemahlin zu werden entschieden zurückgewiesen hatte. Es erfolgten Erklärungen auf Erklärungen; das Mißverständniß wurde nur immer größer. Goethe's ertragende Geduld und Sanftmuth gegen alle Ansprüche der Freundin war ebenso groß wie die eifersüchtige Erregtheit jener. Nun kam Goethe's Neigung zur Vulpius. Frau von Stein kränkte Goethe sowol wie seine Geliebte, wo und wie sie nur immer konnte. Und diesen Prätensionen einer Frau gegenüber die sein Weib nicht werden konnte oder es aus falschem Pietätsbegriffe nicht werden wollte, und die dennoch dem sieben Jahre jüngern Manne den Wunsch nach häuslicher Existenz an der Seite eines Wesens das ihm für freundliche Neigung Genuß und Liebe gewährte als ein Verbrechen behandelte, ermannte er sich endlich zu der Wahrhaftigkeit welche Natur und Vernunft foderten. Er that es mit Gelassenheit. Wie rührend klingt es, wenn er über sein häusliches Verhältniß an Frau von Stein schreibt: „Schenke mir dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich Alles zwischen uns rein und gut herstellen." Frau von Stein that es nicht. Sie konnte es nicht ertragen daß der Titan, der sich ihr so viele Jahre lang in Demuth überall untergeordnet hatte, sich jetzt auf seine eigenen Füße stellte; und ihre Leidenschaftlichkeit ließ sie übersehen daß er jetzt und zwar mit viel größerm Rechte nichts Anderes von ihr foderte als was er selbst ihr geleistet; er der

es über zehn Jahre lang hatte ertragen müssen: das Weib das er liebte und dessen Seele ihm eigen war körperlich als eines Andern Besitz zu sehen. Uneigennütziger hat nie ein Mann geliebt wie er, der von sich sagen durfte: „Uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung." So steht die Sache, und es gibt nur einen Fall in welchem Frau von Stein hier Einspruch thun konnte: nämlich sobald sie entschlossen war dem Geliebten ihre Hand zu reichen. Da hiervon Nichts verlautet, ist ihr Verhalten nichts als kleinliche Eifersucht einer Frau, die es nicht ertragen konnte den aus Italien heimgekehrten Hercules nicht mehr am Spinnrocken der abstracten Liebessehnsucht in alle Ewigkeit weiter fortspinnen zu sehen.

Stahr gibt nun auch sehr interessante Aufschlüsse über Christiane Vulpius, Goethe's nachmalige Frau. Er erzählt die erste Veranlassung der Bekanntschaft, das allmälige Wachsen der gegenseitigen Neigung, und was das Wichtigste ist, er widerlegt die banale Alltagsmeinung als ob zwischen Goethe und „der Kleinen" gar kein geistiges Band vorhanden gewesen. Stahr sagt mit Recht:

Sein Lebelang hat Goethe sie lieb und werth gehalten, und die wenigen Worte unter den ihr gewidmeten dichterischen Zeilen:

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine.
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß.

drücken in ihrer Kürze und klagenden Bitte mehr aus als das längste Gedicht. Und schlagender als Alles ist die Art wie Goethe ihren Tod aufnahm. Der Arzt meldete ihm die drohende Gefahr. Goethe fuhr lautlos zusammen; er trat ans Fenster, schaute in die Wolken, ihrem Zuge folgend, seufzte dann tief und verließ ohne ein Wort gesprochen zu haben sein Gemach. Als er an das Bett der Sterbenden kam, faßte er ihre Hand und streichelte behutsam ihre Stirn. Sie wendete sich um, schlug das Auge auf und wollte sprechen. Aber sie konnte nur noch die Miene freundlich verziehen, die Zunge versagte den Dienst und statt der Worte wurde ein kindisches Lallen vernehmbar. Als Goethe den Ton hörte, ließ er sie los, ein gewaltiger Schmerzensschrei entrang sich seiner Brust und verhüllten Angesichts verließ er das Zimmer. Wenige Augenblicke später hatte sein Weib zu leben aufgehört. Unter Goethe's Gedichten finden sich folgende Verse mit dem Datum dieses Todestags:

Den 6. Juni 1816.
Du suchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.

Ich müßte das ganze Buch ausziehen, wenn ich Alles hervorheben wollte was Stahr Neues, Tiefes und Bedeutendes über Goethe sagt. Ich kann es nicht, aber der Leser wird ohne Zweifel das Versäumte nachholen. Stahr faßt sein Endurtheil über Goethe's Charaktergröße wunderschön in die Worte zusammen:

So steht er vor uns da als ein Menschenbild, an dem die Schwächen selbst nur noch die nothwendigen Grenzen menschlicher Natur und eines Wesens sind, das durch die Schranken von Raum und Zeit in seiner Erscheinung bedingt, aber noch Mensch genug war um kein Gott zu sein.

Neben Goethe ist es hauptsächlich Schiller, dessen Sein, Denken und Leben uns hier in bedeutsamen Umrissen entgegentritt. Wir werden in Schiller's Arbeitszimmer in Weimar und in sein Gartenhaus in Jena geführt und lernen ihn kennen im Kleinleben seiner schlichten, oft armseligen Häuslichkeit. Mit Recht hat Stahr auch hier wieder den denkwürdigen Bericht über Schiller's Begräbniß eingereiht, den er vor einigen Monaten im Feuilleton der „Nationalzeitung" veröffentlichte und der damals so viel Aufsehen machte, von Weimar aus in einer Correspondenznachricht der „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung" scheinbar berichtigt wurde, durch diese vermeintliche Berichtigung aber erst recht seine volle Bestätigung erhielt. Auch Schiller lernen wir in einem tiefen Conflict der Liebe kennen. Schiller erging es fast ähnlich wie Bürger. Es ist nach den Briefen der Frau von Wolzogen unzweifelhaft, er liebte die Frau von Wolzogen, die Schwester seiner Frau. Und Schiller's sittliche Größe tritt hier vielleicht am schlagendsten hervor. Auch nicht einen Augenblick hat er in diesem Conflict das Gleichgewicht verloren; an dem schwindelnden Abgrund ging er vorbei ohne zu wanken; er wurde Sieger, fast ohne daß er sich des Kampfes recht bewußt wurde. Und wie Stahr die politische Denkweise Goethe's in allen ihren verschiedenen Stadien entwickelte, so thut er es auch hier bei Schiller. Er stellt Schiller's politische Denkweise mit der politischen Lessing's zusammen. Alle unsere großen Literaturheroen waren mehr Kosmopoliten als Patrioten. Stahr knüpft an diese unleugbare Thatsache eine Erörterung über die Begriffe des Humanismus und Patriotismus, die in Form und Inhalt wol das Tiefste und Vollendetste ist was je über diese wichtigsten Fragen der Gegenwart und Zukunft verhandelt worden.

Auch Herder's Gestalt erscheint mehrmals. Er erscheint uns in seiner ganzen Größe als der Apostel der Humanität, und doch wieder in seiner ganzen Kleinlichkeit und Verbissenheit, die ihn dem Goethe-Schiller'schen Kreise immer mehr und mehr entrückte. Stahr faßt diesen Grimm Herder's gegen Goethe in wenig Worte zusammen. Er sagt:

Herder war so unglücklich das Ideal der Humanität in seiner nächsten Nähe verkörpert vor sich zu sehen ohne es zu erkennen.

Mit Herder eng verbunden ist Knebel. Stahr, dieser feine Charakteristiker, hat Knebel geschildert, wie er noch niemals geschildert worden. Was war das für eine derbe, kernige Natur; in der That werth ein ganzes Leben hindurch der Freund Karl August's und Goethe's zu sein! Besonders lehrreich ist hier was Stahr über das Verhältniß der weimarischen Kreise zu den Ereignissen der Französischen Revolution sagt:

Zwei Parteien standen sich schroff gegenüber. Die eine, welche die ganze ungeheuere Bewegung von Grund des Herzens verwünschte und in Bausch und Bogen verdammte, und die andere, welche die Größe, Wichtigkeit und Berechtigung der Revolution anerkannte. Die Majorität, die fürstlichen Personen, der Hof, Goethe, Schiller, Wieland gehörten der erstern an. Auf der zweiten finden wir besonders Knebel und Herder. Aber wie frei und menschlich hoch erhaben über den Erscheinungen der Gegenwart tritt hier das Verhalten uns

entgegen, welches die edle Herzogin Luise einem Manne wie Knebel und seiner schroffen politischen Meinungsverschiedenheit gegenüber bewährte! Knebel hatte nie ein Geheimniß aus seiner Gesinnung gemacht. Dennoch entzog ihm weder der Fürst, von dessen Gnade seine materielle Existenz abhing, seine Gunst und Freundschaft, noch dessen Gemahlin ihr Wohlwollen. Knebel war in politischen Dingen überhaupt einer der scharfsichtigsten Menschen die es je gegeben hat. Er war es der sich auch nie so ganz und gar in die Begeisterung der Freiheitskriege hat hineinziehen lassen; denn er fühlte es lebhaft daß mit der äußern Freiheit noch nicht die innere Freiheit freier politischer Institutionen gewonnen sei. Er war es auch auf dem schon während der höchsten Blüte unserer Literatur das Gefühl tastete, wie unzulänglich eine solche exclusive Cultur sei, die dem Volke selbst nicht zugutekomme. Er spricht es einmal derb aus: „Es ist mir nicht unwahrscheinlich daß in gewissen Stücken unter den Gelehrten in Deutschland gerade die wenigste Aufklärung herrscht."

So lernen wir das Leben und Wesen unserer großen Literaturzeit nach allen Richtungen hin kennen. Und außer dieser großen Vergangenheit, der sich hier Stahr mit besonderer Vorliebe zugewendet hat, tauchen dann auch die wichtigsten Culturfragen der Gegenwart auf: Carstens und sein Verhältniß zu Thorwaldsen und der neuern bildenden Kunst; Richard Wagner mit dem „Tannhäuser" und „Lohengrin"; die Universität von Jena und das deutsche Studentenleben und andere Dinge ähnlicher Art. Doch wer vermöchte in einer knappen Anzeige die reiche Stofffülle dieser zwei Bändchen zu erschöpfen? Am besten ist es, der Leser folgt meiner Einladung und setzt sich an die reiche Tafel. Es wird ihn sicher nicht gereuen! 80.

Glossen über Politik von J. G. von Quandt. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 2 Thlr.

An mehr als einer Stelle des angezeigten Werks wird auf die Reiseberichte verwiesen, die in letztverwichenen Jahren Hr. von Quandt hat unter verschiedenen Titeln erscheinen lassen. So z. B. Einleitung S. XIV: „Wie sehr Rousseau den Platon misverstanden, habe ich in meiner «Reise in das mittägige Frankreich» dargethan." Natürlich ist von diesen in mehr als einer Beziehung sehr schätzbaren Schriften die neueste: „Beobachtungen und Phantasien auf einer Reise nach Spanien" (1850), dem Gedächtniß des Referenten am gegenwärtigsten. Wer von Allen die sie gelesen hätte damals wol geahnt, der Verfasser werde sogenannter Politik jemals mehr als beiläufige Betrachtungen, flüchtige Aeußerungen schenken, wie sie etwa durch des Individuums augenblicklichen Zusammenstoß mit irgend einer concreten Politik oder Unpolitik können veranlaßt werden. Das Gegentheil beweisen diese „Glossen über Politik", ein überaus eigenthümliches, weit von aller Tagesliteratur sich absonderndes Werk.

Vor allen Dingen die Bemerkung daß (Worte des Verfassers) „Glossen keinen Gedanken erschöpfen, sondern nur zu neuen Gedanken anreizen können". Die höchst aphoristische Fassung der Quandt'schen Glossen dient dem Ausspuche zur Bestätigung. Um Nichts weniger darf man annehmen, es motivirt den Gesammtinhalt der Schrift ein Grundgedanke, den Referent also formuliren möchte: Die wesentliche Aufgabe des wahren Staatsmannes ist Sittlichkeit, Sittlichkeit im öffentlichen Leben, Sittlichkeit im Privatleben. Nicht von dieser Ansicht ausgehend, vielmehr als das Höchste die Förderung materieller Interessen ansehend, baut der Staatsmann auf Sand, und noch Glücks genug, wenn die Leistung nur eine precaire bleibt, nicht geradezu (Frankreich hat es erlebt) untergräbt und erschüttert, was sie begründen und befestigen wollte. Das Nämliche gemeint, nur minder unzweideutig es ausgedrückt zu haben scheint die Vorrede, die S. VII sagt:

> Der Zweck des Staats ist daß die Geselligkeit die menschlichen Fähigkeiten entwickeln und durch die Gesammtheit der Bürger und deren gegenseitige Ergänzung die höchste menschliche Vollkommenheit Dasein erhalten soll, und diese Vollkommenheit, soweit es möglich, zu erreichen, ist auch die Bestimmung des Menschen. Diese Idee ist das Kriterium aller Verfassungen und bürgerlichen Einrichtungen.

Der Verfasser, der es liebt für Platon größte Prädilection andeutungszulegen, würde inconsequent werden, wollte er nicht zugestehen daß ohne Sittlichkeit auch Kunst und Wissenschaft zu verderblichen Scheingütern werden, zu Factoren immer tieferer und allerwiderwärtigster Entartung. Das lehrt alle Geschichte.

Die Vorrede schließt mit den Worten:

> Vielleicht hätte ich klüger gethan zu schweigen, aber ich halte es für eine Falschheit, seine Meinung nur Gleichgesinnten in die Ohren zu flüstern, und eine Freimüthigkeit wie die des Helvetius, welcher verordnete daß sein Hauptwerk („L'homme") erst nach seinem Tode erscheinen solle, gleicht der Wohlthätigkeit eines Geizigen, der solange er lebte keinem Dürftigen eine Gabe reichte, aber in seinem Testamente die aufgesparten Schätze den Armen vermachte.

Mit den „Glossen", scheint es also, will der Verfasser belehrend und bessernd auf die Zustände der Zeit einwirken. Eine schöne Hoffnung; sie zu theilen ist Referent leider völlig außer Stande.

> Denn diese Zeit hat Glauben nicht noch Liebe;
> Wo wäre denn die Hoffnung die ihr bliebe?

Bei dieser wollte Gott! grundirrigen Ansicht ist es consequent Alles auf sich beruhen zu lassen was die Schrift an scharfen Worten enthält, mit denen Thun und Lassen der Gegenwart zurechtgewiesen wird. Sprechen wir also darüber in einer andern Beziehung, die unstreitig besser geeignet ist dem Leser eine würdige Unterhaltung zu gewähren.

Die Vorrede hebt (S. V) mit folgender Erklärung an:

> Im Typhon des Zeitgeistes stürzen sich Viele verzweiflungsvoll in die Wogen, Andere klammern sich an Wracks, und ich erfaßte die „Politik" des Aristoteles als eine Trümmer welche mich vor dem Untersinken schützte.

Also conform dem gemeinüblichen Sinne des Worts sind gegenwärtige „Glossen über Politik" einem gegebenen Texte anschließende, denselben zu erläutern bestimmte Bemerkungen, und der gegebene Text ist des Aristoteles „Politik". Welchem hochverdienstlichen Unternehmen der Verfasser sich unterzogen, indem er gebildeten Lesern ein

Werk näher zu legen gesucht, das wie jede Schrift des Aristoteles dieses allumfassenden Geistes unübertreffliche Klarheit und durch sie bedingte würdige Einfachheit des Stils außer alle Frage stellend belegt, wie mit ebenso unbestreitbarem als unbestritten gebliebenem Rechte ihn Dante „den Meister" genannt „aller Derer die da wissen". Ist es also wol zu viel gesagt, ist es tadelnswerth, ruft man Quandt, der in seiner neuesten Schrift sich Aristoteles associirt hat, die Worte zu:

Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.

Versuchen wir nun dem Leser den Grad (versteht sich den nur approximativen Grad) anschaulich zu machen, in welchem die Ausführung nicht hinter der Größe des Unternehmens zurückgeblieben. Dies zu leisten, insoweit es möglich ist auf dem Standpunkte, den gegenwärtige Anzeige nicht darf aus den Augen verlieren, gehen wir von folgenden Bemerkungen aus.

In der an Nicomachus gerichteten „Ethik" (denn mehr als eine Ethik ist vorhanden in den als Aristotelische uns überlieferten Schriften) wird die Frage vorangestellt: Was ist das höchste Gut, das an und für sich selbst Befriedigung gewährende Gut? Reichthum, Macht und Ehre vor den Menschen, Schönheit u. dgl., keines der Güter solcher Art kann es sein; denn jedes derselben ist nur das Mittel für ein anderes darüber hinausliegendes Ziel der Wünsche. Also soll die dem menschlichen Leben zugemessene Spanne Zeit kein nichtiges Jagen nach einem Ziele sein, das je länger verfolgt um so weiter entflieht, so muß es ein Ziel geben, das nicht nur dem Wunsche erreichbar, sondern auch, ist es erreicht, an des Wunsches Stelle die Befriedigung setzt.

Für dieses höchste Gut erklärt Aristoteles die Tugend, wohlverstanden das Wort in dem Sinne genommen, in welchem es dem virtus (von vir — Mann) des classischen Latein entspricht, und also einerseits Nichts der christlichen Tugend Entgegenlaufendes, vielmehr vielfach mit ihr Zusammentreffendes, andererseits aber auch nicht der letztern Inbegriff bezeichnet. Wie Aristoteles die Frage beantwortet, was die Tugend sei und welche Gattungen derselben wir anzuerkennen haben, infolge der verschiedenen Richtungen in denen uns alle Praxis des menschlichen Lebens ausgeht, das läßt vielleicht nicht besser sich andeuten als mit den Worten Rabelais', wo derselbe sagt: es erblicke in Sokrates, wem für dessen hohe Sittlichkeit der Sinn aufgegangen (Uebersetzung von Regis), einen mehr denn menschlichen Verstand, wunderwürdige Tugend, unüberwindlichen Standmuth, Nüchternheit sondergleichen, feste Genügung, vollkommenen Trost, unglaubliche Verachtung Dessen darum die sterblichen Menschen so viel rennen, schnaufen, schiffen und rauffen (tout ce pourquoy les humains tant veiglent, courent, trauaillent, navigent et bataillent: das Jagen nach falschen, jedenfalls untergeordneten, nimmermehr Befriedigung gewährenden Gütern).

Die „Ethik" hiermit erschöpft zu haben überzeugt, beschließt Aristoteles sie mit folgender, paraphrasirt also lautender Erklärung:

Noch ist über Gesetzgebung Nichts oder doch nichts Befriedigendes gesagt worden, darum wollen nunmehr wir über Gesetzgebung sprechen und im Ganzen über Staatsverfassung, damit solchergestalt abgeschlossen werde derjenige Theil der Philosophie welcher sich mit Betrachtung der menschlichen Zustände und Verhältnisse beschäftigt. Erwägen wir zuerst, ob hierüber Eins und das Andere betreffend Treffliches bereits von Andern gesagt werden (Aristoteles lag bereits Platon's „Republik" und dessen Dialog „Der Staatsmann" vor); dann wollen wir, die verschiedenen Verfassungsarten die es gibt zusammenstellend, übergehen zu Dem was überhaupt den Staat erhält und stürzt, ingleichen zu Dem wovon Bestand und Verfall eines jeglichen Staats bedingt ist, nach Maßgabe der besondern Gattung seiner Verfassung, und was da macht daß er wohl oder übel verwaltet sich findet. Haben wir das erwogen, so wird sich übersehen lassen welche Staatsverfassung die beste sei und welchen Gesetzen und Gebräuchen folgend eine gegebene Verfassung die in ihrer Art beste sei.

Nachdem Aristoteles hinzugesetzt: „Machen damit den Anfang wir also", beginnt er (der formell ununterbrochene Zusammenhang ist ein sehr sprechendes Argument für den materiellen) conform dem Verfahren in der „Ethik", mit Bezugnahme auf ein vorausgesetztes höchstes Gut, dem alle andern unterzuordnen sind. Denn er sagt (Referent fährt in der Paraphrase fort):

Jeder Staat stellt sich dar als eine Gesellschaft und jede Gesellschaft als zusammengetreten um eines beabsichtigten Gutes willen; denn nur zu Dem entschließt sich der Mensch wovon er etwas Gutes erwartet; bezweckt nun aber jegliche Gesellschaft ein Gut, so wird auch das unter allen Gütern bedeutendste bezweckt von der bedeutendsten, alle andern Gesellschaften in sich begreifenden, der sogenannten Staatsgesellschaft.

Jene Verbindung der Ethik mit Politik ist von folgender Ansicht bedingt, welche mit Aristoteles das Griechenthum überhaupt theilt. (Vgl. Zell, „Eth. Nicom.", I, 26, 27.)

Alle Praxis des Lebens, also jegliches Thun und Lassen der Menschen, läßt sich beziehen entweder auf des Einzelnen individuelle Verhältnisse, oder auf das Leben in der Familie, in welcher das hausregierende Familienoberhaupt die erste Stelle einnimmt, oder endlich auf die Verhältnisse, in welche das Individuum als Staatsmitglied gestellt ist. So ergeben sich drei Disciplinen: Ethik, Oekonomik und Politik. Allein obschon diese Verordnung geboten wird durch die Nothwendigkeit methodischen Verfahrens, entspricht sie doch wenig den menschlichen Zuständen, wie sie in der Wirklichkeit gegeben sind. Denn ebenso wie wir gewisse Thiergattungen überall wo sie dem Naturzustande überlassen geblieben in Heerden vereinigt finden, ist es auch dem Menschen Naturgesetz in ähnlichen Vereinigungen mit andern Menschen zu leben, und so ist normales menschliches Dasein nur in der Gesellschaft des Menschen mit Menschen gewährt. Schon so angesehen würde die Aufgabe dieses Daseins sich nicht befriedigend feststellen, das dadurch bedingte Thun und Lassen des Individuums sich nicht sicher normiren lassen, hielte man nicht unverrückt fest daß es ein Thun und Lassen in stets und wesentlich vergesellschaftetem Leben ist, welches über dem in Heerden zueinandergesellten Thiere darum hoch erhaben dasteht, weil die menschliche Intelligenz, in der Sprache ihrer selbst sich bewußt werdend und in der Sprache sich

abspiegelnd, das der Gesellschaft und also auch dem Individuum Zuträgliche und das ihr Schädliche erkennt und feststellt. Ersteres nennen wir das Gerechte, letzteres das Ungerechte, und jede menschliche Gesellschaft, wo garantirte Uebereinstimmung hinsichtlich Dessen stattfindet was Recht und was Unrecht, d. h. was zu thun und was zu lassen sei, nennen wir einen Staat, und zu einem solchen treten die Familien infolge der nämlichen allgebietenden Naturnothwendigkeit zusammen, welche die Schöpferin der Familien ist. Somit leuchtet ein daß Gegenstand der praktischen Philosophie der Mensch im vergesellschafteten Leben, in der als Staat constituirten Gesellschaft ist, und daß, wenn man Ethik und Oekonomik und von beiden die Politik sondert, man damit die drei integrirenden Bestandtheile einer und derselben Disciplin, der Politik bezeichnet, welche letztere in jener Sonderung soviel bedeutet als Politik im engern Sinne des **Worts**.

Hiernächst ist aus den Eingangscapiteln der „Ethik" zu ersehen daß überhaupt Praxis des Lebens Aristoteles nicht nur Gegenstand der Politik im weitern Sinne des Worts, sondern auch der Standpunkt, von dem die Politik als Disciplin genommen auszugehen hat, ebenfalls die Praxis des Lebens ist, also historische Erkenntniß. (Τῆς πολιτικῆς οἱ λόγοι ἐκ τῶν κατὰ τὸν βίον πράξεων καὶ περὶ τῶν κατὰ τὸν βίον πράξεων.)

Hieraus folgt, verbindet man damit was Aristoteles in Büchern lehrt die zu dem sogenannten „Organon" gehören, es hat in dem von Quandt glossirten Texte Aristoteles nicht apodiktisches Wissen, sondern auf dialektischem Wege gewonnene Ueberzeugung beabsichtigt, d. h. Ueberzeugung, die ganz so wie das apodiktische Wissen regelrechtes logisches (entweder inductives oder syllogistisches) Verfahren voraussetzt, jedoch mit dem Unterschiede daß das apodiktische Wissen seinen Inhalt als nothwendige Wahrheit erkennt, weil derselbe mit Nothwendigkeit aus ersten und höchsten, sogenannten durch sich selbst bewiesenen Wahrheiten folgt, wogegen die dialektisch festgestellte Ueberzeugung gewonnen wird aus anderweiten Ueberzeugungen, die der Mensch nicht umhinkann, gleich ersten und höchsten Wahrheiten auf sich einwirken zu lassen. Den Werth des in Ethik und Politik beobachteten dialektischen Verfahrens verbürgt der Name Aristoteles. So viel über Stoff und Form des glossirten Werks; es hätte dessen vielleicht nicht bedurft, wenn (S. xi der Vorrede) des Glossators „bescheidene Absicht" wirklich blos die gewesen wäre, „Betrachtungen über die Verhältnisse der Menschen an einen sichern Leitfaden anzureihen, wie Macchiavelli die «Discorsi» an die erste Dekade des Livius"; allein Quandt hat ungleich mehr geleistet als er versprochen, und schon in der Vorrede deutet eine andere Stelle derselben es an (S. x):

> Auch Andere an der Einigkeit mit sich selbst, welche man durch ernstes Nachdenken über die „Politik" des Aristoteles gewinnt, und an den Aufschlüssen, welche sie über die Verhältnisse der Menschen gibt, theilhaftig werden zu lassen, ist der Zweck dieser Schrift.

Um zu diesem von ihm beabsichtigten Resultate zu gelangen, hat er keine Mühe und Anstrengung gescheut. Namentlich findet in den Glossen sich unter Anderm auch Kritik des Aristoteles in jedem Sinne des Worts: Kritik des Textes, nämlich decisive Aussprüche über Das was in der „Politik" einerseits echt sei und getreu so überliefert wie Aristoteles es niedergeschrieben, andererseits in Interpretationen und Corruptionen jenes Inhalts bestehe, dessen Werth in Hinsicht auf Untrüglichkeit und Wahrheit des Inhalts hin und wieder zum Gegenstande weiterer unumwundener Kritik gemacht wird. Zu Grunde liegt den „Glossen" Stahr's Uebersetzung der Aristotelischen „Politik", jedoch in sehr modificirter Gestalt. Es spricht darüber der Verfasser sich also aus (S. ix):

> Man könnte mir es zum Vorwurf machen daß ich mich nicht streng an die Worte der trefflichen Uebersetzung des Dr. Stahr gehalten habe; allein ich hätte dadurch die Schuld eines Nachdruckens auf mich geladen, und sodann wollte ich mich selbst überzeugen, den Autor verstanden zu haben, worüber nur der Versuch, was man gelesen auf andere Weise zu sagen, Gewißheit gibt.

Allerdings trägt dies Verfahren die Schuld daß des Aristoteles logische Behandlung des Stoffs vielfach verwischt worden ist, in den „Glossen" als unmotivirter Ausspruch, nicht als Ergebniß logisch ineinandergreifender Prämissen erscheint. Man erinnere sich z. B. des oben mitgetheilten Eingangs der Aristotelischen „Politik". Vergleicht man hiermit S. 1 die allerersten Worte der Quandt'schen Schrift: „Der Staat ist ein Verein und der Zweck dieser Vereinigung ist die Wohlfahrt aller Vereinigten", und man wird obige Bemerkung gerechtfertigt finden. Andererseits sind aber in einer Schrift Quandt's jedenfalls dessen eigene Gedanken die Hauptsache, und so angesehen ist es löblich und schön daß in den Glossen die Gedanken des Aristoteles nicht als abgeschriebene aus dessen Werken, sondern als dem Quandt'schen Genus assimilirte Gedanken erscheinen.

Nach einer andern Stelle der Vorrede zu schließen, sind die „Glossen" zur „Politik" des Aristoteles ausgearbeitet ohne vorher vom Urtexte genommene Notiz. Dies wichtige Moment scheint sich mit Evidenz zu ergeben aus folgenden Worten (S. x):

> Wenn ein Philolog behauptet die „Politik" des Aristoteles allein verstehen zu können, so macht er den Uebersetzungen den Vorwurf der Unverständlichkeit, und das Vernünftige muß sich doch in allen Sprachen denken und aussprechen lassen. Für mich aber würde der Vorwurf, die „Politik" des Aristoteles nicht verstanden zu haben, eine große Schmeichelei enthalten, denn es müßten sodann alle die herrlichen Gedanken welche in dieser Schrift zu finden sind meine eigenen Einfälle sein, und diese Zueignung anzunehmen bin ich doch zu bescheiden, sodaß ich mich begnüge zu verstehen was deutlich ausgesprochen wurde.

Den Vorurtheilen womit dem oben berührten Moment zufolge orthodoxe Philologie auf die Glossen herabsehen wird hat der Verfasser — man sehe dessen angezogene Worte — ein paar brillante Einfälle entgegengeworfen. Allerdings mit brillanten Einfällen gewinnt man keinen Proceß, also auch keinen Rang- und Besitzstreitigkeiten gegen Philologen betreffenden. Es wird nicht

schwer fallen Quandt's Vertheidigung mit eindringlichern Momenten, nämlich durch schlagende Thatsachen zu führen; indeß vor allen Dingen ist zu vernehmen wie etwa die Philologie ihre Klage formuliren könnte. Unmaßgeblich nicht ganz unebenermaßen könnte sie, von einem den „Glossen" allernächst liegenden Worte ausgehend, sich also vernehmen lassen:

Schleiermacher, als Uebersetzer geehrt wie Stahr, hat den „Πολιτικος", einen also benannten Dialog des Platon übersetzt. Zur Ueberschrift für die Verdeutschung taugte „Der deutsche Politiker" nicht, dem der politische Kannegießer Geschwisterkind ist. Daher hat Schleiermacher gesetzt: „Der Staatsmann." Unmöglich irren zu können glaubt aber der Deutsche, wenn er bei Staatsmann an einen Cardinal Richelieu, einen Pombal, kurz an Männer denkt, die nicht dem Namen nach Könige, es aber der Sache nach im eminentesten Sinne des Worts waren, während der Πολιτικος und ein König weit, weit auseinander liegen. Den Πολιτικος übersetzt Schlosser „Vorsteher eines Freistaats", was (wie sich dies ohne Weiteres aus der citirten Stelle ergibt) insoweit zu billigen ist als ohne Freistaat es keinen Πολιτικος gibt, zu misbilligen aber insoweit als (wie sich ebenfalls ohne Weiteres aus der citirten Stelle ergibt) des Πολιτικος Sein im Freistaate keineswegs von der Vorsteherschaft bedingt ist, und darum hat Stahr wieder zu dem „Staatsmann" gegriffen, was einmal die Alles zu rechtfertigen geeignete Noth rechtfertigt und zufällig dem Verständnisse der Stelle darum nicht schadet, weil aus ihr hervorgeht, welches von einem Richelieu oder Pombal weit verschiedenes Subject sich der Leser unter dem Staatsmann zu denken habe, der im deutschen Texte für den Πολιτικος im griechischen Texte eintritt. In das Gebiet des Vernünftigen, „das in allen Sprachen sich muß denken und aussprechen lassen", vermag kein Imperativ mehr zu ziehen als reine Vernunfterkenntnisse und daraus Folgendes. Weit abliegend hiervon ist die Praxis des Lebens, in der immer und ewig Zufälliges, nach Zeit und Ort Verschiedenes eine unablässige Hauptrolle spielt. Ist nun dieser wechselnde Stoff in einem alten Schriftsteller behandelt und liegt hier der Originaltext, dort die Uebersetzung vor, so werden gleiche Vorstellungen sehr wenige sich in der alten und neuen Sprache abspiegeln, zumeist nur ähnliche, und dann wird die antike Rede sich wol erläutern und erklären, übersetzen aber strenggenommen nie lassen. Dann geschieht es daß in der Verdeutschung des antiken Redesatzes, dessen Subject und dessen Prädicat sich ungefähr ebenso wiedergegeben finden, wie in der mislungenen Copie des wohlgelungenen Portraits einer gegebenen Person das Charakteristische ihrer Erscheinung. Wenn ferner Quandt alle Zweifel an der Vollständigkeit des guten Dienstes, den ihm die Stahr'sche Uebersetzung geleistet, mit der Bemerkung niederschlagen will, daß wer ihm absprehe in das Verständniß des Aristoteles genugsam eingedrungen zu sein, auch dagegen ihm die wahren und ausgezeichneten Gedanken zusprechen müsse, die er dem Aristoteles glaubt entnommen zu haben, so läßt sich darauf entgegnen daß wer, ohne je das Original der Sixtinischen Madonna oder eine vorzügliche Copie davon gesehen zu haben, sie im verjüngten Maßstabe auf einem Ofenschirme oder gar einem Pfeifenkopfe erblickt, dennoch im Stande ist sich eine approximative Vorstellung von den werthvollsten Eigenthümlichkeiten des Originals zu machen, vorausgesetzt nämlich, er hat für Gegenstände der bildenden Kunst einen genialen Blick.

Hier nun würde ein Vertheidiger Quandt's versucht sein der Philologie also in die Rede zu fallen: Ist es viel gewagt des Verständnisses eines alten Schriftstellers sich zu rühmen, den man nur aus Uebersetzungen kennt, so leistet doch thatsächlich unendlich mehr noch der in echtantikem Stile productive Schriftsteller oder Dichter, wenn er die Häupter alter Poesie und Literatur nicht aus den Urtexten kennt; und wie so viele Gedichte echtantiken Gehalts besitzen wir von Goethe aus einem Alter desselben, bis zu dem er Wörterbüchern und Grammatiken geringe Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Wenn ferner Manutius den Cicero verstanden hat, so hat Shakspeare, der so ziemlich bar alles gelehrten Wissens war, das über Jahrtausende zurück uns die Brücken nach Latinum und Attika schlagen soll, den Cicero in wenigen Worten vollendet treu dargestellt. Also: Niemand behaupte die Unmöglichkeit, ohne philologische und antiquarische Studien geleistet zu sehen was zu leisten in der Regel diesen Disciplinen überlassen bleibt. Der angeborene scharfe Blick, das rechte Geschick, mit einem Worte die Genialität, Das ist es worauf es am Ende ankommt. Muß es nun schon Jedermann verstattet sein Quandt nicht gleiche Genialität mit den eben genannten Männern zuzusprechen, so wird sie ihm auch Niemand laut abzusprechen sich entschließen; und hiermit darf Quandt gar vielen Philologen gegenüber den Proceß für gewonnen halten.

Das Nämliche was in eben besprochener Hinsicht sich für und gegen die „Glossen" sagen läßt gilt auch von des Verfassers Urtheil über Echtheit und Unechtheit der Textbestandtheile. Um vor allen Dingen sich soviel möglich nach allen Richtungen hin in der inhaltreichen Schrift zu orientiren, würde das in solchen Fällen gemeinübliche Verfahren zunächst von den Worten ausgegangen sein, in denen (der Leser kennt sie bereits) Aristoteles erklärt was in der „Politik" und in welcher Aufeinanderfolge er es sagen wolle. Anders Quandt, Vorrede S. VI:

Die Restaurationen eines Meisterwerks sind um so leichter von dem echten zu unterscheiden, je mehr die Bruchstücke sich durch Schönheit auszeichnen, und so machen sich auch hier die untergeschobenen Stellen dadurch bemerkbar daß man in ihnen das Gepräge des Geistes vermißt der aus einem großen Gedanken alle Theile eines Ganzen folgerecht zu erschaffen vermag. Die unechten Stellen verrathen sich durch matte Wiederholungen, Widersprüche und schiefe Vergleichungen, welche zu Beweisen dienen sollen, indeß Alles was Aristoteles sagt so fest auf der Wahrheit des Grundgedankens seiner Politik beruht, welche nicht Staatsschlauheit ist, daß es ohne Beweis überzeugt. Diese untergeschobenen Stellen sind allein daran

Schuld daß unter den Gedanken nur eine Association, aber kein systematischer Zusammenhang stattzufinden scheint.

Nach reinsubjectivem Urtheil also wollte der Verfasser die hier zu entscheidenden Fragen entscheiden und hat er, wie im Verlaufe der Schrift sich zeigt, sie entschieden, und dies mit Recht, wenn er nämlich betreffend eine Schrift des Aristoteles dem sichern Blicke angeborener und geübter Kennerschaft ebenso vertrauen darf, wie schwerlich zu bezweifelnder Weise er es darf bei Werken der bildenden Kunst.

Lassen wir nun aber den Leser selbst den glossirten Text und die Glossen gegeneinander vergleichen. Dazu möge dienen der erste Titel des siebenten Buchs der „Politik". Zuerst folge er in der Uebersetzung von Stahr:

Wer über die beste Staatsverfassung die gehörige Untersuchung anstellen will, muß nothwendig zuvor bestimmt haben welches die wünschenswertheste Lebensweise sei. Denn solange dies noch unausgemacht ist, solange muß auch nothwendig die Frage welches die beste Staatsverfassung sei unausgemacht bleiben. Denn Die welche sich der besten Staatsform erfreuen müssen auch infolge der ihnen daraus entspringenden Vortheile am glücklichsten leben, falls nicht Umstände eintreten die außer aller Berechnung liegen. Es muß also erstens ausgemacht sein, welches im Allgemeinen für Alle das wünschenswertheste Leben sei, und zweitens, ob dieses für die zum Staate vereinigte Gesammtheit der Menschen und für den Einzelnen ein und dasselbe sei oder ein verschiedenes.

Da wir nun glauben daß über das glücklichste Leben auch schon von Dem was in den exoterischen Untersuchungen vorkommt Vieles genügend behandelt wird, so können wir davon auch hier Gebrauch machen. Gewiß nämlich dürfte wol hinsichtlich der einen Eintheilung Niemand bezweifeln daß die drei Arten von Gütern welche es gibt, äußere, körperliche und geistige, der Glückselige sämmtliche in sich vereinigen müsse. Denn kein Mensch möchte wol Den glückselig nennen der kein Theilchen Mannhaftigkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit und Einsicht besitzt, sondern, während er sich vor den vorbeisummenden Fliegen fürchtet, andererseits, wenn seine Freß- und Sauflust aufsteigt, sich des Widerwärtigsten nicht enthält, der ferner um einen Vierling seine liebsten Freunde aufopfert und ebenso an Verstand so schwach und verwirrt ist wie ein Kind oder ein Wahnwitziger.

Allein während über diese Dinge, sobald sie ausgesprochen werden, Alle einer Meinung sind, so weichen sie doch darin voneinander ab, wieviel von diesen Dingen zur Glückseligkeit erfoderlich und welches das Vorzüglichere sei. Denn von der Tugend, meinen sie, reiche es hin nur irgend einen noch so geringen Theil zu haben, dagegen ihre Ueberlegenheit an Reichthum und Vermögen, Macht, Ruhm u. dgl. streben sie ins Unendliche zu vermehren. Dagegen wollen wir ihnen bemerken daß es leicht ist hierüber sich selbst durch die Erfahrung zu vergewissern, wenn man sieht daß die Tugenden nicht durch die äußern Güter, sondern die letztern durch die erstern erworben und bewahrt werden, und daß die Glückseligkeit des Lebens, bestehe sie nun in dem Genusse oder in der Tugend oder in beiden zusammen, weit mehr Solchen zu Theil wird welche sich durch Ausbildung des Geistes und Herzens auszeichnen, während sie an äußern Gütern nur mäßig ausgestattet sind, als Solchen, welche von jenen letztern zwar mehr als nützlich besitzen, an den erstern aber Mangel leiden.

Allein dieselbe Einsicht gewährt auch die vernunftmäßige Betrachtung der Sache. Die äußern Güter nämlich haben eine Grenze wie ein bestimmtes Werkzeug. Alles Nützliche ist aber von der Art daß ein Uebermaß desselben entweder nothwendig schädlich oder doch den Besitzern zu Nichts nütze ist. Jedes der geistigen Güter dagegen ist, um je höher es gesteigert wird, nur umsomehr nützlich, falls es hier überhaupt nöthig ist neben der Kategorie des Schönen auch noch die des Nützlichen anzuwenden. Und überhaupt werden wir offenbar behaupten dürfen daß die beste Beschaffenheit jedes Dinges sich hinsichtlich des höhern oder niedern gegenseitigen Werths, je nach dem gegenseitigen Abstande der Dinge selbst richte, mit deren Beschaffenheit wir es zu thun haben. Mithin, wenn die Seele sowol an sich als für uns etwas Höheres ist als äußerer Besitz und als der Körper, so muß auch zwischen der besten Beschaffenheit eines jeden dieser Dinge dasselbe Verhältniß stattfinden. Ferner sind alle solche Güter ihrer Natur nach nur um der Seele willen wünschenswerth, und nur in dieser Beziehung sollen verständige Menschen danach trachten, nicht umgekehrt.

Daß nun also einem Jeden von der Glückseligkeit nur so viel zukomme als ihm Tugend und Einsicht und ein beiden gemäßes Handeln zukommt, das stehe für uns fest und dafür dient uns die Gottheit zum Beleg, welche gewiß glücklich und glückselig ist, aber durch keins der äußern Güter, sondern durch sich selbst und durch die Beschaffenheit ihres Wesens. Muß doch auch deswegen nothwendig das Glück von der Glückseligkeit verschieden sein. Die äußern Güter nämlich sind Geschenke des Ungefährs und des Zufalls, gerecht aber und weise ist Niemand von ungefähr oder durch den Zufall. Hieran schließt sich der auf denselben Gründen beruhende Satz: daß auch der glückselige Staat der sei welcher der (sittlich) beste ist und Alles wohl beschickt; das Letztere aber kann Niemand der nicht das Schöne thut. Ein schönes Werk kann aber weder Mensch noch Staat verrichten ohne Tugend und Einsicht. Tapferkeit, Gerechtigkeit und Einsicht eines Staats aber haben dieselbe Bedeutung und Form wie diejenigen Eigenschaften, um deren Besitz jeder einzelne Mensch gerecht, einsichtsvoll und weise genannt wird.

Soviel sei als Vorwort zu unserer Untersuchung von diesen Dingen gesagt, die ich ebenso wenig ganz unberührt lassen konnte, als es statthaft ist dieselben nach allen Seiten hin erschöpfend zu behandeln, denn sie gehören in einen andern Vortrag. Hier stehe uns nur so viel fest: Das beste Leben sowol für das Individuum im Besondern als für die Staaten im Allgemeinen ist dasjenige in welchem die Tugend auch mit äußern Gütern so weit ausgestattet ist daß dadurch eine thätige Theilnahme an schönen und guten Handlungen möglich wird.

Nun geben wir dieses Textes Behandlung in den „Glossen" und die hier ihm gegebene Anwendung:

Der Staat in welchem man sich am wohlsten befindet ist der beste; und worin besteht nun das wahre Wohlsein für den Einzelnen und Alle? Alle stimmen darin überein daß dieses Wohlsein in äußern und innern Gütern bestehe, und ihre Meinungen weichen nur darin voneinander ab, welche Güter, ob Reichthum, Ehre, Ruhm oder Weisheit, Selbstbeherrschung, Muth einen größern Werth haben. Viele sind in Beziehung auf jene äußern Güter sehr begehrlich und in ihren Wünschen hinsichtlich der geistigen Güter sehr genügsam. Für den höhern Werth der geistigen Güter führt Aristoteles an daß man durch solche äußere Güter erwerben könne, aber nicht umgekehrt. Wir müssen jedoch hierbei bemerken daß Wohlhabenheit, ehrende Verhältnisse und Anerkennung der geistigen Bildung wenn auch nicht unentbehrlich, doch sehr förderlich sind. Armuth, Verachtung, Hohn ersticken manches Genie in seinen Keimen und das Talent entfaltet sich leicht im Sonnenscheine des Glücks. Dies erkennt Aristoteles selbst im letzten Paragraphen dieses Capitels an.

Im dritten und neunten Capitel des vierten Buchs und an vielen Stellen ist hierüber schon gesprochen worden. Die Idee welche durch die „Politik" des Aristoteles hindurchgeht ist das vollkommene Leben welches von keinem Einzelnen, sondern nur von der Gesammtheit erreicht werden kann. Die Wahrheit liegt wol hier in der Mitte, sodaß das materielle Wohl-

befinden nicht der Zweck des Staats, aber auch nicht völlig entbehrlich ist. Geistlosigkeit und Nothstand machen jede Art des Genusses unmöglich; jedoch hat Aristoteles darin wol Recht daß der Tugendhafte und Weise selbst bei Dürftigkeit noch höherer Genüsse fähig ist, indeß dem geistlosen und lasterhaften Reichen sein Ueberfluß an äußern Gütern nur schädlich wird.

Die geistigen Güter können, ins Unendliche gesteigert, nie unnütz oder schädlich werden, wol aber die materiellen Güter, wenn sie ein gewisses Maß übersteigen. Auch sind die geistigen Güter schön, und darum ist es unnöthig erst zu beweisen daß sie im höchsten Grade der Ausbildung noch nützlich sind. Da die Seele nun immer das Höhere und das Irdische das Niedere ist, so stehen die irdischen Güter so tief unter den Gütern der Seele als diese hoch über dem Irdischen steht. Nur in Beziehung auf die Seele ist das Irdische wünschenswerth, und darum soll der Verständige nur in dieser Beziehung nach irdischen Gütern trachten. Demnach ist Jeder nur in dem Maße glücklich als er weise ist und tugendhaft handelt. Die Gottheit ist gewiß glückselig durch ihr inneres Wesen ohne irdische Güter, und hieraus geht der Unterschied von Glückseligkeit und Glück hervor. Die äußern Güter sind Geschenke des Glücks, aber Niemand wird ohne äußere Bestrebung zufällig geistige Güter, Tugend und Weisheit erlangen. Aus diesem Grunde ist der tugendhafteste Staat der glückseligste und folglich der beste. Ein solcher Staat wird Alles auf das Beste einrichten, und das Beste läßt sich nicht einrichten ohne das Schöne zu thun. Wir müssen hier bemerken daß das Wort „schön" in seiner alten und weiten Bedeutung genommen ist; es bedeutet hier nicht blos das Angenehme und Wohlgefällige, sondern das Vernunftgemäße, und schließt also auch das Gute ein. Das Böse ist häßlich, das Unzweckmäßige widerwärtig, aber das Vernünftige ist immer gut und schön und das Schöne die materielle Verwirklichung des Vernünftigen. Da es hier nicht am Orte ist ästhetische Vorträge zu halten, so mag dies ausreichen zu erklären was Aristoteles unter schön versteht, und ihn bei Staatsmännern entschuldigen welche vom Schönen eine niedrige Meinung haben. Ein schönes Werk, fährt Aristoteles fort, kann Niemand verrichten ohne Tugend und Einsicht. Tapferkeit, Gerechtigkeit und Einsicht eines Staats sind ihrer Bedeutung und Form nach dieselben Eigenschaften, wegen welcher wir einen Menschen gerecht, einsichtsvoll und weise nennen. Es scheint uns dies eine Annäherung des Aristoteles an Platon zu sein, der ja auch den Staat als das vergrößerte Bild des tugendhaften Menschen hinstellt.

Das beste Leben ist dasjenige welches mit äußern Gütern so weit ausgestattet ist daß die Sorge um die niedern Lebensbedürnisse nicht unsere ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt, und es uns möglich wird für das Gute und Schöne mitzuwirken.

Die Anzeige könnte hier schließen, zeigte sich nicht erwünschteste Aussicht ihr eine bleibendere und bedeutendere Wirkung zu sichern als in der Regel die eines Artikels in literarischen Zeitschriften ist. Den Referent nämlich bestimmt die oben ausgesprochene und, soweit die Verhältnisse erlaubten, motivirte Ueberzeugung von der nicht wohl lösbaren Verbindung, in welcher zu des Aristoteles „Politik" dessen „Ethik" steht, den Verfasser hiermit im Namen aller den „Glossen über Politik" gewonnenen anerkennenden Freunde aufzufodern, bald Glossen zu Aristoteles' „Ethik" nachfolgen zu lassen. Jeder Tadel daß die „Politik" isolirt behandelt worden, nicht lieber des Verfassers Fleiß und literarische Thätigkeit sich zunächst mit der „Ethik" beschäftigt hat, wäre eine große Unziemlichkeit. Wol aber hat der begabte Schriftsteller jeden Wunsch, der von ihm mehr noch als das schon Gewährte zu erlangen hofft, nur sich selbst beizumessen. Für den Fall nun, es gäbe Quandt nachträgliche Glossen zur „Ethik", findet Referent sich verpflichtet Eines und das Andere zu bemerken, was er und zuverlässig (vorausgesetzt, seine Subjectivität ist keine völlig abnorme) nicht er allein in dem angezeigten Werke theils lieber vermißte als darin vorfände, theils in anderer als der nun einmal gewählten Form ihn mehr ansprechen würde. Ein Uebelstand scheint dem Referent es in letzter Beziehung daß so ganz und gar kein äußeres Merkmal die dem Aristoteles entnommenen Bemerkungen und Gedanken von denen des Verfassers unterscheidet. Allerdings ist es nicht schwer sich darüber nach innern Kennzeichen zurechtzufinden; dafür ist, abgesehen von allen andern Differenzen, schon durch die zwischen Aristoteles und Quandt inneliegenden Jahrtausende gesorgt. Doch gerade diese machen es nur um so seltsamer, wenn wir unter der Ueberschrift: „Fünftes Capitel. Die unentbehrlichen Behörden", S. 277 lesen:

Wir wollen hier nur in der Kürze anführen welche Behörden Aristoteles für die unentbehrlichsten hält: 1) ein Handelsgericht ꝛc.; 4) Finanzministerium; 5) Justizministerium, Criminaljustiz ꝛc.; 11) ein Cultusministerium.

Bei Nr. 11 wird verwiesen auf S. 197, wo geschrieben steht:

Aristoteles hatte zur Uebergehung einer Behörde, die wir jetzt etwa mit dem Worte „Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts" benennen würden, wol folgende Gründe: Erstens Furcht vor den Priestern, welche die Hinrichtung des weisen Sokrates bewirkt hatten, der gegen die alten Märchen welche jene für Götterlehre ausgaben sich laut aussprach.

Schon diese Bemerkung scheint dem Referent sehr bedenklicher Art. Noch mehr gilt dies von der darauf unmittelbar folgenden:

Zweitens unterschied Aristoteles Unterricht von Gemüthsbildung, und was jenen betrifft, so war solcher wol nur auf sehr wenige Kenntnisse beschränkt. Ich wage zu behaupten daß hinsichtlich der Gelehrsamkeit selbst Aristoteles im Vergleich mit einem Seminaristen ein Ignorant gewesen ist.

Ob Letzteres Quandt wol ernstlich gemeint hat? Irgendwie mit Jemandem zu rechten der es demselben aufs Wort glauben möchte, ist glücklicherweise nicht Beruf des Referenten.

Ferner haben auf den Referent eine störende Wirkung Stellen der „Glossen" gemacht, die Referent nur dann sich erklären könnte, wenn es glaublich wäre, der Verfasser habe sie niedergeschrieben rein aus Wohlgefallen am Aergernißgeben. Ein paar Beispiele. In der Vorrede (S. VII) wird von den Betrachtungen die Aristoteles mittheilt gesagt:

Sie sind so geradsinnig daß sie durch ihre schlichte Wahrheit überraschen und Bewunderung verdienen, denn Das wovon Jeder glaubt es hätte ihm selbst einfallen können und woran doch Keiner gedacht, bis es ein großer Mann mit einfachen Worten ausgesprochen hat, ist immer das Weiseste.

Niemand dem der Sinn für Aristoteles aufgegangen wird diesem Ausspruche den Beifall versagen, ebenso wenig der emphatischen Stelle S. VI:

Aristoteles gleicht in einer Zeit wie die unsere dem unwandelbarsten Polarstern, der noch des Schiffers zuverlässiger

Führer bleibt, wenn selbst der Compaß von seiner Richtung abweicht.

Die nämliche Bescheidenheit, ja man darf wol sagen Demuth, wodurch gegenüber dem Aristoteles Männer wie z. B. Marcus Antonius Muretus sich selbst zu ehren geglaubt haben, spricht in jenen Worten sich auf anerkennenswerthe Weise aus. Was aber lesen wir S. 42 fg.?

Aristoteles ist der Meinung daß die beste Verfassung diejenige sei welche aus den Bestandtheilen aller Verfassungsarten gemischt wäre. Bei aller Verehrung für Aristoteles müssen wir ihm doch widersprechen. Nur eine einzige Verfassung kann für den Charakter eines Volks die angemessenste sein; es würden also in den Einrichtungen einer gemischten Verfassung einander widerstrebende Bestandtheile sich finden, von welchen einige dem Volkscharakter nicht angemessen wären rc. Niccolo Machiavelli hält zwar auch die gemischten Verfassungen für die dauerhaftesten, weil er erkennt daß keine menschliche Einrichtung von Bestand sei, und nun durch Mischung der verschiedenen Verfassungsarten den Veränderungen zuvorzukommen hofft. Aristoteles und Machiavelli haben aber nicht bedacht daß die Veränderungen der Staatsformen daher kommen, wenn die Verfassungen unpassend werden, und nur eine unter jedesmaligen Zuständen die passende sein kann. Einrichtungen welche also jede für sich keine lange Dauer haben werden miteinander gleichzeitig ablaufen und zusammen keine längere Beständigkeit haben. Z. B. wenn man drei Uhren, wovon jede eine Woche geht, in einem Zimmer beisammen hat, so laufen sie in einer Woche ab, aber nicht in drei Wochen. Es ist leicht einzusehen daß eine gemischte Verfassung Nichts taugt, da einander widerstrebende Bestandtheile nicht vereinbar sind u. s. w.

Ohne alle Gefährde des Seelenheils könnte man eidlich erhärten, in der ganzen immensen Aristotelischen Literatur sei dem Manne, dessen in der mitgetheilten Stelle bestrittene Ansicht übrigens, wie leicht zu beweisen wäre, das alte Rom getheilt hat, nie und nirgend gleich summarischer Proceß gemacht worden. Die Argumente die dem Urtel als Entscheidungsgründe beigegeben sind zu widerlegen wäre voreilig, da man (ganz ernstlich gesprochen) in der That nicht weiß, ob hier der Verfasser mehr als einen seltsam angebrachten Scherz hat machen wollen. Denn Englands gemischte Verfassung und ihre erprobte Widerhaltigkeit kann und wird Niemand, am allerwenigsten aber der Schriftsteller im Fache der Politik ableugnen wollen. Noch einige Worte in Betreff des in der mitgetheilten Stelle neben Aristoteles genannten Machiavelli, auf den überhaupt der Verfasser schlecht genug zu sprechen ist. Im Vorübergehen wird demselben das Misfallen bezeigt S. 220:

Nicht auf Machiavellistische Weise räth Aristoteles den Glücklichen zu stürzen, sondern auf gesetzlichem Wege zu verhindern daß kein Einzelner zu mächtig werde.

Man sieht, der Verfasser hält den sogenannten Machiavellismus für eine Schöpfung des Machiavelli. Indeß zu alt und zu verbreitet, um als nichtige Paradoxie sich ignoriren zu lassen, ist die entgegengesetzte Meinung. Zum Beleg was Regis in der Vorrede zum „Principe" (Stuttgart 1842) von Machiavelli S. x sagt:

Rapione Galeani's Bemerkung die jeder Leser des Thucydides unterschreiben wird: daß der Machiavellismus weit älter als Machiavelli sei, schien schon von dessen Zeitgenossen bestätigt zu werden, indem sie die erste Erscheinung des „Principe" sehr unanstößig und harmlos fanden. Erst 1592 ward unter Innocenz IX. vom Jesuiten Possevin die Sturmglocke gegen das von Karl V. wohlverstandene und geschätzte Buch gezogen. Ludwig Wachler in seiner „Geschichte der historischen Forschung" sagt: Für einen historisch orientirten Leser bedarf es gar keiner Apologie.

Entschiedener spricht sich der Unmuth gegen Machiavelli aus S. xi der Vorrede, wo gesagt wird: bei Abfassung der „Glossen" sei es blos die bescheidene Absicht gewesen, Betrachtungen über die Verhältnisse der Menschen an einen sichern Leitfaden anzureihen. Fern aber, erklärt dort der Verfasser, wären ihm dabei Intentionen geblieben, wie die des

florentinischen bewunderten Staatsmanns, welcher sich der römischen Geschichte nur zum Verwand bediente, seine auf Egoismus eingeengte, nur die nächste Wirkung berechnende Cabinetspolitik, welche Europa ins Verderben stürzte, auszustreuen, die schlimmsten fremdartigen Beimischungen der „Politik" des Aristoteles für eigene parteilose Weisheit auszugeben und seiner Menschenverachtung Luft zu machen.

Abermals vorgenommen wird Machiavelli in der Einleitung S. xiv:

Machiavelli, der nicht redlich genug war um einzugestehen daß er seine Maximen, die sich in keinen systematischen Zusammenhang bringen lassen und daher nur in verschiedenen Schriften von ihm ausgestreut wurden, meistens aus der „Politik" des Aristoteles entlehnte, dabei aber gerade untergeschobene Stellen oder Meinungen auswählte, die Aristoteles nur anführt um solche zu widerlegen, hat sehr zur Begriffsverwirrung beigetragen.

Hierüber einige Worte, wie sie sich eben eigenen den Stand der Literatur über Machiavelli angemessen der dazu gegebenen Veranlassung zu bezeichnen. Bereits vor Jahrzehnden machte Referent genauere Bekanntschaft mit der „Divina Commedia". Unausbleibliche Folge davon war unter andern zunächst höchstes Interesse an jenen Florentinern starken Herzens und echtantiken Sinnes, welche, Zeitgenossen (1300) Dante's, in dessen „Divina commedia" apotheosirt werden, selbst dann wenn, wie den Farinota Uberti, des Dichters Orthodoxie sie in die Hölle versetzt; dann Beschäftigung mit Machiavelli's „Florentinischer Geschichte"; endlich mit dessen sämmtlichen Werken und nunmehr höchste Verehrung des vielgenannten Mannes, den (so schien es Referent) des Geistes Hoheit und ihr entsprossener unbezwinglicher Muth als den letzten Gesinnungsverwandten jener alten, von Dante gefeierten Florentiner charakterisirten, während gründliche Kenntniß, lang erprobte Erfahrung und klares Urtheil sein Verdienst als Staatsmann und Historiker verbürgten und die Meisterschaft in der italienischen Prosa zu beurkunden es nur der „Florentinischen Geschichte" bedurft hätte. Diese Ansicht vom Werthe Machiavelli's schien dem jugendlichen Enthusiasmus vollständig gerechtfertigt schon allein durch den Schluß des „Principe", und so war zur Beschäftigung mit der Literatur über Machiavelli und mit Dem was Neuere für und gegen ihn gesagt, Veranlassung nicht eher als nach Uebernahme gegenwärtiger Anzeige der „Glossen" gegeben. Wie Referent genügt vielleicht auch dem Leser was

Gervinus in den „Historischen Schriften" (Frankfurt a. M. 1833) unter der Ueberschrift „Florentinische Historiographie" sagt (S. 110, Anmerk. 129):

Man muß ihn (Macchiavelli) hören, wo er in den „Discorsi" in feurigem Entzücken den glücklichen Staat preist, der auf dem schmalen Gute, am Pfluge seinen Dictator sucht. Ihn freut diese Armuth und Genügsamkeit, die für sich nicht, aber für den Staat Reichthum, für sich und den Staat erobert, ihn jene Geistesgröße der Bürger, die als Feldherren fremden Reichen und Herren trotzen und Könige verachten und dann als Privaten vier ärmliche Jugera bauen, gemeine Kriegsdienste thun und ihren Führern und Magistraten gehorchen.

S. 160:

Wenn man ihn in Dem, an dessen Ergründung er sein Leben und sein großes Talent setzte, herunterwürdigt, wenn man die Wahrheit seiner historischen und politischen Einsicht verkennt oder gar die Unbescholtenheit seines bürgerlichen und moralischen Charakters bezweifelt, so kann ich nur bedauern, über die nämliche Charakterschwäche der Zeit klagen zu müssen über die auch er, wo für strenge Tugend kein Sinn, für große Handlungen keine Kraft, für Erwerbung reifer Kenntnisse keine Beharrlichkeit, für große Muster der Geschichte kein Verständniß da ist, was leider im Privatleben wie im öffentlichen Gang der europäischen Angelegenheiten, dort verborgener, hier offenkundiger, vor Jedermanns Augen liegt.

Wie auf Macchiavelli finden in den „Glossen" sich auch auf andere Personen oder doch persönliche Verhältnisse gerichtete Ausfälle. So wird einmal dem Advocatenstande angekündigt, daß wenn derselbe des Verfassers Meinung absurd fände, Letzterer umsomehr von deren Richtigkeit werde überzeugt sein. Wozu das? Dazu liegen weder Anlaß noch Berechtigung vor. Genau ebenso wenig Mühe es den Verfasser gekostet haben kann, einen solchen Ausfall zu unternehmen, wird es ihn kosten dergleichen zurückzuhalten. Macht so Etwas unangenehmen Eindruck, so scheint der Grund davon nicht blos in des Lesers individueller Subjectivität zu liegen.

Schließlich eine Stelle welche dem Referent Gelegenheit bietet noch einige andere Beziehungen hervorzuheben, in denen ohne alle oder doch mit sehr geringer Mühwaltung Form und überhaupt Modalität in Behandlung des Stoffs allgemeiner als anscheinend der Fall ist zusagend ausgefallen sein würden. Es lautet die Stelle (S. 6 u. 7) also:

Die vortrefflichste Definition ist die welche Platon vom Staate gibt. Er legt dem Sokrates folgende Worte in den Mund: „Die Häuser sind die Stadt." Diese Antwort ist so vernünftig, so treffend, so einfach daß sie manchem neuen Philosophen einfältig vorkommen wird, obwol man nichts Wahreres sagen kann als: die Bürger sind der Staat, was Platon mit obigen Worten sagen wollte. Wem diese Platonische Erklärung nicht gefällt, dem genügt vielleicht folgende: „Die Substanz, als Geist sich abstract in viele Personen (die Familie ist nur eine Person), in Familien oder Einzelne besondernd, die in selbständiger Freiheit und als Besondere für sich sind, verliert zunächst ihre sittliche Bestimmung, indem diese Personen als solche nicht die absolute Einheit, sondern ihre eigene Besonderheit und ihr Fürsichsein in ihrem Bewußtsein und zu ihrem Zwecke haben — das System der Atomistik. Die Substanz wird auf diese Weise nur zu einem allgemeinen, vermittelnden Zusammenhange von selbständigen Extremen und von deren besondern Interessen; die in sich entwickelte Totalität dieses Zusammenhangs ist der Staat als bürgerliche Gesellschaft oder als äußerer Staat." (Hegel's „Encyklopädie", § 523.) Es scheint dies uns nichts Anderes zu sagen als was Platon ausgesprochen hat, denn die Substanz des Staats sind die einzelnen Bürger, welche im Staate zu einer Einheit, einer Totalität werden.

Wer die Häuser für den Staat erklärt, weil er unter den Häusern die darin wohnenden Bürger versteht, der hat weder die vortrefflichste noch überhaupt irgend eine Definition vom Staate gegeben; denn unter Bürgern hat er Staatsbürger gemeint, und unbeantwortet die Frage lassend, wodurch die Bewohnerschaft der Häusermassen eines gegebenen Areals zu einer Staatsbürgerschaft werde, hat er keine Definition, d. h. keine das Wesentliche des Gegenstandes erschöpfende Rede ausgesprochen. Ein Name, wie in „Top." I, 4, 3 Aristoteles es einschärft, ist nie und kann nie eine Definition sein. Daß diese Bemerkungen nicht die Absicht haben den Verfasser zu belehren, versteht sich von selbst. Denn welcher gründlich Gebildete wüßte nicht was eine Definition ist, und wüßte es nicht auch dann, wenn ihm unbekannt geblieben was darüber Aristoteles sagt? Demnach liegt die Unmöglichkeit mit einem einzigen Worte zu definiren zu sehr auf der Hand, als daß Jemand ernstlich glauben könnte der Verfasser habe an die entgegengesetzte Möglichkeit geglaubt. Allein die Bemerkung sei gestattet daß es nicht nur zur schriftstellerischen Wohlanständigkeit gehört, zumal in einem mit Aristoteles beschäftigten Werke, gerade in solchen Dingen höchste Akribie zu beobachten, sondern auch diese Akribie dem Schriftsteller von der eigenen, die Interessen seines schriftstellerischen Namens bewachenden Politik zur Pflicht gemacht wird. Denn vor allen sind es Verstöße solcher Art die auf misliebigste Weise ausgebeutet werden.

Ferner: Wäre es nicht gerathen auf dem Gebiete der praktischen Weltweisheit Platon und Hegel ganz aus dem Spiele zu lassen? Jeden aus ganz andern Gründen. Welches Verständniß des Platon ist ein allgemein anerkanntes und also wenigstens ein äußerlich verbürgtes? Dialogen desselben, wie „Jon" und der eine „Alcibiades", welche nicht wenig dazu beigetragen haben daß das Mittelalter sich gemüßigt gefunden Wege auszuforschen, auf denen Platon, obschon es ihm versagt geblieben, an den gekommenen Heiland zu glauben, doch des Glaubens an den kommen werdenden Heiland theilhaft worden — solche Dialoge sind in neuern Zeiten als unecht oder doch sehr untergeordneten Werths um den Credit gekommen. Ist nicht vielleicht in Dialogen die kein palpables Resultat geben, die Dialektik, „die Kunst des Gesprächs", an sich selbst des Dialogs Zweck? Ueber alles Das und über hundert Anderes müßte man einverstanden sein, sollte Bezugnahme auf Platon Etwas entscheiden oder frommen können in heutigen Verhältnissen, wo unter Anderm die von Platon empfohlene und in den „Glossen" mehrfach berührte und besprochene Gemeinschaft der Frauen zu Nichts taugt, als größtes und ganz gerechtes Aergerniß Allen zu geben die nicht wissen wie dessenungeachtet mit Recht darf angenommen werden, des Christenthums erster Frühschein sei in Platon wach geworden.

Glücklicherweise ist es aber weder Staats- noch Stadtbürgerpflicht dies zu wissen oder gar zu begreifen, und wer es begreifen will, muß den Versuch damit unmittelbar an Platon selbst machen, vorausgesetzt es sind überhaupt Griechenlands Zuständen in den Tagen Platon's ihm so bekannt und womöglich noch besser bekannt als sie es der Mitte des 19. Jahrhunderts sein können.

Nun noch ein Wort in Bezug auf Hegel, d. h. wohlzumerken, den in die „Glossen über Politik" hineingezogenen Hegel. Die Stelle S. 7 scheint eine von denen zu sein, wo den schweren, ja hin und wieder zürnenden Ernst des Buchs ein launiger Einfall unterbricht. Dafür zeugt dem Referenten folgende, zuverlässig treffende Alternative: entweder es hat Hegel nicht mehr sagen wollen als die Stelle referirt daß Platon gesagt; dann hat sich durch das allerausschweifendste Misverhältniß des Gedankens zu der denselben auszusprechen bestimmten Rede Hegel unter oder vielmehr außer aller Kritik gestellt, und unbegreiflich ist es dann, warum nicht längst den Quandt'schen Schriften die Lust ausgegangen ist sich mit Hegel zu befassen; oder es hat Hegel Anderes und mehr gesagt als Platon, und dann zählt auch Quandt zu den Vielen deren Verständniß Hegel's bestimmt war ein Misverständniß zu bleiben.

Es erwäge jetzt der Leser wie so durchaus leicht verständlich für jeden der Sprache Mächtigen Aristoteles auseinandersetzt, was er mit der „Politik" zu leisten beabsichtige, und zugleich erwäge der Leser (in den Stand dazu setzt ihn ein oben verdeutscht abgedrucktes Capitel der „Politik"), wie im Gebiete praktischer Weltweisheit des Aristoteles Argumentationen so einfach und so klar sind daß heutzutage ein zweckmäßiger Kanzelvortrag nicht einfacher und klarer sein könnte, namentlich des Aristoteles Sprachstil ein höchst gebildeter und darum alles Abstruse und nach Schule Schmeckende weitabweisender ist; zudem lasse der Leser sich gesagt sein daß (nach Platon ed. Steph. 17. D.) auch des Sokrates „Worte und Redeweise nie andere gewesen als bei denen er auferzogen worden", wie denn der angeklagte Sokrates, nicht anders als wären seine Richter (die nicht eben wohl bei ihrer Nachwelt empfohlenen Männer) für hegelianisirende Worte und Redeweisen eingenommene Männer gewesen, es im Eingange der „Apologie" entschuldigt daß in der Vertheidigungsrede er sich der Sprache des gewöhnlichen Lebens bedienen werde. Nimmt der geneigte Leser dies Alles zusammen, so wird er mit dem Referenten überzeugt sein daß Hegel'sche Aussprüche und ihnen nachgebildete (S. 280: „Das Schöne ist die materielle Verwirklichung des Vernünftigen") nicht viel glücklicher zur antiken Philosophie, insonderheit aber zu des Aristoteles „Ethik" und „Politik" passen, als Jakob Böhme's Theosophie zu dem Euklides. Billigen wird es also der Leser, wenn Referent, der hier die Anzeige beschließt und dem vielleicht zu lang ausgesponnenen Ernste derselben ein lustiges Abschiedswort möchte folgen lassen, dazu im Interesse der beantragten nachträglichen Glossen zu des Aristoteles „Ethik" die Verwarnung wählt, die Shakspeare's Mrs. Biron an den übermäßig von philosophischen Studien angezogenen König von Navarra richtet:

> . . . ere you find where light in darkness lies
> Your light grows dark by losing of your eyes.

81.

Die vierzig Veziere oder weisen Meister. Ein altmorgenländischer Sittenroman zum ersten male vollständig aus dem Türkischen übertragen von Walter Fr. Adolf Behrnauer. Leipzig, Teubner. 1851. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser theilt in der Vorrede mit daß seine Arbeit „der erste Versuch einer vollständigen Uebersetzung der türkischen Redaction des altmorgenländischen Sittenbuchs der «Vierzig Veziere oder weisen Meister» ist, der sehr freien Bearbeitung eines Buchs das durch sein graues Alter Jedermann Ehrfurcht abgewinnen und deshalb von dem größten Interesse erscheinen muß, weil es außer wenigen Erzeugnissen seiner Art das treueste Bild gewährt von der Genealogie der Erzählung oder ihrem unaufhaltsamen Laufe von einem Lande zum andern, ja von einem Welttheil zum andern, indem es von Indien ausgegangen, wo es noch als ein kleines Bächlein daniederrann, dann durch Asiens weite Strecken sich immermehr westwärts ergoß, und wie es durch Jahrtausende hindurch immer weiter und weiter drang, zu einem Strome anschwoll, aus dem ganze Menschengeschlechter und viele Nationen getrunken haben, und mit dem großen Völkerzuge auch zu uns herüberkam, wo es sich einen so bedeutenden Leserkreis verschafft hat daß es in Hinsicht auf Berühmtheit und Größe seines Wirkungskreises die Heiligen Bücher erreichte, die classischen aber beiweitem übertraf". Es ist bekannt daß das Buch von den „Sieben weisen Meistern" im Mittelalter vielfach bearbeitet worden ist und auch als ein deutsches allgemein verbreitetes Volksbuch existirt. Der eigentliche Quellort dieser Erzählung ist unzweifelhaft Indien, und Professor Brockhaus hat in Nr. 242 und 243 d. Bl. f. 1843 diese ursprüngliche Quelle näher bestimmt und sie zwei Jahre später auch besonders mitgetheilt in seinen „Sieben weisen Meistern oder Vezieren von Nakhschebi" aus der achten Nacht der persischen Bearbeitung eines der beliebtesten indischen Volksbücher, des «Papageienbuch», von dem genannten Schriftsteller. Die arabischen, persischen und türkischen Bearbeitungen des Werks sind zahlreich. Auch nach seiner Uebersiedelung in den Occident hat es im Morgenlande mannichfache neue Gestaltungen angenommen und ist dort entweder einzeln vorhanden oder als ein Theil von „Tausendundeine Nacht". Ins Türkische wurde unser Werk übersetzt von einem gewissen Scheichzadeh für den damaligen Sultan Murad II. unter dem Titel: „Die vierzig Veziere", und zwar nach der arabischen Bearbeitung: „Vierzig Morgen und vierzig Abende." Der türkische Text dieser Bearbeitung, wie ihn die Handschrift (Nr. 149) der königlichen Bibliothek zu Dresden enthält, liegt nun der Behrnauer'schen Uebersetzung zu Grunde. Der Uebersetzer erkennt in der Vorrede mit lobenswerther Bescheidenheit selbst die Fehler seines Werks an, welche in einer gewissen Ungleichheit des Stils und in dem Mangel durchgängiger Eleganz bestehen, während seine Vorzüge in dem treuen Festhalten an dem Original und dem glücklichen Auffassen und Wiedergeben seines eigenthümlichen Colorits zu suchen sind, abgesehen davon daß das Unternehmen als solches verdienstlich genannt werden muß und an das Interesse des größern Publicums appellirt. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, sind die „Vierzig Veziere" ein vortreffliches Unterhaltungsbuch.

Den summarischen Inhalt des Werks, die zugrundeliegende Rahmenerzählung geben wir mit Scheichzadeh's Worten an:

„Dieses Buch hebt an mit der Erzählung von einem Könige, bei welchem die Königin den Prinzen der Untreue angeklagt hatte. Der König gerieth darüber in Zorn und wollte an einem Morgen seinen Sohn tödten lassen. Dieser König hatte aber nun vierzig Veziere, von denen ein jeder sich durch die Vortrefflichkeit seiner praktischen Klugheit sowie durch die Vorzüglichkeit seines Verstandes auszeichnete und den Ruf eines glücklichen Rathgebers und gewandten Anordners besaß. Ihren Wink hielt der König für heilbringend und in allen Arten von Angelegenheiten war die Rede eines Jeden von ihnen förderlich; denn ein Jeder von ihnen beurkundete Scharfsinn und verstand sich auf die Rede. Alle Morgen gaben diese Veziere dem Könige Rathschläge, beruhigten des Königs Gemüth durch eine Erzählung und befreiten für jenen Tag den Prinzen. Auf der andern Seite brachte nun die Königin mit Gezänke und Geflüster eine Erzählung und bethörte dadurch des Königs Verstand. Wiederum ließ der König seinen Sohn am andern Morgen kommen um ihn tödten zu lassen; aber nach vierzig Tagen ging der junge Mann als wahrhaftig hervor, und die Königin sich als lügnerisch erweisend erhielt ihre Strafe. Die erste Erzählung setzt die zwischen dem Könige, dem Prinzen, der Königin und dem Lehrer vorgefallenen Begebenheiten, worauf in vierzig Tagen vierzig verschiedene Erzählungen der vierzig Veziere und vierzig verschiedene Erzählungen der Königin in vierzig Nächten folgen, auseinander."

Das sind die stets in gleichen oder ähnlichen Figuren wiederkehrenden Arabesken die sich um die eigentliche Erzählung schlingen, oder vielmehr es ist die Grundzeichnung auf welche die bunte Märchenmosaik aufgetragen ist. Wer erinnert sich dabei nicht an das den Orientalen so naheliegende Schachspiel? Alle Erzählungen sind gleichsam Züge der Königin oder Gegenzüge der Veziere um den König matt zu machen oder sein Mattwerden zu verhindern. In der That besitzen Se. orientalische Majestät ein unerschütterliches Phlegma und repräsentiren aufs würdigste die Puppenkönige, die täglich ihren Entschluß zwei mal ändern und immer Demjenigen Recht geben welcher zuletzt gesprochen hat. In diesem bombardirenden Kreuzfeuer hat die Ueberzeugung Sr. Majestät einen schweren Stand und seine Lage fodert das Mitleid heraus. Jeden Morgen besteigt der König seinen Thron und setzt sich, läßt den jungen Mann herbeibringen und gibt dem Scharfrichter den Befehl ihn zu tödten. Da fährt ihm dann einer der Veziere mit einer Erzählung in die Parade, deren Moral den König warnt und von seinem Entschlusse abbringt. Abends aber, wenn die Königin ihr Märchen vorgetragen, beschließt er dann „am nächsten Tage die Sache des jungen Mannes zu Ende zu bringen". Dann steht er auf und geht schlafen um sich von seinen Regierungssorgen zu erholen, die beiläufig gesagt ganz und gar in dem Genießen und Verdauen dieser Erzählungen bestehen, indem Se. Schlaraffenmajestät die übrige Zeit des Tags auf der Jagd zubringen. So puppenhaft-naiv die Rahmenerzählung ist, so naiv sind auch viele der Geschichten selbst, und man muß um sie unbefangen zu genießen ein harmloses, vor kleinen Cynismen nicht erschreckendes Gemüth mitbringen. Doch für diese ans Burleske grenzende Naivetät entschädigt theils der große Phantasiereichthum, der aus unerschöpflichem Born eine Geschichte nach der andern sprudelt und dabei die brillante Scenerie des Morgenlandes und sein reiches Colorit mit einzelnen drastischen Zügen und Strichen zu benutzen weiß, theils der interessante Reflex der auf jede Geschichte aus dem orientalischen speculum virtutis fällt und uns jene feste, gediegene, in Marmor gehauene Sittlichkeit des Mohammedanismus, die uns freilich vielfach befremdet und von unsern Morallehrern, den Generalpächtern des „Absoluten", unterschätzt wird, vor die Augen führt. Die Bezeichnung eines „Sittenromans" ist daher wol die passende, indem sie den Standpunkt der für den großen Leserkreis von vorwiegendem Interesse ist ins Auge faßt. Die Anwendung der einzelnen Geschichten auf die vorliegende species facti, den schweigsamen Königssohn, ist indeß oft eine mühselige und bedarf vieler Vermittelungen, sodaß man deutlich sieht wie die allmälige Erweiterung des ursprünglichen Kreises stattgefunden, und es daher einer scharfen Analyse nicht schwer fallen dürfte nach der nahen und klaren Beziehung der Geschichten zur Tendenz des Ganzen jenen eigentlichen Kern herauszufinden, an den die übrigen Erzählungen mit der Zeit gleichsam anschossen. Daß in den Geschichten selbst die Könige, Veziere und Derwische eine große Rolle spielen, versteht sich ebenso von selbst, wie daß die redenden Thiere, alle Metamorphosen und Arabesken der Thierfabel die phantastische Würze der vorgetragenen Gerichte sind. Es ist in der That eine bunte Welt die uns vorgeführt wird, reich auch an Nachtseiten und Verbrechen, welche indeß hier nicht mit der Salbung criminalrechtlicher Weisheit oder mit den Farben eines Pitaval vorgeführt werden, sondern über welche die Erzählung leicht und naiv hinweggeht ohne irgend welche Drucker oder Accente darauf zu legen. Die brutale Willkür des orientalischen Lebens, welche nur die andere Seite zu jenem Fatalismus ist der einer vernünftigen, freien Selbstbestimmung im Wege steht, tritt uns aus allen diesen Geschichten sehr markirt entgegen, indem der sultanische Despotismus seine Reflexe in alle Beziehungen und Kreise der Familie wirft. Dabei enthält nun das Werk eine Sammlung jener orientalischen Kernsprüche, deren sittlicher Werth um ebenso viel tiefer ist als die lebendige Sitte des jetzigen Mohammedanismus, wie die Kernsprüche des ursprünglichen Christenthums sittlicher sind als das jetzige christliche Leben. Eine Auswahl dieser mohammedanischen Sittensprüche, theils aus dem Koran, theils aus dem Munde des Propheten und anderer gottbegnadigter Männer, ist in der That in Form und Inhalt gleich erquicklich, weil eine praktische Lebensweisheit darin ihre Blüten treibt ohne alle dogmatische Treibhauswärme. Die Königin sowie jeder einzelne Vezier schicken ihren Geschichten regelmäßig einen oder mehre dieser Sittensprüche voraus und stellen ihren Vortrag damit gleichsam unter den Schutz der göttlichen Weisheit.

Wir wollen den Lesern d. Bl. aus diesen östlichen Lebensblumen zum Schluß einen ebenso frischen wie duftigen Blumenstrauß winden. Manche dieser Blüten nimmt sich gewiß in einem modernen Album vortheilhafter aus als die gemachten Blumen der sentimentalen Putzmacherkunst, mit denen die neuesten alten Weiber unserer Literatur die Boudoirs und die Herzen erobern. Auch die gegen die Weiber gerichteten Pointen des Propheten sind gewiß ein heilsames Gegengewicht nicht gegen „das ewig Weibliche" und sein unbestrittenes Recht, wol aber gegen das „Weibische" in allen seinen Metamorphosen. Der Prophet sagt:

Ich hinterlasse nach meinem Fortgang von hienieden keine für die Männer schädlichere Pein als die Weiber.

Stehen etwa Diejenigen welche wissen und nicht wissen miteinander auf gleicher Stufe?

Die Eile ist Sache des Teufels, aber Besonnenheit die des Allbarmherzigen.

Ein anständiger junger Mann ist einem unwissenden Greise vorzuziehen.

Fraget die Weiber um Rath, aber widerstrebet ihnen.

Wenn es zulässig wäre sich vor Jemandem außer Gott niederzuwerfen, so hätte ich den Weibern befohlen, sich vor ihren Männern niederzuwerfen.

Beweise Nachsicht, befiehl das Gute und Schöne und wende dich von den Unwissenden ab.

Die irdischen Güter der Welt vergehen: ein Atom Verdienst ist besser als hundert Lasten Gold.

Die Unwahrheit welche Heil stiftet ist besser als die Wahrheit welche Unheil stiftet.

Ueber jedem Vielwissenden steht ein Mehrwissender.

Sprecht, damit man euch kennenlerne.

Der Mann bleibt unter seiner Zunge verborgen.

Was geschrieben wird, besteht; was gemerkt wird, entgeht.

Zuerst den Kamerad und dann den Pfad.

Wer sich an seinem eigenen Verstande genügen läßt, wird erniedrigt.

Hütet euch vor der Ungerechtigkeit; denn sie verödet eure Herzen.

Jeder welcher Etwas thut, thut es ganz allein auf seine Rechnung.

Gerechtigkeit bei einstündigem Rechtsprechen ist besser als ein siebzigjähriger Gottesdienst; Ungerechtigkeit aber bei einstündigem Rechtsprechen macht einen siebzigjährigen Gottesdienst werth- und wirkungslos.

Die Welt ist Kaufmannsgut, und das beste dieser Güter ist eine brave Frau.

Manch Hohen hat sein Unverstand erniedrigt; manch Niedern sein Verstand erhöht.

Zu genau rechnen ist strafen.

Die schönste Eigenschaft des Gläubigen besteht darin daß er mit seiner Ehehälfte Scherz und Spiel treibe wie ein Kind mit andern Kindern.

Haltet euch fest an dem Seile Gottes allesammt.

57.

Reisen nach Kos, Halikarnassos, Rhodos und der Insel Cypern. Von Ludwig Roß. Mit drei Lithographien. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Wer die von Roß in den Jahren 1840—45 in drei Bänden herausgegebenen „Reisen auf den griechischen Inseln" mit Interesse und nicht ohne mannichfache Belehrung über die Vergangenheit und Gegenwart jener Inseln gelesen hat, der wird sein Interesse auch diesen vorliegenden „Reisen", welche zugleich den vierten und letzten Band jenes Reisewerks bilden, zuwenden. Der Verfasser hofft mit diesem Bande Das ziemlich erschöpft zu haben, was er zur Kenntniß der so sehr vernachlässigten griechischen Inseln, namentlich was den monumentalen Zustand der von ihm besuchten griechischen Inseln betrifft, beizutragen vermocht, hat es jedoch zur vollständigen Uebersicht Dessen was er auch außer diesen Reisen für jene Kenntniß zu leisten unternommen, für zweckmäßig gehalten, seine an verschiedenen Orten zerstreut erschienenen Mittheilungen über die griechischen Inseln in dem Vorworte des vorliegenden Bandes näher zu bezeichnen, und gewiß werden ihm die Archäologen besonders auch dafür Dank wissen. Der archäologische Gesichtspunkt ist natürlich auch bei diesem vierten Bande der vorherrschende, und es sind also Inschriften, Ueberbleibsel alter Architektur und Sculptur, alte Topographie, antike Sagen u. s. w. Dasjenige worauf der Reisende sein Hauptaugenmerk richtet. Leider ist die gewonnene Ausbeute nicht so bedeutend als sie wol unter andern Umständen hätte sein können; Vieles der obbemerkten Gegenstände ist in Kirchen, Moscheen, Schlössern, Häusern, Gärten u. s. w. versteckt; aber es ist schwer zu erfragen oder schwer aufzufinden, oder der Zutritt ist sonst erschwert und bisweilen ganz unmöglich. So ward dem Reisenden der Eingang in die von Türken bewohnten Schlösser verwehrt, auch sonst die Aufsuchung von Alterthümern und Inschriften von türkischen Gouverneuren, wie von dem auf der Insel Kos, erschwert und geradezu verboten; und anderswo trug ungeschickte Führung und die Einschüchterung griechischer Bauern, nicht die Despotenlaune der Türken, die Schuld. Als einen besonders despotisch-launenhaften, abergläubisch-furchtsamen Türken lernte der Reisende den Gouverneur der Insel Kos, Mustapha-Bei, kennen. Dieser Türke war dadurch daß ein Deutscher nach Inschriften auf der genannten Insel im Jahre 1843 gesucht hatte so sehr aufgestachelt worden, daß er den türkischen Führer des Deutschen hatte zu Tode prügeln lassen und den Befehl gab, die von dem Deutschen abgeschriebenen Steine — „in deren einem Türken fast abgöttisch erscheinenden Werthschätzung durch die Europäer Mustapha's Scharfsinn eine der Ursachen des griechischen Aufstandes zu erkennen meinte", — in Stücke zu schlagen, ein Vernichtungsurtheil das jedoch nur unvollständig vollzogen worden war. Indeß hatte doch der Schrecken des Namens jenes Mustapha-Bei die Folge gehabt daß die Bauern einige in einem Dorfe der Insel verborgene Basreliefs dem Reisenden durchaus nicht zeigen wollten. Freilich war auch dafür jener Mustapha dem scharfen Tadel anderer Türken selbst nicht entgangen. Denn als Roß seine Abenteuer mit demselben dem türkischen Gouverneur auf Rhodos, „der seinen Stolz darein setzte, in den Geist der neuen Reformen bereitwillig einzugehen", erzählte, lachte dieser und sagte: „Ja, darin erkenne ich ihn; er ist noch ein alter Esel von der alten Art."

Der vorliegende Band enthält die Beschreibung der Reisen des Verfassers nach Kos, Halikarnassos, Telos und Rhodos im Jahre 1844 und nach der Insel Cypern im Jahre 1845. Aus der erstern machen wir die Archäologen besonders auf die Mittheilungen über das Mausoleum bei Halikarnassos aufmerksam; und was die Insel Cypern betrifft, so ist die Beschreibung derselben reich an interessanten statistischen und historischen Notizen. Namentlich auch über die landwirthschaftlichen Verhältnisse und den Handel der Insel erfährt der Leser manches Neue und nicht Unwichtige. Auch zur Charakteristik der frühern türkischen Verwaltung aus der Zeit des griechischen Freiheitskampfes wird mancher Beleg beigebracht. Die Insel Cypern befindet sich seit dem Jahre 1571 unter türkischer Herrschaft, aber sie hat seitdem und bis auf die neueste Zeit an Volkszahl und Wohlstand abgenommen, auch hier eine Folge der schlechten Verwaltung von oben und des zunehmenden Verfalls der türkischen Bevölkerung. Bei Gelegenheit der Erwähnung der frühern königlichen Residenz in Famagosta auf Cypern gedenkt Roß auch des mit Säulengängen aus antiken Granitsäulen und mit Brunnen eingefaßten Platzes zwischen dem Hofe der Königsburg und der Vorderseite des schönen gothischen Doms der heiligen Sophia, der nach Dem was sich davon erhalten hat „mit den schönsten Marktplätzen in den mittelalterlichen Städten Italiens den Vergleich aushalten konnte". „Jetzt aber", fährt Roß fort, „wandelt auf ihm ein Volk, das in seiner Versunkenheit von dem Adel und der Pracht dieser Bauten keine Ahnung hat. Und selbst der Ausdruck «wandelt» ist noch zu edel! Auf niedergetretenen Pantoffeln, in zerrissenen Beinkleidern schleichen und schlottern die vom ewigen Sitzen und Kauern krummbeinigen Söhne Mohammed's unter diesen Trümmern einher." Den Hellenisten empfehlen wir Dasjenige was (S. 209 fg.) über die Eigenthümlichkeiten des Dialekts der Cyprier gesagt wird, der wie im Alterthume, so auch heutzutage manche Abweichung von der gewöhnlichen griechischen Sprache darbietet, und wodurch die Behauptung Schwab's in seiner lehrreichen Monographie über Arkadien von der geringen Dialektverschiedenheit der neugriechischen Sprache denn doch einige Modificationen erleiden dürfte.

68.

Der sociale Roman in England.

I.

Alton Locke, taylor and poet.

Bevor wir uns mit diesem interessanten Romane selbst beschäftigen, müssen wir uns erst Rechenschaft von den gegenwärtigen Bewegungen in England geben. Was seit zehn Jahren die Engländer am lebhaftesten beschäftigt hat, ist nicht die päpstliche Frage, sondern die Noth einer beträchtlichen Anzahl der Bevölkerung, einer Noth die mit dem Glanze der Nation, der Größe der Industrie, den Anstrengungen des Handels und den Eroberungen auf allen Küsten der Erde wächst. „Morning chronicle", „Westminster review", „Quarterly review" haben die schreck-

liche Wahrheit offen blosgelegt; Whigs und Tories, wenn anders man noch von solchen in England sprechen kann, haben sie erkannt und nach den Ursachen des Uebels geforscht. Parteileidenschaften in socialökonomische Fragen zu mengen, wäre nicht blos ein Unglück, sondern ein Verbrechen gewesen. So haben also Whigs und Tories, High-Church- und Low-Churchmen, Puseyisten und Dissidenten nur an ein Mittel zur Heilung gedacht. Es war nicht leicht, diese verwickelten Ursachen zu erkennen; keine Partei hatte das Unglück verschuldet; Freiheit und Reichthum, guter Volksunterricht, religiöse Erziehung, Wissenschaft waren vorhanden. Woher also das Elend und die Verzweiflung des Arbeiters von Sheffield oder des Bauern von Nottingham? woher die übermäßige und abnorme Entwickelung gewisser Kräfte auf Kosten anderer?

Seit länger denn einem Jahrhundert geht Englands Bestreben nur darauf sich Reichthum zu erwerben. Man vermehrte deswegen die Arbeiter und verringerte die kleinen Grundbesitzer. Die doppelte Centralisation des Bodens in einige wenige Hände und der menschlichen Arbeit in enge Kreise haben Wunder gewirkt. Man hat die Elle Callicot zu zwei Pence fabricirt und die Bebauung des Weizens hat einen unendlich kleinen Aufwand an Arbeit und Geld gekostet. Diese große Benutzung der Handarbeit hat sich auf alle andern Productionszweige verpflanzt. Man hat kolossale Fabriken erbaut, wie für Riesen. In Leeds arbeiten in der Flaxmill-Fabrik der Herren Marshall z. B. 2000 Arbeiter in einem einzigen Saale. Dieses unabänderlich befolgte System hat die gegenwärtige Lage Englands zur Folge gehabt. Die Concentration ist das Haupttriebrad der wachsenden Macht, und nur durch dieses energische Hineinziehen aller Kräfte in einen Mittelpunkt ist England zu dem Handelsplatz der Erde geworden, nur dadurch vermochte es Napoleon zu widerstehen. Allein der Nationalreichthum war mit der Armuth des Einzelnen erkauft worden. Der Landbebauung waren eine Menge thätiger Arme entzogen, die Dörfer entvölkert, die großen Städte überfüllt, ganze Classen von Arbeitern, die je nach den Handelskrisen reichem Wochenlohne oder dem Hungertode entgegensehen, demoralisirt worden. Selbst die Reichen und Mächtigen, die Banquiers, die Kaufleute, Politiker, Gesetzesleute, Pächter, Speculanten konnten sich über die unmäßige Anstrengung aller Federn beklagen. Es ist etwas Eigenthümliches und Schmerzliches in diesem triumphirenden und aufs äußerste angestrengten Volke; Dasselbe befindet sich in dem Elende seiner eigenen Größe. Der träge Aldeano Spaniens und der Facchino Venedigs genießen ihr Leben in ihren kahlen Sierras und in ihren mephitischen Lagunen besser als der erste Lord der Schatzkammer auf den Teppichen seines Hotels und unter den Decken von Westminster.

Woher kommt das? Zu Chaucer's Zeiten war England noch „das lustige", merry England. Unter Karl's II. verwerflicher Regierung schrieb William Petty: „Heutzutage lacht, ißt und trinkt man lustig in England gleich früherhin; Diebe und Bettler vermehren sich nicht, und jeder Engländer der mäßig arbeiten will ist sicher gut zu leben. Der Boden ist gut bebaut; es wird viel gebaut; Brot und Lebensmittel sind billig; die Wohlhabenheit mehrt sich zusehends."

Jetzt ist Alles anders. Die Entwerthung der menschlichen Arbeitskräfte nimmt schreckenerregend zu. Was hilft die Wohlfeilheit aller nothwendigen Lebensbedürfnisse? Wer Nichts hat als seine Arme zum Arbeiten, kann sich kaum nähren, wärmen und bedecken!

In Frankreich ist das Alles anders, denn da sind die Vermögen klein, die Grundstücke zerschlagen, die Manufacturen, Handel und Gewerbe zu wenig thätig im Verhältniß zu den Hülfsquellen. England ist durch die Concentration zum Glücke, Frankreich durch die Zersplitterung zum Ruin gekommen. Aber jenes Glück ist gefährlich, und die Gesetzgeber haben jetzt nur den einen Gedanken, einen Theil der Arme welche durch die Manufacturen in Beschlag genommen sind dem Ackerbau wiederzugeben. Dazu bedarf es aber vor allen Dingen der Beseitigung der sogenannten tenure of land, um die Desmembrirung möglich zu machen und eine Anzahl kleiner Eigenthümer zu schaffen. Nichts ist unangenehmer als die Anwendung derselben Theorie auf Dinge die ohne wirkliche Analogie sind. England und Frankreich können unmöglich miteinander verglichen werden. Und doch geschieht dies alle Tage und würde ohne die Aufklärung welche der Journalismus verbreitet noch weit mehr geschehen. So ward vor kurzem einmal in einer öffentlichen Verhandlung in Paris gesagt, daß in Manchester von 21,000 Kindern die dort jährlich geboren würden 20,000 stürben. Es war dies ein bloßer Irrthum der Ziffern und die Engländer erschraken zu vorzeitig darüber. Die Klage des Arbeiters von Lille hat Nichts mit der des kleinen Pächters von Leeds gemeinsam, das Leben des pariser Studenten Nichts mit dem des heidelberger oder dem des „Fellow" und „Sizar" von Oxford und Cambridge, der pariser Socialist Nichts mit dem Owenist von Manchester.

Diese gegenwärtige Lage Englands ist von Niemand naiver und kräftiger dargestellt worden als von dem Verfasser von „Alton Locke". Dieser Verfasser ist ein ehrenwerther clergyman mit Namen Kingsley. In Gemeinschaft mit einem gewissen Moritz hat er den Grund zu einer Association von Schneidern gelegt, der auf Grundsätzen beruht welche von der strengsten Oekonomiepolitik nicht verworfen werden könnten. Er scheint überhaupt die Schneidercorporation unter seinen besondern Schutz genommen zu haben und hat unter dem Pseudonamen Parson Lot ein Pamphlet unter dem Titel „Cheap clothes and nasty" geschrieben. Unstreitig hat Kingsley ein warmschlagendes Herz und begnügt sich nicht blos mit Rathschlägen, sondern geht auch mit der That voran. Seine Philosophie ist die Carlyle's, als Oekonomist ist er gegen Gewerbefreiheit und vereinigt, so gut es eben geht, die Doctrinen Louis Blanc's mit den Inspirationen Carlyle's. Sein literarisches Talent ist unbestreitbar, seine Schilderungen des Volkselends sind treffend, einige Charaktere mit Meisterhand gezeichnet. Auf den ersten Seiten des Buchs befinden wir uns unter einer Bevölkerung die mit keiner andern der Erde etwas Gemeinsames hat. Das Elend des englischen Arbeiters hat mit seinem geistigen Elende begonnen. Die übermäßige Strenge der ultrapuritanischen Dogmen und Gewohnheiten, die seit Cromwell „die Dissenters" beherrscht, haben einen wesentlichen Einfluß auf ihn gehabt. Des Sonntags zu tanzen, zu lachen, zu plaudern, ja nur auszugehen, war seit Calvin ein unerhörter Frevel. Man lese jene Blätter Kingsley's; mit Zittern denkt Alton Locke, welcher seine Geschichte als Selbstbiograph erzählt, noch an das häusliche Gefängniß, an das lange Abend- und Morgengebet, die kalte Stimme, das leblose Auge, die schweigsamen Lippen seiner Mutter. Die eigennützige Heuchelei der Sektirer, ihre Herbe und ihr Stolz, die wilde Strenge ihrer Dogmen hindern das arme Kind am Leben. Es will das Leben genießen wie der gute Gott es gegeben, und versucht mit Thränen in den Augen das Hinderniß zu besiegen. Bald plaudert es mit dem Sperling und der Taube, die sich auf sein Fenster setzen, bald bringt es triumphirend und heimlich eine Blume heim, denn seine Mutter mag die duftenden Blumen und die singenden Vögel nicht leiden.

Die einzigen Gegenden die seine Augen trafen waren die kleinen schlecht gebauten Boutiquen, die kleinen Terrassen, die Gartenvierecke mit ihren Fliederbüschen, ihren Zwergpappeln und ihrem staubigen Taxus, aus denen jede Vorstadt Londons besteht. In den langen Winternächten wurde sein Ohr von dem dumpfen Rollen der Wagen getroffen, die vom Lande kamen, um die schmackhaften Früchte und die duftenden Blumen, die das Kind noch nie in ihrer Natur gesehen hatte, in den verzehrenden Schlund Londons zu bringen. Um vier Uhr, wenn das Gaslicht unter dem bleichen Scheine der durch die Nebel dringenden Morgensonne matter zu werden begann, näherte sich das Kind dann dem Fenster und betrachtete mit Neid die Freiheit der Pächter und ihrer Frauen, die auf den Markt fuhren. Die große Stadt erdrückte Alton, Rauch und

Nebel erstickten ihn; er empfand überall nur Leiden, er kränkelte. Diese physischen Resultate der Anhäufung der Menschen in großen Städten haben mit der Verfassung Nichts gemein. Der freie Bürger von England wird von Jugend auf von Krankheit und von Schmerzen befallen. Der Russe und Tatar, die als Sklaven geboren werden, kennen keines von beiden.

Seine Mutter ließ es Alton an Nichts fehlen, um ihn Ergebenheit in sein Loos zu lehren. Eine echte Puritanerin, entschlossen, systematisch, unerbittlich gegen das Unglück und sich selbst, eisig-kalt in ihrer Pflicht, wies sie ihn allein auf den Willen Gottes hin. Zu dem armen Kinde, welches seine Mutter noch nie hatte lachen hören und welches die Sperlinge und die Tauben, wenn sie fortflogen, mit neidischen Augen betrachtete, sprach sie: „Gott macht was er will, du hast dein Kreuz wie ich das meinige. Du bist krank, Gott will es. Wir sind alle Kinder des Zorns und des Teufels; ich wage nicht Gott für dich zu bitten; das hieße Gott beleidigen. Weiß er nicht, ob du künftig gerettet oder verdammt sein wirst? Habe ich ein Recht, Gott um eine Gnade zu bitten die er nicht freiwillig geben will?"

So erscheint die eigentliche Bevölkerung, aus welcher der englische Chartismus entstanden ist. Die Vorbestimmung, das Dogma Cromwell's hat sie gebildet. Sie haßt die Könige von Grund der Seele aus, aber sie liebt die Ordnung, die Macht. In der Republik würde sie dieselbe Achtung vor dem Gesetz, der Pflicht, der obersten Gewalt haben wie unter der Monarchie. Der Geist der Kritik treibt sie nicht, an Nichts zu glauben, sondern Das zu suchen an was sie glauben und sich halten muß. In Frankreich dagegen ist kein Bourgeois oder Edelmann der nicht etwas Oppositionsgeist besäße. In England kein Chartist der nicht eine starke Regierung haben wollte.

Die Mutter hatte einen kleinen Kaufmann geheirathet, der in seinem Geschäft unglücklich war und ihr nur wenig hinterlassen hatte. Wie alle rechtschaffenen und unglücklichen Leute hatte sie das Glück des Lasters in dieser Welt mit der ewigen Güte Gottes verglichen. Sie hatte den härtesten Schluß daraus gezogen und betrachtete die Menschen seit dem Sündenfalle Adam's als Söhne des Teufels, das Leben als eine nothwendige Sühne, die Welt als eine vorläufige Hölle. So war sie zu den Baptisten übergetreten, die es für ein Verbrechen halten, kleinen Kindern das Zeichen der Sühne zu geben. Sie ließ nur die freiwillige Taufe, die Frucht persönlicher Ueberzeugung zu. Sie hatte die kriegerischen Erinnerungen ihrer Vorfahren aus Cromwell's Zeiten nicht vergessen und erzählte ihren Kindern, wie der Ahnherr, ein kleiner Pächter bei Cambridge, unter Karl I. auf eigene Kosten ausgerüstet mit seinen sieben Söhnen ausgezogen war, um die Könige und die Amalekiter mit dem Schwerte des Herrn und Gideon's zu schlagen. Die Kinder, der kleine Alton Locke und seine Schwester Susanne, zitterten, wenn sie dann von den Verurtheilungen der Sternkammer, den Märtyrern und den Schlachten bei Naseby und Sedgemoor berichtete. Die Bibel auf den Knien vermengte sie die englischen und biblischen Könige, David mit Cromwell, Saul mit Karl I.

Des Sonntags mußten die Kinder unverständliche Predigten mit anhören; des Abends gingen sie mit der Mutter in den Straßen „Babylons" spazieren, oder die Priester ihrer Sekte nahmen eine Tasse Thee bei der Mutter ein und erstaunt horchten die Kinder auf die Gespräche über die andere Welt. Der Kleine hielt das Christenthum allmälig für eine Art Magie, um gegen einen Scheiterhaufen, Hölle genannt, zu schützen, und legte einmal den Finger ins Feuer, um sich einen Begriff von den Qualen zu machen die seiner warteten. Die Mutter bemerkte es und es entspann sich ein theologischer Streit, in welchem das Kind behauptete, wenn Gott die Weisen mit der Hölle strafe, sei er der Teufel. Der mütterliche Beweisgrund war die Peitsche. Später einmal beging er einen kleinen Fehler und die Mutter jagte ihn fort.

„So", erzählt er selbst, „hatte mich denn meine Mutter verstoßen. Nicht aus Härte, sondern aus Glaubensüberzeugung. Durch Familientradition war sie in den strengen Grundsätzen erzogen worden, deren Opfer ich wurde. Bei ihr war keine Nachsicht, keine mütterliche Verzeihung, bei mir keine kindliche Demuth. Gott weiß daß ich sie nie vergessen habe; früh und Abends war sie in mein Gebet eingeschlossen; ich bin sicher daß von ihrer Seite heimlich Thränen über mich flossen. «Der Verdammte», wie sie mich nannte, hätte sein Leben für sie gegeben. Ich glaubte mich gemishandelt; überzeugt von meinem Genie und unzufrieden mit meiner Lage hielt ich mich für einen Märtyrer. Die gute Alte, die es für ein unsühnbares Verbrechen hielt, des Sonntags nicht in die Kirche zu gehen, schien mir eine Verfolgerin. Als ich den Tod meiner Mutter erfuhr, begriff ich die Dinge wie sie waren, meine Eitelkeit verschwand; mit vielem Schmerz betrat ich die grau ausgeschlagene Kapelle, wo der Leichendienst stattfand. Der presbyterianische Priester betrachtete mich mit Blicken voll Verachtung und Haß. Susanne, meine Schwester, war ein großes, hübsches Mädchen geworden, zurückstoßend durch die Härte ihres Aussehens, mit dem bittern Lächeln Derjenigen die sich erlaubte Vergnügen versagen und Andern sie misgönnen. Die übrige Versammlung entsprach dem. Die Erinnerungen meiner ersten Kindheit überwältigten mich. Die Bitterkeit und der Haß meiner Umgebung machten diese Gedanken an die mütterliche Liebe noch fühlbarer. Der Priester bestieg die Kanzel und zwang mich den Todeskampf meiner Mutter und meine eigene Verstoßung anzuhören. Die Zufriedenheit, mit der dieser Mann die Qualen der Hölle ausmalte, hatte etwas Schreckliches; die Hölle war mit den Seelen kleiner Kinder gepflastert. Als Alles vorbei war, sagte meine Schwester mir kalt Lebewohl, legte einige Noten und Papiere, die meine Mutter mir vermacht hatte, in meine Hände und ich ward als Erbe einiger Mobilien proclamirt, die ihr angehört hatten. «Dies Alles gehört Ihnen», sagte ich zu Susanne — und ging verzweiflungsvoll fort, denn ich fühlte daß nichts Gemeinsames mehr zwischen mir und Denen war die in derselben Kapelle gebetet hatten, gleich als sei das Zeichen Kain's auf meine Stirn gedrückt gewesen."

Seltsam! Diese strengen Lehren der Vorherbestimmung zum Unglück haben England so groß gemacht, weil sie es den Widerstand und den Kampf lehrten.

Man darf indeß nicht zu weit gehen und von diesem Beispiele darauf schließen daß alle Volksclassen Englands diesem Typus gleichen. Das aber läßt sich nicht leugnen daß im Allgemeinen die religiösen Ansichten und besonders das Dogma der Vorherbestimmung einen großen Einfluß gehabt haben. Auch in Frankreich läßt sich ein gleicher allgemeiner Einfluß beobachten, aber ein durch entgegengesetzte Mittel genährter. Hier ist es das Melodrama der Boulevards, das possenhafte Lied, der abenteuerliche Roman, welcher den Arbeiter verdirbt und in ihm den allgemeinen Geist der Negation und des Zweifels erzeugt.

Die biblische Erziehung Alton Locke's, die beständige Lecture der Psalmen und der Erzählungen der Apostel hatten einen solchen Einfluß auf seinen Geist gehabt daß dieser zum praktischen Leben ungeeignet geworden war. Dafür hatte er nicht blos den Keim des Schriftstellers, sondern auch des lyrischen und dithyrambischen Dichters in sich. In der elenden, dumpfen und feuchten Wohnung träumte er von dem Lande Judäa und hielt die Wolken über sich für die Wolken die aus diesem Lande kamen. David, der Hirtenknabe, ward sein Ideal. „Eines Tages", erzählt er „hielt ich mich für David und machte eine Schleuder, in die ich einen Penny statt eines Steins legte; ich wollte die Kunst, den Goliath zu tödten, üben und warf dem Nachbar ein Fenster ein. Dieser beklagte sich bei meiner Mutter und acht Tage lang ging ich ohne Abendessen zu Bett." Da er dachte daß es weniger gefährlicher sei, die poetische Inspiration des prophetischen Königs nachzuahmen als Riesen zu tödten, so machte er sich daran Psalmen zu dichten.

Eines Tages hörte die Mutter die Kinder eine Hymne singen, die sie nicht kannte. Sie war von Alton Locke und begann mit den Worten: „Christus liebt alle Kinder, die kleinsten und die größten." Alsbald wurden drei puritanische Geistliche herbeigerufen und die arme Frau darbte sich drei Tage Milch und Zucker ab, um sie diesen vorzusetzen, welche das „auserwählte Gefäß" beurtheilen sollten. Aber leider widersprach der Psalm einem Grunddogma der Kirche, die an „eine kleine Zahl Auserwählter glaubte", an eine „besondere Erlösung", wonach also Christus nicht „Kleine und Große" lieben konnte. Man kam daher überein daß der Knabe nicht zum Missionar bestimmt werden solle, sondern sein Onkel über sein Schicksal entscheiden möge.

Dieser Onkel war ein bürgerlicher Aristokrat. Krämer wie sein Bruder, hatte er die Witwe seines Kaufherrn geheirathet, ein bedeutendes Vermögen ererbt und war einer der reichsten Colonialwaarenhändler der City. Er hatte sich ein hübsches Landhaus gekauft und schickte seinen Sohn in das Königliche Collegium, um ihn für Oxford vorbereiten zu lassen. Welch ein Unterschied dieser beiden Geschwisterkinder!

„O wie mein Onkel sich schön ausnahm in der sammtenen Weste mit der dreifachen goldenen Kette! Seine kleine Stirn zierten sein blonde Locken, die der Friseur kunstreich geordnet hatte! Mit welcher adeligen Majestät antwortete er meiner Mutter, die ihn für ihren Sohn bat! Meine Mutter weinte während des langen Gesprächs. Sie sagte mir, als ihr Schwager sich entfernt hatte, daß ich zu einem Schneider kommen solle und der Onkel das Lehrgeld bezahlen werde. Eine bemerkenswerthe Freigebigkeit dieses Gliedes unserer Familie, welches drei Pferde im Stalle hatte und einen französischen Koch sehr theuer bezahlte."

Sein künftiger Principal ist ein marchand-tailleur im West-End, der ihn alsbald in eine enge Werkstatt weist, wo ein Dutzend Menschen inmitten eines erstickenden Qualms und Geruchs arbeiten, bleiche, abgehärmte Gestalten. Er wird einem von ihnen, Crossthwaite, zur besondern Belehrung übergeben. Seine jetzige Umgebung ist cynisch, gottlos. Seine Mutter hat ihn gelehrt daß Gott keine Liebe für ihn habe, und seine Genossen fodern ihn auf seine Mutter zu verspotten. Nur Crossthwaite macht eine Ausnahme; wir werden weiter unten darauf zurückkommen.

Der kleine David befindet sich nicht wohl in seiner Werkstätte. Alle Tage, wenn er sich dorthin begibt, bleibt er an dem Laden eines Antiquars stehen und liest in alten Scharteken und guten Büchern, was ihm eben in die Hände kommt. Allmälig wird er mit dem alten Antiquar Sandy Mackaye bekannter und dieser leiht ihm nicht allein Bücher, sondern gibt ihm auch Rathschläge. Leider werden die heidnischen Bücher von der Mutter entdeckt; man ruft die Priester zusammen und es wird Rath über den Gottlosen gehalten. Mackaye räth ihm sich zu fügen, „denn ohne Gehorsam werden auch diese Bücher wahrlich wenig helfen". Endlich kommt aber der Sturm doch zum Ausbruch; er widersetzt sich seiner fanatischen Mutter einmal, hält ihr vor daß er seinen ganzen Gehalt ihr ja gebe, und bittet sie ihn mit ihren religiösen Vorurtheilen zu verschonen. Sie verstößt den „Ungläubigen", den „Gotteslästerer", wie schon oben gesagt wurde, und er findet eine Zufluchtsstätte bei dem alten Mackaye, der, obwol nicht ganz zufrieden mit diesem Ausgange, ihm doch ein Bett gratis in seiner Wohnung gibt.

Sandy Mackaye ist eine der seltensten und interessantesten Figuren der modernen Welt. Diese Art Menschen stirbt jetzt allmälig aus; er selbst stirbt am Tage vor dem 10. April 1848, dem Tage des berühmten und letzten Chartistenaufzugs. Was sollte er auch inmitten dieser unruhigen, beweglichen, stürmischen Generationen, wie heutzutage Europa sie darbietet? Mackaye vereinigt den Charakter des 18. und 19. Jahrhunderts in sich; er ist ein Revolutionnair von altem Schlage, er reicht bis zu Hampden, Milton, Cromwell herauf, bis Cobbett, Burns und Cartwright. Der Radicalismus ist ihm mit der Muttermilch eingeflößt worden; er ist ein lebendiges Beispiel von Dem was die revolutionnairen Doctrinen im Anfang waren, wo sie noch von verständigen, guten und starken Köpfen gepredigt wurden und noch nicht durch Narren, Verbrecher und Wahnsinnige entstellt waren. Er hat trotz alle Dem was er gesehen den Glauben noch nicht verloren; aber die Zeit schreitet vorwärts; seine Meister sind alle gestorben und er, ihr Schüler, ist allein noch geblieben inmitten eines Geschlechts das ganz andere Lehrmeister gehabt hat. Auf seinem Wege zum Grabe hat er alle Systeme des 19. Jahrhunderts in sich aufgenommen; er ist Phrenolog, Magnetiseur, Chartist. Diese Doctrinen haben durch die Länge der Zeit sich seiner bemächtigt, wie das tropfende Wasser den Stein aushöhlt. Er ist skeptisch, aber ohne gottlos zu sein; sein Skepticismus verwahrt ihn gegen gefährliche Neuerungen, wie er ihn gegen das Veraltete schützte.

Crossthwaite ist mit ihm bekannt geworden und Mackaye liebt es, sich mit diesem und Alton zu unterhalten, sie zu belehren. Als er auf seinem Todbette liegt und erfährt daß die Männer der physischen Gewalt (physical-men) Brand, Plünderung, Vitriol, zerbrochenes Glas den Chartisten angerathen haben, kennt seine Wuth keine Grenzen. Er gibt seinen beiden Freunden die trefflichsten Lehren und warnt sie vor jedem Gewaltschritt.

Der dritte Hauptcharakter ist der John Crossthwaite's, des Chartistenarbeiters. Er ist weniger anziehend, weniger original als der Mackaye's, aber ebenso scharf gedacht. Crossthwaite ist in der Unwissenheit geboren und erzogen, aber er verlangt nach Licht, nach Belehrung, und mit Gier stürzt er sich auf Alles was ihm Belehrung verschaffen zu können scheint; jedes System, jede Doctrin die ihm aufstößt sucht er zu erfassen, aber er vermag es nicht; so oft er das Licht ergreift, so verlöscht er es durch seine Hast wieder. Wie Vielen geht es nicht ebenso!

Alton ist bei Mackaye. Er sucht seinen Onkel für ihn zu interessiren, aber dieser läßt ihm bei seinem Besuche nur ein Fünfschillingstück zurück. Der Sohn des Oheims, George, ist vom Vater für die Kirche bestimmt, er ist egoistisch, intriguant, also verschwenderisch mit seiner Freundschaft und fällt Alton um den Hals, überhäuft ihn mit Schmeicheleien und schlägt ihm einen Besuch der Galerie von Dulwich vor, was Alton mit großem Danke annimmt. Während er hier ein Gemälde von Guido Reni betrachtet, den heiligen Sebastian, spricht plötzlich eine weibliche Stimme neben ihm: „Sie scheinen sich für das Gemälde sehr zu interessiren." Es knüpft sich ein Gespräch an, und Alton muß bekennen daß er nicht weiß was das Gemälde vorstellt. „Da Lillian den Heiligen genannt hat, mag sie auch die Geschichte dazu erzählen, lieber Onkel", spricht eine zweite Dame zu einem alten Herrn der beide Damen begleitet. Die Erscheinung verschwindet, Alton bleibt im Herzen getroffen stehen. Auch George hat Lillian schön gefunden, er zieht Alton mit sich fort und merkt sich das Wappen des Wagens, um künftighin das Abenteuer einmal fortsetzen zu lassen.

George erblickt Lillian in der That wieder und auch Alton sieht sie in Cambridge im Hause des Doctor Winnstay. So nämlich hieß der Vater der schönen Lillian und der Oheim Eleonorens Staunton, der zweiten der beiden Damen der Galerie von Dulwich. Alton war auf folgende Weise nach Cambridge gekommen.

Sein Principal Smith war gestorben und sein Sohn benutzte diese Gelegenheit die Arbeitslöhne niedriger zu stellen. Die Meisten fügten sich; nur Alton und Crossthwaite weigern sich den neuen Bedingungen sich zu unterwerfen. Dies ist entscheidend für Alton; er wird Chartist und begleitet Mackaye und Crossthwaite zu den Abendversammlungen dieses berühmten Vereins. Das Capitel worin dies erzählt ist heißt: „Wie man Chartist wird."

Indessen hat Alton einen Band volksthümlicher Lieder unter dem Titel „Gesänge des großen Wegs" gefertigt, weiß aber noch nicht wie er sie veröffentlichen soll. Mackaye räth

ihm, seinen Cousin George für Subscribenten sorgen zu lassen und deshalb zu ihm zu gehen. In Cambridge öffnet ein Zufall ihm das Haus, wo seine Heißgeliebte wohnt. Ein Reiter wirft Alton um und unter Gelächter fällt dieser in den Fluß. Wüthend erhebt er sich und schleudert dem Lord Lynedale, der ihn um Entschuldigung bittet, das Wort „Aristokrat" ins Gesicht. Allein dieser ist halb aus Ueberzeugung, halb aus Berechnung Demokrat und gedenkt eines Tages der Mirabeau seines Vaterlandes zu werden; er trägt es Alton nicht nach und stellt ihn dem Doctor Winnstay als einen zukünftigen großen Dichter dar. Hier findet Alton die schöne Lillian wieder, ein etwas frivoles und ziemlich gebildetes Mädchen, deren moralische Eigenschaften mit der heftigen Liebe Alton's keineswegs harmoniren. Eleonore Staunton, Lord Lynedale's Braut, sucht Alton vor den Gefahren seiner Leidenschaft zu warnen und tadelt Lillian wegen ihrer Coquetterie, die diese für unschädlich hält. Eleonore ist eine verständige Frau, sie protegirt Alton bei dem Doctor Winnstay, und dieser sammelt Subscribenten für ihn unter der Bedingung daß dieser einige Härten ausläßt; endlich ist der Augenblick gekommen und Alton kehrt zum alten Mackaye zurück.

Hier erfährt er den Tod seiner Mutter; seine Schwester, seine Glaubensgenossen verstoßen ihn, und da er sich aller Subsistenzmittel beraubt sieht, muß er ums Brod in ein chartistisches Journal schreiben, welches von einem Irländer O'Flyn redigirt wird. Dieser, ohne gerade ein Verbrecher zu sein, hat nach einem abenteuerlichen Zigeunerleben endlich den „Wöchentlichen Schlachtruf" gestiftet; er, der Volksfreund, befiehlt Alton tyrannisch, Artikel über die Universität Cambridge zu schreiben, und verstümmelt diese durch Einmischung von Heftigkeiten die Alton ganz fremd sind. Es kommt zu einer Scene; Alton droht seine Schliche bekannt zu machen und beschuldigt ihn das Volk zu verderben, indem er ihm empfehle, die Romane Eugen Sue's zu lesen. Alton findet in anderweiten Journalen Unterhalt und bessere Arbeit, als er plötzlich in dem „Schlachtruf" sein ganzes Leben bis auf das kleinste Detail wiedererzählt findet. Woher kam dieser Streich?

Alton hat, von der Liebe geblendet, nicht bemerkt daß sein Cousin George von Lillian geliebt wird. Als er das verhängnißvolle Geheimniß entdeckt, fährt er gegen George auf, der ihm mit Sarkasmen antwortet und ihm seine Thorheit und was er ihm schuldet vorwirft. Eleonore Staunton kommt ihm wohlthuend zu Hülfe und gibt ihm das wenige Geld was ihm George einmal geliehen hat. Der Dichter sieht Lillian ein letztes mal; es ist sein letzter Triumph und sein letztes Glück. Den Tag darauf erfährt er daß Lord Lynedale durch einen Sturz vom Pferde gestorben ist und daß das ganze Haus London plötzlich verlassen hat. „Das war am 1. Juni 1845", erzählt Alton „und ich habe Lillian erst wieder gesehen am 10. Juni 1848. Soll ich meine Lebensgeschichte während dieser Zeit niederschreiben?"

Eine traurige Geschichte! Um sich bei seinen Gesinnungsgenossen zu rechtfertigen, die ihn der Aristokratie beschuldigen, seit O'Flyn entdeckt hat daß er in die Unterdrückung und Verstümmelung einiger seiner Gedichte gewilligt, wohnt Alton einem Monstermeeting bei, zu dem zahlreiche Landbewohner berufen sind. Die Köpfe erhitzen sich, die Worte glühen; aus dem Meeting wird eine Emeute, ein Brand aus den chartistischen Reden. Ein Schloß in der Nähe wird geplündert und Alton eingekerkert; er ist nahe daran gehängt zu werden, als ein Zufall seine Unschuld beweist und er mit drei Jahren Gefängniß davon kommt; allein die Erinnerung an Lillian ist grausamer als der Kerker. Während seines Processes sieht er das leichtsinnige und egoistische Mädchen unter den Zuschauern sitzen und mit einem jungen Manne plaudern. Im Gefängniß geht sein Fenster auf eine Kirche, welche neu erbaut wird und bald fertig ist; jeden Tag glaubte er die ungewissen Schatten George's und Lillian's darin eintreten zu sehen.

Endlich ist seine Gefangenschaft beendet und dasselbe Bild verfolgt ihn unaufhörlich inmitten der chartistischen Agitationen und der politischen Bewegung von 1848. Endlich vernimmt er eines Tages, am 10. April, von Eleonore Staunton, die ihn abhalten will sich mit in die Emeute zu stürzen, daß George Lillian heirathen wird. Wüthend stürzt er sich in die Menge hinein; aber der Aufruhr misglückt und vergeblich sucht er den Tod. Den Tag darauf schleicht er, wahnsinnig vor Wuth und Eifersucht, in das Haus George's und überrascht die Liebenden in einem zärtlichen Gespräche und sich küssend. Dieser Anblick steigert Alton's Wuth aufs höchste, er läßt sich aus dem Hause seines Cousin werfen und kehrt mit einer Gehirnentzündung heim, die er sich bei dem Besuche der verpesteten Wohnung des Sweater Jemmy Downes geholt hat.

Nach einem langen Krankenlager kommt er wieder zu sich und bemerkt die edle Eleonore, die an seinem Lager sitzt. George ist todt, er ist an einer ansteckenden Krankheit gestorben, die sich durch sein Hochzeitskleid erzeugt hat, welches er bei dem schändlichen Downes gekauft hatte. Lillian ist also frei! Aber Eleonore läßt ihn hören daß Lillian seiner nicht würdig ist, und bringt ihn dazu Crossthwaite nach Mexico zu begleiten; dieser ist vom alten Mackaye unter der Bedingung zum Erben eingesetzt worden daß er sieben Jahre lang in Amerika zubringt. Alton reist ab, aber seine Gesundheit ist von den vielen körperlichen und geistigen Leiden untergraben und er stirbt im Angesichte von Texas, indem er die Neue Welt grüßt:

„Ja, ich habe das Land gesehen. Wie einen Purpurstreifen an dem vom Sonnenlichte vergoldeten Meeresufer, zur Stunde, wenn der Tag stirbt, habe ich sie fern am Horizont gesehen, die junge, freie, große, neue Welt mit ihren Bäumen, ihren Blumen, ihren Thieren, ein unbekanntes Schauspiel, Wunder und Freuden die ich nicht sehen werde."

„Nein, ich werde die Erde nicht erreichen; ich fühle daß sie mir entgeht und vor mir hinflieht. Von Tag zu Tage schwächer werdend, mit blutender Brust und ermatteten Gliedern bin ich auf den unsichtbaren Pfaden des Oceans gereist. Das Eisen hat zu tief in meine Seele eingeschnitten!"

„Lacht! ihr Glücklichen, die ihr Aegypten und das Land der Knechtschaft verlassen habt, die ihr entflohen seid aus der gräßlichen Einsamkeit der Sklaverei und der Concurrenz, der Workhouses und der Gefängnisse, um in dies gute und reiche Land zu kommen, wo die Bäche mit Honig und Milch fließen, wo ihr euch unter den Feigenbaum und unter den Weinstock setzen werdet und eure Kinder betrachtet, die kein Fluch mehr für euch, sondern ein Segen sind! O England, hartes Vaterland, wann wirst du wieder jung werden?" So stirbt Alton.

Das Buch ist zusammenhangslos, aber gleichwol wichtig für die Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts. Die Fabel ist schwach, romanhaft und paßt wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit nicht zu den Schilderungen der wirklichen Volksscenen, des technischen Details, der Erzählung von den Leiden, dem Elende und dem Aufruhr, in welchem der Verfasser sich gefällt und in denen er vortrefflich ist. Es ist ein Buch, dessen Ensemble Nichts taugt, in welchem aber jedes Detail ausgezeichnet ist.

Wir geben zum Schluß noch die Schilderung eines „Sweater", der schon einige male erwähnt wurde. Kingsley hat in seinem Pamphlet „Cheap clothes and nasty" uns die Art und Weise auseinandergesetzt wie das abscheuliche Gewerbe eines Sweater betrieben wird. Es gibt in London zwei Arten Schneider. Die einen, die ehrenwerthen, lassen gegen genügenden Lohn in ihren Etablissements arbeiten; die andern, welche blos einen Laden haben und durch den Sweater arbeiten lassen, gehören meist dem habgierigen Stamme der Juden an. Diese Sweater werben die brotlosen Arbeiter an, denen der Hungertod bevorsteht. Da die Preise, welche die letztern erhalten, zum Lebensunterhalt nicht ausreichen, so sind sie bald dem Sweater schuldig, und da sie sich von dieser Schuld nicht befreien können, so leben sie in engen Sälen eingepfercht, mitten unter den Resten und dem Schmuz, der sich reißend schnell in den Werkstätten anhäuft; halb nackt, hungernd haben sie keine Aussicht, ihrem

Tyrann zu entfliehen. In diesen Höhlen werden die wohlfeilen, aber „*ekelhaften*“ Kleider, wie die englischen Schneidergesellen sie nennen, verpestet und bringen das Fieber und den Tod mit sich. George ist in einem solchen Kleide gestorben. Die ansteckenden Miasmen dringen in alle Poren des Tuchs und der Stoffe ein. Alton sucht in einem solchen entsetzlichen Aufenthalte einen ehemaligen Gefährten auf, um ihn zu retten, und erkennt das Gespenst welches ihm entgegentritt kaum wieder. Seine Füße und Hände waren ganz aufgeritzt und blutig; er hatte weder Schuhe noch Strümpfe; seine Bekleidung bestand aus einem Hemde und zerlumpten Hosen und — schrecklicher Spott seines eigenen Elendes! — auf seinen Schultern trug er eine Weste nach einem neuen Schnitt, die Tags darauf an einem reichen Laden figuriren sollte. Fünf Monate hatte er in seinem Gefängniß zugebracht, ohne die Sonne zu sehen und ohne einen Bissen Fleisch zu bekommen; man hatte seit 15 Wochen den „gemeinsamen Anzug“ (der reihum angezogen wurde zum Ausgehen) versetzt, und seitdem hatte keiner seiner Gefährten die Straße betreten können.

Das Buch selbst ist antichartistisch; der Verfasser warnt das Volk vor dogmatischen Illusionen, den schlimmsten von allen; er bittet es seine alten Irrthümer wiedergutzumachen, aus der Lehre des 10. April 1848 Nutzen zu ziehen. Er fodert es auf selbst zu handeln und selbst zu sprechen, jene geistigen Sweater, die Journalisten, welche aus dem Volkselend ein System, aus seinen Thränen eine Tirade machen, um sich selbst von Tag zu Tag durchs Leben zu helfen, wegzuwerfen. Solange das Volk nicht gelernt haben wird, durch die Besten aus sich selbst zu sprechen, solange werden seine Reclamationen nicht gehört werden, solange wird es bekämpft werden.

Mit den französischen socialistischen Schriften hat das Buch Nichts gemein. Es ist moralisch, religiös, wenn auch mitunter einige falsche und schreiende Züge darin enthalten sind. Allein vergeblich sucht man die selbstgefällige Impertinenz, die Liebe für moralischen Unflath, welche die Vorzüge und das einzige Charakteristische der sogenannten demokratischen Romane sind, die Frankreich vergiften. Die Demokratie Alton Locke's ist eine Anwendung des Protestantismus, nicht eine Nachahmung der französischen Doctrinen. Er fodert das Volk auf, die Gesellschaft durch die eigenen Tugenden zu besiegen; das Beil, der Brand und das Blutbad werden von ihm verflucht; die innere Reformation des Einzelnen soll die Reformation der Gesellschaft herbeiführen. Durch die eigene Regeneration wird die Welt regenerirt werden; durch die Heiligung des eigenen Herdes werden die Menschen die Könige zwingen, die Kronen vor ihre Füße hinzulegen. Gewiß, das Alles ist demokratisch, aber nicht socialistisch.

Was sagen derartige Bücher aber England vorher? Den Verfall, den nahen Eintritt der Republik, des Chartismus, des Socialismus? Mit nichten; aber sie zeigen an daß das Werk der Revolution von 1688 sicherlich erfüllt ist, daß alle Consequenzen, welche England daraus für seine Civilisation und für seine Größe ziehen konnte, gezogen sind, daß sie ihr Ziel erreicht hat. Aber die englische Constitution ist nicht dem Verfalle reif. Man wird nur erkennen daß jetzt die Zeit gekommen ist, wo die Wunden, die der Kampf um sie der Gesellschaft geschlagen hat, geheilt werden müssen. Nicht Colonisation, Krieg, Diplomatie wird England mehr beschäftigen, sondern die Eroberung auf dem Gebiete des moralischen und materiellen Wohlseins. Diese Bewegung hat schon seit langem begonnen. Die alten politischen Parteien sind verschwunden, da sie Nichts mehr zu thun haben. Die alten Tories leben als Protectionisten nur noch infolge einer nationalökonomischen Frage; die Whigs verschwinden tagtäglich immer mehr, seit sie die Constitution von 1688 durchgeführt haben. Glückliches England! wo selbst die widersprechendsten Doctrinen Bausteine sind für die moderne Civilisation! „Alton Locke“ ist ebenso ein solcher Stein wie es die protectionistischen Forschungen sind.

16.

Bemerkungen, veranlaßt durch den Aufsatz: „Die deutsche Sprache und ihre Verderber“, in Nr. 28 d. Bl.

Nicht mit Unrecht sagt der Verfasser daß die deutsche Sprache gerade von Denen aufs entschiedenste gemishandelt und verdorben wird welche die Herrlichkeit und unübertreffliche Heldenkraft dieser Sprache stets im Munde führen. Gewiß haben wir der Deutschthümelei, welche besonders nach Napoleon's Sturz sich gewaltig breitmachte, für die Veredelung und Bereicherung unserer Sprache nur wenig zu danken; vielmehr brachte das Streben nach Sprachreinigung eine beträchtliche Menge von plumpen, lächerlichen und unsinnigen Ausgeburten hervor, die glücklicherweise von guten Schriftstellern niemals angenommen und vom Volke ganz unbeachtet gelassen worden sind. Die Abgeschmacktheit jener Neuurdeutschen wurde nur durch die Grobheit übertroffen mit welcher sie über alle Andersmeinenden herfielen. Wollte Einer noch fernerhin Billard und Pianoforte sagen statt der genialen und wohltönenden Uebersetzungen „Sechslöcherkugelstoßgrüntafel“ und „Leisestarkfingerschlagtonkasten“, so traf ihn als einen fränkischen Buben die tiefste Verachtung der langhaarigen Helden welche in den Jahren 1815—19 dies Deutschthum in tragikomischer Gespreiztheit darstellten. Ganz so läppisch treiben es unsere Ultragermanisten zwar heutzutage nicht; jedoch findet sich bei vielen von ihnen noch immer eine große Portion silbenstechender Kleinigkeitskrämerei, geschmackloser Neuerungssucht und mitunter eine wirklich unverschämte Anmaßung, mit welcher sie der ganzen deutschen Nation ihre alleinseligmachende Weisheit aufdrängen wollen. Aus mehren hierfür gesammelten Beweisstücken wollen wir nur folgendes zum Besten geben. Ein germanistischer Doctor in München erleuchtete die Welt in dem „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literatur“ mit einem hochwichtigen orthographischen Dogma. „Wir helfen uns“, declamirt er, „schon gegen 300 Jahre mit den Doppelselbstlauten **äu** und **eu** in der Schrift, während das Ohr etwas ganz Anderes vernimmt. Diese *Lüge* darf nicht länger geduldet werden!“ (Ist es nicht schauderhaft daß ein Volk, welches wegen seiner Treue und Redlichkeit berühmt ist 300 Jahre lang beharrlich gelegen hat!) Hierauf wird der schreibenden Menschheit von dem münchener Doctor zu gebührender Nachachtung kund und zu wissen gethan, man habe inskünftige unweigerlich zu schreiben: **Baüme**, **Fraülein**, **äüßern**, **Fäülniß**, **Häüser** u. s. w. Und damit Niemand wage ungehorsam gegen dieses Gebot zu sein, setzt besagter Doctor folgenden Trumpf darauf: „Der denkende Schreiber weiß also nunmehr wie er zu verfahren hat; dem *Pöbel* hingegen wird Niemand wehren pöbelhaft zu schreiben.“ Hat der gute, kluge und bescheidene Doctor R. wol bedacht welches Unheil er sich mit einer solchen Aeußerung auf den Hals laden konnte? Vierzig Millionen Deutsche, einschließlich sämmtlicher Professoren, Geheimräthe, Generale, Kammerherren, selbst Prinzen und Prinzessinnen, mit den Schimpfwörtern „Lügner und Pöbel“ zu belegen, das ist doch ein starkes Stück!

Die in dem obenangeführten Artikel aufgestellte Behauptung daß viele Germanisten unsere Sprache verderben, daß sie „durch ihre schlechte, alles Sprachgefühl verletzende Darstellung mehr schaden als sie durch ihre sprachlichen Werke nützen“, ist leider nicht ungegründet, und eine öffentliche Besprechung dieses Uebelstandes erscheint ganz an der Zeit. Aber auch der Verfasser jenes Artikels möge sich prüfen, ob er selbst in dieser Sache frei von Irrthum und Befangenheit ist, ob seine Angriffe auf die Deutschverderber in allen von ihm vorgebrachten Punkten gerechtfertigt sind, ob nicht z. B. seine Verwerfung des Worts „brieflich“ grundlos ist. „Man kann nicht *brieflich* sagen, nur «in einem Briefe», weil Brief auf keinen Gegensatz hinweist.“ Das ist eine äußerst schwache Behauptung. Wir empfehlen hierüber Adelung nachzulesen, der doch auch Etwas von der deutschen Sprache verstand und in seinem „Gram-

matisch-kritischen Wörterbuche der deutschen Mundart" S. 2045—48 die Ableitungssilbe „lich" sehr ausführlich behandelt. Ferner vermögen wir nicht der über das Wort „unschön" ausgesprochenen Verurtheilung beizupflichten. „Unschön" ist vollkommen richtig gebildet und in gleicher Weise eine Milderung von „häßlich", wie „unfleißig" von „faul". Noch weniger können wir mit dem Verfasser übereinstimmen, wenn er anräth, die (wol nur in einem sehr kleinen Theile Deutschlands vorkommenden) Verstümmelungen „Apfelkose und Fertigose" statt Aprikose und Virtuose nachzusprechen. Dergleichen Sprachverderbung der ungebildeten Volksschichten ist ebenso wenig nachahmungswerth als die Verschrobenheit der deutschthümelnden Gelehrten. 22.

Die Herenprocesse zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Wenngleich schon im 17. Jahrhundert das Licht der Wissenschaft mildernd in das Dunkel des mittelalterlichen Aberglaubens einbrach und große Naturforscher wie denkende Philosophen den Kampf gegen die Gräuel der Herenprocesse begannen, so dauerte es doch noch sehr lange bis auch die untern Schichten der Gesellschaft von besserer Einsicht erleuchtet wurden. Der finsterste Aberglaube des gemeinen Volks blieb von den glänzenden Resultaten der Wissenschaft unberührt; denn es mußte erst der Kampf mit den festgewurzelten Dogmen der Theologen und dem starren Formelkram einer unwissenden und ungebildeten Beamtenwelt siegreich ausgefochten werden.

Schon der treffliche Becker (starb 1698) hatte die Nichtigkeit des ganzen Zauberspuks nachgewiesen, aber erfolglos, weil ihn die Theologen verdammten. Siegreicher trat Thomasius zu Anfang des 18. Jahrhunderts auf, und der durch ihn begonnene Kampf spann sich nun rüstig fort. Es dauerte aber fast ein Jahrhundert, bis, vom protestantischen Deutschland ausgehend, wo namentlich Preußen zuerst die Herenprocesse untersagte, der Sieg des Lichts und der Wahrheit immer weiter drang und zuletzt die Herenprocesse verlacht, ja fast vergessen wurden. Aus der Zeit des Thomasius haben wir eine Menge Streitschriften von Theologen und Juristen, während die Verfolgungen der Heren selbst und ihre Verurtheilungen noch unter dem Schutz der bestehenden Gesetze, der ererbten Vorurtheile der Gerichte und dem Beifallsruf des Volks ihren alten finstern Gang fortgingen. Doch mußte natürlich bei fortschreitender Bildung und Aufklärung mancher skandalöse Unsinn nach und nach fallen, und die Herenprocesse mußten zuvörderst an Zahl mehr und mehr abnehmen.

Daß nun die höhern Classen der Gebildeten schon längst diesen ganzen Skandal verdammten und die dabei thätigen Gewalten übersahen und verhöhnten, davon gibt uns einer jener geist- und geschmacklosen, nüchternen und gespreizten Romane aus der Talander'schen Periode belehrende Kunde. Derselbe heißt „Die Liebe ohne Masque, oder Abbildung tugendhafter und untugendhafter Verliebten. Allen honnetten Gemüthern zu einer vergönneten Belustigung vorgestellt par l'Indifferent." (Leipzig 1722.) Der Verfasser scheint mit Absicht die Gelegenheit gesucht zu haben, seine und seiner Freunde Ansichten und gesammelte Erfahrungen über die unglücklichen Heren in seinen Roman zu verflechten, um dadurch auf einen Theil des Publicums zu wirken, der die Streitschriften der Theologen und Juristen nicht las. Er führt nämlich einige junge Edelleute auf der Reise nach einem entfernten Landgut durch einen kleinen Ort, wo sie Tausende von Menschen versammelt sehen und erfahren daß eine Here soll verbrannt werden. Sie näherten sich dem Schauplatz, wo für das peinliche Halsgericht ein Kreis geschlossen war, und sahen wie das arme durch die Tortur zugerichtete Weib dahin geleitet werden mußte. Ihre durch die Peinigung erpreßten Bekenntnisse mußte sie unter den Förmlichkeiten des öffentlichen Gerichts hier wiederholen und wurde dann dem Scharfrichter zur Execution übergeben.

Nachdem die Reisenden von dem sie umgebenden Volke das unsinnigste Zeug über die Zaubereien der vermeinten Here gehört hatten, begaben sie sich in das Wirthshaus, wo ein großer Schmaus gehalten wurde, bei welchem der Guts- und Gerichtsherr mit seiner Gemahlin präsidirte. Auch waren der Justitiar, welcher das Gericht gehegt hatte, sowie die Geistlichen zugegen, und es entspann sich ein Gespräch, worin die Ansichten über den schnöden Unsinn und den Aberglauben der Herenprocesse gegen den Juristen auseinandergesetzt, von diesem aber solche als gesetzlich und rechtlich vertheidigt wurden. Einer der jungen Edelleute sagte unter Anderm: „Ich habe dergleichen vor diesem an andern Orten auch gesehen, wo die Art des Processes wahrlich so beschaffen war daß mir noch davor graut, wenn ich daran denke. Denn man machte aus den allerliederlichsten Kleinigkeiten zulängliche Indicia zur Inquisition und legte die Inquisiten dann in die abscheulichsten Gefängnisse, um sie erstlich desparat zu machen. Unterdessen raffte man allerhand Zeug wieder die Inhaftirten zusammen und suchte durch unverständige und falsche Vorstellungen einige auswärtige Universitäten dahin zu verleiten, daß sie erlaubten allerhand gradus der Marterung mit den Gefangenen vorzunehmen. An Das was zur Defension der Armen dienen konnte wurde im geringsten nicht gedacht, sondern der Betteltanz ging sodann nach Belieben Derer die Gewalt hatten an. Was man gern hören wollte, wurde dem armen Teufel vorgelegt, und wenn er nicht antworten wollte, wurde er vom Büttel solange geleiert, bis er endlich Alles was man verlangte bekennen mußte, weil die Qual die man ihm angelegt mehr als höllisch war. Damit war dann die Sache gut bis an den andern oder dritten Tag; dann wurde dem Inquisiten, was er auf der Folter ausgesagt, nochmals vorgehalten, und Diejenigen, auf welche er Etwas das ihm sonst wol sein Lebelang nicht in den Sinn gekommen bekennen müssen, wurden mit ihm confrontirt. Außerdem nun daß er vor Schmerzen noch ganz sinnlos, wurde ihm abermals mit der Peinbank gedroht, falls er nicht bei seiner einmal gethanen Aussage bleiben würde, und also mußte der arme Märtyrer theils aus Furcht, theils aus Verzweiflung sich selbst und Andere zu Heren und Herenmeistern machen. Sodann wurde diese durch soviel Marter herausgepreßte Aussage wiederum mit neuen Farben ausgeschmückt, und an ein oder das andere Rechtscollegium versandt; und wenn dann das Urtheil kam daß die alte Blitzhere zum Feuer sollte, so war der Richter Freude so groß, als ob sie ein Werk zu verrichten hätten, welches allein fähig, Gottes und der Engel Liebe zu verdienen."

Der Jurist vertheidigte das Verfahren mit allen damals im Herenproceß üblichen Gründen, sprach von Neulingen, die reformiren und die liebe Jugend verführen, sie zu Spöttern und Atheisten machen wollten. Die Geistlichen aber sagten kein Wort dazu, sondern unterhielten sich aus den Zeitungen. Die Reisenden dagegen verschafften sich noch vom Notar Einsicht des geführten Protokolls und fanden zu ihrem Erstaunen und Abscheu daß der armen Here nach dem Gutachten eines auswärtigen Rechtscollegiums eine Reihe Fragen waren vorgelegt worden, die sie nicht nur von der Folter gepeinigt zur Zufriedenheit der Richter beantwortet, sondern daß sie auch in Verzweiflung und Angst öfter selbst gefragt hatte, wie sie antworten müsse. Die Fragen aber waren: Ob sie heren könnte? Wer ihr solches gelehrt? Mit was Worten es geschehen? Wie viel Teufel sie habe? Wie dieselben hießen? Wozu sie solche gebraucht? Ob sie Gott verleugnet? Mit was Worten solches geschehen? Ob sie umgetauft sei? Ob sie nicht Mehre kenne, die auch heren könnten? Wo sie solche kennen gelernt? Ob sie auch an Menschen und Vieh, item an den Feldfrüchten Schaden gethan? u. s. w.

Weitläufig bespricht man noch den Unsinn und die Gräuel der Herenprocesse, deren düstere Zeit uns noch nicht so sehr fern liegt. 73.

Notizen.

Rationalismus in Spanien.

Der Spanier nennt das Käuzchen, strix noctua, mit dem Namen lechuza, ein Wort, das gleich alcuza = aceitera, ein Oelkrug, aus dem griechischen λήκυθος, lecythus, Oelflasche, abstammt. Das Wörterbuch der spanischen Akademie, vierte Ausgabe vom Jahre 1803, sagt unter dem Worte Lechuza: „Ein Nachtvogel, dem Uhu ähnlich, der an verlassenen Orten und in Gebirgen wohnt und Nachts zu den Kirchen zu kommen pflegt, um das Oel aus den Lampen zu saugen; sein Kopf ist dick, seine Augen groß, sein Schnabel länglich und klein, sein Hals kurz, seine Beine sind mit Gefieder und seine Füße mit Wolle bedeckt und mit Krallen bewaffnet. Es gibt verschiedene Arten Käuze, die sich in der Farbe ihrer Federn und der Größe ihres Leibes voneinander unterscheiden, wiewol dieser bei allen größer ist als bei der Stockeule. Noctua, nicticorax." Die achte Ausgabe dieses Wörterbuchs vom Jahre 1837 und nach ihr Salvá's fabrikmäßiger Abdruck (Paris 1838) haben aber nur noch: „Lechuza, ein Raubvogel von der Länge eines Fußes, von weißer oder röthlicher Farbe mit grauen Flecken. Er hat ganz mit Federn bedeckte Beine, einen krummen und starken Schnabel, gleich den Krallen, und so weiche Federn, daß er kein Geräusch macht, wenn er fliegt. Er gehört unter die Nachtvögel und sein Geschrei ist ein eintöniger, trauriger und widerlicher Laut. Noctua!" Der naturhistorische Aberglaube dieses Artikels ist also glücklich hinausspedirt, spukt aber lebensfrisch und lebensfähig noch häufig in den spanischen Classikern alter guter Zeit. Da heißt es nämlich, um nur einige Beispiele anzuführen, in Gracian's „Buch der Urtheile", (Theil 3, Urtheil 12): „Diese Schriftwerke riechen nicht nach Oel, sie sind nicht apollischen Käuzleins." Mateo Lujan de Saavedra's „Guzman de Alfarache" sagt (Buch II, Capitel 2 gegen das Ende hin): „Haben die Weiber gleich den Käuzchen das Oel ausgeschlürft, so lassen sie die Lampe erloschen." Und Quevedo im „El sueño de las calaveras", (in den „Obras", I, 8, Madrid 1772): „Hinter ihm trat ein Mann herein, welcher laut schrie und sprach: »Obgleich ich schreie, habe ich doch keine schlechte und ungerechte Sache, denn allen heiligen Bildern insgemein, wenigstens den meisten habe ich den Staub abgeschüttelt.« Alle erwarteten, von wegen des Staubabschüttelns einen Diocletian oder Nero zu erblicken, aber es kam ein Küster zum Vorschein, der die Heiligenbilder der Altarschreine abstäubte, und damit hätte er sich unterdeß schon in Sicherheit gebracht und gerettet wenn nicht ein Gerichtsrath Jupiter's gesagt hätte, er tränke das Oel aus den Lampen und schiebe die Schuld auf ein Käuzchen, und deshalb wären sie ohne Käuzchen verloschen; er zupfe und zwacke den Kirchenbekleidungen ab, um sich zu kleiden u. s. w." Und derselbe Quevedo sagt in „Las zahurdas de Pluton", („Pluto's Schweinekoben", S. 38): „Wenn Jemand an sein Tagewerk ausgeht und Linkischen begegnet, kehrt er um, als wenn ihm ein Rabe in den Weg käme, oder als wenn er ein Käuzlein hörte." Der Dr. Bartolomé Leonardo de Argensola in der Fabel von der Schwalbe und der Rathsversammlung der Vögel (Fernandez' Sammlung, II, 133, Madrid 1786), singt:

Tu aquí tambien, lechuza, asiento ocupas,
Aunque à las sacras luces acometes,
Lámparas quiebras y el aceite chupas.

76.

Volksschriftsteller.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war der Name eines Volksschriftstellers ebenso gemisbraucht und er galt bei diesem Misbrauche ebenso für entehrend, als jetzt derselbe für höchst ehrenhaft und die Thätigkeit eines Volksschriftstellers für sehr ehrenvoll angesehen wird. Herder schrieb in seinen wahren namentlich auch unserer Zeit nicht genug zu empfehlenden „Briefen zur Beförderung der Humanität" (erste Sammlung, Riga 1793) mit Bezug auf die damals erschienene Selbstbiographie Benjamin Franklin's und seine Schriftstellerthätigkeit: „Seine Einkleidungen sind so leicht und natürlich, sein Witz und Scherz ist so gefällig und fein, sein Gemüth so unbefangen und fröhlich, daß ich ihn den edelsten Volksschriftsteller unsers Jahrhunderts nennen möchte, wenn ich ihn durch diesen misbrauchten Namen nicht zu entehren glaubte. Unter uns wird er dadurch nicht entehrt! Wollte Gott, wir hätten in ganz Europa ein Volk das ihn läse, das seine Grundsätze anerkennte und zu seinem eigenen Besten danach handelte und lebte; wo wären wir sodann!" Wir haben jetzt in Deutschland Volksschriftsteller genug; es kommt indeß hauptsächlich darauf an daß man die Grenzen für die Thätigkeit eines echten und wahren Volksschriftstellers nicht zu weit und nicht zu eng ziehe. „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt." Solche Volksschriftsteller wie eben Franklin war, wie Ahlfeld, O. v. Horn, Jeremias Gotthelf u. A. sind nicht gar zu häufig unter uns anzutreffen. 8.

Koch's „sechs Schöpfungstage".

Der Naturaliensammler Albert Karl Koch, der durch seinen Hydrarchos zu einer Art Celebrität gelangt ist, hat sich auch als geologischer Schriftsteller einen Ruf zu begründen versucht. Freilich wird seine in der wiener Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung erschienene Schrift, welche „Die mosaische Schöpfungsgeschichte in vollem Einklange mit der Geognosie, nebst einer kurzgefaßten Naturgeschichte der merkwürdigen Geschöpfe der Urwelt" behandelt — ein sehr confuses Machwerk voller Mängel an Sachkenntniß — eher dazu beitragen, ihm den Ruf biblischer Gläubigkeit als geologischer Wissenschaftlichkeit zu verschaffen. Von den sechs Mosaischen Schöpfungstagen läßt Koch, um nur ein paar Beispiele von Dem zu geben was man in seiner Schrift zu erwarten hat, die drei ersten durch galvanisches Licht erleuchtet sein und den Diamant als Product von Pflanzen des dritten Schöpfungstages entstehen. Sapienti sat! 75.

Bibliographie.

Ansichten und Politik des Viscount Palmerston als Minister, Diplomat und Staatsmann mit einer Einleitung von G. H. Francis. Aus dem Englischen von Esmarch. Cassel, Balde. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Antoniewicz, K., Missionserinnerungen. Aus dem Polnischen übersetzt von A. Schwarzmann. Breslau, Aderholz. 8. 7½ Ngr.

Aster, H., Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im October 1813. Großentheils nach neuen, bisher unbenutzten archivarischen Quellen dargestellt. Erster Theil. Mit 6 Plänen. Dresden, Arnold. Gr. 8. 6 Thlr.

Becker, K. C., Beiträge zu der Kirchengeschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Frankfurt a. M., mit besonderer Beziehung auf Liturgie. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr.

Brentano, C., Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Nebst einem Bericht über das Bürgerhospital in Coblenz und erläuternden Beilagen. 2te mit Zusätzen vermehrte Auflage. Mit 1 Abbildung. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bruyck, C. v., Dramatische Studie über Friedrich Hebbel's Tragödie: Julia. Wien, Lechner. Gr. 12. 20 Ngr.

Christiani, A., Predigten und Amtsreden. Dorpat, Glaeser. Gr. 8. 24 Ngr.

Costa, H., Die Herzogin von Angoulême. Ein Lebensbild. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Féval, P., Schloß Croïat. Aus dem Französischen. Quedlinburg, Basse. 16. 10 Ngr.

Hanne, J. W., Zeitspiegelungen. Zur Orientirung der Gebildeten in Religion und Sitte. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Heide, G. v. d., Drei Träume. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 26 Ngr.

Hollensteiner, E., Ludwig von Gienanth, k. bayer. Reichsrath, Ritter und Hüttenwerksbesitzer in Schönau, nach seinem Leben und Wirken geschildert. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 6 Ngr.

Acht Jahre in Dänemark. Das Merkwürdigste aus meinem Leben. Zusammengetragen für Verwandte und Freunde, die sich meiner auch nach dem Tode noch gerne erinnern. Von einem Ulmer. Ulm, Gebr. Nübling. 8. 12 Ngr.

Kalisch, D., Herr Caroline! Posse mit Gesang in einem Aufzug. — Er verlangt sein Alibi! Komische Scene mit Gesang. — Ein Abenteuer mit Jenny Lind. Komische Scene mit Gesang. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 16. 8 Ngr.

Kohlbrügge, H. F., Predigten über die erste Epistel des Apostels Petrus. Das zweite Capitel. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lüft, J. B., Betrachtungen über den christlichen Glauben und das christliche Leben. Predigten. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 26 Ngr.

Marriott, Das Abendmahl des Herrn oder die Messe. Christenthum und Papstthum, Diamant oder Glas. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 12 Ngr.

Meyr, M., Franz von Sickingen. Historisches Drama in fünf Aufzügen. Berlin. 1851. 8. 16 Ngr.

Miklosich, F., Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen. Erster Band. — A. u. d. T.: Vergleichende Lautlehre der slavischen Sprachen. Von der kaiserlichen Academie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Möller, J. F., Geistliche Dichtungen und Gesänge auf Unterlagen der heiligen Schrift. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 15 Ngr.

Niggeler, J., Das Turnen, sein Einfluß und seine Verbreitung. Eine vom Bernischen Kantonalturnverein gekrönte Preisschrift. Bern. Gr. 8. 12½ Ngr.

Probepredigten deutscher evangelischer Prediger gehalten vor der deutsch-reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. Nebst einem Anhange Predigten, von Darmstädter und Frankfurter Geistlichen gehalten im Jahre 1850 und 1852. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 16 Ngr.

Vier Probepredigten, gehalten vor der deutsch-reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. von G. Baurschmidt, F. Schwabe, H. W. Seel, K. Sudhoff. Ebendaselbst. Gr. 8. 10 Ngr.

Raven, Mathilde, Schwanwitt. Ein Sommer-Märchen. Düsseldorf, Kaulen. 16. 10 Ngr.

Revolutions-Periode, oder Geschichte von den nordamerikanischen Freistaaten bis auf unsere Zeit. Bamberg. 1851. Gr. 8. 15 Ngr.

Die römische Revolution vor dem Urtheile der Unparteiischen. Aus dem Italienischen nach den Ausgaben von Florenz und Neapel übertragen von M. W. A. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 1 Thlr.

Roßmäßler, E. A., Populaire Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur. 1ster Band. — A. u. d. T.: Mikroskopische Blicke in den innern Bau und das Leben der Gewächse. Mit 15 lithographirten, größtentheils colorirten Tafeln und eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, Costenoble. 8. 27 Ngr.

Rußland nach Demidow in Vergleichung mit andern Monarchien Europa's. Leipzig, Spamer. 8. 25 Ngr.

Sara Martin, die Schneiderin. Eine Lebensgeschichte, erzählt von F. Eckart. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 7½ Ngr.

Schmitz, J. W., Der kleine Kosmos. Eine allgemein verständliche Weltbeschreibung und eine Verwahrung gegen irrige Ansichten und Rückschritte, welche im neuesten Werke eines großen kosmischen Gelehrten vorkommen, und Ergänzung der astronomisch-naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Erfahrungen, welche darin mit Stillschweigen übergangen werden. Köln, J. W. Schmitz. 8. 10 Ngr.

Schwartzenau, S. Freih. v., Der Konnetable Karl v. Bourbon. Bilder aus seinem Leben und seiner Zeit. Mit 2 Plänen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Spindler, C., Lesereien. Im Bade, auf Reisen, auf dem Lande. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 2 Thlr.

Spörlin, J., Predigten. Nebst einem Auszug aus seinem Tagebuche und einigen Notizen über sein Leben. Mühlhausen im Elsaß. Gr. 8. 28 Ngr.

Uschold, J. N., Grundriß der Geschichte der Philosophie. Amberg, Pohl. Gr. 8. 1 Thlr.

Völter, L., Beiträge zur christlichen Pädagogik und Didaktik. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 27 Ngr.

Vogel, C., Handbuch zur Belebung geographischer Wissenschaft für Lehrer und Gebildete überhaupt. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Naturbilder. 3te sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wedewer, H., Die Erziehung vom katholisch-christlichen Standpunkte betrachtet nebst Vorschlägen zur Umbildung und Erweiterung der Selekten-Schule zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 9 Ngr.

Zoepfl, H., Die weibliche Lehenerbfolge in Fuldische und Pfalz-Fuldische Mannlehen und Burglehen. Ein Rechtsgutachten. Stuttgart, A. Krabbe. Gr. 4. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahner, G. E., Nikodemus und der Herr, ein Stück aus Schriftauslegung in 6 Predigten an den ersten Trinitatissonntagen 1851 zu Großglogau gehalten. Heilbronn, Scheurlen. Gr. 8. 5 Ngr.

Förstemann, E. G., Denkschrift zur Feier des 2 August 1852 in Nordhausen. Nordhausen, Förstemann. Gr. 4. 5 Ngr.

Meyer, H., Die Eisenbahn eine Heerstraße. Ein Vorschlag. Magdeburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Naumann, W., Des Deutschen Trost bei dem Zustande seines Volkes. Vier Predigten. Ein Beitrag zur Feier der Erinnerung an das Jahr 1552. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reinkens, Sendschreiben an Hrn. Nedlich, Königlichen Superintendenten &c., als Antwort auf seine „Beleuchtung des neuesten Hirtenbriefes des Kardinals und Fürstbischofs zu Breslau." Breslau, Aderholz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Seel, H. W., Predigt gehalten in der deutsch-reformirten Kirche zu Frankfurt a. M. am 21. März 1852. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 3 Ngr.

Das Sendschreiben des Hrn. General-Superintendenten Dr. Hahn vom 1. Mai 1852 und der Hirtenbrief des Hrn. Cardinal-Fürstbischof Melchior von Diepenbrock gegeben zu Johannesberg am Frohnleichnamsfeste 1852 nebst zwei Beleuchtungen des letztern, abgedruckt aus dem Evangelischen Kirchen- und Schulblatt. Breslau, Schulz u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Spitta, C. J. P., Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue? Predigt am Sonntage nach dem 8. Juni 1852 gehalten. Hannover, Ehlermann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Stein, L., Was ist das Wesen des christlichen Staates? Eine zeitgemäße Frage, erörtert. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 3 Ngr.

Der deutsche Zollverein soll zerstört werden? Stimmen aus dem Süden. Mit einzelnen Zusätzen vom Herausgeber. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXXIV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Vierundachtzigstes Heft.

Inhalt: **Baiern unter den Uebergangsministerien von 1847—49.** Erster Abschnitt. Vom Sturze Abel's bis zu König Ludwig's Thronentsagung. (Schluß.)

„**Die Gegenwart**“ trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon,

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im August 1852.

F. A. Brockhaus.

Illustrirte

Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Juli. Nr. 27—31.

Inhalt: *Die Pilger in der Wüste. — Das Luftschloß. — *Das Münster zu Basel. — Geschwisterliebe. — Thiergeschichten. — *Mexicanische Tempelhügel. — *Juli. — *Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel. — *Die sumatranische Katze. — *Die Weiber von Weinsberg. — Blumen auf den Gräbern. — *Der Guano. — Der Schmiedelehrbube vor dem Gesellencongreß. — *Papageien. — *Der Spürhund. — Wohin? und Wo? — *Der Bilagrund. — Stephan und Oskar. — *Die Pehuenchen. — *Der Sturmvogel. — *Der Blumen Schmuck. — Zur That! — *Erntespiel. — Eichhörnchen; Reh und Nachtigall — *Georg Huebner und der unteröstreichische Urwald. — Das Chamäleon. — Zur Erntezeit. — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im August 1852.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen:

Adelbert von Chamisso's
Werke.

Dritte Auflage.

Erster Band. Mit Chamisso's Portrait.

Kl. 8. Brosch. 15 Ngr.

Diese neue, mit bisher Ungedrucktem vermehrte Auflage erscheint in 6 Bänden.

Jeden Monat erscheint ein Band, der letzte im October d. J.

Jeder Band kostet 15 Ngr.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dichter und Kanzler.

Trauerspiel in vier Aufzügen

von

Franz Poland.

8. Geh. 16 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 35. —— 28. August 1852.

Inhalt.

Historische Denkwürdigkeiten von drei preußischen Generalen.

1. Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig's von der Marwitz auf Friedersdorf, königlich preußischem Generallieutenant a. D. Zwei Bände. Berlin, Mittler und Sohn. 1852. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

Der Herausgeber dieses Nachlasses ist ein auf das Jahr 1848 ärgerlicher Mensch, der gleich mit dem ersten Worte der Vorrede diese seine üble Laune anmeldet, durch welche wir uns indeß unsere Beschäftigung mit dem Buche selbst nicht wollen verkümmern lassen. Hätte er für jenes Jahr seine Vorliebe kundgethan, wir würden das Eine wie das Andere getadelt haben. Denn was kann dem Beruf eines Herausgebers hinterlassener Papiere offenbarer zuwider sein als daß er vorweg seinen eigenen Stempel oder den seiner Partei darauf drücke, das ihm zu allgemeinen Zwecken Anvertraute zu diesem besondern benutze und auf diese Weise das Seinige thue, Jedermann, Genossen wie Gegnern, schon beim Eintreten durch eine zudringliche Weisung Störungen zu bereiten? Es wäre überdies wol zu wünschen daß die Bewahrer biographischer Handschriften die immer schwierige und von allerhand Bedenken umgebene Wahl eines Herausgebers mindestens nicht auf Individuen lenkten, deren ganz eigenthümliche Stellung durch die ängstlichen Rücksichten die sie ihnen auferlegt einem Geschäft solcher Art Gefahr bringen muß, wäre es auch nur die, den Glauben der Leser an die Unversehrtheit der überlieferten Documente zu schwächen. Der Herausgeber versichert hier zwar, Nichts geändert, sondern nur fortgelassen und hier und da gemildert zu haben, aber um Vertrauen zu erwecken sind andere Bürgschaften nöthig als bloße Versicherungen. Der derbe, militairische, fest auftretende und hart anfassende Mann, mit dessen Nachlaß wir es zu thun haben, schien für sein Andenken vor allen andern Rücksichten die zu fodern daß man so wenig als möglich Rücksichten nahm und jedenfalls die Pflege seiner Aufzeichnungen einem verwandten Charakter anvertraute.

Der General von der Marwitz war ein Offizier der in der preußischen Armee der er angehörte in großem Ansehen gestanden hat. Er war unternehmend und entschlossen, einfach im Handeln, kurz im Reden, als Soldat nur von den zwei Begriffen oder Gefühlen geleitet die Ehre und Pflicht heißen, feurig für König und Vaterland, Aristokrat und human gegen Untergebene, Feind und Verächter aller Krümmungen und Ungeradheiten, unverdrossen gegen Schwierigkeiten, ungeduldig gegen Einreden, Umständlichkeiten und Unklarheiten, selbst aber beflissen, seinen Auffassungen der wichtigsten und bestimmenden Lebensverhältnisse so scharfe und erkennbare Umrisse zu geben, als wolle er sich dadurch selbst vor der Gefahr des Deutelns und Auslegens unter allen Umständen ganz sicherstellen. Wäre es ungerecht zu sagen daß solche Charaktere durchaus selten sind, so kann man sie doch noch weniger häufig nennen, und Hr. von der Marwitz zeichnete sich überdem durch Bildung, Kenntnisse und Geschäftsfähigkeiten aus, wie sie zusammen mit den beschriebenen Eigenheiten gemeinhin nicht angetroffen werden. Aufzeichnungen die von solchen Männern herrühren können von dem Historiker nicht hoch genug geschätzt werden. Denn wenn auch Vieles was sie behaupten und erwähnen unrichtig, einseitig und falsch wäre, so bliebe doch Eins übrig das dem geschichtlichen Beobachter unverfälscht dargeboten wird, nämlich der Mann selbst, der wie er ist, wie er spricht, denkt, thut und auffaßt, selbst zu den ausgeprägtesten Kennzeichen seiner Zeit und seines Landes gehört. Wir sind nicht reich genug an solchen Büchern, die für den wahrhaft historischen Gebrauch weit kostbarer sind als alle Productionen berufsmäßiger Schriftsteller, deren eigentlicher Zweck doch immer das Schreiben ist. Hier aber haben wir einen derben Mann vor uns, der viel zu unwirsch ist, um der Feder und dem Papier das Geringste zu Gefallen zu

thun, dem man anmerkt daß er nur eben à son corps défendant schreibt, damit seine Erfahrungen nicht verloren gehen und seine Meinungen, wo sie es überhaupt vermögen, ihren Eindruck machen.

Mit diesen werden wir gleich im Eingang des Buchs bekannt. Hr. von der Marwitz erzählt wie er erzogen und unterrichtet worden, und spricht bei diesem Anlaß von den damals üblichen Erziehungsschriften, die sämmtlich im Geist des 18. Jahrhunderts verfaßt waren. Der Verstand, sagt er, glaubte, nachdem der Aberglaube vertilgt war, überhaupt keine Grenze mehr anerkennen zu dürfen und richtete eine Lehre auf, die bis in ihre Wurzel verfolgt Nichts als ein Auflehnen menschlicher Meinung wider göttliche Ordnung, also ganz eigentlich ein Werk des Satans war. Gebe man die grundfalsche Prämisse zu daß der Staat aus dem Bedürfniß gegenseitiger Hülfeleistung entstanden sei, dann folge auch „die ganze Teufelei, die seitdem Europa auf den Kopf gestellt", ganz logisch aus derselben. Aber so wenig ein Hauswesen sich je von selbst zusammengefunden und nachher sich einen Herrn erwählt habe, sondern umgekehrt, so sei auch nie ein Volk zusammengelaufen und habe sich dann ein Oberhaupt gegeben. Und so wenig der Hausherr dasei, um seine Leute glücklich zu machen, sondern um Ordnung, Gerechtigkeit zu üben und nach seinem Willen Jedem seine Leistung aufzuerlegen, wobei es nicht des Herrn, sondern Jedes eigene Sache sei ob sie sich glücklich fühlen wollen oder nicht, so wenig sei Beglückung des Volks Aufgabe seines Oberhaupts, sondern er übe Schutz gegen Gehorsam, und Ordnung und Recht gegen Leistungen. Es sei allezeit und überall der Fürst dagewesen, ehe das Volk da war. Der Fürst habe sich sein Volk gemacht, wie z. B. in Preußen. Wäre das Volk zuerst gewesen und hätte sich unter Bedingungen einen Fürsten gegeben, so folge daraus unwidersprechlich daß dasselbe Volk mit demselben Rechte den Fürsten auch wieder abthun könne. Man sieht aus welcher Schule Hr. von der Marwitz hergekommen. War es nicht einmal von Haller zu fodern daß er sich, über seine Sätze hinausgehend, die Frage stellte ob der Ursprung der Staaten, zugegeben er sei der oben beschriebene, irgendwie maßgebend sei für seine spätere Entwickelung, so kann man noch weniger von einem Haudegen erwarten daß er sich zu solchen Untersuchungen bequemt haben werde. Das aber war einem verständigen Mann wol zuzumuthen daß er in seinen Beweisführungen sich nicht benahm als hätten von Anbeginn der Welt sämmtliche Fürsten nichts Anderes geübt als Recht und Gerechtigkeit und Schutz, als wäre Alles was über Adelstolz, gutsherrliche Bedrückung und Junkerübermuth gesagt und geklagt worden lächerliches Vorurtheil. Aber so sind diese Herren. Den Staatsphilosophen und Theoretikern werfen sie vor das Leben nicht zu kennen, während sie selbst tausendjährige Gebirge von Druck und Noth wie anmuthige Hügel beschreiben, Ströme von Gewalt und Unrecht als liebliche Bäche darstellen, zuweilen auch das Eine wie das Andere als gar nicht vorhanden, als Visionen behandeln, den Schrei des Unterdrückten für bloße Ungezogenheit ansehen, die endliche Wehr aber des Geplagten für höllischen Trotz höllischer Strafe würdig. Wer mag nicht darauf verzichten, vor Ohren zu predigen vor welchen der laute und rhythmische Donnerchor der Jahrhunderte entweder ungehört verhallt, oder wie sanfttönende Musik klingt, als deren von Gott bestellte Componisten die Landesherren aller Zeiten, die Feudalbarone, die Ritter, Gutsherren und Junker anzuerkennen seien. Wir wollen uns deshalb nur mit Dem beschäftigen was Hr. von der Marwitz erzählt, und nicht mit Dem was er meint, nachdem wir bereits bemerkt haben daß es nicht seine Meinungen sind die seinen Erzählungen ihren eigenthümlichen Werth geben, sondern der Charakter des Mannes, seine rauhe Art mit der er nicht nur den Gegner, sondern auch den Freund behandelt, die schmucklose Derbheit seines soldatischen Urtheils, der auf das Nächste und Greifliche gerichtete Sinn, der ihn mit gleichem Ernst von Staatsverhandlungen wie von Trensen und Kandaren, nassen Stiefeln und engen Kleidern reden macht, endlich seine Stellung, der er genaue Einblicke in mancherlei Getriebe, und dabei jenen zuversichtlichen Takt verdankt den die Gewohnheit größerer Lebensverhältnisse und das Gefühl des eigenen Gewichts gibt.

Hr. von der Marwitz machte seine ersten militairischen Erfahrungen im preußischen Heere welches infolge der polnischen Insurrection auf Warschau rückte. Er war damals 17 Jahr alt. Was er über seine Erziehung im älterlichen Hause und über sein Leben bis zu diesem Zeitraum berichtet ist ganz charakteristisch für die Sphäre der er angehört, sonst aber nicht von Belang. Sein Patriotismus ärgert sich heftig an dem bittern Tadel den die preußische Politik gegen Polen erfahren. Er sagt bei dieser Gelegenheit: „Unsere Nation hat die sehr üble Eigenschaft immer laue und ohne Rücksicht Partei zu nehmen gegen ihre eigene Regierung in Sachen die das Ausland betreffen." Er hebt dagegen das einmüthige Zusammenhalten anderer Völker zu ihren Regierungen gegen das Ausland hervor. Darauf aber ist zu sagen daß solcher Nationalsinn allein der Preis der Kraft, Consequenz und des Erfolgs der Regierungen sein kann, Halbheit aber, Schwäche und Niederlagen ihn nicht hervorbringen können. Ueber Preußens Verhalten gegen Polen ist längst schon kein Wort mehr zu sagen nöthig. Friedrich II. hatte an die königliche Republik bekanntlich in einer Note die Erklärung gerichtet, Preußen sei für ewige Zeiten durch Nothwendigkeit ihr Verbündeter; ihre Freiheit und seine Macht seien voneinander abhängig, ihr Untergang müsse unausbleiblich den Preußens nachsichziehen, denn wie sollte Preußen sich gegen einen Besieger und Beherrscher Polens behaupten können? Es waren nicht zwei Decennien seit dieser Erklärung vergangen, so unterzeichnete derselbe Friedrich einen Tractat mit Polens Erbfeind, wodurch sich in einem geheimen Artikel beide Mächte verpflichteten, durch alle, auch gewaltthätige Mittel die Aufrechthaltung derjenigen polnischen Verfassung durchzusetzen, die das Verderben dieses

Staats unausbleiblich herbeiführen mußte, und deren vorübergehende Beseitigung der willkommene Anlaß zur zweiten Theilung des Landes wurde. Wie Friedrich angefangen hatte, so mußten seine Nachfolger fortfahren; dem Patriotismus der Nation kann hierbei Nichts zugemuthet werden als höchstens schweigend zuzusehen. Die Völker lassen Verrath und Tücke geschehen, wenn Großes dabei herauskommt für Macht und Ruhm. Wenn aber die Erfolge keine andern sind als die welche Preußen bei der polnischen Theilung gehabt, nämlich am kärglichsten bedacht zu werden, neue verwundbare Seiten zu schon allzu vielen alten zu bekommen und nur in drückendere Abhängigkeit vom Nachbar zu gerathen, so ist schwer einzusehen wie solche Politik die Herzen der Völker oder auch nur ihre Zungen gewinnen könne. Hat doch Hr. von der Marwitz selbst nicht den Muth bei Erwähnung des Baseler Friedens und der Besetzung Nürnbergs noch gut preußisch zu bleiben. „Dieser Gewaltstreich", sagt er, „erschütterte das Vertrauen zu uns für alle Folge, wir mußten Nürnberg doch wieder räumen und wurden auf das ehrenrührigste compromittirt." „Es scheint", setzt er hinzu, „daß dem in seinen besten Absichten betrogenen König (Friedrich Wilhelm II.) die Politik und die äußern Verhältnisse zum Ekel wurden und daß er sie gänzlich Haugwitz überließ, um nur Ruhe zu haben. Auf andere Weise kann ich mir wenigstens jene Vorfälle nicht erklären, weil sie seinem ehrliebenden Charakter ganz widersprechen." Indeß es waren nicht blos die auswärtigen Geschäfte die „um Ruhe zu haben" preisgegeben wurden. Nachdem der König ohne Ruhm vom Rhein und ohne Erfolg von der Weichsel nach Haus gekommen war, überließ dieser, wie der große Kant sagt, „tapfere, menschenliebende, redliche und, von gewissen Temperamentseigenschaften abgesehen, durchaus vortreffliche Herr" den ganzen Staat Leuten die um kein Haar besser waren als Haugwitz. Man muß sich die Lage der damaligen Dinge vergegenwärtigen und besonders nicht vergessen daß des Königs Zustand seit Jahresfrist täglich Gerüchte über seinen Tod aufgebracht hatte, um die Ungeduld womit man in Berlin seiner endlichen Auflösung entgegenharrte verzeihlich, nicht „sträflich" zu finden. Ueber die Haltung des Publicums gegenüber einer Hofwirthschaft wie die damalige ließen sich vielmehr ganz andere Betrachtungen anstellen, bei welchen das Wort „sträflich" seinen Platz sicherlich nicht neben dem Publicum erhalten würde.

Als der König gestorben war, schloß man in Berlin die Thore und öffnete sie erst nach Vereidigung des Militairs und der Behörden. Als sich nachher an demselben Tage die Gendarmen auf dem Opernplatz versammelt hatten, hielt vor ihnen General Elsner eine Rede, ließ Friedrich Wilhelm III. leben und erregte durch diese Bezeichnung des Namens des neuen Königs Verwunderung, indem die Meinung gewesen war er werde sich Friedrich nennen. Dies soll auch des Königs Absicht gewesen sein; wie er aber erfahren daß man ihm auch schon in Potsdam ohne Befehl unter jenem Namen gehuldigt, soll er gesagt haben: „Mag auch wol leichter sein Friedrich Wilhelm zu heißen als Friedrich." Wenig Züge schildern die Art dieses Königs besser als dieser.

Die politische Lage Preußens nach dem Regierungswechsel faßt Hr. von der Marwitz mit kerngesundem Verstande auf und zeichnet mit fester Hand den weder schwierigen noch gefahrvollen, vielmehr einzig sichern Weg vor den Preußen während des östreichisch-russischen Feldzugs von 1799 hätte einschlagen sollen, um die günstigste Gelegenheit, die sich denken ließ, zur Hegemonie in Deutschland zu gelangen, schon damals zu ergreifen. Es sind seitdem, wie Jedermann weiß, noch weit günstigere gekommen und nicht ergriffen worden. Jedermann weiß ebenso wol welche Folgen die damalige Schwächlichkeit und Kurzsichtigkeit für Preußen herbeigeführt hat; wird die neueste Wiederholung ganz ähnlicher, zum Erschrecken ähnlicher Fehler und Sünden glücklichere Folgen haben können? Unter dem niederschlagenden Eindruck der Gegenwart liest man die schonungslose Verurtheilung einer ganz analogen Vergangenheit mit wahrhafter Genugthuung, umsomehr als sie von einem bis zur Einseitigkeit befangenen Patrioten herrührt. Hr. von der Marwitz macht keine Umstände, er nennt Oestreichs Politik „niederträchtig", die Friedenseiferer am preußischen Hofe „Canaillen", den König „Zauderer". Er mochte, da der Luneviller Friede scheinbar Ruhe gebracht und ebenso scheinbar Denen Recht gegeben hatte die den König zur Neutralität bewogen hatten, vorerst nicht weiter dienen. Das Exerciren im Frieden und zum Frieden begann ihm lästig zu werden. Sein Regiment überdies war in Verfall gerathen. Die Hoffnung die er gehabt, der junge König werde eifrig, wie er angefangen hatte, in die Regierungsgeschäfte einzugreifen fortfahren, erwies sich als trügerisch. Er nahm seinen Abschied und erhielt ihn im Jahre 1802 vom Könige, von welchem er sagt daß es höchst undankbar sein würde, wollte er dessen „persönliches Betragen gegen ihn nicht mit vollkommener Zufriedenheit anerkennen", und die für Beide charakteristische Bemerkung hinzufügt, der König habe immer eine Art von Scheu gehabt, Hr. von der Marwitz „möchte ihm irgend etwas Unangenehmes gerade heraussagen".

Was hilft es ein Militairstaat zu sein oder zu heißen, große Siege und große Männer hinter sich zu haben? Die Armee ist was der den Staat beherrschende Geist ist, aber nicht umgekehrt. In ihr kann die gewaltigste Kraft sein, der entschlossenste Wille, der unternehmendste Muth, während im Staate Furcht, Schwäche, Zweideutigkeit die Führung haben und den Ausschlag geben. Die Manschetten sind mächtiger als die Epauletten, der Pallasch muß sich vor dem Gänsekiel in seine Scheide verkriechen, die Rüchel und die Kleist gehorchen, die Lombard und Haugwitz befehlen. Die Herren vom Degen, die einsichtsvollern unter ihnen gewiß, sollten daher einräumen daß ihre Macht von Bedingungen abhängt über die sie selbst keine haben. Und daß große

Erinnerungen ihre großen Gefahren einschließen, wer kann es bezweifeln? „La mémoire du Grand Frédéric nous a égaré", sagte die Königin Luise zu dem Sieger vom Jahre 1806. So wenig Roßbach Jena, so wenig hat die Katzbach Bronzell verhindert. Aus Besorgniß das Gedächtniß Friedrich's könne noch ein mal in die Irre führen, hat man zuletzt für rathsamer gehalten lieber gar nicht an ihn zu denken. Und doch ist noch heute Preußen vorzugsweise Militairstaat.

Die Zeit zwischen seinem Abschied und seinem Wiedereintritt im Jahre 1805 verwendete Hr. von der Marwitz auf die Bewirthschaftung seines Gutes Friedersdorf. Er hat später in der Landwirthschaft den bewährtesten Zeugnissen zufolge Vorzügliches geleistet, daher es von Interesse ist von ihm zu hören, daß er das Meiste in diesem Fache einer merkwürdigen Frau verdankt, der Tochter des Generals von Lestwitz, desselben, dem Friedrich in der Schlacht bei Torgau, da er ihn mit wieder gesammelten Leuten eines zersprengten Flügels auf den Feind losrücken sah, die Worte zurief: „Lestwitz, das werde ich Ihm nie vergessen." Diese Frau war eine Heldin auf dem Lande, von der das Gerücht aussagte daß sie gegen ihre Bauern die Peitsche zu führen verstehe, wogegen sie aber ihr Verehrer und Lehrling vertheidigt, sie eine Mutter ihrer glücklichen Untergebenen und zudem eine höchst geistreiche und unterrichtete Frau nennt.

Hatte Hr. von der Marwitz nicht mit der Uniform im Sumpfe eines faulen Friedens stecken bleiben wollen, so war es ihm noch viel weniger möglich, nicht sogleich wieder in die Uniform zu fahren, als er sich von der scharfen Luft eines herannahenden Kriegs angeweht fühlte. Er war zu jung um es für denkbar zu halten daß Preußen auch jetzt wieder, da Napoleon wider Oestreich und Rußland zog, nichts Anderes thun werde als zusehen und warten. Wenn die damaligen preußischen sogenannten Staatsmänner entnervt waren, was Niemand leugnen wird, so waren sie es sicherlich nicht durch die Lecture Montesquieu's. Denn in diesem steht, wie ihnen Gentz gelegentlich einmal zugerufen hat, eine Stelle, die ihnen mit der anschließendsten Genauigkeit das Schicksal angibt das eine Politik wie die ihrige ihrem Staat unvermeidlich bereiten mußte. Ueber dieses Jahr 1805 ist Alles gesagt worden was sich sagen läßt. Das Capitel ist erschöpft. Man muß es aber als einen Beweis ungewöhnlicher Klarheit ansehen und als ein Zeichen nicht geringer geistiger Freiheit schätzen, wenn ein Mann wie Hr. von der Marwitz auf Anlaß des damaligen Benehmens Preußens folgende Aeußerung thut:

> Jetzt handelte es sich für jeden Deutschen nur darum, ob er bis zu der letzten und unausbleiblichen Katastrophe, die auch sein Vaterland und ihn selbst in Sklaverei stürzen mußte, noch ein schmachvolles Leben in seinem schlechten Schlupfwinkel fortführen oder alle seine Kräfte gegen diesen Wortbrüchigen, diesen Treulosen, diesen Räuber, diesen Mörder noch ein mal anstrengen wollte. Ich selbst fühlte dies so tief daß ich mit der größten Ungeduld erwartete was die deutschen Fürsten und unser König thun würden. In der That was redet man von dem edeln Enthusiasmus von 1813? Im Jahre 1805 war es Zeit edeln Enthusiasmus zu zeigen. Damals galt es noch, ehe man selbst etwas verloren, Schmach und Verderben vom Vaterlande abzuwenden. Wie nachher zur gerechten Strafe ein Jeder in seinem Hause geplagt und gepeinigt und ihm das liebe Geld aus der Tasche genommen war, und wie zum Ueberfluß Gott in seinem ungeheuern Strafgericht die französische Armee in Rußland vernichtet hatte, da war es keine Kunst Enthusiasmus zu zeigen.

Hr. von der Marwitz flog also zum Dienste, wurde angenommen und als Rittmeister und Adjutant dem Fürsten Hohenlohe beigegeben, der ihn anfangs kalt aufnahm und unbeschäftigt ließ. Schon vor seiner Ankunft bei diesem seinem neuen Chef durch die in Berlin angetroffenen Ansichten verstimmt, durch die ihm unbegreifliche Richtung, welche man dem Marsch des preußischen Heeres angewiesen hatte, verwirrt, ward er, in Dresden, dem Hauptquartier des Fürsten, angelangt, vollends durch Massenbach außer Fassung gebracht, der ihn mit den Worten anließ: „Was wollen Sie hier? Krieg führen? Es wird kein Krieg! Gegen die Russen müßten wir. Aber hier, der König müßte toll geworden sein!" Und wie der junge Rittmeister von Ehre zu reden anfing, sprach Massenbach: „Ehre ist ein Hirngespinnst, die kann man nicht fassen, unsere Ehre wäre mit Napoleon gemeinschaftliche Sache zu machen, aber er wird schon früher fertig werden!" Der Rittmeister ging und sagte zu sich: Also darum hättest du Alles was du hast im Stiche gelassen? Die Charakterzeichnung die an dieser Stelle des Buchs von Massenbach, diesem berüchtigten und gefährlichen Projectemacher, gegeben ist, hat den Werth ungeschminkter Wahrheit. Ein neues Bild zu schon so vielen bekannten Bildern, die Trostlosigkeit damaliger Zustände zu veranschaulichen! Während die preußischen Truppen auf dem Marsch statt nach Böhmen nach Erfurt begriffen sind, declamirt im Hauptquartier der Chef des Generalstabs gegen den Krieg in den jene Truppen auszogen, und Alles geht in planlosem Hin und Her bis die Schlacht von Austerlitz geschlagen ist, deren Ausgang nach Napoleon's unumwundenen Geständniß ein ganz anderer war, wenn jene Truppen statt nach Thüringen nach Mähren marschirt wären. Unter den verschiedenen von Hrn. von der Marwitz geschriebenen Aufsätzen, welche seiner Biographie beigegeben sind und den zweiten Band seines Nachlasses bilden, befinden sich über den eben besprochenen Zeitraum Bruchstücke aus seinem Tagebuch, worin er nachweist, wie es auch nach Austerlitz noch dringend gebotene Politik Preußens war, sich mit der geschlagenen Armee der Verbündeten zu vereinigen und die Franzosen in Deutschland zu vernichten. Dies Tagebuch wollte damals kein deutscher Buchhändler herauszugeben wagen, obgleich noch kein Palm erschossen war. Es ist kein Zweifel daß Rathschläge wie die jenes Tagebuchs noch weit übler von Preußen wären aufgenommen worden als von Napoleon. Der edelmännische Tic des Verfassers will ihn allzu oft verführen daß er seinen geliebten Stand mitten im Dunst der Schande, in die sein Vaterland gekommen war, ganz

allein im Lichte der Ehre strahlen lasse. Dies Bestreben aber ist ein gar zu verzweifeltes, und nachdem er selbst bei der Schilderung des damaligen Berlin von „der Corruption der hohen Civilbeamten, der obersten Militairbehörden und des vornehmen und geringen Pöbels" gesprochen, kann er Niemand mehr täuschen wenn er unmittelbar hinterher die Verächtlichen allein „bei den Gelehrten und dem nichtswürdigen gebildeten Mittelstande" zu suchen vorgibt, Ehrgefühl aber und altpreußisches Herz nur bei den Andern und bei dem „eigentlichen Volk". Das ist das Ergötzliche und Possirliche daß alle Parteien sich auf das eigentliche Volk zurückziehen: das Volk ist immer vortrefflich, immer ehrenwerth, immer loyal, treu, aufopfernd, hingebend, todesmuthig, hochherzig. Da aber alle Parteien sammt und sonders dies eigentliche Volk für sich zu haben behaupten, so sollte man meinen daß jeder von ihnen eben dadurch klar werden müsse, dies Volk sei nur in ihrer Einbildung vorhanden. Wir würden vorgezogen haben Hrn. von der Marwitz wenigstens von dieser Thorheit, die sich ohne Unklarheit oder ohne Heuchelei nicht hegen läßt, frei zu finden, wogegen wir ihm seine Geringschätzung der Gelehrten und Gebildeten gern hingehen lassen; und wenn er von diesen, als gälte es nicht genauer und besser von den Seinigen, hinschreibt daß sie „nach laxen Grundsätzen, Redensarten nach der Mode, auch wol nach einer guten Tafel" ihr Urtheil einrichten, so belächeln wir den sonst wackern Mann und finden Beruhigung bei der anerkannten Nothwendigkeit daß es auch solche Käuze geben muß.

Er hatte nun zwei Erfahrungen in und mit Preußen gemacht. Die Vorspiele zu der Katastrophe von 1806 waren geschehen, er sollte nun die dritte machen. Der Enthusiasmus, der ihn zu den beiden ersten getrieben, war, wie er sich selbst ausdrückt, zu der Resignation seine Pflicht zu thun herabgestimmt. Er fand in Berlin die Gelehrten und Gebildeten zu einer mächtigen Partei angewachsen, alle Schlechten und Schwachen um sie herum, einzelne Truppenabtheilungen von Offizieren commandirt, die aus Habsucht oder falschem Ehrgeiz Napoleonisch gesinnt waren; vermuthlich waren auch sie durch den Einfluß der Gelehrten und Gebildeten zu dieser Habsucht und diesem Ehrgeiz verführt worden. Er kam zum Fürsten Hohenlohe, dem Mann des Tages, weil er dem Rheinbund den Rücken gekehrt und sein Land abgegeben hatte um als General Preußen zu dienen. Der Fürst sagte ihm: „Es gibt Krieg", er aber erwiderte, es werde gewiß wieder wie im vorigen Jahre ein miserabeles Ende nehmen; zuletzt ließ er sich, mehr überredet als überzeugt, zum Wiedereintritt ins Heer bestimmen. Auch über den Feldzug von 1806 enthält der oben erwähnte zweite Band ein nicht unwichtiges Tagebuch. Hr. von der Marwitz, damals noch nicht 30 Jahre alt und Rittmeister, war nicht in der Lage Einsichten in die bestimmenden Verhältnisse durch eigene Anschauung oder Theilnahme zu gewinnen. Dennoch ist sein Tagebuch an Aufschlüssen darüber reich, aber er bleibt uns die Angabe seiner Quellen schuldig. Darin stimmt er mit den gültigsten Zeugen überein daß der Herzog von Braunschweig den Aberwitz seines eigenen Kriegsplans vollkommen erkannt, ihn aber im Unglauben an einen guten Ausgang des Kriegs als den zur Einleitung von Friedensunterhandlungen geschicktesten dem gleichgesinnten König empfohlen habe. Aber in keiner andern Darstellung dieser Begebenheiten erinnern wir uns so durchgehend Massenbach als den bösen Geist der Alles verdarb, durchkreuzte, lähmte und verwirrte angetroffen zu haben. Massenbach hiernach war es der um das rechte Saalufer nicht zu verlassen, wie er sich von Anbeginn in den Kopf gesetzt hatte, erhaltene Befehle unausgeführt ließ, den Herzog mit Erfindungen hinterging, gegen Prinz Louis intriguirte, drei zur Aufstellung bei dem wichtigen Hochdorf unersetzliche Tage verloren gehen ließ, den Herzog aber im Glauben erhielt daß diese Aufstellung vollzogen sei, und die Zersplitterung aller Kräfte und das Fehlschlagen aller Einleitungen durch seinen Egoismus und Hochmuth in solchem Grade bewirkte daß der Fürst Hohenlohe schon am 10. October in Gefahr war seine vereinzelten Heerestheile aufgerieben zu sehen. Als dann am 13. der Feind Nichts weiter als den Landgrafenberg innehatte und zwar ohne Geschütz und, wie Hr. von der Marwitz sagt, zu einem leichten und glänzenden Sieg eben der Angriff des Fürsten beginnen sollte, war es abermals Massenbach, der Gegenbefehle brachte und Alles vereitelte, und wiederum er war es, der Tags darauf, als ein entscheidender Cavalerieangriff auf die französische Tirailleurlinie befohlen war, im Augenblick der Ausführung erschien, Halt rief und die Bewegung als ganz unthunlich verhinderte. Kurz, nach der Darstellung die dieses Marwitz'sche sehr lebendige und interessante Journal von den Octobertagen gibt und welche als das militairische Ergänzungsstück zu dem bekannten Gentz'schen Beitrag zur geheimen Geschichte dieser Begebenheiten betrachtet werden kann, würden die Dinge wenn nicht glücklicher doch jedenfalls weniger unheilvoll ausgegangen sein, wenn Massenbach nicht gewesen wäre. Es ist oftmals behauptet worden die preußischen Truppen hätten sich damals mit alter Tapferkeit geschlagen, aller Vorwurf treffe allein die Führung. Aber diese Behauptung ist längst widerlegt, und Hr. von der Marwitz, der sie sicherlich gern unterstützt haben würde, bringt zahlreiche Thatsachen gegen sie zu Tage. Er erzählt wie am 14. October die ganze Linie vor einem weit geringern Trupp Franzosen umkehrte, wie der Fürst selbst Feuer commandirte, aber kein Schuß fiel, wie die Offiziere scharf in die Flüchtigen einhieben, wie das Regiment Sanitz vor französischen durch Gebüsch feuernden Schützen umkehrte, die Offiziere ihr Mögliches thaten, aber vergeblich, „denn sobald wieder einige Kugeln einschlugen, kehrte das Regiment von neuem um". Auf dem Rückzuge bei Oberweimar von feindlicher Cavalerie verfolgt, geschah dem Fürsten abermals daß auf sein Commando „Feuer!" die Mannschaft umkehrte und davonlief. Es schien, erzählt Hr. von der Marwitz, daß der Fürst den Tod suchte; „ich drehte ohne

Weiteres sein Pferd um, gab demselben einen tüchtigen Hieb und hatte an der Brücke das Glück den durch ein anfahrendes Geschütz schon aus dem Sattel geworfenen Fürsten aufrechtzuerhalten, er wäre ohne Zweifel zertreten worden". Was von einem Massenbach zu halten, diese Frage wirft seit 1806 und nach den Aufschlüssen die er selbst über sich zu geben für angemessen erachtet Niemand mehr auf. Aber was soll man von einem Manne wie der Fürst Hohenlohe urtheilen, der am 18. October einen höchst verständigen Rückzugsplan, der vom Major von der Knesebeck ausgegangen war, auf den Rath desselben Massenbach verwarf, den er vier Tage später unter der Versicherung ganz frei von dem Einfluß desselben zu sein für einen total Verrückten erklärte, den er reden lasse was er wolle, und den er auf der Stelle verhaften lassen werde, falls er Miene mache seine politischen der französischen Allianz günstigen Ansichten in die That zu übersetzen? Es übersteigt die Fassungskraft eines ernsten Beobachters daß in Tagen wichtigster, größter, auffassendster Entscheidung ein Fürst, dem ein Oberbefehl gegeben war, und dessen Hingebung an seine Aufgabe bereits die denkbar höchsten Bürgschaften gegeben hatte, sich selbst seinen Ruhm, sein Heer und sein Vaterland dem bestimmenden Rath eines Menschen von offen bekannter französischer Gesinnung und tausendfach compromittirtem Urtheil und Charakter bis zum letzten Augenblick hat überlassen können. Denn selbst bei der Capitulation Hohenlohe's hat Massenbach durch seine Versicherung daß die Armee von feindlichen Corps, die er selbst gesehen, eingeschlossen sei den Ausschlag gegeben. Wir wissen schon wie es um das Gleichgewicht steht, das Hr. von der Marwitz in seinen Urtheilen zu bewahren weiß. Es ist nicht wenig auffallend, ihn mit unablässiger, wenngleich gerechter Verfolgung Stein auf Stein wider Massenbach werfen zu sehen, während er kaum den Finger gegen den viel höher verantwortlichen, also durch Schwäche weit schuldigern Fürsten hebt. So viel Leidenschaft auf der einen und so viel Nachsicht auf der andern Seite kann das Vertrauen in die Angaben des Mannes nicht mehren. Er wußte sehr genau daß die Schicksale von 1806 durch eine Gesammtheit von Umständen so mächtiger Art herbeigeführt worden, daß gegen ihr Gewicht hundert Massenbach mit hundertfachen Fehlern nicht in Betracht kommen können. Läse aber ein völlig Unkundiger sein Tagebuch, so müßte er unvermeidlich glauben, die ganze Katastrophe sei durch jenen einzigen Mann herbeigeführt; er müßte auch glauben, wenn er in diesen Denkwürdigkeiten die Darstellung des traurigen Benehmens der preußischen Landeskinder gegen die als Sieger einrückenden Franzosen liest, daß die Schmach dieses Vorwurfs nur gewisse Stände treffe, während der Adel rein davon geblieben sei. Solche Behauptungen gegenüber den offenkundigsten und tausendfältig besprochenen Thatsachen kann man ihrer eigenen Verzweiflung überlassen. Aber der Cynismus sie aufzustellen ist darum nicht weniger unleidlich. Keine Einseitigkeit ist für Unwissende verfänglicher als die mit den Formen der Gradheit umgeben ist; Rauheit ist die sicherste Umhüllung der Glätte, und Nichts schützt Gefälligkeit besser vor übler Deutung als das Wesen und der Ruf der Derbheit. Hr. von der Marwitz war ohne Zweifel ein Mann von großer Liebe zur Wahrheit, aber dabei von einem Temperament das diese Liebe oft genug unfruchtbar machen mußte, ein soldatischer Aristokrat der seine instinctiven durch Tradition und Gewohnheit genährten Sympathien und Antipathien nur dann bemeistern konnte wenn er dazu commandirt war; man würde daher gegen das Prädicat eines altrömischen Charakters, das der im Eingange dieses Artikels besprochene Herausgeber ihm beilegt, Manches einzuwenden haben, wüßte man nicht daß auch die alten Römer, die Patricier vor Allen, sehr wohl wußten daß der Parteigeist nur dann eine Macht ist wenn er von der Gerechtigkeit nichts Anderes borgt als die Binde die sie vor den Augen hat.

In die Hohenlohe'sche Capitulation mit eingeschlossen suchte Hr. von der Marwitz seine Auswechselung zu bewirken, und da er vernommen daß der König sich entschlossen habe den bekanntlich von demselben Zastrow, dem bald darauf die auswärtigen Angelegenheiten übergeben wurden, verhandelten schmählichen Frieden zu verwerfen, so begab er sich auf Umwegen und mit Hülfe von Lisien die ihn durch Schwedisch-Pommern brachten zum König nach Königsberg. Die oberste Pflicht war ihm unter allen Umständen der Dienst des Vaterlands, des Königs, und wie großen Schaden seine Abwesenheit, feindliche Einquartierung und Feuersbrünste seinem Haus und Hof zugefügt hatten, es galt ihm dies Alles wenig gegen jenen höhern Ruf. Man kann sich die Empfindungen eines so gesinnten Mannes vorstellen, als er beim Hoflager angelangt und vom König mit Thränen in den Augen und mit den Worten: „Nicht vergessen!" empfangen, alsbald die Erfahrung machte daß das erlebte große Unglück in den Gemüthern der Menschen keinerlei Aenderung bewirkt, weder ihren Willen umgestimmt noch ihre Einsichten gebessert hatte. An der allgemein herrschenden Schlaffheit und unterwürfigen Begier nach Frieden und Ruhe prallte aller Ungestüm der einzelnen Entschlossenen ab. Die Contribution für die bald erwarteten Franzosen hatten die Königsberger schon zurechtgelegt; wenn aber, sagt Hr. von der Marwitz, der König eine Contribution zur Fortsetzung des Kriegs gefodert hätte, „würden sie Zetermordio geschrien haben". Man könnte Tragödien machen, preußische Tragödien, deren Gegenstand die Verzweiflung des Herzhaften wäre, der sich für ein Vaterland aufopfern will, aber nirgend ein Vaterland findet und zuletzt keinen Ausweg sieht als den in jenen Tagen nicht selten gewählten Selbstmord. Hr. von der Marwitz fand Nichts zu thun. Männer wie Gneisenau irrten geschäftslos in den Straßen umher und meldeten sich beim englischen Gesandten um in britische Dienste zu treten. Was unter solchen Umständen im Kopfe eines Patrioten vorging, der doch nach eigenem Ausdruck den König „die Seele des Vaterlands" nennt und Friedrich Wilhelm's III. brandenburgisches Herz

mehr als ein mal rühmt, das geht am anschaulichsten aus folgender Erzählung der Denkwürdigkeiten hervor:

Ich hatte, nachdem es mir bei allen Andern fehlgeschlagen, wirklich nichts Geringeres im Sinn als den Prinzen Wilhelm, der im Kriege zu jedem Wagestück geneigt ist, nachdem man den König nach Rußland persuadirt oder wenn ihn die Kriegsereignisse dorthin geführt haben würden, dahin zu bringen, seinem Bruder selbst wider dessen Willen sein Königreich wieder zu erobern. Und ich brachte ihn so weit, daß wenn Jemand ihm die Truppen hätte in die Hand geben und sagen können: Da sind sie, er mit selbigen losgezogen wäre. Seit der Zeit hat der Prinz Wilhelm mich immer mit besonderer Zuneigung beehrt.

Für solche Plane schwand jede Hoffnung als die Kriegslage eine solche Wendung nahm daß der Hof nach Memel ging. Hr. von der Marwitz meinte nun, daß wenn er den Untergang Preußens thatenlos mit anzusehen verdammt sein solle, er dies besser zu Hause thun könne. Er schrieb dies an den König, hinzufügend daß wenn Se. Maj. befehle er bis ans Ende bei ihm ausharren wolle, nur habe er kein Geld mehr. Der König schickte ihm 200 Friedrichsdor, und nun blieb er und erhielt die Erlaubniß zur Bildung eines Freicorps, das, als es nach großer Mühe und Noth zusammengebracht war, aus den „brauchbarsten Kerls" bestand, welche brauchbarste Kerls, nachdem der Friede von Tilsit ihnen bekanntgeworden war, einer nach dem andern desertirten. Bei diesem Anlaß macht Hr. von der Marwitz die unwidersprechlich richtige Bemerkung daß das Gerede von Nationalität und Vaterlandsliebe als den alleinigen Bedingungen der Trefflichkeit einer Armee auf Erfindung müßiger Schreiber beruht, die selbst am wenigsten geneigt sind dem Vaterland mit irgend etwas Anderm zu dienen als mit Redensarten. Das Freicorps wurde auf königlichen Befehl aufgelöst; die Abschiedsrede die Hr. von der Marwitz an die Ueberreste desselben hielt ist im zweiten Bande abgedruckt. Nun blieb er bis zum Wiederausbruch des Kriegs den öffentlichen Angelegenheiten fern auf seinem Gute. Eine Episode in seinem Leben während dieses Zeitraums bildet ein fünfwöchentlicher Festungsarrest, zu welchem er infolge heftigen Tadels der Hardenberg'schen Verwaltung verurtheilt worden. Als er sich dann nach Erlaß der kalischer Proclamation in Breslau einfand und auf Anstellung wartete, machte man ihm bemerklich, er sei doch immer eine Art Rebell und könne nicht verlangen daß der König den ersten Schritt gegen ihn thue. Er bekam die Führung einer Landwehrbrigade.

Ueber die Lage der Dinge beim Ausbruch des Kriegs wollen wir ihn selbst reden lassen:

Die Allianz war geschlossen, der Krieg sollte losgehen. Hardenberg war des Beitritts der Oestreicher gewiß. Kaiser Franz aber war ein Mann auf den sehr wenig zu rechnen war; er hatte dieselben bürgerlichen Ansichten, dieselbe bürgerliche Lebensart wie unser König, aber nicht seine Festigkeit und Ausdauer. Sein Minister, der Fürst Metternich, war ein Mensch wie Hardenberg, aber viel schlechter, ebenso liederlich, ebenso unordentlich, ebenso dissipirt, aber mit weniger Ehrgefühl und mehr Pfiffigkeit. Dieser machte Hardenberg glauben er werde mitgehen, rüstete deshalb, ging aber eigentlich nur darauf aus, während wir Frankreich und Rußland uns schwächten, die Richterwage in die Hände zu bekommen und dann durch Unterhandlungen etwas Kleinliches für Oestreich zu erlangen. Für unser Land war es das größte Glück daß Hardenberg ein so arger Windbeutel war und allen Schein für Wahrheit nahm. Dieser fünfundsechzigjährige Jüngling rettete das Vaterland, da ein besonnener und redlicher Minister es würde verdorben haben. Er glaubte, der Krieg werde ein leichter Siegeszug sein und am Rhein einen hübschen Frieden zur Folge haben. Ein erfahrener Staatsmann würde gewußt haben daß Napoleon bald wieder mit 100,000 Mann in Thüringen erscheinen würde, daß die russische Armee nur auf dem Papier existire, daß Oestreich es nicht redlich meine; er hätte unter diesen Umständen dem König niemals zum Kriege rathen können.

Die Richtigkeit dieser barschen Auffassung der Menschen und Verhältnisse wird schwer zu bestreiten sein; nur geht es dem strengen Richter wie er es verdient, daß die Wirkung seines Urtheils auch wo es gerecht ist durch die Gereiztheit seines Temperaments, die sich an andern Stellen allzu deutlich kundgibt, geschwächt wird. Hardenberg's Leichtsinn, sein rasches Vertrauen, seine Unbedenklichkeit gingen aus einem edeln Grunde und warmen Herzen, dem das Gemeine widerstrebte, hervor. Wenn ein Staat zu beklagen sein kann der einem solchen Minister in die Hände fällt, so ist doch auch ein Mann nicht zu beneiden, der den hochherzigen Quell der Schwächen eines solchen Charakters so wenig zu erkennen im Stande ist daß er in seine Denkwürdigkeiten und zwar gleich auf die vordersten Blätter hineinzuschreiben wagt, Hardenberg habe aus königlichen Geldern während seiner ansbachischen Verwaltung 200,000 Gulden sich selbst zugewendet. Solche Wirkungen eines concentrirten Hasses, dessen naheliegender Ursprung in angegriffenem gutsherrlichen Hochmuth und Geldbeutel zu suchen ist, welche beide bekanntlich von der Stein-Hardenberg'schen Verwaltung ziemlich ernst zur Rechenschaft gezogen worden, sind auf jedem Blatte des Buchs anzutreffen. Daß diese Verwaltung nicht blos so aufgefaßt erscheint als habe sie den Grund zum Ruin des Landes gelegt, sondern auch als habe sie sich wider Gottes Ordnung gekehrt, versteht sich von selbst. Erbunterthanschaft, Patrimonialgerechtigkeit, Patronate, Exemtionen, Privilegien, Monopole, Frohnen und die ganze lange und schreckliche Reihe der ungemessenen wie ungezählten Dienste, das Alles ist Gottes Ordnung. Das müssen wir bis auf den heutigen Tag hören und immer von neuem hören, dieses gotteslästerliche Geschwätz bornirter Zeloten. Bei Hrn. von der Marwitz treten diese Ansichten zum mindesten nicht im Namen der Wissenschaft und der Religion auf, und sofern sind sie bei ihm erträglicher als bei Denen die im Namen beider schreiben, lehren, reden und Gehalt beziehen. Der Aufsatz, den der schon mehrfach erwähnte zweite Band über die Hardenberg'schen Grundsätze enthält, macht sich sogar mit der göttlichen Ordnung Nichts zu schaffen und kommt ohne sie aus.

Ueber diesen Aufsatz können wir nicht umhin hier Weiteres zu sagen, da er die Hardenberg'sche Verwaltung mit großer Schärfe angreift und überdies bemerkenswerth ist als eine der besten und zusammenhängendsten Apologien des ständischen Staats, die freilich von

der Hauptsache ganz absieht, daß die Geschichte diesen sogenannten Staat durch unablässigen Krieg der Hab- und Raubsucht jedes Standes wider den andern endlich in den Despotismus geführt hat, doch aber den Gedanken selbst der sich diesem mittelalterlichen Naturproduct unterlegen läßt mit energischem Ausdruck auseinandersetzt. Was über das Unglück der Einführung des Römischen Rechts, was über die Uebereilung der Reformen gesagt ist, muß sogar von jedem politischen Standpunkte aus als begründet anerkannt werden, nur wäre von einem denkenden Mann zu erwarten gewesen daß er nicht bei bloßen Klagen über den innern Verfall jenes ständischen Staats stehengeblieben, sondern zur Untersuchung der Ursachen fortgegangen wäre, danach er keine andern gefunden hätte als die drückende und sinnlose Unfreiheit solcher Verfassung selbst. Der Verfasser, mit einem ganz auf das Sachliche und Gegebene gerichteten Sinn und allen Abstractionen Feind, gibt ein treffliches Zeugniß für seine Bildung, wenn er erklärt mit Solchen gar nicht reden zu wollen, die nicht zugeben daß die Wohlfahrt des Staats nicht auf dem Reichthum, sondern auf den Gesinnungen seiner Bürger beruht, und „daß einem Staat der nicht durch Mangel an Reichthümern gefallen ist durch Zuwendung derselben nicht geholfen werden kann". Es mag zugegeben werden daß die Verkennung dieser Wahrheit einer der Vorwürfe ist welche den Stein-Hardenberg'schen Reformen, einseitig angesehen, gemacht werden können. Aber indem er diesen Reformen Schuld gibt den Sinn der Unterthanen ausschließlich auf den Gelderwerb gerichtet und vom Staat abgezogen zu hahaben, vergißt er ganz was er selbst kurz vorher gesagt, daß nämlich die Reformen diesen schlechten Sinn schon aus der Zeit die dem Siebenjährigen Kriege gefolgt ist vorgefunden haben, daß nach seiner eigenen Darstellung schon damals und früher der Adel, diese „Grundkraft des Staats", der Begierde nach Reichthum verfallen war, die ihn zum Güterhandel auf Speculation trieb. Es gibt keine ausgemachtern und unheilbarern Ideologen als diese aristokratischen Verfechter des sogenannten ständischen Staats, die selbst als die unermüdlichsten Schreier gegen jede andere Art von politischer Ideologie bekannt sind. Sie malen die schroffe und harte Ungleichheit der Rechte, Befugnisse, Leistungen und Ehren, welche das Wesen dieses Unstaats war, als die Quelle eines Glücks und einer Freiheit, die niemals bestanden haben und so wenig daraus haben fließen können als Honig aus Eisenschlacken fließen kann. Heutigen Tags und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts können die Feudalredner die Revolution zum Bock aller Sünden machen. Aber die Zeit da der Feudalstaat unterging ist keiner Revolution, keiner Doctrinen, keiner Ideen anzuklagen; er ging durch innere Auflösung auseinander, und der Gegner dem er erlag war nicht ein anderer Staat, sondern der Despotismus, den Hr. von der Marwitz selbst den „Nichtstaat" nennt, der aber immer nur dann auftreten kann wenn der Druck eines Einzigen die alleinige Hülfe ist gegen den unleidlich gewordenen Druck Vieler. Diese Vielen waren die Adeligen, die zuletzt Alles gegen sich aufgebracht hatten, Landesherrn, Städter, Bauern, und ohne deren zuchtloses Hausen die Möglichkeit des Aufkommens des Römischen Rechts in den märkischen Landen ebenso wenig erklärlich wäre als die Einführung desselben Rechts im Reiche ohne das Treiben der Reichsstände wider den Kaiser und umgekehrt. Jedenfalls war dies Römische Recht besser als gar keins, und wenn der Verfasser Einsicht genug hat um in wahrhafter Justiz die Stätte wahrhafter Freiheit zu erkennen, so möchte man fragen wo er im märkischen Feudalstaat solche Justiz gefunden habe, ob etwa bei dem Rathe jener Stadt, welchem bei Belehnung mit der Justiz die köstliche Bedingung gestellt wurde, sowol dem Armen als dem Reichen Recht zu ertheilen, oder bei dem Barbier, dem sein Herr, der Kurfürst Friedrich II., aus Dankbarkeit eine Gerichtsbarkeit schenkte, oder bei der Geistlichkeit, die Alles was geistlich und nicht geistlich war nach Belieben in ihren Bereich zog und nach geistlicher Gewohnheit auch ihre weltlichen Strafen über die Grenzen des Lebens ausspannend gegen Todte so christlich verfuhr daß diesen Dienern der Kirche die Leichname, denen sie „von Rechtswegen" Begräbniß verweigerten, auf Landtagsbeschluß ins Haus gebracht wurden, damit der üble Geruch sie zu menschlicherm Verfahren zwinge. Welche ideologische Abstraction, am alten Staat das Bestehen von Rechten und Freiheiten zu preisen, während in solchem Staate nirgend ein Institut war, den an ihnen Gekränkten zu schützen? Wenn diese Lobredner ihre Geringschätzung moderner Constitutionen in dem Worte Papierfetzen zusammenfassen, so haben als Verbriefungen öffentlicher Freiheiten die ehemaligen Urkunden vor jenen Nichts weiter voraus als daß sie statt auf Papier auf Pergament geschrieben waren. Die einen mögen Nichts sein als Lumpen, so waren die andern auch Nichts als Schafhäute. Welche weitere ideologische Abstraction, der Hardenberg'schen neuen Verfassung die Behauptung entgegenzusetzen, der preußische Staat habe bereits eine Verfassung von altersher und brauche keine neue, während im ganzen Lande seit länger als einem Jahrhundert jene sogenannte alte Verfassung bis auf die letzte Spur im Gedächtniß der Menschen erloschen war. Als könnte das eine Verfassung heißen was sich von Niemandem weder als anwesend bemerken noch als abwesend vermissen läßt. Oder hätte Friedrich II. sich gegen Europa mit den Heeren schlagen sollen die ihm seine steuerfreien ritterlichen Vasallen zugeführt? Oder konnte viel früher der Große Kurfürst den Grund zur Bildung des brandenburgisch-preußischen Staats legen, wenn er die sogenannte ständische Verfassung respectirte, unter deren Schutz die Lehnsleute aus dem Staate heraustretend fremde Herrscher anriefen, um mit deren Hülfe den eigenen Lehnsherrn zu demüthigen? Denn es fehlt so viel daß des Verfassers Behauptung, damals sei lebendiges Staatsleben gewesen, richtig sei, daß vielmehr die Wahrheit im gerade Umgekehrten ist, indem bei der Theilung des Ganzen in ständische Städte schlechterdings kein

Gemeingefühl möglich war und jeder Stand auf Kosten des andern lebend nur sich selbst bedachte, wie er auf den Landtagen bekanntlich auch nur sich selbst vertrat. Es war also diese Wirthschaft das gerade Widerspiel des Staats. Wenn wir dessenungeachtet den besprochenen Aufsatz eine der besten Apologien dieser Wirthschaft genannt haben, so ist es nicht blos darum, weil die meisten andern viel schlechter sind, sondern weil in dieser eigensinnigen Abgeschlossenheit der mannhafte Trotz zu erkennen ist, der von dem Worte Recht nicht ablassen mag, ein Beharren welches sich auch dann noch Achtung zu verschaffen fähig ist, wenn seine Erklärung ganz augenscheinlich in dem erkannten Gewinn liegt, der aus jenem Recht für die Ehre und das Uebergewicht des Standes hervorging dem der Trotzige angehört.

Mit einem so gesinnten Mann, dessen Stimme unter den von Hardenberg berufenen Ständen vereinzelt blieb, der seine Mitstände „furchtsam und elend" und die damaligen Richter „Schergen" nennt, wußte der Minister Nichts anzufangen als daß er ihn auf die Festung schickte. Was aber Hr. von der Marwitz mit Hardenberg angefangen haben würde, das ersehen wir aus folgender Stelle:

Es ist eine ganz schändliche Feigheit und Falschheit Hardenberg's (welcher erklärt hatte daß die Grundlagen der neuen Verfassung von Sr. Majestät aus voller Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit erwählt worden) an seiner eigenen Stelle den König vorzuschieben. Sobald dies geschehen ist, gewinnt auf der einen Seite jeder Widerspruch das Ansehen der Rebellion und auf der andern macht sich der Minister von allen übeln Folgen frei.... Da Könige Rathgeber haben müssen und Minister, so müssen Erstere auch für ihren Rath und Letztere für ihre Administration verantwortlich sein, denn der König ist auch ein Mensch und kann irren, gestraft aber kann er nicht werden, darum müßte jeder Minister der ihn vorschiebt um seinen eigenen Hals zu retten ohne alle Umstände zum Tode geführt werden. Daß dies nicht allenthalben Sitte ist, ist eine große Quelle von Unglück für die Völker.

Man gewahrt hier wie so unzählig oft daß die Meinungen der äußersten Parteien in den wesentlichsten Stücken zusammenfallen. Die verzweifelte Frage ob vielleicht das Verderbniß damaliger Zeit so groß war daß sie nur durch ein Uebermaß des Unheils, nämlich durch die Stein'sche Gesetzgebung zu heilen gewesen, wirft Hr. von der Marwitz auf; aber die viel näherliegende, ob nicht vielleicht diese Gesetzgebung der wahre Hebel des Kriegs von 1813 gegen Napoleon gewesen, kommt ihm nicht in den Sinn. Er ging in diesen Krieg mit dem Unmuth eines Unzufriedenen, aber mit dem Muth eines Soldaten. Es war ihm nicht beschieden an den großen Actionen dieses Kriegs theilzunehmen; er kam als Oberstlieutenant mit seiner Landwehrbrigade unter den Befehl des Generals Putlitz, eines „den ganzen Tag mit Münzen, Tabackrauchen und Essen" beschäftigten Mannes, der im Felde immer gebraucht wurde, „sobald es vorwärts ging, die Löcher hinten zu verstopfen". Hr. von der Marwitz war also in diesem Feldzuge nur in minder entscheidenden, wiewol harten Gefechten thätig; dagegen nahm er in dem Feldzuge von 1815 an der Schlacht bei Ligny als Oberst an wichtiger Stelle theil. Ueber beide Feldzüge enthält der zweite Band Tagebücher, worin ausschließlich militairisches Detail aufgezeichnet ist. Je weniger dies von allgemeinem Interesse ist, desto mehr sind es die politischen Bemerkungen die Hr. von der Marwitz in der Biographie selbst sowol über die europäischen Verhältnisse als über die innern Zustände Preußens nach dem Kriege macht. Sie finden zum großen Theil noch heute ihre Anwendung. Der Hauptzweck, sagt er unter Anderm, hätte sein müssen die Freiheit Deutschlands zu sichern, also Preußen zu stärken, dem dann die Schwachen zufallen mußten. Aber Metternich war voll niedriger Eifersucht und wollte die erste Rolle, vor deren Schwierigkeit ihm für Oestreich graute, doch noch weniger an Preußen überlassen. „Er gab daher alles Deutsche auf und wendete sich ganz auf Italien. Diese Richtung wird Oestreich den Untergang bringen."

Nachdem Hr. von der Marwitz wegen kränkender Zurücksetzung seinen Abschied hatte nehmen wollen, aber durch die Rücksicht auf das Einkommen, „das schlechteste aller Motive", wie er selbst sagt, bewogen im Dienst geblieben war, kam er als Brigadecommandeur erst nach Krossen, dann nach Frankfurt. Den Posten eines solchen nennt er einen der unnützesten in der Armee. Er verblieb darin bis zum Jahre 1827 in welchem er seinen Abschied nachsuchte und als Generallieutenant erhielt. Er war dann sowol auf seinem Gute als Landwirth wie auf den brandenburgischen Communallandtagen als Marschall und sodann auch im Staatsrath, wohin der König ihn berufen hatte, mit Erfolg thätig. Nachdem er 1833 den Schmerz gehabt seinen Sohn zu verlieren, zog er sich von öffentlichen Geschäften zurück, begann zu kränkeln und starb 1837.

Die ihn gekannt haben schildern ihn als einen rauhen Mann, der von seinen ihm untergebenen Leuten zu viel foderte und schwer zu befriedigen war. Da es bekannt war daß er wie den Menschen ebenso auch den Pferden Uebermäßiges zumuthete, so bekam er bei den Lieferungen meist die minder tauglichen, zu um so größerer Plage der Cavaleristen, von denen er auf den schwächern Thieren Dasselbe foderte was sich nur auf kräftigern durchführen ließ. Die Energie seines Willens, sein Verstand, seine Sachkenntniß in militairischen wie staatsökonomischen und landwirthschaftlichen Dingen wird von Allen ohne Widerspruch anerkannt. Diese Urtheile über ihn, jenes wie dieses, werden durch die schriftlichen Zeugnisse die wir hier besprochen haben bestätigt. Wir gehen noch weiter und können nicht umhin zu sagen, daß wenn die Führung der Angelegenheiten Preußens vor und nach dem Kriege in den Händen eines Mannes wie Hr. von der Marwitz war, dieser Staat eine unzweifelhaft glücklichere und würdigere Haltung gewann. Eines solchen Mannes feudalistische Starrheit würde große Einseitigkeiten, Misgriffe und wahrscheinlich den härtesten Widerspruch gegen die klarsten Foderungen der Zeit hervorgerufen haben; aber wir sehen nicht daß durch Halbheit

dieser Widerspruch ist vermieden worden. Dagegen würde Festigkeit, Muth, Klarheit im Wollen und gesunde Maßregeln zum Können die Regierung in ein respectables Verhältniß zum Lande gebracht, das Ehrgefühl der Nation gesichert und gehoben und das Handeln in Einklang mit dem Reden gesetzt haben. Demüthigungen, Verkürzungen, Rückzüge würden nicht vorgekommen sein. Entschiedenheit würde Achtung erzwungen haben und durch diese wäre Deutschland erobert worden. Es wäre im Innern ein junkerhaft-militairisches Regiment gewesen, aber mit den Nachtseiten der Unfreiheit hätte man doch die Vortheile des Gehorsams genossen. Die Armee würde vielleicht noch mehr gekostet haben als sie jetzt kostet, aber das Budget wäre kleiner geworden durch die Ersparniß der vielen Millionen mit denen jetzt die Allgegenwart und Allwissenheit der Aemter bezahlt werden muß. Sogar ein gesundes Kirchenthum wäre gestützt und befördert worden, dessen wahrscheinliche Unduldsamkeit indeß weniger Uebel erzeugt hätte als durch weichliche und schielende Krankhaftigkeit gesäet und geerntet werden. Eine solche Regierung endlich würde durch die Wirkungen der Macht, des Zusammenhalts und der Ehre einen Geist geweckt haben, aus welchem zuletzt mit oder gegen den Willen der Erwecker unfehlbar und unwiderstehlich Freiheit hervorgegangen wäre. Aber es ist das merkwürdige Schicksal Preußens daß in keinem Zeitraum seit länger als einem halben Jahrhundert die Geschäfte dieses Staats in den Händen solcher Männer gewesen sind, welche als der Ausdruck der specifischen und eigenthümlichen Besonderheiten und Vorzüge gelten konnten, in deren Verbindung das Unterscheidende und Auszeichnende der echten Preußenart erkannt werden muß.

Zum Schluß theilen wir noch einige interessante Einzelheiten mit, die sich in den Denkwürdigkeiten und auch in den Tagebüchern des zweiten Bandes befinden. Bald nach der Katastrophe von 1806 hatte Hr. von der Marwitz mit Friedrich Wilhelm III. ein Gespräch in Memel. Es kamen einige der hauptsächlichen soeben begangenen militairischen und politischen Fehler zur Sprache. Er erzählt:

Ich weiß nicht welches der allerauffallendsten der König erwähnte; ich erstarrte und fuhr heraus: „Mein Gott, das wissen Ew. Majestät?" „Freilich! Müßte sonderbar zugehen wenn ich es nicht wüßte; warum verwundern Sie sich so?" Ich gewahrte daß ich mich gewaltig versehen hatte und wollte nicht mit der Sprache heraus. Wie er aber in mich drang, antwortete ich: „Ew. Majestät befehlen es, also muß ich es sagen; ich wundere mich darüber daß, wenn Ew. Majestät die Sache so klar eingesehen, Sie es nicht besser gemacht haben." Das war nun, um bei einem andern König sogleich fortgejagt zu werden oder gar den Kopf vor die Füße gelegt zu bekommen; aber zu seinem ewigen Ruhme muß ich es sagen daß er auch nicht im mindesten böse wurde, vielmehr stellte er mir vor, ob denn das zu verwundern wäre, wenn man sich selbst nicht für klüger hielte als alle übrigen Menschen; wenn man so viele ältere und erfahrenere Leute um sich hätte ... daß man auf ihren Rath höre und die eigene Einsicht und geringere Erfahrung der ihrigen unterwürfe?

Wie dieser Zug, so gehört zur Charakteristik desselben Monarchen auch folgende Eigenheit, welcher Hr. von der Marwitz Gewicht genug beigelegt um sie unter die hauptsächlichen Beweggründe Hohenlohe's zur prenzlauer Capitulation zu zählen:

Der König legte zu aller Zeit einen überaus großen Werth auf seine Garden. Deshalb war dem Fürsten der Gedanke peinlich daß möglicherweise sämmtliche Fußgarden die er bei sich hatte zusammengehauen werden könnten, was auch ohne Zweifel sehr übel vermerkt worden wäre. Er bedung sich daher daß die Garden nach Potsdam marschiren sollten um nach dem Frieden dem König intact überliefert zu werden. Sobald Murat dies zugestand, fiel ein Stein von Hohenlohe's Herzen, und dieser Punkt hat nicht wenig beigetragen ihn zu einer Capitulation willfährig zu machen.

Von Schill urtheilen die Denkwürdigkeiten:

Ich war überzeugt daß viel zu viel von ihm geredet werde und nicht viel dahinter stecke, und so war es in der That. Er war sehr tapfer, auch listig, aber unglaublich dumm, wodurch bald Hochmuth erregt wurde, den er unter einer erheuchelten Bescheidenheit zu verbergen trachtete. Zu Nichts weniger war er geschaffen als zum Feldherrn; diesen wollte er spielen, daran ist er gescheitert.

Sieyès, der als Gesandter der französischen Republik bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's III. erschien, schildert Hr. von der Marwitz als einen Kerl mit einem wahren Canaillengesicht. Als er im Saal erschienen, sei großes Murren entstanden, beinahe Lärm. Außer Denen die durch ihre Stellung dazu genöthigt gewesen habe in den höhern Cirkeln Niemand mit ihm gesprochen; ihm eine Spielpartie zusammenzubringen sei sehr schwierig gewesen. Ein Graf Wartensleben habe auf die Frage ob er mit Sieyès spielen wolle: „Non, sans phrases", geantwortet. Diese Erzählung und die obige Personalbeschreibung haben gleichen Werth und wir führen sie nicht als Beitrag zur Schilderung des geistreichen, schweigsamen Sieyès an, der übrigens nie eine Karte in Händen gehabt, sondern als Beleg daß auch Männer denen Nichts weniger als Leichtgläubigkeit vorzuwerfen ist sich doch leicht Geschichtchen, wenn sie ihrem Geschmack zusagen, aufschwatzen lassen.

Endlich ist folgende Anekdote jedenfalls ergötzlich. Vor der jenaer Schlacht war Goethe ins Hauptquartier gekommen, „ein großer schöner Mann, der stets im gestickten Hofkleide, gepudert, mit einem Haarbeutel und Galanteriedegen, durchaus nur den Minister sehen ließ und die Würde seines Ranges gut repräsentirte, wenngleich der natürlich freie Anstand des Vornehmen sich vermissen ließ". Bei der fürstlichen Tafel erhielt ein emigrirter Franzose Blumenstein, ein als geistreich und unterrichtet geschilderter lebhafter Mann, seinen Platz neben Goethe mit der Weisung ihn zu unterhalten. Aber Goethe blieb stumm. „Wovon sprachen Sie denn mit ihm?" fragte ihn nach Tische Hr. von der Marwitz. „Von seinen Werken." „Fehlgeschossen! von Verwaltungsangelegenheiten mußten Sie sprechen. Von welchem seiner Werke redeten Sie?" „War ein verfluckter Streich. Deutsche Literaturen mir nicht bekannt; wollte vor Tisch fragen was er geschrieben, aber vergessen. Nun sitz ick und kann mir nix erinnern, zum größten Glücken fällt mir noch die «Braut von Messina» ein." Dies erinnert an

die gleichartige Geschichte jener berliner Enthusiastin, die als sie in Goethe's Garten lange auf sein Erscheinen gewartet hatte, sich, als er kam, vor ihm auf ein Knie niederwarf, mit den Worten: „Fest gemauert in der Erden." Beide Anekdoten mögen gleichen Glauben verdienen. Viele Leser welche den Namen Marwitz aus Rahel's Briefen kennen werden begierig sein zu erfahren, was über diesen jüngern Bruder des Verfassers in diesen Denkwürdigkeiten vorkomme. Sehr wenig. Wie beide waren, mußten sie einander eher meiden als aufsuchen, und der eine war so wenig geeignet den andern zu verstehen, daß wenn der ältere von der Deferenz spricht welche der jüngere stets für ihn gehabt habe, man annehmen kann daß hier nicht das richtige Wort gewählt worden.

---

2. Memoiren des königl. preuß. Generals der Infanterie Ludwig Freiherrn von Wolzogen. Aus dessen Nachlaß unter Beifügung officieller militairischer Denkschriften mitgetheilt von Alfred von Wolzogen. Leipzig, O. Wigand. 1851. Ler.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diese Memoiren eines Militairs von anerkannter Bildung und Erfahrung sind besonders für die Kriegsgeschichte der Jahre 1811—13 von Bedeutung, für die Geschichte der Unterhandlungen während dieses und des folgenden Zeitraums nicht unwichtig, an Aufschlüssen über Personen und Verhältnisse von mannichfachem Interesse. Wir wollen uns zunächst mit den Lebensumständen des Verfassers bekannt machen.

Er war 1773 in Meiningen geboren. Seinen Vater, der Reichsfreiherr und in hildburghausenschen Diensten war, verlor er in frühester Kindheit. Acht Jahr alt ward er auf die Karlsschule nach Stuttgart gegeben. Hier mag uns zu Gunsten zweier ergötzlicher Anekdoten aus dieser Schule gestattet sein mit der Erzählung derselben die eben erst begonnenen biographischen Angaben zu unterbrechen. In Gegenwart des Herzogs Karl, der fast täglich in den Classen erschien, hatte ein Schüler sich in der Mathematik so schwach bewiesen daß der Herzog ihn anfuhr, „er solle sich zum Teufel scheren und Wolzogen an die Tafel lassen". Dieser fühlte sich nicht stärker und sah gleichem Schicksal entgegen, als ihm einfiel daß der Herzog selbst von der Mathematik sehr wenig verstand und durch Keckheit leicht zu täuschen sein werde. Er begann also darauf los zu demonstriren und gelangte zu einer Gleichung bei welcher dem Lehrer und den Schülern „die Haare zu Berge standen", der Herzog aber ihn der ganzen Classe als Muster vorstellte. Dieser Vorfall ist harmlos im Vergleich zu dem jetzt folgenden. Vergehen der Schüler wurden auf Zettel verzeichnet, welche sie eigenhändig dem Herzog zu überreichen verurtheilt waren. Dieser kam und zwar am Arm seiner Maitresse, die Franziska hieß, in die Classe, und ein mit solchen Zetteln stets reichlich bedachter Schüler, Graf Nassau, überreichte ihm diesmal eine ganz ungewöhnliche Menge solcher Papiere. Darauf redete ihn der Herzog zornig an: „Aber Graf Nassau, wenn Er nun Herzog wäre und ich Graf Nassau, was würde Er dann mit mir anfangen?" Ohne sich zu besinnen ergriff Nassau den Arm der Gräfin, gab ihr einen derben Kuß und sagte: „Ew. Durchlaucht, das würde ich thun und sagen: «Komm Fränzel, laß den dummen Jungen stehen.»" Der Herzog, frappirt von solcher Geistesgegenwart und Unverschämtheit, hielt es fürs beste die Sache scherzhaft zu nehmen und obenein dem Schuldigen alle Strafe zu erlassen.

Nach einem kurzen Anfang in würtembergischen Militairdiensten trat Hr. von Wolzogen durch Massenbach's Vermittelung in preußische, kam ins Hohenlohe'sche Regiment nach Breslau und bildete sich dort durch Uebungen und Studien militairisch so weit daß er 1800 eine kleine Schrift auf Anlaß des italienischen Kriegs in den Druck geben konnte. Im Jahre darauf übernahm er die Erziehung eines würtembergischen Prinzen und verblieb in dieser Stellung fünf Jahre lang, innerhalb welcher ihm mit dem Oberstlieutenant von Varnbüler zwar nicht formell, aber factisch die Leitung der würtembergischen Truppen anvertraut war. Eifersucht über seine rasche Beförderung und Ränke gegen ihn veranlaßten ihn neue Dienste aufzusuchen. Er fand sie 1807 in Rußland als Major im Quartiermeisterstabe.

Mit dem Eintritt in diese Stellung begann für Hrn. von Wolzogen eine einflußreiche und umfassende Thätigkeit. Der aus preußischem Dienst in den russischen übergetretene General von Phull war sein Gönner und ließ von ihm seine für den Kaiser französisch niedergeschriebene Bearbeitung des Siebenjährigen Kriegs ins Deutsche übersetzen. Durch diese Arbeit zuerst und vornehmlich durch spätere Aufsätze über die Grundsätze welche bei einem Vertheidigungskriege Rußlands gegen Napoleon'schen Einfall zu befolgen seien, erregte Hr. von Wolzogen des Kaisers Aufmerksamkeit in solchem Grade daß er, zum Flügeladjutanten ernannt und zum Oberstlieutenant befördert, mit einem der wichtigsten Geschäfte beauftragt wurde, nämlich das westliche Kriegstheater des Reichs behufs einer Organisirung zum Vertheidigungskriege zu recognosciren. Der Kaiser gab ihm diesen Auftrag am 26. Juni 1811 persönlich in geheimer Audienz, in welcher er ihm eröffnete, bisher alles Mögliche zur Vermeidung eines Kriegs mit Napoleon, dessen gefahrvolle Chancen für Rußland er anerkenne, gethan zu haben, aber nun sich gegen ihn rüsten müsse, und wenn der Krieg ausgebrochen sei, ihn so lange führen werde bis entweder er oder Napoleon zugrundegegangen sei; darauf wolle er ihm, Wolzogen, hiermit feierlich die Hand geben.

Ein solches Vertrauen in einen fremden, noch jungen und erst kurze Zeit in den Dienst getretenen Offizier war keine geringe Ehre für denselben. Hat dieser im Laufe des nachherigen Feldzugs vielfach für diese Auszeichnung büßen müssen, so ist nicht zu vergessen daß auch dem Kaiser seine Hingabe an den Rath ausländischer Militairs und Diplomaten niemals Heil gebracht hat. Den echten Altrussen war der gegen die Franzosen angenommene Vertheidigungs- und Rückzugsplan ein Gräuel, und wer war der vornehmste Urheber desselben? Phull, ein

Fremder, ein Deutscher, und unter den Fremden sind die Deutschen dort immer die verhaßtesten gewesen. Es kam im Laufe der Campagne von 1812 vor daß als die Russen ihre bekannte erste glückliche Waffenthat, den Ueberfall der Sébastiani'schen Vorposten bei Budnia vollbracht hatten und unter den erbeuteten Papieren Sébastiani's ein Billet von Murat's Hand gefunden wurde, worin dieser ihn vor der beabsichtigten Ueberrumpelung warnt, Wolzogen sogleich, wie er selbst erzählt, allgemein für den Verräther des Geheimnisses an die Franzosen angesehen wurde, namentlich vom Großfürsten Konstantin, der den Verdacht laut aussprach und den Vorfall in diesem Sinn dem Kaiser meldete. Graf Tolstoi, Obermarschall, sagte bei diesem Anlaß zum Kaiser, die Armee müsse zu Grunde gehen wenn dem Oberst Wolzogen und andern Verräthern nun nicht ihre Köpfe abgeschlagen würden. Da aber der Kaiser, weil Hr. von Stein für Wolzogen's Unschuld seine Ehre verpfändete, allen Argwohn sogleich fallen ließ, so suchte der russische Fremdenhaß auf anderm Wege zu jenem Ziele zu gelangen; Fürst Bagration ward vom General Yermolow und Oberst Toll gebeten, auf Wolzogen's Entfernung von der Armee hinzuwirken. Der Fürst antwortete: dieser Offizier sei sehr brauchbar, deshalb sei auf das Gesuch nicht einzugehen, aber in der Folge werde sich wol eine Gelegenheit finden den Fremden im Gefecht an einen Ort zu schicken von dem er nicht zurückkehren würde. Der eben genannte Oberst Toll meinte schon wenige Tage darauf, diese Gelegenheit sei gekommen, und gab Wolzogen auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Smolensk einen Auftrag der in keinem andern Sinn als dem eben angegebenen erdacht sein konnte. Der Auftrag wurde ausgeführt, fiel aber, da Wolzogen unversehrt blieb, nicht nach dem Wunsche des Russen aus. Wenn man sich solche Lagen vergegenwärtigt und dabei der unablässigen empfindlichen Angriffe gedenkt, welche deutsche Denkart und Sitte durch die Gewohnheiten, Ansichten und Behandlungsweisen die in russischer Gesellschaft die herkömmlichen sind auszuhalten hat, so kann man nicht umhin an die triviale Weisheit eines alten und hinfälligen Sprüchworts erinnert zu werden, welches den oftmals aus den höchsten Gründen nicht zu verachtenden Rath ertheilt im Lande zu bleiben und sich darin redlich zu nähren.

Bei Vollziehung seines Auftrags, das westliche Gebiet aufzunehmen, hatte Hr. von Wolzogen bereits die Wirkungen der Halbheit und Unentschiedenheit zu empfinden die schon damals im Rathe des Kaisers herrschten. Die Instruction die er mitbekam war ein Muster von Unklarheit und Flüchtigkeit; auf Grund des angenommenen Defensivsystems entworfen, enthielt sie doch Vieles was bewies daß man gern zugleich auch die Offensive ergreifen möchte. Der Kaiser hörte Jeden, hatte selbst keine Meinung und war bald für Romanzow, der noch im Juni 1812 gar nicht an den wirklichen Ausbruch des Kriegs glaubte und im Kampfe mit Napoleon Rußlands Untergang sah, bald für Bennigsen, der vorgehen und eine Schlacht liefern wollte, bald für Phull's Rückzugsplan. Napoleon stand schon mit seiner halben Million Mann nahe bei Grodno, als Kaiser Alexander diesen Widerstreit der Meinungen durch Veranstaltung einer gemeinschaftlichen Berathung auszugleichen versuchte. Es war so wenig Zusammenhang in den Maßregeln einer großen und mächtigen Regierung in diesem Zeitpunkt der höchstmöglichen Gefahr die das Reich bedrohen konnte, daß man diesen Zustand ganz füglich mit der Lage Preußens beim Ausbruch des Kriegs von 1806 vergleichen kann. Dies bestätigen alle unverdächtigen Zeugen welche in der Nähe zu beobachten im Falle waren; und durchaus ähnliche Erfahrungen sind seither bei allen schwierigen Vorkommnissen in welchen Rußland die Bereitschaft seiner Macht, seine Schnelligkeit und viel gefürchtete Ueberlegenheit zu bewähren gehabt hatte, sowol im ersten wie im zweiten türkischen Kriege als besonders im polnischen Feldzuge zutagegekommen. Man sollte glauben daß solche Thatsachen die Meinung regeln müßten. Aber gegen Befangenheiten und Vorurtheile gibt es bekanntlich ebenso wenig ein Mittel als gegen den Mangel an Selbstgefühl, welcher das Kennzeichen der Schwäche ist, und welcher in Deutschland besonders sich im Anstaunen des Scheins fremder Größe kundgibt. Den Getheilten imponirt jede Ganzheit und Rußland verdankt die unter Unkundigen über seine innere und äußere Macht verbreiteten und ihm so nützlichen Vorstellungen zum größten Theil der mattherzigen Bewunderung der Deutschen.

Im Kriege gegen Napoleon, welchem Hr. von Wolzogen nur bis zur Räumung Moskaus beiwohnte, da Barclay de Tolly's in diesem Zeitpunkt genommener Abschied auch den seinigen nachsichzog, hat er einige male Dienste von großer Wichtigkeit geleistet, und zwar meist durch seinen militairischen Rath, oft auch durch muthige Rede. Wer sich mit dem Feldzuge von 1812 beschäftigt hat, wird wissen daß es ursprünglich im russischen Plane war, bei Drissa im befestigten Lager die Franzosen zu empfangen. Dieser Plan war von Phull und Wolzogen ausgegangen und schon deshalb im russischen Heere nicht beliebt. Als der Moment gekommen war ihn auszuführen, die Russen aber, des unaufhörlichen Zurückweichens vor dem Feinde müde, nun selbst sich an jenem Punkt setzen und schlagen wollten, war es Wolzogen, der im Kriegsrath den Muth hatte dies von ihm ausgegangene Project jetzt, weil die Bedingungen unter denen er es entworfen sämmtlich unausgeführt geblieben, als verderblich zu verwerfen und die Fortsetzung des Rückzugs gegen den Süden zu bevorworten. Seine Meinung drang durch. Alle Schriftsteller sind darin einig daß dieser Rath die russische Armee gerettet hat, wenn auch nicht alle, am wenigsten die russischen, die Ehre desselben dem rechten Mann zuwenden. Nicht minder entscheidend war sein Einfluß in einem andern wichtigen Moment, als es sich nämlich darum handelte die Vereinigung des Corps von Bagration mit dem des Oberbefehlshabers Barclay zu bewirken. Jener, durch

seine Unterordnung unter diesen, den jüngern, beleidigt hatte sich während des Feldzugs stets schwierig gezeigt und der angeordneten Verbindung beider Armeen stets Schwierigkeiten entgegengesetzt. Hr. von Wolzogen übernahm es ihn umzustimmen, und es gelang ihm durch sein entschlossenes Wort und Benehmen. Bei Smolensk waren beide Truppenmassen vereinigt.

Nach der Gewohnheit die namentlich bei Generalstabsoffizieren herkömmlich ist sind die Schlachtenberichte des Hrn. von Wolzogen sehr kühl. Er hat den beiden mörderischsten Schlachten des russischen Feldzugs, denen bei Smolensk und Borodino beigewohnt; nur in Nebendingen weicht seine Darstellung von denen ab welche über beide Tage die bestbeglaubigten sind. Sein Urtheil über Kutusow stimmt genau mit dem des strengen und geraden Clausewitz über diesen Altrussen überein. Hr. von Wolzogen bestätigt daß die Wahl dieses Mannes dem Kaiser, der ihn „als unmoralischen, intriguanten und gefährlichen Charakter" verachtete, durch die Adelspartei, die ihren Sitz in Moskau hatte, aufgenöthigt worden. Kutusow soll während der Schlacht bei Borodino den ganzen Tag fern vom Schlachtfeld unter Champagnerflaschen zugebracht haben. (Es ist bekannt daß auch Napoleon an diesem Tage nicht zur Stelle war.) Ueber den Ausgang dieses furchtbaren Tages täuschte er ganz Rußland und den Kaiser durch Siegesberichte, denen kurz nachher, als Kutusow bereits zum Generalfeldmarschall ernannt war, die Nachricht von der Räumung Moskaus folgte. Als Hr. von Wolzogen die Armee, wie oben angeführt ist, verlassen hatte und nach Petersburg gekommen war, woselbst er dem Kaiser seinen Bericht über jene Schlacht und Kutusow's Verhalten dabei ausführlich abstattete, und zugleich die Verdienste Barclay's auseinandersetzte, der nur durch Kutusow's Chicanen vom Commando verdrängt worden sei, rief der Kaiser aus: „Und von allen Details hat mir der . . . . . (Kutusow) Nichts geschrieben, vielmehr nur Lügen berichtet", und fügte hinzu, er werde Barclay stets hochschätzen, auch wieder hervorziehen, aber für jetzt müsse er ihn im Exil lassen, denn: „auch der unumschränkteste Monarch sei genöthigt, seine persönlichen Gefühle gebieterischen Verhältnissen zu unterwerfen." Aus des Verfassers Berichten über den russischen Krieg ist von namhaftem Interesse außer dem bereits Angeführten nur noch was er über Rostopschin's Rolle beibringt, obgleich es zu den Aufschlüssen die Varnhagen von Ense über dieselbe, nachdem sie so lange im Dunkeln geblieben war, gegeben hat, nichts Wesentliches hinzuthut. Kutusow mochte im Ernste des Glaubens gewesen sein die Franzosen von Moskau abhalten zu können, aber während er dem Grafen Rostopschin diese Versicherungen wiederholt zugehen ließ und dieser sich vor Jedermann das Ansehen gab ihnen zu trauen, bereitete er Alles zur Brandlegung vor, wobei ihm ein deutscher Mechaniker und Maschinist Dr. Schmidt geholfen haben soll. Indeß völlig geheim mag der entsetzliche Vorsatz doch nicht geblieben sein, da Hr. von Wolzogen erzählt, von einem russischen Obersten bei Borodino die mit besonderm Accent geäußerten Worte gehört zu haben: „Wenn es hier schief geht, hilft uns nur ein zweiter Poscharsky." Poschar aber bedeutet Feuersbrunst. In Hrn. von Wolzogen's Gegenwart ward Rostopschin einst in Berlin von dem bekannten Arzt Formey geradezu gefragt wer den Brand von Moskau veranlaßt habe, worauf jener antwortete: darüber Niemandem eine Antwort schuldig zu sein, da selbst der Kaiser ihn nicht danach gefragt habe.

Auch bei den nun folgenden Kriegsbegebenheiten verblieb Hr. von Wolzogen in russischen Diensten, langte, nachdem er den Winter von 1812 bis zum März 1813 in Petersburg zugebracht, in diesem Monat im Hauptquartier der Verbündeten an und war bei den Schlachten von Großgörschen und Bautzen gegenwärtig, deren Darstellung er gibt, ohne zu dem Bekannten darüber etwas Erhebliches hinzuzufügen. Dagegen sind einige Details welche er über die Vorgänge vor und während der so folgenreichen Schlacht bei Kulm anführt von Interesse. Bekanntlich handelte es sich nach dem für die Verbündeten unglücklichen Ausgange bei Dresden um Sicherung des Rückzugs der Hauptarmee durch die Pässe des Erzgebirgs nach Böhmen. Zu diesem Zwecke sollten die Franzosen unter Vandamme, die im Besitz der kürzesten Straße über Peterswaldau nach Böhmen waren, angegriffen und aufgehalten worden. Diesen Auftrag hatte Barclay, hielt ihn aber für zu gefährlich und änderte die erhaltenen Befehle ab. Nun wird gewöhnlich General Ostermann als Derjenige bezeichnet der gegen Barclay's umgeänderte Ordre den heldenmüthigen Entschluß gefaßt habe sich über Peterswaldau durch Vandamme's Corps durchzuschlagen. Hr. von Wolzogen aber wendet dies Verdienst dem Prinzen Eugen von Würtemberg zu, da er gegenwärtig war als dieser Prinz dem Grafen Ostermann (der den Marsch für zu gefährlich hielt und die Garden die er bei sich hatte nicht einem gewissen Untergang preisgeben wollte) das Anerbieten machte, mit seinem Corps die Gefahren dieses Marsches aufsichnehmen und den russischen Garden Flanken und Rücken decken zu wollen. Darauf erst willigte Ostermann ein, unter der Bedingung daß Hr. von Wolzogen diesen Entschluß beim Kaiser vertrete, was dieser auch sogleich that. Daß übrigens Ostermann's Sorge um die Garden nicht, wie Hr. von Wolzogen andeutet, bloßes Vorgeben war, geht daraus hervor daß ihm, wie man weiß, nachmals die starken Verluste die sein standhaftes Aushalten am Tage bei Kulm unter diesen Truppen und namentlich unter den meist dem höhern russischen Adel angehörigen Offizieren verursacht hat gewaltig verübelt worden. Kein Wunder überdies daß diesem General, dem unwidersprechlich die große Ehre dieses Tages gebührt, auch noch die jenes Entschlusses zugetheilt worden, wenngleich wir nach Hrn. von Wolzogen nicht mehr bezweifeln können daß sie dem würtembergischen Prinzen zukommt. Als die Kleist'schen Kanonen von Nollendorf im Rücken Vandamme's zu feuern angefangen hatten, sandte der darüber wie über etwas Unerklärliches erstaunte Kaiser Alexander

mehre Adjutanten, auch Hrn. von Wolzogen auf Bericht aus. Diese kamen mit der Meldung der Thatsache und daß Vandamme's Rückzug schon begonnen habe zurück, worauf der Kaiser sich von Hrn. von Wolzogen an eine Stelle führen ließ, von wo er die Dinge in der Nähe sehen konnte. Hr. von Wolzogen erzählt:

Als wir durch Kulm kamen, flogen viel Pulverwagen in die Luft; einigen Generalen aus der Suite des Kaisers wurde infolge dessen ganz flau zu Muthe, und sie machten mir im Gefühl ihrer eigenen Angst Vorwürfe darüber, wie ich das Leben des Monarchen einer solchen Gefahr exponiren könne. Der Kaiser selbst aber kümmerte sich nicht um diese Bagatelle, sondern ritt ruhig seines Weges fort. Kaum waren wir jenseit Kulm, so brachten einige Kosacken den General Vandamme und den Chef seines Generalstabs, General Haro, als Gefangene. Beide hatten sich in die Mitte einer retirirenden französischen Infanteriecolonne begeben, aus welcher sie diese Kosacken — ein Unteroffizier und drei Gemeine — Erstern am Kragen und Letztern am Aermel, der infolge dessen zerrissen herabhing, ohne Weiteres herausschleppten. Die Franzosen waren durch diese kühne That so bestürzt daß sie auf die Räuber ihrer Generale zu schießen vergaßen und Alles ruhig hatten geschehen lassen. Der Kaiser sagte den Gefangenen einige tröstliche Worte und versprach ihnen eine gute Behandlung, worauf indeß Vandamme ganz trotzig und ohne den Hut abzunehmen erwiderte: „Vous êtes le maitre, Sire!" Dies Benehmen empörte mich so sehr daß ich mich dem Kaiser näherte und ihm zuflüsterte: er möchte sich doch erinnern daß dieser Mann derselbe sei der im Lande seines Schwagers, des Herzogs von Oldenburg, ganze Bauernfamilien habe erschießen lassen, weil sie ihrem Herrn treugeblieben. Gleich darauf befahl der Monarch beide Gefangene nach Teplitz zu bringen und daselbst in Gewahrsam zu halten.

Aus des Verfassers Bericht über die Schlacht bei Leipzig ist nur hervorzuheben daß als er sich am 16. October mit dem Kaiser Alexander auf den Anhöhen bei Güldengossa befand und dieser ihn mit Schwarzenberg's Plan die Franzosen über Konnewitz von Leipzig abzuschneiden bekanntmachte, Hr. von Wolzogen ihm das ganz Unverständige dieser Anordnung so augenscheinlich nachwies daß der Kaiser ihn auf der Stelle zu Schwarzenberg schickte, mit dem Auftrag ihm dies vorzustellen. Der Fürst war bald überzeugt und traf sogleich die allein noch übrige Anordnung den großen Fehler zu verbessern, ohne welchen der Sieg bei Leipzig weniger Zeit und Opfer würde gekostet haben. Jene monströse Disposition war von dem sächsischen, in östreichische Dienste gegangenen General Langenau ausgegangen, welchem der Verfasser den Vorwurf macht durch Ehrgeiz, der seine Verstandesklarheit stets umschleiert habe, zu jener Anordnung, die den östreichischen Truppen eine große Rolle und danach ihm eine große Auszeichnung sichern sollte, verleitet worden zu sein. Von Schwarzenberg, von welchem Napoleon bekanntlich geurtheilt hat daß er nicht 6000 Mann zu commandiren im Stande sei, sagt auch der Verfasser daß er seiner Aufgabe beiweitem nicht gewachsen gewesen, setzt aber sehr richtig hinzu daß des Fürsten staatsmännische Talente unter den gegebenen Verhältnissen von nicht gering zu achtendem Gewicht gewesen seien, daher Blücher einige Jahre später bei einem Diner des Fürsten in Karlsbad folgenden Trinkspruch ausgebracht habe: „Auf das Wohlsein des Feldherrn der drei Monarchen in seinem Hauptquartier hatte und den Feind dennoch schlug."

Bald nach diesen Siegestagen, in Frankfurt a. M., ward Hr. von Wolzogen zum Chef des Generalstabs des unter dem Herzog von Weimar gebildeten, in den Niederlanden zu verwendenden dritten Armeecorps ernannt. Von diesem Zeitpunkte ab sind die Memoiren in Absicht auf öffentliche, es sei politische oder militairische Angelegenheiten ohne weitere Bedeutung, obgleich der Verfasser sowol nach dem ersten als nach dem zweiten Friedensschluß in Paris und während des Congresses in Wien gewesen ist. Im Jahre 1815 trat er aus dem russischen in den preußischen Dienst als Generalmajor, ward beauftragt den Söhnen des Königs Unterricht in der Kriegskunst zu geben, begleitete den Kronprinzen auf einer Reise nach Westfalen und dem Rhein und ward zu Ende des Jahres 1817 zum Bevollmächtigten Preußens bei der Militairecommission der Deutschen Bundesversammlung ernannt. Im Jahr 1820 erhielt er seine Ernennung zum Generallieutenant und im Jahre 1836 als General der Infanterie seinen Abschied. Er starb 11 Jahre darauf 72 Jahre alt.

Weniger dem hauptsächlichen Abschnitt dieser Memoiren als dem letzten kleinern, welcher der Darstellung der Kriegsbegebenheiten folgt, ist anzumerken daß sie in hohem Alter aus dem Gedächtniß aufgezeichnet worden. Ihr Werth für genauere Feststellung verschiedener Momente aus der Kriegsepoche kann nicht bezweifelt werden. Hätte der Verfasser in jüngern Jahren geschrieben, so würde er uns an vielen Stellen Inhalt und Leben gegeben haben, wo wir jetzt nur Namen und Umrisse finden. Im Vergleich zu zahllosen andern Selbstbiographien zeichnet sich die des Verfassers durch eine der seltensten Eigenthümlichkeiten aus, nämlich durch die knappste Enthaltsamkeit im Reden über das eigene Ich. Man wird zugeben daß dieser Mangel nicht zu den häufig vorkommenden gehört; daß es aber ein Mangel ist, geht daraus hervor daß Niemand, der von dem Verfasser nur Das wüßte was in seinem Buche steht, sich auch nur annähernd ein Bild von seiner Person entwerfen könnte, um so weniger als seltsamerweise von den sparsam ausgestreuten unbedeutenden Zügen, die der Verfasser hier und da von sich selbst aufzeichnet, keiner ist dessen Eindruck ihm zugutekommen kann. Wir können uns zur Vervollständigung dieses Bildes nicht berufen fühlen, wenn der Herausgeber selbst, des Verstorbenen Sohn, sich jeder Ergänzung enthalten hat, wofür man die Gründe am besten durch Nachahmung ehrt.

---

3. General W. J. von Krauseneck. Mit einem Bildniß, sechs Planen und Abdrücken von Handschriften. Berlin, G. Reimer. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Schrift kann nur als ein für Freunde des verstorbenen Generals gedrucktes Manuscript angesehen werden. Sind schon diese nicht recht zufrieden damit, können es Andere noch weniger sein. Krauseneck war eine zeitlang einer der bekanntesten und, was selten ist, populai-

ren Generale der preußischen Armee. Wenn über das Vorwiegen und die Begünstigung des Adels in diesem Heere gesprochen wurde, so pflegte von Denen welche den Gegenbeweis zu führen suchten gewöhnlich der Name Krausenеck zuerst ausgesprochen zu werden. Dieser Offizier, von bürgerlicher Herkunft und ohne Vermögen, begann als Artilleriecadet in Baireuth, seinem Geburtsort, und hörte als preußischer General der Infanterie und Ritter des Schwarzen Adlerordens auf. Da er nicht zu Denen gehört an deren Namen sich die geschichtliche Erinnerung entscheidender Begebenheiten oder Schöpfungen knüpft, wol aber zu Denen die aus der Reihe der Alltäglichen hervorragen, so konnten biographische Notizen über ihn nur dann ein weiteres Interesse als das seiner Freunde befriedigen, wenn sie über den Bildungsgang des ausgezeichneten Mannes die Aufschlüsse oder Nachweisungen gaben, welche ernste Wißbegier in solchem Falle zu erlangen bestrebt ist und welche überhaupt aller Biographie, auch solcher die über den Umkreis der Person hinausreicht, ihren vornehmsten Werth geben. Aber diese wesentliche Auskunft sucht man in vorliegender Schrift vergeblich. Kaum daß man zu lesen angefangen, einige dürftige Nachrichten über Geburt und Familie erhalten und ohne sonderliches Behagen einige muthwillige Streiche des Knaben kennengelernt hat, so findet man ihn bereits als „edelstolzen Jüngling, der in die aufgehende Sonne der Freiheit" blickt. Ebenso rasch ist man dann beim Mannesalter angelangt. Muß man nun auf nähere Kunde über alle Einflüsse verzichten, durch welche des Mannes besondere Denkart und die Ausbildung seines Charakters bestimmt worden, so hätte eine recht anregende Darstellung, frisch wie das Leben war das sie zu beschreiben hatte, den Verlust jener Belehrung leicht vergessen machen können. Aber es fehlt so viel daß dieser Vorzug dem Buche nachzurühmen wäre, daß die Beschäftigung damit vielmehr durch eine durchgängig darin anzutreffende geschraubte und peinliche Ausdrucksweise mühsam wird. Zwei Beispiele von der Schreibart des Verfassers mögen für unsere Aussage Zeugniß geben (S. 2):

Seine Kindheit und ersten Knabenjahre verbrachte er in unbefangener Fröhlichkeit im warmen Kreise der Familie und nächsten Angehörigen, nach Essen und Feiertagen und nach dem Gelingen muthwilliger Schwänke das Glück des Lebens schätzend, regelrechte Unterweisung für wenig mehr als Plage.

S. 19:

In eben diesen Jahren, in welchen er mit dem spätern General Bülow von Dennewitz, damaligem Major, mehrfach persönlich verkehrte, wird es gewesen sein, daß er nicht nur von desselben ältern Bruders Heinrich genialischen Blicken in die Kriegssphäre Kenntniß nahm, die, ob zwar Nichts weniger als probehaltig, unter so vielem abstumpfenden Mechanismus doch erregend auf befähigte und kräftige Geister wirkten, sondern auch von den jene erst hervorgerufenen (!) gesundern, der wirklichen Ausübung sich anschließenden Berenhorst's und den in jener Zeit schon herangereiften Ansichten Scharnhorst's über die neue Kriegsführung der Franzosen im Ganzen wie im Einzelnen.

Gegen diese in unserer Literatur übrigens nicht einsam gelassene schriftstellerische Eigenthümlichkeit des Biographen gewährt die Ausdrucksweise Krausenеck's selbst eine so wohlthuende Erholung daß wir uns beeilen wollen zu dem Zeitpunkt seines Lebens zu gelangen, aus welchem sich einige Stellen aus seinen Briefen mittheilen lassen.

Krausenеck begann sein militairisches Leben als Ingenieur-Geograph unter Major von Grawert bei der Rheinarmee im Jahre 1794. Er leistete dort durch Zuverſichtlichkeit ebenso wie durch Terrainkenntniß sehr gute Dienste, über welche ihn Massenbach in einem Schreiben an Grawert belobt, worauf dieser antwortet:

Es wird ihn (Krausenеck) sehr glücklich machen, wenn er die Zufriedenheit Sr. Durchlaucht (des Fürsten Hohenlohe) sowie die Ihre erreicht hat. Hätte er noch dazu das Glück gehabt etwa einen Klepper oder sonst ein kleines Präsent von Sr. Durchlaucht zu erhalten, so würde mich das sehr freuen, da er ein geschickter und fleißiger guter Mensch, zugleich aber ein armer Schlucker ist.

Nach dem Baseler Frieden ging er nach Berlin, nahm an der militairischen Aufnahme von Südpreußen theil, wurde bald darauf Premierlieutenant und 1803 Stabscapitain bei einer ostpreußischen Füsilierbrigade. Sein Garnisonsort war Heilsberg. Als er diesen 1805 infolge erhaltenen Marschbefehls verlassen mußte, schrieb er an die Frau des Hauses von Heyden, mit deren Tochter er sich verlobt hatte, folgende Worte die ein schönes Zeugniß seines Herzens sind:

Nie in meinem Leben war ich tiefer durchdrungen von dem Werthe der heiligen Freundschaft, vom Gefühl der innigsten Dankbarkeit als in dem Augenblicke, wo aufgefodert durch der Pflicht und Ehre erstes Gebot ich Ihnen und Ihrem Hause, dem Kreise der alle Freuden meines Lebens insichfaßt, Lebewohl sagen soll. Ein Leben geweiht der Tugend und Ehre und der Vorsatz mich stets Ihrer Güte würdig zu beweisen kann nur schwach lohnen was Sie, Verehrte, was der beste der Männer unverdient für mich gethan. Niemand darf den Seelenzustand ahnen in dem ich mich befinde, nur die Einsamkeit darf den Sturm der Empfindungen, darf die Thränen sehen die jeden Gedanken an Sie, an Ihr ganzes Haus begleiten.

Er war im Jahre 1807 im ostpreußischen Feldzuge mit bemerkter Tapferkeit thätig; während desselben schrieb er seiner Braut:

Warum kann ich Ihnen, warum den theuern Aeltern nicht mit allem Feuer der lebhaftesten Liebe und Freundschaft zusichern daß ich an ein Erkalten Ihrer Gefühle für mich so wenig als an ein Stillstehen der Sonne glaube.... Ich habe oft gewünscht 300 Jahre früher, in der Zeit gelebt zu haben, wo der Jüngling sich das Herz der Geliebten nur durch ausgezeichnete Proben des Heldenmuths erwerben konnte; jetzt denke ich hierüber anders, oder vielmehr ich freue mich der minder strengen Foderung unserer Zeiten, da ich weislich berechne daß ich gewaltige Sachen ausführen müßte um mein Lottchen zu verdienen. Denken Sie sich meine Verlegenheit, wenn Sie festsetzten daß nur Der sich Ihrer vorzüglichen Huld erfreuen sollte der den stolzen Frankenkaiser zu Ihren Füßen niederlegte. Gewagt müßte es denn doch werden. Was wäre mir auch ein Leben ohne Sie?

Nachdem seine Verheirathung im Jahre darauf erfolgt war, ernannte ihn der König zum Commandeur eines zu bildenden leichten Gardebataillons, dessen Offiziere, als er nach dreijährigem Dienst aus diesem Verhältniß schied, ihm mit Worten die ebenso viel Anhäng-

lichkeit wie Achtung für ihn aussprachen einen Säbel zum Geschenk machten der die Inschrift hatte: „Vertraue ihm wie wir dir." Er ward Commandant der Festung Graudenz, in welcher damals höchst schwierigen Stellung er ausgezeichnete Festigkeit und den sichersten Takt bewies. Sobald nach der Umkehr der preußischen Politik im Jahre 1812 Graudenz seine Wichtigkeit verloren hatte, bat er den König um Anstellung bei der Armee im Felde, ward (gegen seine Neigung) in den Generalstab des Blücher'schen Corps versetzt, nahm Antheil an den Schlachten von Lützen und Bautzen, ward, nachdem er im schlesischen Gebirge eine Art Landesbewaffnung zu organisiren versucht, zum Oberstlieutenant und Commandanten von Schweidnitz ernannt und kam, sobald für diese Festung alle Gefahr vorüber war, als Brigadecommandeur zum Tauenzien'schen Corps. Den nächstfolgenden großen Begebenheiten des weitern Kriegs blieb er theils durch die ihm aufgegebene Einschließung Wittenbergs, theils durch Krankheit zurückgehalten fern, aber später wohnte er der Schlacht bei Laon bei, war bei dem bekannten Angriff auf die Division des tapfern Pactod in ausgezeichneter Weise thätig und zog mit dem Heere in Paris ein. Aus dieser Kriegszeit führt die Biographie viele Züge seiner Energie, Umsicht und Entschlossenheit an, deren Vergegenwärtigung seinen Freunden und nähern Bekannten Freude zu machen geeignet ist.

Von diesem Zeitpunkt ab tritt Krauseneck in Verhältnisse in denen seine Wirksamkeit auch ein allgemeineres Interesse zu erregen fähig ist. Er erhält im Sommer 1814 die Commandantur in Mainz und bekommt, als zu Anfang des Jahres 1815 in Wien jene viel besprochenen Spaltungen unter den großen Mächten ausgebrochen waren, welche bereits zu der bekannten östreichisch-französisch-englischen Allianz gegen Preußen und Rußland geführt hatten, von Boyen, dem Kriegsminister, die Weisung sich darauf vorzubereiten daß er Befehl erhalten könnte, sich der Festung Mainz zu bemächtigen, d. h. die östreichische Besatzung zu überfallen und zu entwaffnen. Seine von Pedanterie freie Denkart, für welche wir sogleich noch mehre Belege anführen werden, spricht sich in Briefen aus Mainz an seine Frau aus, worin Aeußerungen vorkommen wie diese:

Wo soll das Vertrauen der Völker zu ihren Regierungen herkommen, wenn sie sehen daß die größten Opfer fruchtlos gebracht worden? Meinem Freiheitssinn sind nur die Ketten erträglich die ich von dir trage.... Tollhäuslerei ist das ganze Treiben der sogenannten Staatskunst.... Ich habe Vieles erlebt und finde daß Alles eitel ist, nur nicht eine Liebe wie die unsere.

Zum Generalmajor und dann zum Divisionscommandeur ernannt, ward er 1821 von Mainz abberufen, nach Torgau als Commandant versetzt und bis zu seinem Austritt aus diesem Posten zu wichtigen Dienstleistungen, unter Anderm zu den Verhandlungen über die Bundesfestungen verwendet. Im Jahre 1825 wurde er Generallieutenant und 1829 Chef des Generalstabs der Armee. In diesem Wirkungskreise, in welchem er bis zu seinem Ausscheiden aus dem Dienst verblieb, suchte er vorzugsweise den Gedanken einer lebendigen Wechselwirkung zwischen Stab und Armee zur Ausführung zu bringen, sodaß die Offiziere des Stabs, wenn sie darin einen gewissen Grad erreicht, in die Linie gestellt und nach erlangter Uebung in der Führung größerer Truppentheile in den Stab zurückversetzt werden, in demselben dann aber rascher im Commando vorrücken sollten als wenn sie in der Linie geblieben wären. Welche Schwierigkeiten der einsichtsvolle Krauseneck bei der Durchführung dieser Neuerungen gefunden, darüber drückt sich der Biograph, nachdem er die in der Armee gegen „schulfüchsiges Wissen" des Generalstabs herrschenden Vorurtheile angedeutet, folgendermaßen aus:

Andererseits mag es im Stabe an Offizieren nicht gefehlt haben, welchen das vergleichungsweise weniger öffentliche und geringe Reibungen darbietende Dienstleben in demselben zu sehr behagte, um es gern mit dem Commando einer Truppe zu vertauschen, gehalten vielleicht auch durch einen oder den andern Obern, der lässig für eine freie Gestaltung der geistigen Kräfte einen widerstandslosen Gehülfen nicht gern verlieren mochte, meinend wol gar, die Masse laufender Arbeiten, wie sie in der Amtsstube vorkomme, einschließlich der doch manchmal mechanisch genug sich auf- und abziehenden Dispositionen und Dislocirungen, mehrentheils in einem längst in ein und derselben Weise erfaßten Terrain, könne nicht wohl ihnen bequemer und dabei doch mit beliebter buchstäblicher Pünktlichkeit und kleingeistiger Geheimnißkrämerei abgewickelt werden.

Nach dem Ausbruch der Julirevolution ward Krauseneck zu den Ministerialberathungen über die zu ergreifenden Maßregeln gezogen und veranlaßte des General Rühle Sendung an die süddeutschen Höfe, mußte aber im Laufe der mit Oestreich in diesem Zeitpunkte geführten Unterhandlungen die Erfahrung machen daß er gegen die Ansprüche dieses Cabinets nicht nachgiebig genug befunden wurde. Ein Mann von Krauseneck's Klarheit und Entschiedenheit mußte ein zu richtiges Verständniß der Aufgabe Preußens haben, um über die Stellung die dieser Staat sich zu Deutschland zu geben habe im Zweifel sein zu können. Er sagt:

Durch die Vorzüge seiner Institutionen, durchs innere und äußere Wohl seiner Bürger müsse Preußen den andern deutschen Staaten voranleuchten, dann werde es ihr natürlicher Schutzherr sein. Im protestantischen Geist habe es eine deutsche Gesittung und Bildung zu fördern. Es dürfe mit fremden Staaten niemals Beziehungen anknüpfen welche diesem seinem innern Lebensprincip Gefahr bringen könnten.

Diesen Auffassungen des preußischen Berufs nach außen entsprach Krauseneck's Ansicht über die im Innern des Staats zu befolgenden Grundsätze. Er sagt:

Jeder Rest beliebiger Bevorrechtung muß ausgerottet, gesunder Fortschritt gesichert, das Gefühl für gesetzliche Freiheit durchgehend herrschend werden. Eine Regierung die nicht bedenke daß sie als Wirkliches in der Reihe der Dinge auch ein sehr Mangelhaftes sei, ihre beschränkten Rechte über des Volks gesetzliche, in ursprünglicher Foderung des allgemeinen Vernunftgebots begründete hinausdränge, dem Geist des ewigen Rechts damit entsage, habe sich selbst zuzuschreiben wenn sie nicht mehr als Obrigkeit geehrt und ihren Maßregeln sofern sie das Wesen der Gesellschaft verletzen widerstanden werde.

Es ist unnöthig zu erwähnen daß diese Ueberzeugungen hier nicht ihrer Neuheit oder Eigenthümlichkeit wegen hervorgehoben werden sollen, sondern nur

darum weil sie von einem der bewährtesten und erleuchtetsten Militairs herrühren, der eine der höchsten Stellungen im Staate eingenommen und unzählige Beweise des unbeschränktesten Vertrauens erfahren hat, den der verstorbene König von Preußen 1837 „aus persönlichem Vertrauen zu seinen erprobten Gesinnungen, Einsichten und seiner Geschäftserfahrung" in den Staatsrath rief, und dem der jetzt regierende 1848 den dringenden Wunsch das Kriegsministerium wenigstens auf einige Zeit zu übernehmen mit den Worten ans Herz legte:

Wir brauchen, ich, die Armee vorallem, einen Mann, dessen Name jedem Soldaten ich möchte sagen überzeugend klingt, ein echt preußisches Herz, einen Mann von Muth, der vortrefflichen Collegen gegenüber die Stimme der Wahrheit, eine echte Soldatenstimme hören läßt.

Diesem Rufe konnte Krausenek nicht folgen; er antwortete daß er sich nicht für befugt halte eine Verantwortlichkeit zu übernehmen, die mehr Kräfte in Anspruch nehme als ihm noch zu Gebote stünden. Seinen wiederholten Gesuchen um Entlassung aus Rücksichten für seinen Gesundheitszustand ward bald nach jener Ablehnung unter größter Anerkennung seiner Verdienste entsprochen. Er erlebte noch die Vorgänge der Jahre 1849 und 1850. Als 1848 die Verwirrung in Berlin ihr höchstes Stadium erreicht hatte, schrieb Krausenek:

Daß aus dem Treiben unserer Zeit, der Frechheit der Canaille sich noch etwas Gutes entwickeln könne, mag glauben wer Lust hat, ich erkläre mich für gänzlich ungläubig.... Ich habe früher Hoffnungen für die Zukunft gehegt, aber ich hatte keine Vorstellung von einer Herrschaft die der Abschaum der Gesellschaft über rechtliche, aber leider feige Männer ausüben konnte. Unendlich oft denke ich der Erscheinungen, wie Friedrich II., Suworow, Napoleon, die der Canaille ein tüchtiges Quos ego zurufen konnten. Ich erwarte wenig unmittelbare Folge des Treibens der Gegenwart, ich achte die Menschen zu wenig die sich geltendmachen wollen. Wenn die Cholera die rechten Leute träfe, so wäre sie so übel nicht, eventualiter wären einige Tausend russische Kantschu kein übles Correctionsmittel....

Ersieht man aus solchen Aeußerungen, in welchen Zustand sein Gemüth durch die Ereignisse jenes Jahres versetzt war, so kann man noch weniger in Zweifel sein daß er in richtiger Erkenntniß der diesem Jahr vorausgegangenen Staatsverhältnisse eine Katastrophe früh vorhergesehen hatte. Keine Loyalität, keine Hingebung, kein Patriotismus vermag einen Mann von Geist und Charakter vor dem innern Misbehagen zu schützen das aus einem unvermeidlichen Widerspruch gegen Unverstand und Geistlosigkeit entstehen muß. Wir führen eine Reihe seiner Aeußerungen, in denen sich diese Stimmung bald ernst, bald launig ausspricht, um so lieber an, als sie im Grunde nur offenbar machen was bei kleinen oder großen Anlässen in der Seele von Tausenden gescheiter Leute vorgeht, denen Stellung Schweigen und Gehorsam oder doch wenigstens feierliche Mienen zur Pflicht macht. Aus Schlesien schreibt er 1835:

Unter den Webern herrscht große Noth. Man muß das Land durchziehen und mit den Leuten sprechen, wenn man ersehen will wo die Leute der Schuh drückt und wie es um die Armen steht die uns Kriegsleute im ewig geharnischten Frieden, das Beamtenheer und noch andere Leute ernähren helfen. Mit der Summe die ein überflüssiger General oder gar Minister (wir haben fast überall von diesen Doubletten) kostet, könnte man viele Weberfamilien glücklich machen. Etwas komisch geht es doch unter dem Monde zu.

Und aus den Rheinlanden 1840:

Daß die Unterstützungen welche die wahnsinnigen Strebungen unserer Privilegirten in höhern Regionen finden zu Teufeleien wie die in Düsseldorf führen müssen, versteht sich von selbst.... Wie heilsam wäre es, wenn die Ansprüche des Junkerthums gründlich analysirt und ad absurdum geführt würden.

Ferner:

Ich will den König bitten mich aus der Schule (dem Staatsrath) zu entlassen, denn ich bin zu alt noch Etwas zu lernen, am wenigsten von jungen Leuten. Wenn Prügel nicht verletzender als eine Freiheitsstrafe, warum prügelt man nicht alle Welt? Kurz und wohlfeil wäre die Procedur jedenfalls, Minister Rochow hat mit vieler Eloquenz pro baculo gesprochen.

Von seinem Dienstjubiläum wollte er keine Kenntniß genommen wissen:

Ein sogenanntes Jubiläum ist, wenn es Derjenige veranstaltet dem es convenirte sich durch 50 Jahre vom Staat bezahlen zu lassen, eine Sottise, wenn es durch Andere angeordnet wird, eine wohlgemeinte Vergeudung von Mitteln die besser verwendet werden können, öfter nicht einmal disponibel sind.

Endlich mögen noch folgende Stellen aus seinen Briefen hier stehen:

Die Predigt in der evangelischen Kirche in Köln war gut. Im Dom mußte ich unter der Messe des großen Luther viel denken, der es gewagt hat diesen glänzenden Narrheiten, die aber so fest gegründet waren daß sie heute noch wenigstens zu einem guten Theile stehen, den offenen Krieg zu machen.

Mit dem sic volo sic jubeo will es überall nicht mehr gehen. Es wäre noch ein Gewinn wenn sich eine tüchtige compacte Opposition bildete.

Das Leben am Hof ist für einen ordentlichen Mann im besten Fall eine Art von Calamität denn die Luft ist dort mit Narrheiten und Dunst geschwängert.

Ich lege in die Thätigkeit des Soldaten im Frieden keinen großen Werth. Wie könnte man dies auch, wenn man länger als ein halbes Jahrhundert das Spiel mit angesehen hat das mit zum Theil sehr edeln Kräften getrieben wird.

Als er 1840 den Schwarzen Adlerorden empfing und Fürst Wittgenstein ihm das vom Könige dabei seinem Namen vorgesetzte „von" damit erklärte daß der Ritter dieses Ordens zugleich Edelmann sei, so erwiderte er daß er mit Allem zufrieden sein müsse was sein König und Herr zu thun für gut befinde.

Der Verfasser dieser Biographie beschließt seine Aufzeichnungen mit Zusammenfassung aller Züge des Verstorbenen zu einem anschaulichen Bilde, an welchem man die oben erwähnten Eigenheiten der Ausdrucksweise umsomehr bedauern muß als durch freiere und ungezwungenere Bewegung der Rede das Verdienst dieser Schilderung, welches in geistreicher Auffassung und vielfältig zutreffender Wahnehmung liegt, zugleich mit dem entworfenen Bilde selbst deutlicher würde hervorgetreten sein. 79.

Altschottische und altenglische Volksballaden. Nach den Originalen bearbeitet von W. Doenniges. Nebst einem Nachwort über den alten Minstrelgesang. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1852. 16. 28 Ngr.

„Die Balladen welche ich hier biete", sagt der Uebersetzer an einer Stelle in dem Nachwort, „sind nur eine kleine Auswahl aus den reichen Sammlungen welche die Engländer und Schotten seit lange besitzen. Sie sind unserm deutschen Geiste aber so verwandt daß sie mit Leichtigkeit auch für uns Nationaleigenthum werden können." Er stellt dann die Frage auf, woher es kommt daß wir Deutsche nicht einen ähnlichen Reichthum in der Volksballade besitzen, daß das wenig Vollendete was wir in der populairen epischen Erzählung haben einer frühern Zeit angehört, und daß unsere eigentlichen Volksgesänge der Art niemals zu einem so prägnanten Stil in Sprache und Versart ausgebildet wurden, daß sich diese Dichtungsart in allgemeiner Weiterbildung unter dem Volke bis auf unsere Tage erhielt. Er findet einen Theil der Schuld in der Zerrissenheit unsers großen Vaterlandes; wie es noch heute verschiedene Typus im Volksliede gibt, allemannische, bairische, niederdeutsche, so sei auch die gleichmäßige Behandlung der Ballade verschwunden, und schon sehr früh. Habe doch die hochdeutsche Schriftsprache, die seit Luther sich geltendgemacht, die geschiedenen Stammesdialekte aus Herz und Mund des Volks nicht verdrängen können. So stehe denn Alles was wir durch mündliche Ueberlieferung von Balladen überkommen haben sehr vereinzelt da, und das Beste davon sei so verschieden in Ton und Behandlungsweise daß an einen Stil darin kaum zu denken ist. Er führt dabei aus eigener Erfahrung an, wie er Lieder und Balladen, die südlichern und westlichern Districten unsers Vaterlandes erblich und eigenthümlich schienen und so in der Literatur aufgenommen wären, an den Küsten der Ost- und Nordsee im Schiffer- und Fischermunde wiedergefunden, oft aber mit ganz anderm Ton, Färbung und einer Aenderung der Katastrophe und des Ausgangs.

Indem wir der Klage gern beistimmen, finden wir die Frage in einer andern erledigt. Warum haben wir keine englische Geschichte? Warum wurden wir nicht ein Volk wie die Engländer? Warum konnte sich nationales Bewußtsein, Tradition und Poesie, wenn fremde Eroberer und die gelehrte Literatur die Straßen, Städte, Märkte und Kathedralen occupirten, nicht in die felsigen Schluchten am Meeresufer, auf die Böte und Schiffe kühner Segler, in die Wälder und Gebirge retiriren? Wir gingen eben unsern eigenen, traurigen Entwickelungsgang, der so viele ureigene Keime erstickte um andere üppig und geil aufschießen zu lassen. Der Keim zu Dem was wir Balladenpoesie nennen ist im germanischen Stamm. Er ward zertreten durch die Verhältnisse und machte sich Luft durch das Lied auf der einen Seite, auf der andern in jenen großen epischen Dichtungen, die schon früh, lange vor der Herrschaft der Gelehrsamkeit, den ernst-gelehrten deutschen Charakterzug ans Licht treten ließen. Engländer und Schotten sind einmal das einzige Volk welches diese eigenthümlich reiche Balladenpoesie aufzuweisen hat, wo die Erzählung mit dem Gesange Hand in Hand geht, und aus deren wunderbar-kräftigen Tönen die ganze Lust und die ganze Schwermuth des ursprünglichen, durch glückliche Verhältnisse ausgebildeten Volkscharakters aufjauchzt. Die spanischen Romanzen sind etwas ganz Anderes, sie lehnen sich doch größtentheils an die Heroenzeit des Mittelalters, an den stolzen vielhundertjährigen Kampf der Nationalität und der Religion gegen das aufgedrungene Maurenjoch; die dänischen, schwedischen sind mehr kleine Epopöen oder Traditionen des nordischen Wunderglaubens, und unsere deutschen gehen wo sie sich wirklich auf eine historische Begebenheit beziehen sofort in allgemeine Gefühle, Stimmungen und Anschauungen über, und das ist eigentlich das Beste an ihnen, denn vermöge dieser Verallgemeinerung haben sie sich im Gesammtvolk erhalten.

Wir leugnen gar nicht daß die vom Verfasser übersetzten Balladen aus England und Schottland dem deutschen Geiste verwandt sind, bezweifeln aber was er beabsichtigt, daß sie durch seine Uebersetzung leicht deutsches Nationaleigenthum werden können. Dazu gehört mehr, etwas Anderes, was weder er noch sonst ein deutscher Uebersetzer vermag. Nicht daß er nicht gut übersetzt hätte, im Gegentheil er hat es geschickt, treu, fließend, soweit es ging in populairer Ausdrucksweise; man liest ein gutes Deutsch und das gute reine Englisch zugleich heraus. Aber warum gelang es denn Herder und Andern vor ihm nicht, die uns schon längst wenn nicht das Beste, doch Gutes aus den fremden Volksstimmen gegeben? Warum klangen nur gewisse einzelne Balladen und Lieder ein und wurden Volksgut, zum Theil um wieder zu verschwinden, z. B. die Ballade von Edward's Schwert u. a.?

Weil wir Deutsche nicht Andere waren, sondern Andere geworden sind! Jene hellen vom Erz der reinen Lust wiederklingenden Lieder einer Vorzeit die nicht wiederkommt erhalten sich noch eben kaum im Gesange. Hört man sie noch oft in den Schenken, beim Marsch der Soldaten? Nur in Waldesschluchten, am Strande irgendwo, oder am Fortepiano der Gebildeten tönen sie noch die Seele lieblich stimmend. Die Masse ist derber, roher, kannibalischer geworden; ob es nun die Gelehrsamkeit gethan hat oder der Dreißigjährige Krieg, bleibe unentschieden. Wer war der Erste der bei uns die englische Balladenpoesie wieder einbürgerte? Bürger. Diese derb-populaiee, faßliche Art war es die packte. Hätte er die Silbertöne des alten englischen Lieds, das Säuseln der Waldeskronen, das Schwirren der Pfeile so zart und einfach wiedergeben können und wiedergegeben, seine Balladen würden nicht Volksgut geworden sein. Traurig daß es so ist, aber es ist so. Es ist der allgemeine Gang in England wie bei uns, und nur durch die Bildung dringen wir wieder durch zur Einfachheit und Natur. Um deswillen halten wir Dönniges' Versuch für einen sehr löblichen, empfehlen auch das Buch bestens, wollen mit ihm erklären daß er unter Gutem Bestes ausgesucht hat, daß das Meiste lieblich durch unser Ohr zur Seele klingt, bezweifeln aber daß er Das erreicht was er will.

Sehr interessant ist die Zugabe und damit Dönniges' Rechtfertigung seines Verfahrens in der Uebersetzung. Die altenglischen Balladen und Lieder haben mit den deutschen gemein, daß sie die Verse und Strophen nicht nach Füßen und Silben, sondern, besonders je älter und echter sie sind, desto reiner nach Hebungen und Senkungen zählen. Die älteste Strophe besteht aus vier Hebungen im ersten und dritten und aus drei im zweiten und vierten Verse, die spätern aus vier Hebungen in allen vier Versen. Die letztere ist monotoner. Zuweilen findet sich eine Mischung. Er hat dies auch bei der Uebersetzung beobachtet. Ebendesgleichen liegt die Schönheit dieser Verse nicht in den Reimen, viele haben nur Assonanzen, auch nicht im festen Maß von Versen oder Silben, sondern gerade in der Einfachheit und doch großen Mannichfaltigkeit der Steigerung und Senkung des Rhythmus. Der Uebersetzer nennt es sogar einen Fehler diese Volksgesänge nach unsern modernen Gesetzen zu messen und in zierliche Reime zu übertragen, weil sie an Lebendigkeit und Kraft verlören. Den Fehler gegen das Original zugegeben, so ist der Fehler es doch allein welcher die Einbringung in unser Volk möglich machte, vide die mehr als Fehler, die hierin Bürger begangen, und doch — Interessant ist auch daß Dönniges in seinen Uebersetzungen der bekannten englischen Originale, wo es ging, die Bürger'sche beibehalten hat.

Bei Gelegenheit des Balladencyklus über Robin Hood gibt der Uebersetzer uns eine lehrreiche Abhandlung über die Geschichte der englischen Minstrelpoesie und der nationalen Bedeutung welche die Robin Hood-Lieder für England haben, Alles nach den neuesten Quellen. Doch scheint er uns in der Auswahl

des Echten und Alten zu streng zuwerkegegangen und hier und da der Form zu viel Gewicht beigelegt zu haben. Denn wenn er spätere Dichtungen aufnahm, wenn die im Rhythmus der alten Form gerecht würden, warum nicht auch andere aus dieser spätern Zeit, die zwar von jener einfachen abweichen, durch Poesie und Inhalt aber Anspruch auf unser Interesse haben? Nach unserm Gefühl erschien uns die über Robin's Tod, wenn auch etwas complicirter Art, immer als eine der ergreifendsten. Freilich mußte ihr Verfasser schon an die Sage von Roland's Tode gedacht haben, aber was thut das.

Das Buch ist zierlich ausgestattet, und wir wünschten daß es nicht allein bei den Gelehrten und Freunden der Volkspoesie, sondern auch in den Boudoirs einen Platz fände, welche freilich zur Zeit in rothmaroquinen Goldschnitteinbänden mit allerlei Stimmen und Märchen aus See-, Wald- und Gebirgsbächen überfüllt sind. Aber bei unsern Reactionsprocessen wäre es doch möglich, und darum wünschen wir es daß sie nicht bei der Natur der „Amaranthen", sondern der der alten Minstrel einen längern Ruhepunkt machte. 18.

Ein spanisches Fronleichnamsspiel vom Todtentanz. Nach einem alten Drucke wieder herausgegeben von Ferdinand Wolf. Wien, Braumüller. 1852. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mit gegenwärtiger Schrift fügt Ferdinand Wolf seinen unschätzbaren Verdiensten um die spanische Literatur, die er erst vor kurzem noch durch sein vortreffliches Werk über die prager Romanzensammlung so namhaft bereichert hat, abermals ein neues hinzu. Wir erhalten hier die einzige eigentlich dramatische, d. i. für dramatische Darstellung bestimmte Bearbeitung des mittelalterlichen Mythus vom Todtentanze. „Denn", sagt Wolf, „jenes bekannte, denselben Gegenstand überhaupt zuerst poetisch behandelnde und einen ähnlichen Titel führende Gedicht «Danza general de los muertos» (nun vollständig von Ticknor herausgegeben), aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, ist zwar wol auch schon dramenartig und wird meist unter den Anfängen des Drama in Spanien aufgeführt; aber es ist doch nur noch ein ganz roher Anfang, ein höchstens zur Begleitung mimischer Tänze bestimmter Gesang (un triste cantar, wie es sich selbst nennt) in dialogischer Form, in ganz loser Scenenreihe ohne eine eigentliche abgeschlossene Handlung. Das vorliegende Stück hingegen ist ein vollständig ausgebildetes Auto sacramental mit allen charakteristischen Merkmalen dieser Art von Autos, und daher noch insbesondere für die Geschichte des spanischen Drama von bedeutendem Interesse ... Wir haben darin nun einen urkundlichen Beleg, daß, wie Hr. von Schack aus Mangel daran nur vermuthen konnte, schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1551) die Fronleichnamsspiele als eine besondere Art von Autos aus den kirchlichen Spielen sich entwickelt und nach dem Vorgange der Moralitäten gebildet hatten, mit einer symbolischen Handlung, mit allegorischen Personen und einer fast epigrammatischen Schlußanwendung auf das Fest des Corpus Christi; alle diese die Autos sacramentales in ihrer ausgebildetsten Form durch Calderon charakterisirenden Merkmale finden sich auch schon in unserer «Farsa». Schon der Titel kündet die festliche Bestimmung ausdrücklich an («Va dirigida á loor del santissimo sacramento»); das Stück ist schon mit einem Prologo oder einer Loa versehen, und die symbolische Handlung, nämlich die Erlösung von dem Tode durch die Unterwerfung der Leidenschaft (ira) und des beschränkten menschlichen Verstandes (entendimiento) unter die Leitung der durch göttliche Offenbarung erleuchteten Vernunft (razon) und die Theilhaftwerdung an der Erlösung durch den Genuß des Leibes Christi selbst für den Einfälligen und Niedrigen, aber Demüthigen und Gläubigen (pastor), ist auch hier schon durch die Einführung von allegorischen Personen und die Anknüpfung an das Fronleichnamsfest dargestellt und gelöst."

Was den Verfasser unsers Stücks angeht, so war er keineswegs ein Geistlicher, sondern ein Weltlicher und zwar ein Tuchscherer und Bürger von Segovia, Namens Juan de Pedraza. Den Ort der Aufführung anlangend, so war dies nicht wie man vermuthen könnte die Kirche, vielmehr ist es nach den Auseinandersetzungen Wolf's gewiß daß die Dichtung außer der Kirche dargestellt worden ist.

Das Original, das unserer Ausgabe des merkwürdigen Auto zugrundeliegt, findet sich in einem der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München zugehörenden Quartbande von der größten Seltenheit, von dem Wolf eine genaue, von Konrad Hofmann besorgte bibliographische Beschreibung mitzutheilen nicht unterlassen hat. Die Abschrift des Stücks rührt von Schmeller her. Das bei dem Texte in Anwendung gebrachte Verfahren betreffend ist zu bemerken daß Wolf einen sorgfältigen Wiederabdruck gegeben hat, wobei jedoch offenbare sinnstörende Druckfehler sogleich verbessert, die urkundlichen Lesarten aber in den Noten angeführt wurden; ebendahin wurden auch minder zweifellose Verbesserungsvorschläge verwiesen. Ueberdem ist durch Hinzufügung der Interpunction, der nöthigsten Accente und einiger Didaskalien, sowie durch Erklärung einiger minder bekannten veralteten Formen das Verständniß erleichtert. An dem häufig unregelmäßigen und mangelhaften Versmaße hat dagegen Wolf keine Verbesserung versucht, selbst wo eine solche nahe lag, da, wie er sagt, eben die Unregelmäßigkeiten mit zu den charakteristischen Merkmalen ähnlicher volksmäßiger Dichtungen gehören.

Ich schließe diese Anzeige mit dem Wunsche daß die in Rede stehende Reliquie durch einen unserer sprachgewandten Uebersetzer auch dem größern Publicum zugänglich gemacht werden möge. 82.

Nekrolog.

Ein großer Verlust hat neuerdings die slawische, speciell die böhmische Literatur getroffen; Professor F. W. Czelakowski hat den 5. August, Abends 7 Uhr, diese Erde verlassen. Er war unbestritten eine der hervorragendsten Erscheinungen in der Epoche der wiederauflebenden czechischen Literatur, die, wie zu fürchten steht, nicht lange in dem kühnen Aufschwunge, den sie seiner Zeit genommen hat, ausharren, sondern wiederum zu der Unbedeutenheit herabsinken wird die sie in den letzten Jahrhunderten fast der Vergessenheit anheimfallen ließ.

Seltener Eifer, ungewöhnliche Ausdauer und hohe Willenskraft, sowie eine classische Bildung und tiefe Gelehrsamkeit, hervorstechendes Talent und geläuterter Geschmack — Eigenschaften die wir so selten bei den Epigonen der czechischen Literatur vereinigt sehen — zierten den Verblichenen und weisen ihm gleich Palacky, Hanka, Safaryk, Chmielenski u. s. w. einen der ersten Plätze unter den Koryphäen des Zeitalters an. Kein Zweifel daß die czechische Presse dem Dahingeschiedenen ein würdiges Denkmal setzen und seine großen Verdienste als Sprachforscher und Dichter gebührend besprechen wird; dem Auslande gegenüber genügt es in kurzen Worten von seinem Lebenslauf Nachricht zu geben.

Czelakowski wurde 1794 in Strakowitz in Böhmen geboren, woselbst sein Vater Zimmermann war. Im Jahre 1834—35 machte er sich als Redacteur der in czechischer Sprache herausgegebenen „Prager Neuigkeiten" und „Czechischen Biene" bemerklich und war damals Professor seiner Muttersprache und deren Literatur an der prager Universität. Mangel an der schon zu dieser Zeit so nöthigen Vorsicht in der Redaction war Ursache daß er beide Stellungen aufgeben mußte. Er wurde darauf Bibliothekar des Fürsten Kinsky und widmete sich in dieser Stellung aufs eifrigste der Dichtkunst und der slawischen Sprachforschung, bis er 1843 den Lehrstuhl für slawische Spra-

chen und deren Literatur an der Universität zu Breslau einnahm. Leider fand der grundgelehrte Mann hier nicht den gehofften Anklang und seine Collegien waren meist nur spärlich besucht, obgleich sie, besonders seine Vorträge über vergleichende Grammatik, des Wissenswerthen unendlich Vieles boten. Dieser Umstand sowie der Zug nach der Heimat mögen wol Ursache gewesen sein daß er 1848 seine Stellung mit einer gleichen in Prag vertauschte, woselbst in diesem Jahre ein bedeutender Umschwung der Dinge eingetreten war und das czechische Element vielfach Boden gewonnen hatte. Fern von allem politischen Treiben lehrte und wirkte Czelakowsky in Böhmens Hauptstadt bis der Tod ihm die Augen schloß. Von seinen Dichtungen, von denen viele im Munde des Volks fortleben und in welchen er mit seltener Meisterschaft den slawischen Geist erfaßte und demselben Worte lieh, heben wir besonders hervor: „Echo der czechischen und russischen Gesänge" und die „Hundertblätterige Rose". Sein letztes Werk waren die slawischen Sprüchwörter, welche voriges Jahr erschienen sind.

Czelakowski hinterläßt ein überaus reiches Material zur vergleichenden Grammatik der slawischen Sprachen, von dem zu wünschen ist daß es in die richtigen Hände komme und dieser Schatz dadurch der gelehrten Welt zugänglich gemacht werde. Es ist gewissermaßen das Erbtheil welches der Dahingeschiedene seinen seit einigen Monaten schon der Mutter beraubten sechs Waisen hinterläßt, die Arbeit vieler Jahre und jedenfalls ein Denkmal eines regen, klaren und tiefforschenden Geistes. 50.

Eine beachtenswerthe Erscheinung in der Mathematik.

Endlich fangen es die Mathematiker von Profession an einzusehen daß „vor Allen Kant in seiner «Kritik der reinen Vernunft» der Mathematik und namentlich der Geometrie den Weg gezeigt, den sie allein mit Erfolg betreten darf". Dies sind die Worte des mathematischen Lehrers C. R. Kosack am Gymnasium zu Nordhausen in dem zur öffentlichen Prüfung am 5. und 6. April 1852 einladenden Programm, welchem der erwähnte Mathematicus „Beiträge zu einer systematischen Entwickelung der Geometrie aus der Anschauung" mit einer Figurentafel vorangeschickt hat. Diese Beiträge sind wahrhaft epochemachend in der Mathematik. Es ist in ihnen die von Kant zuerst aufgestellte und sodann von Arthur Schopenhauer, dem gründlichsten Kenner der Kant'schen Philosophie, zur Verdrängung der Euklidischen Methode geltendgemachte Ansicht vom Raume als der apriorischen Form der Anschauung nicht nur vollständig acceptirt, sondern auch auf Grund dieser Ansicht bereits ein höchst anerkennenswerther Versuch gemacht, nach den von Schopenhauer gegebenen Winken die geometrischen Lehrsätze und Beweise aus der Anschauung zu entwickeln. „Nur zu oft", sagt Kosack, „mußten sich die Lehrer der Geometrie überzeugen, wie schwierig es ist den Anfängern die Geometrie des Euklid zum Verständniß zu bringen. Bei der Willkürlichkeit der Beweise und der Schwierigkeit den Zusammenhang derselben mit den Lehrsätzen selbst zu erkennen werden die Schüler meistens wider ihren Willen zur Ueberzeugung von der Wahrheit eines Satzes gezwungen, und die Verwunderung über die Klugheit, mit welcher der Beweis geführt worden, ist der Ausdruck des Mangels jeder Einsicht in die Sache selbst." Hierauf zeigt Kosack, wie schon bisher immer das Mangelhafte der Euklidischen Methode von ältern und neuern Mathematikern gefühlt worden; aber es verblieb bei der Anregung zum Bessern, ohne daß etwas Durchgreifendes geschah. „Unwiderleglich zum Abschluß gediehen ist die Sache durch A. Schopenhauer in Frankfurt a. M., der, auf Kant fußend, sich über diesen Punkt an verschiedenen Orten seiner Schriften (namentlich in „Die Welt als Wille und Vorstellung", I, § 15, und II, Cap. 13, ferner in der „Vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde", zweite Auflage, §§ 15, 35—39) in einer Weise ausläßt welche die Beachtung der Mathematiker verdient." „Das Princip", fährt Kosack fort, „steht nun fest, und das Ziel welches bei jedem Beweise im Auge zu haben ist ist gesteckt." Uebereinstimmend mit Kant und Schopenhauer sagt er: „Die ganze Mathematik wird von dem Menschen gemacht. Nicht blos — und dies begründet den Unterschied der Mathematik von den lediglich empirischen Naturwissenschaften — die Erkenntniß des Objects der Mathematik (der Raumformen und der Zahlen) und der nach der Individualität sich richtende Weg bei der wissenschaftlichen Anordnung dieser Erkenntnisse ist ein Werk des menschlichen Geistes, sondern gerade das Object selbst wird durch das Anschauungsvermögen hervorgebracht. Hierauf eben beruht es daß die Mathematik unabhängig von aller Erfahrung ist und deshalb ihre Behauptungen mit apodiktischer Gewißheit aufstellt. Es ist die Aufgabe der Wissenschaft diesen Act zum Bewußtsein zu bringen und dadurch zugleich das Wesen des Geschaffenen selbst zu erkennen. Jeder der einmal Mathematik vorgetragen hat wird wissen, wie erst durch solche Constructionen bei den Schülern das Interesse — welches mit der Einsicht in die Sache wächst — erweckt wird. Es weiß es Jeder welch einen Unterschied es macht, wenn man den Schüler von dem Satze, «daß in einem Dreieck zwei Seiten zusammen größer sind als die dritte», durch den Beweis Euklid's überführt, oder wenn man ihm durch die Construction nachweist daß sich schlechterdings aus drei gegebenen Seiten eines Dreiecks nur dann ein Dreieck construiren läßt, wenn zwei Seiten zusammengenommen größer als die dritte sind."

Nach diesen Auseinandersetzungen, bei denen übrigens Kosack eine Belesenheit in Kant's „Kritik der reinen Vernunft" andentaglegt die manchem Docenten der Philosophie zu wünschen wäre, und eine Anerkennung Schopenhauer's durch die er sie alle beschämt, folgt der eigene Versuch Kosack's, die ebene Geometrie (Planimetrie) in fünf Abschnitten nach dem aufgestellten Principe, aus der Anschauung zu entwickeln. Der erste Abschnitt handelt von der geraden Linie, der zweite von zwei und mehren sich schneidenden Linien, der dritte von den parallelen Linien, der vierte von den geradlinigen Figuren im Allgemeinen, und der fünfte von dem Dreieck. Die beigegebene Figurentafel enthält 22 Figuren.

Freut euch, ihr Schüler der Mathematik! Die Geometrie, die bisher für die Mehrzahl von euch ein wahres Kreuz war, wird euch von nun an, wenn nur erst die neue Methode sich Bahn gebrochen, zur wahren Lust werden. Während man euch bisher, nach der Euklidischen Methode, die Beine abgeschnitten um euch auf Krücken gehen zu lehren (Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung", I, 79), so werdet ihr jetzt wieder frei und leicht auf euern eigenen, gesunden und natürlichen Beinen fortschreiten können. Dies habt ihr dem großen Kant, seinem noch größern Schüler Arthur Schopenhauer und dem durch Beide belehrten Mathematicus am Gymnasium zu Nordhausen, C. R. Kosack, zu verdanken. O ihr beneidenswerthen nordhäuser Gymnasiasten! ihr seid die ersten denen der Pythagoräische Lehrsatz wieder Vergnügen machen wird wie damals dem Entdecker desselben, der bekanntlich vor Freude eine Hekatombe geopfert haben soll, seit welcher Zeit, wie Börne sagt, jeder Ochse zittert, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird.

J. Frauenstädt.

Bulletin du bibliophile belge.

Unter Allem was uns der rastlos thätige, für die Wissenschaft wie für seine Freunde leider zu früh verstorbene Baron von Reiffenberg in Brüssel hinterlassen hat, ist das von ihm im Jahre 1844 begründete „Bulletin du bibliophile belge" das schönste Vermächtniß für Bibliophilen. Freilich scheint Deutschland noch wenig von diesem Vermächtnisse zu wissen, trotzdem daß das „Bulletin" unter der geschickten Leitung des Hrn. von Chênedollé, des Nachfolgers Hrn. von Reiffenberg's,

seit dessen Tode nicht nur Nichts an seinem Werthe verloren, sondern, zumal in neuester Zeit, einen Aufschwung genommen hat der zu den besten Erwartungen für das fernere Gedeihen des „Bulletin" berechtigt. Es ist daher der Zweck dieser Zeilen, die deutsche Bibliophilenwelt auf das „Bulletin" aufmerksamzumachen und zur Lecture desselben anzuregen. Ein Blick wird genügen, um Jeden die Ueberzeugung gewinnen zu lassen daß in dem „Bulletin" eine so reiche Fundgrube der interessantesten und belehrenden Materialien nicht nur zur Literargeschichte im Allgemeinen, sondern und vorzugsweise auch zur Geschichte des Bücherwesens vorliegt, wie deren man anderwärts wenig antrifft. Zwar sind die Mittheilungen des „Bulletin", wie schon der Titel verräth, zumeist auf das Interesse belgischer Leser berechnet, nichtsdestoweniger finden aber darin auch andere Leser und namentlich Bibliographen genug des Stoffs, den sie für ihre literarischen Beschäftigungen und Studien mit Nutzen verwenden können. Jeder der bisjetzt vollständig erschienen acht Bände enthält des allgemein Lehrreichen so viel daß gewiß keiner der Leser d. Bl. das „Bulletin" ohne Befriedigung aus der Hand legen dürfte, umsoweniger als man darin neben einer fließenden und gewählten französischen Sprache, worin der jetzige Herausgeber seinem Vorgänger Hrn. von Reiffenberg, einem anerkannten Meister in der Diction, nicht nachsteht, auch deutschen Sinn nicht vermissen wird; bezeichnet ja doch Hr. von Reiffenberg selbst „französische Sprache und deutschen Sinn" als das charakteristische Merkmal des Belgiers.

Nach dem vom Begründer des „Bulletin" entworfenen Plane, der auch von dessen Nachfolger beibehalten worden ist, zerfällt das „Bulletin" in vier Abschnitte, von denen die beiden ersten die „Histoire des bibliothèques, des livres imprimés et manuscrits, des archives etc." und die „Histoire de l'imprimerie, des imprimeurs, des libraires, des bibliophiles, des auteurs etc." betreffen. Der dritte Abschnitt enthält „Chronique et variétés" und der vierte eine „Revue bibliographique". Es versteht sich daß der Hauptwerth des „Bulletin" in den Mittheilungen der zwei ersten Abschnitte beruht, wenn schon die beiden letzten, die ihrer Natur nach zum größern Theile nur von mehr vorübergehendem Interesse sein können, bei ihrer Mannichfaltigkeit und ihrem Reichthume an Notizen nicht ohne wesentliche Bedeutung sind. Die „Revue bibliographique", die von umfassender Belesenheit des Herausgeber zeugt, wird selbst Solchen die auch anderwärts Gelegenheit haben sich mit den Erzeugnissen der Presse des Auslands bekanntzumachen immer noch einiges Neue zu bieten haben.

Ein Gegenstand der im „Bulletin" vorzügliche Beachtung gefunden hat ist, wie sich dies auch bei einer der Bibliophilie gewidmeten Zeitschrift nicht anders erwarten läßt, die Geschichte der Buchdruckerkunst und was sonst damit in nächster Verbindung steht: diese ist in allen ihren Theilen nicht allein in Bezug auf die Erfindung der Typographie, ihre erste Einführung und Verbreitung in den verschiedenen Ländern und Städten und ihre Vervollkommnung, sondern auch in Rücksicht auf die Lebensumstände berühmter Drucker, die Preßerzeugnisse ihrer Officinen, ihre Druckerzeichen, sowie die Werke aus den Pressen unbekannter Typographen mit großer Vorliebe und Sorgfalt behandelt und beleuchtet, sodaß wer irgend auf diesem Gebiete der Wissenschaft sich beschäftigt in keinem Falle die Lecture des „Bulletin" beiseitelassen darf. Auch enthält das „Bulletin" eine Menge dem Gelehrten wie dem Laien willkommener Materialien zur Geschichte des Handschriftenwesens und der Holzschneidekunst, in Betreff welcher letztern hier zu bemerken sein möchte daß der lange und hitzig geführte Streit über den angeblichen Holzschnitt vom Jahre 1418, den Hr. von Reiffenberg für die königliche Bibliothek in Brüssel erworben hatte und als wirklichen Holzschnitt mit allen nur möglichen Mitteln des Scharfsinns im „Bulletin" sowol als anderwärts zu vertheidigen bemüht gewesen ist, jetzt wol sein Ende erreicht zu haben scheint: Passavant hat das Blatt für einen im Jahre 1468 gefertigten Metallschnitt erkannt. Fällt auch mit dieser Entdeckung Vieles was Hr. von Reiffenberg über die Anfänge der Xylographie erwähnt hat haltlos in sich zusammen, so hat doch seine Untersuchung über den angeblichen Holzschnitt zu so mancher unter allen Umständen lehrreichen und werthvollen Bemerkung Anlaß gegeben, um deren willen die Arbeiten des Hrn. von Reiffenberg sicher noch oft zurathegezogen werden müssen.

Ein anderer Gegenstand der sich im „Bulletin" vorzugsweise berücksichtigt findet ist die Geschichte und Beschreibung der Bücher, für welche das „Bulletin" eine unerschöpfliche Quelle der sorgfältigsten und brauchbarsten Mittheilungen, namentlich über Incunabeln und sonst seltene und merkwürdige Bücher bildet. Man braucht nicht Bibliomane, selbst nicht Bibliophile im engern Sinne des Worts, man braucht nur ein Gebildeter zu sein, um den Werth solcher bibliographischen Arbeiten verstehen und würdigen, um für die eigenen literarischen Beschäftigungen daraus Nutzen ziehen zu können. Das „Bulletin" liefert aber nicht blos Beschreibungen und Nachrichten über einzelne Bücher unter Beifügung lehrreicher Details über die Lebensumstände der Verfasser, sondern gibt auch Ueberfichten über längere Reihen gleichartiger Bücher, unter denen z. B. im achten Bande die „Recherches bibliographiques sur les almanachs belges" von Warzée, die auch in besonderm Abdrucke im Buchhandel erschienen sind, als eine wirkliche bibliographische Musterarbeit besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Eine längere bemerkenswerthe Arbeit, die in den Bereich der Bibliographie so gut wie den der Typographie gehört, trifft man im fünften Bande: es sind die „Origines de la typographie anglaise" von Hrn. von Reiffenberg, ein schätzbarer Beitrag zu den Panzer'schen Annalen der Buchdruckerkunst.

Ein dritter Gegenstand endlich mit dem sich das „Bulletin" viel und angelegentlich beschäftigt ist die Bibliothekenkunde: man findet hier eine Masse von Nachrichten über öffentliche sowol als Privatbibliotheken, über deren Entstehung und Fortgang, ihre Einrichtung, ihren Bestand und ihre vorzüglichsten Schätze aufgehäuft und zusammengestellt, wie sie uns kaum in wenigen andern Werken begegnen. Es liegt auf der Hand welchen Werth dergleichen Nachrichten über die Bibliotheken als die Depots der Literatur für die Literargeschichte haben, und man begreift daher auch daß wenige Werke so wie das „Bulletin" in den Lesekreis aller Derer die mit der Literargeschichte zu thun haben recht eigentlich gehören und von ihnen nicht ohne erheblichen Nachtheil für ihre Studien unberücksichtigt gelassen werden dürfen, zumal das „Bulletin" auch Abdrücke von anderswo noch nicht veröffentlichten Stücken aus Handschriften verschiedener Bibliotheken und Sammlungen enthält, die schwerlich vielen der Leser zugänglich sein dürften. Selbst für größere Leserkreise sind derartige Veröffentlichungen von Belang, und Abdrücke von „Lettres inédites ou peu connues d'hommes célèbres", z. B. des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Friedrich's des Großen, Voltaire's, A. von Humboldt's, Björnstahl's, werden sicher allen Gebildeten Unterhaltung und Belehrung gewähren. Ebenso werden einige ausführliche Mittheilungen über Privatbibliotheken des 16. und 17. Jahrhunderts, die für den Stand der Bildung der damaligen Zeit sehr bezeichnend sind, ohne Zweifel auf allgemeine Theilnahme zu rechnen haben.

Nicht minder ist Das was das „Bulletin" sonst noch enthält wol geeignet die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln. Besondere Erwähnung und Beachtung verdienen darunter mehre längere biographische Aufsätze, z. B. über Falck, den Marquis de Fortia d'Urban, Charles Nodier, La Serna y Santander, Willems und den verstorbenen Begründer des „Bulletin", Hrn. von Reiffenberg. 75.

Notizen.

Die Kaiserin Maria Theresia.

Die Kaiserin Maria Theresia, von welcher das Volk in Wien zu erzählen weiß daß sie schon 24 Jahre vor ihrem Ab-

scheiden das schwarze Kleid, in dem sie in der Kapuzinergruft in Wien begraben ist, habe fertigen und mit Edelsteinen sticken lassen, pflegte bei Tag und Nacht die Gruft ihrer Ahnen bei den Kapuzinern zu besuchen. In der letzten Zeit ihres Lebens war sie bekanntlich sehr stark, und deßhalb mußte man sie — wie auch zu Schönbrunn auf dem Kanapee mittels des noch vorhandenen Zugs auf das Belvedere der Gloriette hinauf — aus der Gruft hinaufziehen, wo sie jeden Freitag an dem Sarge ihres Gemahls betete. Einst riß während des Aufwindens einer der Stricke und dreimal blieb die Maschine stecken; da sagte die Kaiserin: „Die Gruft will mich behalten." Und in der That war Maria Theresia zum letzten male lebendig in dieser Gruft gewesen. Drei Tage nachher verließ sie ihre Gemächer nicht mehr und starb am 29. Nov. 1780. Am 3. Dec. erfolgte die Beisetzung der Hülle. 8.

Anekdote von Karl V.

Als einst der Franciscanergeneral dem Kaiser Karl V. 22000 Mönche seines Ordens zu Kriegsdiensten anbot, alle in dem Alter zwischen 40 und 22 Jahren, erwiderte der unbesiegte Kaiser, er müsse danken; denn dann müßte er alle Tage 22000 Töpfe haben, um sie zu füttern. Damit wollte er zu verstehen geben, sie wären geschickter zum Essen als zum Arbeiten. (H. de Luna's „Lazarillo de Tormes", Cap. IX zu Ende.) 76.

Bibliographie.

Althaus, E., Nacht und Sterne. Leipzig, Thomas. 16. 20 Ngr.

Biernatzki, J. C., Gedichte. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, C. Fleischer. 8. 15 Ngr.

— — Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee. Novelle. 3te verbesserte Auflage. Ebendaselbst. 8. 20 Ngr.

— — Der braune Knabe oder die Gemeinden in der Zerstreuung. Novelle. 2te verbesserte Auflage. Zwei Bände. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr.

— — Des letzten Matrosen Tagebuch. Novelle. 2te verbesserte Auflage. Ebendaselbst. 8. 7½ Ngr.

— — Wege zum Glauben oder die Liebe aus der Kindheit. Novelle. 2te verbesserte Auflage. Ebendaselbst. 8. 15 Ngr.

Biernatzki, K. L., Biographie von Johann Christoph Biernatzki. Herausgegeben von seinem Sohne. 2te Auflage. Leipzig, C. Fleischer. 8. 12 Ngr.

Conscience, H., Der Geizhals. Aus dem Flämischen übersetzt von P. Gigot. Mit vier Original-Illustrationen von C. Dujardin. Brüssel, Kießling u. Comp. Br. 8. 16 Ngr.

Dammann, A., Geschichtliche Darstellung der Einführung der Reformation in den ehemals Gräflich Schaumburgischen Landen. Nebst einem Vorwort von R. Redepenning. Hannover, Helwing. Gr. 16. 7½ Ngr.

Der Deutschkatholizismus in seiner Entwicklung dargestellt in der Geschichte der deutschkatholischen Gemeinde zu Heidelberg. Nach urkundlichen Quellen und mit amtlichen Schriftstücken, wodurch auch Licht über manche Verhältnisse anderer Gemeinden verbreitet wird. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 1 Thlr.

Döring, H., Schiller's Sturm- und Drangperiode. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Weimar, Jansen u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.

Fleischer, H. F., Der vollkommene und schnelle türkische Selbstlehrer. Eine gründliche und leichtfaßliche Anleitung, die türkische Sprache in kurzer Zeit theoretisch und praktisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Nebst einem Anhange von Redensarten, Sprichwörtern, einer großen Auswahl verschiedener Gespräche ꝛc. Durchaus mit genauer Bezeichnung der Aussprache. Nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet. Wien, Benedikt. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gerber, C. F., Ueber öffentliche Rechte. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 20 Ngr.

Hackländer, F. W., Eugen Stillfried. 1ste Lieferung. Stuttgart, A. Krabbe. Gr. 8. 6 Ngr.

Jacob, F., Horaz und seine Freunde. Berlin, Hertz. 8. 26 Ngr.

Kluge, E., Die Stellung und Bedeutung der Apokryphen, sowohl nach Wesen und Inhalt als in historischer Beziehung. Zwei Gespräche. Zweite gekrönte Preisschrift in Folge des Aufrufs vom „Verwaltungsrath des Vereins für innere Mission, Augsburgischen Bekenntnisses, im Großherzogthum Baden". Frankfurt a. M., Brönner. 8. 6 Ngr.

Lafaurie, Das letzte Rettungsmittel der Gesellschaft ist der Bankerott. Hamburg, Richter. Gr. 8. 5 Ngr.

Laehr, H., Ueber Irrsinn und Irrenanstalten. Für Aerzte und Laien. Nebst einer Uebersicht über Deutschland's Irrenwesen und Irrenanstalten, erläutert durch eine colorirte Karte. Halle, Pfeffer. Lex.-8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Nordmann, J., Dante. Literar-historische Studien. I. — A. u. d. T.: Dante's Zeitalter. Dresden, Kuntze. 8. 24 Ngr.

Ohlert, H., Kirchliche Lieder. Zwei Hefte. Elbing, Fritsch. 1851. 8. à 3 Ngr.

Schellenberg, F., Der Tag zu Passau. Erinnerungsblätter für Schule und Haus. Leisnig. Gr. 8. 5 Ngr.

Schenkel, D., Gespräche über Protestantismus und Katholicismus. 1ster Theil. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Br. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Schirges, G., Volkswirthschaftliche Studien. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 1 Thlr.

Sievers, T., Der poetische Hausfreund. Spenden der Muse für die Stunden der Freude und des Leides im Kreise der Familie. Altona, Sievers. Gr. 8. 24 Ngr.

Treitschke, R., Grundriß der allgemeinen Geschichte des Handels in chronologischer Darstellung. Zum Gebrauch für Handelsschulen und zum Selbstunterricht bearbeitet. Dresden, Arnold. Gr. 8. 16 Ngr.

Deutsches Volksbuch. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Berlin und Potsdam. Eine Brandenburgische Seenovelle von H. Smidt. Magdeburg, Delbrück. 8. 9 Ngr.

Wickede, J. v., Aus dem Leben eines Touristen. Altona, Hammerich. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Barth, H., Passauer-Lied. Gedicht. Freiberg, Reimmann. 8. 5 Ngr.

Bueren, G. W., Die zehn Revisions-Gebote. Ein Beitrag zur künftigen Geschichte des zweiten hannoverschen Verfassungs-Kampfes. Hamburg, Richter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ficker, Ch. G., Die Feier der Grundsteinlegung zur Armenkinder- und Waisen-Erziehungs- und Rettungs-Anstalt bei Waldkirchen am 18. Mai 1852. Chemnitz, Desoy. Gr. 8. 5 Ngr.

Löffler, A., Der Minister des Innern und die Revisionsfrage. Eine Replik. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Schultz, K. W., Warum wir Protestanten heißen und bleiben. Predigt am 25. April 1852 über Galater 5, 4—10 gehalten. Wiesbaden, Schellenberg. 8. 2 Ngr.

Ueber das Verhältniß der heutigen Wissenschaft zu Handelsverträgen, insbesondere zu Zollvereinigungen. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zur Ehrenrettung Oldenburg's gegen eine Schmähung des Bürgerstandes. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXXV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

BILDER-ATLAS

zum

Conversations-Lexikon.

Von der **neuen Ausgabe in 96 Lieferungen** dieses Werks erschien soeben die

siebenundzwanzigste bis zweiunddreißigste Lieferung.

Preis einer Lieferung 7½ Ngr. = 6 Sgr. = 27 Kr. Rh.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im August 1852.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen im Jahr 1851 und sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bülau (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Erster bis dritter Band. 12. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Dreizehnter bis achtzehnter Theil. Neue Folge. Erster bis sechster Theil. 12. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieses Werks zu erleichtern, ist der Preis der **Ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) **auf 12 Thlr. ermäßigt worden.**

Procès célèbres. N°. 1. Procès du comte et de la comtesse de Bocarmé, accusés du crime d'assassinat sur la personne de leur frère et beau-frère Gustave-Adolphe-Joseph Fougnies.

——— N°. 2. Procès du frère Léotade, accusé du double crime d'assassinat sur la personne de Cécile Combettes. In-8. Broché. Prix de chaque N°. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. **G. H. von Schubert's**

Kleine Erzählungen für die Jugend.

Zweiter Band.

Gr. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 27 Ngr.

Auch dieses Bändchen ist wegen seiner erbaulichen Tendenz gleich dem ersten für die confirmirte Jugend geeignet. Das dritte Bändchen, welches nach des Herrn Verfassers Plan mehr humoristischen Inhalts sein soll, erscheint noch im Laufe des October.

Erlangen, im Juli 1852.

Palm & Enke.

In der **J. C. Hinrichs**'schen Buchhandlung in **Leipzig** erscheint:

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Zweiter Jahrgang 1852.

24 Hefte. — **Pränumerationspreis vierteljährlich 3 Thlr.**

Der soeben beendete **dritte Band** (Jahrgang 1852, Nr. 1—12) enthält Beiträge von:

Bauernfeld, E. Boas, A. Bock, M. Carrière, E. Cauer, A. Clemens, Fallmerayer, A. Feuerbach, E. Feuerlein, J. G. Fischer, O. Fock, E. Förster, L. v. Gall, R. Gottschall, F. Gregorovius, G. E. Guhrauer, O. Gumprecht, M. Hartmann, H. Hettner, Hoffmann v. Fallersleben, H. Hoffmann, E. Jerrmann, A. Kahlert, H. Koenig, H. Landesmann, Th. Lau, R. Leubuscher, G. Lothholz, W. Müller, C. Peter, H. Pröhle, R. Prutz, K. Rosenkranz, J. Schaller, M. J. Schleiden, K. E. Schneider, A. Stahr, A. Stöber, H. Wagner, M. Waldau.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Aus dem Verlage von **A. W. Lacisz** in **Hamburg** ist an **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** übergegangen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grammatik der dänischen Sprache

in allen ihren Theilen. Zum Gebrauch für Schulen, sowie für den Privat- und Selbstunterricht.

Von **Le Petit.**

8. Geh. 21 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 36. —— 4. September 1852.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Zur Goethe-Literatur.

Faust.

1. Goethe's Dichterwerth. Für einen gebildeten Leserkreis geschildert von J. L. Hoffmann. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1851. Gr. 16. 25 Ngr.
2. Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Zum ersten mal vollständig erläutert von H. Düntzer. Zwei Theile. Leipzig, Dyk. 1850—51. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die Zeit der rückhaltlosen Begeisterung für die Heroen unserer classischen Literaturperiode, die Zeit wo das ungetheilte Interesse der Nation sich nur auf unsere Dichtung warf, wo selbst die Abtretung des linken Rheinufers durch einen schimpflichen Frieden (1797) über dem Xenienlärm vergessen werden konnte, ist längst vorüber. Schon haben wir gegen Vorurtheile zu kämpfen, durch welche der wahre Werth unserer Besten verdunkelt wird, und der Zeit der Epigonen liegt es ob, sich durch klare Erkenntniß eine objective Einsicht von der wahren Bedeutung ihrer Werke zu verschaffen, nachdem die unmittelbare Lust an den großen Schöpfungen bei Tausenden durch die Lesung selbst und die unendliche Kritik darüber abgeschwächt ist, bei andern Tausenden vor so vielen drängenden Erscheinungen der Gegenwart gar nicht mehr aufzukeimen vermag. Es war ein günstiger Umstand, so ungünstig es auf den ersten Blick erscheinen mochte, daß das Jubeljahr unsers Goethe gerade in die Zeit nach der stürmischen politischen Bewegung des Jahres 1848 fiel; als derselbe in den Wirren der Revolution fast vergessen zu sein schien, hat doch jenes Fest die Blicke aller Gebildeten auf ihn zurückgelenkt, daß Viele durch ihn wieder einen ruhigen Halt im eigenen Innern gewännen, während alles Aeußerliche in das Schwanken kam. So war es ein sehr zeitgemäßer Gedanke, der in dem Literarischen Verein zu Nürnberg zur Ausführung gebracht wurde, in jenem Jubeljahre „Vorlesungen über Goethe's Dichterwerth" zu halten, die nun hier mit gleichem Rechte „für einen gebildeten Leserkreis" veröffentlicht werden. Das Büchlein tritt anspruchslos in die Welt, ist aber durch seine leichte gefällige Darstellung wie durch die Klarheit und Einfachheit seiner Urtheile, die gleichwol auf tieferm Studium des Dichters beruhen, höchst geeignet das Interesse für unsern Dichterfürsten von neuem anzuregen, ein fleißiges Studium seiner Werke zu veranlassen und den Leser, insbesondere die unbefangene Jugend, auf den rechten Standpunkt zur Würdigung derselben zu stellen. Wir haben hier keinen Goethokorax, der unbedingt jedes Wort des Meisters bewundert, ja Manche, die ein tieferes Studium täglich mehr von dem unerschöpflichen Reichthum Goethe'scher Dichtung überzeugt, mag die Leichtigkeit, mit welcher der Verfasser auch dem Tadel Raum gibt oder den geringern Werth einzelner Werke zugesteht, selbst verletzen, doch ist wol eine solche Besprechung von Goethe's Dichterwerth durch ihre Leidenschaftslosigkeit gerade am meisten geeignet, dem Dichter eine neue große Schar leidenschaftsloser Verehrer zu gewinnen, und eben dieses erscheint in unsern Tagen sehr wünschenswerth.

Wir heben hier nur einige Aeußerungen des Verfassers von Nr. 1, die uns besonders schlagend oder zeitgemäß erscheinen, heraus. Unter den 21 kurzen Vorträgen bespricht der erste zur Einleitung „Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft, Kunst und Gesellschaft" und tritt den Anklagen seiner Gegner, besonders der „politischen und religiösen", mit kräftiger Abweisung entgegen, die sich zum Schlusse in dem treffenden Gleichniß zusammendrängt (S. 9):

Gelingt es (dem Alltagsmenschen) nicht die Berge zu ebenen zu seiner Flachheit, so kehrt er ihnen schmähend den Rücken

und tummelt sich fort in der Haide unter seinesgleichen. Aber die stolzen Gebirge spotten seiner, und lassen sich darinnen auch keine Rüben bauen, sie bergen doch das Gold und die sprudelnden Quellen und bleiben die Säulen der Erde.

Weiterhin heißt es charakteristisch von Goethe (S. 12):

Natur lieh ihm Reichthum, Kunst gab ihm Maß, und Beschauung des Lebens führte ihn zu jener Einsicht und Klarheit der Auffassung welche allenthalben aus seinen Dichtungen wiederstrahlt.... Glauben wir, er, der sich so eng an die Natur anschloß, wird gar wohl gewußt haben welche Lebensführung seiner Natur und seiner geistigen Gesundheit am günstigsten sei.

In Nr. 2: „Goethe's dichterischer Charakter" wird nicht minder treffend bemerkt: „Goethe's ganze Natur... machte sein inneres Leben zum treuen Spiegel der ganzen Welt" u. s. w. (S. 15); nur sollte hier das Verhältniß des Goethe'schen Realismus zum Idealismus schärfer ausgesprochen sein als es in den Worten geschieht: „Hinwiederum ist seine Poesie doch kein bloßes Abbild der gemeinen Wirklichkeit, sondern strebt, durch Kunst vermittelt, eher der Wirklichkeit schönerm Urbild nach". Auf seine poetische Mannichfaltigkeit paßt der Ausspruch: „Immer ein Anderer und immer bewundernswerth!", an welchen sich anschließt was (Nr. 3) von den „Perioden seines Dichterlebens" gesagt wird, der „Zeit seiner strebenden Jugend (bis zur italienischen Reise 1786), seiner männlich-reifen Vollendung (bis zu Schiller's Tode 1805) und des vorgerückten Mannes- und Greisenalters" (bis 1832). Bei der ersten Periode ist zunächst (Nr. 4) von „Goethe's Lyrik" im Allgemeinen die Rede, von deren Würdigung wir nur den sinnvollen Ausspruch hervorheben: „(Solche) Heiterkeit der Gesammtstimmung ist gerade deshalb vorhanden, weil sie auf ernstem Grunde allseitiger Lebensbetrachtung aufgetragen erscheint." Das maßlose Entzücken über den jungen Verfasser des „Götz" (Nr. 5) und „Werther" (Nr. 6) wird richtig in den wenigen Worten erklärt: „Es war in beiden Werken zunächst der Stoff, der innere Gehalt, welcher die Zeit bewegte, weil sie ihr eigen Bild im Spiegel sah"; wie weiterhin (S. 52): „Goethe's Zeitgenossen schwärmten abwechselnd für beide, ja sie härmten noch lieber sich ab mit dem hypochondrischen Jüngling als daß sie mit dem braven Alten über Kaiser und Fürsten (sich) wurmten." Und die tiefere politische Bedeutung, an der es wahrlich im „Götz" nicht fehlt, wird anregend in der Frage ausgesprochen: „Verzweifelte nicht jeder Patriot (zur Zeit Goethe's) am Deutschen Reiche? Hätte sich nicht jeder Unterthan jener kleinen Despoten einen Götz gewünscht, den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden?" Den „andern Werken der Jugendperiode (Nr. 7), wie «Clavigo», «Stella», den Singspielen" u. s. w. wird, nur ein untergeordneter Werth zugestanden.

Für die „Periode männlicher Reife" (Nr. 8) aber lebte sich Goethe in Italien „zu einem neuen Menschen um. Von da ab beglückte den Mann jene erhabene Ruhe bei rastloser Arbeit" u. s. w. Nun wurden „Egmont", „Iphigenie" und „Tasso" umgearbeitet und vollendet; „Egmont" (Nr. 9), „ein echt niederländisches Stück von damals und doch erhöht zum Spiegelbilde aller Zeiten"; „Iphigenie" (Nr. 10), „in der die Cultur der Neuzeit ihre Vermählung mit dem Geiste des Alterthums gefeiert hat wie in keinem andern Werke der europäischen Literatur"; „Tasso" (Nr. 11), „die geschichtlich gegebene Individualität poetisch verklärend". Die Tadler der „Römischen Elegien" werden auf Goethe's rückhaltslose Offenheit („daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht!") und auf Schiller's Worte über dieselben in einem Schreiben an Goethe: „Reiner und voller haben Sie Ihr Individuum und die Welt nicht ausgesprochen", hingeführt. Ueber Goethe's „Verhältniß zur Französischen Revolution" (Nr. 12) werden wir hier nur erinnert: „Vor ungestümer Uebertragung des Fremden graute seinem tieferblickenden Sinn" u. s. w., und auf Düntzer („Studien zu Goethe's Werken", 1849) verwiesen. „Goethe's Verbindung mit Schiller" (Nr. 13) wird aus der gemeinsamen Richtung Beider „auf die Bildung der Welt zum Sittlichen unter dem Einfluß des Schönen" erklärt. Das hier gegebene Urtheil über die „Xenien": „Goethe's Epigramme sind meist zu unschuldig und wohlwollend", ist durch die neueste Schrift: „Schiller und Goethe im Xenienkampf", von Ed. Boas (Stuttgart 1851) nur bestätigt. Bei den „Balladen" (Nr. 14) wird auf den „humanen Kern" und „die symbolische Bedeutsamkeit mehrer unter denselben der Hauptwerth gelegt; bei „Hermann und Dorothea" (Nr. 15) die Frage aufgeworfen:

Wagt man im Ernste noch Goethe den vaterländischen Sinn zu bestreiten gegenüber einem Epos welches nicht nur das Wesen deutschen Gemüths, welches auch die bedrohliche Lage des Vaterlandes vor Augen führt und tröstliche Hoffnung abhängig macht von erwachender Thatkraft und Einigkeit? ... Denn die Familie ist der Anker welcher das von Stürmen gefährdete Staatsschiff allein noch festhält; — an dem Feuer des Herdes entzündet sich zugleich die Liebe zum Vaterlande; ... daher Hermann's Worte:

Und gedächte Jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens!

„Die natürliche Tochter" (Nr. 16) sollte nun in drei Theilen Alles was der Dichter über die Französische Revolution gedacht „mit geziemendem Ernst" zur Darstellung bringen. „Indeß fragt es sich, ob nicht unbewußt ein inneres Gefühl daß er sich in der Behandlung (des ersten Theils 1803) vergriffen, dem Dichter an der Fortsetzung die Freude nahm?" Der Verfasser setzt das Stück dem Werthe nach nur in „eine zweite Reihe" gleich „Clavigo", dem es aber offenbar in Vollendung der Form voransteht. Reich und interessant ist der Vortrag (Nr. 17) über „Wilhelm Meister's Lehrjahre", wobei Schiller's Ausspruch: „Er tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben, ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen", zugrundegelegt wird und hinzugefügt ist:

Bin ich auch weit entfernt, Goethe zum socialistischen Schriftsteller zu machen, so ist doch gewiß daß er auf die „socialen Fragen" ernstere Blicke gerichtet hielt zu einer Zeit als dergleichen Erörterungen noch nirgend in Deutschland angestellt wurden.

Ueber die „Periode des höhern Alters" (Nr. 18) finden wir (mit besonderm Bezug auf den zweiten Theil von „Faust" s. u.) im Gegensatz gegen die Goethokoraxe Folgendes vorzüglich beachtenswerth:

Die Schwingen der Phantasie heben sich nun mit immer matterm Fluge, der stürmische Trieb zum Widerstande weicht stiller Beschaulichkeit und ruhiger Betrachtung. Daher das milde Urtheil bei fremden Irrthümern, daher die glückliche Selbstbespiegelung bei fremder Anerkennung, daher die ängstliche Vorsicht und Bedächtigkeit bei eigenen neuen Versuchen. Goethe klagt selbst daß er an einem Tage kaum mehr als eine Seite zustandebringe, indeß er in der Jugend einen Druckbogen zu liefern vermocht hätte. Damals dictirte ihm sein Genius; jetzt wollte er jeden Gedanken erwägen, in jedes Wort Bedeutung legen, wollte in jedes Bild allerlei seltene Beziehungen „hineingeheimnissen". . . . Daß im Einzelnen ein Allgemeines enthalten sei, ist eine Foderung auf welche die Dichtung nie verzichten darf, aber noch weniger darf das Einzelne diesem Allgemeinen sein Individuelles zum Opfer bringen, weil es sonst aufhört Dasein und Wirklichkeit zu haben und zum Schemen und Schattenbild herabsinkt (Allegorie).

Nach diesem Maßstabe wird hier auch der poetische Werth von „Meister's Wanderjahren" (Nr. 19) gemessen, doch zugleich auf die hohe Bedeutung des socialen Inhalts für unsere Zeit aufmerksam gemacht (vergl. „Goethe's W. Meister in seinen socialistischen Elementen von F. Gregorovius", Königsberg 1850), während mit Recht die auch der Zeit nach frühern „Wahlverwandtschaften" (Nr. 20) poetisch höher gestellt werden und dabei zugleich ihre sittliche Tendenz als „eine Apologie der Ehe, die freilich nicht zur Lecture von Knaben und Mädchen bestimmt ist", in Schutz genommen wird.

Den Beschluß des Büchelchens macht die Besprechung des „Faust" (Nr. 21), auf die wir weiter unten zurückzukommen Gelegenheit finden werden; doch stehe schon hier des Verfassers Gesammturtheil über den zweiten Theil im Gegensatz zu dem ersten:

Klarheit der Ansicht (wir fügen hinzu: bei mangelnder Klarheit der Darstellung) bleibt ein dürftiger Ersatz für die lebendig schaffende Jugendkraft, die alte Schwiegermutter Weisheit eine freudlose Gefährtin für Jovis verzätelte Tochter (die Phantasie) die mit launenhaft-parteiischer Abneigung das Alter vonsichstößt.

Faust.

Mit schwererm Schritte als das leichtgeschürzte Büchlein, das wir eben durchmusterten, wandelt Düntzer in seinem „Faust" einher, der mit einem Sammlerfleiß wie kein anderer unserer Literatoren den Entwickelungsgang unsers Dichters verfolgt hat und uns mit immer neuen Proben seiner Studien erfreut; der sich jedoch bei seiner Gelehrsamkeit und seinem Scharfsinn (und wol eben deswegen!) nicht immer den unbefangenen Standpunkt der Beurtheilung (z. B. über den Werth der Allegorie vergl. seinen „Prometheus und Pandora") und die Leichtigkeit der Darstellung wie der Verfasser von Nr. 1 bewahrt hat. Wir nehmen hier von seiner Schrift die Veranlassung, die Ergebnisse der bisherigen Fauststudien, die für einen größern Leserkreis von Interesse sein möchten, mitzutheilen, wobei wir uns besonders auf die reiche Zusammenstellung aus der Faustliteratur in vier starken Bänden von Scheible's „Kloster" beziehen.*) Von Düntzer's Schrift enthält Th. I, Abth. I: „Die Faustsage"; „Die Entstehung von Goethe's Faust"; „Idee und Ausführung von Goethe's Faust." Abth. II: „Erläuterung der Zueignung, des Vorspiels, des Prologs und des ersten Theils von Goethe's Faust"; Th. II: „Erläuterung des zweiten Theils von Goethe's Faust." Indem wir den fortlaufenden Commentar unsern Lesern zu eigenem Studium empfohlen sein lassen glauben wir besonders bei der Faustsage und bei der Idee von Goethe's „Faust" länger verweilen zu müssen, um Düntzer's Ansichten mitzutheilen, zu prüfen und zu ergänzen.

1. Die Faustsage, ihre Entstehung und Bedeutung.

Es ist eine nunmehr völlig widerlegte Ansicht daß der Faust der Sage mit dem Buchdrucker Johann Fust (der sich nie Faustus nennt) derselbe sei, obgleich diese Annahme durch manche naheliegende Gründe unterstützt zu werden scheint. Ueberhaupt aber gehört die Ausbildung der Sage nicht, wie man oft zu bestimmt behauptet hat, dem Mittelalter an, sondern, was selbst bisjetzt seiner ganzen Bedeutung nach noch nicht gehörig gewürdigt ist, dem Reformationszeitalter. Es scheint uns dieses in doppelter Hinsicht von besonderer Wichtigkeit zu sein, theils weil wir hier Gelegenheit haben, die Bildung einer Sage in einer historisch völlig klaren Zeit zu beobachten und bis in ihre frühern Elemente weit zurückzuverfolgen, theils weil die vollständige Bedeutung derselben nur aus den Verhältnissen des Zeitalters, in welchem sie sich ausbildete, mithin hier im völligen Gegensatz zum Mittelalter aus dem eigenthümlichen Charakter des Reformationszeitalters hergeleitet werden kann.

Der Träger der Faustsage ist eine von der Kritik hinreichend beglaubigte historische Person, obgleich manche im Schwange gehende Verwechselungen noch immer etwas Räthselhaftes behalten haben (s. u.). Das sicherste Zeugniß von der Existenz eines „Zauberers Johann Faust" beruht auf der Aussage Melanchthon's, deren Aufzeichnung wir in ähnlicher Weise wie Luther's „Tischreden" einem seiner Schüler Johann Mennel (Manlius) verdanken. Die historische Persönlichkeit des sagenhaften Faust wurde zuerst von einem deutschen Theologen Schickard in Abrede gestellt (1621), bald darauf auch von einem französischen Kritiker Naudé, der den Faust „un homme imaginare, chimère des Allemands" nennt, sowie der Professor Dürr zu Altdorf „zu behaupten sich unterstand daß der erste Buchdrucker Johann Fust zu dieser Fabel Anlaß gegeben". Diesen Männern gegenüber wurde vorallem durch den Theologen Heumann (1741) das erwähnte Zeugniß Melanchthon's geltendgemacht. Mennel berichtet nach einem Gespräche, das er zwischen 1550 und 1560 mit Melanchthon gehabt, unter Anderm (ex ore Melanchtonis): „Ich (Melanchthon) kannte Einen Namens Faust (nachher im Verlauf

*) Diese schätzbare Sammlung bildet drei Bände von „Das Kloster" von J. Scheible (Stuttgart 1846—47). Vergl. Nr. 10 d. Bl.

der Erzählung: idem Joannes Faustus) aus Kundling *), einem Orte nahe bei meiner Heimat (Bretten in Würtemberg). Als dieser zu Krakau studirte, hatte er die Magie erlernt, wie sie dort früher stark getrieben wurde, da man öffentliche Vorlesungen über diese Kunst hielt" u. s. w. Die von Heumann vorangestellten Nachrichten eines gewissen Wierus (Weyer), Leibarztes des Herzogs von Kleve und kühnen Bekämpfers der Hexenprocesse, der Faust's Gaukeleien „kurz vor 1540" setzt, beruhen nach Düntzer nur auf jener Aufzeichnung Mennel's, die Zeitbestimmung aber vielleicht auf der 1539 erschienenen Schrift des Arztes Philipp Begardi zu Worms: „Index sanitatis", welche Düntzer gewiß mit Recht auf Johann Faust bezieht. Denn es heißt daselbst:

Es wirt noch eyn namhafftiger dapfferer mann erfunden: ich wolt aber doch seinen namen nit genent haben, so wil er auch nit verborgen sein noch vnbekannt. **) Dann er ist vor etlichen jaren erst durch alle landtschafft, Fürstenthumb vnd Königreich gezogen, seinen namen jedermann selbs bekant gemacht, von seine große kunst, nit allein der artzney, sondern auch Nigromanzei ... hö[illegible]chlich berümpt. Hat auch selbs bekant vnd nit geleugknet, daß er sei vnd heiß ***) Faustus, damit sich geschriben Philosophum Philosophorum u. s. w. ... Wie vil aber mir geklaat haben, daß sie von jm seind betrogen worden, deren ist eyn große zal gewesen u. s. w.

Wenngleich nun aber Düntzer nachweist daß der Name Faust bei dem Träger der Sage „aller Wahrscheinlichkeit nach Familienname" war (Beispiele S. 11), so sieht er sich doch auch zu der Annahme genöthigt, den Namen Faustus (der Glückliche) als einen mindestens seit Ende des 15. Jahrhunderts üblichen Beinamen berühmter Zauberer (ähnlich wie Fortunatus und Felix) zu betrachten. Denn hieraus allein läßt sich erklären daß ein gewisser „Georgius Sabellicus, der zweite Magier" sich auch den „jüngern Faustus" nannte, da dieser Georgius Sabellicus vor dem durch Melanchthon bekannten Johann Faust lebte. Vom „jüngern Faustus" nämlich meldet der berühmte würzburger Abt Johann von (d. i. aus) Trittenheim (im Moselthal) bereits aus dem Jahre 1506, daß er als ein großer Magier, Nekromantiker rc. bekannt gewesen sei, daß er auf Fürsprache des berühmten Franz von Sickingen 1507 eine Stelle an der Schule in Kreuznach erhielt, aber bald entfliehen mußte, weil er der Knabenschändung bezüchtigt wurde; wogegen der Johannes Faust nach Weyer und Begardi erst um 1540 verschollen zu sein scheint. Auf diesen Johann Faust paßt deshalb auch das bekannte Bild von dem Ritte Faust's auf dem Fasse aus Auerbach's Keller in Leipzig, welches die Jahreszahl 1525 trägt; ebenso die Bemerkung auf einer Liste der Aebte zu Maulbronn bei dem Namen des Abts Johann Enterfuß (1512—25) aus Unteröwisheim, ein paar Stunden von Faust's Geburtsort Knittlingen: derselbe (Abt) habe um 1516 seinen Landsmann und Jugendfreund, den bekannten Dr. Faust, eine zeitlang bei sich aufgenommen; damit hängt dann zusammen daß in Maulbronn ein in neuerer Zeit zugemauertes Laboratorium unter dem Namen der Faustküche, sowie der Thurm, wo Faust vom Teufel geholt sein soll, gezeigt wird.

*) Die Form „Knittlingen", die bei Spätern vorkommt, erinnert sonderbarerweise an den Geburtsort Eulenspiegel's, Kneitlingen unweit Scheppenstädt im Braunschweigischen.

**) Das soll doch wol nach dem Folgenden heißen: „Wenn ich auch seinen Namen nicht nennen wollte, so wird er doch Jedem bekannt sein."

***) „Sei und heiß" ist Sprachgebrauch jener Zeit zur Bezeichnung des wirklichen Namens. (Düntzer.)

Die erste Nachricht von Faust's gewaltsamem Tode gibt um 1540 der protestantische Theolog Johann Gast, der ihn auch persönlich gekannt hatte. Nach Mennel's obenangeführtem Gespräch mit Melanchthon (nach 1550) erzählte auch dieser:

Vor wenigen Jahren saß dieser Johann Faust an seinem letzten Tage sehr betrübt in einem Dorfe des Herzogthums Würtemberg. Der Wirth fragt ihn, warum er wider seine Gewohnheit so betrübt sei. Darauf erwidert dieser, er möge diese Nacht nicht erschrecken. Um Mitternacht ward das Haus erschüttert. Da der Mittag gekommen war, ging der Wirth auf Faust's Zimmer und fand ihn neben dem Bette liegen mit umgedrehtem Gesicht; so hatte ihn der Teufel getödtet.

Daß der verschollene Zauberer vom Teufel geholt sei, wurde nach einem in jener Zeit weitverbreiteten Aberglauben bald überall erzählt; mehre Oerter nahmen jetzt die Ehre daß die Katastrophe in ihnen erfolgt sei für sich in Anspruch, als: Maulbronn (s. o.), Köln, Schloß Waerdenberg in Holland, sowie die Dörfer Rimlich und Pratau bei Wittenberg. Auch der Geburtsort Faust's wurde später (schon um 1621 nach Schickard) verschieden angegeben, namentlich Roda bei Weimar und Salzwedel. Zu den Oertern an die sich besondere Sagen von Faust knüpfen gehören neben Leipzig und Erfurt, wo außer dem Wohnhause Faust's das enge Faustgäßchen gezeigt wird (als Faust durch dieses mit einem großen Fuder Heu fuhr, entlarvte Luther, damals noch im Kloster, den Spuk, sodaß man einen Strohhalm sah den zwei rothe Hähne zogen), auch Nürnberg, Krakau (doch haben die Polen noch einen eigenen Faust, Tardowski, einen Zeitgenossen unsers J. Faust, dessen Teufel übrigens auch Mephistophel heißt), Ingolstadt (Mainz) und vor allen Wittenberg, ohne daß jedoch auffallenderweise in den letztgenannten Orten bestimmte Localitäten auf Faust hinwiesen.

Durch seinen Aufenthalt in Wittenberg tritt Faust insbesondere in Beziehung zu der Reformation wie zu dem Universitätswesen (vergl. aber auch Krakau, Leipzig u. s. w.); doch erscheint Faust in den bisher erwähnten Nachrichten nur als ein Zauberer, der durch geheime Künste Aufsehen erregt, nach Begardi (s. o.) auch als Arzt (Wunderdoctor). Nach Mennel erzählte Melanchthon:

Er schweifte an vielen Orten umher und sprach von geheimen Dingen. Da er zu Venedig Aufsehen erregen wollte, ließ er verkündigen, er werde zum Himmel fliegen; der Teufel hob ihn in die Höhe, ließ ihn aber darauf zur Erde fallen, sodaß er von diesem Falle fast den Geist aufgegeben hätte. Er führte einen Hund mit sich welcher der Teufel war. Er prahlte damit, er habe den kaiserlichen Heeren (unter Karl V.) alle Siege welche sie in Italien erfochten durch seine Zauberkunst verschafft.

Nach dieser und den übrigen gleichzeitigen Nachrichten haben wir uns unter Johann Faust einen weitberühmten Gaukler (und Wunderdoctor) zu denken, der ohne eine höhere geschichtliche Bedeutung zu haben, in ähnlicher Weise wie Cagliostro (oder Philadelphia) im vorigen Jahrhundert das Staunen der Menge erregte und sich so weit und breit im Andenken erhielt. Die Zauberei galt nun zwar schon dem mittelalterlichen Katholicismus für Teufelswerk, doch ist bekannt wie gerade im Reformationsjahrhundert der Glaube an Teufelskünste und Hexenwesen noch ein mal eine weitgreifende Bedeutung erhielt. Es war deshalb freilich nichts specifisch Protestantisches daß man den Magier Faust endlich dem Teufel zur Beute werden ließ; nur zeigt sich doch auch in den Erzählungen von Faust schon früh, wie gerade der Protestantismus sich vorallem zum Kampfe gegen die Werke des Teufels (unter die man auch die gesammte Ausartung der katholischen Kirche rechnete) berufen glaubte. In Bezug auf Faust finden wir die erste Spur einer solchen Ansicht in der Schrift „Christlich bedenken und erjnnerung von Zauberey" von einem Schüler Melanchthon's Lercheimer (eigentlich Witekind) aus dem Jahre 1585, wo es heißt:

Zur Zeit D. Luther's vnd Philippi hielt sich der schwartzkünstler Faust ein weile zu Wittenberg: das ließ man so geschehen, der hoffnung, er würde sich auß der lehr, die da im schwang gieng, bekeren und beßern.

Hier wo wir den Ausdruck Schwarzkünstler finden möge bemerkt werden daß derselbe nicht hinreichend zu erklären ist, sich aber nicht, wie man oft meint, auf die Buchdruckerkunst bezieht, vielmehr für Uebersetzung von dem durch Misverständniß aus Nekromantie (Todtenbeschwörung) entstandenen Nigromonzie zu halten ist. In dem Buche Lercheimer's heißt es ferner:

Der vielgemeldte Faust hat im einmal fürgenommen, sich zu bekeren, da hat im der teuffel so hart gedrawet daß er sich im auch auffs new hat verschrieben.

Wir sehen hier also ohne Weiteres einen frühern Bund Faust's mit dem Teufel vorausgesetzt. Der Glaube an dergleichen Bündnisse ist nun zwar gleichfalls schon bis in die Zeiten des frühen Mittelalters zurückzuleiten, insbesondere wird aber in Luther's „Tischreden" erwähnt daß derselbe noch im Jahre 1538 dem Teufel die Handschrift eines Studenten, der sich ihm verschrieben hatte, durch sein Gebet wieder abzwang.

Die Schrift von Lercheimer erklärt Düntzer für eine der Quellen des ältesten Faustbuchs, das zur Herbstmesse 1587 zu Frankfurt a. M. bei dem Buchdrucker J. Spies erschien und erst durch van der Hagen wieder bekannt geworden ist (1844; jetzt abgedruckt bei Scheible I, 933—1072). Dieses Volksbuch, das dem Verleger „von Speyer zugeschickt" war, spricht zwar im Vorwort geradezu die Absicht aus, durch Faust's Geschichte vor der Zauberei und Schwarzkünstlerei als der größten und schwersten Sünde zu warnen, doch liegen der Auffassung von Faust's Charakter mehre tiefere Gedanken zum Grunde; denn nicht blos schließt Faust sein Bündniß mit dem Teufel aus „Hochmuth" (der nach uraltem Glauben dem Teufel in die Arme führt, ja selbst an dem Fall des Teufels die Schuld trug), sondern er trachtet aus Hochmuth vorallem nach Erkenntniß der dem Menschen auf natürliche Weise nicht zugänglichen Wahrheit, begehrt und erlangt indeß von dem Teufel auch irdische Glückseligkeit und wird so zu einem „Weltmenschen". Zum Beweise dessen stehe hier nur Folgendes aus jener „Historia" von Dr. Johann Faustenn (1587):

Als Dr. Faust eins gantz gelernigen vnd geschwinden Kopffs zum studieren qualificiert vnd geneigt war, ist er hernach in seinem Examine so weit kommen ... war also Doctor Theologiae. (Weiterhin wird er auch „ein Arzt" genannt.) Daneben hat er auch einen thummen vnsinnigen vnd hoffertigen Kopff gehabt, wie man jhn denn allezeit den Speculierer genannt hat.

Faust verlangt von dem Teufel „erstlich daß er jhm soll unterthänig sein" u. s. w., „daneben daß er jhm dasjenig, so er von jhm forschen würd, nicht verhalten soll". Auch hat Dr. Faustus (durch den Mephostophiles, einen untergeordneten Geist des „Fürsten dieser Welt") „sein Nahrung vnd Proviandt vberflüssig, guten Wein" u. s. w.

Die Sage, die niemals blos ein Gebilde der Phantasie ist, sondern ihre Gestalten aus der Wirklichkeit entlehnt, vermochte den Charakter des Faust, wie er uns hier (S. xvi) erscheint, erst zu gestalten, nachdem die Zeit selbst ähnliche Charaktere in das Leben gerufen („dargelebt") hatte, mithin erst in der Neuzeit, wo der Geist des freien wissenschaftlichen Forschens, des Speculirens erwacht war und das ganze Streben des sich selbst überlassenen Geistes, die reine Wahrheit zu finden, mit all seinen Freuden und Wehen, seinen Irrthümern und Gefahren vor dem Blicke des Menschenbeobachters sich auszubreiten begonnen hatte. Ein solcher Geist aber erwachte zuerst auf den Universitäten und gelangte zu seiner vollkommenen Entwickelung durch die Reformation, und noch immer ist der Faust ein echter Held der protestantischen Universitäten, vorallem unserer kühn aufstrebenden und noch nicht durch die Schule des Lebens gegangenen akademischen Jugend, doch nicht minder aller Männer der Wissenschaft, die es wissen daß „der Mensch irrt, solange er strebt". Wie aber jede lebensvolle Gestalt, die nicht blos ein Schemen der Phantasie, sondern ein vollendetes Abbild der Wirklichkeit ist, weit entfernt gleich der Allegorie nur eine Lehre zu versinnlichen, reich an Lehren für das Leben ist, so war auch in der Faustsage ein reicher Schatz der Weisheit verborgen, der bei fortschreitender Entwickelung von immer neuen Seiten gewürdigt wurde. Da sie jedoch aus einer zur allmäligen Fortentwickelung gelangenden Zeitrichtung hervorgegangen war, so mußte sie sich vorzugsweise in den Kreisen und zu den Zeiten immer wieder erneuern und fortbilden, wo jene Richtung selbst entschiedener in die Wirklichkeit trat, weshalb wir sie vorallem seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo der Geist der freien Forschung gewaltiger als je seine Schwingen regte, unter unsern classischen Schriftstellern kräftig auftauchen und eine vielfach neue

Gestalt gewinnen sehen (bei Lessing, Klinger u. s. w.). Aber auch für die Masse des Volks hatte die tiefsinnige Sage Anziehendes und Ergreifendes genug, und selbst abgesehen davon daß die protestantische Kirche von jedem einzelnen ihrer Glieder eine freie selbständige Ueberzeugung fodert und daß so die Seelenkämpfe eines Faust mehr oder minder bei Jedem je nach seiner geistigen Eigenthümlichkeit Sympathien erwecken konnten, liegt der allgemeine Gedanke von der Gefahr, durch Hochmuth dem Bösen zu verfallen, ganz im Bereich der großen Menge und kommt im Faust, sofern er nicht blos übermenschliche Erkenntniß, sondern auch eine Ueberfülle sinnlichen Genusses will, auf echtvolksthümliche Weise zur Darstellung.

So begreift sich denn daß der Faust immer neue volksthümliche Bearbeitungen erfuhr und alsbald auch auf den Marionettentheatern eine Hauptfigur spielte. Das älteste Faustbuch, das sich durch Uebersetzungen in Holland, Frankreich, England und Dänemark verbreitete, wurde in Deutschland alsbald durch eine viel breitere und pedantischere Bearbeitung von G. R. Widmann (Hamburg 1599) verdrängt, die aber doch ihre eigenthümlichen Verdienste hat (unter Anderm den Gedanken daß Faust trotz seiner Reue nicht zur Vergebung gelangen kann, weil er nicht an diese zu glauben vermag).*) Widmann's „Wahrhaftige Historien" (3 Thle.; bei Scheible, I, 275—804) erfuhren dann eine neue Bearbeitung von dem Arzte J. N. Pfitzer zu Nürnberg (1674), seit Anfang des 18. Jahrhunderts aber wurde ein mehr im Volkstone verfaßter Auszug aus diesem Werke „von einem Christlich Meinenden" zum wahren Volksbuch und erlebte immer neue Auflagen. Dieses letztere Volksbuch scheint auch Goethe früh kennengelernt zu haben, doch erwachte sein Interesse für den Faust wol zuerst durch das Marionettenspiel in seinen Kinderjahren. Ehe wir von diesem weiter berichten, wollen wir mit kurzen Worten darauf aufmerksammachen, welche sagenhafte Elemente aus früherer Zeit auf den Faust des 16. Jahrhunderts übertragen sind. Wollte man freilich, wie es öfters versucht ist, überall wo man ähnliche Erzählungen wie in der Faustsage findet, jene in historischen Zusammenhang mit derselben bringen, so könnten viele Nachrichten von Zauberei bis in die frühesten Zeiten und in die entferntesten Gegenden hin als eine Grundlage der Faustsage betrachtet werden. Doch übersieht man dabei daß der Aberglaube vermöge seines Ursprungs aus dem sich stets gleichbleibenden Wesen des Menschen immer von neuem völlig selbständig ähnliche Erscheinungen hervorruft. Wir können deshalb die Faustsage ebenso wenig aus der Sage vom Zauberer Virgil (vergl. Dante) herleiten als sie unmittelbar auf den Aberglauben der Magier zurückführen wollen; doch soll damit nicht geleugnet sein daß Elemente altorientalischer Zauberei ebenso wol wie des urdeutschen Koboldglaubens in die Faustsage verwebt sind. Näher liegt uns schon die Untersuchung, wo wir zuerst den Gedanken eines förmlichen Bündnisses mit dem Teufel finden, doch war auch die Annahme solcher Pacte allmälig zu einem weitverbreiteten Aberglauben geworden. Die älteste bekannte Erzählung dieser Art, die vom Theophilus, dem Stellvertreter eines cilicischen Bischofs aus dem 6. Jahrhundert, die Düntzer von der ähnlichen des Militarius, mit der sie öfters identificirt ist, noch unterscheidet (s. Scheible, Bd. 1), ist deshalb nicht gerade als Quelle der Faustsage zu betrachten. Besonders bekannt ist auch das angebliche Teufelsbündniß des naturkundigen und darum als Zauberer verschrieenen Papstes Sylvester II. (Gerbert) des 10. Jahrhunderts; Düntzer führt aber viele andere Beispiele von dem gleichen Vorwurfe gegen ausgezeichnete Männer bis in das 16. Jahrhundert hinein an. Noch häufiger ist endlich die Schar von „fahrenden Scholasten" in den letzten Zeiten des Mittelalters, die vorgaben sich auf das Teufelsbannen zu verstehen und die der Aberglaube auch oft mit dem Teufel im Bündniß glaubte. Als fahrender Schüler wird auch noch Georg Sabellicus (Faust II.) geradezu bezeichnet, und Johann Faust war wenigstens etwas ganz Aehnliches. Von einzelnen dem Faust beigelegten Zauberkünsten bemerkt Düntzer daß man die allerverschiedensten Sagen von andern Zauberern ohne Weiteres auf Faust übertrug, „sodaß kaum irgend eine der von Faust erzählten Zaubergeschichten sich finden dürfte, die man nicht auf ein älteres Vorbild zurückführen könnte". Und so läßt sich denn bei dieser Sage historisch nachweisen was längst bei den Mythen halb hypothetisch angenommen wird, daß auf einen berühmten historischen Namen Erzählungen ähnlicher Art aus dunkler Vorzeit übertragen wurden. Doch pflanzten die „Zauberer" die herkömmlichen Künste auch absichtlich fort, und manche Taschenspielerstückchen haben sich wer weiß aus welcher Zeit bis auf den heutigen Tag auf unsere Professoren der natürlichen Magie fortgeerbt, z. B. das Abhauen und Wiederaufsetzen des Kopfes, das gleichfalls von Faust erzählt wird. Viele der übrigen Künste Faust's sind ziemlich rohe Streiche, Eulenspiegeleien oder Taschenspielerstücke, z. B. das Fressen eines Fuder's Heu sammt den Pferden, Zusammenhetzen von Studenten oder von Bauern, Reden eines Kalbskopfs u. s. w. Mit Bezug auf Goethe's „Faust" erwähnen wir noch Folgendes: Die Nachricht von einem schwarzen zottigen Hunde, unter dessen Gestalt der Teufel Faust begleitete, finden wir schon bei Melanchthon, ebenso bei Gast; aber von ähnlichen Teufelshunden ist auch bei frühern Zauberern, z. B. bei Papst Sylvester u. A., die Rede. Von der Mantelfahrt heißt es im ältesten Faustbuche:

> Nimpt einen breiten Mantel, breitet jn in seinen Garten vnd setzte die Graffen (drei Studenten in Wittenberg) darauff vnd er mitten hinein ... D. Faustus hebt seine conjurationes an, bald kompt ein grosser Wind ... führete sie gen München u. s. w.

Die Jugend möchte ja immer fliegen können! Auch

*) Ueberraschend ist folgende Beschreibung von Faust am Schlusse des Widmann'schen Werks: „Doctor Faustus war ein hochruckerigs Männlein, eine dürre Person, habend ein kleines grauwes Bärtlein."

die Sage daß Faust den Studenten zu Gefallen die Helena citirt, wie daß er später aus Verzweiflung kurz vor seinem Ende die Helena zur Buhlerin gefodert und mit ihr einen Sohn gezeugt, den er Justus Faustus nannte, lesen wir schon in dem ältesten Faustbuche. Faust's dienstbaren Geist nennt dieses Buch wie auch Widmann: Mephostophiles, in welchem Düntzer das unrichtig gebildete griechische Wort für Mephotophilos (der das Licht nicht liebt, vergl. Photographie) erkennt; übrigens ist Mephostophiles nur ein Diener des Teufels. Auf den Marionettentheatern finden wir später die Form Mephistophles, in welche Goethe ein e einschiebt. Faust's Famulus heißt in dem ältesten Faustbuch wie in den Puppenspielen Wagner *), bei Widmann Wäiger. Diesem Wagner vermacht übrigens Faust seine Bücher, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, er solle dieselben nicht veröffentlichen. Die Nachrichten über sein Leben hat Faust angeblich selbst aufgezeichnet. Das unter dem Namen „Faust's Höllenzwang" lange Zeit vielbegehrte Buch, das dann in einem „dreifachen" und „vierfachen Höllenzwang" überboten wurde, gehört nach Scheible erst dem Anfang des 18. Jahrhunderts an und findet sich in dessen „Kloster" („Faust", I, 807—834) vollständig abgedruckt (vergl. III, 1059—1159). Dieser „Höllenzwang" soll gläubigen und frommen Christen durch Gebete eine Macht über den Teufel verschaffen, ohne daß demselben die Seele verschrieben wird.

Das Puppenspiel Faust.

Die dramatische Dichtung hat sich überall erst dann entwickelt, wenn in der Masse des Volks mit der zunehmenden Theilnahme an dem öffentlichen Leben, dem religiösen oder politischen, das Bedürfniß erwachte, Abbilder des Handelns im Conflict mit den Lebensverhältnissen (Schicksal) zur Darstellung gebracht zu sehen. Bei der Entwickelung der dramatischen Kunst in Deutschland trat der ungünstige Umstand ein daß bald nach der Zeit, wo das Volk für dieselbe mehrseitig herangereift war (Hans Sachs), die Dichtung in die Hände der Gelehrten kam, auch (namentlich während des Dreißigjährigen Kriegs) die äußern Mittel zur Ausstattung der Bühne mangelten. Infolge dieser Verhältnisse bildete sich für das Volk, besonders im Laufe des 17. Jahrhunderts, das Puppentheater aus, wogegen seit Ende des 17. Jahrhunderts immer mehr Schauspielhäuser entstanden (die ersten in Nürnberg, Augsburg und Hamburg 1678—97), durch welche die Bedeutung der Marionettenbühne nach und nach zurückgedrängt wurde. Die Faustsage war nach bestimmten Nachrichten im 17. Jahrhundert öfter zur dramatischen Darstellung gebracht und ging wol sehr bald auch auf das Puppentheater über; erst im Laufe unsers Jahrhunderts hat indeß die literarische Forschung den Blick auf das nur mündlich fortgepflanzte Puppenspiel Faust gerichtet, und seitdem sind mehre Recensionen desselben theils in mehr oder minder dürftigen Skizzen, theils in vollständiger dialogischer Form zum Druck gelangt (s. Scheible, Bd. 3). Die berühmteste, mit Geist durchgeführte Gestalt hatte das Stück in den Aufführungen der Schütz-Dreher'schen Gesellschaft erhalten, welche, in Oberdeutschland zu Hause, zuletzt in Potsdam (seit 1807) angesiedelt war und von 1804 bis in die zwanziger Jahre hinein mehrmals in Berlin den „Faust" aufführte. Die Auffassung der Sage wie die Ausführung im Einzelnen erscheint bei verschiedenen Unternehmern, die auch improvisirend eingriffen, natürlich sehr verschieden, doch fehlt es den meisten bekannten Recensionen des Puppenspiels durchaus nicht an einem tiefern Gehalt, und der Knabe Goethe konnte bereits durch die Aufführung des „Faust" auf dem frankfurter Puppentheater mächtig angeregt werden. Von dem ältesten Marionettenstück „Faust" berichtet Leutbecher. Dasselbe beginnt ganz ähnlich wie Goethe's „Faust"; der große Schwarzkünstler studirt in einem mächtigen Folianten. Er hat, wie er sagt, schon Vieles gelernt und auch Vielerlei, denn er hat nacheinander die verschiedensten Gebiete des menschlichen Wissens durchforscht; es hat ihm jedoch Nichts genügt und er ist nun zu dem festen Entschluß gekommen, sich dem Teufel zu ergeben und mit dessen Hülfe höhere Genüsse sich zu bereiten und in Geheimnisse einzudringen u. s. w. Nach von der Hagen's Nachricht kündigte sich das Stück früher auch lateinisch als „Infelix sapientia" an, was freilich immer noch mehrfache Deutungen zuläßt, jedoch sehr wohl zum Motto auch des Goethe'schen „Faust" (erster Theil) gebraucht werden könnte.

2. Die Idee von Goethe's „Faust".

Goethe selbst sagt uns in „Wahrheit und Dichtung":

> Die bedeutende Puppenspielfabel (des Faust) klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen.

Und so begleitete ihn der reiche Gegenstand sein langes Leben hindurch, „über 60 Jahre", wie er selbst sagt, bis er die Bearbeitung desselben in seinem zweiundachtzigsten Jahre, kurz vor dem letzten Geburtstag den er erlebte, abschloß (August 1831). Mit Recht dürfen wir daher den „Faust" „das Werk seines ganzen Lebens" nennen, in welchem er in poetischem Gewande die Errungenschaft seines Erdenseins, das Ergebniß seiner Lebensweisheit niedergelegt hat. Auch Düntzer gesteht dieses mit den Worten: „daß dieses Drama gleichsam zum Inbegriff von Goethe's gesammtem Sein, Denken und Wollen geworden ist", läßt sich aber durch seine Polemik gegen Diejenigen die in der Behauptung, Goethe habe im „Faust" sich selbst dargestellt, zu sehr ins Kleinliche gehen (sodaß sie z. B. in dem Antheil den Faust am Kriege nimmt den Zug in die Champagne u. s. w. erkennen wollen) zu sehr nach der Gegenseite fortreißen.

*) Es ist wieder nur ein sonderbares Zusammentreffen von Namen daß ein Freund des jungen Goethe Wagner hieß, und ebenso ein späterer Chemiker, den er im zweiten Theile bei Bereitung des Homunculus verspottet.

So behauptet er z. B.: „Von einem übermüthigen Erkenntnißdrange findet sich in Goethe's Natur keine Spur", und meint: „Auch wird wol Niemand die großartige Thätigkeit, in welcher Faust zuletzt seine Befriedigung findet, aus dem Leben des Dichters erklären wollen." Denn so richtig Düntzer's Ausspruch ist: „Die Art und Weise wie die Feuerseele des Faust aus der Sinnlichkeit zu dem Höhern aufstrebt ist keineswegs eine allgemeingültige, sondern die hier gewählte ist nur die der Individualität des Faust, wie der Dichter ihn sich gebildet hat, entsprechende", so gewiß ist der individuelle Entwickelungsgang des Faust in seinen wesentlichen Zügen ein getreues Abbild von dem eigenen Entwickelungsgange des großen Dichters. Und auch im „Faust", wie im „Werther", „Götz", „Meister" u. s. w. hat Goethe abgethan was ihn drückte und quälte, indem er sein Inneres in einer plastischen Gestaltung außer sich hinstellte. Wir werden dieses später in einzelnen Zügen bestimmter ausführen, müssen es aber für unerlaßlich erklären, dieses Verhältniß des Dichters zu seiner größten Schöpfung beständig im Auge zu behalten, wenn die Idee des „Faust" richtig aufgefaßt werden soll. Auch Düntzer's vielfach vortreffliche Darlegung der Idee und Ausführung von Goethe's „Faust" würde uns in noch höherm Maße befriedigen, wenn derselbe jenem Gedanken mehr als geschehen Raum gegeben hätte. In der eben aufgestellten Foderung liegt aber noch ein Zweites — was mit Recht bei den Neuern die Grundlage aller literarischen Forschung geworden ist — die Aufgabe, das Verhältniß des Dichters und somit eines jeden seiner Werke zu seiner Zeit scharf zu beachten. Und erst hierin finden wir den rechten Schlüssel, weshalb Carus, wie Düntzer selbst gesteht, „am tiefsten von allen Erklärern den Grundgedanken des Goethe'schen «Faust» erkannt hat"; auch Carus aber kommt so (in seinen leider nicht fortgesetzten „Briefen über Goethe's «Faust»", erstes Heft, Leipzig 1835) zu der Ansicht von dem Wesen Goethe'scher Dichtung, die er vorallem auf den „Faust" angewandt wissen will, daß den Dichter seine ganze allmälig gewordene Eigenthümlichkeit nöthigte, von seiner eigenen Entwickelung mit allen Schmerzen und aller Lust ihrer Verwandlungen ein Bild zu hinterlassen, wie wir es noch von keinem Menschen erhalten haben, und überall eine genetische, eine geschichtliche, eine rastlos fortschreitende Darstellung vor allen andern zu wählen.

Der letztere Gedanke ist nun auch wie für eine richtige Auffassung der Idee des Goethe'schen „Faust", so hinsichtlich der Form desselben von großer Bedeutung, und der Unterschied des poetischen Werths zwischen dem ersten und zweiten Theil kann nur hiernach bestimmt werden. Die „genetische Darstellung" ist auf das innigste mit dem Wesen des Drama verbunden und eben darum entspricht der erste Theil des „Faust" den natürlichsten, von jedem Hörer selbst unbewußt herzugebrachten Anfoderungen an eine dramatische Dichtung, weil derselbe durchaus genetisch, geschichtlich ist, während in dem zweiten Theile das allegorische Element völlig überwiegt. Düntzer hat in seiner Verehrung für unsern Dichterfürsten wie in einer frühern besondern Schrift („Prometheus und Pandora") so auch in dem vorliegenden Werke die Berechtigung der symbolischen Darstellung darzuthun gesucht, geht aber dabei über die eigene Ansicht Goethe's hinaus, der, als er im zweiten Theil an der Helena dichtete, es „bedauerte daß seine Heldin nicht als eine wirkliche Person, sondern als Schatten der griechischen Heldenfrau auftreten sollte, und deshalb einen Widerwillen gegen die ganze symbolische Darstellungsweise empfand". Ebenso verblendet sich Düntzer durch die richtige Behauptung, es sei „ein Irrthum, wenn man glaube, blos der zweite Theil sei allegorisch", gegen den Satz worauf hier Alles ankommt, daß nur der zweite Theil vorherrschend allegorisch ist und daß eben dieses „der dramatischen Entwickelung entschieden Abbruch thut". Freilich hat jeder der beiden Theile seine eigenthümlichen Vorzüge und Mängel, und Düntzer verkennt Beides nicht (vergl. I, 132); doch steht der poetische Werth des ersten Theils jedenfalls höher. Denn das Wesen der Dichtung selbst, nicht blos der dramatischen, fodert vorallem lebendige individuelle Phantasiegebilde, denen allerdings ein tieferer Gehalt nicht fehlen soll, die aber nicht auf eine abstracte Lehre abzielen dürfen, und die Allegorie (wie die Fabel) ist eben deshalb abgeschwächte Poesie, weil (oder sofern) in ihr der Verstand das freie Walten der Phantasie einengt, um für einen abstracten Begriff ein Bild zu finden, dem kein selbständiges individuelles Leben zukommt. Wir stimmen hier völlig mit Hoffmann (s. oben Nr. 1) überein; und wir finden hierdurch die Ansicht hinreichend erklärt, die derselbe Verfasser nicht mit Unrecht als die „im Publicum bis zum heutigen Tage feststehende bezeichnet": „Möge der Dichter es uns zugutehalten, wenn wir zu seinem frühern «Faust» zurückkehren und den spätern, den nun einmal doch Niemand versteht, geräuschlos beiseitelegen."

Daß der zweite Theil des „Faust" einem tiefern Studium des Dichters noch immer reiche Ausbeute gewährt, soll damit freilich nicht geleugnet werden. Denn der „Faust" wie jede Dichtung höherer Art ist zwar nicht blos Darstellung einer Lehre, auf welche sie mit Absicht angelegt ist, wohl aber im vollsten Sinne lehrreich, gleichwie die Erscheinungen des Lebens uns vielfache Weisheit predigen, ohne schulmäßig darauf berechnet zu sein. Mit dieser Ansicht harmonirt wiederum ein eigener Ausspruch Goethe's, in welchem Düntzer eine nur aus einer vorübergehenden Stimmung erklärbare Aeußerung erkennen will, indem er gegen Eckermann bemerkt:

Daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Bessern aufstrebender Mensch zu erlösen sei, das sei zwar ein wirksamer, Manches im „Faust" erklärender guter Gedanke, aber es sei keine Idee die dem ganzen „Faust" und jeder einzelnen Scene im Besondern zum Grunde liege; es hätte auch in der That ein schönes Ding werden müssen, wenn er ein so reiches, buntes und mannichfaltiges Leben, wie er es im „Faust" zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen.

Nach diesen Worten ist nun wol der Dichter selbst mit Düntzer und seinem Vorgänger Carus darin einig daß für die gesammte Faustdichtung das Wort der Schlußscene des ganzen Werks:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,

vorallem maßgebend sei; und die Idee des „Faust" kann ja offenbar nicht anders als im Hinblick auf den Zusammenhang des ersten und zweiten Theils richtig erfaßt werden. Dennoch ist es der Darstellung Düntzer's von dem Inhalte des ersten Theils von einer Seite her selbst nachtheilig gewesen daß er von Anfang her den Blick zu sehr auf das Ende des ganzen Werks richtet. Wir bezweifeln zwar durchaus nicht daß Goethe schon bei der ersten Anlage des „Faust" den Gedanken im Sinne trug, Faust trotz dem Bündnisse mit dem Teufel zur Beseligung gelangen zu lassen, doch müssen wir uns hierbei namentlich erinnern daß der erste Theil des „Faust" einer ganz andern Lebensperiode des Dichters angehört als der zweite, und daß er in jenem unter dem Einfluß seiner frühern Lebenserfahrungen und sittlichen Versuchungen zunächst ein Bild von den „schweren Verirrungen" Faust's geben wollte. War er aber auch weit entfernt den Faust wegen dieser Verirrungen gleich der Volkssage als einen ewig Verlorenen darzustellen, wollte er vielmehr offenbar zugleich immer den Gedanken gegenwärtig erhalten daß Faust als ein innerlich „guter Mensch" immerfort zum Bessern aufstrebe, so ist doch bis zu dem erschütternden Schlusse des ersten Theils hin die Erweckung des Grausens vor den schrecklichen Folgen von Faust's Verirrungen sicher vorzugsweise von dem Dichter beabsichtigt, was wol Jeder bei unbefangener Lesung an sich selbst erfahren wird. Bis ans Ende des ersten Theils waltet das tiefe Gefühl des Abscheus an jenem Ausspruche der Welt und des Mephistopheles vor: „Sie (das arme verführte Mädchen!) ist die Erste nicht!" Und dies Gefühl war es ja auch welches Goethe am sichersten vor eigenen großen Verirrungen bewahrte und das sich ebenso in jenem Zwiegespräche des Faust mit seinem frechen Gefährten wie in einem immer noch ergreifenden Nachhalle in „Wahrheit und Dichtung" kundgibt. Erst aus dem zweiten Theil weht uns von Anfang her ein Hauch der Beruhigung entgegen, die sich schon in der ersten Scene in dem Gesange der Engel um den schlafenden Faust ausspricht:

Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann.

Und:

Fühl' es vor, du wirst gesunden u. s. w.

Wie dort Alles Grauen und Fluch, so athmet hier Alles Milde und Vergebung, und erst der zweite Theil arbeitet sichtlich auf den Gedanken hin daß „der immerfort zum Bessern aufstrebende Mensch zu erlösen sei".

Wir glauben hiernach die Hauptidee des „Faust" nicht kürzer und zugleich populairer bezeichnen zu können, als daß der erste Theil den Sündenfall des gebildeten Menschen, der zweite Theil die Sündenvergebung desselben zur Darstellung bringe. Und hiermit ist wol auch das reinmenschliche Interesse der großen Welttragödie am bestimmtesten angedeutet. Wenn man aber hinzudenkt daß die Idee des Sündenfalls und der Sündenstrafe recht eigentlich der Angelpunkt des Alten Testaments, der Gedanke der Erlösung der Eckstein des Neuen Bundes ist, so ist hiermit auch hinreichend bezeichnet daß Diejenigen welche den Dichter tadeln, weil er statt der ewigen Verdammniß des Sünders eine Vergebung eintreten läßt, uns nicht auf wahrhaft christlichem, sondern auf alttestamentlich-jüdischem Standpunkte der Beurtheilung zu stehen scheinen.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen möchte es nicht erfoderlich sein, hier näher auf den ersten im Ganzen so durchsichtig klaren Theil des „Faust" weiter einzugehen; nur der zweite Theil des „Faust", der noch immer den Meisten „ein Buch mit sieben Siegeln" ist, möge hier zunächst nach Düntzer's Entwickelung, der wir uns jedoch in mehren wesentlichen Punkten nicht anzuschließen vermögen, kurz skizzirt werden.

Goethe's „Faust", zweiter Theil.

Der Gedanke den Düntzer an die Spitze des zweiten Theils stellt: „Faust will jetzt, über alle gemeine Sinnlichkeit erhaben, des Lebens Freuden in geregeltem Wirken genießen", erscheint uns vorzeitig. Allerdings finden wir Faust, nachdem er den ersten furchtbaren Eindruck von den Folgen seiner frühern Verirrungen (Untergang Gretchen's) überwunden hat, nicht wie schwache Seelen in eine müßige, selbstquälerische Reue versunken, sondern thatkräftig gibt er sich von neuem rastlosem Streben hin; doch sucht er noch fortwährend ohne Erfolg Befriedigung (Rosenkranz). Es ist gewiß eine richtige Auffassung (Düntzer's) daß Mephistopheles von jetzt an „Nichts mehr über den von Sinnlichkeit gereinigten Faust vermag" und „nur den Befehlen desselben gehorchen muß". Doch spricht der Dichter keineswegs klar aus daß Faust (Act 1) verlangt hat, durch Mephistopheles an den Kaiserhof geführt zu werden, und zwar um hier ein geregeltes Wirken zu beginnen; vielmehr liegt die Ansicht wenigstens näher daß Mephistopheles aus eigenem Antriebe den Faust durch Einführung in die höchsten Regionen des Staatslebens zu befriedigen versucht. *) Noch weniger erscheint uns jedoch Faust's Treiben am Kaiserhofe als eine bloße „Nebenausführung", wie Düntzer meint, indem er als einzigen leitenden Gedanken für die drei ersten Acte die symbolische Darstellung betrachtet: wie „sich Faust von unwiderstehlicher Gewalt zur reinen Schönheit hingetrieben fühlt". Faust's Versuch sich durch Eingreifen in das Staatsleben Befriedigung zu verschaffen ist zunächst Zweck der Darstellung. Hierzu stimmt dann auch der Inhalt des „Mummenschanzes", den Düntzer selbst gewiß treffend bezeichnet als „ein Spiegelbild, das von der Grundlage des Staats, der Familie, ausgehend uns darstellt, wie der Staat durch kluggeleitete Thätigkeit Aller für das allgemeine Beste zur höchsten Blüte

*) Nach II, 13 schließt doch auch Düntzer diese Ansicht nicht aus.

gelangt, wogegen faule Genußsucht und Uebermuth der Machthaber ihn dem sichern Verderben (Revolution) zuführen". (Das von Mephistopheles eingeführte Papiergeld gewährt nur eine Galgenfrist.) Erst in seiner zweiten Hälfte führt uns der erste Act Faust's Streben vor, sich der Helena zu bemächtigen, in der unbestreitbar das „classische Schöne" symbolisirt ist; doch wird Faust nur durch das charakteristische Verlangen des Kaisers nach Abwechselung höfischer Genüsse veranlaßt die Helena erscheinen zu lassen.

Erst haben wir ihn reich gemacht,
Nun sollen wir ihn amusiren.*)

Die keinesfalls sehr klare, ja selbst nicht recht treffende Allegorie daß Faust „zu den Müttern" hinabsteigen muß, um die Helena zu holen, wird von Düntzer u. A. gewiß richtig dahin gedeutet, die wahre ideale Schönheit sei „eine angeborene Idee des menschlichen Geistes", die wir im tiefsten Innern unserer Natur aufzusuchen haben**); sowie die „Explosion", durch welche die eben heraufgeführten Gestalten des Paris und der Helena in Dunst aufgehen, als Faust sich derselben bemächtigen will, wol sicher den Gedanken ausdrückt „daß man sich des Ideals der Schönheit nicht in leidenschaftlicher Hitze bemächtigen könne".

Den Inhalt des zweiten Acts bestimmt Düntzer in den Worten: „Faust muß in die Welt des Ideals der griechischen Kunst hinabsteigen, um die Helena wirklich zu gewinnen"; doch führt uns Rosenkranz' Ansicht weiter, der hier zunächst wieder ein vergebliches Streben nach Befriedigung — durch „die moderne Wissenschaft überhaupt" findet. Denn offenbar ist es auch hier nicht blos eine „Nebenausführung", wenn der Dichter wie in Act I das Staatsleben so hier die moderne Wissenschaft mit satirischer Laune auf das rechte Endziel hinweist. Bei dieser Ansicht erscheint uns auch das Streben Wagner's, in seinem chemischen Laboratorium einen „Homunculus" zu erzeugen, in befriedigendem Lichte. Die ganze Idee dieses „Homunculus", insbesondere seine wirkliche Hervorbringung durch Wagner wie sein nachheriges plötzliches Zerschellen (?) gehört freilich immer noch zu den dunkelsten Partien des „Faust"; doch glauben wir daß die gelehrten Erklärer auch hier wie so häufig die zunächst liegende Deutung übersehen haben. Schon der Name „Menschlein" führt uns darauf hin daß hier das Wesen und Streben des Menschen sowol nach seiner edlern, ideellen Bedeutung als nach seiner beschränkten Gestaltung in der Wirklichkeit personificirt erscheint. Und es stimmt völlig mit Goethe's charakteristischer Vorstellungsweise von der Aufgabe des Menschen überein daß der Homunculus sogleich als er in das Leben tritt seinen Thätigkeitsdrang kundgibt („Dieweil ich bin, muß ich auch thätig sein!" und nach den Worten des Mephistopheles: „Hier gibt's zu thun, das eben will der Kleine", die stürmische Frage: „Was gibt's zu thun?"). Von dieser Ansicht, welche in dem Homunculus die beiden Seiten der menschlichen Natur vereinigt findet, weichen die Erklärer bald nach der einen, bald nach der andern Richtung ab, manche mit gar zu enger Begrenzung, z. B. der Homunculus sei die menschliche Grillenhaftigkeit oder eine Verspottung der Verirrungen der neuern Naturwissenschaften u. s. w. Doch steht unserer Erklärung die Düntzer'sche wol am nächsten, nach welcher der Homunculus „Faust's nach dem höchsten Ideal ringende Seele und zwar in völlig besonnenem Streben" (vergl. II, 120, 183) darstellt. Nur finden wir in dem Homunculus im Allgemeinen (was freilich auch gerade für Faust charakteristisch ist) mit dem rastlosen Weiterstreben zugleich die Verkehrtheit repräsentirt, die aus dem zur Leidenschaft gesteigerten Wissens- und Thätigkeitsdrange natürlich hervorgeht. Auf diese Weise scheint sich uns Alles am besten zu erklären. Der Homunculus, der Alles wissen und werden möchte, ist es der den nordischen Faust von dem „nordwestlichen Luftrevier des Satans", d. i. dem Brocken, nach dem Südosten (Griechenland) hinweist und der ihn hier zur Erlangung der Helena nach den „pharsalischen Feldern" führt, wohin Goethe auch nach Düntzer's Bemerkung die „classische Walpurgisnacht" versetzt, weil „der Untergang der römischen Freiheit (durch Cäsar) und mit ihr der großartigen antiken Welt" den Abschluß des classischen Alterthums bezeichnet. Bei dieser Auffassung gewinnt auch das eigenthümliche Ende des Homunculus eine neue Bedeutung, indem er von dem stets sich wandelnden Proteus, d. i., nach einem bekannten Goethe'schen Bilde, von dem Streben nach vielseitiger Entwickelung verführt (wie im ersten Theil Faust ein „Mikrokosmos" werden möchte) sich selbst den Untergang bereitet.

Homunculus ist es, von Proteus verführt.
Es sind die Symptome des herrischen Sehnens,
Er wird sich zerschellen am glänzenden Thron.

Immerhin mag man bei der freilich immer noch bestrittenen Vernichtung des Homunculus mit Düntzer zugleich daran denken daß das Streben (nach höchster Schönheit) im Augenblicke der wirklichen Befriedigung seinen Endpunkt erreicht. Bei der „classischen Walpurgisnacht" macht Düntzer die gewiß richtige Bemerkung daß hier der allgemeine Gang der Kunst bei ganzen Völkern wie beim Einzelnen symbolisch dargestellt wird, zugleich aber daß der Gedanke, nur eine „allmälige Entwickelung" sei naturgemäß, zu leidenschaftlichen Ausfällen gegen den Vulkanismus benutzt ist, was in dem Commentar (Th. 2) trefflich nachgewiesen ist.

Der dritte Act stellt (nach Düntzer) „in der wirklichen Verbindung des Faust mit der Helena Faust's Erfassen der reinen idealen (besser: classischen) Schönheit dar", was sich klar genug aus der ganzen Anlage dieses in wahrhaft classischer Form gearbeiteten Acts darthun

*) Wer das Treffende dieser Worte nicht übersieht, wird schwerlich mit Düntzer behaupten, darin liege „nur der Gedanke daß die Anfoderungen des Kaisers, durch den glücklichen Erfolg gereizt, immer weiter gehen" (II, 79).

**) Uebrigens weist Düntzer genügend nach, wie Goethe auf das Symbol der „Mütter" durch eine Stelle in Plutarch's „Marcellus", Cap. 20, gebracht wurde (II, 62).

läßt. Daß „in der Vermählung der classischen Helena mit dem romantischen Faust zugleich die Versöhnung und Ausgleichung der classischen und romantischen Poesie zur Anschauung gebracht und angedeutet werde, wie der ganze Streit über diese Formen in richtiger Würdigung und Anerkennung beider, die auf derselben Grundlage des Reinmenschlichen beruhen, seine Erledigung finden müsse", ist auch schon von andern Erklärern anerkannt; ebenso daß Goethe in dem „Euphorion" (eigentlich einem Sohn des Achilles und der Helena), welchen Faust mit Helena erzeugt, dem Lord Byron „hier an unrechter Stelle ein Ehrendenkmal setzte". Auch das Wiederverschwinden der Helena ist gut erklärt: „Faust soll nicht bei der Erfassung der idealen Schönheit als einzigem und höchstem Gut verharren; der Mensch bedarf noch einer andern Sphäre seiner Thätigkeit, in welcher er das allgemeine Beste fördert." Erinnert aber nicht gerade dieses Weiterstreben des Faust von beschaulicher Aneignung des Schönen zu nützlicher Wirksamkeit durchaus an den Entwickelungsgang unsers Dichters selbst, wie wir ihn auch in „Wilhelm Meister", namentlich unter Vergleichung der „Lehrjahre" und der „Wanderjahre", gezeichnet finden?

Mit dem Anfange des vierten Acts ist Faust, der von der classischen Walpurgisfeier in einer Wolke über die Erde hingeführt war, zu der Erkenntniß gelangt daß „dieser Erdenkreis noch Raum zu großen Thaten gewährt", und immer deutlicher spricht er sich aus daß er „für die geistige Erhebung der Menschen wirken will, die aber nur dann eintreten kann, wenn ihr freies körperliches Dasein gesichert ist" (Düntzer). Dieses Streben finden wir in einer Gestalt symbolisirt, welche Faust selbst als „Seelenschönheit" bezeichnet, „die das Beste seines Innern mit sich fortzieht". Wir glauben nicht daß Düntzer Recht hat, wenn er hier zwei Gestalten findet, „die idealische Kunst" und „die reinste Liebe", obgleich die „Seelenschönheit" allerdings auf diesen beiden Elementen beruhen soll. „Faust ist jetzt von seinem titanischen Drange so sehr geheilt daß er nur in besonnener Kraftentwickelung und zweckmäßiger Thätigkeit sein Glück findet." (Die Abneigung Goethe's gegen jede gewaltsame Entwickelung gibt sich auch hier in dem Spotte über die Lehre der Vulkanisten zu erkennen:

> Es ist doch auch bemerkenswerth zu achten,
> Zu seh'n, wie Teufel die Natur betrachten u. s. w.)

Da Faust den Gedanken verfolgt, dem Meere nützlichen Boden abzugewinnen, verschafft ihm Mephistopheles für den Beistand den er dem Kaiser wider einen Gegenkaiser leistet den Strand des Meers. Die Hoffnung, Faust durch Feldherrnruhm zu reizen, schlägt ihm dabei fehl. Einen doppelten Gegensatz zu Faust's rastloser Thätigkeit für das Gemeinwohl führt uns (nach Düntzer) der Dichter am Schlusse des vierten und im Anfange des fünften Acts vor; in jener Schlußscene erkennt Referent indessen nicht blos „das Genußleben des Kaisers", sondern auch die versuchte Herstellung eines mittelalterlichen Regiments, wobei Lehnwesen und Hierarchie (wie schon im ersten Act) des Dichters Spott erfahren.

Der fünfte Act beginnt mit der Schilderung der ruhigen Beschränktheit, in welcher das alte Paar Baucis und Philemon auf einem kleinen Besitzthum lebt; doch sehen wir hier zugleich ein Eingreifen Faust's, wobei wir gestehen müssen daß die Gewaltthat, die Faust durch Expropriation an jenem Paar verübt und die doch nicht, wie Düntzer will, allein auf Rechnung des Mephistopheles kommt, etwas sehr Verletzendes für uns hat. Uebrigens erkennen wir auch aus Faust's sonstigen Aeußerungen nur allzu deutlich daß derselbe noch nicht zu ruhigem Behagen, zum Frieden mit sich selbst und mit Gott gelangt ist, und er spricht es als eine Hauptlebensregel für die Menschen aus:

> Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
> Er unbefriedigt jeden Augenblick.

Selbst dem Tode nahe — doch auch durch Blindheit „dem strengen Ordnen, raschen Fleiß" nicht entfremdet — fühlt er durch ein neues Hinderniß für die Bewohnbarkeit des dem Meere abgewonnenen Gebiets (einen verpestenden Sumpf) die Freude an dem Erfolge seiner Thätigkeit und damit die innere Befriedigung gestört, gibt aber auch jetzt sein Weiterstreben nicht auf:

> Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
> Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen!
> Ja diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
> Das ist der Weisheit letzter Schluß:
> Nur Der verdient sich Freiheit und das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

Und so zwar noch immer nicht befriedigt erklärt er doch endlich:

> Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
> Genieß' ich jetzt den letzten Augenblick.

Nun aber ist dieser auch wirklich für sein irdisches Dasein gekommen; dies endet also nur mit einem Vorgefühle der Befriedigung.

Die Schlußscenen führen uns über das Erdenleben hinaus in himmlische Räume. Die Art wie Faust dem Mephistopheles entzogen wird, indem (nach Rosenkranz' Ausdruck) „der Teufel in thierischem Gelüst sich von den rettenden Engeln überlisten läßt", übergeht Düntzer im ersten Theil seines Werks gänzlich und sucht sie bei der ausführlichen Besprechung in dem Commentar (II, 364) vollständig zu rechtfertigen. Er findet hier nur den Gedanken daß der Teufel „als ein leeres Scheinwesen vernichtet wird" mit „glücklichem Humor" ausgeführt, worin nicht alle Leser mit ihm übereinstimmen möchten. Dagegen ist der poetische und tiefsinnige Schluß wohl geeignet, jedes zartere Gemüth mit unserer kolossalen Dichtung zu versöhnen. In den Schlußworten:

> Das ewig Weibliche
> Zieht uns hinan!

sehen wir den Grundgedanken des ganzen Werks daß das feurige (männliche) Streben einer edeln Menschenseele diese nicht durchaus dem Bösen verfallen läßt, sondern nothwendig dem Höhern zuführt, ansprechend ergänzt, indem die dem weiblichen Gemüthe eigenthümliche Hingebung an das Göttliche als das rettende Princip erscheint. „Die Liebe zu Gretchen, deren Glück er

freilich in wilder gieriger Leidenschaft zerstört hat, war es, in welcher Faust sich zuerst wieder dem Höhern zuwendete." Ja indem die Seele Gretchen's, die durch ihr stilles Gottvertrauen zur Vergebung gelangt ist, hier unter den Seligen erscheint, durch deren Fürbitte Faust der Begnadigung theilhaftig wird, wird uns der Gedanke daß die Beseligung des rastlosen und unbefriedigten Mannes nur durch wahrhaft hingebende Liebe von der göttlichen Gnade erlangt wird auf die lieblichste Weise veranschaulicht.

Wer möchte nun in den Hauptzügen der so aufgefaßten großen Dichtung den Entwickelungsgang des Dichters selbst verkennen? Im Ringen nach Wahrheit und unter den Kämpfen mit der Leidenschaft strebte der jugendliche Goethe „im dunkeln Drange — doch des rechten Weges sich bewußt" wie der Faust des ersten Theils zum Bessern empor; unbefriedigt von dem Leben am Hofe und einer staatsmännischen Wirksamkeit fand er durch das classische Schöne und mannichfache Wissenschaft den Weg zur Geistesschönheit, suchte aber seine Befriedigung immer vorallem im „Thun", in rastloser Arbeit zur Selbstbildung und für das Gemeinwohl, und in echtdeutscher Weise erkennt er in der selbständigen Entwickelung jedes Einzelnen, für welche auch er in seinem Kreise wirkt, die wahre Freiheit die einst dem ganzen Volke zugutekommen soll. Man kann in unsern Tagen nicht genug darauf hinweisen daß auch in Goethe, so wenig er dem heutigen politischen Treiben zugethan war, ein echtdeutscher Geist waltete; von diesem ist aber auch schon die ursprüngliche Faustsage selbst durchdrungen; und zu klarerer Erkenntniß dessen möge hier zum Schluß an den Gegensatz der deutschen Sage von Faust zu der spanischen von Don Juan erinnert werden, wobei zugleich der Unterschied der religiösen Auffassung zutagetritt.*) „Faust ist der protestantische, Don Juan der katholische Sünder. Jener hat sich durch den Zweifel endlich um den Glauben und darum auch um das Wissen gebracht; dieser hat über der Verzichtung auf alle Uebung der höhern Seelenkräfte ebenfalls Beides verloren" (vergl. die Abhandlungen bei Scheible, III, 663—766). Während der Süden seinen Teufel in der Sinnlichkeit hat, über der er jede würdige Thätigkeit vergißt, ist der gefährlichste Feind des Deutschen jene tiefe Innerlichkeit und Gemüthlichkeit selbst, die ihn wie Hamlet der Thatkraft entfremdet oder wie Faust zum Zerfall mit seinem eigenen Innern verführt, bis er sich unter innern und äußern Kämpfen zu rastloser Thätigkeit aufrafft, in welcher der Nordländer allein sein Glück, wenn auch nie vollkommene Befriedigung zu finden vermag.

W. Assmann.

*) Es gehört zu den etymologischen Phantastereien daß man Faust und Don Juan ohne Weiteres identificirt hat, blos weil Faust Johann heißt. Don Juan aus dem Geschlechte Tenorio lebte in Spanien als vertrauter Freund Peter's des Grausamen von Castilien um 1350

Gützlaff's Reiseberichte und Leben des Taokuang.

1. Gaihan's (Karl Gützlaff's) Chinesische Berichte von der Mitte des Jahres 1841 bis zum Schluß des Jahres 1846, herausgegeben von dem Vorstande der Chinesischen Stiftung. Kassel, Hotop. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Karl Gützlaff's Bericht seiner Reise von China nach England und durch die verschiedenen Länder Europas im Interesse der chinesischen Mission. Herausgegeben von der Direction der Chinesischen Stiftung. Kassel, Hotop. 1851. Gr. 8. 7½ Ngr.
3. Das Leben des Taokuang, nebst Denkwürdigkeiten des Hofs von Peking und einer Skizze der hauptsächlichsten Ereignisse in der Geschichte des chinesischen Reichs während der letzten 50 Jahre von Karl Gützlaff. Aus dem Englischen. Leipzig, Dyk. 1852. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Leben des Kaisers Taokuang. Memoiren des Hofs zu Peking und Beiträge zu der Geschichte Chinas während der letzten 50 Jahre. Von Karl Gützlaff. Aus dem Englischen von Julius Seybt. Leipzig, Lorck. 1852. 8. 1 Thlr.

Der künftige Geschichtschreiber der Völkererhebung während der Jahre 1848 und 1849, um sich aus den unbehaglichen Zuständen zu einem freundlichern Dasein durchzukämpfen, wird nicht vergessen das wunderliche Gebahren eines germanisirten Slawen aus Pommern zu schildern, der zu dieser Zeit von Hongkong nach Petersburg, von London nach Athen, von Dresden und Berlin nach Wien und München, von Christiania und Upsala nach Genf und Paris pilgerte, um allenthalben die Kräfte und Mittel in Anspruch zu nehmen zur Bekehrung der Chinesen, die sich bei den Lehren ihres Tao und Kongtse, ihres Laotse und Buddha ganz behaglich finden, der für seinen heidnischen Herrn und Kaiser zu Peking in christlichen Kirchen betete, für einen Fürsten welcher alle westlichen Nationen als Barbaren verachtete und, wäre ihm die Macht gewesen, alle Christen als Verräther an Tugend und Gerechtigkeit, als die Feinde seines Hauses und Reichs bis zum letzten Mann ausgerottet hätte. Der Sendbote Karl Gützlaff, welcher von einem Lande zum andern zieht und die 400 Millionen Chinesen sammt ihrem ganzen Grund und Boden vom Gelben Meer bis zum Indus, von den fruchtreichen Inseln des östlichen Archipelagus bis zu den dünnbewachsenen Steppen Sibiriens, wovon ihm auch nicht eine Seele, wovon ihm auch nicht eine Scholle Landes gehört, an Freunde und Gesinnungsgenossen verschenkt, damit sie an dem unsterblichen Heile aller der Mongolen und Türken, aller der Mandschu und Tibetaner arbeiten, dünkt uns jetzt eine ebenso wundersame Märe wie die Deutsche Nationalversammlung, die Reichsverweser und Reichsregenten, wie die neue Kaiserkrone und die lieblichen Verheißungen unserer hohen und höchsten Herrschaften. Und doch haben wir dieses selbst gesehen, selbst erlebt. Keine Hexerei, meine Herren, bloße Geschwindigkeit, versetzt mit Schelmerei und ein wenig Betrügerei. Gützlaff erzählt es uns selbst. Dem Kurfürsten, so ungefähr lauten die Worte, lag die Bekehrung Chinas gar sehr am Herzen, sodaß in denselben Tagen, wo die hochherzigen und standhaften Hessen der Herrschaft Beelzebubs und seines Genossen preisgegeben wurden, zu Kassel (17. October 1850) eine Generalversammlung der chinesischen Missionsfreunde gehalten ward, um das östliche Asien von seiner Sündhaftigkeit zu überzeugen. Ja wohl, fügt der fromme Mann hinzu, recht erquickend war es uns, dieses Kassel zu besuchen, wo ja die erste Anregung zur chinesischen Mission gegeben worden ist. Die Theilnahme war bedeutend, und selbst der Kurfürst unterstützte die Sache. Die Hessen werden sich wol noch einst freuen daß sie mit solchem Eifer gearbeitet um dem ältesten und zahlreichsten Volke der Erde das Evangelium mitzutheilen. Wir sind überzeugt daß ihr Wirkungskreis in

Tschili und der Mandschurei, den sie sich gewählt, von großer Bedeutung werden wird.

Der Name unsers Landsmanns ward zuerst im Jahre 1829 auf Java und Singapor in weitern Kreisen mit großem Ruhme genannt. Namentlich pries der schottische Missionar Tomlin den christlichen Sinn, die Arbeitskraft und die geistigen Fähigkeiten des deutschen Mannes. Es hatten beide Sendboten längere Zeit zusammen in Bankok gelebt, um die Heilige Schrift in die Landessprache zu übersetzen. Was sie erstrebten, was sie leisteten und nicht leisteten, ward später von Tomlin selbst mit treuherzigen Worten beschrieben in den Tagebüchern während eines elfjährigen Aufenthalts unter den Chinesen und Siamesen, unter den Javanen, den Chassias und andern östlichen Völkern, welche im Jahre 1844 in London im Druck erschienen sind. („Missionary journals and letters, written during eleven years residence and travels amongst the Chinese, Siamese, Javanese, Khassias and other eastern nations." London 1844.) Die Bibelübersetzung, in eilfertiger Weise und mit Beihülfe unkundiger Eingeborenen und Chinesen verfertigt, war so schlecht ausgefallen daß sich der König von Siam über das abenteuerliche Zeug höchlich verwunderte und erklärte: „er könne in dem Machwerk weder Kopf noch Schwanz finden." Die Tagebücher des schottischen Geistlichen enthalten manche anziehende Nachrichten und mehre Briefe seines Freundes Gützlaff. Man erfährt hier daß der Pfarrer an einer der buddhistischen Kirchen Siams das Neue Testament in Palisprache und mit birmanischer Schrift geschrieben fertig lesen und verstehen konnte. Nach seiner Erklärung gäbe es vieler solcher kundiger Männer im Lande. Gützlaff faßte die wissenschaftlichen Ergebnisse seines Aufenthalts in der Hauptstadt Siams in einer Darstellung über die siamesische Sprache und Literatur zusammen, welche im dritten Bande der Abhandlungen der Asiatischen Gesellschaft zu London erschienen ist. Die Sprache des Mittelreichs und die der indochinesischen Völker werden für Töchter einer und derselben Mutter erklärt, und die siamesische Literatur verdiene kaum den Namen, sie bestehe blos in Romanen, in buddhistisch-indischen Märchen und dramatischen Abenteuern nach der Weise unserer mittelalterlichen Mysterien.

Von Siam ging Gützlaff nach China, wo sich ihm bald ein großer Wirkungskreis eröffnete. Seine Thätigkeit lief in dreifacher Richtung auseinander: er war Missionar, dessen Blick, dessen Bestrebungen das ganze östliche Asien umfaßten; er war Staats- und Handelsmann in bewegten Zeiten, unter erschütternden Ereignissen; er suchte seine mangelhafte Bildung zu ergänzen und sich zum Gelehrten heraufzubilden, heraufzuschwingen in dem umfassendsten Sinne des Worts; er strebte alle historischen und physikalischen Wissenschaften in sich zu vereinigen, um dem Osten europäische Wissenschaften und Kunstfertigkeiten in seiner Sprache mittheilen und den Westen mit den Mundarten und mit allen Geschichten und Literaturen des Morgenlandes bekanntmachen zu können. Viel zu viel auch für einen hochbegabten, kräftigen Geist, was Gützlaff sicherlich nicht gewesen ist. An dieser allzu großen, vielseitigen Thätigkeit ist der tüchtige, bedeutende Mann in mehr als einer Beziehung zugrundegegangen. Maßhalten und Selbstbeschränkung, die Grundbedingungen eines nachhaltigen Wirkens, sind ihm zu jeder Zeit fremd geblieben, und deshalb vorzüglich hat ihm das Leben die erwünschten Früchte nicht getragen. Unter allen seinen verschiedenen Werken kann man kein einziges herausfinden welches in Form und Inhalt selbst nur mäßigen und billigen Anfoderungen genügen würde. Seine evangelische Thätigkeit ist aber durchaus mislungen. Die meisten Missionare und Missionsfreunde sprechen hiervon in scharfen, selbst in anklagenden Worten. Die Mildgesinnten nennen ihn einen betrogenen Betrüger, die Strengen geradezu einen Lügner, welcher mit vollem Bewußtsein verworfene Chinesen bezahlte, damit sie einen Wisch, christliches Glaubensbekenntniß genannt, unterzeichneten. So schreibt noch bei Lebzeiten Gützlaff's der kasseler Missionar Karl Vogel aus Hongkong („Quartalbericht der Chinesischen Stiftung", 1851): „Dr. Lappe schimpfte den deutschen Landsmann ungescheut Betrüger und Lügner, dessen sogenannte Christen vom sogenannten Chinesisch-evangelischen Vereine ihre evangelische Besoldung zum Opiumrauchen verwenden. Die Söhne des überausreinen Herrscherhauses machten gute Geschäfte im Christenthum; sie lebten hiervon zu Canton in Saus und Braus und schickten ihrem Soldherrn zu Hongkong die erbaulichsten Berichte, gezeichnet aus den entferntesten Provinzen des Reichs; diese Machwerke wurden übersetzt und an Dr. Barth in Calw, der eine Masse Geldes für den Chinesischen Verein zusammenbrachte, gesandt, der sie dann in seinem Missionsblatte zur Erbauung zahlreicher frommer Leser mittheilte. Welch ein wunderlicher Kreislauf des Geldes! Es kommt aus China für Opium, geht nach China zurück, um nochmals in Opiumrauch aufzugehen."

Aus Schriftwerken solcher Art besteht die Sammlung chinesischer Berichte, herausgegeben von der Chinesischen Stiftung zu Kassel, wovon eine neue vermehrte Auflage angekündigt wird. Manches wurde aus den Handschriften mitgetheilt, was Barth der Kürze wegen in seinem Missionsblatte wegzulassen beliebte. Die Herausgeber fügten einen Inder hinzu der die Benutzung erleichtert. So viel Erlogenes die Schreiben auch enthalten mögen, so sind sie doch eine Quelle der neuesten chinesischen Geschichte und der dortigen Volkszustände. Man findet hier bereits, dann in Gützlaff's „Geschichte des chinesischen Reichs", welche von Professor Neumann in München herausgegeben wurde, die meisten Thatsachen zu dem Leben des Taokuang und den Denkwürdigkeiten des Hofes zu Peking.

Der kurze Bericht über die Reise des Sendboten von China nach England und durch die verschiedenen Länder Europas gibt das beste Bild des Mannes und seines Treibens, seiner wirklichen oder erheuchelten Anschauungsweise. „Nur von dem Sohne Gottes", heißt es am Eingange, „kann die Bekehrung der Heidenwelt erwartet weeden. In der Gewißheit dieser Ueberzeugung habe ich mich nie grübelnd abgemüht, wie Etwas zur Ausführung zu bringen sei, sondern ihm Alles überlassen, und nur gefragt: «Was willst du, Herr, daß ich thun soll; was ist dein heiliger Wille, was gebietet deine Weisheit?» Der Abschied von den versammelten Christen (1. October 1849), etwa ein Hundert an der Zahl, war herzlich. Verschiedene gaben mir Briefe an die Kirchen des Westens mit, um sie zur regen Theilnahme aufzufodern; Alle standen am Ufer um ein herzliches Lebewohl zu sagen, in den Augen Vieler waren Thränen als ich das Boot bestieg. Noch kurz vorher hatten die chinesischen Kaufleute mir in einer Adresse gesagt daß sie bedauerten nicht wilde Enten zu sein, um mich auf der Reise begleiten zu können. Einige von ihnen besuchten mich noch am Bord des Dampfschiffs das von Hongkong nach Ceylon fährt und auf dem ich mich befand als ich China Lebewohl sagte, mit dem ernsten Wunsche sobald als möglich zurückzukehren." Die Bewohner Ceylons fand der Reisende auf sehr niedriger Stufe, wo man die bitterste Armuth zur Seite der reichsten Naturgaben erblicke. Die Eingeborenen hätten beinahe keinen Theil an den vielfältigen Anlegungen der Kaffeeplantagen genommen, welche neuerdings über die ganze Insel sich verbreiteten. In Aden wundert er sich wie der Mensch in diesen Oeden von Durst und Hitze geplagt wohnen möge, während im Indischen Archipelagus die herrlichsten, von üppigem Pflanzenwuchs strotzenden Inseln unbewohnt bleiben. Die große politische und commercielle Bedeutung der Südspitze Arabiens scheint er nicht vernommen oder vergessen zu haben. In Aegypten fühlte er Mitleiden mit den elenden Bewohnern, die nur aus Bettlern bestehen.

Alle die zahlreichen Missionsfreunde welche seinen Bestrebungen in Europa entgegentreten, welche sein ganzes Bekehrungswesen für eitle Gleißnerei erklären, werden als neidische, einsichtslose Leute geschildert, die fürchten durch die Ausbreitung der reingeistigen Missionen — man begreift nicht was dies im Sinne des pommerschen Evangelisten heißen soll —

und durch die Gründung neuer Gesellschaften werde den bereits bestehenden Vereinen das Einkommen entzogen. Und so wäre, wie uns Gützlaff erzählt, in England Alles aufgeboten worden um den chinesischen Stiftungen Hindernisse in den Weg zu legen. Doch hat sich ein kleines Häuflein zusammengefunden, welches mit Land und Leuten in reichlichem Maße gesegnet wurde. Diese wenigen Engländer erhielten die Kreise Schantong, Tschekiang und Fokien in einem Umfange von 157,734 englischen Quadratmeilen mit einer Einwohnerzahl von 69,992,958 Seelen, zwei und ein halb mal so viel als die ganze Bevölkerung Großbritanniens. Sie mögen neue Vereine gründen, Geld zusammenbringen und wieder Geld zusammenbringen, sie mögen Missionare hinsenden, die das Wort Gottes auf allen Straßen und Märkten predigen; aber im Innern des Reichs dürfen sich ja nach den bestehenden Verträgen keine Fremden aufhalten, und diese Fremden verstehen kein Chinesisch, weder das Hochchinesische noch die provinziellen Mundarten, oder sprechen es so schlecht daß sie von den heitern Söhnen der Han ausgelacht werden. Thut Nichts. Das Lamm Gottes wird schon durchhelfen.

Von England ging Gützlaff nach Holland, welches, weil man hier am weitesten in der Hydrostatik fortgeschritten sei, den Auftrag erhielt, zwei tüchtige Wasserbaukundige als Verkünder des Worts nach den Ufern des Hoangho zu senden, welche nebenbei den Ueberschwemmungen des gewaltigen Stroms Einhalt thun möchten. Die vielen, vielen Millionen, welche solche Wasserbauten erheischen, wird Gott schon herabsenden. Man sage, es ist nicht gegründet daß auf der Insel Formosa sich noch Nachkommen der holländischen Colonisten finden; daher wurde auch jene Insel als Wirkungskreis der Gesellschaft in Holland vorgeschlagen, die noch außerdem ihre Wirksamkeit bis nach Kambodia, Cochinchina, Tongking und das Land der Laos ausbreiten sollte.

Es war immer die ängstliche Sorge um die Einkünfte der Missionsgesellschaften, die man durch Erregung der geistlichen Interessen zu schmälern fürchtete, welche sich auf alle mögliche Weise, wie Gützlaff sagt, auch in Deutschland seinem Wirken entgegenstellte. Die Rheinländer erhielten Honan; die Frommen in Berlin wurden mit Shetschuan gebenedeit, mit Kansu und Schansi und überdies mit allen Ländern des Dalailama, die wahrscheinlich dem Pfarrer Krummacher persönlich übertragen wurden. Das Pommerland nahm Schansi weg, Danzig Kueitscheu, Ostpreußen Yunnan und Hamburg, wo man wenig freundlich entgegenkam, wurde Kiangsu angeboten. Die Sachsen erhielten Hupe und die Baiern Hunan; aber in Würtemberg, in dem frommen Schwabenlande wollte es nicht glücken. Barth, der alte Freund und Duzbruder, wird mit keiner Silbe erwähnt, und die kasseler Herausgeber fügen bei Gelegenheit des Kirchentags zu Stuttgart, wo sich Gützlaff einfand, dem Berichte eine inhaltsschwere Bemerkung hinzu, die wir wörtlich mittheilen. „Leider" sagen sie, „hat der Kirchentag zu Stuttgart eine böse Frucht getragen, die aber mit Gottes Hülfe unschädlich gemacht werden wird. Man war von gewisser Seite her ämsig bemüht, die schmachvollsten Verleumdungen nicht nur über das Werk, sondern auch über die Person unsers theuern Freundes unter den aus allen Theilen Deutschlands dort Versammelten auszubreiten. Welche Schmach für die deutsche Kirche, wenn sie sich dieser Lüge nicht zu erwehren vermöchte!"

Diese von so vielen Seiten gegen den bereits kränklichen Mann geschleuderten Anklagen haben sein Ende beschleunigt. Im November 1850 finden wir ihn auf der Rückkehr zu Korfu, woher der Reisebericht datirt ist. In Hongkong, wo er im Januar 1851 landete, entwickelt Gützlaff alsbald wieder die altgewohnte große Thätigkeit, aber bereits im Juni lassen alle Kräfte nach; er muß seine Lieblingsbeschäftigungen, die Berichte an seine Freunde unterbrechen und lebt mit allen Missionaren, die immer offener mit ihren Anklagen heraustreten, in ewigem Streit und Hader. Im August hat der Vielgewanderte die „letzte große Reise angetreten", er starb und mit ihm der vielgerühmte 1844 gestiftete Chinesische Verein, und wie es scheint selbst die kasseler Chinesische Stiftung. Eine Anzahl Chinesen wurden als unverbesserliche Opiumraucher aus der für sie so einträglichen Hansa gestoßen; einige andere erhalten noch eine kleine Pension von der Witwe, der dritten Frau Gützlaff's, welche er kurz vor seiner Abreise aus Europa heirathete. Der Chinesenfreund hat sein ganzes, wie es heißt, bedeutendes Vermögen der jungen Dame hinterlassen.

Die äußerliche Erscheinung des Mannes hatte, wie die vielen Landsleute welche ihn auf seiner flüchtigen Pilgerfahrt sahen und hörten zur Genüge wissen, wenig Imponirendes. Wäre der Junge in Stettin geblieben und hätte bei dem Gürtlermeister Gollnisch das Handwerk tüchtig erlernt, so würde Niemand vermuthet haben daß die Natur den pyritzer Schneiderssohn zu etwas Höherm als zur Gürtlerei bestimmt hatte, und die pommerschen Zöpfe wären wol niemals zur Bekehrung ihrer Brüder im östlichen Asien so zahlreich zusammengetreten. Es war eine große, mastige Figur mit dickem Kopfe und starkem Knochenbau. Unter der schmalen Stirn blickten hinter buschigen Brauen zwei matte, mittelgroße Augen verstohlen hervor, um die Gesinnung der Umgebung zu erforschen, und wie man sie wol für diesen oder jenen Plan gewinnen könnte. Die dicken, fleischigen, hochhinaufreichenden Backenknochen gaben dem ganzen Gesichte schon von Natur aus einen chinesischen Ausdruck, der durch den langen Aufenthalt unter den Landsleuten aus Fokien noch schärfer ausgeprägt wurde. Man hat nämlich häufig bemerkt daß Leute welche lange Zeit mit den Indianern Amerikas zusammenleben auch in der Gesichtsbildung ihnen ähnlich werden. Dieselbe Erfahrung macht man im Orient. Sir Henry Pottinger ging als junger Mensch nach Asien; er verlebte hier viele Jahre als Resident an den Höfen einheimischer Fürsten und ist auch der äußerlichen Erscheinung nach ein Orientale geworden.

Gützlaff hat vor der Rückkehr nach China seinen Bekannten in Europa verschiedene Handschriften hinterlassen um sie zum Drucke zu befördern, die theils erschienen sind, theils noch der Erscheinung entgegensehen. Zu den erstern gehört das „Leben des Taokuang", zu den letztern eine Grammatik der japanischen Sprache unter den Papieren der Asiatischen Gesellschaft zu London. Sir George Staunton, welchem die Handschrift über Taokuang zutheilwurde, begnügte sich damit sie dem londoner Buchhändler zu übersenden, welcher das „Geöffnete China" verlegte, und kümmerte sich weiter nicht um das Schicksal des Werks. Der vorsichtige Mann wollte keine weitere Verantwortung übernehmen. Ja man hat guten Grund die Angabe der englischen Herausgeber, Staunton hätte das Werk vor dem Druck durchgegangen, zu bezweifeln. In diesem Falle würde die Biographie nicht von so vielen Schreib- und Druckfehlern in den chinesischen Namen entstellt sein, welche von den deutschen Uebersetzern wiedergegeben sind. Würden die Herren Neumann's „Geschichte des englisch-chinesischen Kriegs" oder Gützlaff's „Geschichte des chinesischen Reichs", herausgegeben von Neumann, verglichen haben, so hätten sie leicht alle chinesischen Namen nach deutscher Orthographie umschreiben können. Es wäre zu wünschen daß die dort aufgestellte Norm allgemein befolgt würde, damit endlich die verwirrende mannichfache Schreibart beseitigt und eine Uebereinstimmung erzielt werden könnte.

Flüchtige Schriftsteller nehmen sich die Zeit nicht die Stoffe welche sie behandeln bis in ihre bewegenden Gründe zu verfolgen, und verfallen deshalb leicht in eine Menge Widersprüche. Hiervon zeugt schon die Einleitung zur Biographie. Im Beginne derselben ist Taokuang der unumschränkte Gebieter über 365 Millionen, und am Ende erfreut sich der gemeine chinesische Bauer einer größern Freiheit als sein allgewaltiger Herr zu Peking. Gützlaff weiß nämlich nicht, oder hat es in der Flüchtigkeit vergessen, daß auch die unumschränktesten Despoten allenthalben auf Erden eine gewisse Etiquette befolgen, daß sie mit allerlei Bändern und Stickereien, mit Pfauenfedern und

Roßschweifen, mit Schnallen und Grallen eine Anzahl Schranken um sich herumziehen müssen, damit ihre Beschränktheit und hinfällige Menschlichkeit nicht Jedem in die Augen springe, damit sie mit einem Schleier von Einsicht und höherer Weihe umhüllt bleiben, welcher, wollen die vergeblichen Himmelshöhen selbst keine Gefahr laufen, nicht launenhaft zerrissen werden kann. Willkür und Unumschränktheit herrschen in allen wichtigen Angelegenheiten des Volks und der Menschheit; nichtiges Formelwesen und Gebundenheit in allen kleinlichen, gleichgültigen Dingen.

Gützlaff ist niemals in Peking gewesen, ja er ist niemals in die innern Provinzen des Reichs vorgedrungen, Geschichtswerke über die Begebenheiten am Hofe der regierenden Dynastien und eine Presse im englischen Sinne des Worts sind aber in China nicht vorhanden. Man sieht nun leicht ein, auf welchem lockern Boden unsicherer Angaben und zweifelhafter Gerüchte, dem Munde bezahlter, lügenhafter Chinesen entnommen, die Denkwürdigkeiten des Hofs zu Peking gewachsen sein müssen. Der Chinesenfreund scheint nicht den mindesten Zweifel in seine Gewährsmänner zu setzen. Der umsichtigste Augenzeuge kann nicht mit größerer Bestimmtheit sprechen als der Schreiber zu Hongkong von den geheimsten Begebenheiten in den innern Gemächern des kaiserlichen Palastes während aller Zeiten Kiaking's und Taokuang's. Er scheint keine Ahnung davon zu haben daß von der ganzen Geschichte Chinas im höchsten Grade gilt was von der Geschichte aller Völker und Zeiten wenn auch in geringerm Grade gesagt werden kann. Die Hauptbegebenheiten mögen vollkommen begründet sein, die angegebenen bewegenden Ursachen sowie die kleinern Ereignisse sind aber jedenfalls ungewisser, sagenhafter Natur. So klingt es uns ganz märchenhaft, wenn man im Leben des verstorbenen Kaisers von einem beabsichtigten Zug des Himmelssohnes Kienlong gegen Indien liest, wovon ihn blos die Niederlagen in Birma abgehalten hätten; man traut seinen Augen kaum, wenn es heißt, die Gesellschaft des Fürsten Kiaking hätte blos aus Possenreißern und Schauspielern bestanden, wovon sich jeder rechtliche Mann von Charakter zurückgehalten hätte. Man denke sich nur die Chinesen, man denke sich die andern Knechte dieses oder jenes Gewalthabers in Asien und Europa, welche aus Rechtlichkeit und Charakterstärke den Umgang mit ihrem Herrn und Meister verschmähen würden. Die unwahrscheinlichste Erzählung der erfindungsreichen Scheherazade dünkt uns wahrscheinlicher als die Märe von den moralischen Chinesen, die es für Sünde halten mit den Schauspielern und Possenreißern der „Zehntausend Jahre" umzugehen! Aehnliche Verwunderlichkeiten liest man hier in Menge. Unter solcher liederlicher Gesellschaft sei der Prinz Miening, welcher seiner Regierung die Ehrenbenennung Taokuang, Vernunftlicht, ertheilte, aufgewachsen, und doch sei er nicht verdorben worden. Miening hätte sich vorzüglich kriegerischen Uebungen hingegeben; Reiten und Jagen wären seine Lieblingsbeschäftigungen gewesen.

Die Zeiten Kiaking's waren sehr unruhig, Miswachs und Ueberschwemmungen führten wiederholte Aufstände herbei, deren sich die chinesischen Patrioten zum Sturze der Fremdherrschaft, der Mandschu, zu bedienen suchten. Eine zahlreiche Bande erschien 1813 plötzlich vor den Thoren des Palastes, welche auffallenderweise nicht bewacht waren; sie drangen fast ohne Widerstand bis zum Harem vor, wo sie den Kaiser eingeschlossen hielten; nur einige Prinzen waren in der Nähe, welche muthig die Vertheidigung ihres Verwandten auf sich nahmen und die Meuterer solange zurückhielten bis die Garden herbeikommen und Kiaking befreien konnten. Miening zeichnete sich in diesem Gefechte besonders aus; er schoß wiederholt seine Flinte auf die an den Mauern heraufklimmenden Rebellen ab, tödtete zwei derselben und zeigte vor allen Andern große Entschlossenheit und Kaltblütigkeit. Dies verschaffte ihm beim Tode seines Vaters die Krone.

Gützlaff liebt es sich der allgemeinen Anschauungsweise, wenn sie auch auf einem ihm wohlbekannten Irrthume beruht, zu fügen. Man weiß daß wir in Europa die Ehrenbenennungen der Regierungsperioden der Himmelssöhne als Eigennamen der Fürsten gebrauchen. Dennoch heißt es in der Biographie: „Man wollte anfangs dem neuen Kaiser einen andern Namen geben; der Name Taokuang wurde aber endlich als der geeignetste befunden." Gützlaff spricht mehrmals von chinesischen B u c h s t a b e n, obgleich man weiß daß China keine Buchstabenschrift besitzt; er spricht von einem Scepter, obgleich ein Herrscherzeichen solcher Art in China nicht vorhanden ist. Kijing, dessen Portrait man vor dem ersten Bande der Beschreibung des Mittelreichs von W. Williams sehen kann, und Mutschangah wurden und blieben bis zu Ende die vertrautesten Rathgeber, die einflußreichsten Männer bei der neuen Regierung. Kijing, sagt Gützlaff, der häufig persönlich mit ihm verkehrt, kam reißend schnell durch die Prüfungen und blieb lange als Miening's Gesellschafter am Hofe, bevor noch die geringste Aussicht dazu vorhanden war daß dieser je zur kaiserlichen Würde gelangen werde; die Freunde schienen einer für den andern geschaffen zu sein. Kijing's erster Eintritt in das Staatsleben, nachdem er drei Sprachen meisterhaft erlernt hatte, war die Stelle eines Zolloberaufsehers zu Schanhai-Kuan. Einige Zeit nach der ThronGelangung seines Freundes kehrte er nach Peking zurück und erstieg dann nach und nach alle Stufen und Grade. Er ist einer von den wenigen Günstlingen die nie ihre Macht zum Verderben ihrer Feinde oder zu ihrer Bereicherung misbrauchten. Seines Vaters Familie war sehr reich, und der junge Emporstrebende gehörte zum ausgezeichnetsten und einflußreichsten Mandschuadel. Er war ein Mann des Friedens, der Rathgeber zu versöhnenden Maßregeln, der persönlich viel opferte, um eine Unterbrechung des guten Einverständnisses zwischen einflußreichen Parteien zu verhindern, und als solcher wurde er am ganzen Hofe verehrt. Hätte er nicht den Frieden mit England vermittelt, so wäre wahrscheinlich der Sturz der Mandschudynastie schon vor zehn Jahren erfolgt.

„Niemand glich aber", nach der Ansicht Gützlaff's, „seinem Herrn so sehr als Mutschangah; ein Mann von demselben phlegmatischen und unthätigen Temperamente, der auch ebenso unentschieden war, wenig sprach, weil er wenig Ideen hatte (!), und im Stande war sein Gemüth ganz nach dem des Kaisers zu formen. Der Letztere fand daher immer an seinem Diener ein Echo und brachte die meiste Zeit mit ihm zu. Mutschangah war nach seiner Art ein gelehrter Mann, dachte wie ein Mandschu — weshalb sollte er wol anders denken — und bemühte sich durch alle ihm zugebotestehenden Mittel nur für Einen zu leben dessen Schatten er war. Er war regelmäßig durch die Prüfungen hindurchgekommen und wie mancher Jüngling in jenem Zeitraume ohne Anstellung geblieben; dies verschaffte ihm eine Gelegenheit, die Freundschaft des Miening zu erhalten. Nachdem sie ein bis zwei mal zusammengekommen waren, wurden sie unzertrennlich. Von allen Staatsmännern seiner Zeit hielt er sich am längsten im Amte, ohne die gewöhnliche Veränderung die am chinesischen Hofe so allgemein ist, heute ein Großer des Staats und morgen ein bloßer Anhänger zu sein. Beständig wie sein Herr, müßte dieser sich erst getadelt haben, bevor er sein Facsimile, den Minister, hätte verdammen können." Diese Schilderung des Taokuang und seines ersten Dieners mag zu gleicher Zeit als Probe der formlosen unzusammenhängenden Schreibart des Deutschchinesen dienen.

Es ist bekannt daß Beide, Kijing und Mutschangah, nach der Thronbesteigung des jungen Himmelssohns, der seine Regierungszeit Hienfong (Glücksfülle) benannte, in Ungnade fielen und ihrer hohen Würden entsetzt wurden. Sie hätten das Vertrauen des verstorbenen Himmelssohns, der im Ahnentempel den Namen Liuentsong tsching Hoangti, d. h. der herrliche Altvater, der vollkommene Gebieter, führt (die Schreibart in den Uebersetzungen ist unrichtig), misbraucht und den Anmaßungen der Barbaren das Wort geredet.

Während der ersten Jahre der Regierung Taokuangs mußten alle Kräfte des Reichs aufgeboten werden um den Auf-

stand des Chodscha*) Dschehangir — in den vorliegenden Uebersetzungen Jehangir und Tihangir genannt — in der Kleinen Bucharei niederzuschlagen. Bei der Erzählung der hierauf bezüglichen, aus der chinesischen Geschichte des Sendboten und aus vielen andern Werken, wie Plath's „Geschichte der Mandschurei", bereits vollständig bekannten Begebenheiten finden sich in den Namen der Oertlichkeiten und Personen so viele Schreib- oder Druckfehler daß selbst der Kundige einige Mühe hat sich in diesem Irrgarten zurechtzufinden. Doch will man gern zugeben daß Gützlaff manche brauchbare Stoffe zusammengetragen hat, die von einem in der Geschichte des östlichen Asien bewanderten Manne gesichtet als gute Bausteine benutzt werden könnten. Das nachgelassene Werk des deutschen Sendboten, die Beschreibung des Mittelreichs von dem Amerikaner Wells Williams, das neue Buch von F. Davis, „China während und nach dem Kriege", und Neumann's „Geschichte des englisch-chinesischen Kriegs" enthalten ein reiches Material zu einer Darstellung des östlichen Asien während der 30 Jahre (1820—50) des vielbewegten, in der Geschichte des Weltverkehrs und der chinesisch-mongolischen Race epochemachenden Zeitraums Taokuang's. 69.

Zur Geschichte Tirols.

1. Der Mann von Rinn (Joseph Speckbacher) und Kriegsereignisse in Tirol 1809. Nach historischen Quellen bearbeitet von Johann Georg Mayr. Mit einem Titelkupfer und einer topographischen Karte. Innsbruck. 1851. Gr 8. 2 Thlr 4 Ngr.
2. Das Thal Passeier und seine Bewohner. Mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809. Von Beda Weber. Innsbruck, Wagner. 1852. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Ueber die allgemeine Bedeutung des Tirolerkriegs 1809 hier etwas zu bemerken wäre überflüssig; auch haben wir es hier nicht mit Werken zu thun, die eine umfassende Geschichte jenes Jahres bieten, sondern mit solchen welche die Ereignisse wiedergeben, wie sie sich um zwei der hervorragendsten Gestalten, hier um Hofer, dort um Speckbacher, gruppiren. Eine gewisse Partei hat schon längere Zeit ein Bestreben geäußert, den ganzen Krieg der Tiroler als einen „Bauernrummel" darzustellen, hervorgerufen durch den Glaubenshaß und fanatische Feindschaft gegen jede Neuerung; man nannte es spöttisch das Alttirolerthum, das man habe bewähren müssen, und dergleichen mehr. Dieses zu behaupten, dazu gehört nur eine ganz oberflächliche oder lieber gar keine Kenntniß des Landes und seiner Bewohner, und ein Standpunkt, von dem aus der darauf Stehende durch den Nebel des Dunstkreises einer flachen Aufklärung jedem Gegenstande der ihm ins Auge fällt bestimmte Gestalt anweisen und scharfe Grenzlinien ziehen will. Er täuscht sich und so ist es denn auch den obenerwähnten Beurtheilern ergangen. Es war freilich nicht die deutsche Einheitsidee des Jahres 1848 mit obligaten Barrikaden und dreifarbigen Fahnen und konnte es nicht sein, aber wie gestaltet sich die Ansicht der Sache, wenn man bedenkt daß es allerdings in der Absicht der Kriegführenden lag, von Tirol aus eine deutsche Schilderhebung durch das Vorangehen mit einem großen musterhaften Beispiele zu bewirken und derselben sowol Anstoß als Stütze durch die Erhebung der gesammten Alpenvölker von Tirol aus durch Kärnten bis in die Steiermark zu verleihen? Mayr macht in dieser Hinsicht gerade auf Hofer's Proclamation an die Kärntner (27. September 1809) aufmerksam; aber die Waffe durfte nicht siegen, ehe nicht die Diplomatie ihrem Träger die Hand geführt! Eine Stimme an Hofer, er möge seine Blicke auf die Schweiz richten, verklang unbeachtet an dem Ohre des Mannes dem Recht und Treue über Alles galt; es war der Landrichter Senn, der diese Ansicht in einem offenen Briefe an Hofer sehr nachdrucksvoll ausgesprochen. Doch wir wollen zunächst Mayr's Buch betrachten.

Joseph Speckbacher ist unstreitig die hervorragendste Gestalt des ganzen Kampfes und steht, was Thatkraft und Energie anbelangt, weit über Hofer. Er war die Seele der Unternehmungen, kurz der Mann der That. In seiner Jugend ein unbändiger Raufbold und mit allen Gefahren der mühevollen Gebirgsjagd wohlvertrauter Wildschütze wurde er durch die Liebe zu einem braven Mädchen im Dorfe Rinn auf dem Mittelgebirge, eine Meile von Innsbruck, von seiner unstäten Lebensweise abgebracht, worauf die Heirath mit demselben erfolgen durfte. Schon im ersten Treffen der Tiroler gegen Joubert bei Spieges (2. April 1797) zeichnete er sich als Scharfschütze aus; 1805 half er die Scharnitz gegen Ney vertheidigen. Als es aber im April 1809 losging, war er überall an der Spitze der Schützenmannschaft des am rechten Innufer gelegenen Mittelgebirgs. Nicht minder wirkte er mit zur zweiten Befreiung Tirols in den Treffen vom 25. und 29. Mai. Nun ging er an die Blockade der Festung Kufstein um die Mitte Juni, obgleich schon nach der ersten Einnahme Innsbrucks durch die Tiroler eine fruchtlose Belagerung versucht worden war, die bei der zweiten Invasion der Baiern wieder hatte aufgegeben werden müssen. Speckbacher ersann alles Mögliche, um seinen Zweck zu erreichen, und wagte sich einmal verkleidet und unter fremdem Namen sogar selbst in die Festung um die Verhältnisse auszukundschaften; es war ein Wunder daß er diese vermessene Waghalsigkeit nicht mit dem Leben büßen mußte. Commandant der Festung war der bairische Major Aigner. Infolge des Znaimer Waffenstillstands (11. Juli) wurde diese Belagerung nothwendig aufgegeben. Die Baiern rückten von neuem in das Land ein, aber auch dieses wurde zum dritten male frei durch die Iselschlacht am 13. August. Nun wirkte Speckbacher vorzüglich im Unterinnthal und im Salzburgischen, und der Kapuziner Haspinger hielt sogar Hallein besetzt. Plane zur Einnahme Salzburgs wurden entworfen, aber nicht ausgeführt. Welche Wendung die Sache nahm ist bekannt; Speckbacher mußte nach den letzten Kämpfen Anfang November flüchten und entkam unter tausend Mühsalen und Gefahren nach Wien. Der Idee, in Siebenbürgen sich anzusiedeln, entsagte er auf Bitten seines Weibes. Im Jahre 1814 kam er nach Tirol zurück und lebte in einem kleinen Amte und mit Majorspension zu Hall, wo er 1820 starb. Er ist, wie der Titel zeigt, der Held des Mayr'schen Buchs. Mayr stellt ihn überall in den Vordergrund; selbst Hofer muß dadurch in mächtigen Schatten treten. Und das allerdings mit Recht, was die entscheidende That der Kämpfe und persönliche Tapferkeit anbelangt. Daher das warme Colorit der Darstellung, mit den mannichfaltigsten Anekdoten ausgestattet. Von den meisten derselben pflegte man bisher als von artigen Prahlereien zu urtheilen, während sie doch nicht so fast den Reiz des Piquanten haben, sondern vielmehr als eine Reihe wesentlich charakteristischer Züge sich hinstellen. Mayr hat ihnen durch seine Erzählung auch die Wahrheit erhalten, indem er sie aus bairischen Quellen, aus den Tagebüchern damaliger Offiziere, aus Privatbriefen u. s. w. sammelte und wiedergab. Man hat ferner Speckbacher die Schuld an der Niederlage bei Melek (16. October) beigemessen; wie Mayr aber zeigt, war jene Stellung Speckbacher's, die er nothwendig nehmen mußte, durchaus nicht haltbar, und das beweist auch die Bestimmung Solcher die jene Gegend kennen. Uebrigens ist eine gewisse Aengstlichkeit des Verfassers, Niemanden zunahezutreten, nicht verkennen; man würde ihm aber eine festere Bestimmtheit seines subjectiven Urtheils weder in Baiern noch in Tirol übelgenommen haben, denn jene Zeit ist vorbei. Wrede war bei allen seinen sonstigen Vorzügen ein roher Mensch, und seine Rhetorik, wie ein tirolischer Gelehrter bemerkt hat, bietet Proben die unmittelbar einer Bierwachtstube zu entströmen

*) Chodscha heißt Herr und ist nebenbei ein Titel der Gebieter in Mittelasien. Gützlaff schreibt unrichtig Kaja oder Koja.

scheinen; die Notiz daß er nach dem Mittagessen beim Grafen Tannenberg in Schwatz und nachdem das werthvollste Tafelservice auf ein Schiff gebracht worden war, mit der höchsten Brutalität das Haus seines Gastfreundes anzünden ließ, findet sich in Mayr's Buche nicht. Doch entschuldigt den Verfasser im Falle daß er davon wußte seine amtliche Stellung in München, obwol er ein geborener Tiroler (von Brixlegg im Unterinnthal) ist. Einfachheit und Unbefangenheit kennzeichnen seinen Charakter, und so gibt er uns auch Kenntniß seiner Lebensverhältnisse und seiner Vorliebe für Tirol. Möge sein Buch ein Volksbuch werden, ein deutsches Volksbuch, Herz und Auge stärkend für die Zeit des Kampfes und der Noth!!

Das Werk von Beda Weber hat zwei Abtheilungen. Die erste behandelt das Volksleben der Passeierer im Allgemeinen und Besondern, die zweite den Krieg 1809 und das Verhalten Andreas Hofer's; jene gibt also gleichsam eine Erklärung und Motivirung Dessen was im zweiten Theile abgehandelt wird.

Um im Zusammenhange zu bleiben, soll der zweite Theil zuerst besprochen werden. Weniger die allgemeine Erzählung der Begebenheiten, die mit Treue und Consequenz gegeben ist, als die Beziehung Hofer's zu denselben ist es die dem Buche Interesse verleiht. Mancher Lichtstrahl fällt dabei auf Punkte wo vorher Unkenntniß und Ungewißheit vorgewaltet. Namentlich sind die Familienverhältnisse Hofer's wie sonst nirgend in einem allgemeinern Werke genau angegeben. Weber erzählt daß in der Nacht, wo Hofer geboren wurde (22. November 1767), ein Stern in der Form eines Jagdgewehrs gerade auf das Santwirthshaus herabstrahlte und Anlaß zu allerlei Schlüssen auf die Zukunft des Kindes gab; so macht auch hier wie bei allen berühmten Kriegshelden ein verjährter Aberglaube sein historisches Recht geltend. Die Vorgeschichte des Jahres 1809 in Passeier ist hier mit möglichster Genauigkeit ausgeführt. Die Frage, ob die Aufhebung der ständischen Verfassung das Hauptmotiv des Aufstandes gewesen, mag dahin beantwortet werden daß sie es nicht der Theorie, wol aber der Praxis nach war: zu hohe Besteuerung, das Beamtenunwesen, brutaler Hochmuth gegen den Klerus u. s. w. war es, was das Volk zur Einsicht brachte daß es mit der alten Verfassung die letzte Stütze seiner materiellen Interessen verloren habe, und so kam es den Wünschen der Geistlichkeit und theilweise des Adels um so williger entgegen. Und in dieser Schicht der höher gebildeten Volksclasse war es Ehrensache, Nothwendigkeit und Pflicht, einen historischen Besitz, welcher die Garantie materieller Vortheile gewährte, namentlich die Landtage zu vertheidigen. Aehnlich sind die gegenwärtigen Zustände Tirols, dessen landständische uralte Verfassung ernstlich bedroht ist. Dem Volke ist die Theorie gleichgültig und „grau", wenn es nur einen „grünen goldenen Baum des Lebens" erwarten darf! Auch in Passeier kam es im Sommer 1808 zu ernsten Streitigkeiten zwischen Regierung und Klerus; Hofer ging dabei den Weg der Mitte, ohne die Sache seiner Landsleute im Stiche zu lassen. Vor 1805 war er ohne politische Bedeutung, erst da wurde er mit dem Erzherzog Johann bekannt. Was daraus folgte weiß Jedermann.

Hofer ist geschildert treu und wahr wie nirgend; denn er war weder der bornirte und eigensinnige Held des Immermann'schen Trauerspiels noch der bis zur Erbärmlichkeit schwachköpfige Auerbach's. Mögen Nichttiroler Aehnliches künftig unterlassen, Tirol wird ihnen dafür nicht undankbar sein. Speckbacher wird in Weber's Buche sehr kurz abgefertigt, dagegen Straub, der haller Kronenwirth, in den Vordergrund geschoben. Wir wollen darüber mit dem Verfasser nicht rechten, sondern ihm danken daß er die Ehre eines Mannes gerettet der sein ganzes Leben lang kein Wort zu seiner Vertheidigung vorbringen durfte. Dieser ist nämlich der Priester Donay, der angebliche Verräther Hofer's. Er hatte sein schwankendes und dadurch den Anschein der Zweideutigkeit gewinnendes Benehmen allzu theuer büßen müssen. Hormyar ist im Allgemeinen gut weggekommen, obwol er im Volke nur eine vorübergehende Popularität zu gewinnen wußte. Komisch genug heißt es von ihm in einem Sandwirthslied 1809 (I, 309):

Zum Vivat soll leben
Heer Hofcommissär
Hormairer, der schon
Nach Tirol kommet her.

Mit christlichem Eifer
Zeigt er Heldenmuth,
Es dürstet ihn gar sehr
Nach feindlichem Blut.

Wie Lätitia, die Mutter Napoleon's, den Fall ihres großen Sohns und ihrer mit Kronen reich gezierten Kinder erlebte, so sah auch Hofer's Gattin Anna alle ihre Töchter (sie hatte deren vier und nur einen einzigen Sohn) vor sich hinsterben. Ein tief-innerlicher, oft in Heftigkeit übergehender Schmerz äußerte sich bei ihr im ganzen spätern Leben, bis sie 1836 starb. Die Erhebung in den Adelstand hatte wol bei ihren Töchtern Manches, Nichts aber an ihrem eigenen Charakter geändert.

Der erste Theil enthält wie gesagt eine Schilderung des passeierer Volkslebens; die anziehendsten Capitel dürften wol jene zwei sein, wo speciell das Volksleben behandelt und die Erzählung der Sagen und Märchen geboten wird. Weber, der das Thal durch vieljährigen Aufenthalt dortselbst und anderweitige häufige Besuche kennt, hat seinen Stoff erschöpft, und die Sagen sind eine anziehende Leeture, wenn sie auch den wissenschaftlichen Anfoderungen nicht immer ganz genügen dürften. Tiefe Blicke lassen sich besonders in das psychische Leben des Volks werfen, das mit dem uralten Sagen- und Märchenglauben auf das engste verknüpft ist. Ein Capitel enthält Lebensbeschreibungen berühmter Passeierer, zu denen auch der ehemolige bonner Professor Ennemoser gehört. Die übrigen Celebritäten Passeiers haben ein allgemeineres Interesse nicht zu beanspruchen, obschon deshalb ihre Lebensskizzen nicht uninteressant sind. Die Topographie ist genau und deutlich, nur wird uns der Verfasser hier und da etwas zu überschwänglich. Aus der Geschichte, der das erste Capitel gewidmet ist, entnehmen wir daß die Passeierer von jeher zu den tirolischen Landesfürsten in engern Verhältnissen standen als die übrigen Tiroler; denn die Grafen von Tirol betrachteten das Thal als unmittelbar zu ihrem Hofstaat gehöriges Gebiet. Die Passeierer verrichteten manche Hofdienste, sie versahen z. B. die Ehrenwache u. a. In Beziehung auf die liebebedürftige Margarethe Maultasch hat Hormayr etwas ärgerliche Andeutungen gemacht; doch weil die Passeierer ihre Vorrechte schon längst unter Meinhard von Görz (Großvater Margarethens) ausgeübt hätten, sagt Weber, so fielen Hormayr's Verdächtigungen von selbst über den Haufen. Jedenfalls läßt sich aus dieser bevorrechtigten Stellung der Passeierer am Hofe ihrer Landesfürsten der tiefe Charakterzug des strengen Conservatismus erklären, der dem Thal Passeier die Stellung als des Herzens von Tirol angewiesen hat. Die aufgenommenen Volkslieder sind Das was man eben interessant nennt und für die allgemeine Volkspoesie ohne speciellen Belang. Dasjenige in welchem sich der Tirolercharakter am besten und schärfsten ausspricht ist S. 291 „Der Wildschütz". Forschungen über die Etymologie der Orts- und Flurnamen sind für den Philologen.

Im Allgemeinen ist dieses und Mayr's Buch das wichtigste was in neuester Zeit über Tirol und sein Volksthum geschrieben worden ist. Ich kann nicht umhin, hier noch auf ein drittes aufmerksamzumachen, nämlich: „Die Mannharter", von A. Flir, Prof. zu Innsbruck. Auch diese classische Monographie über eine religiöse Sekte Tirols in diesem Jahrhundert, die ihre Wurzeln in einer Begebenheit des Jahres 1809 hat, verdient gekannt und gelesen zu werden. Mögen Tirol und die erwähnten Werke, die so wichtige Aufschlüsse darüber verschaf-

fen, im deutschen Vaterlande Freunde und Aufmerksamkeit finden! 83.

Die neu aufgefundene Correspondenz der Frau von Longueville.

Es gibt in dem ziemlich bekannten Leben der Frau von Longueville drei Abschnitte welche sich scharf voneinander sondern.

Geboren im Jahre 1619 im Thurme zu Vincennes während der Gefangenschaft ihres Vaters, Heinrich's von Bourbon, Prinzen von Condé, von der durch ihre Schönheit berühmten Charlotte Margarethe von Montmorency, wuchs das junge Mädchen im Hôtel Rambouillet in Frömmigkeit und Romanlecture auf und heirathete mit 23 Jahren Hrn. von Longueville, der, 47 Jahre alt, der Tochter eines Prinzen von Condé keineswegs ebenbürtig war und noch überdies am Triumphwagen der Herzogin von Montbazon zog. Von dieser Nebenbuhlerin beleidigt, von ihrem Gemahl schlecht vertreten, unterlag sie der Ansteckungsluft die sie einathmete und ließ sich von dem chevaleresken Aussehen des Prinzen Marcillac, spätern Herzogs de la Rochefoucauld, unterjochen. Diese Verbindung entschied über ihr Leben und endet den ersten Abschnitt desselben im Jahre 1648. Die zweite Periode von 1648—54 wird von der Fronde, deren Wechselfällen und Kämpfen, deren Gefahren und Ruhm und nebenbei von der Liebe ausgefüllt. Von 1654 ab bis zu ihrem Tode 1679 ist das Leben der Frau von Longueville Nichts als eine lange und strenge Reue.

Die Sühnung ihrer frühern Fehler ist durch die Veröffentlichung der Correspondenz, welche Frau von Longueville die letzten 25 Jahre ihres Lebens mit ihren Freundinnen, den Karmeliterinnen in Paris, unterhielt und welche von Victor Cousin vor einigen Jahren besorgt wurde, bekannt. Aus der ersten Periode, die der Rochefoucauld's und der Fronde vorherging, besitzen wir keinen irgendwie interessanten Brief; dagegen hat Victor Cousin über die mittlere Periode neue erfolgreiche Nachforschungen angestellt. Die beiden Hauptquellen aus welchen er geschöpft hat sind die Manuscripte Conrart's, die in der Bibliothek des Arsenal deponirt sind und aus denen Hr. von Montmerqué schon manches werthvolle Stück entnommen hat, sowie die Papiere Lenet's, des Hauptagenten des Prinzen Condé, dessen in der großen Bibliothèque nationale zu Paris aufbewahrte Correspondenz mehr als 30 Foliobände enthält. Namentlich finden sich in derselben eine große Anzahl autographer Briefe von den großen Theilnehmern an der Fronde, die bisjetzt noch unbenutzt geblieben sind.

In der „Revue des deux mondes" hat Cousin vor einiger Zeit diese neuentdeckte Correspondenz der Frau von Longueville herausgegeben und wir entnehmen seinen Mittheilungen nachstehend die folgenden Notizen über diese merkwürdige Frau und deren Briefe. Diese letztern haben keineswegs einen literarischen oder großen historischen Werth, trotz der vielen schönen Züge die man darin findet, aber sie dienen doch dazu in einen so seltenen Geist wie den der Frau von Longueville ganz einzudringen und der Neugierde unserer Zeit eine neue Seite aus der Geschichte berühmter Frauen des 17. Jahrhunderts darzubieten.

Anne Geneviève de Bourbon war wie gesagt die Tochter der Prinzessin von Condé, welche Heinrich IV. den Kopf verdreht hatte, sodaß er sie ihrem eifersüchtigen Gemahle, auf die Gefahr hin Europa in Flammen zu setzen, entreißen wollte, wie ein Gerücht sagte. Die Tochter war so schön wie die Mutter. Diese Schönheit war eine andere als die zur Zeit der Schlacht von Roßbach. Es war die Schönheit wie sie nur großen Jahrhunderten eigenthümlich ist. Die Helden von Rocroy und Lens, die Zeitgenossen Richelieu's, Descartes' und Corneille's, die energischen und etwas derben Männer, welche Ludwig XIV. vorhergingen, hätten ihr Knie nicht vor den Heldinnen Crébillon's zu beugen versucht. Denn der Grund der wahren Schönheit wie der wahren Tugend und des wahren Genies ist die Kraft. Verbreitet man über diese Kraft einen Himmelsstrahl, Eleganz, Grazie, Zartheit, so wird sie Schönheit. Ihr Typus ist die Venus von Milo oder noch besser die Psyche oder Venus von Neapel. Die Frauen Tizian's, ja die Jungfrauen Leonardo's und Rafael's haben Gesichter von unendlicher Zartheit, aber der Leib ist mächtig und kraftvoll.

Aus Florenz kamen die Künstler und die Fürstinnen welche die wahre Schönheit mitbrachten nach Frankreich. Und fast bis an das Ende des 17. Jahrhunderts dauerte diese Schönheit fort. Die schönen Frauen begannen mit Charlotte von Montmorency und endeten mit Frau von Montespan. Zwischen Beiden liegen die Connétable von Luynes, die Herzogin von Chevreuse, Frau von Montbazon, Frau von Guémenée, Frau von Chatillon, die Palatine und so viele Andere.

Frau von Longueville nahm unter ihnen einen glänzenden Platz ein. Der Embonpoint und seine Vortheile fehlten ihr nicht. Ihre Augen waren von dem zartesten Blau. Ihre Haare, aschblond und von der größten Feinheit, flossen in reichen Locken herab, umsäumten das zierliche Oval ihres Gesichts und bedeckten die bewunderungswürdigen, nach damaliger Mode zu sehr bekleideten Schultern. Hierzu kam eine matte und gedämpfte Weiße und Zartheit, welche die Zeitgenossen den Perlenteint nannten. Ihre Sprache war sehr weich. Ihre Bewegungen bildeten mit dem Gesichtsausdrucke und ihrer Stimme die vollständigste Harmonie. Ihr Hauptreiz aber bestand in einem aristokratischen Sichgehenlassen, welches unvergleichlich war, wenn auch die Einen es für Hochmuth und die Andern für Trägheit erklärten.

Es ist dies kein Phantasiegemälde, sondern ihre Zeitgenossen entwerfen uns dasselbe. Rochefoucauld, der Cardinal Retz, Frau von Motteville, Fräulein von Vandy, Scudéry, Chapelain, Alle stimmen in ihrer Beschreibung überein.

Ludwig Philipp hatte den glücklichen Gedanken in Versailles alle Portraits berühmter Persönlichkeiten Frankreichs zu sammeln. Man findet darunter auch Frau von Longueville zwischen ihren Aeltern. Leider ist es nur eine Copie von einem durch Ducaver, einen unbekannten Maler, im Jahre 1634 gemalten Portrait. Fräulein von Bourbon war damals erst 15 Jahre alt, aber man findet in dem Gemälde alle Züge ihrer werdenden Schönheit.

Auf einem andern ist sie 27 Jahr alt; dasselbe rührt aus dem Jahre 1646 her und ist während der Gesandtschaft in Münster von Anselm van Hull gemalt. Die junge Frau ist in ihrer vollen entwickelten Schönheit; sie trägt auch das Perlenhalsband welches sie nie verließ. Ein Kupferstich davon befindet sich in der Sammlung der Bilder welche Hull in Rotterdam 1697 von sämmtlichen Friedensunterhändlern zu Osnabrück und Münster gefertigt hatte.

Das Bild welches sich vor dem ersten Bande des „Grand Cyrus" von Chapelain befindet, datirt aus dem Jahre 1649, wo Frau von Longueville 30 Jahr alt war. Dieser Stich ist von Regnesson, Schwager Nanteuil's, nach Chauveau. Außerdem gibt es noch andere, wenig untereinander verschiedene Stiche von Moncornet. Endlich enthält das versailler Museum noch ein Portrait der Frau von Longueville von der Hand Mignard's. Sie ist hier in derselben Schönheit und Fülle dargestellt, wie sie oben geschildert wurde. Sie sitzt mit einem Blumenbouquet in der Hand in einem reichen Hofcostume und mit dem Perlenhalsband geschmückt in einem Alter von nahe an 40 Jahr (1660) da.

Frau von Longueville erhielt die Huldigungen der feinsten Kenner. Retz spricht sich insbesondere über die Langsamkeit ihrer Manieren aus; Frau von Motteville nennt sie sogar träge. Sie hat jedoch Unrecht wenn sie von ihrer Gelehrsamkeit spricht; denn Frau von Longueville war nicht nur nicht gelehrt, sondern hatte von ihrer Mutter auch nur die gewöhnliche Mädchenerziehung erhalten. Indessen hatten allerdings glückliche Anlage und der Umgang mit auserlesener Gesellschaft

ihren Geist gebildet. Ein gewisser Bridard widmete ihr schon in ihrem zwölften Jahre eine tragicomédie pastorale „Uranie", und rühmt in der Vorrede ihren Geist.

Der Reiz ihrer Unterhaltung muß etwas sehr Außerordentliches gewesen sein, denn er überdauerte ihre Jugend und ihr weltliches Leben. Der jansenistische Schriftsteller Villefore, dem wir einen „Caractère" der Frau von Longueville verdanken, vergleicht sie in dieser Beziehung mit einem der geistreichsten und berühmtesten Plauderer des 17. Jahrhunderts, mit Hrn. von Tréville.

Indeß sind Sprechen und Schreiben zwei wesentlich verschiedene Dinge, und bei dem Mangel von Studium trat dies an Frau von Longueville sehr hervor sobald sie die Feder ergriff. Seine Gedanken und Gefühle in einer natürlichen Ordnung und in ihren richtigen Nuancen auszudrücken ist keine Kleinigkeit. Frau von Longueville kannte mit einem Worte die schwierige Kunst zu schreiben ebenso wenig wie die ausgezeichneten Frauen ihrer Zeit. Die so bewunderte Angelika Arnaud und Jacqueline Pascal haben trotz ihrer reichen Begabung nur unvollkommene Werke hinterlassen. Die geschichtlichen Zeugnisse Retz', Bossuet's und Anderer stimmen darin überein daß die Palatine ein ungewöhnlicher Geist war; liest man jedoch ihre Briefe, so findet man ebenso viel Incorrectheiten im Stil wie in der Orthographie.

Unter den Frauen welche gut schreiben pflegt man immer Frau von Sévigné und Frau von Lafayette zu nennen, welche niemals schlecht schrieben. Allein dabei ist zu bedenken daß beide Damen um mehre Jahre jünger sind und die Vortheile des damals so reißend schnellen Fortschritts der Sprache und des Geschmacks für sich hatten; sie wurden außerdem sorgfältig erzogen und wußten daß Das was sie schrieben bald veröffentlicht werden würde.

Frau von Longueville war durch und durch Weib. Man kann sie deshalb nicht anklagen. In einer Welt wo die Galanterie an der Tagesordnung war, folgte das junge, reizende Geschöpf, das einen schon alten und anderswo gefesselten Mann zum Gemahl hatte, dem allgemeinen Beispiele. Von Natur liebenswürdig, setzte sie ihr Glück darein geliebt zu werden. Schwester des großen Condé war sie nicht unempfindlich gegen den Gedanken, eines Tags eine Rolle zu spielen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Allein weit entfernt zu herrschen, war sie auch hier ganz Weib und ließ sich von Dem beherrschen den sie liebte. Sie hörte nur auf ihr Herz, nicht auf ihren Vortheil, dies geben sogar ihre Feinde zu.

Frau von Longueville konnte von der Ergebenheit Coligny's, der um sie an Frau von Montbazon zu rächen sein Blut hingab, gerührt werden; sie lieh den Galanterien des tapfern und geistreichen Miossens, später Marschall d'Albret, ein zerstreutes Ohr; später compromittirte sie sich ein wenig mit dem Herzog von Nemours, allein sie liebte niemals eine andere Person als Rochefoucauld. Sie opferte ihm Alles, ihre Pflichten, ihre Interessen, ihre Ruhe und ihren Ruf. Rochefoucauld warf sie in die Fronde, und sie war in seinen Händen Nichts als ein heldenmüthiges Werkzeug. Und wie es in der Regel zu geschehen pflegt, der Mann dem sie sich ganz hingab war ihrer nicht ganz würdig. Er hatte viel Verstand, aber war durch und durch Egoist, kleinlich-ehrgeizig, berechnend, der unritterlichste Mann seiner Zeit, obwol er strebte das Gegentheil von alle Dem zu scheinen. Als er daher bemerkt hatte daß Frau von Longueville einen Augenblick gewankt und sich dem Herzog von Nemours etwas zu sehr genähert hatte, so wandte er sich gegen sie und verfolgte sie mit der erbärmlichsten Rache, schwärzte sie bei ihrem Bruder an, deckte ihre Schwächen, denen er sein Glück verdankte, auf und ließ, als sie nur noch mit der Aussühnung ihrer Fehler beschäftigt war, im Auslande anonyme Memoiren drucken, in denen er sie erniedrigte, sodaß Frau von Longueville, als sie in die wenigen Salons trat welche sie noch besuchte, die Geschichte ihrer Liebschaften und Fehler von der Hand Desjenigen gezeichnet fand der bei ihrer Vertheidigung hätte sterben sollen.

Man darf Frau von Longueville nicht für eine Politikerin halten wie die Palatine. Ihre planlosen Schritte kommen alle auf Rechnung des unruhigen und unbeständigen Geistes Dessen den sie liebte. Rochefoucauld war der Intriguant, der von Partei zu Partei ging, einzig mit seinem Vortheile beschäftigt, und der kein anderes Verdienst besaß als einen erfinderischen Geist und eine glänzende Tapferkeit ohne militairisches Talent. Rochefoucauld erzählt selbst in dem neuen von Renouard 1817 herausgegebenen Theile seiner Memoiren, wie seine Verbindung mit Frau von Longueville zustandekam. Er wollte sich an der Königin und an Mazarin rächen und brauchte dazu den Prinzen Condé; um an diesen zu kommen nahm er die Schwester. Die zärtliche Liebe ihres Bruders zu Frau von Longueville, ihre enge Verbindung mit ihrer Familie machte sie geeignet ihn selbst an die Condé'sche Familie zu fesseln. Die Herzogin von Nemours, ihre Feindin und Schwägerin (sie war eine Tochter des Hrn. von Longueville), erzählt dies selbst in ihren Memoiren und wie man sich gewundert daß Frau von Longueville eine der Ersten war die sich in die Fronde geworfen, da sie doch so wenig Politikerin gewesen. Sie klagt Rochefoucauld an allein die Ursache davon gewesen zu sein. Retz und eine der unparteiischsten Zeuginnen der damaligen Zeit, Frau von Motteville, stimmen ihr bei daß Rochefoucauld nur sein eigenes Interesse und Frau von Longueville nur das Interesse Rochefoucauld's suchte. Es ist in der That erstaunlich was Frau von Longueville wagte um ihm zu dienen. Sie verfolgte das Ziel was er ihr vorschrieb mit einer unermüdlichen Festigkeit durch alle Intriguen.

Lange Zeit war sie ihm ganz ergeben; auf der Reise nach Guyenne, wo sie dem Herzoge von Nemours begegnete, der damals von Frau von Chatillon sehr eingenommen war, mochte die Lust zu gefallen, der Wunsch die Macht ihrer Reize zu zeigen, eine Nebenbuhlerin etwas zu ärgern, die Langeweile und die Ungezwungenheit einer Reise sie leichter angreifbar machen als sie sich sonst dem jungen und schönen Ritter gezeigt hätte. Allein kaum nach Paris zurückgekehrt, vergaß Nemours sie, beugte sich wieder vor Frau von Chatillon, und Rochefoucauld seinerseits, dem dieser Zwischenfall gar nicht unerwünscht gewesen sein soll, brach für immer mit ihr. So sehr er aber auch hier im Rechte war, so durfte er doch nie ein so undankbarer Feind werden und Frau von Longueville auf so unwürdige Weise verfolgen als er that.

Dies war der einzige Fehler den Frau von Longueville beging; ihr ganzes übriges Benehmen in der Fronde wird durch den oben angegebenen Gesichtspunkt erklärt. Niemand in der Fronde benahm sich übrigens ernsthaft, wie denn die Fronde selbst keine ernstliche Bedeutung hatte. Sie bestand aus einer Reihe von Intriguen, die ihren Grund in dem Egoismus, der Eitelkeit, dem Vergnügen und der Galanterie der Theilnehmer hatten. Der Prinz von Condé allein verachtete alle Parteien und wollte eine Macht erringen die mit der königlichen unvereinbar war. Er bediente sich namentlich der Parlamentsräthe nur ungern, denn wenn das Volk gegen den König aufgehetzt war, Emeuten machte und es sich nun um wirkliche Reformen und die Zusammenberufung der Generalstaaten handelte, so wich das Parlament zurück ebenso wie seine Gegner. Die Fronde hat für Frankreich nur einen großen Nutzen gehabt, die Vollendung des Werks Ludwig's XI., Heinrich's IV. und Richelieu's, die Befestigung der königlichen Macht; sonst war sie nur ein Zeitvertreib für die Edelleute und die schönen Damen.

Es lassen sich in diesem glänzenden Turniere drei Epochen unterscheiden. Die erste umfaßt den sogenannten pariser Krieg von 1649. Frau von Longueville ist die Heldin dieser ersten Scenen, sie begibt sich in das Stadthaus, macht einen Waffenplatz gegen den Hof daraus, quartiert sich ein und gebiert einen Sohn, Karl von Paris. Die zweite ist die Gefangenneh-

mung der Prinzen Condé, die Flucht der Frau von Longueville und ihr Widerstand in Stenai, wo sie sich mit Turenne einschließt. Endlich folgt die Befreiung der Prinzen, der ein ziemlich ansehnlicher Krieg folgt und worin der Kampf der Rue St.-Antoine und die Belagerung welche Frau von Longueville in Bordeaux aushält vorkommt. In diese beiden letzten Theile der Fronde fallen die von Victor Cousin neugesammelten Briefe der Frau von Longueville.

Als sie in Paris die Gefangennehmung ihrer beiden Brüder und ihres Gemahls erfuhr, entfloh sie in der Kutsche der Prinzessin Palatine und ging in die Normandie in das Gouvernement ihres Mannes, um die ganze Provinz zu insurgiren. Dies mislang. Kaum konnte sie mit wenigen Edelleuten durch ein unbewachtes Thor von Dieppe entfliehen. Sie ging zwei Lieues zu Fuß um einen kleinen Hafen zu erreichen, wo sie nur zwei Fischerboote fand. Sie stieg gegen den Rath der Matrosen ein, fiel ins Meer, wäre beinahe ertrunken, nahm gerettet Pferde, setzte sich mit ihren Frauen hinten auf und reiste auf diese Weise die ganze Nacht und 14 weitere Tage fort, bis sie sich in Havre in einem englischen Fahrzeug einschiffen konnte, das sie nach Rotterdam brachte. Sie ging durch Flandern nach Stenai zu Turenne und hielt sich mit diesem bis zur Befreiung der Prinzen.

Sie war die Seele der Partei, Turenne der Arm. Von den Wällen von Stenai hielt sie ganz Frankreich in Athem, correspondirte, ermuthigte ihre Freunde und Anhänger und zeigte eine unerschütterliche Standhaftigkeit.

Während dem starb 1650 ihre Tochter von vier Jahren und bald folgte auch ihre Mutter nach, welche der Gram um Frau von Longueville niedergedrückt hatte. Getroffen von diesem doppelten Schlage, suchte sie bei den Karmeliterinnen Trost; ihr Brief den sie über den Tod ihrer Mutter an die Mutter Priorin nach Paris schrieb, zeigt den tiefen Schmerz den sie empfand.

Sie vergaß dabei jedoch nicht ihre Aufgabe und bewies den Muth, die Festigkeit und Unerschütterlichkeit eines Parteihaupts. Ihre Briefe an Lenet, den Hauptagenten ihres Bruders, welche Cousin uns mittheilt, zeugen von ihrer unermüdlichen Thätigkeit.

Als der Prinz von Condé sich mit dem Hofe auf eine zeitlang versöhnt hatte und freigelassen worden war, stürzte er sich von neuem in den Bürgerkrieg und machte Bordeaux zum Hauptplatze der Insurrection. Er berief seinen Bruder und Frau von Longueville auch dahin, und auf dieser Reise nach Guyenne war es wo der Herzog von Nemours sie begleitete. Die Armee der Fronde, von ungeschickten Generalen geleitet, lief damals Gefahr von den Königlichen unter Hocquincourt und Turenne geschlagen zu werden. Condé eilte daher heimlich durch Frankreich zu den Truppen und stellte das Gleichgewicht wieder her. In Bordeaux ließ er den Prinzen Conti und Frau von Longueville mit seinen zwei Vertrauten, Marsin für den Krieg und Lenet für das Innere und die Diplomatie. Conti war nur des Aussehens wegen da; Frau von Longueville war mit den beiden Räthen die Seele des Ganzen, ohne dabei die Damen und die schönen Künste zu vergessen, wie ihre Briefe es zeigen. Sie unterhielt eine Correspondenz mit Fräulein von Rambouillet, der berühmten Julie d'Angennes, mit Chapelain und Scudéry.

Frau von Longueville verfehlte auch die Gelegenheit nicht, die Intriguanten jener Zeit sich zu verbinden. Sie schrieb an jenen Bouthillier, Grafen von Chavigny, der, um sich im Ministerium zu erhalten, nacheinander alle Parteien verrathen, für den Prinzen Condé aber noch eine gewisse Zuneigung bewahrt hatte.

Unter den ehrenwerthesten und kräftigsten Anhängern Condé's befand sich Ludwig von Rochechouard, Graf von Maure, in Bordeaux, ein Sonderling, aber ein tapferer und fähiger Mann. Frau von Longueville schrieb an seine Gemahlin, die in Paris geblieben war und dort viele Verbindungen hatte. Sie lud sie ein nach Bordeaux zu kommen und sandte ihr ihr Portrait, wie man aus einem kleinen Billet der Gräfin Maure ersieht. Dieselbe ist sehr dankbar für diese Aufmerksamkeit und erbietet sich, da sie nicht nach Bordeaux kommen kann, ihr in Paris dienen zu wollen.

Eine Anzahl Briefe an Lenet über den Gang der Geschäfte geben Aufschluß über die Thätigkeit und die Lebensweise der Frau von Longueville; andere zeigen ihre Heiterkeit, ihre Zutraulichkeit und Kühnheit. Trotz der Ausgelassenheit die sich in manchen derselben kundgibt, ward Frau von Longueville doch von Sorgen bestürmt. Die Feinde der Fronde mehrten und stärkten sich in Bordeaux. Sie mußte um sie zu unterdrücken dem niedern Volke schmeicheln, welches nicht leicht zu leiten war. Spaltung trat im Innern der Partei selbst ein. Man schlug Placate voll Beleidigungen gegen ihre Person an, und ihre Sorge war daß diese nach Paris kommen möchten. In den Papieren Lenet's findet sich ein solches.

Man könnte sich wundern daß Frau von Longueville über dergleichen Beleidigungen sich so erzürnte, da sie doch früher in Paris noch viel ärgere Pamphlete hatte ertragen müssen. Der Grund davon liegt jedoch darin daß sie damals liebte und geliebt wurde. Rochefoucauld hatte sie jetzt verlassen und der Herzog von Nemours schien nur mit ihr gespielt zu haben. Es bemächtigte sich ihrer allmälig eine Abneigung gegen alle Geschäfte. Seit dem Jahre 1653 zeigen ihre Briefe wie überdrüssig sie des Kriegs war. Sie wußte daß ihr Bruder, der Prinz Conti, mit dem Hofe unterhandelte. Lenet rieth ihr ein Gleiches zu thun. Die Fronde hatte ihr Ende erreicht, Alles wandte sich dem königlichen Ansehen zu. Frau von Longueville ließ ihre Freunde Lenet, Frau de Sablé und die Palatine für sich arbeiten. Sie war abgespannt und sehnte sich nach Ruhe. Alle ihre Briefe zeugen dafür. Zu Ende des Jahres 1653 verließ sie Bordeaux und zog sich auf ein Landgut ihres Gemahls in Anjou zurück, wo sie den Abbé Testu, jenen galanten Weltpriester, fand. Gleichwol war ihr Stolz keineswegs gebrochen. Sie wollte keine Amnestie, sondern die Ungnade ihres Bruders theilen und wies eine Heirath ihres andern Bruders, des Prinzen Conti, mit einer Nichte Mazarin's zurück.

Man konnte Frau von Longueville nicht sobald nach Paris zurücklassen, obwol sie in dem Kloster der Karmeliterinnen in der Rue St.-Jacques einen Zufluchtsort zu finden wünschte; sie ging daher nach Moulins zu ihrer Tante, der Gemahlin jenes Herzogs von Montmorency, den Richelieu in Toulouse hatte köpfen lassen. Seine Witwe hatte sich in ein Kloster in Moulins zurückgezogen. Frau von Longueville unterhielt von da aus ihre weltliche Correspondenz und suchte namentlich die ihr gefährlichen Einflüsse der Frau von Chatillon, der Geliebten des Prinzen Condé, und Rochefoucauld's bei ihrem Bruder zu beseitigen.

Sie blieb zehn Monate in Moulins. Dieser heilige Aufenthalt, das Leben daselbst, das Beispiel und die Unterhaltung ihrer Tante, die Briefe ihrer Freundinnen, der Karmeliterinnen zu Paris, und auch die übeln Nachrichten, die ihr von allen Seiten zukamen, machten einen tiefen Eindruck auf sie, so daß von dieser Zeit an sie beschloß ihrem frühern Leben zu entsagen.

Frau von Longueville war damals 35 Jahre alt und in der Blüte ihrer Schönheit, als sie unwiderruflich allen weltlichen Neigungen für immer entsagte. Das Erste was sie that war die Rückkehr zu ihrem Manne, von dem sie viele Jahre getrennt gelebt hatte. Sie begleitete ihn in sein Gouvernement in die Normandie und unternahm es ihn glücklich zu machen. Es spricht sich dies in einem Briefe an Lenet vom 3. September 1654 aus, welcher die Sammlung Cousin's beschließt.

Von da ab beginnt zugleich die letzte Periode in dem Leben der Frau von Longueville, die Periode der Reue und Sühne ihrer Vergangenheit. 16.

Niebuhr und die Philologie.

Unter den Deutschen im Allgemeinen, besonders aber unter den Gelehrten in Deutschland und namentlich wol unter den Philologen, die theilweise von einem so zünftig-einseitigen und eingebildeten Kastengeist sich beherrschen lassen daß man auf sie das bekannte Wort Schiller's von den Schauspielern parodirend anwenden kann: „Zu allen Zeiten wo die Philologie gefallen, ist sie durch die Philologen gefallen!" gibt es Viele die den bekannten Staatsmann und Historiker Niebuhr nicht für einen Philologen gehalten wissen wollen, etwa ebenso wie Lessing von sich selbst sagte daß er kein Dichter sei. Und doch ist es unleugbar daß Niebuhr über die Philologie und die philologischen Studien, über die Bedeutung des classischen Alterthums für unsere Zeit in einem Grade richtige Ansichten hatte, wie man sie bei einem eingefleischten Philologen nicht findet, der alles Heil nur innerhalb der engen Grenzen der Buchstabenweisheit sucht und findet. Von diesem Niebuhr gibt es ein höchst interessantes Actenstück, allerdings aus einer Zeit in der wir Deutschen auf einem nunmehr freilich längst überwundenen politischen Standpunkte uns befanden, aus welchem wir aber dessenungeachtet noch immer gar Manches lernen können und auf das wir hier gelegentlich aufmerksammachen wollen. Wir meinen nämlich: „Demosthenis erste philippische Rede. Im Auszug übersetzt", die, von Niebuhr herrührend, mit einem Vorworte desselben aus dem December 1830, also kurz vor seinem Tode, in einem neuen Abdrucke bei Friedrich Perthes in Hamburg 1831 erschien. Nach der Mittheilung in diesem Vorworte hatte Niebuhr jene Rede des Demosthenes nach dem Unglücke von Ulm im November 1805 geschrieben und sie dem Kaiser Alexander gewidmet. Die Umstände — die Schlacht bei Austerlitz und ihre Folgen — hatten die Absichten Niebuhr's damals vereitelt; allein im Jahre 1830 fand er sich veranlaßt jenen neuen Abdruck veranstalten zu lassen, indem er der Meinung war, daß „Demosthenes Vieles in seiner Rede gesprochen habe was eine andere schwer gefährdete Zeit für sich vernehmen, woran sie sich erbauen und wodurch sie sich belehren sollte". Daß er hierbei im Jahre 1805 nur an Napoleon denken konnte und dachte, ist wol unzweifelhaft; ob er aber im Jahre 1830 an Rußland gedacht habe, wie Manche meinen wollen, dürfte mindestens mehr als zweifelhaft sein. „Wenn", fährt dagegen Niebuhr fort, „das nicht geschieht und eine andere schwer gefährdete Zeit aus Demosthenes Nichts für sich vernehmen, daran sich nicht erbauen und dadurch sich nicht belehren sollte, so haben wir in diesem Jahrhunderte die philologischen Studien nutzlos ausgebreitet, und die Vervielfältigung der Classiker in Hunderttausenden von Exemplaren klagt unsere Zeit nur an daß was sie schafft ganz äußerlich bleibt." Wir wollen uns dies ebenso wahre und ernste als gutgemeinte Wort in Deutschland auch noch im Jahre 1852 gesagt sein lassen und es beherzigen, damit es uns nicht ergehe wie es den Hellenen dem Philipp von Macedonien gegenüber ergangen ist, die trotz der ernsten und wiederholten Warnungen und Ermahnungen des Demosthenes „mit Entsetzen aus dem Traume erwachten; die Geschichte beklagt auch sie die neben den Atheniensern bei Chäronea fielen: aber ihre Schuld ist nicht gehoben, durch sie ist Griechenland untergegangen, das Deutschland des Alterthums".*) 23.

*) Inwiefern Niebuhr dies sagen und eine Aehnlichkeit, eine Verwandtschaft Griechenlands mit Deutschland annehmen konnte, wird von Herbst in seinem höchst anziehenden und lehrreichen Buche: „Das classische Alterthum in der Gegenwart" (Leipzig 1852), S. 149 fg., in einigen Hauptumrissen anschaulich auseinandergesetzt.

Notizen.

Ein Beispiel weiblicher Bibliomanie.

Im vergangenen Jahre starb, wie das „Bulletin du bibliophile belge" erzählt, in Lüttich im vorgerückten Alter die Witwe Huet, eine Bücherliebhaberin ganz eigener Art. Sie litt an der Monomanie weniger der Bücher als vielmehr des bedruckten Papiers. Mehr denn dreißig Jahre hatte sich diese Dame bei allen Bücherauctionen in der Provinz regelmäßig eingestellt, Alles ohne Unterschied, gleichviel ob beschmuzt oder unvollständig, was nur nicht über den Papierwerth hinaus zugeschlagen wurde, aufgekauft und in ihrem großen Hause in der Straße Table de pierre in Lüttich angesammelt. Acht geräumige Zimmer waren auf diese Weise vom Boden bis zur Decke nach und nach gefüllt worden. Außerdem hatte die Dame noch eine kleine verschlossene Kammer, zu der Niemand während Lebzeiten der Besitzerin den Zutritt erlangte, also eine Art Hölle, wie in der pariser Nationalbibliothek derjenige Raum genannt wird, wo die der Ansicht und Lecture des Publicums nicht zugänglichen Bücher aufbewahrt werden. Man kann sich wol denken, daß die Neugierde Derer die nach dem Tode der Witwe zuerst diese Hölle betraten nach deren Inhalte nicht gering gewesen sein mag. Hatten sie jedoch irgend welche Merkwürdigkeiten darin zu finden erwartet, so sahen sie sich in diesen ihren Erwartungen durchaus getäuscht: sie fanden Nichts weiter als einige Hundert Exemplare von vier der schamlosesten Preßerzeugnisse aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die ein lüttlicher Buchdrucker B..........., die revolutionnaire Zügellosigkeit seiner Zeit benutzend, unter erdichtetem Namen des Verlagsorts und Verlegers heimlich dem Drucke übergeben und in einem im August 1793 erschienenen Kataloge zum Verkaufe ausgeboten gehabt hatte. Es waren dies: „Académie des Dames"; „Thérèse philosophe, ou mémoires pour servir à l'histoire de Dirrag et de Mlle. Cradice"; „La fille de joie, ou mémoires de Miss Fanny"; „Histoire de Gouberdom, portier des Chartreux". Die Erben der Witwe haben in einer Anwandlung ehrenhaften Schamgefühls, wennschon nicht im Interesse der Bibliophilie, die sämmtlichen vorgefundenen Exemplare vernichtet. 75.

Die Etymologie der Bezeichnung cicisbeo.

Der Ausdruck chichisveo ist spanischer Abkunft und entsprang spottweise von chicha (Kinderspeise). Während der Herrschaft der Philippe kam er von der Pyrenäischen auf die Italienische Halbinsel, wo er als cicisbeo figurirt. Der Träger dieses Namens ist nicht so häufig zu Madrid als man glaubt, so wenig als die Dueña (ältere Verwandte oder Dienerin) unvermeidlicher für junge Damen als in andern Ländern bei ähnlichen Fällen, und keineswegs mehr oder minder verderbt wie da, wenn man schon z. B. auf der Alameda zu Cadiz mehr Coquetterie antrifft als auf irgend einem Spaziergange Europas, Paris mit einbegriffen. Merkwürdige Thatsache bleibt daß die spanische Sprache kein dieser Bezeichnung genügendes Wort besitzt. Offene Arglosigkeit ist zweifelsohne Charakterzug der Töchter dieses blauen Himmels. Die Benennung, welche dem Worte coquette hier noch am nächsten kommt, ist galanceta (Putznärrchen). Das Wort coqueta trifft man wol, doch gehört es ausschließlich zu dem aragonesischen Dialekt und bedeutet — sonderbar genug — Schlag auf die flache Hand mit der Ferüle, einem hölzernen Strafinstrument in Form einer Kelle, welches in den Schulen Spaniens und Frankreichs gebräuchlich. 12.

Bibliographie.

Airy, G. B., Sechs Vorlesungen über Astronomie. Gehalten in den Versammlungen der Freunde des Ipswich-Museums. Aus dem Englischen von H. Sebald. Mit 7 Figurentafeln. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr.

Anzenberger, J., Thatsachen aus dem Leben Christi. Dogmatisch dargestellt. Landshut, Krüll. Gr. 8. 8 Ngr.

Bachmann, J. A., Volksgeschichten aus den Bergen. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 32. 15 Ngr.

Binterim, A. J., Die jüngste öffentliche Vorlesung des Hrn. J. W. J. Braun: Die Sage von den geborenen Kardinälen der kölnischen, trier'schen und magdeburgischen Kirche, vor dem Forum der Wahrheit und Wissenschaft. Mit mehreren noch ungedruckten, die kölnische Kirche betreffenden Urkunden. Köln, Heberle. Gr. 8. 12⅔ Ngr.

Breier, E., Die Geheimnisse von Wien. Sittengemälde aus der Gegenwart. 1ste Abtheilung. Vier Bände. — A. u. d. T.: Die Ritter vom Griff. Vier Bände. 2te Auflage. Wien, Jasper Wwe. u. Hügel. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

— — Dasselbe. 2te Abtheilung. Vier Bände. — A. u. d. T.: Ein Mann aus der Vorstadt. Roman in vier Bänden. Ebendaselbst. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

— — Drei Schlösser. Historisch-romantische Bilder aus Ungarns Vorzeit. Drei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 32. 1 Thlr. 6 Ngr.

Diemer, J., Kleine Beiträge zur ältern deutschen Sprache und Literatur. 1ster Theil. Wien. 1851. Lex.-8. 20 Ngr.

Dieringer, F. X., Dogmatische Erörterungen mit einem Güntherianer. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 5 Ngr.

Effner, M., Geschichte der katholischen Pfarrei Grünberg in Niederschlesien von ihrer Gründung bis zum Jahre 1840 mit Rücksicht auf Superintendent D. Wolff's Geschichte der evangelischen Stadt- und Land-Gemeinde Grünberg und einige seiner Flugschriften. Mit zwei Ansichten der Pfarrkirche von Grünberg. Grünberg, Weiß. 8. 1 Thlr.

Fülleborn, F. L., Die wissenschaftliche Grundlage der Medicin. Berlin, E. Heymann. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Görwitz, H., Das Mädchen vom Kuban. Roman aus dem russischen Volksleben. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Hahn, W., Kunersdorf am 12. August 1759. Mit 1 Titelbilde und 4 Plänen. Berlin, Decker. Gr. 8. 18 Ngr.

Hauck, Tagebuchblätter. Berlin, Nauck u. Comp. Gr. 16. 10 Ngr.

James, G. P. R., und Maunsell B. Field, Adrian oder die Wolken des Geistes. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Keerl, P. F., Die Apokryphen des alten Testaments. Ein Zeugniß wider dieselben auf Grund des Wortes Gottes. Erste gekrönte Preisschrift in Folge des Aufrufs vom „Verwaltungsrath des Vereins für innere Mission, Augsburgischen Bekenntnisses, im Großherzogthum Baden". Mit dem Bericht der Preisrichter. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. Gr. 8. 18 Ngr.

Kukuljević Sakcinski, I., Leben des G. Julius Clovio. Ein Beitrag zur slawischen Kunstgeschichte. Aus dem Ilirischen übersetzt von M. P. Agram, Suppan. Gr. 8. 20 Ngr.

Lebensbilder aus den letzten Jahrzehnten des deutschen Kaiserreiches. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Franz Ludwig v. Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken, von 1779—1795. Ein Lebensbild rc. von Bernhard. Tübingen, Laupp. 8. 25 Ngr.

Linde, P. A., Der Frankenherzog Rictiovarus und die Trevirer Märtyrer. Trier. 8. 10 Ngr.

Marchant, J., Die Lehre der katholischen Kirche. Zunächst ein Handbuch für den Priester in der Seelsorge und dann ein Lehrbuch für jeden gebildeten Christen, nach den Anfoderungen der Zeit neu bearbeitet und vermehrt von R. Mayerhöfer. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Der christliche Glaube. Sulzbach, v. Seidel. Lex.-8. 2 Thlr.

Münch-Bellinghausen, Frhr. E. v., Ueber die älteren Sammlungen spanischer Dramen. Wien. 4. 1 Thlr.

Richmond, L., Das Milchmädchen, der bekehrte Neger und das Dorfmädchen. Drei wahre Geschichten. Nebst einem kurzen Lebensabriß des Verfassers. Neu-York. 8. 20 Ngr.

Ross, L., Das Theseion und der Tempel des Ares in Athen. Eine archaeologisch-topographische Abhandlung. Umgearbeitet und erweitert aus dem Griechischen. Mit 1 Plane des Marktes. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 24 Ngr.

Schadeberg, J., Skizzen über den Kulturzustand des Regierungsbezirks Merseburg. 1ste Abtheilung. Halle, G. Schwetschke. Gr. 8. 20 Ngr.

Schenkel, D., Das Princip des Protestantismus. Mit besonderer Berücksichtigung der neuesten hierüber geführten Verhandlungen. Schlußabhandlung zu der Schrift des Verfassers über das „Wesen des Protestantismus". Schaffhausen, Brodtmann. Lex.-8. 15 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Der letzte Feldzug und der Heldentod des Herzogs Friedrich Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg im Jahre 1815. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 22½ Ngr.

Steinhausen, J. H., Lilien und Rosen. Gedichte. Köln, Bachem. 12. 20 Ngr.

Tafel, J. F. J., Die Hauptwahrheiten der Religion, oder Stunden des Nachdenkens über die letzten Gründe der Religionswahrheiten. 1ster Theil. 1ste Abtheilung. Tübingen, Verlags-Expedition. Gr. 8. 17½ Ngr.

Unger, F., Die Pflanzenwelt der Jetztzeit in ihrer historischen Bedeutung. Wien. 1851. Fol. 1 Thlr.

Voigt, J., Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach. Zwei Bände. Mit 1 Titelbilde. Berlin, Decker. Gr. 8. 4 Thlr.

Was unsre deutschen Dichter sangen. Dichterwald für deutsche Frauen. Von E. Kauffer. Grimma, Verlags-Comptoir. 32. 1 Thlr.

Werne, F., Reise durch Sennaar nach Mandera, Nasub, Cheli im Lande zwischen dem blauen Nil und dem Atbara. Mit 1 Karte und 2 Abbildungen. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wideck, J., Neue Reisen in den Mond, nach verschiedenen Sternen, in die Sonne und das himmlische Paradies, oder Geschichte eines prophetisch-somnambülen Knaben in Oelse bei Striegau in Schlesien. Nebst Aufschlüssen über die wichtigsten Räthsel des Lebens in seinen Beziehungen zur Geisterwelt. Ein Beitrag zur Geschichte des psychischen Magnetismus. Neue Ausgabe. Breslau, Kern. Gr. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Döllinger, J., Pflicht und Recht der Kirche gegen Verstorbene eines fremden Bekenntnisses. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hagendorff, H., Constitution oder Monarchie? Ein offenes Wort an den Bürger und Landmann. Berlin, Lindow. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hüser, J. A., Weg mit dem Branntwein! Rede gehalten bei Gelegenheit der Stiftung eines Mäßigkeits-Vereins. Soest, Nasse. 8. 2½ Ngr.

Tafel, L., Staat und Christenthum oder ein Versöhnungsversuch in den religiösen, politischen und sozialen Kämpfen unserer Zeit. Tübingen, Buchhandlung Zu-Guttenberg. Gr. 8. 3 Ngr.

Tholuck, A., Worauf ruht seinem letzten Grunde nach der Glaube der Christen? Predigt über 1. Corinth. 2, 1—6 im akademischen Gottesdienste der Universität Halle gehalten. Halle, Mühlmann. 8. 2½ Ngr.

Die Zolleonferenz zu Berlin, die preußische Erklärung vom 7. Juni und die deutsche Zolleinigung. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXXVI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bei **C. H. Gummi** in Ansbach ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

Georg Scheurlin.

Zweite mit der Widmung an Ihre Majestät die Königin Marie von Baiern vermehrte Ausgabe.

Preis elegant gebunden 1 Thlr. 10 Ngr., oder 2 Fl. 12 Kr. Rhein. Brosch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein.

Die äußerst günstige Aufnahme, welche die Gedichte des Herrn Scheurlin gefunden haben, indem sie von unparteiischen Kritikern neben die Leistungen eines Nikolaus Lenau und über die des Herrn von Redwitz gestellt wurden, machten diese zweite Ausgabe nothwendig, da Ihre Majestät nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe noch die Widmung angenommen hat.

In der **Hurter'schen Buchhandlung** in Schaffhausen erschien soeben:

Der dreißigjährige Krieg, vom militärischen Standpunkte aus beleuchtet. Nach größtentheils archivarischen und sonstigen noch unbenützten Quellen bearbeitet von **Carl Du Jarrys, Freiherrn von La Roche.** Dritter (letzter) Band. Mit sechs Schlachtplänen. Eleg. geh. 2 Thlr. 13 Ngr., oder 4 Fl. Rhein. Preis des completen Werkes in drei Bänden: 5 Thlr., oder 8 Fl. 24 Kr. Rhein.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gersdorf's „Repertorium" (1851, Nr. 18) sagt über diese Schrift, als deren Verfasser jetzt Professor Dr. M. Carrière in Gießen genannt werden kann: „Man wird nicht Unrecht behalten, wenn man diese treffliche Schrift, die ein recht ausgebreitetes Publicum zu finden verdient, mit Schleiermacher's «Reden über die Religion» und Fichte's «Reden an die deutsche Nation» parallelisirt und ihnen, wie diesen ihren Vorgängern, einen heilsamen Einfluß auf die Erhebung unserer Zeitgenossen zutraut. Denn sie faßt wie in einem Spiegel mit Geist und Kraft die Ergebnisse der bisherigen wissenschaftlichen Entwickelung zusammen, und was sich im Gebiete des Gedankens, der Naturforschung, der Geschichtserkenntniß, der Kunst, des Staats und der Kirche zu wahrem Gottesdienste herausgestellt hat, zeigt sie als ein Gegengift gegen den Mammonismus der Zeit auf, der sich aus der Lehre eines wesenlosen Gottes und einer gottentleerten Natur folgerichtig gebildet hat."

Bei **F. C. W. Vogel** in Leipzig erschien soeben:

Kirchner, Dr. C., Rector in Schulpforte, **Hodegetik** oder Wegweiser zur Universität für Studirende. Gr. 8. Broschirt. Preis 24 Ngr.

(Diese Schrift kann angehenden Studirenden nicht genug anempfohlen werden.)

Neue Unterhaltungsliteratur

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Althaus (E.) (Emile d'Estrées), Leid und Lust. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

Arthalis, Die letzten Blüten. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Carrara. Ein historischer Roman aus Paduas Vorzeit. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Goltz (B.), Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Zweite Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 11 Thlr.

Kühne (F. G.), Deutsche Männer und Frauen. Eine Galerie von Charakteren. 8. Geh. 2 Thlr.

Menzel (W.), Furore. Geschichte eines Mönchs und einer Nonne aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von Prof. **Adelbert Keller.** Sechs Theile. 12. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Erster bis vierter Theil. 12. Geh. 6 Thlr.

Prutz (R.), Das Engelchen. Roman. Drei Theile. 12. Geh. 5 Thlr.

——————, **Felix.** Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rank (J.), Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erste Gesammtausgabe. Drei Bände. 12. Geh. 5 Thlr.

Rußlands Novellendichter. Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von **W. Wolfsohn.** Drei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Scharffenberg (S.), Launen und Spiele des Schicksals. Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schücking (L.), Der Bauernfürst. Roman. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Talvj, Heloise. Eine Erzählung. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Uhl (F.), An der Theiß. Stillleben. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wille (Eliza, geb. Sloman), Felicitas. Ein Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 37. —— 11. September 1852.

Inhalt.

Giorgio Vasari.

Seine neuesten Herausgeber und seine Uebersetzer.

Drei Jahrhunderte sind vergangen, seit die erste Ausgabe der „Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti" bei dem aus Flandern stammenden Buchdrucker Lorenzo Torrentino erschien, der sich unter der Regierung Herzog Cosmus' I. von Medici im Jahre 1546 in Florenz niedergelassen hatte und dessen schöne und correcte Ausgaben es verdienten daß der fleißige Kanonikus Domenico Moreni 1819 Annalen seiner Typographie bekannt machte. Giorgio Vasari war 38 Jahre alt als diese erste Ausgabe erschien. Schon 1547 war das Buch großentheils vollendet, dann ging es durch die Hände der beiden Olivetaner Don Gian Maria Faetani und Don Mino Pitti. Siebzehn Jahre später trat der zweite Druck ans Licht, welchen die bekannten Giunti besorgten. Wer sich mit der Geschichte Vasari's und seines Buchs beschäftigt hat, weiß wie viele Veränderungen, Weglassungen, Zusätze vorgenommen wurden und wer dabei außer dem Verfasser hauptsächlich Hand anlegte. Vasari starb 1574, als er die Uffizien baute und die florentiner Domkuppel ausmalte. Achtzig Jahre lang begnügte man sich mit der Giuntina, dann folgte 1647 die bologneser Ausgabe, die keinen kritischen Werth hat, und 112 Jahre darauf die schöne römische, welche der kunstliebende und gelehrte Florentiner Monsignor Giovanni Bottari besorgte. Diese brach den kritischen Ausgaben Bahn, und es folgten rasch nacheinander die Livorno-florentiner und die sienesische des bekannten Pater Della Valle, des fleißigen, aber oft verworrenen und nicht immer zuverlässigen Verfassers der „Lettere senesi" und der „Storia del duomo d'Orvieto". So lieferte das letzte Jahrhundert drei Ausgaben. Im gegenwärtigen wurde die Della Valle'sche in Mailand nachgedruckt; ein in Florenz etablirter französischer Bibliograph St.-Audin veranstaltete eine neue Edition ohne Anmerkungen, aber mit Hinzufügung der kleinen Schriften, welche dem venetianischen Druck von G. Antonelli, der überdies kurze Noten bringt, zugrundegelegt wurde. Eine sogenannte ökonomische Ausgabe in Einem Bande besorgte N. Bettoni in Mailand. In den Jahren 1832—38 erschien die florentinische von D. Passigli, durch G. Montani und nach dessen frühem Tode durch G. Masselli mit Anmerkungen versehen. Durch letztere, welche gleichfalls die kleinen Schriften, nämlich die weitschweifige Beschreibung des Festapparats bei der Vermählung Francesco's de' Medici mit der Erzherzogin Johanna von Oestreich, die historisch wie künstlerisch interessanten Unterhaltungen des Malers mit genanntem Prinzen über seine Fresken im herzoglichen Palast und an der Domkuppel, wie die Briefe enthält, war nun wenn nicht zu einer eigentlich kritischen Durcharbeitung doch zu einer Sichtung des Materials nach gegenwärtigem Bestande der Grund gelegt.

Elf Ausgaben waren somit vorausgegangen, als 1846 nochmals von einem in Toscana ansässigen französischen Typographen eine neue begonnen ward:

Le vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti, di Giorgio Vasari: pubblicate per cura di una Società di amatori delle arti belle. Erster bis sechster Band. Florenz 1846—50.

Die Herausgeber sind der Dominicaner Pater Vincenzo Marchese, Verfasser der Lebensbeschreibungen der Künstler seines Ordens, Gaetano Milanesi, Stadtbibliothekar in Siena, Carlo Milanesi und Carlo Pini, Beamte an der Akademie der schönen Künste zu Florenz. Den beiden Letztern liegt das eigentliche Redactionsgeschäft ob.

Es ist 20 Jahre her, seit der Anfang der deutschen Bearbeitung ans Licht trat, welche 17 zu ihrer Vollendung brauchte. Sie führt den Titel:

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum Jahre 1567, beschrieben von Giorgio Vasari, Maler und Baumeister. Aus dem Italienischen. Sechs Bände in acht Abtheilungen. Stuttgart, Cotta. 1832—49.

Die Uebersetzung ist, wie man weiß, von einer Dame; die Bearbeitung besorgte für die beiden ersten Bände und einen Theil des dritten der Geheime Hofrath L. von Schorn, von da an (1843) Ernst Förster. Es stimmt mich wehmüthig, indem ich den ersten Band zur Hand nehme, welchen der Herausgeber mir im Herbst 1832 nach Florenz sandte: das Buch traf mich dort wenige Tage vor meiner Abreise nach Konstantinopel, wo ich im folgenden Februar eine ausführliche Anzeige desselben schrieb, die im „Kunstblatt" (1833, Nr. 29—32) abgedruckt ward. Es ist der deutschen Uebertragung wie bisjetzt allen italienischen Herausgebern gegangen: im Augenblick des Beginnens überschauten sie das kritische Material nicht und so ist der Anfang der schwächere Theil. Hier ist aber gerade am meisten zu thun, will man Vasari nur einigermaßen in Einklang mit dem neuern Stande kunsthistorischer Forschungen bringen.

Was andere Nationen für Vasari gethan, kommt neben den italienischen und deutschen Arbeiten nicht in Betracht. Die erste französische Uebersetzung wurde 1803 begonnen, gerieth indeß mit dem zweiten Bande ins Stocken. Eine zweite, von Leopold Leclanché bearbeitet, von ihm und Jeanron mit Anmerkungen versehen, ist in unsern Tagen (1842) in 10 Bänden vollendet worden. Eine englische Uebertragung, gleichfalls von einer Dame, Mrs. Forster, erschien kürzlich zu London in drei Theilen. Beide haben Anmerkungen, aber ungenügende. Frauen haben sich in neuerer Zeit in England viel mit Kunstgeschichte beschäftigt: Antiquarinnen nicht zu nennen, wie Mrs. Hamilton Grey, die Verfasserin der Bücher über das alte Etrurien, stehen hier in erster Linie Mrs. Jameson mit ihrem hübschen und reichhaltigen Buche über „Sacred and legendary art", und Mrs. Merrifield mit ihren Bearbeitungen des Cennino Cennini und anderer alten Tractate über die Kunst und Praxis der Malerei des Mittelalters, welche freilich den Eastlake'schen Forschungen über die Geschichte der Oelmalerei an praktischem Blick weit nachstehen müssen.

Wenden wir uns zunächst zu der neuen florentiner Ausgabe, welche, ehe Vasari selbst an die Reihe kommt, einen ausführlichen Auszug aus den oftgenannten Commentarien des Ghiberti gibt, deren Stamm einst ein gewandter Schriftsteller zu einem so anmuthigen wie lehrreichen Künstlerroman benutzte, aus denen aber für die Kunstgeschichte selbst, wenn man den Verfasser und seine Werke ausnimmt, ein verhältnißmäßig geringer Nutzen zu ziehen ist. Cicognara hat bekanntlich in seiner „Storia della scultura" das wichtigere Fragment: am gegenwärtigen Orte ist der Versuch gemacht die Lesart zu verbessern, freilich ohne Hülfe von Handschriften, da es, soviel man weiß, nur eine gibt welche Vasari benutzte. Wenn wir die Vasari'schen Einleitungen ausnehmen, zu denen die Anmerkungen karg und flüchtig sind, die aber freilich soviel Verworrenes und Falsches enthalten daß sie nicht füglich als Grundlage zur Anknüpfung neuerer Resultate dienen können, so hat diese Ausgabe so ziemlich die Grenze Dessen erreicht was sich überhaupt für Vasari thun läßt, falls man nicht, was bei einem solchen so sehr individuellen Autor nicht die Absicht sein kann, Vasari's Buch zu einer allgemeinen italienischen Kunstgeschichte zu machen beabsichtigt. Ja in einzelnen Punkten sind die Herausgeber schon über diese Grenze hinausgegangen, was man ihnen der Tüchtigkeit des beigebrachten Materials zulieb indeß gern zugutehält. Es liegt übrigens in der Natur der Dinge daß sie jetzt, wo sie das 16. Jahrhundert erreicht haben, Noten und Zusätze mehr zusammendrängen als beim 14. und 15. der Fall war. Theils bedarf das Original weniger Erläuterungen und Berichtigungen, theils ist der Reichthum größerer Werke und Monographien über das Cinquecento so groß daß man nicht zu Ende kommen würde, wollte man Rafael oder Michel Angelo behandeln wie hier Masaccio, Mantegna, Pinturicchio oder Perugino. Es ist aber, wie gesagt, auch keineswegs nöthig. Das von den neuern Herausgebern befolgte System besteht nun darin, nach gewöhnlicher Sitte den Text mit Anmerkungen zu versehen, zugleich aber theils über einzelne dunkele Punkte Excurse beizufügen, theils die zu confusen oder unvollständigen Biographien mit neuen chronologischen Abrissen zu begleiten. In jeder dieser Beziehungen ist höchst Anerkennungswerthes geleistet. Die Anmerkungen sind vortrefflich. Sorgsam, kritisch, dabei gedrängt, ziehen sie nicht nur historische und künstlerische Fragen in Betracht, sondern erläutern alles Locale, was bei unserm Autor vorzugsweise zu berücksichtigen ist, da seit seiner Zeit so unendlich Vieles sich verändert, so Vieles den Ort gewechselt hat, so Vieles endlich untergegangen ist, selbst noch seit Bottari's Zeit, worauf die deutschen Herausgeber, die oft seine Worte anführen, nicht hinlänglich geachtet haben. Nicht nur die italienische, auch die fremde, namentlich die für dies Fach vorzugsweise in Betracht kommende deutsche Literatur sind hier zurathegezogen, und bleibt auch, wie es bei einer Arbeit dieser Art nicht anders sein kann, Einzelnes zu ergänzen und zu berichtigen, so lassen doch im Allgemeinen diese Noten Wenig oder Nichts zu wünschen übrig.

Die Excurse über einzelne dunkele Punkte der Kunstgeschichte sind nicht minder dankenswerth. Sie behandeln folgende Gegenstände. Im ersten Bande die Frage, ob die berühmten Fresken, die sieben Sacramente, an der Decke des Kirchleins der Incoronata zu Neapel von Giotto seien? Die Erläuterung ist nicht von den Herausgebern selbst, sondern von dem Neapolitaner E. Rocco, welcher sich wider die Annahme erklärt. Soviel über den Gegenstand geschrieben worden, in den letzten Jahren namentlich von den Neapolitanern Aloe, Ventimiglia, C. Minieri Riccio u. A., so sind die Zweifel doch keineswegs gehoben und Jeder ist bei seiner Meinung geblieben. Ich gestehe offen daß ich mich für Giotto er-

klären würde, nachdem ich während eines längern Aufenthalts in Neapel die Fresken wiederholt gesehen, ständen die geschichtlichen Daten über den Bau der Kirche mir nicht zu sehr im Wege und schienen mir Aloe's und Anderer Hypothesen zu deren Hinwegräumung nicht allzu kühn. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin auf ein schwerlich im Auslande bekanntgewordenes Schriftchen zu verweisen: „Lettere due all' egregio giovine Camillo Minieri Riccio per Giuseppe Augelluzzi" (Neapel 1846), worin, nachdem die Baugeschichte der Incoronata in Betracht gezogen, die Frage aufgeworfen wird, ob unter dem von Petrarca mit den bekannten Worten „conterraneus meus, olim pictor nostri aevi princeps" bezeichneten Künstler wirklich Giotto zu verstehen sei. Es hat nämlich zu der Könige Karl II. und Robert Zeit ein Montano da Arezzo viel in Neapel gemalt — 1306 findet sich im Archiv: „Magistro Montano pictori pro pictura duarum cappellarum castri nostri ori unc. 8", und aus dem Jahre 1310 ein schon im 17. Jahrhundert bekanntgemachtes Diplom Philipp's von Tarent, des Bruders König Robert's, redend von „servitiis quae magister Montanus de Aretio, pictor familiaris noster, nobis exhibuit et exhibere non cessat maxime in pingendo cappellam nostram tam in domo nostra Neapolis quam in ecclesia B. Mariae de Monte Virgine". Dieser Montano kommt häufig in den Acten der Anjouschen Epoche vor, Giotto, soviel man bisjetzt gefunden, nur ein mal, in einer Proceßsache vom Jahre 1333 gegen einen Giovanni di Pozzuoli. Daß aber Petrarca einen Maler von dem die Kunstgeschichte sonst Nichts weiß nostri aevi princeps genannt haben soll, während er selbst Giotto und Simon von Siena als die berühmtesten Künstler seiner Zeit bezeichnet: „duos ego novi pictores egregios — Joctum Florentinum civem, cuius inter modernos fama ingens est, et Simonem Senensem" — Simon, von dem er sagt: „Certo il mio Simon fu in paradiso", und Giotto, dessen Name, wie die Grabschrift verkündet, „longi carminis instar erat" — dies ist, was Signor Augelluzzi mit Recht gegen die Autorschaft Giotto's bei den Incoronata-Fresken vorbringen mag, eine zu seltsam unwahrscheinliche Annahme. Wenn ich aber diese Confusion in der neapolitanischen Kunstgeschichte betrachte, die selbst mit Alfons' I. von Aragon Zeit, also mit der Mitte des 15. Jahrhunderts noch kein Ende nimmt, so bedauere ich umsomehr daß von der lang verheißenen Schulz'schen Arbeit immer noch Nichts ans Licht tritt. Die Florentiner waren bis auf Baldinucci herab in neapolitanischen Dingen wenig erfahren: verwechseln sie doch in Einem fort Castelnuovo mit Castel dell' uovo. Und der gute schwatzhafte De Dominicis, welcher es dem Vasari im anmuthigen Erzählen gleichthun will, läßt uns, indem er allen Traditionen Recht gibt, nur mehr noch im Dunkeln tappen.

Der zweite Band bringt Excurse über das dem Ugolino von Siena zugeschriebene Altarbild in Orsanmichele zu Florenz, über Ambrogio Lorenzetti's Wandgemälde im Saal der Neun im öffentlichen Palast zu Siena, welche Förster („Beiträge zur neuern Kunstgeschichte", S. 181 fg.) erläuterte, über Simon's von Siena großes Fresco im dortigen Rathssaal (Förster, a. a. O. S. 184). Der dritte Band: über die verschiedenen, im oftgenannten Chiostro verde von Sta.-Maria Novella beschäftigten Künstler; über die wichtigsten Arbeiten in verglaster Erde (Terra della Robbia) in Toscana; über die Ghiberti'schen Bronzethüren, wobei Gaye's schöne Arbeit in der „Italia" 1840 Berücksichtigung verdient hätte; über Masolino's Fresken in der Collegiatkirche von Castiglion d'Olona im Gebiet von Como; endlich über die weltberühmten Wandgemälde in der Brancacci-Kapelle im Carmine zu Florenz, wobei es sich darum handelte, Masolino's, Masaccio's und Filippino Lippi's Antheil genau zu bestimmen, eine bekannte Streitfrage, über welche in einem Anhang zur Biographie Filippino's im fünften Bande nochmals gehandelt wird. Die zuletzt von Gaye („Carteggio inedito d'artisti", II, 469—473) mit vieler Schärfe der Kritik durch Vergleichung der Stellen in den beiden ursprünglichen Ausgaben Vasari's sowie der Bildnisse verfochtene Meinung, die das Bild der Apostel vor dem Proconsul dem Filippino zuschreibt, wird hier mit allem Detail erläutert und geht wider Rosini's Opposition entschieden siegreich hervor. Im „Kunstblatt" (1848, Nr. 30, 34) habe ich der Gründe und Gegengründe ausführlicher gedacht. Im vierten Bande finden wir eine fleißige Untersuchung über den Ursprung der Oelmalerei als Beilage zum Leben des Antonello von Messina, worin freilich auf neuere deutsche Untersuchungen wie auf die schon erwähnten Sir Ch. L. Eastlake's, die gegenwärtig durch Uebersetzung seiner „Materials for a history of oil-painting" auch in Italien bekannt sind, und im siebenten und achten Abschnitt Vasari's Ansicht kritischer Sichtung unterwerfen, vor welcher sie im Ganzen wohl besteht, mehr Rücksicht hätte genommen werden müssen, um die Arbeit abzuschließen. Ein Excurs im fünften Bande erläutert vollständiger als es bisjetzt geschehen die Geschichte der Wandgemälde aus dem Leben Papst Pius' II. in der Libreria des Doms zu Siena und Rafael's Antheil an denselben. Der schöne Saal wurde gegen 1495 begonnen, und es war von vornherein die Absicht des Cardinal Erzbischofs Francesco Piccolomini, die Werke seines großen Oheims wie die von demselben in Rom und anderwärts mit großen Mühen und Kosten gesammelten, mit Miniaturen verzierten Bücher daselbst aufzustellen. Wie zierlich die dem Schiff des Doms angebaute Außenseite ist, mit ihren anmuthigen Sculpturen von dem Senesen Lorenzo di Mariano, genannt Marrina (geb. 1476, gest. 1534), und dem nach Pius' III. Tode auf Anlaß seines Bruders Andrea Piccolomini d'Aragona ausgeführten Krönungsfresco, weiß Jeder der in Sienas schönem Dom gewesen ist. Am 29. Juni 1502 übertrug der Cardinal durch einen hier zuerst mitgetheilten Contract dem magister Bernardinus, alias Penthorichio Perusinus pictor, die Ausmalung des Saales: es sollten zehn Geschichten sein „ne le quali, secondo li sarà dato in memoriale et nota, habbia a

dipingere la vita de la santa memoria di papa Pio, con quelle persone convenienti, gesti et habiti che ad exprimerla bene sonno necessarii et oportuni, con oro, azzurro oltramarino, smalti verdi, azzurri et altri colori recipienti ch' al pagamento, istoria, loco et allui si conviene". Unter andern Bedingungen war ausdrücklich ausgesprochen: „Sia tenuto fare tutti li disegni delle istorie di sua mano in cartoni et in muro. fare le teste di sua mano tutte in fresco et in secho ritocchare et finire insino a la perfectione sua." Der Lohn sollte 1000 ducati d'oro di camara sein, theils im Vorschuß, theils in verschiedenen Raten zu bezahlen, dazu freie Wohnung in einem dem Dom benachbarten Hause, das Holz für die Gerüste, Kalk und Sand; Pinturicchio dagegen verpflichtete sich, seinen Bedarf an Getreide, Wein und Oel, während er mit der Arbeit beschäftigt sei, auf seine Rechnung zum Marktpreise von des Cardinals Factor zu nehmen und für den Vorschuß Caution zu leisten. Als am 30. April 1503 der Cardinal sein Testament machte, verpflichtete er seine Erben zur Vollendung des Werks, falls es bei seinem Tode unbeendigt wäre. Am 22. September desselben Jahres ward er bekanntlich als Pius III. zum Papst gewählt, starb aber schon nach siebenundzwanzigtägiger Regierung. Im Jahre 1508 waren die Gemälde sicher vollendet und außer denselben noch andere Arbeiten für den Dom und die Piccolomini. Daß man dem Antheil des jungen Rafael an diesen Wandgemälden eine zu weite Ausdehnung gegeben, ist unbezweifelt. Vasari ist in seinen Aussagen unbestimmt. In der ersten Ausgabe erzählt er im Leben des Pinturicchio, Rafael habe nach den Entwürfen sämmtliche Cartons gefertigt; in der zweiten theilt er ihm Entwürfe und Cartons zu. In der Biographie des Urbinaten sagt er: dieser habe einige der Zeichnungen und Cartons gemacht. Die klaren Worte des Contracts, daß Pinturicchio die Cartons und Wandzeichnungen selbst zu machen habe, reduciren aber Vasari's Behauptungen auf ihren wahren Werth, welchen übrigens, abgesehen davon daß Pinturicchio's künstlerische Bedeutung und seine Berufung zu einem so wichtigen Werke das wirkliche Sachverhältniß von selbst an die Hand geben, im Widerspruch mit manchen namentlich neuern italienischen Kunsthistorikern Rumohr („Italienische Forschungen", III, 42 fg.) und Passavant („Rafael von Urbino", I, 71 fg.), besonders der Erstere, sehr wohl erkannt haben.

Außer diesen einzelnen kunstgeschichtlichen Fragen gewidmeten Excursen enthält diese neue florentinische Ausgabe noch eine ansehnliche Reihe von Commentaren über Künstler, deren Leben Vasari entweder zu flüchtig oder chronologisch zu verworren beschrieben hat, als daß es möglich gewesen wäre dem Uebelstande durch einzelne Anmerkungen unter dem Text abzuhelfen. Die jüngsten Jahre haben zur Documentirung der Kunstgeschichte außerordentlich viel beigetragen, und in dieser Hinsicht hat Gaye's treffliche Urkundensammlung in ganz Italien verdiente Anerkennung gefunden. Die positiven Nachrichten von Künstlern und Werken haben sich im reichsten Maße gemehrt, und so ist es denn möglich geworden durch chronologische Uebersichten Vasari's etwas in die Kreuz und Quer gehende Erzählungen zu ergänzen, Stammbäume beizufügen, kurz eigentlich historischen Boden zu gewinnen. Diese Commentare sind nun folgende: über Cimabue, die Musaicisten Fra Jacopo und Jacopo Torriti, die man bis auf die neuere Zeit so oft zu Einem und Demselben hat machen wollen, ohne auf die chronologische Unmöglichkeit zu achten (zum Leben Andrea Tafi's), die Architekten von Sta.-Maria Novella (zum Leben Gaddo Gaddi's), Don Lorenzo Camaldolese, die Künstler der Familie Bicci, namentlich Neri di Bicci, neuerdings oft genannt bei Gelegenheit des Streits über den Autor des Rafael zugeschriebenen Abendmahls in S. Onofrio zu Florenz, Matteo Civitali (zum Leben des Jacopo della Quercia), Cosimo Tura, genannt Cosmè (zum Leben des Niccolò di Piero), Giuliano da Majano, Fra Giovanni da Fiesole, C. B. Alberti, Gentile da Fabriano, Vittore Pisanello, Benozzo Gozzoli, Melozzo da Forlì, die drei Bellini, den Miniaturmaler Attavante (zum Leben des Don Bartolommeo), Domenico Ghirlandajo, Giovanni Turini (zum Leben der Pollajuoli), Sandro Botticelli, Mantegna (eine ausführliche, sehr werthvolle Arbeit von P. E. Selvatico, jetzt Secretair an der Akademie der Künste in Venedig), Pinturicchio, Francesco Francia (bereichert durch viele von Giordani und M. A. Gualandi in Bologna beigesteuerte Materialien, welche der Erstere zu einer ausführlichen Arbeit über Francia und seine Familie seit Jahren gesammelt hat), Pietro Perugino und im Anhange Andrea Luigi, genannt Ingegno, und die Familie Alfani; Jacopo Avanzi, Altichieri da Zevio, Jacobello del Fiore, Cima, die Vivarini und andere ältere Künstler Venedigs, alle diese zum Leben des Carpaccio, endlich Luca Signorelli. Eine an 200 Seiten umfassende Arbeit über die Miniaturmaler mit zahlreichen inedirten Documenten beschließt den sechsten Band und zugleich (nach der ursprünglichen Anordnung des Originals) den zweiten Theil der Biographien. Wie der Inhalt ist auch die äußere Ausstattung dieser Ausgabe zu rühmen: Papier und Druck sind schön, die Holzschnitte die besten Copien der in der Giuntina enthaltenen die bisjetzt geliefert worden sind. Nur wird die bedeutende Bändezahl den Gebrauch des Werks beim Nachschlagen erschweren, in welcher Hinsicht die Passigli'sche Edition als Handausgabe sehr bequem bleibt.

Als der erste Band der deutschen Uebertragung erschien, war die Archivforschung noch sehr zurück. Sebastiano Ciampi hatte sie in Italien, K. F. von Rumohr mit italienischen Resultaten für Deutschland angeregt, nachdem ihnen im vorigen Jahrhundert D. M. Manni, Richa (für die florentiner Kirchen), Follini (ebenso), G. Pelli (für die Galerie der Uffizien), Della Valle (für Siena und Orvieto), Morrona (für Pisa) u. A. vorausgegangen waren. Aber Ciampi's reichhaltiges Buch „Notizie inedite della sagrestia Pistoiese de' Belli arredi, del Camposanto pisano etc." (Florenz

1810) blieb ziemlich unbeachtet, sodaß Schorn es nicht kannte als er an die Arbeit ging. Diese ist denn im ersten Theile am schwächsten, soviel auch zur Berichtigung und Erläuterung des Originals beigebracht ist und so sehr sich auch der richtige Blick und die Belesenheit des Herausgebers bekundet. Nach langer Unterbrechung, namentlich durch Schorn's Versetzung nach Weimar veranlaßt, erschien der zweite Band in zwei Theilen 1837—39. Hier ist in den Anmerkungen der eigentlich kritische Boden gewonnen. Die Passigli'sche Ausgabe ist großentheils benutzt; zahlreiche Erläuterungen von Gaye, der vom Frühling 1838 bis zu seinem im Sommer 1840 erfolgten Tode Florenz nicht wieder verließ, kamen dem Herausgeber zugute. Die kunstgeschichtliche Literatur hatte unterdeß einen erfreulichen Aufschwung genommen. In Deutschland waren auf Rumohr's 1831 mit der neben viel Gutem auch allerlei Grillen bringenden Abhandlung über Rafael beschlossene Forschungen E. Förster's „Beiträge“ zur neuern, namentlich toscanisch-trecentistischen Kunstgeschichte (1835) gefolgt; Quandt hatte der Wagner'schen Uebertragung des außerhalb Italien schwer genießbaren Lanzi werthvolle Anmerkungen beigefügt; Passavant und Waagen hatten zur Untersuchung und Kenntniß der italienischen Kunstwerke in England, Frankreich und Belgien viel beigetragen; Rumohr den „Drei Reisen nach Italien“ wie der spätern lombardischen Reise eine Menge klarer Anschauungen und geistreicher Bemerkungen einverleibt; Kugler den Gedanken die gesammte italienische Kunstgeschichte in einem die Hauptmomente der Entwickelung festhaltenden, das Charakteristische bezeichnenden, die Gruppen sondernden Abrisse darzustellen, in einem lebendig geschriebenen Buche zur Ausführung gebracht, welches, so gedrängt es war, den hervorragenden Persönlichkeiten ihr Recht widerfahren ließ und in Deutschland nicht blos, sondern durch Eastlake's treffliche Bearbeitung auch auswärts kunsthistorische Kenntnisse und künstlerische Interessen wesentlich gefördert hat. In Italien war Manches geleistet worden, Mehres vorbereitet. A. Ricci in Macerata, L. Pungileoni (gest.) in Rom, Tolomei in Pistoja, F. Baldanzi in Prato, jetzt Bischof von Volterra, Repetti, Ciampi (gest.) und A. Zobi in Florenz, Romagnoli (gest.) in Siena, Mazzarosa in Lucca, C. Promis in Turin, D. Sacchi (gest.) in Mailand, G. Orti in Verona, G. Cadorin in Venedig, P. E. Selvatico in Padua, Davia in Bologna, Vermiglioli (gest.) in Perugia, Bonfatti in Gubbio, Frediani in Carrara, Cappi in Ravenna, mancher Andern nicht zu gedenken, hatten für die urkundliche Feststellung der Kunstgeschichte mehr oder minder gearbeitet. Der Vendéer A. F. Rio hatte in seinem bekannten Buche „De la poésie chrétienne“ besonders deutschen Kunstanschauungen Sprache gegeben, und in Frankreich hatte sich allmälig jene auf das Studium des Mittelalters sich gründende Schule gebildet, welche, nicht zufrieden damit, byzantinischer und byzantinisirender Kunst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das Höchste der Kunst in die gar zu engen Grenzen eines Cyklus des Typischen einschließen möchte.

L. von Schorn starb am 17. Februar 1842 und E. Förster übernahm die Fortsetzung der Arbeit, deren dritter Band (vierter Theil), großentheils noch von dem ersten Herausgeber besorgt, im folgenden Jahre erschien. Die übrigen vier Theile folgten dann ziemlich rasch aufeinander. In Betreff kritischer Begründung war für diese letztern Theile weniger zu thun: schon der dritte Band schließt mit Andrea del Sarto und wir befinden uns so in Vasari's eigener Zeit und Umgebung. Es kam aber darauf an das massenhafte Material zu ordnen und zu sichten. Aus frühern Zeiten war gerade für diese Epoche, das Cinquecento, außerordentlich viel vorhanden und in wenigen Jahren wurde der Stoff durch eine ganze Reihe tüchtiger Arbeiten bedeutend gemehrt. J. Gaye's „Carteggio inedito d'artisti“, in drei starken Bänden die Jahre 1326—1672 umfassend und für das 15. und 16. Jahrhundert unschätzbar, steht auch nach dem Urtheil der Italiener obenan. M. A. Gualandi folgte mit seinen „Memorie inedite“, wovon sechs Bände, und seinen „Lettere artistiche“, von denen zwei erschienen sind, beide Sammlungen viel Unbedeutendes aus späterer Zeit, aber mehr des Interessanten und Beachtenswerthen enthaltend. Carlo d'Arco gab sein Werk über Giulio Romano, C. Promis seine Forschungen über Francesco di Giorgio und die Militairarchitekten des 15. Jahrhunderts, A. Magrini seine Lebensbeschreibung Palladio's, F. Bonaini seine Forschungen über F. Traini und ältere pisaner Künstler, V. Marchese seine Denkwürdigkeiten der Künstler des Predigerordens, S. d'Aloe seine Beschreibung der Fresken des Zingaro, F. Baldanzi seine Geschichte und Schilderung des Doms von Prato, P. E. Selvatico seine Geschichte der Sculptur und Architektur in Venedig, L. Canina seine große Arbeit über die Baukunst des ältesten christlichen Cultus heraus; Rosini schrieb seine Geschichte der italienischen Malerei, die ihrer vielseitigen Mängel ungeachtet dennoch Beachtung verdient; einer Unmasse kleiner, oft sehr werthvoller Schriften nicht zu gedenken, die ich in den verschiedenen Jahrgängen des „Kunstblatt“ von 1840—49 ziemlich vollständig verzeichnet und besprochen habe. Man begann Galeriewerke in mehr künstlerischem Sinne auszuführen als es gewöhnlich und namentlich noch bei dem einer so schönen Aufgabe unwürdigen Bardi'schen über den Palast Pitti der Fall gewesen: die Perfetti'sche „Galeria dell' accademia delle belle arti di Firenze“ machte den Anfang, welcher jetzt das tüchtige Werk über das Sanct-Marcuskloster nachfolgt. Von Ausländern geschah weniger im Fache italienischer Kunstgeschichte, wenn man Passavant's Leben Giovanni's und Rafael Sanzio's, E. Förster's Georgenkapelle, Bunsen's Abhandlung über die Basiliken zu den Knapp-Gutensohn'schen Abbildungen, in der Linie der Kupferstichwerke L. Gruner's Ornamentenwerk und Villa Magliana und E. Braun's Passion des Duccio di Buoninsegna ausnimmt. Die mehrbändige gelehrte, aber in der Ausführung ungleiche „Beschreibung der Stadt Rom“ wurde unterdeß vollendet, während seit 1839 die Gelehrtencongresse

in Italien Anlaß wurden, eine Reihe ausführlicher und sorgfältiger Städtebeschreibungen zu liefern, unter denen namentlich die von Padua, Mailand, Neapel, Genua und Venedig zu nennen sind.

So lagen denn für die spätern Theile des Vasari wie für die Ergänzung der Anmerkungen zu den frühern reiche, zum Theil zu reiche Materialien vor. Der Herausgeber hat viel davon benutzt, nicht Alles, nicht immer gerade Das worauf es ankam. Die Anmerkungen z. B. zu den beiden letzten Theilen sind im Durchschnitt etwas spärlich gerathen. Man wird mir mit Recht einwerfen daß es im Ganzen wenig darauf ankommt, da die meisten dieser Leute, diese Rafaelesken und Michelangiolesken, mit geringen Ausnahmen gar wenig interessant sind. Da aber Vasari sich bei der Mehrzahl in seiner Lust am Erzählen so sehr hat gehen lassen und uns so viel Detail über sie aufgetischt hat, so hätte es sich immer der Mühe verlohnt in einem so speciellen und biographischen Werke auch das Specielle nachzutragen. In dieser Hinsicht ist das Buch ungleich: so ist unter Anderm Rom in Bezug auf die Werke dieser spätern Cinquecentisten etwas vernachlässigt. Bei einem minder fleißigen Manne als der Herausgeber ist würde ich mir sehr gut vorstellen können daß man über diesen massenhaften Einzelheiten ermüden muß. Oberitalien und Toscana sind im Allgemeinen gleichmäßiger behandelt. Die Uebertragung selbst liest sich sehr leicht und angenehm. Sie hat von dem Reiz der Diction des Originals, einem Vorzug der demselben auch neben der künstlerisch-wissenschaftlichen Bedeutung so hohen Werth verleiht, so wenig wie möglich verwischt. Dabei ist sie klar, verständlich, ungezwungen, fließend. Kurz es läßt sich nur Lobendes von ihr sagen. Es kommen einzelne Irrthümer und Misverständnisse vor, die sich theils aus dem Mangel an Vertrautheit mit gewissen toscanischen Eigenthümlichkeiten oder Idiotismen, theils aber auch aus mangelnder Localkenntniß herschreiben. Die genaueste Localkenntniß ist nun aber bei einem Schriftsteller wie Vasari erfoderlich. Solche Dinge thun dem Verdienst der Uebersetzung im Ganzen keinen Eintrag, sie hindern jedoch das Verständniß von Einzelnem, weil es dem Bearbeiter selbst nicht klar geworden ist.

Ich will und kann dem Leser nicht zumuthen mir durch das Detail eines acht Bände umfassenden Werks zu folgen. Mir selbst würde es an Kenntnissen wie an Kraft fehlen eine solche Arbeit vorzunehmen, wie ich einst, auf sehr wenige Hülfsmittel beschränkt, sie für den ersten Band unternahm. Zu dem ersten bis dritten Band hat übrigens der Herausgeber mit dem rühmenswerthesten Fleiße eine Menge werthvoller Nachträge geliefert (VI, 303—337), während er die Hauptresultate der in den vier ersten Bänden der letzten florentiner Ausgabe enthaltenen Forschungen in einem zweiten Nachtrage (v—XLIV) hinzugefügt hat. So ist denn für die ältern Zeiten auch das Neueste berücksichtigt. Wenn ich nun aus den letzten Theilen Einzelnes heraushebe, so geschieht es mehr um zu zeigen, wie obige Bemerkungen zu verstehen sind, und um einen Beweis zu geben daß ich dem Buche die ihm gebührende Aufmerksamkeit zugewandt habe, als weil ich gerade glaube, es handle sich hier um wichtige kunstgeschichtliche Facta.

Nehmen wir das Leben des Bildhauers G. Francesco Rustici (V, 64—87) zur Hand. Bei Erwähnung des Donatello'schen David (S. 67) hätte darauf verwiesen werden müssen daß diese Bronzestatue sich unter den modernen Bronzen der Uffizien befindet. Die Innung von Porta Sta.-Maria (S. 68) ist die der Seidenwirker (Arte della seta). Die Bezeichnung „al Conlucci Sansovino" des Textes (ebendaselbst) hätte umschrieben werden müssen. Die Gruppe des Rustici (S. 68) steht nicht über der dem Dome zugewandten Thüre des Baptisteriums, wo die Taufe des Sansovino durch einen Engel des Spinazzi vermehrt, sondern dem Hause der Bauverwaltung gegenüber, wie auch in einer mit Uebersehung des Widerspruchs angeführten Stelle aus Cicognara (S. 69) zu lesen ist, wo ich zu meinem Schrecken „l'opera" in Opernhaus verwandelt finde. Aus Carlo Strozzi's Aufzeichnungen ist übrigens bekannt daß die Gruppe am 21. Juni 1511 aufgedeckt ward, und aus einem Briefe Goro Gheri's an Benedotto Buondelmonti vom 6. April 1519 (Gaye, „Carteggio inedito", II, 148) ergibt sich die Wahrheit der Vasari'schen Erzählung von der schlechten Behandlung die dem Künstler zutheilwurde. Der Ausdruck „Kaufmannschaft" (S. 69) ist unbezeichnend: es ist die Arte de' mercatanti, gewöhnlich di Calimala genannt, die Zunft der Händler mit fremdem Wollentuch, deren Zunfthaus an die vom Grandncaplatz nach Orsanmichele führende Straße stieß. Die Uebersetzung „Einer von den Ridolfi" für Einen aus der Familie Ridolfi (S. 70) ist nicht gerade elegant. Wenn „stanze della sapienza" mit „Zimmer der hohen Schule" (S. 71) übersetzt wird, so kann dies nur einen falschen Begriff aufkommen lassen: es handelt sich von jenem durch Niccolò da Uzzano begonnenen Gebäude welches seiner ursprünglichen Intention zulieb auch heute Sapienza heißt, obgleich es Löwenzwinger war und jetzt Hofremise und Stall ist. Beim Namen Jacopo Salviati's ist (S. 72) die Bezeichnung „der Alte" (il vecchio) vergessen: er war Leo's X. Schwager, und sein Palast „oberhalb der Brücke an der Badia" ist die jenseit des Flüßchens Mugnone angesichts der vormaligen fiesolaner Abtei (lange Zeit Francesco Inghirami's Wohnung, Typo- und Chalkographie) gelegene malerische wie großartige Villa, die durch Erbschaft an die Borghese und neuerdings durch Kauf an einen Engländer Mr. Vansittart kam. Moreni („Contorni di Firenze", III, 132) spricht von dieser Villa, die zu den schönsten der schönen florentiner Umgebung gehört. „Lucco" durch „langes Kleid" übersetzt ist die ceremonielle Tracht der alten Florentiner. Der Erwähnung M. Alessandro's de' Medici, des Sohnes Ottaviano's (S. 73), hätte zu größerer Deutlichkeit hinzugefügt werden müssen daß derselbe Papst Leo XI. ward, daß Ottavian der im Leben Andrea del Sarto's und anderer Künstler jener Zeit

vielgenannte Geschäftsmann der Päpste und seine Wohnung der Palast bei S.-Marco war, wo seit ein paar Jahren das Hauptzollamt ist, während sein zweiter Sohn Bernardetto, von dem die neapolitanischen Medici (Fürsten von Ottajano) stammen, nicht fern von dort in Via Larga wohnte, wo noch sein Haus mit dem Wappen steht und die Ecke Canto di messer Bernardetto heißt. Die Uebersetzung von „negli Angeli" durch „bei degli Angeli", wo ebendaselbst von D. Silvano Razzi's Wohnung die Rede, ist unrichtig; es muß heißen: im Kloster der Angeli. Auf S. 79, wo die Schilderung der heitern florentiner Künstlerfeste beginnt, heißt es: das erste Fest sei „zu L'Aia da Sta.-Maria Nuova" gefeiert worden. Dies ist dem Leser unverständlich, wenn er sich nicht im Leben Ghiberti's (II, Abth. 1, 105) Raths erholt, wo die Uebersetzung richtig ist: es war eine Werkstätte oder Gießerei welche die Ghiberti Vater und Sohn um 270 Gulden erwarben. Das Haus des Giuliano Scali, von Bartolommeo Scala, dem Staatssecretair der Republik, in Lorenzo's des Erlauchten Zeit errichtet, lag nicht (S. 84) *vor* Porta Pinti: es steht, jetzt Pal. Gherardesca, *in* der Stadt, wie auch das Original („alla Porta a Pinti") ganz richtig hat. Und Leo Strozzi war nicht, wie wir in einer Note S. 86 lesen, Gouverneur von Capua, sondern hieß Priore di Capua, weil er die Johanniterpfründe (Priorat) dieser Stadt besaß, die vor ihm Julius von Medici (Clemens VII.) gehörte.

Im Leben des Francesco Primaticcio (VI, 3—23) hätte der Versuch gemacht werden sollen, in die confuse Chronologie der Thätigkeit italienischer Künstler in Frankreich einige Ordnung zu bringen. Es ist freilich schwer, oft unmöglich, und die Franzosen haben mit ihrer unglaublich leichtsinnigen Kunstschriftstellerei nur noch größere Verwirrung angerichtet, wovon der von Villot herausgegebene neueste Katalog der Louvresammlung die traurigsten Proben bringt. Andrea del Sarto's Reise nach Paris läßt sich mit ziemlicher Gewißheit feststellen. (Vgl. dessen Leben, III, Abth. 1, 416, wobei ich mich dagegen verwahre als habe ich in meiner Schrift über Andrea den Dauphin „Heinrich II." genannt.) Bei Rosso aber und Primaticcio sind wir im Dunkeln, und ich fürchte daß Léon de Laborde, welchem ebenso wenig wie G. Molini und andern Italienern Nachforschungen über B. Cellini glückten, auch für diese Maler keine wesentliche Ausbeute für seine „Renaissance des arts à la cour de France" gefunden hat. Man nimmt gewöhnlich an, Rosso sei 1530, Primaticcio 1531 nach Paris gegangen, während bologneser Schriftsteller ihn erst 1539 reisen lassen. Ist die erstere Annahme richtig, so war Primaticcio damals 27 Jahre alt: Vasari hat sein Alter nicht, aber Gaye („Carteggio inedito", III, 552) gibt seinen letzten Willen, am 20. Februar 1562 zu St.-Germain-en-Laye aufgesetzt, worin er sich achtundfunfzigjährig nennt, seinen Vater Giovanni, sich selbst als abate comendatario (eine Abtei in Commende ist ein bloßes Benefiz) von St.-Martin zu Troyes, des Königs Rath und Almosenier und Generalcommissar aller königlichen Bauten bezeichnet. Cellini's Erzählung ist nicht geeignet größere Ordnung der Zeitfolge herzustellen. Nach Vasari (S. 5) sandte König Franz den Primaticcio 1540 nach Italien Kunstwerke zu sammeln. Bei Malvasia, welcher indeß über seinen Landsmann nichts Eigenes hat, liest man („Felsina pittrice", I, 131, Ausg. von Bologna 1841), Rosso's Eifersucht habe ihn dahin senden lassen; nach Benvenuto's Bericht („Vita", lib. II, cap. 11) hätte aber Primaticcio nicht nur die Sendung selbst gewünscht, sondern dieselbe müßte auch gemäß seiner Zeitrechnung nach Rosso's Tode stattgefunden haben. Die einzige Mission Primaticcio's aber über welche es eine beglaubigte Nachricht gibt ist vom Jahre 1547: die Nachricht enthält das zuerst von A. F. Artaud in seinem Buche über Macchiavelli 1833 im Facsimile mitgetheilte Schreiben Franz' I. aus St.-Germain-en-Laye an Buonarroti, wodurch er ihm anzeigt daß der Abbé de St.-Martin de Troyes, Ueberbringer des Briefes, den Auftrag habe einige seiner Werke abformen zu lassen, so den Christ in der Minerva und die Pietà in St.-Peter. Ob man zwei Reisen annehmen darf, lasse ich dahingestellt sein. Daß Primaticcio ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterließ, ersieht man aus seinem Testament durch welches er ein Fideicommiß einsetzte. Ueber die von seinem Neffen Giovanni in Frankreich (in der Bretagne und in der Nähe von Meaux) erworbenen beiden Herrschaften findet sich eine Nachricht bei Malvasia a. a. O. Statt „Cardinal von Lorena", wie S. 10 steht, oder gar Loreno sollte durchgehend Cardinal von Lothringen gesetzt sein, wie denn überhaupt die Beibehaltung solcher italienischer Uebersetzungen, zum Theil Verstümmelungen von Namen und Titeln, in einem deutschen Buche eine schlechte Wirkung macht. Wozu z. B. im Leben des Pinturicchio das im Deutschen unverständliche „Herzog Valentino" für Cesar Borgia, wenn das Duca Valentino nur die Italienisirung von Duc de Valentinois ist? Wozu die Confusion erregenden Monsignorentitel bei französischen Prinzen, z. B. im Leben Bagnacavallo's „Monsignor di Fois" für Gaston de Foix? Wozu im Leben des Bugiardini „Fra Niccolò della Magna" für Nikolaus von Schomberg, im Leben Fra Bartolommeo's Rhomberg verdruckt? Wozu im Leben Taddeo Zucchero's „Cardinal Polo" statt Poole, der Menge Namen in den Fresken zu Caprarola nicht zu gedenken welche der Correction und Erläuterung bedürften. Wozu im Leben des Pintelli „Cardinal Guglielmo", während Guillaume d'Estouteville's Name an der Façade von S.-Agostino deutlich zu lesen ist? Andererseits kommen dann unrichtige Umänderungen vor. Im Leben Buonarroti's wird aus einem Cardinal „di Roano", womit nur ein Erzbischof von Rouen gemeint ist, ein „Rohan", um die Vasari'sche Verwirrung noch zu mehren. Und „Guglielmo da Marcilla" (III, Abth. 1, 253) wird ein „Wilhelm aus Marseille", während Gaye längst aus aretinischen Urkunden nachgewiesen hat daß er Guillaume de Marcillat hieß, Prior von St.-Thibaut

in Lothringen. Im Leben Giulio Romano's ist „Giovanna d'Aragona" eine „Johanna von Aragonien" geworden, während das d'Aragona bei den natürlichen Sprößlingen König Ferdinand's I. von Neapel Familienname und nicht Titel war, und überdies hätte angemerkt werden müssen daß diese schöne Frau niemals Vicekönigin von Neapel gewesen ist, wie Vasari irrig angibt. Dies ist nur Weniges aus gar Vielem! Wer der S. 12 genannte Cardinal della Bordagiera ist, gelingt mir nicht herauszubringen. Wenn S. 13 vom Signor Fernando Cardinal Medici und vom Palast im Campomarzo in Rom die Rede ist, hätte bemerkt werden sollen daß es sich hier um den dritten Großherzog Ferdinand und den Palazzo di Firenze handelt. Das Anführen von Personen und Dingen unter bald hier bald dort wechselnden Namen ist ein nicht geringer Uebelstand. Auf S. 187 wird derselbe Prinz gar zu einem „Don Arnaldo". Cosimo il Vecchio, der Großvater Lorenzo's il Magnifico, kommt unter lauter verschiedenen Bezeichnungen vor: IV, 261 heißt er „der älteste der Medici", was sinnlos ist; VI, 219 „der alte Cosimo" u. s. w. Es wäre gut gewesen eine kurze genealogische Tabelle der Mediceer beizufügen, um das gegenwärtige Durcheinander zu vermeiden, umsomehr als es sich um zwei, ja drei Linien eines Geschlechts handelt.

Nur noch ein Abschnitt des Buchs möge hier angeführt werden, damit des Details nicht zu viel sei. Es ist der Abschnitt von Angelo Allori Bronzino und den Mitgliedern der florentiner Kunstakademie (VI, 182—227). Vergleicht man die Anmerkungen, so findet man Nichts als was in der Passigli'schen Ausgabe steht, und wenn diese namentlich für Solche berechnet scheint die in Florenz lebend die meisten der von Vasari angeführten Arbeiten unter Augen haben, so mag man sich denken wie wenig genügend sie für das Ausland sind. Ich gebe zu daß der künstlerische Werth der meisten dieser Sachen gerade nicht immens ist; da Vasari sie aber einmal nennt, mußte man sie auch berücksichtigen. Außer den bessern Städteguiden hätten nur die „Monumenti sepolcrali della Toscana", die Tafeln in verschiedenen von Litta's „Famiglie celebri", die 1820 bei Molini erschienene „Metropolitana fiorentina", Moisè's Schriften über den Palazzo Vecchio und die Kirche Sta.-Croce in Florenz und andere um Rath gefragt zu werden brauchen, nicht zu reden von Gaye's und Gualandi's schon genannten Documentensammlungen, von denen namentlich die erstere im zweiten und dritten Bande außerordentlich viel Material für diesen Zeitpunkt enthält. In einer Anmerkung S. 182, wo von Bronzino's Heimat die Rede ist, wird der Borgo vor Porta S.-Frediano (Friano ist ein Volksausdruck) richtig „Vorstadt" genannt: sonst herrscht in Betreff dieses Worts „borgo", welches bald eine Straße, bald eine wirkliche Vorstadt, bald einen Ort (bourg) bedeutet, in der Uebersetzung große Verwirrung, sodaß selbst die Stadt Borgo S.-Sepolcro im Tiberthal einmal eine Vorstadt heißt. Aehnliche Misgriffe kommen häufig mit dem Wort Terra oder mit dem Ausdruck Castello vor, wobei man sich eine Ortschaft zu denken hat, nicht aber ein Castell im Sinn von Feste, welche rocca heißt. Der Ausdruck Badia de' monaci neri hätte mit Benedictinerabtei übersetzt werden müssen, nicht wie S. 183 und 200 mit „schwarzen Brüdern", was überdies ein Verstoß, da die Benedictiner Mönche und keine Brüder (frati) sind. Cosimo's des Alten Villa Careggi (S. 185), wo er und Lorenzo starben, kam in neuern Zeiten an die Familie Orsi. Auf S. 188 wird der Ausdruck „cappella ricca di conci" durch „reiche Muschelkapelle" wiedergegeben: es heißt indeß nichts Anderes als reich an Verzierungen. Daß des Bronzino Gemälde der Vorhölle hier von einer Pietà desselben ersetzt worden ist, hätte wol angegeben werden sollen. Wenn jenes Gemälde auf S. 189 in einer Anmerkung „herrlich" genannt wird, dasselbe Epithet S. 197 gar einem Alessandro Allori zukommt, und Bronzino's Auferstehung in der Guadagnikapelle, deren mattes Colorit und fehlerhafte Zeichnung schon Rafael Borghini rügte, „schön" heißt, so ist dies den florentiner Commentatoren doch etwas zu sehr aufs Wort glauben. Benedetto von Pescia S. 190 hieß Pagni, nicht Bagni. Daß Cosmopolis auf Elba (S. 191) Portoferrajo ist, mußte angemerkt werden: der höfische Name drang nicht durch, wie man es oft in ähnlichen Fällen gesehen hat.

Soweit in diesem Aufsatz vom Bronzino, nun von seinen Schülern und sonstigen Akademikern, meist Dii minorum gentium, von denen man indeß in Toscana unzählige Werke findet. Bei der Kapelle Montaguti (S. 196) ist zu erwähnen vergessen daß sie sich in der SS. Annunziata befindet. Alessandro Allori's Inschrift (S. 197): „Ch' altro diletto che 'mparar non provo", heißt nicht etwa: „Mag einen Andern ergötzen was ich nicht lernen mag", sondern: „Andere Freude empfinde ich nicht als das Lernen." Ueber Cristofano dell' Altissimo und seine zahlreichen mittelmäßigen Bildnisse, Copien der Giovio'schen, in den Uffizien hätte Gaye's „Carteggio" vielerlei Aufschluß geben können: Cosmus I. sandte ihn nach Como im Juni 1552. Santi di Tito's Bild in Ognissanti schmückt den Altar der vierten Kapelle zur Rechten neben einem Fresco des Botticelli, dessen Vasari gedenkt, das andere in S.-Giuseppe den dritten Altar rechts. Die Uebersetzung von „piazze" durch „Märkte" (S. 198) ist unrichtig: ein Platz braucht kein Marktplatz zu sein. Francesco da San-Gallo's an Caricatur grenzendes Monument des Bischofs Marzi-Medici (S. 211) steht nicht auf dem Presbyterium in der Annunziata, sondern am Aufgang zu demselben, der Tribune des Leon Batista Alberti. Ueber das Monument Piero's de' Medici in Monte-Cassino (S. 211), dessen Abbildung Litta in den Medici gibt, enthalten Gaye („Carteggio", II, 356 fg.) und Tosti („Storia della badia di Monte-Cassino", III, 265) die nöthigen Daten. Vincenzo de' Rossi, der so viel und manches Gute gearbeitet, ist in den Erläuterungen gar ärmlich weggekommen. Bei Erwähnung seiner Sculpturen in Sta.-Maria della Pace zu Rom, die zu seinen besten gehö-

ten (S. 213), hätte billig der Theilnahme Buonarroti's und Simon Mosca's an dieser Kapelle der Cesi neben Rafael's berühmten Sibyllen gedacht werden müssen, sowie des Tumults vom August 1559, in welchem seine capitolinische Statue Paul's IV. zugrundeging. Von seinen zahlreichen Werken in Florenz für Cosmus I. wäre es leicht gewesen im Palazzo Vecchio, Pitti u. s. w. die bessern zu bezeichnen. Auf S. 213 wird Vasari vom Herausgeber corrigirt, wo er den Theseus als Entführer der Helena nennt: statt Theseus wird Paris gesetzt, was ganz richtig wäre, hätte Leda's schöne Tochter sich nur ein mal entführen lassen! Die figurenreiche Fontaine Camilliani's in Palermo auf Piazza Pretoriana (S. 214) hätte wol einige Worte verdient. Auch bei Giam Bologna (S. 215) mußten Zusätze gegeben werden. Ein ausführliches, mit Urkunden belegtes, von Kupfern begleitetes Werk über diesen talentvollen Bildhauer steht in Aussicht: Foucques de Vagnonville aus Douai beschäftigt sich seit längerer Zeit mit seinem berühmten, in der Heimat aber am wenigsten bekannten Landsmann. Piazza S.-Petronio und Platz am Palast des Podestà in Bologna sind Dasselbe. Bei Vinc. Danti findet sich S. 218 das durch das Mediceische Wappen kenntliche Haus des Sforza Almeni, dieses Opfers der Heftigkeit Cosmus' I., in Via de' Servi zu Florenz an der Ecke nach dem Castellaccio erwähnt, wobei letzterer Name mit „Citadelle" übersetzt ist. Das Castellaccio ist aber keine Burg; es ist der Volksausdruck für die verfallenden Grundmauern jener Kirche welche Filippo Brunelleschi im Camaldulensergarten der Angeli für Filippo Scolari zu bauen vorhatte, jenen unternehmenden florentiner Kaufmann, der nach Ungarn gelangt zur Würde eines Gespans emporstieg, daher seine Name Pippo Spano, und namentlich bei Kaiser Sigmund viel vermochte. („Vite di illustri Italiani", I, 117—232.) Plan und Aufriß der Kirche, die ein Achteck mit Kuppel bilden sollte, finden sich in Lastri's „Osservatore fiorentino" (Ausgabe von 1821, II, 167). Bei Erwähnung des „Magistratsgebäudes der Münze" (S. 219) muß bemerkt werden daß es die Vasari'schen Uffizien sind. Antonio Lorenzi soll (S. 223) im „Stallgarten nahe bei S.-Marco" einen Brunnen verziert haben, was aber Vasari giardino delle stalle nennt, ist der Garten bei dem schon erwähnten Gebäude der Sapienza. Sepoltura del Corte heißt nicht „Grabmal del Corte", sondern Grabmal des Arztes Corte. In Don Garzia (nicht Grazia) de Toledo's Garten an der Chiaia in Neapel, dessen Rest den Garten des heutigen Palastes Ferrandina bildet, ist Nichts von Kunstsachen geblieben. Daß die Reliefs des Giovanni dall' Opera an der vor wenigen Jahren durch Wegräumung des obern Theils sehr veränderten Marmorumschließung des Doms in Florenz (S. 225) nach Bandinelli'schen Zeichnungen sind, mußte angeführt werden. Was aber S. 228 „Kugelwappen" heißt, mag dem deutschen Leser nicht in gleichem Maße klar sein wie das Original dem Florentiner, der die Arme di palle des Mediceischen Hauses überall vor Augen hat. Bei der Erläuterung dieser Notizen über die mit Buonarroti mehr oder minder zusammenhangenden Künstler hätte billig auf dessen Lebensbeschreibung, die des Bandinelli u. A. Rücksicht genommen werden müssen.

Bei diesen drei Abschnitten muß ich es bewenden lassen, denn ich kann wie gesagt Keinem zumuthen mir durch einen solchen Wust von Detail zu folgen. Das Obige wird genügen zu zeigen daß die Erklärung Vasari's noch manche Mühewaltung heischt. Bei einem Autor dieser Art kann es indeß nicht wohl anders sein: die Masse einzelner Angaben und Notizen ist zu groß. Andere Partien sind übrigens sorgsamer gearbeitet: ich nenne zwei der wichtigsten Biographien, Rafael und Buonarroti. Auch die neuern Resultate der Forschung sind hier im Ganzen vollständig nachgetragen. Bei Rafael am meisten; bei Michel Angelo fehlt noch Manches. Doch es ist hier nicht der Ort diese und ähnliche Einzelheiten vorzunehmen. Freuen wir uns lieber des durch die deutschen Herausgeber des Vasari Geleisteten. Einzelne Mängel thun dem tüchtig durchgeführten Ganzen bei so schwieriger Aufgabe keinen wesentlichen Eintrag. Wir haben ein angenehm lesbares Buch, in welchem für die Kritik der Kunstgeschichte sehr Anerkennungswerthes geleistet ist. Bis zur Vollendung der neuen florentiner Ausgabe, worüber noch einige Jahre hingehen werden, bleibt die deutsche die vollständigste von allen. Und dies ist nicht geringes Verdienst. Ein gutes Register, nicht so vollständig in den Einzelheiten wie das des Passigli'schen Drucks, jedoch bequem und übersichtlich, erleichtert sehr den Gebrauch.

In jedem Falle aber bleibt für die Erklärung, Berichtigung, Ergänzung Vasari's noch Manches zu thun. Mit jedem Jahre mehrt sich in Italien die Zahl urkundlicher Entdeckungen. In diesem Moment ist Mehreres angekündigt, Gaetano Milanesi's reiche Urkundensammlung über die ältere sienesische Schule, G. Cadorin's Leben Tizian's, A. Magrini's Geschichte des Doms zu Vicenza, C. Promis' Untersuchungen über die Militairarchitekten und verschiedenes Andere auf ernster Forschung Beruhende. Wo man noch vor nicht vielen Jahren mit einer Nachricht beim Vater der italienischen Kunstgeschichte oder irgend einem Seicentisten sich begnügen mußte, leben jetzt die Facta in den Worten der Zeitgenossen, der Theilnehmer, der Urheber vor uns wieder auf. Die Empfindung der Ursprünglichkeit die uns aus solchen Documenten anweht macht einen Eindruck der sich nicht gut schildern läßt. Die alten tüchtigen Florentiner des Quattrocento stehen leiblich vor uns, mit ihrer umsichtigen Thätigkeit, welche so große Reichthümer in ihre Häuser führte, mit ihrer Sparsamkeit im häuslichen Leben, welche ihnen möglich machte Werke auszuführen zu denen selbst solche Reichthümer nicht im Verhältniß zu stehen schienen, mit ihrer Ordnungsliebe und Genauigkeit in allen Angelegenheiten, welche Verträge mit Künstlern wie Handelscontracte behandelte, aber ei-

nen Palast Medici und Palast Strozzi und Sto.-Spirito und S.-Lorenzo und Masaccio's, Benozzo's, Filippino Lippi's Kapellen (ich rede hier nicht von Schöpfungen von Corporationen) erstehen ließ. Mit solchen Documenten Kunstgeschichte zu schreiben ist eine angenehme Sache. Die Geschichte des Palastes Strozzi ist in den letzten Jahren vielfach erläutert worden. Gaye war, soviel ich mich erinnere, der Erste der im Schorn'schen „Kunstblatt" (1837, Nr. 67, 68) nach den Originalberichten die Entstehung dieses unübertroffenen Meisterwerks der toscanischen Architektur schilderte und später im „Carteggio" (II, 354 fg., III, 497) diese Originale druckte. Seitdem wurden durch Pietro Bigazzi in den Beilagen zu Gio. Bat. Niccolini's Tragödie „Filippo Strozzi" (Florenz 1847, S. 315—331) zwei Letztwillensverfügungen Filippo's, des berühmtern unglücklichen Sohnes des gleichnamigen Gründers des Palastes, bekanntgemacht, und jetzt hat derselbe in einer nicht in den Handel gekommenen Schrift: „Vita di Filippo Strozzi il vecchio scritta da Lorenzo suo figlio" (Florenz 1851), die von Gaye mitgetheilten Documente im Zusammenhang und nebenbei manches Neue gegeben. Vielleicht über kein Haus des ganzen 15. Jahrhunderts wissen wir nun soviel wie über das Strozzi'sche. Es verlohnt aber auch die Mühe. Und nirgend vielleicht wird neben der Geschichte des Hauses auch Leben und Sein, Denken und Empfinden der Begründer und Bewohner so anschaulich und lebendig.

Ich will die Geschichte des Baus hier nicht aufs neue erzählen, wie Gaye sie mit den Worten der Urkunden gegeben hat, wie der alte Filippo nach dem Bericht seines Sohnes Lorenzo nach Ruhm begieriger denn nach Geld, baulustig und im Bauwesen erfahren, ein Haus aufzuführen beschloß das ihm und den Seinigen in und außerhalb Italien einen Namen machen sollte, wie er aber zugleich den Neid seiner Mitbürger zu wecken fürchtete und klug und vorsichtig zuwerkeging, und doch nicht verhindern konnte daß man sagte sein Reichthum werde eher zu Ende gehen als der Palast vollendet dastehe, eine Vorhersagung die zum Glück nicht eingetroffen ist, wenngleich lange Zeit das Glück von seinen Nachkommen gewichen schien. Aus den Ergänzungen dieser Baugeschichte jedoch möge hier das Erheblichste angereiht werden, charakteristisch für Zeit und Personen wie jene ersten Urkunden. Eine Menge Häuser mußte Filippo Strozzi kaufen um für seine casa grande Raum zu gewinnen: mit dem Thurm beginnend der den Namen seiner alten Besitzer, der Grafen Guidi von Poppi führte, welche 1440 aus Toscana vertrieben worden waren, nennt er in einem Ricordo („Vita di F. S.", S. 73 fg.) 15 Grundstücke, für die er im Ganzen 6259 Goldgulden ausgab, denn es war am Eingange des alten Marktes ein dichtbewohntes Viertel. Noch zwei Häuser kauften seine Söhne dazu, und durch eine donatio inter vivos erlangte er von Lorenzo de' Medici ein Grundstück, unter der Bedingung daß er binnen eines Jahres darauf zu bauen beginne und im Bauen fortfahre. Man weiß daß Filippo schon am 14. Mai 1491 starb: am 16. August 1489 hatte er den ersten Stein des Fundaments gelegt. Er schreibt am a. a. O. S. 70:

Im Moment wo die Sonne hinter den Bergen hervortrat legte ich den ersten Stein zu den Grundmauern im Namen Gottes zu gutem Beginn für mich und meine Nachkommen und Alle die sich daran betheiligen werden. Und in derselben Stunde ließ ich eine Heilige-Geist-Messe durch die Brüder von San-Marco singen, eine andere bei den Nonnen der Murate, eine dritte in meiner Kirche Sta.-Maria di Lecceto und noch eine von den dortigen Brüdern, die mir alle verpflichtet sind, mit dem Gebete daß es ein glücklicher Anfang für mich und die Meinen sei und für Alle die diesem Bau Gunst schenken werden. Den Zeitpunkt bezeichneten mir Messer Benedetto Biliotti und Maestro Niccolò und M. Antonio Benivieni, Aerzte, und der Bischof Pagagnotti und M. Marsilio, welche Alle ihn als günstig bestätigten. Den Brüdern von San-Marco sandte ich zur Almosenvertheilung nach ihrem Gutdünken 20 Lire, nach den Murate ebenso viel. In kleinen Almosen vertheilte ich 10 Lire. Benedetto Biliotti schenkte ich 4 Ellen schwarzen Damast, macht 20 Lire. Zum Essen hatte ich in den Frühstunden Messer Jacopo den Maurermeister, Maestro Andrea den Gießer, Filippo Buondelmonti, Marcuccio Strozzi, Pietro Parenti, Simone Ridolfi, Donato Benfi, Ser Agnolo, Lorenzo Fiorini und andere meiner Freunde.

Wenn die Vollendung des Palastes sich so lange verzögerte, ja derselbe nie ganz fertig ward (bekanntlich fehlt ein großer Theil des prachtvollen Hauptgesimses), so liegt die Schuld mehr an dem bösen Willen des ältesten Sohnes Alfonso als an der Ungunst der Zeiten. Nach dessen Tode 1534 blieben die beiden jüngern Brüder, Lorenzo und Filippo, Letzterer nur drei Jahre vor des Vaters Ableben geboren und der Berühmteste und zugleich Unglücklichste der Familie. Wie sehr diesem der Ausbau des väterlichen Hauses am Herzen lag, ergibt sich aus seinen beiden Letztwillensverfügungen, von denen die eine vom Jahre 1535, die andere am 31. December 1537 im Kerker des Forts von Florenz aufgesetzt ist, welches mit Strozzi'schem Gelde erbaut worden war und in welchem beinahe ein Jahr später Filippo elenden Tod fand. Die wichtigste Stelle im ersten dieser Documente lautet wie folgt:

Da ich durch den väterlichen letzten Willen verpflichtet bin meinen Antheil an dem Palast in Florenz zu vollenden und es, abgesehen von solcher Verpflichtung, bei mir Absicht und Entschluß ist ein solches zu unsers Stammes und Hauses Ehre begonnenes Werk nicht durch meine Schuld unfertig sein zu lassen, so verpflichte und nöthige (obbligo e condanno) ich meine Erben soviel ich vermag nach unserer Schuldigkeit für mein Theil, Drittel nämlich oder Hälfte, mit meinem Bruder Lorenzo bis zur gänzlichen Vollendung zusammenzuwirken und mit ihm oder seinen Erben sich zu benehmen, auf daß er oder sie ihrerseits für den Ausbau ihres Antheils nach dem Rechte Sorge tragen, unter Berufung auf das Gericht, sollte freiwillige Theilnahme verweigert werden. Und sollten etwa meine Erben als Ausgewanderte oder Rebellen sich nicht in der Heimat befinden, so will ich, vorausgesetzt daß die zur Zeit bestehende Regierung es ihnen nicht verbiete, daß sie ihre tägliche Rate zu den Baukosten zu entrichten fortfahren, indem es meine Absicht ist daß der Bau zu Ende geführt werde wer auch immer dessen Bewohner sein möge. Und da ich die Kosten der Hälfte höchstens auf 5000 Scudi (Goldthaler oder Zechinen) veranschlage, so bestimme ich daß diese Summe nicht unter meine Erben vertheilt, sondern nebst 2000 Scudi für die Grabmäler (s. unten) in Händen Neri Capponi's bleiben soll, indem nach den Naturgesetzen gewaltsame Zustände nicht lange

währen können.*) Im Falle von Neri's Tode sollen die 5000 Scudi im Verwahesam der durch die Testamentsvollzieher zu ernennenden Person bleiben, unter ausdrücklicher Bedingung daß sie zu keinen andern Zwecken verwendet werden dürfen. Sollte diese Summe jedoch nicht ausreichen, so sind meine Erben verpflichtet das Fehlende zuzuschießen. Bleibt hingegen ein Ueberschuß, so ist er zu folgendem Zwecke zu verwenden.

Da ich in Betracht ziehe daß der Theil des Palastes welcher infolge der mit meinem Bruder Lorenzo getroffenen Uebereinkunft mir zufällt eine solchen Gebäudes nicht würdige Nachbaeschaft hat, indem ich zur Erweiterung der Straße und Bildung eines freien Platzes verschiedene Häuser abtragen ließ, deren Grundmauern noch über den Boden hinwegragen, so verordne ich, um den Prospect mit dem Palast in möglichen Einklang zu bringen, daß meinen Erben, die Verpflichlung obliege mindestens 3000 Goldscudi, und nach Gutdünken meiner Testamentsvollzieher mehr, zur Ausschmückung gedachter Localität zu verwenden. Es soll zum wenigsten eine Mauer gezogen werden, parallel mit dem andern (gegenüberliegenden) Palast Messer Palla's des Jüngern, an beiden Enden mit Ecken aus behauenem Stein mit unserm Familienwappen darüber und einem Thor in der Mitte, dem des Palastes gegenüber, um Demjenigen der das Werk fortzusetzen geneigt wäre zum Unterbau zu dienen. Die Gesammtsumme von 8000 Goldscudi soll nun nach meinem ausdrücklichen Willen nicht unter meine Erben vertheilt, sondern zur Ausführung bezeichneter Plane in den Händen Dritter belassen werden. Den Raum des von Palast und Mauer eingeschlossenen Palastes soll niemals einer meiner Erben veräußeen, noch durch irgend einen Bau ihn schmälern dürfen, sondern dieser Platz soll stets leer und frei bleiben zu allgemeiner Bequemlichkeit und Benutzung.

Im zweiten Testament wird dann folgende Bestimmung hinzugefügt:

Da mir vorallem am Herzen liegt daß der Palast in Florenz binnen kürzerer oder längerer Frist vollendet werde, so weise ich alle gegenwärtig mir gehörenden Güter, namentlich aber die für die (im Testament bezeichneten) 60,000 Scudi anzukaufenden als Sicherheit für solchen Ausbau an. Wie gesagt sollen diese Güter ein Fideicommiß bilden, unter dem Vorbehalt daß zum Behuf der Vollendung des Palastes, nicht aber zu anderm Zwecke und nicht eher bis daran Hand gelegt worden, die betreffende Rate davon abgezogen werde.

Im Juli 1533 hatte Filippo den Ausbau des ihm zustehenden Theils begonnen: es ist der nach Piazza Sta.-Maria degli Ughi zugewandte, dessen Façade ganz vollendet ist. Die Verbannung der Strozzi, die sich mit dem Herzog Alexander völlig verfeindeten, scheint das Werk nochmals unterbrochen zu haben und der Palast ward wie gesagt nie ganz fertig, ungeachtet der vom Gründer gemachten Clausel daß derselbe in solchem Fall dem Kloster Sta.-Maria Novella anheimfallen sollte. Die vom Urheber beabsichtigte Umgebung mit großem Platz und Garten, wovon Bocchi in den „Bellezze di Firenze" Kunde gibt, blieb nur ein Plan. Dem Willen des Testators geschah blos insofern Genüge daß der obengenannte Platz auf der Ostseite freiblieb, wo die Häuserdecoration freilich wenig zum Palast stimmt. Das im Testament erwähnte Haus des jüngern Palla Strozzi (Palla Novello, aus einer Nebenlinie, gest. 1456), welches, wol fälschlich dem Brunelleschi zugeschrieben, durch seinen ernsten schönen Stil an den Mediceischen Palast in Via Larga erinnert, ist leider nicht ausgebaut worden. Neben demselben befindet sich seit 1816 eine Kapelle an der Stelle der 1785 geschlossenen Kirche Sta.-Maria degli Ughi, so nach einer alten florentiner Familie geheißen. Der von dem jüngern Filippo innegehabte Theil der großen Familienwohnung wurde wie die reizend gelegene, noch zum großherzoglichen Krongut gehörende Villa Petraja von Alexander's Nachfolger Cosmus I. confiscirt, aber 1568 dem noch lebenden sechsten Sohne Filippo's, Cardinal Lorenzo, sowie dem Enkel Leo zurückgegeben. Das im „Archivio delle Riformagioni" befindliche Decret (bei Bigazzi, a. a. O. S. 329) heißt:

Auf die Bitte des sehr ehrwürdigen Lorenzo Strozzi, Cardinals der Heiligen römischen Kirche, und dessen Brudersohnes Lione verleihen, geben und schenken Wir denselben großmüthig donationis titulo und wissentlich wie aus Machtvollkommenheit die Hälfte des Palastes, genannt delli Strozzi, zu Florenz im Viertel Sta.-Trinità gelegen, innerhalb seiner bekannten Grenzen, welcher einst infolge der Verurtheilung des Rebellen Filippo Strozzi unserm herzoglichen Fiscus und Kammer anheimfiel, damit derselbe den rechtmäßigen männlichen Erben gedachten Lione's und deren legitimen Nachkommen in männlicher Linie verbleibe.

Mit dieser Schenkung wurde dann aber jeder Regreß an den Fiscus wegen sonstiger confiscirter Güter für unzulässig und null erklärt. Da Lione ohne Kinder starb, so kamen die Besitzungen an die Linie des mehrgedachten Lorenzo, Sohnes des alten Filippo und Verfassers der schönen Lebensbeschreibungen der Strozzi, heute durch Ferdinand Strozzi, Fürsten von Forano und Herzog von Bagnolo, repräsentirt. Diesem gehört auch der von dem gedachten Lione erbaute schöne Palast in Rom bei der Kirche der Stimmate. Filippo d. J. hatte in Rom ein anderes Haus auf Piazza S.-Eustachio besessen, welches 1537 Rafael's Freund Baldassar Turini von Pescia bewohnte und dessen Nießbrauch dem heldenmüthigen Prior von Capua, Leo, Filippo's zweitem Sohne, überlassen war.

So weit über den Palast. Mögen nun noch die urkundlichen Nachrichten über die Kapelle der Strozzi in Sta.-Maria Novella folgen, die wegen der Fresken Filippino Lippi's eine so bedeutende Stelle in der Kunstgeschichte einnimmt.

Eine andere Kapelle — erzählt Lorenzo Strozzi im mehrgedachten Leben seines Vaters — errichtete Filippo zu Florenz in Sta.-Maria Novella, welche er durch Filippo di Fra Filippo ausmalen ließ, einen Mann der seine Trefflichkeit in der Malerei durch manche, namentlich aber durch diese Aebeit andentaggelegt hat. Dort befinden sich seine Gebeine in einem Grabmal von Prebirstein.

Die Kapelle ist den Familienpatronen SS. Philipp und Jakob gewidmet. Der mit Filippino geschlossene Contract („Vita di F. S.", S. 60) lautet folgendermaßen:

Am 21. April 1487. Es sei männiglich bekannt wie Filippo Filippo's Sohn Maler für Filippo Matteo's degli Strozzi Sohn eine Kapelle in Sta.-Maria Novella neben dem Hauptaltar auszumalen übernommen hat, unter nachfolgenden Bedin-

*) Diese Worte beziehen sich auf die damaligen, aus den zahlreichen Historikern der Zeit bekannten politischen Verhältnisse in Florenz und auf die Verbannung der Strozzi unter der Regierung des Herzogs Alexander Medici. In Neri di Gino Capponi setzte Filippo in seinen sämmtlichen Angelegenheiten das vollste Vertrauen.

gungen: An der Decke sollen vier Gestalten zu stehen kommen, Kirchenväter oder Evangelisten oder Andere nach des Strozzo Wahl, aufs reichste geziert mit Azur und Gold; der Rest der Decke ganz von feinem Ultramarin, mindestens zum Preise von vier schweren Gulden die Unze, und Schafte und Capitelle der Pfeiler wie die Einrahmungen mit Malerei und Gold nach dem Bedürfniß. Auf jeder Wand sollen zwei Bilder sein, deren Gegenstände Filippo Strozzi geben wird; die Fensterwand, Pfeiler und Bogen der Kapelle innen wie außen und Wappen sollen nach Filippo's Angabe gemalt werden, und so auch der untere Theil der Wände unter den Bildern. Ueberall soll nach Bedürfniß Azur und Gold und die beste Farbe angewandt werden. Und Filippo di Filippo verspricht dem Strozzo sie in Fresco auszumalen und nach der Art eines guten Meisters zu beendigen, mit jenem Fleiße welchen er aufzuwenden vermag, und Alles mit eigener Hand, namentlich die Figuren.

Und sie sind übereingekommen daß gedachter Filippo für seine Arbeit mit Malerei, Farben, Ultramarin, Gerüsten, Kalk, Holz und allem Erfoderlichen, sodaß der gedachte Strozzo an Nichts zu denken haben soll, 300 vollwichtige Gulden erhalten soll, davon 35 jetzt beim Beginn für die Anschaffungen, dann 100 wenn er nach Venedig gehen will, den Rest allmälig, je nach dem Fortschreiten der Arbeit, sodaß 50 oder mindestens 40 bleiben, die der Strozzo ihm frei auszuzahlen verheißt, wenn er das Werk vollendet haben wird, was er für den 1. März 1489 zusagt. Sollte er die Arbeit indeß nicht gut ausführen noch eines wackern Meisters würdig, so wird nach dem Urtheil zweier durch den Strozzo zu wählenden Kunstgenossen von den 40 Gulden ein Abzug zu machen sein im Verhältniß der geringern Güte. Ist die Malerei aber nicht zur vorgeschriebenen Zeit fertig, so soll es dem Strozzo freistehen sie durch wen er will vollenden zu lassen, auf Kosten Filippo's, der den Schaden tragen muß. (Folgen die Unterschriften und Bestätigungen.)

Die Strozzi-Kapelle ist zu Filippino's besten Werken zu rechnen. Er beendigte sie indeß erst nach 15 Jahren — man liest an der linken Wand: A. S. MCCCCCII — Philippinus de Lippis faciebat. Filippo Strozzi der Jüngere gedenkt ihrer in seinem ersten Testament.

Falls ich in Rom sterbe will ich daß mein Leib in Sant' Onofrio beerdigt werde, falls anderwärts an einem durch meine Letztwillensvollzieher zu bezeichnenden Orte, mit Grabschrift in Prosa welche meinen Haß gegen die Tyrannei bezeuge, und wie ich, nachdem ich zu Clemens' VII. Zeit (1527) meine Heimat einmal von derselben befreit und jetzt im Begriff stehe sie aufs neue zu befreien (Unternehmen gegen Alexander Medici), durch das Schicksal, welches so oft des Schlimmen Freund und des Ruhmes Neider ist, durch frühzeitigen Tod am großen Werke verhindert werde. Mit dem Zusatze daß ich in meinem letzten Willen verboten, wie ich in der That hiermit verbiete daß meine Gebeine in die Vaterstadt zurückgebracht werden sollen, während sie in der Knechtschaft schmachte oder nicht sua vera sententia lebe. Wenn jedoch meine Vaterstadt binnen zwei Jahren nach meinem Tode ihre Freiheit wieder erlangt, so bestimme ich daß meine Gebeine nach Florenz gebracht und in einem marmornen Grabmal in Sta.-Maria Novella bestattet werden sollen, an einer der Wände unserer Kapelle oder anderswo in gedachter Kirche nach Gutdünken der Testamentsvollzieher. Gleichfalls verordne ich daß der Clarice de' Medici, meiner Ehefrau, die in erwähnter Kapelle begraben liegt, ein ähnliches Denkmal errichtet werde, an der entgegengesetzten Wand oder an anderer Stelle in der Kirche bei meinem Grabe, mit einer Inschrift welche ihre Keuschheit, Klugheit und edle Gesinnung wie unsere unvergleichliche Liebe und stete Eintracht der Wahrheit gemäß bezeuge. Die Auslagen für diese Denkmale bestimme ich auf 2000 Scudi u. s. w. Erringt aber innerhalb gedachter zwei Jahre meine Vaterstadt nicht die Freiheit wieder, so verfüge ich daß mein Grabmal ohne Verzug in der Fremde errichtet werde, wo meine Gebeine liegen, jenes der Clarice aber in Sta.-Maria Novella, wenn der zeitige Gewalthaber es gestattet. Ist dies nicht der Fall, so sollen ihre Gebeine aus Florenz weggeschafft und neben den meinen beerdigt werden, mit einer Inschrift daß man nicht ihr noch mir anderswo Ruhe vergönnt habe. Dazu sollen sodann jene 2000 Scudi verwendet werden. Verbietet man endlich auch die Wegschaffung der Gebeine, so soll ihr neben meinem Grabe ein Ehrenmal (Cenotafio) errichtet werden, indem es meine Absicht und mein Wille ist daß irgendwo ihr Andenken geehrt werde, wie es ihrer unendlichen Zuneigung zu mir und ihren seltenen Tugenden zukommt.

Eine schöne Bestätigung Dessen was gleichzeitige Historiker uns von Clarice Medici-Strozzi melden, wie ihrer Charakterschilderung in Rosini's „Luise Strozzi". Sie war des großen Lorenzo Enkelin, Leo's X. Brudertochter und Tante der nachmaligen Königin Katharina von Frankreich, somit Filippo Strozzi's Söhne cousins germains der Valois.

Das zweite im Kerker aufgesetzte Testament enthält dann Folgendes:

Was meinen Leib betrifft, so wünsche ich daß er in unserer Kapelle in Sta.-Maria Novella beerdigt werde neben dem meiner Gattin Clarice, und daß man ihm sodann ein ehrendes Marmorgrabmal errichte. Ich bitte dabei meinen Bruder (Lorenzo) daß er gestatte dasselbe an einer der Wände anzubringen ohne Rücksicht auf die heute dort befindliche Malerei, welche man wird herunterschlagen müssen, wie sie denn ihrer Natur nach doch nur von geringer Dauer ist. Bringt man dann ringsumher ein schönes marmorenes Ornament an, wie in jener der Gondi, so wird sie auf alle Zeit weit zierlicher sein. Verweigert mein Bruder dies aber aus triftigen Gründen, so wünsche ich daß das Monument in einem der vordern Schiffe der Kirche angebracht werde, wie das des Messer Antonio Strozzi. Den Kostenpunkt überlasse ich meinen Vollziehern, denen meine Ehre gewißlich am Herzen liegen wird. Die Stelle für die Inschrift bleibe leer bis auf bessere Zeiten. Wird es von der gegenwärtigen Regierung nicht gestattet, so soll mir in Venedig in irgend einer besuchten Kirche ein Grabmal bestellt werden. Die Grabschrift aber soll unter Anderm ausdrücken: aus beständiger Liebe zur Freiheit habe ich bei meinem Hinscheiden verordnet daß meine Gebeine aus der Heimat weggeführt und da bestattet werden wo die Freiheit lebt, denn sonst würden sie nicht Ruhe finden. Widersetzt man sich der Fortschaffung der Leiche, fiat cenotaphium. Ließe sich in der schönen und zierlichen Kirche welche zwischen Venedig und Murano liegt und, entsinne ich mich recht, nach dem heiligen Michael benannt ist, ein Platz erlangen, so würde mir dies sehr lieb sein. Müßte man den dortigen Mönchen irgend eine Dotation dafür aussetzen, so könnten die von jedem meiner Erben zu entrichtenden 100 Scudi dazu verwendet werden. Und da die Clarice, meine Gattin, durch ihre Tugenden verdient daß ich sie durch ein Grabmal ehre, so bestimme ich daß ein solches in Sta.-Maria Novella gesetzt werde. Gibt Lorenzo zu daß an einer Wand unserer Kapelle das meine zu stehen komme, gegenüber das ihrige, so wird mir dies große Freude bereiten. Wo nicht, so wähle man einen geeigneten Platz im Schiff.

Der arme Filippo! Wie viel Sehnen, wie viel Ungewißheit und Nöthen am Ende eines reichen und glänzenden, aber durch Charakterschwäche unergiebigen Daseins! Man fand ihn in seinem Blute am 18. December 1538.

Ihm, welchem die schönen Künste Manches danken, muß man schon verzeihen daß er die Fresken Filippino's herunterschlagen lassen wollte, für sein und seiner Gattin Grabmal Raum zu gewinnen. Glücklicherweise geschah

es nicht, und eins der interessantesten wie in Betreff der Physiognomik eigenthümlichsten florentiner Malerwerke ist noch heute im Ganzen gut erhalten, mehr denn drei Jahrhunderte nachdem der Besitzer ihm doch nur kurze Existenz prophezeit hatte. Filippo Strozzi aber und Clarice Medici blieben ohne Monumente, und in der Kapelle steht hinter dem Altar nur das schon genannte unendlich zierliche und anmuthige des Vaters, von der Hand Benedetto's da Majano, im Langschiff zur Linken sodann das von Filippo bezeichnete des Rechtsgelehrten Antonio, gestorben 1523, von Andrea Ferrucci aus Fiesole und dessen Schülern ausgeführt. Bei Litta, Genealogie der Strozzi, sowie in den „Monumenti sepolcrali della Toscana" (Tafel 52, 53) finden sich Umrisse beider. Die Ehrenmale von Filippo's und Clarice's Söhnen sieht man zu Rom in der Familienkapelle in S.-Andrea della Valle. Eigenthümlich ist Filippo's Wunsch, in S.-Michele di Murano beigesetzt zu werden, wo heute nach der Zerstörung der Servitenkirche am Eingange die Gebeine Fra Paolo Sarpi's ruhen. Die im Testament erwähnte Kapelle der Gondi, früher Scali, ist zur andern Seite des Hochaltars, a cornu evangelii. Man sieht in ihr das von Vasari besprochene Crucifix des Brunellesco. Ein schöner Bau der Strozzi ist die an der zierlichen Façade an Via Parione mit ihrem Wappenschilde bezeichnete Sacristei von Sta.-Trinità in Florenz, welche von dem berühmten und vielverdienten Messer Palla dem Aeltern gemäß der Letztwillensverfügung seines hier beerdigten Vaters Noferi (Onofrio) 1421 aufgeführt wurde.

Rom, Juli 1851. **A. von Reumont.**

Georg Forster.

Haus und Welt. Eine Lebensgeschichte. Von Heinrich Koenig. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1852. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Was Goethe von der Natur sagt, daß sie überall nur darauf ausgehe Leben zu erzeugen, und daß der Tod ihr Kunstgriff sei viel Leben zu haben, Das gilt auch von dem Walten der Geschichte, die selbst in ihren zerstörendsten Momenten stets die Samenkörner neuer Schöpfungen birgt. Als die Frucht eines solchen Samenkorns haben wir dieses Buch von Heinrich Koenig zu begrüßen, über dessen Entstehung uns der Verfasser selbst in einem kurzen Vorworte Folgendes mittheilt. Im Nachsommer des Jahres 1850 aus dem Wildbade des Schwarzwaldes zurückgekehrt habe er mit erfrischtem Muthe die beiseitegelegten Studien zu einem neuen Romane hervorgesucht und sich hinter demselben zugleich der Betrachtung unserer trostlosen Gegenwart zu entziehen gedacht. Da habe die unglückselige Politik unserer gewaltübenden Machthaber ihren zerstörenden Gang durch Kurhessen genommen, und es seien jene Dinge geschehen, die noch frisch genug im Andenken der erstaunten Welt es allzu begreiflich machen würden, daß ein gegen das Recht und Wohl seines Vaterlandes nicht gleichgültiger Mann jene Sammlung und Erhebung der Seele die zu einer poetischen Production erfodert werde, auf lange Zeit verloren geben mußte. Als daher am 1. November die bairischen Executionstruppen in Hanau eingerückt seien, habe er die Anfänge seiner Arbeit beiseitegelegt und das Billet der auch ihm zugetheilten Einquartierung in Empfang genommen. Und doch sei inmitten all der Entrüstung und der Verwünschungen, die um ihn lautgeworden und zu denen auch die edelsten Herzen zu verwildern in Gefahr gewesen seien, nur Zuflucht hinter einer Geist und Gemüth ansprechenden Arbeit gewesen, die jedoch nur ein Werk habe sein dürfen wie es nicht sowol durch schaffende Phantasie als durch bedeutsame und einheitliche Verknüpfung gegebener Thatsachen zustandekomme. Als er nun an einem dämmernden Abende nach einer solchen Aufgabe gesucht habe, da sei ihm — wie der Verfasser poetisch ausmalt — die Gestalt Georg Forster's vor die Seele getreten und habe ihn gemahnt, das Bild das er in den „Clubisten von Mainz" von einem Theil seines Wesens und Lebens entworfen zu vervollständigen und ihn den Freunden, die ihm jenes Bild gewonnen, in seiner ganzen Entwickelung und mit all den Kämpfen und Irrthümern, in denen er sein Leben verwirkt habe und in die auch wir noch verwickelt wären, wie in den „Clubisten" als Fabel, so jetzt als geschichtlichen Vorgänger, als vorbildlichen und lehrreichen Büßer vorzuführen. In Folge dieser Mahnung sei die Vergangenheit, der Forster einst angehört, an ihm vorübergezogen, aber so klar und ruhig daß alles Wankende und Stürmische um ihn her sich darin habe abspiegeln können; und so sei in ihm der Entschluß reif geworden „Forster's wechselvolles Leben zu erzählen, heiter und umständlich, aber ohne Nebenabsichten und Nutzanwendung; sodaß es durch sich selbst einem sinnigen Leser Unterhaltung gewähre und ihm überlassen bleibe, was er dahinter noch weiter suchen und bedenken möge".

So kündigt sich also dies Werk, wie eine Blume die aus dem Schutt der Verwüstung emporsproßt, als ein tröstendes Erzeugniß jener traurigen Tage an, die als sie über uns kamen so ganz und gar trostlos schienen, tröstend zunächst für ihn, der über der Pflege und Ausbildung desselben eine ruhigere Anschauung für die stürmische Gegenwart und neue Kraft zu weiteren Schöpfungen gewann, tröstend aber auch für uns, für das gesammte deutsche Volk, das in diesem Werke einen Spiegel erhält, worin es, wie nicht leicht in einem andern, ein ebenso klar und verständlich ausgeführtes als tief und bedeutsam entworfenes, reichlich mit mahnenden wie mit warnenden Zügen ausgestattetes Bild unserer eigenen Zeit, ja ein concentrirtes Gemälde unsers ganzen deutschen Seins und Strebens zu erblicken vermag; denn es liegt hier ein Menschenleben vor ihm, das in seinem äußern Verlauf wie in seinen innern Entwickelungen sich so recht als ein Abdruck vom Thun und Lassen, vom Ringen und Ermatten des gesammten Deutschland und der für dasselbe kämpfenden Geister darstellt. Zwar hat Gervinus in seiner kürzern Beschreibung des

Forster'schen Lebens, die er der Ausgabe seiner Werke einverleibt hat, über Forster gerade umgekehrt die Ansicht aufgestellt daß derselbe eigentlich kein Deutscher sei, und hierdurch dessen Handlungsweise in der mainzer Revolution von der Schuld des Vaterlandsverraths freizusprechen gesucht; aber zu dieser Ansicht hat sich Gervinus wol nur durch den Drang bestimmen lassen die sonst so lautere und edle Persönlichkeit Forster's, zumal da er denselben zu seinem eigentlichen Liebling erkoren und ihn schon in seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" als Gegengewicht gegen den von ihm zu leicht befundenen Goethe in die Wagschale geworfen, auf jeden Fall von jenem so entstellenden Flecken zu reinigen; wenigstens sind die Beweise für diese Behauptung mehr aus äußern Umständen als aus Forster's innerm Wesen entlehnt. Allerdings gehört Forster's Vater einer Familie an, deren Stammbaum in Schottland wurzelt; allerdings ist er selbst in Danzig geboren, also, wenn die Grenzen nach politischen Tractaten statt nach Gesittung und Sprache gezogen werden, kein eigentlicher Deutscher, ja, sofern Danzig damals noch polnisch war, nicht einmal ein Preuße; allerdings ist Forster schon im elften Jahre seines Lebens mit seinem unruhigen Vater nach Rußland, in seinem zwölften mit der ganzen Familie nach England gegangen und hat hier wie späterhin als Begleiter seines Vaters auf der Cook'schen Weltumsegelung in den entlegensten Ländern und unter den fernsten Völkern, also außerhalb Deutschland die eigentliche Schule des Lebens und seiner wissenschaftlichen Ausbildung durchgemacht: aber trotz alle Dem war und blieb er doch in allen diesen Verhältnissen mit Deutschland in engster und lebendigster Beziehung, er war und blieb der Sohn einer echtdeutschen Mutter, das Glied einer echtdeutschen Familie, er dachte und fühlte zuerst in deutscher Weise, in deutscher Sprache, er übersetzte in England deutsche Schriften und ertheilte deutschen Unterricht, und endlich wurde Deutschland für ihn, wie es seine erste Heimat gewesen war, so auch wieder seine letzte Zuflucht, der Boden seiner praktischen und wissenschaftlichen Thätigkeit, die Sphäre seiner freundschaftlichen Bezüge, das Element seines häuslichen und öffentlichen Lebens. Lese man nur, wie er sich, als ihn nach der Rückkehr von seiner Weltfahrt äußerer Zwang und innerer Drang nach Deutschland zurückgeführt hatten, in den Weisen des deutschen Geistes- und Gemüthslebens sogleich heimisch und angezogen fühlt, wie er in Pempelfort, Kassel, Göttingen, Wien &c. mit fast allen Persönlichkeiten der damaligen Zeit im lebhaftesten und vertrautesten Verkehr stand und von allen Regungen und Bewegungen, die damals im Gebiete der Religion und Philosophie, der Kunst und Wissenschaft das deutsche Leben durchzuckten, mit vollstem Herzen theilnahm, wie er in Polen trotz mancher äußern Vortheile nicht auszudauern vermochte und sich selbst über das Fehlschlagen einer zweiten Weltfahrt, zu der er von Rußland unter den vortheilhaftesten Bedingungen bereits gewonnen war, mit Leichtigkeit durch die dadurch ermöglichte Rückkehr nach Deutschland zu trösten wußte, und wie er endlich nach seinem Abfall von Deutschland in Frankreich sich überall fremd und unbefriedigt fühlte und es nicht lassen konnte seine Gedanken und Hoffnungen immer wieder nach Deutschland zu richten und dort sich ein Feld für seine, leider ihm nicht wieder gewordene Zukunft zu suchen; lese man dies Alles und man wird nicht darüber in Zweifel sein können, daß er mit Leib und Seele, mit Herz und Sinn ein Deutscher gewesen. Wenn er aber bei alle Dem andererseits mit den deutschen Zuständen fortwährend unzufrieden war, wenn ihm, dem Weltumsegler, die kleinlichen deutschen Verhältnisse überall zu eng und beschränkt erschienen und ihn zu keiner vollen und freien Entfaltung seiner Kräfte, zu keiner wirklichen Befriedigung seiner Seele gelangen ließen: so ist auch dies wieder nur ein neuer, ja der stärkste Beleg für seine echtdeutsche, nie zu befriedigende Faust- und Hamletsnatur. Denn mehr oder weniger wird ja jeder Deutsche, in welchem sich der Geist des ganzen deutschen Volks auf irgend eine Weise individualisirt, von jenem widerspruchsvollen Doppeldrange einerseits nach der großen, andererseits nach der kleinen Welt zerrissen, ja es macht gewissermaßen jeder Deutsche einen ähnlichen Proceß der Lebensentwickelung durch wie Forster. Denn wenn er auch nicht gerade wie dieser die Weltfahrt im eigentlichsten und wirklichsten Sinne vollzieht, sondern sich dafür mit einer Weltumsegelung auf den Flügeln der Phantasie und innerhalb der universitas literarum begnügen muß, so wird er doch dadurch kaum minder als Forster von dem Alles umschlingen wollenden kosmopolitischen Drange ergriffen; und ebenso wie diesen ziehen auch ihn natürliche Bande und äußere Rücksichten stets wieder in die Schranken des engern Vaterlandes zurück, und er wird hier wieder — zum Deutschen? — nein! zum Preußen, zum Oestreicher, zum Reuß-Schleizer oder wie Forster zum Hessen-Kasseler oder Kurmainzer, und seine Deutschheit, sein nationaler Charakter besteht nicht wie bei dem Engländer, Franzosen u. s. w. darin daß er die Weite der großen Welt und die Enge der kleinen Heimat zusammen in dem staatlichen Ganzen seiner Nation concentrirt fände und sich darin befriedigt fühlte, sondern darin daß er wechselnd von jenen beiden Polen, von Welt und Haus, gleichmäßig angezogen wird und fort und fort in innern Kämpfen und Schwankungen, ob er dem einen oder dem andern Pole folgen soll, begriffen ist. Weit entfernt also, daß Forster's Handlungsweise dadurch gerechtfertigt werden müßte, daß er kein Deutscher gewesen sei, verdient sie umgekehrt gerade um deswillen eine milde Beurtheilung weil er ein Deutscher gewesen ist, ein Deutscher wie wir Alle die wir noch jetzt zwischen Haus und Welt vergeblich nach einem Vaterlande suchen und über diesem vergeblichen Suchen nur gar zu leicht an ihm irrewerden können.

In diesem Sinne hat nun auch Heinrich Koenig das Forster'sche Leben aufgefaßt und gezeichnet, und wie er dies in unzweideutiger Weise schon durch den Titel seines Buchs „Haus und Welt" angedeutet, so kommt er

auch in seiner Darstellung immer wieder auf das diesem Gegensatze entsprechende Doppelstreben der Forster'schen Natur zurück und weist überall nach, wie gerade die äußern Schicksale Forster's diesen Dualismus in ihm erzeugen und großbilden mußten. So zeigt er wie schon die Enge und Bedrängniß seines älterlichen Hauses einerseits und das nahe Danzig mit seinem Welthandel andererseits ganz dazu gemacht waren den Sinn des Knaben nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin in Anspruch zu nehmen, da eine so mächtige Seestadt wie eine drehende Spule tausend Fäden des Familienlebens zu Tauen des Weltverkehrs zusammenschlinge. Er macht darauf aufmerksam, welchen Einfluß schon die frühe Reise nach Rußland auf die Seelenstimmung des Knaben und auf die erste Ausweitung seines Gemüths gehabt haben müsse und wahrscheinlich dazu beigetragen habe, daß er „zwischen Haus und Welt niemals oder doch nicht auf die Dauer zu heimatlichem Glücke gelangt sei". Er erinnert, als er die Noth der Forster'schen Familie in England schildert, daran, wie bedeutungsvoll es für das ganze Leben Forster's geworden sei daß er in keiner glücklichen Familie aufgewachsen sei, und es selbst zu keinem ungestörten Familienglück gebracht habe; denn „das Haus sei die Hülse für die Liebe zum Bestehenden; wo sie vermorsche, da gewinne das öffentliche Leben Einfluß und wecke das Bedürfniß zu Umwandelungen oder Umstürzen desselben", weshalb denn auch das Proletariat stets im Vortrab der Revolutionen gefunden werde. Noch entschiedener drückt er den Grundgedanken, der sich als rother Faden durch die ganze Lebensgeschichte hindurchzieht, an jener Stelle derselben aus, wo er erzählt wie der junge Forster seine darbende Familie in England verläßt um in Deutschland für seinen Vater ein Unterkommen zu suchen. Er sagt:

> Haus und Welt, die beiden Pole jedweden äußern Daseins, erfaßten in ihrem anziehenden und abstoßenden Wechselwirken doch in eigenthümlicher Weise und Weile des jungen Forster Leben, um es kaum mehr zur Ruhe in sich selbst kommen zu lassen. Heute braucht er Geld, morgen vermißt er Freiheit, und diese beiden Pulse des Hauses und der Welt bewegten sein bald bedrängtes, bald schwärmerisches Herz.

Offenbarte sich der Widerstreit dieser beiden divergirenden Richtungen während der ersten Jahre nach seiner Rückkehr ins deutsche Vaterland mehr in vereinzelten Eigenthümlichkeiten und Charakterzügen, z. B. in seiner besonders dem Stubengelehrten eigenen Leidenschaft für Bücher, Instrumente, Sammlungen u. s. w. gegenüber seiner den Weltmann charakterisirenden unbezwingbaren Reiselust, in seinem schwärmerischen, exclusiven Freundschaftsbündniß mit Sömmering gegenüber seinem ausgebreiteten und vertrauten Verkehr mit fast allen Notabilitäten der damaligen Zeit, in seiner Theilnahme an dem mystischen Treiben der Rosenkreuzer gegenüber seiner entschiedenen Parteinahme für die Sache der Aufklärung und Freiheit: so manifestirte sich dieser Widerspruch späterhin mit concentrirterer Kraft und mit nachhaltigern Wirkungen einerseits in der Gestaltung seines Familienlebens, andererseits in dem Gange seiner politischen Laufbahn. Daß Forster innerhalb der letztern einem so traurigen Geschick verfiel und in dem erstern wenigstens nicht eines seiner Würdigkeit entsprechenden Glücks theilhaftig wurde, hat seinen Grund eben darin daß er weder entschieden dem Hause noch entschieden der Welt angehörte, daß er für das reinhäusliche und kleinstaatliche Glück zu sehr Weltmann und Kosmopolit und für die Befriedigung, die aus dem freiern Welt- und Lebensverkehr zu schöpfen ist, zu sehr Mann des Gemüths und der häuslichen Behäbigkeit war. In dieser echtdeutschen Doppelrichtung seines Wesens hat Koenig mit psychologischem Feinblick wie den Keim seiner Tugenden und Vorzüge, so auch den Mittelpunkt seiner Schwächen und die Quelle seines Unglücks erkannt und hierauf mit leisen, aber verständlichen Fingerzeigen in jedem Stadium seiner Lebensentwickelung hingedeutet. Denn mit so warmer Hingebung auch der Darsteller dem Objecte seiner Darstellung zugethan ist, und durchweg für das edle Herz und den bedeutenden Geist Forster's unsere Liebe und Bewunderung wach erhält, so ist er doch weit entfernt in blinder Vorliebe ihn von aller Schuld an seinem Schicksal freisprechen zu wollen, vielmehr deckt er mit einer Unparteilichkeit, die vielleicht Manchem sogar als Schonungslosigkeit erscheinen mag, die aus jenem Grundzuge seines Wesens hervorgehenden Mängel auf und läßt sie als die tieferliegenden Ursachen seines häuslichen wie seines politischen Unglücks erscheinen.

So zeigt er wie ihn die frühe Weltfahrt durch physische und psychische Einflüsse um das Gefühl der eigentlichen Liebe habe bringen müssen und wie daher seine Verbindung mit Therese Heyne und seine darauf gegründete Häuslichkeit von vornherein des zusammenhaltenden, ewig neu belebenden Elements entbehrt habe — ein Mangel der durch die vorzüglichsten „weltumfassenden" Eigenschaften nicht habe ersetzt werden können, den aber manche andere mit seinem Grundcharakter zusammenhängende Schwächen, z. B. seine allzu große Toleranz gegen die Herzensneigungen seiner Frau, sein gänzliches Ungeschick im Haushalten, sein ewiges Unzufriedensein mit der Stellung die er gerade hatte, nur um so fühlbarer gemacht hätten. Umgekehrt zeigt er wie ihn häusliche Rücksichten und Verhältnisse lange Zeit von jeder politischen Bethätigung abgehalten haben, wie er trotz seiner von Kindheit an ihm eigenthümlichen Vorliebe für freie Staatseinrichtungen und trotz der Begeisterung, mit der er von Anfang an die Französische Revolution begrüßt, selbst in seinen Ansichten keineswegs entschieden der Volkspartei zugethan gewesen sei, sondern sich ausdrücklich dahin ausgesprochen habe, „Mäßigung sei die Tugend welche unserm Zeitalter vor allen andern am meisten zu fehlen scheine, überall seien die Leidenschaften aufgeregt, und wo sie immer Gesetze gäben, da sei jederzeit Gefahr daß Ungerechtigkeiten eine Sanction erhielten, sie möchten gerichtet sein gegen welchen Theil der bürgerlichen Gesellschaft sie wollen, das Volk sei selten zurückhaltender und billiger als der Despot; denn moralische Unvollkommenheit habe ihm ja der Despotismus nicht geben kön-

nen, und mit welchem Rechte wolle man Mäßigung von ihm erwarten, wenn man es geißele, bis es in Wuth gerathe und seinen unbarmherzigen Treiber nun zu zertreten drohe". Daher habe Forster lange die neutrale Mitte zwischen beiden Parteien behauptet und sich, wie er selbst beklage, gerade durch diese Billigkeit den Haß aller Narren und Schurken die Partei ergriffen zugezogen; ja häusliche Leiden und Freuden, z. B. Geldverlegenheit, der Verlust eines Zahns, die Geburt eines Sohns u. s. w., hätten ihn längere Zeit ganz und gar der Politik entfremdet und ihm ein beruhigtes Familienleben als das Wünschenswertheste erscheinen lassen, sodaß er aus Verdruß an der Revolution wie an der Reaction ausgerufen habe: „Meinetwegen mag doch geschehen was immer will; es ist nicht der Mühe werth daß man sich um Fürsten noch um Nationen bekümmert. Klötze mit Schermessern schnitzen wollen, macht nur das Messer stumpf, der Klotz bleibt was er war. Wo alle Theilnahme am Schicksal der Menschen ein Verbrechen ist, dort gibt es keinen Gemeingeist, dort bleibt keine Pflicht als für sich selbst und für die Seinigen zu sorgen."

Freilich ist Forster in dieser Neutralität nicht verblieben und konnte seiner Natur nach nicht wohl in derselben verharren; aber was ihn aus seiner häuslichen Zurückgezogenheit heraustrieb und ihm zu einer Parteiergreifung und Betheiligung an den Welthändeln den ersten Anstoß gab, war, wie aus des Verfassers Darstellung hervorgeht, zunächst wieder nur die Besorgniß für das Haus und seine häuslichen und wissenschaftlichen Interessen, indem ihn einerseits die verkehrte Politik der deutschen Fürsten, von denen er anfangs gehofft hatte daß sie klüglicherweise Frankreich lieber in seiner innern Zerrüttung erhalten und es eher zur Fabel von Europa werden lassen als es zum Beispiel für dasselbe machen würden, völlig an einem Fortbestande des ancien régime verzweifeln ließ, andererseits aber ihm und seiner Existenz auch die mit den Franzosen in Mainz herrschend gewordene neue Gewalt verderblich zu werden schien, da durch die Plünderung der Weinberge, das Ausbleiben der Zehnten u. s. w. die Universität in ihren Haupteinkünften bedroht wurde. So wurde also, da seine erste politische Rede eine oratio pro domo und sein erster weltgeschichtlicher Act ein Kampf pro ara et foco war, seine Weltstellung ebenso sehr durch häusliche Rücksichten bedingt und verschoben wie umgekehrt sein häusliches Glück durch seine Beziehungen zur Welt getrübt worden war; und es konnte nicht ausbleiben, daß er, nachdem er einmal aus seiner Passivität herausgetreten war, von der entgegengesetzten Richtung seines Wesens immer heftiger angezogen und vor dem Standpunkte des persönlichen, häuslichen und wissenschaftlichen Interesses rasch über die nationalen, deutsch-patriotischen Rücksichten hinweg in die allgemein-menschliche, kosmopolitische Anschauungsweise, die ihn zu seinem so beklagenswerthen Abfall vom Vaterlande verleitete, hinübergerissen wurde. Nur in diesem wechselnden, zu keiner harmonischen Wirkung sich vereinigenden Impulse zweier entgegengesetzter Factoren kann also der Grund seiner tragischen Katastrophe gesucht werden; weil aber diesem unvermittelten Doppeleinfluß der Deutsche mehr als der Angehörige jeder andern Nation auch jetzt noch ausgesetzt ist, weil sich derselbe noch immer aus der engherzigen, egoistischen Gesinnung in die allzu weitherzige kosmopolitische oder umgekehrt aus dieser in jene flüchten muß, weil noch immer seine realen und idealen Wünsche in einem einheitlichen und großartigen Nationalleben keinen Schwer- und Mittelpunkt finden: so gewährt das Forster'sche Leben, wie es sich in Koenig's Darstellung abspiegelt, außer dem Interesse welches es an und für sich bietet noch das allgemeinere und tiefere, daß darin zugleich ein treues Abbild unsers gegenwärtigen Lebens und eine unendliche Fülle von Belehrungen und Aufschlüssen über die Erfahrungen der nächsten Vergangenheit, sowie von Winken und Warnungen für die Entwickelungen der Zukunft enthalten ist.

Außerdem aber muß das Buch zugleich als ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte des 18. Jahrhunderts überhaupt und insbesondere zur Geschichte seiner Cultur, seiner socialen Verhältnisse und seiner Literatur empfohlen werden. Denn da es nicht leicht irgend ein Gebiet der Wissenschaft und Kunst, irgend eine Sphäre der gebildeten Gesellschaft, irgend eine hervorragende Persönlichkeit jener Zeit gegeben hat, mit denen Forster nicht in irgend einer engern oder weitern Beziehung gestanden hätte: so erhalten wir in und mit seiner Lebensgeschichte zugleich über alle diese Verhältnisse und Personen bald mehr bald minder wichtige Mittheilungen, die um so schwerer in die Wagschale fallen, als der Verfasser mit anerkennungswerther Enthaltsamkeit es vorgezogen hat, statt uns bloß seine Ansichten zu geben, soviel als möglich die Personen und Sachen sich selbst aussprechen zu lassen; in seinen eigenen Urtheilen aber eine Unbefangenheit, Feinheit und Klarheit entwickelt, wie wir sie bereits aus seinen frühern Werken gewohnt sind und wie er sie mit specieller Beziehung auf Forster und seine Zeit namentlich in den „Clubisten von Mainz" andentaggelegt hat. Wenn hinter dem letztgenannten Werke, sowie überhaupt hinter den eigentlichen Kunsterzeugnissen des Verfassers, die hier vorliegende Arbeit etwa darin zurückbleibt daß sie nicht so streng und folgerichtig aus einer Grundidee herausgearbeitet, nicht so organisch entwickelt, nicht so proportional gegliedert ist: so stellt sie sich ihnen hingegen an Frische und Anmuth der Darstellung, an Fülle pointenreicher Gedanken, an Ernst und Adel der darin niedergelegten Gesinnungen vollkommen zur Seite und ersetzt jene Mängel durch alle diejenigen Reize, welche überhaupt die aus poetischer Weltanschauung geflossene Biographie einerseits vor der reinen Dichtung, andererseits vor der gewöhnlichen Geschichtschreibung voraus hat. Vermöge dieses Wahrheit und Dichtung vermittelnden Charakters reiht sich dieses Werk als eine der interessantesten und bedeutendsten Arbeiten jenen Werken an, unter denen Goethe's Selbstbiographie als unübertroffenes

Vorbild noch immer den ersten Rang einnimmt, und es darf sich daher der Leser, dem es um eine sinnige, tief eindringende und mit poetischem Auge aufgefaßte Reproduction eines bedeutenden Menschenlebens und einer interessanten Zeit zu thun ist, sich von diesem neuesten Erzeugniß Heinrich Koenig's den reichsten und gediegensten Genuß versprechen. **A. Zeising.**

Irrwege eines jungen Dichters. Nebst einem Anhange von Gedichten. Von Hermann Hoelty. Lüneburg, Engel. 1851. 8. 20 Ngr.

Bücher wie das vorliegende sollten eigentlich nicht veröffentlicht werden, da sie auf den Namen Buch nicht Anspruch machen können. Die jungdeutsche Zeit ist glücklicherweise vorübergegangen, wo man aus flüchtigsten Skizzen und Fragmenten, aus liederlich aufgelesenen und kaum zusammengebundenen Gedanken ein Buch machte das Verleger und Leser fand. Es ist den Lesern nicht zuzumuthen die Irrwege eines jungen Dichters mitdurchzumachen, der in Wahrheit an seiner eigenen Selbstüberschätzung zugrundegeht. Die Genialitätssucht ist ein so verbrauchtes Motiv aus der seligen Romantik Zeiten daß wir ihm ungern im neuen Aufguß begegnen, wenn auch die Tendenz des Ganzen gegen dieselbe gerichtet ist. Doch mußte der Gedanke tiefer und klarer gefaßt werden, daß die sogenannten verlorenen Genies, zu denen man alle literarischen Lumpe rechnen kann, heutzutage auf den Namen keinen Anspruch mehr machen dürfen, indem man schon das Talent nicht mehr nach der innewohnenden vermeintlichen Fähigkeit mißt wie früher, sondern nach seinen Werken. Die Genies die Nichts zustandebringen gehören in die Tavernen, ein Genie ist nur wer geniale Werke schafft.

Die vorliegende wohlgemeinte Studie, die indessen nirgend über die lyrische Subjectivität hinauskommt, zeigt uns wie ein lorbeerdürstender Jüngling, der nach der Veröffentlichung einiger Gedichte gleich mit Haut und Haar in die Unsterblichkeit fahren möchte, an dieser seiner Thorheit zugrundegeht. Wenn er die Natur und die Poesie und das Leben verflucht, weil er eben die gewünschte Anerkennung nicht gefunden, so muß man über den Aberwitz eines solchen Dünkels erstaunen, der sich wie jener Frosch zum Ochsen aufzublasen sucht. Ob dies psychologische Wahrheit oder Caricatur ist, mag dahingestellt bleiben. Es gibt ohne Zweifel solche Käuze welche sich für den Mittelpunkt der Schöpfung halten, und die ganze Welt vernichten möchten wenn sie vor ihren Pfuschereien nicht anbetend niedersinkt. Doch verdient dieser partielle Wahnsinn nicht künstlerisch geformt und eingekleidet zu werden. Der junge Dichter Ernst, der anfangs mit respectabelm Streben auftritt, aber schon gleich statt die Poesie aus dem frischen Leben herauszugreifen, sie in der Isolirung von der Gesellschaft sucht, zeigt sich schon von Hause aus auf jenem Holzwege der die Romantiker in die dicke Finsterniß ihrer Märchen- und Waldpoesien geführt. Ebenso einseitig ist der Kampf zwischen der Wissenschaft und der Poesie, dem ernsten Studium und der Kunst, die sich als feindliche Mächte gegenübergestellt werden, während doch nur aus ihrer innigen Verschmelzung dauernde, lebensvolle Werke hervorgehen. Die religiösen Schwankungen zwischen Theismus und Pantheismus mußten ebenfalls mit größerer Tiefe ausgeführt werden, wenn sie nicht eine werthlose Episode bilden sollten. Das geistige Debut des hinter seinen Briefstellern lauernden Dichters ist daher im Ganzen noch etwas unreif, was umsomehr hervortritt als die lockere Briefform auch keinen festen künstlerischen Halt gibt.

Trotz dieser Ausstellung hat das Werkchen etwas Freundliches, Anmuthendes, Liebenswürdiges, und sieht man näher nach, so findet man dies in den lyrischen Arabesken begründet, die sich schon durch die Prosa hindurchziehen und eine frische, schwärmerische Naturpoesie athmen. So ist die „Haideidylle" reizend gedacht und ausgeführt, wenn auch der Dichter in seinen „Naturschilderungen" nicht überall auf eigenen Füßen steht, sondern sich oft an die Heine'sche Manier anlehnt. Dies anmuthige Talent der Skizzirung im Natur- und Gefühlsleben macht die Lecture des vorliegenden Werkchens ansprechend, während es sonst unmöglich sein würde, sich durch die Barbarismen einer so maßlos aufgespreizten Selbstsucht, wie sie der Held besitzt, hindurchzuarbeiten. Die beigefügten Gedichte sind unstreitig das Beste in dem Buch und lassen von dem Dichter, dessen Name ein so glückliches Auspicium ist, noch Besseres erwarten. Es ist wenig Gedankentiefe darin, aber eine so volksthümliche Einfachheit, welche an den alten Hölty erinnert. Diejenigen welche im Balladenton gehalten sind haben einen glücklichen Wurf und Guß. Das Talent ist unleugbar vorhanden, und da es ja selbst dies Buch wie eine Warnungstafel vor die Irrwege der Eitelkeit hingestellt, so darf man ihm wol ein Glückauf! zurufen. Nur mag es die Nachahmung unnachahmbarer Muster, wie das Heine's, vermeiden und sich aus jener Monotonie des Gefühls heraustretten, welche sich fortwährend um die eigene Achse dreht. Ist das vorliegende Buch ein Act der Selbstbefreiung, so mag es willkommen sein, wenngleich es einen literarischen Werth nicht beanspruchen kann. Als Proben der neuen Hoelty-Lyrik theilen wir „Eine graue Geschichte" mit, welche den echtpopulairen Balladenton vorzüglich trifft:

„Du Schatz, du Seele, du Augenlicht mein!
Was ist's mit den Leuten? Sie reden nicht fein.
Sag', hieltest du auch dein Kränzlein in Acht?
Ich pries deine Ehr' und sie haben gelacht.
Und reden sie wahr, will fernhin ich geh'n
Und wünschen, ich hätte dich nimmer geseh'n."

„Du Schatz, du Seele, du Augenlicht mein!
Gott sei es geschworen, noch bin ich rein!
Und schmeckt' ich verbotene Liebeslust,
So bleiche die Rose an meiner Brust;
Und hielt' ich mein Kränzlein in Ehr' nicht und Acht,
So welke mein Brautkranz in seiner Pracht.
Und wenn ich dir schändlich gelogen hab',
So will ich versinken ins dunkele Grab."

Und als sie die Kirchenschwelle erreicht,
Da ist die blühende Rose erbleicht.
Und als sie gekommen zum heiligen Ort,
O weh' ihr, wie raschelt ihr Kränzlein verdorrt!
Und als vor den Altar getreten sie ist,
Eine Leiche liegt sie, Herr Jesu Christ!

Hier ist künstlerische Gliederung und Steigerung, wenngleich die Form viel zu wünschen übrigläßt und besonders einzelne Inversionen, wie: „Als vor den Altar getreten sie ist", mit dem letzten klaffenden Hiatus einen steif-geschmacklosen und unmelodischen Eindruck machen. Die Scenen aus dem Göhrder Walde sind ganz nach dem Muster der Heine'schen Genrebilder gedichtet. „Waldesruhe" ist nur die freie Uebersetzung von „Meeresruhe", und die Reminiscenzen aus den Heine'schen „Harzliedern" klingen aus jeder Zeile heraus. „Der Fuhrenbaum auf der Haide" hört sich an wie eine Parodie auf den Patriotismus, der sich selbst in der Wüste, wenn er nur dort zu Hause ist, glücklich fühlt.

Dort auf der Haide stehet
Ein alter Fuhrenbaum;
Drin sitzt ein junger Vogel,
Der singt ihn aus dem Traum.
„Was schwatzest du mir, Vogel,
Vom fernen, grünen Rhein,
Von Traubenglut und Minne,
Gesang und Sonnenschein?
Ich möcht' nicht dorten weilen
Ist Haid' auch grau und trüb',
Die alte, heilige Mutter,
Ich hab' sie gar zu lieb."

57.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von F. Bülau. Dritter Band. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Sammler und Erzähler dieser geheimen Geschichten läßt auch in diesem Bande wie in den vorhergehenden keine Gelegenheit unversäumt, gegen Misvergnügte und Neuerer, und wer da etwa glaubt daß Besserung unserer Zustände auf andern Wegen zu erringen sei als auf dem des Vertrauens zu den von Gott eingesetzten hohen Obrigkeiten, kritisch seine Lanze einzulegen. Er holt diesmal aus ihrer Vergessenheit Frondeurs, Malcontente, Satiriker der alten Zeit hervor und beweist daß die Weckhrlin, Liscow, John Lilburne und Andere Nichts besser, sondern Manches schlechter gemacht, nicht weil sie gemacht was sie wollten, sondern weil durch ihre vergebliche Anstrengung das Schlimme noch schlimmer geworden. Wir haben mit diesem Kampfe Nichts zu thun, noch weniger ist es an uns den Verfasser zu bekämpfen, der die Erträglichkeit der bestehenden Zustände in und zwischen den Zeilen zu beweisen sucht und dabei dem Sterne der Hoffnung folgt daß es doch einmal von selbst oder durch gute Menschen von oben, die einmal zur Einsicht kommen, besser werden kann. Praktischer aber kämpft er, wenn es wirklich ein bewußter Kampf ist, für die Jetztzustände durch diese Spiegelbilder der Zustände von ehemals. So muß man freilich sagen, wenn man die Geschichte der großen Maitressenheerschaften, der Wartenberg und Brühl wieder durchblättert: So schlecht ist es heute nicht mehr. Schließt das aber aus daß die Malcontenten nach hundert Jahren, wenn man die Geschichte der Reaction von heute liest, nicht auch mit einiger Befriedigung ausrufen werden: So schlimm ist es allerdings jetzt nicht mehr!

Sachsen und Preußen führen den Reigen in den aufgerollten dunkeln Bildern. Scheußlich genug und traurig daß so etwas möglich war, aber die Gräfin von Rochlitz war doch nur ein vorübergehendes Meteor, die Neitschütz griffen nicht tiefer als momentan in den Gang der Staatsereignisse, diese Verschwendungen erschütterten auch noch nicht das ganze Staatswesen wie später in Sachsen; und bei alle Dem schwebt ein mystischer Duft um die Anomalie, der zwar nicht wohlriechend ist, aber — gewissermaßen interessant. Von alle Dem aber ist in der mesquinen, in ihrer Art einzigen Maitressen-, man kann nicht sagen Wirthschaft, sondern Geschichte, Erscheinung der Gräfin Wartenberg am Hofe Friedrich's I. von Preußen Nichts zu finden. Eine Caricatur der Zeit, wie freilich Manches an diesem Hofe es war. Aber aus der geschichtlichen Caricatur ward eine historische Wahrheit, Feiedrich I. war nothwendig, damit seine Nachfolger werden konnten was sie geworden. Friedrich Wilhelm I. wäre so wenig geworden was er war, ohne das Vor- und Gegenbild seines Vaters, als Friedrich II. ohne das seines Vorgängers. Aber noch bleibt ein ungelöstes Räthsel in dem Sturz des ausgezeichneten Staatsmanns Dankelmann. Ein Aventurier ohne Talent und Rechtschaffenheit, ein Routinier in der damals üblichen diplomatischen Ruchlosigkeit und eine Maitresse, an die kein sinnlicher und geistiger Reiz den König fesselte, die er nur des Anstandes wegen sich zugelegt, konnten den begabtesten Minister stürzen, der noch dazu als Lehrer Ansprüche auf die Dankbarkeit seines Schülers hatte. Und noch merkwürdiger, die Nemesis trat niemals ein, die Dankelmanns haben nie, auch heute nicht, die ihnen damals entrissenen Güter zurückerhalten. Diese freilich poesielose, aber doch interessante Zeit ist merkwürdig genug fast zu gleicher Zeit von zwei Schriftstellern zum Thema ihrer Forschungen gemacht, außer von Bülau auch von Vehse. Ein zeitgemäßes Spiegelbild Denen hingehalten welche im Absolutismus das absolute Heil der Völker und Staaten noch heute erblicken können. Der Absolutismus bleibt immer derselbe, wenn er auch seine Masken wechselt und gerade nicht zu fürchten ist daß er in diesem Jahrhundert in jenen Plundernimbus vom Anfange des vorigen sich wieder kleiden wird.

Ein charakteristischer Zug jener Zeit, in welcher der moderne Staat unter den knetenden Griffen des Absolutismus noch embryonisch umherwegte, ist es, daß souveraine Fürsten officiell ihren Staatsdienern und Günstlingen gestatteten, sich nicht allein von den Unterthanen, sondern auch von fremden Fürsten durch Geschenke und Pensionen bestechen zu lassen. Es kam doch Geld ins Land und sie selbst sparten! In neuester Zeit ist dies Beispiel nur ausnahmsweise, freilich bei einem sehr illustren Exempel, bekannt geworden, aber selbst der puritanisch und sittlich strenge Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. gestattete es und freute sich, wenn sein Günstling Grumbkow durch die östreichische Pension ein stattliches Haus machen konnte. Unter dem Artikel „Würtembergische Prinzen" finden wir ähnliche officielle Erlasse der Fürsten, die ihren Dienern erlaubten Douceurs anzunehmen, aber nachträglich doch für nöthig erachteten, die Höhe derselben zu bestimmen. Unter dem Artikel wird uns bei der Gelegenheit auch die barock-tragische Geschichte des Juden Süß erzählt.

Es ist nicht unsere Aufgabe auf alle geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen aufmerksamzumachen die wir in diesem Bande auftreten sehen. Manche hätten immer in ihrer Vergessenheit bleiben mögen, denn das Räthselhafte war an ihnen nicht interessant. Doch sind auch viele Personen und Charakterzüge, die wie lauter Gold aus dem Schutt der Zeit hervorschimmern und nicht allein für den historischen Antiquar von Interesse sind. So verweisen wir nur beispielsweise auf die Liebesnovelle aus der Jugendzeit des großen Herzogs von Ormond. Es finden sich aber noch mehre.

Noch verweisen wir auf zwei nicht unintereessante Actenstücke aus der jüngst vergangenen Zeit: „Friedrich August I. König von Sachsen im Exil" und „Die Capitulation von Paris". In jenem, dem ein trockenes Tagebuch eines Kammerherrn über des Königs Aufenthalt während seiner Gefangenschaft zugrundegelegt ist, tritt der Herausgeber als Vertheidiger der Rechte Sachsens und seines Königs gegen Preußen auf. Es ist dies eine der besten Partien des Buchs. Vor 30 Jahren hätte man in Preußen diese Vertheidigung unpatriotisch gescholten, später belächelt; jetzt wird man gerechter sein und ihr vielleicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hätte Preußen seine hohe Aufgabe begriffen als es Deutschland durch den Kampf seines elektrisirten Volks errettete hätte es seine Grenzen bis dahin gesteckt wohin seine Kraft reichte und der Zuruf des erwachten gesammten deutschen Volks es unter Innehaltung gewisser Bedingungen erwartete und wünschte, stände die Sache anders. Seit es sie nicht begriffen, seit es seine historischen Ansprüche wieder auf das Heiligthum des Privatrechts begründen will, wird es sich noch manche Rechtfertigungen der Art wie die Bülau'sche müssen gefallen lassen.

Wir machen noch besonders auf den Artikel „Liscow, Karl Leopold von Meckleudueg und Brühl" aufmerksam, um den Verfasser in den Tendenzen kennen zu lernen die er verficht. In Liscow findet er einen gepriesenen liberalen Schriftsteller, der willig dem Despotismus in seiner schnödesten Gestalt dient, in dem Mecklenburger einen wirklichen tyrannischen Fürsten und in Brühl einen wirklichen, nichtsnutzigen Staatsmann, der ohne alle Ideen einen Staat und seine Schätze ruinirt hat, zugleich aber auch den Trost daß es dagegen ein Remedium gibt, welches aus dem Körper von selbst herauswächst. Denn das gesunde Sachsen hat den schlechten Auswuchs überwunden. 18.

Der sociale Roman in England.

II. *)

1. The dreamer and the worker, a history of the present time by *R. W. Horne.* Zwei Bände.
2. John Drayton, a history of early life and developement of a Liverpool engineer. Zwei Bände.

Bücher wie „Alton Locke" sind keine vereinzelten Erscheinungen in England, sondern tagtäglich verlassen Pamphlete,

*) Vergl. Nr. 34 d. Bl. D. Red.

philosophische Phantasien, Romane gleicher Tendenz und gleichen Inhalts die englische Presse. Allein Eins ist dabei wohl zu merken, kein einziges Buch ist socialistisch in dem gewöhnlichen Sinne dieses Worts; alle beschränken sich auf Beleuchtung einzelner socialer Erscheinungen, in keinem wird ein festes System verkündet; der Socialismus ist für England keine Doctrin, sondern eine politische und ökonomische Frage wie der Freihandel und die Wahlreform auch. Die wenigen Anhänger Robert Owen's und Fourier's können nicht zählen.

So heftig diese demokratische Literatur auch in England auftritt, so ist sie doch beiweitem weniger gefährlich als die französische. Denn ihr Wesen bleibt immer englisch. Wenn der Verfasser ein Schuster, ein Proletarier ist, wird man heftige Invectiven finden; ist er ein Aristokrat, so ist das Buch kalt, bestimmt, voll beweisender Thatsachen; der Schriftsteller schreibt ironisch und spöttisch, der Clergyman mit Bibelsprüchen. Eine Theorie kann man bekämpfen, aber die üble Laune, die Unzufriedenheit, die Ironie nicht. Man kann Niemanden überzeugen daß er Unrecht hat unzufrieden zu sein; hierüber ist er allein Richter. Der Zorn, selbst der Haß kann sich legen, eine fixe Idee nicht; der französische Utopist gleicht aber einem Narren der von der einmal gefaßten fixen Idee nicht abzubringen ist.

Ein anderer eigenthümlicher Zug in England ist es daß eine jede Partei, eine jede Classe sich mit den Fragen über das Volk beschäftigt, sich bemüht ihm zu helfen und aus diesem Streben eine Angriffswaffe gegen die feindliche Partei zu machen. In Frankreich ist gerade das Gegentheil; hier hat man die Lösung dieser Fragen den Utopisten und Demagogen überlassen und beschränkt sich auf die Vertheidigung des Bestehenden, ohne selbst Etwas zur Abhülfe dieser nicht mehr abzuleugnenden Mängel zu thun. In jener allgemeinen Betheiligung Englands an der Lösung der socialen Frage liegt auch ein tiefes Gefühl für die politische Pflicht.

Trotzdem zeigt sich für England am Horizont manches bedenkliche Zeichen. Die alten Parteien verschwinden merklich. Es handelte sich früher einzig und allein nur um die Revolution von 1688. Die Tories waren die Repräsentanten der bestehenden Regierung, die Whigs die der freien Ansichten und des populairen Protestantismus; sie wollten die Interpreten jener Constitution sein, deren Wächter die Tories waren, und selbst die Radicalen verlangten Nichts weiter als eine allgemeine Reform des politischen Systems und Durchführung der äußersten Consequenzen des Jahres 1688. Es haben sich jetzt neue Parteien gebildet in den verschiedenen Classen Englands. Das Grundeigenthum und die Aristokratie fühlen sich bedroht; die Radicalen repräsentiren jetzt die besondern Interessen der Industrie und der Mittelclassen, die durch ihre eigene Kraft herrschen wollen, und das Volk endlich ist zu den Chartisten geworden. Noch sind alle drei nicht getrennt und wennschon gerüstet zum Kampfe, halten sie doch noch friedliche Meetings ab.

Ein anderes Zeichen am englischen Horizont ist die Rolle welche immer mehr und mehr die Journalisten und Schriftsteller in Großbritannien zu spielen prätendiren. Früher war die Zahl der Schriftsteller die an der Regierung theilnahmen sehr gering. Wenn Canning nur sein Talent als Dichter besessen hätte, so würde er wahrscheinlich in den dunkeln Reihen der damaligen berühmten Schriftsteller geblieben sein. Burke und Sheridan (die übrigens Beide nie in der Regierung waren), sind seltene Ausnahmen. Anders war es nur am Hofe der Königin Anna, wo die Schriftsteller und Pamphletisten in großem Ansehen standen; nach deren Tode schwand aber ihr Einfluß, sie kehrten in ihr früheres Dunkel zurück und rächten sich durch Satiren gegen Walpole und die andern Minister. Seitdem begriffen sie ihre Stellung in England vollkommen, sie waren unbemerkt die Leiter und der Ausdruck der öffentlichen Meinung; der Journalist suchte den Ruf seines Journals und wollte nicht sein Glück, sondern das des Ministeriums oder des Haupts der Partei zu der er gehörte. Jetzt ist diese Bescheidenheit wesentlich verschwunden.

Ein früher unbekannter Ehrgeiz macht sich in einem vor kurzem erschienenen Buche Luft, das den Titel trägt: „The dreamer and the worker, a history of the present time." In der Vorrede theilt uns der Verfasser seine Absicht umständlich mit. Nach ihm kann die That, das Handeln allein nicht genügen um die Fragen über die Arbeiterclassen zu lösen; hier muß die Ueberlegung, das Denken helfen. Unter Handeln versteht aber der Verfasser die Kraft, die Macht der Zahl und die Gewalt der Arme, und unter Gedanken die Chimäre, die unthätige und unpraktische Träumerei. Er anerkennt die Macht der Massen, er räth ihnen aber zu Führern und Häuptern die Schriftsteller und die Journalisten zu nehmen. Seine Ansicht von der englischen Gesellschaft ist also nichts Geringeres als daß unten die Volksmassen arbeiten, schmieden, weben, Land bebauen, die Schriftsteller aber oben Gedichte und Romane schreiben, Systeme und Utopien machen sollen; die Letztern sind also die wahren Könige. Allein damit ist es noch nicht abgethan, die Arbeiter müssen doch auch Denen die sie so wohl belehren und beherrschen Unterhalt geben, also ein Budget für sie auswerfen, und der Held des Buchs, der Arbeiter Harding, sagt sehr naiv zu seinen Genossen daß sie ja ihren Schuster, ihren Schneider bezahlten, warum also nicht auch die Intelligenz. Sich dem Volke widmen würde demnach unstreitig die lucrativste Profession sein.

Diese Plane, die das londoner Revolutionscomité nicht grotesker erfinden könnte, sind denen des Verfassers von „Alton Locke" gerade entgegengesetzt. Dieser verlangt daß das Volk sich selbst vertraue, und die Engländer könnten an Frankreich sehen, wohin es kommen kann wenn die Massen auf ehrgeizige Utopisten und Journalisten hören, welche die Leichtgläubigkeit, den Aberglauben und die Wünsche der Menge ausbeuten. Gewiß werden die Volksclassen sich selbst überlassen manchen Spott ihrer Unbehülflichkeit von ihren Gegnern zu ertragen haben, allein sie leiten wollen, heißt bekennen daß sie unfähig seien zur Selbständigkeit, und wenn das der Fall ist, begreift man nicht mit welchem Recht die Schriftsteller sich allein das Recht der Bevormundung anmaßen.

Man wird aber auch fragen müssen, was denn eigentlich der Mann des Gedankens den Mann der Arbeit Alles lehren soll. Hierauf hat Horne in dem Buche selbst geantwortet: der andere Held seines Romans, der Dichter Archer, borgt den Proletariern seiner Bekanntschaft einige Bücher; weiter thut er auch ganz und gar Nichts in allen beiden Bänden, und die enge Verbindung des Dichters und Arbeiters, von der wir auf jeder Seite hören, besteht nur darin daß sie sich gegenseitig mit Redensarten regaliren.

Harding, der Arbeiter, ist ein unechter Proletarier. Er hat guten Gehalt als Schiffszimmermann, hat gute Wohnung, gute Nahrung, ist unabhängig, spricht beredt, und besitzt genug Bildung um mit Höherstehenden ohne großen Anstoß sprechen zu können. Mit dem besten Willen kann man also nicht an sein Elend glauben. Wenn er noch einigen mathematischen Unterricht nehmen wollte, würde er es noch viel weiter bringen können. Allein hieran hindert ihn seine Eitelkeit auf seinen Arbeiterstand, in welchem er bleiben will. Ebenso verzeichnet ist der Dichter Archer, er flößt auch nicht das mindeste Interesse ein. Zögling eines socialistischen Philosophen, ist er pomphaft und unklar wie ein Schüler Pierre Leroux's. Er wird uns als Typus des Denkens, als Märtyrer jeglicher Selbstsucht auf Erden dargestellt. Ein reicher Oheim läßt ihn in der Armuth und stirbt ohne ihm Etwas zu hinterlassen; seine Braut zögert, obwol sie ihn liebt, ihn zu heirathen, weil sie ihn zu wenig positiv findet, was man ihr gar nicht verdenken kann. Als sie dann seine Frau wird, muß sie nicht allein den jeder Engländerin so theuern Comfort vermissen, sondern wird auch jeder Theorie, jeder Declamation nachgestellt. Archer ist weder für die Ehe, noch für die Arbeit, noch das Studium gemacht; er taugt nur für

die Unruhe und die Träumerei. Er ist ein Parasit der Gesellschaft, wie die Socialisten selbst sagen. Die Rathschläge die er Harding gibt sind unpraktisch; er räth ihm Wordsworth zu lesen, Wordsworth, den nicht einmal ein literarisch Gebildeter ganz versteht. Dagegen soll er Shakspeare und Milton bei Leibe nicht lesen.

Das Buch Hoene's ist aber nicht allein falsch, es ist auch kalt und trocken. Es wird zwar vom Volke und von Proletariern gesprochen, allein der Verfasser muß sie wenig kennen. Man begegnet wol traurigen Ausdrücken wie „Ateliers", „ungesunde Wohnungen", „angesteckte Aufenthaltsorte", „schmuzige Hütten", allein schwerlich wird uns der Verfasser überzeugen daß er sie besucht habe. Das Buch ist von einem Schriftsteller für ein literarisches Publicum, und zum Ruhme und Preise der modernen Journalisten geschrieben. Selbst vom literarischen Standpunkte aus ist es verwerflich. Der Roman hat keinen reellen Werth; schlecht angelegt, schwach geschrieben, ohne Plan und Ziel, ohne Personen gilt von ihm das Wort Hazlitt's über die englische Literatur: „Das was gut in der englischen Literatur ist, ist ausgezeichnet; was aber nicht ganz gut ist, ist ganz abscheulich." Ein Franzose würde das Buch wenigstens gewandter und anziehender geschrieben haben.

„The dreamer and the worker" hat uns eine Prätention und ein Verlangen offenbart; ein anderer Roman: „John Drayton" (zwei Bände) belehrt uns über eine Thatsache, über das Umsichgreifen des Skepticismus unter den arbeitenden Classen. In dem Atelier der Mechaniker, wo John Drayton als Lehrling sich befindet, ist auch kein einziger Arbeiter der nicht statt der Bibel chartistische Journale, statt des Evangeliums Jesu Christi nicht das der gesunden Vernunft von Thomas Payne läse, der nicht statt des Abends in seiner Familie in der Bibel zu lesen ein chartistisches Meeting, einen revolutionnairen Club besuchte, und der nicht den Büchern Mosis „Die Verfassung des Menschen" von Combe vorzöge. Alle glauben sich von den alten Vorurtheilen befreit; ein gewisser Robinson z. B. hält die Religion nur noch gut für die Weiber, die Männer seien über den Aberglauben hinaus. Nur zwei machen eine Ausnahme: ein Schotte der die Erinnerung an seine presbyterianische Erziehung nicht verlieren kann; ein Anderer der durch die protestantische Glut seiner Mutter oder Frau zurückgehalten wird, denn die Frauen erscheinen in dem Buche als Schutzengel der Familie und als Sühnopfer für die Sünden der Gottlosen. Die Resignation, der Muth und das Dulden sind das Loos dieser Frauen, die von ihren Männern und Brüdern über den Club und die Schenke verlassen werden und sie doch ins Gefängniß, in die Verbannung und entfernte Colonien begleiten. Ihnen verdankt es John Drayton, der junge Lehrling, daß er nicht in den Skepticismus und die anarchischen Leidenschaften seiner Genossen verfällt; dies ist der Grundgedanke des Buchs. Rachel Wyld, die Tochter des verbannten Chartisten, und ihre Mutter, die über das verhärtete Gemüth ihres Gatten und Vaters keine Macht erlangen konnten, trösten sich damit daß sie den jungen Drayton vor gleicher Gefahr retten konnten, und sie spielen auf diese Weise dieselbe edle Rolle, welche die aristokratische Eleonore Staunton bei Alton Locke spielte.

„John Drayton" ist in einem antichartistischen Sinne geschrieben. Das Buch trägt den Namen des Verfassers nicht; derselbe nennt sich aber in der Vorrede Mitchell, Professor an der St.-Georgenschule. Die zahlreichen Spuren von Pedantismus in dem Buche lassen uns glauben daß dieser Name und Stand sein wahrer seien; gleichwol zeigt der Roman daß er von Jemandem mit gutem Willen geschrieben wurde, und man findet auf jeder Seite Zeichen eines geraden Verstandes und trefflichen Herzens. Der Stil ist zwar etwas einförmig, allein man sucht auch nicht darin großartige Gedanken und Schönheiten des Stils, sondern Symptome und Zeichen der Zeit.

Nimmt man die demokratische Literatur Englands im Ganzen, so kann man drei Kategorien unterscheiden. Die erste umfaßt die reinsocialistischen Erscheinungen und die chartistischen Pamphlete. So zahlreich diese Classe aber auch ist, so läßt sich das Fremdartige und Ausländische dieser Literatur doch nicht verkennen. Sie ist ein Zeugniß für den Einfluß Frankreichs und dessen Revolutionen. So erschien noch vor kurzem ein Leben Robespierre's von dem Chartistenchef Bronterre und ein Leben Babeuf's, welche beide in dem Sinne geschrieben sind der Louis Blanc seine revolutionnaire Philosophie dictirt hat. Der berühmteste Schriftsteller dieser Sekte ist Thornton Hunt, der Redacteur eines communistischen Journals „The leader", in welchem Theorien auseinandergesetzt werden zu denen er sich ihrer Monstruosität wegen nur aus Ehrfurcht vor den Ueberlieferungen seiner Familie bekennen mag. Sohn des berühmten Leigh Hunt, des Gründers des „Examiner", scheint er zu glauben seinen Vater, den glühenden Reformer und rückhaltslosen Radicalen, noch übertreffen zu müssen. Thornton Hunt ist jedoch der letzte dieser chartistischen Schriftsteller. Die heftigen Broschüren lassen mit jedem Jahre mehr nach; die Ebenezer Elliot und Thomas Cooper verschwinden immer mehr und kein Verfasser von „Ernest" alarmirt mehr die Obrigkeit, kein pseudonymer „Marcus" schlägt mehr ironisch den Communen homicide Gesetze vor. Eine allgemeinere Erschlaffung scheint sich der Massen und der Geister zu bemächtigen.

Die zweite Kategorie ist fruchtbarer. Sie umfaßt Bücher und Pamphlete aus allen Classen der Gesellschaft und von Männern jedes Berufs, Schriftstellern, Advocaten, Aerzten, Priestern, Oekonomisten. Keine Partei kann sich als Leitern dieser verwirrten Literatur aufwerfen; es fehlt die Einheit der Doctrin und des Antriebs, wie sie beim Chartismus vorhanden ist; ein Jeder spricht in seinem eigenen Namen, die Einen übertragen die Streitfragen in das Heiligthum der Religion um sie zu purificiren; die Andern verweisen diese Ideen in das Gebiet des Atheismus; die Dritten begnügen sich die Leiden des Volks zu erzählen, ohne zu versuchen, ihren Erzählungen irgend eine bestimmte philosophische Doctrin beizumischen.

Die dritte Kategorie, welche die ökonomischen und statistischen Schriften umfaßt, ist für den Augenblick am meisten in Gunst; zu ihr gehören die Briefe Mayhew's und ein vor kurzem erschienenes Buch „England, wie es ist" von einem talentvollen Advocaten Johnson.

Bewundernswürdig ist es, wie in England sich dergleichen Fragen ohne Revolution vermöge der Freiheit allein Bahn brechen. Noch eben war Alles ein revolutionnairer Schrei, der sein tausendfaches Echo in der Presse fand, nach Reform und Besserung. Kaum hat aber die Regierung und die Wissenschaft sich darangemacht die Sache zu untersuchen, als auch sofort befriedigt mit diesem Resultate die Ruhe sich in den empörten Classen wieder einfindet. 16.

Notizen.

Die Soldaten des Dreißigjährigen Kriegs.

Ueber die Gräuel jenes entsetzlichen Kriegs, die Rohheit und Verwilderung einer wüthenden Soldateska, welche rücksichtslos über Leben und Eigenthum herrschte und aus Beutesucht und Mordlust Freund wie Feind niedertrat, finden wir noch immer einige denkwürdige Details in den Archiven der Städte, Gemeinden und Familien, die das düstere Bild jener Zustände vervollständigen. So erhielt ich auch ein gleichzeitig geführtes Gedenkbuch des Nonnenklosters Brenkhausen im Fürstenthum Korvei, aus dem als Proben folgende Stellen mögen mitgetheilt werden. „Anno 1631, 30. October, drei hessische Compagnien Reiter in Brenkhausen unverhoffentlich sich logiret, aber in den Häusern Nichts gefunden. Die Meier und ganze Gemeinheit in der Kriegsgefahr alle ihre Habe auf dem Kloster hin und wieder gehabt und wie ihnen nöthig vor und nach

ihrer Nothdurft abgelanget, welches verursacht daß von dem armen geringen Gotteshaus Ranzion oder Brandschatz gefodert wurde, 300 Thaler; wofern solche nicht erlegt würden, solle all das Gut preisgegeben werden. Zur Verhütung dieses großen Unheils hat man zu Wege gebracht innerhalb zwei Stunden nach Mitternacht durch Gottes Vorsehung von guten Leuten 213 Thaler in Goldgulden und in Speciesthalern, damit die Befehlshaber abgefunden und vor diesmal verhütet daß des Klosters und der ganzen Dorfschaft Gut und Wohlfahrt erhalten und nicht geplündert wurde." „Anno 1632 hat der Oberst Dalwig in der Fasten sein Quartier bei den Einwohnern von Brenkhausen gehabt und neun Tage da geblieben mit seinen vier Compagnien Reitern. Die Leute haben in ihren Häusern Nichts gehabt. Darüber ist's ganz und gar über das Kloster gegangen. Dasselbe hatte an Kuhvieh einen Vorrath von 60 Häuptern, jung und alt und gar wohl in der Fütterung gehalten. Davon der Oberst täglich nach seinem Gefallen schlachten und in die Quartiere tragen, das Vieh aber, was nicht geschlachtet, wegtreiben lassen. Derselbe hat auch ohne die geschlachteten Schafe und Hammel 300 Häupter wegtreiben lassen. Auch hat zu derselbigen Zeit der Oberst Dalwig, da die Einwohner wenig in ihren Häusern gehabt, dem Kloster genommen 83 junge und alte Schweine, was davon nicht geschlachtet worden, all' weggetrieben und nur ein jähriges Schwein zu Horer wiederbekommen. Das Kloster hat in Vorrath gehabt sechs große Fässer, mit eisernen Banden beschlagen, voll altes Bier, dazu fünf Kopen frisch Bier. Dies hat der Oberst all' in die Quartiere tragen, auch in kleinen Fäßlein nach Horer bringen lassen. Als dies Bier, bei die 24 Faß, verlaufen, hat der Brauer noch fünf Faß von dem Malz welches das Kloster in Vorrath gehabt brauen müssen. Dazu die Braupfannen auch weggeführt und verpartert worden. Als aller Vorrath des Gotteshauses verzehrt und weder Gans, Ente noch Huhn, deren eine ziemliche Anzahl vorhanden, hinterlassen, sind die vier Compagnien Reiter ausgezogen. Das schöne neue Gebäu, die Paterey genannt, darin sich der Herr pastor confessarius und andere ankommende geistliche Herren aufgehalten, angesteckt und nebst dem Pferdehaus in Asche gebrannt" u. s. w.

„Demnach die große und hochbeschwerliche Unruhe des Kriegswesens in diesen Jahren 1632—34 überhand genommen, und hiesiges Kloster und armes Gotteshaus zu unterschiedlichen malen ausgeplündert. Alles in der Kirche. Kreuzgang u. s. w. kurz geschlagen, keine Thür, Kasten und Schrein im ganzen Kloster heil gelassen, die heilige Tauf ausgegossen, den Kessel im Taufstein mit Aexten und Hämmern durchlöchert, die schönen Bilder auf den Altären und sonst in der Kirche und Kreuzgang, zu der Ehre Gottes und seiner lieben Heiligen vorhanden, heruntergeworfen, mit den Degen, Barthen und Hämmern die Köpfe, Arme und Beine abgeschlagen und übereinandergeschmissen; die schöne Orgel, alle Glocken und Uhrwerk in Stücke geschlagen und mitgenommen; alles Vieh, Pferde, Kühe, Schweine und Schafe. Viel schöne Bettwaare und andere Sachen und Kleinode nebst den vielen Kornfrüchten auf dem Felde, auch was in den Scheuern und Kornböden in Vorrath, Alles verbracht, vertilgt und zunichtegemacht. Organist und Kornschreiber, Förster und Zehntsammler, auch andere Diener, welche sich auf das Kloster gewagt, sind unversehens überfallen, erbärmlich geschlagen, mit den Degen verwundet, ihre Kleider vom Leibe gerissen, und all das Ihrige, was sie auf dem Kloster gehabt, abgenommen, und also reichen müssen. Die wohlehrwürdige Domina sammt ihren 15 frommen, gottesfürchtigen und ehrliebenden, gehorsamen Jungfern, der Herr Propst, Pastor und Confessarius mit den Dienern zu Horer sich, so wohl als man konnte, bei andern Leuten und in fremden Häusern in diesem Elend und betrübten Zustand aufgehalten" u. s. w. 73.

Ein beliebter spanischer Rundreim.

Von dem Comthur Escribá, einem alten valencischen Dichter, von welchem als von einem „gewissen Escribá" Bouterwek aus dem „Cancionero general" ein Villancico mittheilt, rührt folgende Redondilla her:

Ven, muerte, tan escondida,
Que no te sienta conmigo,
Porque el gozo de contigo
No me torne á dar la vida.

Tod, laß unvermerkt mich scheiden!
Denn zurück ins Leben führen
Würden, könnt' ich dich verspüren,
Mich des Sterbens Süßigkeiten.

Diesen Rundreim, dessen letzte Zeile auch so lautet: „No me vuelva á dar la vida", brachte Cervantes in seinem „Don Quixote" an, jedoch so geändert:

Ven, muerte, tan escondida,
Que no te sienta venir,
Porque el placer del morir
No me torne á dar la vida.

Er findet sich auch bei Calderon, z. B. „Eco y Narciso" und „Las manos blancas no ofenden." Daher ist es wol gekommen daß Alcala-Galiano in Depping's „Romancero" diese Redondilla dem Cervantes selbst zuschreibt. Aber schon Gracian sagt ja in seiner „Agudeza y arte de ingenio", nachdem er den Escribá, eminente ingenio Valenciano cuyas obras andan entre las de los antiguos Españoles, als Verfasser genannt und die Redondilla ihrem ursprünglichen Laute nach angeführt hat: „Enmendóla alguno, ó la enajenó", d. i. es verbesserte, oder vielmehr verunstaltete sie Einer. Vielleicht gilt dieser Tadel dem Cervantes allein; wenigstens gilt er ihm mit. 76.

Spanische Quacksalber.

Der Curandero ist von verschiedener Gattung. Da haben wir den Verkäufer von Orvietan oder Gegengift, der für alles ein Antidot hat; den Barbier-Chirurg, der wegen Allem Blut läßt; den Curandero maravilloso (Wunderdoctor) oder spanischen Morison, der für jedes Uebel eine Pille oder ein Pulver besitzt; den Nevero oder Schneeverkäufer, der eine Art Nachahmung von Schnee fertigt und ihn in Gläsern auf Messen als Heilmittel für Krankheiten und Schmerzen verkauft; den Caracol-Curandero oder Schneckendoctor, welcher mit Schnecken und Fröschen jedes innere Leiden zu stillen sucht; den Gusans-Curandero oder Wurmdoctor, welcher die tausend Krankheiten, welche das Erbtheil des Fleisches sind, mit Tränken oder Pflaster von pulverisirten Reptilen behandelt; endlich den Saludador oder Heilmann, der die gefährlichsten Geschwüre küßt und sie durch Anhauchen zu vertreiben sucht. 12.

Bibliographie.

Alleine, J., Weckstimme für die Sünder. Aus dem Englischen. Nebst der Lebensgeschichte des Verfassers. Neu-York. 8. 25 Ngr.

Bernhard, Auguste, Ein Erbvertrag. Roman. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 1 Thlr.

Europäische Bibliothek ausgewählter Novellen deutscher und ausländischer Erzähler. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Bilder aus dem Leben. Von A. Snieders dem Jüngern. Aus dem Vlämischen übertragen von K. Arenz. Mainz, Kirchheim u. Schott. 8. 14 Ngr.

Geistlicher Blumenstrauß aus christlichen Dichtergärten den Freunden heiliger Poesie dargeboten von M. v. Diepenbrock. 2te vermehrte Auflage. Sulzbach, v. Seidel. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dorguth, F., Vermischte Bemerkungen über die Philo-

sophie Schopenhauer's, ein Brief an den Meister. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 6 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Esther. Novellenroman. Zwei Bände. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 2 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Erbkam, G., Ueber den Gräber- und Tempelbau der alten Aegypter. Ein Vortrag bearbeitet für die Versammlung deutscher Architekten in Braunschweig im Mai 1852. Berlin, Ernst u. Korn. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Eschricht, D. F., Das physische Leben in populären Vorträgen dargestellt. 1ste Hälfte. Mit 58 Abbildungen. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frohne, W., Louis Napoleon. Politisches Gedicht in drei Theilen. 2ter Theil: Der Präsident. Schauspiel in fünf Aufzügen. Köln, F. C. Eisen. Gr. 12. 15 Ngr.

Gentzel, G., Die Stufen des Glaubens. Blätter aus em innern Leben eines Jüngers für Suchende und Sehnende. Berlin, Hayn. 8. 20 Ngr.

Geschichte der Inquisition und der Hexenprocesse aller Zeiten und Länder. Nebst einem historischen Rückblick auf die Geißelgesellschaften. Eine unparteiische Darstellung nach den verläßlichsten und glaubwürdigsten Quellen. Mit mehreren Illustrationen. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goßner, J., Der Tag des Herrn, der König der Tage; geheiliget von den Heiligen — geschändet von den Gottlosen. Nebst einem Anhange von Predigten, Geschichten und Liedern, den Tag des Herrn betreffend. New-York. 8. 10 Ngr.

Haynau, B. v., Blätter aus der Mappe eines Criminalisten. 1stes Heft. Marburg, Elwert. Gr. 8. 20 Ngr.

Heinrich, K., Anna. Ein Idyll in sieben Gesängen. 2te umgearbeitete Auflage. Kiel, Schröder u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben. Die Kinderwelt in Liedern. Mainz, Wirth Sohn. 1853. Gr. 16. 15 Ngr.

Jesuitismus und Protestantismus. Die Realisation der geheimen Plane der Jesuiten oder von Rom nach Berlin. Zur Charakteristik des Ordens, seiner Fortschritte, seiner Taktik und des Verhaltens der protestantischen Geistlichkeit. Mit interessanten Belegen aus jesuitischen Autoren. Vom Verfasser von: „Jesus der Esfäer" rc. Leipzig, Hinze. 8. 10 Ngr.

Jocham, M., Moraltheologie, oder die Lehre vom christlichen Leben nach den Grundsätzen der katholischen Kirche. 1ster Theil. Sulzbach, v. Seidel. Lex.-8. 2 Thlr.

Kletke, H., Das Buch vom Rübezahl. Des Berggeistes Fahrten und Schwänke neu erzählt. Breslau, Trewendt u. Granier. 16. 10 Ngr.

Lindner, C., Die Australischen Goldgefilde oder wie gelangt man am schnellsten und billigsten nach den neuentdeckten Goldregionen Australiens? und wie macht man in kürzester Zeit daselbst die größte Ausbeute? Nach eigenen Erfahrungen rc. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 15 Ngr.

Lübke, W., Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 3 lithographirten Tafeln. Dortmund, Krüger. Gr. 8. 10 Ngr.

Marr, W., Anarchie oder Autorität? Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Oettinger, E. M., König Jérôme Napoleon und sein Capri. Historisch-Humoristischer Roman. Drei Bände. Dresden, Schäfer's Separat-Conto. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Pfizmaier, A., Abhandlungen über die Aino-Sprache. Wien, Gerold. Gr. 8. 16 Ngr.

— — Beitrag zur Kenntniss der ältesten japanesischen Poesie. Ebendaselbst. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Ueber einige Eigenschaften der japanesischen Volkspoesie. Ebendaselbst. Lex.-8. 6 Ngr.

— — Das Li-sao und die neun Gesänge. Zwei chinesische Dichtungen aus dem 3ten Jahrhundert vor der christlichen Zeitberechnung. Ebendaselbst. Fol. 16 Ngr.

Rapp, M., Grundriß der Grammatik des indo-europäischen Sprachstammes. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Vergleichende Grammatik. Encyclopädische Abtheilung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Rinck, G., Erinnerungen an Philipp den Großmüthigen, Landgrafen von Hessen, insbesondere an dessen Verdienste auf dem Gebiete der Kirche. Eine historisch-kirchenrechtliche Abhandlung als Beitrag zur Feier des dritten Secularfestes des Passauer Vertrags. Mit dem Bildnisse Philipp's des Großmüthigen. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 8 Ngr.

Ruf, S., Psychische Zustände. Ein Beitrag zur Lehre von der Zurechnung, mit besonderer Rücksicht auf die psychischen Störungen. Ein Büchlein für weltliche und geistliche Richter, für Leib- und Seelenärzte. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 18 Ngr.

Schmitz, J. W., Die Natur. Populäre Erklärung aller großen Naturerscheinungen, besonders das Entstehen und Untergehen der Weltkörper, so wie das Abnehmen der Erde durch das Verschwinden des Unterschiedes der Jahreszeiten physisch und mathematisch bewiesen. Köln, Schmitz. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Das Weltall. Conversations-Lexikon der physischen und mathematischen Astronomie. Allgemein verständliche Erklärung aller Bewegungen der Natur und der Entstehung der Himmelskörper aus den zweitausendjährigen Beobachtungen der Astronomie und den neuen Fortschritten der Naturwissenschaften. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Solitaire, M., Bilder der Nacht. Landsberg, Belger u. Klein. 8. 16 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 3te Folge. 4ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tholuck, A., Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts, theilweise nach handschriftlichen Quellen. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Wagner, F., Scenen aus Nürnbergs alter Künstlerwelt. Mit den Bildnissen Albrecht Dürer's, Adam Kraft's, Peter Vischer's und Veit Stoß', gezeichnet und gestochen von dem Verfasser, und einer Musikbeilage. Nürnberg, Geiger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weber, A., Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte. Gehalten im Wintersemester 1851—52. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Wietersheim, E. v., Zur Vorgeschichte deutscher Nation. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Zacher, J., Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Charakteristik der Meusebach'schen Bibliothek. Eine bibliographische Skizze. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 15 Ngr.

Zimmermann, R., Der Cardinal Nikolaus Cusanus als Vorläufer Leibnitzens. Ein Vortrag. Wien. Lex.-8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Lippold, F., Ueber unsern Kampf für die Kirche. Eröffnungsrede zur 65sten Jahresversammlung der Anhalt-Dessauischen Pastoral-Gesellschaft gehalten am 7. Juli 1852. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Schellenberg, F., Hinauf. Predigt. Leisnig. Gr. 8. 2 Ngr.

Sonnenschein, K. F., Entgegnung auf die Reden des Hrn. Finanzrath v. Stieglitz und des Hrn. Oeconomierath Glaß in Bezug auf unsere unlängst erschienene Schrift: „Die Vermessung, Abschätzung und Grundsteuerregulirung des Herzogthums Sachsen-Altenburg." Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Staatskrankheit. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 10 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXXVII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 38. —— 18. September 1852.

Neue deutsche Dramen.

Erster Artikel.

In neuerer Zeit war für unsere dramatische Literatur ein sehr gefährlicher Spukgeist erwacht, das Experimentiren. Die Skepsis des Tages hatte sich der Gemüther so sehr bemächtigt daß sie auch Poesie und Bühne unter ihre Herrschaft zu bringen wagen durfte und auf diesem Gebiete, was ihr an Seele fehlte, durch abstracte Ungeheuerlichkeit zu ersetzen sich befleißigte. Die Paradoxenjägerei und die spitzfindige Caprice boten allen Witz auf, um ihre Gespenster für Menschen gelten zu lassen, und ganze philosophische Disputationen traten mit Armen und Beinen, aber freilich ohne Herz und Leben vor die geduldigen Lampen. Es sollte und mußte „Neues" aufgetischt werden, und wenn auch die nach „noch nicht Dagewesenem" sich den Kopf Zerbrechenden nicht gerade ein Königreich für ein novum bieten konnten, so erkauften sie dasselbe doch nicht selten mit todesverachtender Aufopferung ihres gesunden Menschenverstandes und jedes feinern Gefühls. Die „Nation von Denkern", hieß es, hat die Aufgabe, auch auf der Bühne den „Gedanken" zu verherrlichen, und hinter diese breite Phrase versteckte sich der engherzige Geist der Partei und der jeweiligen Tagesstimmung. Diese entnervende, jeden Tropfen Blutes aussaugende und alle freie unmittelbare naturwüchsige Kraft verkrüppelnde und verdorrende Richtung ging zu Grunde an dem gesunden Sinne unsers Volks und an der Frische und Elasticität des poetischen Gemüths, das unverwüstlich vorallem die deutsche Brust bewohnt. Jene dramatisirte Kanonisation des „Gedankens", d. h. des speculativen Begriffs, wich dem uralten und urewigen Quelle der dramatischen Poesie, dem Leben, und in der Individualisirung dieses unter die Leitung einer höhern Beziehung gebrachten Lebens hat unsere dramatische Literatur den Nerv ihrer eigensten Existenz wiedergefunden. Wir danken dieser Reaction den entschiedensten Fortschritt, denn sie befreite die Kunst aus der despotischen Botmäßigkeit jenes „Thieres auf dürrer Haide" und gab ihr das kräftig pulsirende Blut zurück, ohne welches sie zur chinesischen Pagode versumpft. Dieser menschlich-warme Herzschlag ist es, dem wir je nach dem Maße der productiven Kraft in dem größern Theile unserer neuen Dramen begegnen und der auch die vorliegende Reihe neuester Bühnendichtungen mit wenigen Ausnahmen charakterisirt. Denjenigen freilich die nur Das als Fortschritt erklären was mit einem gewissen Eclat und Knalleffect in die Erscheinung tritt, und welche schon so manche Fratze, nur weil sie eine neue Schminke sich aufgestrichen, als die aufsteigende Sonne einer neuen Kunstepoche nicht ohne große Blame ausposaunten, wird dieses bescheidene Einlenken unserer dramatischen Talente in den alten ewigen Pfad wahrhaftiger Kunst nur ein mitleidiges Lächeln abzwingen. Das ruhige Auge aber, das in dem Sprunghaften und Grellen das Heil einer organischen Geistesentwickelung nicht sehen kann, findet in dem geräuschlosen und einfach-natürlichen Aufgeben einer crassen und unnatürlichen Richtung und in der Rückflucht auf das Gebiet charaktervoller Lebenswahrheit eine höhere Bürgschaft für eine schönere Zukunft; denn das Gespensterhafte einerseits und das tief Materielle andererseits, worin sich unser Drama verlieren zu wollen schien, ist trotz des hektischen Fiackerenthusiasmus, mit welchem auch allerneuestens wieder von einer gewissen Seite her eine neue dramatische Charte octroyirt wurde, überwunden und der menschlich-reine Boden wieder gewonnen, auf welchem eine im Allgemeinen frischere Zeit den tonangebenden Genius des Drama der Zukunft, das jedenfalls anders sein dürfte als man es sich vorzuphantasiren beliebt, mit Gottes Hülfe hervorrufen wird. Ist nun gleich nicht zu verkennen daß ein großer Theil unserer dramatischen Poeten, wie die detaillirte Besprechung der vorliegenden Dramen nachweisen wird, der Fülle des lebenskräftigen Stoffs, welchen sie zu bearbeiten übernommen, nicht recht

gewachsen erscheint und daher aus der epischen Behandlung desselben nicht wohl herauskommt, so liegt dieser bedauerliche Umstand gewiß nicht an der Richtung als solcher, sondern an dem Mangel an Bühnen- und Lebenskenntniß. Schon im ersten Universitätssemester wird das auf der Primanerbank conceipirte Drama vom Stapel gelassen und Das was die reife Frucht einer reifen Seelen- und Lebensbildung sein soll als erster Introitus in die literarische Welt betrachtet. Wenn irgendwo, dann gilt für die dramatische Poesie das allbekannte und allmiskannte „Nonum prematur in annum". Die Temperatur der Wassertiefe läßt sich nicht nach den Schaumwellen berechnen welche die flüchtige Hand erhascht. Freilich kommt dem Poeten das in ihm ruhende anerschaffene Abbild der Welt im Kleinen und sein seelischer productiver Instinct dabei zu Hülfe; aber dem Adler ist es auch angeboren in die Sonne zu fliegen, und doch übt er den Fittig lange und sorglich, ehe er sich in die Aetherhöhe getraut. So manches tüchtige Talent ist an dem Leichtsinn, womit es sich an Dinge wagte die seiner werdenden Bildung noch zu fern lagen, geradehin untergegangen, während es, dieselben im rechten Momente ergreifend, an ihnen zu neuem, höherm Dasein aufgegangen wäre. Wir werden Gelegenheit haben diese traurige Wahrnehmung bei mehren der in dieser diesmaligen Erörterung zu besprechenden Dramen bestätigt zu finden, und wollen im Interesse des Lesers dieselben so ordnen daß die bedeutenden Erscheinungen zwischen die mittelmäßigen Machwerke sich vertheilen und auf diese Art erquickliche Erholungspunkte bieten. Das Schöne und Hohe zu würdigen ist die anmuthigste Aufgabe von der Welt und muß für das traurige Geschäft, dem Unberufe seine Schwächen zu weisen und bei Dingen zu verweilen die des Verweilens durchaus unwürdig sind, Ersatz leisten: es ist eben die Nacht welche die Sterne so hell macht, und wer das **Leben** erfassen und genießen will, muß auch den **Tod** mit in den Kauf nehmen.

---

1. Coriolan von W. J. T. Ein dramatischer Schwank. Wien, Seidel. 1849. 8. 12 Ngr.

2. Die beiden Finkensteine von M. **Solitaire**. Lustspiel in einem Act nach der Idee einer Chronik. Landsberg, Volger und Klein. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

Zwei würdige Kumpane an Unwerth und Erbärmlichkeit. Im „Coriolan" wird die bekannte, an diesen Namen sich knüpfende Historie parodirt und zwar so, daß, wie der Verfasser weislich selbst decretirt, die Frauenrollen durch Männer und die Männerrollen durch Frauen zu besetzen sind und der „gemeinste" (sic) Volksdialekt die komische Verve repräsentirt. — „Die beiden Finkensteine" haben der „Idee einer Chronik" mindestens etwas Handlung zu danken; von dem Ton aber der dieselben beherrscht möge der darin fungirende Müllergeselle Urias, den der Autor selbst „dummwitzig" zu nennen so bescheiden ist, folgende Probe geben: „Da bin ich doch von ganz ungeheuerer Neuschierigkeit und voll unersättlicher Begierigkeit, zu erfahren und zu vernehmen von der Schwierigkeit, wie dir die Dirigkeit dieses Goldes ohne begangene Mirigkeit zutheilgeworden ist!" Das ist der Humor dieses saubern Opusculums, das sich wie sein vorerwähnter Genosse der Beurtheilung in d. Bl. durchaus unwerth erweist.

3. Der Emissair, Lustspiel in einem Aufzuge von A. L. Lua. Berlin, K. Schultze. 1851. 8. Ngr.

Ein Tageslustspiel, das einen ehrsamen berliner Bürgerwehrmann vor den Turbulenzen seiner Ehehälfte und seiner märzbeschwindelten Vaterstadt in die ländliche Einsamkeit einer Dorfschenke fliehen läßt. Vergeblich sucht der Unglückliche hier die „alte gute Zeit": ein fliegender Buchhändler rückt ihm die störende Gegenwart sehr unsanft vor Augen, und ein Misverständniß im Amtsblatte läßt den bedauernswerthen Flüchtling als steckbrieflich verfolgten Emissar arretiren. Nun kommt auch seine freiheitsschwärmende Gemahlin dazu, sodaß es einen Höllenspectakel absetzt, der noch erhöht wird durch das Erscheinen eines liebenswürdigen Unbekannten, der sich als Besitzer des Dorfs legitimirt und seinen eigentlichen Stand als Graf bei seinem zeither getriebenen Geschäfte der Volksbeglückung zu verheimlichen für gut befunden. Derselbe exaltirt die anwesenden stockroyalistischen Bauern dermaßen für communistische Ideen daß sie dieselben sofort an ihm selbst und seinem Eigenthume in Ausführung bringen wollen, wie eifrig der Herr Graf auch predigt daß er ja nur von geistigen Dingen gesprochen habe. Endlich bei drohendster Krise von Mord und Todtschlag erscheint als Deus ex machina ein Hauptmann mit diversen Soldatesken. Die demokratische Gräflichkeit erkennt in ihm ihren einstigen absolutistischen Freund, begrüßt ihn als ihren Retter, changirt in aller Eile ihr politisches Glaubensbekenntniß um einige Zoll nach Rechts und „in den Armen liegen sich Beide und weinen vor Schmerzen und Freude". Man sieht, an komischen Situationen fehlt es gerade nicht; ein treffendes Wort findet auch wol Platz und ein gesunder Blick in die Verhältnisse des Tags macht sich geltend; aber von künstlerischer Gestaltung und Verarbeitung zeitgeschichtlicher Facta hat die etwas hausbackene und abgelagerte Waare nicht viel aufzuweisen. Ein fertiger echter Charakter tritt nirgend klar hervor und das Ganze erhebt sich nicht über das Maß des Gewöhnlichen.

Es bleibt überhaupt eine misliche Sache mit solchen der Gegenwart anheimfallenden Zeitgemälden. Denn nur wenn der oft erst in sehr später Folgeperiode greifbare Zusammenhang mit der höhern Weltidee dramatisch personificirt ist, davon ein klares, frisches und unmittelbares Bild vor das innere Auge kommt und die ganze breite epische Begebenheit in dem engen Rahmen weniger Acte sich zwanglos concentrirt, nur dann ist aus dem ephemeren Stoffe ein bleibendes und allgemeingültiges Kunstwerk geworden; dazu aber bedarf es einer gar feinen Witterung des Geistes und eines eminenten dramatischen Talents, wie es sich Lua nach dieser Probe nicht vindiciren darf.

4. Deutsche Originallustspiele von L. **Feldmann**. Fünfter Band. Wien, Wallishausser. 1852. Gr. 12. 2 Thlr.

Nichts sieht sich trauriger an als die Verliederlichung eines unbestreitbaren Talents, das, herabgesunken zum handwerksmäßigen Tagelöhner, verzichten zu wollen scheint auf die Fähigkeit geistiger Production. Dieses harte Urtheil provocirt Feldmann durch die maßlose Nonchalance, mit welcher er das jämmerlichste Zeug dreist und keck auf die Bühne wirft. Die vorliegende Sammlung seiner neuesten Lustspiele beginnt und schließt mit solchen Erbärmlichkeiten („Kaiser Faustin" und „Das goldene Deutschland"), und man weiß in der That nicht welcher von ihnen der Preis der Elendiglichkeit zuerkannt werden muß. Solchen Harlekinaden gegenüber ist das eben besprochene Lua'sche Stück ein Kunstwerk. Mag die Posse ein nothwendiges Uebel sein — wir unsererseits möchten sie im Interesse des guten Geschmacks mit allem Caricaturwesen verbannt wissen —, mag sie immerhin dem Gesetze der Schönheit Nichts verdanken wollen, die Grenze des Schicklichen muß sie festhalten und unter der Caricatur ein Menschenwesen mindestens ahnen lassen. Statt dessen bringt Feldmann in den genannten

Stücken einen Haufen von Narren und Misgeburten, die er in ersterm Schwanke schwarz anstreicht, in letzterm mit wirklichen Affen in freundschaftliche Gemeinschaft setzt. Hat der Verfasser außer den Galerien wirklich ein Publicum das an diesem Unsinne Gefallen findet, so wünschen wir ihn diesen Barbaren um seiner selbst willen schleunigst entrissen. Das zweite und dritte Lustspiel der in Rede stehenden Sammlung („Ein altes Herz" und „Die beiden Kapellmeister") rechtfertigen diesen Wunsch; denn in ihnen zeigt sich Feldmann's Talent in seiner natürlichen Frische. Hier ist menschliche Charakteristik und echtkomische Verwickelung, ein munterer, maßvoller Humor und piquante Wahrheit in Anlage des Ganzen, sodaß sich diese Stückchen — vereinzelte Willkürlichkeiten abgerechnet — als gelungene und erfreuliche Bluetten aufführen lassen. In dem fünften Lustspiele dieser Sammlung („Das Gastmahl von Lurenhain") fehlt es keineswegs an ergötzlicher Laune und dramatischem Leben, nur ist das die Verwickelungen herbeiführende Grundbegebniß zu gewagt und infolge dessen im Verlaufe des Ganzen eine gewisse Schraubung bemerklich, die eine rechte Behaglichkeit nicht wohl aufkommen läßt. Möchte Feldmann unser strenges, aber dem Borne ernsten Wohlwollens entsteigendes Wort hören und beachten!

5. Aennchen von Tharau. Drama in zwei Aufzügen. Mit zwei Musikbeilagen. Halle, G. Schwetschke. 1852. Gr. 16. 12 Ngr.

Ein anspruchsloser, den befangenen Geist des Gelegenheitsstücks athmender Schwank, der, in einen Act gedrängt, einer günstigern Wirkung sicher sein dürfte. Simon Dach, der bekannte königsberger Poet, und Aennchen von Tharau lieben sich, aber der gestrenge Herr Vater der Dame sagt: „Nein!" Da hat der Große Kurfürst von Brandenburg, auf seinem Zuge gen Preußen dem Gefolge incognito vorausgeeilt, Gelegenheit, im Gasthofe zum Kürbis mit Dach's Freunde, dem Organisten Heinrich Alberti, Bekanntschaft zu machen, von ihm den status quo besagter Liebesaffaire zu erfahren und schließlich als guter Genius des durch seine Vermittelung vereinten Pärchens aufzutreten. Diese sehr einfache, in ihren Motiven etwas verbrauchte Handlung geht ohne Prätention und Allotrias ruhig vonstatten und würde einen anmuthigen Eindruck nicht schuldig bleiben, wenn die Charaktere, Alberti und die zwei kurfürstlichen Trompeter ausgenommen, weniger skizzenhaft und unfertig zur Erscheinung gebracht wären und das Interesse, welches fast von jeder auftretenden Persönlichkeit in gleicher Art in Anspruch genommen wird, einem Helden ausschließlicher sich zuwenden könnte, als welcher im ganzen Stücke eigentlich Niemand sich hervorhebt. Einzelne Scenen, wie die Unterredung des Großen Kurfürsten mit Alberti und das Auftreten der beiden Schloßtrompeter, sind recht gelungen, und der muntere Humor, der neben dem unverkennbaren Talente, Individuen zu schaffen, aus dem Ganzen herausblickt, lassen dem Verfasser, wofern er tiefer eingeht in seinen Stoff und einer sorgfältigern Detaillirung sich befleißigt, ein günstiges Prognostikon immerhin stellen. Als völlig undramatisch, weil den Zuhörer zum Mitspieler verwandelnd, muß der Umstand gerügt werden daß der Kurfürst nicht von Anfang an dem Zuschauer als solcher sich kundgibt, sondern auch mit diesem Blindekuh zu spielen genöthigt wird. Solche längst abgeleierte Kniffe gehören in die Kasperle-Komödie.

6. Der Schneider als Naturdichter. Posse mit Gesang in zwei Acten von Friedrich Kaiser. Wien, Wallishausser. 1851. Gr. 12. 15 Ngr.

Eine Posse die ganz wider Willen keine gewöhnliche Posse ist: auf sehr ernstem, sehr düsterm Hintergrunde bringt eine an sich ganz harmlose Satire ihre ombres chinoises zur Erscheinung und ein neckischer Kobold verarbeitet, sich selbst zum Nachtheil, eine treue Schilderung all des innern und äußern verschuldeten und unverschuldeten Elends in der literarischen Welt zu einem Possenspiele, über welches Tausende lachen, während mitten unter den Hanswurstiaden ein Schauer brütet, der zu seinem Rechte will; denn durch das grelle Farbenspiel, welches den Hauptgang der Fabel umgaukelt, schaut die ernste Wahrheit der vorgeführten Zustände, wie äußerlich nebenhin sie dem Ganzen angeflochten sind, sehr zur Unzeit heraus, und unter dem Lachen der komischen Maske liegt ein breiter, tiefer Menschenschmerz. So spielen Leuchtkäfer über aufgerissenen Gräbern und daneben steht der Wanderer sich ihrer muntern Tänze freuend und nicht wissend daß Tod und Verwesung unter ihnen lauert. All der falsche Neid, all die bittere Gehässigkeit, die Bestechlichkeit, innere wie äußere Lüge, diese athemlose Hetzjagd nach Schein, all dieser kalte vereisigende Hohn, wie er die bunte Welt Derjenigen zerreißt die in Eintracht Arbeiter sein sollten in der großen Werkstatt des Geistes, der Druck des Vorurtheils und der äußern Verhältnisse, unter welchen so oft ein echtes Talent die Morgenröthe seines Geistes begraben muß, andererseits der bodenlose Leichtsinn und die liederliche Frechheit, mit welcher der Unberuf sich für die Künstlerschaft befähigt wähnt, das Alles drängt sich — Autor mag wollen oder nicht — durch die Handlung des Stücks und bietet dem Mummenschanze ein gespenstiges Paroli. Kaiser hat freilich Nichts weniger als Das mit seinen handfesten, hausbackenen, etwas trivialen Figuren beabsichtigt und wird auch von seinem Publicum dabei nicht incommodirt werden; denn obenhin betrachtet bietet die Fabel, die einen armen verzweifelnden Poeten seine überall abgewiesenen Poesien unter dem Namen seines Schlafgenossen, eines Schneidergesellen, als Ergüsse eines Naturdichters auf den Markt und so zu großen Ehren bringen läßt, Stoff genug zum Lachen, und Witz und Laune, komische Verwickelung und spaßhafte Couplets fehlen nicht, wenn auch das Ganze nicht eben selten sehr gemein und roh zu werden sich nicht entbrechen kann.

7. Lustspiele von Karl Töpfer. Siebenter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1851. 8. 2 Thlr.

„Rosenmüller und Finke" nennt sich das erste Stück und macht dem anerkannten Talente des mit Recht beliebten Autors alle Ehre. Zwei Brüder, der eine ein reicher filziger Handelsherr, der andere ein verarmter, weil das Geld als Chimaire betrachtender Hauptmann außer Dienst, stimmen nur darin miteinander daß sie sich gründlichst in Betreff ihres Standes wie ihrer Persönlichkeiten hassen. Jeder von ihnen hat einen Sohn und jeder von diesen Söhnen hat den ihm vom Vater zugetheilten Stand insofern sehr eigenmächtig wider dessen Willen und Wollen verändert, als der Offizierssohn Kaufmann und der Kaufmannssohn Offizier geworden ist. Zum Besuch daheim angelangt, spielt Jeder die Rolle des Andern, und endlich rettet der Offizierssohn durch handelsmännische Gewandtheit den verschuldeten Vater vor Haft und Schande, und der Kaufmannssohn verschafft seinem in puncto seiner ihm über Alles theuern großbürgerlichen Ehre verletzten Erzeuger durch sein militairisches savoir faire glänzende Genugthuung. Hierdurch erweicht verzeihen die Väter den Söhnen, nachdem es dem Hauptmannssprößling gelungen ist, durch sichere und erfreulich lautende Mittheilungen über das Haus Rosenmüller und Finke, dessen gerüchtweise ausposaunter Bankrott dem Onkel unendliche Sorge bereitet hatte, diesen so umzustimmen daß er mit dem Bruder sich versöhnt. Dazwischen kreuzen sich diverse piquante Liebeshändel und schließlich „kriegen" sie sich, so zwar daß mit drei glücklichen Paaren aufgewartet wird. Mit treffender Satire, mit glücklicher Charakterisirung und einer Fülle sich scharf voneinander abhebender und doch zu einem Ganzen kräftig wirkender Persönlichkeiten verbindet dieses Lustspiel einen fließenden Dialog, einen Schatz anmuthigen Humors und eine lebhafte, gedrungene, rollende Handlung. Nicht eine verzeichnete oder etwas hinkende Persönlichkeit fällt auf und das Bühnengerechte macht sich aller Orten geltend. Es ist freilich nur die Oberfläche des Lebens die hier beschritten

wird, aber diese Promenade führt durch so heiteres und frisches Grün daß eine anmuthige und erquickliche Unterhaltung überall sich darbietet.

Wie der Verfasser das zweite Stück dieses Buchs („Böttcher der Goldmacher") ein Lustspiel nennen mag, ist nicht recht begreiflich, da die Handlung, einige Nebenscenen abgerechnet, durch und durch ernst und tragisch ist. Um sich einer jungen von ihm geliebten Dame bemerklich zu machen, gibt der Provisor Böttcher in einem berliner Garten, als das Gespräch auf das soeben erlassene strenge Verbot der Alchymisterei kommt, ein Experiment zum besten, das ihn von der Polizei als einen dergleichen Schwindler verfolgen läßt und ihn zur Flucht nach Sachsen zwingt. Das Gerücht dieses Vorfalls ist schon dorthin gedrungen und man schleppt ihn daselbst auf den Königstein in Haft, wo er auf Befehl August's des Starken Gold machen soll. Inzwischen ist jene verhängnißvolle Dame Gesellschaftsfräulein bei der berühmten Aurora Königsmark geworden; sie erfährt von Böttcher's Misgeschick, und verliebt wie sie längst in ihn ist, versucht sie mit Hülfe ihrer schönen Gebieterin alle möglichen Mittel der Rettung. Zum Unglück bekommt der Bergdirector von Klettenberg, ein Freiwerber um des Fräuleins Hand und des unglücklichen Goldmachers Oberkerkermeister, hiervon Witterung und wendet die grausamsten Martern an, um den armen Teufel völlig zu verderben. Zur Verzweiflung gebracht, macht Böttcher endlich zwar nicht Gold, wol aber Porzellan. Dies wird dem galanten Könige auf einem von ihm der Königsmark gegebenen Feste präsentirt und danach der Held des Stücks nicht nur frei, sondern seiner Auserwählten Gatte, Freiherr und Director der neuzuerrichtenden Porzellanfabrik. Auch in diesem Schauspiele ist ein sehr erfreuliches Talent in Charaktergebung, scharfer psychologischer Nuancirung, taktvoller Mäßigung und bühnengerechter Appretur unmöglich zu verkennen. Als die schwächsten Figuren des Stücks dürften sich die etwas zu sentimentale Herzenskönigin des glücklichen Porzellanmachers und dieser Letztere selbst präsentiren, der nicht Persönlichkeit genug bietet und aus seiner Passivität nie durch sich selbst, sondern nur durch äußere Momente herausgerüttelt wird. Größere Gedrängtheit würde dem Stücke eine entschiedene Wohlthat gewesen sein, und so manche Scene, die an die Sache sehr lose anknüpft, dürfte dem einmal beliebten Titel „Lustspiel" in die Schuhe zu schieben sein.

Ein heiterer, wenn auch in sich selbst selbst sehr unbedeutender und wol nur für Liebhaberbühnen geeigneter Schwank („Die weiße Pikesche") schließt das eben besprochene Bändchen, das sich jedenfalls zu den bessern Erzeugnissen unserer neuen Dramen zählen darf.

8. Karl Gutzkow's dramatische Werke. Siebenter Band. Zweite Abtheilung. Der Königsleutnant. Lustspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 25 Ngr.

Die unbestreitbare Wahrheit daß jede Kunst dann erst ihre höchste Verklärung errungen hat, wenn sie vom einseitigen Geiste der Nationalität erlöst allein und unbedingt dem Vollbegriffe der freien und einheitlichen Menschheit gehört, hat seit Goethe in der deutschen Geisteswelt Wurzel gefaßt und schon darin ein glänzendes Zeugniß für ihre naturwüchsige Ueberwindungskraft nachgewiesen, daß alle sonderlich in neuester Zeit gegen sie ankämpfenden, zum Theil vom vollen Strome der Tagesstimmung getragenen Reactionsbestrebungen an ihr gescheitert sind. Die drohenden Klippen der Verflüchtigung und der Selstverlierung, welche diesem Drange nach Freiwerdung vom nationalen Herkommen sich entgegenstellen, sind freilich für unsere Volksthümlichkeit um so gefahrbringender, als wir politisch und gesellschaftlich nur eine noch dazu sehr schlechte Mosaik von Natiönchen darstellen und somit auf dieser Seite keinen Reichthum haben, von welchem sich opfern ließe. Allein das specifisch-geistige Leben unsers Volks ist andererseits so durch und durch originell, in sich concentrirt, reich und widerstandsfähig daß gerade der deutsche Genius am befähigtsten erscheinen muß für den großen künstlerisch-literarischen Befreiungsgang, der aus den Geistigkeiten aller Nationen eine harmonische Familie zu gründen den heiligen Beruf hat. Die Tiefe und Fülle des deutschen Gedankens und Empfindens hat wahrlich nicht nöthig von Opfern eine Schwächung zu fürchten, und wenn wir überall anderswo die Ueberwundenen sind, hier ist unser Feld, unser Sieg. Ein wesentliches Moment jenes Ringens nach Erhebung über die nationale Beschränktheit muß zunächst die Heranbildung solcher Kräfte sein, die zeither unrechterweise vernachlässigt wurden. Eine solche Zurücksetzung hat sich die deutsche Literatur dem Lustspiel gegenüber entschieden zuschuldenkommen lassen, indem sie die Meinung verbreiten half daß wir im Gegensatze zu andern Nationen für diese Gattung der dramatischen Poesie nicht befähigt seien und demgemäß gut thäten die Arbeit auf diesem Felde einzustellen. Nun liegt aber in der Vielgeistigkeit eines Volks schon von vornherein die Berechtigung, den ganzen Umfang des spirituellen Gebiets zu bewohnen, und eben nur das beschränkte gewohnheitsträge Befangensein in dieser und jener nationalen Convenienz schläfert diese Berechtigung ein. Zugegeben daß wir nicht reich an meisterhaften Lustspielen sind, aufweisen können wir dergleichen, und somit wäre qualitativ die Befähigung für diese Gattung festgestellt. Wie selbst die schönste und umfangreichste Menschenstimme einige schwächere Töne insichträgt und durch die Energie der Uebung auch diese zur Vollkommenheit der andern zu steigern vermag, so sei es eine Hauptaufgabe des vorhandenen Strebens nach Erhebung über die Nationalität, jene bildungsbedürftigen Anlagen für das Lustspiel in unsern Kreisen zu pflegen und zu kräftigen. Ist trotz der neuesten immerhin merklichen Cultivirung dieses Stiefkindes des deutschen Drama, ja trotz der gegenwärtig erwachten Vorliebe unserer Bühnendirectionen für diese Gattung immer noch an wahrhaft Gutem nur sehr Vereinzeltes geleistet, so liegt die Schuld lediglich an der allgemein grassirenden selbstlosen und schwindsüchtigen Nachbetung französischer Stücke, meist sogar solcher die das elendeste Handwerk an der Stirn tragen. Sich sklavisch einer andern Volksthümlichkeit unterwerfen heißt sich selbst für bankrott und eigenthümlicher Freiheit für unfähig erklären. Nur mit eigenen Mitteln und auf eigenem Grunde stellt man sich über sich selbst und wird frei vom eigenen Drucke. Das individuell angeschaffene Wesen verklären im Lichte der ewigen, allgemein-menschlichen Schönheit, ohne dabei auch nur ein Titelchen Selbst an etwas Anderes als an dies große Ziel zu opfern, das heißt auf dem Gebiete der Kunst sich erheben über die enge Schranke der Nationalität. Diese Wahrheit festgehalten, und auch dem Lustspiele der deutschen Literatur wird der Lorber sich nicht versagen.

Zu diesen Betrachtungen verleitete Gutzkow's „Königsleutnant", den wir zunächst nicht ohne lebhafte Apprehension in die Hand nahmen; die Misgeburten, welche das Streben deutsche Dichter dramatisch zu verherrlichen auf die Bühne gebracht hat, schwebten uns wie verstörte Gespenster entgegen und wollten neidisch den Eintritt in diese reizende Dichtung verwehren. Ja, das ist ein Lustspiel das den Vergleich mit jedem besten seiner Gattung aushält und ein tieferes Eingehen zur dringenden Pflicht macht.

Zu Goethe's hundertjährigem Geburtsfeste eine würdige Spende bieten, war der nächste Zweck dieses Stücks, und diese überaus schwierige Aufgabe hat Gutzkow mit feinstem Takte gelöst. Den fertigen Goethe auf die Bühne zu bringen galt ihm von vornherein als eine Unmöglichkeit, und mit scharfem Blicke wußte er die ersten Aufgangsstrahlen dieses Weltgestirns künstlerisch zu sammeln und in einen Leuchtpunkt zu vereinigen. Es darf vorausgesetzt werden daß den Lesern d. Bl. Goethe's „Wahrheit und Dichtung" wohl bekannt ist und daß sie sich der lieblichen Knabenzeit des unvergleichlichen Mannes lebhaft erinnern, in welche zurück alle die goldenen Fäden anmuthig leiten, die später ein so wundervolles Meteor in den deutschen Kunsthimmel webten. Aus dieser Periode hat die

vorliegende Dichtung ihren Stoff gewählt und die losen, locker nebeneinander laufenden Begebnisse mit kluger Berechnung und graziöser Anmuth verknüpft und in die innigste Beziehung gesetzt, ohne der innern Wahrheit irgendwie zunahezutreten und mehr zu thun als eben gethan werden mußte, um die dramatische Wirkung zu erzeugen.

Wir finden den jungen Wolfgang ein französisches Gedicht skandirend, welches bestimmt ist ein für seine zärtlich geliebte Belinde bestimmtes Band zu introduciren. Sein junges Wesen ist in eifersüchtiger Aufregung, und besonders scheint ihn der Name „Thorane" zu quälen, den er nur zu oft von den Lippen seiner Schönen vernommen haben will. Hausfreund Mittler stellt sich ein und weiß der Frau Rath allerlei bedenkliche Dinge von Wolfgang's anstößiger Freundschaft mit Belinde und Alcidor, dem Geschwisterpaare des französischen Theaters, zu erzählen, ja, daß er die Hausmagd belauscht wie sie aus dem Kaufladen ein vom jungen Goethe bestelltes brabanter Band mit dem Buchstaben B geholt habe. Die Magd kommt, das corpus delicti wird von der Frau Rath confiscirt und nun der Herr Sohn in strenges Gebet genommen, welches damit endet daß er das Band mit dem B an seine Nichte Bertha nach Offenbach als Geburtstagsangebinde schicken muß und Frau Rath ihm mit Hindeutung auf seinen Besuch der französischen Komödie anempfiehlt: „Wenn sonst Etwas von Frankreich her in deinen Kopf kommt, was die Unterstützung und den Rath eines guten Freundes erfodert, so wendet man sich an das zärtliche Herz einer Mutter und nicht an die Mägde im Hause, die unsere zartesten Geheimnisse in den Gemüsekörben auf den Markt tragen und beim Salat, den sie erhandeln, die Angelegenheiten preisgeben. Verstanden, mein poetischer Herr Sohn?" Wolfgang aber ruft der Abgehenden nach: „Da stehe ich wie ein Schulknabe! Eben ein Gott und nun wieder hinuntergeschleudert auf die Secundanerbank! Und ich begreife doch, sie ist nur beleidigt, weil ich sie nicht zur Vertrauten gemacht habe! Die gute Mutter, die mir so gern das Studium der höhern Seelenlehre gestattete, wenn ich ihr eigenes Herz als Handbuch aufschüge!"

Ein Billetchen von Alcidor trifft ein, welches die traurige Botschaft bringt daß dieser mit Belinden Frankfurt verlassen müsse, um vor dem einziehenden Lieutenant du roi des französischen Königs, Grafen Thorane, zu fliehen. Bald darauf haben sich die Franzosen der Stadt bemächtigt und Graf Thorane wird im Hause des Rath Goethe einquartiert. Der Graf haßt die Frauen, liebt die Kunst, eine sanfte Melancholie dämpft in ihm die aufbrausende Champagnernatur des Franzosen; er liebt auch die deutsche Sprache, rühmt sich derselben durchaus Herr zu sein und radebricht sie mit Hülfe seines Dieners. Wolfgang soll dem Vater aus den vom Königslieutenant bewohnten Zimmern sein Lieblingsbild holen, wobei es mit dem gestrengen Herrn Grafen einen kleinen Dispüt absetzt, welcher damit endet daß der kunstenthusiastische Franzose sämmtliche Maler Frankfurts zur Anfertigung von Gemälden für sein Schloß vor sich bestellt wissen will, den König Friedrich wegen seiner Vernachlässigung der deutschen Sprache tadelt und meint daß wenn Wolfgang, der den König vertheidigt, einmal lieben würde, er das nicht französisch seiner Geliebten begreiflich machen werde. Wolfgang bemerkt, das komme auf Umstände an; er verräth hierbei seine Liebe für eine französische Actrice und händigt dem Grafen sogar das für jenes ominöse Band bestimmte französische Lied ein. Thorane freut sich der schönen Gedanken, gibt aber den Rath die Verse ins Deutsche umzudichten. Die Verwandelung läßt nicht lange auf sich warten:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid,
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben
Selbst wie eine Rose jung:
Einen Blick, geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung!

Fühle was dies Herz empfindet!
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband.

Dies reizende Lied setzt Thorane in Entzücken. „A mon coeur, jeune ami!" ruft er: „Dieser Verse haben gegossen Wohllaut tief in meiner Seele, die ist sehr malade. Und wenn Sie auch nicht sind erhört von dieser grausamen actrice française, wird sein wie alle Frauenzimmers sein, falsch und treulos und undankbar, ô so hat sie doch angesehen der deutsche Diktkonst mit einem Lächeln so freundlich, so süße daß Sie können sagen:

Eine Blick, geliebte Leben,
Und ick bin belohnt genung!"

So stark von diesem Momente an des Grafen Zärtlichkeit für Wolfgang begründet ist, der junge Poet haßt den General als seinen vermeintlichen Nebenbuhler und wird in diesem Hasse noch bestärkt durch ein schwarz eingekästeltes Bild, das der Königsleutnant aufhängen läßt und dessen Oeffnung er ihm streng untersagt. Wolfgang will ein ähnliches schwarzes Kästchen bei Belinden gesehen haben und begegnet seufzend dem Lobe seiner Verse mit den Worten: „Meine Schmerzen machen Euch Vergnügen? Ach, Ihr habt gut reden! Leen' ich so was ein Dichter ist?"

Im dritten Acte stellt Wolfgang dem Grafen die Maler vor, und als dieser hierbei von dem liebenswürdigen Spötter erfährt daß die Herren sehr unverträglich untereinander seien, erstaunt er gewaltig darüber und verordnet daß sie an einem Bilde zugleich malen sollen, um gegenseitigen Frieden zu lernen. Der Anzug der Preußen wird gemeldet — der General will endlich den Herrn des Hauses sehen — gezwungen erscheint dieser und beleidigt in seiner trotzigen deeden Manier den Franzosen so sehr daß dieser den Herrn Rath auf die Hauptwache zu transportiren befiehlt. „Thorane!" ruft Wolfgang,

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

und wiederholt dies liebliche Lied, bis der Graf gerührt einfällt:

Eine Blick, geliebte Leben,
Und ick bin belohnt genung —

dem Rathe die Haft in seinem Hause abzuwarten gestattet und in die Schlacht eilt. „Was war das?" fragt der Vater. „Der Zauber der alle Nationen verbindet", erwidert Wolfgang und Frau Rath ergänzt: „Die Poesie!"

Im vierten Aufzuge sieht sich der Held des Stücks genöthigt, die in dem Bildersaale versammelte Haus- und Malergesellschaft durch das Märchen des siegreichen Anmarsches der Preußen deshalb hinauszutreiben, weil sein Freund Alcidor, in der Nähe verborgen um ihm ein französisches Stück zu corrigiren, durch dieselbe entdeckt zu werden in großer Gefahr ist. „Das nenn' ich mit der Prosa Kehraus machen", spottet Wolfgang den Davongescheuchten nach: „Alles was ich hörte war erfunden. Ja! So muß es sein! Mein braver Alcidor, meine theuere Belinde, nicht vergebens bin ich in der Schule der Musen und Grazien gewesen! Mit französischer Gewandtheit die schweren deutschen Stoffe bewegen, den leichten schäumenden Wein der Champagne in grüne deutsche Römergläser gie-

ßen und von den altfränkischen deutschen Burgen die Roheit und Geschmacklosigkeit wie altes Geginster und Dorngeflecht reißen, daß Nichts von ihnen übrigbleibt als der schöne mondscheinhelle Duft der Sage, durchwoben von Tapferkeit, Gesang und Liebe — o ich fühle, das könnte eine Bestimmung sein, für die ich Worte finden möchte, Worte von hinreißender Zauberkraft. Schüttle dich, Welt, in deinen Angeln, rase über die Länder hin, antlitzverzerrte Bellona, es muß ein Friede kommen, wo wieder die Saat des Geistes blüht und keine zersplitterte Lanze, keine blutgezeichnete Fahne hoch genug ist, über die bescheidenen Blumen der Dichter emporzuragen." Dem aus dem Gefechte heimkehrenden Thorane läuft Alcidor quer über den Weg, nachdem er und Wolfgang jenes schwarze Bild zu sehen Gelegenheit fanden und Ersterer dasselbe mit dem Rufe „Heloise!", Letzterer mit dem „Ma Belinde!" begrüßt hatten. Der Königsleutnant, aufgebracht über die also begangene Verletzung seines ausdrücklichen Verbots, verlangt durch seinen Adjutanten vom jungen Goethe Auskunft über den entflohenen Alcider, die er empfängt; erkennt in demselben einen Marquis von Boissy, mit welchem sich zu schießen er sein Ehrenwort verpfändet hat, und eilt diesen Vorsatz auszuführen, obwol er kurz vorher bei Cassation die Duelle im Heere namens des Königs verboten hatte. Nach vollzogenem Willen, den Arm in der Binde, zurückgekehrt, wird der Graf vom Helden des Stücks um Auskunft über den Vorfall angegangen: er (Wolfgang) sei mit verwickelt und jenes schwarze Portrait sei Niemand anders als Belinde. Der erstaunte Thorane verkündet ihm geheimnißvoll, er wolle ihm Unterricht geben in der Kunst Schauspiele zu machen, und erzählt daß ein alter Graf eine arme Waise, Heloise de Vetreuil, an Kindesstatt zu sich genommen und sie so seinem jungen Sohne Edmond zur Schwester gegeben habe, und daß dieser nach seines Erzeugers Tode aus dem Bruder der Vater seiner Schwester, demnächst trotz seiner gereiften Jahre ihr Bräutigam geworden sei. Abwesend auf einer Reise habe Edmond das Unglück gehabt, das Herz seiner Geliebten an einen jungen Marquis Boissy zu verlieren und bei seiner Rückkunft die Erkorene nicht mehr anzutreffen. Nach langem vergeblichem Suchen sei zuletzt der Verführer von dem Betrogenen zufällig gefunden worden und habe sich mit ihm geschossen. „Das soll ein Dichter so brauchen für die Bühne?", fragt Wolfgang. „Das soll rühren? so befriedigen? Nein, Graf, wissen Sie was noch fehlt? Es fehlt das Herz, es fehlt die Liebe, es fehlt die Versöhnung. Es fehlt die sichtbare Hand des Schicksals, die sich läuternd und versöhnend über die Leidenschaften legt. Und da wir Dichter sind, brauchen wir auf das Schicksal nicht erst zu warten, ob es so gefällig sein will zu kommen. Jetzt, wo ich den Zusammenhang kenne, jetzt wo ich Edmond und Aleidor zu Liebe selbst entsagen kann, eil' ich in die Bibergasse, um dies Schicksal, den einzigen ästhetischen und moralischen Schluß und die Hand der Götter selbst zu holen." Frau Rath hat ohne ihr Wollen diese Scene belauscht und ruft dem Sohne zu: „Mein Sohn! Geh'! Folge dem Triebe deiner Seele! Ergreife die Hand der Götter wo sie nur aus den Wolken herniederlangt! Geh'! Geh'! Du hast von mir keine Fesseln deines Genius zu fürchten." Wolfgang aber erwidert: „Du liebevolles, treues, gutes Herz! Wenn ich werde was ich sein möchte, hört ihr, ihr unsichtbaren Zeugen einer erträumten Zukunft, so dank' ich es nicht den Griechen, nicht den Römern, nicht dem Studium der Bücher, nein, ich dank' es dem Herzen einer Mutter!" Es wird der heitern Frau nicht schwer in diesem Momente von dem gerührten Grafen die Freiheit ihres Mannes zu erbitten. Bald kehrt Wolfgang mit Aleidor und Belinde zurück, und dem verzeihenden Thorane liegt ein glückliches Paar an der Brust. Da trifft der wegen seines Duells von dem Grafen nothgedrungen erbetene Abschied vom nahen Hauptquartiere ein und mit den Wiedergefundenen zieht sich Thorane in sein schönes Provençalenschloß zurück. „O Sie haben hier einen Sohn", sagt er Abschied nehmend den Aeltern Wolfgang's, „von dem ich Ihnen gebe der Prophezeiung daß er nicht sein wird blos eine große Mannsperson für der Deutschland, sondern für alle der Nationen welche noch lieben der Natur und der menschliche Herz. In dieser Stadt sind gekrönt die Könige und der Kaiser mit zerbrechlichen Kronen, er aber wird sein mein junger Freund, der einzige König, der hier wird sein geziert mit einer Krone, die glänzen wird ewig." Wolfgang aber wendet sich an den Rath, der mit allen Anwesenden ihn verwundert betrachtet, und schließt mit den Worten: „Vater! der Quell der wahren Poesie ist das Leben! Der Geist hat keine andere Schule als die Welt!"

Dies ein kurzer Abriß der Fabel, welcher freilich nur in seinen wörtlichen Anführungen ein wirkliches Bild von dem frischen Leben zu bieten im Stande ist, welches in diesem anmuthigen Lustspiele sich entfaltet. Was Gutzkow vor Hunderten seiner Kunstgenossen auszeichnet, das Echtcharakteristische seiner Gestalten, macht sich auch in diesem originellen Drama aufs glänzendste geltend, und selbst Das was wir im Allgemeinen an ihm vermissen, das volle ursprüngliche Gemüth, hat er hier in reichstem Maße zu verwerthen gewußt. Die Handlung spannt bis ans Ende und findet auf so eigenartige und anziehende Weise ihren Schluß daß die Empfindung tiefster Befriedigung und Versöhnung als letzter Eindruck zurückbleibt, sicher das würdigste Resultat einer dem Genius des poetischen Gleichgewichts gewidmeten Festspende. Die überaus gelungene Figur des Grafen Thorane, welche, mit großer Feinheit an der Klippe des Possenhaften vorübergeleitet, durch die reinste Humanität und Bonhommie das brausende Naturell des französischen Ritters mildert, die derbe, kernige, reichsbürgerliche und in ihrer deutschen Zähigkeit abstoßende Persönlichkeit des alten Goethe, die „Frohnatur" und das tiefe, alles Große und Schöne mit feiner Witterung begreifende und dabei doch etwas hausregimentliche Wesen der Frau Rath, das muntere Pärchen Mack und Gretel, Mittler, der alte, aus Complimenten zusammengesetzte, allezeit unterthänige Hausfreund und Hausspion, Frau Seckatz, das unvermeidliche Modell ihres gehorsamen Ehemannes, die trockenen philiströsen Physiognomien der frankfurter Maler, die zwar nur angedeuteten, aber doch so graziösen Gestalten von Aleidor und Belinde — endlich der liebenswürdige, das göttliche Geheimniß seiner einstigen Weltgröße in der jungen Brust tragende, elastische, freie und mit allem Zauber anmuthiger Laune und erster aufwachender Leidenschaft bedachte Wolfgang, welch ein Schatz psychologischer Mannichfaltigkeit, vollen energischen Lebens und tiefer dramatischer Unmittelbarkeit! Eine erquickliche Heitere breitet sich über die ganze Schöpfung und athmet die Behaglichkeit des Rath Goethe'schen Hauses, in welcher der Erlöser der deutschen Kunst und des deutschen Geistes seine erste Jugend träumte. Nur eine Rüge stieß uns auf. Ist gleich nicht schwer zu ahnen, welche Rolle Belinde und Aleidor im Stücke werden zu spielen haben, die auf Erhöhung dieser Ahnung hinweisenden Andeutungen sind nicht klar und bestimmt genug: das Interesse der Handlung müßte sich nur steigern, wenn man von Anfang an genau wüßte, wer in diesem Pärchen zu suchen ist. Das Drama verlangt nun einmal das Handgreifliche, sein rascher Gang läßt nicht Zeit zu langen Combinationen und wird durch vage, im Zuschauer erregte Vermuthungen verwirrt. Der sanfte Hauch von Pietät, welcher die ganze Arbeit durchweht, berührt um so wohlthuender als er bei Gutzkow nicht eben selten vergeblich gesucht wird. Diese tiefern, mildern und gefühlswärmern Pulse, welche in dieser Dichtung schlagen, bilden einen sehr anmuthigen Gegensatz zu dem kecken, feinen und leichten Humor, der die Handlung durchwebt und aus welchem einzelne Momente höchster künstlerischer Schönheit groß und bedeutend sich hervorheben. „Wahrheit und Dichtung" in des göttlichen Meisters Sinne ist es was Gutzkow's Drama heiter und duftig bietet; und damit ist in der That das Höchste geleistet was sich unter den gegebenen Zuständen leisten ließ: ein echtes, freies, feines Lustspiel, das, aller

nationalen Beschränkung fern, als reines unbedingtes Kunstwerk sich offenbart.

9. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele von F. W. Gubitz. Einunddreißigster Jahrgang für 1852. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1852. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diesen einunddreißigsten Jahrgang des vorstehenden Buchs, das dem deutschen Drama so manche anmuthige Spende zugeführt hat, eröffnet ein Schauspiel von Heinrich Smidt („Bruder Kain"), welches dem Gebiete der Schicksalsstücke angehörend eine spannende Handlung, eine schöne reine Sprache und sehr wirksame Bühnenmomente aufweist. Graf Oskar von Erdholm, zu Unrecht verbannt aus seiner dänischen Heimat, lebt mit seinem Leidensgefährten und Milchbruder Pehrson zu Neapel als Maler im Exil. Sein Oheim Juul ruft ihn auf Befehl des Königs zur Herstellung aller seiner Ehren in das Vaterland zurück und bietet ihm die Hand seiner Tochter Brunhild, deren Portrait er dieser Botschaft beifügt. Oskar's Herz erglüht in zärtlicher Empfindung für das Original dieses Bildes, und als der finster-verschlossene Pehrson das Medaillon erblickt, offenbart sich daß er diese Schönheit irgendwo persönlich gesehen und sie leidenschaftlich liebt. Ein Schiffbruch ereilt die Heimkehrenden an der dänischen Küste und Pehrson findet sich mit dem Kästchen das Oskar's Legitimationen enthält allein ans Land getrieben. Da gibt ihm seine rasende Leidenschaft zu Brunhild den Gedanken, als Graf Erdholm aufzutreten und so ihr Herz und ihre Hand zu gewinnen. Doch auch Oskar ist von der Welle ans Land getrieben; Pehrson begegnet ihm und stößt ihn wieder in die Flut. Zu Kopenhagen erkennt man den kühnen Abenteurer als echten Erben auf Erdholm an, und wie sehr ihn Brunhilde verabscheut, sie bleibt ihm äußerlich gesichert. Aber zum andern male hat das Meer den echten Erdholm an den heimischen Strand geführt. Ernst tritt er dem Verräther unter die Augen und begehrt sein Recht, Brunhildens Herz sofort für sich gewinnend. Der König setzt einen Tag der Entscheidung fest, und hier ist es Pehrson's alte, erblindete, blödsinnige Mutter, die, vom Bischof von Seeland, einem der erquicklichsten Charaktere dieser Dichtung, aus fernem Kloster herbeigeleitet, den Sohn an seinem eigenthümlich geformten Scheitel erkennt und ohne Wissen des Vorganges selbst des wiedergefundenen Kindes düsteres Urtheil spricht.

Mit diesem echttragischen Ausgange schließt das Drama, welches sich dem Raupach'schen Schauspiele dieser Sammlung, „Jakobine von Holland", würdig zur Seite stellt. Nicht ohne wehmüthige Erregung können wir dies kräftige Werk des vor kurzem seiner rastlosen Thätigkeit für immer entrückten Dichters zur Hand nehmen, das mit lebendiger Charakteristik eine lichtvolle Klarheit der interessanten Handlung vereinigt und ein farbenreiches, gedrängtes Bild jener Zeit bietet, die ebenso groß in ihren Lastern als in ihren Tugenden war. Da ist nichts Sentimentales, Schwindsüchtiges, Mondscheinzerflossenes: ein tüchtiges Wesen tritt überall energisch in die Erscheinung und kein undramatisches Raisonnement stört den raschen Gang der Begebenheit. Gern rückten wir hier einen kurzen Abriß der interessanten Fabel ein, allein die Trauer um den Geschiedenen ist in uns noch zu jung, um anders als mit einem kurzen Worte diese schöne Dichtung zu würdigen.

„Mazarin", ein Schauspiel von Frau Birch-Pfeiffer, darf immerhin eine erfreuliche Gabe des vorliegenden „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" genannt werden. Es ist freilich nach Art der Verfasserin viel Breites und Gedehntes darin, die Handlung stockt zuweilen im eigenen Geleise, und nicht allzu selten bietet sich Frau Birch-Pfeiffer selbst auf dem Präsentirteller dar; aber das feine Bühnengeschick, die Gewandtheit und Sauberkeit in der Charakterzeichnung, der reinliche Dialog und die glücklichen Pointen einzelner Momente versöhnen einigermaßen mit diesen Mängeln und treten für manchen andern Lapsus gewinnend ein.

Das Putlitz'sche Lustspiel („Eine Frau die zu sich selbst kommt") rechnet offenbar zu den schwächern Arbeiten des liebenswürdigen Dichters, indem seine komische Haupt- und Schlußwirkung auf durchaus unwahrscheinlichen Situationen beruht und die Motive etwas übereilt und herbeigenöthigt erscheinen.

Die dramatisirte Anekdote von F. W. Gubitz („Zar Peter und der Glaser"), welche diesen Jahrgang schließt, will nur ein harmloser Gelegenheitsschwank sein, der als solcher der Kritik entzogen ist.

10. Dichter und Kanzler. Trauerspiel in vier Aufzügen von Franz Poland. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 16 Ngr.

Fürst Günther macht den Dichter Theobald unverantwortlicherweise zu seinem Kanzler und seine Schwester Adelheid ist in den neuen Herrn Minister bis über die Ohren verliebt, eine Leidenschaft, die auch von Fräulein Karoline von Tiefenhain als siegreicher Nebenbuhlerin getheilt wird. Bruno, Karolinens Bruder, neidet dem Poeten die von ihm selbst erstrebte Kanzlerwürde und verbindet sich mit Ritter Rottenfels, Fürst und Minister zu stürzen und die Herrschaft untereinander zu theilen; es wird Letzterm Bruno's Schwester zugesagt und schließlich verabredet daß man mit den Waffen in der Hand dem Fürsten Frieden bieten und nach Schließung des letztern Se. leicht versöhnliche Hoheit beiseitebringen wolle. Der Friede kommt auf sehr idyllische Weise zustande und die Beiseitebringung der durchlauchtigsten Person soll vorsichgehen. Da schreibt Kanzler Theobald seinem Feinde und Nebenbuhler Rottenfels heimlich, er möge nur Burg Lindstrom angreifen, dort sei der Fürst. Junker Rottenfels ist wirklich so albern diesem Briefe zu glauben und erstürmt die Burg, wo er nur des Fürsten Bruder, nicht aber den Gegenstand seiner Wünsche findet; denn Theobald hatte seinen Gebieter nach Lindstrom natürlich nicht ziehen lassen. Nun schickt aber Bruno, gefangen und eingesperrt, jenen ominösen Brief des poetischen Kanzlers an Fürst Günther. Fürst Günther wird darüber sehr erbost und läßt ohne Weiteres seinen geliebten Theobald ad carcerem führen und Meister Bruno befreien. Inzwischen hat Rottenfels Karoline durch die Drohung eine Stadt anbrennen zu lassen, wenn sie sich weigere sein Weib zu werden, ins Bockshorn gejagt; sie folgt ihm an den Altar — hier aber sagt sie quod non und läuft davon. Fürst Günther merkt übrigens bald daß Bruno ihm einen großen Zopf angedreht hat, kommt einem neuen Complott dieses liebenswürdigen Jünglings auf die Spur, findet nun mit einem mal daß er gegen seinen Kanzler eine ziemlich flegelhafte Bêtise begangen und will denselben sofort in alle Ehren wieder einsetzen; aber Dichter Theobald hat eine sehr empfindsame Seele: er hat aus lauter Demuth kein Wort zu seiner Vertheidigung hervorgebracht; er hat die wüthenden Liebesanträge der Fürstin Schwester abzulehnen bedeutende Noth gehabt; endlich hört er gar daß sein Schätzchen Karoline ihm untreu geworden — da platzt die Bombe; er stirbt äußerst anständig, und „große Wehklage herrscht in Jerusalem". Diese aus allerlei Ungereimtheiten zusammengesetzte Begebenheit — eine Handlung ist nicht zu entdecken — bietet nicht einen einzigen Charakter, am allerwenigsten ist der Held des Stücks ein solcher, der sich weder als Dichter noch als Kanzler, sondern als eine ziemlich blasse, mit der nöthigen Dosis Sentimentalität ausgestattete Mondscheinpuppe erweist. Gedanken sind äußerst sparsam anzutreffen und die vorhandenen legitimiren sich als sehr unschuldige Hausmannskost. Die Verse sind matt und holperig, oft geradezu falsch, und die Constructionen haben allen möglichen Sprachen ihre Entstehung zu danken: kurz das Ganze ist eine mittelmäßige Arbeit. Wir wollen nach dieser einen Probe über die dichterische Begabung des Verfassers im Allgemeinen nicht urtheilen, aber der dramatischen Poesie möge er sich in Zeiten abwenden: er hat für sie keinen Beruf.

11. Leo Bardas. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Rohde. Dessau, Katz. 1852. 16. 16 Ngr.

Der Poet ist in dieser Dichtung offenbar von der epischen Breite und Massenhaftigkeit seines Stoffs bewältigt worden, aus welchem er den dramatischen Nerv herauszulösen und bühnengerecht zu verlebendigen die Fähigkeit nicht besessen hat. Wir zweifeln nicht daß er ein ziemlich gutes Epos aus seinem Vorwurfe hervorgearbeitet hätte; denn eine reine und freie Sprache, ein meist fließender Vers, allgemein-poetische Auffassung und ein unverkennbares Geschick, die Zuständlichkeit zu erfassen, offenbaren sich entschieden in dieser Dichtung, welche in dem Maße als sie die einzelnen Charaktere und Persönlichkeiten in den Hintergrund drängt die Schilderung der Zeit und der mächtigen, damals im oströmischen Reiche gegeneinander brausenden Strömungen kräftig hervortreten läßt.

Daß unsere Literatur eine solche Masse von Dramen mit jedem neuen Jahre zutagefördert, die gar keine Dramen sind, obgleich den Verfassern poetisches Talent sich in keiner Weise absprechen läßt, beruht auf dem leidigen Umstande daß man bei der Arbeit selbst an die Bühne meist gar nicht denkt und derselben, wenn überhaupt, erst einen Blick gönnt, nachdem das Stück als solches fertig ist. Solange unsere dramatische Poesie und unser Theater nicht als ein einiges harmonisches Individuum, in welchem erstere die Seele und letzteres den Leib vertritt, das Ganze der dramatischen Welt repräsentirt, solange bleibt unsere dramatische Poesie mehr oder weniger ein verzärteltes, an Stubenatmosphäre gewöhntes Kind, das die frische freie Luft des Lebens nicht vertragen kann; solange ist ein nachhaltiger und tiefeingreifender Einfluß unserer Schaubühne auf die geistige und ethische Fortbildung und Veredelung unsers Volks eine Chimaire. Haben wir doch die vollkommenste Emancipation der theatralischen Kunst von der Dichtkunst in jener Zeit bereits aufzuweisen, wo die deutschen Schauspieler sich schämten, andere als improvisirte Stücke aufzuführen, und nur durch das Machtgebot der Höfe und einzelner solchem Unwesen abholder Principale von diesem Gebahren zwangsweise und mit großer Mühe nach und nach abzubringen waren. Ein Theil unserer modernen Poeten provocirt aufs neue solche Zustände, „und was geschah, kann wiederum geschehen".

12. David. Drama in drei Aufzügen von J. M. Hutterus. Trier, Lintz. 1851. 16. 12 Ngr.

Jonathan, ein reicher Jude, hat zu seinen beiden Kindern, Ruben und Judith, den armen Waisenknaben David in sein Haus genommen, ihn liebevoll herangezogen und ihn später seiner Tochter als Lehrer zugeordnet. Fest am alten mosaischen Glauben hängend, macht Jonathan die sein Vaterherz zerreißende Entdeckung daß sein von der Universität zurückgekehrter Sohn im heiligen Gesetze Jehova's die Norm seines Lebens nicht mehr sieht:

Das rechte
Verständniß aber, willst du sagen, ist
Der Jugend nur gegeben, die den Most,
Den brausenden, der jungen Zeit gekostet
Und zu der Weisheit Füßen selber hat
Gesessen. Höre, Ruben! wie ich, mir
Zum Segen, dem Gesetze unsr'rer Väter
Mit unbeirrter Treu' hab' angehangen,
So ließ ich sorglich in der heil'gen Lehre
Auch dich erzieh'n, und als du mir gefestigt
Im Glauben schienest und gereift im Geiste,
Sandt' ich getrost zur hohen Schule dich,
Auf daß du gleich an Bildung seist und Wissen
Denen, die von den wunden Armen endlich
Die alten Fesseln uns genommen; denn
Wie wir ein Recht auf uns're Freiheit halten,
So haben sie nicht minder Recht zu fodern
Daß wir uns würdig dieser Freiheit zeigen
Du kommst zurück, und wenn du deinen Geist
Bereichert dort mit echtem Wissensgolde,
Mich ließest du nur eiteln Flitter seh'n,
Schaumünzen, die im Curs nicht Geltung haben —
Im Sildenstechen übte sich dein Witz
Und mit Sophismen prunkte deine Weisheit;
Und daß dem Narren nicht die Schelle fehle,
Gingst nach der Art der Stutzer du einher,
Das Haar gekräuselt und von Wohlgerüchen
Duftend. Du hieltest lieber zu den Christen,
Als zu den Deinen dich und nahmest theil
An ihren lauten, üppigen Gelagen;
Doch den Gebräuchen deines Volkes kehrtest
Den Rücken du, als schämtest du dich ihrer.
So thatest du, und sieh! so thust du noch
Und wähnest dich wol gar auf rechtem Wege.
Geh', Judith! geh' und sage deinem Bruder
Daß er mit Gram des Vaters Herz erfülle,
Daß er mit Schmach sein graues Haupt bedecke.
Von sieben Kindern blieb ihr Beide nur
Mir noch, die jüngsten, liebsten — sag' ihm Judith!
Daß er den Schmerz mir möge sparen, seiner
Wie eines Todten — eines Todten nur? —
Ach, wie eines Verlor'nen zu gedenken.

Judith sucht den Bruder zur Schonung des Vaters zu stimmen, er aber bekennt ihr daß er mit einer Anzahl jüdischer Männer zusammengetreten sei, den beengenden und einer gewesenen Zeit angehörigen Formenkram des alten Judenthums abzuthun und Das was darin schön und ewig zu neuem Leben zu gestalten: David, ihr beiderseitiger Pflegebruder, stehe an der Spitze dieser jungen Gemeinde. Judith aber liebt diesen David, ohne es ihm gestanden zu haben:

Demüthig sein ist Alles! nur nicht wähnen
Es gält' ein Mädchenherz soviel daß ihm
Ein Mann zum Opfer bringen könne, was
Er seine Ueberzeugung einmal hat genannt.
Und dennoch, Judith! weiß er denn
Um deine thörichten Gefühle, weiß er
Daß er der Abgott dieses Herzens ist?
Wie soll er's wissen! barg ich ängstlicher
Doch vor dem Vater meine Liebe nicht,
Als ich's vor ihm gethan; je wilder hier
Die Stürme wütheten, je ruhiger
Ließ ich den Blick auf seinem Antlitz ruh'n.
Und wieder auch: die Liebe ist ein Strahl
Vom Himmel, und wie alles Göttliche
Läßt ihre Nähe sie die Seele ahnen,
Die ein Verwandtes birgt in ihrer Tiefe;
Und wie an seine Liebe ich geglaubt,
So müßt' er, mein' ich, auch von meiner wissen.
(Pause.)
O grüble nicht so dunkeln Räthseln nach;
Es löset leichter Hand sie einst die Zeit,
Derweil du wirrer nur den Knoten schürzest.
(Im Abgehen)
Dort schläft mein Vater! schläft — Du armer Vater!
Wie ist mir denn so wehe, da ich dein
Gedenke! Eine Ahnung schleicht sich mir
Ins Herz, als ob, was mir den Frieden raubte,
Auch deiner Nächte Schlummer werde stören.

Die neue Gemeinde tritt zusammen und wählt David zu ihrem Vorstande. Nach heißem Kampfe mit sich selbst, mit den Gefühlen der Dankbarkeit gegen Jonathan, mit der Erkenntniß, durch diesen Schritt jede Aussicht auf den Besitz der auch von ihm heimlich geliebten Judith zu verlieren und seines Wohlthäters Fluch zu ernten, nimmt er die gebotene Würde aus reiner, heiliger Hingabe an seine Ueberzeugung entgegen:

Das Opfer flammt, mit freud'ger Seele nicht,
Wie du es willst, daß wir dir opfern sollen,
Bring' ich es dar, mein Gott, ach, nassen Auges
Seh' ich zum Himmel seine Düfte wallen;
Denn in die Flamme warf ich meine Liebe,
Warf ich, du weißt's, mein ganzes Erdenglück.

In einer Zusammenkunft mit Judith fällt das Geheimniß zwischen Beiden und im Vollbewußtsein ihrer Liebe harren sie der Zukunft. In jener Gemeinde hat sich ein Verräther eingeschlichen, Joel, der ein heimlich Gelüst nach des reichen Juden reicher und schöner Tochter trägt, und klug berechnend entdeckt er dem alten Jonathan was geschehen und händigt ihm auch die schriftlichen Beweise ein, mit schlauer Wendung Judith's Hand begehrend, die der durch die Apostasie seines Sohnes und seines Lieblings zur Verzweiflung gebrachte Vater zusagt. Umsonst beschwört ihn David, fleht zu ihm die Tochter, er hat nach seiner Gewohnheit draußen die Gräber seiner Väter befragt und sie haben ihm geantwortet, vom David abzulassen und sein Kind dem Joel zum Weibe zu geben. So naht der verhängnißvolle Tag des Ehegelöbnisses.

Bis zu diesem Punkte läßt sich die schöne Dichtung mit dem lebhaftesten Antheile verfolgen. Die Gedankentiefe und der Ideenreichthum, die edle, würdevolle Sprache, die antike Klarheit und Einfachheit der Handlung, welche der Autor in heiterer, echtkünstlerischer Ruhe und Objectivität beherrscht, die duftige Schönheit so mancher Scene (wie z. B. jener, in welcher David und Judith sich bekennen was sie einander sind), die ungeschminkte classische Einfalt und Tiefe der einzelnen Charaktere und die Hoheit der ganzen Intention, das Alles berechtigt auch für die Lösung und den Schluß Bedeutendes zu erwarten. Da aber verläßt den Dichter plötzlich sein ihm bis dahin so treugebliebener Genius und der klare Krystallbach verrinnt im Sande.

In dem Augenblicke nämlich, in welchem das Ehegelöbniß geschehen soll, tritt der Rabbi ein und offenbart einen heimlichen schändenden Frevel, den Joel sich hat zuschuldenkommen lassen, und Joel wird verhaftet. Daß nun Jonathan die Hand seiner Tochter diesem Schuken jetzt versagt, ist sehr einleuchtend, daß er aber de facto und ohne alle und jede Bedenkung David wie seinen Kindern verzeiht und die Liebenden zusammengibt, damit läßt ihn der Dichter eine crasse Sünde gegen die innere psychologische Wahrheit begehen, eine Ungereimtheit, die wir von einem Geiste, wie ihn der Verfasser im Uebrigen offenbart, begangen zu sehen kaum für möglich gehalten hätten. Lag es selbstverständlich in der heftigen, dem altmosaischen Glauben mit ungebrochenem Feuereifer ergebenen Natur des greisen Juden, der sich im Sohne und im Pfleglinge aufs bitterste in seiner heiligsten Ueberzeugung verletzt fühlt, daß er die Tochter, gleichsam um sie zu retten, dem werbenden Joel gab, von dessen Schurkerei er Nichts wußte: — die Motive welche seine Gesinnung so plötzlich änderten und da, wo er nach seinem Glauben zu verfluchen gezwungen war, ihn segnen ließen, die Motive, die so Außerordentliches bewirkten, mußten überall, sonderlich aber in einem Drama das starke Pinselstriche verlangt, mit größter Energie in die Erscheinung treten und Das zu einer natürlichen Consequenz machen was ohne sie eine grobe und plumpe Willkürlichkeit des Autors bleibt. Diese Motive hineinzubringen wäre der Begabung des Verfassers wahrlich nicht schwer geworden: wie schön und harmonisch, wie menschlich und wie friedvoll hätten sie die so vielversprechende Dichtung schließen können, die ohne sie den Eindruck eines schön und reich angelegten, durch ein armseliges Nothdach verstümmelten Gebäudes macht. Möchte der Dichter, dem wir ein bedeutendes Talent unter allen Umständen vindiciren, unsere Stimme hören und vollenden was er so reich begonnen und so knauserig hat stocken lassen.

13. Arnim. Ein Drama in fünf Aufzügen von Hermann Grimm. Leipzig, Weidmann. 1851. 8. 18 Ngr.

Auch nur ein dramatisirtes Epos: viel zu stofflich, zu massig, viel zu äußerlich und begebenheitlich als daß das Individuelle und die durch dies Individuelle gehobene Handlung in dieser Ueberschwemmung eine dramatisch-concentrirte Gestalt gewinnen konnte. Es ist nicht zu verkennen daß Grimm ein deutschthümliches Stück hat schaffen wollen: war er sich da wol klar bewußt, worin dies specifisch-deutschthümliche Element, wenn es für den Dichter verwendbar sein soll, liegt? Die innere Zerrissenheit und Zerfahrenheit, dies ewige in den Vordergrundstellen des eigenen Ichs, ohne jede Ahnung einer Opferung desselben für einen höhern Gemeinzweck, ja die Fröhnung dieser wahnwitzigen Ichsucht bis zum scheußlichsten Verbrechen mag leider ein deutschthümliches Moment sein; sie aber in ihrer ganzen Nacktheit und Hohlheit, wie es der Autor thut, in einer Arbeit zur Schau tragen, die auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch erhebt, heißt einen Haufen roher durcheinandergewürfelter Steine für einen gothischen Dom ausgeben und gereicht der Sache am wenigsten zur Ehre, die dadurch wie hier verherrlicht werden soll.

Das was in diesem Stücke vorgeht ist fast durchweg so kleinlich und engherzig, die Gestalt des Helden tritt so wenig aus der gesammten Wirrniß hervor, Alles declamirt so wüst und zusammenhangslos, die Handlung theilt sich so vollkommen in zwei von Armin und Germanicus getragene, sehr disharmonisch voneinander abfallende Hälften, und die verschiedenen Persönlichkeiten stürmen so fremd, kalt und roh aneinander vorüber, daß ein sehr unerquicklicher und ermattender Eindruck als einzigstes Resultat sich geltendmacht und der durch banale und längst verbrauchte Ideen gelangweilte Geist die wüste Wirthschaft à tout prix loszuwerden sich beeilt. Dennoch ist Grimm durchaus nicht ohne Talent, ein seinen Kräften conformerer Stoff und die epische Leier dürften ihm zu erfreulichen Leistungen und zur wahrhaften Entfaltung seiner dichterischen Befähigung sicherere Bürgschaft bieten.

14. Marcel. Trauerspiel in fünf Acten von Stephan Born. Basel, Schabelitz. 1852. 8. 1 Thlr.

Auch dieser Autor ist seinem Stoffe unterlegen und bietet, wenn auch in minderm Grade, nichts Anderes als abermals ein dramatisirtes Epos. Nicht als wenn hier der Stoff selbst an dramatischem Wesen zu wenig böte: kaum darf eine Periode reicher an solchen Momenten genannt werden als die merkwürdige Zeit der französischen Jacquerie und der von Marcel, dem Prévôt des marchands de Paris, während der Erkrankung Johann's von England geleiteten Erhebung der französischen Städte gegen die Bedrückung des Adels und des Hofs; der Verfasser hat aber nicht verstanden sich dieser wirksamen Elemente zu versichern und sie in das Herz seines Helden kräftig hineinzuleiten, um durch diesen sie dramatisch ins Leben zu führen. Sein Marcel unterhält mit Phrasen und schönen Redensarten, peccirt immer wie er handeln will und möchte und sollte, kurz er gerirt sich wie ein timider Speculant, und kommt es endlich zu einer wahrhaften That, so hat ihn lediglich ein äußeres Motiv dazu getrieben. So geschieht es denn daß man mit seinem Falle und Untergange wenig Mitleid hat, denn man sieht, er bereitet sich selbst, oft sehr läppisch, seine Grube, und höchstens sind es seine Worte, nicht aber sein Wesen, seine Person, denen wir einigen Antheil zu schenken uns herbeilassen. Der Autor erfindet ein Liebesverhältniß zwischen Marcel und der Tochter des Kaufmanns Brisset und thut gut daran, denn auf diese Weise ließe sich das vom äußern Kampfe in Anspruch genommene Wesen des Helden sanftmenschlich in sich selbst zurückleiten. Aber wie schwächlich, wie matt ist dieses Verhältniß! Freilich die Richtung dieses Marcel nach außen ist zu schwindsüchtig als daß sie eine kräftige Rückführung in die sanfte Welt der Empfindung vertragen könnte. Andere Charaktere, wie der Chevalier de Ranci, der ewig schwankende Brisset, Maillard, der hinterlistige Verschwörer und Symonet, der wilde Bauernhäuptling, sind nicht ohne Glück gezeichnet, bekunden daß dem Autor an und für sich nicht jedes dramatische Talent abzusprechen ist,

stellen aber durch ihre kräftigern Gestalten die misrathene Figur des Helden nur noch mehr in Schatten. Das Bild das in diesem Stücke von der Zeit selbst entworfen wird ist lebendig und anschaulich genug: man sieht der Verfasser hat ernste Studien für seine Arbeit gemacht und daß ist jetzt leider eine große Tugend, obgleich es sich von selbst verstehen sollte.

15. Calvin und Servedo. Ein Trauerspiel von Gotthelf Theodor Hermann. Berlin, Adolf u. Comp. 1852. 8. 1 Thlr.

Eine sehr wackere Dichtung, voll Geist und Wahrheit, fern von aller Prätension und Manier, getragen von tiefen Persönlichkeiten und in ihrem ganzen Umfange eine freie und hohe Intention verrathend. Kein doctrinaires Gewäsch, kein steifer, kanzelnder Dialog, kein Dogmengezänk und keine dramatisirte Moralpredigt macht sich breit und üppig: volles warmes Menschenleben mit allen seinen Leidenschaften und Abgründen, mit allen seinen Tugenden und heitern sonnigen Höhen, kurz ein frisches und charaktervolles Stück Welt bietet der Autor und hat sich den Vollzug seiner Aufgabe wahelich nicht leicht gemacht; denn was seine Menschen reden und thun, das scheinen sie nicht, das sind sie, und es treten in ihnen echte Kinder jener großen Zeit auf, wo es Tag ward in Europa und in donnernder Brandung die Geistesfluten gegeneinanderbrausten, jener Zeit, wo den gewaltigen Anstrengungen gewaltige Resultate folgten und wo die Freiheit seit den Tagen des Weltheilands zum ersten male wieder unter die Menschheit trat, freilich, um wieder ans Kreuz geschlagen, um wieder verderbt und verhunzt zu werden. Gehen wir etwas tiefer auf diese schöne Dichtung ein, die des Verweilens in aller Art würdig ist.

Zu Paris in seinem Zimmer sitzt Calvin mit seiner Schwester Adele, in die Bibel vertieft, und Beiden ist es klar geworden daß ihrer Väter Glaube in seiner alten Form nicht mehr der ihrige sein kann. Calvin erbebt vor diesem Gedanken:

Ach, als ich Knabe war, mit welcher Andacht
Sah ich der Messe deutungsvolle Feier!
Wenn ich zur Kieche ging, Weihwasser mir
In heil'ger Keenzform auf die Stirne sprengte,
Im Chore sang und auf Geheiß der Klingel
Zugleich mit allem Volke niederkniete,
Da dacht' ich gut zu sein, Gott wohlgefällig
Und fühlte mich so frei, so rein, so glücklich.
Der Mensch entsteht durch die Vergangenheit;
Ich kann das Altgewohnte nicht entbehren.

Doch die einmal erkannte Wahrheit für sich selbst zu unterdrücken vermag er nicht; so will er vor Andern sie verbergen, ihnen den stillen Frieden ihrer Seele nicht zu stören:

Ich kann es nicht! Nein! geht zu euerm Priester,
Der selbst kaum ahnt daß er euch Lüge perdigt,
Zu euern Heil'gen, die euch lieb geworden,
Die euch als Brücke nach dem Himmel dienen,
Die euch die weite Kluft erfüllen helfen,
Die schwindelnd zwischen Mensch und Gott sich dehnt!
Ich mag euch euern Heil'gen Wahn nicht rauben —
Behaltet ihn, seid glücklicher als ich.

Adele, wie schmerzlich auch sie die Trennung von der alten ehrwürdigen Glaubensgewohnheit fühlt, ermuthigt den Bruder zum Ausharren für sich selbst und für die Menschheit. Calvin verkündet ihr daß er seinen Freund Servedo, der in dem Kampfe des Geistes bereits ausgekämpft, zu sich berufen habe, von ihm sich Rath und Stärkung zu holen. Die Schwester beklagt daß er den fremden Helfer sich verschrieben, da er in eigener Brust und in der Bibel die beste Hülfe trage. Servedo erscheint und seine begeisternde Ueberzeugung fesselt Calvin unauflöslich an das Werk der Reformation. Er ruft dem rathbegehrenden Freunde zu:

O blick' hervor aus all dem Dunst und Nebel,
Deß trübes Glitzern dich am Schauen hindert!
In Wolken glänzt der Regenbogen nur,
Und doch, wer möcht' in Wolken deshalb wandeln?
Frisch an das Licht, da liegt die freie Landschaft,
Ein reiches, fruchtversprechendes Gebiet!
Auf, auf! zerreiße, was dich fesselnd hält:
Die Geistesfreiheit winkt im Frührothschein,
Auflebt die langgeknechtete Vernunft,
Es wird die Wissenschaft das Haupt erheben,
Die jetzt in dumpfen Klöstern Wohnung hatte,
Wenn plötzlich Thür und Thor geöffnet wird
Und freies Forschen aller Welt erlaubt.
Ein neues Leben kommt und neue Zeit,
Laß uns das Unsere thun, sie mit zu schaffen!
Zur Zeit des Kampfs darf Niemand müßig sein!
Für oder gegen Wahrheit mußt du kämpfen:
Du schwankst nicht in der Wahl, du bist der Uns're!

Adelens Herz erglüht in Liebe für den kühnen Reformator, dessen hohe Seele mit gleicher Innigkeit sich der übrigen vermählt. Schon hier droht Calvin's entflammter Feuereifer den Frieden der Freunde zu stören und nur der Schwester sanfte Vermittelung beschwört den Bruch. So das Vorspiel.

Das Stück selbst führt Calvin nach Genf zurück, welches er wegen der zahlreichen Irrlehrer, die sich daselbst erheben, ohne daß er sie zu unterdrücken die äußere Macht gehabt hätte, verlassen und nun — vom Rathe der Stadt, dem unheilvollen Schwarmgeiste zu steuern zurückberufen — unter dem rauschenden Jubel des Volks mit seiner Schwester im ärmlichsten Aufzuge wieder betritt. Wie lebhaft auch die angesehensten Männer seiner Ankunft im Interesse einer festern Ordnung der geistlichen und sittlichen Dinge sich freuen, es fehlt nicht an Stimmen die bei aller Ehrfurcht vor Calvin von seiner Intoleranz Unheil befürchten. Vom Rathe zum Haupt des Presbyteriums und zum Censor in religiösen Dingen ernannt, macht er von letzterm Amte sofort den strengsten Gebrauch, und als man ihm eine Erhöhung seiner Einkünfte anbietet, weist er jede derartige Zumuthung zornig zurück.

Solang' nicht Demuth euch ins Herze dringt,
Sodaß ihr einseht, Gott allein in Gnade
Läßt sich herab und wählet aus den Sündern
Nach seinem Willen aus zur Seligkeit,
Wen er nur will, nach eig'ner freier Wahl,
Wir können Nichts dazu thun oder lassen;
Solang' ihr Das nicht einseht, was die Bibel
So deutlich uns verkündet, seid ihr noch
Ein Ketzer, und als den verklag' ich euch.
Ich hatte einen Freund, Genossen meines Strebens;
Wenn ich ein menschlich Wesen jemals liebte,
So liebt' ich ihn;

— — — — — —

Wißt daß es Michael Servedo ist gewesen,
Der die Deeieinigkeit zu leugnen wagt'
Im Aberwitz.
Seitdem ich das erfuhr, hab' ich ihn losgetrennt,
Aus meiner Seele schnitt ich seine Freundschaft,
So schwer's mir ward.
Treff' ich im Leben ihn, so werd' ich ihn verfolgen,
Beharrt als Ketzer er, verfolg' ich ihn
Bis in den Tod.

Adele erwartet Servedo, der eine Einigung, mindestens eine Versöhnung mit dem alten Freunde zu bewirken hofft, nach Genf und sendet Beza, einen jungen Patricier der sie liebt, zur Begrüßung des Erwarteten ab, nachdem sie ihr Verhältniß zu Letzterm dem ihre Hand begehrenden Jünglinge in einer Scene voll hoher Schönheit bekannt hat. Servedo kommt. Beza tritt ihm entgegen, seine verschmähte Liebe zu Adelen verrathend; Servedo richtet ihn auf an seiner eigenen Größe und ein inniger Freundschaftsbund eint Beide. Angesehene Männer nahen, mit ernster Mahnung Servedo vor Calvin's Unduldsamkeit zu warnen und ihn zur Flucht zu bewegen.

Nichts vermag ihr Wort über den kühnen Streiter der Wahrheit — er bleibt — und Rathsboten verhaften ihn auf Befehl Calvin's!

Steckt ein das Schwert! nicht würdig möcht' es sein!
Der Obrigkeit gehorch' ich ohne Wanken —
Nicht der Gewalt, dem Worte nur allein
Will ich der Freiheit edles Gut verdanken.
Wort schuf die Welt, wie's in der Bibel heißt.
Denn seht, das Wort ist der geword'ne Geist —
Der Geist allein hat Macht, er wirkt, er schafft.
Was außer ihm ist Staub und ohne Kraft.
So wird, wenn Gott es will, auch aus den Ketten
Der Geist, des Wortes Schöpfer, mich erretten.

In dem im Kerker Gott lobsingenden Servedo tritt der finstere Calvin: er mahnt, er droht, er erinnert an Adelen, er bittet endlich auf den Knien den Freund um den Widerruf seiner Lehren; Servedo setzt ihm seine treue, unumstößliche Ueberzeugung entgegen; Calvin verkündet ihm das Todesurtheil. Noch ein mal versucht er im Angesicht des Scheiterhaufens Servedo zur Revocation zu stimmen. Umsonst:

Gewiß, die Welt ist schön, lieb hat sie Gott!
Schaut mit mir zu dem blauen Aether auf!
Ein zartes Zittern grüßt die Morgensonne,
Die dem Azur die höchste Pracht verleiht.
Seht da hinauf in diese weiten Räume,
Unendlich, nicht zu gründen mit dem Auge,
In ihnen schweben, schwingen meine Flügel!
Dort möcht' ich sein, dort find' ich meine Heimat!
Um dort hinaufzugehen, wähle ich —
Den Scheiterhaufen!

Calvin kämpft den letzten furchtbarsten Kampf mit seinen menschlichen Gefühlen und Dem was der Wahn ihn seine Pflicht nennen läßt; selbst die Gewißheit seine Schwester, sein liebstes Wesen auf der Welt, durch Servedo's Hingang zu verlieren, besiegt ihn nicht; Servedo stirbt und Adele folgt ihm in das Jenseits. Da kommt es über Calvin wie das Bewußtsein eines verübten Frevels; mit seiner „Pflicht" lügt er das innere Menschengefühl noch ein mal von sich weg. Da verlassen ihn Alle; nur Beza bleibt und verkündet ihm der Schwester Vergebung. Im Strahle der göttlichen Liebe und Versöhnung hebt sich Calvin aus seiner Erstarrung und die Stimme des Wahns erstirbt in seiner Brust:

Ihr habt's erreicht, ich beuge mich vor euch —
Ja das ist Liebe! Gott, jetzt kenn' ich sie —
(in Gedanken, als ob er in sich spräche)
Die Liebe ist die größte unter ihnen — —
(fortsinnend)
Und hätt' die Liebe nicht — ein tönend Erz! —
(aufwachend)
Fortan will ich nur lieben — lieben — lieben!
Servedo war der Letzte, den ich angriff.
Ich werde pred'gen, lehren nach wie vor.
Doch werd' ich nie um Glaubens willen hassen —
Die Strafe will ich Gott im Himmel lassen.
Nur eine Pflicht will suchen ich und üben,
Die schöne Pflicht, die Menschen all zu lieben;
Dann find' ich euch versöhnt, versöhnt einst drüben!

Den großen Gedanken, den Sieg der Liebe über die Pflicht, hier über eine Pflicht die nur der Wahn als solche sich vorgeschrieben, dramatisch zu verherrlichen, ist offenbar die leitende Idee des Dichters gewesen; doch liegt insofern ein Verfehlen dieses Zielpunkts vor, als jener Sieg nur in Aussicht gestellt wird und zwar nach einer That die eine Niederlage insichschließt und durch eine neue That nicht aufgehoben wird; denn Calvin verspricht nur diese siegende That zu thun, und sein ganzes zeitheriges Wesen gewährt ein volles Recht, die Erfüllung dieses Versprechens ernstlich zu bezweifeln. Der Dichter ist somit den eigentlichen überzeugend versöhnlichen Schluß schuldig geblieben. Ferner fragt es sich, inwieweit die Leidenschaft des religiösen Fanatismus angethan ist den Helden eines Dramas zu bestimmen, da eine Leidenschaft hier nur dann ein wahres Interesse bieten kann, wenn sie auf menschlichem Boden ruht; der religiöse Fanatismus aber, sonderlich der christliche, der das sanfteste Licht in die grellste Brunst verkehrt, ist ein unmenschliches Moment, wenn er auch, wie im vorliegenden Drama geschieht, in Gestalt einer übelverstandenen Pflicht zum vermeintlichen Besten der Menschheit auftritt. Denn die Annahme einer solchen Pflicht, besonders bei einer sonst so tief und menschlich angelegten Natur wie sie sich in Calvin offenbart, ist Wahnsinn — und das hat der Dichter in diesem Falle gewiß nicht beabsichtigt.

Endlich wäre zu wünschen daß die „funkensprühende Flammensäule" des Scheiterhaufens, die unwillkürlich den Geruch gebratenen Menschenfleisches in die sonst von aller und jeder Effecthascherei so durchaus freie Handlung bringt, weggeblieben wäre: der gute Geschmack und das edlere Gefühl werden durch solche Crudität zu widerlich berührt, und auch für den großen Haufen ein Scherflein seiner poetischen Spende beizufügen ist der Autor in der That ein zu bedeutendes Talent. Das sind die Bedenken die wir dem Dichter vorzulegen für Pflicht hielten. Leider verbietet der beschränkte Raum ein weiteres Eingehen auf sein schönes, an echter Poesie und frischer Kraft, lebendiger Charakteristik und zarter Innigkeit der Empfindung so reiches Werk, das hiermit den Lesern d. Bl. aufs wärmste empfohlen sei.

16. Belletristische Schriften von Franz Kugler. Dramatische Dichtungen. Erster bis dritter Band. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1851—52. 8. 2 Thlr. 21 Ngr.

Erster Band: „Hans von Baisen", Trauerspiel.

Wir nahmen diesen Band mit großen Erwartungen, wie Kugler's Genius sie zu hegen volle Berechtigung gibt, zur Hand und müssen bekennen daß wir trotz der einzelnen hohen Schönheiten dieser Dichtung doch insofern uns in Etwas getäuscht fanden, als der epische Eindruck derselben den dramatischen entschieden überwiegt.

Konrad von Erlichshausen, des Deutschen Ordens Hochmeister, stirbt gebrochenen Herzens über des Ordens innere und äußere Verderbniß, hinterläßt demselben als sein Testament die ernste Mahnung, zur alten Nüchternheit und Einfalt zurückzukehren, und beschwört ihn zu hören auf das Wort seines „treuen Rathes" Hans von Baisen, der in den Zerwürfnissen des Ordens und des immer mehr aufblühenden Bundes der Ordensunterthanen der beste und einzige Vermittler sei. Die Worte des Sterbenden sind tauben Ohren gepredigt, ob auch von ihm der Großgebietiger von Plauen bekennt: „Er war ein Mann." Der schwache, charakterlose Ludwig von Erlichshausen wird des verstorbenen Oheims Nachfolger und die Stände des Landes versammeln sich zur Huldigung und zur Geltendmachung ihrer gerechten Beschwerden. Der Orden hat sich vom Papste einen Legaten erbeten und erwartet von diesem die Unterwerfung der Stände; Hans von Baisen hat Mühe und Noth als Rath des Ordens und Mitglied des Bundes die Genossen des letztern zur Mäßigung zu stimmen, nachdem er zuvor umsonst ein Gleiches bei den Herren vom Schwarzen Kreuze zu bewirken versucht hat. Dem Legaten, der sehr zum Unmuth der Ritter den Papst als geistliches Oberhaupt des Ordens auch für den weltlichen Oberherrn desselben erklärt, antwortet Baisen unter dem Jubel seiner Standesgenossen daß der Bund, in seinen gerechten Foderungen befriedigt, mit dem Orden Eins sein werde gegen jeden Feind, er komme von wannen er wolle. Aber die Zerwürfnisse zwischen Orden und Bund wachsen unablässig durch des Ordens starren Hochmuth und erreichen ihren Gipfel, als eine vom Bunde an den Kaiser abgeschickte Gesandtschaft in Mähren überfallen, Baisens' Bruder dabei arg

verwundet und die Anstiftung dieser Gräuel durch den Orden außer Zweifel gesetzt wird. Umsonst warnt Hans von Baisen vor unüberlegtem Handeln, sonderlich vor Verbindung mit dem Polenkönig:

Wie armen Thoren, die wir Häuser bauen
Und drin zu wohnen denken Jahr für Jahr!
Da kommt der Sturm und reißt die Schindeln ab.
Da kommt der Schwamm und nistet in der Schwelle.
Der Regen wäscht die Fugen ämsig aus,
Und träf' es auch kein Blitz, von selber bricht es
Zusammen unter seiner eig'nen Last.
Der flickt und stützt das alte Haus geschäftig,
Denn von den Tagen alten Glückes trägt's
Der Zeugen gar so viel — und all sein Flicken
Ist doch zuletzt umsonst! — Der nimmt es klüglich,
Gebälk und Stein und Schindeln, auseinander.
Der läßt es brechen, der, um schnell zu gehen,
Wirft einen harz'gen Feuerbrand hinein:
Ich wollt', ich wäre lang hinausgezogen,
Denn sagen mag ich's nicht, den Andern nicht
Und auch mir selber kaum, wie müd' ich bin.

Wirsberg, des Ordens Treßler, liebt Baisen's Kind, Sophia, raubt sie aus der väterlichen Burg und im Hochschlosse zu Marienburg stößt sich die Arme den Dolch ins Herz. Der den Spuren der Tochter nacheilende Vater findet den Liebling todt. Nicht einmal die Leiche mag der Orden ihm lassen, denn untersuchen und prüfen will man erst, um der That ein ander Mäntelchen anzuhängen; doch Baisen entreißt sein Kind und rachedürstend wird er das Haupt des mit den Polen wider den Orden vereinigten Bundes:

Wer wagt es, drein zu sprechen, wenn ein Vater
Sein Kind begräbt? Wer ihm den Arm zu halten?
Nun laßt uns geh'n! Und kehren wir dereinst, —
Dann ist zu Ende unser Tagewerk!

Vor Marienburg steht Baisen als des Königs Stanislaus Gubernator mit dem Bunde, und der eingeschlossene hungernde Orden bietet durch Ritter Wenden, den Freund und Helfershelfer Wirsberg's, Frieden, ja noch mehr. Wenden spricht:

Ihr wißt, es ist ein Mann im Schloß,
Der hoch im Orden stand und der jetzt fröhnt,
Ein Knecht unter den Knechten, — seine Schuld
War's, was zum Feind des Ordens Euch gemacht.
Nein, Herr! Euch wird es bitt'rer nicht zu hören
Als mir das Wort. Er bietet Euch sein Haupt,
Freiwillig bietet er's zur Sühn' und Buße,
So Ihr dem Orden Frieden geben wollt.

Baisen erwidert:

Und Ihr wart mit ihm, Herr, ich kenn' auch Euch:
Und Pfaffen gäb's und Ablaß gäb's genug,
Brach' ich mein Wort und Euer frei Geleit,
Von solchem Meineid sauber mich zu waschen!
Und Diebeshelfer auch hängt ohn' Bedenken
Der Büttel an den nächsten Baum! Nur liegt es
Wie eine schwarze Wolke hinter mir,
Erstickend Alles was bis gestern war —
Nur schrei'n wir armen Narren, wenn im Winter
Die Rinde klafft, umsonst nach warmer Luft.
Der Mann im Schloß ist mir so fremd wie Ihr,
Gleichgültig ob er hungert oder tanzt.
Dem Meister aber sagt: der Winter komme,
Ihn anzuhauchen und den Mann und Euch
Und was sonst schwarze Kreuze trägt. Der Orden
Soll Särge machen lassen.

Die Nachricht von der Niederlage des Polenkönigs verbreitet Schrecken im Heere des Bundes, die böhmischen Söldner fallen dem Orden zu. Der sitzt indeß noch hart umschlossen in seinem Hochschloß und der schwache Hochmeister zittert vor Winterfrost, den der zur Buße Knecht gewordene Wirsberg mit magern Scheiten zu lindern sucht; denn im Ordenshause herrscht unumschränkt der fremde Söldnerhauptmann Czirwenka, welcher schließlich den Orden an die Polen verkauft und den Hochmeister als Gefangenen abführen will. Da rückt die polnische Heeresmacht in das Schloß. Des Königs Gubernator, Hans von Baisen, tritt mit seinem Bruder in des Meisters Gemach und Wahnsinn umhüllt seine Seele:

Habt auf die Lichter Acht! Sie saßen zechend
Beim Leichenschmaus, da brannt' es im Gebälk,
Da kam der Sturm, die Spritzen waren schlecht, —
Die armen Leute haben Nichts gerettet!
Das war sein Leichenfest.
O armer Meister!
Gebt mir die Hand, sie ist so kalt wie meine,
Hört, Meister — leise! — daß es Der nicht hört!
Nicht wahr, wir Zwei sind längst begraben schon
Und lachen Derer, die uns lebend wähnen?

Mein Kind, mein blasses Kind, bringst du mir's wieder?

mahnt Baisen den Wirsberg:

Herr! Euer Kind starb, und der Orden fiel,
Und über Preußen herrscht der Pole!

„Und über Preußen herrscht der Pole" bebt es nach von Baisen's Lippen, — Czirwenka tritt ein, den Meister zu holen, Wirsberg und Baisen werfen sich vor Erlichshausen; Ersterer sinkt getroffen und bald darauf der alte Baisen, einen versöhnten Blick auf den Mörder seines Kindes werfend:

Zu spät!
Das preuß'sche Blut hätt' nicht beflecken sollen
Ein polnisch Gubernatorkleid: — Helft mir, —
Nehmt von mir dieses Kleid, — es brennt, es brennt!
So! Nun wird's kühl! Du liebe preuß'sche Erde,
Misgönne mir das Plätzchen nicht zum Grab.
Ich hab' dir weh' gethan, weh', bitt'res Weh': —
Doch kommen wird der Tag, — und in den Halmen,
Wo einst mein Grab war, spielt der Freiheit Luft,
Dann komm' ich wieder, still, — ganz leis und still, —
Und segne dich!

Mitten hinein führt Kugler in das wüste, lastervolle Treiben des Deutschen Ordens, der, an einen bestimmten, ihm ausschließlich zugehörenden Zweck, an ein großes gemeinsames Ziel nicht mehr gebunden, auf der rollenden Flut der im Ganzen nicht mehr aufgehenden Persönlichkeiten und Leidenschaften steuerlos treibt und nur noch eine brauchbare Maske für die entfesselte Selbstsucht seiner Mitglieder herleiht. In freien, kräftigen, großen Zügen ist diese Wirrsal geschildert, ihr gegenüber die üppig aufschießende Saat einer neuen Zeit in vollen mächtigen Wogen zur Ansicht gebracht und der entbrennende Kampf zwischen Vergangenheit und Zukunft mit Wahrheit und Energie versinnlicht. Die Persönlichkeiten welche die Aufgabe haben diese Zustände zu verlebendigen sind bis auf den Helden des Stücks mit feiner und tiefer Individualisirung ausgearbeitet und greifen sicher und ohne Zwischenwerk in die Handlung. Die gedankliche Ausführung des Ganzen bietet des Trefflichen viel und der poetischen Schönheit thut sich eine reiche Fülle auf. Aber die dramatische Concentration aller dieser mannichfachen Richtungen und Strebungen in dem Helden des Stücks läßt sich störend vermissen, weil dieser Held kaum etwas Anderes genannt werden kann als der Spielball aller dieser in epischer Massenhaftigkeit sich um ihn drängenden Momente. Unter der unglücklichen Zweiheit seiner Person, als Rath des Ordens und Mitglied des Bundes, schwebt Hans von Baisen in ewigen Versuchen der Vermittelung und Begütigung, die zu keinen andern Resultaten führen als daß er es, wie es denn zu geschehen pflegt, mit beiden Parteien verdirbt. Wäre nun für ihn über diesem Hader eine feste, klare und mächtig influirende Stellung vom Dichter geschaffen, so möchten wir

uns mit seiner zuweilen etwas spießbürgerlichen Vermittelungsmanie aussöhnen; er bleibt aber in dieser Manie stecken, und als im Angesichte eines vom Orden begangenen unerhörten Frevels die Häupter des Bundes, seine Brüder und Freunde, endlich zur That schreiten, da schreckt Baisen vor dieser That zurück, die er doch schon dadurch daß er ihren Präliminarien nicht entschieden Nein geboten mit herbeigeführt hat, und bekennt daß er „müde" sei. Wovon müde? Vom Reden. Nun wird ihm die Tochter durch ein Ordensglied entführt und ihr Tod durch diese Schandthat direct veranlaßt. Was seine politisch-patriotische Ueberzeugung nicht vermochte, dazu reißt ihn sein schmerzlich aufgewühltes, zu wilder Rache entflammtes Vatergefühl hin: das ist ein an sich gewiß hochdramatisches und hochtragisches Motiv. Hier aber, wo es nur dazu dient die innere Schwäche des Helden zu verhüllen und ihm eine Kraft zu geben die er sonst in sich selbst nicht hat, lähmt es den ausschließlichen Antheil den wir an der Charaktertüchtigkeit desselben nehmen wollen, nehmen müssen, wenn wir ihm das Prädicat eines dramatischen Helden beilegen sollen, und zwingt uns anderswo im Stücke Gegenstände für unser durchaus nach Befriedigung verlangendes Interesse zu suchen. Damit tritt denn der Held als solcher in die allgemeine Masse zurück, und es ist nur noch die Handlung die uns zu fesseln vermag: Das aber eben ist der *epische* Eindruck.

Zweiter Band: „Doge und Dogaressa", Trauerspiel.

Auch diese Tragödie trägt mächtige historische Begebnisse und Zustände in sich; allein es sind nicht diese Begebnisse und Zustände selbst der Hauptinhalt des Ganzen, sie geben nur Motive ab, bilden nur einen Hintergrund und bedürfen daher auch keiner im Helden des Stücks personificirten Sammlung.

Der alte Graf Marino Falieri hat seine in herrlichster Jugendblüte prangende Gemahlin Glyceria aus eifersüchtiger Grille in seinem schönen Landschlosse Valdimarino unter der Obhut ihrer Amme Menodora jedem unberufenen Blicke verborgen. Er selbst verweilt in der Ferne und in seiner Abwesenheit kommt eine Gesandtschaft Nobili von Venedig, ihm die auf ihn gefallene Dogenwahl zu verkünden. Steno, ein junger Roué der Lagunenstadt und Mitglied dieser Gesandtschaft, hat hierbei Gelegenheit die reizende Glyceria zu sehen und sich in sie zu verlieben. Falieri erscheint unerwartet, sieht seine Gattin mit dem Ritter im Gespräche, schilt hart die Unvorsichtigkeit der Amme und stellt den anwesenden Nobili die schöne Dame als seine Gattin vor, die er vor sechs Jahren bei dem Sturme auf Capo d'Istria als Waisenkind gefunden und mit sich genommen habe.

Auf der Piazetta zu Venedig harrt das Volk des Bucentoro und seines Dogen. Bertuccio, des Arsenals Voigt, ein kühner, tiefverschlossener Demagog, findet sich im Gespräche mit Calendario, dem edeln Baumeister Venetias, der soeben den Palast des Dogen in seinen schönen Formen vollendet und der Signoria, die mit ihm um den Preis zu feilschen gedenkt, mit edelm Zorne den Schlüssel zu dem stolzen Werke seines Genius übersendet hat. Die Kunde kommt daß der Venetianer Flotte von den Genuesen vernichtet worden sei, und ein Unwetter steigt auf. Gondeln eilen dem in Gefahr schwebenden Bucentoro zu Hülfe — Calendario rettet in der seinigen die Dogaressa und seufzt:

> Was in Träumen oft mir vorgeschwebt,
> Was ich umsonst gesucht, es ist, es lebt!

Bertuccio, der einst unter Marino's Befehlen zur See gedient hat und von dem brennenden Wunsche erfüllt ist die gedrückte Classe des untern Volks an dem tyrannischen Adel zu rächen, weiß in des Dogen Brust mit kühner Schlauheit den Gedanken an eine Vernichtung der Signoria und eine absolute Herrschaft zu wecken. Das Fest der Vermählung des Dogen mit dem Adriatischen Meere wird gefeiert und führt Glyceria mit Filippo Calendario zusammen:

> Ein Räthsel ist das Leben. Doch es kommt
> Die Stunde, die die Lösung bringt —

„Wann kommt sie?" fragt die Dogaressa unbefangen.

> Wenn die Herzen still geglüht, die Flamme
> Mächtig hervorbricht und in Glorienpracht
> All unser Sein durchleuchtet.

„Welche Flamme?"

> Sie nennen sie mit tausend Namen: *einer*
> Faßt all die andern in sich — Liebe!

„Liebe" haucht zusammenschauernd Glyceria, und Steno, der mit glühendem Verlangen ihr gefolgt ist, ahnt mit feiner Witterung die Bedeutung dieses Moments. In eifersüchtigem Grolle küßt er öffentlich seine von ihm verlassene, ihm immer noch treue Geliebte Laura, und als der Doge diese Frechheit gewahrt, weist er ihn von seiner Schwelle. Hinter Marino's Sessel aber heftet Steno heimlich einen Zettel, dessen Inhalt die Ehre der Dogaressa aufs tiefste beleidigt und den Dogen von Venedigs Recht Rache zu fodern treibt. Vom Dunkel der Nacht umflossen wacht Glyceria in ihrem Gemache qualvoll bedrückt; von sich weist sie mit Abscheu den eintretenden Gatten, dessen wilde Eifersucht ihr in die Einsamkeit Valdimarinos zurückzukehren gebietet. Menodora, ergrimmt über des Dogen Härte, bekennt der Dogaressa daß ihr Vater auf Marino's Befehl hingerichtet worden sei:

> Marino! —
> Amme, hab' Dank, du hast mich frei gemacht.
> Nur sind mir's allzu viel Gedanken noch
> In meinem Kopf, ich kann sie noch nicht fassen. —
> Vater! Marino! und o — Filippo! —
> Das Knie versagt den Dienst mir: führe mich
> Zum Lager, schlafen will ich nicht, — auch ist
> Die Nacht schon hin. Du sollst von *alten* Dingen,
> Ich will von *neuen* dir erzählen! Amme, —
> Was du hier innen klopfen fühlst, es kommt
> Von einem Herzen. Ich verstand es nicht:
> Doch hat das Herz mit seinem Klopfen Recht —
> Recht hat das Herz! — Komm', komm'!

Der den frechen Steno nur zu einjähriger Verbannung verurtheilende Spruch der Signoria empört aufs höchste den Dogen, und Bertuccio gewinnt von dem Gekränkten das Versprechen es solle der in Marino's Obhut befindliche Schlüssel des Marcusthurms zum Läuten der Sturmglocke in seine Hand geliefert werden. Der Doge macht die Sache des Umsturzes zu der seinen. Auch Calendario, dessen ganze Habe die Signoria wegen seiner Weigerung die Rechnung für den Palastbau abzulegen in Beschlag genommen, bietet seine Hülfe dem blutigen Werke. Bertuccio ordnet und treibt seine durch die Einstellung aller Rüstungen brotlos gewordenen Arsenalarbeiter und bereitet sie auf den nahen Sturm vor. Inzwischen ist die Dogaressa nach Valdimarino abgefahren; der durch Menodora bestochene Schiffer schützt ein frisch entstandenes Leck vor und wirft auf San-Secondo Anker; ein zärtliches Billet ruft Calendario dorthin. Er verspricht der Königin seines Herzens sie in der Nacht aufzusuchen und mit ihr zu entfliehen; doch Steno hat verkleidet diese Scene belauscht und hinterbringt das Gehörte dem Dogen. Während die Sturmglocke tönt und der an die Signoria verrathene Aufstand losbrechend niedergeworfen wird, eilt Marino rachebrütend nach San-Secondo, — findet Calendario und ersticht ihn. Glyceria endet durch einen Dolchstoß ihr Leben und die den Dogen verfolgenden Nobili nehmen denselben als Hochverräther in Verhaft.

> Ihr fragt, wie sich dies lösen soll, Pisani: —
> Sie sprach das Wort: Der Jugend schönste Blüte
> Sie sollte mein sein und sie war es nicht;
> Das Aug' der Welt, Venedig, sollte mein sein
> Und war es nicht.
> Was drüben ward begonnen diese Nacht,
> Bereiten sollt' es mir den Herrscherthron.
> Doch statt des Throns, so will es das Gesetz

Venedigs — baut sich auf ein Blutgerüst.
Ich bin bereit, ihr Herrn!

Das ist die vielbewegte, an wahrhaft dramatischen Momenten reiche, bis ans Ende spannende Handlung dieses in jeder Beziehung trefflichen Trauerspiels, dessen feine Motivirung und reiner plastischer Fluß dasselbe zu dem Range eines Meisterwerks erheben. Nichts Fremdes, Herbeigenöthigtes, kein hohles Pathos, keine störende Reflexion, überall die reinsten Farben, tiefer seelenvoller Vortrag und die vollkommenste Freiheit und Objectivität in Entwurf und Ausführung. Der Charakter der Heldin des Stücks reiht sich dem Besten an was in diesem zarten Genre je geleistet worden ist. Dieser Zauber reinster, kindlichster Unbefangenheit, wie durchgeistet er das sanfte duftige Gemisch von munterer Keckheit und holder Scham, von Kühnheit und Demuth! Als der göttliche Erstlingsstrahl der Liebe das süße, heilige Geheimniß des jungfräulichen Herzens weckt und die innerste Seele mit seiner vollen flammenden Glorie durchleuchtet, wie zart und ätherisch weiß der Dichter diesen großen Moment zu verklären und mit wie warmem, glühendem Tone seine Wirkungen zu steigern, ohne im mindesten dem künstlerischen Maße zunahezutreten! Dunkel heben sich Marino's und Bertuccio's finstere, brütende Gestalten von dem heitern Sonnengolde der Dogaressa und Calendario's ab und werfen einen wunderbar-wirksamen Schatten in die bunte treibende Handlung. Mitten auf den schwarzen Fluten des Menschenwahns und der gährenden Zeit schwebt das leichte helle Schifflein Glyceria's und Calendario's: daß es zerschmettert werde, erwarten wir bangend; daß wir aber trotz dieser düstern Erwartung dennoch wie vor einem nicht Erwarteten, Unerhörten erbeben, als der Strudel Beide verschlingt, und wir in ihrem sanften Schimmer die Finsterniß umher und unsere eigene dunkle Voraussicht vergaßen, das eben ist der tragische Eindruck.

Dritter Band: „Die tatarische Gesandtschaft", Schauspiel.

Ein munteres, die Miene des Gelegenheitsschwankes nicht ganz verleugnendes Stück, das um einen ernstern Vorgang ein heiteres und bewegtes Leben entfaltet und mehr den Namen eines Lustspiels verdient. Dem alten Derfflinger ist darin eine Hauptrolle zugetheilt, und die vom Tatarenkhan an den Großen Kurfürsten von Brandenburg abgeschickte Gesandtschaft, welche anfänglich den guten stargardter Bürgern als anrückendes Polenheer annoncirt wird und als solches große Furcht verbreitet, bringt eine bunte phantastische Färbung in das Ganze, das an mannichfachen, zum Theil sehr komischen und wirksamen Verwickelungen reich ist. Die Charaktere sind mit der ganzen Frische und Plastik Kugler's ausgearbeitet und möchten wir als die gelungensten derselben den fahrenden Schalk Schelmufski und den ehrsamen Stadtschreiber Troganus, vorallem die beiden Schenkmädchen im Greifenkruge rühmen, welche letztere wie zwei sich ergänzende Persönlichkeiten mit großer Anmuth und Lieblichkeit das heitere Bild verschönen. Etwas weniger Abenteuerlichkeit und Spectakel dürfte allerdings zu wünschen sein, allein Tataren sind eben Barbaren und ein Wirthshaus an der Heerstraße ist selbst unter den friedlichsten Umständen just nicht der ruhigste Ort. Auch diese weniger in Kugler's künstlerischen Richtungen liegende Arbeit bekundet den frischen Genius ihres Verfassers und ist als eine sehr erfreuliche Erscheinung unserer dramatischen Literatur zu begrüßen.

17. Zwei geistliche Dramen. Der Apostel Petrus. Der Apostel Paulus. Von Sigismund Wiese. Berlin, Hayn. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Mistrauen mit welchem wir diesen dickleibigen Band aufschlugen war eine nur zu richtige Vorahnung aller der Ungereimtheiten welche diese „Zwei geistlichen Dramen" in sich schließen. Wir sind keineswegs gemeint die Religion in ihrer historischen und ethischen Entwickelung von der Bühne und dem Gebiete der dramatischen Poesie verbannt wissen zu wollen: es würde damit eine der herrlichsten und großartigsten Blüten des Menschenwesens von derjenigen Stätte ausgeschlossen bleiben die vornehmlich die Aufgabe hat das ganze volle Menschenwesen in allen seinen Höhen und Tiefen zur kräftigsten Erscheinung zu bringen. Nur daß dieses Experiment künstlerisch geschehe, d. h. ohne jede Nebentendenz und vorallem auf reinmenschlicher Grundlage, nur daß die enge und wandelbare Beschränkung, in welche Convenienz und Aberglauben ganz besonders diese Momente zu zwängen sich befleißigt haben, dem freien und unwandelbaren Geiste einer höhern, über den Wolken und Nebeln sich verbreitenden Anschauung weichen und so ein unbedingtes, ewiges, der ganzen Menschheit angehörendes Kunstwerk geschaffen werde! Den Standpunkt für eine solche Anschauung errungen zu haben, und auf ihm in vollkommenster und ungestörtester Ruhe und Klarheit productiv sich zu bewegen, ist immer nur Resultat eines langen und gewaltigen Kampfes und setzt die intensivste Größe des Geistes voraus; denn keine Richtung des menschlichen Wesens wird bei unserer Manier des Anerziehens statt des Auferziehens vom ersten Pulsschlage des geistigen Erwachens an tiefer in die hergebrachte Form genöthigt, fester in die Zwangsjacke der Gewohnheit und des Vorurtheils gepreßt und ihrer innern frischen naturwüchsigen Unmittelbarkeit beraubt als das religiöse Gefühl; daher denn so oft die hellsten und freisten Geister in diesen Kreisen die Nebelflecken im innern Auge nicht verlieren: Nichts ist schwerer als den in seinen ersten Regungen misleiteten Geist in den klaren Strom der heiligen Natur zurückzuführen, und von Denen die sich der Vollbringung dieser Arbeit rühmen hatten die meisten für Besserung eine bloße Aenderung.

Der Verfasser der „Zwei geistlichen Dramen" hat nun wohl gefühlt daß er um seiner Arbeit dramatisches Interesse zu gewinnen, dieselbe über den platten Boden des kirchlich-traditionnellen Wesens erheben müsse, und Versuche dieser Nothwendigkeit Rechnung zu tragen finden sich in der That durch beide Dichtungen zerstreut. Bei diesen Versuchen ist es aber geblieben, und das Resultat weist nichts Anderes nach als einen an der für seine Kräfte unerreichbaren Größe seiner Aufgabe zugrundegegangenen Poeten. Ist ihm schon jene Befreiung seines Stoffs vom conventionnellen Schnürleibe nicht gelungen, so hat er, wiewol auch hier die Versuche zutagelägen, noch weniger das christliche Wesen, um dessen Darstellung es ihm natürlich Hauptsache war, in bestimmten Persönlichkeiten zu individualisiren und ihm dadurch das dramatische Leben einzuflößen gewußt. Seine christlichen Personen fühlen, denken und handeln eine wie die andere, und wenn in der einen Dichtung Petrus, in der andern Paulus etwas anders als die Uebrigen erscheinen, so liegt der Grund nicht in der höhern Anlage ihrer innern eigensten Persönlichkeit, sondern in der Fähigkeit Wunder zu thun, mit welcher sie traditionnell-historisch, aber sehr undramatisch auf verschwenderische Weise ausgestattet sind. Dabei findet sich in der wüst durcheinandertreibenden, massenhaft und reinäußerlich bewegten Handlung kaum irgendwo ein fester Halt- und Umschaupunkt, in welchem die Begebnisse sich zu einiger Klarheit sammelten. Die Sprache ist breit, schwülstig, dunkel und durchaus unverständlich; der gespreizte und gesuchte Ton läßt bei ziemlich hergebrachtem Gedankengange die einzelnen Persönlichkeiten nur noch unwahrer und schemenartiger auftreten, und die Farben die der Dichter dem nichtchristlichen Wesen aufzumalen für gut befunden sind viel zu grell und craß, als daß man nicht hinter ihnen die Furcht des Autors sich verkriechen sähe, seine christlichen Helden möchten ohnedem bedeutend von ihrem Nimbus verlieren. Ein größeres Armuthszeugniß hätte sich aber — mindestens für diese Gattung — der Verfasser nicht wol ausstellen können: das wahrhaft Edle bedarf des Gemeinen zur Hebung nicht; seine echte Größe ist, wenn es unter dem Bedeutenden als das Bedeutendste, unter dem Edeln als das Edelste sich hervorzuthun vermag.

18. Judas Ischarioth, ein dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1851. Gr. 16. 24 Ngr.

Ein tiefgeniales Werk, weit hinausreichend über den engen Horizont traditionell-dogmatischer Anschauung, ein freigeborenes Kind des höchsten Aethers, das über die dunkeln Wogen der Weltflut wandelt, ohne den Fuß sich zu netzen, großgesäugt an dem vollen Busen der ewigen Menschheit und wie diese ein Mysterium von Schmerz und Wonne.

Lichter war es einst in der Brust dieses Ischarioth als er noch „in dem Garten des königlichen Dichters lustwandelte und die schönsten Blumen seiner Rede aufsuchte" für sie und ihr zurief: „O du meine Rose zu Saron!" Aber die Vampyre der Leidenschaft und Selbstsucht haben das Licht aus seiner Brust gesogen, und nun ist es finster darinnen und kalt wie in der Gruft. Hinausgeworfen aus des Herzens Tempel ist der alte Glaube an die Tugend und ihren Lohn, ein breiter, gieriger Haß hat alle Liebe und alle Seele verschlungen und eine geballte Faust droht das ganze übrige Wesen gen Himmel. In eine letzte grelle Flamme hat sich der magere Rest von Menschenthum noch zusammengedrängt: Ischarioth hat noch ein Gefühl für sein Volk und seines Volkes Schande und Druck — mehr freilich weil er eben von diesem Volke und weil er eben der Mitgeschändete, mehr freilich aus Haß gegen den Bedrücker als aus Liebe für die Bedrückten, mehr freilich aus Lust am Einreißen und Zerstören denn aus Gefallen an Recht und Gerechtigkeit; aber ein Gefühl ist es doch noch immer das ihn mit der Menschheit verknüpft, und in dieses Gefühl drängt sich mit wilder Brandung sein volles mächtiges Ich. So tritt er vor des Lazarus liebreizende Schwester Magdalena. Sie war ihm einst die „Rose zu Saron", sie hat er einst gepflückt als erste Blüte und nun sitzt sie Abends vor den Thoren und bietet jedwedem Käufer den „magdlichen" Leib; denn bittere Armuth herrscht in des Lazarus Hütte und Magdalena kann nicht arbeiten und mag doch auch nicht hungern noch hungern sehen: von David's Stamme rühmt sich ihr holder Leib und ihr Herz hängt an den Freuden dieser Erde. Ischarioth aber ruft ihr zu: „Ich will dich zur Herrscherin machen über Judäa, Magdalena. Pontius Pilatus, die eiserne Faust die Rom auf den Nacken unsers Volks gedrückt hat, du sollst ihn berauschen, den Gewaltigen zu Jerusalem, bis er zum Schwächling wird an deinen Reizen!" Magdalena glaubt den Träumen künftiger Größe und „will den Arm des Pontius halten, wenn er die Geißel schwingt auf den Nacken der nie alternden Mutter, des herrlichen Judäa". So liefert sie Judas in des Römers Arm. Aber sie gewinnt trotz ihrer Reize keine Macht über den „Gewaltigen", und das letzte Mittel das Ischarioth verwendet hat, um seiner „Langweile an der Welt" sich zu entäußern und „das beschriebene Blatt «Pontius» zu zerreißen und sich, die eiserne Tafel voll schwerer Gedankenstriche, an die Stelle zu setzen", damit ihm die Welt vorkomme wie „Etwas" und er selbst sich „wichtig werde", dies letzte Mittel, sein Ich und seiner Wünsche Glut zum Inhalte eines Theils dieser ihm so abgeschmackten Welt zu machen, bleibt seine Wirkung schuldig. Mitten unter ihren Marmorhallen und Oleandern erfaßt Magdalena das Gefühl ihrer machtlosen Erniedrigung und ein Schauder breitet sich zwischen sie und Pontius daß sie den stolzen Römer voll Abscheu aus ihren Armen stößt. Des Lüstlings Grimm läßt aus Rache die in seinen Kerkern um kleiner Fehlniß schmachtenden Israeliten umbringen, und als die darob murrenden Juden sein drohender Anruf zu den kriechendsten Ergebenheitsbeweisen nöthigt, tritt Ischarioth stolz und einsam vor den Tyrannen. Barrabas, der Räuber, sagt Judas, naht mit seinem Schwarm, sich zum Könige von Israel zu machen. „Seit langem war dir das Sterben näher als das Leben, denn ich kannte einen Menschen, ein gewaltig Ueberbleibsel aus Enoch's Riesengeschlechte. Dem kam Judäa vor wie ein Tuch auf dem du lagertest mit deinen Legionen, wie ein Spielzeug, das wollte er in den Abgrund schleudern und das Tuch sich in die Tasche stecken! Unterwegs aber fiel ihm ein Wegweiser in die Augen, der zeigte vor- und rückwärts auf Trümmer, da stand er stille und zögerte. Seit der Zeit ist der Mann mein bitterer Feind geworden!" Hinaufgegangen sei dieser Mann, fährt Judas fort, zum Barrabas und seiner Blutrotte und habe erkannt daß aus diesen Judäas Helfer nicht erstehen dürfe; dann habe er seine Landsleute erforscht und habe gesehen wie „ihr Herz eine Fratze" sei und sie nur „Geschwätz" und „keine Thaten" hätten. Da habe der Mann das „große Gefühl" begraben und zu sich gesagt: „Dies Volk ist unwürdig eines Trösters und ganz unheilbar verächtlich wie alles Uebrige auf der Welt." Dieser Mann sei von Barrabas zur Ermordung des Pontius gedungen und sei Niemand anders als er selbst. Pontius in einer Anwandlung höhern Gefühls läßt dem Judas Leben und Freiheit; der aber hat keine Freude an diesen Geschenken: zum ersten male hat er den Tod gesucht ohne ihn zu finden, und mit dem Wehrufe: „O wenn ich nur Etwas wüßte was ich auf Erden noch anfangen könnte!" wirft er „sein Leben noch einmal wie ein Bündel über die Achsel" und will es „aus Neugierde ein Stück weiter tragen". Inmitten des Volks erscheint Christus und heilt einen Blinden. „Kommt Alle zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen", tönt seine Stimme, und Magdalena ruft auf die Knie stürzend: „Zu dir! zu dir! du bist die Liebe!" „Wahrlich!" bekennt Judas erschüttert, „dieser ist der erste Mensch der mich aufmerksam auf die Menschheit macht!"

Aus des Römers Palast getrieben, verflucht und verstoßen von dem Bruder, bei dem Versuche der Arbeit den schönen Leib zu bequemen draußen auf dem Felde von rohen Weibern mishandelt, begegnet die geängstete, mit der Erkenntniß ihrer Schuld ins alte Lasterleben zurückgescheuchte Magdalena dem Erlöser, der ihr den Gruß des Friedens und der Versöhnung bietet und sie an seiner Hand sanft zum „Quelle" zurückgeleitet, „zum Vater!"

Judas hat den letzten Anhaltepunkt an die Welt, jenes „große Gefühl", wie er es nannte, das ihn noch als einen Theil seines Volks, als einen Theil der Menschheit erscheinen ließ, an der Erbärmlichkeit dieses seines Volks, mit welchem er die Menschheit identificirt, zerschellen sehen: das Leben das er aufgeben wollte und doch behielt, nöthigt ihn um es zu ertragen ein neues Etwas, an welches sein verneinendes Interesse sich zu knüpfen vermag, zu suchen: in Christus bietet es sich ihm und seine erregte Neugierde und eine ihm fremde Macht, die er so gern hinweglügen möchte, fesseln ihn an den Nazarener. Der personificirte Haß der personificirten Liebe gegenüber hat nur zwei Wege: entweder die Liebe in sich oder sich in die Liebe zu verwandeln, aber der Haß ist der Egoismus und der will nur sich allein als Herrn und alles Uebrige als Sklavenmasse erkannt wissen. Sich selbst der neuen Lehre beugen heißt für Judas Das was er war und ist, sein ganzes Sein in Nichts begraben, Das zu thun hat er, der Kräftige und Muthige, weder Kraft noch Muth. So ist er denn gezwungen den Vernichtungskampf gegen das sanfte Gesetz der Liebe zu beginnen, und indem er den Verkünder derselben zum Lügner und Schwächling zu machen bestrebt ist, sich vor sich selbst und jenem dunkeln Etwas in seiner Brust zu rechtfertigen, dem er sich umsonst zu entziehen trachtet. Aber eben dieses Etwas, das erst der Anblick des Erlösers in ihm wachgerufen hat, lähmt seine Kraft: er will ohne zu wollen, oder vielmehr das Dämonische in ihm, sein Fatum, zwingt ihn zu wollen und das gibt seinem Wesen den echttragischen Charakter: man hört über und in ihm den düstern unheimlichen Flügelschlag seines Geschicks, und diese Momente rufen unsere menschliche Theilnahme wach, indem sie seine an sich unmenschlichen Richtungen menschlich mildern.

„Du bist sein Jünger?" fragt Magdalena in banger Ahnung dem Entsetzlichen, von welchem sich loszuringen der Friede des Erlösers ihr die Kraft gegeben. „Bis ich sein Meister bin!" antwortet Judas knirschend, und „in sein tiefstes Wesen

einzudringen bewältigend, voll unendlicher Verachtung", das ist sein Ziel. Darum sucht er seinen eisigen schneidenden Hohn und seine unendliche Geringschätzung der Menschheit dem göttlichen Boten in die Brust zu senken, zu vergiften in ihm den reinen Glauben und die überwindungsmächtige Zuversicht und in ihm Diejenigen, für welche er, der Erlöser, ringt und kämpft, zu verdächtigen und zu verkleinern. Alle verstrickendsten Windungen, alle blendendsten Schlüsse seiner cynischen Philosophie ruft er zu Hülfe, alle Lockungen des Genusses, der Macht und der irdischen Freude bietet er auf, endlich kniet er flehend vor dem Erlöser nieder: „Dich Jesus bitte ich! Wirf deine Lehre nicht hinunter in die Welt, du täuschest dich über die Menschheit, ich kenne sie! Ich weiß, sie wird deinen großen Gedanken auffangen und sich damit vergnügen wie mit einem Ball, sie werden sich darum schlagen und zerren wie um Alles was glänzt und neu scheint. Ha mir widert schon, wenn ich das Geraufe denke! Ich bitte dich, laß der Welt ihren Lauf! Ich bitte dich! Weißt du was das sagen soll? Es sind nur drei kleine nackte Worte, aber sie sind dein Todesurtheil, wenn du nicht darauf achtest, (kaum hörbar) wie das meine!" Und es ist Wahrheit, tiefe ergreifende Wahrheit in dieser Bitte Ischarioth's. Wanken fühlt der Unglückselige den Grund, worauf er seinen Anker geworfen, eine Gewalt, die er selbst „furchtbar" nennt, zieht ihn zu Jesus und er kann ihr doch nicht folgen ohne sein Ich zu zertrümmern. Sein fernerer Kampf ist nur ein Abwehren der Lehre die er fürchtet, weil sie ihn und sein Wesen vernichtet, und die er Lügen zu strafen sich nur zwingt: „Nein, laß mir meine tiefe Verachtung! es liegt ein tiefer Genuß in einer tiefen Verachtung. Es ist auch Gottähnlichkeit! Mein Leben zehrt davon. Mach' du durch weise Meinung dir den Menschen unterthan, mir laß meine Verachtung. Und wenn sie dir nachläuft, aus Mitleid gib plötzlich ein Gesetz das alle Weiber vertilgt, damit kein Mann mehr auf die Welt komme! Ja, zertrümmere den Menschen im Keim und ich will vor dir niederfallen und dich anbeten als seinen größten Wohlthäter!... Es ist Etwas an dir was ich anstaunen muß, was mich zu dir zieht! Ich weiß nicht was es ist, aber es ist furchtbar. Könnte ich ihn nur auffinden diesen Punkt, diesen einzigen Punkt an dir, der es mir so dunkel macht! Ich wollte ihn vernichten, und nachher — nachher wollte ich dich lieben.... Ich habe noch nie einen Menschen geliebt."

Und gegenüber dem finstern Geiste der Nacht steht, in leisen, aber großen Zügen angedeutet, die rührende Gestalt des heiligen Apostels der Liebe, durch ihre stille, einfache, schweigende Größe eine unbeschreibliche Hoheit ausstrahlend. „Ich bin die Kraft die das künftige Geschlecht aus deiner Verderbniß erlöst.... Wie du jetzt daliegst im Staube, so liegen seit Jahrhunderten in Sünden ohnmachtknirschende Geschlechter.... Licht ist Liebe. ... Dazustehen auf gleicher Höhe mit dem Urgeiste, ihn durch sich und sich durch ihn ergänzend — Das ist Erlösung!" Endlich, nachdem alle seine Mittel und alle List seines Hasses, der nur bestätigt wie tief sein innerstes Wesen von jener göttlichen Wahrheit aufgerüttelt ist, erschöpft sind, nachdem er umsonst die Volksmassen gegen den Erlöser aufgewühlt, ihn zu demüthigen, nachdem Magdalena, dem Segen der Arbeit und dem Frieden der Christuslehre gewonnen, sich ihm schaudernd entreißt und eine Art von dumpfer Eifersucht wider den Gottgesandten, der auch diese Beute ihm entrissen, um sein Herz sich lagert, endlich, da er alle seine Trümpfe bis auf den letzten ausgespielt hat, da verräth Judas den Heiland, hoffend, die große Seele des Messias unter das Joch der Todesfurcht zu beugen. Umsonst: auch im Kerker und am Kreuze bleibt Christus sein Sieger. Da aber erbebt vor sich selbst und seiner That der Verräther, da kommt über ihn das zerschmetternde Bewußtsein seiner Schuld und vor der Wahrheit des Gekreuzigten stürzt in Trümmer seine Lüge. Aufberstet die Erde und in dem Brausen der Orkane gibt Ischarioth sich den Tod. Handelsleute finden ihn noch zuckend unter von der Erde ausgespieenen Gerippen und bringen ihn in des Lazarus Hütte. Lazarus aber zündet die Hütte an, auf daß mit ihr die Leiche verbrenne, und zieht mit Martha, seiner ältern Schwester, von dannen, indessen Magdalena, die auf seine Bitte die Fortwandernden segnet, allein zurückbleibt, da zu beten und zu büßen all ihre Tage, wo einst er, der göttliche Erlöser, gewandelt. „O seht, wie Magdalena scheidet!" ruft Martha, „da steht sie auf der Höhe, die Hand gen uns zum Abschied hergekehrt. Ihr gelbliches Gewand erglänzt wie golden, ihr Antlitz ist wie das der Seraphim, und ihre Augen leuchten gleich Topasen, ihr schönes Haar erglüht im Abendschein, gleichwie zween Flammen die wärmen, aber nicht verzehren wollen. Sie streckt die Hand wie grüßend zu den Wolken, als wäre dies das Land wohin sie zöge. O seht doch, seht! Sitzt nicht so da als wärt ihr graue Bilder aus Erz und Stein von Staub und Moose überdeckt. Seht! sie stützt sich auf den Stab und wandert weiter. Ach, wo ist uns're Heimat?" Neben der zertrümmerten Welt der ewigen Verneinung, über dem in sich selbst vernichteten Hohne und Hasse, wie er in Judas seinen Abgrund gefunden hat, steigt aus dem Herzen der reumüthigen Sünderin die heilige Flamme der göttlichen Liebe, die nicht zu fragen braucht: „Wo ist meine Heimat?" sondern versöhnend hinaufführt in das Licht; hoch und heilig steht sie zwischen dem zerschmetterten Geiste der Lüge und dem siegenden Engel der Wahrheit, mildert mit ihrem sanften Glanze den grellen Abstich zwischen Tod und Leben und bietet sich selbst als einzigen Leitstern aus den Tiefen der Nacht in die Höhen des Lichts. Der alte ewige Kampf zwischen dem Nein der Hölle und dem Ja des Himmels, wie er die Menschheit in unzähligen Gestalten zerreißt und aus den verbrauchten Formen stets wieder neue gebiert, ist siegreich ausgekämpft mit den Waffen der Liebe, und die Menschheit hat den Drachen überwunden der ein Theil ihrer selbst, ihre eigene Verachtung. Jenes versunkene Geschlecht das von den ersten Zeiten bis tief hinein in unsere Tage das Herzblut der eigenen Brüder trinkt, jene Rotte die an alles Große und Schöne solange sich klammert bis sie es besudelt in den Staub gezogen und dem Wahne zum Opfer gebracht hat, die keinem Sterne den Aufgang gestattet, ohne ihre Wolken davor zu hängen, und keine Blume zur Reise kommen läßt, ohne ihren Giftthau darüber auszugießen, deren schwarzer nagender Wurm die hohe Palme unterwühlt und die stille Myrte, deren wüthige Lust es ist aus dem großen lebensvollen Garten Gottes eine Wüste mit wandelnden Skeletten zu machen und mit Kettengerassel und Moderdunst die freie duftige Welt des großen Vaters zu füllen, jener Auswurf und Fluch der Menschheit ist es der in diesem Ischarioth, künstlerisch vergeistigt und idealisirt, den eigenen Vernichtungsgang vollendet hat und knirschend über sich — den Segen der Menschheit — die göttliche Liebe triumphiren sieht. Seine Saat wie seine Ernte ist der Tod.

Das ist es was der Dichter in seinem gewaltigen Werke künstlerisch verherrlicht hat mit einer Glut der Empfindung, mit einer Hoheit und Erhabenheit des Gedankens, mit einer hinreißenden Macht der Sprache und einem Schwunge der Poesie, daß nicht leicht etwas Tieferes und Größeres nach diesen Richtungen hin geschaffen werden möchte. Ein Drama im strengen Wortsinne ist die Dichtung allerdings nicht, kann sie auch nicht sein, weil ein so incommensurabler Stoff sich eine eigene, gleichsam aus allen Gattungen der Poesie harmonisch componirte Form zu erfinden gezwungen ist, und weil die Zeit für uns noch in weiter verschwimmender Ferne liegt, wo solche Vorgänge auf der Bühne, die dann freilich ein Altar höchster Menschenwürde sein müßte, verlebendigt werden könnten. Bedenken lassen sich freilich auch gegen diese Arbeit — und wogegen am Ende nicht!? — aufstellen, aber sie werden klein vor dem hochgenialen Geiste der ergreifenden Dichtung, die, das ganze Menschenwesen in allen seinen Tiefen aufstachelnd, eine Welt von Ideen anzuregen die Kraft hat. Das Werk verdient daß ein Buch darüber geschrieben werde: in diesem kurzen Resumé konnte nur angedeutet und aufmerksamgemacht werden.

Möchte bald ein Beſſerer als der Verfaſſer dieſer Beurtheilungen den ganzen vollen Reichthum dieſer Dichtung gründlichſt und ſo erſchöpfend als dergleichen überhaupt möglich iſt aufzudecken und ans Licht zu ſtellen ſich zur ernſten Augabe machen!*) 84.

Die deutſche Politik Friedrich's I., Kurfürſten von Brandenburg. Aus den Quellen dargeſtellt von Otto Franklin. Eine gekrönte Preisſchrift. Berlin, Decker. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Einem Mitgliede der äußerſten Rechten las Referent Folgendes vor:

„Das Wachsthum und die Größe eines Volks iſt weſentlich bedingt durch das richtige Erfaſſen und das conſequente Durchführen der Aufgabe welche ihm ſeinem Nationalcharakter und ſeiner Stellung gemäß von der Vorſehung zugewieſen iſt. Ebenſo iſt es auch mit den einzelnen Dynaſtien. Nur Diejenigen welche einſichtsvoll die Rolle erkannten die ihnen nach der geſchichtlichen Entwickelung der Welt zugefallen iſt, nur Diejenigen welche mit Energie das geſteckte Ziel zu erreichen ſtrebten, haben die Berechtigung ein dauerndes Beſtehen, eine ſtets wachſende Macht und die Anerkennung der Nachwelt und der Geſchichte zu erwarten. So alt und bekannt und ſo oft beſtätigt durch die Geſchichte dieſe Sätze auch ſind, immer hat es doch Staaten und Herrſcherfamilien gegeben, welche dieſelben nicht achtend ihr Herabſinken von der einmal erlangten Höhe, ſowie ihren endlichen Unteegang ſelbſt herbeigeführt haben."

Unwillig wandte ſich der Strengeonſervative mit den Worten ab: „Gewiß der Anfang zu einem perfiden Artikel der berliner «Nationalzeitung» oder eines ähnlichen Organs der ſchlechten Preſſe; gewiß die Einleitung zu einer Diatribe gegen die Conventionen zu Warſchau und Olmütz oder einer boshaften Kritik des preußiſchen Verfahrens gegen Kurheſſen und Schleswig-Holſtein; ich mag dergleichen nicht höeen." Trotz dieſer Eeklärung las Referent weiter: „Deutſchland war, wie ja faſt zu allen Zeiten, in ſich ſelbſt zerriſſen und uneinig, nach außenhin verachtet und ohne Anſehen ... Vergleicht man mit dieſen traurigen Zuſtänden die deutſchen Verhältniſſe unſerer Zeit, ſo läßt ſich eine große Aehnlichkeit nicht verkennen. Auch jetzt noch iſt Deutſchland uneinig und darum kraftlos. Auch jetzt ſteht an der Spitze des Reichs eine längſt veraltete Behörde." „Da haben wir es", rief der Mann von der Rechten, „nun wird gegen den hohen Bundestag geeifert." „Die deutſchen Fürſten", fuhr Refeeent in ſeiner Vorleſung fort, „widerſetzen ſich auch jetzt wieder den weiſen Planen der Einigung... Daher denn auch bei einem großen Theile des deutſchen Volks Unzufriedenheit und Mistrauen, welches nicht eher aufhören wird"— Weiter wollte unſer ſtrengeonſervativer Freund ſeine Ohren nicht misbrauchen laſſen; in heftigen Worten brach er gegen die ruchloſen Literaten und Judenjungen los, die als ewige Feinde der Ruhe und Ordnung neue Revolutionen heraufzubeſchwören trachten, unabläſſig die Völker gegen ihre Fürſten aufſtacheln, Eigenthum, Religion und Familie abſchaffen wollen u. ſ. w. Endlich gelang es ihn zu unterbrechen und ihm begreiflich zu machen daß die eben vorgetragenen Stellen keineswegs einer oppoſitionnellen Zeitung entnommen ſeien, ſondern dem durchaus loyalen, zur Verherrlichung des hohenzollernſchen Fürſtengeſchlechts geſchriebenen Buche, deſſen Titel an der Spitze dieſer Zeilen ſteht. Der Strengeonſervative gerieth nun in einige Verlegenheit und brummte über die Zweideutigkeit allgemein gehaltener Sätze, die ein gutgeſinnter Schriftſteller gänzlich vermeiden ſollte, weil ſchlechtgeſinnte Menſchen ſtets geneigt wären nichtsnutzige Folgerungen daraus zu ziehen. Schon aus dieſem Grunde wüede er dem Verfaſſer den Preis welchen ihm die philoſophiſche Facultät zu Breslau zuerkannt hat nicht ertheilt haben. Gleichwol entſchloß er ſich die Schrift durchzuleſen und konnte am Ende nicht umhin einzuräumen daß der Zweck derſelben, „über die Thätigkeit eines der intereſſanteſten Fürſten der deutſchen und preußiſchen Geſchichte Aufklärungen zu geben und zu zeigen wie treu und feſt die Regenten des hohenzollernſchen Hauſes von jeher an Deutſchland feſtgehalten und die Einigkeit, den Ruhm und das Anſehen des großen Vaterlandes zu begründen und zu erhalten ſich bemühten", in lobenswerther Weiſe erreicht ſei.

Friedrich (als Burggraf von Nürnberg der Sechste, als Kurfürſt zu Brandenburg der Erſte) wurde zu Nürnberg am 21. September 1372 geboren; im Jahre 1415 erhielt er zu Koſtnitz vom Kaiſer Sigismund die Kurwürde und den Beſitz der Mark Brandenburg, doch erfolgte die Belehnung erſt am 15. April 1417. Das Eingreifen dieſes Fürſten in die deutſche Politik hat der Verfaſſer durch eine Beleuchtung der damaligen Verhältniſſe Deutſchlands mit guter Benutzung der Quellen und in anſprechender Form dargelegt; wenn er zu dieſem Behufe oft weit ausholt und viele Seiten mit Schilderung der Lage Deutſchlands, der Verſunkenheit des Klerus, der Regierung Wenzel's, Rupeecht's und Sigismund's, des Concils zu Koſtnitz und der Huſſitenkriege ausfüllt, ſo gereicht dies der Schrift nicht zum Tadel, da es zum vollſtändigen Erkennen der Wirkſamkeit Friedrich's I. meiſtentheils nothwendig erſcheint. Auf alle jene Ereigniſſe hier näher einzugehen kann nicht in unſerer Abſicht liegen; wir müſſen uns darauf beſchränken einige Proben von der Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe des Verfaſſers mitzutheilen.

„Friedrich war einer der ſchönſten Fürſten ſeiner Zeit. Originalgemälde ſtellen ihn dar als eine hohe, impoſante, wahrhaft fürſtliche Geſtalt. Das ſchöne Antlitz zeigt den Adel der Seele, die Hoheit des Gedankens, die Würde des Charakters; ein offener durchdringender Blick, eine hohe gebogene Stirne, ein langherabwallender Bart und blonde Locken, ſowie vollſtändiges Ebenmaß aller Züge und Formen zierten den Helden. Sein edle Ritterlichkeit, ſein Muth, ſeine immer ſiegreiche Kraſt gewannen ihm die Herzen Aller, wie ſeine gewinnende Freundlichkeit und die dem wahehaft edeln Charakter eigene Leutſeligkeit, welche ſtets mit wirklicher Hoheit vereint blieb, ihn zu einem Liebling der Armen und Unglücklichen machten, denen ſeine Hülfe niemals fehlte. Friedrich's I. Erziehung war eine in jeder Beziehung vortreffliche. Feüh war ſein Körper an das rauhe Waffenhandwerk und die Ritterübungen gewöhnt worden, nicht weniger aber ſein Geiſt an ein gründliches Studium der Wiſſenſchaften und an die Ausübung wahrer Tugenden. An Bildung des Geiſtes und Reinheit der Sitten übertraf er nach dem Zeugniſſe der Quellen alle Füeſten ſeiner Zeit. Ein alter Genealog ſagt von ihm: er ſei unter den Fürſten ſeiner Zeit gleichſam der Morgenſtern inmitten der Wolken geweſen, welcher ſeine Strahlen nach allen Seiten hin ausgeſendet. Dieſer Ausſpruch iſt gerecht, ſowol in Beziehung auf den ſittlichen Charakter und die für jene Zeit außerordentliche wiſſenſchaftliche Bildung als auch auf den Schaefſinn und den alle Verhältniſſe klar durchſchauenden Geiſt des Fürſten. Er war nicht nur der deutſchen, ſondern auch der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache vollkommen mächtig. Auf ſeinen zahlreichen Kriegszügen führte er ſtets die Gedichte Petrarca's und die Annalen der Geſchichte mit ſich. Die bedeutendſten Gelehrten ſeiner Zeit, Martin V., Gerſon, Clemangis, Peter von Ailly und viele Andere ſtanden mit ihm in engem Verkehr. Er liebte, bewunderte und beförderte die Wiſſenſchaften. Ueberall ragte er durch ſeine Kenntniſſe wie durch ſeinen Verſtand und den ſchlagenden Witz hervor. Anerkennen des Verdienſtes, unnachſichtige Strenge gegen Anmaßung und gegen das Verbrechen, ſowie die unerſchütterlichſte Gerechtigkeitsliebe werden ihm allgemein nachgerühmt." Kurz dieſer Füeſt vereinigt auf eine merkwürdige Weiſe in ſich alle Tugenden und Eigenſchaften, „die ſeinen Nachkommen eigen waren".

Auf dem Koſtnitzer Concil nahm Friedrich I. eine hervor-

*) Ein zweiter Artikel folgt ſpäter. D. Red.

ragende Stelle als Freund und Rathgeber des Kaisers ein. „In den schwierigsten Momenten, wo ein entschlossenes, weises Handeln nöthig war, sehen wir Friedrich I. stets mächtig einwirken auf die Gestaltung der Dinge. Wenn Unfriede zwischen dem Kaiser und den versammelten Vätern ausgebrochen, wenn die Väter unter sich selbst uneins sind, wenn sich das Concilium aufzulösen droht, sehen wir Friedrich I. die Parteien vermitteln; wenn es gilt über den Treubruch meineidiger Fürsten oder über die Gewaltthätigkeiten der Großen Recht zu sprechen, appellirt der Kaiser und das Concilium an die Weisheit des Burggrafen; wenn die Reichsacht gegen übermächtige Feinde vollzogen werden soll, steht Friedrich I. an der Spitze der Heere; wenn es gilt den Kaiser mit den trotzigen Fürsten zu versöhnen, ist Friedrich I. der treue und gewandte Unterhändler der die Macht des Kaisers und das Recht der Fürsten auf gleiche Weise zu wahren sucht. Johann XXIII. flieht von Konstanz, Friedrich I. erhält den schwierigen Auftrag ihn zurückzuführen und löst diese Aufgabe mit Weisheit und Geschick; Huß wird gegen das Recht und gegen das Wort des Kaisers gefangen gesetzt, der Burggraf protestirt feierlichst dagegen; das Concilium besteht auf seiner unglücklichen Absicht, die Papstwahl vor der Reformation der Kirche vorzunehmen, Friedrich I. hält eine donnernde Rede gegen diesen Plan. Oft genug tritt Friedrich I. den Wünschen des Conciliums und der Päpste entgegen; aber seine Weisheit, seine Frömmigkeit, sein reiner Eifer für das Wohl der Kirche ist so allgemein anerkannt daß die Päpste ihn für sich zu gewinnen suchen und das Concilium König Sigismund, welcher zur Beilegung des Schisma nach Spanien reiste, bittet: nicht Ludwig von der Pfalz, sondern den Burggrafen von Nürnberg zum Protector des Conciliums einzusetzen." Die Verbrennung des unglücklichen Huß konnte der Burggraf freilich nicht verhindern. Ueber den Treubruch den Sigismund gegen Huß verübte erklärt der Verfasser: „Was die rechtliche Seite der Verurtheilung betrifft, so mag man sich drehen und wenden wie man will, nimmer wird man doch zu der Ueberzeugung kommen, dieselbe lasse sich rechtlich rechtfertigen. Die Einwilligung Sigismund's in die Verurtheilung des böhmischen Reformators, welchen er zu schützen sich durch sein kaiserliches Wort verpflichtet hatte, bleibt immer ein Wortbruch. Wenn das Concilium erklärte, Sigismund brauche einem Ketzer nicht Treue und Glauben zu halten, so ist dies eine empörende Verletzung aller Moral. Das Wort eines jeden Mannes, vorzüglich aber das der Könige muß heilig und unverbrüchlich gehalten werden, sei es auch einem Verbrecher gegeben worden. Mit seinen Worten und Verheißungen spielen ist unköniglich." Friedrich I. sah in der Einkerkerung des Huß eine offenbare Verletzung des kaiserlichen Ansehens, in dessen Hinrichtung eine unnütze Grausamkeit. Daß er mit seiner Ansicht nicht durchdrang, lag nicht an seiner Lässigkeit, sondern an dem Fanatismus der Gegner des Huß.

Als nach Sigismund's Tode eine neue Kaiserwahl vor sich gehen sollte, lenkte ein Theil der Kurfürsten, mit dem Erzbischof von Mainz an der Spitze, seine Aufmerksamkeit auf Albrecht von Oestreich, ein anderer Theil aber auf Friedrich I. von Brandenburg. „Diese beiden Parteien standen sich ziemlich schroff gegenüber; namentlich wirkte der Bischof Johann von Würzburg unter der Aegide des Kurfürsten von Mainz mit allen Mitteln der Wahl Friedrich's I. entgegen. Friedrich I. selbst aber war längst entschlossen die Wahl nicht anzunehmen. So sehr ihn auch dies Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste um das Reich und der hohen Achtung der Kurfürsten erfreuend sein mußte, so liebte er doch Deutschland zu sehr als daß er durch eine zwiespaltige Wahl das Wehe desselben noch mehr vergrößert hätte; war doch er der einzige Fürst gewesen welcher bisher mit Aufbietung aller Kräfte an der Herstellung des Friedens und der Einigkeit im Reiche gearbeitet hatte! Er sah wol ein daß wenn es Sigismund, welcher eine so bedeutende Hausmacht besaß, nicht gelungen war, dem Unwesen in Deutschland ein Ende zu machen und der königlichen Würde wieder Ansehen zu geben, es ihm bei seinem beschränkten Länderbesitz, bei dem unruhigen Zustande der Mark und Frankens, bei dem geringen Ertrage der erstern, welcher fortdauernd Zuschüsse aus den Einnahmen in den fränkischen Besitzungen erfoderte, noch weniger möglich sein würde. Die Schwierigkeiten würden noch vermehrt worden sein durch den Neid und den Haß der Reichsfürsten, welche über das schnelle Wachsthum der Hohenzollern um so erbitterter waren als sie keinen Makel auf die Bestrebungen derselben werfen konnten und eingestehen mußten daß nur die Thätigkeit für das Wohl des Reichs, welche allen andern Fürsten fehlte, Friedrich I. die Liebe und Achtung Deutschlands erworben und die Macht desselben geschaffen hatte. Sollte also Friedrich I. eine Krone auf das Haupt setzen die er aller Wahrscheinlichkeit nach bei seinem hohen Alter doch nicht lange, jedenfalls aber nicht zum wesentlichen Nutzen für Deutschland hätte tragen können? Hätte er die Macht, das Ansehen, das Vermögen seines Hauses dem trügerischen Glanze der römischen Königswürde opfern sollen? Nimmermehr! Freilich wäre das Schicksal Deutschlands ein ganz anderes geworden, wenn die römische Königskrone fortan im Hause der Hohenzollern erblich geworden wäre, als es wurde, da Friedrich I. sie dem Habsburgischen Hause übertrug.*) Aber ob dies damals zum Heile Deutschlands gewesen wäre, ist eine andere Frage. Friedrich I. glaubte dies nicht und lenkte darum die Stimmen welche ihm bestimmt waren auf Albrecht von Oestreich. Es ist ein schönes und herrliches Merkmal der Fürsten des Hohenzollernschen Hauses daß sie jede wirkliche oder scheinbare Vergrößerung ihrer Macht verschmähten, wenn dies auf Kosten des Reichs oder zum Nachtheil desselben hätte geschehen müssen. In dieser Beziehung wie in vielen andern steht das Hohenzollernsche Geschlecht als ein glänzendes Muster von Patriotismus und Größe da. Niemals hat ein Fürst dieser Familie sein Interesse dem des deutschen Vaterlandes vorangesetzt, niemals durch Verrath, List oder Bündnisse mit den Feinden des Reichs seine Macht zu vergrößern gestrebt, niemals die Noth Deutschlands zu eigenem Nutzen ausbeuten wollen. Wo ist das Fürstengeschlecht das ein Gleiches von sich rühmen könnte, wo ist dasjenige welches durch Entsagen groß und mächtig geworden wäre wie das der Hohenzollern?**) Wo sind die Fürsten, welche gehandelt haben wie Friedrich I. und wie alle seine Nachfolger bis auf unsere Tage? Wo sind die welche Kronen ausschlugen, die ihnen dargeboten wurden durch die Stimme des Volks und der Fürsten, welche die Hohenzollern kühn hätten auf das würdige Haupt drücken und gegen alle Macht vertheidigen können, wenn nicht die Liebe zu Deutschland und das Gefühl für Gerechtigkeit sie daran gehindert hätte?" Ob diese letzten Sätze blos zur Lobpreisung eines vor mehr als 400 Jahren gestorbenen Fürsten dienen sollen, oder ob sie ganz besonders darauf berechnet sind die erhabenen Motive merkwürdiger Vorgänge aus der neuesten Geschichte Preußens und Deutschlands recht klarzumachen, wird der Scharfsinn der Leser ohne Mühe herausfinden.

N.

Ferdinand Gotthelf Hand nach seinem Leben und Wirken dargestellt von Gustav Queck. Jena, Döbereiner. 1852. Gr. 8. 16 Ngr.

Gehört auch Derjenige dem hier die Pietät des Schülers ein Denkmal der Liebe und Verehrung gesetzt hat, gehört auch der am 14. März 1851 in Jena verstorbene Geheime Hofrath Professor Hand seiner wesentlichen literarischen Thätigkeit nach

*) Referent gesteht daß er über das grammatische, logische und historische Dunkel dieses Satzes nicht hat hinwegkommen können.

**) Auch dieser Satz ist uns nicht ganz deutlich, wenigstens haben wir bisjetzt noch nicht gewußt daß der Große Kurfürst und Friedrich II. durch eine besondere Virtuosität im „Entsagen" groß und mächtig geworden wären.

und zufolge seiner Stellung, welche derselbe namentlich in Jena seit dem Jahre 1817 als ordentlicher Professor der hellenischen Sprache und Literatur bis zu seinem Tode einnahm, an und für sich dem Gebiete der Philologie an, so darf er doch nicht blos von dieser Seite und nach dieser Richtung hin aufgefaßt werden, wenn man ihn nicht geradezu einseitig auffassen will. Auch in andern Beziehungen des öffentlichen Lebens, auch als Staatsbürger wie namentlich als Mensch und Christ war Hand eine achtbare Persönlichkeit, und der Verfasser der vorliegenden Monographie hat vollkommen Recht, wenn er selbst bemerkt daß aus dem Bild, wie er es hier von dem Manne nach den einzelnen Zügen aufgestellt und wie man es sich danach von dem ganzen Wesen desselben lebendig zusammenstellen kann, „vielleicht Manche, die von dem ungläubigen, unwissenschaftlichen, einseitigen Geiste unserer *meist nur nach Schein und augenblicklichem Erwerb trachtenden Zeit* befangen sind, ebenso wol Belehrung und Zurechtweisung als Erhebung und Ermunterung schöpfen können". Namentlich unserer heranwachsenden Jugend und den Jüngern der Wissenschaft möchten wir, besonders auch mit Hinsicht auf die S. 24 fg. und S. 90 fg. enthaltene höchst ehrende Charakteristik Hand's, die Schrift selbst angelegentlich empfehlen, aus welcher sie zugleich nicht ohne großen Nutzen für sich würden lernen können, worin Hand „die Aufgabe des menschlichen Lebens und der wissenschaftlichen Thätigkeit", suchte, und wie er sein ganzes Leben hindurch den Grundsatz festhielt daß „die Wissenschaft nicht dem Leben entfremden dürfe und daß es Jedem obliege für das Gemeinwesen nach Kräften mitzuwirken", wie dies Hand selbst vielfach in Jena gethan hat, indem er bemüht war auch dem Gemeinwesen seine Theilnahme und Fürsorge zu widmen, und dies z. B. nicht blos durch Gründung und Verwaltung einer bürgerlichen Versorgungs- und Bildungsanstalt und durch seine Mitgliedschaft bei der städtischen Armencommission in Jena, sondern auch durch seine Schrift: „Das Arbeitshaus als das vorzüglichste Hülfsmittel in der Verwaltung des Armenwesens" (1838), bewiesen hat. Namentlich in dieser Richtung empfiehlt sich die vorliegende Schrift über einen Mann der ebenso christlich und fromm-religiös gesinnt als durchdrungen von inniger Liebe zur Menschheit, die das alle seine Handlungen leitende edle Motiv war, durch sein Beispiel deutlich gelehrt hat daß „die gelehrte Beschäftigung mit dem classischen Alterthume nicht einseitige, unpraktische, der Welt in ihren Fortschritten entfremdete Menschen bildet, sondern solche die dem Reinmenschlichen am nächsten stehen und ihre Thätigkeit von einem Standpunkte aus entfalten der nicht durch jeden leichten Anstoß erschüttert wird". Aber auch den Philologen muß diese Monographie über Hand in demjenigen Theile derselben der dessen wissenschaftliche Thätigkeit und ihn selbst als Lehrer und Schriftsteller betrachtet von besonderm Interesse sein, und wie überhaupt, so gewinnt die Darstellung vornehmlich auch in diesem Theile durch die darin mitgetheilten Auszüge aus Briefen von Heyne, Carus (Professor in Leipzig), Passow, G. Hermann, von Wessenberg und Andern. Von dem Minister Stein, dessen Bekanntschaft Hand im Jahre 1823 machte, wird hier S. 54 nach dessen Mittheilung die interessante, auf alle Zeiten passende, namentlich auch unsere Zeit treffende Aeußerung, welche wir aus diesem Grunde hier wieder hinsetzen: „Die Diplomatie ist wie ein Kaleidoskop, man darf nur schütteln, immer kommt eine Form heraus", sowie ein Urtheil über den in Sachsen nicht vergessenen Minister Lindenau mitgetheilt, das wir als höchst treffend bezeichnen möchten. Angehängt ist die Grabrede des Geheimen Kirchenraths Schwarz in Jena, die derselbe bei der Beerdigung Hand's gehalten und die einen würdigen Schlußstein zu dem Bilde abgibt welches in der Schrift selbst von Letzterm dem Leser vorgeführt wird.

68.

Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem wissenschaftlichen und praktischen Werthe. Von Julius Schaller. Mit einer Tafel Abbildungen. Leipzig, Geibel. 1851. Gr. 8. 20 Ngr.

Da namentlich Herr Scheve wieder in Deutschland für Phrenologie thätig ist und vielfach behauptet wird, diese sogenannte Wissenschaft sei in neuerer Zeit namentlich durch Combe in Edinburg so verbessert worden daß die Kritiken gegen ihre frühere Form und Wesenheit antiquirt seien, so war es an der Zeit daß jene von neuem geprüft wurde, und Schaller hat sich diesem Geschäft mit sorgsamem und gewissenhaftem Fleiß unterzogen. Er gibt eine Schilderung von dem Wirken und den Ansichten Gall's und Spurzheim's sowie Combe's mit aller Unparteilichkeit, sodaß man ihn selbst für einen Anhänger halten könnte, prüft aber dann die Physiologie und Psychologie der Phrenologen an Dem was von der Natur- und Geistesforschung bisjetzt wirklich begründet und wissenschaftlich erörtert ist, und kommt da zu dem Resultate daß der theoretische Werth der Phrenologie gerade so groß als ihr praktischer ist, das heißt daß von solchem im Ernste nicht die Rede sein kann und das Ganze auf Hypothesen und Zufälligkeiten beruht. Wer einer Belehrung über den Gegenstand noch bedarf, dem sei die Schaller'sche Abhandlung bestens empfohlen. 15.

Literarische Bestrebungen und Erfolge auf der Insel Cuba.

Cuba ist einer der letzten und prächtigsten Ueberreste der einst so gewaltigen Macht Spaniens in Amerika, seit Spanien Mexico, Peru, Buenos-Ayres und den ganzen jetzt in Republiken zersetzten südlichen Continent verloren hat. Von dieser Auflösung hat sich Cuba vermöge seiner isolirten Lage als Insel glücklich freigehalten und es genießt jetzt ein materielles Wohlsein wie fast die Vereinigten Staaten, da das alte Handelsmonopol von Cadix, Barcelona und Santander aufgehoben worden ist. Politisch ist es fortwährend in der frühern Abhängigkeit von Spanien geblieben, beherrscht von einem militairischen Oberbefehlshaber, der alle fünf Jahre wechselt. Trotz aller Stürme in dem Mutterlande hing es treu an diesem und hat nie einen Versuch gemacht sich loszureißen, die Sklavenaufstände 1841 und 1843 abgerechnet; es fragt sich daher wol was die Ursache dieser Anhänglichkeit sein mag, da doch so mancherlei Klagen, Wünsche und Verschwörungen Einzelner gegen Spanien zum Vorschein gekommen sind.

Unzweifelhaft ist die cubanische Gesellschaft in ihrem Grundzug spanisch, allein durch das transatlantische Land hat sie zugleich eine Art Originalität erhalten. Es fehlt ihr die Kraft, die Energie, das Derbe der angloamerikanischen Race, dafür ist in ihr eine gewisse aristokratische Trägheit und Ueppigkeit zum Vorschein gekommen, eine Vergnügungssucht die seltsam mit dem glühenden Blute Spaniens gepaart ist. Der Cubaner ist sehr gesellschaftlich. An etwas Ernstes denkt er nicht, nur an Feste und Befriedigung seiner Herzensneigungen. Der cubanische Pflanzer, der Sohn des Landes (hijo del pais), vergißt die Zukunft über der Gegenwart, er lebt nur für diese und verpfändet wohlgemuth die künftige Ernte. Diese frivolen Neigungen hindern den Creolen ebenso sehr sich an der Verwaltung seines Landes zu betheiligen, als die spanische Regierung ihrerseits besorgt ist alle Stellen mit hinübergeschickten Spaniern zu besetzen. Durch dies Verfahren hat „der Sohn des Landes" eine Art Nationalgefühl erlangt, welches gegen Spanien feindlich gesinnt ist.

Einer der originellsten Typen der cubanischen Gesellschaft ist unstreitig der Guajiro (der Landbewohner von Vuelta-Abajo, Guanajay), ähnlich dem Gaucho der argentinischen Pampas, aber weniger mit indianischem Blute gemischt und weit geselliger. Er ist sehr genügsam und der fruchtbare Boden lohnt

ihm verschwenderisch die geringste Mühe; natürlich macht ihn dies ziemlich träge. Dabei ist er Dichter, Musiker, Tänzer, eifersüchtig, liebt sein Pferd und die Hahnenkämpfe leidenschaftlich, spielt und geräth mit der Polizei in manche Collision. Den Tag bringt er in Kaffeehäusern und Schenken zu und geht des Abends zur jungen Guajira, der er die glühendsten selbstgefertigten Lieder singt. Diese „Decimas cubanas", wie sie genannt werden, sind ein wahrer Schatz von ländlicher und volksthümlicher Poesie. Ein eigenthümliches Zeichen ist es daß nach der Hochzeit der Guajiro in seiner Zuneigung nur noch zarter wird und aus seiner Frau seine Königin macht.

Cuba hat keine demokratische Revolution zu fürchten, denn es fehlt ihm das flottirende Proletariat, das vom Elend zum Haß und vom Haß zum Aufruhr gebracht wird. Es hat aber etwas ebenso Schlimmes zu fürchten, die Neger. Nicht daß die cubanischen Sklaven es hart hätten, dazu ist der Creole viel zu weich und er schont seinen Sklaven, dem er alle Mühe erleichtert und den er wenn er krank ist selbst pflegt. Bezeichnend ist die Gesetzgebung die die sogenannten Coartadosklaven geschaffen hat, d. h. solche die sich durch kleine Abzahlungen allmälig frei kaufen dürfen; ja ein Sklave der Geld gestohlen hat um sich freizukaufen, bleibt nichtsdestoweniger frei, wenn er auch die Strafe des Diebstahls verbüßen muß. Der Racenunterschied, die Superiorität der weißen Race ist in Cuba nicht weniger schroff als in Nordamerika; er erstreckt sich bis auf den Mulatten, und als etwas Großes ward es angesehen daß der Mulattendichter Placido, der wegen einer Verschwörung erschossen ward, „an dem Tische der Weißen gegessen hatte und in den gewähltesten Cirkeln Havanas und Matanzas aufgenommen worden war, sodaß ihm eigentlich Nichts fehlte". Diese Abgeschlossenheit aller Farbigen will viel sagen in einem Lande wo auf 1,000,000 Seelen 700,000 Farbige kommen.

Es gilt in Cuba als schimpflich den Boden zu bebauen, da dies Sache der Sklaven ist; der schlechteste Guajiro kauft sich daher einen Sklaven, und selbst der freigekaufte Neger kauft sich einen seiner frühern Genossen und ist dann immer der schlimmste Herr. Aus diesem Haß gegen alle Arbeit ist ein Hang zur Unabhängigkeit, Unduldsamkeit und Unbesonnenheit entstanden, der sich in dem lautesten Zorne kundgibt, wenn eine kräftige Hand wie die des Generals Taco den weichen Creolen bei dieser schwachen Seite anfaßt und jedes politische Murren mit Gefängniß oder Exil ahndet; dabei vergißt der Creole daß dieselbe Hand auch zu gleicher Zeit die Spielhöllen schließt, die Diebe und Mörder nachdrücklich verfolgt.

Ein bemerkenswerthes Zeichen dieser materiell so begünstigten und politisch so abhängigen Bevölkerung ist ihr feiner und lebendiger Geist, eine angeborene Empfänglichkeit für jede Kunst, eine außerordentliche Begierde zum Wissen und Lernen. Havana hat seine prächtigen Theater, Alamedas und Tacas, wo die italienische Musik mit dem cubanischen Drama abwechselt. Literarische Gesellschaften haben sich überall gebildet, jede Stadt hat ihre Journale, in denen statt der Politik Tausende von Sonetten blühen, und selbst im Innern der Insel, in den Hato's von Puerto Prinzipe, wird man die Zeitung nicht vermissen. Cuba hat auch sein zwar nicht zahlreiches, aber doch ausgezeichnetes Häuflein von Talenten, die in Amerika allerdings bekannter sind als in Europa, wie Don Antonio José de Saco, Heredia, Placido, Milanes, Civillo Villaverde, Cardenas y Rodriguez.

Der Erstere, Saco, der Verfasser zahlreicher Versuche, wie „Mi primera pregunta", „Examenes analitico-politicos", „Supresion del trafico de esclavos en la isla de Cuba" u. s. w., ist ein ausgezeichneter Publicist, den die Kühnheit seiner Ansichten in die Verbannung gebracht hat. Die Andern sind lyrische oder dramatische Dichter und Sittenschilderer. Einige, wie Heredia oder Placido, sind in der Verbannung gestorben oder füsilirt worden. Bei Allen zeigt sich die Eigenthümlichkeit der cubanischen Gesellschaft, ein geheimes Wühlen gegen das spanische Joch, der Kampf der Racen, das Blendende einer glänzenden Natur, der Wiederschein des tropischen Himmels in den Charakteren und Sitten, überschwellende Leidenschaftlichkeit, die bewegliche Glut einer Existenz ohne Schwerpunkt, wenn nicht ohne wahre Originalität. Man findet mehr äußern Glanz, mehr Einbildungskraft als innern Gehalt und als charaktervollen Fonds. „Die cubanische Literatur ist", wie ein cubanischer Kritiker sagt, „die Literatur eines Landes ohne Geschichte und Denkmale." Ein Allen gemeinsamer Zug ist die untilgbare Liebe zu ihrem „theuern Cuba", die oft zu einer Art von Verschwörung gegen Spanien wird. Die Verse des unglücklichen Heredia, des berühmten Verfassers der Ode auf den Niagara, sind nichts Anderes als hyperbolische Klagen, beredte Zornworte gegen den „spanischen Herrn". Einzelne Gedichte, „Die Hymne eines Verbannten", ein Brief „an einen wegen politischer Ansichten verbannten Freund", „Der Genius der Freiheit", „Der Stern von Cuba", sind glühende Verse, die zwar in Cuba nicht gedruckt wurden, aber im Manuscript von Hand zu Hand auf der Insel gehen. Heredia ist aber gleichwol kein revolutionnairer Dichter, seine Verse sind nur der ideale und glühende Ausdruck jenes unbestimmten Drangs nach Unabhängigkeit, der in der Brust der cubanischen Jugend tobt.

Der eigentlich revolutionnaire Dichter Cubas ist vielmehr Placido, dessen wahrer Name Gabriel de la Concepcion Valdes ist und von dem ein Band „Poësias" erschienen ist. Placido war Mulatte, die Frucht der geheimen Liebe einer reichen Creolin und eines Schwarzen. In seiner Jugend selbst Sklave hatte er alle Härten eines solchen Lebens erfahren müssen; bei dieser Gelegenheit war sein Talent geweckt und er ein begeisterter, wenn auch incorrecter Dichter geworden. Seine Lage änderte sich, er erhielt literarischen Ruf, die ausgewähltesten Salons von Havana und Matanza nahmen ihn ausnahmsweise auf; er hatte hinreichende Mittel um unbeschäftigt leben zu können, allein die Erinnerung an seinen ersten Stand verschwand nicht, und in einem Gedichte: „Der Schwur", regte sich sein heißes afrikanisches Blut gegen den „Tyrannen", dem er Untergang geschworen und der nicht der „Spanier" diesmal war, sondern der „Weiße". Placido wollte diesen Schwur halten; eine Verschwörung, deren Haupt er war, sollte am 4. April 1844 losbrechen; das Geheimniß ward jedoch durch eine junge Negersklavin des Dichters aus Eifersucht verrathen und Placido einige Tage darauf erschossen. Er blieb bis zum Ende standhaft; eines seiner rührendsten Gedichte wurde von ihm in den letzten Augenblicken verfaßt, es ist ein letztes Lebewohl an seine Mutter. Placido hat eine große Anzahl Verse hinterlassen, Oden, Episteln, Sonette, Romanzen, „Decimas". Die bemerkenswerthesten sind: „Die Kaffeeblume", „Der Fischer von San-Juan", eine Hymne an den „Pan", einen Berg in der Nähe von Matanza, und Octaven auf die „Nützlichkeit der Arbeit", die beweisen daß er keineswegs Demokrat im gewöhnlichen Sinne dieses Worts war. Der Vorzug dieser Gedichte besteht nicht in der Correctheit, sondern in der Begeisterung und einer gewissen Originalität. „Es sind", wie er selbst sagt, „Geistesblumen ohne Cultur, ähnlich den Blumen der Gefilde meines Vaterlandes, reich an Duft, Glanz und Farben."

Um ein nationaler Dichter zu sein genügt es nicht die äußern Details einer Natur, die Tinten und Farben der Berge und Ebenen Cubas zu schildern; man unterliegt trotzdem fremden Einflüssen. Dies zeigt sich namentlich auch bei einem jungen talentvollen Dichter J. Jacinto Milanes, dessen „Obras" in vier Bänden vor kurzem erschienen sind. Der Einfluß des französischen Romanticismus ist in Gedichten wie „Der Bettler", „Der Bastard", „Die Tochter des Armen", „Das Gefängniß", „Die Ramera" (das Freudenmädchen), nicht zu verkennen, und wir finden die bekannten Declamationen und menschenfreundlichen Schilderungen der Franzosen darin wieder unter spanischer Form. Dagegen zeigen andere Gedichte von wirklicher Originalität, wie ein Sonett auf den „Winter in Cuba", das einen eigenthümlichen Eindruck zurückläßt. „Die Guajirita von Yumuri" ist eine der reizendsten Compositionen von

Milanes. Die junge Guajira erwartet vergeblich ihren Liebhaber, Don Eugenio, der nach Matanzas gegangen ist; statt seiner kommt ein schwarzer Caravali der ihr einen Brief bringt. Don Eugenio hat sich in der Stadt mit einer alten reichen Frau verheirathet und die Guajirita stirbt vor Liebesgram. In den meisten Gedichten herrscht, wie sich schon in diesem Skelett zeigt, eine gewisse dramatische Gabe, die der Lyrik fremd ist; Milanes hat sich daher auch schon auf dem Theater versucht und ein Drama von ihm, „Der Graf Alarcos", der seine Frau tödtete um dem Könige zu gehorchen, wie eine alte Legende der castilischen Poesie berichtet, hat Erfolg gehabt; der cubanische Dichter hat aber leider in dem irrigen Streben einen philosophischen und moralischen Sinn in sein Werk zu bringen den ursprünglichen Charakter der Sage entstellt.

Es ist überhaupt der Fehler der zahlreichen cubanischen Dramen daß sie dem spanischen Boden entnommen und auf einen Boden verpflanzt sind der ihnen nicht entspricht; es gibt einen „Peter von Castilien", „Gonsaloo von Cordova", „Bernardo del Carpio", eine „Blanca von Navarra", einen „Macias", die unter den Händen der jungen Verfasser alle ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben.

Dagegen läßt sich eine gewisse Originalität der „Volante" und ähnlichen geistreichen Schilderungen nicht absprechen. Die Volante ist ein zierlicher, ganz niedriger Wagen, den keine Havaneserin entbehren kann, da sie ihr halbes Leben darin zubringt um ihre Bekannten oder die Läden zu besuchen, auf dem „Paseo" den Abend zuzubringen oder die gewürzhafte Luft am Meeresstrande einzuathmen. Von diesem leichten und ganz localen Gesichtspunkt aus hat der Verfasser, Don Juan Cobo, einige lebendige Scenen hingeworfen, die an de los Herreros erinnern. Milanes hat sich ebenfalls mit einigen solchen Skizzen im „Cubanischen Zuschauer" versucht, allein ohne gerade große Beobachtungsgabe zu beweisen.

Bis hierher vermag das Theater die Sitten Cubas nicht zu veranschaulichen; dies thun erst die Werke von Civillo Villaverde und Cardenas y Rodriguez. Der Letztere hat unter dem Pseudonamen Jeremias de Docaransa eine Reihe Skizzen des cubanischen Lebens geschrieben: „Colleccion de articulos satiricos y de cortumbres", und hat dabei eine feine Beobachtungsgabe und einen piquanten Blick gezeigt, der satirisch über die Welt in der er lebt dahinstreift und von dieser die feinsten Nuancen aufnimmt. So schildert er in dem Educado fuera einen jungen Mann der sich im Auslande ausgebildet hat und nach einigen Jahren, sein Vaterland verachtend, für die fremden Sitten begeistert, zurückkehrt und auf diese Weise das Bild jener hispano-amerikanischen Welt darbietet wo Jeder nach der bittern Frucht der äußersten europäischen Civilisation strebt, die doch für die jungen Länder ganz und gar nicht paßt; die Moral ist dann daß allein eine starke nationale Erziehung den verderblichen Einfluß fremder Erziehungen zu paralysiren vermag. Ein ebenso interessanter und in Cuba allein zu findender Typus ist „der Verwalter eines Ingenio". Ingenio ist aber hier nicht etwa der Geist, die Vernunft, sondern eine Zuckerrohrplantage. Der Verwalter einer solchen ist gleichsam der zweite Herr, er herrscht unbeschränkt über sie, spricht von seiner Plantage, seinen Negern, seinem Zucker und zieht sich nach einigen Jahren reich genug zurück um entweder sein Geld in Grundstücken oder durch Ausleihen gegen hohe Zinsen zu verwerthen. Eine eigenthümliche Neigung, die man mit Provincialismus Spanien gegenüber bezeichnen könnte, ist die Titelsucht der Cubaner, und Cardenas hat in einer trefflichen Satire „Un titulo" den jungen Crescencio, dem Nichts zu seinem Glücke fehlt als ein Titel, geschildert wie er sich Tag für Tag abmüht, einen Grund aus welchem er einen verlangen könnte und eine angemessene Genealogie zu finden. Ein alter Onkel, echtspanischer Erfindung, tröstet ihn hierbei mit dem schlagenden Beweise daß er ja von Vaters und Mutters Seite mindestens von Adam und Eva abstamme, und schließt seine beredte Auseinandersetzung über das hohe Alter ihres Geschlechts damit daß das Baskische das Idiom gewesen sei in welchem Gott zu den ersten Menschen gesprochen habe. Deshalb stammten auch die Biscayer von Adam und Eva ab; Crescencio's Mutter und er selbst, der Onkel, wären aber Biscayer, also könne über seine berühmte Abstammung gar kein Zweifel sein.

Man darf übrigens bei diesen leichten Skizzirungen und Versuchen, diesen Gedichten, dramatischen Scenen, Sittenstudien u. s. w. nicht zu lange stehen bleiben, denn dieselben sind mehr geistige Anzeichen als Offenbarungen eines bestimmten und bewußten Geistes. Man hat zwar gesagt, Cuba könne auch niemals eine wirkliche Poesie haben, weil es ihm an Erinnerungen und Ueberlieferungen fehle. Allein die Asche des Colombo, die in Havana ruht, die ganze dramatische Geschichte der ersten Erforscher und Colonisten dieser Gegenden bietet jedenfalls die großartigsten Erinnerungen. Freilich sind die hispano-amerikanischen Gesellschaften erst noch im Werden begriffen, es fehlt noch die selbstbewußte Einheit der Aggregationen, sie gleichen der Kathedrale in Havana, die ein Gemisch von gothischer, maurischer und ursprünglich mexicanischer Bauart ist.

Was wird das Schicksal dieser Königin der Antillen sein? Es lassen sich nur Conjecturen aufwerfen. Entweder bleibt Cuba bei Spanien oder nicht, und im letztern Falle, was soll aus der vereinsamten Insel werden? Eine der unglücklichen südamerikanischen Republiken? Schwerlich; denn sie befindet sich sofort der schwarzen Bevölkerung und der anglo-amerikanischen Race gegenüber. Eine Annexion an diese Bevölkerung aber hieße in ihr aufgehen; denn die weichen Creolen könnten den starken, energischen nordamerikanischen Einwanderern unmöglich widerstehen; sie würden, wenn auch etwas langsamer als das dünnbevölkerte Texas, doch sicher ebenso wie dieses amerikanisirt. Fände dagegen eine solche Annexion nicht statt, was werden die wenigen Creolen allein ohne Spanien oder Amerika gegen die Schwarzen vermögen? Unzweifelhaft würde sich in der Insel alsdann das Beispiel der blutigen Negersuprematie Haitis wiederholen. Einer der ausgezeichnetsten Politiker, Saco, hat noch im vorigen Jahre in einer Broschüre „Situacion politica de Cuba y su remedio" auseinandergesetzt daß eine Annexion ebenso gefährlich sei als Unabhängigkeit. Er irrt aber wenn er als Garantie für Cuba zunächst eine gewisse Freiheit der Presse, gemeinheitliche Freiheiten, einen Rath mit berathender Stimme in Havana verlangt. Nicht politischer Hülfsmittel bedarf es jetzt, sondern des Schutzes. Cuba ist durch seine Lage bedrängt, die es allen Racen blosgibt. Dazu kommt die Abneigung der Creolen gegen alle Arbeit, das Liegenlassen von zwei Dritteln des fruchtbarsten Bodens, der Mangel aller Communicationswege im Innern und endlich die schlechte Gesetzgebung, die den Capitalisten dem Grundeigenthümer preisgibt. Dieser letztere Punkt ist auch namentlich von dem Fiscalprocurator Vasquez Queipo in einer Schrift: „Cuba, seine Quellen, seine Verwaltung" u. s. w., berührt worden. Die weiße Bevölkerung muß vorallem die so ungleich construirte cubanische Gesellschaft durch Civilisation befestigen und die Regierung in weisen Reformen unterstützen. Cuba kann nur unabhängig bleiben wenn es spanisch bleibt, es darf nichts Anderes sein wollen, wie Saco sich ausdrückt, als „ein blühender Zweig des spanischen Baums". 16.

Notizen.

Der Fürst Kaunitz.

Johann Georg Forster hielt sich auf seiner Reise nach Wilna, wo er eine Professur angenommen hatte, längere Zeit in Wien auf. Beim Fürsten Kaunitz, dem genialen und mächtigen Minister, ward er wiederholt zur Tafel gezogen. Bekanntlich führte diese Gunst, wie hoch man sie auch anschlug, einiges Bedenkliche mit sich. Der Fürst, so bizarr in seinem Geschmack als großartig in Staatsgeschäften, benahm sich in seinen Sonderbarkeiten so absolut daß selbst die Kaiserin Maria Theresia mit ihrem Eichensinn, wie sie das Wort unrichtig, aber treffend schrieb,

im Verkehr mit ihrem Minister sich in seine Wunderlichkeiten gefügt hatte. Nicht blos daß Kaunitz über Tische beim Mittagsmahle Abends 7 Uhr sich die Zähne putzte und nach dem Fallen und Steigen der Temperatur eine Anzahl seidener Mäntel an- und auszog, wechselte er auch leicht seine von Bewunderern verwöhnte Laune und konnte unhöflich werden, wie er denn einmal einer Dame, die einen ihm unangenehmen Wohlgeruch führte, das Wort zuherrschte: „Entfernen Sie sich, Madame, Sie stinken!" Forster blieben solche Auffälligkeiten nicht unbemerkt, allein er erkannte hinter denselben „einen vortrefflichen Charakter, ja Züge der Sanftmuth". (Vergl. das höchst interessante Leben Forster's von H. Koenig unter dem Titel: „Haus und Welt", I, 170.) 8.

Cook's Wohnhaus.

In Gateshead, einer der Vorstädte von Newcastle, wird gegenwärtig das Haus das der berühmte Weltumsegler Cook im Jahre 1742 bewohnte abgetragen; nur die Kammer, in welcher er sich gewöhnlich aufhielt wird sorgfältig erhalten. Sie wird in einem Gartenpavillon des neuen Hauses aufgestellt, der ganz besonders hierzu erbaut worden ist. Die Wände dieser dem Aeußern nach sehr unscheinbaren Kammer sind mit geometrischen und astronomischen Figuren bedeckt, die Cook gezeichnet hat als er noch Kind war. 11.

Bibliographie.

Bibliothek geheimer Wissenschaften. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Lichtstrahlen aus dem unenthüllten Jenseits. Beweise für die Fortdauer des Menschen und der Seele nach dem Tode. Bekenntnisse eines römischen Priesters. Herausgegeben von A. Esquiros. Leipzig, Stoll. 16. 10 Ngr.

Carus, C. G., Ueber Geistes-Epidemien der Menschheit. Meissen, Goedsche. Gr. 8. 15 Ngr.

Cochut, A., Die Arbeiter-Associationen. Geschichte und Theorie der Versuche einer Reorganisation der Gewerbe, welche seit dem Februar 1848 gemacht worden sind. Ins Deutsche übertragen von A. Wagner. Tübingen. Gr. 8. 12 Ngr.

Dallas, R. C., Ueber den Orden der Jesuiten. Aus dem Englischen frei übersetzt und mit vielen Noten und historischen Erläuterungen bereichert von F. v. Kerz. Neu herausgegeben, verbessert und mit vielen Anmerkungen vermehrt von einem katholischen Geistlichen der Diözese Regensburg. 2te Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Demiurgos. Ein Mysterium. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Du Ménil, A. J., Metrische Erholungen für seine Freunde, zum Andenken an sein sechzigjähriges Pharmaceutenjubiläum herausgegeben. Celle. 12. 20 Ngr.

Die Gesänge der Serben. Von S. Kapper. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hammer-Purgstall, Die Geisterlehre der Moslimen. Wien. Fol. 1 Thlr. 6 Ngr.

Heine, H., Buch der Lieder. 10te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 2 Thlr.

Heinzelein von Konstanz von F. Pfeiffer. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr.

Koenig, H., Auch eine Jugend. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Kretzschmar, E., Der Kampf des Plato um die religiösen und sittlichen Principien des Staatslebens. Eine Gratulationsschrift. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 15 Ngr.

Lasaulx, E. v., Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen. München, Franz. Gr. 4. 1 Thlr.

Lubojatzky, F., Licht- und Schattenbilder. Novellen. Zwei Bände. Dresden, Schäfer's Separat-Conto. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lütkemüller, L. P. W., Unser Zustand von dem Tode bis zur Auferstehung. Gespräch zwischen zwei preußischen evangelischen Geistlichen. Ein Fragepunkt zwischen der protestantischen und katholischen Kirche. Leipzig, C. H. Reclam sen. Gr. 8. 1 Thlr.

Phull, C. L. Frhr. v., Versuch einer systematischen Anleitung für das Studium der Kriegs-Operationen unter Hinweisung auf die gedrängte Uebersicht der Kriegsgeschichte Frankreichs seit der Regierung Philipps v. Valois bis zum Frieden von Fontainebleau im Jahre 1762. Nach der französischen Urschrift erstmals veröffentlicht durch F. Frhrn. v. Batz. Mit 1 Beilage, 1 Plane und 1 Figurentafel. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schleiermacher's, F., Briefwechsel mit J. Chr. Gaß. Mit einer biographischen Vorrede herausgegeben von W. Gaß. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schneegans, L., Straßburger Münster-Sagen, aus Urkunden, Chroniken und sonstigen Quellen gesammelt und dargestellt. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 6 Ngr.

Ticknor, G., Geschichte der schönen Literatur in Spanien. Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von N. H. Julius. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 9 Thlr.

Tieck, L., Kritische Schriften. Zum ersten Male vollständig gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. 3ter und 4ter Band. — A. u. d. T.: Dramaturgische Blätter. Zum ersten Male vollständig gesammelt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Der Vertrag zu Passau im Jahre 1552. Eine Denkschrift für die evangelischen Christen in Deutschland. Von W. A. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 3 Ngr.

Völker, J. W., Die Kunst der Malerei. Enthaltend das Landschaft-, Porträt-, Genre- und Historien-Fach nach rein künstlerischer, leichtfaßlicher Methode. Leipzig, R. Weigel. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Ballauf, L., Das Recht eines Jeden an seiner religiösen Ueberzeugung ungestört festhalten zu dürfen. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 4 Ngr.

Kalb, Ph. L., Predigt zur dritten Jubel-Feier der im Passauer Vertrage vom 2. August 1552 errungenen staatsrechtlichen Anerkennung der protestantischen Kirche in Deutschland, gehalten am 1. August 1852, dem 8. Sonntag nach Trinitatis. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 2 Ngr.

Der Kampf des alten und des neuen Rechts im Leben und Leiden Jesu. Eine Passionspredigt von einem Rheinischen Theologen. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 3 Ngr.

Schröder, F. W. J., Von der christlichen Bruderliebe. Predigt über Evangelium Johannis Cap. 13. V. 34. Gehalten am 26. Januar 1851. Elberfeld, Bädeker. 1851. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schultze, G. A., Der Sieg über die Welt. Gastpredigt über 1. Johannis, Cap. 5, V. 4 u. 5, gehalten zu Stolp am Sonntage Rogate 1851. Berlin, C. Schultze. 8. 2½ Ngr.

Wolff, D., Des Curatus Mor. Effner zu Leubus Geschichte der katholischen Pfarrei Grünberg in Niederschlesien, nach ihrem traurigen Verhältnisse zur Wahrheit und Wissenschaft beleuchtet und dargestellt. In zwanglosen Heften. Grünberg, Weiß. 8. 6 Ngr.

Zahn, Warum verwirft der evangelische Glaube als Wahn vieles von dem, dessen die katholische Kirche sich rühmt zu haben. Ein Zeugniß evangelischer Wahrheit, veranlaßt durch die Angriffe, welche dieselbe erfahren in der Antwort, welche Dr. Reinkens auf die Beleuchtung des neuesten Hirtenbriefes des Kardinals und Fürstbischofs von Breslau hat folgen lassen. Breslau, Schulz u. Comp. 8. 1½ Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXXVIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

BILDER-ATLAS

zum

Conversations-Lexikon.

Von der neuen Ausgabe in 96 Lieferungen dieses Werks erschien soeben die

dreiunddreißigste und vierunddreißigste Lieferung.

Preis einer Lieferung 7½ Ngr. = 6 Sgr. = 27 Kr. Rh.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im September 1852. **F. A. Brockhaus.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Gabelentz (H. C. von der),

Beiträge zur Sprachenkunde. Erstes bis drittes Heft. 8. Jedes Heft 24 Ngr.

Auch unter besondern Titeln:

I. **Grammatik der Dajak-Sprache.** 24 Ngr.
II. **Grammatik der Dakota-Sprache.** 24 Ngr.
III. **Grammatik der Kiriri-Sprache.** 24 Ngr.

Früher erschien ebendaselbst:

Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt **H. C. de Gabelentz** et **Dr. J. Loebe.** Zwei Bände. Mit drei Steindrucktafeln. 4. 1843—46. Geh. Druckpapier 16 Thlr., Velinpapier 19 Thlr.

Für Protestanten!

Johannes Hus,

der Märtyrer von Constanz.

Dichtung von Herm. Baum.

Diese Dichtung ist bereits in der „Europa", im „Protestanten", in den hamburger „Kritisch-literarischen Blättern" und in der darmstädter „Kirchenzeitung" sehr günstig beurtheilt und empfehlen, auch bereits in Oestreich auf Befehl des k. k. Militaircommandos **verboten** werden.

Magdeburg.

Albert Falckenberg & Comp.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

August. Nr. 501—504.

Inhalt: Gummilack, Schellack und Siegellack. — Das Wetterschießen. — Nur ein Schäfer. — Der Rheinfall bei Schaffhausen. — Betel. — Der Bialowiczer Urwald im russischen Gouvernement Grodno. — Aus Zwingli's Briefen an seine Brüder. — Antilopenjagd mit Leoparden. — Theure Unsterblichkeit. — Das Fest der Himmelfahrt Mariä zu Messina. — Zähes Leben der Wölfe. — *Die Feinde des Tabacks im Thierreiche. — Das Mosquitoland und die Mosquitoindianer. — Die erste Waffenthat. — Ein erster und letzter Ritt. — Diensteifer. — *Don Carlos von Spanien im Gefängnisse. — Der Alligatorsee bei Karatschi in der ostindischen Provinz Sind. — Der Maler Ringe. — Reisendes Seewasser. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im September 1852.

F. A. Brockhaus.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hebräische Grammatik

nach neuen, sehr vereinfachten Regeln und Grundsätzen mit polemischen Anmerkungen, wie auch mit Beispielen zur Uebung versehen. Verfaßt von **J. M. Rabbinowicz.** 8. (Grünberg.) 1851. Geh. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 39. —— 25. September 1852.

Inhalt.

Bogumil Goltz.

Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen von Bogumil Goltz. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 5 Thlr.

Man verlangte wenig Anderes als eine neue Cirkelquadratur, wenn man die Frage aufwürfe: Wo erlebt und lebt ein Deutscher nicht Deutsches? Gäbe es eine in aller Form höllische Localität, eine solche wie sie kürzlich in Neisse, dem „schlesischen Rom", von einem der Jesuitenmissionare unter obligatem Heulen und Zähneklappern der andächtigen Altweiberschaft mit soviel Folterkammerkennermiene und so einleuchtender topographischer Genauigkeit abgeschildert worden, daß der Gedanke nicht zu vermeiden war, es seien dem ehrwürdigen Herrn die Karten, Risse und Register des satanischen Generalstabs zur Verfügung gewesen, — eine Hölle nämlich in welcher „schwarze" Flammen brennen und Scharen kolossaler Rattenungethüme mit glühenden Zähnen an geknebelten Sündern nagen, — gäbe es eine solche, und hätte sie, wie zuversichtlich zu erwarten steht, auch Deutsche zu Bewohnern, so würde doch auch dort die Kunst Meister Uriel's und seiner gewiegtesten Helfershelfer an der Charakterzähigkeit unserer theuern Landsleute zuschanden. Die Hölle selbst müßte Zeugin und Bühne gründlichst gemüthvoller Familientableaux werden, die ewige Macht der Gefühle zerfräße die aus dreifach höllischem Gestank, aus Asphalt, Pech und Schwefel geknoteten Stricke der Gefangenen, der Sohn stürzte aus den schwarzen Flammen hinüber in die Rattensphäre, um die Bestien fortzutreiben denen der liebe Papa als ewige Restauration angewiesen worden, — der Liebende stürmte unaufhaltsam zu einer letzten Umarmung an die bereits angeknabberte Brust der holden Geliebten, — Gruppen stellten sich zusammen, so scheußlich-innige Gruppen daß zuletzt den Teufeln Nichts übrig bliebe als nolens volens Rührungsthränen zu vomiren und vom ersten besten Slowaken Rattenfallen einzuhandeln. Welch prächtigen Uebergang zur officiellen Barmherzigkeitslehre hätten die Clowns der Kirche gehabt, welch unerschöpflichen Rührstoff, wenn sie die dogmatischen Schwierigkeiten außer Acht ließen und derartige Fälle drastisch aufgeputzt in Scene setzten! Einem Publicum das sich ernsthaften Gesichts eine unpoetische, hyper-Dante'sche Hölle zu Herzen nimmt, kann man wol auch ohne Gefahr eine Dosis Heterodoxie einrühren. Die „Guten" glauben Alles aufs Wort, und den räudigen Schafen werden und wurden solche Pillen nie verabreicht. Auch die Patres verließen unsers Wissens ihren klugen Boden nur in Neisse, wo allerdings die Magen für jede Speise aus dieser Küche hinreichend präparirt sind und wo nur etwa East-India-pickles einen außergewöhnlichen Reiz hervorrufen. Dort müssen die Flammen schwarz sein und die Ratten glühende Zähne haben, für den gemeinen Apparat Beelzebub's ist man bereits abgestumpft, denn von ihm ist alle Tage die Rede. Man sieht und lernt dort alle Tage mehr von Dem was zwischen Erde und Himmel vagirt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Galt doch dort auch als Beweis der Unsterblichkeit der Seele der nach einer Kunstpause triumphirend hinuntergeschleuderte Satz: daß noch Niemand das Gegentheil bewiesen habe.

Fort damit! Am Ende polemisirt Niemand besser und formrichtiger gegen dies ganze Treiben als Hr. Renz in seinem Circus. Was sind alle Rundschreiben und Proteste der Consistorien gegen einen kunstreitenden Jesuiten, der sich in eine Menge verschiedenster Gestalten, selbst in unzweideutig weibliche verwandelt? Das nenne ich ad oculos demonstriren. Und wie köstlich schallt das Gelächter von tausend Menschen durch den Raum, die allesammt die Entkappung des schleichenden Schwarzrocks bejubeln. Nur so wird die Komik der Verzweiflung, die in jenen Reden ihr Wesen treibt, mit der rechten Münze heimgezahlt.

Aber genug des Scherzes; zurück von dem Welschthume und seinen Consequenzen zu unsern wackern Deutschen, zu den mit unverlöschlicher Tinte geschriebenen Zügen ihres Charakters. Und es ist wahr, so bekannt und bewährt sie auch sein mögen, die deutsche Universalität, der deutsche Hang Fremdem nachzugehen, die deutsche Schmiegsamkeit und unsere Achtung und Empfänglichkeit für fremde Sitten, immerhin ist die Intensität des specifisch-deutschen Wesens doch so bedeutend daß es in allen Verhältnissen und unter allen Himmelsstrichen der Sachlage seine eigenst-eigene Färbung antüncht. Wir lasen private Briefe Ausgewanderter aus Chile und fanden auch über dem Fremdartigsten dergestalt den heimatlichen Nebel von Lindenblütenduft und kritischer Schwefelsäure gelagert daß wir die Verwandten hätten unter jeder Sprache und jedem Namen wiedererkennen müssen. Sie waren in ihren Poncho gewickelt geblieben was sie im Paletot gewesen; sie hatten sich in der Pracht südlicher Natur ein Stück reindeutsches, hinreichend pfahlbürgerlich-zugestutztes Hausleben hergerichtet und etwa auch manches von Dem noch mit zarter Pietät zu conserviren gewußt, was sie angeblich von hier vertrieben hatte. Das Kreuz des Südens blickt herunter auf dieselbe hergebrachte Manier gemüthlichen Denkerdaseins, die unserm himmlischen Bärenpaare nachgerade Langeweile und Gähnen verursachen könnte, ohne daß man sie darum blasirt schelten dürfte. Wir lasen gleiche Berichte aus Texas und Jova, aus Californien und Australien, und überall, bei den snapping-turtles der Cedersümpfe wie bei den Mustangs der Prairien, unter Goldgräbern und Schafzüchtern regte sich im Großen derselbe Geist, herrschte dieselbe Auffassung des Neuen und Ungewohnten, dieselbe Liebe für traulich-enges Zusammenhocken, dieselbe Sehnsucht, dieselbe Sorgfalt und Sorge. Anhänglichkeit ist der Name des Deutschthums, und daher mag der Satz von der deutschen Treue stammen, gegen den die Geschichte Italiens auf jeder Seite Protest einlegt. Jammern doch selbst „Demokraten" über die handelspolitischen Wirrsale der Gegenwart, die nun doch höchstens ein paar Staaten unmöglich machen können; lassen sie doch Kassandrarufe ertönen, weil man für gut findet die deutsche Flotte gleich brüchigem Kaffee oder gewässerten Cigarren unter den Hammer des Auctionators zu bringen. Was kann ihnen daran liegen, zumal jetzt wo ihre Consequenz eine pessimistische sein muß! Reminiscenzen sind es, unwillkürliche Regungen der Gemüthlichkeit und Anhänglichkeit, des Widerwillens gegen die Störung spießbürgerlichen Beieinanderbleibens selbst bei der Partei die man am liebsten die gemüthlose nennen möchte. Keine andere Nation hat eine so mächtig-zähe, unverwüstliche innere Farbe als jene, die es nun einmal nach außen zu keiner Nationalfarbe bringen soll. Wenn der Verfasser des vorliegenden Werks das Wort für das von ihm gewählte Motto haben will, so darf er getrost gelten lassen daß des Deutschen Vaterland in jedes Einzelnen eigenem und Allen gleich eigenem Sinne liegt. Auf die andern Völker will die schwunghafte Apostrophe von Willibald Alexis darum nicht recht passen, weil sie nebenbei ein wirkliches, vollgültiges Vaterland haben. Dem Deutschen aber, auch wenn ihm Heimatschein und Paßkarte verweigert werden sollten, dem Deutschen ist die Heimat angeboren; sie ist ihm ein treues Vademecum, ein spiritus familiaris, der unveräußerlich wieder zu ihm zurückkehrt, wie oft und wie er ihn auch los werden wollte.

Bogumil Goltz ist offenbar ein Deutscher, so sehr man nur einer sein kann, auch wenn ihn die locale Heimat zufällig Bogumil und nicht Gottlieb heißen ließ. Was Wunder also daß er auch aus Westpreußen ein bis in die letzte Faser hinein deutsches Buch bringt, ein Buch das so recht halb Lindenblütenduft, halb schwefelsauere Kritik ist und schon auf dem Titel sein vollbürtiges Deutschthum bekundet. Ein „biographisches Idyll"! Man kann trotz der Fremdwörter unmöglich einen deutschern Titel erfinden.

Valdivia ist zwar ein wenig weiter als Danzig, aber es dürfte trotz der Nähe und trotz der reichen historischen Vergangenheit, die jene erst den heidnischen Preußen, dann dem Orden und endlich den Polen Schritt um Schritt abgekämpften Lande besitzen, eher schwerer als leichter sein in Westpreußen mit Behaglichkeit deutsch zu bleiben als am Rio Ruble oder am Biobio. Die Geschichte bietet zwar der einen deutschen Richtung Nahrung genug, aber das Land an sich ist nicht behaglich und widerstrebt dem Zusammenhocken geradezu. Es ist nicht arm, an vielen Stellen sogar sehr reichgesegnet, aber es hat dennoch allenthalben einen gewissen unlieben Anstrich der Aermlichkeit. Der Mangel an Straßen und an einer lebhaften Handelsströmung, Uebelstände denen auch heute noch lange nicht genügend abgeholfen wird, ließ den Werth großer Flächen und ihre Ertragsfähigkeit auf ein Minimum zusammenschrumpfen und hinderte zugleich eine glückliche Zerstückelung des Bodens und das Entstehen neuer Wohnorte. Die Dörfer liegen zum Theil sehr weit auseinander, zwischen ihnen dehnen sich noch große Waldstrecken und viel Brachland. Die Producte an Feldfrüchten sind vortrefflich, aber das schwierige Schleppen des Getreides zum Marktplatze, die Entfernungen vom Lande zur Stadt und die Unmöglichkeit mit derselben Waare den Weg zwei mal zu karren, mit einem Worte, die localen Bedingungen machen ein wohlhäbiges, sich stattlich präsentirendes Leben dort nur einer noch weit geringern Zahl möglich als anderwärts. Die äußere Erscheinung ist dem innern Gehalte völlig analog. Die Lachen, die häufig genug in verschiedener Ausdehnung als Seen und Teiche stehen geblieben sind, spiegeln viel unfreundliche Baracken gedrückten und verfallenen Aussehens, und mehr als ein morscher, mit moosigen Schindeln und zerfressenen Blechen bedachter Kirchthurm verspricht den Einsturz eher als der St.-Stephan in Wien, dessen letztes Stündlein bereits durch die Zeitungen verkündet war. Die Wälder, selbst die stattlichen Eichenforsten, haben wol saftigen Wuchs, aber keinen Schwung und gerade wo sie am üppigsten sind

ein durch Ueberschwemmungen wildester Art zerschlöttertes Aeußeres. Der Sommer ist kurz gemessen. Es liegt Etwas, das wir nicht anders als Unsicherheit zu nennen wissen, über den schönen Jahreszeiten, sie huschen auf den Zehen vorüber. Eine recht bildhafte Einheit der Landschaft zeigt sich erst im Winter, wo denn auch die zugefrorenen Seen durch Fischfang bei Spanbeleuchtung belebt zur Geltung kommen. Referent ließ sich sagen daß die von Bränden umflackerten Wunenlöcher des Nachts mit den vorübergleitenden bepelzten Menschengestalten und den weithinzuckenden Lichtscheinen zumal dann eine wahrhaft magische Staffage geben, wenn man über eine schmale Strecke des Sees hinweg jenseit der schwelenden Feuer ein matt von Mondschein überlaufenes, halb in Schnee begrabenes Städtchen sieht. Und das läßt sich wol glauben; das Bild dürfte aber anderwärts wenig anders aussehen, hat also nichts besonders Charakteristisches. Zu jeder andern Zeit vollends sind die nordischen deutschen Länder, auch die flachsten besser bedacht. Ihr Baumschlag ist reichhängender und in Einem massiver und eleganter, die Ueppigkeit ihrer Marschen kennt alle Welt, und wer jemals in Mecklenburg oder Holstein war, der erinnert sich gewiß mit Vergnügen der Sauberkeit, die dort in der Regel auch die ärmsten Wohnungen ziert, sowie der weißgetünchten, nach den Seiten von breitgeschnittenen, flachen Lindenschirmen geschützten Häuser und der spitzgiebeligen Rohrschauben- und Ziegeldächer, die ohne Anspruch auf Regelmäßigkeit gerade nur nach dem Bedürfniß der Bequemlichkeit, Behaglichkeit und Nützlichkeit zusammengeschoben scheinen. In Westpreußen dagegen ist die Unterlage in jeder beliebigen Beziehung eine wesentlich polnische, und es gibt für Deutsches kaum einen schlimmern Rost als slawische Elemente. Wir sprächen für Den wenigstens nichts Absurdes aus, der da weiß welche forstvernichtende Servituten in Rußland und Polen noch heute bestehen und welchen Widerwillen namentlich der Russe gegen alles neue Pflanzen und Cultiviren von Bäumen hat; wir sagten durchaus nichts Unmögliches, wenn wir behaupteten: der Slawe besitze die Fähigkeit selbst Gegenden zu verhäßlichen.

Von der Geschichte des Landes ist plangemäß in dem Goltz'schen Werke nicht die Rede, und mit Landschaftsbildern begabt es uns nur selten und flüchtig. Letzteres ist zu bedauern, da dies Buch uns nun doch einen Erdstrich näherrückt, der in der Literatur unsers Wissens bisher nicht durch Schilderungen vertreten ist. Es wäre darin, da die Abwechselung nicht eben übertrieben sein dürfte, leicht eine gewisse Vollständigkeit zu erreichen gewesen, die den Werth der allerdings ohnehin reichhaltigen Arbeit noch um ein Beträchtliches erhöht hätte. Freilich wäre dadurch eine sichtbare „Zweckbeflissenheit" eingeschmuggelt worden, aber hält denn der Verfasser das im Vorworte aufgestellte Programm wirklich fest? Er sagt nämlich, nachdem er mit etwas barocken Wendungen und nicht allenthalben klar verständlichen Gedankenevolutionen der erzählenden Literatur der Neuzeit eine Reihe unleugbarer und andererseits irrthümlicher Mängel vorgehalten:

> Ich aber möchte ein Buch schreiben, worin ich mal (!) Kunstkritik, Politik, Gegenwart, Sittlichkeits- und Zweckbeflissenheiten loswürde; Tendenzen so und so! ein Buch das mich und meine Leser vergessen ließe, was diese verzwickte Plagewelt Alles von dem armen Menschen fodert und will und was er ihr Alles schuldig sein soll.

Hieran reihen sich neue Philippiken gegen die Kargheit in der Poesie, die vielfach zu Recht stehen, und neue Dithyramben, die den Inhalt eines angeblich rechten Buchs ohne „verwickelte Fabel, Mustercharaktere, Tugendhelden und Märtyrer" näher bezeichnen sollen. Es handelt sich der Vorrede nach dem Verfasser alles Ernstes darum, „wenigstens in der Poesie, im Romane den menschlichen Martyrien zu entfliehen". Er möge uns verzeihen, wenn wir ihm sagen müssen daß er damit rundweg jede poetische Production unmöglich macht, alle Hebel der Bewegung außer Thätigkeit setzt und wenn überhaupt irgend Etwas, höchstens engherzigstes Spießbürgerthum und kleinlichste Einseitigkeit darzustellen wüßte. Und auch dies hätte noch seine unveräußerlichen Martyrien, seine Sittlichkeits- und Zweckbeflissenheiten. Und was die Liebe anlangt, von der auch Niemand mehr Rechtes verstehen soll, so ist sie erstens auch in diesem Jugendleben als „Martyrium" aufgefaßt, ja sie wird mitunter ein solches für den Leser, und zweitens ist sie heute nicht ein Haar anders als sie immer war. Das sind Klagelieder von der guten alten Zeit, von der wir längst wissen daß sie keinen bessern Grund haben — als daß die Klagenden damals jung, d. h. im vollen Lebensrechte waren. Sie bejammern den Verlust ihrer eigenen Jugend und meinen: nicht sie, sondern die Zeit sei heruntergegangen. Die Liebe gilt und schafft seit Jahrtausenden gleich, aber sie versteht sich nun doch nicht leicht dazu, Dinge die nur für Zwei warm und innig sind breitschweifigst, ohne dem Leser auch nur das geringste Zucken einer Fiber zu erlassen, im ärgsten Interjectionsstile für ein Buch auszubeuten und drucken zu lassen. Wir wissen solche allzu ausgedehnte epische Gewissenhaftigkeit, wenn sie nicht durch ganz besonders kräftigen Humor Reiz erhält, der Ansicht des geehrten Verfassers entgegen durchaus nicht zu rühmen und gestehen offen daß uns die betreffenden Stellen auch in seinem Werke nicht des Sinnes, wol aber der gleichmäßig gezogenen, da und dort geradezu langweiligen Darstellung wegen leidig gewesen sind. Es mag Naturen geben denen dies Saugen und Pressen an einem herzinnerlichsten Gefühle natürlich ist, aber in der geschriebenen Liebe macht sich dies Genre unnatürlicher als jedes andere. Nichts sieht blässer und nüchterner aus als gedruckte Gefühlsüberschwänglichkeiten; sie regen nicht gemüthlich, sondern komisch an, Schüchternheit sieht wie Unbeholfenheit, Zartheit wie Ziererei aus. Die Natur, und auf diese will uns der Verfasser ja stellen, hat viel zu viel realistischen Tic als daß sie jemals mit Schwiemeleien und gedehnten, blaustilisirten Seufzern auf Du und Du kommen könnte; sie geht dort wo sie nicht von Angelerntem ge-

hindert ist rüstig auf den Zweck los und fackelt- und faselt nicht lange.

Goltz hat Unrecht gethan diese Vorrede zu schreiben; sie widerspricht dem Buche vielfachst, ja wir möchten sagen daß sie nicht eine einzige Zeile enthält die nicht durch Stellen des Werks Lügen gestraft wird. Das Buch ist weit besser als solch ein häufig mit mehr kecken als richtigen kritischen Sprüngen gewürztes Vorwort erwarten lassen kann, und wir rathen jedem Leser die ersten 24 Seiten für ein bloßes Versehen des Druckers zu halten und ungetrübt an das Jugendleben selbst zu gehen. Weder die Kunstkritik noch die Zweckbeflissenheiten und Sittlichkeitsbestrebungen, noch irgend eine der verpönten Richtungen sind umgangen, im Gegentheil hat das Buch genau ebenso viel Reflexionsschaltblätter und Episoden als Abschnitte. Wir tadeln diese Oekonomie nicht, denn sie entspricht mehr als jede andere dem Zwecke den wir dem Werke unterschieben, aber sie widerspricht darum nicht weniger dem Programm. Also fort mit dem Programme und seinen Auswüchsen! Es täuscht nur über Eins nicht, nämlich über die Sphäre welche das Betonen der Abgeschlossenheit und die Sprachweise dem Inhalte zuweist. Wir hätten auch diese Täuschung gern noch in den Kauf genommen, da wir einmal im Zuge waren unsere Erwartungen — glücklich hintergangen zu sehen. Besser aber kam es jedenfalls auch da als wir hoffen durften. Die drei starken Bände hatten uns den von vornherein enggeschlossenen idyllischen Horizont mit drohenden Himmelszeichen behängt, und da wir bald einen geistlichen Herrn aufgespürt, standen alle Schrecken der Luisen- und Jucunden-Wirthschaft lebhaft und dreibändig-gigantisch vor unsern Augen. Das unbezahlbare Ignoriren des eigenen Programms erweiterte aber den Gesichtskreis und die etwas derbe Plastik machte den gebrechlichen Wachspuppengespenstern den Garaus: wir können das Goltz'sche Werk rund und nett als eine Arbeit empfehlen, die in mannichfachster Beziehung zu den schätzenswerthesten Schöpfungen der Neuzeit gehört. Namentlich ist Alles trefflich was kennbar aus eigener Anschauung emporwuchs, und dies ist in der Mehrheit so daß wir darüber mit Fug kein allzu großes Gewicht auf die da und dort zudringliche Langathmigkeit und die mitunter freilich über alles Maß saloppe Schreibweise legen dürfen. Ob dem Verfasser sein eigener Lebenslauf überall vorgeschwebt, ist für uns nicht von Bedeutung; jedenfalls knüpft er möglichst oft an Erlebtes an, und ist diese Lebenswahrheit allenthalben von dem Erdichteten zu unterscheiden. Die Motive werden krank oder fehlen ganz, die Plastik verliert ihre realistische Sicherheit und die verschmähten Probleme der Gegenwart spielen in diesen nacktpoetischen Episoden ihre Rolle frischweg, aber fast immer ohne festen Boden. Selbst zum Wohlthätigkeitsfräulein unter forcirten Umständen muß die Heldin werden, und die Gleichberechtigung der Menschen wird, wo es nicht anders thunlich, durch verschwenderisch-fußfällige Bitten der einen Pflegetochter für die andere gepredigt. Das kommt davon, wenn man lassen will was man thun muß. Ist die Situation dann nicht aus sich selbst herausgewachsen, so geht es damit wie mit Rührspielen von Charlotte Birch-Pfeiffer: das Zwerchfell explodirt, wo es auf unsere Thränendrüsen gemünzt war.

Der Verfasser hat all diesen Tadel durch den herausfodernden Ton der Vorrede, wie uns bedünken will, überflüssig und muthwillig — ertrotzt; wir mußten ihn uns vom Herzen reden ehe wir das positiv Gebotene nach Verdienst schätzen und genießen können. Genuß aber fanden wir in der That bei der Lesung des Buchs. Es ist unmöglich den vielgestaltigen Inhalt eines so ausgedehnten Werks in wenige Zeilen zu bringen, wir können daher nicht mehr thun als den Gang der Dinge andeuten und jene Einzelheiten herausheben, die einerseits unsern Tadel motiviren, andererseits aber zeigen daß wir nicht zu viel thaten wenn wir dieser Production einen Sperrsitz in der Literatur zuwiesen. Das „Machen" gefällt uns nicht überall, der Kern aber ist allwegs wacker und gut. Daß unsere Ansichten über Dies und Das denen des Verfassers vielfach schroff entgegenstehen, machen wir einfach darum nicht geltend, weil wir die Fehde nicht ohne breiten Principienstreit ausfechten könnten. Die schwebenden Fragen der Gegenwart lassen sich nicht auf dem Terrain eines kritischen Journals, ja schwerlich mittels des Preßbengels zum Austrag bringen. Wir anerkennen daher lieber ein mal für alle mal daß die Raisonnements des Verfassers allesammt eine strengsittliche Richtung verfolgen, wollen diese aber dadurch bestimmter charakterisirt wissen daß wir sagen, ihre Basis sei die traditionnelle Sittlichkeitsidee, die wir hier weder analysiren noch bekämpfen mögen.

Das Werk hat in Anlage und Verlauf viel von dem Wesen der englischen Sittenromane. Da aber mit den engern Schicksalen einer Familie zugleich die Gliederung und das eigenthümliche Gestaltetsein des Lebens in einem wenig bekannten Landstriche zu erzählen war, Dinge die ihrerseits wieder zu weitergreifenden Erläuterungen führen mußten, falls sie nutzbringend werden sollten; da endlich das Stilleben wenigstens durch Mannichfaltigkeit in der Unterhaltung zu beleben war, ergab sich ein vielfaches Zerreißen des Fadens der Fabel als Nothwendigkeit von selbst. Gilt das Programm, so ist dies ein großer Mangel in der Anlage des Plans, aber wir haben angenommen daß die Vorrede ein bloßes Versehen sei, und verlangen daher keine künstlerische, ungetrübte Einheit und Reinheit, sondern nehmen das Buch als berechtigt hin wie es vorliegt.

Es zerfällt in fünf Abtheilungen, die indeß nicht wie die Acte eines Drama gegliedert sind und sehr verschiedene Ausdehnung haben. Das erste Buch führt uns mit dem künftigen Helden als Kind im Hause seiner Aeltern zusammen. Mit wenigen, aber treffend-dreisten Strichen wird uns die Heimat zu verschiedenen Jahreszeiten gezeichnet, und als Beschluß eines Sommertags lernen wir eine für die Gegend charakteristische Scene kennen. Wie man an andern Orten einen mit

Blumen und Bändern geschmückten kronenförmigen Aehrenkranz zu Ende der Ernte heimbringt, wird in Westpreußen eine große geputzte Strohpuppe, baba (altes Weib) geheißen, unter Absingung von Spottliedern auf dem letzten Wagen, dessen Räder künstlich schnarrend gemacht werden, in den Gutshof gefahren. Eine Reminiscenz aus den Tagen der Heumahd dient dazu den Vater des Helden drastisch auf die Bühne zu bringen, und wir sehen uns bald in der Lage sämmtliche Glieder der Familie sammt dem Wirthschafter als wohlausgeführte Bildchen unser Eigenthum nennen zu können. Der Verfasser besitzt die seltene Fähigkeit dem Leser seine Gestalten in kürzester Frist geläufig und bekannt zu machen. Ein gewisser warmer Herzton und andererseits humoristisches Auffassen von Details, Beides an Lorenz Sterne erinnernd, geben dem an sich anspruchslosen Bilde Weihe und Reiz; nicht Jedermann dürfte sich und zwar aus specifisch-westpreußischen Gründen sowol in der Wirthschaft als im Hause zu Hause fühlen, aber man begreift doch, nachdem man Goltz gelesen daß dies Land der Pelzmützen und Schechtstiefel unter gewissen Bedingungen anheimeln darf, und man spürt vorallem daß der Vater im „reingebürsteten Barankenpelze" und die „stillgeschäftige, biegsame" Mutter echte Aeltern sind. Die typischen Züge sind mit feinem Takte aufgefaßt und mit Geschick wiedergegeben; die Arbeit wird nur dort matt, wo der Humor zu absichtlich in die Breite gezogen ist. Dann müssen triviale Wendungen und plattübliche fremdsprachliche Ausdrücke zu Hülfe kommen, man kommt und geht dann stets „retour" — der Verfasser leider auch. Im ersten Abschnitte verfällt er indeß dieser Untugend bedeutend weniger als später. Die Pensionatsscenen zumal lassen kaum etwas Anderes als ein wenig mehr Retouche vermissen. Der Held ist nämlich zu einem Pfarrer auf Hochschule gegeben, und dieser ehrwürdige, kindgute und kindlich-weltunerfahrene Apostel des Wortes Gottes ist eine köstlich-humoristische Figur im Geiste Smollet's, Fielding's und Sterne's. Es steckt eine Tragödie in dieser Komödie, und wäre nicht da und dort zu hastig Farbe an Farbe gesetzt, so hätte gerade diese Partie des Buchs vollendet-künstlerischen Werth. Es ist Schade daß diese Figur nur so kurze Zeit auf den Bretern bleibt. Wir mißten ihr zu Liebe gern die Lucubrationen über Polen und Polinnen, so sehr die Auffassung auch zu rühmen ist; wir gäben endlich für einen neuen Act des armen Geistlichen mit Vergnügen die „Discussion über Cultur und Natur, Civilisation und Staat", die wenig Neues bringt und gar soviel Troglodytisches hat.

Einigermaßen, obwol in anderer Weise, ersetzt in den folgenden Abschnitten der „Onkel" jene ergötzliche Gestalt, die außerdem später in Herrn Biber, einem veritabeln Original, ein Analogon erhält. Nur sind diese nicht mehr in der markigen, kurzbündigen englischen Weise gezeichnet, sondern haben wie die ganze weitere Ausführung des Stoffs mehr Jeanpaulisirendes. Das deutsche Element bringt sich Zug um Zug mehr zur Geltung und angesichts des selbst bei prickelnder Unruhe behaglichen Onkels wird zuletzt jedem Leser unwillkürlich auch behaglich zu Muthe. Dieser alte Herr ist nicht allein ein ehrenfester, prächtiger Onkel, sondern nebst der bäurischen Marie zuverlässig die bestdurchgeführte Person unsers Werks. Er hat Fleisch und Bein und natürlich auch Gicht und Schlafrock, was zusammen zwar keine übertrieben originelle, aber desto wahrere Erscheinung gibt. Wer sich erst mit dem idyllisch-kleinen Kreise abgefunden und zufrieden erklärt hat, auf den muß diese durchaus im rechten Maße gehaltene Figur den wohlthuenden Eindruck eines fertigen Ganzen machen. Ebenso ist die „Tante" brav behandelt, die freilich mindere Bedeutung beansprucht.

Bei ihnen finden wir den inzwischen verwaisten Helden als langaufgeschossenen studirten Gutsbesitzer wieder, und hier verliebt er sich gleich beim Entrée in die Pflegetochter der beiden Alten. Die Alten sind wie gesagt gelungen, die Jungen aber scheinen uns auffallend „jung" geschildert. Wir meinen daß die Heldin gerade durch „Tendenzen" verunglückt sei, und hätten gewünscht daß diesmal das Programm aufrechterhalten worden wäre. Es ist Gewöhnliches, das Maß eines eben hinreichend ausgestatteten Geistes nirgend Ueberragendes was die junge Dame spricht und in dem Tagebuchabschnitte schreibt. Ihre Auffassung frappirt nicht, ihr Unterrichtetsein kann keinem halbwegs Unterrichteten imponiren, ihr Herz ist gut, aber auch in dieser Sphäre zeigt sich kein für ein schlichterzogenes Landmädchen übergroßer Aufwand von Edelmuth.... Kurz das Mädchen ist nicht nur, sondern bliebe auch für die Kritik die rechte Tugendheldin der gegebenen Bühne, wenn es dem Verfasser nicht beliebte sie uns nebenbei als eine Tugendheldin im größern Stile einreden zu wollen. Es wird uns versichert daß ihr Blick in die Welt überaus bedeutend, ihre Klugheit imposant, ihr Geist großartig sei, und wir sehen immer nur das Landmädchen vor uns, das im äußersten Falle schon darum rein und gut ist, weil es sich's gar nicht anzufangen wüßte schlecht zu sein; wir hören die kleine Person recht verständig über Dinge reden die sie verstehen kann, über andere macht sie sehr mäßige Bemerkungen, und von dritten sagt sie daß sie ihr unverstanden geblieben seien. Das ist recht klug, aber kein Grund zur Bewunderung. Aber der Verfasser ergeht sich in den abenteuerlichsten Exclamationen und spielt uns eine ganze sehr jugendliche Liebesfuria vor, sodaß wir zu unserm Leidwesen mit Gewalt darauf aufmerksamgemacht werden daß dies schlichte, gesunde und frische Mädchen, das uns bis dahin nicht minder als ihm selbst gefallen hat, seiner Intention nach ein ganz anderes Wesen sein sollte, eine überlegene Geistigkeit, eine Vornehmheit von innen heraus. Wozu um alle Welt dies Schrauben, das so gar nicht in die Idylle und in die specielle Umgebung paßt? Warum soll denn um jeden Preis unter diese einfachen braven Leute, die sich ihr Dasein so nett zurechtgerückt haben, ein Stück Geistreicherei sprühen, zumal ein weibliches? Einige funfzig oder mehr Hyper-

deln des Verliebten heraus und diese Agnes ist was sie sein muß. Der Leser muß ihrethalb stutzig werden und sich nothgedrungen über den Miniaturmaßstab des Verfassers wundern. Die Gestalt die er gab paßt gar trefflich in die Sphäre die er zu Grunde legte, eine andere wäre Sauerteig geworden; sein Gefühl war richtiger als seine Absicht, sein Wille. Daher ist auch ein großer Theil Dessen verfehlt was rein auf der Absicht beruht, wie z. B. das Verhältniß in der Fremde, der Verkehr mit der größern Welt. Eine wirkliche Dame zu zeichnen war durchaus nicht die Aufgabe und Sache des Verfassers, und so steht denn auch die romantische Polterabendgeschichte nebst Zubehör allem Andern fühlbar nach. Agnes ist ganz prächtig, aber was über sie gesagt wird kränkelt an der Tendenz. Trotz ihrer Liebenswürdigkeit findet sich indeß für das Verlieben über Hals und Kopf doch wol schwerlich eine andere Erklärung als daß diese Hastigkeit eine in der Familie des Helden erbliche Krankheit sei; wenigstens ergeht es seinem Bruder um kein Haar anders, und hier wie dort fliegen uns im Handumdrehen ganze Girandolen von überschwänglichen Exclamationen um den Kopf. Die Schilderung dieser „Liebe von einst" ist offenbar die schwächste Seite des Werks, denn sie lähmt den Eindruck den die Heldin unzweifelhaft machen muß, wenn sie selbstwirkend, ohne alle weitere Interpretation dem Leser gegenüberstände. Und das mag dem Verfasser immerhin leidthun, denn er hat seiner hübschen Schöpfung dadurch keinen geringen Schaden zugefügt. Ein Glück nur daß die Naturfarbe der schönen Heldin warm genug ist, durch das Unheil durchzuschlagen das die Verliebtheit „von einst" angerichtet hat.

Außer dieser Pflegetochter, die der kaum eingetretene Vetter sofort für sich in Beschlag nimmt, steht zum Hause noch in engen Beziehungen ein junges Bauermädchen, von dem wir unsern Wünschen nach nicht genug bekommen haben. Diese Marie ist eine schöne, typische Figur, die sich selbst aus den vielen Weinerlichkeiten, in die sie vielleicht zur Ungebühr verwickelt wird, schmuck herauswindet, oder da dies Wort wenig zu einer solchen Gestalt paßt, aus denen sie sich naturgroß und ganz heraushebt. Sie ist meisterhaft angelegt und so recht aus vollem Holze geschnitten. Diese Person hat gelebt, und der Verfasser hat sie gekannt wie wir deren kennen. Solche Gestalten erzeugt das Volk in der That, und all diese Unbegreiflichkeiten, diese seltsamen, unwahr scheinenden Charakteräußerungen sind der Natur abgelauscht. Auch die zweite Heirath ist dankbarst zu acceptiren, obgleich sie der sentimentalen Welt nicht recht behagen wird; gerade dieser Zug schließt das kleine, eigentlich fast nur episodische Meisterstück von Beobachtung erst gültig ab. Die Dorfnatur geht auf andern Walzen als die städtische; wer da nicht mit eigenen Augen gesehen hat der soll keine Bauern schildern. Diese Marie kann in ihrer Art vollständig als Muster hingestellt werden, und man wird sie je nach dem Standpunkte für edel, sinnig, roh oder albern halten dürfen, immer aber wird man herausfühlen daß sie nicht „gemacht" ist.

Der Bruder des Helden erwirbt dies Kleinod, verliert aber im Befreiungskriege, aus dem die Schilderung der Truppendurchmärsche von besonderm Interesse ist, das Leben, und Marie kommt aus den Händen eines Militairs in die eines Pastors. Der Held kehrt glücklich heim und nimmt seine Agnes zum Weibe.

Wir müßten noch viel Raum in Anspruch nehmen, um ein vollständiges Inhaltsverzeichniß zu geben, denn in dies anscheinend einfache Netz, dessen Maschen jedoch mitunter geschickt verwirrt sind, sind soviel kleine nette Muster eingestickt daß man auch das vorgedruckte Register noch karg nennen kann. Namentlich machen wir auf die Beziehungen zwischen den Herren und den ländlichen Insassen, sowie überhaupt auf die localen Schilderungen aufmerksam. Der Verfasser ist nirgend besser zu Hause, nirgend klarer im Ausdrucke als wo er bestimmte Scenen herausreißt aus dem Wirrwarr des Totallebens und sie mit ein paar derben Pinselstrichen als selbständige Vignetten zusammenrafft. Und an solchen „Anekdoten", die fast immer allgemeinen Werth haben und sich auch der Kunst gegenüber Geltung zu verschaffen wissen, ist das Buch mehr als reich. Wir haben es, erheitert und um manche Anschauung reicher, vertrauter mit Land und Leuten, die uns nur in weiten Umrissen bekannt waren, aus der Hand gelegt, und empfehlen es allen Denen die dem Humor und jenem Wesen zugänglich sind, das sich auch mit Einfachheit reich zu drapiren weiß und Naturwüchsigkeit heißt. Diese Elemente sind es, welche in Goltz' „Jugendleben" überwiegend vorherrschen.

Max Waldau.

Hahnemann und sein Monument.

Selbst die einsichtsvollsten und erfahrungsreichsten Aerzte müssen es sich nach längerer Ausübung ihrer Kunst und nach reifer Ueberlegung alles Dessen was ihnen die Wissenschaft, wie sie sich im Laufe vieler Jahrhunderte gestaltet, darbietet, eingestehen daß darin noch Manches lückenhaft sei, und daß, wenn sich auch täglich die Grenzen des Wissens erweitern, Nachdenken und fortgesetzte Beobachtung immer neues Material herbeischaffen und tiefere Blicke in das Walten der unergründlichen Natur thun lassen, doch noch Vieles fehle, um dieser Wissenschaft den Stempel der Gewißheit und Unfehlbarkeit aufzudrücken. Insbesondere fehlt es an einem leitenden Princip, auf welches die Erscheinungen des gesunden und kranken Lebens zurückgeführt werden und aus welchem der Heilkünstler in jedem einzelnen Falle das Regulativ für sein Handeln entnehmen könnte, sodaß er sich oft unentschlossen in einen Kreis von Möglichkeiten gebannt sieht, unter denen zu wählen ihm oft ebenso schwer wird als der Irrthum leicht ist. Gelingt es aber auch einem oder dem andern, mit einer besondern Sehergabe von der Natur Begabten vor Andern das Rechte zu treffen, so weiß er doch am Ende der Betrachtung

weder sich Rechenschaft davon zu geben noch Andere zu lehren, was ihm sein von Natur angeborener und durch vielfältige Beobachtungen geschärfter Blick eingab; er stirbt und mit ihm sein Talent, sein Wissen und seine Erfahrung. So dürfte man dann wohl die Behauptung aufstellen können daß die Kunst in einzelnen begabten Individuen stetig fortlebe, aber nicht auf feste Grundsätze zurückgeführt und so zum Gemeingut Aller gemacht werden könne.

Es sind vielfältige Versuche gemacht worden, dergleichen Grundsätze sowol zur Erklärung der Erscheinungen des gesunden als des kranken Lebens aufzustellen, mannichfache Systeme, unter denen ich nur an das der Humoral- und Nervenpathologie, an die physikalischen und chemischen Theorien, an die Theorien Brown's und der Naturphilosophie u. s. w. erinnere, haben sich Geltung zu verschaffen gesucht und zu ihrer Zeit große Erwartungen erregt, aber Alles vergebens; alle Systeme und Theorien sind nach längerer oder kürzerer Zeit wieder zu Grabe gegangen, und wenn auch das Ganze der Wissenschaft durch sie nicht ohne vielfältigen Gewinn geblieben ist und sich einzelne leitende Grundwahrheiten herausgestellt haben, denen auch jetzt noch nicht die Gültigkeit abgesprochen werden kann, so mangelt es doch immer noch an einem vermittelnden Princip, das die einzelnen getrennten Glieder zu einem Ganzen verbände. Mit einem Worte: es sind zwar viele einzelne Bausteine zu einem Systeme der Heilkunde vorhanden, aber das System selbst gehört noch zu den frommen Wünschen.

An dem Entstehen und Wiederverschwinden jener verschiedenen medicinischen Systeme und Theorien hat das größere Publicum gewöhnlich nur geringen Antheil genommen; es suchte sich seine Aerzte unter Denen deren Praxis die günstigsten Resultate darbot, unbekümmert ob es nach humoralpathologischen, neuropathologischen u. s. w. oder nach welchen andern Ansichten behandelt wurde. Erst in neuester Zeit machte es eine Ausnahme bei der Erscheinung des Mannes, dem wir hier einige Zeilen zu widmen gedenken, es nahm offene Partei für ihn und seine neue Lehre, eine Lehre die sich unumwunden als die einzig wahre Heilmethode ankündigte und über Alles was früher als eine solche galt und gegolten hatte den Bann aussprach. Die ganze Lehre reducirte sich anfänglich auf den einfachen Grundsatz: „Wende auf die Erscheinungen des kranken Körpers diejenigen Mittel an, die in dem gesunden die gleichen Erscheinungen hervorrufen.“ Hahnemann, der Begründer dieser neuen Lehre, will auf diesen Grundsatz durch einen Versuch an sich selbst gekommen sein. Er nahm nämlich Chinarinde innerlich und wollte darauf die Erscheinungen des Wechselfiebers wahrgenommen haben, ein Versuch der übrigens, im Vorbeigehen gesagt, nach Hofrath Jörg's in Leipzig Beobachtungen an vier Studirenden sich notorisch als gänzlich unbegründet erwies. Auf diesem Versuch fortbauend und eine Menge von Mitteln zur Ermittelung ihrer Wirkungen auf Gesunde prüfend, schleuderte er sein Paradoxon in die Welt, blieb aber dabei nicht stehen, sondern knüpfte daran noch andere ebenso paradoxe Behauptungen, z. B. daß sich die Heilkräfte der Arzneimittel durch Verdünnung und fortgesetztes Reiben zu immer höhern Graden steigern, daß alle chronischen Krankheiten ihren Ursprung einer vorhergegangenen unreinen Behaftung mit Krätze oder Syphilis zu danken haben u. dgl. m., Behauptungen die sich nicht etwa auf irgend vorhandene theoretische Gründe stützten, sondern die Hahnemann lediglich mit Hülfe der Beobachtung und Erfahrung gefunden haben wollte, und von denen er verlangte daß sie die Welt auf Treu und Glauben und als auf Wahrheit begründet hinnehmen sollte. Natürlich schüttelte die Mehrzahl der Aerzte aber dazu den Kopf, lächelte über die behauptete Wirksamkeit einer million- oder billionfachen Verdünnung von Arzneisubstanzen oder über die vorgegebene Entstehung chronischer Krankheiten aus Krätze oder Syphilis bei Kranken, in denen nie im Leben irgend eine Spur einer dieser Krankheiten nachzuweisen war, und ließ das ganze abenteuerliche System unbekümmert und spurlos an sich vorübergehen. Andere dagegen glaubten dabei nicht stehen bleiben zu dürfen, sie hoben den Fehdehandschuh, den Hahnemann der ganzen bisjetzt bestehenden Medicin zugeworfen, auf, kämpften dagegen in Wort und Schrift, suchten den Homöopathen durch Verbote des Selbstdispensirens das Terrain abzugraben, foderten ihre Gegner, wie z. B. in Nürnberg, öffentlich zum Kampf auf u. s. w. Wieder Andere nahmen zwar die neue Lehre an, zogen sich aber bald auf ein Mittelgebiet zurück, um es mit keiner Partei zu verderben, und ließen sich willig à deux mains, bald als Homöopathen, bald als Alloöpathen gebrauchen, jenachdem es von den sie in Anspruch nehmenden Kranken gefodert wurde. Ein kleiner Theil endlich blieb seinem Meister treu und hielt fest an seiner Standarte bis zum Ende. Dieser kleinen Partei ist es hauptsächlich zuzuschreiben daß sich die neue Lehre mehr und mehr ausbreitete und als Stützen des Gebäudes einen immer größern Kreis von Anhängern unter den Laien umsichzog; sie ist es noch, die zu ihrer Erhaltung und weitern Verbreitung alle Segel aufspannt, obschon sie täglich mehr dahinschwindet, ja es vielleicht noch erleben kann, wie sie jetzt das Grab ihres Meisters schmückt, dereinst Cypressenzweige auf das seiner ganzen Lehre zuwerfen. Es ist nicht Haß und Abneigung welche mir dieses Prognostikon eingeben, sondern es ist die feste Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit und Mangelhaftigkeit, welche auch ihr wie so manchem untergegangenen Systeme anklebt, und das Ergebniß eines vorurtheilsfreien Blicks in das Buch der Geschichte.

Die große Theilnahme und Verbreitung, welche Hahnemann's neue Lehre bei den Laien fand, erklärt sich leicht daraus daß er selbst und seine Schüler sich, da sie unter den Aerzten keine Zustimmung und Unterstützung fanden, diesen vorzugsweise anschlossen und sie durch populaire Schriften und mündliche Mittheilungen zu verbreiten suchten; durch die scheinbare Einfachheit der Curmethode und die Leichtigkeit mit der auch der

Nichtarzt sie sich anzueignen vermochte; durch den Schein der Wohlfeilheit, da man ja den theuern Apothekerrechnungen entging; durch die Bequemlichkeit, statt großer, zum Theil übelriechender und übelschmeckender Mixturen, Pulver, Pillen u. s. w. täglich nur einige Streukügelchen zu verschlucken; endlich durch die Verfolgung und Anfeindung der allöopathischen Aerzte, die weit entfernt ihrer Ausbreitung Grenzen zu setzen ihr gemäß dem alten Sprüchworte: „Nitimur in vetitum“, umsomehr Anhänger verschaffte und ihr als ecclesia pressa auch die Theilnahme Mancher zuwendete, die sich sonst um ihre Wahrheit oder Unwahrheit wenig kümmerten.

Es ist hier nicht der Ort auf eine Prüfung dieser neuen Lehre einzugehen, ein sehr überflüssiges Geschäft, da sich ihm bereits sehr achtungswerthe und anerkannt tüchtige Aerzte von der Gegenpartei unterzogen haben und pro und contra fast zu viel Worte daran verschwendet worden sind. Nur soviel sei gesagt daß sie vor dem Richterstuhle einer wissenschaftlichen Kritik schon längst gerichtet und die Nichtigkeit ihrer Principien zur Genüge dargethan worden ist. Ich nehme vielmehr die Aufmerksamkeit meiner Leser hier nur für eine kurze Charakteristik des Mannes selbst in Anspruch, der der Urheber jener Lehre ist und durch seine mannichfaltigen Schicksale vom Beginn seiner Laufbahn bis zu seinem Ende viel zu reden gegeben hat. Es gibt mir hiezu zunächst die Erscheinung folgender Schriften Veranlassung, die bei Gelegenheit der Errichtung seines Monuments erschienen sind:

1. Christian Friedrich Samuel Hahnemann. Ein biographisches Denkmal. Aus den Papieren seiner Familie und den Briefen seiner Freunde. Von einem seiner Freunde und Verehrer. Leipzig, Hinrichs. 1851. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Zur Enthüllungsfeier des Denkmals Hahnemann's am 10. August 1851 zu Leipzig. Im Auftrage des Centralvereins homöopathischer Aerzte. Herausgeber: Fr. Rommel. Nebst einer Abbildung des Monuments. Magdeburg, Baensch jun. 1851. 8. 10 Ngr.

Beide sind von Anhängern und Freunden des Entschlafenen geschrieben, sie halten sich daher unbedingt auf dem Standpunkte der Anhänglichkeit und Verehrung ihres Meisters und seiner Lehre, ja sie gehen in der Ueberschwänglichkeit ihrer Lobeserhebungen so weit, ihm eine Stelle unmittelbar neben dem Heiland selbst anzuweisen; mit welchem Rechte, wird sich aus dem Verlaufe dieser Relation herausstellen.

Hahnemann war am 10. April 1755 zu Meißen im Königreiche Sachsen geboren, wo sein Vater Porzellanmaler war. Seinen ersten Unterricht erhielt er von seinen Aeltern, später kam er auf die dortige Stadtschule und von da auf die Fürstenschule, wo ihn der damalige Rector Müller besonders auszeichnete. Sein Vater wollte ihn durchaus nicht studiren lassen, wurde jedoch durch die Lehrer der Fürstenschule, die ihm die letzten acht Jahre das Schulgeld erließen, bewogen, ihn an der Fortsetzung seiner Studien nicht weiter zu hindern. Ostern 1775 ging er auf die Universität zu Leipzig, mit 20 Thalern in der Tasche, dem letzten Gelde das er seitdem von seinem Vater erhielt. Hier nährte er sich durch Unterricht, den er einem jungen reichen Griechen aus Jassy in der deutschen und französischen Sprache ertheilte, und durch Uebersetzen aus dem Englischen, indem er nebenbei nur diejenigen Lehrvorträge besuchte, die ihm die zweckmäßigsten schienen, obwol ihm von allen medicinischen Lehrern das Honorar erlassen worden war. Von Leipzig begab er sich nach Wien, wo er von dem Leibarzt von Quarin besonders ausgezeichnet wurde, verließ aber diesen Ort schon nach neun Monaten, in denen er nicht mehr als 18 Fl. 12 Kr. verbraucht hatte, schon wieder und wurde Hausarzt und Bibliothekar des Gouverneur von Siebenbürgen, Baron von Bruckenthal, in welcher Stellung er sieben Jahre verblieb. Im Jahre 1779 erhielt er zu Erlangen die Doctorwürde, worauf er sich in sein Vaterland zurückbegab, um im Mannsfeldschen und zwar in der kleinen Bergstadt Hettstädt seine Laufbahn als praktischer Arzt zu beginnen, wo es ihm aber so wenig gefiel daß er schon nach drei Vierteljahren nach Dessau übersiedelte. Noch in demselben Jahre (1781) erhielt er einen Ruf als Physikus nach Gommern bei Magdeburg, in welchem Orte er sich verheirathete, aber auch da nicht länger als 2¾ Jahre verweilte, um sich in Dresden niederzulassen. Obschon ihm hier der Stadtphysikus Wagner ein Jahr lang wegen Krankheit die Besorgung seiner sämmtlichen Krankenhäuser überließ und ihn die Bibliothekare Adelung und Daßdorf ihrer Freundschaft würdigten, zog er doch nach einem vierjährigen Aufenthalt daselbst, um der Quelle der Wissenschaften näher zu sein, gegen Michaelis 1789 nach Leipzig. Aber auch hier scheint es ihm nicht lange behagt zu haben, denn wir finden ihn 1792 schon wieder in Walschleben bei Gotha, nachdem er an einem vom Herzog Ernst von Gotha begründeten Heilinstitute für Wahnsinnige zu Georgenthal bei Gotha außerordentlich glücklich gewirkt, bald aber diese Stellung wieder aufgegeben hatte. Im Jahre 1794 ging er nach Pyrmont, welche Stadt er mit Braunschweig und Königslutter im Fürstenthum Wolfenbüttel, wo er das Amt eines Physikus einnahm, vertauschte. Schon während seines Aufenthalts in Gommern hatte Hahnemann eingesehen daß die Grundlage der bisherigen Medicin unsicher und unvollkommen sei, doch kam er erst 1790 auf die erste Idee der von ihm begründeten Heilmethode, insbesondere nachdem er jenen oben schon erwähnten Versuch mit der Chinarinde gemacht. Da in Königslutter Aerzte und Apotheker gegen ihn Beschwerden einreichten, infolge deren ihm das Selbstdispensiren untersagt wurde, sah er sich genöthigt das Land zu verlassen und sich 1800 nach Hamburg und Altona zu wenden, wo er jedoch auch nur kurze Zeit verweilte, um sich nach Eilenburg zu wenden und, da ihn hier der Physikus anfeindete, 1802 nach Torgau überzusiedeln. Nach achtjährigem Aufenthalte treffen wir ihn jedoch wieder in Leipzig, wo er sich hauptsächlich dem Unterricht der akademischen Jugend zu widmen gedachte. Ich übergehe hier seine mannichfaltigen Kämpfe, seine unglückliche Cur des Fürsten Schwar-

zenberg und Anderes was damals zu den Tagesgesprächen gehörte und noch in Aller Erinnerung ist. Erwähnen aber muß ich daß ihm 1820 durch ein Rescript der königlich sächsischen Regierung das Selbstdispensiren der Arzneien untersagt wurde, und daß er sich dadurch bewogen fand, sein Domicil (1821) in Köthen aufzuschlagen, wo ihm der Herzog Ferdinand nicht nur freie Praxis gestattete, sondern ihn auch zum Hofrath ernannte. Am 10. August 1829 feierte er sein funfzigjähriges Doctorjubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm zu Ehren die Homöopathische Gesellschaft gestiftet und er zum Praeses perpetuus derselben gewählt wurde. Im Jahre 1835 verband er sich mit einer jungen Französin, Melanie d'Hervilly, deren Einfluß es gelang ihn nochmals zu einer (der letzten) Auswanderung nach Paris zu bewegen, wo er, wie es scheint, nicht allein der Homöopathie manche neue Anhänger gewann, sondern auch von vielen Kranken zurathegezogen wurde und sich in einer behaglichen und einträglichen äußern Stellung befand, bis ihn am 3. Januar 1843 in seinem achtundachtzigsten Jahre der Tod abrief.

Dies der kurze Abriß von Hahnemann's Leben mit Uebergehung aller seiner schriftstellerischen Leistungen, sowie seiner vielfältigen Kämpfe und Reibungen mit andern Aerzten. Wir erkennen darin einen Menschen, der von Jugend auf mit Noth und Dürftigkeit ringend auf sich und seine geistige Kraft angewiesen ist und diese so zu nützen versteht daß er sich durch alle Widerwärtigkeiten und Hindernisse des Lebens durchwindet und sich durch Fleiß, Anstrengung und Ausdauer zu einem großen Grad von Celebrität emporschwingt. Wie beharrlich er diesem Ziele zusteuerte, sehen wir aus der Wanderlust und Unruhe mit der er von einem Orte zum andern übersiedelt und die ihn selbst in seinem höhern Alter nicht verläßt. Wenigen Menschen glückt es wie ihm den Lohn solcher Anstrengungen einzuernten, er konnte sich am Ende seiner Laufbahn sagen: Du hast errungen wonach du strebtest: Ruhm und Ehre, aber auch ein sorgenfreies Leben und Reichthum! Daß sein Streben nach irdischen Gütern in seinem Leben eine große Rolle spielte, läßt sich nicht verkennen, und ist leider eine nicht seltene Zugabe bei Menschen die gleich ihm von Kindheit an in Dürftigkeit aufgewachsen, sich selbst und ihren Anstrengungen Alles zu danken haben und jeden Groschen den sie mühsam errungen zurathehalten müssen. Dergleichen Menschen gewöhnen sich daran auf das Geld einen höhern Werth zu legen als ihm vom Standpunkte eines höhern Strebens beigelegt werden darf, und aus der löblichen Sparsamkeit, zu der sie sich von früh an und im Drange der Verhältnisse haben gewöhnen müssen, wird nur zu leicht Eigennutz und Habsucht. Spuren dieser sittlichen Gebrechen lassen sich nun auch in dem Leben Hahnemann's unschwer entdecken. Schon in früherer Zeit verkaufte er einen angeblich von ihm entdeckten neuen Stoff unter dem Namen Alcali Reum, von dem es sich erwies daß er Nichts sei als gewöhnlicher Borax. Der Autor von Nr. 2 will zwar darin einen bloßen Irrthum seines Entdeckers finden, aber, muß man fragen, läßt sich annehmen daß ein Mann, der in chemischen Dingen so erfahren war als Hahnemann, sich selbst so gröblich hätte täuschen können? Später kündigte Hahnemann ein von ihm neu entdecktes Schutzmittel gegen das Scharlachfieber auf Pränumeration an und wollte erst, wenn 300 Subscribenten sich gefunden hätten, die hülfreiche, bis dahin noch als Geheimniß bewahrte Arznei nennen. Da sich aber die verlangte Anzahl der Subscribenten nicht zusammenfand, theilte er das Mittel (Belladonna) in einem eigenen Schriftchen dem Publicum mit. Einige Aerzte glaubten nun auch wirklich mit Hahnemann in diesem Mittel ein Schutzmittel gegen Scharlachfieber gefunden zu haben; später aber erwies es sich als durchaus unwirksam und jetzt ist es — vergessen. Halten wir diese Täuschungen zusammen mit den vorgeblichen, auf Erfahrung gegründeten Angaben Hahnemann's über die Wahrheit seines Grundsatzes: Similia similibus, über seine Arzneipotenzirungen, seine Krätztheorie u. s. w., so liegt es nahe daran zu zweifeln, und es kann Niemand verdacht werden, wenn er auch sie für absichtliche oder Selbsttäuschungen hält. Ja es kann nicht auffallen, wenn man die ganze Erfahrung Hahnemann's in Zweifel zieht, denn wie einer der obengenannten Autoren uns berichtet, hat er es durchaus verschmäht Kranke in ihren Wohnungen zu besuchen, sondern nur Denjenigen ärztlichen Rath ertheilt die ihn in seiner Wohnung aufsuchten; er konnte also über einen Theil der Krankheiten und zwar den wichtigsten unter allen, die acuten nämlich, zu gar keiner Erfahrung gelangen und höchstens nur über einen Theil der chronischen sich einer solchen rühmen.

Daß Hahnemann nicht frei von Eigennutz gewesen sei, werden wol kaum seine wärmsten Anhänger und Freunde in Abrede zu stellen wagen. So ließ er sich von Allen die ihn um Rath angingen das Honorar vorausbezahlen, und auch auswärtige Kranke mußten dieses jedesmal ihren Briefen beischließen, wenn sie auf Antwort rechnen wollten. In einem Briefe an einen solchen Kranken, den uns Dr. Simon jun. in seinem „Antihomöopathischen Archiv", II, Heft 1, S. 108, von ihm mittheilt, heißt es ausdrücklich am Schlusse: „Sie haben vergessen, die drei Thaler für die heutige Arznei praenumerando beizulegen", und Referent kannte einen armen Beamten, der, obwol er das größte Vertrauen zu Hahnemann hatte, doch von jeder weitern Cur abstehen mußte, weil er außer Stand war, jedem seiner Briefe den verlangten Dukaten beizuschließen. So mußte freilich Hahnemann ein reicher Mann werden, aber wo bleibt da die von seinen beiden Panegyrikern so hochgepriesene Menschenliebe! Fern sei es von uns, über den nun Dahingeschiedenen den Stab zu brechen, aber zu den edeln, nur das Wohl der Menschheit im Auge habenden Menschen können wir ihn nicht zählen, und es Denen nicht verargen, welche da meinen es sei ihm selbst mit seiner neuen Lehre nie wirklich Ernst gewesen, sondern er habe sie

nur erfunden und den Laien so mundrecht als möglich gemacht, um seinen Seckel zu füllen.

Steht es nun aber so mit der sittlichen Größe unsers Helden, und ist seine neue Lehre von der Beschaffenheit daß beiweitem der größere Theil der civilisirten Welt an ihrer Wahrheit und Untrüglichkeit zweifelt und nur ein sehr kleiner Theil an ihr festhält und sie allem Widerspruch zum Trotz für die alleinseligmachende Theorie der Heilkunde erklärt, so muß mit Recht die Frage aufgeworfen werden: Verdient der Verewigte eine Auszeichnung wie sie ihm in unsern Tagen zutheilgeworden ist, verdiente er ein öffentliches Monument in einer der ausgezeichnetsten und intelligentesten Städte Deutschlands?

Schon Lichtenberg sagt bei Gelegenheit wo er Newton's und Shakspeare's Denkmäler in der Westminsterabtei sah:

Ich muß bekennen, vielleicht zu meiner Schande, daß der Eindruck sehr gemischt und eigen war. Ich konnte mich unmöglich überzeugen daß Newton und Shakspeare dadurch geehrt würden, sondern, wenn ich mich in der Erklärung meines Gesichts nicht irre, so war es mir als ständen diese Denkmäler da, die übrigen zu ehren und dem Platz Ehre zu verschaffen. Es war mir unmöglich mich von diesem Gefühl loszumachen. Was könnte es helfen, jetzt Luther in einem deutschen Pantheon aufzustellen? Soll das zur Ehre Luther's sein? Unmöglich, es ist zur Ehre des Pantheons. Wenn je eine solche Anstalt nützen soll, so müssen Männer aufgestellt werden, deren Thaten ohne Glanz groß waren, Männer die sich blos durch Handeln um Vaterland und Nebenmenschen verdient gemacht haben — kein Schriftsteller als solcher. Ein Schriftsteller, der zu seiner Verewigung eine Bildsäule nöthig hat, ist auch dieser nicht werth.

Gewiß liegt in diesen Worten eine tiefe Wahrheit, die bei der Errichtung eines jeden öffentlichen Denkmals beherzigt werden sollte. Indessen kann ich mich doch mit dem Schluß derselben nicht einverstanden erklären, denn auch die geschriebenen Worte sind Thaten, die, wenn sie nur der Macht und Größe nicht ermangeln, zeugend und belebend fortwirken und noch bei den spätesten Geschlechtern zu Thaten werden können. Wenn nun aber auch der große Schriftsteller eines Monuments nicht bedarf, da er sich das schönste und dauerndste selbst in seinen Schriften gesetzt hat, so haben doch Mit- und Nachwelt keine Entschuldigung nöthig dafür daß sie das Andenken ihrer großen Geister durch öffentliche Denkmäler ehren. Sie sprechen dadurch öffentlich aus daß sie ihre Größe und ihre Verdienste um das Vaterland anerkennen, ehren sich selbst und geben dadurch das lebendigste Beispiel zur Nacheiferung und zu gleicher Anerkennung alles wahrhaft Großen und Schönen für kommende Geschlechter, abgesehen davon daß sie noch der Kunst einen heilsamen Impuls verleihen, den sie zu ihrer Vervollkommnung nicht entbehren kann. Nicht Alle schauen mit gleichen Gefühlen wie Lichtenberg, dem die irdischen Machwerke zu klein dünkten für die Größe der Gefeierten, zu den Monumenten Newton's und Shakspeare's auf, und gewiß sind unter ihren Beschauern nicht wenige, die sich an ihrem Anschauen und in Erinnerung Dessen was Beide waren erfrischt und erhoben fühlen. Ebenso verfehlt es gewiß eines heilsamen Eindrucks nicht, wenn der Vater seinen Knaben zu der Bildsäule Luther's führt und ihm sagt: Siehe, das ist der Mann, dem wir die Befreiung aus dem Pfaffenjoche und die Erhebung zu freiern religiösen Ansichten verdanken, oder ihn vor Goethe's Denkmal auf den Genuß und die frohen Stunden hinweist die ihm die Lecture seiner Schriften gewährt hat. Mit einem Wort: große Menschen verdienen es daß man auch der Nachwelt zeige, man habe ihre Größe zu würdigen verstanden, und daß man ihr Andenken auch durch ein äußeres Zeichen der Verehrung und Huldigung für alle Zeiten lebendig erhalte.

Aber nur solche Menschen verdienen eine solche Auszeichnung die sich, sei es nun durch Schrift oder That, ein wirkliches, allgemein anerkanntes und bleibendes Verdienst um ihr Vaterland oder um die Menschheit überhaupt erworben haben. In einem solchen Sinne rechnen sie Kepler, Newton, Kopernicus, Luther, Gustav Adolf, Washington, Shakspeare, Goethe, Schiller, Rafael, Mozart u. A. m., und es wird sich wol unter gebildeten Menschen keine Stimme erheben, die sie ihnen abstreiten möchte. Ihre Worte und ihre Thaten sind zu innig mit dem Leben des ganzen Volks verwachsen, als daß ihnen auch nur Einer die verdiente öffentliche Huldigung misgönnen und nicht mit Ehrfurcht seine Blicke zu ihren Monumenten erheben sollte.

Es ist eine alte ehrwürdige Sitte daß Kinder ihren Aeltern, Aeltern ihren Kindern, Freunden ihren Freunden einen Denkstein auf das Grab setzen, um dadurch ihr Andenken unter den Mitlebenden zu erhalten, insbesondere aber um für sich selbst die Stelle zu bezeichnen, die die Gebeine Derjenigen birgt, denen sie im Leben mit Liebe zugethan waren. Es dient ein solches Zeichen als vermittelndes Band welches die Lebenden mit den Todten verbindet, obschon es selten die erste Generation überdauert, und wie es selbst der Vergänglichkeit unterliegt, so auch allmälig das Andenken an die Verstorbenen, denen es geweiht war, mit hinwegnimmt.

Hätten die Freunde und Anhänger Hahnemann's ein solches Denkmal auf das Grab ihres Meisters in Paris gesetzt oder in Leipzig ein seiner Lehre gewidmetes klinisches Institut damit geziert, wer wollte es ihnen verargen? Aber ihm in der Mitte von Deutschland, in einer Stadt die weiß was wissenschaftliches Verdienst zu bedeuten hat, eine Bildsäule zu errichten, nein, das ist zu viel für den Mann und zu viel für eine ephemere Sache, von der nach 50 Jahren wol kaum mehr die Rede ist! Ein solcher Mann, dessen ganze Größe nur auf der Meinung eines kleinen Bruchtheils der Aerzte und einiger Anhänger ruht, dessen Lehre schon jetzt in der Geschichte der Wissenschaft als eine kaum der Erwähnung werthe Curiosität figurirt, verdient kein Nationaldenkmal! Wollten wir allen Männern die mit ihm auf gleicher Stufe des Verdienstes stehen Monumente errichten, unsere Bildhauer und Steinmetzen würden nicht fertig werden mit Modelliren und Meißeln. Sparen wir lieber

unsere geringen materiellen Kräfte zur Errichtung von Denkmälern für wirklich große Menschen, deren Thaten und Werke unzweifelhaft sind und noch zeugend und befruchtend auf das Leben der Nation fortwirken. Wie viele sind aber Deren noch denen man ein solches Denkmal schuldig wäre, ja deren Ruhestätte man kaum mehr aufzufinden weiß? Mancher unter ihnen verdiente es umsomehr als seine Verdienste während seines Lebens nicht erkannt wurden, wie sie es verdient, und erst seinen Epigonen zum vollen Bewußtsein kamen.

Besehen wir die Sache bei Lichte, so ergibt sich daß die Herren welche die Errichtung des Hahnemann'schen Denkmals so eifrig betrieben es eigentlich nicht ihm, sondern sich und der vom Einfall bedrohten Hahnemann'schen Theorie zugedacht haben. Sie wollten damit dem alten Gebäude eine neue Stütze geben. Ich bin begierig wie lange sie vorhalten wird. 85.

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

August 1852.

Als wir unsere letzten Mittheilungen gaben, begann eben die große Pilgerfahrt der Krebse gen Leipzig: der Buchhandel concentrirte in gewohnter Weise seinen ganzen Blut- und Säfteumlauf eine zeitlang auf sein Herz oder richtiger gesagt auf sein industrielles, digerirendes und assimilirendes Centralorgan, seinen Magen, und hub nach der Messe sein neues Jahr und seine neue Thätigkeit an. Wir genießen gegenwärtig eines Rückblicks auf eine Zeit von vier bis fünf Monaten, und es drängt sich uns die vortheilhafte Gelegenheit auf, über eine ganze kleine literarische Periode ein Urtheil fällen zu können.

Die Furcht vor dem Jahre 1852 hatte mit der bedenklichen Wahrheit ihres **Inter arma silent Musae** auf allen Gebieten der gewerblichen wie künstlerischen Betriebe einen gewissen Stillstand erzeugt, der sich rücksichtlich des Buchhandels und der Literatur mehre Monate lang, vom December bis März oder April, merklich kundgab. Die Constellation war in der That drohend genug um den Unternehmungsgeist zu lähmen. Die Ueberzeugung von einem ungeheuern Umschwung der Dinge im Jahre 1852 hatte förmlich den Charakter eines Volksglaubens angenommen, und zwar besonders in Frankreich, England und Deutschland. Wir erinnern uns eines irischen Volksliedes, welches lange zuvor die Städte und Flecken seiner Heimat mit dieser ganz speciell datirten Erwartung durchwanderte, und in ähnlicher Weise sang der neue socialistische Béranger der Franzosen, Pierre Dupont, zu Ende des Jahres 1849:

> Zwei Jahr sind's noch — in kaum zwei Jahren
> Wird Galliens Hahn gewaltig kräh'n!
> Spitzt euer Ohr, ihr Dulderscharen,
> Könnt ihr sein neues Lied versteh'n?
> Er sagt den Kindern dieser Erde,
> Die ihre Last zu Boden zwingt:
> Aus, aus ist Elend und Beschwerde,
> Wer Schwarzbrot ißt und Wasser trinkt!

Worauf der begeistert und inbrünstig flehende Refrain folgt:

> Dort von den heil'gen Bergeshöhen,
> Wo sich des Lichtes Blitz ergießt,
> Komm', komm' und laß dein Banner wehen,
> Sei, Zweiundfunfzig, uns gegrüßt!

Bisjetzt hat Pierre Dupont hiermit noch nicht den Satz gerechtfertigt daß der Dichter ein Seher. Das Schreckensjahr, das **Dies irae, dies illa** von 1852, befindet sich bereits auf seiner Rückzugslinie und die Welt ist stiller als zuvor. Man denkt vielleicht ziemlich allgemein, der Neffe des großen Onkels habe das Gespenst beschworen, habe ihm den rothen Mantel den es aus der Garderobe des Hrn. Romieu geliehen ausgezogen. Wir können und mit uns vielleicht noch sehr viele Andere diese Ansicht nicht theilen. Der Staatsstreich vom December erscheint uns als keine nothwendige und einzige Prämisse der gegenwärtigen Ruhe, umsoweniger als gerade er selbst Stoff genug enthielt sofort die Gährung wirklich zum Ausbruch zu treiben. Es geht vielmehr in der Entwickelung der Weltgeschichte ähnlich zu wie im ganz alltäglichen Leben des Individuums: Erwartungen möglicher Ereignisse die man an ein so bestimmtes Datum knüpft treffen in der Regel am wenigsten ein und alle Vorherberechnungen scheitern an den Launen des Zufalls, der sich sein Anrecht auf Ueberraschung nicht so leicht entreißen läßt. Ob dieser Zufall in letzter Instanz wirklich nichts Anderes ist als was sein Name besagt, ist eine andere Frage die uns weiter Nichts angeht: wir nennen einmal Das Zufall wobei der Causalnexus so in die Ferne rückt und so unbedeutend wird wie z. B. der Betrag der achten und neunten Stelle hinter dem Komma in einem Decimalbruche, ein Betrag den wir in Rechnungen ruhig weglassen ohne das Resultat des Calculs zu gefährden. Wir wissen daß vor Jahren alle Welt den Ausbruch einer Revolution auf den Tod Ludwig Philipp's ansetzte, während bereits das Jahr 1848 Jedermann mit seinen Bewegungen überraschte, und ebenso wird uns möglicherweise die Zukunft vielleicht nicht minder durch ihr „wo" als durch ihr „wie" überraschen, ohne sich an Prophezeiungen zu binden, mögen sie von feinen Politikern, von ängstlichen Bürgern oder von begeisterten Poeten ausgehen.

Mit der Ruhe unsers laufenden Jahres ist die literarische Thätigkeit neuerwacht, und auch Berlin hat im Vergleich mit seiner frühern Betheiligung ein beträchtliches Contingent gestellt. Wir sagen freilich nicht, Ruhe ist Ruhe; denn ob diese Ruhe, die in ihrer dermaligen Form vielleicht nur allzu sehr mit einer Stagnation des Lebens und der Ideen verknüpft ist, dem Gehalt der Literatur selbst förderlich ist, möchten wir wahrlich nicht behaupten. Aber es ist in ihr wenigstens die erste äußere Bedingung für die Nahrung des literarischen Verkehrs gegeben, die Bedingung unter welcher allein der Buchhandel sich geneigt fühlt sein Capital zu wagen.

Das allgemeinste Bedürfniß der Lecture wird durch die Zeitungen und Journale befriedigt. Die Nachahmung der französischen Art und Weise bewirkte hier in den jüngsten Jahren eine beträchtliche Veränderung auch bei uns. In den dreißiger Jahren beschäftigten sich die deutschen politischen Journale vorzugsweise eben nur mit Politik, und es bestanden zu gleicher Zeit streng von ihnen geschieden eine Menge belletristischer Blätter, die zum Theil bekanntlich eines ziemlichen Ansehens genossen. Indem sich erstere jedoch seit etwa fünf bis sechs Jahren immer umfangreicher mit Feuilletons versahen, begann das Interesse für letztere nach und nach zu schwinden, sodaß z. B. in Berlin schon längst gar kein solches Blatt mehr existirt noch auch vielleicht existiren konnte. Wir werfen unser Augenmerk auf diesen Punkt nicht sowol deswegen weil er überhaupt einem Ueberblick über unsere momentanen literarischen Zustände angehört, als darum weil sich abermals die Zeichen einer Veränderung auf diesem Gebiet ankündigen. Die neueingeführte Zeitungssteuer nämlich legt, wie leicht zu begreifen, den politischen Blättern die traurige Verpflichtung auf sich in ihrem Stoff auf das möglichst geringe Maß zu beschränken. Was wird also wahrscheinlicher sein als daß sie sich jenes Abschnitts ihrer Mittheilungen, dessen sie ihrem ursprünglichen Charakter nach nicht direct bedürfen, immer mehr zu entledigen streben? Die Zeitungssteuer, die augenscheinlich hauptsächlich nach der politischen Sphäre der Blätter gerichtet war, schlägt mit ihrem Blitz zunächst nur unterhalb des bekannten schwarzen Strichs ein, trifft strenggenommen am meisten das Feuilleton. Und jemehr Letzteres der Fall ist, desto unabweisbarer stellt sich das Bedürfniß ein die annoch unbesteuerte Belletristik wieder unter ihrem alten, besondern Banner in die

Oeffentlichkeit treten zu lassen. Mit andern Worten, die schönwissenschaftlichen Blätter gewinnen durch die sonst so drückende Zeitungssteuer wiederum eine Zukunft. Auch hier in Berlin ist in jüngster Zeit mehrfach der Gedanke aufgetaucht, neue belletristische und kritische Organe höhern Stils mit Ausschluß aller Politik zu gründen, und wenn bisjetzt noch keine Ankündigung eines solchen Unternehmens erschien, so liegt der Grund hauptsächlich darin daß sich verschiedene uns bekanntgewordene Unterhandlungen zwischen Redacteuren und Verlegern noch immer wieder zerschlugen. Die Verleger scheinen noch nicht das genügende Vertrauen gewonnen zu haben; sie stützen sich gern auf den Einwand daß Berlin niemals ein guter Boden für belletristische Journalistik gewesen. Wir zweifeln ob sie hierin Recht haben. Sie vergessen daß der längstverstorbene „Freimüthige" und „Gesellschafter", ganz abgesehen von ihrem oft nur sehr dürftigen literarischen Werthe, in ihrer Blütezeit, im zweiten und dritten Decennium unsers Jahrhunderts, ein sehr beträchtliches Publicum besaßen, und daß die meisten andern derartigen Unternehmungen fast immer nur an der Unzulänglichkeit der nöthigen pecuniairen Mittel scheiterten. Manche Verleger wollen heute möglichst wenig säen und morgen schon möglichst viel ernten. Vielleicht indeß kommt nichtsdestoweniger doch noch ein größeres belletristisches Blatt in nächster Zeit unter der Leitung eines hier vielbeliebten Feuilletonisten zustande. Es wird sich binnen wenigen Wochen entscheiden.

Wenn man die seit mehren Monaten hier in Berlin wieder zahlreicher auftauchenden literarischen Erscheinungen ihren Gattungen nach specificirt, so findet man daß eine verhältnißmäßig erstaunliche Menge davon theologischen oder richtiger gesagt frommen oder frömmlerischen Zwecken angehört: Predigten, Tractätlein und ähnliche Productionen. Diese Schriften gehen uns hier Nichts weiter an; überdies ist ihr parasitisches Wuchern ein Zeichen der Zeit welches für sich selbst hinlänglich spricht. Nur soviel erlauben wir uns zu bemerken daß ihr dermaliger Charakter gegen früher eine ganz besondere Schattirung angenommen hat. Die Zionswächter, Paradiespächter und Seelenheilsassecuranzagenten von ehedem arbeiteten im Allgemeinen meist nur für eigene Rechnung und mit eigenen Mitteln. Heute blicken sie mit halbabgewandtem Gesicht sehr bedeutungsvoll nach der Staatsautorität und liebäugeln mit ihr in der auffallendsten Weise, denn sie wissen daß diese ihnen momentan ebenfalls hold ist. Sie predigen öfterer als je: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist; ja sie gehen in ihrer Dienstbeflissenheit noch weiter und sagen mitunter, wo es vielleicht nicht des eigenen Gewinns lohnt: Was ihr dem Kaiser gebt, habt ihr Gott gegeben. Sie kämpfen mehr als je in ganz entschiedenen Worten für die politische Reaction; denn beide verstehen sich neuerdings besser als sämmtliche andere Factionen auf das solidarische: Manus manum lavat. Daß diese Schriften solchermaßen eine Richtung annehmen, wodurch alles etwa religiöse Moment in ihnen vollends ertödtet wird, liegt deutlich genug zutage; sie machen häufig einen ungemein widerwärtigen Eindruck, umsomehr als sie allzu oft nur die Ausgeburt einer heuchlerischen und feilen Gesinnung sind.

In der wissenschaftlichen Literatur waltete bei uns die Pflege des allgemeinhistorischen und literarischen Zweigs vor. Boeckh, unter den Lebenden der genialste Kenner und Ausleger des griechischen Alterthums, veröffentlichte seine „Untersuchungen über das kosmische System des Platon"; von Ranke's „Deutscher Geschichte" erfolgte der zweite und dritte Band der dem Publicum gewiß außerordentlich willkommenen billigen Ausgabe, die nichts weiter zu wünschen übrig läßt als daß sich Verfasser und Verleger über ein ähnliches Unternehmen rücksichtlich der classischen „Geschichte der Päpste" verständigen möchten; die Gebrüder Grimm edirten die ersten Hefte ihres seit lange erwarteten großen Wörterbuchs der deutschen Sprache, abgesehen davon daß Jakob Grimm noch eine in der Akademie der Wissenschaften gehaltene geistvolle Vorlesung „Ueber den Ursprung der Sprache" drucken ließ; von Max Duncker erschien in hiesigem, seines Vaters Verlage der erste Band einer „Geschichte des Alterthums", unter Anderm mit Benutzung der neuesten englischen Forschungen in Ninive u. s. w., ein wie wir hören viel verlangtes Buch; Lepsius gab „Briefe aus Aegypten" heraus, wobei wir nicht zu bemerken unterlassen daß der wissenschaftliche College des Genannten, Dr. Brugsch, seine ebenso rührige als erfolgreiche Thätigkeit auf dem Gebiet der ägyptischen Alterthumsforschung zu bekunden fortfährt; Zinkeisen verfaßte eine „Geschichte des Jakobinerclubs" u. s. w. Ein anderes wissenschaftliches, geistvoll geschriebenes anonymes Werk: „Ueber den Geist und sein Verhältniß zur Natur", das bei Reimer erschien, leitet zu den Naturwissenschaften und zur Philosophie hinüber, und auf diesem Felde selbst machte ein kleines Buch von dem Professor Schultz-Schultzenstein: „Die Menschwerdung Gottes im Glauben und Wissen", unlängst ziemliches Aufsehen. Man sieht, die Wissenschaften liefern zahlreiche Früchte, und wir lassen das Uebrige ungenannt, weil es uns hier nur auf eine kurze Notiz ankam, um zu zeigen daß der Verlag und die Production in diesem Jahre von neuem einen Aufschwung genommen und daß die Ereignisse von 1848 doch nicht allzu tief ins Fleisch geschnitten. Denn die wissenschaftliche Literatur pflegt in Epochen der Umwälzung am ehesten und auf die längste Zeit abzusterben.

Das soeben angeführte Werk „Die Menschwerdung Gottes u. s. w." ist in der That eine zu eigenthümliche Erscheinung als daß wir nicht ein paar Worte darüber sagen sollten. Der Verfasser heißt hier in Berlin vulgariter zum Unterschied von seinen zahllosen Namensvettern „der Blut-Schultz", weil er bekanntlich vielfache Untersuchungen über die Natur und den Kreislauf des Bluts angestellt hat; er könnte aber ebenso gut im Hinblick auf andere seiner Forschungen der Pflanzen-Schultz oder der Mauser-Schultz genannt werden. Schultz widerlegte nämlich als Botaniker in seinem Werke „Die Cyklose des Lebenssafts in den Pflanzen" die allgemein gang und gäbe Lehre über die Organisation und Metamorphose der Pflanzen, indem er sich darzuthun bemühte daß die Wurzel, der Stengel, die Blätter u. s. w. nicht einzelne besondere Organe der Pflanzen sind, sondern nur metamorphosirte Glieder, deren jedes die zum Leben nothwendigen Organe allesammt enthalte, und daß nur die äußere Form der Glieder sich während der Entwickelung der Pflanze umbilde, die innere Organisation aber immer dieselbe bleibe. Andererseits lehrte Schultz in seinem Buche über die „Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur" die Theorie der Neubildung und Mauser im animalischen Organismus und zeigte den Verjüngungsproceß und seine beiden ebengenannten Phasen an den einzelnen organischen Systemen des Körpers, an dem Verdauungs-, Blut-, Muskel- und Nervensystem, deren Mauserstoffe derselben Ordnung nach in den Darmexcrementen, der Gallenbildung, den Schweiß- und Harnabsonderungen bestehen, die fort und fort ausgeschieden werden, während sich jene Systeme durch diese Ausscheidung unablässig neu bilden. Wir stehen hier mitten auf dem Gebiete medicinischer Kategorien, aber diese kleine Abschweifung war nöthig, weil sie uns dem neuesten Werke des gelehrten Forschers näher führt. Ja in dem ältern Buche über die Verjüngung des menschlichen Lebens finden sich schon in den letzten Abschnitten die Grundlinien dazu, nachdem die Verjüngung des vegetativen Lebens abgehandelt worden. Wir erinnern uns noch dunkel daß er hier seine Mausertheorie auch auf das animale und Sinnesleben überträgt und zuletzt sogar auch auf die geistige Existenz des Menschen; wir erinnern uns daß er den Schlaf als den Mauseract des animalen Lebens bezeichnet, wobei die Traumbilder als die Mauserproducte der Sinne erscheinen, daß er das Vergessen die Mauser in der Fortentwickelung des Gedankenlebens nennt und daß nach ihm die Revolutionen die Mauser der Geschichte sind.

Wenn man den Titel liest: „Die Menschwerdung Gottes im Glauben und Wissen", so glaubt man ein reintheologisches Buch vor sich zu haben; liest man jedoch weiter: „erläutert

durch die Gesetze der Verjüngung in der organischen Natur von u. s. w.", so tauchen hiermit bereits die Spitzen anderer Gesichtspunkte vor uns auf. Schultz beginnt mit einer neuen, gewiß eigenthümlichen, sozusagen physischen Ansicht vom Christenthum. „Im Neuen Testament", sagt er, „ist die neue Gottesidee nach dem Vorbilde des Entwickelungsgangs der *organischen* Natur gestaltet; das Princip des *organischen Naturlebens* ist zum Princip des göttlichen Geistes geworden"; und das war weder im Juden- noch im Heidenthum der Fall, deren Gottes- oder Götterlehre nur als eine anorganische Naturlehre erscheint. „Die christliche Religion ist die Religion der organischen Analogien", was sich schon in der Sprache des Neuen Testaments deutlich zeigt, indem hier alle Ideen durch organische Analogien, namentlich aus dem Pflanzenreich, vom Senfkorn, vom Weinstock, vom Feigenbaum u. s. w., eingeführt werden. Der Verfasser weist hierauf in einer Menge von Bibelstellen dieses organische Element der christlichen Lehre näher nach und kommt dabei auch zu den ersten Sätzen, in welchen er gegen die ganze bisherige Philosophie, gegen die „Weltseelenphilosophie", wie er sie nennt, Fronte macht, deren Absolutes ein rein Todtes bleibe, während sein diesem direct entgegenstehendes Absolute der organische Bildungstrieb, das lebendige Samenkorn, der lebendige Vater der in uns wirkt sei. Ferner heißt es: „Das ewige Leben des Christenthums ist die organische Wiedergeburt durch Verjüngung und Mauser und die Wiedergeburt aus dem Tode der Lebensabwürfe", und zwar ist das vom menschlichen Geiste abzuwerfende Todte die Sünde. Dieses Wort führt den Verfasser zu den antiken Ansichten von Gut und Böse, Ansichten die nach seiner Meinung bei den Griechen ebenso an Widersprüchen kranken wie bei Spinoza und Hegel, indem hier Alles in der einen oder andern Weise auf die „Weltseelen- oder Allvernunft", den „Weltzweck" und dergleichen todte, anorganische Kategorien, die überdies der lebendigen Gemüthspraxis direct entgegenstehen, bezogen werde. Nach der *organischen* Naturanschauung hat das Gute und Böse Nichts mit dem Kosmos zu schaffen, das Gute ist der „organische Bildungstrieb, seine Selbsterregung und sein Leben als Endzweck des Menschen und des Menschenreichs; das Böse ist der Mauserstoff, der Lebensabwurf in der organischen Verjüngung des Menschen; das Böse ist so ein Excrement des Guten wie die Raupen und Schlangenhut ein Excrement der Verjüngung und innern Neubildung." Das Böse hat zwei Stufen: die Irrthümer welche in der Entwickelung durch die Lebensalter von selbst absterben sind das bewußtlose Böse; erst wenn diese Irrthümer mit Bewußtsein festgehalten werden, wird das darin enthaltene Böse zur Sünde, d. h. die Sünde ist das Böse auf dem Gebiete der Geistesfreiheit des Menschen, und da die Geistesfreiheit ein Werk der Bildung und Civilisation der Menschen ist, ist das Gute und Böse ein durch Gesetz festgestelltes, und es können diese Begriffe je nach der Bildung der Menschen entschieden werden. „Alles", fährt der Verfasser fort, „kommt darauf an in der menschlichen Bildung das rechte *menschliche* Princip des Guten und Bösen zu finden. In dieser Erfindung nun liegt die Größe und die wahre Bedeutung des Christenthums. Christus ist der Erfinder der menschlichen Natur des Guten und Bösen, der Entdecker des reinorganischen Ursprungs des Guten und Bösen." Nach diesen und vielen andern Prämissen, welche die neue Weltanschauung des Verfassers darthun, treten wir dem Begriff der Menschwerdung Gottes immer näher. „Dadurch daß die Griechen wol sagten: der Mensch ist göttlichen Geschlechts, wurde in ihrer alten Weltanschauung Nichts geändert; ihre Gotteslehre wurde darum nicht menschlich. Denn in Gott und Mensch regierten bei ihnen doch die Elemente und die anorganische Weltseele, das calidum innatum, und nicht die Lebenskraft des Senfkorns ... Im Christenthum ist zum ersten male der Menschengeist aus dem alten Chaos der Weltseele frei herausgehoben und als absolut in sich selbständig durch den organischen Bildungstrieb hingestellt worden. Dies ist im Neuen Testament durch den Charakter des Lebens und des lebendigen Geistes bezeichnet worden. In dem Leben allein liegt die organische Zeugung und Wiedergeburt des Geistes, wodurch er die absolute Macht über die todte Natur erhält. So sind die Ausdrücke der Evangelien zu verstehen, daß der Menschensohn zugleich Gottessohn ist; daß aber Vater und Sohn Dasselbe, der Same, von demselben organischen Bildungstrieb erzeugt und beseelt sind. So ist der organische Geist des Menschenreichs der göttliche Geist und *Gott ist Mensch geworden.* Der organische Bildungstrieb ist in die alte Götterlehre gefahren. Die Erhebung des organischen menschlichen Geistes zum Geist Gottes ist die Erhebung des organischen Bildungstriebes zur höchsten Kraft und absoluten Idee." Man pflegte bisher Glauben und Wissen als Gegensätze zu betrachten, weil man an das Christenthum stets nur die todten Formen der alten Logik legte, und daher kam es auch daß man die Veenunft als eine der christlichen Offenbarung fernstehende Kategorie bezeichnete. Mit Unrecht. Denn die dem Christenthum abholde Vernunft ist nur die alte anorganische Vernunft, die Weltseelenvernunft, welcher mechanische Principien der Außenwelt, kosmische Hypomochlia zugrundeliegen, während mit dem Christenthum die wahre und lebendige Vernunft gerade erst beginnt, die organische Vernunft die das Princip von der Außenwelt ins Innere des Menschen selbst versetzt. Daher natürlich ein Zwiespalt zwischen der Glaubenswelt des Christenthums und der Wissenswelt des noch immer mit seinen Kategorien die Welt beherrschenden Alterthums: der Inhalt des neuen Glaubens ist das organische Leben, der des alten Wissens der anorganische Tod. In der organischen Vernunft wie im wahren Christenthum selbst existirt kein Gegensatz im Wissen und Glauben; Christus hat nie gesagt daß der Inhalt seines Glaubens nicht begriffen werden könne. Im Gegentheil durch die organische Vernunft wird erst Licht und Klarheit und vernünftige Einsicht in das Christenthum gewonnen und das Christenthum selbst zur „freien Erkenntniß" erhoben. „Das einzige Mittel nun", sagt Schultz S. 52, „den Gegensatz (den noch immer statthabenden zwischen Glauben und Wissen) aufzuheben und die dadurch entstandene Verwirrung zu lösen, ist Etwas das wir im *jetzigen* Christenthum nicht finden, nämlich *die organische Entwickelung des lebendigen Glaubens selbst zur lebendigen Vernunft,* um nicht im Mysticismus des Herzens sitzen zu bleiben. Diese organische Entwickelung des Glaubens zur Vernunft ist die Entwickelung der menschlichen Gefühle zur Vernunft überhaupt, und sie kann nur dadurch geschehen daß wir uns organische Gedankenformen zu dem organischen Inhalt des Geistes bilden, um das Ebenbild des Geistes in den Formen dieses Geistes selbst in die Seele zu bringen." Hiermit steht in nächster Verbindung der Satz: „Bisher ist die Weltseelenvernunft oder vielmehr ihre Kategorien als fester Punkt gebraucht worden, von dem aus man den Inhalt des lebendigen Gefühls und des Glaubens mit mathematischen Consequenzen zerarbeitet hat um ihn zu begreifen; jetzt muß vielmehr die Lebenskraft des Gefühls, die Selbsterregung seines Keims der feste Punkt werden, aus dem man den Geist und seine ganze Organisation und Gliederung hervorgehen läßt, wie das bebrütete Hühnchen aus dem Keim des Eies hervorgeht." Diese Anschauungen finden ihre Begründung und weitere Ausführung im Folgenden, zunächst in dem Abschnitte über die Ausbildung des Geistes durch Assimilation der Geistesnahrung, worin besonders das Capitel „Organische Analyse des Empfindungsprocesses" das höchste Interesse erregt, indem hier der antiken und empirischen Theorie der Sensation eine völlig neue physiologische Anschauung entgegengestellt wird, sowie wir in einem folgenden Capitel die geistvollsten Bemerkungen über den Unterschied der thierischen und menschlichen Gefühle lesen. In der Anwendung seiner neuen Lehre auf die Praxis beschränkt sich der Verfasser nur auf allgemeine Grundlinien in der Sphäre des Erziehungswesens und überläßt es der Zeit, das Princip der wahren lebendigen Organisation in Staat und Kirche zur Geltung zu brin-

gen. Ein besonderer Abschnitt enthält in kurzer Uebersicht die Grundgesetze der Anabiotik oder Geistesverjüngung (der Ausbildung des Vernunftorganismus oder der organischen Vernunft) als organischer Philosophie. Es konnte hier nicht unsere Absicht sein das neue Werk des berühmten Physiologen Schritt für Schritt zu verfolgen oder zu analysiren, noch weniger ist hier der Ort es kritisch zu beleuchten. Wir wollten Nichts weiter thun als die Aufmerksamkeit des größern gebildeten Publicums darauf hinlenken, und diese verdienen die Ansichten des Verfassers in hohem Maße. Man wird einer Menge ebenso interessanter wie origineller Sätze begegnen, besonders da wo es sich um die Kritik früherer Anschauungsweisen handelt. Manche werden an dem Verfasser wie an einen neuen Hercules im Augiasstalle unserer wirren Civilisation oder wie an einen Heiland glauben, Viele wenigstens durch ihn eine bedeutsame Anregung empfangen. Die Welt lechzt nach Natur und nach wahrer Natürlichkeit ihrer Verhältnisse; wir befinden uns Alle wie in einem Saale voll von einer schwülen, verpesteten Atmosphäre, eng gepreßt, oft kaum des Athmens fähig, und wir heißen Jeden willkommen der uns etwas frische Luft verschafft, mag er die Thüre öffnen oder ein Fenster einschlagen.

Ein frischer Lufthauch ähnlicher Art weht auch in der neuesten Production Bettina's, in den „Gesprächen mit Dämonen", dem zweiten Theile des „Königsbuch", dessen wir jedoch hier nur beiläufig gedenken, da es der besondern Besprechung angehört. Indeß treten wir mit diesem Buche aus der docirenden und doctrinairen Region in den Kreis der schönwissenschaftlichen Gestaltung. Berlin bringt im Ganzen wenig Romane zu Markte, ja es haben von je auch nur wenige Romandichter in unsern Mauern gelebt; seit den letzten zwanzig Jahren etwa nur Frau von Paalzow, die Gräfin Hahn-Hahn ab und zu, Luise Mühlbach, Fanny Lewald, lauter Damen von sehr fraglicher Unsterblichkeit, sodann A. von Sternberg, ein Dichter dessen Befähigung und Geist offenbar weit größer ist als seine Leistungen mit ihrer flüchtigen, oberflächlichen Conception und ihrem manierirten und einseitigen Tik, und Wilibald Alexis, das gediegenste und abgerundetste Talent von allen. Im laufenden Jahre publicirte Wilibald Alexis bekanntlich einen neuen Roman unter dem seltsamen Titel: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", der berühmt gewordenen Placatphrase des Grafen Schulenburg vom 27. October 1806, als Napoleon in Berlin einzog; in jener Zeit auch spielten die Vorgänge und zwar meist auf dem Terrain auf dem wir selbst leben. Die Form des Titels erinnerte uns lebhaft an ein Drama des russischen Dichters Kukolnik: „Die Hand des Höchsten hat das Vaterland gerettet", ein Sprüchlein das allerdings mit den verblendeten preußischen Staatsmännern von 1806, die in dem Roman vielfach geschildert werden, wenig zu schaffen hat. Für die Mark ist Wilibald Alexis in der That ein kleiner Walter Scott, ein Geschichtsmaler en détail, und wenn der Hauch jener Romantik fehlt der um die schottischen Hochlande athmet, so trägt nicht unser Dichter, sondern die Oertlichkeit allein die Schuld. Viel Wohlgefallen erregten in letzter Zeit auch die Devrient-Novellen von H. Smidt, Skizzen aus Ludwig Devrient's Leben voll stofflichen Interesses, liebevolle, wenn auch nicht eben tiefe oder geistreiche Aufzeichnungen eines ehemaligen jugendlich warmen Augenzeugen und Umgangsgenossen. Wir nennen noch als neue Erscheinungen: „Cäcilie", von Eulalie Merx, einer im moralisirenden Ton schreibenden Schwester von Luise Aston; Rellstab's „Sommermärchen", „Reisebilder aus Deutschland, Belgien, Frankreich, England, Schottland im Jahre 1851" (in Darmstadt erschienen); Uechtritz' „Albrecht Holm", zweite Abtheilung des ersten Bandes; eine sehr elegant ausgestattete Bearbeitung der „Frauen der Christenheit" von J. Cavanagh, einer bekannten englischen Schriftstellerin und Verfasserin des reizenden Romans „Natalie" u. s. w. Max Ring, der sich gegenwärtig auf Reisen befindet, kam auf den Gedanken mit dem Titel der „Dorfgeschichten" Auerbach's gegensätzlich zu rivalisiren und ließ den ersten Band seiner „Stadtgeschichten" erscheinen um das Stadtleben in seiner specifischen Eigenthümlichkeit zu charakterisiren. Es sind diese „Stadtgeschichten" Erzählungen aus dem Leben unserer Residenz, wie es sich in den verschiedenen Sphären in seiner unmittelbar nackten Natürlichkeit darstellt, leicht und unterhaltend geschrieben. Wir begegnen darin manchen Figuren die man wie Portraits gar bald erkennt oder wenigstens zu erkennen glaubt, und wenn uns der Verfasser hier durch einen piquanten Reiz festhält, so bemüht er sich auf der andern Seite unserm Streben nach Erkenntniß der uns umgebenden Verhältnisse dadurch nachzukommen, daß er uns eine Menge Typen der modernen hiesigen Entwickelung und Civilisation in ihrem Treiben und in ihren Motiven mit hübschem technischen Federgeschick vorführt. Unter dem Titel: „Aus dem Papierkorbe eines Journalisten", sammelte E. Kossak verschiedene seiner letzten Feuilletonartikel aus der verstorbenen „Constitutionnellen Zeitung", meist humoristischen Inhalts, reich an Phantasie und Laune, wenn auch in ihrem Innern nicht immer hinlänglich gesichtet. Des Verfassers Begabung für die ernste Skizze culminirt in dem schätzenswerthen Aufsatze: „Ein Gang durch die untern Kreise", der seiner Zeit bei den hiesigen Communalbehörden manchen Anstoß erregte; den Freunden gemüthvoller Poesie wird besonders der allerliebste kleine Artikel: „Der Plundermatz", gefallen, ein Märchen für die großen Kinder.

Folgen wir dem Gang der natürlichen Ideenassociation und schalten wir hier, da wir das Wort „Kinder" ausgesprochen, gelegentlich einmal ein paar Worte über die hiesige neueste Jugendliteratur ein, die ja ohnehin vorwiegend in das Gebiet der erzählenden Unterhaltung gehört. Die deutschen Pädagogen sind aller Orten berühmt, und es ist vielleicht neben ihrer gründlichern Bildung besonders eine echtdeutsche Eigenschaft die sie so gesucht macht, das Gemüth oder die Gemüthlichkeit, eine Eigenschaft die sie mehr als andere Nationen gerade für den Umgang mit der Jugend befähigt. Die Franzosen gehen als Tanzlehrer, als Fechtmeister, Kammerdiener und Abenteurer in die Welt, die Engländer als Ingenieurs und Kaufleute, die Italiener als Sänger, die Deutschen als Erzieher und wir finden sie in dieser Stellung in allen fünf Welttheilen. Der Deutsche ist der Schulmeister par excellence, und in keinem Lande geschieht literarisch so viel für die Kindheit und das heranreifende Alter wie in seiner Heimat. Außer den stereotypen Gedichtsammlungen unserer Lyriker in Prachtband und Goldschnitt für die holden Damen bilden die kleinen Schriften mit bunten Bildern, Märchen, Erzählungen und Fibelversen für die Kinder den eigentlichen Kern des ganzen großen buchhändlerischen Weihnachtsmarkts. Und wenn wir die Namen Derer mustern die sich in letzter Zeit in Berlin in gediegenen, praktisch brauchbaren Productionen für die Jugend hervorthaten, so finden wir in erster Reihe den eines hiesigen, allgemein geschätzten Communallehrers, Ferdinand Schmidt. Wir nennen hier keinen neuen Namen, wol aber einen welcher unausgesetzt die öffentliche Anerkennung für seine Bestrebungen verdient. Nachdem Ferdinand Schmidt früher einzelne Schriften und Chrestomathien für die Jugend veröffentlicht, wandte er seit vorigem Jahre seine Thätigkeit einem fortlaufenden Unternehmen, einer „Jugendbibliothek" zu, die in kleinen Bändchen erscheint, Erzählungen und Märchen beschert und zu drei Vierteln von seiner Feder herrührt. Wir, der Referent, stehen längst im vollen Mannesalter: unsere Kindheit liegt weit draußen am Horizonte unsers Lebens, und wie die erste Welt von den Wassern die da vierzig Tage und Nächte lang vom Himmel regneten, so ist sie, unsere Kindheit, von den Nebeln der Ferne, von der Vergessenheit überflutet; aber doch nicht Alles ist vergessen, und vorallem erinnern wir uns noch lebhaft des Eindrucks unserer ersten Lecture, ethnographischer Schilderungen, unterhaltender Beschreibungen kühner Reisen und Weltumsegelungen und ganz besonders der Campe'schen Schriften, welche damals vielleicht erst ihre tour du monde in die kleinen Provinzialstädte machen mochten. Gehe Jeder in sich und frage

sich ob nicht gar Manches aus seiner frühesten Lecture tiefen, tiefen Halt in seiner Seele gewonnen, ein Theil seines Wesens geworden! Ist es daher nicht doppelt wichtig, sein Augenmerk auf Das zu richten was die Kindheit liest? Verdient der Schriftsteller und Pädagog nicht doppelte Werthschätzung der hier das Angenehme mit dem Nützlichen in rechter Weise zu verbinden versteht? Und diese Worte eben sprechen in bestimmter Weise das Lob aus welches wir Ferdinand Schmidt, dem gemüthreichen, kindlichen Freunde der kleinen Jugend, zollen müssen. Er erzählt mit schlichter Klarheit und echtpoetischem Sinn, er weiß die Aufmerksamkeit zu spannen und unvermerkt stoffliche Belehrung in Fülle einzuflechten, er moralisirt nicht pedantisch, sondern läßt die Beispiele des Edeln und Großen durch sich selbst sprechen, er wählt endlich überhaupt mit richtigem Takt seine Themata, indem er dabei ebenso den momentanen Anfoderungen der Zeit mit ihren dominirenden Ideen wie den speciellen Neigungen der Jugend zu entsprechen bemüht ist. Gegenwärtig scheint ihn oft die Vorliebe für geschichtliche Begebnisse zu leiten; auch das jüngsterschienene zweite Bändchen des zweiten Jahrgangs der „Jugendbibliothek", enthaltend „Hermann und Thusnelde, oder die Befreiung Germaniens von römischer Herrschaft", beweist dies wieder, eine Erzählung welche, was nicht leicht zu erreichen, von Jung und Alt mit Interesse gelesen werden kann, und die den kleinen und großen Leser gleichsam spielend neben dem Vergnügen mit den hervorstechendsten Sitten und Gebräuchen unserer ältesten Vorfahren bekanntmacht.

Bei Erwähnung der Jugendschriften gedenken wir noch eines Werks besonders für das reifere jugendliche, zugleich aber auch für das völlig erwachsene und gebildete Alter, das wir mit großem Vergnügen zu unserer Erholung lasen und dessen vierter und letzter Band hier bei Duncker und Humblot im verflossenen Halbjahr erschien; es führt den Titel: „Länder- und Völkerkunde in Biographien" von Külb. Das Buch verdient gewiß eine allgemeinere Verbreitung als es bisher gefunden zu haben scheint, woran freilich wol der sehr starke Umfang und demgemäß höhere, wiewol relativ geringe Preis schuld sein mag. Es enthält die ausführlichen Biographien und Reisen der berühmten Entdecker aller Zeiten und Länder, und man kann nicht leichter und angenehmer in die Geographie und Ethnographie eingeweiht werden als durch diese originelle geschichtliche Robinsonade, die nicht nur mit großer Sachkenntniß und einem reichen Material, sondern auch in einem gewandten, warmen und fesselnden Tone geschrieben ist. Von der Jugend zum Volk ist nur ein kleiner Schritt, und auch für letzteres betheiligte sich der Eifer unsers literarischen Verlags noch immer lebhaft, unter Anderm in der vor mehren Jahren gegründeten und rüstig fortgeführten „Allgemeinen deutschen Volksbibliothek". Der letzte Band brachte kürzlich den „Dorfgelehrten" von A. L. Lua, eine brave Erzählung von edeln Tendenzen und unterhaltender Darstellung.

Und „wann werden die Poeten des Singens einmal müd'"? Wird auch in Berlin immer noch gesungen, gedichtet in Vers und Reim? Sicher genug. Die Natur, die Menschheit, die Civilisation unserer Residenz sind allerdings nicht sehr poetisch; wenn man aber von anderswoher eine Dichterseele mitbringt, so läßt es sich hier schon ganz gut Verse machen, vielleicht besser als an poetisch gelegenen Orten. Der Dichter erfährt hier die negative Anregungsfähigkeit des Contrastes, eines Contrastes der doch zugleich den Pulsschlag eines großen Lebens, einer riesigen Thätigkeit und eines unablässigen Zukunftsdrangs in seinem prosaischen Busen trägt. In Berlin fluten unleugbar die Ströme der deutschen Geistesentwickelung und der fremden Anregungen am zahlreichsten und ausgedehntesten zusammen; was irgend in der Kunst Epoche macht stellt sich gewiß gelegentlich mit hier zur Schau oder zum Genuß ein; es athmet in unserer Luft etwas von den Essenzen welche die Welt bewegen helfen, man fühlt sich hier wirklich in dem magischen Kreise einer solchen Bewegung, und doch kann man sich auf der andern Seite in Berlin in eine Stille und Einsamkeit zurückziehen wie fast nirgend anderswo. Der Dichter kann hier, wenn er zu schaffen denkt, mitten in dem Getümmel der Friedrichs- oder Königsstadt leben wie ein Eremit am Berge Karmel. Die hiesige Geselligkeit ist nicht warm genug um ihn wider seinen Willen seiner Einsiedelei zu entreißen.

Vor ein paar Monaten übertäubten die Kanonen von „Leuthen" Alles was sonst daneben sang, klang oder zirpte. Die Rhetoren Schramm und Palleske donnerten das wunderliche Fragment der neuen preußischen Epopöe in großen, hallenden Sälen von ihren Lesekathedern nieder und die unter den Zuhörern anwesende Soldateska rasselte dazu mit den Säbeln. In seinem zweiten Theil des „Faust" preist Goethe unter dem Bilde Euphorion's Lord Byron und seinen „eigensten" Gesang. Uns will der Gesang Scherenberg's noch mehr als „eigenst" erscheinen, und das ist vielleicht sein Unglück wie sein Fehler, denn im Uebrigen ist Scherenberg unstreitig eine echte und tüchtige Poetennatur. Jetzt ist der Lärm vorüber, der Pulverdampf entflogen und wir sehen was sonst von da ab bis heute an Versen zur Welt kam. Da liegt vor uns das poesiereiche „Spanische Liederbuch" von Geibel und P. Heyse; „Abdul", ein sinnig-allegorisches Gedicht von Landesmann, dem wiener Poeten, der sein Büchlein hier erscheinen ließ; „Kaiser Karl", ein epischer Cyklus von Gruppe; „Gedichte" von Emil Grundmann, wenn auch nicht gerade originell, so doch innig empfunden und in anmuthig-leichtem Fluß gesungen; ferner religiöse Gedichte von Bormann unter dem Titel: „Die Tage des Herrn"; allerunterthänigst fromme und loyale Erbauungsergüsse: „Kreuz und Krone" von Czilsky; eine zweite sehr stark vermehrte Auflage der Lieder von Dilia Helena, einer Dame aus Potsdam, die vielfach in überschwänglichen, tönenden Phrasen und flimmernden Wortnebeln verhimmelt und bei unsern Dutzend-Liedercomponisten sehr beliebt ist; zwei metrische Uebertragungen von Augier's „Diana"; eine sehr gelungene Uebersetzung oder Bearbeitung der Gedichte des genialen Russen Lermontoff von F. Bodenstedt (Bd. 1). Auch Karl Beck's „Gedichte" sind in einer neuen Auflage erschienen, und zwar jetzt wieder in Leipzig bei dem Rechtsnachfolger Bösenberg's, nachdem ein langwieriger Proceß zum Nachtheil der hiesigen Voß'schen Buchhandlung, welche bekanntlich die gesammelte Ausgabe der Gedichte Beck's vom Jahre 1844 veranstaltet hatte, entschieden worden. Wir erwähnen des trefflichen Dichters hier, obgleich die angedeutete neue Auflage nicht in Berlin erschienen, obgleich Wien sagen wird: Beck ist der Unsere, obgleich Breslau sagen wird: Beck ist der Unsere, obgleich Pesth, Dresden, Stuttgart, Zürich und wer weiß welche Städte noch Dasselbe wiederholen werden. Karl Beck wandert nämlich seit lange schon, ein echter fahrender Poet, in der Welt umher und nahm bald hier, bald da Wohnung und flüchtige Rast. Aber er hat sich wenigstens seit den letzten zehn Jahren gewiß am längsten hier in Berlin aufgehalten, ist immer wieder nach Berlin zurückgekehrt, und darum haben wir vielleicht das meiste Recht ihn den Unsern zu nennen, und darum sprechen wir hier ein paar Worte von ihm. Bis seine neuen ungarischen Gedichte und seine Julienlieder erscheinen, hat das Publicum vorderhand in dieser Ausgabe der Gedichte ein neues Lebenszeichen von ihm und mehr als das, ein Document neuer Production. Denn die „durchgesehene und vermehrte Originalausgabe" des leipziger „Verlagsmagazins", deren Text sonst nur durch Aufnahme noch einiger Strophen und Verse aus den „Nächten" und dem „Fahrenden Poeten" erweitert wurde, bringt statt der „Auferstehung" am Schluß, die aus buchhändlerischen Rücksichten wegbleiben mußte, ein in unserm Norden noch nicht bekanntgewordenes längeres Gedicht: „In den letzten Zügen", ein poetisches Denkmal zu den Ereignissen der neuesten Zeit. Der Dichter stellt den Generalissimus Görgei bei Villagos im Jahre 1849 dar, unmittelbar vor der unseligen Uebergabe, wie er Nachts in seinem Zelte auf- und abschreitend den großen Kampf des fatalistischen Entschlusses kämpft, ja eigentlich schon

gekämpft hat und nur Motive sucht, nochmals seinen Entschluß vor sich selbst zu rechtfertigen, ein trauriges, schlimmes Geschäft. Wie das Gespenst zu Brutus, tritt dieser Entschluß an ihn heran und noch grauenhafter, nicht Tod kündend, sondern verführerisch an den Rand des äußersten Verderbens lockend; Brutus konnte bei Philippi nur sein Leben verlieren, Görgei bei Villagos wagte mehr, wenn überhaupt das Wort „wagte" für ihn in Anwendung kommen darf. Das Gedicht fließt in melodischen Rhythmen hin, ein dunkler Stern gewichtiger Reflexionen und dämonisch beleuchtet wie von den fahlen Lichtern sterbender Gestirne.

Wir können unsern Fuß nicht auf anderes Gebiet setzen, ohne vorher noch auf eine Production aufmerksamzumachen, die nächstens bei Alexander Duncker zutagekommen wird, eine ländliche Dichtung unter dem Titel: „Die hegler Mühle", märkische Lieder von Anton Riendorf, eine Erzählung und zwar in Liedern mit Refrain, eine Aufgabe deren Schwierigkeit sich leicht begreifen läßt. Wir lernten das Manuscript kennen; es herrscht darin neben echtpoetischem Empfinden jener plastische Realismus der seinen Stoff in seiner ganzen localen Detailfärbung ergreift und darstellt, was nicht oft der Fall zu sein pflegt, indem die Poeten sich vorwiegend bei ihren Schilderungen in zu allgemeinen Anschauungen bewegen. Wir kennen zufällig noch einige andere Manuscripte Riendorf's; er erscheint uns darin unter den jüngsten Dichtern als einer der am meisten mit Phantasie, Gedanken, Empfindung, Originalität und gestaltender Kraft ausgestatteten, und wir täuschen uns vielleicht nicht, wenn wir diesem jungen Mann noch eine gute Zukunft prophezeien, im Fall er seine Anlagen mit unablässiger Sorgfalt und kritischer Sichtung ausbildet. Das Publicum wird bald im Stande sein selbst zu urtheilen.

Die nichtpolitische Broschürenliteratur hat seit mehren Monaten strenggenommen fast nur eine einzige Erscheinung von positivem oder materiellem Werth gebracht, so spärlich ihr Umfang auch an sich selbst sein mag: Ristic, „Ueber die neuere Literatur der Serben". Die gebildeten Nordländer der Gegenwart hegen eine besondere Vorliebe für dieses Volk, obwol die meisten wenig mehr von seinem Treiben und seinen Geschicken wissen als was Ranke in seinem classischen Werke „Die serbische Revolution" erzählt und was sie dann und wann aus den Zeitungen über dasselbe lasen. Unsere Vorliebe gründet sich auf die berühmten und prächtigen Volkslieder der Serben, die uns bekanntlich schon vor länger als zwei Decennien durch die treffliche Uebertragung von Talvj zugänglich geworden. Was wir aus Ristic über den Stand der gegenwärtigen Literatur in Serbien erfahren, mag zwar ein eifriges und höchst schätzenswerthes Streben verschiedener, ja zahlreicher Talente bekunden, zeugt aber noch keineswegs von einem wirklich lebenskräftigen, modernen und originalen Literaturschatz. Die Serben haben einmal eine poetische Periode gehabt, eben die ihrer Volkslieder, ihr literarisches Mittelalter, die Zeit ihrer Minstrels und Troubadours; eine echtliterarische Neuzeit ist für sie noch nicht da, so wenig wie für die Czechen, indem von den Slawen bisher nur die Polen und Russen eine solche erlebten. Wir kennen manche neuere serbische Dichtwerke, aber sie sind meist entweder Nachklänge des alten epischen oder lyrischen Sangs mit seinen alten Lebensanschauungen, oder Copien ausländischer Originale, oder ein Gemisch von beiden. Keine dieser drei Richtungen repräsentirt einen Abschluß oder ein befriedigendes Resultat literarischen Strebens, so große einzelne Schönheiten auch diese oder jene poetische Schöpfung aufweisen mag. Man denkt vielleicht an die Zukunft und ihre Zeitigung einer modern nationalen Literatur, wie sich bei den Russen und Polen eine solche ebenfalls großentheils aus der Nachahmung entwickelte. Wir hegen kein allzu großes Vertrauen in dieser Hinsicht. Nicht als ob wir irgend an dem Talent der Serben zweifelten, im Gegentheil wir glauben daß die Nation, weil sie sich noch nicht in literarischer Production erschöpft hat, noch eine Fülle urkräftiger Dichternaturen erzeugen könnte; aber die Nation genießt äußerlich nicht jener Bedingungen deren es zur Entwickelung einer wirklich nationalen Literatur bedarf. Ihre Glanzperiode, ihre selbständige, dynamische Lebensexpansion ist vorüber; jetzt liegt sie zwischen drei despotische, mächtigere, scheelsüchtige Reiche eingeklemmt, die ihr politisches Dasein zu einer reinen Winkelexistenz herabgedrückt haben, ohne daß bei der gegenwärtigen Weltstellung der Völker und der Richtung der europäischen Entwickelung eine Aussicht vorhanden ist daß sie nochmals ihre Lebensexpansion wiedergewinnen werde. Von einigen andern Broschüren nichtpolitischen Inhalts genüge der Titel, es sind: Erdmann, „Wir leben nicht auf der Erde", eine Vorlesung in der bekannten Weise des halleschen Professors, der das humoristische Originalgenie gern spielt, obgleich er nicht aus der Compilation und dem Hegelthum herauskam; Huber, „Ueber spanische Nationalliteratur im 16. und 17. Jahrhundert", ebenfalls eine Vorlesung, voll von Anklängen an den finstern Dominicanersinn des Verfassers, der sich bei Don Philipp II. von Spanien mehr zu Hause gefühlt haben würde als in Berlin und im 19. Jahrhundert; Schneider, „Gedanken über Cultur und Luxus"; E. Raupach, „Der Aberglaube als weltgeschichtliche Macht" (ein Nachlaß); Hengstenberg, „Die Opfer der Heiligen Schrift"; Förster, „Sendschreiben Lachmann's an die Philologen"; Glaser, „Ueber Aussteuerkassen"; Röttger, „Thien-Ti-Hoih", eine Schrift über eine communistische Verbrüderung in China u. s. w.

Die letztgenannte Broschüre, interessant in ethnographischer und geschichtsvergleichender Hinsicht, grenzt schon an das Gebiet der politischen Flugschrift. Was soll man von der gegenwärtigen politischen Broschürenliteratur selbst sagen? Früher glich sie einem Concerte, wo die verschiedensten Instrumente die mannichfachsten Melodien spielten. Das ist jetzt fast ganz vorbei; der politische Druck auf der einen und die Misstimmung oder Erwartungslosigkeit auf der andern Seite haben ihre Wirkung gethan: wir hören heute nur eine Melodie und einen Dudelsack: die Reaction, die ihres propagandistischen Eifers mittels bedruckten Papiers noch nicht müde geworden und die einzig und allein heute politische Broschüren vom Stapel läßt. Greifen wir einmal nach den neuesten Ergüssen und schlagen wir das erste beste Heft auf um eine kleine Vorstellung zu bekommen, z. B. „Mein Vaterland und sein Kampf" von Hennau von Schmettau, etwa S. 15: „Jemehr nun eine Nation in sich das Bewußtsein ihrer göttlichen Gründung, ihrer Abhängigkeit von der göttlichen Weltregierung trägt, desto reicher und mannichfaltiger (hört! hört! dieser Schluß!) ist ihre innere Gliederung (!!), desto frischer und desto dauernder ist ihr inneres Leben. So war es schon bei den Heiden, die eine Volks- und Staatsreligion (?) hatten, noch mehr bei den Juden, deren Stammeintheilung bekanntlich noch nicht aufgehoben ist, so war es bei den Völkern germanischer Race, die sich in Stände sonderten und in dieser ständischen Gliederung ein wunderbar reiches und lebendiges Dasein durchlebt haben. Erst als die hochfahrende (sic!) Vernunft (?) die ersten schüchternen Versuche machte, den Germanen statt des Worts vom Kreuz das Wort ihrer eigenen Weisheit unterzuschieben, da geschahen auch die ersten tödtlichen Streiche gegen die Ständeunterschiede in unserm Volke. Als der Adel, seiner ritterlichen Pflichten vergessend, mit der Metze (sic) Vernunft anfing zu tändeln und zu buhlen, kochte er selbst das Gift das seine Wappenschilder zerfraß und seine Schwerterklingen morsch machte ..." Der gesunde Menschenverstand schreit hier gewiß schon in äußerster Verzweiflung: Halt ein! halt ein mit deinem Citat. Ja wahrlich Hennau von Schmettau hat sich in glänzender Abweichung von den alten verderbten Vorfahren völlig reingehalten von jeglicher Buhlerei mit der „Metze" Verstand, und Jedermann wird ihm gern attestiren daß in seinen Expectorationen auch nicht die geringste Spur ihres Einflusses wahrzunehmen. Sollte dieser Umstand ein Grund sein, den Leser wegen eines solchen Citats wie wir es eben gegeben um Verzeihung zu bitten, so thun wir das hiermit. Wir hatten die

beste Absicht von der Welt: wir wollten nur zeigen was man heutzutage Alles sagen kann, ohne dem Tollhause zu verfallen. Broschüren wie z. B. „Das Wesen der Linken und der demokratischen und constitutionnellen Zeitungs- und Broschürenliteratur", herausgegeben von S. Loeff, dem hierorts hinlänglich bekannten Kaffeemaschinenanfertiger, wirken nach halbstündiger Lecture geradezu physische Uebelkeiten erregend und können von geistig-gesunden Naturen, wenn sie leiblicher Anomalien wegen eines Vomitivs bedürfen, dreist als Tartarus stib., Nux vomic., Rad. Ipecac. etc. angewendet werden. Oder wenn das nicht, so kann man wenigstens an dem Herausgeber ein ähnliches Exempel erschauen wie die Spartaner ehedem an ihren Sklaven, wenn sich Letztere betrinken mußten um durch ihr Gebahren die Jugend von diesem Laster abzuschrecken; wir haben selten einen Menschen gesehen, so voll des gemeinsten Servilitätsfusels, wie den eben Genannten.

Wir greifen noch ein mal hinein in die vor uns liegende Broschürenliteratur, zum dritten mal; aber wiederum haben wir eine reactionnaire Schrift in der Hand; natürlich, es erscheint eben, wie schon gesagt, nichts Anderes. Der Titel lautet: „Das Wesen des modernen Constitutionalismus und seine Consequenzen" von L. Graf von Pfeil, und das Motto: „Die ständischen Verfassungen sind nicht darum gut weil sie alt sind, sondern sie sind darum alt weil sie gut sind", oder mit andern Worten: Hr. Graf von Pfeil ist nicht darum Reactionnair weil er dieses Motto hat, sondern er hat dieses Motto weil er Reactionnair ist. Er beginnt: „Die Irrlehre daß jede obrigkeitliche Gewalt aus dem freien Willen des Volks ihren Ursprung nehme hat, nachdem sie erst in Europa den Despotismus gebildet und großgezogen (??), die Niedertretung jedes Rechts beschönigt und gutgeheißen, zuletzt ihre weitern Consequenzen entwickelt und in den letzten sechs Jahrzehnden in der Form des sogenannten Constitutionalismus (?) Europa mit Blut und Trümmern bedeckt (?).*) Vor wenigen Jahren noch hat dieselbe Irrlehre fast alle Staaten Europas mit Untergang bedreht, und nur das allgemeine Entsetzen vor ihren unmittelbaren Folgen vermochte bisjetzt die menschliche Gesellschaft davor zu bewahren, Zuständen zu verfallen, wie sie die socialistischen und communistischen Lehren herbeizuführen streben." Constitutionalismus Hand in Hand mit Socialismus und Communismus, das ist solchen Verfassern Alles Eins; sie würfeln die Begriffe durcheinander und versetzen Saul unter die Propheten wie es ihnen beliebt oder paßt. Hören wir weiter: „Gegenwärtig befinden sich die Völker in einem freilich ganz unbestimmten Zustande der Ruhe, welcher eine unbefangene Prüfung jener Irrlehren begünstigt, wozu überdies die letzten Jahre reichen Stoff darbieten. Die vorliegende Schrift ist bestimmt zu dieser Prüfung einen Beitrag zu liefern, auch die Grundlagen zu untersuchen auf denen sich ein solides Staatsgebäude herstellen läßt. Es wird sich im Verlauf der Darstellung zeigen daß die vielfachen Verletzungen dieser Grundlagen wesentlich die Triebfedern waren welche die Bewegung von 1848 hervorriefen, und daß dieselbe Bewegung von ihrem ersten Beginn an auch (?) in den tiefsten Schichten der Bevölkerung die schärfste Reaction (hört!) gegen constitutionnelle und liberale Misgriffe (will eben sagen Constitutionalismus und Liberalismus!) in Gesetzgebung und Staatsverwaltung darstellte." Der letzte Satz wird Manchem vielleicht neu erscheinen und man wird nach den thatsächlichen Beweisen dieser schärfsten Reaction gegen den Constitutionalismus u. s. w. in der Bewegung von 1848 fragen. Parturiunt montes etc. Der Verfasser flickt am Ende ein kleines Notizchen, eine Anmerkung Nr. 13 an, als ganze Ausführung der hochtönenden Phrase seiner Einleitung. Er erzählt: „Ich sah nach den Märztagen einen Zug der Maschinenbauer von Moabit durch den Thiergarten ziehen: gegen 6000 Männer welche meist auf den Barrikaden gefochten hatten. Voran Musik, fliegende Fahnen. Kein regelloser Haufe, Alle in Reihe und Glied unter ihren Führern. Die einzelnen Fabriken gesondert, in diesen wieder gesondert die Schmiede, die Schlosser, die Tischler, die Drechsler, die Former, die Gießer u. s. w., Alle bis zum Tagelöhner herab scharf getrennt, wie es das einzelne Gewerk bedingt. Keine Rede von nivellirender Gleichmacherei, in welcher sich damals der Vereinigte Landtag (d. h. nach Graf von Pfeil der Constitutionalismus, der Liberalismus) erging. Ob diese Leute wol die Absicht hatten sich der constitutionnellen oder wenn man lieber will der demokratischen Majorität von einigen tausend Schneidern willenlos zu unterwerfen? ... Neben der Paulskirche tagten damals die Abgeordneten der deutschen Handwerker um ihre gewaltsam zerrissenen Verbindungen wiederherzustellen u. s. w." Der Verfasser sagt: „Keine Rede von nivellirender Gleichmacherei u. s. w.", allerdings mochte damals der von ihm beobachtete Zug nach Gewerken abgetheilt gehen, aber wir fragen was geschehen wäre, wenn sich dieser Zug plötzlich in irgend eine Debatte gestürzt hätte? Würden die Schlosser etwa den Schmieden den Vorrang eingeräumt haben, oder würde dann nicht eben doch die nivellirende Gleichmacherei auch hier eingetreten sein, die für jedes Gewerk ein gleiches Recht verlangt hätte? Und würde diese nivellirende Gleichmacherei etwa innerhalb der Gewerke selbst bei der Entscheidung pro oder contra abgewiesen worden sein, würde das eine Individuum dem andern eine vollwichtigere Autorität zuerkannt haben, oder hätte nicht am Ende doch die dem Verfasser odiöse Majoritätstheorie den Sieg davongetragen? Wie die Phrase von der Unterwerfung unter die Majorität der Schneider oben mit dem Vorangehenden in einer naturgemäßen, praktisch disponibeln Verbindung steht, ist uns nicht recht klar geworden. Wir citirten hier eine Anmerkung und man könnte vielleicht vermuthen daß in dem eigentlichen Text der Abhandlung etwas Triftigeres von der Opposition des Volks gegen die constitutionnellen oder liberalen Formen gesagt worden. Wir sehen nach und finden daß der Verfasser keine speciellern Data anführt, sondern Allgemeinheiten zusammenfaßt um die Basis des ständischen Wesens und das vermeintliche Streben danach darzuthun. „Die Thatsachen reden", sagt Graf von Pfeil S. 16; „seit Decennien schon ist das Streben nach Vereinigung aus England, dem Vaterlande der Freiheit, zu uns gekommen, hat fast alle Richtungen des gesellschaftlichen Lebens durchdrungen. Alte Verbindungen der Gewerke, der Universitäten haben sich den auflösenden Tendenzen der Regierungen zum Trotz behauptet, bis man sich endlich zu der heilsamen Maßregel verstand, den Vereinigungstrieb zu regeln, statt ihn zu unterdrücken. Es haben sich verbunden die Handwerker, die Rusticalbesitzer, die Schullehrer, die Aerzte, die evangelischen Geistlichen u. s. w." Allerdings dies sind unumstößliche Thatsachen. Der Punkt indeß worauf es ankommt ist die Idee welche in den Thatsachen liegt. Warum manifestirte sich dieser Associationstrieb? Etwa um einer anzustrebenden Regierungsform halber? Oder etwa um dem Constitutionalismus und Liberalismus entgegenzuwirken? Gewiß nicht; sondern einzig und allein um in geschlossener Reihe leichter und erfolgreicher die immermehr umsichgreifenden despotischen, die Rechte des Individuums, d. h. die Freiheit vernichtenden Gelüste der Regierungen zu bekämpfen. Hinc illae lacrimae. Was der Verfasser will, wird man längst begriffen haben: er sieht alles Heil einzig in der Wiederherstellung der alten ständischen Verfassungen, nicht der von 1822, sondern der uralten Fürstenthumstage, Kreisversammlungen u. s. w. Sapienti sat.

Wir begannen unsere Mittheilungen mit einer gewissen befriedigten Stimmung über die Vermehrung und den neuen Aufschwung des literarischen Verkehrs, wir schließen sie mit dem Bedauern daß dieses Gedeihen in der Publicistik eine so

*) Wie? die „entnervende", d. h. matt und schlaff machende Lehre Montesquieu's, wie sich ein bekannter Minister auszudrücken beliebte, und Blut und Trümmer? Wie differirt doch die Reaction so wunderlich in ihren Anschauungen!

einseitige, aller wirklich neugestaltenden Schöpferkraft bare Richtung genommen. 45.

Zur Geschichte des Tugendbundes.

Der verdienstvolle Geheime Regierungsrath Baersch in Koblenz hat zur Berichtigung der 1850 von J. Voigt in Königsberg herausgegebenen „Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder des Sittlich-wissenschaftlichen Vereins“ Beiträge zur Geschichte dieses Bundes veröffentlicht, zu dessen Stiftern er selbst gehörte, und durch seine Schrift einen für die Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft höchst wichtigen Gegenstand zum Abschluß gebracht.*) Im Jahre 1809 glaubte eine mächtige und einflußreiche Partei in Preußen, an deren Spitze die Generale von Köckeritz, von Zastrow und von Kalckreuth standen, das beschränkte Fortbestehen des Staats nur durch unbedingte Hingabe an Frankreich retten zu können, fand aber entschiedenen Widerstand bei Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann und andern furchtlosen Männern, welche den Gedanken an eine Erhebung des Volks zur Abwerfung des französischen Jochs nicht aufgaben. Schon 1808 hatte sich in dieser Absicht zu Königsberg ein Verein von etwa zehn Männern gebildet, unter welchen zwar mehre Freimaurer, wie der Oberfiscal Mosqua, Gymnasialdirector Lehmann, Kriegsrath Verhazen, Major von Both, Kriegsrath von Tepper, Assessor Bardeleben, Conrector Janke und Baersch selbst, jedoch auch Nichtmaurer, wie die Professoren von Baczko und Krug, sich befanden. Der erste Entwurf der Bundesstatuten wurde von Lehmann ausgearbeitet, jedoch zu unpraktisch befunden, weshalb Bardeleben, Krug und Baersch mit der Abfassung neuer Statuten beauftragt wurden, welche, vom Könige genehmigt, unter dem Titel: „Verfassung der Gesellschaft zur Uebung öffentlicher Tugenden oder des Sittlich-wissenschaftlichen Vereins“ (1808), bei H. Dege in Königsberg gedruckt wurden. Stein war weder Stifter noch Mitglied des Vereins, wol aber ein Beschützer desselben; in demselben Verhältniß zum Bunde standen Scharnhorst und Gneisenau. Dagegen waren von Grolmann, von Boyen, die beiden von Thile, Ribbentrop sehr eifrige Mitglieder des Vereins, der in allen Ständen Theilnehmer fand. Auch außerhalb Königsberg bildeten sich bald Zweigvereine oder Kammern, zu deren Gründung der Bund seinen Mitgliedern Generalcommissorien ertheilte. Ein solches Commissorium erhielt der damalige Major Peinz von Hohenzollern-Hechingen, Bruder des Fürstbischofs von Ermeland, zur Stiftung einer Kammer in Marienwerder; der ältere Ladenberg, damals Kriegs- und Domainenrath in Marienwerder, leistete ihm thätigen Beistand. Um die Gründung einer Kammer zu Braunsberg machte sich nicht allein der Major von Rochelle, sondern auch der Gymnasialdirector Burgund sehr verdient; zu Elbing außer dem Justizrath Marenski auch der wackere Gervais. Bardeleben breitete den Verein in Schlesien aus; bereits 1808 entstanden Kammern zu Glogau, Liegnitz und Breslau. Der Professor Karl Friedrich Eichhorn war Director der Kammer zu Frankfurt a. O. Baersch selbst erhielt den Auftrag zu Berlin einen Zweigverein für die Mark zu gründen, fand aber hier wenig Anklang; Schleiermacher lehnte den Antrag an die Spitze der Kammer zu treten ab.

In Pommern bestand bereits ein anderer Verein, die „Gesellschaft der Vaterlandsfreunde“. Sie setzte sich mit Schill in Verbindung, dem sie mit seinem Offiziercorps Ende November 1808 zu Stargard ein glänzendes Gastmahl gab und ihren festen Vorsatz aussprach, gegen die französische Herrschaft energisch zu wirken. Sie wünschte sich mit dem Sittlich-wissenschaftlichen Verein, der dieselben Zwecke verfolgte, zu verbinden, und Baersch, damals Offizier im Schill'schen Freicorps, bewirkte im Auftrag des Tugendbundes diese Vereinigung zu Stettin.*) Die Vaterlandsfreunde verfügten über bedeutende Geldmittel und gaben eine erhebliche Summe zu dem Unternehmen des Lieutenants Eugen von Hirschfeld in der Altmark, das jedoch übereilt wurde und misglückte. Obgleich Stettin von französischen Truppen besetzt war und es an Spionen nicht fehlte, kam daselbst die Errichtung einer Kammer des Tugendbundes zu Stande.

Am 10. December 1808 ritt Baersch an Schill's Seite in Berlin ein. Unbeschreiblich war der Jubel des Publicums, man feierte Schill als den Vertheidiger Kolbergs, obgleich der Hauptruhm an dieser That eigentlich Gneisenau gebührte. Allein der Tugendbund wollte in Berlin keinen rechten Fortgang finden, nicht sowol wegen der Eifersucht auf Königsberg als aus Furcht sich zu compromittiren, durch die Abneigung der Freimaurerlogen gegen den Verein und durch die allgemein verbreitete Meinung daß die Regierung den Verein bald aufheben werde. Auch glaubte man, daß der Verein bei dem verwegenen Unternehmen Schill's, zu dem dieser am 28. April 1809 auszog, betheiligt sei. Allein Schill war nicht einmal Mitglied des Tugendbundes, obwol er mit den Planen desselben ebenso vertraut war als mit denen der Vaterlandsfreunde in Pommern und aller ähnlichen Vereine, die damals die Befreiung Deutschlands bezweckten. Der Tugendbund hatte durchaus keinen Einfluß auf das Unternehmen Schill's. Dörnberg, damals Oberst im Dienst des Königs von Westfalen, der sich an die Spitze des Aufstandes stellen sollte, war ebenso wenig als Schill Mitglied des Bundes. Bekanntlich scheiterte die rasche That Schill's, welche aus dem glühendsten Patriotismus hervorging, der jedoch nicht von der gehörigen Vorsicht und Umsicht geleitet wurde. An dem Zuge Schill's nahm auf kurze Zeit auch der nachmalige preußische Cultusminister Eichhorn Theil.

Die Ausschließung des Grafen Krockow aus dem Verein erklärt Baersch folgendermaßen. Ende des Jahres 1809 wurde der Graf als Staatsgefangener nach Kolberg gebracht. Man behauptete, er habe sich an einer meist aus pommerschen Edelleuten bestehenden Verbindung betheiligt, welche den König zu veranlassen bezweckte auf die Krone zu Gunsten seines Bruders, des Prinzen Wilhelm, zu verzichten, auf dessen Kraft, Einsicht und Geschick zur Führung der Regierung unter den damaligen bedrängten und bedenklichen Verhältnissen man mehr Vertrauen hatte. Der Tugendbund aber, der an diesem unüberlegten und landesverderblichen Plan keinen Antheil hatte, durfte nicht zugeben daß auf eins seiner Mitglieder auch nur der Verdacht einer Theilnahme komme, und deshalb mußte die Ausschließung des Grafen von Krockow erfolgen.

Baersch redigirte eine zeitlang auch das Organ des Tugendbundes: „Der Volksfreund, eine Wochenschrift zur Erheiterung, Belehrung und Verbesserung des Zustandes des Volks, für das Volk und für Diejenigen denen sein Wohl aufrichtig am Herzen liegt“, ein Unternehmen über welches sowol der König als der Minister von Stein anerkennend sich aussprachen. Die erste Nummer des „Volksfreund“ erschien am 4. Juni 1808 und enthielt den Anfang einer von Baersch verfaßten Biographie des gefeierten Ferdinand von Schill. „Edle Thaten zur Nacheiferung aufstellen, Misbräuche rügen, Vorschläge für das allgemeine Beste machen und von nützlichen Erfindungen, Büchern und dergleichen Nachricht geben“, war die im Programm ausgesprochene Tendenz des „Volksfreund“. In einem auf den in der Gegend von Eylau und Friedland herrschenden Nothstand bezüglichen Aufsatz des Blattes war die Rede von dem „Schlendrian des collegialischen Geschäftsgangs“ der Behörden. Der damalige Censor, Professor Krug zu Kö-

*) Beiträge zur Geschichte des sogenannten Tugendbundes mit Berücksichtigung der Schrift des Hrn. Prof. Johannes Voigt in Königsberg und Widerlegung und Berichtigung einiger unrichtigen Angaben in derselben von Georg Baersch. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1852. Gr. 8. 10 Ngr.

*) Und zwar in der Weise, daß von jedem der beiden Vereine zwei Mitglieder aus dem andern aufgenommen wurden.

nigsberg, wurde deshalb von dem Curator der Universität, von Auerswald, zur Verantwortung gezogen und äußerte in seiner Erwiderungsschrift: „Auch kann im Allgemeinen nicht angenommen werden daß Dasjenige was einer administrativen Behörde in einer Druckschrift misfällt, gegen den Staat oder die bürgerliche Ordnung sei. Denn eine Administrationsbehörde ist nicht der Staat, sondern eine Dienerin des Staats, aus welchem Verhältniß gewisse Beschränkungen ihrer Macht hervorgehen die in der bürgerlichen Ordnung selbst gegründet sind und deren Andeutung oder Darstellung in keinem Falle der bürgerlichen Ordnung widerstreitet."

Die sechste Nummer des „Volksfreund" enthielt zwei Aufsätze welche viel besprochen wurden: 1) die von dem Prediger Krieger zu Meve verfaßten und von Gneisenau bevorworteten „Gedanken zur Bildung einer Armee aus lauter Landeskindern"; 2) die „Freiheit des Rückens" von Gneisenau. In diesem Aufsatze foderte Gneisenau im Gegensatz zu dem Minister Stein, welcher behauptete die Prügelstrafe bei dem Militair könne nicht abgeschafft werden und habe auch so wenig Entehrendes für den Deutschen daß sogar auf den Turnieren Prügelknechte aufgestellt gewesen wären, um die Ordnung aufrechtzuerhalten, die Abschaffung der Stockschläge, die auch durch die vom 3. August 1808 datirten Kriegsartikel erfolgte.

Seit 1809 nahm die Theilnahme sowol an dem „Volksfreund" als an dem Verein selbst immermehr ab: die von ihm veranstalteten Soupees in Königsberg waren zwar voll und besetzt, aber die Sessionen blieben leer. Nicht nur die Regierung, sondern auch mehre Mitglieder des Vereins selbst hegten Mistrauen in die Zwecke desselben. Auch hatte der Verein viele Feinde. Der König äußerte damals: „Ich bin der Einzige der ihn hält, die andern Herren wollen alle nicht viel davon halten." General Köckeritz war ihm abgeneigt, Feldmarschall Kalckreuth verspottete ihn und sagte: „Ich bin zu alt um noch tugendhaft zu werden." Der Ausmarsch Schill's am 28. April 1809 verdächtigte ihn vollends. Am 31. December 1809 erfolgte durch die Cabinetsordre die „Aufhebung des sogenannten Sittlich-wissenschaftlichen Vereins" und zugleich mußten die Papiere desselben abgeliefert, durchgesehen und versiegelt werden. Am 9. Februar 1810 hielt die Kammer zu Kolberg, wo damals Baersch sich befand, ihre letzte Sitzung. Viele Mitglieder des Vereins, wie Boyen, Grolmann, Thile I. und II., Selasinsky, Ladenberg, Merkel, Ribbentrop und Canitz-Dallwitz standen nachher in hohen Staatsämtern. Die Angabe von Pertz im „Leben Stein's", daß die brotlos gewordenen Beamten und die zahlreichen auf halbem Sold stehenden Offiziere zu den entschlossensten Theilnehmern des Vereins gehört hätten, ist ganz unrichtig: der Bund zählte Mitglieder aus allen Ständen, active Offiziere und Beamte, Kaufleute, Schiffer und Handwerker; auch hat er nie über die Grenzen des preußischen Vaterlandes sich erstreckt. Die Meinung daß der Verein nach der Auflösung desselben durch die Regierung noch heimlich fortbestanden habe ist unbegründet: Lützow's Freicorps, die Schwarze Schar stand in keiner Beziehung zum Tugendbund; weder ihr Führer, Adolf von Lützow, noch irgend einer der Schar war Mitglied desselben gewesen. Im Jahr 1813, wo die Erhebung gegen die Fremdherrschaft eine allgemeine war, war der Tugendbund mit seinen geregelten Formen nicht mehr nöthig: seine frühern Mitglieder konnten öffentlich den Kampf fürs Vaterland vollführen. 86.

Athanasium, ein Vorschlag Herder's.

Herder's „Briefe zur Beförderung der Humanität", die zuerst im Jahre 1793 erschienen, verdienen nicht, wie etwa so Manches auf dem Gebiete der Literatur unsers Vaterlandes aus dem vorigen Jahrhundert, in die Rumpelkammer verlegener Waaren geworfen zu werden. Sie enthalten gerade für unsere Zeit, für unser freilich schon in der zweiten Hälfte stehendes Jahrhundert, das sich so gern das der Humanität nennt und als solches brüstet, einen reichen Schatz beherzigenswerther Winke und Andeutungen, die man beachten und als Keime des Guten, Schönen und Edeln zu weiterer Entwickelung eifrig pflegen sollte, und es ist auch um jener Briefe willen, in denen Herder gleichwie in andern seiner Werke der Humanität einen Altar aufgerichtet hat, erfreulich daß sie in der von der Cotta'schen Buchhandlung gegenwärtig veranstalteten neuen Ausgabe der Herder'schen Werke den Zeitgenossen, namentlich dem jüngern Geschlechte wieder nähergerückt werden. In der ersten Sammlung seiner gedachten „Briefe" empfiehlt Herder die Veranstaltung einer Sammlung von Lebensbeschreibungen solcher Verstorbenen welche die „Wohlthäter und Freunde des Menschengeschlechts" gewesen, „deren Seelen, deren Verdienste um dasselbe wie ihr Andenken fortleben"; die wir gern „als Lebende betrachten", deren „auch nach dem Hingange noch fortwirkenden Lebens wir uns freuen" und deren „bleibendes Verdienst wir dankbar für die Nachwelt aufzeichnen". Herder schlug für solche Sammlung statt des traurigen Namens Nekrolog, d. i. Todtenregister, den viel bezeichnendern Athanasium oder Mnemeion (etwa Unsterblichkeitstempel, Erinnerungssaal) vor; aber er wollte freilich auch daß nur Deren Leben in diese Sammlung gehören sollte die zum Besten der Menschheit wirklich beigetragen haben, indem er es im Uebrigen als die Hauptaufgabe des Erzählers ansah, nachzuweisen wie sie dies thaten, wie sie Die wurden die sie waren, womit sie zu kämpfen, was sie zu überwinden hatten, wie weit sie es brachten und was sie Andern zu thun nachließen, endlich wie sie ihr Geschäft, das Werk ihres Lebens anfahen. Eine treue Erzählung hiervon, wo möglich aus dem Munde oder aus den Schriften der Verstorbenen oder von Denen die sie nahe gekannt und beobachtet haben, wäre wie eine „Stimme aus dem Grabe", wie ein „Testament des Verstorbenen über sein eigenstes Eigenthum, über seinen edelsten Nachlaß". Bei Männern der Wissenschaft müßte man sich nothwendig auf den Werth und die Wirkung ihrer Schriften, bei thätigen Geschäftsmännern auf den Beruf einlassen in welchem sie der Menschheit dienten; und, möchten wir hinzusetzen, insofern Herder namentlich auch ein Athanasium, ein Mnemeion Deutschlands vor Augen hatte und wir Deutschen uns ja wol auch des Ruhms echter Patrioten zu erfreuen haben, bei ehrlichen Patrioten müßte man sich auf offene Darlegung ihres uneigennützigen Strebens und der ehrlichen Mittel einlassen die sie voll Eifers zum allgemeinen Besten und im Bewußtsein sittlicher Kraft nicht für sich und ihren eigenen Vortheil, sondern zum Heile des Vaterlandes angewendet haben. „In jeder Provinz Deutschlands", schreibt Herder, „leben Männer die ohne französische Eitelkeit, ohne englischen Glanz, gehorsam, oft leidend Dinge thun, deren Anblick Jedermann schönen und großen Muth einspräche, wenn sie bekannt wären. Ihnen wünsche ich einen Altar der Biedertreue, an dem sie sich mit Geist und Herz versammeln. Er kann nur im Geist existiren, d. h. in Schriften; und o daß ausgezeichnet vor allen eine solche Schrift da wäre! An ihr würden sich Seelen entflammen und Herzen stärken. Der deutsche Name, den jetzt viele Nationen geringzuhalten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europas erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, fest und groß." So schrieb Herder vor 60 Jahren. Haben denn nun aber wir Deutschen in einem solch edeln und humanen Sinne, wie Herder es meinte und beabsichtigte, ein Athanasium, ein Mnemeion? Oder haben wir doch mindestens Anfänge dazu? 8.

Die polnische Schriftstellerin Anna Nakwaska.

In den letzten Monaten des verflossenen Jahres starb auf ihrem 10 Meilen von Warschau gelegenen Gute Malawies (Kleindorf) Anna Nakwaska. Die sämmtlichen polnischen Blätter berichteten diesen Verlust und weihten der Dahingeschiede-

nen Worte der Erinnerung. Sie gehörte den höhern Cirkeln der Gesellschaft an, allein wie viele verlassen diesen Kreis, ohne daß es weiter bekannt, ihr Hintritt als ein Ereigniß in öffentlichen Blättern besprochen wird! Mit Rakwaska war dies anders, und der Schmerz über ihr Hinscheiden ertönte von einem Ende des Landes bis zum andern. War der Beweggrund dazu vielleicht der Genius der Verblichenen? Nein, es war die aufrichtige Zuneigung zu den Menschen ihres Geburtslandes, das rege Interesse welches sie für deren geistige Erzeugnisse empfand, denn sie war eine echte Freundin des Volks und ihr ganzes langes Leben eine Kette von Beweisen, in wie hohem Grade ihr diese Tugend eigen war.

Anna Rakwaska, eine geborene Krajewska, erblickte das Licht der Welt 1779, also kurz nach der ersten Theilung ihres Vaterlandes, und zeigte schon als Kind die Eigenschaften des Herzens welche sie später zur Freundin der Welt, ihrer Menschen und deren Geiste machten. Bei ihrer Erziehung spielte nach der Sitte damaliger und leider oft auch noch jetziger Zeit die Muttersprache, die sie erst durch ihren Gemahl, den Castellan und Senator, gründlich kennenlernte, eine sehr untergeordnete Rolle, die französische Sprache lag dem Unterricht und der Conversation zu Grunde, und so kam es daß auch Anna, die bald den Beruf der Schriftstellerin in sich fühlte, sich dieses Idioms bediente um das lesende Publicum mit ihrem Lande bekannter zu machen.

Im Jahre 1816 oder 1817 erschien in „Malvina, oder der Instinct des Herzens" der erste in polnischer Sprache geschriebene Originalroman aus der Feder einer Frau, ein Werk das, wie Felinski sich seiner Zeit ausdrückte, gerade durch seine Unvollkommenheiten soviel Anziehendes hatte. Für Anna war dies ein Ereigniß, ein Triumph den ihre Muttersprache feierte; sie beeilte sich diesen Erstling der vaterländischen Belletristik ins Französische zu übertragen, und ihn als „Malvine, ou l'instinct du coeur" (2 Bde., Warschau 1817) auch dem Ausland zugänglichzumachen. Kurz darauf veröffentlichte sie: „Trois nouvelles et suite de trois nouvelles" (Warschau 1821), denen Eigenthümlichkeiten des polnischen Lebens zugrundeliegen.

Es scheint als wenn zu dieser Zeit eine Umgestaltung ihrer Gedanken und Ansichten eingetreten sein müßte; der „Pamiętnik Warszawski" brachte nämlich einen anonymen Beitrag: „Ueber die Erziehung der Polinnen von einer Polin", der sie zur Verfasserin hatte und polnisch geschrieben war. Anna suchte in ihm auf eine der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Weise darzuthun, die Erziehung der Polin müsse eine polnische sein. Die Pflicht, ihre Ansichten thatsächlich zu vertreten und mit gutem Beispiel voranzugehen, sowie die Bestrebungen einiger anderer Polinnen, der Muttersprache Geltung zu verschaffen, veranlaßten Anna derselben ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen und sich fortan derselben ausschließlich zu bedienen.

Es erschienen jetzt nach und nach: „Aniela"; „Die Jugend des Kopernicus" (ins Deutsche und Französische übertragen); die Kindererzählungen: „Besuche der Großmutter"; „Das schwarze Gespenst" (geschichtliche Erzählung aus dem 18. Jahrhundert); „Zwei Bilder aus der warschauer Gesellschaft"; „Die Pathin im Königreich" (Skizze aus dem 16. Jahrhundert); „Otto und Bertha"; „Erzählungen eines alten Tischlers"; „Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1844".

Anna's Erzählungen haben alle einen und denselben Charakter. Das streng Geschichtliche war für die Schriftstellerin aus der großen Welt zu ernst, zu schwer; ebenso wenig brachte sie es zu einem poetischen Schwung oder philosophischer Färbung; was sie erzählte zeugte von klarer Auffassung und war meist eine Schilderung von Charakteren aus der realen Welt, Copie in sich aufgenommener Bilder, oder ein oft zu treues Wiedergeben von Gesprächen aus der Wirklichkeit. Die Art und Weise wie sie ihren Gegenstand, dem immer irgend eine Moral zugrundeliegt, behandelte, ist zwar keine außergewöhnliche, ihre Schöpfungen sind jedoch immer werth daß sie in einer Hausbibliothek ihre Stelle finden. Als vorzüglich gelungen müssen „Die Jugend des Kopernicus" und „Die Erzählungen eines alten Tischlers" (von Fräulein Leisering, einer Schweizerin, ins Italienische übertragen) hervorgehoben werden, die hauptsächlich auf Belehrung der niedern Classen berechnet sind. Hierin gerade ist in der polnischen Literatur noch sehr wenig geschehen; man muß es deshalb der Verfasserin ganz besonders Dank wissen daß sie ihr Talent auch zum Besten des Volks verwandt hat. Die „Reiseerinnerungen" sind eine ebenso angenehme als nützliche Lecture.

Es ist viel von den Memoiren die Rede gewesen welche die Schriftstellerin im Manuscript hinterlassen haben soll. Sie sind wirklich vorhanden, freilich nur in Form von Notizen, ohne alles dramatische Leben und den Reichthum geschichtlicher Einzelheiten; allein sie haben schon deshalb großen Werth, weil sie 30 Jahre und zwar eine äußerst ereignißreiche Zeit für Polen insichschließen und das Rakwaski'sche Haus zur Zeit der preußischen Herrschaft in Polen (in welche die genannten Memoiren hauptsächlich fallen) einen sehr geeignetn Ort zu Beobachtungen bot, da Rakwaski Departementspräfect war und als solcher alle bedeutenden Persönlichkeiten bei sich sah.

Außer den Schriften Anna's sind aber auch ihre Gespräche, ihre Gesellschaft für das geistige Leben nicht ohne Bedeutung. Es wird vielfach getadelt, wie sehr man sich in Polen vorzugsweise gern mit dem Fremdländischen beschäftige und dem Einheimischen kaum einen Blick gönne. In gewissen Classen der Gesellschaft ist dies eine traurige Wahrheit, die oft bis ins Lächerliche oder vielmehr bis ins Widerliche geht; denn es gibt doch wol nichts Erbärmlicheres als sich auf unbeholfene Weise in fremden Formen bewegen zu wollen, wenn man dies ungezwungen in den eigenen, angeborenen thun kann. Auf Anna, sowie auf die Mehrzahl der wirklich hohen Familien Polens findet jedoch diese Rüge keine Anwendung, sondern nur auf diejenigen welche gern dazu gezählt sein möchten, es aber weder durch ihren Rang noch durch ihre Eigenschaften verdienen. Anna nahm selbst in der größten Gesellschaft, auf dem Balle nicht Anstand über literarische Erscheinungen zu sprechen, und kannte jeden Autor, jedes neue Erzeugniß ihres Landes. Ihr Arbeitstisch war der Lagerplatz für Alles was in der Belletristik die Presse verließ; sie las jedes Werk und sprach sich offen darüber aus. Ueber ihre eigenen Arbeiten redete sie nicht minder gern; es war ihr lieb wenn sie in einem großen Kreise vorgelesen und zergliedert wurden, und sie dadurch Gelegenheit fand zu erörtern und zu verbessern. Einen interessanten Beitrag zu ihrer Charakteristik liefert folgende Anekdote:

Es sind einige Jahre her daß in Warschau ein vielfach besprochener Briefwechsel zweier bedeutenden Schriftstellerinnen im Umlauf war, in welchem sie gegenseitig voreinander zurücktraten. Anna benutzte diesen Kampf der Bescheidenheit zu einer allegorischen Erzählung. Die handelnden Personen in derselben waren das Veilchen und die Rose, zwei Blumen welche durch ihre schönen Eigenschaften das Wohlgefallen der Menschen erregt machten. Doch Sturm und Unwetter entkleideten die Blumen ihres Schmucks, und es blieb Nichts übrig als das Vergißmeinnicht, das im Verborgenen geblüht hatte und von den Menschen bisher nicht beachtet worden war.

Spricht sich in diesem Zuge auch Eigenliebe aus, so kann man doch keineswegs sagen daß diese sie für die Schöpfungen Anderer unempfindlich gemacht hätte; sie freute sich im Gegentheil über jedes neue gute Buch und suchte es nach Kräften zu unterstützen und zu verbreiten. Als sich in neuerer Zeit die Zahl der guten belletristischen Werke in polnischer Sprache mehrte und Autoren von bedeutendem Talent auftraten, verlor Anna allen Muth zum Schreiben und rief ein mal über das andere: „Wenn so geschrieben wird, darf ich keine Feder mehr anrühren." Zum Glück kam dieser Entschluß nicht zur Ausführung und die Schriftstellerin war bis kurz vor ihrem Ende

thätig. Eine ihrer letzten Arbeiten sind Verse in denen sie sich dem Andenken der Landleute empfiehlt.

Eine Freundin der Ideenwelt war Anna nichtsdestoweniger auch eine der wirklichen. Die Wintermonate brachte sie regelmäßig in Warschau zu und war als siebzigjährige, fast des Augenlichts beraubte Witwe noch ebenso rührig und lebendig wie in ihren jungen Jahren. Die Jugend sah in der alten würdigen Frau das Ideal eines untergegangenen Geschlechts, den echten altpolnischen Typus, und selbst der Fremde mußte bald auf die imposante Matrone aufmerksam werden, die mit gleicher Geläufigkeit in zwei Sprachen sich unterhielt und deren Rede von Frohsinn und geistreichen Witzen sprudelte.

Anna's Charakter war ein Gemisch von Ernst und jugendlicher Lebendigkeit, Lust an der Welt und Freude an den geistigen Menschen, und über alles Dieses war die höchste Aufrichtigkeit und offene Herzigkeit ausgegossen. Die Vereinigung so widerstrebender Eigenschaften machten sie zu einer höchst interessanten Persönlichkeit und ihren Umgang in vieler Hinsicht zu einem wahren Studium.

Schon war die Wohnung in Stand gesetzt um die jugendliche Greisin für die Wintermonate aufs neue aufzunehmen; es mochte wol das dreiundvierzigste oder vierundvierzigste mal sein daß sie beabsichtigte die ländliche Stille mit dem Geräusch der Hauptstadt zu vertauschen, da ereilte sie der Tod. Warschau hat in ihr eine angenehme und geistreiche Gesellschafterin, Polen eine achtungswerthe Schriftstellerin verloren. 50.

Notizen.

Etwas von Peter dem Großen.

Dieses Etwas, anscheinend eine Kleinigkeit, aber nicht ohne „wiegende Bedeutung", findet sich im ersten Bande eines neuen englischen Werks über die Herrscher Rußlands: „Lives of the sovereigns of Russia, from Rurik to Nicholas; including a history of that empire, from its foundation to the present time; by *George Fowler*" (London 1852). Es gibt einen Einblick in die Art und Weise wie Peter der Große die vornehmen Russen zu civilisiren suchte. „Eins seiner denkwürdigsten Saufgelage", berichtet Fowler, „war das in Peterhof, bei welchem der Zar seinen Gästen dergestalt mit Tokayer zusetzen ließ daß kaum einer noch stehen konnte. Dessenungeachtet credenzte zum Schlusse die Zarin eigenhändig Jedem einen vollen Pokal der geleert werden mußte und männiglich theils im Garten, theils sonstwo zu Boden streckte. Um vier Uhr Nachmittags wurden sie insgesammt wachgerüttelt und zum Zar in dessen Sommerhaus geführt, wo er Jedem befahl ein Beil zu nehmen und ihm zu folgen. Er voran ging es in eine junge Holzpflanzung und hier an die Arbeit, welche drei Stunden dauerte und wenigstens das Gute hatte daß die Gäste durch ihre Anstrengung es dem Zar gleich zu thun wieder ziemlich nüchtern wurden. Darauf dankte ihnen der Zar und lud sie zum Abendessen, bei welchem doppelt stark pokulirt wurde, bis die ganze Gesellschaft einschlief. Gegen Mitternacht erschien ein Liebling des Zar, weckte die Schläfer und reichte ihnen bis vier Uhr Morgens Wein und Branntwein. Um acht Uhr wurden sie zum Frühstück gerufen und statt mit Thee und Kaffee abermals mit vollen Branntweingläsern bewirthet." 13.

Der Bruder von Lola Montès.

„Der beste Matador (Tödter) in Sevilla", erzählt der Verfasser von „Revelations of Spain in 1845. By *T. M. Hughes*" (2 Bände), „oder espada (Schwert) ist Montès, Bruder der Tänzerin Lola. Ich betrachtete ihn oft mit großem Interesse, und schrecklich waren die Gefahren denen er sich preisgab. Häufig kam er in mein Lieblingshôtel zu Sevilla, das Café del Turco, und wies mir zahlreiche Wunden die er an Leib und Armen erhalten, gestand mir auch wie er hauptsächlich darauf ziele, den Stier con el ojo (mit dem Auge) zu bewältigen, was völlig meine aus genauer Beobachtung gewonnenen frühern Eindrücke bestätigt: daß nämlich die Matadors das Princip des thierischen Magnetismus in Anwendung bringen." Weiter unten fährt der Autor in dem gleichen Capitel „Bull fights" (Stiergefechte) fort: „Montès' Beine sind fast gelähmt und er läuft mit größter Schwierigkeit. Und doch stellt er sich noch seinen fürchterlichen Feinden im Circus mit beständiger äußerster Lebensgefahr gegenüber. Groß ist die goldene Lockung welche zu solchem Kampfe verführt. Denn für jeden Tag wo Montès als Hauptmatador auftritt empfängt er 300 Dollars. Von den Picadors bekommt jeder 80—100 und muß sich selbst beritten machen; den Unterschied zwischen diesem und jenem in Gefahr und Lohn drückt das sprüchwörtliche: „Es todo el matador" (Der Matador ist Alles), aus. Ich habe mehr als ein mal zum Vergnügen mit Montès gefochten, Jeder von uns mit einem Stierschwerte bewaffnet, aber ohne viel Erfolg, denn vor einem solchen Manne muß der Kühnste zittern. Das Stierschwert ist mehr wie ein Bratspieß als ein Rappier, da es von größerer Länge und reichlichem Gewichte, überall rostig und der Handgriff mit schlechtem Strick umwunden. Es ist sichtlich zum Gebrauche, nicht zum Prunken — eine mörderische Waffe." 12.

Ein origineller Bibliothekar.

Der Jesuit P. Christoph Miklis (geb. 1694), Bibliothekar des prager Jesuitencollegiums, wußte sich, wie Hanslik in seiner „Geschichte der prager Universitätsbibliothek" erzählt, die Bearbeitung der böhmischen Handschriften, von welchen er zufällig kein Wort verstand, dadurch zu vereinfachen daß er sie ohne Umstände ins Feuer warf. Um die in der Bibliothek hinsichtlich der Einbände herrschende Verschiedenheit, die seinem Geschmacke nicht zusagte, zu beseitigen und dem Büchervorrathe ein gleichförmiges, augenfällig schöneres Ansehen zu geben, ließ Miklis, vielleicht unter dem Einflusse irgend eines bestimmten oder unbestimmten Ideals von Lilien und Rosen, die ganze Rückseite aller Bücher ohne Unterschied mit weißer Oelfarbe anstreichen und auf diesen blendenden Grund die betreffenden Titel und die Kennzeichen der wissenschaftlichen Abtheilung des Fachs und der Reihenfolge mit rother Oelfarbe malen. Durch diese Kunstleistung wurde binnen einer Zeit von sieben Jahren mit einem Kostenaufwande von 268 Gulden der ganzen Bibliothek sozusagen nur ein Gesicht aufgeprägt und angepinselt. 75.

Bibliographie.

Des heiligen Agobard Abhandlungen wider die Juden. In Briefform. Aus dem Lateinischen übertragen und mit einem kurzen Berichte über Agobard's Leben versehen von E. Samostz. Leipzig, Hunger. Gr. 8. 10 Ngr.

Apelt, E. F., Die Reformation der Sternkunde. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Mit 5 Figurentafeln. Jena, Mauke. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Bartholdi, G., Das Leben des Herrn nebst Grundzügen des Protestantismus. Ludwigslust, Hinstorff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bartsch, H., Der Charakter der Medea des Euripides. Nach der Tragödie gleiches Namens entwickelt. Mainz, Faber. 4. 15 Ngr.

Belfast, Graf v., Zwei Generationen oder Geburt, Herkunft und Erziehung. Eine Novelle. Aus dem Englischen übertragen von L. Du Bois. Lemgo, Meyer. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Beck, K., Aus der Heimath. Gesänge. Dresden, R. Schaefer. 16. 2 Thlr. 8 Ngr.

Der Bruder aus Ungarn. Ein Roman. Zwei Bände. Berlin, Besser. 8. 4 Thlr.

Camoens, L., Sonette. Aus dem Portugiesischen von

L. v. Arentsschildt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Clemens, R., Das Buch der Christen. Oder das Neue Testament, nach den Resultaten der neuesten wissenschaftlich-kritischen Forschungen, insbesondere der Tübinger Theologischen Schule, betrachtet. Für gebildete Leser aller Stände. Bernburg, Gröning. Gr. 8. 20 Ngr.

Conscience, H., Der Geizhals. Aus dem Vlämischen übertragen von Arenz. Mainz, Kirchheim u. Schott. 8. 12 Ngr.

Duller, E., Vaterländische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 1ster Band. 1stes Heft. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 9 Ngr.

Geißler, W. A., Der Magnet. Eine Auswahl von Original-Erzählungen und Novellen nach den beliebtesten französischen und englischen Schriftstellern bearbeitet. Magdeburg, Quednow. 8. 1 Thlr.

Gußmann, R., Valeria. Tragödie in fünf Acten. Leipzig, O. Wigand. 1853. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Helm, V. A. Ritter v., Die Principien eines allgemeinen Civilrechtes vom rationellen Standpunkte. Olmütz. Gr. 8. 8 Ngr.

Heppe, H., Geschichte des deutschen Protestantismus in den Jahren 1555—1581. 1ster Band: Die Geschichte des deutschen Protestantismus von 1555—1562 enthaltend. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Hermes, K. H., Geschichte der neuesten Zeit von 1815—1852. 6te bis auf unsere Tage erweiterte Auflage der Geschichte der letzten 25 Jahre. 1ste Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 8 Ngr.

Ibn' Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von O. M. Frhrn. v. Schlechta-Wssehrd. Wien. Lex.-8. 2 Thlr.

Jenssen-Tusch, G. F. v., Zur Lebens- und Regierungs-Geschichte Christians VIII., Königs von Dänemark, Herzogs von Schleswig, Holstein und Lauenburg. Nach H. P. Giessing's dänischen Vorlagen, unter Hinblick auf die gegenwärtigen Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig-Holstein umgearbeitet und erweitert. Mit dem Bilde des Königs. Zwei Lieferungen. Altona, Lehmkuhl u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Laun, A., Liederklänge aus England und Spanien. Bremen, Geisler. 16. 1 Thlr.

Lérmontoff, M., Der Held unserer Zeit. Kaukasische Lebensbilder. Aus dem Russischen übersetzt von A. Boltz. Berlin, C. Schultze. 8. 1 Thlr.

Liszt, F., Richard Wagner's Lohengrin und Tannhäuser. Mit Musik-Beilagen. Köln, F. C. Eisen. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Luck, W. v., Geht nicht die Mittelstraße, denn sie wird euch halsbrechend. Potsdam, Riegel. 8. 20 Ngr.

Minutoli, J. Frhr. v., Spanien und seine fortschreitende Entwickelung mit besonderer Berücksichtigung des Jahres 1851. Mit lithographirten Beilagen. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Mittheilungen aus dem Tagebuche von Hilmar Ernst Rauschenbusch, weiland Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Elberfeld. Ein Beitrag zur evangelischen Pastoral-Theologie, zugleich als Anhang zur Lebensbeschreibung von Rauschenbusch. Herausgegeben von A. S. Jaspis. Elberfeld, Bädeker. 8. 15 Ngr.

Pfaff, A., Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 1ste Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 8 Ngr.

Platen, Graf A. v., Gesammelte Werke. 6ter und 7ter Band. — A. u. d. T.: Poetischer und litterarischer Nachlaß. Gesammelt und herausgegeben von J. Minckwitz. Zwei Bände. Leipzig, Dyk. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Rabe, M. F., Der Püstrich zu Sondershausen, kein Götzenbild. Untersuchung über dessen ursprüngliche Bestimmung. Mit 1 Abbildung. Berlin, Ernst u. Korn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rauch, C., Neuester Beweis für die Umdrehung unserer Erde um ihre Achse. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 5 Ngr.

Romig's L. F., Zeittafeln der allgemeinen Geschichte. 2te Auflage. Umgearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von J. Rieckher. Stuttgart, Metzler. Gr. 4. 1 Thlr. 12 Ngr.

Runeberg's, J. L., Gesammelte Dichtungen. Deutsch von H. Wachenhusen. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Lorck. 8. à 10 Ngr.

Runeberg's, J. L., Der Weihnachtsabend. Gedicht in drei Gesängen, deutsch übersetzt von C. E. Elfström. Nyburg. Gr. 8. 20 Ngr.

Saadi, Der Fruchtgarten. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch O. M. Frhr. v. Schlechta-Wssehrd. Wien. Lex.-8. 2 Thlr.

Schmidt, W. L., Geist und Leben der Masoney. Drei Gesänge. Crossen, Range. Lex.-8. 1 Thlr.

Schulze, E., Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr.

Schwabe, C. L., Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine. [1805, 1826, 182.] Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus (seinem) Nachlasse von J. Schwabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Der Soldat und seine Pflichten. Eine Erzählung von F. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner. 8. 15 Ngr.

Trendelenburg, A., Leibniz und die philosophische Thätigkeit der Akademie im vorigen Jahrhundert. Ein Vortrag, gehalten am Gedächtnisstage Leibnizens, am 1. Juli 1852, in der Königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 4 Ngr.

Wallfahrtsspiegel, von einem katholischen Priester. Entkirchen, Kreuder. 12. 6 Ngr.

Walther's v. d. Vogelweide Gedichte nach Lachmanns Ausgabe übersetzt von G. A. Weiske. Halle, Pfeffer. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Willkomm, M., Die Strand- und Steppengebiete der Iberischen Halbinsel und deren Vegetation. Ein Beitrag zur physikalischen Geographie, Geognosie und Botanik. Nebst einer geognostisch-botanischen Karte der Halbinsel, 1 Stein- und 1 Kupfertafel. Leipzig, Fr. Fleischer. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zur handels-politischen Frage. Aufsätze aus dem „Preußischen Wochenblatt" abgedruckt. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bartholdi, G., Zwei geistliche Reden, gesprochen bei der Taufe eines jüdischen Mannes. Ludwigslust, Hinstorff. Gr. 8. 2½ Ngr.

Braune, K., Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme. Offenb. 3, 11. Predigt bei der allgemeinen Versammlung des Altenburger Hauptvereins für die Gustav-Adolf-Stiftung gehalten am 16. August 1852. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 2½ Ngr.

Delitzsch, Anweisung zu heilsamem Lesen der heiligen Schrift. Sieben Regeln, gepredigt am 7. Sonntage n. Trin. 1852. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Ngr.

Erdmann, Pharisäer und Zöllner. Predigt über das Evangelium des 11. Sonntags n. Trin. Halle, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Thomasius, G., Rede am Grabe des Hrn. Emil August v. Schaden, Dr. und ordentlichen Professors der Theologie, gehalten am 15. Julius 1852. Erlangen. 4. 2 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXXIX.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Unter diesem Titel erscheint vom 1. October d. J. an in meinem Verlage eine **durchaus neue und eigenthümliche populäre Wochenschrift** in wöchentlich einer Nummer zu dem Preise von **vierteljährlich nur 16 Ngr.** Den Inhalt derselben bilden **Unterhaltungen**, theils Novellen und Erzählungen, theils Darstellungen aus der Natur, der Geschichte, dem Menschenleben, theils Mittheilungen über Kunst, Geselligkeit, Erziehung u. s. w.; dagegen sind Politik, kirchliche Polemik und strengwissenschaftliche Kritik ausgeschlossen.

Karl Gutzkow, der durch sein großartiges Zeitgemälde: „Die Ritter vom Geiste", sich wie kein anderer Schriftsteller der Gegenwart jetzt die volle Gunst des deutschen Publicums erworben hat, wird dieser Zeitschrift seine ganze Thätigkeit widmen und dieselbe mit Unterstützung einiger anderer namhafter und ausgezeichneter deutscher Schriftsteller als ein großes **Sammelwerk für geistige und sittliche Erhebung** wesentlich **allein** schreiben. Das deutsche Publicum darf nur Originelles, Anregendes und Geistreiches erwarten. Der äußerst niedrige Preis ermöglicht die Verbreitung der Zeitschrift in den weitesten Kreisen als eine Lecture, die in keiner gebildeten Familie fehlen dürfte.

Die erste Nummer der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten. Sie enthält unter der Ueberschrift „Was wir bringen" eine ausführlichere Angabe des Zwecks der Zeitschrift, ferner drei Aufsätze: „Das Heimchen im Ohr", „Das Buch der Natur", „Schönheit des Alters", und den Anfang eines **neuen Romans von Karl Gutzkow**: „Ein Mädchen aus dem Volk".

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes angenommen und baldigst erbeten.

Leipzig, im September 1852.

F. A. Brockhaus.

In Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blanc (L.), **Histoire de la révolution française.** Tome troisième. In-8. Broché. 1 Thlr.

Der erste und zweite Band (1847) haben denselben Preis.

Im Verlage von **August Hirschwald** in **Berlin** ist soeben erschienen:

Das

physische Leben

in

populären Vorträgen

dargestellt von

Dr. Dan. Fr. Eschricht,

Professor der Physiologie an der Universität zu Kopenhagen.

I. Hälfte. Gr. 8. Mit 58 Abbildungen. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Die II. Hälfte (Schluß) des Werkes erscheint im October d. J.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Runeberg (J. L.), Der Weihnachtsabend. Gedicht in drei Gesängen. Aus dem Schwedischen von C. E. Elfström. 8. (Wiborg.) 1852. Geh. 20 Ngr.

Schriften von Ludwig Tieck.

Soeben erschien bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kritische Schriften.

Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben.

Vier Bände. 12. Geh. 6 Thlr.

Die kritischen Leistungen **Tieck's**, sowol die seiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals gesammelt erschienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweise selbst nicht unter seinem Namen bekannt, sondern wurden andern Autoren zugeschrieben. Es wird daher diese Sammlung für die zahlreichen Freunde des Verfassers von hohem Interesse sein. Der dritte und vierte Band, auch unter dem besondern Titel „Dramaturgische Blätter" (zwei Theile, 3 Thlr.) einzeln zu haben, nach Tieck's Wunsch von Eduard Devrient geordnet, enthalten nicht nur die „Dramaturgischen Blätter", welche 1826 bereits gesammelt erschienen, sondern auch viele später geschriebene, theils wenig bekannt gewordene, theils noch gar nicht publicirte. Diese letztern sind für die Besitzer der frühern Ausgabe der „Dramaturgischen Blätter" (zwei Bändchen, 1826) in einem dritten Bändchen (1 Thlr.) besonders zusammengestellt.

Leipzig, im September 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 40. —— 2. October 1852.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Zend-Avesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Von Gustav Theodor Fechner. Drei Theile. Leipzig, Voß. 1851. 8. 6 Thlr.

Vor einigen Jahren ließ Fechner ein gar sinniges Buch erscheinen: „Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanzen." Mochte die Darstellung selbst es zweifelhaft lassen wie weit es dem Verfasser mit allen Einzelheiten Ernst sei, sicherlich war dies mit der organischen Naturansicht der Fall, die das Ganze trug; und so liegt auch hinter manchen Wunderlichkeiten seines neuen Werks ein fester Wahrheitskern, die Gottesidee, welche die neue deutsche Philosophie auf metaphysischem Weg und zur Lösung geistiger Probleme gefunden, und zu der Fechner als denkender Naturforscher durch Naturbetrachtung gelangt ist. Je unabhängiger die Bahnen, desto erfreulicher die Zusammenkunft im gemeinsamen Ziel. Er gedenkt einige mal der Arbeiten J. H. Fichte's und Weiße's; die Schriften von Wirth („Idee der Gottheit") und mir („Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit"; „Religiöse Reden für das deutsche Volk") scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein, er würde sonst gewiß die Anknüpfung seiner eigenen Lehre an die deutsche Mystik und an Giordano Bruno vorgenommen, er würde die von mir entwickelten Gedanken über Gott in der Natur und die Natur in Gott mit der seinigen verglichen, seine neue Ueberwindung des Pantheismus und Deismus in der höhern Einheit eines sowol unendlichen, in Allem sich offenbarenden als auch in sich selbstbewußten Gottes an die bereits vollbrachte Durchführung derselben Idee angeschlossen haben. Allein wie lächerlich wären hier Prioritätsstreitigkeiten, wo offenbar dieselbe Einsicht gleichzeitig auf verschiedene Weise nach der Eigenthümlichkeit der einzelnen Geister original ausgesprochen worden ist, sodaß kaum Einer den Andern gelehrt hat, sondern Alle der eine gemeinsame Meister, der Geist der in alle Wahrheit leitet. Und so hoffe ich denn daß nunmehr auch die Zeit kommt, wo die neue Lehre dem Volke bekannt wird, wo der dogmatisirende Atheismus nicht mehr als das einzige und rechte Resultat ausgerufen, sondern als die negative Consequenz der Hegel'schen Lehre erkannt wird, deren positive bereits in der erwähnten Richtung thatreich zutaggekommen und mannichfach entwickelt ist.

„Zend-Avesta" hat Fechner sein Buch genannt, weil in ihm die uralte Ansicht daß die ganze Natur lebendig und göttlich beseelt sei auf eigene Weise wiedergeboren werde; eine „ungeziemende Anmaßung" finde ich darin nicht, aber passend und für die Schrift förderlich scheint mir der Titel auch nicht: er gehört zu den Seltsamkeiten des Buchs, die als bunte Schnörkel mehr verdecken als verzieren, eher abstoßen als anziehen. Gerade in Beziehung auf derartige Einzelheiten mochte der Verfasser sich selbst manchmal fragen:

Ist nicht Alles doch nur ein geistiges Spiel? Lassen sich nicht Gründe für Alles finden, wenn man es darauf anlegt solche zu finden? Hast du nicht früher, dich selbst parodirend, bewiesen daß auch der Schatten lebendig ist? Ist nicht umgekehrt die Lebendigkeit die du jetzt beweisest ein Schattenspiel?

Aber diesmal ist es das Ungenügen mit den seitherigen Ansichten, das ihn über dieselben hinaustreibt, und er setzt das Neugewonnene in Verbindung mit den sittlichen Lebensfragen, mit dem ursprünglichen Naturinstincte der Menschen, wonach Nichts wahr sein könne was nicht auch gut sei zu glauben. Erst durch seine neuen Gedanken ward er wieder zum Christenthum hingeführt, dies ward ihm durch sie verständlich, und mit freudigem Dank stellt er sich nicht neben, sondern in dasselbe, auch hierin ein Beispiel für viele seiner Genossen, die gar nicht wissen wie viel sie jenem schuldig sind und wie sie in seiner Atmosphäre lebend in allen Poren von ihm durchdrungen werden. Ich verstehe aber unter Christenthum weder die sogenannte orthodoxe noch die rationalistische Dogmatik, sondern Christi Wort und That und das dadurch neuerweckte Leben. Sehr treffend sagt Fechner:

> Natürlich daß die innere Erfahrung für das Gebiet des Geistes soviel bedeutet als die äußere für das des Körperlichen; und beide sind zu verknüpfen, wo es sich um Beziehungen des Geistigen und Körperlichen handelt.

Mögen das die Theologen bedenken, deren viele sich gar gern und leicht über Naturgesetze hinwegsetzen; mögen es die Naturforscher beachten, deren so manche Alles leugnen was sie nicht äußerlich wahrnehmen! Und nachdem Fechner erörtert hat wie die theoretische Wahrheit stets auch den praktischen Bedürfnissen des Menschen genügen müsse, sagt er:

> Auch der Hinblick auf das Historische des Glaubens ist nicht zu verachten, ja die historische Grundlage des Christenthums über Alles zu achten. Was hülfe alles Reden vom theoretischen und praktischen Wege; wären wir den rechten Weg nicht schon von Anfang an mit höherer Vernunft historisch geführt, wir würden ihn mit aller unserer neuen Vernunft nicht finden, ja hätten unsere neue Vernunft selbst nicht gefunden.

Das Absonderliche was Fechner uns bringt ist die Ansicht vom eigenen Leben der Gestirne. Sie gelten ihm wie vielen Naturvölkern und, können wir hinzusetzen, wie dem Aristoteles für beseelte Wesen höherer Art. Die Erde ist ihm ein Ganzes, nicht auf welchem, sondern in welchem wir leben, dessen leiblicher Organismus in Pflanzen, Thieren und Menschen sich gliedert, dessen Geist in den Menschenseelen sich specialisirt, während er als Geist der ganzen Menschheit, als Erdgeist über sie übergreift und sich selbst erkennt. Die Gestirne erscheinen ihm wie Pflanzen im großen Himmelsgarten, und Gott ist der ganze Baum des Lebens, aus dem alle gewachsen und an dem sie noch hängen; der Stamm des göttlichen Geistes treibt die Geister der Gestirne wie Aeste hervor, diese die Geister ihrer Geschöpfe wie Zweige, diese die Gedanken wie Blätter; jedes Geistige heftet sich an etwas Leibliches, denn selbst unsere Gedanken können nicht gehen ohne daß etwas in unserm Gehirn mitgeht, und Gottes Gedanken drücken sich im Weltgang aus. Während die Naturforschung, um zur Kenntniß des Ganzen zu kommen, die einzelnen Theile und Kräfte desselben isoliren und gesondert studiren muß, soll die Naturdarstellung nicht beim Zerstückten stehen bleiben, sondern die Wechselbezüge alles Einzelnen auch hervortreten lassen; gern begleiten wir den berühmten Physiker auf diesem Weg, gern lassen wir uns den Zusammenhang des irdischen Lebens, das Ineinanderwirken aller Naturkräfte, die Verbindung der Naturgesetze, die wechseitige Zweckbeziehung der einzelnen Naturdinge von ihm schildern. Die Belehrung und der Genuß die wir hier finden werden nicht beeinträchtigt, wenn wir auch den Schluß des Verfassers nicht zu dem unsern machen, daß also die Erde von einer selbstbewußten Seele belebt sei, sondern vielmehr daraus folgern daß die zwecksetzende Weisheit eines allgegenwärtigen Gottes sie zur Basis und Wohnstatt des selbstbewußten Menschenlebens gemacht. Und wenn uns auch die vielfache Einschachtelung der Geister nicht zusagt, wenn wir unmittelbar im Geiste Gottes zu erstehen und zu bestehen glauben, so wollen auch wir unsere Selbständigkeit nicht als äußere Gabe von einem Höhern, sondern als innerliche Habe in einem Höhern besitzen, so geben auch wir den religiösen Menschen unserer Tage mit Fechner zu bedenken:

> Wenn wir aufrichtig an einen allwissenden, allgegenwärtigen, allwaltenden Gott glauben, durch den Alles ist was ist, durch den die Sonnen gehen und die Meere fluten, dem jede Falte unsers Herzens klar, ja klarer wie uns selbst, was hat die Natur von seiner Allgegenwart und seinem Wirken, wenn dies Wort ein todtes bleibt, Gott doch leiblos auf der einen Seite, die Natur geistlos auf der andern bleibt, und was frommt es uns wenn unser und aller individueller Geist von Gott vielmehr abgefallen als innerlich getragen ist?

Fechner sagt selbst daß ihm die eigenlebendige Seele des Erdganzen nur ein Gegenstand der Wahrscheinlichkeit oder des Glaubens sei; die Betrachtungen worauf er ihre Annahme stützt sind aber alle so geistreich daß wir ihm gern folgen und jedenfalls eine viel reichere Anschauung der Zusammengehörigkeit und der Wechselbeziehung und Verknüpfung aller Dinge zu einem großen Ganzen gewinnen, wenn wir auch diesem letztern keine höhere Seele als uns selbst zugestehen, sondern den Einen Grund alles Seelenlebens direct und unmittelbar im Geiste Gottes erblicken. Schreiben wir doch auch nicht dem einzelnen Knochen, der einzelnen Muskelfaser, dem einzelnen Nerv eine besondere Seele zu, sondern betrachten sie alle als den gemeinsamen Träger der einen Menschenseele und deren in ihr, nicht in jenen waltenden Gedanken, wobei wir anerkennen daß wie jeder Mensch als Gottesgedanke seinen Leib, so jeder Menschengedanke im Gehirn und mittels desselben im ganzen Leib eine sinnliche Realität hat! Was Fechner sagt von den einzelnen Geschöpfen daß sie als die Sinneswerkzeuge zu betrachten seien, durch welche das Innewerden der Natureindrücke, die äußere Erfahrung einem höhern Geist vermittelt werde, der durch jene in der Anschauung wurzelt und wiederum die Reflexe seines höhern Selbstbewußtseins in sie fallen läßt, ich kann es mir aneignen ohne einen Engel als Erdgeist über mir als besondere Lebenssphäre im Gottesgeist einzuschieben.

Fechner stellt als allgemeinstes Gesetz alles Geschehens dieses auf: Wenn und wo auch dieselben Umstände

wiederkehren, und welches auch diese Umstände sein mögen, so kehren auch dieselben Erfolge wieder, unter andern Umständen aber andere Erfolge. Es ist dies der formale Ausdruck der Allgesetzlichkeit und diese ein Beweis für Einen alldurchwaltenden Lebensgrund. Als dieser ist Gott ein überzeitliches, überräumliches, ja überwirkliches Wesen, nicht also aber daß Zeit, Raum und Wirklichkeit tief ab unter ihm lägen, sondern so daß aller Raum, alle Zeit und alle Wirklichkeit in ihm begriffen sind, Grund, Wahrheit, Wesen in ihm finden. „Unendlichkeit und Einheit, das sind die beiden Zahlen, damit zählt man Gott", sagt er; möge er, möge der Leser damit vergleichen was ich darüber in den drei ersten der oben erwähnten „Religiösen Reden" ausführlich erörtert habe. Ganz übereinstimmend damit fährt Fechner fort:

Gott als Totalität des Seins und Wirkens hat keine Außenwelt mehr außer sich, kein Wesen sich äußerlich mehr gegenüber; er ist der Einige und Alleinige; alle Geister regen sich in der Innenwelt seines Geistes, alle Körper in der Innenwelt seines Leibes; rein kreist er in sich selbst, wird durch Nichts von außen mehr bestimmt, bestimmt sich rein aus sich in sich, indem er aller Existenz Bestimmungsgründe einschließt.

Der Geist ist ihm nur die Selbsterscheinung desselben Wesens das als leiblich Andern als sich selbst erscheint, und so wenig eine Nervenerzitterung an sich Empfindung ist, aber der äußerlich erscheinenden Nervenerzitterung gehört Empfindung als Selbsterscheinung zu, so wenig sind ihm die materiellen Tendenzen der Natur an sich Zwecktendenzen, als welche nur im Bewußtsein und für das Bewußtsein Geltung haben, aber es können ihm solche als Selbsterscheinung zugehören und ihm entsprechen. Was er über die Freiheit, über das Uebel in der Welt, das Böse und die Güte Gottes sagt, ist nicht neu und nicht tief und anderwärts gründlicher und klarer dargestellt. Indem er die höchsten Bezüge der Einzelwesen zu Gott schildert, ergeht er sich in mitunter dichterischer Sprache, in begeisterten Rhapsodien über folgende Sätze, die er gleich Textstellen ihnen voransetzt:

Von Gott wissen als Dem dessen Wissen Alles begreift was gewußt wird und gewußt werden kann, darüber geht kein Wissen. In Gottes Sinne das Wollen richten, als dessen Wollen das Wollen aller Wesen in sich einigt, darüber geht kein Wollen. Seine Befriedigung darin finden, Gott zu befriedigen als Den der in der möglichsten Befriedigung Aller seine größte Befriedigung findet, darüber geht kein Gefühl der Befriedigung. In Gottes Namen und Sache sich einig bekennen und fühlen als Dessen der alle Dinge in sich einigt, darüber geht keine Einigung nach äußerer und innerer Beziehung. Glaube, Hoffnung, Liebe zu Gott tragen als Dem der alles wahren Glaubens Gewißheit, aller rechten Hoffnung Erfüllung, aller heilsamen Liebe Band insichträgt, darüber geht kein Glaube, keine Hoffnung, keine Liebe. Ueber die Kunst Gottestempel zu bauen und zu schmücken und seinen Sonntag zu verherrlichen als Dessen der die ganze Welt als seinen Tempel gebaut und geschmückt hat und den Sonntag gesetzt hat als Festtag nach dem Werk, geht keine Kunst.

Indem Fechner selbst hier schon mit religiöser Wärme gesprochen, weist er in einem besondern Abschnitt noch auf die religiöse Seite seiner Weltanschauung hin und verbreitet sich namentlich über das Gebet, dessen Vernehmbarkeit von Gott, dessen Wirksamkeit in ihm und für uns bei dieser unserer Immanenzlehre ganz anders begreiflich wird als auf jenen Standpunkten wo wir von ihm und er von uns nicht blos unterschieden, sondern geschieden ist. Unter der Ueberschrift „Christliche Dinge" sagt er dann daß und wie er ein Christ sei und bleibe, und nicht zu lösen Christi Bund, nein ihn zu festigen und mehr drein zu verschlingen sei der Sinn seines Werks. Er dankt es der unsichtbaren Hand des Heilandes die ihn geleitet. Er schreibt:

Und wie viel Gefahr war doch auf meinem Wege, auf dem schon so Viele ihren Gott verloren, da ich den Gang ging aufwärts durch eine Natur die wahrlich Christus nicht hat ihres Gottes entblößt; entblößt gefunden hat er sie; den Juden war sie nur ein trockener Schemel Gottes, zerstückt auf weitem Raum lagen im Heidenthum nur Gottes Glieder. Da setzte Christus seinen Fuß auf des Schemels höchste, reinste Stelle und reicht die Hand hinab und zieht, wie ich's an mir erfahren, die Menschen aus der Nacht und Wirrniß drunten in die klare Höhe, es hängt sich immer einer an den andern, und immer länger wird die Kette, bis zuletzt die ganze Menschheit wird emporgezogen.

Hat nicht Christus Gott als den Einen gelehrt, der unser Aller Vater ist, in dem wir leben, weben und sind, Glieder seines Reichs, berufen unsern Willen mit seinem Willen, unsere Liebe mit seiner Liebe zu einigen, auf daß er sei und erkannt werde als Alles in Allem, auf daß wir Menschen untereinander uns als Brüder fühlen und danach handeln? Und wenn Fechner selbst von seiner Lehre über die Seele der Gestirne zugibt daß sie nicht zum Grunde, nicht zum Ersten des Christenthums gehört, werden nicht auch Andere es lernen eine Lieblingsmeinung, eine Zeitvorstellung als das bei sich und Andern zu Tolerirende, die Hauptsache aber, die Grundsätze die Christus selbst lehrte, die er handelnd übte und leidend mit seinem Blut besiegelte, als das uns Einigende anzusehen? Wenn Lücke es ausspricht daß es jetzt mehr als je einer Theologie der Zukunft gelte, welche den kommenden Geschlechtern das Evangelium in unauflöslicher Freundschaft mit der Wissenschaft als ewigen Lebensschatz überliefert, werden dann er und seine Freunde sich auch offen und ernstlich auf unsern freien Standpunkt der Wissenschaft versetzen, die nicht in einzelnen Wundern, sondern in der Gründung der Naturgesetze das eine große Wunder und die göttliche Macht und Weisheit sieht, und die göttliche Allgegenwart nicht mehr blos dem Worte, sondern der That nach und in der Wirklichkeit annimmt? Ueber jeder Betrachtung die Gott und Natur, Leib und Seele scheidet steht eine höhere, die beide verknüpft; das Heidenthum hat die Natur vergöttert, das Judenthum sie entgöttert; im Christenthum liegt der Keim und Kern der höhern Wahrheit. Lassen wir auch hierüber sich Fechner selbst aussprechen:

Indem Gott wieder ganz in die Natur eingeht, der Mensch nicht mehr wie ein fremdes Wesen Gott gegenübersteht, ist auch den Gestaltungen des Göttlichen im Sinnlichen, den Vermenschlichungen des Göttlichen wieder Thür und Thor geöffnet,

nur nicht mehr den rohen frühern Gestaltungen und Vermenschlichungen; sondern Gott geht jetzt ein in die Natur, bereichert mit allen hohen Eigenschaften die ihm das Christenthum verliehen, und das Christenthum wird dabei Nichts verlieren als was ihm nie Gewinn und nie von Christus selbst gefodert war. Es wird hinaustreten mit seinem lichten Glauben, seiner allumfassenden Liebe, seinen hohen Hoffnungen ins freie Gebiet der Natur und der Geister, Alles durchleuchtend mit seiner durchdringenden Klarheit, Alles umschlingend und einigend, weil selber in sich klar und einig.

Wird der Mensch aufgefaßt als individuelle Wirklichkeit in einem großen Ganzen, dessen Leben er mitgenießt ohne seine Eigenlebendigkeit zu verlieren, dann ist der Tod auch für ihn nur der Eingang in eine neue erweiterte Daseinssphäre, gleichwie die Geburt den gebundenen Zustand im Mutterleibe aufhob, nicht um die Persönlichkeit in der Breite der Welt verschwinden zu lassen, sondern zu entwickeln. Sind wir Gottes Gedanken, so bürgt uns der Begriff des Geistes dafür daß er sich unserer fortwährend erinnert, daß wir einmal erwacht nie wieder in Nacht und Vergessenheit versinken. Die Sehnsucht unserer Natur, der Drang der Erkenntniß nach der Lösung so vieler Räthsel verlangt die Unsterblichkeit, und viele Schmerzen der Erde würden eine schreiende Dissonanz im Weltaccorde sein, wenn diese nicht dadurch ihre Auflösung in einer höhern Harmonie fände daß jene für die Läuterung und Fortbildung der Persönlichkeit fruchtbar bleiben. Diese und andere Betrachtungen machen uns die Unsterblichkeit auf unserm Standpunkt zur subjectiven Gewißheit, zur Herzensüberzeugung; die objective Strenge der Wissenschaft aber, die zu dem Vernunftschluß den Beweis sinnenfälliger Erfahrung sodert, wird hier darum der Phantasie, der Ahnung und Muthmaßung das Feld einräumen, namentlich wenn es sich um das Wie der Unsterblichkeit handelt. Dies scheint mir der Grund, warum Platon hier stets die mythische Darstellungsweise wählt; wenigstens kann ich auch von mir selbst sagen daß ich deshalb die Unsterblichkeitsidee poetisch dargestellt habe in „Die letzte Nacht der Girondisten".

Fechner hat früher schon als Dr. Mises „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode" (1836) veröffentlicht und jetzt seine Gedanken in neuer Form wiederholt. Er hat das Streben möglichst eng das Diesseits mit dem Jenseits zu verknüpfen und namentlich das Band des Leibes und der Seele gar nicht zu lösen, sondern im Tode den Geist in einer neuen, hier schon von ihm gebildeten Verkörperung erwachen zu lassen. Jede Wirkung die der Mensch hienieden leiblich und geistig ausübt verbreitet sich allseitig in ihren Schwingungen und eignet sich dadurch in der Materie wie in den Seelen einen Lebenskreis gestaltend an; und all die Sphären unserer Werke sollen, wenn ich Fechner richtig verstanden habe, der Boden unserer künftigen Existenz, der erweiterte Leib unserer gesteigerten Geistigkeit sein. Er läßt uns im Diesseits mit Schätzen schalten die dem Jenseits zugleich angehören: Platon lebt in den Ideen fort die er uns hinterlassen hat, ja wohin eine Idee von ihm gedrungen, da lebt er fort, und die verschiedensten Menschen die sich ihrer bemächtigt haben sind durch seinen Geist miteinander verknüpft, der nun nach dem Tode das Schicksal seiner Thaten als seines miterfährt; wer der Welt Thörichtes gebracht, wird dessen Folgen mitzutragen haben bis sie berichtigt sind, wer Edles in uns hineinerzeugt, wird auch dessen Früchte mitgenießen. So wirkt jeder Geist in unzähligen Menschen und in jedem Menschen unzählige Geister; wie ein Geist Vieles haben kann und doch Einer bleiben, so können Viele Eines haben und doch Viele bleiben. Diesseits und Jenseits einen sich zu einer harmonischen Welt. Alle Wirkungen die von Christus ausgegangen sind durch eine zusammenhängende Kette materieller Folgewirkungen zu uns gelangt, sie sind ununterbrochene Wellenausbreitungen der Bahn die dieser Schwan während seines Lebens zog, und so ist die Kirche als der Leib entstanden, in dem er gegenwärtig bleibt. Wir überlassen es den Lesern die Begründung dieser Anschauungsweise im Detail des Fechner'schen Buchs nachzusehen; er erkennt selbst daß sich hier vielfach nur Wahrscheinlichkeiten darbieten, daß die Erscheinungen des Somnambulismus, auf die er häufig seine Analogien stützt, selbst problematisch sind, und beweist auch hier die liebenswürdige Unbefangenheit des echten Forschers, der das Wunderbare weder blindlings verwirft noch blindlings annimmt, sondern ein Gesetz in ihm sucht und findet. Er geht den Schwierigkeiten seiner Ansicht nicht aus dem Weg, sondern prüft an ihnen seine Kraft und versteht die Anklänge seiner Gedanken bei den Unsterblichkeitshoffnungen und deren Gestaltungen in alter und neuer Zeit aufzuweisen. Er will auch hier einen Wissensweg zu dem christlichen Glaubensweg eröffnen.

Da ich nicht sagen kann daß mir Fechner's Anschauungen von der Art und Weise des künftigen Lebens völlig klar und deutlich geworden seien, so theile ich noch Einiges aus dem Ueberblick seiner Lehre wörtlich mit. Er sagt gegen das Ende seines Buchs:

Wenn der Mensch stirbt, so verschwimmt sein Geist nicht wieder in dem größern Geist, aus dem er geboren wurde und sich herausindividualisirt hatte, sondern tritt vielmehr in eine hellere bewußte Beziehung zu demselben, und sein ganzer bisher geschöpfter Besitz wird ihm lichter. Unser jenseitiges Leben verhält sich zu dem diesseitigen ähnlich wie ein Erinnerungsleben zum Anschauungsleben aus dem es erwachsen ist; ja wir können es so ansehen als ob der größere Geist selbst uns im Tode mit unserm ganzen Gehalt und Wesen aus seinem niedern Anschauungsleben in sein höheres Erinnerungsleben aufnimmt. Wie auch die Erinnerung noch eine leibliche Unterlage hat, wird unser Geist derselben nicht bar sein, sie wird aus unserer jetzigen Existenz erwachsen sein wie der leibliche Träger der Erinnerung aus dem der Anschauung: vom Bild im Auge erstrecken sich Wirkungen ins Gehirn, die künftig die Erinnerung begründen. Wir verleiben uns durch unsere Wirkungen der Natur ein, sie nimmt das Gepräge unserer Eigenthümlichkeit an und trägt dadurch unser künftiges Sein. Im höhern Geiste hängt das Reich der jenseitigen Geister mit den diesseitigen durch Beziehungen zusammen wie die zwischen Anschauung und Erinnerung. Doch ist das Leben der jenseitigen Geister nicht auf die Wurzeln beschränkt mit denen sie noch am Diesseits haften, sondern ein freieres, höheres Leben

erhebt sich darüber in ihrem eigenen Verkehr wie in ihren Beziehungen zu Gott.

Es ist an der Zeit daß Religion, Philosophie und Naturforschung einander entgegenkommen, daß sie durch ihren Bund die Wiedergeburt des Lebens vermitteln: wie ich von Seiten der Philosophie dafür wirke, können mich einzelne Unterschiede und absonderliche Eigenthümlichkeiten in Fechner's „Zend-Avesta" nicht abhalten sie als das Entgegenkommen und die selbstbewußte Hinwendung eines Naturforschers nach jenem Ziel freudig zu begrüßen.

M. Carriere.

Neues Leben. Eine Erzählung von Berthold Auerbach. Drei Bände. Manheim, Bassermann. 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Es ist eine Bemerkung die dem fleißigen Beobachter des Pulsschlags der Zeit nicht entgehen kann, daß in dem Leben und der Literatur der Gegenwart gleichsam ein Fieber mit ahnungsvollen Träumen sich zeigt, wie es die Krisis einer Krankheit zu begleiten pflegt. In den Werken unserer hervorragendsten Geister spricht sich, hier dunkler, dort klarer, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Umgestaltung, einer Erneuerung des Lebens aus, man könnte sagen: eine Sehnsucht nach Erlösung, eine neue Messiashoffnung. Die Kirchen aller Confessionen wappnen sich und scharen ihre Priester um das Panier des Dogma wie in der Vorahnung eines nahenden Kampfes, und es ist als müßte man jeden Tag erwarten daß ein Wüstenprediger an der Donau oder an der Elbe oder an der Spree aufstehen sollte, der wieder predigt: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Der Johannes zwar schweigt noch, aber unsere Dichter ringen danach, das Wort zu finden das unserer Zeit gepredigt werden muß, damit sie den Frieden wieder finde. Gutzkow rang danach in seinen „Rittern vom Geiste"; da hat er gepredigt: „Schart euch zusammen, ihr Festen und Getreuen, die ihr noch Glauben an das Menschengeschlecht habt, laßt das Einzelne beiseite und verständigt euch über die Principien, die zur Geltung kommen müssen wenn die Welt wieder gesund werden soll, und kämpft und leidet auch für diese Principien!" Aber die Principien sind es ja eben was uns fehlt, der erlösende Gedanke der mit göttlicher Kraft die Geister und die Herzen sich unterwirft; enthielten die „Ritter vom Geiste" dieses erlösende Wort, so wären sie ein Evangelium geworden, während sie nun ein Roman geblieben sind, aber doch ein Roman auf den wir stolz sein können, und aus dem die Nachwelt einst den Beweis schöpfen wird daß schon in unserer Zeit jene Sehnsucht, jenes Ringen nach Erlösung sich kundgab, das dann vielleicht Erfüllung gefunden hat.

Zu dieser Johannesliteratur hat sich nun auch der Roman Berthold Auerbach's gesellt, dessen Titel „Neues Leben" schon die Tendenz kundgibt. „Die Schule ist es von der die Erlösung kommen muß", das ist seine Lehre. Die Erziehung der Jugend soll nicht in den Händen von Leuten liegen die dieses Geschäft als Broterwerb betreiben, es sollten sich Männer finden die aus unabhängigen Lebensstellungen heraus aus wahrer Liebe zum Volke die Erziehung in die Hand nehmen; aus diesem Gedankenkern erwächst die Erzählung.

Der Held ist ein Graf Falkenberg, der uneheliche Sohn eines Prinzen, der von einer armen Frau erzogen worden war und in den kümmerlichsten Verhältnissen seine Kindheit verlebt hatte, bis er von dem Oheim seiner Mutter adoptirt wurde. Sein Oheim bestimmte ihn zum Soldaten und er machte schnell die niedere Carrière durch; aber das glänzende Elend des Offizierstandes behagte ihm nicht: er trieb wissenschaftliche Studien, quittirte den Kriegsdienst, besuchte eine landwirthschaftliche Schule und die Universität, begrüßte dann mit Jubel die Revolution, kämpfte in Schleswig-Holstein, später in dem Revolutionskampfe, wurde gefangen und verurtheilt, floh aber mit Hülfe eines Freundes aus dem Gefängnisse, und jetzt wo wir ihn kennenlernen ist er mit Geld und Pässen versehen um nach Amerika zu wandern. Aber noch hält ihn Etwas im Vaterlande zurück: der Wunsch seine Mutter zu finden, die seit seiner Geburt spurlos verschwunden ist, von der er aber weiß daß sie irgendwo in tiefster Verborgenheit lebt.

Da trifft er auf der Wanderung nach Westen den Lehrer Eugen Baumann, der mit dem Bestallungsdecret als Schulmeister in Erlenmoos hierher in diesen entlegenen Theil des Landes wandert, um sein neues Amt anzutreten. Aber seine Sehnsucht steht nach Amerika, wo seine Angehörigen leben, und Graf Falkenberg tauscht mit ihm seine Papiere und gibt ihm sein Geld, der Lehrer geht nach Amerika, der Graf als Schulmeister nach Erlenmoos.

Hier lebt und wirkt nun dieser ein Jahr lang unter Eugen Baumann's Namen. Was er in dieser Zeit erlebt und erfahren, wie er die wenigen Freuden und die vielen Leiden und Verdrießlichkeiten des Schulmeisterlebens kennenlernt, welche Menschen ihm begegnen, wie er durch die Fährlichkeiten die sein Leben jede Stunde bedrohen sich durchhilft, wie er anfangs angefeindet wird, sich aber zuletzt zu großem Ansehen emporschwingt, wie die Liebe zu Vittore, der Tochter des Bachmüllers, in sein Herz einzieht, wie er in der Bachmüllerin seine Mutter findet, wie die Baronin Hunold seine Begnadigung auswirkt, — das ist der Inhalt der drei Bände, und wer Berthold Auerbach's eigenthümliche Begabung kennt, der fühlt wohl wie diese in dem angedeuteten Stoffe viele Gelegenheit fand sich zu bethätigen. Und wirklich gehören einzelne Figuren von den vielen die er uns vorführt zu den vortrefflichsten Charakterzeichnungen die je aus Auerbach's schöpferischer Feder hervorgegangen. Da ist vor Allen die herrliche Vittore, in der er uns ein Musterbild der schönsten Bildungsreife eines Weibes hinstellt, ein Musterbild jener Bildung die Geist, Gemüth und Willen in harmonischer Einheit umfaßt und das innerste Wesen durchdringt, weil sie in naturgemäßer Entwickelung aus dem Innern hervorgegangen ist, jener

Bildung die auch eine Müllerstochter einer Antigone ebenbürtig zur Seite stellt, die aber Nichts gemein hat mit Dem was man im gewöhnlichen Leben Bildung nennt und was zur wahren Bildung sich so verhält wie ein mit Lichtern und vergoldeten Früchten und Zuckerwerk schön aufgeputzter Christbaum zu einem in natürlicher Fruchtfülle prangenden Apfelbaum.

Das Gegenstück der Vittore ist die schöne, geistreiche, aber bizarre Baronin Hunold, ein Weib mit den schönsten Anlagen des Geistes und des Herzens, aber verzogen und verbildet, während ihr Wesen eines von denen ist die soviel Bildungsfähigkeit in sich selbst tragen daß sie ohne Lehrer und Gouvernanten sich zu schöner Harmonie entwickelt haben würden. Diese Beiden sind aber wol auch die Gestalten welche Auerbach in seinem Buche mit der meisten Vorliebe gezeichnet hat. Aber auch die übrigen Personen sind wohl gelungen, namentlich der Battelmä, der ein liederlicher Student war, in der Revolution mitgekämpft hat und nun als Knecht unter fremdem Namen dient bis er traurig untergeht; der frühere Schulmeister Kaidl, das echte Urbild eines Demagogen von 1848, wie wir sie in den Vaterlandsvereinen haben peroriren hören; der Schulmeister Deeger, ein kerniger Mann mit gesundem Geiste, edelm Herzen und dem besten Willen, in dem der Dichter, wol ohne es zu denken, ein Vorbild für jeden Schulmann hingestellt hat, der mit Segen seinen schönen Beruf ausfüllen will. Dann erwähnen wir aus der Zahl der übrigen im Buche auftretenden Lehrer noch die komische Figur des Lutz, Schnörkel genannt, der mit seinem Zusammenkoppeln nicht zusammengehöriger Sprüchwörter vielen Spaß macht, „denn wem Gott ein Amt gibt darf für den Spott nicht sorgen, und Unkraut kommt durch das ganze Land". Von den Frauen müssen wir noch die Bachmüllerin erwähnen, deren Wesen so ansprechend, deren Jugendgeschichte so ergreifend, deren Versöhnung mit dem Leben so lehrreich ist; dann die Kirchbäuerin, die Königin des Dorfes, deren Dienst sich Niemand entziehen, ohne deren Gunst Niemand Etwas erreichen kann. Man sieht daß alle diese Gestalten aus dem Kreise sind in welchem Berthold Auerbach seine ersten Erfolge errang, die ihn zu einem Liebling der Lesewelt gemacht haben. Auch Das was sonst noch am meisten ansprechend in dem Buche ist gehört in jenen Kreis: die Darstellung der Dorfbewohner als Massen, der Schuljugend, der Lehrerconferenz. So viele kleine, lebenswahre Züge charakterisiren treffend diese Gruppen, die nicht als Individuen, wol aber als Gattungen Interesse gewähren, obgleich selbst aus der Schuljugend Einzelne mit bestimmter Persönlichkeit hervortreten, wie der kleine Lügner und das Mareile.

Aber Auerbach wollte ja keine Dorfgeschichte, er wollte einen Tendenzroman schreiben. „Neues Leben" heißt ja der stolze Titel, das Buch muß also irgendwie zeigen sollen, wie und wodurch eine Neugestaltung des Lebens herbeigeführt werden soll, und in der That will der Dichter auch ein neues Leben aus der Reform des Erziehungswesens hervorgehen lassen. Dieses Streben ist verkörpert in seinem Helden, dem Grafen und Schulmeister Falkenberg-Baumann, und diesen Mann und seine Ideen müssen wir uns näher betrachten.

Als er bei dem Lehrer Deeger in der Kirche das Orgelspielen lernt, entwickelt sich ein Gespräch in dem er sein ganzes Streben darlegt. Wir wollen die Hauptsätze seiner Ideen aus dem Gespräche herauszuschälen suchen. Da sagt er unter Anderm:

Lüge und Gemeinheit herrschen in der Welt, in der man Religion predigt, die Welt kann nicht schlimmer, sie kann nur besser werden, wenn man sie entreligionisiet... Die Menschen können nichts Höheres wollen und thun als sich der Gesammtheit hingeben, unselbstisch sein... Es gibt nichts Festeres als die reine Humanität... Der ewige Maßstab für die Handlungsweise der Menschen liegt im Gewissen, im Charakter, der seinen Schwerpunkt in sich hat. Die Handlungen der Menschen sind unabhängig von Dem was sie über Gott u. s. w. glauben, sie handeln nach innern Eingebungen oder Gewohnheiten... Wie jedes Ohr eine Dissonanz in der Musik spüet, so müßte sich auch die menschliche Seele rein erhalten und ausbilden lassen daß sie jede Schlechtigkeit und Bosheit als Dissonanz empfinde... Das unwandelbare Urmaß ist nicht der persönliche Christus, sondern das Ideal des reinen Menschen, wie es die Menschheit sich ausgeträumt und ausgedichtet und mit jenem Namen benannt hat... Die reine Urform des Vollkommenen, des vollendet Schönen in Geist und Leib existirt nirgend leibhaftig in einem Einzelnen, das Vollkommene ist vertheilt in Alle. Ihr sagt: Wie Alle sind verkeüppelte Darstellungen des ewigen Vollkommenen, die Welt ist unvollkommen — das ist wahr; wir sagen: In uns Allen ist die erfüllte Erscheinung des Vollkommenen, die Welt ist vollkommen — und das ist auch wahr. Ich liebe und verehre auch Christus, aber ich sehe in ihm wie in Sokrates, in Aristides, in Luther, in Franklin und Washington auch die Mängel die die Bedingungen ihrer Zeit mit sich bringen... Es ist nicht der persönliche Christus, sondern der ideale, den man haben muß. Du weißt daß schon der Grieche Euklid darthut: Es gibt keine Linie und keinen Punkt in der Wirklichkeit der Natur, und dennoch sind diese idealen Abstractionen die festen und richtigen, nach denen wir alle Dinge messen und bestimmen. Du glaubst an Christum, ich an das Ideal des reinen Menschen und erscheint es mir auch, wie ich wohl weiß, nie sichtbar vor den Augen; du glaubst an das Jenseits, ich glaube an das Diesseits, an die Vollendung der Menschheit hienieden und an ihre unverwüstliche Güte; du glaubst an Gott und verzweifelst nicht an ihm, wenn dir auch seine Wege und Thaten uneeklälich und unerforschlich sind, ich glaube an die Menschheit, an die Vollendung ihres Berufs zue Heiligkeit und Schönheit, wenn auch Knechtssinn und Knechtschaft mich darin wankendmachen wollen. Tausende glauben an die Güte Gottes, dessen unmittelbare Thaten sie nicht kennen; ich will sie darob nicht tadeln, aber sie sollten sich auch bescheiden, wenn wir an die Güte der Menschheit glauben, von der so manche hochherzige That lebendiges Zeugniß gibt. Ja dee Glaube ist das Unzerstörbare, er bedarf keines Lichts das von außen kommt, er stcömt aus sich das Licht wie jenes Wunderkind auf dem Bilde von Correggio. Du wirst nicht meinen, meine Glaubenskraft sei gebrechlich, weil der Gegenstand, worauf sie gerichtet ist, ein gebrechlicher sei; diese Kraft kann aber von keinem Einzelmenschen, von keiner Nation getilgt werden. Die Astronomie lehrt uns daß die Sterne nicht da stehen wo wir sie mit unsern Werkzeugen sehen, so auch ist es mit den Menschen, mit dem Lichtkern ihrer reinen Psyche. Ich achte die Menschen höher als sie sich selbst achten, denn ich achte ihr höheees Selbst in ihnen, das sie so oft verleugnen. Ich erkenne keinen Menschen über mir und keinen Menschen unter mir. Darum laß uns nicht streiten über die Gegenstände un-

sers Glaubens, sondern die Kraft des Glaubens üben und darin einander beweisen wer der Mächtigere ist.

Man wird zugestehen daß es schwer ist aus dieser Phrasenfülle den reellen Kern herauszuschälen. In deutliche Worte gefaßt würde der Sinn wol in folgenden Sätzen ausgesprochen sein:

Die Menschen müssen von der Religion emancipirt werden, an die Stelle der Religion muß die reine Humanität treten.

In uns Allen ist die erfüllte Erscheinung des Vollkommenen, die Welt ist vollkommen, aber die reine Urform des Vollkommenen existirt nirgend leibhaftig in einem Einzelnen, das Vollkommene ist vertheilt in Alle.

An die Stelle des Glaubens an Christum ist der Glaube an das Ideal des reinen Menschen zu setzen, wenn dieses Ideal uns auch nie sichtbar vor Augen erscheint.

Statt an das Jenseits muß man an das Diesseits, statt an Gott und Gottes Güte muß man an die Menschheit, an die „Vollendung ihres Berufs zur Heiligkeit und Schönheit", an ihre „unverwüstliche Güte" glauben.

Diese Sätze sind theils verneinend, theils bejahend. Verneint wird Alles was die Religion lehrt, bejaht ein Einziges was die Religion verneint: die Vollkommenheit und die unverwüstliche Güte des Menschengeschlechts. Das Positive seines Glaubensbekenntnisses hat der Held der Geschichte anderswo in die Worte zusammengefaßt: „Mein einziger Glaube ist der an die ewige Göttlichkeit des Menschengeistes", und dieser Satz hat einen großen Inhalt, er umfaßt das Wesentlichste der Religion, wenn man nur annehmen darf daß er mit Ueberlegung ausgesprochen ist und daß ihn der Dichter in allen seinen Consequenzen gelten läßt. Denn was heißt das: „Ich glaube an die Göttlichkeit des Menschengeistes?" Doch wol: Ich glaube an seinen göttlichen Ursprung, an seine göttliche Bestimmung? Denn daß der Dichter sagen wollte: Der Menschengeist ist das einzig Göttliche, ist Gott selbst, das kann man doch nicht annehmen, denn es wird doch wol kein vernünftiger Mensch den Glauben oder auch nur die Vermuthung aussprechen daß der Menschengeist es sei der sich selbst geschaffen habe, aus dessen Macht und Weisheit das ganze Weltall hervorgegangen, in dem die Vernunftgesetze enthalten seien, nach denen alles Sein und Leben und die Entwickelung des menschlichen Geschlechts sich gestaltet? Wir müssen also annehmen daß das Wort „Göttlichkeit", wie es formell von „göttlich" und dieses wieder von „Gott" abgeleitet ist, den Ursprung aus Gott bedeutet, und wir meinen, wer zugibt daß ein Bach einen Ursprung habe, der gibt auch zu daß eine Quelle vorhanden sei aus der er entspringt. Das Abgeleitete ist nicht denkbar ohne Etwas aus dem es abgeleitet wird, und so setzt der Glaube an die Göttlichkeit des Menschengeistes den Glauben an Gott selbst voraus.

Es liegt aber noch mehr in diesem Satze. Wer das Dasein eines Baums zugibt der muß auch zugeben daß dieser Baum die Merkmale habe ohne die ein Baum nicht denkbar ist, er muß zugeben daß dieser Baum Wurzeln, einen Stamm, Zweige habe. Wer an etwas Göttliches glaubt der muß auch glauben daß dieses die Merkmale habe ohne die das Göttliche kein Göttliches und kein Denkbares ist. Das unerlaßlichste Merkmal des Göttlichen aber, ohne welches es kein Göttliches wäre, ist die ewige Dauer, und wer von der Göttlichkeit des Menschengeistes spricht der behauptet damit zugleich seine Bestimmung für ein ewiges Leben, seine Unsterblichkeit, und die Consequenzen des oben ausgesprochenen Satzes müssen also sein: der Glaube an Gott, der Glaube an die Unsterblichkeit des Menschengeistes, und damit sind die beiden ewigen Säulen aufgestellt, die jeder Religion welche diesen Namen verdient zur Stütze dienen.

Aber der Dichter könnte vielleicht einwenden: Ich glaube an die Göttlichkeit und folglich auch an die ewige Dauer des Menschengeistes, aber nicht an die Fortdauer des Einzelnen als Individuum, sondern nur an die Göttlichkeit und Ewigkeit des Menschengeschlechts im Ganzen. Aber wenn dieses Ganze göttlich ist, also auch die Merkmale des Göttlichen hat, so ist es unmöglich daß die einzelnen Bestandtheile dieses Ganzen ungöttlich und also auch ohne die Merkmale des Göttlichen sein können. Und wenn der Dichter nun sagt: er leugne auch nicht die Fortdauer des Einzelnen, aber sein Geist gehe nach dem Tode über in den allgemeinen Geist des Menschengeschlechts, von dem er immer noch einen Bestandtheil bilde, so läßt sich dagegen folgender Beweis führen: Wenn wir die Göttlichkeit des Menschengeistes behaupten, so behaupten wir damit die Göttlichkeit des ganzen Geistes, nicht nur die Göttlichkeit eines Merkmals oder einiger Eigenschaften und Fähigkeiten desselben. Nun hat aber der menschliche Geist die Merkmale oder Eigenschaften daß er sich seiner selbst bewußt ist, daß er denkt, empfindet und will. Die Worte „Selbstbewußtsein, Vernunft, Gemüth und Wille" bezeichnen ja nichts Getrenntes, sondern es sind nur Ausdrücke für die verschiedenen Thätigkeiten des Geistes, für seine Eigenschaften, und wenn ich die Göttlichkeit und somit die ewige Dauer des Geistes behaupte, so behaupte ich doch damit auch die Göttlichkeit und ewige Fortdauer seiner Eigenschaften; denn wenn er diese Eigenschaften nicht mehr hätte, so wäre der Geist nicht mehr der Geist. Da nun aber auch das Selbstbewußtsein eine Eigenschaft, ein Merkmal des Geistes ist, so muß ich zugeben daß auch das Selbstbewußtsein des Geistes und somit seine Individualität fortdauert, sobald ich einmal zugebe daß der Geist ewig ist, und das behauptet doch der Dichter, indem er die Göttlichkeit des Menschengeistes proclamirt.

Der Dichter muß also entweder die Consequenzen seines Satzes, den Glauben an Gott und Unsterblichkeit und zwar an die Fortdauer der Individuen anerkennen, oder er muß auch seinen Glauben an die Göttlichkeit des Menschengeistes fahren lassen. Und doch sagt er (I, 36):

Dieser Glaube steht in mir und ist von keinen Erschei-

nungen außer mir abhängig. Die Verderbtheit und Bosheit, ja die Gemeinheit kann manches Außenwerk zerstören, in das Allerheiligste hier dringt sie nicht.

Und gleichwol scheint er diese Consequenzen nicht zugeben zu wollen. Denn gäbe er die Grundlehren der Religion zu, wie könnte er denn das Heil der Welt darin suchen daß man sie entreligionisirt? Der Satz in welchem er dies sagt ist classisch, wir müssen ihn wiederholen:

Lüge und Gemeinheit herrschen in der Welt, in der man Religion predigt; die Welt kann nicht schlimmer, sie kann nur besser werden, wenn man sie entreligionisirt.

Was würde nun wol der Dichter dazu sagen, wenn wir den Schluß machen wollten: Trotzdem daß Berthold Auerbach die reine Humanität predigt, herrscht die Selbstsucht in der Welt, folglich kann die Welt nur besser werden, wenn man Berthold Auerbach das Schreiben verbietet? Hat der Dichter denn bewiesen oder getraut er sich zu beweisen daß die Religion die Ursache der in der Welt herrschenden Lüge und Gemeinheit ist, daß Lüge und Gemeinheit die nothwendige Folge der Lehren der Religion ist? Das kann doch im Ernste Niemand behaupten wollen, und deshalb paßt der Nachsatz zum Vordersatze wie die Faust aufs Auge. Die Religion bekämpft doch die Lüge und Gemeinheit, und dennoch herrschen diese Laster in der Welt; wie würde es nun erst aussehen, wenn die Religion gar nicht dagegen angekämpft hätte? Daß die Welt nicht schlimmer, daß sie nur besser werden kann, wenn man ihr die Religion nimmt, das ist denn doch ein Satz den wir bewiesen sehen möchten, und der Beweis möchte sehr schwer sein, da alle Erfahrungen und alle Vernunftgründe dagegen sprechen.

Und was will der Dichter an die Stelle der Religion setzen? Die reine Humanität. „Humanität" ist auch ein viel gebrauchtes und viel gemisbrauchtes Wort, man muß sich verständigen, was man darunter verstehen will. Seinen Begriff hat Herder festgestellt, indem er es im Gegensatze zur Brutalität als „Charakter des menschlichen Geschlechts" definirt. Humanität ist also Das worin sich der Mensch von den Thieren unterscheidet, Das was dem menschlichen Geschlechte seinen Charakter, seinen Werth und seine Würde gibt; es ist, um eine eigene Definition in Herder's Sinn zu wagen: „das Ideal des Schönen und Guten, das der Mensch auf Erden zu erreichen fähig ist."

Berthold Auerbach scheint den Begriff enger zu fassen, denn er gebraucht die Worte „sich der Gesammtheit hingeben, unselbstisch sein" so, als bezeichne er damit den Inhalt der Humanität; es ist ihm also nicht der Gegensatz zur Brutalität, sondern der Gegensatz zur Selbstsucht, demnach Anerkennung der Gleichberechtigung der Andern, eine sich in Thaten äußernde, auf das Wohl der Mitmenschen gerichtete Gesinnung, im Wesentlichen also so viel als „Menschenliebe".

Die Menschen sollen sich also, verlangt Berthold Auerbach, der Religion entäußern, sich aber dafür der Gesammtheit hingeben, unselbstisch, human sein. Aber der Dichter wird doch wol zugeben daß diese Humanität, die von Selbstsucht frei sich der Gesammtheit hingibt, nicht eine Eigenschaft ist die jeder Mensch fertig mit auf die Welt bringt, sondern eine Tugend zu der der Mensch erst gebildet werden muß. Der Mensch empfindet zunächst sich selbst, seine Freude, seinen Schmerz; das Selbstbewußtsein, dessen einseitige Ausbildung wir Selbstsucht nennen, sagt ihm daß er sich selbst der Nächste ist, daß er Das meiden müsse was ihm Schmerz, daß er Das suchen müsse was ihm Freude macht. Das Glück oder Unglück der Andern empfindet er erst, wenn er auf einer höhern Stufe der Ausbildung steht, wenn er die Erkenntniß gewonnen hat daß die Andern mit ihm gleichberechtigte Wesen sind, die ebenso empfinden, die denselben Anspruch auf Glück haben als er. Erst aus dieser Erkenntniß geht die Pflicht hervor, im Streben nach dem eigenen Glück dem Glücke des Andern nicht in den Weg zu treten. Aber das ist noch nicht die höchste Stufe der humanen Bildung; diese hat der Mensch dann erreicht, wenn er es als seine Pflicht und seinen Beruf erkennt, für das Glück seiner Nebenmenschen zu wirken, sei es auch mit Opfern am eigenen Glück, und diese höchste Stufe der menschlichen Entwickelung hat ja der Dichter im Sinn, wenn er vom Hingeben an die Gesammtheit redet. Zu dieser Humanität, zu diesem Hingeben an die Gesammtheit, zu dieser höchsten Stufe menschlicher Entwickelung muß aber der Mensch erst gebildet werden, und die Frage ist nur die: Welche Erziehungsmittel sollen wir anwenden, um den Menschen zur Humanität zu bilden? Wir meinen, es gibt ein einziges, und dieses einzige Erziehungsmittel ist die Religion. Denn was ist denn Religion anders als die Antwort auf die Fragen: Woher hat die Welt und Alles was in der Welt ist seinen Ursprung? Wozu ist alles Seiende und alles Lebende bestimmt? Wenn wir nun den Menschen zumuthen: Ihr sollt human sein, ihr sollt euch selbst vergessen und für das Wohl eurer Nebenmenschen leben! so muß doch diese Zumuthung auf der Erkenntniß basiren daß das Leben für die Gesammtheit wirklich Bestimmung des Menschen ist, und diese Erkenntniß kann nur das Resultat der Frage sein: Wozu ist der Mensch bestimmt? Und eine Antwort auf diese Frage hat ja nur die Religion. Welches aber ist diese Antwort? Sie sagt: Alles was ist ist aus Gott hervorgegangen und dazu bestimmt nach dem ewigen Ziele der Wiedervereinigung mit Gott zu streben. Diesem Ziele, wenn es auch nach menschlicher Fassungskraft ewig unerreichbar bleibt, da Gottes Vollkommenheit unendlich ist, können wir Menschen uns doch nähern durch immer größere Vervollkommnung unsers innern Wesens. Hier auf Erden können wir nur einen unendlich kleinen Theil dieses unendlichen Weges zurücklegen, aber wenn wir hier redlich diesem Ziele nachstreben, wenn wir hier immer besser werden, so werden wir in einem folgenden Leben einen vollkommenern Zustand erlangen, welcher unserm Streben nach der ewigen Seligkeit, nach der Wiedervereinigung mit Gott nicht mehr die Hindernisse

in den Weg legt, die hier uns von unserm Ziele so oft ablenken. Nach Gottähnlichkeit streben wir, indem wir unsern Geist zu immer höherer Erkenntniß ausbilden und indem wir unser Herz erweitern zu immer größerer Liebe zu Gott, der die unendliche Liebe ist, und zu unsern Mitmenschen die mit uns gleichen Ursprung und gleiche Bestimmung haben. Unsere Liebe gegen Gott können wir nur beweisen, indem wir seinen Willen erfüllen helfen, und sein Wille ist eben die Vervollkommnung des Menschengeschlechts, an der mitzuwirken also unsere Pflicht ist. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", sagt die Religion, und dieses Wort enthält das Princip der Humanität, die auch der Dichter als die Pflicht des Menschen hinstellt. Wenn er nun aber zugleich die Religion verneint, auf welche andere denkbare und mögliche Weise will er die Pflicht der Humanität begründen? Wie ist Humanität, Menschenliebe, Hingeben an die Gesammtheit denkbar ohne den Glauben an eine Bestimmung des Menschengeschlechts, und wie der Glaube an eine Bestimmung des Menschengeschlechts denkbar ohne den Glauben an eine Vernunft, die ihm diese Bestimmung gegeben hat, ohne den Glauben an Gott? Doch wozu viele Worte! Es ist unsere Ueberzeugung, und es ist undenkbar daß Jemand im Ernste eine andere Ueberzeugung haben kann: Humanität ist nicht möglich ohne Religion, sei diese Religion nun eine bewußte oder eine instinctive, nur im Gefühle begründete.

Die übrigen Sätze des Baumann'schen Glaubensbekenntnisses sollen uns nicht lange aufhalten. Denn wollten wir jeden Widerspruch nachweisen, jede Nichtbegründung eines als Resultat hingestellten Satzes — Berthold Auerbach liebt es nicht, seine Sätze zu begründen und zu beweisen, und wenn sie auch bisweilen im allergrellsten Widerspruche mit der Anschauung der ganzen Menschheit stehen —, so müßten wir ein Buch schreiben. Wie reimen sich Sätze zusammen, wie das schon Erwähnte: „Lüge und Gemeinheit herrschen in der Welt", und dann wieder: „In uns Allen ist die erfüllte Erscheinung des Vollkommenen, die Welt ist vollkommen"; „Ich glaube an die Vollendung der Menschheit hienieden und an ihre unverwüstliche Güte"?

Und dann, was heißt denn die Phrase: „In uns Allen ist die erfüllte Erscheinung des Vollkommenen, die Welt ist vollkommen", aber „die reine Urform des Vollkommenen existirt nirgend leibhaftig in einem Einzelnen, das Vollkommene ist vertheilt in Alle"? Kann man sich denn das Vollkommene in einzelne Theile getheilt denken, sodaß es in seiner Vertheilung nicht mehr das Vollkommene ist, aber wieder vollkommen sein würde, wenn man die einzelnen Theile wieder vereinigte? Soll es etwa heißen: Jeder Mensch hat etwas Gutes und Göttliches in sich, und wenn man das Gute und Göttliche aller Einzelnen zusammenschmelzt, so ist das Resultat dieser Vereinigung das Vollkommene und Gott selbst? Es ist eigentlich keines Beweises bedürftig daß das Geistige nicht wie das Körperliche durch Theilung vermindert und durch Hinzufügen des Gleichen vermehrt wird, aber ein Beispiel wird doch zur Klarheit beitragen: Jeder Mensch hat eine Vorstellung von Gott, in der ein Funken von Wahrheit enthalten ist. Wenn man nun das Wahre aus allen diesen Vorstellungen in eine Summe vereinigen könnte, würde dann das Resultat dieser Vereinigung die vollkommene Gotteserkenntniß sein? Nein, die Summe aller der in diesen Vorstellungen enthaltenen Wahrheit würde immer nur gleich sein der Wahrheitserkenntniß Desjenigen der unter allen Beisteuernden am meisten Wahrheitserkenntniß besitzt, und der Weiseste unter allen Menschen würde Nichts an Weisheit gewinnen, wenn ihm auch alle übrigen Menschen ihre Portion Weisheit zu der seinigen schenken wollten, wie er umgekehrt an seiner Weisheit Nichts verliert, wenn er Andern etwas davon mittheilt. Was heißt also: Die Welt ist vollkommen, aber das Vollkommene ist vertheilt in Alle? Wir können uns keine klare Vorstellung denken die der Dichter mit diesen Worten verbunden haben könnte.

Was die übrigen oben erwähnten Sätze Auerbach's betrifft, daß man statt an Christus an das Ideal des reinen Menschen, statt an das Jenseits an das Diesseits, statt an Gott an die Menschheit glauben solle, so finden wir in diesen Redensarten keinen Kern der einen Fruchtbaum verspräche; er verneint damit das Positive der Religion und will an dessen Stelle glänzende, aber inhaltslose Phrasen setzen. Den Beweis daß durch Beseitigung dieses Positiven Etwas für die Erziehung des Menschengeschlechts zur Humanität gewonnen werden kann bleibt er uns ohnedies schuldig. Dieser Eugen Baumann soll einmal mit seinem „einzigen Glauben an die ewige Göttlichkeit des Menschengeistes" in eine Dorfschule treten, um die Kinder zur schönen Menschlichkeit zu bilden, er soll es versuchen, aus dem eigenen inhaltslosen Geiste die Geister der Kinder mit Inhalt zu füllen, er wird Bankrott machen wie Eugen Baumann auch thatsächlich in Auerbach's Erzählung mit seinem Schulmeisterthum Bankrott macht. Auch gibt er ja nicht einmal selbst den Religionsunterricht, und was bleibt denn in einer Dorfschule außer diesem Geist- und Gemüthbildendes übrig? Auerbach rühmt zwar die Fortschritte der erlenmooser Dorfjugend in der geistigen und moralischen Entwickelung, aber die Erfahrung würde ein anderes Bild zeigen. Auerbach's Schilderung von Eugen Baumann's Dichten und Trachten ist ebenso natürlich und wahr wie wenn etwa ein Dichter erzählen wollte:

Es war einmal ein Maler, der malte einen schönen, schönen Vogel, und als der Vogel fertig war, da war er so natürlich gerathen daß er aus dem Bilde heraus und in den Wald flog, und da sang er: Ei, was für ein schöner Vogel bin ich!

Das Kind das diese Geschichte hört wird freilich sagen: Ei, wie kann denn ein gemalter Vogel fliegen, er hat ja keine Flügel von Federn, und wie kann er denn singen, er hat ja keine Luft im Leibe? Uns geht es mit Eugen Baumann wie diesem Kinde mit dem gemalten Vogel.

Es ist nicht nur auf dem Gebiete des Glaubens, wo wir den Anschauungen Eugen Baumann's nicht beipflichten können. Es sind viele und lange Gespräche im Buche, die der Dichter als die Hauptsache zu betrachten scheint; denn viele Personen denen wir begegnen haben nur ihr Gesprächspensum herzusagen und treten dann wieder ab ohne allen Einfluß auf den Gang der Erzählung. Aber im zwiten Bande ist eine 35 Seiten lange Tisch- und Kaffeeunterhaltung, bei der man doch die Entdeckung macht daß die Geduld der Schriftsteller größer ist als die Geduld der Leser. Denn wenn man am Ende eines so langen Gesprächs wahrnimmt daß es nicht nur resultatlos verpufft, sondern daß es auch ohne allen Einfluß auf die Geschichte bleibt, daß man zwei oder drei Capitel wegschneiden könnte und das Buch dadurch nur gewinnen würde, so hat man ungefähr dasselbe Gefühl, wie wenn man an dem Leibe eines sonst wohlgestalteten Menschen einen ungehörigen Auswuchs, einen dicken Hals oder einen Höcker erblickt. Die Lebensregel: „Treibe was du treibst!" sollten vor Allen die Schriftsteller im Auge halten. Wollt ihr uns eine Geschichte erzählen die uns unterhält und belehrt, wohl, so erzählt frisch darauf los, aber laßt weg was nicht zur Sache gehört; ist aber euer Hauptzweck eine philosophische Erörterung, so schreibt ein philosophisches Werk, stellt eure Lehrsätze auf, begründet sie philosophisch, führt sie durch und verfolgt sie bis in ihre Consequenzen. Aber ein Zwitterding zwischen Abhandlung und Erzählung, wo man nicht weiß, ist die Geschichte nur dazu da um das trockene Raisonnement genießbar zu machen, oder ist das Raisonnement dazu da um Denen doch auch etwas zu geben welche die Geschichte nicht ansprechen sollte, wo aber die Rücksicht auf die ungeduldigen Unterhaltungsleser es unmöglich macht die zu erörternden Sätze gründlich durchzuführen, und auf der andern Seite das Bedürfniß des Philosophirens den Dichter immer wieder von der Geschichte weit abzuschweifen nöthigt, ein solches Zwitterding ist immer vom Uebel und am meisten dann, wenn man den Verdacht schöpft daß der Dichter nur deshalb so viel philosophirt, so lange geistreiche Gespräche führen läßt, um sich selbst einmal im Brillantfeuer zu zeigen, damit man nicht am Ende ihn selbst über seinem Buche vergißt.

Sollen wir unser Urtheil über Auerbach's Erzählung in ein Resultat zusammenfassen, so heißt dies: Was in dem Buche Dorfgeschichte ist vortrefflich, aber Auerbach's philosophische Anschauungen sind unklar und unfruchtbar; er ist nun einmal kein Philosoph trotz seiner Uebersetzung des Spinoza; die entwickelten Ansichten im Gebiete des Religiösen sind nicht neu, sondern nur verspätete Nachklänge einer Anschauungsweise, die längst überwunden, längst in ihrer Nichtigkeit und Haltlosigkeit dargethan ist und jetzt nicht mehr auf gläubige Hörer rechnen darf; die socialen Ideen, die wir oben nicht berührt haben, sind barock und unpraktisch; die Tendenz des Buchs auf eine Reform des Erziehungswesens ist verfehlt, weil undurchführbar und auf haltlose Ideen basirt.

Properz sagt in der ersten Elegie des zwiten Buchs: „Qua pote, quisque in ea conterat arte diem." Das heißt zu Deutsch: Die Schulmeister, die es gelernt haben, mögen die Kinder unterrichten, die Grafen mögen Grafen, die Schuster beim Leisten bleiben; wem aber Gott ein schönes Talent gab, der möge es nutzen und nicht nach Kränzen streben welche die Natur ihm versagt hat. 3.

Adolf Böttger.

1. Die Pilgerfahrt der Blumengeister von Adolf Böttger Mit 36 colorirten Bildern nach Grandville. Leipzig, F. Fleischer. 1851. Lex.-8. 6 Thlr.
2. Düstere Sterne. Neue Dichtungen von Adolf Böttger. Leipzig, F. Fleischer. 1852. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Alleinherrschaft des Genies im weiten Reiche der Dichtung hatte sich nach dem Ableben der beiden Heroen Goethe und Schiller in eine Aristokratie der Talente aufgelöst, und es wird wol Niemand der die deutsche Literatur genauer kennt zu negiren geneigt sein daß hieraus in mancher Beziehung für dieselbe Vortheile entsprossen sind. Seitdem aber der tiefsinnige Uhland das bekannte Lied: „Singe, wem Gesang gegeben", anstimmte, ist die Aristokratie der Talente beinahe von der Pöbelherrschaft der Versemacher gestürzt worden; denn seit dieser Uhland'schen Auffoderung glaubt sich auch jeder männliche oder weibliche Rohrspatz vom Rhein bis zur Donau berechtigt seine ledernen Privatgefühle in hinkenden Jamben oder aufgeblasenen Trochäen dem Publicum preisgeben zu dürfen. Nur in einer solchen Zeit kann es so häufig vorkommen daß echte Talente einerseits überschätzt, andererseits nicht gehörig gewürdigt werden, ein Uebelstand, von dessen Folgen sich das Publicum der Neuzeit bei seiner entschiedenen Hinneigung zu jenen Productionen die entweder halb oder ganz in französischem Geschmacke geschrieben sind Nichts träumen läßt. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" waren stets bemüht das Wahrhaft-Schöne und Wissenschaftlich-Gediegene zu fördern, und wir glauben unsern geehrten Lesern nichts Unwillkommenes zu bieten, wenn wir den Entwickelungsgang eines Dichters, der mit seinen letzten anerkannten Leistungen in seine Kraftperiode eingetreten ist, näher beleuchten.

Adolf Böttger's erstes öffentliches Auftreten waren die Uebersetzungen Lord Byron's, wobei man aus der Formgewandtheit schon auf frühere bedeutende Vorstudien schließen konnte. „Childe Harold", „Don Juan", die epischen Erzählungen und „Hebräischen Melodien" scheint der Uebersetzer mit besonderer Vorliebe behandelt zu haben. Wer mit beiden Dichtern vertraut ist, wird bald bemerken daß eine Art von Wahlverwandtschaft zwischen ihren Genien herrscht. Der damals noch jugendliche Böttger mußte sich erst ganz und gar in Byron hineinleben um ihn bis zu den feinsten Nuancen so vollendet in deutscher Sprache wiedergeben zu können, und dies eben und nichts Anderes bewirkte es daß Böttger's Uebersetzung einzig in ihrer Art dasteht und nicht blos in England, sondern auch in allen Nachbarstaaten Deutschlands großes Aufsehen erregte. Uebrigens ist es bekannt daß er auf die Uebertragung Milton's, Ossian's u. s. w. nicht geringern Fleiß verwendete, wenn er sich auch von diesen Dichtern nicht so gewaltig berührt fühlte als von seinem lust- und schmerzdurchdrungenen Liebling.

Unserm Bedünken nach ist hier das epische Gedicht „Dämon und Engel" einzureihen; denn obgleich es erst später erschien, trägt es doch unverkennbar die Spuren an sich daß es ein Versuch aus Böttger's Jugendperiode ist, der, bedeutend schwächer als seine übrigen Productionen, kaum aus einem Gusse geflossen sein dürfte. Aber selbst der jugendliche Dichter verrieth darin schon ohne Zweifel durch einige zarte Stellen

daß auch in der Folge Schönes von ihm in dieser Richtung zu erwarten sei.

Dagegen zeigt sich in künstlerischer Hinsicht ein mächtiger Fortschritt in dem Bande seiner Gedichte der bereits die siebente Auflage erlebte. Diese „Frühlingsmelodien" sind so zart durchhaucht, so glühend gefühlt, wie sie nur aus einer echten Dichterbrust entspringen können. Der Lyriker ist sich das Centrum der ganzen Welt, aber das Centrum steht immer im innigsten Verhältnisse selbst noch mit dem Weitesten seiner peripherischen Umgebung; sein Herz ist ihm der Spiegel des großen Naturlebens, das die alten Geheimnisse des Weltalls dem menschlichen Blicke verschleiert, daher eben in diesem kleinen Herzen jene unstillbare Sehnsucht, ins Unendliche zurücktauchen zu wollen. Böttger hat hierin Vorzügliches geleistet; vom ersten Aufdämmern der Liebe bis zum Halbdunkel der süßen Leidenschaft und wieder weiter bis zur Herzbeseligung des errungenen Ziels, alle, alle diese Saiten hat er jubelnd und trauernd angeschlagen. Dazu kommt noch eine Glätte des Versbaus, worin es ihm nicht leicht ein Anderer zuvorthun dürfte. Seine Verse sind Musik; man lese nur einmal das folgende ausgezeichnet schöne Gedicht:

Die Glocken läuten das Ostern ein.

Die Glocken läuten das Ostern ein
In allen Enden und Landen.
Und fromme Herzen jubeln darein:
Der Lenz ist wieder erstanden.

Es athmet der Wald, die Erde treibt
Und kleidet sich lachend mit Moose,
Und aus den schönen Augen reibt
Den Schlaf sich erwachend die Rose.

Das schaffende Licht, es flammt und kreist
Und sprengt die fesselnde Hülle,
Und über den Wassern schwebt der Geist
Unendlicher Liebesfülle.

Wir wollen wenigstens noch kurz die Ueberschriften der hervorragendsten und originellsten Lieder citiren: „Du Geist der Wolke"; „Der Mondstrahl fiel in der Lilie Thau"; „Süß ist der Anblick"; „Wie Mondesglanz die Nacht durchbricht"; „Es weht durch die blühenden Bäume"; „Das Lüftchen flattert ins Rosenbett"; „Es blickt der Frühlingsmond"; „Der Schöpfung Stolz, der Welten Seele"; „Wenn ich an dir mich süß berausche."

Böttger's Sonette sind zwar ihrem Inhalte nach von seinen „Frühlingsmelodien" nur wenig verschieden, denn sie enthalten ebenfalls Naturschilderungen, Liebesklagen u. s. w., jedoch hat er dabei gerade die beste Gelegenheit gehabt zu zeigen, wie sehr er Meister in der Form ist. Wir glauben nicht zu viel zu sagen mit dem Ausspruche daß die besten derselben kühn mit den berühmten Sonetten Platen's in die Schranken treten können, denn die Geschmeidigkeit seines Ausdrucks, die Abrundung des kleinen Ganzen, das im Sonett so schwer wiederzugeben ist, läßt bei ihm Nichts zu wünschen übrig; nur eins beispielsweise:

O kurze Lust, wie bist du zu beweinen!
Sieh hier den Ballsaal, wo im flotten Tanze
Die Jugend schwelgt im vollsten Rosenkranze,
Wo Leben und Genuß sich froh vereinen.

Den Friedhof hier! Mit Thürmen, Kreuz und Steinen
Gleicht einem Schachbret er im Mondenglanze;
Das Spiel ist aus, denn König, Bauer, Schranze
Sind schach und matt und ruhen tief in Schreinen.

Horch! wie so lieblich droben Pfeif' und Glocken
Wollüst'gen Zauberklangs zu immer tollern
Wahnsinn'gen Wirbeln junge Herzen locken!

Horch! drunten, wie die Schädel düster schollern,
Wenn sie der blanke Spaten ohne Stocken
Im Takt der Geigen läßt zur Tiefe kollern!

Der Doppelgegensatz, der sich hier in den vierzeiligen Strophen und dann in den Terzinen ausspricht, bringt durch die marmorartig ausgemeißelten Worte eine so mächtige Wirkung hervor daß sich in dieser Beziehung nur wenige Sonette anderer Dichter mit dem vorstehenden messen können. Sehr schön sind noch folgende: „Der Traube Blut im blankgeschliffnen Glase"; „Wenn Schneegestöber wild den Fels umhäuben"; „Es wirbelt taumelnd Blatt auf Blatt vom Baume". Auch befinden sich in dieser Sammlung die oft besprochenen „Johannislieder" des Dichters, die wir aus diesem Grunde blos erwähnen. Die Zahl der „Vermischten Gedichte" ist kleiner und man vermißt hier allerdings eine größere Abwechselung im Tone; einige derselben mahnen geradezu an die „Frühlingsmelodien".

Wenn Böttger der Lyriker sozusagen ganz in seinem Elemente ist, so hat er sich dagegen mit seiner „Agnes Bernauer" auf ein neues seiner Natur nicht zusagendes Feld begeben. Er nannte es zwar selbst bescheiden kein Drama, sondern blos „ein dramatisches Gedicht", aber da er es doch über die Breter gehen ließ, so scheint er wenigstens in den Jahren in welchen das Stück entstand nicht an der Bühnengerechtigkeit desselben gezweifelt zu haben. Da es aber auch bei diesem ersten Versuche bisjetzt geblieben ist, so kann man wol daraus den Schluß ziehen daß der Dichter, reifer und sich selbst klarer geworden, aus eigenem innern Antriebe diese neueingeschlagene Bahn für immer verlassen habe.

Die „Wartburglieder", diese echten Kinder eines fahrenden Sängers, zeichnen sich beinahe alle durch eine Frische und Fülle aus, als wären sie von der gesunden Gebirgsluft der thüringer Höhen durchweht; da konnte das Dichterherz so recht klingen und singen, angeregt von den verschiedenartigsten historischen Eindrücken. Durch eine natürlich-heilige Weihe ist das Lied betitelt: „Gebet", geadelt; der besondern Erwähnung werth ist wol auch das Gedicht „Nachts in Eisenach", nur dünkt uns daß es durch einige kleine Abkürzungen noch an Schönheit gewinnen würde. Ueberraschend ist das Schlußlied, wo unsern Dichter, von der Wartburg heimkehrend, der funkensprühende Dampfer, „der Neuzeit fliegender Hydrarch zu Lande", aus der waldumrauschten Romantik in das prosaische Alltagstreiben zurückführt.

Bald darauf erschien „Eulenspiegel, ein modernes Heldengedicht". Hier bewegt sich Böttger mit Glück auf dem Gebiete der Satire und des Humors, eine Seite die ihm wol Mancher gar nicht zugetraut hätte. Höchst treffend sind die Anspielungen über die Musik, nicht minder ergötzlich Eulenspiegel beim Abendthee; ebenso ist das Treiben der jetzigen modernen Frauencreaturen in dem „Besuch bei der Emancipirten" mit lebhaften Farben ausgemalt; auch das Wesen der Recensenten, Schauspieler u. s. w. wird vortrefflich persiflirt, wobei sich der Sarkasmus des Dichters in anmuthigen Gegensätzen durch Lobpreisung des Edeln und Würdigen, der Liebe, der Poesie und der Naturschönheit ergeht, um das Gemüth des Lesers nach allen Bitterkeiten wieder zu versöhnen. Freilich Schade daß das Ganze einen großen Anlauf nimmt und mit dem bisjetzt erschienenen Drittel nicht befriedigt. Es ist deshalb schwer ein richtiges Urtheil über dieses launige Product zu fällen; man würde vielleicht gerade Das tadeln was der Dichter zur Motivirung einiger Situationen des zweiten und dritten Theils als unumgänglich nothwendig in dieser Gestalt vorausgeschickt hat.

„Hiazinth und Lilialide, ein Frühlingsmärchen." Wir übergehen hier absichtlich dieses in Journalen viel erwähnte Gedicht, meist in Daktylen geschrieben, da auch bereits in Nr. 100 u. 101 d. Bl. f. 1850 eine sehr ausführliche Kritik erschienen ist. Wir können uns aber doch nicht enthalten auf eine Stelle aufmerksamzumachen, die wirklich einen überraschenden Beweis davon liefert mit welcher außerordentlichen Fertigkeit Böttger das bekanntlich schwierige daktylische Versmaß zu behandeln weiß. Wir lassen hier das kleine wiebelwindartige Sylphenlied folgen:

Die Sterne, die silbernen Bienen,
Dreh'n sich in fliegender Hast,
Und wem sie ins Herze geschienen,
Der sehnt sich zu schwärmen mit ihnen,
Vom seltsamen Zauber erfaßt.

Laß Liebchen die einsamen Hallen,
Komm' zum beflügelten Reihn;
Wir wirbeln, wir walzen, wir wallen
Auf Sohlen von lichten Krystallen
Ins sel'ge Gewimmel hinein.

„Die Pilgerfahrt der Blumengeister" bildet eine Sammlung poetischer Erzählungen, Romanzen und Lieder von dem buntesten Genre, ernst und heiter, wonne- und liebeselig, bitterhassend und menschenfeindlich, worin die vom Elfentreiben belebte Introduction und die dankbar-bescheidenen Schlußstrophen das Ganze in einem anmuthigen Rahmen einschließen. Wir geben in gedrängter Kürze den Inhalt. Das Volk der Blumengeister dringt in den Palast der Elfenkönigin, beklagt sich bitter über sein Loos und verlangt mit Ungestüm, die Herrscherin möge ihnen gestatten einmal als Sterbliche über die Erdenwelt wallen zu dürfen. Die Elfenfürstin erhört ihren Wunsch und ruft der ganzen Schar zu:

Tragt Menschenform und Menschenleid,
Frist geb' ich euch zehn Jahre.
Doch zeigt in Allem, was ihr seid:
Staubkinder, wandelbare.

Der Dichter zeigt nun in einer langen Reihe von Bildern wie es jeder menschgewordenen Blume auf ihrer Wanderung erging; die meisten traf ein so hartes Schicksal daß sie sich in ihr stilles, zarteres Elfenreich zurücksehnen, und sie kommen alle zu der Ueberzeugung daß nur der mit Wenigem Zufriedene allein glücklich sei, worauf ihnen die Elfenfürstin ihren Vorwitz verzeiht und über alle eine sehr milde Strafe verhängt. Die gelungensten unter den einzelnen Blumencharakteren scheinen uns zu sein: das „Veilchen" in seiner kindlichen Naivetät; die Sultanin „Tulpe" in ihrem orientalischen Bilderschmuck und wohllautenden Rhythmus; die „Lilie", worin auf Marie Antoinette angespielt ist, durch den erhaben-elegischen Ausdruck. Im „Cactus" macht sich eine tropisch-glühende Sehnsucht nach der Heimat Luft; der „Schierling" imponirt durch eine grauenvoll-wahre plastische Schilderung, deren Inhalt dem geschichtlichen Factum „Rosamunde und Albion" vorsätzlich entlehnt scheint. Eine herzerschütternde Düsterheit überschwebt die Ballade der „Wasserlilie", die als eine Probe hier ein Plätzchen finden mag:

Wasserlilie.

Wenn der Nachtwind im Mondlicht
  Die Seeküste streift
Und das Meerweib am Schiffswrack
  Die Todten umschweift,
Wenn die Möve lautkreischend
  Die Wellen umkreist:
Da schimmert's am Strand hin
  Wie ein irrender Geist.

Aus dem Kloster der Schwestern
  Schleicht die Nonne sich sacht,
Sie betet den Tag lang
  Und pilgert bei Nacht.
Wie bleich ist das Antlitz,
  Wie glasig der Blick,
Ihre Brust drückt wie Grabnacht
  Ein trübes Geschick.

Am Felsen zerschellt' einst
  Die Meerflut das Boot,
Drauf sie und ihr Alles
  Vom Tode bedroht.
Die Braut ward gerettet,
  Doch zu tieferem Weh,
Es verschlang den Geliebten
  Die tückische See!

Sie schied von der Welt sich,
  Ihr Trost nur erblüht
Im Kloster, wo Wahnsinn
  Umflort ihr Gemüth.
Stiller Wahnsinn, wie seltsam
  Verkehrst du den Sinn!
Sie starrt nach dem Beichtstuhl
  Unheimlich nur hin.

Sie flüchtet, wenn Chorsang
  Den Kreuzgang durchhallt,
Lacht grell, wenn das Glöcklein
  Zu Mitternacht schallt.
Dann ergreift sie den Schleier
  Und ein meergrün Gewand,
Nimmt den Rosenkranz hastig
  In die krampfige Hand.

Wenn der Nachtwind im Mondlicht
  Die Seeküste streift
Und das Meerweib am Schiffswrack
  Die Todten umschweift,
Wenn die Möve lautkreischend
  Die Wellen umkreist:
Da treibt es zum Strand hin
  Ihren ruh'losen Geist.

Sie bekreuzt sich und wandert,
  Bis der Morgen erwacht,
Dann schreckt sie zusammen
  Und flieht wie die Nacht.
Wem fern die Gestalt blinkt
  Wie Meergrün und Schnee,
Der betet ein Ave
  Für die „Lilie vom See".

Andere dieser Mädchenblumen wurden vom Dichter mit humoristischen Farben gemalt; die bessern darunter dürften wol „Sensitive", „Klatschröschen", „Wicke" und „Nelke" sein, worin einige den jetzigen Modeton verhöhnende Gestalten auftreten, die in ihrer Art gelungen zu nennen sind. Zu lange gedehnt in Berücksichtigung ihres geringern poetischen Gehalts dünken uns die „Camelie" und die „Cardula". Auch bedauern wir daß nicht öfter mehre dieser zarten Blumenwesen in ein einziges Gedicht zusammengedrängt wurden, was zur Abrundung des ganzen Werks gewiß noch Etwas beigetragen hätte. Noch Eins, was indeß nicht den Autor betrifft. Bei einem so prachtvoll ausgestatteten und kostspieligen Salonwerke wäre es wahrlich von Seiten des Publicums nicht zu viel verlangt, wenn es bessere Blumenbilder darin zu sehen wünschte. Nur anerkannten Künstlern hätte die Fertigung derselben anvertraut werden sollen; doch man begegnet leider unter diesen aus Stengeln und Ranken hervorblühenden Mädchengestalten sehr vielen nichtssagenden, ja sogar albernen Gesichtern, welche die Psyche und den Charakter ihrer Mutterblume cariciren.

„Düstere Sterne", so ist das neueste Werk Adolf Böttger's betitelt. Es wird eröffnet mit einem größern Gedichte: „Pausanias." Es ist gleich aus der Introduction ersichtlich daß uns der Poet nicht den Sieger von Platää, sondern den Sparterkönig die Früchte dieses Siegs genießend zeigen will. Eine ägyptische Leibwache umgibt den Fürsten inmitten eines orientalischen Glanzes; er ist so kühn in dem einst so strenggesinnten Sparta sybaritisch zu leben, ja es schwebt über seinem Haupte sogar der Verdacht daß er mit dem Perserkönige heimlich ein Bündniß schließen wolle, eine für den Befreier des Vaterlandes um so größere Schuld. Des Pausanias stolzer Sinn schmeichelt sich mit der Idee der Alleinherrschaft über

Hellas. Damit wollte er den Plan verwirklichen daß Griechenland, Aegypten, Persien sich gegenseitig in Schach halten sollten. Deshalb schickt er einen Boten ganz geheim mit einem Briefe an Xerxes, worin diesem kundgethan wird daß die freiheitslüsternen Heloten schlagfertig seien um die Absichten des Sparterkönigs auf das kräftigste zu unterstützen. Dies allein genügt um Pausanias bei den Lacedämoniern in staatsrechtlicher Beziehung verdächtigzumachen. Nachdem der Bote mit dem Briefe aufgefangen ist, liegt seine Verrätherei an ganz Griechenland offen zu Tage; Ephoren und Volk sprechen einstimmig über ihn das Todesurtheil aus, ja selbst seine eigene hochbejahrte Mutter schleudert ihm den fürchterlichsten Fluch deshalb zu. Aber noch eine andere blutige That greift in die Speichen seines Schicksalsrades ein; Pausanias hat nämlich unwissentlich Nachts, in der Meinung es nahe sich Jemand um ihn meuchlerisch in seinem Zelte zu überfallen, Kleonike, seine Geliebte, erdolcht. Diese Doppelschuld lastet so schwer auf dem Gemüthe des Königs daß er wie wahnsinnig in der Wildniß umherirrt. Ein geisterhafter Orakelspruch, der ihm verheißt er könne nur in Sparta die Sühnung seiner Thaten finden, treibt den Zerknirschten zurück. Doch kaum angelangt will sich das erzürnte Volk des Verräthers bemächtigen. Thalestris, ein Mädchen das ihn liebt und früher als Knabe verkleidet sein Diener war, rettet den Bedrohten für den Augenblick dadurch daß sie ihn eilend in den Tempel der Athene zieht. Aber grausig wie das hereinstürmende Fatum erscheint die greise Mutter an der Pforte, erneut den Fluch und wirft den ersten Stein vor die Schwelle; Pausanias wird eingemauert und stirbt durch den Kuß der vergifteten Lippen der Thalestris, um nicht dem Hungertode in die Arme zu fallen.

Diesen an den mannichfaltigsten Situationen sehr reichen Stoff hat Böttger mit allen ihm zugebotestehenden Mitteln glänzend behandelt. Die Liebesscenen wirken mächtig durch das edle Feuer das der Dichter wirklich funkenartig aus seinen Gestalten herauszuschlagen weiß; die Momente elegischen Gehalts sind von einem süßen Reiz umflossen, der durch das sprudelhafte Geschäume der Verse und durch die vollendetste Reinheit der Reime noch gehoben wird; beinahe des Guten zu viel hat Böttger hierin gethan, denn er weiß die Phantasie des Lesers stellenweise förmlich zu berauschen. Den Höhepunkt der Dichtung hat er mit einer außerordentlichen fieberdurchzuckenden Kraft in dem entsetzlichen Fluche der Mutter concentrirt, den wir, um besonders darauf aufmerksamzumachen, hier einrücken:

Gleich einem Schatten aus der Unterwelt
Steht bleich Timandra an des Tempels Thor,
Grau'nvoll gewaltig, ihre Rechte hält
Und hebt krampfzitternd einen Stein empor:
„Weh', weh' dem Schoose der dich trug,
Dem Busen weh' der dich genährt.
O daß die Milch beim ersten Zug
Sich dir in tödtlich Gift verkehrt!
Dem Auge weh' das Tag und Nacht
An deinem Lächeln hing voll Lust.
Aus Rosen kroch die Schlange sacht
Und fraß der eig'nen Mutter Brust.
Um Sühnung deiner Frevelthat
Schreit rauchend schuldlos Blut empor,
Und mahnend pocht schon der Verrath
Dumpf an des Hades ehr'nes Thor.
Zertreten hast du deinen Ruhm,
Geschändet der Geschichte Buch,
Befleckt der Götter Heiligthum,
Die selbst erwirkt der Rache Fluch.
Kein Tropfen labt mehr deinen Mund,
Kein Bissen des Verlangens Gier,
Verstoßen von der Erde Rund
Stirbst du des Hungertodes hier.
Die Götter sühne sterbend aus,
Ich fleh' für deiner Seele Ruh;
Leb' wohl! jetzt schließe sich das Haus,
Der erste Stein — nun mauert zu!“

Sie wendet sich, es fällt der Stein —

Und wie ein Fels, der alles Leben
Im Sturze niederquetscht und dorrt,
Fällt auf Pausanias' Herzensbeben
Der Mutter ungeheu'res Wort.
Es stockt das Blut ihm in den Adern,
Auf seinem Aug' liegt schwarze Nacht,
Es schwanken unter ihm die Quadern,
Er fühlt der Eumeniden Macht
Die Hölle gähnt ihn zu verschlingen,
Entsetzen schlägt die grauen Schwingen
Eiskalt um sein unsel'ges Haupt.

Schon durch die Wahl der Form des Gedichts, das manchmal im Versmaß wechselt, hat es der Poet in die Augen springend angezeigt daß er kein Epos schreiben wollte. Ein Epos im antiken Sinne des Worts hat sich in unserer modernen Zeit unmöglich gemacht, das Epos gehört der Periode der Völkerjugend an, und was auch gefeierte Sänger später in dieser Art gebracht haben, ist strenggenommen doch nichts Anderes als mehr oder weniger eine Nachahmung des Homer. Das moderne Epos ist der Roman, und man kann den Dichtern der Neuzeit nur dazu Glück wünschen daß sie endlich anfangen sich von dieser Nachahmungssucht zu emancipiren. Unsere Zeit will und fodert etwas Anderes; Böttger sah dies ein und folgte beim künstlerischen Schaffen des „Pausanias“ dem Zuruf seines Genius. Selten wol ist ein größeres Gedicht so aus einem Gusse geflossen wie dieses, und wenn er uns seinen Helden auch mehr passiv als activ zeigt und einzelne Nebenfiguren etwas zu redselig auftreten ließ, so entschädigt dafür den Leser reichlich die in der That artistisch zusammengestellte Reihe von Bildern, welche ein Ganzes, ein goldhaltiges Ganzes geben. Man könnte zwar auch über die Länge der Tempelscenen, die den ganzen dritten Gesang füllen, mit dem Dichter rechten; aber mit welcher Wahrheit läßt uns eben hier der Autor in die psychologischen Tiefen eines zum Hungertode Verurtheilten blicken. Ich erinnere nur an jene wunderschöne, tiefergreifende Stelle, wie der Eingemauerte noch ein mal durch eine Oeffnung des Tempeldachs den blauen Himmel erblickt und hier Kleonike's Auge zu sehen wähnt. Ueberhaupt durchzieht dieser Geist der Liebe in Kleonike's verklärter Gestalt selbst noch nach ihrem Ableben wie ein Hauch der Versöhnung die erschütternde Schicksalsnacht die den ganzen Stoffgehalt umdunkelt; nur durch sie ist für Pausanias noch eine Versöhnung möglich, und der Dichter läßt diesen Frauenstern so schön und zart erglänzen daß trotz aller Schauer in die Brust des Lesers am Schlusse das Gefühl der vollen Befriedigung einzieht. Wir bemerken schließlich über dieses schöne Gedicht nur noch daß ihm bei einer öffentlichen Vorlesung in Leipzig im Saale des Gewandhauses von Seiten des zahlreich versammelten Publicums ein rauschender Beifall gespendet wurde.

In der „Rose von Bethanien“ ist der Held ein Weib das den schwersten Sieg, den Sieg über sich selbst erficht. Die in sinnliche Liebe versunkene Magdalena schwelgt auf den weichen Kissen des orientalischen Luxus und lacht mit schalkhaftheiterer Miene, als ihr von Cassius der Vorwurf gemacht wird, daß ihr ein treues Herz wie seines fehle; ja als ihr der römische Kriegsknecht und sein Genosse die Frage stellen:

Bei den Göttern! schönes Weib entscheide,
Welchen von uns Beiden liebst du mehr?

antwortet sie schamvergessen:

Ich lieb' euch Beide.
Größer ist dies Herz ja wie das Meer;
In der Wechselglut liegt Wonnebeben,
Wär't ihr Eins, wär' bald nur der Genuß;
Neuen Reiz leiht nur das neue Streben.
Wechselnd schlürf' ich doppelt süßen Kuß!

Doch bald darauf regt sich die bessere Stimme in ihrem Herzen, sie erblickt Christus wie er mit einem Trupp von Männern aus dem nahen Palmenwalde zum See Genezareth hervortritt; und ihr Innerstes wird von seinem göttlich-reinen Blicke so erschüttert daß sich ihrer das Gefühl der tiefsten Reue bemächtigt. Sie reißt die goldenen Spangen und Perlen lautweinend von sich ab, eilt in ihre Kammer und hüllt ihren schönen Leib in graues Gewand. Vor Cassius, dem früher Geliebten, schaudert sie zurück, als er kommt um ihr aufs neue den Kuß der Verführung zu geben. Magdalena schreit plötzlich erbebend als sie einen Blutfleck an seiner Hand entdeckt, worauf er ihr das Ereigniß zwischen Herodes und seinem Töchterlein Salome und ihre unnatürliche Foderung erzählt. Er gesteht ihr ein daß seine Hand das unschuldige Blut Johannis verspritzt habe. Sie weist ihm mit wenig Worten, worin sich ihr edler Unmuth Luft macht, für immer die Thüre. Sie gewahrt dichte Menschenmassen zum Berge hinausziehen, wo heute der Prophet zum ersten male predigt, sie getraut sich im schweren Schuldgefühl kaum zu folgen; nur aus der Ferne will sie Christus hören und sehen, und der liebevolle, milde Spruch: „Selig All', die reines Herzens sind!" klingt noch lange in ihrem bewegten Busen fort. Die ganze Häßlichkeit ihres vorigen in Sinnlichkeit verrauschten Daseins drängt sich nun schwarz wie die Nacht vor ihr Auge, welchen Moment der Dichter zu folgender lebhafter Schilderung benutzt.

Das Erröthen flieht vor der Begier,
Von der Wange schleicht der Unschuld Licht.
Erst verabscheut, dann getadelt, spricht
Süßer stets der Wollust Schmeichellaut;
Wird geduldet, wird erhöret, vertraut,
Und jemehr sie Lust verheißt und gibt,
Immer heißer, inniger geliebt.
Doch aus all' den Strudeln stürzt der Geist
Bis ihn leere Wüste rings umkreist.
Sucht er auch sich selber zu entflieh'n,
Schatten sieht er die ihn eng umzieh'n;
Und in neuer Lust, sich zu vergessen,
Lügt er seinen Himmel sich vermessen.
Wollust! Rose mit verborg'nem Dorn!
Sünde! grundlos unmeßbarer Born
Süßen Gifts! nur eines Tropfens Schlürfen
Zeugt unstillbar lüsternes Bedürfen,
Und je mehr Befriedigung zu Willen,
Desto minder ist der Durst zu stillen.
Eine Schlange schnürt und sticht das Herz,
Das den Schmerz betäubt mit größerm Schmerz.

Ein Erwachen folgt — —

Magdalena findet im Gebete Trost. Sie sieht Christus das Mahl mit den Jüngern theilend, sinkt nieder vor ihm und benetzt seine Füße mit den bittersten Thränen der Reue; er richtet sie auf mit den Worten:

Weib! es hat dein Glaube dir geholfen,
Gehe hin und Friede sei mit dir!

Versöhnt mit Gott wandert Magdalena durch die Wüste Buße thuend. In Bethanien pflegt sie Kranke und nimmt sich mitleidsvoll der Armen an. Sie erfährt daß Christus umjubelt in Jerusalem eingezogen sei und eilt den Erlöser zu begrüßen. Nach einer langen Wanderung durch die Wüste steigt sie in einer schauerlichen Nacht den nahen Berg empor mit den Worten: „Du rufst, ich komme, Herr!"

Sie spricht's und nieder senkt sich tief und dicht
Gewölk, verklärt von rosenfarb'nem Licht;
Des Berges Keon' umhüllt das Wolkenheer,
Und Magdalenen sah kein Auge mehr.

* * *

Zur selben Stund' lag auf Jerusalem
Unheilvollbange, nächt'ge Finsterniß,
Die Erd' erbebt', der Tempelvorhang riß:
Gekreuzigt ward auf Golgatha der Herr!

Der Gegensatz zwischen Geist und Sinnlichkeit ist in dieser reuigen Frauengestalt treffend vom Dichter hervorgehoben worden; er zeigt uns in dieser Magdalena nicht ein Weib, nein die ganze weibliche Menschheit, und der moralische Sieg den sie erficht krönt nicht blos sie allein so herrlich, sondern zugleich ihr ganzes Geschlecht. Hier ist Nichts zu wenig und Nichts zu viel gesagt. Wir nehmen nicht den geringsten Anstand diese „Magdalena" für eines der besten Producte Böttger's zu erklären. „Don Juan und Maria" dagegen kann sich seines geringern poetischen Gehalts wegen nicht mit den beiden vorstehenden Gedichten messen. Böttger, der bereits schon längere Zeit einen ehrenhaften Platz in der jüngsten deutschen Literatur einnimmt, ist mit dem „Pausanias" und der „Magdalena" in seine Glanzperiode eingetreten, und da er noch in den schönsten Mannesjahren steht, so kann man die Hoffnung hegen daß er bei seiner Vollendung in Allem was Form und Ausdruck betrifft noch Meisterhaftes leisten werde, wenn er in der Zukunft seinen Gestalten noch mehr Plastik zu verleihen bedacht sein wird.

Emanuel Raulf.

Der arme Mann im Tockenburg. Nach den Originalhandschriften herausgegeben von Eduard Bülow. Mit einem Stahlstich. Leipzig, G. Wigand. 1852. 16. 1 Thlr.

In einem lesenswerthen Artikel über das Volksschriftenwesen in Deutschland im zweiten Bande der „Germania" nennt H. Pröhle auch die im Volke fortwährend lebenden Männer, die ihrer Herkunft und ihrem Stande nach dem Volke angehörend das Bedürfniß geistigen Schaffens empfanden; von prosaischen Schriftstellern kennt er aber nur den durch seine „Wanderungen" bekannten Buchbindermeister Adam Henß in Weimar. Mehre Dichter aus dem Volke abgerechnet, die ebenfalls nicht erwähnt sind, ist der gewiß bedeutendste prosaische Schriftsteller unter den Männern des Volks aus dem vorigen Jahrhundert übergangen, der Schweizer Ulrich Bräker.

H. H. Füßli theilte zuerst im „Schweizerischen Museum" Einiges aus der Feder dieses Mannes mit, dann erschien die ganze Handschrift nach Füßli's Redaction mit Kupfern verziert unter dem Titel „Sämmtliche Schriften des armen Mannes im Tockenburg" (2 Bde., Zürich 1789—92). Trotz der großen Theilnahme die anfänglich die Schriften fanden kamen sie bald in der Schweiz in Vergessenheit; in Deutschland scheinen sie überhaupt wenig bekanntgeworden zu sein. Es bearbeitete hierauf Bülow die Jugendgeschichte Bräker's 1841 in einer Sammlung Novellen und Erzählungen, wodurch Scheitlin in St.-Gallen zu einer neuen Ausgabe der Bräker'schen Schriften veranlaßt wurde. Füßli's und Scheitlin's Redactionen sind ungenau. Bülow, der sich 1849 in der Schweiz ansiedelte, hatte Gelegenheit viele der ursprünglichen Manuscripte einzusehen und Neues das Füßli nicht benutzt hatte zur Benutzung zu erhalten, so die spätern Tagebücher und die Aufsätze über Shakspeare. Aus Allem hat derselbe nun ein kleines Büchelchen zusammengestellt, welches durch ein liebliches Titelkupfer von Ludwig Richter geschmückt ist, einen Hirtenknaben von frommen Geißlein umgeben darstellend.

Die deutsche Literaturgeschichte erwähnt Ulrich Bräker nicht, und doch ist er eine der interessantesten Erscheinungen. Er lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts 1735—98, als der Sohn dürftiger Aeltern in Armuth aufgewachsen, durch Lecture von Büchern die er mühsam zusammenlieh, wenig durch die Welt gebildet, denn in seiner Jugend und seinem Mannesalter kam er nur mit Leuten niedern Standes in Berührung, im Toggenburg in wildromantischer Gegend als

Tagelöhner, dann als Weber. Die vom Vater geerbte Wanderlust trieb ihn fort in der Feemde sein Glück zu versuchen. In Schaffhausen trat er als Diener bei dem preußischen Werbeoffizier Markoni ein, lebte mit ihm ein lustiges Gasthofsleben, bis Markoni, der wenig Leute anwarb, dazu seine Einwilligung gab daß seine Leute Bräker mit nach Berlin nahmen und hier derselbe sofort unters Militair gesteckt wurde. Es begann eine neue Schule des Leidens. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs zog er mit aus, machte die Affaire von Pirna mit, benutzte aber die Verwirrung in der Schlacht von Lowositz zur Desertion. Er entkam über Prag und Regensburg glücklich in die Heimat zu seinen Aeltern. Bald dachte er an die Gründung eines eigenen Hausstandes; seine Geliebte, die ihm ewige Treue gelobt, der er keinen Augenblick untreu geworden war, hatte sich inzwischen vermählt; nach vielen vergeblichen Versuchen heirathete er ein Mädchen welches ihm zur Führung eines Hauswesens tauglich schien, aber so wenig Geld besaß wie geistige und körperliche Vorzüge. Er baute sich selbst mit Hülfe eines Bruders ein Haus. Seine häusliche Noth begann schon vor seiner Heirath; unter Noth jeglicher Art, Armuth, steter Angst wegen der deückenden Schuldenlast, vergeblicher Arbeit, Krankheiten und Tod mehrer Kinder, tragischen Todesfällen unter seinen Angehörigen, Hungersnoth, Zwist mit seiner Frau, die sein Bedürfniß nach geistiger Nahrung, sein Zartgefühl gegen seine kleinen Schuldner nicht zu begreifen vermochte, Beteügereien von böswilligen Menschen verflossen seine Lebenstage. Und in all diesem Jammer versiegte sein Vertrauen, seine wahre Frömmigkeit, seine geistige Frische nicht; gerade in den Tagen der größten Noth, wenn er sich keiner Seele entdecken mochte, nahm er seine Zuflucht zum Lesen und Schreiben, und in den Nächten suchte er in den Büchern ob er irgend Etwas finde das auf seinen Zustand passe, und erleichterte seine Brust, indem er seine Gedanken aufs Papier warf. Gerade den Zeiten der größten Noth verdanken wir die herrlichsten Stellen seiner Tagebücher. Im Jahr 1768 fing er seine Biographie an. Bücher erhielt er aus der Bibliothek der Moralischen Gesellschaft zu Lichtensteig, einem Städtchen ohnweit seines Wohnorts, deren Mitglied er war, und aus diesen Büchern stammt fast allein seine Bildung; es waren besonders der englische „Zuschauer", Stilling, Lavater, die Weltgeschichte von Guthrie und Gray, Plutarch, Pestalozzi, Justus Möser, vor Allen aber Shakspeare, die seine Lecture ausmachten. Die Lecture führte ihn in die Welt der Gelehrten ein, er arbeitete eine kleine Schrift über das Baumwollengewerbe aus und erhielt den Preis. Im Jahr 1797 zog es ihn fort die literarischen Männer von Zürich persönlich kennenzulernen. Er half sich mit einer Nothlüge gegen seine Frau durch und wanderte mit seinem Sohne nach Zürich. Er lernte Lavater, Geßner, Füßli, Hirzel und Andere kennen, aber er sah daß er sich weniger frei geben konnte, daß man ihn als merkwürdige Naturerscheinung studiren wollte; er kehrte eilig zurück in seine Hütte. Als seine Kinder sich verheiratheten, gab er ihnen unbedachtsam über Vermögen mit; als er so thöricht war, mit einem unerfahrenen Tochtermann eine kleine Indiandruckerei anzulegen, verfielen seine Angelegenheiten so daß er im Frühjahre 1798 seinen Gläubigern seine Zahlungsunfähigkeit erkläeen mußte. Seine Gläubiger waren billig genug ihm Haus und Hausgeräth zu belassen. Aber am meisten unterstützte und erhob ihn in der letzten Zeit seines Lebens ein edler Mann, dessen Freundschaft er sich erworben, eine Himmelsgunst wofür er nicht genug danken kann, der Banquier Girtanner in St.-Gallen, der im Jahre 1844 im Alter von 87 Jahren verstorben ist. Dennoch führte das Unglück rasch seinen Tod herbei; heiter sah er ihn herankommen und starb am 11. September 1798 bettelarm wie er geboren war.

Das ist sein Leben; aber so dürftig hat er es selbst nicht beschrieben. In seiner Autobiographie erfreuen wir uns einer ursprünglichen, bedeutenden, von der Cultur verschönerten, aber nicht im geringsten verbildeten Natur; wir laben uns an der erquickenden Frische, an der reinen Gesundheit, an dem seltenen Talent der Darstellung, an dem lebendigen Naturgefühl, an der Tiefe und Klarheit der Gefühle. An der Sprache würde Adelung zu rügen gefunden haben, aber die landschaftlichen Ausdrücke die uns überall begegnen haben einen eigenthümlichen Reiz. Als besonders schön sei hier hervorgehoben die Schilderung des Hirtenlebens. So schreibt der arme Mann unter Anderm:

„Welche Lust, bei angenehmen Sommertagen über die Hügel fahren, durch Schattenwälder streichen, durchs Gebüsch Einhörnchen jagen und Vogelnester ausnehmen! Alle Mittag lagerten wir uns am Bach; da ruhten meine Geißen zwei bis drei Stunden aus, wann es heiß war noch mehr. Ich aß mein Mittagsbrod, sog mein Geißchen, badete im spiegelhellen Wasser und spielte mit den jungen Gitzen. Immer hatt' ich einen Gertel oder eine kleine Art bei mir und fällte junge Bännchen, Weiden oder Ilmen. Dann kamen meine Geißen haufenweis und kafelten das Laub ab. Wenn ich ihnen Leck! Leck! rufte, ging's gar im Galopp und wurd' ich von ihnen wie eingemauert. Alles Laub und Kräuter die sie fraßen kostete auch ich, und einige schmeckten mir sehr gut. Solang der Sommer währete, florirten die Erd-, Im-, Heidel- und Brombeeren; daran hatt' ich immer vollauf und konnte noch der Mutter am Abend mehr als genug nach Haus bringen. Das war ein herrliches Labsal, bis ich mich einst daran zum Ekel überfraß. Und welch Vergnügen machte mir jeder Tag, jeder neue Morgen! wenn jetzt die Sonne die Hügel vergoldete, denen ich mit meiner Heerde entgegenstieg, dann jenen haldigen Buchenwald und endlich die Wiesen- und Weidplätze beschien. Tausend mal denk' ich dran und oft dünkt's mich, die Sonne scheine jetzt nicht mehr so schön. Wenn dann alle anliegenden Gebüsche von jubilirenden Vögeln ertönten und dieselben um mich her hüpften, o! was fühlt' ich da! Ha, ich weiß es nicht! Halt süße, süße Lust! Da sang und trillerte ich mit bis ich heiser ward. Ein ander mal spürte ich den muntern Waldbürgern durch alle Stauden nach, ergötzte mich an ihrem hübschen Gefieder und wünschte daß sie nur halb so zahm wären wie meine Geißen, beguckte ihre Jungen und ihre Eier und erstaunte über den wundervollen Bau ihrer Nester. Oft fand ich deren in der Erde, im Moos, im Farrn, unter allen Stöcken, in den dicksten Dörnern, in Felsritzen, in hohlen Tannen oder Buchen; oft hoch im Gipfel, in der Mitte, zuäußerst auf einem Ast. Meist wußt' ich ihrer etliche. Das war mir eine Wonne und fast mein einziges Sinnen und Denken, alle Tage gewiß ein mal nach allen zu sehen, wie die Jungen wuchsen, wie das Gefieder zunahm, wie die Alten sie fütterten. Anfangs trug ich einige mit mir nach Haus oder brachte sie sonst an ein bequemeres Ort. Aber dann waren sie dahin. Nun ließ ich's bleiben und sie lieber groß werden. Da flogen sie mir aus. Ebenso viel Freude beachten mir meist meine Geißen. Ich hatte von allen Farben, groß und kleine, kurz- und langhaarige, bös- und gutgeartete. Alle Tage ruft' ich sie zwei bis drei mal zusammen und überzählte sie, ob ich's voll habe. Ich hatte sie gewöhnt daß sie auf mein Zub! Zub! Leck! Leck! aus allen Büschen hergesprungen kamen. Einige liebten mich sonderbar und gingen den ganzen Tag nie einen Büchsenschuß weit von mir; wenn ich mich verbarg, fingen sie alle ein Zetergeschrei an. Von meinem Duglöörle, so hieß ich meine Mittagsgeiß, konnt' ich mich nur mit List entfernen. Das war ganz mein Eigen. Wo ich mich setzte oder legte, stellte es sich über mich hin und wae gleich bereit zum Saugen oder Melken; und doch mußt' ich's in der besten Sommerszeit noch oft ganz voll heimführen. Andere mal melkt' ich es einem Köhler, bei dem ich manche liebe Stund' zubrachte, wenn er Holz schrotete oder Kohlhaufen brannte. Welch Vergnügen dann am Abend meiner Heerde auf meinem Horn zur Heimreise zu blasen! zuzuschauen, wie sie alle mit runden Bäuchen und vollen Eutern dastunden, und zu hören wie munter sie sich heimblökten. Wie stolz war ich wenn mich der Vater lobte daß ich gut gehütet

habe! Nun ging's an ein Melken, bei gutem Wetter unter freiem Himmel. Da wollte jede zuerst über dem Eimer von der drückenden Last ihrer Milch los sein und beleckte dankbar ihren Befreier."

Ferner ist namentlich hervorzuheben die Beschreibung des vagabondirenden Treibens des Werbeoffiziers Markoni und des Soldatenlebens in Berlin kurz vor dem Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs.

Der zweite Theil des Buchs enthält die Auszüge aus Bräker's Tagebüchern. Auch hier ist fast Alles schön. Der reine Sinn für die Natur, die Seligkeit die in ihrer Pracht ganz aufgeht, die Erkenntniß der Größe Gottes die sich in Natur und Geist offenbart, die Innerlichkeit, das hohe Gefühl für Freundschaft, die Ruhe und Heiterkeit des Gemüths treten noch entschiedener als in der Biographie hervor.

Höchst merkwürdig ist der dritte Theil: „Etwas über Shakspeare." Von 1776—92 hatte Bräker immer mehre Bände von Shakspeare, öfters alle zwölf, nämlich in der Eschenburg'schen Uebersetzung, aus der lichtensteiger Bibliothek im Hause. Shakspeare selbst zu besitzen war einer seiner höchsten Lebenswünsche, der ihm nicht erfüllt wurde. Was er nun über Shakspeare sagt, das sind keine feinen kritischen Bemerkungen, es sind lebendige Aeußerungen des gewaltigen Eindrucks den der große Dramatiker auf eine empfängliche unverbildete Natur macht, die aber Originalität genug besitzt um sich den Gegenstand objectiv zu halten. Mit manchen Gedichten ist Bräker nicht zufrieden, die feurige Sprache und kaltblütige Natur der Personen in „Romeo und Julia" kann er nicht zusammenreimen, nur die Bedienten, Mercutio und Pater Lorenzo kommen ihm natürlich vor. Manches mag man an diesen Skizzen auszusetzen finden, aber das Meiste ist so trefflich daß wir dem Herausgeber zum Danke verpflichtet sind daß er diese Manuscripte vor dem Untergang gerettet hat. Besonders erfrischend ist der Aufsatz über „Hamlet", wo es unter Anderm heißt:

„«Hamlet», du König unter allen Spielen, du Kern aller Werke die je ein großer Dichter machen konnte, du Edelstein in der Krone, du Zierde aller Bühnen, du Herz im Herzen! Ich habe keine Worte um auszudrücken wie sehr du mein Liebling bist. Ich werde nicht ruhen bis du wenigstens meinen armseligen Bücherschrank zierst. Du nutzest mir mehr als tausend Habermann und zehntausend Wetterglocken, mehr als alle Schmolke und Zollikofer, machst mich wirksamer und thätiger als alle Bogazki'schen Sporen. «Hamlet», du bist mir was ich will, durch dich sehe ich deinem Meister ins Innerste. Komm', großer William, hier will ich mit dir ins Allerheiligste eindringen. Stoße mich nicht zurück. Besorge Nichts, ich will Nichts ausschwatzen, dir nur wie dein Hündlein hintennachschleichen. Du hast noch Nichts deutsch herausgesagt, aber ich errathe dich. Vielleicht kenntest du dich nicht deutlicher erklären. Recht! Ich auch nicht. Schweig' nur, ich will auch schweigen: die Geheimnisse vom Innern des Tempels wollen wir bei uns behalten. Halt, du gehst zu weit, Phantasie! Wenn ich nur das Einlenken verstünde. Ich wollte hier den Hauptinhalt des Trauerspiels in kurze Züge zusammenfassen. Aber es wäre ja himmelschad. Ich würde den ganzen Bau jämmerlich verhunzen. Ich will lieber frei wie eine Hummel auf einer buntgeschmückten blumenreichen Flur darauf herumflattern, mich voll Entzücken auf jede Blume setzen und Labung saugen. Da finde ich in diesem Leben all die innigste, herrlichste Anmuth: Leidenschaften, zärtliche, wehmüthige Handlungen, überzuckerte Sünden, Alles durcheinander gewebt und so zierlich wie ein fürstliches Schloß gebaut, das Gefängnisse, Roßställe und auch goldene Zimmer hat. Der reizendste Irrgarten, wo es die schönsten Blumen neben stolzen Stinkrosen und übergüldeten Sodomäpfeln hat. Bald hat man wonnige begeisternde Träume, bald schmilzt man in liebevoller Wehmuth zu Boden, ein heiliger Feuereifer strengt uns wieder empor, dann kommt ein sanftes elyseisches Säuseln mit feuchten Dünsten und weht Alles zusammen in ein neubelebendes Element, aus dem man keinen Ausgang wünscht. Die Handlungen sind so mannichfalt, der Stoff so auserlesen daß tausend „Romeo und Julia" sich davor verbergen. Hier geht Alles so sacht und ordentlich seinen Weg wie die ganze Natur. Vorher kann man's nicht errathen und nachher sagt man: Das hab' ich wol gedacht, oder: Ich hätt' es doch errathen sollen. Da gibt es Soldaten auf ihren Posten, die in der einsamen Nacht so brüderlich Gedanken wechseln und gerade so denken wie Einer der in der mausstillen Mitternacht denkt, wenn alle Schönheiten des Himmels so ruhig und majestätisch ob unsern Köpfen hinschweben. Die heilige Stille, ein sanftes Schwirren um uns her, das dumpfe Getöse immerfortrollender Bäche und dann der schwarze Flor, das all die Geister so belebende Todesbild! Kein Wunder, Hamlet, daß deines Vaters Geist diese holden Schatten auserwählt um dir aus jener Welt Bericht zu sagen! Doch ich will Nichts von Geistern bis dies Gehäus zerfällt. Dann, dann, o dann, all ihr Scharen guter Geister, nehmt meinen nackten Geist in eure Gesellschaft auf! Hamlet, Hamlet, o dein Grillisiren und Phantasiren über Gegenwart und Zukunft, über Leben und Tod, Schlafen und Träumen und all die räthselhaften Dinge macht einen so voll Gedanken, nicht unruhig, nein, sanft träumend, dir in der anmuthigsten Sphäre nachspürend. Und dein Wahnwitz! Nein, man sollte glauben, die Andern, nicht du seiest wahnwitzig: Polonius, Rosenkranz, Güldenstern, Osrick sind es. Dein Lesen da und deine Antwort: Ha, der satirische Bube schreibt: «Alte Männer haben graue Bärte»!"

Somit sei denn der arme Mann im Tockenburg, der Proletarier in der Gesellschaft, aufgenommen in den Dichterkreis des 18. Jahrhunderts. Erfrischen und erheben wie uns in unserer überstudirten Zeit an dem Anblick dieser frischen Alpenblume! 5.

Die Gesetze der socialen Bewegung von Adolf Widmann. Jena, Mauke. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir nehmen ein Buch über sociale Fragen immer mit einer eigenthümlichen Spannung zur Hand. Das große Räthsel, nach dessen Lösung die Welt ringt, wird es hier gelöst sein? Wird wenigstens die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Lösung schärfer ausgesprochen sein als bisher, wird die Hoffnung oder die Verzweiflung in Bezug auf unsere nächste Zukunft genährt werden? Das Buch von Widmann hat einen großen Vorzug vor fast allen Arbeiten auf diesem Gebiete die in Deutschland erschienen sind. Es ist deutsch geschrieben, die Darstellung ist frei von philosophischer Schule, die Sprache der Anschauung, Erfahrung, des gesunden Menschenverstandes läßt uns wenigstens deutlich wissen was der Verfasser will. Er theilt sein Buch in drei Theile, deren erster Wahl und Behandlung des Stoffs, deren zweiter das Buch der Betrachtung, deren dritter das Buch der Geschichte enthält.

Adolf Stahr in „Ein Jahr in Italien" spricht als das Grundgebrechen der socialistischen Systeme aus, daß der Socialismus mit der Masse zu operiren sucht, als wäre sie nicht an die Naturbedingungen und die Endlichkeit des Menschenlebens gebunden, und weissagt die Zerstörung aller menschlichen Verhältnisse und vielleicht der Menschheit selbst, wenn der Socialismus, ein praktisch gewordener Faust, mit der Masse zu experimentiren unternähme, während diese doch aus unberechenbaren, sich immer bewegenden, immer fodernden, ja zur Federung unterwiesenen Persönlichkeiten besteht.

Diese Gefahr, welche in der Persönlichkeit, dem freien Willen des Menschen liegt, macht auch Widmann besonders geltend. Er unterwirft deshalb das Wesen der Persönlichkeit einer genauen Untersuchung, findet daß die absolute letzte Freiheit, welche den Socialisten vorschwebt, nur in der religiösen

Erhebung, im religiösen Leben zu finden sei. Er findet so einen Punkt des Archimedes, auf welchem die Masse den Operationen still hält. Er sagt: „Man kann die Aufgabe des Menschen der zur vollen Freiheit gelangen will nicht schärfer ausdrücken als die Heilige Schrift, welche verlangt daß er in Gott sei und Gott in ihm. Denn alsdann ist er der vollendete Mensch und das Maß für alle Dinge, er ist dann vollkommen wie sein Vater im Himmel und es sinkt zur gleichgültigen Bezeichnung herab, ob wir ihn einen Menschen oder einen Gott nennen." Mit andern Worten, der Verfasser fodert Selbstbefreiung, Entsagung, Anstrengung aller höchsten sittlichen Kräfte als die Grundbedingung für jede sociale Operation. Er wendet sich von diesem Satz aus kritisch gegen die bestehenden Auffassungen. Den religiösen Socialisten, welche Christus als Devise auf ihr System kleben um so das allgemeinste Verbindungsmittel der Menschheit, die Religion in ihrem System zu absorbiren und als Waffe zu gebrauchen, hält der Verfasser entgegen daß in den Augen Christi gerade auf den Verhältnissen des Staats, des Eigenthums, der Gesellschaft der Fluch der Endlichkeit ruht, ein Fluch, „von dem sich der Einzelne nur rettet durch die sittliche Freiheit und die Liebe zu Gott und dem Nächsten, d. h. indem er Christus nachfolgt". Mit derselben Entschiedenheit wendet sich der Verfasser gegen die anthropologische Philosophie unserer Tage. „Auch sie", sagt er, „will den Himmel auf Erden, aber nicht dadurch daß der Einzelne sich seines Zusammenhangs mit der absoluten Persönlichkeit bewußt wird und sich dadurch der Tyrannei der Endlichkeit, der Gesellschaft und des Staats entringt, sondern durch die Entwickelung des allgemeinen Menschengeistes, in welchem sie ihren Gott verehren, einen Gott, so gebunden an den Menschen daß er ohne den Menschen Nichts wäre. Sie suchen im letzten Grunde sämmtlich das äußere Wohlsein oder den Genuß des creatürlichen Menschen. Darin stehen die sogenannten Conservativen, die Constitutionnellen, die Radicalen, die Socialisten sämmtlich auf Einem Boden. Ihr ganzer Streit ist um die Herrschaft."

Wir wollen nur erwähnen daß der Verfasser in seiner puritanischen Herbigkeit vergißt daß namentlich der deutsche Socialismus, z. B. Julius Fröbel in seiner „Socialen Politik", dem Geistesleben des Menschen in der Kunst eine Ringbahn öffnet, welche mit dem äußern Wohlsein des creatürlichen Menschen nicht in so erniedrigender Beziehung steht. Allerdings ist den Franzosen diese Seite fremd. Aber die Kunst, die eben die Versöhnung des unerreichbaren Ideals und der Wirklichkeit in der Schönheit gibt, ist vom Verfasser selbst ganz unberücksichtigt gelassen, obwol sie in dem ersten allgemeinen Theil seines Werks eine Stelle verdient hätte.

Nachdem der Verfasser aus dem Wesen der Persönlichkeit den Staat und die Gesellschaft abgeleitet hat, gibt er ein Bild von dem Zusammenwirken dieser drei Factoren der Menschheit. Dieses Bild beruht auf den gründlichsten nationalökonomischen Studien und ist namentlich wichtig durch die Ausführung, auf welche Weise der Verfasser dazu gekommen ist das Element der natürlichen Stände in Deutschland für die Wiedergeburt eines politischen Lebens allein ersprießlich zu halten. Die Zukunft Deutschlands scheint ihm von der Bejahung oder Verneinung der Frage abzuhängen, ob das Element der natürlichen Stände noch soviel Halt in Deutschland hat um als Basis einer Verfassung zu dienen, oder ob der Verwesungsproceß des ständischen Ferments schon zu weit vorgerückt ist. Das allgemeine Stimmrecht hält er mit dem Königthum unverträglich, das Beispiel von Belgien und Norwegen nicht anwendbar, weil dort ständische Elemente in seinen Priestern, Adeligen, Bürgern und Bauern vorliegen, hier eine Bauernrepublik ist.

In einem Artikel „Zur Selbstvertheidigung" ist die persönliche Stellung des Verfassers zu den Parteien ausgesprochen; bequem genug für ihn ist er weder Republikaner noch Monarchist. Er ist isolirt, wie er glaubt, gehaßt von beiden Parteien und deshalb auf das Gebiet der wissenschaftlichen Betrachtung getrieben.

Das Buch der Geschichte endlich enthält in der ersten Gruppe die socialen Ideen der ersten Französischen Revolution, welche in dem abstracten Staatsbegriff Robespierre's wurzeln. Als Grundirrthum dieses Systems wird durchgeführt „die einseitige Geltendmachung der Staatsidee, welche als Universalmittel für alle Schäden des Menschengeschlechts dienen soll und, weil sie das Wesen der Gesellschaft und Persönlichkeit übersieht, nothwendig zur falschen Gleichheit und Freiheit, zur Gewalt an Gesellschaft und Persönlichkeit, zum Terrorismus führen und an der erwachenden Reaction der beleidigten und erschöpften Gesellschaft und Persönlichkeit scheitern muß". Die zweite Gruppe behandelt die Geschichte der abstracten Gesellschaftsidee, die Systeme des St.-Simon und Fourier, welche über der Gesellschaft den Staat und die Persönlichkeit vergaßen. Die dritte Gruppe behandelt die abstracte Persönlichkeit, die sich auf Kosten des Staats und der Gesellschaft geltendmacht. Dies ist die letzte geschichtliche Möglichkeit dieser drei Combinationen. Als Probe der Darstellung wollen wir eine Schilderung Proudhon's geben: „Proudhon fehlt zu einem wahrhaft großen Mann Nichts als die Form der Erfahrung. Schärfe, Kühnheit, einen Ueberfluß an Ressourcen gibt ihm sein enormer Verstand; Erfahrung aber macht der Mensch nur mit dem Gemüthe; und sein für alles Große offenes Gemüth ist getrübt durch die Ueberhebung und den Grimm. Die Form seiner Begeisterung ist deshalb nicht die innere Fülle, sondern das Umgekehrte, die Excentricität; sein Denken ist klar, seine Dialektik vortrefflich, aber Das worüber er denkt präsentirt sich ihm als Chaos. Er will wie er sagt weise werden, und doch ist der Stoff worüber er denkt das Ungöttliche. Da seine Dialektik ihm klar ist, sein Stoff aber confus, so muß er die Welt für toll halten, da er sich selbst wegen der Klarheit seines Geistes nicht für toll halten kann. Und doch ist er toll. Er trägt den Stempel derjenigen Verrücktheit die Vielen als Geschenk der Götter erscheint. Er rechnet sich zu den Physiologen, die auch die höchste Geistesäußerung nur für das Resultat der feinsten Vibrillen halten; er sucht nach einer Physiologie des socialen Körpers; er meint aber, wenn er sie gefunden habe, wenn er sie finden könnte, Gott erklärt und absorbirt zu haben."

Der Gesammtüberblick über das Widmann'sche Buch rückt uns den ersten Grund aller socialen Bewegung schärfer unter die Augen als irgend eine Darstellung die wir kennen, allein um erschöpfend über die Gesetze urtheilen zu können, die er in der Geschichte als erkennbar nachweist, ist erfoderlich daß er sich auf das Feld wagt wo es allerdings schwer ist Lorbern zu erringen, nämlich auf das Feld der praktischen Vorschläge und der unmittelbaren Gestaltung der Gesellschaft, soweit sie durch Persönlichkeit und Staat nicht bestimmt wird. Hierzu ist allerdings der Weg vom Verfasser in der richtigen Behandlung des täglichen Lebens gefunden. Von innen heraus soll Das erwachsen was die kritisirten Epochen von außen her zur Umgestaltung der Welt bringen wollten. Aber auch er gibt zu daß die brennende Frage, wie von außenher diese Umgestaltung zu vollziehen sei, Alle beschäftigt, daß das arbeitslose Einkommen großen Stürmen entgegengehe. Wer erfahren will wie diese Stürme zu beschwören oder abzulenken sind, wird wenig Befriedigung aus seinem Buche ziehen, denn die Selbstbeschränkung läßt sich den Menschen nicht durch den Glauben aufdringen, aber der Boden auf welchem diese brennende Frage erwächst, die Knotenpunkte derselben sind mit tiefer Einsicht in das Bedürfniß der Völker und Menschen bezeichnet, und mit der Sichtung und Klärung der Begriffe über die Möglichkeit einer socialen Umwälzung wird sich der Schrei danach mehr und mehr in vernünftige Rede verwandeln. Und das ist in allen Dingen ein großer Gewinn. 87.

Hackländer und Dickens.

Das Erscheinen von Hackländer's „Namenlosen Geschichten" in englischem Gewande („Stories without a name", 3 Bde., London 1852) hat dem „Athenaeum" Veranlassung gegeben zwischen ihm und Dickens eine Parallele zu ziehen, welche bei Dickens' Beliebtheit in Deutschland weiter bekanntzuwerden verdient. Nach einer füglich zu übergehenden Einleitung urtheilt der englische Kritiker folgendermaßen: „Mit leichter Erfindung und nie um Worte verlegen weiß zwar Hackländer im Allgemeinen seine Fülle besser zu zügeln als Dickens, ist aber zugleich weniger idiomatisch, kräftig und komisch und bleibt hinter Boz in dessen allerdings besonderer Stärke, der breiten Caricatur, der drolligen Ausmalung von Einfalt und Albernheit, in dem Geschick aus unbekannten Niederlassungen des Lebens originelle Figuren ans Licht zu fördern, beträchtlich weit zurück. Hackländer's dramatische oder komische Ader ist nicht reich; wo er starken oder ergreifenden Eindruck hervorbringt, geschieht es mehr durch geschickte Beschreibung des Vorfalls, sei er burlesker, schreckhafter oder sentimentaler Art, als durch das eigene Auftreten der Handelnden. Seine Hauptmethode humoristische Personen zu individualisiren besteht wie bei Paul de Kock in der Wiederholung einer einzelnen Eigenthümlichkeit, die anfangs kaum auffällt und wenn sie zu oft vorkommt beinahe lästig wird. In ruhigern Scenen, besonders der einfachen Gattung, macht sich mehr Lebensähnlichkeit bei anscheinend geringerm Kraftaufwande bemerkbar. Mit einer gewissen Classe die der Bühne, dem Orchester und dem Ballet angehört ist er sehr vertraut, zeichnet sie in einer Weise welche seine genaue Bekanntschaft mit ihrer Flitterwelt außer Zweifel setzt. Seine Helden und Heldinnen des hohen Flugs unterscheiden sich voneinander nur durch Titel und Benehmen; etwas Besonderes weiß Keiner und Keine zu sagen. Ob dieser Mangel an individuellem Charakter in der Classe oder darin liegt daß der Zeichner ihr fernsteht, mag hier eine offene Frage bleiben. Wie schon bemerkt ist die Beschreibung Hackländer's bester Theil. Er erzählt humoristische Begebenheiten leicht und launig und kann wenn nöthig beredt oder pathetisch werden, ohne gegen die Bescheidenheit der Natur zu verstoßen. Die Aeußerlichkeit des Stillebens im In- und Auslande, alterthümliche Orte, einsame Wälder, lebhafte Straßen, den Glanz von Boudoirs und Salons, den Schmuz einer Diebeshöhle, das Dachstübchen eines hungernden Schneiders oder die Häuslichkeit anständigen Fleißes: alles Dies weiß er in lebensgetreue Gemälde zu fassen. Handelt es sich um ernste Färbung, so fällt er ungesucht in einen entsprechenden Ton der zierlich und einnehmend ist. Auch verletzt er die Schicklichkeit nie durch Tiraden, welche dem Charakter seines Gegenstandes unangemessen sind oder mit den eben erzählten Begebenheiten außer Verhältniß stehen. In diesem Betracht, und zwar in Rücksicht einer gewissen künstlerischen Mäßigung, sowie einer zwangslosen Gefühlsäußerung verdient Hackländer gegen Dickens unstreitig den Vorzug. Zeigt er auch weniger eingeborene Kraft, so zeigt er doch feinern Geschmack. Ferner gebührt ihm in einer andern recht eigentlich deutschen Region ungeschmälertes Verdienst, nämlich in der Kunst auf die Oberfläche des wirklichen Lebens Schatten des übernatürlichen zu werfen, bald zweifelhaft angedeutet, bald genau erkennbar, bisweilen im wunderlichen Gewande eines Tagtraums, aber stets in richtigen Grenzen, nur eben ausreichend den materiellen Resultaten seiner Erzählung durch Staunen oder Spannung einen neuen Reiz zu geben... Hackländer ähnelt Dickens in der vorherrschenden Wärme und Menschenliebe seiner Gesinnung, scheint aber seine Erfindungsgabe nicht zu didaktischen Zwecken verwenden zu wollen. Er überläßt dem Leser aus den vorgelegten Lebensbildern die Moral, wenn sie eine haben, sich selbst zu entnehmen; er gebraucht jene nicht, damit der Leser für irgend eine besondere Lehre oder Theorie gewonnen werden, für irgend einen Stand Partei ergreifen oder wider irgend eine vorgestellte Unbill in die Schranken treten soll. Zu loben ist an beiden Autoren daß sie sich von unzuträglichen Aufregungen fern halten. Während aber Dickens verfänglichen Boden ganz meidet, nähert sich ihm Hackländer oft auf Strohhalmsentfernung und würzt seine Geschichte mit Combinationen und Zufälligkeiten die bei minder vorsichtiger Behandlung leicht gemisbraucht werden könnten. In der Weise aber wie er es thut gibt das Capitel von leidenschaftlichen Zwischenereignissen durchaus kein Aergerniß. Doch ist es eine charakteristische Verschiedenheit beider Schriftsteller daß bei dem einen die häuslichen Interessen in den Vordergrund treten, hingegen bei dem andern die traurigen Folgen der égarements du coeur et de l'esprit, wie solche überall in der Gesellschaft vorkommen, aber in der englischen besser unerwähnt bleiben, den Haupthebel der Intrigue bilden. Auf Grund eines einzelnen Werks kann hinsichtlich der Mannichfaltigkeit der Gegenstände und der Durchführung einer Geschichte zwischen Hackländer und Dickens kein Vergleich stattfinden. Allerdings enthalten die „Namenlosen Geschichten" mehr Stoffliches, mehr Handlung und einen weitern Schauplatz als eine einzelne Dichtung von Boz. Nur fragt sich ob die Quelle mit gleicher Ergiebigkeit durch eine Reihe von Werken fortfließen wird. Was die Behandlung der Intrigue anlangt, so dürften darin beide Schriftsteller sich ziemlich die Wage halten, und zwar insofern als Beide es just nicht verstehen die unterliegenden Motive in richtigem Verhältnisse und ohne überflüssige Abschweifungen vorwärtszubringen. Beide führen Begebenheiten und Personen mit einer Wichtigthuerei ein daß man dieselben von bedeutendem Einflusse auf den Gang der Geschichte glauben muß, und mit Eins lassen sie dieselben fallen, gleich als ob sie beim Fortdichten sich eines Andern besonnen hätten. Eine große Schwäche Hackländer's ist seine Vorliebe für Details; er beladet seine Bilder mit kleinen Strichen die kleinlich und farblos sind und an denen man die aufgewendete Mühe umsomehr bemerkt weil sie weggeworfen ist. Dann sucht er bisweilen durch eine sorgsam ausgearbeitete Scene die Neugier zu spannen, bis man sieht daß jene mehr oder weniger nicht zur Geschichte gehört und vielleicht nur eingelegt worden ist um einen Aufschub zu gewinnen. Dickens thut mitunter Dasselbe, doch weniger fühlbar, und außerdem haben seine Skizzen bei aller anscheinenden Ueberflüssigkeit stets ein gewisses Leben das ihnen einen festen Platz sichert, was wieder bei Hackländer's Miniaturbildern selten der Fall ist. Um nun die Liste des Aehnlichen und Unähnlichen zwischen beiden Schriftstellern abzuschließen, sagen wir: Dickens wurzelt kräftiger im heimischen Boden, Hackländer ist mehr Weltbürger, und im engern Umkreise und bei weniger sogenannter Schule ist Ersterer humoristischer, gesünder und idiomatischer als Letzterer." 47.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

Ausgang des Hauses Sforza.

Das Schicksal der Sforza, die durch einen gewandten und klugen Söldnerführer zum Besitz einer der schönsten Provinzen Italiens gelangten, ist ein schlagendes Beispiel der rathlosen Verworrenheit der italienischen Zustände im letzten Drittel des 15., im ersten des 16. Jahrhunderts. Im Jahre 1450 eroberte Francesco Sforza Mailand, im Jahre 1535 starb sein letzter Enkel Francesco II.; was war aber Alles über die Lombardei hinweggegangen in diesen 85 Jahren! Sechs Herzoge hatten währenddessen in Mailand regiert, nach Francesco sein Sohn Galeazzo Maria, dann dessen Sohn Gian Galeazzo, hierauf des Letztern Oheim Lodovico il Moro und dessen beide Söhne Massimiliano und Francesco. Galeazzo Maria (der Name Galeazzo kommt vom Hause Visconti her — Bianca Maria hieß des ersten Sforza Gattin) wurde ermordet, Gian Galeazzo starb an langsamem Gift, Lodovico im Kerker zu Loches in Frankreich, Massimiliano im französischen Exil. Und Jahrzehnde lang hatten sich Venetianer, Sforzesken, Franzosen,

Kaiserliche um das arme Land gestritten, und Mailand hatte furchtbare Belagerungen ausgehalten, Hungersnoth war auf Pest, Pest auf Hungersnoth gefolgt, und die Zerstörung durch den Rothbart durfte als geringeres Uebel gelten, weil damals noch Einheit unter den Bewohnern war und Kraft und Entschlossenheit. Wie entsetzlich das Mailändische auf alle Weise ausgesogen ward, melden alle Chroniken und Geschichtsbücher. Als Francesco II. Sforza gleich den meisten italienischen Fürsten jener Zeit zu seinem Unglück in das wechselnde Getriebe der Politik hineingezogen, welche Papst Clemens VII. zu leiten glaubte, während er ihr Opfer ward, sich im Jahre 1525 mit Kaiser Karl V. zu verständigen suchte, verlangte dieser 600,000 Dukaten für die Investitur. Der Kaiser meldet es selbst seinem Bruder Ferdinand in einem aus Toledo 31. Juli gedachten Jahres datirten Briefe: „Von diesen 600,000 Dukaten soll er 100,000 jetzt zahlen, die zweite Rate bei meiner Krönung, die dritte zwei Jahre später und die übrigen 300,000 in drei Jahren. Gleichfalls soll er zu meinen Gunsten allen angeblichen Rechten auf das Herzogthum Bari entsagen, nicht ohne meine Bewilligung heirathen und in Betreff des Salzmonopols in seinem Staate sich nach meinen Verordnungen richten." (W. Bradford, „Correspondence of the emperor Charles V.", London 1850, S. 142, nach dem Original im wiener Archiv.) Die Verständigung war aber damals vorübergehend: das kaiserliche Heer, von dem unseligen Connétable von Bourbon befehligt, schaltete auf die entsetzlichste Weise in Mailand, bevor es gegen Rom aufbrach (Frühling 1527). Im October 1529 fragte König Heinrich VIII. zu Windsor den kaiserlichen Botschafter Eustace Chapuys (derselbe welcher in Shakspeare's „Henry VIII." als Capucius vorkommt): „Nun sagt mir was denkt man mit diesem armen Herzog (Sforza) zu beginnen und welchen Schaden kann er euch zufügen?" (Mais voyer que veust lon fere de ce povre duc, ne quel mal peust-il fere?) „Vielleicht", fuhr Heinrich VIII. fort, „denkt ihr die Entscheidung Schiedsrichtern zu übertragen welche er Grund haben dürfte für nicht ganz unparteiisch zu halten?" „Ich antwortete", schreibt Chapuys, „in der Weise wie Ew. Maj. mir in Betreff eurer Absichten mit ihm aufgetragen, und daß keine Richter gerechter sein könnten als die von euch ernannten, wie auch daß Nichts gnädiger und dem Herzoge vortheilhafter als die ihm vorgeschlagenen Bedingungen, wobei man auf den Papst und auf ihn, den König, der sich früher schon für den Herzog verwandt, Rücksicht genommen habe. Der König erwiderte, sein Zweck dabei sei nur der gewesen, einen allgemeinen Frieden herbeizuführen" u. s. w. Nachdem dann Heinrich VIII. noch über das Verlangen des Kaisers gesprochen, Pavia und Alessandria in seiner Gewalt zu behalten, und bemerkt daß es ihm „ung grant honte" scheine daß der Kaiser christliche Fürsten so sehr bedränge, während er den Türken in seinem Erbreich Ungarn schalten lasse, glaubte der Gesandte noch hinzufügen zu müssen, er glaube Se. Maj. würde dem Sforza nicht nur das Herzogthum Mailand, sondern noch viel Anderes dazu geben, müßte er nicht fürchten daß derselbe, sobald er sich wider die Türken gewandt, tausendfach Unheil anrichten würde, während die Venetianer ihm seine apulischen Küsten angriffen. (Bradford, a. a. O. S. 278, 279.) Es ist bekannt daß erst bei Karl's V. Kaiserkrönung in Bologna 1530 eine vollständige Ausgleichung mit dem Sforza stattfand, freilich zu onerösen Bedingungen! Das Herzogthum Bari, dessen oben erwähnt ward, blieb den Sforza noch lange nach Francesco's Tode, bis zum Hinscheiden der Königin Bona von Polen, die ihre Rechte dem König Philipp II. vermachte.

Karl V. hatte sich vorbehalten dem Herzog von Mailand eine Gemahlin zu suchen, obgleich dessen ruinirte Gesundheit geringe Aussicht auf Nachkommenschaft gewährte, womit auch Spaniens Planen gerade nicht gedient gewesen wäre. Längere Zeit hindurch wurden mit Clemens VII. Unterhandlungen wegen einer Heirath mit seiner Nichte Katharina von Medici, der nachmaligen Königin von Frankreich, gepflogen, und der Papst hielt diese Unterhandlungen noch hin als er schon mit König Franz in Betreff der Vermählung mit dessen Sohne Heinrich einig war. Dann gab der Kaiser dem Sforza seine Nichte Christine, die Tochter des vertriebenen dänischen Königs Christian. Ihre Tante, die verwitwete Königin von Ungarn, hatte ihm noch kurz vorher gemeldet, es sei viel zu früh und eine Sünde das unreife Mädchen zu verheirathen. (Schreiben bei Lanz, „Correspondenz Karl's V.") „Montag den 13. October 1533", meldet ein mailänder Chronist, der Krämer Giovanni Marco Burigozzo („Cronache milanesi scritte da *G. Pietro Cagnola etc.*", Florenz 1842, S. 515), „um die zweiundzwanzigste Stunde kam die Staffette mit der Nachricht von der Verheirathung (per procura) des Grafen Massimiliano Stampa mit der Braut des erlauchten Herrn Herzogs. Es war eine große Festlichkeit und Triumph mit einer Menge von Herren und Gesandten. Alle Glocken läuteten in Mailand zum Fest, und an drei aufeinanderfolgenden Abenden schoß die Artillerie des Castells, und unser Senat zog nach dem Dom der feierlichen Messe beizuwohnen, Gott für solche Gnade zu danken wie wir sie hier lange nicht erlebt haben. Sonst (fügt der Krämerchronist charakteristisch genug hinzu) ist Nichts zu melden, außer daß der Wein theuer ist."

Francesco Sforza feierte sein Beilager zu Vigevano. Die Ehe blieb kinderlos. „Am 1. November, dem Feste Allerheiligen", berichtet derselbe Chronist aus dem Jahre 1535, „in der Nacht vor dem Allerseelentage starb unser Herr Herzog von Mailand Franz II. Schon am vorhergegangenen Sonntage, dem letzten October, war Alles in Bestürzung, denn man hatte vernommen daß der Herzog sehr übel sei, und fürchtete einen Auflauf. So traf man denn Anstalten: ein Hauptmann mit Fußvolk wurde beim Hofe aufgestellt; Häschercapitaine wurden vor die Thore der Stadt gesandt, denn schon hatte Raubgesindel die Straßen verlegt und trieb sein Unwesen. Acht von diesen Räubern wurden ergriffen und gehangen. Die Stadt blieb ganz ruhig, zu großer Verwunderung eines Jeden. So auch das Land mit Gottes Gnade." Erst am 19. November erfolgte die feierliche Bestattung, von welcher man in der gedachten Chronik eine ausführliche Beschreibung liest. Statt der wirklichen Leiche wurde ein wächsernes Abbild mit herzoglicher Tracht und Insignien unter goldbrocatenem Traghimmel nach dem Dom getragen. Die Leiche brachte man an demselben Abend aus dem Castell nach der Kirche in einem mit schwarzem Sammet bedeckten Sarge. Am folgenden Tage fanden die Exequien statt. „Die Stadt blieb währenddessen ruhig und Jeder auf seinem Posten, das heißt der Herr Präsident mit dem Senat und der Capitain der Justiz und alle Uebrigen, des Kaisers Antwort erwartend. Sonnabends den 27. November spät traf diese Antwort ein. Der Herr Antonio da Leyva sollte Generalgouverneur sein, die Herzogin sollte Herzogin bleiben, alle Beamten sollten ihre Stellen behalten, so der Graf Massimiliano (Stampa), die Castellanei, bis auf neuen Befehl Sr. Maj. So läuteten in ganz Mailand die Glocken zum Fest, und das Castell ließ drei Tage lang schießen. Am folgenden Sonntag sah man daß der Sarg des verstorbenen Herzogs an den Ort gestellt war wo einst der des Monseigneur (Gaston) de Foix gestanden hatte, und er war wie man sieht prächtiger denn die andern verziert. Und hiermit endet was über Se. Excellenz zu berichten ist, und über den Leumund den er hinterlassen, der nicht zu gut und nicht zu schlimm ist."

Karl V. verlieh einige Jahre darauf Mailand als erledigtes Reichslehn seinem Sohne Philipp, und die Lombarden hatten anderthalb Jahrhunderte und darüber Gelegenheit die Visconti-Sforza'sche Herrschaft mit der spanischen zu vergleichen. Schlecht waren beide.

Franz' I. Wegführung nach Spanien.

Es ist bekannt daß König Franz I. nach seiner Gefangennehmung in der Schlacht bei Pavia nach der kleinen Veste Pizzighettone am Po gebracht ward, wo der Spanier Alarcon,

ein in den Geschichten jener Zeit oft genannter Name, ihn bewachte, „a verraye sadde man“, schreibt der englische Bevollmächtigte Richard Pace an Cardinal Wolsey. (In Sir Henry Ellis' Sammlung von Erläuterungen der englischen Geschichte in einer Reihe von Originalbriefen.) Die Uneinigkeit der kaiserlichen Feldherren, des Marchese von Pescara, Charles de Lannoi's, Vicekönigs von Neapel, und des Connétable von Bourbon, verschob die Entscheidung über den Ort wohin man den Gefangenen führen sollte, da Pizzighettone nur ein Aufenthalt für den ersten Moment sein konnte. Scheinbar kamen sie überein ihn über Genua nach Neapel zu bringen. In Genua schiffte König Franz I. sich auf französischen Galeeren ein, welche kaiserliche Mannschaft bekamen; der Vicekönig begleitete ihn und gab am zweiten Tage Befehl die Richtung zu ändern und nach der spanischen Küste zu steuern. Wie der Connétable diese Nachricht aufnahm, zeigt der nachfolgende Brief den er von Mailand aus am 12. Juni 1525 an Karl V. richtete. (Aus dem kaiserlichen Archive in Wien vollständig in W. Bradford, „Correspondence of the emperor Charles V.“, London 1850, S. 115 fg.)

„Sire. Der Vicekönig von Neapel, der Marchese von Pescara, der Hr. von Neus, der Marchese del Vasto, Antonio da Leyva und Alarcon kamen bei ihrer hiesigen Anwesenheit überein daß der gedachte Vicekönig den König von Frankreich nach Neapel führen sollte, aus Gründen welche Euch durch den Hrn. von Neus erläutert worden sind. Seitdem aber hat gedachter Vicekönig gerade das Gegentheil gethan und führt den König von Frankreich zu Ew. Majestät. Ich habe es sehr seltsam gefunden daß der gedachte Vicekönig weder mich noch Eure andern hiesigen treuen Diener mit seiner Absicht bekanntgemacht hat. Er hat mir dadurch große Schmach angethan, sodaß man in diesem Lande vielfach und keineswegs zu meiner Ehre darüber redet. Ich bin überzeugt, gnädiger Herr, daß dies nicht Eure Absicht ist, denn meine Absicht ist Euch ferner nach meiner Pflicht zu dienen, ohne mein Leben zu schonen, wie ich bisher gethan. Monseigneur, ich fürchte sehr daß diese plötzliche Reise auch die Freundschaft des Papstes und der Venetianer und übrigen italienischen Mächte kosten und Eure guten Beziehungen zum Könige von England gefährden wird. Der gedachte Vicekönig hat mich hier ohne Geld und ohne Mitlel gelassen, die Deutschen wiederzugewinnen und bei Eurer Expedition gegen Frankreich behülflich zu sein. Ich glaube, es ist ihm lieb, da er Euch solcherweise zu zwingen hofft in seine Plane einzugehen. Wenn es Euch gefallen sollte mich anzuhören, so will ich Euch in seinem Beisein Dinge sagen die Euch beweisen werden daß außer ihm Andere die Hand in Euern Angelegenheiten gehabt haben müssen. Die Leute möchten glauben Ew. Majestät habe mich währenddessen vergessen, aber ich habe dies nie geglaubt und werde es nicht glauben, in Betracht Eurer großen Tugend und Güte und meiner ergebenen, treuen Dienste, welche nie aufhören werden.“

„Monseigneur! Ich hoffe zuversichtlich daß Ew. Majestät Den über welchen ich jetzt schreibe zu Euerm eigenen Nutz und Frommen und zur Zufriedenheit Eurer getreuen und loyalen Unterthanen, zu denen ich mich zähle, genau kennenlernen werden. Ich habe früher nie über ihn geklagt und würde es auch heute nicht thun, blickte ich nicht auf die Erfoderniß Eures Dienstes, denn ich fürchtete meine Klagen würden Euch durch Leidenschaft eingegeben scheinen. Aber ich sage Euch daß wir nach Rom, nach England, nach Venedig senden müssen um die Netze der Cabalen zu durchbrechen, welche gewoben werden und nicht ohne Bedeutung sind. Ginge es an, so würde ich mich persönlich zu Ew. Majestät begeben, doch ich sehe daß dies sehr schwer sein würde in Betracht der Wichtigkeit der hiesigen Angelegenheiten. So beschließe ich denn gegenwärtiges Schreiben, indem ich Euch unterthänigst bitte es gut aufzunehmen und mir Eure Gunst und Andenken zu bewahren, in denen ich, so Ew. Majestät wollen, auf immer einen Platz zu behalten wünsche.“

„Ich versichere Euch, Monseigneur, daß der Vicekönig, der jetzt den König von Frankreich zu Euch führt, durchaus keinen Antheil daran hat daß er in Euren Händen ist. Er hat auch die französischen Galeeren mit sich genommen, die mir dazu hätten dienen können, mich zu Ew. Majestät zu begeben, wäre dies, wie ich bereits geschrieben, verständig und passend gewesen. Monseigneur! Ich flehe zum Herrn Euch langes und glückliches Leben zu schenken. Zu Mailand den 12. Juni 1525. Von der Hand Eures gehorsamen unterthänigen Dieners Carles.“

Der Groll wider Lannoi blickt in jeder Zeile dieses Briefs durch. Bourbon glaubte seine Stellung schon schwankend; er wußte daß die kaiserlichen Generale ihn nicht liebten; die Expedition gegen die Provence war mislungen; das Bewußtsein seines Verraths am Vaterlande, mochte König Franz I. noch so sehr wider ihn gefehlt haben, lastete auf ihm. Wie man bei seinem spätern Aufenthalt in Spanien ihn beurtheilte, zeigt die Geschichte. Charles de Lannoi, ein kalter und gewandter Politiker, berechnete die ganze Unternehmung mit vieler Ruhe. Seine Schreiben an den Kaiser von Villafranca und Palamos, sowie seine Instructionen für Manuel Malversin, seinen Abgeordneten an Karl V., sprechen dafür. Der Kaiser erklärte sich in seiner Antwort, Toledo 20. Juni, mit Allem einverstanden. Die Briefe und Actenstücke die sich auf des Königs Gefangenschaft beziehen hat A. Champollion-Figeac in dem starken Quartbande: „Captivité de François I“ (Paris 1847, in den „Documents inédits sur l'histoire de France“), der die Begebenheiten vom October 1524 zum April 1526, d. h. vom Beginn des mailändischen Kriegs bis zu Franz' I. Befreiung enthält, zusammengestellt und erläutert.

Lannoi fuhr fort des Kaisers Vertrauen in hohem Grade zu genießen. Seine Wirksamkeit, von welcher seine zum Theil in Lanz' „Correspondenz Karl's V.“ abgedruckten interessanten Briefe Zeugniß geben, rechtfertigt dies Vertrauen. Noch einmal während des Zugs des kaiserlichen Heeres gegen Rom im Frühling 1527 kam er in genaue Berührung mit dem Connétable, und auch diesmal fruchtete sie nichts Gutes. Die beiden Gegner starben bald nacheinander: Bourbon fiel bekanntlich bei der Erstürmung Roms am 6. Mai 1527, und der Vicekönig wurde im Sommer ein Opfer des Fiebers. Beider Tod war ein Unglück. Wäre der Connétable nicht gefallen, so hätte Rom schwerlich eine so entsetzliche Plünderung erlitten, so undisciplinirt seine Truppen auch sein mochten. Neapel aber bedurfte gerade in jener Zeit, welche der Belagerung durch den Marschall Lautrec vorausging, eines umsichtigen Mannes wie Lannoi, welchen weder Ugo de Moncada noch der Prinz von Orange, Philibert von Chalon, ersetzten. Unter den glänzendern Generalen Karl's V. ist er weniger als er verdiente beachtet worden. Von diesen Generalen starben vier, Pescara, Bourbon, Lannoi und Frundsberg nacheinander, Moncada und Orange nicht lange darauf, Leyva bei der Belagerung von Marseille, fast Alle im besten Mannesalter. Unter Ludwig's XII. und Franz' I. Heerführern hat der Tod ebenso unbarmherzig gewaltet. Die Italiener schienen im 15. Jahrhundert beinahe vergessen zu haben daß Treffen der Zweck des Fechtens ist. Die französischen hommes d'armes, die deutschen Landsknechte, die spanischen und schweizerischen Fußer und Artilleristen belehrten sie von 1495 an eines Andern.

Monumente und Grabsteine im Dom zu Modena.

Im modeneser Dom, dessen Ursprung auf das Ende des 11. Jahrhunderts zurückzuführen ist, in welchem im Jahre 1106 Papst Paschalis II. den dem Schutzpatron der Stadt, S. Geminian (dessen Namen neben mehren andern auch der regierende Herzog Franz II. trägt), gewidmeten Altar weihte, und dessen Consecration im Jahre 1184 durch Papst Lucius III. erfolgte, einer Kirche welche durch ihre geschichtlichen Erinnerungen nicht nur, sondern auch durch Architektur und Sculptur die Aufmerksamkeit aufsichzuziehen verdient, gibt es eine

Reihe von Grabmalen die berühmte Namen ins Andenken zurückrufen, denn Modena hat von jeher, namentlich unter seinen Regenten aus dem Hause Este, am Kriegsruhm wie an der geistigen und künstlerischen Glorie Italiens lebhaft sich betheiligt. Man denke nur, um die beiden letzten Jahrhunderte zu nennen, an Montecuccoli, an Muratori und Tiraboschi. Da liest man auf einem theilweise schon verwitterten Stein den Namen Niccolo Bojardo's, der im Jahr 1414 als Bischof von Modena starb, des Urgroßohms Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano (ein Lehn im Herzogthum Modena), welcher als der Autor des ersten großen romantischen Heldengedichts der Italiener für alle Zeiten berühmt ist. (Der „Morgante maggiore" des Luigi Pulci, von welchem in unsern Tagen Lord Byron soviel Aufheben machte und den er zu übersetzen versuchte, erschien erst nach dem Druck der ersten Gesänge des „Orlando innamorato".) Ariosto war in seiner Jugend mit dem Grafen von Scandiano bekannt, als dieser seine Tausende von Ottaverimen ausarbeitete: so mochten auch persönliche Beziehungen zu dem Plan des „Orlando furioso" beigetragen haben. Bojardo und Ariosto hatten übrigens noch das miteinander gemein, daß wie Letzterer Gouverneur der Grafagnana (wie anschaulich ist die Schilderung des Lebens in diesem Apenninenstrich in seiner fünften Satire!), Ersterer Gouverneur von Modena war. Der immense Beifall welchen der „Orlando innamorato" mit all seiner abenteuerlichen Ueberschwänglichkeit und seinem Wortschwall im 15. Jahrhundert fand ist weniger verwunderlich als der Umstand daß im 19. zwei deutsche Autoren zu gleicher Zeit Lust und Muth hatten ihn zu übersetzen.

Wenn dieser Grabstein nur beiläufig an einen berühmten Dichter erinnert, so finden wir daneben den eines der ausgezeichnetsten Lyriker des 16. Jahrhunderts, Francesco Maria Molza, der keinem seiner Zeit, welche doch den Ariosto, Bembo, Alamanni, B. Tasso aufzuweisen hat, an Anmuth und Melodie nachsteht, wenn nicht an Gedankenfülle die man bei diesen Petrarchisten, zu denen auch Lorenzo de' Medici gehörte, weniger suchen muß. Molza starb in Modena im Jahre 1554: ein anspruchslos-einfacher Grabstein nennt den Namen des italienischen Tibull. Ein anderer ist seiner im Jahre 1617 verstorbenen Enkelin Tarquinia gewidmet, die ihm an Ruhm gleichkam, welcher zu Ehren Torquato Tasso seinen Dialog über die Liebe „La Molza" nannte, welcher der römische Senat das Bürgerrecht ertheilte, das auf die Nachkommen der Familie übergehen sollte, und Papst Clemens VIII. (Aldobrandini) eine ehrenvolle Einladung nach Rom zugehen ließ. Die Familie Molza ist heute noch eine der angesehensten in Modena (ein Marchese Molza war lange erster Minister des verstorbenen Herzogs Franz IV. und ein anderer ist heute Oberkammerherr), und zu ihr gehörte der erste Custos der Vaticanischen Bibliothek, Monsignor Molza, dessen tragisches Ende vor einiger Zeit in Rom, wo Fälle von Selbstmord hochgestellter Geistlichen etwas kaum Erhörtes sind, so viele Bestürzung erregte. Ein Zeitgenosse Francesco Maria Molza's, durch Geist, Eleganz, Gelehrsamkeit eine der größten Zierden des päßlichen Hofs unter den Medici und Farnese, der Cardinal Jacopo Sadoleto, setzte seinen Aeltern, dem pisaner nachmals ferrareser Rechtslehrer Giovanni und der Francesca Machiavelli, ein Denkmal, dessen Sculpturwerk, eine Madonna mit dem Kinde und Engeln, als die einzige Marmorarbeit des berühmten Plastikers Guido Mazzoni, genannt Il Modenino, gilt, dessen Arbeiten in gebrannter Erde in anderm Stil als die der Della Robbia besondere Beachtung verdienen und dessen Hauptwerk, eine Grablegung Christi mit den Bildnißfiguren Alfonso's und Ferrandino's von Aragon, Könige von Neapel, Sannazzar's und Pontano's man in der Heiligen Grabkapelle der Olivetanerkirche zu Neapel sieht. (Vergl. Reumont, „Die Carafa von Maddaloni", II, 36.)

Unter Uebergehung mancher andern Monumente und Inschriften, wie jenes des Grafen Claudio Rangoni, eines tapfern Condottiere und eifrigen Beschützers der Wissenschaft, dessen Zeichnung von Giulio Romano herrühren soll, des Cardinals Carandini, des Herzogs Hercules III. von Este, unter dessen Regierung Modena glückliche Zeiten sah, die zu bald durch die Französische Revolution und ihre Folgen getrübt wurden, und mehrer andern möge hier des Sarkophags eines deutschen Edeln gedacht werden, Jakob von Embs, welcher als Führer einer starken Schar von Landsknechten mit Gaston de Foix, Ives d'Allègre und so manchen andern Feldherren und Hauptleuten in der Schlacht bei Ravenna 1512 den Tod fand, und dessen Leiche nach Modena gebracht ward, wohin auch, den Händen der Franzosen entkommen, der Cardinallegat Giovanni de' Medici, nachmals Papst Leo X., sich flüchtete, welcher, da er an Allem Mangel litt, von der Gräfin Bianca Rangoni mit Geld und Kleidungsstücken versehen ward. Es ist aus den gleichzeitigen Historikern bekannt daß die Artillerie Herzog Alfons' I. von Este viel zum Siege der Franzosen beitrug. Man behauptet daß der Herzog, von den Seinigen darauf aufmerksamgemacht daß sein Geschütz die im Handgemenge begriffenen Franzosen und Spanier zugleich niederwerfe, geantwortet haben soll: „Schießt nur immerhin und fürchtet nicht zu fehlen, unsere Feinde sind sie alle beide!" Paolo Giovio stellt die Anekdote in Abrede, aber sie sieht dem Este nicht unähnlich. (Vergl. „Il duomo ossia cenni storici e descrittivi della cattedrale di Modena", Modena 1845, S. 114 fg.) 26.

Bibliographie.

Berthold, G., Der sächsische Münchhausen oder Leben und Thaten des sel. Wasserlobels. Mit colorirten Abbildungen. 1ste Lieferung. Löbau, Breyer. 8. 2½ Ngr.

Brendel, F. W., Klänge meiner Heimath. Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart. Freyburg, Hankel. 8. 10 Ngr.

Bunyan, J., Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen. Nebst Einleitung und Anmerkungen von F. Ahlfeld. Prachtausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in einem Band. Leipzig, Costenoble. 1853. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ebeling, F. W., Englands historische Literatur seit den letzten fünf Jahren. Mit einem completirendem Anschluß an die frühern Zeiträume. Berlin, Herbig. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Eckardt, L., Vorlesungen über Goethe's Torquato Tasso. Vorgetragen in der Aula der Berner-Hochschule. Versuch eines litterarisch-ästhetischen Kommentars für Freunde des Dichters und höhere Lehranstalten. Bern, Fischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Epp, F., Schilderungen aus Holländisch-Ostindien. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849. 6te Auflage. Unveränderter Abdruck. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gotthelf, Jeremias, Bilder und Sagen aus der Schweiz. Drei Theile. 2te Auflage. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Die Wassernoth im Emmenthale am 13. August 1837. 2te durchgesehene Auflage. Ebendaselbst. 8. 6 Ngr.

Grimm, J., Ueber frauennamen aus blumen. Vorgelesen in der akademie am 12. Februar 1852. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.

Grotefend, G. F., Erläuterung der Keilinschriften babylonischer Backsteine mit einigen andern Zugaben und 1 Steindrucktafel. Hannover, Hahn. Gr. 4. 15 Ngr.

Josephus, Flavius, Die jüdischen Alterthümer, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Professor K. Martin. 1ster Band. Köln, Bachem. Gr. 12. 1 Thlr. 26 Ngr.

Kampe, F., Geschichte der religiösen Bewegung der neuern Zeit. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Kempe, F., Franz Liszt. Richard Wagner. Aphoristische Memoiren und biographische Rhapsodien. Ein Erinnerungsblatt für die Theilnehmer des dritten Anhalt-Bernburg'schen Musikfestes, ein Beitrag zur Kunstgeschichte für alle Freunde der Tonkunst rc. Eisleben, Kuhnt. Gr. 8. 5 Ngr.

Kette, H., Don José von Tavora. Drama in fünf Aufzügen. Berlin, G. Reimer. 8. 20 Ngr.

Körber, P., El-Dorado. Schilderung einer Reise nach Californien's Goldminen im Jahre 1848. Nürnberg, Lotzbeck. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Jean Fondeur. Historische Erzählung aus Napoleon's Feldzug nach Rußland im Jahre 1812. Nebst 3 colorirten Bildern in Tondruck. Ebendaselbst. 8. 15 Ngr.

Löhe, W., Der evangelische Geistliche. Dem nun folgenden Geschlechte evangelischer Geistlichen dargebracht. Stuttgart, S. G. Liesching. 8. 24 Ngr.

Masius, H., Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt. 2ter unveränderter Abdruck. Leipzig, Brandstetter. Br. gr. 8. 27 Ngr.

Milde, Feldzeugmeister Joseph Frhr. von Rath. Ein militairisches Lebensbild. Nebst 1 lithographirten Beiblatte. Dresden, Türk. Gr. 8. 15 Ngr.

Motz, P., Gedichte in Henneberger Mundart. Gotha, Klett. 1853. 16. 6 Ngr.

Opzoomer, C. W., Conservatismus und Reform. Eine Abhandlung über Edm. Burkes Politik. Aus dem Holländischen übertragen von J. H. Hisgen. Utrecht, Dannenfelser. Gr. 8. 15 Ngr.

Pfarrius, G., Das Nahethal in Liedern. 2te Auflage. Vermehrt mit topographisch-historischen Nachweisungen für die Besucher des Nahethals, mit 10 Stahlstichen und 1 Karte. Bonn, Habicht. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rapp, J., Tirol im Jahre 1809. Nach Urkunden dargestellt. Innsbruck. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Räuber und sein Kind oder das Raubnest auf der Felsenklippe. Grausenerregende Räubergeschichte aus der neuern Zeit. 2te Auflage. Mit colorirten Abbildungen. 1ste Lieferung. Löbau, Breyer. 8. 2½ Ngr.

Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern seit dem Abschluß des Concordates. Eine kirchlich politische Denkschrift. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Renner, F. R., Rebecca oder die Jüdin von Moskau. Roman. Zwei Theile. Zwickau, Gebr. Thost. 8. 2 Thlr.

Rußdorf, E. v., Eudiotik. Entwurf einer historisch und psychologisch begründeten Lehre der Glückseligkeit. Berlin, Hempel. 8. 20 Ngr.

Rustige, H., Filippo Lippi. Drama in fünf Aufzügen. Stuttgart, Fr. Köhler. 8. 18 Ngr.

Saupe, E. J., Die Schiller-Goethe'schen Xenien, erläutert. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Scriba, E., Gedichte. 3te vermehrte und veränderte Auflage. Friedberg, Scriba. 12. 1 Thlr.

Skizze der Ereignisse an der untern Donau in den Jahren 1848—1849 mit besonderer Beziehung auf das Peterwardeiner Regiment. Mit 1 Plane. Wien, Manz. Gr. 4. 16 Ngr.

Virchow, R., Die Noth im Spessart. Eine medicinisch-geographisch-historische Skizze. Vorgetragen in der physicalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg am 6. und 13. März 1852. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 10 Ngr.

Volks-Dichtung. Wien, Heubner. 12. 13 Ngr.

Weiße, Ch. H., Die Christologie Luthers und die christologische Aufgabe der evangelischen Theologie. Zur dogmatischen Begründung der evangelischen Union. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wendt, M., Das Roth-Glöcklein unserer Zeit. Neusalza, Borndrück. 16. 12 Ngr.

Worsaae, J. J. A., Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland. Deutsch von N. N. W. Meißner. Mit 51 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wüst, W. F., Der Konstanzer Hans. Merkwürdige Geschichte eines schwäbischen Gauners. Zur Lehre und Warnung geschrieben. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Aufeinmal oder Keinmal! Ein Mahnwort für Alle, die dem Trunke ergeben und noch nicht ergeben sind. Von einem katholischen Pfarrer. Nebst einem Anhang, enthaltend die Statuten der Enthaltsamkeits-Bruderschaft rc. Eine Missionsgabe. Dülmen. 8. 1 Ngr.

Aufruf zur innern Mission, oder zur evangelischen Thätigkeit unter unsern Mitbeüdern in der Heimath. Schreiberhau. 1851. 8. 1½ Ngr.

Büsing, G. H., Die Herstellung des landesherrlichen Episcopats im Herzogthum Oldenburg. Ein unerbetenes Gutachten, allen Kirchenräthen und Kirchenfreunden des Landes dargeboten. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3 Ngr.

Dittenberger, T. W., Abschiedspredigt gehalten am 8. Sonntage nach Trinitatis den 1. August 1852 in Heidelberg. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Ngr.

Ist der moderne Constitutionalismus für Deutschland und namentlich für Preußen passend und heilbringend oder nicht und wie ist derselbe in dem letztern Falle zu beseitigen? Grünberg, Weiß. 8. 3 Ngr.

Klewitz, K., Noah's Fluch und Segen über seine Söhne. Eine Missionspredigt zu Hirschfeld am 17. September 1851 gehalten. Schreiberhau. 1851. Gr. 8. 1½ Ngr.

Richter, G., Missions-Predigt über Ebräer 13, V. 8. Gehalten bei der Feier des 8ten Missions-Festes zu Waldenburg am 17. Juli 1851. Schreiberhau. 1851. 8. 1½ Ngr.

Roth, Die Herrlichkeit der Missionsarbeit. Eine Predigt gehalten am Missions-Feste den 25. September 1850 zu Boberröhrsdorf. Nebst Ansprache des Pastor Reinicke. Schreiberhau. 8. 1½ Ngr.

Scheurl, C. G. A. v., Die Sache der Lutheraner in Baden aus dem Gesichtspunkte der Gewissensfreiheit. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 3 Ngr.

Scholz, O., Missions-Predigt über Ev. Lucas 10, V. 30—37. Gehalten bei der Feier des 7ten Missions-Festes zu Waldenburg am 18. Juli 1850. Schreiberhau. 8. 1½ Ngr.

Schrader, J. H. L., Apostolische Ermahnung an christliche Gemeindegenossen bei dem Eintritte eines neuen evangelischen Lehrers und Seelenhirten. Predigt am 6ten Sonntage nach Trinitatis, 18. Juli 1852, vor der Einführung des Hrn. Pfarrers Sudhoff gehalten. Frankfurt a. M. 8. 3 Ngr.

Sudhoff, K., Antritts-Predigt gehalten am 7ten Sonntage nach Trinitatis, 25. Juli 1852. Frankfurt a. M. 8. 3 Ngr.

Die Thränenklage unsers Heilandes über die Verwüstung seiner Kirche. Eine Deutung der bösen Zeichen der Zeit so wie eine Weckstimme an alle jetzt lebende Christen. Schreiberhau. 1851. 12. 1½ Ngr.

Ueber die Sonntags-Heiligung. Schreiberhau. 1851. 12. 2 Ngr.

Von der Verachtung des göttlichen Wortes. Ein ernstes Wort in einer bösen Zeit zur Beherzigung für alle Gutgesinnten im hohen und niedern Stande. Schreiberhau. 1851. 12. 1½ Ngr.

Zimpel, C. F., Die Israeliten in Jerusalem. Eine Denkschrift gewidmet allen Israeliten. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XL.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge. Vierter Jahrgang.

12. Cartonnirt. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt:

I. Des Grafen Christoph des Aeltern von und zu Dohna Hof- und Gesandtschaftsleben. Dargestellt von **J. Voigt.** — II. Die Erweckten im protestantischen Deutschland während des Ausgangs des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; besonders die Frommen Grafenhöfe. Von **F. W. Barthold.** Zweite Abtheilung. — III. John Milton's prosaische Schriften über Kirche, Staat und öffentliches Leben seiner Zeit. Ein literarisches und publicistisches Charakterbild aus der englischen Revolution. Von **G. Weber.** Zweite Abtheilung. — IV. Die große Landgräfin. Bild einer deutschen Fürstin des 18. Jahrhunderts. Von **P. Bopp.** — V. Ueber den Entwickelungsgang und die Gliederung der christlichen Kunstgeschichte. Von **M. Carriere.**

Die erste Folge des **Historischen Taschenbuch** (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im **ermäßigten Preise** 10 Thlr.; die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** 18 Thlr. Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der dritten Folge erster, zweiter und dritter Jahrgang 1850—52 kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1852.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's Beerdigung

und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine. (1805, 1826, 1827.) Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar **C. L. Schwabe** von **J. Schwabe.** 12. Geh. 24 Ngr.

Durch diese Schrift, die nur authentische und bisher noch nirgends abgedruckte Actenstücke mittheilt, kommt zum ersten male Licht in eine Angelegenheit, die bisher auf die verschiedenartigste Weise erzählt wurde. Sie bildet insofern ein unentbehrliches Supplement zu den Biographien **Schiller's** von Frau von **Wolzogen**, Schwab, Hoffmeister, Viehoff u. A. und wird allen **Verehrern** Schiller's willkommen sein.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von **Talvj.**

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die als geistreiche und gelehrte Schriftstellerin unter dem Namen **Talvj** längst rühmlichst bekannte Verfasserin hat kürzlich mit der Erzählung „Heloise" (1 Thlr. 10 Ngr.) auch das Gebiet des Romans mit dem besten Erfolg betreten. Sie läßt jenem ersten Roman gegenwärtig unter obigem Titel einen zweiten folgen, der durch **Schilderung der socialen Zustände Nordamerikas**, mit denen die Verfasserin durch zwanzigjährigen Aufenthalt in jener ihrer zweiten Heimat innig vertraut geworden, in Deutschland wie in Amerika die größte Beachtung verdient.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 41. —— 9. October 1852.

Inhalt.

Anselm Ritter von Feuerbach.

Anselm Ritter von Feuerbach's, weiland königlich bairischen wirklichen Staatsraths und Appellationsgerichts-Präsidenten, Leben und Wirken aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkschriften veröffentlicht von seinem Sohne Ludwig Feuerbach. Mit dem Bildniß Anselm von Feuerbach's. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1852. Gr. 8. 5 Thlr.

Es gibt zwei Arten von Autobiographien, beabsichtigte und unbeabsichtigte, vorsätzliche und unvorsätzliche. Zu jenen gehören z. B. Rousseau's „Confessions", Goethe's „Dichtung und Wahrheit" und andere. Zu diesen gehört Anselm von Feuerbach's Autobiographie, wie sie in den beiden genannten Bänden vorliegt. Das Wörtchen aus auf dem Titel will nämlich nicht besagen daß Ludwig Feuerbach seines Vaters Leben und Wirken nach dessen Briefen, Tagebüchern, Vorträgen und Denkschriften beschrieben, sondern daß hier die Briefe, Tagebücher u. s. w. selbst es sind aus denen das Bild von seines Vaters Leben und Wirken hervorgeht. Vorwort S. XVII:

Nicht einen Finger breit bin ich von dem mir selbst gegebenen Gesetz, nur meinen Vater selbst reden zu lassen, abgewichen. Ich bemerke dieses ausdrücklich, damit man nicht mit Erwartungen an diese Schrift komme die hier nicht befriedigt werden. Vorallem erwarte man von mir keine Biographie in gewöhnlicher Weise, keine Biographie wie man sie in jeder Encyklopädie und jedem Conversations-Lexikon findet. Ich setze vielmehr das Todtengerippe des äußern Lebenslaufs als bekannt voraus und fülle es nur mit Fleisch und Blut aus, und zwar mit dem Fleisch und Blut das einst dieses Gerippe besessen und beseelt hat. Man merke wohl auf den Titel! Er bezeichnet genau meine Aufgabe. Es heißt: „Anselm von Feuerbach's Leben und Wirken aus seinen Briefen u. s. w. veröffentlicht." Nur soweit diese Quellen fließen, nicht über sie hinaus, nicht hinter sie zurück erstreckt sich meine Aufgabe.

Eine ganz kurze Lebensskizze von seinem Vater hat Ludwig Feuerbach schon 1847 für O. Wigand's „Conversations-Lexikon" geliefert.

Es liegt also hier keine vollständige und zusammenhängende Biographie vor, wol aber höchst schätzbare Bruchstücke einer unbeabsichtigten Autobiographie. Denn aus den hier gesammelten und chronologisch geordneten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkschriften lernt man die wichtigsten und interessantesten Momente aus Anselm von Feuerbach's Leben und Wirken kennen. Daß nun aber eine solche unbeabsichtigte Autobiographie trotz ihrer Lückenhaftigkeit große Vorzüge vor allen beabsichtigten, wenn auch noch so vollständigen habe, das wird Niemand leugnen. Wer sich mit der Absicht hinsetzt sein Leben zu beschreiben, thut dies meist in einer spätern Zeit, von einem bestimmten Standpunkt der Lebensauffassung aus und geleitet von gewissen unbewußten oder bewußten Motiven. Da kann es denn nicht fehlen daß er Manches ausschmückt und verschönert, Manches absichtlich wegläßt und Anderes absichtlich aufnimmt, Manches übertreibt oder verkleinert, schärft oder mildert. Denn die Eitelkeit sitzt einmal so unvertilgbar in dem menschlichen Herzen, daß sie selbst aus den Augen Dessen der wie Rousseau in seinen „Confessions" sich völlig preisgibt und sich sozusagen vor seinen Lesern nackt auszieht noch hervorleuchtet. Solche beabsichtigte Autobiographien geben uns also nie ein reinobjectives Bild wie die unbeabsichtigten, die in vertraulichen Briefen an Freunde, in amtlichen und geschäftlichen Correspondenzen, in Tagebüchern u. s. w. niedergelegt sind. Wir müssen es daher Ludwig Feuerbach Dank wissen daß er in dieser Weise von dem Leben und Wirken seines Vaters „ein reinobjectives, nur von dessen eigenen, wenn auch oft ganz flüchtigen und rohen Pinselstrichen entworfenes", möglichst vollständiges und allseitiges Bild gegeben. Er sagt (S. XV fg.):

Mögen die Herren Historiker sich noch so sehr mit ihrer Objectivität brüsten; es gibt nur eine, und diese besteht darin auf das eigene Wort zu verzichten, den Gegenstand unmittelbar selbst reden zu lassen. Es vertritt Jeder sich selbst am besten. Ich bin in dieser Selbstverleugnung so weit gegangen daß ich mich selbst in den Anmerkungen jedes Eigensinns, jeder wenn auch noch so zudringlichen Reflexion und Nutzanwendung auf die ebenso trostlosen als lächerlichen öffentlichen Zustände der Gegenwart — gewiß der höchste Grad der Selbstbeherrschung! — enthalten habe. Meine eigene Thätigkeit bestand nur in der kritischen Auswahl der einzelnen brauchbaren Stücke aus der vorhandenen chaotischen Masse, in der chronologischen und teleologischen Anordnung und Zusammensetzung derselben

zu einem Ganzen und in der Beifügung erklärender, berichtigender und ergänzender Anmerkungen.

Aus dem reichhaltigen Nachlaß seines Vaters, der Criminalistisches, Staatsrechtliches und Rechtsphilosophisches, unvollendete universal-historische Entwickelungen der Entstehung und Ausbildung der Gesetze und Rechtsverhältnisse, endlich Biographisches enthält, hat Ludwig Feuerbach in der Erwägung daß der Mensch in seiner Ganzheit unendlich mehr ist als der Rechtsphilosoph oder gar der Criminalist für sich, daß die Darstellung von jenem, wenn man den Begriff Mensch nur nicht zu eng faßt, auch den Gelehrten und Staatsmann in sich begreift, und daß namentlich ihm als Sohn und Denker der Mensch am nächsten liege, vorallem die Herausgabe des biographischen Nachlasses zu seiner Aufgabe gemacht, das Wort βίος, Leben, jedoch wie soeben das Wort Mensch in einem universellen, auch den Gelehrten, den Gesetzgeber, den Staatsmann, kurz alle menschlichen Verhältnisse und Thätigkeitsäußerungen umfassenden Sinne genommen. Darum hat er außer den Tagebuchnotizen, Selbstschilderungen und Briefen seines Vaters (S. xiii fg.):

zur Charakteristik seiner legislativen Thätigkeit, seiner Situation und Kämpfe im damaligen Geheimen Rath, Bruchstücke aus seinen Vorträgen über den „Code Napoléon" — nicht zu verwechseln mit den in der „Themis" abgedruckten Betrachtungen — ferner zur Berichtigung der Vorurtheile die namentlich im Ausland über den Verfasser des zum Theil mit Recht verschrieenen, mit Unrecht aber ihm allein ohne Rücksicht auf Zeit und Verhältnisse imputirten Strafgesetzbuchs von 1813 existiren, Bruchstücke aus seinen Vorträgen in den Vereinigten Geheimen-Raths-Sectionen und im Plenum des Geheimen Raths; zur Bezeichnung des Standpunkts überhaupt, von dem aus derselbe seine criminalistischen Reformen in Baiern begann, natürlich nicht für gelehrte Juristen, sondern gebildete Leser überhaupt, einen noch in Landshut geschriebenen, zwar unvollendeten, doch sinnvoll schließenden Aufsatz über das frühere, damals noch bestehende peinliche Recht Baierns; zur genauen Angabe seiner vielen außerordentlichen Dienstleistungen Gratificationsgesuche, endlich zur Darlegung seiner Ansichten und Urtheile über verschiedene allgemein interessante Gegenstände mehre Aufsätze oder vielmehr Denkschriften in diese Biographie aufgenommen.

Den Hauptbestandtheil dieser chronologisch geordneten biographischen Sammlung bilden die Briefe. Sie beginnen vom 15. November 1792 und laufen bis in den März 1833, also bis kurz vor den Tod A. von Feuerbach's, der am 29. Mai 1833 erfolgte, fort. (Aus der Anmerkung die L. Feuerbach zu S. 16 macht geht hervor daß sein Vater in dem Dorfe Haimchen bei Jena am 14. November 1775 geboren worden von einer Jenenserin, Tochter des Commerzienraths Kraus, Enkelin des berühmten Juristen J. S. Brunquell, aber schon in seinem ersten oder zweiten Kindheitsjahre nach Frankfurt a. M. gekommen, wo sein Vater Dr. juris und Advocat war.) Es fehlen also in der hier vorliegenden Biographie die Jahre von 1775—92. Der erste Brief vom 15. November 1792 an einen Jugendfreund in Frankfurt ist aus der Studienzeit A. von Feuerbach's in Jena.

Die zahlreichsten Briefe A. von Feuerbach's in der hier vorliegenden Sammlung sind an seinen Vater und an seine beiden vertrautesten und liebsten Freunde, Tiedge und Elise von der Recke, gerichtet, wenige nur an seine Söhne. Dazwischen kommen Briefe an verschiedene Minister, Staatsräthe u. s. w., an Generale, an den Kronprinzen und an den König Ludwig, sowie an die verwitwete Königin Karoline von Baiern vor, auch Briefe an verschiedene Gelehrte, kurz es fehlt nicht an Briefen die die verschiedenen Seiten des Lebens und Wirkens A. von Feuerbach's, wie es sich äußerte in seinem Verhältniß zu seiner Familie, seinen Freunden und Bekannten, seinen Vorgesetzten, Collegen und Untergebenen im Amte, zum Staat und zur Kirche, zum Hofe und zur Gesellschaft, treu und charakteristisch abspiegeln. Und nicht blos den Geist und Charakter A. von Feuerbach's, der trotz aller Vielseitigkeit im Grunde doch nur einer war, auch die entgegengesetzten Bewegungen und Strebungen der Zeit in der A. von Feuerbach lebte lernen wir aus diesen Briefen kennen, obwol freilich die Zeit keine so erfreulichen Seiten darbietet als der Mann der in ihr lebte.

Selten hat ein Mensch ein so klares Bewußtsein über sich gehabt und sich so gekannt wie A. von Feuerbach. Die Schilderungen die er selbst von sich an verschiedenen Stellen entwirft stimmen ganz mit dem Bilde überein das uns aus den hier vorliegenden Documenten seines Lebens und Wirkens entgegentritt. Er schreibt in seinem Tagebuche (16. April 1795):

Von Natur habe ich einen großen Hang zu allen Arten des Lasters; ich besitze Nichts von Dem was man ein gutes Herz nennt. Ich würde weder gütig noch gerecht sein, ich würde Abscheulichkeiten und Niederträchtigkeiten begehen, wenn ich meinem überwiegenden Hang zum Bösen den Zügel ließe; aber mein Wille und meine Vernunft zügelt die Leidenschaften; und seitdem ich die Sinnlichkeit durch mein besseres Selbst bekämpfte, herrscht Ruhe und Frieden in meinem Innern. Durch mein Gewissen genieße ich eine Seligkeit die mir kein äußeres Glück gewähren kann. Seitdem ich mich selbst achten gelernt habe, schwinden mir alle kleinlichen Sorgen um Genuß und Erdenglück. Ich könnte die härtesten Schläge des Schicksals dulden ohne zu murren, und daß ich es könnte, hat meine eigene Erfahrung mir schon bewiesen. Dies ist mein Gutes, nun meine Fehler.

Nun nennt er zuerst Ehrgeiz und Ruhmbegierde als hervorstechenden Zug in seinem Charakter. Von Welt und Nachwelt gepriesen zu werden dünkt ihm das größte Erdenglück. Er möchte gern sein Leben im Vollbringen großer Thaten selbst unter qualvollen Martern hingeben, um nur in den Jahrbüchern der Menschheit als großer Mann zu glänzen. Er trägt ein Ideal von Gelehrsamkeit und Verdienst in sich herum, von dem noch so weit entfernt zu sein die einzige Quelle seines Unglücks ist, ein Wurm der quälend an seinem Herzen nagt. Jedoch trachtet sein Ehrgeiz nicht nach dem Lobe Derer die ihn umgeben, sondern sein Blick ist auf das Ganze, auf die Welt gerichtet.

Von daher muß das Lob kommen, wenn meine Ehrbegierde gesättigt werden soll. Im Tempel der Unsterblichkeit will ich prangen, dies ist mein höchster Wunsch, dies ist das einzige Ziel all meines Bestrebens.... Ich bin nicht stolz, wie man glaubt. Niemand kann eine geringere Meinung von sich und

seinem Werth haben als ich von mir. Aber ich habe ein rauhes und starres Wesen, ich gerathe leicht in Hitze und Zorn, wenn mir in Dingen die ich genau durchdacht habe widersprochen wird, besonders aber wenn ich Verachtung in dem Betragen Anderer wahrnehme oder doch wahrzunehmen glaube und man, ohne genau meine Gründe anzuhören, absprechend über meine Behauptungen urtheilt. Ich gerathe dann so sehr in Hitze daß ich mich kaum enthalten kann, mit tödtlichen Waffen auf meinen Gegner loszugehen. Dieß bestimmt wol meine Freunde zu diesem Urtheil.

Dann klagt er sich der Ungleichheit im äußern Betragen an, welcher Fehler seinem Temperament und seiner Melancholie zuzurechnen sei (I, 12—15):

Ich habe gewisse Stimmungen, wo alle Menschen, selbst meine Freunde mir verhaßt sind. Zu einer andern Zeit bin ich der zärtlichste Freund und liebe Jeden der Menschenantlitz trägt. Bald bin ich übermäßig freudig, sodaß ich ausgelassen bin und ein läppisches Kind zu sein scheine, bald übermäßig traurig. Ich kann dann kein Wort vorbringen und auch nicht den leichtesten Gedanken denken. Still vor mich hingebückt sitze ich oft stumm und gedankenlos mitten in dem Freudengetümmel meiner vertrautesten Freunde. Der Uebergang von der ausgelassensten Freude zur schrecklichsten Traurigkeit und von dieser zu jener ist oft so schnell daß ich in dieser Minute einem Bacchanten und in dieser einem Anachoreten gleiche. Der einzige Grund hiervon liegt in meinem Ideal .... Die Augenblicke wo ich mir selbst überlassen bin und dann in den Regionen meiner ehrgeizigen Träume herumschwärme sind die seligsten Augenblicke die ich genießen kann. Stundenlang kann ich herumgehen und mich an den Bildern meiner Hoffnung ergötzen. Ich denke mir dann, wie ich von der Welt gerühmt, von der Nachwelt als Beförderer der Wissenschaften gepriesen werde, wie man meine Werke citirt, meinen Namen im Munde führt und mir eine ehrenvolle Stelle unter den Wohlthätern des Menschengeschlechts und den Männern anweist die den menschlichen Geist auf höhere Stufen geführt haben. O wie selig, wie unaussprechlich glücklich bin ich dann! Ich finde keine Worte womit ich mein Glück beschreiben könnte!

Endlich klagt er sich an: „Ich bin eigensinnig im höchsten Grade."

Diese Selbstschilderung ist zwar aus sehr früher Zeit, aber sie stimmt mit den spätern Bekenntnissen und mit dem Lebenslauf selbst überein. In A. von Feuerbach's Wesen lag etwas Heftiges, Unruhiges, Leidenschaftliches, Verzehrendes; bei ihm kann man das nomen wirklich als ein omen betrachten; seine Freunde nannten ihn einen Brausekopf, und er selbst unterschreibt sich einige mal im Scherz Vulcanus und Vesuvius; „meine Natur", sagt er, „ist zu Kampf und Streit gemacht". Aber obwol ein wilder, leidenschaftlicher Mann, war er doch zugleich auch ein besonnener Mann. Denn mit seinem heftigen, hitzigen Temperament verband sich ein klarer, intelligenter Kopf, und daher seine Selbstbeherrschung. Er schreibt am 29. August 1815 aus Bamberg an Tiedge und Elise Gräfin von der Recke, an die er oft gemeinschaftlich schrieb (I, 307 fg.):

Ich kenne mich und (glauben Sie mir!) ich bin beiweitem nicht soviel werth als Sie mich schätzen. Von den Schlechtesten bin ich nicht, aber ich muß noch wenigstens hundert mal besser sein um zu den Besten zu gehören. Etwas Gold ist unter den Thon meines Herzens gemischt, aber die Töpfermasse herrscht gewaltig vor. Wenn ich recht aufrichtig und recht galant gegen mich selbst bin, so sage ich mir daß mir eine doppelte Seele gegeben ist, eine gute und eine böse; jene Lamm, Taube, Engel, diese Tiger, Geier, Satan. Was der guten Seele wieder ihre Verdienstlichkeit, der bösen ihre Abscheulichkeit mindert, ist daß die Güte der ersten Instinct, das Böse der letzten nicht Grundsatz ist, und diese sogar selbst den Wunsch und das ohnmächtige Bestreben hat besser zu sein als sie werden kann. In einem Punkte, edle Elise, urtheilen Sie ungünstiger von mir als ich von mir selbst: es ist der Punkt der Klugheit. Hierüber habe ich folgende Maximen die durch den Instinct bei mir in Mark und Bein übergegangen sind: 1) Thue und sage Nichts was dir von Rechtswegen nach den Gesetzen des Staats in dem du lebst und nach den allgemeinen Gesetzen bürgerlicher Ordnung zum Nachtheil sein kann. Uebrigens: Thue recht! rede wahr! scheue Niemand! 2) Gegen edle, redliche, gute Menschen, also gegen muthige Leute sei mild, bescheiden, demüthig; gegen arme Sünder, die also mit aller Macht feig sind, sei muthig, trotzig, keck. 3) Ueberlege kalt, aber führe leidenschaftlich aus und spiele (wenn es gilt!) nicht kleines Spiel, sondern immer Va banque! Mit diesen und einigen andern Maximen bin ich seither durch die Welt gekommen, bin ich aus einem blutarmen Teufelchen eines Königs Geheimer Rath und Präsident geworden, habe ich mich acht Jahre lang in den allergefährlichsten Zeiten auf dem Glatteise neben einem Thron aufrechterhalten u. s. w.

Die Jurisprudenz, in der es A. von Feuerbach zu so hohen Ehren gebracht, war ursprünglich nicht sein Lieblingsstudium, sondern, wie aus einem Briefe an seinen Sohn Anselm (aus Ansbach vom 23. März 1820) hervorgeht, seine Zwangs-, Noth- und Brotwissenschaft. Er schreibt nämlich an diesen seinen Sohn, um ihn zu bewegen das Studium der Theologie, das ihm eine Gemüthskrankheit zugezogen, aufzugeben und dafür das Studium der Philologie, Archäologie und schönen Wissenschaften zu ergreifen (II, 137—139):

Der Mensch darf, wenn es der ernsten Bestimmung seines Lebens gilt, nicht blos seine Lust befragen. Man kommt in keinerlei Studien zu etwas Rechtem, wenn man nicht auch Dasjenige was misbehagt, was durch Trockenheit und scheinbare Unbedeutendheit uns abschreckt, mit dem Gedanken an das freudige Ziel beharrlichen Muthes überwindet. Nur durch Arbeit (und diese ist unser Loos) kann ein geistiges Besitzthum unser werden; und Arbeit als Arbeit schmeckt niemals oder selten süß; aber was wir haben wenn die Arbeit gethan, der Weg zurückgelegt, das Ziel erreicht ist, das ist lauter Freude und erquickender Genuß. Wie der Gedanke an Pflicht und Nothwendigkeit selbst gegen innere Neigung zu begeistern vermag, wie man selbst in einem unserer Lust gar nicht zusagenden Fache ausgezeichnet werden kann, wenn man nur ernstlich will und es sich etwas Mühe kosten läßt, wenn man nicht blos dem Gelüsten nachgeht, sondern vorallem auch durch die ernste Pflicht sich führen läßt, die bald freundlich uns lächelt und für unsern Schweiß uns lohnt, dafür kann ich dir mein eigenes Beispiel nennen. Die Jurisprudenz war mir von meiner frühesten Jugend an in der Seele zuwider und auch noch jetzt bin ich von ihr als Wissenschaft nicht angezogen. Auf Geschichte und besonders Philosophie war ausschließend meine Liebe gerichtet; meine ganze erste Universitätszeit (gewiß vier Jahre) war allein diesen Lieblingen, die meine ganze Seele erfüllten, gewidmet, ich dachte Nichts als sie, glaubte nicht leben zu können ohne sie; ich hatte schon den philosophischen Doctorgrad genommen, um als Lehrer der Philosophie aufzutreten. Aber siehe! da wurde ich mit deiner Mutter bekannt; ich kam in den Fall mich ihr verpflichtet zu erkennen; es galt ein Fach zu ergreifen das schneller als die Philosophie Amt und Einnahme bringt, um deine Mutter und dich ernähren zu können. Da wandte ich mich mit raschem, aber festem Entschluß von meiner geliebten Philosophie zur abstoßenden Jurisprudenz: sie wurde mir bald minder unangenehm, weil ich einmal wußte daß ich

sie liebgewinnen müsse; und so gelang es meiner Unverdrossenheit, meinem durch die bloße Pflicht begeisterten Muth — bei verhältnißmäßig beschränkten Talenten — daß ich schon nach zwei Jahren den Lehrstuhl besteigen, meine Zwangs-, Noth- und Brotwissenschaft durch Schriften bereichern und so einen Standpunkt fassen konnte, von welchem aus ich rasch zu Ruhm und äußerm Glück mich emporgeschwungen und von der Mitwelt das laute Zeugniß gewonnen habe daß mein Leben der Menschheit nützlich gewesen ist. Was wäre aus mir geworden, wenn ich blos der Lust und der Laune nachgegangen wäre! wenn jedes Hinderniß mich erschreckt und muthlos gemacht, wenn ich dann die Hände in den Schoos gelegt und geweint und gewinselt und auf Gottes Hülfe von außen her gewartet hätte? Gottes Hülfe kommt von der eigenen Kraft und That, zu welcher er uns aufruft durch die innere Stimme, in welcher er stets gegenwärtig sich uns offenbart: durch die heilige Stimme des Gewissens und der Pflicht. O Sohn! es ist eine große Sache um einen guten Willen; er thut Wunder; mit ihm kann man Berge versetzen; mit dem Glauben an die Kraft dieses guten Willens wird man selbst zu allem Guten stark; ohne ihn ist Nichts zu vollbringen.

Daß A. von Feuerbach, ehe er sich zur Jurisprudenz wendete, Philosophie studirte und überhaupt von Natur ein philosophischer Kopf war, dies mußte ihm natürlich für die Jurisprudenz sehr zustattenkommen. Er sagt selbst in einem Briefe an seinen Vater aus Jena vom 28. Juni 1796:

Die Philosophie hat mich auf einen Punkt gestellt, von welchem aus ich Weisheit, Consequenz und Harmonie unsers Rechtssystems verstehen und durch den todten Buchstaben der Gesetze zu ihrem lebendigen Geiste vordringen kann. Ich sehe in dem Corpus juris nicht mehr ein confusum chaos von Verordnungen, die nur in der Laune oder der Willkür des Herrn der römischen Welt ihre Quelle haben, sondern ein Product der tiefsten Weisheit, der innigsten Kenntniß des Menschen und seines Geistes und der feinsten Politik, die allen Gesetzgebern künftiger Jahrhunderte zum unsterblichen Muster dienen wird. Eben Das aber was mich den Geist der Gesetze zu beschwören lehrt, erleichtert mir auch die Aufbewahrung und Festhaltung ihres Körpers. Denn indem ich Das was sonst nur ein Werk des Gedächtnisses ist, in ein Werk des Verstandes verwandele und zur Einsicht des Zusammenhangs stets meinen Blick von dem Einzelnen zum Ganzen erhebe, kette ich, um mich eines platonischen Ausdrucks zu bedienen, die losen, herumschwimmenden Gegenstände durch Grund und wechselseitige Verknüpfung an meine Seele an.

A. von Feuerbach war ein Feind geistloser Vielwisserei und alles blos das Gedächtniß füllenden todten Buchstabenkrams. In dem Tagebuche aus Jena (1797) sagt er:

Ohne mancherlei Kenntnisse sind wir einseitig, trocken, pedantisch, unser Stil geistlos und mager wie Pharao's Kühe. Diese mancherlei andern Kenntnisse machen es uns auch möglich in dem Fache etwas Vorzügliches zu leisten, dem wir unsern Geist mit aller Anstrengung gewidmet haben. Die Wissenschaften hängen ja durch die festesten Bande aneinander, bieten sich wechselseitig die Hand und jede reicht uns herrliche Blumen, womit wir ihre Schwestern schmücken können. Aber wehe dem vagen flüchtigen Polyhistor.

Und in einem Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi (Frankfurt, October 1805) klagt er über den geistlosen oder vielmehr geisttödtenden akademischen Studienplan in Baiern (I, 112 fg.):

Mit den schönsten Hoffnungen und dem freudigsten Muth trat ich in meinen Wirkungskreis (als Professor in Landshut). Da hielt gleich ein akademischer Studienplan meine Schritte auf, ein Plan der, fast möchte ich sagen, von Staatswegen laut schreiend den Studirenden zuruft: Ihr sollt mit euern Ohren hören, aber nicht mit euerm Geist, der die Universität, sowie sie auch Rechtsgelehrte bilden soll, zu einem Hör- und Schreibinstitut organisirt, wo Einer für Bezahlung Worte sagt die von Andern mit den Ohren aufgefangen, mit der Feder aufs Papier gebracht und dann Schwarz auf Weiß in dem Pult zur Ruhe getragen werden. Denn wo nur leeres Vielerlei und Allerlei die Alles belebende Seele ist, wo der Jüngling jeden Tag fast vom grauenden Moegen bis zum dämmernden Abend auf den Bänken des Hörsaals sitzen muß, um eine fast ungeheuere Menge gesetzlich vorgeschriebener, großentheils unnöthiger Vorlesungen durchhören zu können, wo er z. B. Polizeirecht und Polizeiwissenschaft, ein besonderes Naturrecht für Philosophen und dann noch ein besonderes Naturrecht für Juristen zu hören hat, wo ferner alle Ordnung des Studirens umgekehrt und die höchste Verwirrung vom Gesetz erlaubt, vom Eigennutz der Lehrer begründet und befördert wird, da kann doch wol von Denken und Begreifen, von Studiren und wissenschaftlichem Interesse, nicht einmal vom Auswendiglernen des vom Lehrer Gesagten die Rede sein. Ich sah wie der zwecklose Finger- und Ohrenfleiß den Geist der Jünglinge tödtete und das Chaos eines verworrenen Vielerlei oberflächlicher Seichtigkeit und mit dieser den leeren Dünkel der Vielwisserei hervorbrachte; und Alles verkündete laut daß solange alles Wirken durch und für Wissenschaft unmöglich sein müsse als nicht der Kerker jenes Studienplans, in welchem der Geist der Jünglinge gefangen lag, von Grund aus abgebrochen sei.

Wenn nun schon das Bisherige uns im Allgemeinen die Richtung des Geistes und Charakters A. von Feuerbach's kenntlich macht, so wird ihn uns das Folgende noch im Besondern kennen lehren. Betrachten wir ihn zuerst im Verhältniß zu seinem Vater, so geht aus einem Briefe aus Jena vom 2. März 1794 hervor daß er denselben schwer erzürnt hatte. Denn er schreibt:

Ich sage Ihnen den wärmsten, innigsten Dank für Ihre väterliche Liebe und Sorgfalt, die, ohnerachtet ich leider! zu meiner eigenen Beschämung gestehen muß daß ich sie nicht verdient habe, in Ihrem letzten mir so tröstlichen Briefe die sichere Ueberzeugung in mir geweckt hat daß der lange erwünschte Tag der väterlichen Aussöhnung für mich erschienen ist. Was ich empfand als ich Ihren Brief las, was ich jetzt empfinde, da ich durch ihn weiß daß ich wieder Sohn eines verehrten Vaters bin, dies Ihnen sagen zu wollen wäre Unmöglichkeit.

Der Hauptgrund der väterlichen Ungnade war, wie der Herausgeber in einer Anmerkung mittheilt, A. von Feuerbach's eigenmächtige Emancipation von der väterlichen Gewalt gewesen. Er hatte sich nämlich wider den Willen seines Vaters aus dem älterlichen Hause entfernt, zu einer Zeit da die bedrängten Verhältnisse demselben noch nicht gestatteten ihn auf Akademien zu schicken und so zu unterstützen wie es der Zweck erfoderte. A. von Feuerbach hatte darum in Jena auch mit Noth zu kämpfen. In einem Briefe (Jena, 1. Juni 1796) an seinen Vater schreibt er:

Ich habe gelernt mit Wasser und Brot vorliebzunehmen; ich will es noch ein Jahr, wenn es sein muß, auf diese Weise versuchen und ich bitte Sie nur um soviel um mir nicht durch Betrug mein Brot erkaufen oder schimpflich erbetteln zu müssen.

Kurz darauf (in einem Briefe vom 28. Juni 1796 aus Jena) dankt er dem Vater für eine ihm gewordene väterliche Unterstützung:

Sie nennen sie, guter Vater! eine kleine Gabe. Nein, nein, Vater! sie ist hinreichend für meine Bedürfnisse und groß durch den Werth den ihr mein Herz ertheilt. Ich finde nicht den Namen den ich verdiente, wenn ich von Ihnen mehr verlangen könnte. Ich bin von ganzem Herzen zufrieden. Meiner Bedürfnisse sind wenige und die kann ich mit vier Karolinen gar wohl befriedigen. Logis und Wäsche habe ich frei, von Büchern brauche ich nur die Compendien, und mein Gaumen ist eben nicht mehr gewohnt große Foderungen zu machen. Nur das bitte ich daß Sie mir, wenn es Ihnen anders möglich ist, einen alten Rock nebst ein Paar Hosen schenken. Einen Sonntagsanzug habe ich. Meine Werktagskleidung besteht aber nur aus ein Paar ledernen verwachsenen Hosen und einem abgetragenen Sommerrocke. Vielleicht (kaum getraue ich mir es zu sagen) sind Sie auch so gütig, mir die Uhr welche ich in Frankfurt getragen zu überschicken. Sie fragen wol: wo die tombakene hingekommen ist? Ich habe sie bei meiner unseligen Flucht in Frankfurt verkauft. Verzeihen Sie! wie Sie noch schwerere Vergehungen veeziehen haben.

In demselben Briefe schreibt er:

Die Thorheit, den schlüpfrigen Pfad des akademischen Lebens betreten zu wollen, haben Sie mir wie meine Vergehungen verziehen. Sie schreiben sie mit Recht auf die Rechnung meiner jugendlichen Unbesonnenheit, die ich nun, soweit das in menschlichen Kräften steht, wieder gutzumachen suche. Mit Eifer studire ich ununterbrochen die Rechtsgelehrsamkeit, und ich wäre ein Lügner wenn ich behauptete daß mich dies eine Aufopferung kostete. Ich arbeite mit Vergnügen, theils weil ich mich dadurch einem guten Vater gehorsam zeige, theils aber weil ich nun überzeugt worden bin daß ich sonst nur darum keinen Geist in der positiven Jurisprudenz fand, weil ich keinen hineinzulegen wußte.

Er hatte seinem Vater die Schrift „Kritik des natürlichen Rechts als Propädeutik zu einer Wissenschaft der natürlichen Rechte" (Altona 1796) gewidmet. Darauf hatte ihm sein Vater Stolz und Eigendünkel vorgeworfen. Gegen diesen Vorwurf nun rechtfertigt er sich folgendermaßen (I, 29):

Sie tadeln meinen jugendlichen Stolz und legen mir einige Maximen an das Herz die sich ein jeder Philosoph, besonders aber manches unserer neuern Kraftgenies mit goldenen Buchstaben über sein Museum schreiben sollte. Aber, lieber Vater! verzeihen Sie, wenn ich mich hier gegen Sie in Schutz nehmen muß. Ich habe freilich in meiner „Kritik", besonders aber in der Vorrede mit einigem Selbstvertrauen zu meinen Gegnern gesprochen. Glauben Sie denn aber, lieber Vater! daß man in unsern Zeiten, wo es Mode ist daß Philosophen nue im Renommistentone eeden, auf mich und auf Das was ich für Wahrheit halte achten würde, wenn ich der oft pöbelhaften Großsprecherei nicht ein ruhiges Vertrauen auf meine Kräfte entgegengesetzt hätte? Der Stolze wird nur noch stolzer, wenn man sich vor ihm demüthigt. Wer aber zeigt und in bescheidenem Tone zeigt daß er auch Kräfte in seiner Seele fühle, nöthigt den Gegner ihm wenigstens neben sich eine Stelle einzuräumen und zwingt ihn wie durch eine magische Kraft sich von seiner wahren oder eingebildeten Größe etwas herabzulassen. Und gesetzt auch mein Betragen (welches gleichwol nie gegen die Personen meiner Gegner, sondern nur gegen ihre Sätze gerichtet ist) wäre keiner Rechtfertigung fähig, so werden Sie doch gewiß entschuldigen können, wenn Sie bedenken wollen daß die Eigenliebe unsern Producten so gern einen unverdienten Werth beilegt, weil sie das Werk unserer aufs höchste gespannten Kräfte sind und ihr Inhalt in dem reinsten Lichte der Wahrheit vor dem Blicke des Geistes steht. Eigendünkel, der Gräuel in den Augen der Weisheit, ist aber wahrlich weit von mir entfernt. Wenn mich auch die ganze Welt in den dicken Dampf ihres Weihrauchs hüllt und der würzburger Recensent den wahren Vater des Naturrechts in mir zu sehen glaubt, so habe ich doch einen Recensenten in mir der strenger als alle Andern richtet und weit entfernt, mich durch seine Lobsprüche aufzublähen, vielmehr durch quälenden Tadel zu Boden schlägt. Dieser Richter ist das hohe Ideal eines Schriftstellers, das vor meiner Seele steht und neben dem ich mit meinen Kleinigkeiten so klein erscheine daß der Eigendünkel gewiß niemals eine Wurzel schlagen, wie viel weniger bis zur Pflanze hervorwachsen wird.

A. von Feuerbach war, wie aus einem Briefe an einen Freund (Jena, 30. Januar 1799) hervorgeht, ohne Wissen und wider Willen seines Vaters verheirathet:

Die Frage: ob ich verheirathet bin? kann ich dir nicht anders als mit Ja beantworten. Ich bin es, bin es ohne Wissen und wider Willen meines Vaters. Ich weiß was ich hier sage, und zittere wenn ich dabei an meinen Vater denke, dessen Rechte ich durch diesen Schritt gekränkt habe, und der darin einen augenscheinlichen Beweis meiner Verworfenheit erblicken wird . . . . . Er ist Pathe von meinem Sohne, den ich ihm und der Gräfin Josephine Pachta zu Ehren Joseph Anselm habe taufen lassen. Aber auch davon weiß er noch Nichts. Und doch möchte ich es ihm so gern sagen. Ich glaube daß es ihn rühren würde. Wenn es irgend möglich ist, d. h. wenn meine dringenden Arbeiten es möglich machen, so reise ich vor dem Anfang meiner Collegien nach Frankfurt und werfe mich dem Vater in die Arme. Keine eigennützige Absicht hat an dem heißen Wunsch mit ihm wieder ausgesöhnt zu sein einigen Antheil. Ich verlange Nichts als das beruhigende Bewußtsein, wieder ganz sein Herz zu besitzen, Nichts als die Verzeihung für mich und mein geliebtes Weib, das ich gern zur Freundin meines Vaters wünschte, weil sie seinen Sohn glücklich macht. Mein Vater glaubt, wie du mir sagtest, das Gegentheil; er wirft sie in die Classe der verworfenen Geschöpfe: o dies kränkt, dies kränkt, mein Freund, dies schmerzt von Jedem, am meisten von einem Vater!

Später als A. von Feuerbach schon zu Amt und Ehren gekommen war gestaltete sich natürlich sein Verhältniß zu seinem Vater freundlicher. Noch ehe er als Professor nach Kiel ging, legte er in Briefen aus Jena seinem Vater ausführlich die Motive dar die ihn bestimmten die Berufung nach Kiel allen andern gleichzeitig an ihn ergangenen Vocationen vorzuziehen, wobei er besonders sich angelegen sein läßt die günstige ökonomische Stellung in Kiel hervorzuheben und seinen Vater in dieser Beziehung, sowie wegen der Unfreundlichkeit und ungesunden Lage des Orts zu beruhigen und ihn über die weite Trennung zu trösten. Aus Kiel selbst folgen sodann ausführliche Briefe an seinen Vater über sein dortiges Leben und Wirken, über die Universität, über die dortige Gesellschaft u. s. w. Er schreibt (Kiel, 16. November 1802):

Täglich finden wir neue Reize in unserer neuen Lage. Wir Alle befinden uns besser als in unserm ehemaligen Wohnorte. Meine Frau die sich sonst mit Rheumatismus quälte ist hier völlig frei davon, und ich habe mit meiner Hypochondrie die äußere Steifheit im Umgange, die Einsilbigkeit und Trockenheit in Gesellschaften verloren. Aber freilich wirkten hierauf auch die glücklichen persönlichen Verhältnisse, die mich einestheils zur Gesellschaft nöthigten und anderntheils ihre Annehmlichkeiten zeigten, die ich entweder verkannte oder wirklich nicht finden konnte. In Jena war ich blos Gelehrter, hier bin ich erst Mensch geworden, hier werde ich mich als Mensch ausbilden können. Die Freundschaft, Gutmüthigkeit und Offenheit meiner Collegen, von denen mehre meine innigen Freunde wurden, gaben meinem Herzen das in Jena beinahe vertrocknete neue

Kraft und neues Leben, und der Umgang mit einigen Personen höhern Standes, besonders mit Reventlow, nöthigte mir unwillkürlich mehr Muth und etwas äußere Politur ab. Ich sehe auch jetzt deutlich wie wohlthätig es selbst für die gelehrten Arbeiten ist, wenn man zuweilen den Staub der Studirstube mit dem menschlichen Umgange vertauscht.

In dieser Weise, sowol äußere Schicksale als innere Zustände berührend, laufen die Mittheilungen A. von Feuerbach's an seinen Vater aus Kiel, aus Landshut, aus München u. s. w. besonders noch im ersten Bande zahlreich fort, und stets spricht er mit derselben Pietät und Verehrung zu seinem Vater. Er legt ihm Rechenschaft über seine Studien und Arbeiten, über seine Lebensweise, über das Verhältniß zu seinen Collegen, über seine Familie und sein Hauswesen ab, unterhält sich mit ihm über politische und literarische Verhältnisse, schildert ihm seine Reisen u. s. w., Alles in vertraulichem und doch die Achtung nie verletzendem Tone. Der letzte Brief an seinen Vater in dieser Sammlung ist aus Ansbach vom 25. December 1819. Er gratulirt seinem Vater zum Neuen Jahr und schreibt:

In meinen öffentlichen Verhältnissen und meiner davon abhängigen Zufriedenheit hat sich in diesem Jahre Nichts mit mir geändert. Mein Leben fließt in dieser Beziehung so still und ungetrübt dahin wie in keiner andern frühern Periode, und ich darf insofern wol sagen daß mir ein beneidenswerthes Loos geworden ist, welches ich, da der Ehrendurst gelöscht ist, mit keinem andern mehr vertauschen werde. Bei alle Dem wirke ich von diesem meinem Standpunkt aus mehr, mit weit größerer Sicherheit des Erfolgs und mit größerer Belohnung meines eigenen Innern als sonst. Und bei alle Dem ist mir doch die wissenschaftliche Behaglichkeit zutheilgeworden die ich in solchem Grade auf keinem andern Platze genießen könnte. Seitdem die Gerichtsmaschine an deren Spitze ich stehe ordentlich eingerichtet ist, geht sie von selbst ihren Gang und macht dem Präsidenten keine andere Mühe als sie dann und wann aufzuziehen und zu wachen daß sie nicht ins Stocken gerathe. Die Unabhängigkeit die mit meiner Amtswürde verbunden ist mache ich mir im allerhöchsten Grade zu Nutz und lebe daher wie es meiner Laune am bequemsten und meinen Beschäftigungen am förderlichsten ist, von dem Gesindel der großen Welt entfernt. Blos durch mein Amt setze ich mich mit den Menschen außer meinem Hause in Berührung.

Nun folgt Schilderung des häuslichen Lebens, Bericht über seine Kinder und seinen vergangenen Sommeraufenthalt zu Löbichau,

an dem zwar glänzenden, aber geistreichen, menschlichen, in jeder Hinsicht liebenswürdigen Hofe der verwitweten Herzogin von Kurland, an welchem zugleich viele der ausgezeichnetsten Gelehrten sich eingefunden hatten.

Doch der zuletzt erwähnte Punkt führt uns schon dazu, jetzt, nachdem wir A. von Feuerbach als Sohn im Verhältniß zu seinem Vater betrachtet, ihn als Freund im Verhältniß zu seinen Freunden näher ins Auge zu fassen. Es wird uns da die reinmenschliche Seite A. von Feuerbach's in ihrem schönsten Lichte entgegentreten. Schon frühzeitig hatte A. von Feuerbach ein tief empfängliches Herz für Freundschaft. In seinem Tagebuche aus Jena 1797 schildert er auf eine ergreifende Weise das Wiedersehen eines alten Herzensfreundes, Meinert, den er lange in Dresden vergeblich erwartet und der endlich, nachdem er schon die Hoffnung aufgegeben hatte ihn wiederzusehen, weshalb er „mit gepreßtem Herzen und einer Thräne im Auge" an die Wand des Gastzimmers geschrieben: „In hoc cubiculo homo a fortuna agitatus summum in his terris bonum suum, amicum, sed ohe frustra exspectavit", unerwartet in das Zimmer trat.

Eine lange Figur steht in dem dämmernden Schein einer Lampe vor mir. Er streckt die Arme nach mir aus. Zweifelnd und starren Blicks sehe ich ihm ins Auge und zögere an seine liebe Brust zu sinken. „Und du kennst mich nicht, Feuerbach!" Mit diesen Worten meines Meinert fährt ein Blitzstrahl durch meine Seele; meine Knie wanken, alle meine Nerven zittern und nun liege ich göttliche Glut im Herzen in den Armen des Freundes. Wahrlich! so ein Augenblick kann für alle vergangenen Leiden belohnen und auf alle künftigen stärken. Ich war ausgesöhnt mit der ganzen Welt und vergab allen Feinden die mich verfolgten. Die Heftigkeit meiner Freude und der unzähligen andern Gefühle die in mir tobten und sich wechselseitig aufregten und überwanden schienen meinen Körper zertrümmern zu wollen. Ich zitterte an allen Gliedern und ein Fieberfrost durchlief meinen Körper. Ich mußte mich zu Bett legen. Mein Freund saß zu meinen Füßen und nie empfand ich inniger den Segen der Freundschaft als in dieser heiligen Stunde.

Das dauerndste, innigste und vertraulichste Freundschaftsverhältniß A. von Feuerbach's war das zu Elise von der Recke und Tiedge, an die er sehr oft gemeinschaftlich schrieb. Er hatte dieselben zuerst in Karlsbad (1815) kennengelernt. In dem (I, 293 fg. abgedruckten) Verzeichniß seiner in Karlsbad und Franzensbrunn im Juli 1815 gestifteten Bekanntschaften und Freundschaften charakterisirt er die beiden Genannten kurz folgendermaßen:

Der liebenswürdige Sänger der „Urania", Kanonikus Tiedge aus Berlin. Mit ihm fühlte ich mich zuerst wieder als Mensch zum Menschen. Offen, herzlich, liebenswürdig. Seine Seele verklärt seinen misgestalteten Körper. Unsere Freundschaft auf Du und Du.

Die berühmte Elise Gräfin von der Recke, Schwester der Herzogin von Kurland. Schon bejahrt und kränkelnd; doch noch schön; einnehmend beim ersten Blick; hoher Anstand ohne Stolz; gütig ohne Miene der Herablassung; edel an Geist und Herz. Diner am 10. Juli mit Tiedge, ihrem Freunde, mit der Frau des Rath Becker, deren Sohn und Tochter aus Dresden. Ein naseweiser preußischer Legationsrath verdirbt mir den Genuß dieser Gesellschaft. Stets innigere Vertraulichkeit meiner Seele mit Elise und Tiedge. Jene ein Ideal weiblicher Güte, Hoheit und Demuth; dieser eine liebe Dichterseele, voll Kraft mit unschuldigem Kindessinn. Unser gemeinsames Leben. Am 15. von Morgen 7 Uhr bis Abends um 8 Uhr und doch wie Eine Stunde! Elise und Tiedge wünschen mit mir an einem Orte zu leben. Am 16. Juli Diner mit dem preußischen Staatsminister von Schuckmann, Tiedge, Pepp nebst Damen. Antrag des Ministers für Preußen.

Hauptsächlich Elise's und Tiedge's wegen wünschte und betrieb A. von Feuerbach eine Anstellung in Berlin. In einem Briefe aus Bamberg vom 2. Januar 1816 schreibt er an dieselben:

Je lebendiger seit den ersten Tagen unserer Bekanntschaft die Ueberzeugung in mir steht daß Elise und Tiedge die Seelen, die wunderseltenen Menschenseelen sind, deren mein nach Freundschaft schmachtendes Gemüth zu seinem Glücke bedarf, desto empfindlicher traf mich die erschütternde Nachricht daß Sie Beide wahrscheinlich Berlin verlassen werden. Mit dieser Nach-

richt ist meine freudige Hoffnung auf ein mal ihres schönsten Schmucks beraubt, und ich sehe nun in der bevorstehenden Versetzung nach Berlin *) weiter nicht viel mehr als den Tausch eines größern unerträglichen Uebels mit einem kleinern erträglichen. Was mich nach Preußen zog, war nicht nur das öffentliche, ein würdiges Ziel des amtlichen Wirkens, sondern auch das stille Glück des freundschaftlichen Umgangs mit gleichgestimmten edeln Seelen; jenes foderte mein Geist, aber dieses mein Herz, und die Bedürfnisse des letztern sind in mir fast noch inniger als die Bedürfnisse des erstern. Der Blick auf Preußen ist zumal jetzt nichts weniger als erfreulich. Dieses Gähren, diese Parteiungen, dieses gegenseitige Verfolgen, Anklagen, Verdächtigen, diese gegeneinander aufgeregten Kräfte und Leidenschaften, die (was Gott verhüte!) vielleicht früher oder später von den Worten zur feindlichen That übergehen! In einer fremden Welt als Fremder auftreten, ist immer unbehaglich und unheimlich; in ein Chaos gährender Elemente als ein fremdartiges Drittes geworfen werden, ist mehr als dieses. Aber ich hatte ja Sie Beide dort zu finden! Durch Sie erschien mir Berlin wie ein neues Vaterland, wie eine mir schon vertraute Heimat! durch Sie konnte bald auch das Fremde mir bekannt werden! Sie, hoffte ich, sollten durch Ihre Erfahrungen mich unterstützen, mit dem Stern Ihres ruhig-heitern Geistes mir auf dunkeln Wegen leuchten! Ihnen Beiden hoffte ich mich hinzugeben mit aller Offenheit, um stets Rath, Belehrung, Ermunterung oder Abmahnung von der Freundschaft oder weisen Vorsicht zurückzuempfangen! Das ist nun Alles dahin wenn Sie Berlin verlassen, und ich erfahre diesmal wieder was ich schon so oft schmerzlich empfunden, daß man auf Nichts hoffen soll, ohne zum voraus mit Resignation sich die Brust gewaffnet zu haben.

Die Briefe A. von Feuerbach's an Tiedge und Elise von der Recke umfassen den Zeitraum vom 3. August 1815 (aus Bamberg) bis 29. September 1831 (aus Ansbach). Er nennt den Erstern seinen „lieben Bruder" und die Letztere seine „verehrte Mama". Einmal schreibt er:

Meinem Tiedge darf ich keinen Gruß besonders sagen, da er in jedem Briefe an Elise immer selbst mit angeredet ist. Elise und Tiedge sind mir eine geistige Zwei-Einigkeit, welche bei mir selbst in Gedanken kaum eine Sonderung möglich macht.

Auch redet er Tiedge einmal an: „Lieber uranischer Mensch!" Jedoch so zärtlich auch diese Briefe sind, so enthalten sie doch keineswegs blos sentimentale Herzensergießungen, sondern Gedanken- und Ideenaustausch, sowie, wichtige und interessante sachliche Mittheilungen. Auch bestand die Freundschaft keineswegs blos in Worten, sondern gab sich auch in thatsächlichen Liebeserweisungen kund. Als sein Sohn Anselm durch übermäßiges und übelgeleitetes theologisches Studium in eine schwere Gemüthskrankheit verfallen war und es sich bei ihm in Ansbach nicht bessern wollte, reiste er mit ihm zu seiner Freundin, der edeln Gräfin von der Recke und ihrem und seinem Freunde Tiedge nach Löbichau.

Die edle von der Recke nahm nun Anselm mit sich nach Dresden, wo sie, die ausgezeichnet ist durch Geist und alle Vorzüge des Gemüths, unterstützt durch Umgebungen die ihr ähnlich sind, als Mutter den Kranken in geistige und körperliche Pflege genommen hat.

Dieser Aufenthalt und diese Umgebung war von den wohlthätigsten Folgen für seinen kranken Sohn.

*) Diese Versetzung ist nicht erfolgt.

Durch Elise von der Recke war A. von Feuerbach auch mit deren Schwester, Dorothea, Herzogin von Kurland, und Pauline, Tochter der Herzogin von Kurland, Fürstin von Hohenzollern, bekannt und befreundet geworden. Den Hof zu Löbichau, wo sich in den Sommermonaten um die Herzogin Dorothea und ihre Schwester Elise Gräfin von der Recke nebst den Personen der herzoglichen Familie ein Kreis liebender und geliebter Freunde zu versammeln pflegte, lernen wir aus einem Briefe A. von Feuerbach's an den Director Weiller in München (aus Löbichau vom 14. Juli 1820) folgendermaßen kennen (II, 144—146):

Es war gestern früh, als die beiden Engel welche auf der Erde mit menschlichen Zungen Dorothea und Elisa genannt werden, dann der unsterbliche Sänger der „Urania", Tiedge, ferner der edle Körner aus Berlin (Vater des für das Vaterland gefallenen Dichters), endlich der wackere Professor Hasse aus Dresden mit mir in Elise's Cabinet zufällig zusammentrafen. Das Gespräch lenkte sich bald auf Sie, ich holte Ihre Rede („Ueber die religiöse Aufgabe unserer Zeit") und las und — wie soll ich nun beschreiben was durchaus nicht zu beschreiben ist? Diese jubelnde Freude die bei unzähligen Stellen mich unterbrach, dieses Aufjauchzen des Beifalls, dieses Händedrücken, diese Umarmungen, diese Thränen, nicht Thränen der sogenannten Empfindsamkeit, sondern Thränen des Entzückens über dieses glänzende Erscheinen der heiligsten Wahrheit in einer so trüben Zeit, Thränen der lächelnden Hoffnung auf den Sieg des Lichts der reinen Christuslehre über die Finsterniß der Hölle, Thränen freudiger Hochachtung für den herrlichen Mann, der mit so kräftigem Geist, mit so hohem Muth in so kräftigen Donnerworten für die Wahrheit Zeugniß gegeben hat. Alles Lob unserer Zeitungen, die höchsten Orden welche unsere Fürsten zu verschenken haben, selbst die Lorberkrone die einst auf dem Capitol die Stirne geweihter Sänger schmückte, alles Dieses würde, wenn Sie als unsichtbarer Geist ein Zeuge dieses Schauspiels gewesen wären, Ihnen gegen diese freie Huldigung der edelsten Geister nur als nichtswürdige Belohnung erschienen sein. Als die Vorlesung beendigt war und noch die Freudenthränen in Aller Augen glänzten, ward wie aus Einem Munde beschlossen, dem verehrten Weiller für das hohe Seelenfest zu danken welches er hier durch meinen Mund bereitet hatte. Mein Auftrag ist daher, die Einladung meiner verehrten Freundinnen, der durchlauchtigsten Herzogin Dorothea und ihrer edeln Schwester Elise, nach Löbichau durch mein Fürwort zu unterstützen. In dieser Hinsicht versichere ich Sie daß Sie bereits hier einheimisch sind und daß der Hof meiner Herzogin mit keinem andern Hofe als etwa mit dem eines Mediceers oder eines Este von Ferrara verglichen werden kann, an welchem man nicht mit Rang und Stand, sondern nur mit eigenem Verdienst und persönlichem Werthe bezahlt und an welchem die gemüthlichste Freiheit keine andere Schranke kennt als die allgemeine der Pflicht und des sittlichen Anstands.

An Elise von der Recke schreibt er (Ansbach, 10. September 1820):

Wo gute Menschen beisammen sind, da ist Gottes Geist am mächtigsten. Die Stunden in welchen Ihr Cabinet zu Löbichau ein Tempel, jedes Herz ein Altar der Andacht und der reinsten Begeisterung für das Höchste und Heiligste war, diese Stunden vergesse ich nimmer; schönere sind mir in meinem Leben nicht geworden und werden mir nicht mehr werden.

Liebenswürdig ist die Art wie A. von Feuerbach von dem Cultus spricht den er seinen Freunden einrichten wolle. In einem Briefe an dieselben (Ansbach, 25. December 1820) äußert er nämlich (II, 151):

Solange freute ich mich mit Sehnsucht auf Ihre Büsten! Und nun scheint es als hätte ich mich umsonst gefreut. Wenn Sie selbst nochmals mahnten, so gäbe vielleicht Schadow sich ernstliche Mühe die Modelle zu suchen. Ich trage zwar Elise's und Tiedge's Bild in meinem Herzen und brauche nichts Aeußeres was mich an sie erinnere oder nur die Züge auffrische. Aber ich brauche Bilder von meinen verehrten Lieben aus demselben Bedürfniß aus welchem der fromme Heide seine Götter außer sich darstellt, um ihnen auch äußere Ehrfurcht und Liebe bezeigen zu können. Ein eigenes schönes Cabinet, das ich das Kapellchen der Freundschaft nenne und worin schon Dorothea's Bildniß verehrt wird, wäre für diese Büsten bestimmt. Die Wand ist himmelblauer Grund mit goldenen Sternen besäet; links und rechts neben jedem Bilde Wandleuchter in Form von goldenen Apolloleiern mit silbernen Saiten. An Festtagen, Geburtstagen u. s. w. würden diese Büsten mit Kränzen geschmückt und ich und jeder meiner Freunde beugten dann vor denselben ihre Knie und sängen Lieder. Sehen Sie doch, liebe, edle Elise, ob Sie nicht Rath schaffen können.

Wie sehr die Freundschaft für A. von Feuerbach eine Religion war und wie geistesverwandt er sich hierin mit seinem Sohne Ludwig Feuerbach zeigt, der auch alle echtmenschlichen Verhältnisse „religiöse" nennt, geht besonders noch aus folgender schönen Stelle (in einem Briefe an Elise von der Recke und Tiedge, Ansbach, 26. September 1819) hervor (II, 120):

Der Mensch bedarf, um nicht im Leben zu verzweifeln, nicht blos seinen Gott, sondern auch schützender Engel die ihn berathen und schirmen, die ihn halten und heben, wenn seine Kräfte sinken, seine Schritte wanken, wenn er in der einsamen Wüste hier unten keine Bahn mehr vor sich sieht. Diese Engel sind dem bessern Menschen die Geister liebender edler Freunde, die er über sich erblickt an Tugend und Reinheit des Gemüths, die er liebend in sein eigenes Herz aufnimmt, deren verklärtes Bild ihn überallhin begleitet, denen er still in sich selbst seine Schmerzen klagt, die er bei sich befragt wenn er zweifelt, die er überall als geheime vertraute Zeugen seiner innersten Gedanken und Gefühle, all seines Hoffens und Fürchtens, seiner Freuden und seiner Leiden sich in Liebe nahe fühlt. Wie glücklich Ihr Feuerbach! Elisa, Dorothea und — denn auch sie darf ich so nennen — Pauline heißen die freundlichen hellen Sterne die am Himmel meines Lebens aufgegangen sind, die hinfort mir leuchten wenn es dunkel wird auf meinen Wegen, zu denen ich liebend freudig aufblicken werde bis dahin wo das Licht aller Sterne und Sonnen im ewigen Lichte zerfließt.

Je seltener in unserer Zeit solche edle, echte und aufrichtige Freundschaftsverhältnisse sind, desto wohlthuender ist es für den Leser sich an dem Bilde dieser zu weiden. Beneidenswerth wem wie A. von Feuerbach solche Freunde geworden, vor denen er so wie A. von Feuerbach vor Tiedge und Elise sein Herz und seinen Geist ausschütten kann, gewiß, daß er verstanden wird und lebendige Theilnahme findet. Er kann mit Schiller ausrufen:

Glücklich! glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist du.
Laß das Chaos diese Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen schütteln,
Ewig flieh'n sich unsere Herzen zu.

Keiner bedurfte aber auch so sehr als A. von Feuerbach auf seiner trotz aller Ehren und Auszeichnungen die er erlangt doch dornenvollen Bahn, eines solchen stärkenden Freundschaftsbündnisses. Dornenvoll ist die Bahn der Celebrität, dies bestätigt unter vielen andern auch A. von Feuerbach's Lebenslauf. Seine Natur war nicht blos wie er sagt zu Kampf und Streit gemacht, sondern er hatte auch wirklich viel zu kämpfen und zu streiten. Gehen wir sein öffentliches Leben und Wirken etwas näher durch, so finden wir daß es zwar schön anfing, aber sich sehr bald trübte. Als er noch in Jena war, „ein neunzehnjähriger unbärtiger Jüngling", wurde ihm schon die Ehre zutheil von Professor Niethammer als Mitarbeiter an seinem „Philosophischen Journal", an dem Reinhold, Fichte und Andere arbeiteten, aufgenommen zu werden. Am 12. September 1795 promovirte er als Doctor der Philosophie. Seine ersten juridischen Schriften brachten ihm nicht nur Ehre, sondern auch Honorar. Am 15. Januar 1799 erhielt er die juristische Doctorwürde. Ueber sein Docentenleben in Jena finden sich aber im ersten Bande Tagebuchnotizen, worin er schon von „Wolken spricht die über seinem Horizont in Jena stehen". „Es ging mir ein Stachel in das Herz der mir die Wunde Menschenhaß von neuem erweckt hat." Vom 10. Mai (1801) notirt er aus Jena:

Collegien angefangen: Rechtsgeschichte und Institutionen, jenes vor etwa 50, dieses vor 26—27 Zuhörern. In der im Lectionskatalog angekündigten, dann aufgegebenen, dann wieder angekündigten Vorlesung über das peinliche Recht fanden sich im Auditorium ungefähr 20 Zuhörer, aber welche! Nur für Einige war es wol der Mühe werth zu lesen, alle Andern rohe Menschen oder Körper auf denen das Siegel der Dummheit stand. Das schlimmste Omen für dieses Collegium war wol der schnarchende Schlummer eines H. Auditors, der die ganze Stunde hindurch träumte, während ich sprach und declamirte.

13. Mai. Ich schloß das Colleg über das peinliche Recht mit dem Entschluß es wieder aufzugeben. Meine Kräfte reichen ohnehin nicht zu und weder die Zahl noch die Qualität der Zuhörer konnte mich ermuntern noch diese wenigen Kräfte aufzuopfern.

14. Juli. Ward als außerordentlicher Beisitzer des Schöppenstuhls installirt mit Dr. Gensler.

17 September. Von Actenarbeiten müde kam ich wie durch eine Ahnung auf den Gedanken doch an Massow zu schreiben, um mich ihm zu empfehlen und mir die Hoffnung, die mir durch Gedike's Brief an Schütz gegeben war, näher zu rücken.*) Ich nehme das Concept zu Schütz. Und Schütz donnert in mich die Nachricht: „Thibaut wird berufen!" Ich wanke nicht. Es ist gut wenn man an Berge kommt. Man bietet dann die Kraft auf sie zu übersteigen. Bei Gott! ich will mich rächen, so edel wie sich nur Wenige rächen. Ich will mich so groß und nützlich machen daß meine Feinde verstummen und elende Höflinge über ihre Dummheit verzweifeln.

Die Erklärung der letztangeführten Tagebuchnotiz finden wir in dem darauffolgenden Briefe A. von Feuerbach's an seinen Vater (Jena, 26. November 1801), worin er erzählt daß durch den Tod des Geheimen Hofraths von Eccard eine Stelle in der Facultät ledig geworden war. Man war gerückt und die fünfte Lehrstelle der Institutionen war vacant. Seine Ernennung

*) Vom preußischen Justizminister von Massow war durch Gedike bei Hofrath Schütz angefragt worden, ob wol A. von Feuerbach einmal Lust hätte auf eine preußische Universität zu gehen.

zum Beisitzer des Schöppenstuhls hatte nun A. von Feuerbach als ein Vorspiel zum Eintritt in die Facultät betrachtet.

Die Zeit der Denomination erschien. Die Facultät muß wenigstens drei Personen präsentiren. Ich ward mit den größten Lobeserhebungen primo loco vorgeschlagen. Nach mir waren noch ein Dr. Martin aus Göttingen und Professor Thibaut in Kiel, aber nur obenhin genannt. Kein Mensch war in Zweifel wen die Wahl treffen würde. Der beinahe unerhörte Zulauf den ich hier habe, der in einem so hohen Grade gewiß nicht verdiente Ruhm den ich im Auslande habe, richteten einmüthig alle Augen auf mich. Aber mein gutes Herz, meine Dankbarkeit gegen Wohlthäter, meine Achtung gegen die Gesetze der Freundschaft haben, und ich freue mich darüber und bin stolz darauf, alle Hoffnungen vereitelt. Ich sollte ein Werkzeug werden um einen Mann als Lehrer zu stürzen den ich zwar eine zeitlang verkannte, der aber, wie ich nun überzeugt bin, stets als Freund gegen mich gehandelt hat und durch den ich auf der Stufe stehe zu der mich das Glück erhoben hat, kurz meinen Hufeland. Kaum war die Denomination geschehen, so ließ mich der gothaische Geheime Rath von Ziegesar auf sein Gut nach Drackendorf kommen. Da erklärte er mir wie sehr er überzeugt worden sei daß Hufeland zum Lehrer nicht tauge; er verwirre die Köpfe, Niemand verstehe ihn, Alles sei oberflächlich u. s. w. Ob ich die Pandekten in demselben halben Jahre lesen wolle, wo Hufeland sie gewöhnlich lese? Dabei versicherte er mich denn seiner höchsten Freundschaft, erhob meine Fähigkeiten und Kenntnisse, nannte mich den einzigen Juristen in Jena der sein Fach ausfülle u. s. w. Ich antwortete bestimmt: dieses erlaube mir mein Gewissen nicht, Hufeland sei mein Wohlthäter und Freund. „Es muß ein Weg in das Holz gehen, solche Rücksichten gelten nicht, das Wohl der Akademie geht vor", war seine Antwort. Ich erklärte von neuem was ich schon gesagt hatte. „Aber es ist dieses die Bedingung, unter der Sie in die Facultät einrücken können. Wir müssen dann für dieses mal einen Auswärtigen haben, der keine persönlichen Rücksichten hat." „Auf diese Bedingung muß ich dann zurücktreten", war meine Antwort. Unser Dialog war geschlossen und 14 Tage darauf erschienen die herzoglichen Rescripte, worin Thibaut in Kiel zum ordentlichen Professor der Institutionen, ich aber blos zum ordentlichen Professor des Lehnrechts mit Sitz und Stimme im akademischen Senat ernannt wurde.

Als Professor des Lehnrechts und Senator hatte A. von Feuerbach sehr viel Ehre, aber nicht einen Heller Besoldung. Er trachtete daher nach einem Ort wo ihn der Staat für seine Dienste belohnt und ihn in den Stand setzt, ungehindert und ohne Sorge für die Zukunft den Wissenschaften, seiner zärtlich geliebten Familie und sich zu leben. Aus diesen Gründen faßte er den Entschluß Jena zu verlassen.

Auch gestehe ich gern dem Vater daß beleidigte Ehre und die gewisse Ueberzeugung daß mich die Herzoge nicht gern verlieren, daß mein Abgang ihnen empfindlich schadet und daß ich mir dadurch selbst die schönste Satisfaction geben kann, meinen Entschluß beschleunigt haben.

Der Brief erzählt nun weiter, wie es kam daß er nach Kiel berufen worden und warum er diese Vocation angenommen.

Seine Trennung von Jena wurde wegen der Liebe und Dankbarkeit der dortigen Studenten zu ihm seinem Herzen empfindlich. Sie widmeten ihm eine große goldene Ehrenmedaille mit seinem Brustbild und einer passenden Inschrift. In Kiel gefiel es ihm bald. Außer der vortheilhaften ökonomischen Lage befriedigten ihn dort auch seine persönlichen Verhältnisse. Er schreibt an seinen Vater (Kiel, 30. Juni 1802):

Ich komme aus Sachsen, aus dem polirten, feinen Sachsen, wo Honig auf der Zunge der Menschen und Galle in dem Herzen ist, wo Höflichkeit für Tugend gilt und oft die heimtückische Schurkerei verdeckt, von einer Akademie wo der kleinlichste Neid neben empörender Prahlerei und in jeder Rücksicht der engherzige, verrätherische Geist herrscht der sonst nur in den engen Zellen der Mönche umherzuschleichen pflegt. Und hier, lieber Vater! wie so ganz anders! Welche liebenswürdige Offenheit und Geradheit! welche thätige, zuvorkommende Güte, die nicht verspricht, aber handelt und immer mehr gewährt als man von ihr erwartet. Von Haß, Anfeindung und Neid unter den Professoren ist auch nicht die entfernteste Spur. Der ganze akademische Senat ist nur Eine Familie, eine Gesellschaft von Freunden, in welcher ein Jeder das Glück der Freundschaft findet der es sucht und zu schätzen weiß u. s. w.

Doch in Kiel blieb er nicht lange. Schon in einem Briefe vom 2. October 1803 meldet er aus Kiel seinem Vater neue Berufungen. Eine derselben lud ihn nach Greifswald ein an die Stelle des Oberappellationsraths Hagemeister, mit 1300 Thalern Gehalt und andern beträchtlichen Emolumenten. Aber „in das rauchichte Pommern, zu den berühmten Schinken und Gänsen" wollte er nicht. Er schrieb also unbedenklich eine verneinende Antwort. Ein zweiter Antrag erging an ihn vom Staatsminister Massow in Berlin nach Halle. Aber in Halle fürchtete er ein glänzendes Elend.

Die Lehrer meiner Facultät in Halle sind durch ihre Niederträchtigkeit, Bosheit und Cabalensucht in ganz Deutschland berüchtigt. Die Furcht vor diesen Collegen war bekanntlich die einzige Ursache, warum der König von Preußen für die Universität Halle keinen Director finden konnte, bis endlich nach vielem Hin- und Herbieten Schmalz zu diesem wichtigen Posten kam. Und diese Leute sollten meine Collegen werden! Und was noch mehr sagen will, diese Leute sind meine persönlichen Feinde. Sie kennen ja die Fehden die ich theils als Recensent an der „Allgemeinen Literaturzeitung", theils in meinen eigenen Schriften gegen die hallesche Juristenfacultät geführt habe.

Er bekam noch eine dritte Berufung, nach Landshut, und diese nahm er an. Er schreibt:

Dies ist das Loos der akademischen Docenten von unruhigem Geiste wie ich; sie haben kein Vaterland und schlagen nomadisch bald da bald dort ihre breterne Bude auf.

Mit den schönsten Hoffnungen ging er nach Landshut. Aber schon der erste Brief von dort an seinen Vater (1804) enthält Jeremiaden.

Die Stadt und die Gegend ist himmlisch; die Verhältnisse der Professoren sind Verhältnisse von Teufeln; beinahe möchte ich sagen: im eigentlichen Verstande. Die Roheit, Sittenlosigkeit, höllische Bosheit, Abgefeimtheit, Niederträchtigkeit, Gemeinheit der Meisten die als Jugendlehrer dastehen geht über alle Grenzen. Das Beste ist daß man mit diesen Menschen nur sehr wenige Berührungspunkte und die Freiheit hat mit einigen Auserwählten zu leben, ohne daß man sich um das Andere bekümmert, und ohne daß diese einem Mann der auf eigenen Füßen steht im mindesten schaden könnten. Gönner wollte an mir ein Werkzeug haben durch das er seine Plane ausführen könnte, aber ich ließ ihn nicht lange in Ungewißheit über die Individualität die er in mir finden werde.

Dieser Gönner, „ein höchst schlechter Mensch",

machte ihm später noch viel zu schaffen und verbitterte ihm gewaltig sein Leben. In einem Briefe an seinen Vater (Landshut, am Weihnachtsabend 1804) äußert er sich noch im Ganzen zufrieden über seine Stellung in Landshut.

Ich habe einige innige Freunde und werde von den Wenigen die ich selbst verachten muß gefürchtet. Die Parteien die bei meiner Ankunft hier tobten sind fast ganz zum Theil durch mich selbst niedergeschlagen.

Er genoß Ruhe und literarische Muße, sodaß er fast ganz den Wissenschaften leben konnte.

Und wie unschätzbar ist das Oekonomische meiner Lage! Vor einigen Jahren rang ich noch halb verzweifelnd mit Elend und Sorgen und jetzt ein fixer Gehalt von 2400 Fl.! .... Darüber, lieber Vater! über das Bewußtsein besiegter Leiden, überstandener Gefahren und des mühselig selbst errungenen Glücks, darüber freue ich mich, und wenn man diese Freude Stolz nennen kann, nun so gestehe ich auch daß ich darauf stolz bin. Aber den Titel- und Flitterstolz, den Hochmuth des Thoren habe ich nie gekannt und werde ihn nie kennen lernen.

Doch gleich das Folgende stellt Schlimmes in Aussicht:

Der mir ertheilte Auftrag zur Reform der Criminalgesetzgebung in den bairischen Staaten ist eine sehr mühselige und zum Theil sehr gefahrvolle Ehre. Es läßt sich dabei viel Ruhm erwerben, aber auch viel Ruhm verlieren. Die Baiern sehen ziemlich scheel darüber daß ein Ausländer ihnen Gesetze geben soll, und meine Herren Mitbürger in der Schriftstellerrepublik sehen so Etwas auch nicht mit neidlosen Augen an. Ich habe auf große Kämpfe mich gefaßt zu machen.

Diese Kämpfe traten bald wirklich ein. Schon in einem Briefe vom 15. September 1805 aus Landshut spricht er von den „heftigen, wüthenden Verfolgungen", die er seit seiner neuesten Zulage und Auszeichnung von Gönner und einigen Andern leiden muß.

Es ist unbeschreiblich was diese Leute erfinderisch sind, um mich zu quälen. Ich arbeite zwar immer an mir selbst, um das Verächtliche verächtlich zu finden und über den Grimm der ohne reelle Macht ist zu lachen. Indessen semper aliquid haeret! Mein bester Trost ist daß ich es überall nicht besser finden würde, und daß der Neid stets im Gefolge des Glücks, der Haß Begleiter des Verdienstes ist.

Aus einem Briefe Friedrich Heinrich Jacobi's an A. von Feuerbach (München, 26. September 1805), den der Herausgeber des bessern Verständnisses wegen aufgenommen, während er sonst keine Briefe von Andern an seinen Vater, sondern nur die seines Vaters an Andere mittheilt, geht hervor daß A. von Feuerbach vor seinen Widersachern und deren giftigen Cabalen aus Landshut geflohen war. Denn der Brief Jacobi's lautet gleich im Anfang:

Nicht so, mein lieber Feuerbach! Davonzulaufen vor seinen Widersachern ziemt nicht dem Manne; am wenigsten wird es ihm ziemen damit anzufangen.

Auf diesen Brief rechtfertigt sich nun A. von Feuerbach in einem sehr ausführlichen Schreiben an Friedrich Heinrich Jacobi aus Frankfurt (October 1805), worin er unter Anderm sagt:

Ich habe vielen Dank geerntet, aber das Unkraut das ich ausjäten wollte steht und wuchert bis auf den heutigen Tag und erstickt jedes Körnchen edler Frucht, das in diesen undankbaren Boden fällt. In meinen Wirkungskreis, wo ich ohnedem an Händen und Füßen durch zwecklose Gesetze gebunden bin, greifen noch ringsumher Menschen ein die entweder in ihrer Brutalität nie das Höhere, nie auch nur die Idee einer Wissenschaft gedacht und geahnt haben, oder solche die kein anderes Ziel ihres Daseins in Landshut kennen als ihren Eigennutz, keinen andern Enthusiasmus haben als ihre selbstsüchtige Leidenschaft, kein anderes Princip für die Wahl ihrer Mittel als die Tauglichkeit u. s. w.

Nun vergleicht er seine Wirksamkeit mit der seiner nichtswürdigen Gegner und die Ehren und Belohnungen die letztern geworden mit seinen eigenen.

Der sittenloseste Wollüstling, der ausgelassenste Thor, der gewissenloseste und unfleißigste Lehrer steht als Prokanzler, durch Ehre und wichtigen Einfluß ausgezeichnet, an der Spitze der Universität; ihn hat man durch Landgüter belehnt und erst noch neulich durch ehrenvolle Zulage gefesselt. Es ist wahr, die Regierung hat auch mich durch Wohlthaten überhäuft: was sie aber that war durch die Gefahr meines Wegziehens erpreßt; dem Gönner hat sie eben das und noch weit mehr aus freier Gunst gethan. Ein Mensch dieser Art (und er hat mehre Genossen) braucht nur dort zu sein, um jedem Guten den Einfluß und Erfolg des Wirkens und damit allen Muth zum Wirken zu benehmen. Während ich nur zu nützen und das Rechte und Gute, auch wenn es nicht gefällt, zu gründen suche, will Gönner nur gefallen und seinen Ehrgeiz kitzeln, es koste Wahrheit oder Recht; während ich meine Schüler auf dem ernsten rauhen Wege der Wissenschaft fortzuführen suche, tändelt er scherzend mit geläufiger Geschwätzigkeit um die Wissenschaft herum und lehrt dem Narren Hohn zu lachen, der seinen Schülern zumuthet sich es um ihre Wissenschaft sauer werden zu lassen; während ich dem Ideale über mir nachzuringen und die mir anvertrauten Jünglinge zu mir hinaufzuziehen strebe, steigt er mit einschmeichelnder Gefälligkeit zu ihrer Einfalt herab und geht folgsam nach wohin sie ihn führen und ruft ihnen zu: Nur Das ist der rechte Weg! Während für mich nur der Ernst meiner Sache spricht und mir zum Wahren und Guten kein anderer Weg offen steht als der des Wahren und Guten selbst, spricht für ihn jene Keckheit und nie erröthende Prahlerei die den jungen Gemüthern für begründetes Selbstvertrauen, jener literarische Thersitismus der ihnen für Muth eines übermächtigen Geistes gilt.

Aber auch die Person A. von Feuerbach's war vor den Angriffen dieses Menschen nicht sicher; durch heimliche und öffentliche Beschimpfungen suchte er A. von Feuerbach's Ansehen zu untergraben, suchte seinen Werth als Lehrer vor seinen Schülern zu vernichten, sodaß letztere ihm sogar selbst die kleinen äußern Zeichen der Achtung versagten, „welche die Liebe erfunden und allgemeine Sitte geheiligt hat". Alle Klagen A. von Feuerbach's bei den Vorgesetzten über den nicht blos an ihm, sondern auch andern Würdigen verübten Unfug waren vergebens gewesen; man versprach Hülfe — „und die erfolgte Hülfe waren neue glänzende Belohnungen, womit man eben Denjenigen auszeichnete und zu neuer Keckheit ermunterte gegen die Alles um Hülfe rief". Der Grund zu A. von Feuerbach's Flucht war endlich folgender: Bei einer feierlichen Disputation, wo wieder unter Gönner's Präsidium einer seiner Schüler mit vielen beschmutzten, zertretenen Brosamen von Schelling's Tafel nach A. von Feuerbach als Criminalisten warf, war A. von Feuerbach, um den Triumph zu vollenden, zur Opposition eingeladen. Es heißt hier (I, 117):

In einer Rede, womit Gönner den Act eröffnete, [illegible] gleich anfangs, mir ins Angesicht, meinen Schülern laut [illegible]

kündet daß über den Unwerth meiner criminalrechtlichen Schriften (sie waren bis zum Händegreifen bescheieben) durch allgemeines Urtheil entschieden sei: diese Bosheit war zu dumm als daß sie mich erschütteet hätte. Ich fing kalt mit Drummer (so hieß der Schüler) meine Opposition an, der aber die Rolle die ihm aufgegeben war wohl studirt hatte und mir bald Grobheit, bald Unverschämtheit, bald höhnenden Spott entgegensetzte. Ich wuede zwar bestürzt, fuhr aber mit verbissener Leidenschaft, wenigstens mit dem äußern Schein der Ruhe fort. Auch ertrug ich es noch mit stillem Ingrimm, als Gönner, der sich als Präses ins Mittel schlug, mir unter Anderm vor der versammelten Menge spottend zurief: daß, wer das (von mir soeben) Gesagte behaupte, nicht blos in Ansehung dieses Satzes, sondern in Ansehung der ganzen Rechtswissenschaft in seinem „Kopfe müsse verschoben sein“. Dieses trug ich ohne ein Wort zu erwidern. Als aber endlich der Knabe, der noch vor einem halben Jahre lernend zu meinen Füßen saß, wieder das Wort nahm und die Hände in die Seiten gestemmt mit zurückgelehntem Körper und hohnlächelndem Munde ein förmliches Examen über die Elemente meiner Wissenschaft mit mir begann, da erlag meine Kraft der Empörung gerechter Indignation; in die Mitte des Saals hervortretend und auf den unwürdigen Jüngling deutend, rief ich aus: „Hier steht ein Feecher, ein unedles Werkzeug in einer noch schlechtern Hand!“ und mit diesen Worten verließ ich den Saal, indem mein empörtes Herz mir sagte: Das seien die letzten Worte die du in Landshut gesprochen hast!

Am folgenden Morgen früh verließ A. von Feuerbach sein krankes Weib am achten Tage ihres Wochenbetts und seine weinenden Kinder, um ihnen und sich ein besseres Loos zu suchen. Die weitern Schritte die er sodann gethan enthält noch der Brief an Jacobi, und ein folgender an Hrn. von Zentner (Landshut, November 1805) spricht schon von seiner neuen Anstellung beim Geheimen Ministerial-, Justiz- und Polizeidepartement. In einem sodann folgenden noch in Landshut geschriebenen Beiefe (vom 7. November 1805) an Jacobi drückt A. von Feuerbach seine Freude über die Erlösung aus der „Hölle in Landshut“ aus:

Der Himmel hat es übrigens recht gut nicht blos mit meinem Glück, sondern auch mit meiner bessern Seele gemeint, daß er mich gerade jetzt von der akademischen Laufbahn abrief. Es ist mir jetzt klae daß durch diese Veränderung mein Geist von dem intellectuellen Tode und mein Herz von dem moralischen Verdeeben gerettet worden ist.

Die durch Mikrologie von Buchstabenwissen und Silbengelehrsamkeit wie durch dürre, austrocknende Sandwüsten sich mühsam durcharbeitende gelehrte Durchforschung des Römischen Rechts sagte A. von Feuerbach's Geiste nicht besonders zu.

Sowie Deejenige der dazu verdammt wäre an einem majestätischen Mosaikgemälde die vielen Tausend Stiftchen genau abzuzählen am Ende den Sinn für die Anschauung des großen Ganzen verlieren und wol gar die einzelnen Pünktchen für das Herrlichste und ihe Zählen für das Verdienstlichste achten würde, so läuft der blos theeretische gelehete Civilist Gefahr über dem Forschen das zu Erforschende, über dem Buchstaben den Geist, über Bruchstücken den Sinn für die Einheit, die Harmonie und den Zusammenhang des Ganzen und über dem ewigen Nachgrübeln in fremden Gedanken die Fähigkeit eigener Gedanken zu verlieren. Nur geoßen Seelen ist es gegeben, unter der schweren Last von aufgehäuften kleinlichen Materialien des Wissens aufrecht einherzugehen, die gewöhnlichen werden der Last erliegen und endlich vor lauter Gelehrsamkeit unwissend sein. Schon seit einiger Zeit bemerkte ich in mir eine gewisse Trockenheit und Sprödigkeit, gefiel mir bei der Neigung im Kleinen und Kleinlichen groß zu sein, feierte Siegesfeste, wenn ich dem Ulpian oder Papinian ein Komma oder Punctum an den rechten Ort gesetzt u. s. w.: kurz ich war nahe daran, an Leib und Seele als dürrer juristischer Pedant zu verderben. Jetzt trete ich aus der Schule in die Welt, auf ein Feld des Kampfes und der Ehre; jetzt sind für das Leben neue Kräfte zu üben, neue Bahnen zu brechen, neue Aussichten zu öffnen, jetzt gilt es mit dem Gewonnenen für mein geliebtes Vaterland zu wuchern und manches todte Wissen mit lebendiger Kraft zu befruchten, damit es unmittelbar Segen bringe dem Volke und meinen Dank bezahle seinem Regenten. Und hätte ich auch den Kopf mir erhalten, gewiß! ich hätte doch das Beste verlieren müssen — das Herz, das durch Menschenbosheit verwundet, durch die Erbärmlichkeit meiner Umgebungen immer zusammengepreßt, durch den beinahe schon triumphirenden Unglauben an menschliche Güte bis zur Menschenfeindschaft erkältet war.

Mit seiner neuen Stellung in München war A. von Feuerbach anfangs zufrieden. In München begann erst eigentlich seine legislatorische Thätigkeit. Er schreibt an seinen Vater aus München (20. Februar 1806):

Meine Arbeiten gehen unmittelbar auf das Wohl von Millionen, die mir vielleicht einmal noch spät eine bessere Gesetzgebung danken.

Auch seine anderweitigen Functionen daselbst, die Relationen im Geheimen Rathe, nennt er höchst interessante Geschäfte. Seine neue Thätigkeit und Lebensweise mit der frühern in Landshut vergleichend sagt er:

Das unaufhörliche Wühlen in Büchern, in trockenen Theorien und mikrologischem Staube und so viele andere geistige Nothzüchtigungen, die dem akademischen Lehrer Pflicht sind, fingen an mich auszutrocknen und mein Gemüth zur Aufnahme des Erfreulichen und Angenehmen ungelenk zu machen. Bei dem Umgange mit lauter schweinsledernen Bänden assimilirt sich nach und nach Seele und Leib der schweinsledernen Natur. Sonst mußte ich als Einsiedler leben, die Menschen denen ich mich nahte waren mir großentheils entweder gleichgültig oder verhaßt; selbst unzufrieden und von Unzufriedenen umgeben, sagte und hörte ich fast Nichts als was neue Unzufriedenheit machte. Jetzt bin ich mehr in den Kreis der menschlichen Gesellschaft gezogen, ich muß mich mit dem Individuellen menschlicher Angelegenheiten befassen; ich sehe und spreche viele Personen die von verschiedenen Seiten her interessiren, bin gepflegt und gehegt von der Liebe der ersten Männer an Geist und Herz, und so fange ich an unter den Menschen wieder für sie aufzuleben.

Unter seinen Freunden nennt er den Geheimrath Schenk und Jacobi, „der mich nur immer sein liebes Söhnchen nennt und bei dem ich tagtäglich mehre Stunden zubringe“. Doch auch dieser Brief stellt schon wieder Kämpfe in Aussicht.

Daß ich Kämpfe zu bestehen habe, daß noch viele in der nahen Zukunft mir bevorstehen, können Sie wohl denken; ich weiß es, ich bin gefaßt und muthig, aber auch klug. Das Gute kann nur im Kampfe gedeihen, und wer den Kampf scheut, muß schlafen.

Ein Brief an seinen Vater (München, 10. April 1808) meldet eine große Veränderung seiner Laufbahn und seines Geschäftskreises.

Von Criminalibus bin ich weg; ich lebe ganz im Politischen und Civilistischen und weiß kaum die ungeheuern Lasten die auf mir liegen zu ertragen. Unser Staat ist in einer völligen, wiewol unblutigen Revolution begriffen: alles Alte wird

eingerissen und eine neue Ordnung der Dinge wird gegründet. Aufhebung des Feudalismus, Aufhebung aller Fundamente, Rechte und Privilegien des Erbadels, eine neue Volksrepräsentation, eine neue Constitution: das sind die politischen Gegenstände, woran ich mitarbeite und wobei ich beinahe mich Hauptperson nennen kann.

Er schildert dann näher seine „Riesenarbeit" und beklagt dabei nur daß er kränkle. Seinem Glücke sieht er eine bedeutende reelle und glänzende Verbesserung bevorstehen. Er sagt:

Soviel sehen Sie daß ich noch nicht am Ziel meiner Laufbahn stehe: ich liebe den Ruhm und die Ehre, aber ich ringe danach, als braver Mann durch Verdienst und Bestrebungen Gutes zu thun.

Indessen schon in einem der folgenden Briefe an seinen Vater (München am Christheiligenabend 1809) spricht er von dem Gefährlichen seiner politischen Lage, von seinen zahlreichen, zum Theil mächtigen Feinden, die alles Mögliche versuchen, ihn zugrundezurichten und deren Mittel „an und für sich abscheulich, zugleich aber beinahe lächerlich sind". In anonymen Pasquillen, in geheimen Libellen, welche dem französischen Hof übergeben worden, haben sie ihn mit mehren ehrwürdigen Männern des Hochverraths und einer Verschwörung mit dem östreichischen Hof angeklagt. Zu derselben Zeit, wo die Pasquille im Umlauf waren, warf man ihm in dem Staatsrath selbst an den Kopf daß er von französischem Einfluß beherrscht sei und zu der Partei gehöre welche dem Kaiser Napoleon zur Errichtung eines occidentalischen Kaiserthums den Weg bahnen und die souverainen Königreiche stürzen wolle.

So würde mich also zuvörderst die östreichische Partei als Anhänger des französischen Kaisers köpfen, dann die französische als Anhänger und Verschworenen von Oestreich hängen lassen. Ich bin wegen des Einen und des Andern beruhigt. Conscia mens recti famae mendacia ridet.

Der Raum verbietet uns, hier noch ausführlicher von den Tracasserien und Verfolgungsgeschichten zu sprechen, die A. von Feuerbach in den folgenden Briefen erzählt. Es wird genügen, nur noch aus dem Briefe vom 19. März 1811 aus München hervorzuheben daß A. von Feuerbach nicht einmal seines Lebens vor Mörderhänden sicher war.

Gegen ausländische und protestantische Männer besteht hier eine Art geheimer Gesellschaft, deren Dasein man wohl weiß, deren Theilnehmer aber gegen juridische Verfolgungen gedeckt sind. Erst versuchte man es uns gegen die französische Regierung verdächtig zu machen, uns durch Libelle des Hochverraths anzuklagen. Da dieser Plan nicht gelungen ist, so wird nunmehr durch Banditenstreiche gewirkt.

Nun folgt die Erzählung eines Attentats auf den Lehrer seiner beiden ältesten Kinder, Professor Thiersch aus Sachsen. Derselbe ging Abends nach seinem Hause und wollte eben seine Hausthüre öffnen, als in der Dunkelheit ein Meuchelmörder von hinten herbeischlich und ihm mit fürchterlicher Gewalt einen langen Dolch bis an den Griff in den Nacken stieß. Der Mörder ließ das Eisen in der Wunde stecken und entfloh. Zum Glück stieß er um einen Zoll zu hoch und die Wunde war nicht gefährlich. Dieses Attentat veranlaßte A. von Feuerbach Abends nicht auf die Straßen noch bei Tage in entfernte Gegenden des Parks zu gehen ohne die Begleitung seines Bedienten und ohne zwei gut geladene Terzerole und einen tüchtigen Degen in seinem Rock. Er sagt (I, 203):

Nachts werden alle Zugänge zu meiner Schlafstube wohl verriegelt und auf meinem Nachttische liegen beständig meine zwei Pistolen. Furcht habe ich nicht, aber angenehm ist solches Leben ebenso wenig. Die Betrachtungen zu denen ich geführt worden bin sind sehr ernst. Sie gaben mir das Resultat, mich sobald als möglich, und soviel es ohne Nachtheil meiner Familie geschehen kann, auf einen weniger glänzenden, aber minder gefahrvollen und ruhigern Wirkungskreis in irgend einer Provinz zurückzuziehen. Wohin? das weiß ich noch nicht. Nur das ist entschieden: sobald als möglich aus München.

Für die Erfüllung dieses Wunsches sorgten die Feinde A. von Feuerbach's. Diesen gefiel A. von Feuerbach's Theilnahme an der Zeitgeschichte nicht, wie aus den „Aufzeichnungen zu meinem Leben im Jahre 1813 und 1814, besonders seit März" (I, 271 fg.) zu ersehen.

Je rühriger ich, desto erbitterter die Feinde. Ein Ministerialrescript beschuldigt mich ziemlich unzweideutig wegen meiner Schriften *) des Verbrechens der in der Person des feindlichen Souverains beleidigten Majestät, und das Schreiben wird mir untersagt, außer unter Censur des auswärtigen Departements.... Die Polizei, entdeckte man mir endlich, bewache und belauere mich; jeder meiner Schritte werde beobachtet, wer mit mir umgehe sei verdächtig.... Meine Schrift „Ueber deutsche Freiheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände", welche von Baumgärtner dem Könige und den Ministern zugesendet worden, diese vollendet das Begonnene und macht den Sturm ausbrechen....

Kurz A. von Feuerbach erfuhr daß der König ihm sehr erzürnt sei und die heftigsten Aeußerungen gegen ihn ausgestoßen habe, als sei auch er einer von den deutschen Jakobinern, einer von den preußischen Emissaren, und all dieses Gesindel von Norddeutschen müsse ihm noch aus den Augen fort, das sei entschieden. A. von Feuerbach wurde nach Bamberg versetzt. In einem Briefe aus München an seinen Vater vom 22. Juni 1814 theilt er dies als eine „angenehm-unglückliche Begebenheit" mit.

Das Unglück besteht darin daß ich bei meinem guten Könige in Ungnade gefallen bin und infolge dessen aus dem königlichen Hoflager mich entfernen muß. Das Glück aber ist daß mein guter König auch in seiner Ungnade höchst gnädig ist. Durch Rescript vom gestrigen Datum bin ich zum „wirklichen Geheimen Rathe im außerordentlichen Dienste ernannt und mit Beibehaltung meines vollen Gehalts von 7000 Fl. zum Präsidenten des königlichen Appellationsgerichts zu Bamberg" berufen worden. Meine höchsten Wünsche sind erfüllt. Ich vertausche das unruhige, ränkevolle und unsichere Hofleben mit einem friedlichen ehrenvollen Wirkungskreise.

Ueber sein Leben und Wirken in Bamberg berichten nun die folgenden Briefe an seinen Vater. Seine Stelle ist angenehm, sie beschäftigt ihn ohne ihn zu beladen. Bei seiner Gewandtheit arbeitet er sich schnell in das Formelle des Geschäftsgangs ein.

*) „Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europas" und „Was sollen wir?" denen noch andere folgten.

Gott hat mir einen vielgewandten Kopf gegeben; ich weiß mich sehr bald in Alles zu fügen und Nichts ist mir sehr lange neu; wo ich stehe weiß ich mit Würde zu stehen und mich als der Erste zu behaupten.

Er lebt in Bamberg ein wahres Klosterleben. Es sind dort wunderliche Menschen, denen man sich kaum zu nähern Lust haben kann.

Alles thut gegeneinander fremd und kalt; in öffentlichen Gesellschaften ist Alles steifer als am steifsten Hof.... Ich lebe daher fast ganz allein, vergnüge mich am Anblick der selbst in ihrem Winterkleide noch herrlichen Natur die mich umgibt, und mache die Todten zu meiner Gesellschaft.

Er hat einen Antrag nach Wien zu gehen, um eine politische Rolle mitzuspielen.

Aber dafür behüte mich der Himmel! Wer auf festem Lande steht ist ein Thor, wenn er in die stürmende See sich wirft.

Doch auch das feste Land in Bamberg bot A. von Feuerbach keine bleibende Stätte. Auch von dort, wo man ihn, wie aus einem Briefe an den Minister Grafen Reigersberg vom 15. Mai 1815 hervorgeht, beschimpfte, sehnte er sich nach Erlösung. In einem Briefe an Tiedge aus Bamberg vom 4. August 1815 schreibt er:

Wie ein abgeschiedener Geist wandle ich hier unter den Lebenden; ich suche eine Seele, die ich mein nennen möchte und finde sie nicht. Wie mich die Larven höhnisch-freundlich angrinzen! Jeder Gruß des Willkomms geht mir wie ein Dolchstich durch die Brust! Fort! fort von hier! meines Bleibens ist nicht mehr! Ich habe aus dem Quell des bessern Lebens getrunken, hier ist kein Tröpfchen, meine lechzende Zunge zu kühlen. Nur der Stern der aus der Zukunft blinkt wirft tröstend seine Strahlen in die Nacht die mich umgibt; nur die Hoffnung auf den Tag der rettenden Freiheit erfrischt noch die dumpfe, moderige Kerkerluft, in der ich nahe bin zu ersticken.

A. von Feuerbach unterhandelte mit dem Minister Schuckmann wegen einer Versetzung nach Preußen. Er schreibt aus Bamberg an Tiedge und Elise (15. September 1815):

Ich merke, in Preußen versteht man sich auf Geister und weiß wozu sie gut sind. In Baiern weiß man es nicht mehr, wenn man es je gewußt hat; Geister bedeuten hier mehr nicht als Gespenster, vor welchen sich die armen Sünder fürchten. Der meinige, so klein er auch ist, wurde darum in die Wüste gebannt und sollte dadurch nicht blos unschädlich gemacht, sondern auch (für dieses Bubenstück habe ich viele Thatsachen) wo möglich zugrundegerichtet werden. Dieses wäre gelungen und würde noch gelingen, wenn nicht die Erlösung nahte und stets die Hoffnung auf Erlösung mich begleitet hätte. Oft, selbst noch vor kurzem erkannte ich an den unzweideutigsten Erscheinungen meines Seelenzustandes daß ich in der Gefahr mich befinde, daß entweder der Wahnsinn meinem Bischen Verstand oder die Verzweiflung meinem Leben ein Ende machen könnte... Küssen Sie — schließt er diesen Brief —, lieber Tiedge, der edeln Elise in meinem Namen die Hand und behalten Sie lieb den Besuv, dem es jetzt vergeht Feuer zu speien, aus dessen Krater höchstens Schwefeldämpfe aufsteigen und morastige Ströme mit faulen Fischen (vide Humboldt's „Reise") ausfließen.

A. von Feuerbach's Umgang mit Tiedge, sodann mit Schuckmann und andern preußischen Männern und Frauen in Karlsbad: alles Dieses war von dem Karlsbad und Franzensbrunn aus bis in das Kleinste nach München berichtet worden, und dort knüpfte man dann diese Thatsachen sogleich an „jene alte niederträchtige Beschuldigung" an (die hauptsächlich auch seiner Entfernung aus München zum Vorwand gedient hatte): daß er von Preußen erkauft sei. Daher neue Verfolgungen und A. von Feuerbach's nur desto sehnlicherer Wunsch nach Preußen berufen zu werden. A. von Feuerbach's Parallele zwischen Baiern und Preußen, seine Urtheile über die politischen Zustände und Stimmungen dieser Zeit, seine Bemerkungen über des Geheimraths Schmalz Schrift über geheime politische Gesellschaften u. s. w. sind sehr lehrreich. Der beschränkte Raum verbietet uns aber hier Näheres anzuführen. Ergötzlich ist die Art wie sich A. von Feuerbach über die Deutschthümler jener Zeit lustig macht, diese begeisterten Seelen, die in „Klangsäle" gehen, um sich am „Klangwerk" zu ergötzen und die „Tiefgeige" und das „Hochholz" und den „Tiefknüppel" und das „Schmetterhorn" im „Einklangswettstreite" zu hören, die eher verhungerten ehe sie ein Hachis, ein Fricassée, ein paar Schweinscoteletts oder einen e i n m a r i n i r t e n Hecht verzehrten, und lieber ein altdeutsches Bärenfell um die Lenden würfen, ehe sie ein paar verruchte „Pantalons" und einen verdammten „Frack" anzögen.

Man weiß wirklich nicht ob man über das tolldumme Zeug lachen oder weinen soll, aber tolldum ist es gewiß, und wenn es zugleich mit Verfolgungssucht, politischer Patriotenriecherei und Pfaffenthum und religiösem Verfinsterungseifer sich verkuppelt, zugleich boshaftdumm, dumm aber immer und unter jeder Voraussetzung, weil all dieses Treiben, schade es auch vorübergehend, am Ende doch sein Ziel nicht erreicht, nach den Gesetzen der Natur und des Menschengeistes nicht erreichen kann.

Ueber Arndt's Schriften urtheilt A. von Feuerbach:

Seine Wahrheiten sind gar zu sehr auf das Aeußerste gestellt und sind dadurch mit der Unwahrheit manchmal in nahe Verwandtschaft gekommen; seine kräftige, kernige, gediegene Sprache hat zu viel von dem Feuer des Hasses und Zorns, zieht daher die Wahrheit in die niedrige Region persönlicher Leidenschaftlichkeit herab und beleidigt statt zu versöhnen. Arndt und Göeres (die man im Süden als p r e u ß i s c h e Schriftsteller betrachtet) sind vorzügliche Mitursache des Hasses den man in Süddeutschland gegen die Preußen trägt. (In einem Briefe an Tiedge und Elise von der Recke aus Bamberg vom 31. October 1815.)

Die Entscheidung wegen A. von Feuerbach's Berufung nach Preußen verzögerte sich, und je länger er darüber in Ungewißheit lebte, desto widerlicher wurde ihm seine Lage in Bamberg. Er schreibt an Elise aus Bamberg (11. December 1815):

Wer wie neulich Gervasi mich in einem breit in Gold gestickten Rocke und in meinem in reizender Gegend liegenden Gartenpalais sieht und dabei weiß daß ich 8000 Fl. zu verzehren und fast Nichts zu thun habe, könnte sich versucht fühlen in mir einen Ueberglücklichen zu beneiden. Aber dieser würde vergessen daß die Schmach ein unnützes Leben zu führen, der unwürdige Schlaf auf weichen Polstern bei dem wachen Gefühl der besten Kraft, der unbefriedigte Durst nach dem Genuß eines nützlich-thätigen Wirkens, das Bewußtsein den Zweck und die Bestimmung seines Lebens verloren zu haben, daß mit einem Worte das Gefühl des geistigen Todes für die bessern Menschen (unter welche ich mich zu zählen einiges Recht zu haben glaube) dem Gefühl des Unglücklichen äh-

nelt, der lebendig begraben in seinem Sarg unter der Erde erwacht ist.

Er kommt sich vor wie

ein zweibeiniges Thier, das von einem reichen Herrn an einer goldenen Krippe gefüttert ist und trinkt und schläft, und sich nur dadurch von den vierfüßigen Thieren unterscheidet daß er wöchentlich ein paar mal seinen Namen unter viele Papiere setzt und — einen bessern Zustand vermißt und hofft.

Auch war die zweideutige Rolle, die A. von Feuerbach seit seinen mit Schuckmann angeknüpften und geheimgehaltenen Unterhandlungen wegen seiner Berufung nach Preußen spielte, seiner Denkungsart und seinen Gefühlen zuwider. Er schreibt:

Es kann einem ehrlichen Manne wol ziemen, den Staat in dem er nicht mehr nach Kräften wirken zu können glaubt zu verlassen; aber der Zwischenzustand, wo man gegen den einen Staat noch die heilige Eidespflicht trägt, während man durch Unterhandlung mit einem andern an dieser Eidespflicht rüttelt, wo man noch lange unthätig des einen Brot verzehrt, während das Herz, die Hoffnung, die Erwartung dem andern zugewendet ist — dieser Zustand des Uebergangs hat, zumal wenn er lange dauert, Etwas, vielmehr Vieles an sich was der Treulosigkeit sehr nahe verwandt ist und daher selbst mein moralisches Gefühl beleidigt. Der Ruf der unbestechlichsten Treue und Redlichkeit hat acht Jahre lang mein öffentliches Leben geehrt; ich wünsche in Baiern diesen Ruf nicht durch die letzte Periode zu vermindern.

Aus der Berufung nach Preußen wurde jedoch Nichts und A. von Feuerbach verzichtete endlich selbst darauf. Er schreibt 1816:

Gegen Preußen habe ich aus Gründen sehr argen Widerwillen gefaßt. Minister Schuckmann hat nicht nur Nichts für meine Berufung gethan, sondern (wie ich beinahe als Gewißheit annehmen darf) dieselbe hintertrieben. Als er mir zu Karlsbad den ersten Antrag machte, kannte er nur den Criminalisten Feuerbach; erst in Berlin lernte er den ganzen Feuerbach kennen und fand da in den politischen Grundsätzen des Mannes eine Person, von welcher sein Aristokratismus, der im Despatismus seine Stütze sucht, wunderbar und zum Schrecken überrascht wurde. Zum Andern habe ich gewisse Thatsachen, welche mich bestimmt schließen lassen daß von der preußischen Regierung aus die bairische Kenntniß von meinen Unterhandlungen mit Berlin und ihrem Mislingen erhalten hat. Endlich kann ich nicht bergen daß die hohe Achtung gegen die preußische Regierung und meine begründete Erwartung Dessen was von ihr ausgehen werde sich bei mir in Nichts aufgelöst oder in das Entgegengesetzte verkehrt hat. Alle Achtung gegen den hohen Edelsinn des preußischen Volks! aber seine Regierung legt eine so kleine armselige Politik in dem Innern wie im Aeußern an den Tag daß sie in der öffentlichen Meinung alles Zutrauen verloren hat und im ganzen Deutschland keine einzige jetzt so sehr verabscheut und so entsetzlich tief verachtet wird als die preußische u. s. w.

Mit fester Entschlossenheit wies A. von Feuerbach in München eine Ernennung zurück, durch die seine Feinde, unter der Maske als wollten sie seine ausgezeichneten Verdienste belohnen, ihn ehren und erheben, ihn vielmehr entfernen wollten. Er schreibt aus München den 26. März 1816:

In wenigen Wochen sollen die Provinzen Salzburg sammt dem Inn- und Hausruckviertel an den Kaiser von Oestreich abgetreten werden. Um mich unter schicklichem Vorwand an Oestreich zu überliefern, wurde ich durch das in Abschrift beiliegende Rescript zum Generalcommissar, d. i. in der preußischen Terminologie zu reden, zum Oberpräsidenten dieser Provinzen ernannt. Die Stelle trägt 12,000 Gulden ein. Aber da ich mit meinen acht Kindern protestantischer Religion bin und in dieser Eigenschaft einen so hohen Posten bei Oestreich nimmermehr behalten würde, da ich (ein Gelehrter und Rechtsmann) nie ein Dorf administrirt habe und nach allen meinen geistigen Eigenschaften durchaus nicht im Stande bin einer großen Provinz im Verwaltungsfache vorzustehen, so ist, abgesehen von tausend andern Gründen, diese meine Erhebung nichts Anderes als — eine Entsetzung und Auslieferung.

Drei mal wurde durch feierlich ausgefertigte Decrete ausgesprochen daß es aller Gegenvorstellungen A. von Feuerbach's ungeachtet bei der Versetzung nach Salzburg sein unabänderliches Bewenden behalte;

und doch mußte, nachdem ich eine Hauptmine hatte springen lassen, fünf Tage nach dem letzten Decrete das unabänderliche Bewenden sich ändernd zum Entgegengesetzten wenden; eine Staffette mußte von München nach Salzburg die Nachricht tragen daß „gewisse außerordentliche, seit meiner Ernennung zum Generalgouverneur eingetretene Umstände Se. königl. Majestät bewogen hätten mich des Antritts dieser Stelle in Gnaden zu entheben".

A. von Feuerbach erhielt nun zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen unbestimmten Urlaub mit dem Anhang daß über seine Anstellung nach seiner Rückkehr entschieden werden solle. Ueber diese neue Anstellung meldet er endlich an Tiedge und Elise von der Recke (München, 21. März 1817):

Meine Kämpfe sind ausgekämpft und ein ehrenvoller, friedlicher, den politischen Stürmen entrückter Wirkungskreis ist gewonnen. Ich bin unter Beibehaltung meines Titels als wirklicher Geheimer Rath zum ersten Präsidenten des Appellationsgerichts für den Rezatkreis zu Ansbach ernanne worden. Zugleich hat der gute König die Gnade, für meine beiden ältesten Söhne Anselm und Karl aus Rücksicht ihrer ausgezeichneten Talente und Kenntnisse die Sorge eines Vaters zu übernehmen; für ihre ganze Universitätszeit ist diesen meinen Kindern die jährliche Summe von 1600 Gulden aus der Cabinetskasse angewiesen worden.

In Ansbach blieb nun A. von Feuerbach bis zum Schlusse seines Wirkens. Er wirkte sonst, wie aus einem Briefe an Elise von der Recke (Ansbach, 21. Juli 1817) hervorgeht, auf einen Umkreis von vierthalb Millionen Seelen, jetzt nur auf einen Bezirk von einer halben Million:

aber dort wirkte ich unsicher, blos auf die äußerste Oberfläche hin und in ewigem unentschiedenen Kampfe des Guten mit dem Bösen; hier bin ich Herr meiner Thaten, wirke besser weil ich freier wirke, wirke eindringender weil der Gegenstand enger beisammenliegt. Es gibt freilich viel Mechanismus bei meiner Arbeit: Ordnung, strenge Pünktlichkeit sind das Erste; aber auch das Seelenlose bekomme eine Seele durch den Gedanken daß das Nützliche im Großen immer nur aus dem Kleinen hervorgeht, und daß die rechtliche Form (welche vor dem grobsinnlichen Auge so starr und widerlich dasteht) nur ein heiliger Tempel ist, in welchem die Gerechtigkeit wohnt, und daß jene Mauern sie beschützen. Mit den Pflichten meines schönen Berufs verbinde ich so eng als möglich die gesellschaftlichen Genüsse. Zurückgezogen von dem Umgang der schalen, faden eleganten Welt lebe ich wie ein Vater unter seinen Kindern, geachtet und geliebt, mit den Männern mit welchen mein Amt mich am nächsten verbindet. Unter den 20 Männern, die als Vicepräsidenten, Directoren oder Räthe meines

Leitung zunächst untergeben sind, befinden sich 16 durchaus brave Leute, unter diesen 16 mehre ganz vortreffliche Seelen.

In die Hauptstadt und das wilde Gewühl des Hoflebens und in das bodenlose Meer der Cabale wollte nun A. von Feuerbach nicht mehr zurück.

Da verdirbt man an Geist und Herz und Leib. Was hinter den vergoldeten Herrlichkeiten zu finden ist, das habe ich erfahren. Die schönsten, frischesten Tage meines Lebens sind dort verschleudert worden; die übrigen will ich sparsam mir erhalten und in ruhiger, ungestörter Wirksamkeit genießen.

Der Justizminister Graf Reigersberg und der König bezeigten A. von Feuerbach ihre vollkommene Zufriedenheit.] Er schreibt aus Ansbach (14. December 1817):

Noch immer gibt mir das Schicksal Beweise daß es sich mit mir versöhnt hat. Eins muß ich Ihnen erzählen, weil es einen rührenden Zug in dem Charakter meines guten Königs bewährt. Ich war noch zu München ein nicht unbedeutendes Capital bei dem Banquier Seeligmann (jetzt Baron Eichthal) schuldig. Kaum war neulich der Minister aus Ansbach zurück, so schickt er mir meinen Schuldschein mit dem Bemerken: der König habe zufällig von einem Papier erfahren, das ich in München mitzunehmen unterlassen, er mache mir damit zum Zeichen seiner Gnade hier ein kleines Geschenk. Mit umgehender Post schrieb ich wie natürlich einige Worte des innigsten Dankes meinem guten Vater Max.

Dieser, „um jenem großmüthigen Geschenk erst seinen höchsten Werth zu geben", antwortete mit einem sehr gnädigen Handbillet, welches mit abgedruckt ist (II, 83).

Von Ansbach aus theilt A. von Feuerbach vielfach seine Ansichten über kirchliche und politische Zustände und Bestrebungen mit. Er berichtet über die Feier des Reformationsfestes, über Pöschel als das Haupt einer „tigerartigen" fanatischen Sekte. (Pöschel, sonst ein sehr heller, gutdenkender, sanft und menschlich fühlender katholischer Geistlicher, hatte den Buchhändler Palm zum Tode vorbereitet und war auf der Richtstätte Zeuge der Unmenschlichkeit gewesen, womit Palm qualvoll ermordet wurde. Seit jener Schreckensscene war Pöschel in Schwermuth und von da in schwämerische Verrücktheit versunken, die ihn zum Haupt einer Sekte machte. Die nähern Berichte A. von Feuerbach's über diese sind sehr interessant.) Auch wirkte A. von Feuerbach eifrig für die Sache des Protestantismus in Baiern mit. Er schreibt den 21. Januar 1818 an Tiedge:

Bei uns hat ein ganz neues, noch nie erhörtes Naturwunder sich ereignet. Am hellen Mittag der Geisterwelt hat die Hölle ihren Rachen geöffnet und auf ein mal sieben volle Jahrhunderte verschlungen, sodaß das heutige Jahr nicht mehr 1818, sondern 1073 ist, wo Papst Gregor VII. wieder als Statthalter Christi uns regiert. Leibhaft ist er aus seiner Verwesung wieder auferstanden, das blutige Kirchenschwert in der einen, den Bannstrahl in der andern Hand, seinen Fuß auf eines Königs Nacken, umqualmt von schwarzem Höllenbrudel, der in dichten Wolken über das Land sich lagert und die Sonne verfinstert, und worin viele Tausend Teufelslarven in Mönchskutten und Bischofsmützen auf- und niederweben und durch ein gellendes Hohngelächter über Menschheit und alle menschliche Weisheit, Wissenschaft und Tugend — die Sinne betäuben.

Er bezeichnet damit das Concordat zwischen Pius VII. und Baiern, dessen gefährliche und geistesverderbliche Artikel er näher beleuchtet. Er schildert die Stimmung des Landes, hofft daß auch die Protestanten außer Baiern sich regen werden, „man rechnet insbesondere auf die Sachsen und Preußen", und fodert Tiedge und Elise auf diese heilige Angelegenheit zur größten Publicität in ihrem Kreise zu bringen.

Suchen Sie alle kräftigen Männer von Geist und Herz dafür zu erwärmen und tragen Sie das Ihrige bei daß die Sache in Druckschriften, Journalen, Zeitungen u. s. w. so viel und so laut als möglich besprochen werde. Schweigen heißt die Unterdrückung mit befördern.... Nicht blos Denkfreiheit ist in Gefahr, sondern Alles, Alles! der Friede der Völker, die Sicherheit der Throne, das Glück und das Leben aller Einzelnen, die edelsten Besitzthümer aller Geister, die Hoffnungen aller Bessern. Wilde Kriege, in welchen Politik ihre Gifte mischt und politischer Fanatismus mit religiöser Wuth um die Wette morden und brennen und Europa in eine Wüstenei umkehren: diese entsetzlichen Aussichten, bei welchen der Genius der Menschheit weint, sind eröffnet, wenn nicht Gott die Kräfte aller bessern Menschen unterstützt und mit Weisheit die Fürsten erleuchtet.

A. von Feuerbach wirkte soviel er konnte gegen die Finsterlinge.

Finstere Prophezeiungen über Europas Schicksal finden sich noch öfter in diesen Briefen aus Ansbach im zweiten Bande. So z. B. in dem Briefe vom 5. August 1817 an Elise:

Mit Europa wird es bald aus sein. Mit Blut und Thränen wurde gesäet, Blut und Thränen wird man ernten. Das neue bessere Leben wird erst dann wieder kommen wenn der Tod überstanden ist. Jetzt liegt erst Europa auf seinem Sterbebette; die Todtengräber warten schon auf sein Hinscheiden; sie stehen in Heerscharen im Norden; aus dem Moder und der Verwesung kommt, aber — vielleicht nach einem Jahrtausend das junge Leben eines wiedergeborenen Geschlechts. Als Jüngling tritt Amerika auf die Weltbühne. Und das ist, wie die Geschichte lehrt, das allgemeine Gesetz daß Völker wie Einzelne ihre Lebensstufen durchwandern. Auf das Greisenalter folgt der Tod; und unser Europa ist schon lange über das Mannesalter hinaus, hat graue Haare und schleppt sich matt an den Krücken; es ist überdies kindisch geworden, wie man in jedem Zeitungsblatte lesen und mit eigenen Augen wahrnehmen kann.

Den 23. Februar 1818 schreibt er an seine Freunde:

Ihre Ansichten über die großen Tendenzen unserer Zeit theile ich vollkommen. Es geht offenbar ein Plan durch die Welt: durch Verwirrung der Köpfe Finsterniß in die Seelen zu bringen und in der Finsterniß den Völkern das Netz über die verwirrten, schwindelnden, im Dunkel taumelnden Köpfe zu werfen. Die Belehrungen der Geschichte sind für Diejenigen die alles Dieses machen ganz und gar verloren. Das Schicksal der Welt ist in die Hand von Bösewichtern und Dummköpfen gelegt: die letztern verstehen jene Lehren nicht; die ersten wollen sie nicht brauchen; denn diese rechnen nur auf sich und die kurze Spanne ihres Daseins: daher sagen sie in ihren Herzen: Die Folgen der Warnung treffen uns nicht mehr, après nous le déluge! Die Canaille nach uns mag sehen wie sie aus dem Brande sich rettet, den wir angeschürt haben, um an dem Feuerchen unsere Aepfel zu braten.

Aber daß A. von Feuerbach sich nicht blos in solchen Klagen gefallen, sondern, soviel in seinen Kräften stand, dem bösen, pfäffischen, verfinsternden und verwirrenden Geiste entgegengearbeitet hat, geht aus mehren Stellen hervor. Den 27. März 1819 schreibt er an Tiedge und Elise:

Nie hätte ich geglaubt wie groß die Macht eines Mannes von einigem öffentlichen Ansehen ist, sobald er nur soviel Resignation hat, sich hinter den Coulissen zu halten und Andere auf die sein Geist im Stillen eingewirkt handeln zu lassen. So ist es z. B. buchstäblich wahr: der Mann der das bairische Concordat mit dem Papst zerrissen, der das Religionsedict, das protestantische Oberconsistorium, die nun bestehenden, von den Regierungen unabhängigen Provinzialconsistorien geschaffen, die protestantische Universität Erlangen gerettet hat, dieser Mann ist kein anderer als — Vesuvius. Aber nicht speiend, flammend, tobend hat er dies bewirkt, sondern ganz aus tiefer Stille heraus, durch ein etwas kühnes, gefährliches, aber wohlberechnetes Manceuvre, dessen Operationslinie vom Bodensee bis über das Fichtelgebirge hinausreichte und das ganz allein von Vesuv geleitet war. Vielleicht ist schon das hier Angedeutete zu viel für einen Brief. Aber wenn ich reden könnte und nicht schreiben müßte! *)

Auch die Ständeversammlung machte A. von Feuerbach viel zu schaffen; „ich bin immer dort, auch abwesend". Die Besten schlossen sich an ihn an und holten von ihm Rath. „Manches was in München gesprochen wird wurde erst hier in Ansbach geschrieben." Daneben beschäftigte sich A. von Feuerbach in seinen Mußestunden auch mit Poesie. Er übersetzte metrisch die „Gita-Govinda", eine überaus liebliche episch-lyrisch-dramatische Idylle des indischen Dichters Jajadeva. Den 11. Juli 1819 schreibt er:

Meine „Gita-Govinda" ist ganz zum Druck fertig. Aber ich fürchte mich noch zur Zeit sie herauszugeben, weil (so weit sind wir in Baiern mit der geistigen Cultur) ich den Vorwurf befürchten muß daß ich meiner Würde als Präsident durch die Herausgabe dieses Gedichts vergebe. Ein Gedicht, einen Roman drucken lassen heißt bei Hofe dort ungefähr ebenso viel als für Geld als Schauspieler vor dem Publicum auftreten.

Unterbrochen wurde A. von Feuerbach's Wirksamkeit in Ansbach durch eine zu wichtigen legislativen Zwecken ihm aufgetragene Reise nach Paris. In Ansbach hatten sich nämlich (vergl. den Brief aus München vom 26. Februar 1821) einige seiner Untergebenen auf sehr respectwidrige Art seinen Anordnungen widersetzt; er wurde davon so angegriffen daß ihn das Fieber packte und er ins Bett mußte. Dieser und noch ein zweiter Vorfall trieb ihn nach München, um die allerhöchste Autorität zu Hülfe zu rufen. Der nächste Zweck seiner Reise war in den ersten Tagen erreicht; aber er fand auch sehr bald was er nicht gesucht hatte, den Auftrag zur Reise nach Paris, „nicht zu diplomatischen, sondern zu legislativen Zwecken der wichtigsten Art". Sehr interessant ist sodann A. von Feuerbach's Brief aus Paris (11. Mai 1821) an den Minister von Zentner. Er wurde in engerm Cirkel mit Lafayette, Benjamin Constant und Manuel bekannt. Von Herren der Pairskammer besuchte er den Fürsten Talleyrand, Herzog von Dalberg, Marquis de Boisgelin und den alten ehrwürdigen Exsenator Grafen Rigal.

Auch den Deputirten der Stadt Strasburg, von Türkheim, darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Durch diese und andere Männer erhalte ich Mittheilungen welche durchaus nicht, wenigstens nicht vollständig vor das Publicum kommen.... Einige male war ich in der Deputirtenkammer, wo ich Nichts merkwürdiger fand als die höhnende Insolenz, womit die rechte Seite die linke behandelte. Gewisse neue Begebenheiten haben einer unverbesserlichen Partei nun vollends den Kopf verwirrt, sodaß sie in wildem Taumel sich dem Abgrunde entgegenstürzt, der sich ihren durch Leidenschaft verblendeten Augen verbirgt. Die Minister selbst sollen über den Unfug der rechten Seite jetzt bedenklich geworden sein. Bei den Festen am 1., 2. und 3. Mai, wo ich mich am 2. in den Champs élysées unter dem Volke umhertrieb und am Abende dem Balle beiwohnte, welchen die Stadt Paris der königlichen Familie auf dem Hôtel de ville gab, war eine seltene Eigenheit zu beobachten: aller mâts de cocagne, Musikchöre, Gaukler- und Schauspielerbuden, Wein-, Fleisch-, Brot- und Bonbonsaustheilungen ungeachtet trieb sich das Volk auf den Champs élysées mit einer Art trübsinniger Gleichgültigkeit umher; bei der Revue der Truppen empfing der König nur hier und da ein sehr dünnes Vivat; in den Freitheatern wurden die Anspielungen auf die Taufe des Herzogs von Bordeaux großentheils entweder mit Gleichgültigkeit aufgenommen oder gar ausgezischt u. s. w. Ueberhaupt aber herrscht ein großes Schweigen unter diesem sonst so lebhaften Volke: Jedermann hält mit seiner Meinung zurück, wenn ihm nicht der Mann schon durch die seinige bezeichnet ist, nur in den großen Soirées treiben sich Menschen verschiedener Parteien durcheinander; außerdem hat jede ihre eigenen Gesellschaften, ihre eigenen Cirkel, ihre eigenen Kaffeehäuser u. s. w., wo sie frei ihre Meinung verhandelt. Am freimüthigsten und gesprächigsten ist jetzt der Franzose nur unter vier Augen u. s. w.

Nach seiner Rückkehr von Paris wurde A. von Feuerbach zum wirklichen Staatsrathe im außerordentlichen Dienste ernannt, wodurch ihm als Chef eines obersten Provinzial-Collegiums der Titel Excellenz gesetzlich beigelegt worden. Da der Protestantismus in Baiern aufs neue stark bedroht wurde, so verwendete er sich wieder eifrig für denselben, worüber mehre Briefe aus Ansbach berichten. Er entwirft traurige Schilderungen von dem Siege des Pfaffenthums und den Fortschritten des Kryptokatholicismus. Aus einem Briefe aus Ansbach (Winter 1823) geht hervor daß man ihn als einen gefährlichen Mann, welcher unter den Protestanten den Religionsfanatismus aufzuregen suche, die Rechte der königlichen Gewalt antaste u. s. w., verdächtig zu machen suchte.

Zu offenbaren Schritten gegen mich haben es unsere Pfaffen noch nicht bringen können, aber daß es ihnen gelungen ist, heimlich wieder bei Hof ein recht dickes Cabalengewebe wider mich zustandezubringen, habe ich zu glauben mehrfache Veranlassung.

Er fodert, da in den ersten Tagen des April die königliche Familie nach Dresden abreist, Elise auf der Königin aufzuwarten und, da sie durch ihn von den kirchlichen Dingen in Baiern weit besser unterrichtet sei als „die mit Hofschranzen und Hofpfaffen umringte gute Königin", dieser so klar als möglich zu machen, „was in unsern Tagen der Kryptokatholicismus ist, wie weit er seine Herrschaft verbreitet hat, welcher Mittel er sich bedient" u. s. w. Den 14. Juli 1824 schreibt er aus Ansbach an seinen Sohn Eduard:

Was man nur immer dem Namen Feuerbach anhaben kann, das thut man jetzt, und dein Bruder Karl hat, wenigstens durch Unvorsichtigkeit und Leichtsinn, das Seinige gethan, den Feinden jenes Namens wo nicht einen Triumph, doch Vorwand zu Verdächtigungen und offenen oder versteckten Verfolgungen zu gewähren.

*) Das Briefgeheimniß wurde in jenen Zeiten oft verletzt, wie aus mehren Andeutungen Feuerbach's hervorgeht.

Im Mai 1824 war Karl Feuerbach nämlich wegen demagogischer Umtriebe in Erlangen als Professor der Mathematik am dortigen Gymnasium verhaftet und nach München in den Neuen Thurm abgeliefert worden. Ueber das traurige Schicksal dieses seines Sohnes im Gefängniß macht später A. von Feuerbach erschütternde Schilderungen. Derselbe war im Kerker in eine Gemüths- und Geisteskrankheit verfallen, in der er sich entleiben wollte, in der Einbildung, durch seinen Tod den übrigen Jünglingen, die nur seinetwegen noch im Kerker schmachteten, die Freiheit wieder zu geben. Er hatte sich darum mit seinem Federmesser an beiden Füßen die Ader geöffnet, sodaß ihn der Wärter im Blute schwimmend fand u. s. w. Die nähern Berichte enthalten die Briefe vom 4. März und vom 15. Mai 1825. Später wurde er so weit als möglich wiederhergestellt.

Ueber Hochverrathsbeschuldigung gegen Feuerbach und die in Baiern sogenannten norddeutschen oder protestantischen Gelehrten enthält der Brief A. von Feuerbach's an den Justizminister von Zentner nebst Anlage vom 20. October 1824 das Nähere. Daß unter solchen und andern Umständen und Erlebnissen, durch die A. von Feuerbach erfuhr: „Das Leben ist eine sehr gute Schule; nur ist leider die Zucht gar zu streng", der sehnlichste Wunsch desselben nur noch dahin ging, den Rest seines „kummervollen und mühseligen" Lebens in Ruhe zu verbringen, darf nicht Wunder nehmen. Den im October 1828 an ihn von München aus ergangenen Auftrag zur Abfassung des bürgerlichen Gesetzbuchs für Baiern lehnte er, so ehrend dieser Auftrag auch war, ab. Die nähern Motive zu dieser Ablehnung finden sich in den Briefen aus Ansbach an Herrn von Spies, vom 27. October 1828 u. s. w. A. von Feuerbach sagt da unter Anderm (II, 281 fg.):

In einem Alter, wo schon die Jahre ernstlich mahnen, mit dem noch kleinen Vorrath von Zeit und Kräften sparsam umzugehen, pflegt man bei großen Unternehmungen, zumal wenn deren Erfolge nicht klar vor Augen liegen, sich ängstlicher zu bedenken. Die an mich gestellte Frage: ob ich wol jenes Werk zu unternehmen geneigt sei? heißt für mich nichts Geringeres als: ob ich fortan nach geleisteter amtlicher Tagesarbeit den besten Theil meines wenigen geistigen Vermögens, wie bisher geschehen, den Wissenschaften nützlich zuwenden oder an eine Arbeit hingeben soll, von welcher, so herculisch sie ist, mit allem Grund befürchtet werden muß daß sie vergeblich gethan werde? Ich rede in diesem Briefe vertraulich zu Ihnen als Freund und frage Sie: ob Sie, so wie die sachlichen und persönlichen Verhältnisse in Baiern stehen, es irgend für möglich halten daß ein Werk wie ein bürgerliches Gesetzbuch, und wäre es von einem Erzengel geschrieben, durch alle unsere Commissionen, Sectionen, Deputationen und Kammern hindurchdringen könne, ohne als ein zerlästertes, zerrissenes, verpfuschtes, sündliches Machwerk in die Welt zu treten, welches dem Lande zum Unglück, Jedem der seine Hand dabei im Spiele hatte, vor Allen aber dem Sündenbock-Redacteur, zur Schande gereicht? Die Verfasser aller vorhandenen rühmlichen Gesetzgebungswerke besaßen zugleich die Macht oder wenigstens den Einfluß, dessen es bedurfte, um ihrem Werke die erfoderliche Geltung zu verschaffen. Welcher einigermaßen ehrenwerthe Baumeister wird aber auf seine Gefahr auch nur ein gemeines Wohnhaus, geschweige einen Palast unter der Bedingung auszuführen unternehmen, daß das Gebäude, sobald es fertig geworden, von den Maurer- und Zimmergesellen im Verein mit den pastoribus loci und mit einem Haufen Leute, wie man sie auf der Straße findet, geprüft, dann, nachdem die majora fallen, bald diese, bald jene Partie eingerissen, angebaut, eingeschoben oder eingeflickt und zuletzt, was noch immer das Beste bei der Operation bleibt, vom Giebel bis zum Boden zusammengeworfen werde? Um Großes zu unternehmen, dazu bedarf es des Muthes und hierzu wenigstens der Hoffnung des Gelingens. So oft ich auf mein legislatives Wirken in Baiern zurücksehe, dringt sich mir mit Schrecken oder Wehmuth der Gedanke auf daß ich größtentheils die Bestimmung meines Lebens verfehlt, daß ich den schönsten Theil meiner Jahre und meiner Kraft unter Verdruß und Mühseligkeiten, ohne Nutzen wie ohne Dank an die mancherlei vergeblichen Versuche des bairischen Staats sich eine allgemeine Gesetzgebung zu schaffen verschleudert habe. Vieles Andern will ich nicht gedenken.

Zur Kenntniß des legislativen Geistes A. von Feuerbach's dienen in den beiden Bänden verschiedene, chronologisch eingeordnete Vorträge und Denkschriften. Im ersten Bande: „Ueber die bevorstehende Reform der bairischen Criminalgesetzgebung", 1805 geschrieben, worin sich A. von Feuerbach entschieden gegen die grausame, die Verbrechen nicht vermindernde, sondern vermehrende, den Charakter der Nation verderbende und entehrende Strenge der frühern bairischen Criminalgesetzbung ausspricht und überall seine Urtheile durch merkwürdige historische Beispiele belegt, aus denen hervorgeht daß sogar die Tortur, „dieses furchtbare und blinde Ungeheuer", im 19. Jahrhundert unter Max Joseph's „weisem und mildem Scepter" noch das gewöhnliche gangbare Mittel war, aus dem Leugnenden das Bekenntniß der Schuld zu pressen. Ferner: „Vortrag im Geheimen Rath, die Einführung des Code Napoléon in Baiern betreffend" (München 1809), nebst Nachträgen zu diesem Vortrag, worin A. von Feuerbach die Grundsätze des Code Napoléon: 1) Jeder Unterthan ist im Verhältniß zu andern Unterthanen ein freier Mensch: er ist frei geboren und er muß frei bleiben. 2) Alle Unterthanen sind gleich vor dem Gesetz. 3) Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Staats von der Kirche in allen bürgerlichen Dingen. 4) Freiheit des Eigenthums soll begünstigt werden. 5) Der freie Umtausch des Eigenthums soll befördert werden. 6) Die Vertheilung des Eigenthums soll befördert werden; — gegen die Bemerkungen und Einwendungen des Grafen zu Törring in Schutz nimmt, und gegen des Grafen von Arco Behauptung, jene Grundsätze seien nur für einen demokratischen, nicht für einen monarchischen Staat anwendbar, vielmehr zeigt: 1) daß jene Grundsätze Nichts weniger als demokratisch sind; 2) daß sie nicht erst des Code Napoléon bedürfen, um als Grundsätze des bairischen Rechts betrachtet zu werden.

Dieser den Code Napoléon betreffende Vortrag nebst Nachträgen ist höchst lehrreich und mit A. von Feuerbach's gewohnter Klarheit und Schärfe durchgeführt. Dasselbe gilt aber auch von seinen „Betrachtungen über das Geschworenengericht, an Villers" (1812), über den „Geist des Strafgesetzbuchs von 1813, aus dem Vortrage im Plenum des königlichen Geheimen Raths"; ferner

„Ueber das öffentliche Schlußverfahren bei Capitalverbrechen", wozu im ersten Bande noch kommt: „Vortrag, die künftig einzuführende Todesstrafe betreffend", und „Gutachtliche Erinnerungen über die von Director von Gönner und E. von Kobell verfaßten Motive zum Allgemeinen Strafgesetzbuch". Die wichtigen Sätze, die A. von Feuerbach in diesen Schriften durchführt, müssen mit ihrer Begründung im Zusammenhange gelesen werden, weil sie erst in diesem ihr volles Verständniß erlangen, wie z. B. der Satz:

Eine Gesetzgebung welche auf bleibende Anwendbarkeit Anspruch mache muß das Mittel halten zwischen beiden Extremen; sie darf keine richterliche Willkür begünstigen oder möglich machen, muß aber dem vernünftigen richterlichen Ermessen innerhalb bestimmter Grenzen die gehörige Freiheit lassen.

Im zweiten Bande finden wir A. von Feuerbach's politische Ansichten „Ueber die Nothwendigkeit eines zu errichtenden deutschen Fürstenbundes", die er mit einem Briefe an den Minister des Auswärtigen Grafen von Rechberg (München, 11. März 1817) schickte. Er beweist darin daß der Deutsche Bund den kleinern Staaten keine Sicherheit gegen Oestreich und Preußen gewährt, und beantwortet dann, mit vorzüglicher Rücksicht auf Baiern als den ihn zunächst angehenden Staat, die Frage:

Wenn also der Deutsche Bund keine Sicherheit gegen Oestreich und Preußen gewährt und gleichwol Etwas zur Gründung dieser Sicherheit gethan werden muß: was kann, was soll für diesen Zweck gethan werden?

Er findet nur zwei Fälle möglich, entweder: 1) Baiern schließt sich einem andern selbstmächtigen Staat an, verbindet sich mit einer europäischen Macht, oder 2) Baiern verbindet sich mit andern deutschen Staaten zweiten und dritten Ranges und wird (was alsdann sein natürlicher Beruf ist) selbst das Haupt eines Bundesvereins. A. von Feuerbach entscheidet sich für den zweiten Fall und gibt dafür seine Gründe an, die hier anzuführen jedoch der Raum verbietet. Auch zeigt er die Vortheile eines solchen aus kleinern Staaten zusammengesetzten Fürstenbundes, an dessen Spitze Baiern stünde.

Sehr launig ist im zweiten Bande die „Unterthänige Vorstellung und Bitte der gefangenen Gerechtigkeit an eine hohe Ständeversammlung zu Y." (Ansbach, März 1819), die abschriftlich einigen Deputirten mitgetheilt wurde. Die seit längerer Zeit entthronte und gefangen gesetzte, mit Fußschellen gefesselte Gerechtigkeit schildert darin ihren jämmerlichen Zustand und die Treulosigkeit ihrer Priester und Oberpriester, die von den Opferstücken auf ihrem Altare leben, von ihr zu Lehn ihre Würden und Aemter tragen und doch sie so treulos in der Noth verlassen, ja sogar verspottet und verhöhnt haben, sagend, sie sei unabhängig und frei. Welche Bewandtniß es mit dieser so gerühmten Freiheit und Unabhängigkeit habe, zeigt sie in ergreifender Schilderung und fährt dann fort:

So sehr ich Ihnen für die mir geschenkte Hoffnung auf den Tag der langentbehrten goldenen Freiheit zu innigstem Dank mich verpflichtet fühle, so sehr (um es aufrichtig zu gestehen) bin ich erschrocken, als ich vernommen habe daß Viele von Ihnen damit umgehen, zur Besserung und Wiederherstellung meines Wesens mich vor allen Dingen öffentlich zu machen.

Sie ist zwar nicht gegen die Oeffentlichkeit an und für sich, aber sie bittet bei ihrem dermaligen Zustande ihr erst einige gelehrte, wohlerfahrene Aerzte zu schicken, welche sie von innen heraus gründlich heilen, die durch mancherlei alten Gesetzunrath verstopften ersten Wege reinigen und ihre in der Gefangenstube durch unzählige schädliche Influenzen abgeschwächten Kopfnerven stärken. Es heißt hier (II, 105 fg.):

Und dann, hochansehnliche Versammlung! belieben Sie sich aus dem Obengesagten zu erinnern, wie so ganz kläglich mein ganzes äußeres Ansehen ist und daß ich, so wie ich jetzt bin, durchaus keine Ehre davon haben würde, von der ganzen Welt gesehen und betrachtet zu werden. Das hat noch meine Gefangenschaft Gutes an sich daß sie wenigstens meine Schande verbirgt. Jetzt bekommt mich doch Niemand zu sehen als mein Inspector, der da meint, ich sähe noch immer gut genug aus, und was die andern Leute in der Welt betrifft, so haben sie Ursache zu glauben daß es wenigstens nicht so ganz arg mit mir aussehen müsse, weil man doch immer noch so viele Karren und Wagen voll gelieferter Arbeit aus meiner Stube herausführe. Solchergestalt genieße ich wenigstens des Trostes, mich noch zur Zeit blos vor mir selbst schämen zu müssen. Sollte ich nun sogar noch dieses letzten Trostes und zwar von meinen eigenen Freunden beraubt werden? Würden Sie sich nicht sträuben, meine gnädigen Herren, wenn man Ihnen zumuthete ohne Strümpfe und Beinkleider sich vor den Galerien zu produciren? Nun! und ich, eine züchtige Frau, sollte, so wie ich bin (Sie verstehen mich, wenn Sie an Obiges sich zu erinnern belieben), vor Herren und Damen und Gassenjungen mich präsentiren! Glauben Sie mir es doch ja auf das Wort: ich muß erst ganz neu von Kopf bis zu Fuß eingekleidet werden, ehe ich mich nur einigermaßen mit Ehren darf sehen lassen. Mit den Prachtkleidern, dem königlichen Purpurmantel und der hellstrahlenden Krone mag es einstweilen noch anstehen. Aber nur vorerst das Allernothdürftigste! soviel nur als die Sittlichkeit und der gemeinste Anstand erfodert.

In legislativer Beziehung lehrreich ist besonders noch am Schluß des zweiten Bandes der Anhang „Ueber die Polizei-Strafgesetzgebung überhaupt" und der zweite Theil eines „Entwurf des Strafgesetzbuchs" (München 1822). Auch hier geht die scharfsinnige Kritik A. von Feuerbach's oft in die heiterste Laune über, die das Verkehrte in seiner ganzen Lächerlichkeit zeigt, sodaß es wahrhaft belustigend ist, diese Kritik des bairischen Entwurfs von 1822 zu lesen. Denn nach diesem Entwurf mit seinen 356 Paragraphen gibt es eine solche Menge von Polizeiübertretungen

daß wirklich kein Glied des menschlichen Leibes zu nennen, keine Bewegung oder Nichtbewegung desselben zu erfinnen ist, dem nicht nach Umständen und Voraussetzungen seine gebührige Strafe gesetzt wäre. Vorsichtiger kann die Vorsicht selbst nicht sein als sich die Polizei in unserm bairischen Entwurfe zu erweisen versucht hat.

A. von Feuerbach zeigt durch ergötzlich gewählte Beispiele daß er nach diesem Entwurfe in nicht weniger als zwölf Stunden bei dem besten Willen in den Fall kommen kann, in maximo folgende Strafen theils mit seinem Leib, theils mit seinem Geld zu bezahlen: 1) wegen eines Brummochsens, der durch sein rothes Schnupf-

tuch wild werden konnte, Gefängniß auf 8 Tage; 2) für eine bei Tische zerrissene Knallpapillote in Gegenwart einer schwangern Dame rechts Gefängniß auf 14 Tage; 3) wegen einer verdienten Sottise und daraus entstandenen heftigen Gemüthsbewegung der schwangern Dame links Gefängniß auf 14 Tage; 4) weil ich auf Verlangen des Landgerichtsarztes den Scheintodten, welcher auch todt geblieben ist, nicht frottiren helfen, Gefängniß auf einen Monat; 5) für eine geschriebene Dedication Gefängniß auf 14 Tage; 6) weil ich den taubstummen verlaufenen Jungen habe aus meinem Hause führen lassen, 150 Fl.; 7) weil ich ein verlaufenes Weibsbild nicht habe in meinem Hause Kindbett halten lassen, 200 Fl. Thut im Ganzen zwei Monate und drei Wochen Polizeiarrest und 350 Fl. Geldstrafe. Diese sieben Fälle nebst den §§. des bairischen Entwurfs, worauf sie sich beziehen, muß man in ihrer ausführlichen launigen Darstellung im Buche selbst nachlesen. Betreffs des Artikel 308 des erwähnten Entwurfs, welcher lautet:

Wer öffentlich durch Rede, durch Lehre, Schrift oder bildliche Darstellung solche Grundsätze, Meinungen oder Gesinnungen verbreitet, welche wider die Grundlagen der Sittenlehre und Religion gerichtet oder sonst für Sitten oder Religion von gemein-verderblicher Beschaffenheit sind; wer sich öffentlich auf eine die Ehrfurcht gegen das höchste Wesen gröblich beleidigende Weise äußert: ist mit Arrest von drei Tagen bis zu drei Monaten zu strafen.

bemerkt A. von Feuerbach unter Anderm:

Die Künstler mögen besonders ihre Launen hüten. Wer eine Leda mit ihrem Schwane oder wer den liebenden Erzvater Loth mit seinen Töchtern oder eine Scene aus dem hohen Liede Salomonis malt, hat, wenn er auch dadurch die Grundlage der Religion und Sittenlehre nicht angegriffen hat, wenigstens solche Gesinnungen dargestellt, „welche für Sitten oder Religion von gemein-verderblicher Beschaffenheit" sind, und solch ein Künstler hat sicher seinen Arrest von ein bis drei Monaten zu erwarten, wenn nicht bei den zuletzt erwähnten Vorwürfen der Kunst sich für ihn allenfalls noch die Geistlichkeit in das Mittel schlägt. Ein Wieland kann nicht mehr zum zweiten mal in Baiern auftreten, ohne wegen des fünften Gesangs im „Oberon", wegen des „Agathon", des „Idris", der „Musarion", wegen des „Kombabus" und fast wegen aller seiner spätern Schriften, also wenigstens alle Jahre ein mal auf drei Monate in das Gefängniß zu wandern. Ein bairischer Goethe würde nicht zum zweiten male den „Prometheus" schreiben, ohne an den Grundlagen der Religion zu freveln, und hätte 1774 schon der Artikel 308 in Frankfurt a. M. gegolten, so hätte der wahre Goethe als Verfasser des „Werther", zumal diesem einige Narren in der That nachgefolgt sind, nicht eher als nach überstandenem Polizeiarrest seine liebe Vaterstadt verlassen. Schiller ist noch der erträglichste von allen diesen; indessen hätte er wenigstens zwei mal wegen Uebertretung des Artikel 308, zum dritten mal wegen des Artikel 53 den bairischen Polizeiarrest versuchen müssen. Das erste mal wegen der „Götter Griechenlands", das zweite mal wegen der „Resignation" und das dritte mal als Verbreiter staatsgefährlicher Grundsätze, wegen des „Tell". Da es bei diesen beiden Artikeln gar nicht einmal gerade auf das Selbstmachen, sondern nur blos auf das Verbreiten ankommt, so mögen die Herausgeber, Uebersetzer und Verleger der alten Classiker nur auch auf ihrer Hut sein. Wer den Tacitus oder den Livius uncastrirt herausgibt, verbreitet staatsgefährliche Grundsätze und Meinungen; mehre Oden des Horaz sind gegen einige Lobgesänge auf die alma mater umzutauschen; mit den tribus fratribus nequitiae, Catull, Tibull und Properz, auch Martial, ist mit der größten Vorsicht umzugehen; von allen Werken des Ovid ist Nichts mehr zu brauchen als seine „Jammerbriefe"; Lucian's gottlose „Göttersprüche" von Anfang bis zu Ende dürfen aus keiner bairischen Presse mehr hervorgehen; und wer den Petron edirt, hat nicht blos einfachen, sondern geschärften Polizeiarrest auf drei Monate zu gewärtigen.

Von Denkschriften im zweiten Bande ist endlich noch zu erwähnen A. von Feuerbach's „Mémoire über Kaspar Hauser", der Königin Karoline von Baiern übersandt. A. von Feuerbach versucht darin mit Klarheit und Schärfe einen **Beweis aus dem Zusammentreffen der Umstände** über den Stand Kaspar Hauser's, über den Zweck seiner Gefangenhaltung und über die hohe Familie aus der er stammt zu führen. Sehr interessant sind übrigens auch A. von Feuerbach's briefliche Mittheilungen über Kaspar Hauser, die für Psychologen Stoff zum Nachdenken liefern. (Vergl. die Briefe aus Ansbach vom 20. September 1828 fg.) Er schreibt:

Von der äußersten Wichtigkeit wäre es, wenn man von Anfang ein umständliches Tagebuch über die vielen psychologischen und physiologischen Erscheinungen an Kaspar geführt hätte. Aber das fiel den nürnberger Philistern nicht ein, ich selbst habe erst die Veranlassung gegeben daß die Bruchstücke jener merkwürdigen Erfahrungen nachträglich gesammelt werden. Ueberhaupt behandelten diese Nürnberger unsern Kaspar Monate lang blos als einen Gegenstand der Neugier; sein Pflegevater war ein Gefangenwärter; wie ein fremdes Thier wurde er in Gesellschaften und Wirthshäusern zur Schau herumgeführt, war den ganzen Tag der Schaulust der Neugierigen preisgegeben, mußte an sich beständig experimentiren lassen, indem man ihm z. B. Wein und Anderes dergleichen, wovon man wußte daß es seine Natur nicht vertragen konnte, heimlich in sein Wasser goß, und er stand so in der nahen Gefahr, in kurzer Zeit geistig und körperlich zugrundegerichtet zu werden. Daran daß man diesen Unglücklichen der Erziehung eines gebildeten Mannes ausschließend übergeben müsse war von dem Herrn Bürgermeister, der in seiner öffentlichen, übrigens ganz ungeeigneten, voreiligen Bekanntmachung soviel Humanität affectirt, gar nicht gedacht worden. Meine Reise nach Nürnberg gab erst der Sache eine andere Wendung, indem ich den ganzen Unfug, der mit Kaspar getrieben wurde, meinem würdigen Collegen, dem Regierungspräsidenten Herrn von Mieg, anzeigte, diesen auf das Erfoderliche aufmerksam machte und denselben veranlaßte, sogleich selbst nach Nürnberg zu reisen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen. Hierauf erst wurde Kaspar dem Professor Daumer übergeben u. s. w.

Im gleich darauf folgenden Brief sagt A. von Feuerbach:

Ueberhaupt gab mir bei diesem ganz einzigen Falle die Armseligkeit, Gemeinheit und selbst Inhumanität der meisten Menschen, von denen sich Besseres vermuthen ließ, vielfache Gelegenheit zu Aergernissen.

Nach A. von Feuerbach's Tode verbreitete sich im Publicum das Gerücht, er sei wegen seiner Theilnahme an Kaspar Hauser's Schicksal vergiftet worden, wozu der Herausgeber bemerkt: „Auffallend ist es allerdings daß Kaspar Hauser noch in dem nämlichen Jahre ermordet wurde." Aber die Leichenöffnung A. von Feuerbach's ergab daß alle edeln Theile ohne Fehler waren; die Krankheit ward für nervös erklärt.

Wenn sich nun in dem Bisherigen die fruchtbare Vielseitigkeit des öffentlichen Wirkens A. von Feuer-

bach's in juridischer, legislativer *), kirchlicher, politischer und allgemein-menschlicher Beziehung zu erkennen gegeben hat, so mag es zum Schluß noch gestattet sein, einige Urtheile A. von Feuerbach's über Zeitgenossen anzuführen, da sie ihn charakterisiren. Ueber Fichte schreibt A. von Feuerbach (Jena, 30. Januar 1799) an einen Freund:

Ich bin ein geschworener Feind von Fichte als einem unmoralischen Menschen, und von seiner Philosophie als der abscheulichsten Ausgeburt des Aberwitzes, die die Vernunft verkrüppelt und Einfälle einer gährenden Phantasie für Philosopheme verkauft. Jetzt gefällt sie dem Publicum, das nach allem Neuen hascht. Als Phantasiephilosophie hat sie auch allerdings etwas Gefälliges und Anziehendes, aber nicht für Den den der Kant'sche Geist genährt hat und es weiß daß mit leeren Begriffen spielen noch nicht philosophiren heißt. Dieser Unsinn wird aber bald verweht sein.... Alles was ich hier sagte, soll nur dazu dienen, meine Bitte zu unterstützen, dich ja nicht, wenn dir deine Zeit und dein gesunder Verstand lieb ist, durch das Geschrei der Säuglinge und Unmündigen irremachen zu lassen und dich in die sogenannte Wissenschaftslehre zu vertiefen. Ich habe leider! einen guten Theil Zeit damit verschwendet und ich danke nur dem Himmel daß ich meinen Kopf wieder gesund davon gebracht habe.... Wenn du ja Muße hast, so nehme die Leibniz, Locke, Kant zur Hand. Hier weht ein unsterblicher echtphilosophischer Geist. Es ist gefährlich mit Fichte Händel zu bekommen. Er ist ein unbändiges Thier das keinen Widerspruch verträgt und jeden Feind seines Unsinns für einen Feind seiner Person hält. Ich bin überzeugt daß er fähig wäre einen Mohammed zu spielen, wenn noch Mohammed's Zeiten wären, und mit Schwert und Zuchthaus seine Wissenschaftslehre einzuführen, wenn sein Katheder ein Königsthron wäre.

Dagegen äußert sich A. von Feuerbach über Reinhold, der zu Jena sein Lehrer war, sehr anerkennend. Er schreibt:

Unser großer Lehrer Reinhold, mein Führer zum Guten und väterlicher Freund, wird uns in etlichen Wochen entrissen werden. Er geht als Professor der Philosophie nach Kiel.... Ihm dankt es unsere Akademie daß sie das Lob sich erworben hat, die beste, die gesittetste zu sein. Ihm danke ich es (und mit mir unzählige Jünglinge) daß ich besser geworden bin, ihm danke ich die Ausbildung meines Geistes und die Schärfung meiner Denkkraft, ihm danke ich es endlich daß ich warmer Freund reeller Wissenschaften, Freund des eigentlichen angestrengten Denkens geworden bin.

Als später A. von Feuerbach selbst in Kiel docirte, wurde Reinhold sein Freund, und da schrieb A. von Feuerbach über ihn:

Sein höchster Fehler ist sein philosophischer Pedantismus und sein Glaube an eine alleinseligmachende Metaphysik, für die er immer Proselyten sucht. (Vergl. „Ueber meinen Aufenthalt in Kiel, Kiel den 12. März 1804", I, 91.)

In einem Briefe aus Jena (18. Januar 1802) an seinen Vater spricht A. von Feuerbach von dem als Dichter und Kritiker berühmten August Wilhelm Schlegel, der sonst auch Sonetten-Schlegel genannt wurde, den einst Bürger mit einem Adler verglich, der der Sonne zufliegen werde, von dem aber neulich Nicolai sagte daß er ein Rabe geworden sei, der nach den Cadavern fliege, der durch seine herrliche Uebersetzung von Shakspeare sich die Unsterblichkeit erworben und neuerlich durch seinen „Triumphbogen", eine Satire, oder wie es Andere nennen, ein Pasquill auf Kotzebue, eine Schandsäule sich gesetzt hat, der jetzt von den Dichtern nur Goethe, Hans Sachs und sich selbst lobt und einen neuen Geschmack sowie die Wiedergeburt der wahren Poesie mit dem Schwerte des Fanatismus predigt. Umgang hatte ich mit ihm nicht, sodaß ich über seinen Charakter urtheilen könnte. Etwas positiv und entschieden Böses habe ich nicht von ihm gehört, aber auch nichts positiv Gutes. Soviel ist gewiß daß Eitelkeit und Eigendünkel ihn zu Handlungen und Aeußerungen führen, die ein echtmoralischer Mensch sich nicht erlaubt. In Gesellschaft ist er angenehm und unterhaltend. Sein häusliches Verhältniß ist sonderbar und auch nicht sonderbar, je nachdem man die Beziehung nimmt. Seine Frau, eine sehr gebildete und gelehrte Dame, lebt hier; er selbst ist gewöhnlich in Berlin und hält gegenwärtig den dortigen schönen Herrn und Damen ästhetische Vorlesungen. Zuweilen macht er seiner Frau die Visite. Unter „Frau" ist aber hier weiter Nichts zu verstehen als eine weibliche Person, deren Hand ein Geistlicher in Schlegel's Hand gelegt hat und die dessen Namen führt. (I, 69 fg.)

Später, wie aus einem Briefe aus Ansbach (6. Juli 1829) hervorgeht, besuchte A. von Feuerbach auf seiner Rückreise aus Holland über Bonn Schlegel und sprach ihn und seinen Hausgenossen und Gehülfen Dr. Lassen.

Das Meiste (Indische) was Schlegel edirt ist der Hauptsache nach Lassen's Arbeit, dem Schlegel selbst das Zeugniß gibt daß er, was das Grammatische, die Beurtheilung der Handschriften, die Kunst sie zu lesen u. s. w. betrifft, ihn selbst weit übertreffe.

Er nennt Schlegel einen „alten Gecken und weibischen Zierbengel".

Aus den „Bekanntschaften und Freundschaften gestiftet in Karlsbad und Franzbrunn im Juli 1815" heben wir folgende Urtheile A. von Feuerbach's hervor:

Hofrath von Müller, im Dienste des Großfürsten Konstantin, von Geburt ein Schweizer aus Altorf im Canton Uri. Spricht zu seinem Despoten Konstantin von der Nothwendigkeit bürgerlicher Freiheit. Konstantin soll grausamer sein in Worten als mit der That und einen geraden, hellen Verstand besitzen. Es ist ihm unlieb daß Alexander den Polen eine Constitution versprochen hat, will aber nun daß das Versprechen erfüllt werde. Ueberall fand Müller in den Völkern einen Geist der wohlthätig erleuchten wird, wenn sich die Fürsten ihm befreunden, der aber, will man sich ihm feindselig entgegensetzen, die Brandfackel in die Pulvermine zu werfen droht. Von Rußland aus wäre wol eine zweite Wanderung der nordischen Völker nach Süden zu besorgen. Der Russe hat kein Vaterland; der Kosack am Don und Ural findet Deutschland reizender als seine Steppen und der leibeigene Bauer liebt den Boden nicht der ihm nicht angehört. Ein Wort des Kaisers — und Millionen strömen aus dem Norden in den Süden hinab.

Längere interessante Beurtheilungen über Prinz Paul von Würtemberg, über von Cruickschank, Geheimsecretair des Prinzen, u. A. finden sich in diesen Bekanntschaften aus Karlsbad mit kürzern untermischt. Folgende thut z. B. A. von Feuerbach ganz kurz ab:

Graf von Haugwitz, k. k. Geheimrath und Kämmerer aus Wien. Weltmann. Lebt und webt in Politik. Schwatzt sehr viel.

Ritter von Conikoff, Generallieutenant, russischer Gesandter bei Hanover. Bedeutend nur durch seine Stelle.

*) Ueber A. von Feuerbach's Dienstleistungen in Baiern vergleiche man besonders noch: „Dank und Belohnung, welche ich für meine legislativen Arbeiten erhalten habe", I, 257 fg. und: „Ansprüche auf eine Gratification", II, 193 fg.

Ammon, königl. sächsischer Oberhofprediger. Gewaltiger Schwätzer.

Schätzler, Banquier. Ein alter Geck, eitel auf seine Person, noch eitler auf sein Geld.

Fürst von Neuwied, ein gutmüthiger Mensch.

Ueber die Geheimräthin von Goethe urtheilt A. von Feuerbach:

Ein kleines dickes Figürchen mit hellen Augen. Lebhaft, gutmüthig, ganz einfach, von gewöhnlicher Bildung, man könnte sagen, ohne Bildung

Schlecht kommt bei ihm weg:

Hofräthin Schopenhauer, eine reiche Witwe. Macht von der Gelehrsamkeit Profession. Schriftstellerin. Schwatzt viel und gut, verständig; ohne Gemüth und Seele. Selbstgefällig, nach Beifall haschend und stets sich selbst belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern deren Geist zu lauterm Verstande aufgeschoßt ist. Der Sitz schöner weiblicher Bildung ist allein in des Weibes Herzen.

Außer diesen Urtheilen über Männer und Frauen der karlsbader Bekanntschaft finden sich in den beiden Bänden gelegentlich noch zahlreiche andere Beurtheilungen. Matthisson's „Erinnerungen" nennt A. von Feuerbach „grimassirte Kleckmalereien eines schönthuenden Gefühlsaffen" (I, 318) und rechnet ihn zu den „Naturpinslern", die, wenn sie als Dichter oder Beschreiber eine Gegend darstellen wollen,

meinen nichts Besseres zu thun als die Stücke die dazu gehören einzeln zu copiren und, da die Copie nur mit Buchstaben in schwarzer Tinte auf weißes Papier geschehen kann, durch eingeschwärzte grelle Empfindungsbilder den todten Bergen, Thälern, Fluren, Wiesen, Häusern, Ruinen u. s. w. lebendige Anschaulichkeit zu geben. Es ist eine wahre Noth, die Noth zu sehen, in der sich so ein Maler abmartert. Was er im Ganzen wahrnimmt, zerbröckelt er in Stückchen, damit man sich nun erst das Ganze wieder daraus zusammensetze; was in einem Augenblick, auf ein mal Großes und Herrliches wahrgenommen wird, zählt ein solcher Klexmaler wie ein Krämer die Pfennige hübsch langsam nacheinander hin u. s. w. (II, 70.)

Auch auf Fouqué ist A. von Feuerbach bei Erwähnung von dessen „Damenalmanach" nicht gut zu sprechen (II, 7 fg.).

A. von Feuerbach's Urtheil über Arndt's Schriften haben wir oben schon bei Gelegenheit mitgetheilt. Außerdem streut A. von Feuerbach gelegentlich noch Bemerkungen über W. Humboldt (II, 43), über Görres (II, 132), über Adam Müller, Schlegel und Consorten (II, 149) ein. Sehr schlecht kommt bei A. von Feuerbach der Wunderthäter Fürst Hohenlohe weg, über den er ausführlich berichtet (II, 165 fg.). Den berühmten Rechtsgelehrten Hugo in Göttingen nennt A. von Feuerbach „den geckenhaft-eiteln Mephistopheles unter den Rechtsgelehrten" und sagt (II, 95):

Zu bessern ist dieser arge Schelm nicht mehr; mit diesen Lastern würde er den besten Theil seines Witzes einbüßen, durch den er mehr als durch sein Wissen sich geltendzumachen gewußt hat: seine beste Kraft ist wie bei der Klapperschlange in der Rassel und in dem Giftzahn.

Es ließe sich noch eine ganze Chrestomathie schöner, wahrer und tiefer Gedanken aus den beiden Bänden zusammenstellen, in denen A. von Feuerbach seine Ansichten über die Geschichte, über Offenbarung, Bibel und Christenthum, über Menschenschicksal, über die Hoffnung, über den Heroismus des Handelns und Duldens u. s. w. ausspricht. Aber unsere Anzeige hier hat nicht den Zweck, die Lecture des Buchs überflüssig zu machen, sondern erst recht dazu anzureizen. Denn das von uns Ausgehobene bildet nur einen geringen Theil des Reichthums der in den beiden 45 Bogen umfassenden Bänden niedergelegt ist. Referent hat hier nur das Führeramt übernommen und den Leser auf die verschiedenen Regionen aufmerksamgemacht, die bei dieser Durchwanderung eines inhaltsreichen Lebenslaufs besonders in Augenschein zu nehmen sind. Je seltener in unserer gegenwärtigen Literatur sich solche gehaltvolle Lecture darbietet, desto begieriger sollte man sie ergreifen. Zwar liegt die Zeit in der A. von Feuerbach lebte und wirkte hinter uns, aber der Geist A. von Feuerbach's, weit entfernt, ein veralteter, abgelebter und abgestorbener zu sein, ist vielmehr der ewig frische und junge, dessen es zu allen Zeiten bedarf, um die Menschheit zu erneuern und sie von dem geistigen Schlaf und Tod zu erlösen. Glücklich die Zeit die viele solche Feuerbache aufzuweisen hat! Daß in dem Lande in welchem A. von Feuerbach lebte die dicke Finsterniß des Jesuitismus und Papismus seinen Geist nicht durchdringen ließ, das wird man ebenso wenig ihm zur Last legen, als man die Sonne anklagt, wenn sich Wolken vor dieselbe lagern, die ihre Strahlen nicht durchlassen. 41.

Betrachtungen über das wahre Verdienst der Einzelmenschen und der Völker. Von Johann Hellmann. Leipzig, Brockhaus. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Buch hat einen östreichischen Major zum Verfasser, der es durch ein Zueignungsschreiben seiner verstorbenen Gattin widmet. Ohne auf Strenge der Systematik oder Tiefe der wissenschaftlichen Begründung Anspruch zu machen, ergeht er sich in einer Reihe von Aufsätzen über alles Das was dem Menschen und der Menschheit, was Männern und Frauen, was Hohen und Niedern Pflicht und Ehre sei, und zeigt wie das Christenthum mit diesen seinen moralisirenden Gedanken im Einklang steht. Er sieht das wahre Verdienst in den Handlungen der Güte und Gemeinnützigkeit, er will die Einheit von Fürst und Volk, die Hebung der untern Classen nicht blos durch materielle Unterstützung, sondern durch Aufklärung und Sittigung, und verlangt hierfür besonders auch das Beispiel der obern Stände. In seiner wohlmeinenden Redseligkeit klingt uns allerdings das Buch wie eine Stimme aus dem vorigen Jahrhundert, aus dem Kreise Gellert's etwa, aber wir möchten wünschen daß die Lebensansicht des Verfassers gerade in seiner Lebenssphäre mehr und mehr Raum gewinne und der Geist des Ernstes, der Tüchtigkeit, der Menschenliebe, der ihn beseelt, auch von seiner Schrift aus sich weiter verbreite. 15.

Notizen.

Studien auf den östreichischen Bibliotheken

Auf den 19 größern Bibliotheken der östreichischen Monarchie haben sich die Leser mit dem Studium von Handschriften und ersten Ausgaben vorzüglich in Venedig beschäftigt; mit der Lecture encyklopädischer Werke in Laibach; pädagogischer und Jugendschriften in Olmütz und Gratz; philosophischer in Gratz,

Görz und Mantua; mathematischer in Pavia; physikalischer in Triest und Mantua. Ferner mit orientalischen Sprachen und dem Bibelstudium vornehmlich in Wien; mit Theologie überhaupt in Cremona, Linz, Salzburg und Venedig; mit Staatswissenschaften in Wien und Gratz; mit Alterthumskunde in Salzburg; mit Technologie in Wien und Prag; mit Musik in Wien; mit neuern Classikern in Salzburg; mit Poesie und schöner Literatur in Prag und Venedig; mit schönen Künsten in Gratz und Klagenfurt. Die Lecture literargeschichtlicher Werke ist auf vier Bibliotheken mit vorherrschend gewesen; sprachwissenschaftlicher ebenfalls auf vier; medicinischer auf fünf; über Redekunst auf sechs; über Rechtswissenschaft auf sieben; alter Classiker auf neun; vermischter Schriften gleichfalls auf neun; geographischer auf dreizehn; geschichtlicher auf funfzehn. 75.

Washington.

Eine eben erschienene Lebensbeschreibung Washington's: „The life of General Washington; written by himself; edited by C. W. *Upham*" (2 Bde., London 1852), kann durch die Worte: „written by himself" (von ihm selbst geschrieben), den Glauben veranlassen daß das Buch eine Autobiographie sei, welche im Verborgenen geruht und vom Herausgeber Upham zutagegefördert worden. Dem ist jedoch nicht so. Jener Beisatz soll lediglich die Absicht des Verfassers bezeichnen, „den Gegenstand des vorliegenden Buchs", wie er sagt, „soweit als möglich zu seinem eigenen Lebensbeschreiber", ihn mit einem Worte selbst reden zu machen. Das Mittel hierzu besteht in Benutzung des bereits Bekannten und einiger zum ersten male veröffentlichten Briefe, welche an sich nicht ohne Interesse, für das Ganze aber ohne große Bedeutung sind. Eigentlich Neues zur Kenntniß von Washington's Leben und Charakter trägt also das Buch nicht herbei, kann indeß wol durch die Art seiner Zusammenstellung Beifall finden. 13.

Bibliographie.

Berger, J. B., Gedichte. Coblenz, Hölscher. 24. 12 Ngr.

Bernhardi, F. E., Asträa. Briefe über Astronomie an eine Dame. Mit erläuternden Holzschnitten und 1 Sternkarte. Hannover, Rümpler. 1853. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brauchitsch, H. v., Geschichte des spanischen Rechts. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr.

Eberty, F., Versuche auf dem Gebiete des Naturrechts. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Frick, Ida, Sirene. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Friedreich, A., Der französische Cassationshof. Aschaffenburg, Pergay. Gr. 8. 7½ Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 29ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

George, Sophie, Geist und Herz. Herausgegeben von Elise v. Hohenhausen. Bremen, Schlodtmann. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Haeser, H., Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten. 2te gänzlich umgearbeitete Auflage. Zwei Abtheilungen. Jena, Mauke. Lex.-8. 5 Thlr.

Hanauer, Augusta, Ottonias. In drei Gesängen. Mit dem Bildnisse Otto's des Heiligen, Bambergs großen Bischofs und der Pommern Apostel. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 20 Ngr.

Hape, C. F., Unsere Zeitrechnung ist noch falsch und wo, wie und warum sie anders behandelt werden muß. Ein Wort an Alle, die mit der Zeitrechnung zu thun haben. 2te vermehrte Auflage. Schwiebus, Wagner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. 4te Auflage. Hannover, Rümpler. 1853. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Ledebur, L. Frhr. v., Nordthüringen und die Hermundurer oder Thüringer. Zwei historisch-geographische Abhandlungen. Berlin, Förstner. Gr. 8. 16 Ngr.

Lehmann, J. A. O. L., Goethe's Sprache und ihr Geist. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Lübker, F., Gesammelte Schriften zur Philologie und Paedagogik. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr.

March, Mrs., Mordaunt Hall oder eine September-Nacht. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Maurer, K., Beiträge zur Rechtsgeschichte des Germanischen Nordens. In zwanglosen Heften. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Die Entstehung des Isländischen Staats und seiner Verfassung. München, Kaiser. Gr. 8. 1 Thlr.

Moore, T., Reisen eines Irländers um die wahre Religion zu suchen. Mit Noten und Erläuterungen. Aus dem Englischen übersetzt von M. Lieber. 6te Auflage. Aschaffenburg, Pergay. Gr. 8. 25 Ngr.

Reichensperger, A., Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Nebst zwei auf den Kölner Dombau bezüglichen Anlagen. 2te bedeutend vermehrte Ausgabe. Trier, Lintz. Gr. 8. 18 Ngr.

Reineke Fuchs. Aus dem Niederdeutschen. Von K. Simrock. Mit Zeichnungen von T. Kiellerup. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 15 Ngr.

Roquette, O., Der Tag von St.-Jakob. Ein Gedicht. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 24 Ngr.

Treue Schilderungen des amerikanischen Lebens, des Acker- und Weinbaues, des Handels und der Gewerbe, sowie der Schicksale Ausgewanderter. Nach brieflichen Mittheilungen herausgegeben und mit erklärenden Notizen versehen von W. R..... Ulm, F. Ebner. Gr. 12. 10 Ngr.

Schneemann, G., Das Römische Trier und die Umgegend nach den Ergebnissen der bisherigen Funde. Trier, Lintz. 8. 10 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Das Regiment der Herzoge von Sachsen in den blutigen Tagen des 4. und 5. August 1809 bei Ober- und Unter-Au in dem Kriege in Tirol. Aschaffenburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Sydow, Wilhelmine v., Johann Adolph der letzte Herzog von Sachsen Weißenfels. Historischer Roman aus den denkwürdigsten Epochen des 17. und 18. Jahrhunderts. Treu nach den vorzüglichsten geschichtlichen Quellen bearbeitet. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Burger, Rede bei der Abholung des Leichnams Sr. Hoh. des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, Herzogs zu Sachsen, königlich bairischen Generallieutenants rc. aus der königlichen Herzog-Max-Burg dahier zum Bahnhof. Gehalten am 19. Mai 1852. München, Kaiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Das Breslauer Domkapitel gegen den „Erlaß des evangelischen Ober-Kirchenraths vom 29. Juli 1852." Breslau, Aderholz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Monod, A., Bist du ein Mörder? Eine Predigt. Aus dem Französischen von L. Rehfueß. Stuttgart. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Die Schöpfung. Eine Predigt. Aus dem Französischen von L. Rehfueß. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Ngr.

Tholuck, A., „Derer, die für uns sind, sind mehr denn derer, die wider uns sind." Predigt zur Jahresfeier des Hallischen Gustav-Adolph-Vereins. Halle, Lippert. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wyneken, F., und C. F. W. Walther, Ansprache an die Glaubensgenossen in Deutschland. Nördlingen, Beck. 8. 2 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XLI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

LEIPZIGER ILLUSTRIRTE ZEITUNG.

Mit jährlich über 1000 in den Text gedruckten Abbildungen.

Jeden Sonnabend eine Nummer von 16 dreispaltigen Folioseiten.

Abonnementsbedingungen:

Vierteljährlich für 13 Nummern . . . . . . Thlr. 2.
Halbjährlich für 26 Nummern (nebst Titel und Inhaltsverzeichniss) . . . . » 4.
Jährlich für 52 Nummern (2 Bände) . . . . . . » 8.

Bestellungen

auf die Illustrirte Zeitung werden in allen Buch- und Kunsthandlungen, sowie von allen Postämtern, und auch von letztern innerhalb des deutsch österreichischen Postvereines zu obigen Preisen (couvertirte Exemplare à 2 Thlr. 5 Ngr. vierteljährlich) angenommen. Es kann die illustrirte Zeitung aber auch

DIREKT UNTER KREUZBAND

bezogen werden und kostet bei frankirter Zusendung innerhalb des deutsch-österreichischen Postvereines vierteljährlich . . . . Thlr. 3.

In den

Oesterreichischen Kronländern

hat man sich für den Bezug der Illustrirten Zeitung durch die Post an die

K. K. ZEITUNGSEXPEDITIONEN

je nach der Lage des Ortes, entweder nach Bregenz, Brünn, Carlsbad, Eger, Feldkirch, Grätz, Innsbruck, Krakau, Laibach, Lemberg, Linz, Mailand, Pesth, Prag, Pressburg, Salzburg, Teplitz, Triest, Troppau, Venedig, Verona oder Wien zu wenden. Für

Frankreich

abonnire man bei Fr. Klincksiek, 11, Rue de Lille in Paris, oder bei Treuttel & Würtz in Strassburg; für

England

bei Williams & Norgate, 14, Henrietta-Street, Covent-Garden, oder bei Thomas & Churchill, 19—21, Catharine-Street, Strand in London, und für

Nord-Amerika

bei den Postämtern in Bremen und Hamburg oder bei B. Westermann & Comp., 290, Broadway in New-York.

☛ Die Abonnementsbedingungen datiren vom 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. October.

Die bereits erschienenen Bände, in Umschlag broschirt, kosten:

1. Band:	Juli — December	1843.	Thlr.	3⅓
2.	Januar — Juni	1844.	»	3⅓
3.	Juli — December	1844.	»	3⅓
4. Band:	Januar — Juni	1845.	Thlr.	3⅓
5.	Juli — December	1845.	»	3⅓
6.	Januar — Juni	1846.	»	4
7.	Juli — December	1846.	»	4
8.	Januar — Juni	1847.	»	4
9.	Juli — December	1847.	»	4
10.	Januar — Juni	1848.	»	4
11.*	Juli — December	1848.	»	4
12.	Januar — Juni	1849.	»	4
13.	Juli — December	1849.	»	4
14.	Januar — Juni	1850.	»	4
15.	Juli — December	1850.	»	4
16.	Januar — Juni	1851. mit Beilagen. (Industrie-Ausstellung aller Nationen.)	»	4⅔
17.	Juli — December	1851. mit Beilagen. (Industrie-Ausstellung aller Nationen.)	»	5
18.	Januar — Juni	1852.	»	4

*) Der 11. Band wird einzeln nicht mehr abgelassen.

Einzelne Nummern . . . . 7½ Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Wochennummern

in gepresster Leinwand . . . . à 20 Ngr.

Decken zu Einbänden eines jeden Bandes

(26 Nummern)

in gepresster Leinwand und reich vergoldet à 1 Thlr. 10 Ngr.

Bekanntmachungen

aller Art finden durch die Illustrirte Zeitung (Auflage 10,500) die weiteste Verbreitung, und betragen die Insertionskosten einer viergespaltenen Nonpareillezeile oder deren Raum 4 Ngr.

Clichés

aus der Illustrirten Zeitung in scharfen und reinen Abgüssen werden zu folgenden Baarpreisen abgelassen:

einspaltige	à 3 Thlr.	10 Ngr.
zweispaltige	» 6 »	20 »
dreispaltige	» 10 »	— »

Probe-Abdrücke, sowie ein besonderes Verzeichniss über die in der Illustrirten Zeitung erschienenen Abbildungen sind nicht zu haben und wird in dieser Beziehung auf die Illustrirte Zeitung selbst verwiesen; die Absendung bestellter Clichés kann 4—6 Tage nach Eingang der Bestellungen erfolgen.

LEIPZIG, J. J. WEBER.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Sechsundachtzigstes Heft.

Inhalt: **Die neue deutsche Lyrik.** (Schluß.) — **China und die Länder seines Cultursystems.** — **Die Alpen vom Standpunkte der neuesten Forschungen.**

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im October 1852. **F. A. Brockhaus.**

Illustrirte

Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

September. Nr. 36—39.

Inhalt: * Das Rauhe Haus bei Hamburg. — Erinnerungen eines wackern Mannes. (Fortsetzung.) — * Der Kuhstallfelsen in der sächsischen Schweiz. — Benutze die Zeit! — Die kleinen und großen Fische. — Lerche und Sonne. — * September. — * Die irische blinde Bettlerin, geführt von ihrem Enkelkinde. — * Stockholm — Zwei neue Sammlungen von Räthseln. — * Der Zimmetlorberbaum. — Im Innern! — * Brahmanenschule. — * Schwanthaler's Landsitz an der Isar. — Der hölzerne Löffel. — * Die Pompejussäule. — Viel und Wenig am rechten Ort. — * Wolfram von Eschenbach. — * Der Robben- und Walroßfang im nördlichen Eismeere. — Der Vogelsteller und die Rebhühner. — Die goldene Kette. — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im October 1852. **F. A. Brockhaus.**

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Dritter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Band 1 und 2 (1850—51) haben gleichen Preis.

Leipzig, im October 1852. **F. A. Brockhaus.**

Orientalische Literatur.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Fruchtgarten von **Saadi**. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch *O. M.* Freih. *von Schlechta-Wssehrd.* 8. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr.

Ibn' Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von *O. M.* Freih. *von Schlechta-Wssehrd.* 8. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr.

Neu erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Segnungen des Zollvereins.

Eine statistische Skizze.

8. Geh. 6 Ngr.

Der Verfasser weist in der überzeugendsten Weise an statistischen Thatsachen nach, daß mit dem steigenden schutzzöllnerischen Charakter des Zollvereins die Production und der Wohlstand der zollvereinsländischen Bevölkerung in gleichem Schritt gesunken sei. Die Schrift verdient deshalb die aufmerksamste Beachtung von Seiten Aller, die an der Entscheidung der schwebenden Zoll- und Handelsfragen Deutschlands Interesse nehmen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 42. —— 16. October 1852.

Inhalt.

Neuigkeiten zur deutschen Literaturgeschichte.

Die Leidenschaft, mit welcher vor mehren Jahren ein Handbuch der deutschen Literaturgeschichte nach dem andern an das Licht gestellt wurde, scheint sich endlich ausgetobt und einer zweckmäßigern Betreibung dieser Wissenschaft Raum gemacht zu haben, deren Pflege umsomehr geboten erscheint, je ausschließlicher sich das Dasein und die Aeußerungen deutschen Volksthums neuerdings wieder auf reingeistiges Gebiet beschränken müssen. Unter jener zweckmäßigern Betreibung aber verstehe ich das fortwährend im Steigen begriffene Erscheinen literarhistorischer Specialuntersuchungen und Monographien, durch die allein es möglich wird das durch Wachler, Gervinus und Vilmar im Großen und Ganzen zugänglich und anschaulich gemachte Gebiet im Einzelnen urbarzumachen und anzubauen. Erst wenn diese dem Einzelnen zugewendete Thätigkeit eine Reihe von Jahren ihre Früchte getragen hat, wird es wieder möglich und angemessen sein den neugewonnenen Stoff zu augenblicklichem Abschluß übersichtlich zu verarbeiten, wie es für den gegenwärtigen Zustand dieser Wissenschaft zu thun Koberstein noch gegenwärtig in selbständigster Weise beschäftigt ist. Zeitschriften wie diesen Blättern liegt die Pflicht ob den Eifer der einzelnen Forscher zu unterstützen und anzuregen, indem sie die kleinen Schriften, deren Gehalt häufig in umgekehrtem Verhältniß zu dem Umfange steht, der öffentlichen Aufmerksamkeit und gebührenden Berücksichtigung empfehlen. Da es jedoch kaum möglich sein dürfte jeder derselben eine besondere Besprechung zu widmen, so gedenke ich unter obiger Ueberschrift von Zeit zu Zeit zusammenzufassen was mir Derartiges zukommt, wobei ich freilich von vornherein darauf Verzicht leiste unbedingte Vollständigkeit zu erreichen.

Ich stelle an die Spitze meines heutigen Verzeichnisses ein Werk, welches zwar keineswegs zu den Monographien gehört, aber doch gewissermaßen aus einer Reihe von solchen besteht:

1. Das Mittelalter. Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters in literaturgeschichtlichen übersichten, einleitungen, inhaltsangaben und ausgewählten probestücken von Karl Goedeke. Erste Lieferung. Hanover, Ehlermann. 1852. Lex.-8. 20 Ngr.

Nicht sowol eine zusammenhängende Darstellung der deutschen Literaturgeschichte des Mittelalters beabsichtigt der als umsichtiger und urtheilsfähiger Sammler wohlbekannte Herausgeber in diesem neuen Werke zu geben, sondern etwa ein Repertorium des literarhistorischen Stoffs, begleitet von der nöthigsten Einführung in ihr Verständniß und sehr reichhaltigen literarischen Nachweisungen. Ein vollständiges Urtheil über das Ganze wird sich erst nach seiner Vollendung abgeben lassen, doch berechtigt schon die aus der ersten Lieferung ersichtliche Sorgfalt und Vollständigkeit der Arbeit dazu, es als ein höchst dankenswerthes Unternehmen zu bezeichnen, welches sowol dem Manne vom Fache eine in dieser Fülle wol noch nicht vereinigte Uebersicht über das Vorhandene, dessen Bearbeitungen u. s. w., als dem wissenschaftlich genießenden Freunde der vaterländischen Literatur reichliche Belehrung gewähren wird.

Indem ich hier übergehe was die Gebrüder Grimm, Moritz Haupt und ihre Strebegenossen für die alte und älteste Zeit deutscher Bildung fortwährend leisten, wende ich mich durch die Richtung eigener Arbeiten geleitet der Neuzeit zu. Der Grund zu der neudeutschen Literatur wird in dem Reformationszeitalter gelegt. Hier finden wir die eigenthümliche Erscheinung daß fast alle hervorragenden Talente, sobald sie im Besitze gelehrter Bildung waren, ihre dichterischen Werke alle oder doch großentheils in lateinischer Sprache abfaßten; nur Diejenigen welche eine unmittelbare Einwirkung auf die christliche Gemeinde und Volksschule aus Beruf oder Neigung ausübten versuchten sich auch in deutschen Versen. Es können deshalb bei Durchforschung der deutschen Literatur im Reformationszeitalter auch die lateinischredenden Dichter nicht außer Acht gelassen werden und haben diese

Berücksichtigung neuerdings in der That wenigstens einigermaßen gefunden. Ich erwähne zunächst:

2. Die lateinischschreibenden Dramatiker Deutschlands im 16. Jahrhundert. a) Nicodemus Frischlin von Karl Theodor Pabst. (Programm.) Arnstadt 1851.

Auf leider sehr beschränktem Raume erneuert der Verfasser das Andenken an einen genialen Mann, dem schon vor 30 Jahren C. P. Conz eine eigene Schrift widmete. Neben kurzer Erwähnung von Frischlin's sonstigen dichterischen Arbeiten werden hier seine Dramen, namentlich der äußerst interessante „Julius redivivus“ näher besprochen, der beweist, wie lebendig sein Verfasser trotz der fremden Sprache für deutsches Sein und Wesen fühlte. Schade ist es daß Pabst die einzige deutsche Dichtung, die von Frischlin bekannt ist und von Gervinus nur kurz besprochen wird, nicht in seine Darstellung mit hat aufnehmen können. Seine werthvolle Abhandlung würde dadurch auch auf das eigenthümliche Verhältniß geführt worden sein, in welchem damals Volks- und Gelehrtenpoesie zueinander standen. Es bildet dasselbe nicht den unwichtigsten Theil der Besprechung in der folgenden Schrift:

3. Ludwig Helmbold nach Leben und Dichten. Zur Vergegenwärtigung evangelisch-geistlichen Werdens und Wirkens, sowie zur Ergänzung der Literatur-, Kirchen-, Schul- und Sittengeschichte im Jahrhunderte der Reformation. Nach den Quellen von Wilhelm Thilo. Berlin, Oehmigke. 1851. 8. 1 Thlr.

Schon der Titel, noch mehr die ganze Darstellung dieser äußerst fleißig und gründlich gearbeiteten Schrift lassen sie nicht zu den ausschließlich literargeschichtlichen zählen; wenn aber die paränetischen, ja ascetischen Anklänge in derselben bei dieser Besprechung unberücksichtigt bleiben, so muß es höchst dankenswerth erscheinen daß der Verfasser das Lebensbild welches er zeichnet mitten in der ganzen Fülle seiner Zeit und aller ihrer Beziehungen erfaßt hat; daß er sich nicht blos nach den Büchern die Helmbold geschrieben, sondern fast mehr nach den Veranlassungen zu denselben, ihren Zwecken und Wirkungen umgethan; daß er ein Bild gegeben hat von der eigenthümlichen Stellung welche ein Gelehrter, Schulmann und Geistlicher der Reformationszeit einnahm. Und diese Aufgabe ist hier für Den der auch im Kleinen gern den Geist der Zeiten erkennt sehr glücklich gelöst. Ludwig Helmbold, geboren zu Mühlhausen in Thüringen 1532, gestorben als Superintendent daselbst 1598, ist den Freunden evangelischen Kirchengesangs wohl bekannt durch seine beiden Lieder „Von Gott will ich nit lassen“ und „Nun laßt uns Gott dem Herrn“, welche beide in mannichfacher Umgestaltung noch heute in kirchlichem Gebrauch sind. Hier wird in der ersten größern Hälfte des Buchs sein Leben so ausführlich erzählt als es die Quellen gestatten. Ich erwähne nur daß er nach vollendeten Universitätsstudien in Erfurt als Lehrer am Gymnasium und als Mitglied der Universität thätig war; die paritätischen Verhältnisse in dieser Stadt erschwerten ihm in der Zeit des Interim und den nächsten Jahren seine Stellung, führten ihn aber zur entschiedensten Anhänglichkeit an der gereinigten Kirchenlehre, die er auch später durch derbpolemische Dichtungen in deutscher Sprache gegen Jesuiten und sonstiges Pfaffenthum bethätigte. Endlich aus Erfurt vertrieben fand er in seiner Vaterstadt ehrenvollste Thätigkeit und einflußreichste Stellung für Kirche und Schule. Der zweite Theil des Buchs beschäftigt sich mit Helmbold's zahlreichen Dichtungen, die durchaus als Typus der Dichtweise gelten können welche damals in den protestantischen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands von gelehrten Männern eifrig geübt wurde, und hierin eben daß Helmbold als ein hervorstechendes Abbild einer ebenso verbreiteten als einflußreichen Geistesthätigkeit gelten kann, liegt die Berechtigung zu der ausführlichen Darstellung die Thilo ihm zugewandt hat. Seine Dichtungen tragen mit unbedeutenden Ausnahmen durchaus den kirchlichen und lehrhaften Charakter an sich; indem sie aber in deutsche und lateinische zerfallen, bemerkt der Verfasser sehr richtig daß „Literatenpoesie und Volksdichtung die beiden Seiten seien, in welche die Arbeit alles seines Dichtens auseinandergehe“, daß also in dem Einen Manne der ganze innere Zwiespalt in der Bildung seiner Zeit recht deutlich an das Licht trete. Ebenso geschickt und bemerkenswerth für das nächstfolgende Jahrhundert hat Thilo nachgewiesen, wie schon Helmbold sich durch die Zeitrichtung gedrängt sah, auch auf religiösem und didaktischem Gebiet der Gelegenheitsdichterei zu huldigen, die seit der ersten schlesischen Dichterschule so gewaltig überwucherte. Selbst das erste der obenerwähnten Kirchenlieder ist ursprünglich ein Gelegenheitsgedicht, und ganze Bände hat Helmbold mit religiösen Hochzeitgedichten gefüllt. Aber noch weiter läßt es sich vielleicht nachweisen daß derselbe bei allem dichterischen Gebrauch der fremden Zunge doch stets eine gewisse Neigung zu frischer Volkspoesie in sich verspürte: allerdings sind viele seiner lateinischen Gedichte in den feierlich hergebrachten Distichen und Odenformen abgefaßt, sogar amtliche Rundschreiben an die Geistlichkeit seiner Diöcese erläßt er in ersterer Form, aber mit besonderer Vorliebe spricht er persönliche Gefühle stellenweise nicht ohne gesunden Humor in modern gereimten Strophen, in den hüpfenden Hendekasyllaben und leichten Anakreontischen Versen aus. Was man jetzt dichterische Größe und ausgebildeten Geschmack nennt, kann man hier freilich nicht suchen, aber wol begegnet dem Leser manch anmuthiger Gedanke in zierlicher Form; so ein Distichon, welches er dichtete, als man ihm im April 1598 einen blühenden Kirschenzweig an sein Sterbebett brachte:

> Offertur cerasi mihi flos candore videndus;
> Flos utinam videar candidus ipse Deo!

wobei ich jedoch erinnern muß daß die lateinischen Citate nicht correct genug gedruckt sind, z. B. S. 115, Z. 7 v. u.; S. 136, Z. 13 v. u.; S. 138, Z. 9, wo ein „esse“ verloren gegangen zu sein scheint. Um aber nicht zu viel Raum für diese eine Schrift in Anspruch zu nehmen, beschränke ich mich darauf, Literaturhistoriker, Theo-

logen und Schulmänner auf die reich in derselben verarbeiteten Einzelheiten aufmerksamzumachen, die sie als einen äußerst werthvollen Beitrag zur Geistgeschichte der Reformation bezeichnen lassen.

Neben dem protestantischen Kirchenliede und der lateinischen Gelehrtenpoesie verdient im 16. Jahrhundert das Drama eine besondere Aufmerksamkeit, da es hier einen Anlauf zu nationaler Entwickelung nahm, der nur zu bald die Spitze abgebrochen wurde. Ganz verstanden können diese Anfänge jedoch nur dann werden, wenn man auf verwandte Erscheinungen noch früherer Zeit zurückgeht. Es ist deshalb ein sehr verdienstliches Unternehmen des Literarischen Vereins in Stuttgart daß derselbe eine möglichst vollständige Sammlung mittelalterlicher Fastnachtsspiele veröffentlichen wird; die Ausführung dieser schon ziemlich vorgerückten Arbeit liegt in den kundigsten Händen Adelbert Keller's; als eine Probe des Ganzen hat derselbe vor anderthalb Jahren drucken lassen, ohne es jedoch dem Buchhandel zu übergeben:

4. Ein spil von einem keiser und eim apt herausgegeben von Adelbert Keller. Tübingen, Fues. 1850. 8.

Dieses Fastnachtsspiel unbekannten Verfassers aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts behandelt den vielbearbeiteten Schwank, der durch Bürger's Humor allgemein bekannt ist; eigenthümlich erscheint hier daß der Kaiser durch den Rath seiner Fürsten gegen den Abt eingenommen wird; der Schäfer ist hier ein Müller, nimmt die Stelle des abgesetzten Abtes dankbar an, wird aber von einem seiner Bauern wegen früherer Korndiebereien hart angelassen, von einem andern freundlich begrüßt, woran sich die schließliche Auffoderung zu einem Fastnachtstanz anreiht. Der Abdruck ist mit aller der Sorgfalt veranstaltet welche man an Keller's Arbeiten gewohnt ist, und steigert den Wunsch daß die ganze Sammlung recht bald ans Licht treten möge.

Die zunächst aufzuführende Schrift betrifft den Dramatiker, welcher von der Nachfolge des echtvolksthümlichen Hans Sachs schon durch fremdländische Einflüsse abgelenkt wird:

5. Jakob Ayrer. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas. Von Karl Schmitt. Marburg, Elwert. 1851. Gr. 8. 8 Ngr.

Jede Untersuchung über J. Ayrer ist schon deshalb willkommen zu heißen, weil seit Tieck in seinem „Deutschen Theater", also seit 35 Jahren eigentlich nur eine einzige werthvolle, aber wenig umfassende Förderung der vielen hier noch ungelösten Fragen von K. G. Helbig versucht worden ist. Eine Hauptschwierigkeit welche hier im Wege steht ist die Seltenheit von Ayrer's „Opus theatricum"; eben deshalb aber wäre es zunächst wünschenswerth gewesen, wenn der Verfasser des genannten Heftchens sich nicht auf einen so gar engen Raum beschränkt, sondern die Ergebnisse seiner Forschungen ausführlicher dargelegt und belegt hätte; denn bei der vorliegenden kurzen Begründung können seine neuen Aufschlüsse nicht durchweg als feststehend anerkannt werden. Was zunächst die höchst unsichern Zeitbestimmungen über Ayrer's Leben und Wirken betrifft, so ist allerdings durch Helbig unwiderleglich nachgewiesen daß Tieck dasselbe um durchschnittlich zehn Jahre zu spät angesetzt hatte; damit ist aber noch nicht festgestellt daß seine Uebersetzung von Frischlin's „Julius redivivus" wirklich in das Jahr 1585 falle, und hat Schmitt namentlich die auf bestimmte Zeitangaben in dem Stück selbst gestützte Ansicht Tieck's nicht hinreichend widerlegt, sodaß mir der Widerspruch, der zwischen der Angabe bei Gottsched („Nöthiger Vorrath", I, 121) und Tieck's Berechnungen besteht, noch nicht hinlänglich gelöst scheint. Für die übrigen chronologischen Ausführungen Schmitt's freilich ist dies gleichgültig, da die Merkmale auf welche er sie gründet für jene Arbeit als eine Uebersetzung nicht wohl gelten können. Schmitt aber gelangt zu folgendem Ergebniß: es ist in Ayrer's Arbeiten eine fortschreitende Entwickelung nachweisbar: seiner frühesten Zeit gehören einige Stücke deutsch geschichtlichen Stoffs an, die sich durch ungeschicktere Anlage, rohere Sprache und Versmessung kenntlich machen. Einen wesentlichen Fortschritt, ja den eigentlichen Höhepunkt seiner dichterischen Thätigkeit bezeichnen diejenigen Stücke deren Stoffe der altdeutschen Heldensage entlehnt sind; ihnen schließen sich diejenigen unmittelbar an deren Quelle die römische Sagengeschichte und spät-mittelalterliche Volksbücher sind. Endlich ist eine dritte Periode zu unterscheiden, in welcher Ayrer die „Englischen Komödien"*) zum Vorbild nahm, den englischen Clown einführte und sonstige Gebrechen der altenglischen Schaubühne, wie die Anhäufung von Mord- und Blutscenen, eine künstliche, ja gekünstelte Sprache, sich aneignete. Schmitt macht diese wesentlich neue Darstellung von Ayrer's Thätigkeit allerdings recht wahrscheinlich, aber als unzweifelhaft sicher kann ich sie nach seiner Ausführung noch nicht anerkennen, was um so wünschenswerther wäre, da sie ein durchaus neues Licht auf diesen Dichter wirft; aus den bei Tieck abgedruckten Stücken läßt sich, wie Schmitt selbst bemerkt, eine sichere Ansicht deshalb nicht gewinnen, weil derselbe nur Arbeiten aus der letzten Periode ausgewählt hat. Wenn ich aber auch diese thatsächlichen Angaben einstweilen als vollkommen feststehend annehme, so kann ich doch mit den von Schmitt daraus hergeleiteten Folgerungen über Ayrer's dichterische Persönlichkeit nicht ganz übereinstimmen: ihm gilt Ayrer seinem innersten Wesen nach als ein echtvolksthümlicher Dramatiker in der Weise des Hans Sachs, den er allerdings im Fastnachtsspiel nicht erreicht, dagegen in der damals sogenannten Tragödie und Komödie bei dem Streben nach gleichem Ziele übertroffen habe; später habe er aus einer Art Altersschwäche oder von dem herrschend gewordenen neuen Geschmack fortgerissen in der Nachahmung der „Englischen Komö-

*) Nebenbei gesagt hat Schmitt (S. 40) übersehen daß zwar nicht Gottsched selbst, aber Freiesleben in seinem Anhang zu dem „Nöthigen Vorrath", S. 23 die erste Auflage des ersten Bandes der „Englischen Komödien" wie Tieck in dem Jahr 1620 nachweist.

dien" Schwächeres geleistet. Dagegen möchte ich doch Folgendes einwenden: Wenigstens die Hälfte von Ayrer's Dramen, die Fastnachtsspiele immer ungerechnet, gehören der englischen Dichtweise an; hätte er nun bis dahin wirklich mit Bewußtsein den nationalen Standpunkt festgehalten, so ist kaum abzusehen, wie er denselben so plötzlich habe aufgeben mögen und können; er mußte sich dann vielmehr dem neu aufkommenden Geschmack erst recht und durch die That widersetzen. Ich kann aber auch darin mit Schmitt nicht übereinstimmen daß er in den „Englischen Komödien" nur eine Verwilderung des deutschnationalen Drama sieht. Mögen dieselben nun so viel oder so wenig original Englisches ansichtragen als sie wollen, so zeigt doch eben der Name, und im Anfange wenigstens hatte dieser gewiß seinen thatsächlichen Grund, daß sie einen Gegensatz gegen das einheimisch deutsche Gewächs bilden sollten und wollten. Um diese Frage ganz zu lösen, muß nicht blos der literarische Verkehr, der damals zwischen England und Deutschland gewiß erst durch den mercantilischen in zweiter Linie vermittelt wurde, genauer verfolgt werden; davon aber bin ich überzeugt daß sich dann ergeben wird, es seien jene „Englische Komödien" ein erster Versuch gewesen durch fremde Anpflanzungen den Anfang eines echtdeutschen Drama zu verdrängen, wie ein Menschenalter später der zweite Versuch nach antiken, französischen und niederländischen Mustern nur zu gut gelang. Ueber Ayrer aber ist meine persönliche Ansicht folgende: er dichtete in deutsch nationaler Weise, weil er für das deutsche Drama kein anderes Vorbild als Hans Sachs hatte; vermöge seiner wissenschaftlichen Bildung, der jedoch, wie Schmitt sehr gut ausführt, angeborene Bürgerlichkeit und spätere Berufsthätigkeit die Wage hielten, entlehnte er jedoch auch Manches; so seinen ganzen „Julius redivivus" der gleichzeitigen Gelehrtenpoesie, wie denn auch der Herausgeber seines „Opus theatricum" in der Vorrede von des Dichters „müßigen Ruhestunden und Erquickzeiten" in ähnlichem Tone spricht wie die Dichter des 17. Jahrhunderts, die um keinen Preis für Dichter von Profession hätten angesehen werden mögen. Diese Anlehnung an die gelehrte Poesie erklärt es denn auch daß Ayrer namentlich in der künstlerisch-dramatischen Anordnung seiner Dichtungen über Hans Sachs hinauszugehen vermochte. Als nun aber gar mit den englischen Komödianten etwas ganz Neues Mode wurde, da wurde auch unserm Dichter das Nationale, dessen Werth und Wesen ihm nicht zum lebendigen Bewußtsein gekommen waren, verleidet, er ging mit klingendem Spiele in das fremde Lager über; so war er es, der die von Hans Sachs angebahnte Entwickelung des deutschen Drama zwar zuerst fortführte, dann aber auch abbrach und so selbst dem künstlichen Gewächs den Weg bahnte, welches bald von andern Himmelsgegenden her einbrach. Ich bescheide mich gern daß auch die eben ausgesprochene Ansicht mehr eine Reihe von Vermuthungen als unzweifelhafte Wahrheit ist, glaube aber daß dieselbe, die ich mir nicht erst jetzt gebildet, durch Schmitt's Schrift wenigstens nicht über den Haufen geworfen ist. Kann ich so in wesentlichen Punkten nicht mit Schmitt übereinstimmen, so erkenne ich doch das höchst Verdienstliche seiner fleißigen und sorgsamen Untersuchung vollkommen an und würde mich freuen, wenn er durch eine ausführlichere Darlegung und Begründung als er sie bisjetzt gegeben eine so interessante Streitfrage zu einer unbedingt abschließenden Lösung brächte.

Auf den letzten Seiten des Schriftchens über Ayrer wirft der Verfasser fliegende Blicke über die fernere Entwickelung des deutschen Drama, die durchweg den Nagel auf den Kopf treffen. Gleichzeitig hat er einen andern Lichtpunkt etwas späterer Zeit zu selbständiger Behandlung herausgegriffen in folgender Schrift:

6. Paul Flemming. Nach seiner literargeschichtlichen Bedeutung dargestellt von Karl W. Schmitt. Marburg, Elwert. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Natur der Sache nach kann es sich in dieser Abhandlung nicht um die Erforschung neuer Thatsachen handeln, da ja Flemming's Leben genauer als das irgend eines gleichzeitigen Dichters bekannt ist, sondern nur um kurze Darstellung des bereits Bekannten und ästhetische Würdigung seiner Dichtungen. Ersteres ist mit der nöthigen Sorgfalt gegeben, nur die lateinischen Gedichte Flemming's finde ich nicht erwähnt, welche Ebert im Anhange zu Owen's Epigrammen 1821 herausgegeben hat. Ebenso ist die ästhetische Betrachtung eine durchaus geschmackvolle und gründliche, ohne gerade wesentlich Neues beizubringen. Namentlich ist der Nachweis gelungen, wie sich von Flemming an in Hamburg eine geistesverwandte Lyrik Schritt für Schritt fortgebildet hat. War auch eine neue Besprechung Flemming's gerade kein literarhistorisches Bedürfniß, so wird doch die vorliegende neben den schon vorhandenen mit Ehren bestehen.

Minder leicht als die dichterische Würdigung Flemming's und deshalb auch noch nicht so abgeschlossen ist die seines dramatischen Zeitgenossen Andreas Gryphius; ihm sind fast gleichzeitig zwei besondere Schriften gewidmet:

7. Andreas Gryphius als Dramatiker von O. Klopp. Osnabrück 1851.

und

8. Ueber Andreas Gryphius. Ein literarhistorischer Versuch von Julius Herrmann. Leipzig, Hinrichs. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

beides sehr tüchtige und gediegene Arbeiten. Die letztere besteht hauptsächlich in einer kritisch-genauen Durchforschung von Gryphius' äußerm Leben und seiner dichterischen Thätigkeit, welche freilich über einzelne Zeitbestimmungen auch noch nicht zu voller Gewißheit führt, unter stetem Hinblick auf die allgemeinen Zeitverhältnisse; ein besonderes Augenmerk ist ferner auf Gryphius' lyrische Gedichte gerichtet, an welchen der Verfasser aber doch vielleicht zu viel Gutes entdeckt. Die Schrift von Klopp berührt Gryphius' Leben und lyrische Dichtungen nur kurz, um desto länger bei seinen Dramen zu ver-

weilen, und behandelt dieselben in der Weise die ich in derartigen Monographien für die allein berechtigte und mustergültige halte. Im Einzelnen hebe ich hervor die genau durchgeführte Vergleichung zwischen Gryphius und seinem Vorbilde Seneca. Etwas zu kurz werden nach meiner Ansicht die beiden Originallustspiele von Gryphius behandelt, namentlich ist der satirische Charakter derselben, durch welche sie erst ihr volles Leben erhalten, zwar erwähnt, aber nicht hinlänglich betont. Das dritte Lustspiel, „Das verliebte Gespenst und die geliebte Dornrose", hat Klopp leider nicht selbst in Händen gehabt, da es in den gewöhnlichen Gesammtausgaben fehlt. Auch ich habe es erst kürzlich mit Verwunderung von Person kennengelernt; so berechtigt das Lob ist, welches Gervinus dem im Bauerndialekt verfaßten Zwischenspiel „Dornrose" ertheilt, so hat er doch das Hauptlustspiel offenbar zu kurz abgethan; es ist ja vielleicht der einzige Versuch, den die erste schlesische Dichterschule gemacht hat, ein Lustspiel in ihrem Paradeschritt abzufassen, ein helleres Gegenstück zu „Cardenio und Celinde" und nicht ohne Aehnlichkeit mit den um ein Jahrhundert jüngern Lustspielen Gellert's; durchaus eigenthümlich aber ist die Idee dies nach damaligen Begriffen elegante Stück mit dem derben und frischen Bauernspiel ineinander zu verschlingen. Die beiden Naturen, die sonst in dem Tragiker und dem Komiker Gryphius sich gegenüberstehen, haben sich hier zu verbundener Thätigkeit wunderlich die Hand gereicht. Um aber auf Klopp's Schrift zurückzukommen, so schließt dieselbe mit einer nur zu kurzen Betrachtung über die Stellung welche Gryphius im Verlaufe der deutschen Dramendichtung einnimmt; das Resultat derselben lautet:

> Die sogenannte humoristische Bildung hat die Entwickelung eines deutschen Drama verkümmert, ja sie hat in einem ihrer Träger, Gryphius, so hoch er sonst stehen mag, positiv schädlich eingewirkt. Wenn deshalb Gryphius der Vater der deutschen Dramatik genannt wird, so haben wir uns darüber nicht zu freuen, sondern es zu beklagen daß er und nicht Hans Sachs diesen Namen erhalten muß.

Hiermit zwar im Wesentlichen einverstanden, muß ich doch bemerken daß es nach diesen Worten fast scheinen könnte als habe Gryphius das alte Volksdrama beseitigt; hätten aber nicht andere Umstände, die früher als Gryphius fallen, den von Hans Sachs betretenen Weg verrammelt und die deutsche Dichtung andere Wege geführt, so würde Gryphius eine neue Richtung nicht haben anbahnen können, ja ich glaube, es hat in dem Manne eine so gesunde Natur gesteckt daß er es nicht einmal gewollt haben würde, wenn ihm die Bildung seiner Zeit einen andern Weg verstattet hätte. Da aber Hans Sachs einmal nicht mehr möglich war, so ist es doch gut daß Gryphius kam, von dem die Wege, freilich zum Theil sehr krumme Wege, bis zu Schiller leicht nachweisbar sind.

Daß ich selbst Das was Klopp für Gryphius geleistet in einer zu Anfang dieses Jahres erschienenen kleinen Schrift für Lohenstein zu leisten versucht habe, erwähne ich hier nur, um für die freundliche Aufnahme zu danken, die dieser Aufsatz mehrfach gefunden.

Für das 17. Jahrhundert habe ich noch eine nicht im Buchhandel erschienene Schrift zu erwähnen:

9. Der abenteuerliche Simplicissimus. Versuch einer ausgabe nach den ältesten vier drucken von W. L. Holland. Tübingen, Laupp. 1851.

Weder das moderne Gewand, in welchem E. von Bülow den alten Simplicissimus in anständige Gesellschaft gebracht hat, noch der von O. L. B. Wolff besorgte Abdruck genügen den wissenschaftlichen Anfoderungen, welche bei Betrachtung eines geschichtlich, sprachlich und ästhetisch so merkwürdigen Buchs berücksichtigt werden müssen. So ist es denn höchst erfreulich daß der schon oben erwähnte Literarische Verein in Stuttgart auch diesem Kleinode seine Aufmerksamkeit zugewendet und eine kritische Ausgabe desselben verheißen hat. Als Probe derselben hat Dr. Holland die ersten 21 Capitel des ersten Buchs abdrucken lassen und mit freigebiger Hand vertheilt. Voran stehen die nöthigsten bibliographischen Notizen mit größter Sorgfalt verzeichnet; dem Text des ältesten Drucks sind die Abweichungen der drei nächstfolgenden vollständig untergesetzt. Die Arbeit ist sichtlich in den besten Händen; aber leid thut mir es daß mein alter Freund Simpler sich die runden (lateinischen) Lettern und die kleinen Anfangsbuchstaben hat anthun lassen, die für alles Mittelhochdeutsche allerdings ausschließlich berechtigt sind, die anzuwenden auch im 19. Jahrhundert Jedem freistehen muß, aber diesem Musketier des Dreißigjährigen Kriegs stehen sie doch gar zu wundersam zu Gesicht, und bei seinen schnurrigen Redensarten und Einfällen vermisse ich immer auch die schnörkelreichen Züge des gleichzeitigen Drucks.

Die Uebergangszeit aus dem gelehrten Zopfthum zur frischen Blüte jugendkräftiger Dichtung ist in meinem Verzeichniß diesmal nicht vertreten, sodaß ich von den ziemlich dürren Zeiten des 17. Jahrhunderts aus unmittelbar bei Klopstock anlange:

10. Klopstock in Zürich im Jahre 1750—51. Von J. C. Mörikofer. Zürich, Beyel. 1851. 8. 15 Ngr.

Ein allerliebstes Büchlein! Sehr richtig bemerkt der Verfasser in der Vorrede: „Sonst ist Klopstock's Leben auf eine Höhe geschraubt und mit einem Weihrauchduft umhüllt worden daß wir von ihm unter allen großen deutschen Dichtern das unklarste Bild haben." Die vorliegende Arbeit wird wesentlich dazu beitragen, das Bild des jugendlichen Klopstock zu vermenschlichen. In ausführlicher, angenehm lesbarer Darstellung, deren Treue durch zahlreiche Briefauszüge belegt ist, erzählt der Verfasser, wie sich Bodmer und Klopstock, bevor sie sich gesehen, mit allen Ueberschwänglichkeiten der Freundschaft, die damals zum guten Ton gehörten, überhäuften und ihr überströmendes Gefühl nach allen vier Winden ausposaunten, als ob das Heil der Welt dadurch gegründet werden sollte. Sobald aber Klopstock auf Bodmer's Einladung in Zürich angelangt ist, beginnt die Erkaltung. Der schon alternde, nüchterne, etwas grämliche Bodmer kann in dem lebens-

lustigen, ausgelassenen Jüngling durchaus das Bild eines jungen Heiligen nicht wiederfinden, welches er sich von dem Sänger des „Messias" gemacht hatte, und dieser scheut sich im kecken Jugendübermuthe nicht, den besorgten Warner etwas cavalièrement zu behandeln, sein stilles, geregeltes Hauswesen in Unruhe und Aufregung zu bringen, endlich geradezu mit ihm zu brechen. So peinlich diese Vorgänge für alle Zeugen derselben gewesen sein mögen, so hat es doch jetzt etwas höchst Komisches, wenn Bodmer in sichtlicher Entrüstung an einen Freund schreibt: „Als ich ihm erzählt daß wir an dem Dichter des «Messias» einen heiligen, strengen Jüngling erwartet hätten, fragte er: ob wir geglaubt hätten, er äße Heuschrecken und wilden Honig?" Aber nicht blos ein ergötzliches Intermezzo aus einem sonst stets ganz anders geschilderten Dichterleben wird uns hier geboten, sondern es knüpft sich daran das höhere Interesse daß wir auch bei Klopstock eine Art „Sturm- und Drangperiode" finden, die nach dem beengenden Aufenthalte in Langensalza durchgetobt sein wollte, ehe er der würdiggesetzte und lebensgewandte Mann werden konnte, als den wir ihn namentlich in Goethe's „Dichtung und Wahrheit" auftreten sehen; zugleich erhält aber die an letzterer Stelle von seinen „Sonderbarkeiten" gegebene Schilderung durch die schweizerischen Mittheilungen eine neue Erklärung und Begründung. Und so wird die Schrift von Mörikofer fortan als ein wichtiger Beitrag zu der Erkenntniß von Klopstock's dichterischer Persönlichkeit zu gelten haben.

Ueber Lessing haben wir den Abschluß eines umfassenden und bedeutenden Werks in hoffentlich nicht zu langer Zeit zu erwarten, indem Guhrauer es übernommen hat Danzel's unvollendet hinterlassene Arbeit zu Ende zu führen. Hier erwähne ich eine Gelegenheitsschrift:

11. Ueber Lessing's Emilia Galotti. Von Hölscher. (Programm.) Herford 1851. 4.

nur mit wenigen Worten, da sie ihren Gegenstand nicht sowol vom literarhistorischen als vom ästhetischen Standpunkte aus auffaßt. Sie enthält unter Berücksichtigung aller Vorarbeiten feine Bemerkungen und ist namentlich bemüht den Abschluß des Trauerspiels als künstlerisch und sittlich befriedigend nachzuweisen. Wenn man mit dem Verfasser auch über einzelne Ansichten und Auffassungen rechten könnte, so wird man doch seiner Abhandlung die ernste Vertiefung in seine Aufgabe und deren würdige Behandlung vollkommen zugestehen.

Mit völligem Stillschweigen sind meines Wissens in der neuesten Zeit Wieland und Herder übergangen worden; haben wir auch nicht gerade viel Anlaß des Erstern Werke an sich ausführlich zu betrachten, so verdienten doch die unzähligen Anregungen die von ihm ausgegangen wol noch in ihren Wirkungen näher erörtert zu werden. Was dagegen Herder betrifft, so bieten seine Werke den mannichfachsten Stoff zu reichhaltigen Untersuchungen dar, für die namentlich in Schulschriften der geeignetste Platz sein würde.

In massenhafter Zunahme ist fortwährend die Goethe-Literatur begriffen, nur gilt leider von der Mehrzahl der hierhergehörigen Schriften jenes Dichterwort: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun." Da sich überdies die wenigsten Goethe-Ausleger auf kleine Heftchen beschränken, sondern gleich in dickleibigen Büchern ausrücken, die eine selbständige Besprechung in Anspruch nehmen, so übergehe ich sie hier mit Stillschweigen. Nur von den zahlreichen Blumenlesen aus Goethe will ich eine aufführen, die durch äußere Eleganz wie durch geschmackvolle und consequente Auswahl vorzugsweise geeignet ist des Meisters Weisheit mehr und mehr zu verbreiten:

12. Geisteswerte aus Goethe's Werken. Herausgegeben von Ludwig von Lancizolle. Berlin, Nicolai. 1852. 16. 25 Ngr.

Die dankbare Pietät Deutschlands hat nie nachgelassen Schiller's Andenken in unvergänglicher Frische zu erhalten. Neuerdings ist der ganze Familienkreis Schiller's mehrfach in den Kreis literarischer Darstellung gezogen worden. Die eine derartige Schrift

13. Schiller und sein väterliches Haus von Ernst Julius Saupe. Leipzig, Weber. 1851. 8. 24 Ngr.

hat in d. Bl. schon die verdiente Anerkennung gefunden. Eine ähnliche Aufgabe stellt sich

14. Schiller's Familienkreis. Von Heinrich Döring. Supplementband zu F. von Schiller's sämmtlichen Werken. Grimma, Verlags-Comptoir. 1852. 12. 20 Ngr.

Dies Buch ist eine Compilation wie man sie eben von dem Verfasser gewohnt ist. Die Nachrichten über Schiller's Aeltern und Geschwister sind dürftiger und weit weniger verarbeitet als in Saupe's anziehender Darstellung. Ausführlicher zusammengetragen, aber auch meist nicht neu ist das über Schiller's Gattin, Schwägerin und Kinder Mitgetheilte, welche alle Saupe's Buch nicht umfaßt; angehängt sind einige Gedichte von Frau von Schiller und Ernst von Schiller. Die ganze Arbeit ist flüchtig, auch in Einzelheiten ungenau; so ist das bekannte Wolzogen'sche Gut, wo Schiller seine Zuflucht fand, drei mal Beuerbach und nur ein mal richtig Bauerbach geschrieben; Schiller's jüngere Tochter, Frau von Gleichen, wird S. 25 auf ein mal zu seiner Schwester; das Gut ihres Gemahls heißt Bonland, nicht Bouland. Unrichtig ist es daß sich die ältere Tochter, deren seltene Trefflichkeit und Gediegenheit gebührend anerkannt wird, schon 1826 bleibend in Rudolstadt niedergelassen habe. Sie war mehre Jahre bis 1830 Erzieherin in der Familie des Herzogs Eugen von Würtemberg zu Karlsruhe in Schlesien; als sie Kränklichkeits halber von dort zurückkehrte, war es mir durch einen glücklichen Zufall beschieden einige Tage hindurch ihr Reisegefährte zu sein und so eine später in Rudolstadt erneuerte Bekanntschaft von unschätzbarem Werthe anzuknüpfen. Mit oberflächlicher Fabrikarbeit wie die eben besprochene ehrt man unsere großen Männer schlecht.

Ich schließe diese Uebersicht mit dem angenehmen Gefühle unter einer nicht ganz kleinen Anzahl von Schriften fast nur solche angetroffen zu haben, welche wirk-

liche Bereicherungen unserer Literatur sind, und mit der Hoffnung daß die erfreuliche Pflege der vaterländischen Literaturgeschichte, welche sich in denselben ausspricht, immer reichere und schönere Früchte tragen möge.

W. A. Passow.

Die Carafa von Maddaloni. Neapel unter der spanischen Herrschaft von Alfred von Reumont. Zwei Bände. Berlin, Decker. 8. 4 Thlr.

Die Geschichte eines vornehmen Geschlechts als Rahmen der des Königreichs Neapel unter der spanischen Herrschaft und im Hintergrunde die Apologie der jetzt dort herrschenden Königsfamilie, welche dadurch ins Licht gestellt werden soll daß die Schattenseiten der spanischen Gewaltregierung stark hervorgehoben werden. Das Werk ist mit anerkennenswerthem Fleiße gearbeitet und bietet dem Geschichtsfreunde und Forscher manches schätzbare Material. Nur Schade daß mit der Unbefangenheit der freie, durch keine Rücksicht und vorgefaßte Meinung beirrte Sinn fehlt, der in heiterer Höhe über dem Parteigewirr jetziger und früherer Zeit steht, und daß man nur zu oft „Absicht merkt und verstimmt ist".

Was nun die Helden der vorliegenden Schrift, die Carafa betrifft, so haben sie allerdings seit dem 15. Jahrhundert auf die Begebenheiten in ihrem speciellen Vaterlande, wol auch in Italien, besonders in Süditalien bedeutend eingewirkt, nur daß wir und wol mancher unbefangene Leser mit uns diese Einwirkung viel seltener rühmlich finden als unser Verfasser. Ein Carafa gründete die Größe seines Hauses, indem er die letzte Königin von Neapel aus dem Hause Anjou, die nichtswürdige Johanna II. bestimmte, statt des rechtmäßigen Erben, ihres Vetters Ludwig von Anjou, den König Alfons von Aragon, dem damals auch Sicilien gehörte, zu ihrem Nachfolger zu ernennen. Es war Antonio Carafa, der sich des ihm beigelegten Namens Malizia würdiger zeigte als seines Wappenzeichens: der Wage, welche bei ihm schwerlich die Wage der Gerechtigkeit bedeutete. Er begab sich in das Lager des Königs, der damals mit seinem zuchtlosen Heere auf der Südspitze von Corsica Bonifacio berannte, gewann den ehrgeizigen Fürsten leicht für das ungerechte Vorhaben, vermochte aber nicht die wankelmüthige Königin desselben Sinnes zu erhalten. Gegen das Ende ihres Lebens erkannte sie die Nachfolge wieder dem rechtmäßigen Erben zu. Natürlich galt dieser letzte Wille nichts, nachdem dem Stärkern ein scheinbarer Rechtstitel gegeben worden war. Als sie 1435 starb, entbrannte darüber ein blutiger siebenjähriger Kampf, welcher endlich mit der Eroberung des Landes durch den aragonischen König endete. Da das Unrecht siegreich blieb, so wurde es, wie herkömmlich, zum Rechte, und eine Grabschrift des edeln Herrn der dazu beitrug sagt ganz unbefangen:

> **Auspice me Latias Alfonsus venit in oras**
> **Rex pius,** *ut pacem redderet Ausoniae.*

Daß einer dieser „Friedensstifter", unser Antonio Carafa, bei dieser patriotischen That sich und sein Interesse nicht vergaß, versteht sich von selbst. Noch geschickter und glücklicher war in dieser Hinsicht sein Sohn, Diomed Carafa, erster Graf von Maddaloni. Als unter dem Nachfolger jenes Alfons, Ferrante I., die sogenannte Verschwörung der Barone, das ist der Krieg zwischen der anjouschen und aragonischen Adelspartei, ausbrach, da stand Diomed auf der Seite des Beschützers und Schützlings seines Hauses, was ihm, da die aragonische Partei endlich siegte, nicht nur Gut und Ruhm, sondern auch großen, wenn auch wenig ehrenvollen Triumph an frühern Mitgenossen der königlichen Gunst verschaffte. Zwei angesehene Männer nämlich: Antonella Petrucci und Francesco Coppola, dieser einem alten Hause entsprossen, jener ein Mann von hoher Bildung, waren überwiesen, große Reichthümer durch die Gunst des aragonischen Geschlechts selbst zu besitzen, und wegen oder trotz derselben beschuldigt, die Häupter jener Verschwörung gewesen zu sein, eine Beschuldigung die nicht nur unerwiesen blieb, sondern auch durchaus unwahrscheinlich ist (I, 197). Nichtsdestoweniger wurde nach der milden Sitte jener vielgerühmten Zeit und nach Dem was man damals Urtheil und Recht nannte am 11. December 1486

> Messer Francesco (Coppola, Graf von Sarin) auf einen kleinen Karren gesetzt, mit dem Strick um den Hals und gefesselt an allen Adelssedilen der Stadt herumgefahren, bis er zum großen Markte gelangte wo ein hohes Gerüst errichtet war. Und der Henker Angelo Cifa schlug ihm den Kopf ab und viertheilte ihn, worauf das Viertel mit dem Haupte auf einem Pfahl mit eisernem Haken beim Zollhause an der Casa nova ausgestellt ward, das andere beim Zollhause an S.-Antonio, das dritte bei der Brücke und dem Hause des Angelo Como und das vierte bei der Kapelle.

Die Andern (es waren außer den Beiden noch zwei Petrucci) wurden, um die Sprache der Terroristen einer andern Epoche auf diese zu übertragen, unter etwas weniger „herben" Formen vom Leben zum Tode gebracht, aber aller Ehren und Würden sowie aller ihrer Güter verlustig erklärt, und Diomed Carafa, der, wie ein glaubwürdiger Geschichtschreiber der Zeit, Camillo Porzia, sagt, „seine persönliche Abneigung gegen diese Männer durch politische Beweggründe zu bemänteln wußte", wußte von dieser türkischen Justiz die er hauptsächlich mit veranlaßt hatte recht guten Nutzen zu ziehen. Die Nemesis blieb nicht aus; sechs Tage nach diesen Executionen starb er plötzlich, aber er starb reich und hochgeehrt und sein schon bei seinen Lebzeiten errichtetes Denkmal feiert seine hohen Tugenden in carrarischem Marmor, Gold, Emblemen und Inschriften, von denen eine, gleichsam als Hohn, den Wahlspruch seines Hauses enthält: „Hoc fac et vives."

Wenn wir aber nach unsern Zeitbegriffen in das Lob, das dieses Denkmal dem Diomed Carafa spendet, nicht einstimmen mögen, so muß man doch gestehen daß er es nach den Ideen seiner Zeit großentheils wol verdienen mochte. Philipp von Commines, der das Einkommen welches das Haus Carafa bezog, und das gu-

tentheils auf die eben angegebene Weise erworben war, auf 40,000 Dukaten schätzt, findet das um so einfacher, „da es ja im ganzen Königreiche (Neapel) nicht drei Leute gibt, deren Besitz nicht von königlichen Schenkungen oder Confiscationen herrührt" (I, 206). Auch machte Diomed Carafa einen preiswürdigen (unser Verfasser sagt: einen edeln) Gebrauch von seinen übel erworbenen Reichthümern. Er ließ in einer der (damals) schönsten Straßen Neapels einen prächtigen, in edelm Stil erbauten Palast aufführen und mit Kunstwerken aller Art reichlich verzieren, er liebte und beschützte Kunst und Wissenschaft, sammelte Kunstwerke und werthvolle Schriften, wie denn noch heute die von ihm angelegte und von seinen Söhnen sehr vermehrte Privatsammlung zu den besten in Neapel gehört, und schrieb selbst einige kleine Schriften die nicht ohne Werth sind. Seine unmittelbaren Nachkommen, zumal die ältere Linie derselben, die Grafen von Maddaloni, erbten weder sein Glück noch seine politische Richtung. Im Jahre 1503, als Gonsalvo von Cordova in Neapel einzog, wurde Johann Tomaso, der älteste von Diomed Carafa's nachgelassenen Söhnen, als Anhänger der Anjou flüchtig, seiner Lehen und Titel verlustig erklärt, seine Güter confiscirt, und erst viel später wurde sein Geschlecht wieder zu Gnaden aufgenommen. Der jüngern Linie der Carafa, der der Grafen von Montorio, gehörte der nachmalige Papst Paul IV. an, bei welchem unser Verfasser mit besonderer Vorliebe verweilt. Es ist vielleicht eine Folge dieser Vorliebe, daß er gar nicht erwähnt *) daß derselbe als Cardinal Carafa der Errichter und erste Vollstrecker der furchtbaren, in Italien in dieser Härte früher unbekannten Inquisition war, welche durch die Bulle vom 21. Juli 1542 gestiftet ward, deren Allmacht nur einer Beschränkung unterworfen war, daß sie nämlich nicht das Recht habe die Ketzer welche sich bekehren sollten ungestraft zu lassen, was nur dem Papste allein zustehe, sowie daß ihr als erste Regel vorgeschrieben war: in Sachen des Glaubens dürfe man nicht einen Augenblick warten, sondern müsse, sobald einiger Verdacht oder Anzeige von ketzerischer Pest vorhanden sei, sogleich alle Gewalt und Nöthigung anwenden um sie auszurotten. (Subito che vi è qual che sospetto o indicio di peste heretica *far ogni sforzo et violenza* per estirparla. Carracciolo, „Vita di Paolo IV.", Ms. c. 8, angeführt von Ranke, „Die römischen Päpste ꝛc.", I, 206, 207.) Auch in kleinern Zügen verräth sich die Parteilichkeit unsers Verfassers für diesen Papst, und wir wollen nur einen derselben anführen. Nachdem Johann Peter Carafa nämlich Allen unerwartet, aber aus Gründen, worauf wir später zurückkommen werden, zum Papste gewählt worden war, äußerte er sich dahin: er wisse nicht wie das gekommen sei, da er sich doch nie einem der Cardinäle gefällig gezeigt, im Gegentheil jede von denselben erbetene Gunst immer abgeschlagen habe. Er schließe daraus daß nicht die Cardinäle, sondern Gott selbst ihn zum Papste erhoben habe. (Ranke a. a. O., S. 281, nach der officiellen Berichterstattung des venetianischen Gesandten Mocenigo an seine Regierung.) Unser Verfasser aber läßt ihn, um diesen Worten einen großartigen Charakter zu verleihen, dieselben vor seiner Wahl an den ihm entgegenwirkenden kaiserlichen Botschafter mit dem Zusatze richten: „Für mich aber wird es um so besser sein, denn ich danke dann keinem Irdischen die Erhebung" (I, 213). Man sieht wie es nur kleiner Veränderungen bedarf um geistlichen Hochmuth in frommen Glauben zu verwandeln!

Um alles Lob in Kürze zusammenzudrängen nennt unser Verfasser diesen Paul IV. „den letzten Papst, der eine großartig-nationale, eine über die engen Grenzen des Kirchenstaats nicht nur, sondern über die Grenzen Italiens hinausgehende Politik gehabt habe". Nun ist allerdings wahr daß in Paul IV. ein starkes und ehrenvolles Nationalgefühl lebte, und daß etwas Großartiges darin liegt, einen fast achtzigjährigen Greis mit solchem Jugendfeuer gegen das damals so mächtige Spanien im Interesse seines unglücklichen Vaterlandes auftreten zu sehen. Aber eine Politik ohne Consequenz, ohne alle vernünftige Berechnung, ich möchte sagen ohne Besinnung, eine nationale Politik die den einen Feind der Nationalität nur durch den andern, die spanische nur durch die französische Usurpation zu vertreiben versucht, ist gewiß nicht die welche das höchste Lob verdient. Wenn wir den wüthenden Ketzerverfolger, der jeden Gedanken, ja jeden Verdacht der Häresie mit dem Tode bestraft, plötzlich so weit gehen sehen daß er sich nicht nur der Protestanten welche unter seinen Augen die Heiligenbilder verspotten und die Gebote der Kirche verlachen gegen den allerkatholischsten König bedient, sondern daß er (oder doch, gewiß nicht ohne sein Vorwissen, sein Neffe) gar mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, ja mit Sultan Soliman in Verbindung tritt und diesen Letztern auffodern läßt sich der beiden Sicilien zu bemächtigen (Ranke a. a. O., S. 291 Note, nach Bromato, „Vita di Paolo IV.", II, 369), so wissen wir nicht ob er die Ketzer und Ungläubigen oder sich selbst betrügen wollte. Und hätten seine nationalen Gefühle ihn dauernd gegen seinen fanatischen Ketzerhaß geschützt, wir würden gern diesen Triumph des Guten in ihm freudig begrüßen. Aber nein! Kaum ist seine Chimäre zerronnen, kaum ist er seiner Ohnmacht gegen Spanien, das ihm aus reli-

*) Er spielt sehr euphemistisch oder wenn man lieber will diplomatisch mit folgenden Worten darauf an: „Er (Gian Antonio Carafa) ward unter Papst Paul's III. Regierung Cardinal und eins der Mitglieder des heiligen Collegiums, die durch Wort und That (und welche Thaten!) am thätigsten zur Wiederbelebung der kirchlichen Richtung beitrugen!" (I, 213). Da die Schrift dem preußischen Gesandten am sicilischen Hofe dedicirt ist, so wäre es vielleicht zweckmäßig gewesen zwei der Regeln hervorzuheben welche Cardinal Carafa zu diesem Zwecke aufstellte. Die vierte lautet: Ketzern (Lutheranern ꝛc.) und besonders Calvinisten gegenüber dürfe man sich zu keinerlei Toleranz herabwürdigen. Die zweite: es sei keinerlei Rücksicht zu nehmen auf irgend einen Fürsten oder Prälaten, wie hoch er auch stehe. (Ranke aus Caracciolo a. a. O., S. 207, 208.)

giösem Skrupel die Einnahme seiner Hauptstadt und jede weitere Demüthigung erspart, recht inne geworden, als er sich wieder seiner geliebten Inquisition und fernern Ketzerqualen mit erneuter Energie hingibt! Es ist wahr, das ist bei ihm Ueberzeugung und geschieht gewissermaßen aus Liebe zu Gott, aber wer eine wahrhaft-großartige, wahrhaft-nationale Politik befolgen will, muß einen zugleich höhern und tiefern Blick haben! Wir wollen gerade keinen ihm entschieden nachtheiligen Schluß aus dem Volkshasse ziehen, den er sich, wie bei seinem Tode offenbar ward, zuzog, aber Männer von echter nachhaltiger Nationalität, Männer die den Geist ihrer Nation richtig zu fassen und zu vertreten im Stande sind, wird er doch in so hohem Maße schwerlich treffen. In der That war Paul IV. nicht der Vertreter des Geistes der wahrhaft-nationalen Partei, wol aber bezeichnete er den Wendepunkt der Richtung der katholischen Kirche, wie sich diese als Rückwirkung der Reformation des 16. Jahrhunderts gestaltete. Sowie nämlich in unserer Zeit den höhern Classen der Gesellschaft, welche Voltaire, Rousseau und die Encyklopädisten geehrt, gefeiert und bewundert hatten, weil und solange sie ihre Meinungen blos als unfruchtbare, in der guten Gesellschaft gehegte Theorien betrachteten, welche auf die Staatseinrichtungen keinen Einfluß hätten, aber schnell umschlugen, als sie inne wurden daß Literatur und Leben doch mehr Zusammenhang hätten als sie früher glaubten, und das Wort auch That werden könnte, ganz so ging es der Kirche mit den religiösen und den damit zusammenhängenden Theorien. Reuchlin, die Humanisten, Erasmus und ihnen gleichgesinnte freisinnige Geister hatten in Rom Schutz und Beifall gefunden. Am Hofe Leo's X. dachte man über Christenthum und Katholicismus vielleicht nicht viel anders als am Hofe Friedrich's des Großen, und Erasmus war selbst ganz erstaunt in Rom aus Plinius beweisen zu hören, zwischen den Seelen der Menschen und denen der Thiere sei kein Unterschied (Burigny, „Leben des Erasmus", I, 139; vgl. Ranke a. a. O., S. 73). Unter Paul II. war es zu Rom unter den jungen Leuten von gutem Ton ziemlich allgemein angenommen, die orthodoxe Lehre ruhe mehr auf listigen Vorstellungen sogenannter Heiligen als auf wahren und glaubwürdigen Zeugnissen (Canesius, „Leben Paul's II.", ebendaselbst). Als Luther in Rom war, konnte er sich gar nicht darein finden wie dort mit heiligen Handlungen umgegangen und darüber gespottet ward, wie Priester statt sacramentaler Formen frivole und profane Ausdrücke gebrauchten und sich über ihren eigenen Beruf lustig machten. Sein Zeugniß wird durch das guter Katholiken bestätigt, und P. Anton Bandino gesteht, wer nicht häretische Meinungen vom Christenthum hege, gelte zu Rom nicht für einen Mann von Bildung. Papst Leo X. gehörte ursprünglich fast zu den Bewunderern Luther's, von welchem er offen sagte, er habe ein schönes Genie (un bel ingenio). Nur als der deutsche Mönch sich so gar hartnäckig zeigte, als er weder durch Drohungen noch durch Versprechungen verhindert werden konnte ins Leben einzuführen, was man als Theorie in der guten Gesellschaft zu Rom so ziemlich für gleichgültig hielt, da wandte sich das Blättchen. Man sah ein daß man dem Ernste Ernst, der leidenschaftlichen Ueberzeugung eine andere leidenschaftliche Ueberzeugung, dem reformatorischen den katholischen Fanatismus entgegenstellen müsse. Da war es denn Zeit statt gebildeter, aber mehr oder weniger ungläubiger Männer aufrichtige, ehrliche Zeloten an die Spitze der Kirche zu stellen, das freie Wort zu verpönen, ketzerische Meinungen wieder mit Feuer und Schwert zu vertilgen und mit der Inquisition, wie sie Cardinal Carafa eingeführt, auch ihn selbst, deren eifrigsten und ehrlichsten Beförderer, zu der höchsten Würde zu erheben. Leo X. war wohlwollend gewesen, geistreich, klug, liebenswürdig, ein Menschenfreund, ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, wie das in seiner Familie Jeder war, ein Mann der in schwieriger Zeit das Beste der Kirche gegen die Reformation und das Beste des päpstlichen Stuhls gegen den Kaiser mit großer Staatsklugheit zu wahren wußte; aber Eins war er schwerlich: ein überzeugter Christ, und er mag in vertrauten Kreisen oft genug über den deutschen Mönch gespottet haben, der sich mit solcher Lebensgefahr und solcher Hartnäckigkeit über Dinge herumstritt, über die man damals im christlichen Rom ungefähr so dachte wie im heidnischen zur Zeit des Cicero über die Weisheit der Augurn. Eben hierin lag aber ein großer Theil der Stärke der Reformation. In ihren Reihen war eine felsenfeste Glaubensstärke zu finden, die ihnen eine Kraft, zum Theil einen Fanatismus eingab, der den damals in der Kirche tonangebenden Männern gutentheils gebrach. So war den reißenden Fortschritten der Reformation gegenüber Nichts nothwendiger als die Kirche selbst, jedoch in einem andern Sinne als es die Opposition verstand, „an Haupt und Gliedern" zu reformiren, um eine Ueberzeugungstreue der andern entgegenzusetzen. Mit dem unvergleichlichen Takte mit welchem die römische Kirche fast immer die geeigneten Mittel zu rechter Zeit anzuwenden weiß, säumte sie nicht sich als es nothwendig wurde wieder mit Oberhirten zu versehen, deren bis zum Fanatismus getriebene Orthodoxie ihr nur Nutzen bringen konnte.

Der erste Papst der diesem Erfodernisse seit langer Zeit wieder vollkommen entsprach war Cardinal Gian Pietro Carafa, eben unser Paul IV. Dieser hatte keine einzige der Eigenschaften welche wir eben an Leo X. rühmen konnten. Er war so wenig wohlwollend daß er sich selbst rühmte nie einem andern Cardinal eine Gefälligkeit erwiesen zu haben; so wenig menschenfreundlich daß er kaum zum Inquisitor ernannt sich beeilt hatte, ehe er noch Geld aus der apostolischen Kammer erhielt, aus eigenen Mitteln in einem in Miethe genommenen Hause die Gefängnisse herzurichten und mit Blöcken, Ketten und Banden zu versehen, welche für die der Ketzerei verdächtigen Unglücklichen bestimmt waren; sein Benehmen war herrisch und grob und seine Diener zitterten vor ihm; sein Aristokratismus war nicht

der des feinen Mediceers, der einen Ruhm darin fand sich mit den ausgezeichnetsten und geistreichsten Männern zu umgeben, sondern so wie er sich in dem von ihm gestifteten Theatinerorden zeigte, der Adelsproben erfoderte, um seinen Mitgliedern das Recht zu ertheilen von Almosen zu leben ohne zu betteln. Er gehörte zu der Schule welche aus Grundsatz die Wissenschaft geringschätzt, und war auch in seiner Politik so leidenschaftlich und ungebildet daß er aus politischem oder wenn man lieber will aus nationalem Hasse den treuesten und fanatischsten Sohn der Kirche, Philipp II., einen von Gott verfluchten schismatischen Ketzer, die Hefe der Welt, Samen von Juden und Mauren nannte, was nach ihm überhaupt jeder Spanier war. (Mai parlava di S. Ma. e della natione Spagnola, che non gli chiamasse eretici scismatici et maladetti da Dio, seme di Giudei et di Mori etc. Naragero.) Aber er war ein ehrlicher, aufrichtiger und uneigennütziger Mann der strengsten orthodoxen Richtung, wie er denn das Bisthum Chieti und das Erzbisthum Brundisi aufgegeben hatte um die drei Gelübde abzulegen, die er streng hielt, und wie er als Papst, freilich mit der blinden Leidenschaftlichkeit, aber auch mit der ehrenwerthen Selbstverleugnung die ihm in kirchlichen und nationalen Angelegenheiten eigen war, seine Nepoten, die er mit Unrecht, aber in redlicher Absicht hoch erhoben hatte, absetzte und wahrhaft verfolgte sobald er sich von ihrem unwürdigen Leben und Treiben überzeugt hatte. Er war voll nationaler Gefühle, die ihn freilich zu unbesonnenen, übel angelegten Schritten führten und, wie oben gezeigt wurde, in Widerspruch mit sich selbst und seiner hyperorthodoxen Richtung brachten, aber immerhin ehrenwerth sind. Kurz er war der Mann wie ihn das Land und die Kirche damals brauchten, und dieses Lob soll ihm unverkümmert bleiben, so wenig ihm das gebührt welches unser Verfasser ihm spendet. Reumont scheint sich aber in den Spanierhaß dieses Papstes und des alten neapolitanischen Adels so hineinversetzt zu haben daß wir uns zur Steuer der Wahrheit in der Nothwendigkeit befinden, selbst die allerdings unheilvolle und selbstsüchtige spanische Verwaltung Neapels beziehungsweise gegen ihn in Schutz zu nehmen.

An sich war sie gewiß schlecht, käuflich, machiavellistisch — wer wird das leugnen wollen? Aber besser, ja volksfreundlicher als die Wirthschaft und Justiz der neapolitanischen Großen, die der Carafa eingerechnet, war sie doch großentheils, und es klingt gewiß sonderbar, wenn Reumont in seinem ultralegitimistischen Eifer der spanischen Politik vorwirft „alles Mögliche, wenn auch vielleicht gegen ihre Absicht gethan zu haben um die Treue an dem Festhalten des Princips des göttlichen Rechts zu vernichten, welche noch heutzutage unverändert (?) in dem neapolitanischen Volke lebe" (II, 321). Wir wollen hier nicht tiefer auf die Frage eingehen: ob denn Legitimismus und göttliches Recht identisch sind, wie man es heutzutage sehr ungeschichtlich fast allgemein annimmt, da doch der erste Fürst der sich von Gottes Gnaden nannte, nämlich Kaiser Karl der Große, damit eben andeutete daß seine Dynastie durch den Ausspruch der Kirche die rechtmäßige, die legitime der Merowinger aber unrechtmäßig geworden sei; wir wollen nur erinnern daß es auf Erden vielleicht keine Herrscherfamilie gibt die, wenn man so in die Nacht der Zeiten zurückgehen will, mindestens ihren gesammten Länderbesitz als legitim ausweisen könnte. Daß aber Spanien Das was man heutzutage das monarchische Princip nennt, solange und soweit es ihm irgend möglich war, mit eiserner Faust aufrechthielt, das ist doch wol schwerlich zu leugnen. Eins that es freilich in Neapel fast durchgehend, was ihm kein vernünftiger Politiker und kein unparteischer Geschichtschreiber zum Vorwurf machen wird. Es suchte die Uebermacht und den Uebermuth des stolzen Adels zu brechen, die soweit gingen daß König Karl von Aragon (1495) erst durch den Augenschein überzeugt werden mußte daß Neapel auch Bürger habe welche Nichtadelige seien — seine adeligen Räthe hatten ihm das Gegentheil eingeredet (I, 104). Der talentvollste und klügste seiner Statthalter, Don Pedro di Toledo, konnte die Bürger mit Recht erinnern (Mai 1547), er sei es ja der sie vor der Justiz dem Adel trotz dessen Widerstreben gleichgestellt habe (Ranke, „Völker und Fürsten von Südeuropa", I, 268, 269). Die Vicekönige machten viele, aber immer vergebliche Versuche der Käuflichkeit der Baronenjustiz Einhalt zu thun, und wenn es auch vollkommen wahr ist daß ihre eigene Justiz oft (doch keineswegs immer) auch käuflich war und sie sich mehr aus politischen Gründen als aus Rechtsgefühl zu jenen Schritten bewogen fühlten, so berechtigt uns diese und viele ähnliche Erscheinungen doch immerhin sehr zu bezweifeln daß, wie unser Verfasser sagt, die fremde Herrschaft die Sittenverderbniß erzeugt habe, und eher zu vermuthen daß die Sittenverderbniß und der Mangel an wahrem, echtem, unverderbtem Nationalgefühl in den höhern wie in den niedern Ständen die fremde Herrschaft herbeigeführt habe. Wir können uns nicht versagen zu dieser Behauptung noch einige Belege anzuführen, welche die vorliegende Schrift uns zum Theil selbst an die Hand gibt. In dem Berichte den Girolamo Lippomano 22 Jahre nach Pietro di Toledo's Tod an den Senat von Venedig richtete, schildert er allerdings die Käuflichkeit der spanischen Beamten als groß und ziemlich allgemein, aber er fügt doch hinzu: „Die Barone treiben es in dieser Hinsicht noch schlimmer auf den ihnen unterworfenen Ländereien und verkaufen die Aemter an Leute welche die armen Unterthanen lebendig schinden." Dieses Zeugniß, welches unser Verfasser mittheilt (I, 73), enthält noch eine ganz andere Bedeutung durch ein Zeugniß desselben Lippomano, welches unser Verfasser nicht mittheilt und das eben von den Zeiten Pietro di Toledo's, also wie gesagt ungefähr 22 Jahre früher handelt. Von dieser Zeit sagt Lippomano:

In Neapel wird, insonderheit in den Angelegenheiten die vor dem Vicekönig selbst verhandelt werden, wahrhaft Gerech-

tigkeit geübt. Er gibt nicht zu daß irgend Jemand, so vornehm er auch sei, niedrigstehende Leute unterdrücke, sondern verfährt streng gegen solche Unterdrücker, wenn sie auch Marchesi, Herzoge oder Fürsten sind. (Ranke a. a. O., S. 270, Note 1.)

Der Adel klagte bitter über diese unparteiische Justiz und meinte, das heiße einen Unterschied aufheben wollen, „der ganz unveränderlich von der Natur selbst eingesetzt sei", aber Pietro di Toledo blieb fest, und wir hoffen, unser Verfasser werde ihn deshalb nicht revolutionairen Treibens beschuldigen und anklagen wollen, „dem monarchischen Princip, wenn auch gegen seine Absicht, entgegengetreten zu sein". Das monarchische und das aristokratische Princip sind ohne Zweifel noch viel weniger identisch als das legitimistische und das vom göttlichen Rechte.

Dieser alte neapolitanische Adel hatte eben wie mancher andere auch gar eigene Begriffe vom Volke und seinen Befugnissen. Als z. B. gegen das Ende des 15. Jahrhunderts am Frohnleichnamstage bei der Procession ein Deputirter des Volks eine Stange des Baldachins trug, da ergrimmte der Adel aufs höchste ob dieses unverschämten, von den spanischen Machthabern unbegreiflicherweise nicht misbilligten Gebahrens und verweigerte jede Theilnahme an dem Zuge. Es kostete nicht wenig Mühe, Zeit und Unterhandlungen bis die Gleichberechtigung des Volks zum Tragen dieses Baldachins zur Anerkennung kam (I, 127). Im Jahre 1602 verlangen die neapolitanischen Barone daß der Volksdeputirte von Neapel zu den Berathungen über das Donativ nicht zugezogen werde. Dies hätte sich allerdings dadurch rechtfertigen lassen daß die Stadt Neapel von den Beiträgen dazu befreit war, hätten nur nicht sie selbst ihr Recht dabei mit zu rathen und zu thaten aus dem charakteristischen Grunde behauptet, weil sie nicht die Stadt Neapel, sondern ihre Standesgenossen repräsentirten. Die spanische (aragonische) Regierung schützte den Volksdeputirten in seinem Rechte, allerdings aus eigennützigen Gründen, aber sie schützte ihn doch (I, 120). Was that sie aber, wenn sie sich dem Adel gefälligzumachen suchte? Sie nahm wie im Jahre 1456 dem Bürgerstande seine Rechte (I, 121), freilich zu ihrem größten Nachtheile, indem sie dadurch der nachfolgenden kurzen französischen Herrschaft den Weg bahnte; aber es läßt dies doch einen tiefen Blick in die Natur und das Wesen der dortigen Adelsherrschaft werfen. Und war es im 17. Jahrhundert besser? Im Jahre 1639, also acht Jahre vor dem Aufstande unter Masaniello, schlug der Vicekönig Herzog von Medina den in einem sogenannten Parlamente versammelten neapolitanischen Herren vor, der Finanznoth durch eine Zahlung von einem Procent von dem Werthe der Lehen abzuhelfen. Er erbot sich seinerseits dieselbe in dem Betrage von 40,000 Dukaten zu leisten. Aber das ward von dem Adel einmüthig verworfen, hingegen der Vorschlag eines seiner Standesgenossen (des Marchese von Fuccaldo) angenommen, das Mehl zu besteuern und zugleich jeden Haushalt gesetzlich zu zwingen, einen Scheffel Salz zu 12 Carlin zu kaufen. Wer mehr brauche (wie der Adel, die wohlhabenden Leute) möge es auf dem Wege des Handels ansichbringen. Bedenkt man nun welche große und wohlverdiente Unpopularität diese Mehlsteuer der spanischen Regierung zuzog, und wie sie nicht weniger, fast noch mehr als die Obststeuer zu dem Aufstande unter Masaniello beitrug (Masaniello's Frau war kurz vor dem Aufstande wegen etwas eingeschmuggelten Mehls acht Tage in Verhaft gehalten worden); bedenkt man ferner daß bei dieser und den darauf folgenden Bewegungen der Haß des Volks, wie der Erzbischof Filomarino als Augenzeuge berichtete, ursprünglich gegen Minister und Adel (II, 125) und erst sehr spät gegen das spanische Haus gerichtet war, so kann man schwerlich mit dem Verfasser übereinstimmen, wenn er gegen das Ende der vorliegenden Schrift (II, 320) sagt: „Die heutigen Uebelstände zu erklären ist es erfoderlich zu deren Quelle zurückzukehren. Diese Quelle war in den meisten Fällen die spanische Herrschaft." Die spanische Herrschaft, so schlecht sie war, war doch noch weit besser als die der Barone und als die Barone sie wollten. Es war ein centnerschwerer allgemeiner, statt vieler hundert Pfund einzelnen Drucks. Es war eine Gewaltherrschaft statt einer Banditenwirthschaft, wie sie die Großen hegten. Schämten sich doch die Carafa nicht, gerade zur Zeit der Masaniello'schen Unruhen Banditen ohne Zahl in ihrem Solde zu haben (I, 136, 147, 153), und war es doch gerade dieser Banditenpatron, auch ein Diomed Carafa, den der Vicekönig Herzog von Arcos zum Unterhändler mit dem aufgeregten Volke ernannte, um ihm versprechen zu lassen, was der Adel am allerwenigsten zu halten gesonnen war. Hören wir unsern Verfasser selbst über den Anfang dieses Aufstands (I, 110 fg.):

Die Kunde der sicilischen Unruhen (nämlich einer Volksbewegung in Palermo Mai 1647 wegen der „immer gesteigerten Auflagen auf die Lebensmittel", welche auch dort „ernstliche Entzweiung zwischen Adel und Volk" sowie mit dem Vicekönig von Sicilien veranlaßte) gelangte nach Neapel, als dort Alles reif zum Ausbruch war. Längst kochte und gährte es in den Gemüthern. Auf allen Seiten mehrten sich die drohenden Anzeigen. Maueranschläge verkündeten, das Volk Neapels werde es machen wie das palermitanische, wenn man die Gabellen nicht aufhebe, besonders die Obststeuer, die um so drückender auf der Menge lastete, je heißer die Jahreszeit ward, je mehr sich der Arme auf den Genuß der wohlfeilen und kühlenden Nahrung angewiesen fand. Der Vicekönig (Herzog von Arcos) wurde von Volkshaufen angehalten, als er zur Messe nach Sta.-Maria del Carmine fuhr. Er zog sich aus der Verlegenheit so gut er konnte, schob die Schuld dem Adel zu, welcher die Steuer verordnet habe (hatte), versprach was er nicht zu halten dachte.

Vielleicht, vielleicht auch nicht, denn ihm war es mindestens einerlei woher er Geld bekäme, und der allgemeinen spanischen Politik in Neapel gemäß hätte er es noch lieber von dem reichen Adel gezogen. Wie benahm sich aber dieser? Hier ist keine Conjecturalpolitik, hier spricht die Thatsache aus dem Munde unsers Verfassers selbst. Hören wir ihn weiter:

Die Adelsgenossenschaften kamen zusammen, aber es gelang ihnen nicht sich zu einigen. Die Einen stimmten

für Beibehaltung der Steuer, weil ihre pecuniairen Interessen dabei ins Spiel kamen (d. h. weil sie Vortheil davon zogen), die Andern, weil sie nicht wußten wie sie das Geld das die Regierung foderte anderswo auftreiben sollten.

Dazu wäre doch, wenigstens theilweise, leicht Rath zu finden gewesen, wenn sie nur den acht Jahre vorher von ihnen verworfenen, eben angeführten Vorschlag des Herzogs von Medina wieder hätten aufnehmen wollen. Aber freilich da wäre das Geld aus ihrer Tasche genommen worden! Das ist aber auf alle Fälle klar daß es der hohe Adel war der die Aufhebung der Steuer verhinderte, und somit den langen und folgereichen Aufstand veranlaßte der mit Masaniello's Aufstand und dessen wahrscheinlich, was unser Verfasser freilich verschweigt, durch Gift veranlaßten nachmaligen Geisteszerrüttung und Tod nicht nur nicht endete, sondern nur gräßlicher und von allen Seiten demoralisirender wurde. Wenn es also wahr ist daß diese Epoche es war welche, wie unser Verfasser (II, 321) sich ausdrückt, „den gewaltigen Damm der Ehrfurcht vor dem Königthum durchbrach", war daran nur die spanische Regierung und gar nicht die Aristokratie Schuld? Und wenn unser Verfasser selbst zu den Ursachen welche diese Ehrfurcht schwächten auch den „Ueberrest dynastischer Ansprüche" rechnet, ist dessen die spanische Dynastie allein und ausschließlich zu beschuldigen?

Freilich hat der Verfasser darüber Ansichten die heutzutage allerdings nicht ihm allein angehören. Wirft er doch Karl III. und seinem besonnenen, aber freisinnigen Minister Bernardo Tanucci „die allmälige Schmälerung der aristokratischen, namentlich der feudalen Vorrechte und die Centralisirung der Autorität" als einen Hauptfehler, fast als ein Verbrechen vor. Er meint (II, 317):

diese Männer hätten nicht eingesehen wie diese Regierungshandlungen mit den Maximen der meisten Souveraine des 18. Jahrhunderts verwachsen waren, welche nicht einsahen daß sie durch Niederreißung aller ständischen (d. i. mittelalterlichen) Institutionen, welche reformirt, aber nicht vernichtet werden mußten die Fundamente ihrer Throne selber bloßlegten (?), und denen ihre Nachkommen die heutigen so unbequemen (!), unorganischen (?), geborgten (!) Constitutionen zu danken haben.

Wir wollen diesen wieder zur Mode gewordenen staatsrechtlichen Paradoxien, welche uns geradezu in die glücklichen Zeiten zurückversetzen würden, deren sich Frankreich vor Ludwig VI. und VII. oder doch vor Ludwig XI. und Ludwig XIII., Deutschland vor Joseph II. und Friedrich dem Großen erfreute, wir wollen ihnen nur eine einfache Thatsache gerade aus der Geschichte Spaniens und zwar aus seiner letzten allgemeinen feudalistischen Ständeversammlung entgegensetzen und eine ebenso einfache Frage daran knüpfen. Im Jahre 1538 nämlich, als Karl V. für Ausgaben die das Wohl der Gesammtmonarchie erfoderte den versammelten Ständen seine Bedürfnisse vorlegte und seine Absichten eröffnete, die Accise einzuführen, da nahm diese Versammlung eine Wendung welche wir mit den Worten Ranke's („Fürsten und Völker", I, 220, 221) und seiner Gewährsmänner Soriano und Sandoval anführen wollen:

Karl mochte nicht so sehr von seinen Verbündeten und Freunden (den Granden) Widerstand erwarten als von den andern Ständen. Aber gerade die Großen widersetzten sich ihm; vor den Uebrigen, obgleich sonst ein entschiedener Anhänger des Hauses Oestreich, der Contestable Velasco (Soriano sagt: „*Hebbe tutt'i grandi contrarii et il Velasco*"). Er drang darauf: die Lasten zu tragen zieme in Castilien dem Bauer; dem Edelmann aber entreiße die geringste Auflage nicht allein die Freiheit, welche seine Vorfahren mit ihrem Blute erworben, sondern die Ehre selbst. Er setzte durch daß man Karl den unbequemen und fast beleidigenden Rath gab, seine Umstände dadurch zu verbessern daß er zu Hause bleibe und sich einschränke. Hätte Karl auf seinem Willen bestanden, so würde ein Aufruhr zu befürchten gewesen sein (Navagero, „Viaggio etc.", S. 350). Da er sah daß ihm seine Foderung versagt ward, so beschloß er wenigstens, wie Sandoval sagt, niemals wieder so mächtige Leute zu versammeln; dies war die letzte allgemeine Ständeversammlung welche berufen worden ist.

Vor einiger Zeit meldeten öffentliche Blätter das spanische Ministerium wolle die neuen constitutionnellen Stände von Spanien nicht wieder berufen. Wir fragen nun den Verfasser selbst welche sich „unbequemer, ja auflösender für die Monarchie zeigten", diese mit ihrer „geborgten" oder jene mit ihrer „ursprünglichen" Constitution? Ja wir fragen, ob er ein ähnliches Beispiel staatsauflösenden Egoismus, eine Behauptung wie die dieser letzten Musterworte: die Großen hätten durchaus keine andere Verpflichtung als die, dem Könige im Kriege und auch dann zu dienen, wenn es sich nach ihrer eigenen Beurtheilung um die Vertheidigung Spaniens handle *), aus den Annalen irgend eines wahrhaft constitutionnellen Parlaments anzuführen wüßte? Vielleicht wird er antworten, jene Behauptung sei geschichtlich vollkommen begründet gewesen. Gut, aber nur ein Beweis mehr daß ein Fürst des 19. Jahrhunderts mit solchen „historischen" Ständen weit weniger als mit wahrhaft constitutionnellen zum Wohl des Landes zu regieren vermag.

Sehr merkwürdig ist noch das Bekenntniß welches unser Verfasser an die Thatsache geknüpft daß Karl III. die Privilegien des Adels schmälerte. Eben deswegen habe sich nämlich „ein Theil des vornehmsten Adels an den Ereignissen betheiligt, die zu der Bildung der ephemeren Parthenopeischen Republik (1798/99) führten" (II, 318). Wir haben das Gebahren des hohen Adels in der frühern neapolitanischen Geschichte gewiß nicht wie Reumont zu beschönigen gesucht, aber den jetzigen müssen wir gegen diese harte Beschuldigung, deren Tragweite, sowie die Folgen welche daraus gegen seine feudalistische Ständetheorie nothwendig entspringen, der Verfasser kaum bedacht zu haben scheint, an der Hand der Geschichte in Schutz nehmen. Was den Adel und die gebildeten Stände überhaupt damals dem Hofe abwandte, das waren, wenigstens bei

*) Tutti li signori non hanno altro obligo che servire il re alla guerra *a sue spese* per la difesa di Spagna solamente (Soriano, „Relatione di Spagna"; Ranke, a. a. O.)

der überwiegenden Mehrheit, gewiß nicht die gemeinen, schmuzig-egoistischen Gründe die Reumont ihnen unterlegt, sondern das unverzeihliche Benehmen dieses Hofs selbst. Glaubt Reumont etwa, es wäre aus der Geschichte so leicht wie in seiner Schrift wegzustreichen daß es dieser Hof war, der 1796 zu einer Zeit wo Widerstand noch möglich und auf alle Fälle ehrenhaft war mit dem Obergeneral der Französischen Republik einen Frieden geschlossen hatte, der den Papst ganz in die Hände Frankreichs gab, daß er sich darauf dem wohlbekannten Favoriten Acton und der Buhldirne, die den Namen Lady Hamilton schändete, blindlings überließ, daß er mit der Hefe der Bevölkerung, den Lazzaroni pactisirte und den gebildeten Ständen eine Abneigung bewies, die sich nur zu oft bis zur Verfolgung steigerte und fast immer die Brutalitäten welche die Lazzaroni gegen sie übten zuließ. Wird Reumont leugnen daß die voreilige Schilderhebung 1798, die unverständige Weise wie sie gehandhabt wurde, endlich gar die mit aller Uebereilung bewerkstelligte Flucht des Hofs nach Sicilien, welche die Hauptstadt, die Pignatelli nicht zu schützen vermochte, den Metzeleien und Plünderungen der Lazzaroni und ihres würdigen Oberhaupts, Michel's des Narren, preisgab, gar keinen andern Ausweg übrigließ als sich mit Championnet, einem redlichen und gebildeten Manne, zu vertragen, um nur die Hauptstadt zu retten? Waren es damals minder als unter der spanischen Herrschaft „dumpfer nachhaltiger Druck, Stärkung des alten Antagonismus ungleichberechtigter Stände, Uebermaß dynastischer Ansprüche" und noch viel Schlimmeres was „den gewaltigen Damm der Ehrfurcht" durchbrach? Sollen wir nun gar an die Blutscenen erinnern welche die Rückkehr des Hofs 1799 bezeichneten? An den Bruch der Capitulation von S.-Elmo, wozu die Buhldirne Lady Hamilton, man weiß auf wessen Begehr, den alten Nelson leitete? An die Hinrichtungen durch Strang und Galgen ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, des Grades der Schuld? An die gräßliche, nur zu bekannte Scene, wie der Prinz Francesco Caracciolo, keines Verbrechens schuldig als unter der ephemeren republikanischen Regierung nach der Hauptstadt zurückgekehrt zu sein, um seine Güter zu retten, und dann gezwungen seinen Posten in der Marine wieder eingenommen und so einen Angriff gegen die Engländer geleitet zu haben, in seinem hohen Alter an einen Mastbaum gehängt und dann ins Meer geworfen, aus der Tiefe aufsteigt um im Tode noch dem Monarchen eine Warnung zu geben, die leider überhört wird?

Wir mögen bei diesen gräßlichen Bildern, wir mögen bei manchem Seitenstücke das die neueste Zeit dazu geliefert nicht verweilen, wol aber halten wir es für die Pflicht aller wahren Freunde der Ordnung und der monarchischen Staatseinrichtungen, eine warnende Stimme zu erheben gegen die Verächter der Neuzeit und der Institutionen welche sich in den ernsten Zeiten die wir durchlebt haben, in dem kleinen Belgien wie in dem großen England als Stütze und Schutzwehr der Monarchien erprobten, die allerdings nach Land, Zeit und Umständen modificirt, aber nirgend ganz verschmäht werden können, wenn gegen die Wiederkehr der Umsturzpartei ein dauernder Damm errichtet werden soll. So sei es uns denn vergönnt diese Kritik mit den Worten zu schließen, welche Johannes von Müller, den Niemand der Hinneigung zu revolutionnairen Ideen beschuldigen wird, als das Resultat seiner historischen Studien an das Ende seiner „Weltgeschichte" setzte: „Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit, Mäßigung und Ordnung. Wer es überhört, der ist gerichtet." Das in und nach Bürgerkriegen, während und nach tiefgreifenden Unruhen und Erschütterungen den Siegern zuzurufen, das ist die Aufgabe und die Pflicht der Presse. 30.

Ein paar Dutzend Lyriker aus jüngster Zeit.

Trotz der Aufregung einer bewegten Zeit, trotz der allgemeinen Richtung unserer Zeitgenossen auf Realien oder materielle Interessen, trotz der Ungunst, ja Misliebigkeit, mit welcher ein großer Theil des Publicums poetische Erzeugnisse aufnimmt, treibt der Baum der deutschen Lyrik unaufhörlich frische Schößlinge, und man kann beinahe nicht ohne Rührung wahrnehmen wie der Trieb zur Poesie, namentlich auch zur lyrischen, bei unserer Nation in allen Schichten der Gesellschaft so unabweisbar und ununterdrückbar ist daß jedes Semester uns mit neuen Erzeugnissen überflutet. Da liegen hier wieder dreißig junge Lyriker vor uns, größtentheils winzigen Formats in gar bunten Röcklein, über die wir unsere Ansicht — Recension wollen und können wir es nicht nennen — aussprechen sollen. Ueber die Art und Weise wie wir die einzelnen Nummern aufeinanderfolgen lassen bemerken wir Folgendes. Die Lyrik ist die Poesie der innerlichen Subjectivität und spricht die dem dichtenden Individuum eigenthümlichen Zustände aus, im Gegensatz vom Epischen, der Poesie der Objectivität, bei welcher der Dichter aus sich heraustritt und Gegenstände darstellt. Spricht sie das innere Leben des Gefühls, namentlich des heiligen, und der Phantasie aus, so nimmt sie eine religiöse Richtung. Eben deshalb beginnt dieser Aufsatz mit der Beurtheilung einiger Nummern aus der Poesie des Heiligen. Sie streift aber auch zuweilen an das Objective an, indem sie Bilder aus der Natur und dem Menschenleben malt und idealisirt, weshalb Romanze und Idyll zu ihr gerechnet werden kann. Finden sich doch auch in Dramen viele lyrische Stellen, woraus wir abnehmen können, wie sie sich gar leicht zum Epischen und Dramatischen hinneigt. Aus diesem Grunde folgen hier die epischen Nummern, Idyll und Romanze, dem Religiösen. Endlich erstreckt sich ihr Scepter auch über die Welt des Gedankens und Geistes, wo sie die Macht der wechselnden Gemüthsregungen einschließt. In diese letzte Kategorie gehören dann alle übrigen hier anzuzeigenden Schriften. So gehen wir denn zuerst zu vier Nummern aus dem Gebiet der religiösen Lyrik über:

1. Die Tage des Herrn von Karl Bormann. Berlin, Hertz. 1852. 8. 15 Ngr.
2. Die kleine Messiade von C. Billanus. Bonn, Weber. 1851. 12. 15 Ngr.
3. Der Friede und die Freude der Kirche. Lieder von Otto Ramsauer. Herausgegeben von J. P. Lange. Zürich, Höhr. 1851. 16. 12 Ngr.
4. Trostlieder von A. F. Fröhlich. Zürich, Schultheß. 1851. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Nr. 1. Die in Nr. 9 d. Bl. kurz angezeigte religiöse Schrift der verstorbenen Annette von Droste-Hülshoff: „Das geistliche Jahr, nebst einem Anhange religiöser Gedichte", stellt sich uns ungesucht zu diesen „Tagen des Herrn", die sich über die Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs vom 1. Advent bis zum 23. nach Trinitatis mit Vorausschickung eines Bibelspruchs, der dem Gedicht Ton, Halt und Farbe geben soll, verbreiten. Bei einer Vergleichung mit der genannten originellen Dichterin ergibt sich leicht daß K. Bormann bei all dem Feuer das in seiner Seele glüht ihr nachsteht. Er ist nicht so universell wie Jene, deren Buch der Katholik wie der Protestant lesen kann. Er ist minder gedankenreich und schließt sich mehr an die Empfindungs- und Darstellungsweise anderer Dichter dieser Gattung an, bei denen das Confessionnelle nicht selten störend hervortritt. Uebrigens finden wir hier Gottinnigkeit, Empfänglichkeit für das religiöse Mysterium und gefällige, in ihrem Wechsel ansprechende Formen. Hören wir das Lied vom ersten Weihnachtstage mit dem biblischen Ausspruch Lukas 1, 46. 47. „Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes:

Die Tage sind so tief nmdunkelt,
Die Herzen aber sind so licht.
Woher der Glanz, der lieblich funkelt
Auf jedem Menschenangesicht?

Die Luft erstarrt in kalten Flocken,
Und durch die Herzen haucht's so warm.
Woher dies liebende Frohlocken
Bei Jung und Alt, bei Reich nnd Arm?

Im Feld und Walde tiefes Schweigen,
In allen Herzen Lust und Klang.
Woher, woher der Jubelreigen,
Der übervolle Liebesdrang?

Das ist dein segensvoll Erscheinen,
Du heißersehntes Himmelskind,
Von dem herab auf all die Deinen
Ein Strom von Lebenswundern rinnt.

Sie wandeln durch die Nacht der Erde,
Doch ist ihr Auge licht und klar,
Sie steh'n in Arbeit nnd Beschwerde,
Doch sind sie fröhlich immerdar;

Und wenn die Lieder all' verklingen
In jedem Hain, in jeder Brust,
Sie werden Tag und Nacht dir singen,
Der ihre Lieb' ist, ihre Lust.

Die fromme Lyrik hat hier, wie sie das jetzt überhaupt liebt, den Wohlthätigkeitssinn des Publicums ins Schlepptau genommen, indem der Verfasser dem Vorstande des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke sein Buch überlassen hat.

Nr. 2. Jawol, eine kleine Messiade: auf 72 Seiten die Lebensgeschichte Jesu von der Empfängniß an bis zu seiner Himmelfahrt, Scenen aus dem Leben der Apostel und Märtyrer und die Darstellung einiger Fundamentalartikel des Christenthums, letztere in strenger, an das Mystische anstreifender Orthodoxie. Die Lebensbilder sind keine Oelgemälde oder großartige Fresken, sondern Genrebilder mit historischem Hintergrund. An religiöser Wärme und selbst Begeisterung fehlt es dem Verfasser nicht. Das „Unser Vater" umschreibt er also:

O unser Vater, den im Himmel oben,
Des Cherubims, des Seraphs Zungen loben,
Die immerdar an deines Thrones Stufen,
Ihr Heilig, Heilig, Heilig rufen.
Der Engel Reich mög' hier auf Erden
Von Menschen auch gegründet werden,
Und wie der Seraph folget deinem Willen,
So soll der Mensch ihn hier erfüllen.
Gib täglich, Vater, voll Erbarmen
Das Brot den Hung'rigen, den Armen;
O will (?) die Schuld dem Reuigen erlassen,
Wie wir vergeben Denen die uns hassen.
Und prüfe nicht der Menschen schwache Herzen,
Erlöse sie von alles Uebels Schmerzen.
Dein ist der Ruhm, die Macht, die Herrlichkeit
Von Anfang an in alle Ewigkeit.

Nr. 3. Recht gut daß der bekannte geistliche Liederdichter J. P. Lange das Büchlein, indem er es herausgegeben, unter seine Aegide gestellt hat; man möchte es sonst wenig beachten in seinem winzigen Format und kleinen Lettern, mit seinen prosaischen Passus und Gesangsbuchreimereien. Lange haben wir gelesen und geforscht, ob sich nicht aus diesen Anklängen und Schlagworten aus der Heiligen Schrift, denen manchmal ein ganzes prophetisches Capitel als Unterlage dient, irgend Etwas finden ließe was Lange's Empfehlung rechtfertigte; aber der Fund beschränkte sich auf „Geist und Buchstabe", „Seelenbad", mit seinen mystischen Ingredienzen quantum satis, und die „Freundlichkeit des Herrn".

Nr. 4. Hier begegnen wir einem Dichter (denn solcher ist er), dem die Muse frommen Ernstes mit leisem Weihekuß die Stirn berührt hat. Weiche, süße Melancholie ohne mystisches Geklingel und mystische Bimmelei und ohne bestechenden Bilderluxus deckt das Ganze wie ein seidener, dunkler, durchsichtiger Schleier. Das Buch beginnt mit „Grabgedanken" und setzt sie in 87 Gedichten und Elegien und zwar in vollendeter Form fort, sodaß man es eine poetische Thanatologie nennen könnte. Der Verfasser führt uns des Todes rührendes Bild in Sterbenden aller Art vor die Seele und erhebt das zagende Gemüth über den letzten Kampf, indem er uns die Aussicht auf das Morgenroth hinter den Gräbern eröffnet und auf eine Friedenswelt hinweist, in der er durch seinen unerschütterlichen Glauben längst heimisch geworden zu sein scheint. Anfangs wollte es uns bedünken als könnten wir ihm Nikolaus Lenau zur Seite stellen; aber Letzterer ist vielseitiger in der Darstellung schmerzlicher Zustände in der Gemüthswelt und in seiner Weltanschauung, jedoch auch größtentheils herber, da im Boden seines Gemüths die Pflanze der Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit wuchert, auf die wenig Thau des Himmels herabfällt. Lenau umwebt nicht selten unser Gemüth mit einem Leichentuch, während Fröhlich die Balsamschale des Trostes in jede müde Seele gießt. Es wird uns in der That schwer dem Leser durch Heraushebung des Gediegensten und Schönsten aus dieser Sammlung, die auch Gelegenheitsgedichte bietet, einen Begriff von der Eigenthümlichkeit des talentvollen Trostsängers zu geben: wir deuten jedoch hin auf „Empor"; „Verschwunden"; „Aller Seelen"; „Der letzte Gang"; „Der letzte Kuß"; „Du lehrst mich sterben"; „Beisammen"; „Wer könnte sel'ger sein? Wer litte herb're Pein?"; „Ein Laut nur"; „Ach, es ist nicht mehr das Alte"; „Bringe uns zusammen wieder"; „Der Sonntagabend" (mit lieblicher Schweizerscenerie); „Grabesschriften" und „Elegien". Wir können uns nicht enthalten als Rechtfertigung unsers Urtheils folgende Probe mitzutheilen:

Empor.

Auf des Liedes Flügel
Ueber Grabeshügel
Will die Seele schweben,
Woll'n wir uns erheben
Zu der Sel'gen Chor,
Hin zu den verklärten
Treuesten Gefährten,
Die zu seinem Preise
Frühe der Allweise
Hob zu sich empor.

Ja ihr seid erhoben
Ueber Sturmes Toben,
Ueber Frost und Schwüle
Lust= und Streitgewühle
Aus Gefahr und Noth.
Ueber Furcht und Bangen,
Unerfüllt Verlangen,
Und was uns're Schwächen,
Fehler und Gebrechen
Täglich mehr bedroht.

Ueber euern Grüften
Dieser Blumen Düften,
Glanz und selig Schweben
Ist von euerm Leben
Uns ein Wiederschein.
Inbrunst der Gebete
Auf der Grabesstätte,
Diese Friedensstille,
Dieser heil'ge Wille
Ist wol euer Sein.

Und um uns verbreiten
Sich die Seligkeiten
Die ihr nun genießet;
Und die Thräne fließet
Kühlender und mild.
Mächtiger nach oben
Sind wir hier gehoben;
An des Grabes Hügel
Regt sich Kraft der Flügel
Auf ins Lichtgefild.

Der oben aufgestellten Theorie zufolge lassen wir jetzt fünf Nummern aus dem Gebiet der objectiven Poesie folgen.

5. Bernhard und seine Kinder. Ein ländliches Gedicht von Erdmann Müller. Mit Stahlstich. Zweite Auflage. Stuttgart, E. Hallberger. 1851. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Engel Agnes. Ein Lied der Liebe von Emil Seippel. Barmen, Langewische. 1851. 16. 16 Ngr.
7. Benno. Gedicht von Joseph Friedrich Arnoldi. Berlin, Gebauer. 1851. 16. 12 Ngr.
8. Evangeline. Von H. W. Longfellow. Aus dem Englischen. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1851. 16. 22½ Ngr.
9. Johannes Hus, der Märtyrer von Constanz. Dichtung von Hermann Daum. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 1852. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nr. 5. Trotzdem daß die hier auftretenden Personen der untersten Schicht der Gesellschaft angehören und daß keine Lösung eines künstlich geschürzten Knotens den Leser überrascht und anzieht, können wir doch dem auch durch gefälliges Aeußeres sich empfehlenden Büchlein unsern Beifall nicht versagen, und alle Freunde der ländlichen Muse werden Dasselbe thun, während die durch Lecture moderner französischer Romane Blasirten die Nase rümpfen mögen daß sie es mit Proletariern zu thun haben, nämlich mit Friedrich, dem wackern Dienstknecht des ebenso wackern waldhagener Landmanns Bernhard und seiner bedächtigen, fleißigen und noch jungen Schaffnerin Gerdild. Friedrich liebt Gerdild. Er bringt ihr aus der Stadt, wohin er mit andern Knechten Getreide gefahren, ein Tuch mit. Sie beschenkt ihn dagegen mit einem frischen Blumenstrauß, und so ist die Verlobung halb und halb fertig und Alles im besten Gange. Vater Bernhard, Beider Liebe begünstigend, läßt ein neues Haus bauen und überrascht, indem er es dem Liebespaare zum Geschenk macht, die Hochbeglückten. Nun was kann einfacher, idyllischer, der ländlichen Muse würdiger sein als solch ein Stoff! Die Schilderung der Charaktere und die ländliche Scenerie, die Reise Bernhard's nach der Stadt zum Baumeister, die Verwunderung der Landleute und Bekannten Bernhard's über sein Unternehmen, die episodische Beschreibung einer Erntefestfeier, wo man Friedrich und Gerdild den Kranz zuerkennt, den jedoch Ersterer bescheiden anzunehmen sich weigert, die Figur des würdigen Pfarrherrn des Dorfs, von dem sogar eine ganze Predigt mitgetheilt wird, die störende Erscheinung eines städtischen Bewerbers um Gerdild's Hand und die fröhliche Hochzeit des glücklichen Paars füllen die etwaigen Lücken der Handlung aus und runden es zu einem gefälligen, ansprechenden Ganzen. Das in guten Hexametern geschriebene Buch erscheint in zweiter Auflage, ein Beweis daß unter den Deutschen die Empfänglichkeit für Einfalt und Natur noch nicht erstorben ist.

Nr. 6. Agnes Bernauerin, die engelschöne Tochter eines Baders aus Augsburg, die wir als die deutsche Ines de Castro bezeichnen können, ist für den Dichter ein so dankbarer tragischer Stoff daß ihre Geschichte früherhin wie in jüngster Zeit in verschiedenartiger Form bereits bearbeitet worden ist. Erst kürzlich hat Melchior Meyer in Berlin und Friedrich Hebbel in Wien sich darin versucht. Letzterer hat es in dramatischer Form gethan; aber das Stück hat, wie wir lesen, auf den Bühnen wo es dargestellt worden ist wenig Glück und zum Theil Fiasco gemacht. Wir finden das ganz begreiflich; denn Hebbel gestattet der poetischen Licenz allzu viel Spielraum und der Schluß ist, weil in hohem Grade nüchtern, völlig unbefriedigend. Zeigen wir in Wenigem, wie der Stoff bearbeitet wurde. Herzog Albrecht von Baiern, Sohn des regierenden Herzogs Ernst, hat die Baderstochter auf einem Turnier gesehen und entbrennt in heißester Liebe zu ihr. Auf einem Tanzfest, wo wir lebhaft an die Ballscene in „Romeo und Julie" erinnert werden, bietet er ihr Herz und Hand an und vermählt sich mit ihr ohne Wissen des alten Herzogs, der indessen für Albrecht um eine braunschweigische Prinzessin hat werben lassen. Als aber der Vater des Sohnes unbesonnenen und kühnen Schritt erfährt, enterbt er ihn und ruft seinen Neffen Adolf als Nachfolger aus. Dieser aber stirbt nach zwei Jahren und der alte Herzog läßt der Agnes den Proceß als Hexe machen. Sie wird, während Albrecht zur Theilnahme an einem Turnier verlockt wird, gefangengenommen. Wenn sie dem Gatten nicht entsagt, soll sie sterben. Sie wird auf ihre standhafte Weigerung in die Donau gestürzt. Albrecht fällt fast in Verzweiflung. Aber diese Verzweiflung verwandelt sich bald in zahmes Nachgeben gegen des alten Herzogs eisernen Willen. Am Ende bittet er es dem Vater ab und wird Mitregent. Wer sieht hier nicht, der Schluß auf solche Katastrophe sei matt und schal. Seippel hat es anders und besser gemacht. Er verwirft die dramatische und wählt die Romanzenform, wo er sich im bunten Wechsel des Metrums und der Rhythmen zu gefallen scheint, was wir nicht tadeln wollen. Freilich hat auch Seippel sich stützend auf die Vorrechte poetischer Licenz der productiven Phantasie wol allzu viel gestattet und durch kühne Fiction das historische Factum nach seinem eigenen Gutdünken gemodelt. So tritt hier eine fingirte Person auf, die Prinzessin Kunigunde, die den Albrecht einst liebte, deren Liebe aber um der schönen Baderstochter willen verschmäht wurde. Vom Gefühl dieser verschmähten Liebe und unersättlicher Rachsucht getrieben, vermählt sie sich mit dem alten Herzog und überredet ihn, Agnes gefangenzunehmen und ihr den Proceß zu machen. Mit Hülfe des Ritters Rudolf läßt sie das Schloß überfallen welches Agnes bewohnt, während Albrecht auf das feste Schloß Straubing hingelockt worden ist. Die Gefangennehmung gelingt und auch Agnes Vater wird gemordet. Von der Brücke zu Straubing wird der Engel in die Donau gestürzt. Die Wirkung welche die Kunde von dieser That des Entsetzens auf Albrecht macht ist anders als bei Hebbel. Mit der Geliebten will er untergehen. Er eilt herbei, stürzt sich in die brausenden Wellen mit welchen die Ermattete noch ringt, ergreift sie und versinkt Brust an Brust mit ihr. Da faßt den alten Herzog eine verzehrende, aber fruchtlose Reue; er wirft seine Krone in den Staub, läßt Kunigunde einkerkern und endet als Klaus-

ner im Büßergewande. Auch Seippel weicht insofern von historischer Wahrheit ab als er Albrecht mit in den Wellen des Stroms enden läßt; aber wir haben doch hier einen tragischen Schluß, und überdies versöhnt er den Leser mit den schönen Versen, denen man es ansieht daß er con amore das Büchlein ausarbeitete. Zur Probe theilen wir Nr. 13 mit, einen Dialog zwischen Agnes und Albrecht, wo er ihr ankündigt sie solle seines Throns Genossin werden:

„Nicht mehr in Niedrigkeit
Sollst wandeln du, mein Weib!
Das herzogliche Kleid
Umwalle deinen Leib!
Nach Straubing, meinem Schlosse,
Führt dich dein Throngenosse."

„Die meine Schmach geseh'n,
Die deine Schmach gehört,
Fern sollen sie dir steh'n,
Von Groll und Neid bethört;
Und königliche Ehren
Soll dir mein Volk gewähren."

„Wol ist mir lieb und werth
Das niedere Gemach,
Und nicht mein Herz begehrt
Nach Schlosses hohem Dach;
Doch Keiner soll es wagen,
Hinfort dich anzuklagen!"

„Des Hauses stille Lust,
Die Freuden ohne Neid
Du mit mir meiden mußt;
Doch in der Herrlichkeit
Bleibt mir dein Herz wie immer:
Sanft, mild und ohne Schimmer."

„Wo ist ein Weib wie du,
So rein und engelgleich?
Dir kommt die Krone zu,
Dir ziemet Thron und Reich;
Und ruhig sollt' ich schauen
Dich höhnend stolze Frauen?"

„Wie sich's gehört, fortan,
So wahr ich Herzog bin,
Verehre Jedermann,
Auch dich, die Herzogin!
Tief sollen die sich neigen,
Die jetzt Verachtung zeigen!"

Ums Aug' der Thränen Flor
Zum ersten male, seit
Er, der sie sich erkor,
Als Gattin sie gefreit,
Frau Agnes birgt mit Bangen
Ihr Haupt an seinen Wangen.

Sie spricht mit leisem Ton:
„Mein Herz begehrt nicht Glanz;
Viel lieber als die Kron'
Ist mir der Blumenkranz;
Laß uns in Glanz und Scheinen
Nicht stilles Glück beweinen."

„Albrecht, in stillem Thal
Bin ich emporgeblüht;
Wie hielt' ich aus den Strahl,
Der auf der Höhe glüht!
Hier wandelt Stolz und Neiden,
Nicht Freud', und herbes Leiden."

Der Thräne hellen Schein
Küßt er ihr vom Gesicht.
„Du Vielgeliebte mein,
Gib dich dem Kummer nicht.
Dein Herz, du Demuthreiche,
Bleibt auch im Glanz das gleiche."

„Und mein's, das Niedrigkeit
Um dich gewählt mit Lust,
Schlägt deinem Glück geweiht
Mir immer in der Brust,
Bedeckt vom Bürgerkleide,
Gehüllt in Sammt und Seide."

„Nicht nied'res Dach allein
Das stille Glück verleiht;
In frommen Herzens Schrein
Erblüht die Häuslichkeit;
Magst du auf Königsthronen,
Magst du in Hütten wohnen."

Da schaut sie ins Gesicht
Dem vielgeliebten Herrn;
Und lächelnd hold sie spricht:
„Zieh' hin, ich folge gern,
Mich mitzufreu'n der Ehren,
Die sie dir, Fürst, gewähren."

„Leb' wohl nun, nied'res Dach,
Du gabst des Guten viel!
Leb' wohl, du still Gemach,
Das du mein Kinderspiel,
Mein Leid, mein Glück gesehen,
Zum Prunksaal will ich gehen."

„Leb' wohl, mein Vaterhaus!
Fernhin die Tochter eilt;
Folg' mir, o Glück, hinaus,
Das gern darin geweilt.
Leb' wohl! In Glanz und Schimmer
Vergess' ich dein doch nimmer."

Mit Vater und Gemahl
Fort zieht sie hoffnungsvoll;
Doch eine Thräne stahl
Sich aus dem Aug' ihr wol.
Wer mag die Thränen schelten,
Die solchem Scheiden gelten?

Nr. 7. In ganz anmuthigen Reimen wird uns hier erzählt wie der Fischerknabe Benno, der mit seinem Vater aus der Stadt zurückkehrt, sich während eines Gewittersturms in die brausende Tiefe des Meers stürzt und eine Wiege mit einem Kindlein an das Ufer rettet. Die guten Fischerleute nehmen es in ihre Hütte und erziehen es. Ein goldenes Kreuz das die Kleine am Halse trägt enthält einen Lockenkranz und die Worte: „Beschirm' dich Gott, Helene!" Benno verläßt nach einigen Jahren in Liebe zu der Geretteten die väterliche Hütte, um in der Welt sich etwas zu versuchen. Er tritt als Musketier in die Dienste eines Fürsten, der mit einem benachbarten Eroberer in Streit geräth. In der letzten entscheidenden Schlacht weicht die tapfere Schar. Da ergreift Benno das Pannier und führt das sich wieder ermannende Heer zu neuem Kampfe und zum Siege. Helene ist indessen nach dem Tode des alten Fischerpaars wir wissen nicht wie in der Residenz untergebracht und hat ihre Liebe zu ihrem Retter bewahrt. An des Fürsten Seite hält Benno seinen Einzug und erbittet sich von ihm als Belohnung für seine Dienste Helene's Hand. Sie wird ihm. Am Kreuz entdeckt sich nun auch daß sie die Tochter einer der Damen vom Hofe ist. Ohnmachten, Freude und Verbindungsfest. Die Fiction ist unscheinbar wie auch das ganze Büchlein.

Nr. 8. Dieses epische Gedicht verdient Beachtung. Schon der Verfasser desselben ist eine anziehende dichterische Persönlichkeit. Es ist Professor Henry Wordsworth Longfellow in Neuyork, 1807 geboren, den die englischen und amerikanischen

Kritiker für den bedeutendsten der jetzt lebenden amerikanischen Dichter erklären. In Göttingen hat er seine Studien begonnen und sich da vorzugsweise mit der deutschen Literatur vertraut gemacht. Späterhin hat er die meisten Länder Europas als Tourist besucht. Seiner Studien und Reisen Früchte sind verschiedene geschätzte Werke, und in „Evangeline" will man den Einfluß den das Lesen von Goethe's „Hermann und Dorothea" erzeugt hat nicht verkennen. Wir möchten eher sagen daß Tegnér's „Nachtmahlskinder" (die auch der Verfasser für seine Landsleute übertragen hat) ihm vorgeschwebt haben mögen. Damit wollen wir jedoch keineswegs gesagt haben daß hier in irgend einer Weise Nachahmung stattfände; der Verfasser ist durch und durch Original. Schade daß er das Buch in englischen Hexametern geschrieben hat, die sich im Original wunderlich genug ausnehmen mögen. Der ungenannte Uebersetzer hat gewiß viel bessere deutsche Hexameter geliefert als Longfellow englische. Der Schauplatz der Geschichte ist Nordamerika, und sie beginnt in Acadien oder Neuschottland, welches die übrigen britischen Besitzungen des Continents von Nordamerika durch eine Landenge verbindet. Die Handlung spielt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Evangeline's und ihrer Väter Heimat war in Acadien das liebliche idyllische Dörflein Grandpré, dessen Bewohner, aus Frankreich abstammend, Katholiken sind, wie denn überhaupt im Ganzen die katholische Weltanschauung hier wiedergegeben wird. Ein lieblicher Duft verbreitet sich über die landschaftlichen Schilderungen der amerikanischen Scenerie, die Zeichnung trägt scharfe Umrisse, und die Empfindungen sind so zart und innig daß man das Historische, was bei Epen wol sonst die Hauptsache zu sein pflegt, durchaus nicht vermißt. Ihr Vater, ein redlicher Greis, lebt mit ihr höchst glücklich auf seiner kleinen Pachtung unter Feigenbäumen, Bienenkörben und Hausthieren, und Evangeline regiert den Haushalt. Ihr Geliebter Gabriel la Jeunesse ist der Sohn von Basil, dem Hufschmied des Dorfs, und Pater Felician ist der treue Seelsorger. Aber das Unglück des friedlichen Dorfs ist es daß Engländer und Franzosen sich um die Herrschaft des Landes streiten, und die Acadier fühlen sich nicht glücklich unter der Herrschaft des protestantischen Albion. Nach manchen Vexationen von Seiten der Engländer ergeht ein Befehl an die Führer britischer Truppen in der Nachbarschaft, durch List oder Gewalt die Acadier dahinzubringen daß sie sich aus ihrer Heimat hinwegführen und zerstreut in andere Colonien vertheilen lassen sollen. Die männliche Bevölkerung von Grandpré wird in eine Kirche gelockt, dort werden sie umstellt und ihr Schicksal ihnen angekündigt. Nach fünf Tagen werden sie mit Weib und Kind nach den Schiffen getrieben und dem Jammer preisgegeben, den auch Felician's Trost nicht mindern kann. Evangeline's Vater erliegt demselben auf dem Schiffe, welches nicht das von Evangeline bestiegene ist. Die Liebenden sind also getrennt. Man landet, aber Evangeline findet den Geliebten nicht, und das treue beharrliche Aufsuchen desselben bildet den Stoff des zweiten Theils des Buchs. Sie sucht am Ohio und Mississippi und findet in den Prairien endlich Gabriel's Vater, der ihr erzählt wie sein Sohn tiefer ins Land gegangen sei um die Verlorene zu suchen. Sie eilt ihm nach, sie durchzieht Urwald, Wigwam und Städte im Schimmer der Sterne und in den Gluten des Mittags. Sie wendet sich endlich zum westlichen Rande des Gebirgs und einem Dorfe zu welches von Väter-Missionaren bewohnt wird. Hier hört sie wie Gabriel vor sechs Tagen dagewesen sei, aber die Reise gen Norden fortgesetzt habe. Da sinkt ihr das Herz. Jahre sind verschwunden, sie wird aufs neue zur Pilgerin, und in verschiedenen Orten und Zeiten erblickt man sie (S. 116):

Bald in dem heiligen Zelt der mährischen Missionare,
Bald in dem lärmenden Lager und bald auf dem Schlachtfeld des Krieges,
Dann in verborgenen Dörfern und wieder in volkreichen Städten,
Wie ein Phantom, so erschien sie, und ohne Beachtung verschwand sie.
Lieblich und jung, da voll Hoffnung zuerst sie die Reise begonnen,
War sie nun alt und verblüht, da getäuscht sie und traurig zurückkam.
Jegliches Jahr nahm ihr Etwas hinweg von der früheren Schöne,
Ließ ihr dagegen stets breiter und tiefer dunkele Schatten.
Und nun erschienen am Vorhaupt die silbergrau schimmernden Streifen
Morgenroth kündend von Jenseits, das anbrach am irdischen Himmel,
Wie sich im Osten die schimmernden Streifen des Morgenlichts zeigen.

Wiederum macht sie sich auf und erreicht eine Stadt wo die Kinder von Penn Zuflucht und Heimat gefunden haben. Als barmherzige Schwester besucht sie die Stätten der Krankheit und des Elends, und bei einer plötzlich ausgebrochenen Seuche wird sie in das Spital berufen, welches die Behausung der Heimatsberaubten ist (S. 123):

So in der Sabbathfrühe durch stille verlassene Straßen
Ging sie den einsamen Weg und betrat die Schwelle des Elends.
Süß durch die Sommerluft hob sich der Blumen Duft aus dem Garten.
Hemmend den Schritt stand sie still, um die schönsten zu pflücken, noch ein mal
Mit ihrer Schönheit und Düften der Sterbenden Herz zu erfreuen.
Als nun die Treppen sie stieg zu dem Corridor, frisch von dem Ostwind,
Hörte sie, leis' und fern, von der Christkirche frommes Geläute,
Und es begleitend, vermischten sich, über die Wiese erklingend,
Psalmengesänge der Schweden, vom Tempel des Herrn zu Wicaco.
Sanft in die Seele senkte sich ihr der Friede der Stunde.
In ihrem Herzen sprach's: „Jetzt naht deiner Prüfungen Ende."
Und so mit leuchtendem Blick betrat sie die Kammer der Schmerzen.
Leise treten die unverdrossenen, sorgsamen Wächter,
Feuchten den brennenden Mund und die fiebernde Stirne und schließen
Leise das gläserne Auge des Todes, verhüllen sein Antlitz,
Wo, wie am Wege der Schnee, die Lagerstätten sich drängten.
Manches schwankende Haupt erhob sich, als Evangeline
Eintrat, wendete sich auf dem Lager der Schmerzen, denn ihre
Nähe war ihnen ein Sonnenblick in dunklem Gefängniß.
Und als sie um sich blickte, da sah sie daß wieder der Tröster
Tod manchem Herzen die Hand aufgelegt, es für immer zu heilen.
Manche bekannte Gestalt war im Laufe der Nacht schon verschwunden,
Leer waren einige Lager und and're gefüllt schon von Fremden.

Plötzlich, als ob gehalten von Furcht und vom mächt'gen Erstaunen,
Stand sie verstummend, die Lippen bleich, unverschlossen, ein Schauder
Ueberlief sie, die Blümchen entfielen den bebenden Fingern
Und der Glanz und die Frische des Morgens den Augen und Wangen.
Dann entfuhr ihren Lippen solch furchtbarer Ton des Entsetzens,
Daß es die Sterbenden hörten, die starrend vom Kissen sich hoben.
Denn auf dem Lager vor ihr war gestreckt die Gestalt eines Greises,
Lang und dünn und grau um die Schläfe fiel ihm die Locke.
Doch wie das Morgenlicht ihn umfing, schien noch ein mal sein Antlitz
Ihr die Züge des frühern Mannesalters zu zeigen,
Wie der Sterbenden Antlitz oft sich freundlich verändert.
Heiß und roth auf der Lippe noch glüht das Fieber, als hätte
Gleich dem Ebräer das Leben mit Blut die Pforte bezeichnet,
Daß der Todesengel nicht säume vorüberzugehen.
Regungslos lag er, bewußtlos und sterbend, gelähmt schien die Seele
Und erschöpft zu versinken in endlosen Tiefen von Schatten,
Schatten des Schlummers und Todes tief und tiefer zu sinken.
So durch die Schatten hindurch in wiederhallenden Tönen

Hört' er den Schmerzensruf, dann war Alles still; dann vernahm er
Sanft und zart, wie gehaucht von Engelslippen, ein Flüstern:
„Gabriel, o mein Geliebter!“ Dann wieder war Alles in Schweigen.
Da erblickt' er im Traume noch ein mal die Heimat der Jugend,
Grüne, acadische Wiesen und Fluß und Wälder dazwischen,
Dorf und Gebirg und Gehölz, und wandelnd unter den Schatten
Lächelt' ihm Evangeline wie einst in den Tagen der Jugend;
Thränen kamen dem Aug', und als er es leise geöffnet,
Schwand das Gesicht, doch neben ihm kniet Evangeline.
Ach, ihren Namen versucht' er vergebens zu lispeln, es starb ihm
Ungesprochen der Ton auf den Lippen, und ihre Bewegung
Kündete wol was stammelnd die Zunge zu sprechen getrachtet.
Sich zu erheben bemüht' er umsonst sich, doch Evangeline
Küßte die sterbenden Lippen und legt' sich sein Haupt an den Busen.
Hold war das Licht seiner Augen, doch plötzlich versank es in Dunkel,
Wie ein Lämpchen erlischt beim Windstoß am offenen Fenster.

Nun war Alles zu Ende, das Hoffen und Fürchten und Sorgen,
Alle das Herzweh, das rastlose, nimmer befriedigte Sehnen,
Alle die tiefe, traurige Qual des beständigen Harrens.
Als sie noch ein mal das leblose Haupt an den Busen sich drückte,
Neigte sie sanft auch ihr eig'nes und flüsterte: „Vater, ich dank' dir!“

—

Noch steht der Urwald; doch fern von dem Schatten der Fichten entlegen,
Schlummern die Liebenden nebeneinander im schmucklosen Grabe,
In den bescheidenen Mauern des kleinen katholischen Kirchhofs.
Unbekannt ruh'n sie im Herzen der Stadt und wenig beachtet.
Täglich strömet vorbei die Flut und Ebbe des Lebens,
Tausende schlagender Herzen, wo ihre für immer zur Ruhe,
Tausende kranker Gehirne, wo ihre nicht länger geschäftig,
Tausende schaffender Hände, wo ihre nun ruh'n von der Arbeit,
Tausend' ermüdeter Füße, wo ihre die Reise vollendet.

Gern theilten wir wenn es der Raum gestattete noch einige Naturschilderungen mit, die mit seltener Meisterschaft gemalt bezeugen daß der geistreiche Verfasser überall mit eigenen Augen beobachtet und mit seltener Empfindung dargestellt hat.

Nr. 9.

Trutz Rom.

Nicht von des Lenzes Rosen und von der Sterne Pracht,
Nicht von der Frauen Schöne und von der Liebe Macht
Erklingt in sanften Weisen des Sängers neues Lied,
Das ihm im Lenz die Muse, die freundliche, beschied.

Von Männern will ich singen und sagen von Männerstreit,
Vom Papst und von des Kaisers gebrochenem Geleit
Und von der Priester Arglist, die Gluten erst geschürt
Und auf den Scheiterhaufen ihr Opfer dann geführt.

Von Huß, dem Gottesmanne, ertönt der Saiten Klang.
O daß wie Sturmestoben erbrausete der Sang!
Daß wie des Donners Rollen und wie Posaunenschall
Die Schläfer und die Träumer das Lied erweckte all'!

O daß es wär' ein Blitzstrahl, in dessen Flammenlicht
Jedwedes klar sich zeiget dem blödesten Gesicht!
O daß es wär' ein Messer, damit man sticht den Staar,
Auf daß die Blinden sähen die drohende Gefahr!

Herauf, du bleicher Schatten! steh' von den Todten auf!
Der Flor der Nacht zieht wieder am Horizont herauf;
Die Priester Roms, sie legen die Netze wiederum,
Zu fangen die da halten am Evangelium!

Erstehe von den Todten! zeig' wieder dich der Welt,
Du wack'rer Gottesstreiter, du tapf'rer Glaubensheld!
Erinn'r' an deine Hasser, erinn'r' an Konstanz sie,
An deinen Tod in Flammen, und sie vergess' ihn nie.

Aus dieser mitgetheilten Probe der ersten Nummer des Buchs, wie auch aus dem letzten Gedicht: „Ich hab's gewagt“, ersieht der Leser sogleich wo der Verfasser mit seinem im Versmaß der Nibelungen größtentheils gesungenen Epos, welches er in viele Nummern zerspaltet, hinauswill. In der That steht er da, wie Paulus sagt, „umgürtet die Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit und an den Beinen gestiefelt“, als fertig zu schwingen das Schwert des evangelischen Geistes gegen Rom und seine listigen Schergen, die Söhne Loyola's, die jetzt eifriger als je gegen das Evangelium zu Felde ziehen, die überall Proselyten zu machen suchen. Dadurch ist das Buch zu einer gewissen Celebrität gelangt, die wir ihm nicht streitig machen wollen, da es in der That manchen Anklang aus Luther's kräftiger Sprache hat. Wenn nun auch in akatholischen Ländern das Buch in dieser Hinsicht übersehen sein mag, so ist das nicht der Fall gewesen in Oestreich und namentlich in dem ehemaligen Wohnsitze des großen Märtyrers, wo es jüngst auf Befehl des k. k. Militaircommandos auf den Index librorum prohibitorum gesetzt worden ist. Da ohne Zweifel viele protestantische Leser die Ansicht Luther's theilen:

Der alt' böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint,

welches als Motto auf dem Titel prangt, so wird es auch ohne unsere Empfehlung Leser und Bewunderer finden.

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

Der Amerikaner Brace über Ungarns Gegenwart und Zukunft.

Weil längere Zeit verhindert deutsche Zeitungen zu lesen, kann Referent nur vermuthen daß diese neben den englischen von einem Amerikaner, Namens Charles Loring Brace, erzählt haben, welcher auf einer großen europäischen Tour im Frühling 1851 nach Wien kam, daselbst einen Paß nach Ungarn erhielt, dort dem Verdachte verfiel, Emissar der ungarischen Propaganda in England und Amerika zu sein, und deshalb in Großwardein verhaftet, später zwar durch Vermittelung des nordamerikanischen Gesandten in Freiheit gesetzt und nach Wien gebracht, hier aber angewiesen wurde, ungesäumt die östreichischen Staaten zu verlassen. Was nicht schwer vorauszusetzen war, ist geschehen: Herr Brace hat ein Buch über Ungarn geschrieben: „Hungary in 1851“ (London 1852), und unter dem Beisatze „with an experience of the Austrian police“ seine in polizeilicher Hinsicht gemachte Erfahrung, d. h. seine angeblich erlittenen Unbillen gemeint und sich ausführlich darüber verbreitet. Von höherm Interesse für den „allgemeinen“ Leser dürfte jedoch Das sein was nicht die Person des Verfassers betrifft, namentlich seine Auslassungen über die noch unflüssigen Hülfsquellen Ungarns und über den Reichthum welcher dem Lande aus einer richtigen Benutzung derselben erwachsen müsse.

Der Verfasser fand durch ganz Ungarn bei Bürger und Bauern Haß gegen Oestreich und Unzufriedenheit mit der Regierung ungetheilt vor. Aber wider Erwarten fand er Niemand durch die jüngsten unglücklichen Ereignisse gebeugt oder entmuthigt. Grundbesitzer und Bauern sah er aufrecht, männlich und stolz einhergehen, hörte sie muthvoll auf bessere Tage hoffen, und freute sich daß trotz der gefährlichen polizeilichen Ueberwachung Jeder das alte ungarische Recht freier Rede geldendmachte. So besonders auch in Pesth. „Selbst in dieser Zeit der Niedergeschlagenheit“, schreibt der Verfasser, „bietet das gesellige Wesen in Pesth dem Fremden viel Angenehmes. Obschon es unter deutschem Einflusse steht und fast Alles deutsch verhandelt wird, behauptet das Volk doch seinen ungarischen Charakter. Es kann dem Reisenden nicht entgehen daß er unter ihm eine andere Luft athmet als im Verkehr mit Deutschen. Es herrscht da in der Unterhaltung ein Leben,

eine Art stürmische Beredtsamkeit, wie man sie in Deutschland nirgend antrifft. Das Volk spricht gern und spricht jedenfalls sehr gut. Gleicher Lärm in Kaffeehäusern ist mir über ganz Europa nicht vorgekommen. Da fühlt man sich mit Eins in Umgebungen, wo der Witz weit mehr vorherrscht als in Deutschland, und er ist zugleich ein scharfer, rascher Witz. Ein Scherz über östreichische Beschränktheit fliegt durch Pesth mit Gedankenschnelle. Und nach Dem was man in der Hauptstadt sieht erscheint die Nation eine Nation von Rednern. Wenn der Kellner des Morgens den Kaffee bringt, hält er eine Rede. Läßt man sich zu einer Fahrt einschreiben, ergießt sich der Secretair in einer Rede über die Unbillen Ungarns, die einem Volksredner alle Ehre machen würde. In Privatkreisen reden die Menschen mit einer Leichtigkeit und einem Feuer, wie ich solches nirgend wahrgenommen. Und das unerschöpfliche Thema, das im Auge blitzt und in der Stimme zittert, ist überall Ungarn, ihr schönes, einst glückliches Vaterland, was es war und was es jetzt ist, sein Ruhm, seine Leiden, seine Hoffnungen.... Ich hatte mit einem Handwerker zu thun. Als er hörte daß ich im Begriff sei Ungarn zu durchreisen, rief er: «O mein Herr, hätten Sie unser Land vor vier oder fünf Jahren gesehen! ich zweifle daß es ein ähnlich freies und gleich glückliches Land in Europa gab. Wein und Brot, Alles so wohlfeil für den Armen; und seitens der Vornehmen aller Orten Verbesserungen und Reformen; und wir hatten hier in Pesth unser Parlament, wählten unsere Beamten und waren unabhängig von Oestreich. Jetzt ist Alles und Jedes besteuert. Wir haben drei Gulden Kopfsteuer zu zahlen; jedes Pfund Fleisch das wir kaufen ist besteuert, und außerdem liegt eine Abgabe auf Gärten und Häusern. Und dabei gewinnen wir Nichts. Wir haben unsere Verfassung und unsere Privilegien verloren, wir haben kein Stimmrecht mehr, keine Wahlen, kein Parlament mehr in Pesth; das ganze Land ist ausgestorben!»"

Was nun des Verfassers Meinung über Ungarns Gegenwart und Zukunft in politischer Beziehung anlangt, so gibt er diese folgendermaßen von sich: „Auf Grund sorgfältiger Beobachtung und absichtlichen Verkehrs mit allen Ständen hege ich nicht den entferntesten Zweifel daß ein gutgeleiteter Aufstand in Ungarn Alles fortreißen würde. Ich habe bereits von der durchgängigen, fast noch nicht dagewesenen Beschränktheit der östreichischen Wirthschaft in Ungarn seit der Revolution gesprochen. Dadurch ist Alles verloren worden was kluge Staatsmänner gewonnen haben würden. Die Liebe der Bauern, das Vertrauen der Capitalisten, die Loyalität der ehemals treuen Volksstämme, die Anhänglichkeit der Conservativen: um alles Dies hat man sich so wenig gekümmert als ruhe das östreichische Reich auf unerschütterlicher Basis. Die Herren haben sichtlich im Stolze ihres Siegs geschwelgt und sich jedenfalls den Anschein gegeben als suchten sie Alles hervor, den leicht verletzbaren Nationalstolz auf das tiefste zu kränken und zu verwunden. Nichts von versöhnenden Maßregeln, kein Jota von Nachsicht oder Großmuth, was in Gemüthern wie die ungarischen Jahrhunderte altes Unrecht vergessen gemacht haben würde; nur kalte, demüthigende Unterdrückung. Die Herren haben die Besiegten niedergetreten, gleich als ob eine Macht wie die östreichische der Liebe und der Loyalität nicht bedürfe. Wie läßt sich da zweifeln daß im Fall eines vernünftigen Freiheitsversuchs diese sämmtlichen Volksstämme Herz und Hand mit den Ungarn sein würden! Auch will ich nicht bergen daß mir dies allerwärts deutlich zu verstehen gegeben worden ist. Jeder Stand und jeder Volksstamm fühlt seine Erniedrigung. Man hat mir versichert, und Correspondenzen in Regierungsblättern haben es mir bestätigt, daß alle jene Stämme auf dem Punkte der Empörung stehen. Die Walachen haben sich überzeugt daß sie von den Regierungsemissaren in jedem Betracht getäuscht worden sind, und sie sowol als die Kroaten rücken den Magyaren in ihrem gemeinschaftlichen Unglück von Tag zu Tag näher.... Mag man es erklären wie man wolle, dessen bin ich gewiß daß unter Benutzung ihrer alten tüchtigen militairischen Organisation sich in wenigen Tagen aus dem gesammten Volke ein Heer von 300,000 kampffertigen Streitern zum Kampfe für Ungarn aufstellen läßt. Uebersehen wir dann nicht daß 150,000 Honveds, geprüfte ungarische Soldaten, in den Reihen der Oestreicher stehen, die bravsten der kaiserlichen Armee. Und wer nur Etwas vom ungarischen Charakter weiß, dem wird es klar sein daß bei einem allgemeinen Aufstande für Ungarns Unabhängigkeit mit Kossuth's Namen an der Spitze nicht einer dort bleiben, sondern jeder in die Reihen seiner Landsleute übertreten würde. Denn das Letzte was nach Jahren der Verbannung und des Elends der Ungar vergessen kann, das letzte Gefühl was sein Herz beben macht, wie neu und günstig auch seine Verhältnisse sich gestaltet haben, es ist die Liebe zu seinem theuern, kummervollen, niedergeworfenen Ungarn.... Keiner und Keine erwarten Jahre des Friedens. Es geht eine dunkle Ahnung um daß die nächsten Jahre Zeuge eines fürchterlichen Kampfes in Ungarn sein werden. Und ich habe Niemand getroffen der nicht ernst und männlich entschlossen war ihm zu stehen, zu fallen wenn es sein muß. Glaube man nur nicht daß Verschwörungen für Ungarn nützen können. Dazu ist der Volkscharakter zu offen, zu ehrenwerth. In den gefährlichsten Zeiten ihrer politischen Geschichte verstanden sie nicht ein Geheimniß zu bewahren. Jede heimliche Intrigue würden die Oestreicher zu vernichten wissen. Was die Oestreicher zu fürchten haben, das ist einer jener plötzlichen Ausbrüche der Leidenschaft, welchen keine Regierung vorauszusehen oder zu beherrschen vermag. Die Welt hat schon manchen blutigen Kampf der Begierde, der Rache oder der Freiheit erlebt. Aber das wird Alles Nichts sein im Vergleich mit Ungarns nächstem Freiheitskampfe. Eine Nation starker Männer schlägt die Schlacht der Verzweiflung. Da gibt es weder zu hoffen noch zu entfliehen und keinen Gedanken an Barmherzigkeit. Ich kenne dieses Volk, und weil ich es kenne weiß ich daß vom Dorfpfarrer bis herab zum niedrigsten Bauer auf Ungarns Ebenen kein Mensch athmet, der für diesen letzten Kampf nicht Sense oder Schwert ergreifen wird. Das dürfte dann die letzte Anstrengung, das letzte Ringen einer Nation nach Leben sein." 47.

Pariser Theaterschau.

IX.*)

„Ulysse" von Ponsard.

Man hat sich zwar in der neuern Zeit daran gewöhnt antike Stoffe für veraltet anzusehen, und hat ebenso die Tragödie ganz im „Schauspiel" wollen aufgehen lassen; gleichwol kann aber die Poesie im 19. Jahrhundert noch ebenso gut wie im 17. ihre Helden im alten Griechenland und im alten Italien, unter dem Zelte der Patriarchen wie unter den Hirten der Chaldäer oder im Lande der Pharaonen suchen. Goethe und Schiller haben gleich Shakspeare und Calderon die tragische Form dem Geiste der Gegenwart entsprechend gefunden. Und das ist sie in der That. Durch frivole Aeußerungen, welche im Theater nur „unfruchtbares Amusement" finden und für deren Vertreter die Tragödie gleichbedeutend mit Langeweile ist, darf man sich nicht beirren lassen. Was soll man auch Denen die Dumas' „Tour de Nesle" Corneille's „Cinna" vorziehen antworten? „Cinna" ist nicht so „amusant", aber dergleichen profane Gründe kennt die Kritik nicht. Das Schauspiel ist allerdings auch eine Form der dramatischen Poesie neben der Tragödie und dem Lustspiel. Was aber heutzutage den französischen Schauspieldichtern vorzugsweise noththut, ist das Quellenstudium, das Zurathziehen der alten Classiker, die Vertrautheit mit dem Alterthum und die Prüfung

---

*) Vergl. I, II, III und IV in Nr. 110, 111, 113 und 114 d. Bl. f. 1851; Nr. V, VI, VII und VIII in Nr. 3, 6, 16 und 17 f. 1852. D. Red.

des Aeschylos und Sophokles, um ihnen das Geheimniß ihrer einfachen Größe abzulauschen.. Hierdurch könnte die excentrisch gewordene Form der modernen Tragödie sich verjüngen.

Das 17. Jahrhundert betrachtete das Alterthum von einem andern Gesichtspunkte aus als wir. Griechenland, Italien sah ihm aus wie Frankreich und man zog die tendenziösen Tiraden des Euripides dem gewaltigen Schwunge des Aeschylos und dem leidenschaftlichen Dialoge des Sophokles vor. Deshalb gibt uns auch Racine Nichts weniger als ein treues Abbild des antiken Lebens. Sobald er uns nach Aulis führt oder in den Palast der Cäsaren, werden wir doch immer an den Hof von Versailles erinnert. Nero und Agrippina, so fein gezeichnet und so wahrhaft menschlich gedacht sie sind, sind doch keine römischen Physiognomien. Selbst „Athalie", die wegen ihres angeblichen biblischen Colorits so gerühmt wird, stimmt nicht gar sehr zu dem Buche der Könige. „Athalie" ist ein kühnes und ungewöhnliches Gemälde, wer aber das Buch der Könige kennt, für den ist sie nur eine schüchterne und ungetreue Nachahmung der hebräischen Chronik. Der Dichter hat sich weder an Zeit noch Ort gekehrt, sondern sich begnügt uns an Athalia und Joad die ganze Schlechtigkeit der Usurpatorin und die Größe des glühenden und hingebenden Priesters zu zeigen.

Corneille, dessen römischen Geist Voltaire so rühmt, behandelte das Alterthum mit nicht mehr Scrupeln als Racine. Man braucht nur im Livius die Erzählung des Kampfes der Horatier mit den Curiatiern zu lesen, um die Bemerkung zu machen daß er, so sehr er Römer seiner Gesinnung nach war, doch den Details des römischen Lebens keine große Wichtigkeit beimaß.

Auf diese Weise überließ das 17. Jahrhundert, welches der Darlegung und dem Studium des menschlichen Geistes so sehr sich hingab und dieser Richtung zumeist seinen Ruhm verdankt, den Dichtern unsers Jahrhunderts die Sorge dafür der ewigen Wahrheit die locale und historische hinzuzufügen. Diese Aufgabe des Dichters scheint Ponsard nicht begriffen zu haben. Statt die Schilderung der Zeit und des Orts der des Menschlichen hinzuzufügen, hat er jene dieser ganz und gar substituirt. Er verzichtete auf eine Analyse des menschlichen Geistes und begnügte sich uns die äußern Details des antiken Lebens zu zeigen, und opferte auf diese Weise das Nothwendige der Nebensache. Ihm ging es dabei wie jenen Malern die Rafael und Nicolas Poussin zu übertreffen meinen, weil sie das Costume Jakob's und die Architektur des Salamonischen Tempels besser zu kennen glauben als die ältern Meister. Gleich solchen Malern hat Ponsard die Seele der Personen und die Analyse der Empfindungen derselben übersehen, um dafür die Form der Mäntel, der Waffen und Meubles zu studiren. Rafael, Corneille, Racine verdanken ihren hohen Rang in der Geschichte der Menschheit dem Studium aller Leidenschaften, die sie so beredt wiedergeben; es ist nicht schwer mehr als sie von den Details des menschlichen Lebens zu wissen, allein um diese Kenntnisse gehörig zu verarbeiten muß man vorallem sich bemühen so zu denken und zu empfinden wie sie.

Ponsard hat sich bei der Behandlung des Stoffs jeder eigenen Thätigkeit entschlagen. Keine einzige Scene seiner Tragödie ist von ihm erfunden worden. Die Unterredung des Ulysses mit Eumäus, die Bogenprobe, die Ermordung der Freier, die Homer bald so naiv, bald so schwungvoll erzählt, verlieren bei der Wiederholung durch Ponsard ihren ursprünglichen Charakter. Das Ursprüngliche wird trivial, das Schwungvolle plump. Zudem hat der Verfasser die Folge der Ereignisse anders geordnet und dabei vergessen daß der griechische Dichter sie so kunstvoll angelegt hatte um die Neugierde immer regezuhalten; die Erzählung Homer's, die uns so entzückt, verliert bei Ponsard's Behandlung ihre ganze Lebendigkeit, ihren ganzen Reiz.

Man braucht Ponsard nicht erst darauf aufmerksamzumachen wie Aeschylos, Euripides und Sophokles den Helden Homer's auf die Bühne gebracht haben; es wird genügen ihn zu erinnern daß die Epopöe Nichts gemein hat mit den Regeln des Drama. Die lieblichsten und ursprünglichsten Scenen die als Erzählung uns entzücken werden kindisch in dramatischer Form. Die Grenze wo das Naive aufhört ist schwer zu sehen; Ponsard hat geglaubt die ganzen Details des Familienlebens wie die „Odyssee" sie uns erzählt ohne Unterschied auf die Bühne bringen zu dürfen. Die Kälte der Zuhörer wird ihm bewiesen haben wie sehr er sich irrte.

Das Drama verlangt Charakterschilderung, Conflicte der Leidenschaften. Ponsard hat einige Seiten aus der „Odyssee" herausgenommen, ohne zu begreifen daß es ihm obgelegen Das zu analysiren was Homer erzählt. Auf diese Weise bleiben die Zuschauer indifferent. Ulysses, Penelope, Telemachus, Eumäus sind kaum skizzirt; es sind mehr Statisten als Personen. Ebenso hat der Verfasser sich begnügt die Empfindungen die sie bewegen anzudeuten. Zudem überträgt er die Blätter die er gewählt theils wörtlich, platt und prosaisch, theils sehr ungetreu.

Der ganzen Anlage entspricht der Stil. Bald spricht Ponsard in lauter Umschreibungen, als wollte er sich vom Gewöhnlichen losmachen, bald wieder läßt er sich zu den gewöhnlichsten Ausdrücken herab, als wollte er den Ursprung und den Rang seiner Helden aus unserm Gedächtnisse verbannen.

Nicht einmal der Kenner des Alterthums wird befriedigt. Ein Beispiel mag genügen. Die ungetreuen Mägde scheuen sich nicht um ihr Benehmen zu entschuldigen sich mit den Bacchantinnen zu vergleichen. Allein wer, der die Mysterien des Heidenthums kennt, wird in den Bacchantinnen den Typus der Ausschweifung erblicken? Um solch einen Misgriff zu thun muß man niemals Theokrit oder Virgil gelesen, man muß den Tod des Pentheus vergessen haben. Als ferner Ulysses der Penelope die Form des Ehebetts beschreibt, spricht er von einem Oelbaum den er mit dem Winkelmaß behauen habe. Ulysses war unstreitig ein geschickter Mann, ein schlauer Gesell, aber wenn er blos das Winkelmaß gehabt hat um den Oelbaum zu behauen, so wird ihm der Bau des Ehebetts sehr sauer geworden sein. Ebenso spricht Minerva, die Göttin der Weisheit, keineswegs immer dieser Bezeichnung angemessen. Als sie nämlich die Gesichtszüge des Ulysses ändert, sagt sie zu ihm, sie wolle die Haare von seiner kahlen Stirn entfernen. Das ist etwas zu naiv. Einen Kahlkopf enthaaren, wäre kein großes Wunder, dazu bedurfte es keiner Göttin.

Es scheint dies Urtheil vielleicht zu hart von einem Manne gesprochen der mehr als ein mal ein wahrhaftes Talent gezeigt hat; allein „Lucrèce" und „Charlotte Corday" sind so weit von „Ulysse" entfernt daß das Urtheil anders nicht ausfallen kann. Wenn Lucretia nicht die Größe und Strenge zeigt wie wir sie in der Erzählung des Livius finden, so interessirt sie uns mindestens durch den Ausdruck ihrer Empfindungen. Wenn die um Charlotte Corday gruppirten Personen mehr eine Reihe von Tableaux bilden als eine dramatische Handlung, so zeigen sie doch von fleißigem und geschicktem Studium. Im „Ulysse" findet man Nichts dergleichen. Der Verfasser bietet uns einige Brocken von Homer und glaubt unter dem Schutze dieses großen Namens seine Schwäche verbergen zu können. Wer soll wagen diese Tragödie zu tadeln, wer soll sie langweilig finden? Setzte man sich damit nicht dem Vorwurfe der Unwissenheit aus? Wenn freilich Ponsard hieran gedacht, so hat er sich schwer getäuscht. Für Die welche mit dem Alterthum nicht vertraut sind, ist das Stück Nichts weiter als eine Reihe von interesse- und zwecklosen Gesprächen, eine Sammlung von auf gut Glück aneinandergereihten Scenen. Wer aber das Alterthum kennt, für den verwandelt sich die Langeweile bald in Unmuth, denn man darf Homer nicht ungestraft so sans façon behandeln. Man darf nicht Penelope, d. h. den Typus der Treue, der Keuschheit, auf die Bühne bringen, um sie dann auf die Proportionen einer ganz gewöhnlichen Theaterpuppe zu reduciren, und die erhabensten Gedanken mit den größten Ge-

meinplätzen vermengen. Wenn Homer der göttlichste Dichter ist, so ist die angebliche Tragödie Ponsard's geradezu eine Gottlosigkeit. 16.

Armenthum und Auswanderung.

Der für das von ihm als Recht Erkannte ebenso heißglühende als geistvolle Thomas Carlyle (Englands tiefster Kenner deutscher schöner Literatur, wie René Taillandier in Frankreich), sagt in seinem „Midas" nur allzu wahr: „Es finden sich selbst im betriebsamen Schottland, in Glasgows und Edinburgs düstern Höfen, die verborgen liegen vor Allem außer dem Auge Gottes oder dessen Boten, der seltenen Liebe, solche Auftritte der Trübsal, der Entblößungen des Elends, als die Sonne, wie wir hoffen möchten, nie zuvor in den wildesten, von ihr beleuchteten Gegenden beschienen hat. Solche Dinge werden aber nicht blos in diesem Jahre oder infolge irgend einer Stockung des Erwerbs gefunden, sondern sie sind der gewöhnliche Zustand. Schottland leidet nicht an einem Anfalle hitzigen Fiebers, sondern am zehrenden Knochenbrande."

Leider müssen wir bei genauer Nachforschung Aehnliches wenn auch nicht von unserm ganzen Vaterlande, doch von dessen größten Städten sagen, ja selbst von gar vielen Landbezirken, deren tiefgefressener Krebsschaden noch lange nicht genug erkannt ward, wenn er gleich heutzutage in Nichts offenbarer geworden ist als in der riesenmäßig wachsenden Auswanderung. Freuen wir uns doch nur ja nicht über diese bei maßvoller und verständiger Leitung auch segenbringende, aber seit einigen Jahren Deutschland mit gleicher Entvölkerung als Irland (dessen Einwohnerzahl im letzten Jahrzehnd von acht auf sechs und eine halbe Million gesunken ist) bedrohende und dennoch von Gemeinden und Behörden in Baden, in Nassau, andern süddeutschen Ländern und in der Schweiz geförderte Maßregel. Wol mag dieselbe augenblicklich den Zurückbleibenden vielleicht erleichternd scheinen. Befragen wir aber die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, das sogenannte Legen früher bewohnter Dörfer und Weiler in der Umgegend Roms (Latifundia Romam perdidere), wogegen schon im 15. Jahrhunderte die Päpste vergeblich ankämpften, oder in Spanien wie in den schottischen Hochlanden zum Gedeihen der Schafzucht, ja selbst in Mecklenburg zur Erweiterung der Guts- und Ackerwirthschaften, und lesen wir vorallem Pooley, den neuesten, ausführlichsten und gründlichsten Schriftsteller Englands, dessen Werk wir nicht genug empfehlen können*), so wird unsere Ansicht durch die Lehren der Erfahrung ganz anders lauten.

Allzu großer Landbesitz Einzelner, wie er durch den Zusammenkauf kleiner, ihre Eigenthümer oder Bewohner kaum noch erhaltender Aecker und Wiesen von reich gewordenen Nabobs und Fabrikinhabern in unsern Tagen entsteht, schadet jedem Gemeinwesen und entwickelt und fördert Auswanderung der Heimat- und Besitzlosgewordenen. Erleichtert wird aber solches Zusammenkaufen in wenige Hände wiederum durch die allzu große, von weisern Vorfahren beim Grundbesitze des Adels wie des Bauern sorgfältigst gemiedene, alle Kinder gleichstellende Zerstückelung früher ihre tüchtigen Insassen nährender Bauerhöfe durch ein Erbrecht wie das Napoleon'sche, das in der Landschaft um Paris zahllose winzig kleine Landbesitze rein unverkäuflich gemacht hat, weil sie nicht mehr die Gebühren des Umschreibens und der Uebertragung (droit d'enregistrement) aufzubringen vermögen. So entsteht denn, durch die raschen Aufenthaltsänderungen mittels Dampfkraft erleichtert, Entvölkerung des platten Landes, Verfall der kleinern Städte und übermäßige Anschwellung der Bevölkerung der größten, mit ihrem Elende und ihren Lasterschulen, während die aus dem Vaterlande übers Meer Getriebenen den Kummer und die Mühseligkeit der Reisen an die Küsten, die Noth und Sterblichkeit der Ueberfahrten, insbesondere aus nichtdeutschen Häfen, und die völlige Rathlosigkeit mit jahrelangen Entbehrnissen im fremden, anders redenden, kraftaufreibenden Welttheile unausweichlich erdulden müssen und auch die überseeische Wanderung zu bisher unbebauten, stets ferner vom Meere belegenen Gegenden von Jahr zu Jahr mehr erschwert und weiter gerückt wird.

Das Wahre liegt also auch hier in der Mitte: zu großer wie allzu kleiner Landbesitz wirkt gleich verderblich für dessen Eigenthümer, ja auf die ganze Bevölkerung eines Landes, oder wie es schon der weise Franz Baco in einer 1597 im Oberhause gehaltenen Rede ausdrückte: „Zertheilung des gemeinheitlichen Grundbesitzes erzeugt Entvölkerung und diese zuvörderst Müßiggang, darauf Verfall der Ackerwirthschaft, infolge dieser Niederreißung der Häuser, Abnahme der Mildthätigkeit und Armensteuern, schließlich aber Verfall und Verarmung des Reichs." Posterior dies discipulus prioris. 88.

*) Robert Pooley, „Pauperism and poor laws" (London 1852).

Nachtrag zu dem Aufsatz über Giorgio Vasari.

Indem mir die im Juli v. J. zu Rom geschriebenen Bemerkungen über „Giorgio Vasari, seine neuesten Herausgeber und seine Uebersetzer" (in Nr. 37 d. Bl.) zu Gesicht kommen, glaube ich zu dem dort Gesagten hinzufügen zu müssen daß der siebente Band der Le Monnier'schen Ausgabe, welcher den Anfang des dritten Theils des Originals enthält, seit geraumer Zeit erschienen ist. Dieser Band geht von Leonardo da Vinci bis auf die beiden ältern San-Gallo und enthält mehr oder minder ausführliche Commentare über Leonardo, Giorgione, Correggio, Bramante, Rafaellino del Garbo und die Giamberti, von denen der über da Vinci eine sehr bemerkenswerthe Arbeit ist, wobei die neuern Forschungen, auch die von Libri über seine mathematisch-hydraulischen Leistungen, sorgfältig benutzt sind. Mündler's fleißige kritische Arbeit über die Louvre-Sammlung infolge des Villot'schen Katalogs ist dabei nicht außer Acht gelassen: sie bietet mehr Factisches als E. Tarval's „Observations sur le classement actuel des tableaux du Louvre" (Heft I und II, Paris 1850), obgleich auch in diesen manche wichtige Bemerkung enthalten ist. Quandt's Mittheilungen über die angeblichen da Vinci der dresdener Galerie (ein Werk Holbein's und Bildniß M. Morett's, vergl. „Kunstblatt", 1846, Nr. 9), hätten mehr Beachtung verdient. Im Anhang zum Leben der beiden San-Gallo finden sich bisher unbekannte interessante Documente über die bis auf den heutigen Tag unvollendet gebliebene Façade des florentiner Doms, nämlich Beschlüsse aus dem Jahre 1490, welche, nachdem sie die Erklärung abgegeben daß es der Stadt zur Unehre gereiche die Stirnseite ihrer Hauptkirche unvollendet zu lassen („maximum est dedecus civitatis habere faciem ecclesie a parte exteriori ita ut habetur, scilicet imperfecta"), einen Concurs zur Erbauung einer neuen Façade ausschreiben. Man scheint damals schon die unvollendete Façade, Giotto's Werk, mit dem Schicksal der Zerstörung bedroht zu haben das sie 98 Jahre später traf; denn in der ersten Deliberation heißt es schon: „Pars que constructa est, esse sine aliqua ratione aut jure architecture, et in multis patitur detrimentum." Wenn man bedenkt daß in jenen Tagen das Verständniß der mittelalterlichen Baukunst längst geschwunden war, so darf man ungeachtet aller berühmten Architektennamen vom Ende des 15. Jahrhunderts dem florentiner Dom Glück wünschen daß er damals nicht vollendet ward. Des schönen Plans des jung verstorbenen schweizer Architekten Johann Georg Müller wird von den florentiner Herausgebern rühmend gedacht. Der achte Band des Vasari, mit Rafael's ausführlicher Biographie beginnend, rückt vorwärts. Es wird mir noch ein mal Gelegenheit geboten auf diese tüchtige Arbeit zurückzukommen und zugleich der zahlreichen neuesten Bereicherungen italienischer Kunstgeschichte zu gedenken. In dem in Rede stehenden Aufsatz bemerke ich noch (zu S. 867) daß manche Erläuterungen über die historisch-

wichtigen Kirchen Neapels in Bälde zu erwarten sind. Statt des Namens „Toetum" (Giotto) muß daselbst „Toctum" gelesen werden. Auf S. 870 statt „Conlucci" lies „Contucci", anderer Kleinigkeiten nicht zu gedenken. Der auf S. 872 genannte Cardinal della Bordagiera ist Filibert Babon Bischof von Angoulême, in Frankreich unter dem Namen Cardinal de la Bourdaisière bekannt, von Pius IV. 1561 mit dem Purpur bekleidet. Die in diesem Augenblick erschienene neueste Lieferung des „Archivio storico italiano" (Appendice No. 26), bringt wahre interessante Depeschen von ihm aus der Zeit seiner Ambassade in Rom im Jahre 1558, über die Angelegenheiten der Carafa und des Sieneserkriegs.

Florenz, September 1852. **Reumont.**

Bibliographie.

Asher, C. W., Freiheit der Schifffahrt. Ein Commentar zu den Unterbrechungen der Schifffahrt auf der Elbe durch Königl. dänische Kriegsfahrzeuge. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 4 Ngr.

Bernbrun, M. E. v., Die Söhne des Staatsgefangenen. Erzählung aus längstvergangenen Tagen. Zwei Bändchen. Wien, Wallishausser. 16. 18 Ngr.

Bölte, Amely, Visitenbuch eines deutschen Arztes in London. Zwei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Döring, G., Zur Geschichte der Musik in Preußen. Ein historisch-kritischer Versuch. 1ste Lieferung. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fabeln aller Zeiten und aller Völker. Herausgegeben von J. G. Walter. Mit 18 Illustrationen von G. Bartsch. Berlin, Behrend. 1853. 8. 10 Ngr.

Finelius, H., Gedichte. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gedichte der Troubadours im Versmaß der Urschrift übersetzt von K. L. Kannegießer. Tübingen, Osiander. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gottschall, R., Die Göttin. Ein Hoheslied vom Weibe. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hartmann, A., Kiltabend-Geschichten. 1stes Bändchen. Mit 45 Illustrationen von F. Walthard. Bern, Jent u. Reinert. Br. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Hauff, W., Märchen. Achte Auflage. Mit 6 Radirungen von J. B. Sonderland. Stuttgart, Rieger. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heising, A., Die Deutschen in Australien. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1853. Gr. 8. 10 Ngr.

Herzel und seine Freunde. Federzeichnungen aus dem böhmischen Schulleben vom Verfasser der „Südslavischen Wanderungen." Zwei Theile. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, F., Apologie der Naturphilosophie Franz Baader's wider directe und indirecte Angriffe der modernen Philosophie und Naturwissenschaft. Leipzig, Bethmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Kapper, S., Fürst Lazar. Epische Dichtung nach serbischen Sagen und Heldengesängen. 2te durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Herbig. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kaufmann, A., Gedichte. Mit Illustrationen von B. Vautier. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

König, T., Moderner Jesuitismus. Roman. Zwei Theile. Leipzig, H. Schultze. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Körber, P., Jakob und Eduard Jefferson's Reise nach Californien. Mit 1 Stahlstich. Nürnberg, Lotzbeck. Gr. 16. 15 Ngr.

Kühn, C. G., Drei Bücher Epigramme. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr.

Lorenz, Wilhelmine, Eine Freundin Napoleon's. Roman. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meier, E., Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Zwei Theile. Stuttgart, Metzler. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Montépin, X. v., Die Streiche der Regentschaft. Ein Romanen-Cyklus. 1. — A. u. d. T.: Die Königin von Saba. Zwei Bändchen. Wien, Wallishausser. 8. 18 Ngr.

Pilgram, F., Zeitfragen. 1. Christus unser Vorbild auch in politischer Beziehung. 2. Die Reaction. 3. Der moderne Staat und die Freiheit der Kirche. 4. Zur socialen Frage. 5. Gesichtspunkte für die kosmische Erfassung politischer Verhältnisse. 6. Von der politischen Auffassung der Kirche. Köln, J. G. Schmitz. 8. 12 Ngr.

Der Priester und der Soldat. Von einem Landmanne, einem ehemaligen Soldaten. Aus dem Französischen übersetzt von F. v. B. Köln, Bachem. Gr. 12. 12 Ngr.

Raumer, F. v., Vermischte Schriften. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rauschenbusch, E., Maurerische Gedichte. Cassel, J. G. Luckhardt. 12. 15 Ngr.

Ring, M., Stadtgeschichten. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Chambregarnisten. Leipzig, Simion. 16. 25 Ngr.

Die Rundreise Sr. k. k. apostolischen Majestät Franz Joseph des Ersten durch Ungarn und Siebenbürgen im Jahre 1852. Als ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage mitgetheilt von einem Augenzeugen. Nebst dem Portrait Sr. Majestät und der Abbildung des Henzi-Monuments in Ofen. Wien, Keck u. Pierer. Gr. 8. 16 Ngr.

Sapho, Poésies. Français et allemand. — Die Gedichte der Sappho. Französisch und deutsch. Uebersetzt von W. Jaeger. Berlin. 8. 15 Ngr.

Schneider, K. A., Ueber Verschiedenheit der Symbole innerhalb der Union der evangelischen Kirche. Berlin, W. Schultze. Lex.-8. 8 Ngr.

Eine Sommerreise. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Storm, T., Immensee. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Talvj, Die Auswanderer. Eine Erzählung. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Thierry, A., Attila. Schilderungen aus der Geschichte des 5. Jahrhunderts. Deutsch von E. Burckhardt. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1853. Neue Folge. 4ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Weisser, A., Der Blinde und sein Sohn. Ein Roman. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Der Nothstand der evangelischen Kirche des Herzogthums Oldenburg. Ein Wort zur Orientirung den zum 5. Kirchentag in Bremen versammelten Freunden des Herrn dargeboten von mehren Geistlichen der oldenburgischen Landeskirche. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Segnungen des Zollvereins. Eine statistische Skizze. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Ngr.

Widenmann, G., Ein Wort über die Hoffnungen auf eine neue politische Bewegung. Stuttgart, Becher. 8. 11 Ngr.

Wider Rom und Babylon. Aurich, Prätorius u. Seyde. Gr. 8. 3 Ngr.

Wo ist in Hamburg die Staatshoheit? Zur Beurtheilung der am 27. April 1852 vom Ausschuß der Bundesversammlung an den hamburger Senat erlassenen Note. Von A. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 4 Ngr.

Würdigung des Constitutionalismus nach seiner Natur, seinen Früchten und seiner Geschichte. Zunächst für das Land Oldenburg, dann auch für Jedermann. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XLII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 43. —— 23. October 1852.

Inhalt.

Die letzten Blüten. Ein Roman von Arthalis. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Roman „Die letzten Blüten" ist ein ungewöhnliches Buch, ungewöhnlich bis auf Kleinigkeiten. Zu ziemlich unbedeutenden „Novellen" schrieb Gutzkow 1834 eine überaus glänzende Vorrede, und so ist es oft gehalten, oft nachgeahmt worden: der ehrliche, brave Leser, der die an ihn gerichtete „Widmung" nicht überschlagen will, weil es ihn freut daß ihn der Verfasser gleich auf dem ersten Blatte seines Werks durch ein vertrauliches Zwiegespräch honorirt hat, wird in schönen Worten berauscht und muß sich dann hinterdrein durch die „Geständnisse einer Perücke" abstrafen lassen. Deshalb war ich sehr in Sorge als ich dem obigen Romane eine Ansprache „An den Leser" und noch dazu in Versen, in feierlichen Don-Carlos-Jamben vorgedruckt sah: es gibt ja nichts Abscheulicheres als Enttäuschung, auf schöne, gedankenhaltige Verse eine gezierte, stoffarme Prosa. Allein der fünffüßige Rhythmus des Prologs recitirt vor unserm Roman eine so bescheidene captatio benevolentiae, daß die Erwartung zwar nicht von ihm angespannt, aber auch die Enttäuschung von vornherein unmöglich gemacht wird. Hinter ihm wären füglich die „Geständnisse einer Perücke" denkbar und erlaubt gewesen: das aber überrascht, das ist ungewöhnlich daß dem mattklingenden Vorwort ein Buch voll so muthiger, fast trotziger Erfindung und so lebhafter Schilderungen folgt wie „Die letzten Blüten" es sind. Wenn, wie der Autor bekennt,

> — mit *zaghafter* Hand hier nur ein Jünger,
> Ein Meister nicht sein erstes Haus gebaut,

so wird die sichere Hand später nur an Ruhe, gewiß nicht an Energie gewinnen können.

Der Roman beginnt mit einer sehr leidenschaftlich gehaltenen Scene, die dem Leser vorerst unverständlich bleibt, die aber trotzdem *eine* Wirkung nicht verfehlt: abgerissen und ohne Zusammenhang mit dem darauf Folgenden legt sie den im Verlauf der Handlung geschilderten Personen einen unheimlichen Unglückszug ins Gesicht, läßt sie immerhin einen Zusammenhang ahnen, der außerhalb der Berechnung liegt, aber doch unerbittlich ist. Thörichter Fanatismus schleppt ein junges blasses Weib, Rosa, in einer spanischen Küstengegend mit ihrem Knaben zum Strand; der Verbindung mit dem Bösen angeklagt, soll sie sammt ihrer Brut in den Fluten umkommen. Nur die Dazwischenkunft Don Antonio Lamerdo's, den Enrico zur Hülfe herbeigeholt hat, rettet die Gemishandelten; Enrico soll in Zukunft ihr Begleiter sein.

Wer ist Rosa? Was sollen Don Antonio und Enrico? Rosa wohnt in einer verworfenen Hütte, sagen ihre Ankläger, in der Hütte des alten Andreas. Mit flatternden Haaren durchfliegt sie die Klüfte und schreit und klagt. Warum? „Zuckt deines Vaters Blut in diesen Adern daß du niederträchtig bist und feig?" fragt sie ihren Knaben. So entrollt sich ein knappes, räthselvolles Bild, ängstigend durch einen Hintergrund der auf Verbrechen deutet, während — so kann es scheinen — im Vordergrund eine schwere Schuld gesühnt wird an Unschuldigen. Es liegt etwas Musikalisches in diesem Anfang: in ernster Dissonanz tönen die ersten Accorde der Introduction und deuten dem Hörer an daß dieselben Töne im Höhepunkt der Composition wiederkehren werden. Wieland hat in einem seiner gefeiertsten Werke Aehnliches versucht, nur fing er nicht mit Dissonanzen an, sondern mit Melodien; er schreckte nicht, sondern schmeichelte dem Ohr.

Das nächtliche Vorspiel bleibe vorläufig Fragment: mit Rosa's Errettung wechselt die Scene. Die Schluchten Medillos metamorphosiren sich zu einer Thalebene welche das böhmisch-mährische Gebirge von der Donau abtrennt. Da finden wir, eine halbe Stunde von der

Donau entfernt, drei Personen im Schlosse Clairmont, die auf sich angewiesen und sich suchend sich gerade verlieren, weil sie auf Umwege gerathen. Die Besitzerin von Clairmont liebt ihren Sohn Armand mit zärtlicher Mutterliebe, und zwischen Armand und Dolores sprossen die ersten Keime einer erwachenden Herzensneigung. Nein mehr — „Daß Dolores allein mich beglücken kann", sagt Armand, „weiß ich; ob sie mich liebt, Mutter, das weiß ich nicht, das hoffe ich nur." Ob sie ihn liebt, das soll ergründet werden. Dolores kennt die Welt nicht; sie soll deshalb Menschen kennen lernen, soll sich selbst und Armand an ihnen messen; sie soll wissen was sie bisher vielleicht nur fühlte, soll tief in sich und durch sich empfinden daß Armand der Mann ihrer Liebe ist. Also um eine Liebesprobe handelt es sich, wenn auch nicht um eine Griseldis-Probe, denn der weiche Armand ist kein Percival. Nicht einmal die Reflection ist ihm ursprünglich gekommen: die vorsorgliche Mutter entwirft für ihn den Prüfungsplan. Clairmont ist so schön, der Kreis ihrer Freunde groß. Die liebenswürdigsten Menschen sollen hierherberufen, mit den geistreichsten die einsamen Schloßhallen belebt werden. Jedes Alter, jede Meinung soll vertreten sein. Ernst und Witz, Heiterkeit und Melancholie sollen an Dolores vorüberziehen. „Arme Dolores", seufzt Armand, „alles Das vielleicht, um dich mir zu entreißen".

Dolores hört von der bevorstehenden Umwandelung in der Lebensweise auf Schloß Clairmont mit Schrecken; sie fühlt sich verletzt daß Armand, der schon seit lange ihren Tauben nicht Futter, ihren Blumen nicht Wasser gebracht, Bedürfniß fühlt nach der großen Gesellschaft, nach fremden Menschen. „War ich doch so zufrieden", klagt sie Armand, „aber nun? ... Nein, die fremden Menschen ertrage ich nicht, die mich verlachen werden und bespötteln. Sollen die fremden Menschen kommen, schütze mich vor ihnen." „Gott wird dich schützen", ruft Armand ziemlich räthselhaft. „Also nicht du; so magst du Nichts thun für mich?" So sinkt Schwermuth in des Mädchens Brust, das sich Armand entfremdet, sich selbst vergessen und verlassen glaubt — und während dessen ziehen draußen die erwarteten Gäste ein und buntes, lebensvolles Treiben herrscht in den sonst so stillen Hallen.

Inmitten der neuen Freuden wird Armand beklommener, einsilbiger, Dolores täglich gereizter. Eines Tages schließt sie sich von einer Spazierfahrt aus, auch Armand will deshalb zurückbleiben. Aber die experimentirende Mutter hält es für nothwendig, Dolores „ihren Betrachtungen zu überlassen". Diese, gequält von Besorgnissen um Armand, eilte, als Alle das Schloß verlassen hatten, ins Freie und warf sich endlich im dichtesten Gebüsch auf eine Rasenbank, um ihrem lauten Schmerz statt der Worte Thränen zu geben. Da schlägt ein warmer Athem an ihre Schläfe, eine Hand berührt ihre Schulter; es sei Armand, wähnt sie frohlockend und breitet die Arme aus, doch vor ihr steht — ein fremder Mann, dem sie erschreckt und erschöpft in die Arme sinkt. Große Scene. Der Unbekannte ist Sever, Sohn des Herrn von Breteuil, Freund Armand's, ein interessanter Mensch mit einem Anflug von Trotz, der sich neben einer stolzen Zurückhaltung beinahe wie Charakter ausnimmt. Als Dolores in ihr Zimmer zurückkam, trug sie die sturmbewegte Flut widerstreitender Gefühle in sich: Armand im Herzen war sie hinausgeeilt und heim kehrte sie mit dem Bilde Sever's, das ein unbegreifliches Fatum, ihr unablässig vorzuführen trachtete. Aber trotzdem, ungeachtet einer Regung die ihr unbewußt in den Sinn zog, ohne noch ihr Herz zu berühren, liebte sie Armand, liebte ihn mit der ganzen Allmacht des ersten jungfräulichen Gefühls.

Inzwischen mehren sich in unmittelbarer Aufeinanderfolge die Misverständnisse. Dolores nährte Empfindungen verletzter Eitelkeit und beleidigten Stolzes zu ungeahnter Bitterkeit. Armand, in seinem Prüfungsexperiment befangen, suchte umsonst den rechten Ton, der einen Weg zu ihrem Herzen finde. Die verzweiflungsvolle Frage: „So liebst du mich denn nicht?" bricht nicht den gefährlichen Reiz verwundeten Selbstgefühls. „Dich lieben?" lautet die kalte Antwort, „ich verstehe dich nicht." Das erste Begegnen mit Sever hatte Dolores scheinbar vergessen; da kommt eines Tages die Schloßgesellschaft wie zufällig zu derselben Stelle, an der zum ersten male Sever und Dolores sich sahen. Alles gibt dem Erstaunen, der freudigsten Ueberraschung, der Bewunderung Worte, nur Dolores sprach Nichts und hatte dennoch gesehen, wie aus der schattigen Laubgrotte durch Immortellengewinde eine Art Tempel geschaffen worden. Auf dem Platz wo sie gesessen lag ein Kranz, aus derselben Blüte gewunden. Sever bekannte sich zum Schöpfer dieses Tempels und sein auf Dolores haftender Blick sah eine tiefe Röthe des Mädchens merklich bläßere Wange färben. Niemand als Armand hatte diesen Blick, dieses Erröthen bemerkt; für ihn aber ward Beides ein Ereigniß das seine ganze Seele in Anspruch nahm.

Seitdem verlor Armand's Betragen gegen Dolores täglich an Wärme. Dolores ihrerseits, deren steter Begleiter Sever war, fühlte erst jetzt sich völlig verschmäht und verlassen, und ein Gefühl, der Rache nicht unähnlich, diente als Hebel ihres fügsamern Wesens gegen Sever. Sie war zu stolz, einen Schmerz ahnen zu lassen, der ihre Demüthigung nur greller hervorhob, sie wollte Armand beweisen daß sie glücklich sein könne ohne ihn. Sever fand sogar Eingang in Dolores' Zimmer; aber je entschiedener Sever als Dolores' Liebhaber auftrat, desto weniger konnte Armand es über sich gewinnen, einen Versuch zu wagen, um sein früheres Verhältniß zu ihr wiederherzustellen. Der Mutter entgingen all diese Wechselungen nicht. Die geistreichste, liebenswürdigste Frau, gereift in dem wechselnden Strome eines sorglosen und kummervollen Lebens, hatte das Glück ihres Sohnes an einer Klippe vorüberzuführen gedacht, „an der ihr eigenes einst zerschellt"; jetzt aber rief sie: „Everard, Everard, soll dein Kind nicht glücklicher sein als

du?" Aber sie verzagt nicht: Armand soll noch ein mal versuchen, sich Bahn zu dem einst so empfänglichen Herzen Dolores' zu brechen. Und er will es, er ist entschlossen, nur sollen die Gäste erst reisen. Herr von Breteuil verabschiedete sich schon und gedachte Dolores gegenüber eines bestimmten Verhältnisses, das mit Sever in Verbindung stand. Dolores war betroffen: hatte sie Sever eine größere Theilnahme gezollt als mit ihrer Liebe zu Armand vereinbar schien, so hatte sie dies nur in der Absicht gethan, um sich an dem Letztern in scheinbar stolzer Verachtung zu rächen. Durch dieses Gebahren hatte sie offenbar Sever verletzt; durfte sie mit seinen Empfindungen spielen? In solch schwankender Gemüthsstimmung trat Sever zu ihr; er trunkenen Auges, sie bebend, unsicher, weil sie sich schuldig fühlte. Zwar ringt sie nach einem Geständniß daß sie nicht ihn, sondern Armand liebe; aber Sever drückt sie in feuriger Umschlingung an sich — und dann findet sie auch keine Worte. Sever bleibt in seinem Irrthum und wird in dem Glauben daß er geliebt sei bestärkt, als er Dolores bei der Nachricht von seiner bevorstehenden Abreise betroffen sieht. Da ist sein Geständniß nicht länger zurückzuhalten; vergeblich sucht sich Dolores seinen Liebkosungen zu entziehen, fast widerstandslos duldet sie seine heißen Umarmungen. Da haucht hinter den Beiden eine Stimme plötzlich: „Dolores" — Armand! Armand, welcher kam Versöhnung zu suchen! Sie schrieb an ihn, aber ihr Billet kam uneröffnet zurück, sie eilte nach dem Zimmer der Baronin, aber es war verschlossen — da trieb die Verzweiflung sie nach der Thür Armand's — Armand trat heraus. Finster und bleich, das Auge gesenkt, wankte er vorüber. Im Schloßhof stand ein Pferd ... „Armand!" rief Dolores mit einem Seelenschrei, aber er beugte nur das Haupt zu tiefer kalter Verbeugung; Dolores brach zusammen. Was weiter? So fand sie Sever, so nahm er sie in seine Arme und sah dämonische Glut aus ihren Augen, „diesem Becher der Milde und Liebe", flammen. Dolores raffte sich zusammen: „Du liebst mich, Sever", sagte sie, „hier, vor Gott, meine Hand, ich bin dein." Und so sank sie wieder zurück in Verzweiflung, auf ein schwieriges Krankenbett voll Fieberglut und wirrer Phantasie. Endlich verfiel sie in einen tiefen Schlaf, einen Schlaf, „von dem Niemand wußte, bringe er Genesung oder Tod".

Hinter diesen psychologischen Charakterstudien, denen aller prickelnde Reiz einer feinen Beobachtung eigen ist, hebt eine neue Handlung an. Aus dem Stilleben von Clairmont führt die Erzählung weit weg nach Saint-Jean Pied de Port: in dieser dem spanischen Himmel nahe gerückten Festung lebte als Gefangener Napoleon's Don Rafael del Riego y Nuñez, der kranke Löwe Riego an der Grenze Spaniens. Aber Se. kaiserl. Majestät Regierung hatten es schon anders beschlossen: die Spanier sollten in das Innere Frankreichs versetzt werden. Zu dieser Zeit nahten sich der Festung ein Greis, Pedro Amezaga, und ein zarter Knabe, Rodriguez, von denen der erste einen Sohn, der zweite einen Vater zu suchen ausgegangen war. Durch ein Ungefähr geräth Rodriguez in die Hände der Franzosen; hier sieht er im Vorbeigehen Riego, bei dessen Namen er schon aufflammt, hier hört er die Geschwätzigkeit von ihm plaudern, von ihm rühmen. Aber Pedro sinnt auf Flucht für den Knaben und scheut kein Wagniß um seine Rettung. Diese Flucht wird vollführt, sie gelingt — durch die Hülfe eines räthselhaften Pater Juanno, der als Hüter Rodriguez bewachen soll und den die Furien der Reue martern, wenn kein Anzeichen trügt. Auch dieser Juanno ist ein Gefangener, den, wie der Festungscommandant Duvarray ihm sagt, nur eine That aufrichtiger Hingebung und Treue der Fessel entledigen soll, in die er sich einst freiwillig geliefert. Duvarray ist gemeldet daß ein ränkesüchtiger, tollkühner Spanier, als Bauer verkleidet, mit einem Knaben an die Grenze komme, um unheilvolle Plane unter den Guerrillas anzuknüpfen. Der Knabe war Rodriguez, den Alten aber in französische Gewalt zu bringen ist der Preis für Juanno's Freiheit. Juanno hatte das Signalement von Beiden, aber er fälschte eine Abschrift für die Häscher und behielt das Original. Und als Rodriguez floh, floh auch er, ohne daß Beide auf der Flucht sich wiederfanden.

Amezaga mit seinem Knaben durchwanderte das Gebirge, Frankreich zugekehrt, Beide begeisterten sich an ihren Wünschen für Spanien und ihrer Hoffnung auf Riego. Auch ihrer Leiden gedenken sie, ihres Entbehrens: entmuthigt ruft Pedro die Erinnerung wach, wie der Gram sein Weib verzehrt, wie er es im Schoos der Erde gebettet, wie Isora das Verhängniß gebüßt, wie er dem Henker der Unschuld und Tugend Vergeltung geschworen und zuletzt endlich — wie ihm Juan, sein einziger Sohn noch, spurlos verschwunden sei. Die zwanglose Heiterkeit einer Bande Guerrillas mußte diese Schwermuth unterbrechen und die Klage in den Ausruf wandeln: „Es lebe Hispaniens Hort, es lebe die Furcht Frankreichs, es leben die Guerrillas!" „Viva Riego!" erwiderten die Söhne des Hochlands, daß es weit durch die Felsen hallte. Aber die beiden Wanderer trieb es weiter auf ihren einsamen Pfaden, bis ein Zufall sie von denselben ablenkte. Der jugendliche Besitzer des Schlosses Monrepos, von Foretville, überraschte Rodriguez, wie er neben dem schlummernden, nein ohnmächtigen, kranken Pedro niedergekniet war. Das Gesicht des Knaben, sein Wort, seine Stimme bewegten ihn tief; er ließ den Alten nach seiner Besitzung tragen, den Knaben, dem der Weg beschwerlich war, hob er selbst von einer Felsspitze auf den bequemern Pfad. Als er mit seinen Armen die zarten Glieder umschlang, wankte sein Schritt; er sah Rodriguez' Antlitz von dunkler Röthe brennen und fühlte den ängstlichen Athem um seine Schläfe fächeln, bis sich der Kleine von seinem Beschützer losriß und davoneilte. Mehr als acht Tage vergingen den Flüchtlingen in Monrepos, da Pedro noch krank lag; mit jedem Tag wuchs Foretville's Interesse für Rodriguez. Foretville beobachtete: er sah des Kindes Bildung und errieth seinen Stand; was aber deutete das liebliche sanfte Ge-

sicht, der verschämte Blick? was der schlanke, ätherische Wuchs, der auch unter grober Hülle erkennbar blieb? Als Pedro genesen, hielt er die Spanier von der Abreise zurück; zu ihrer Sicherheit wollte er ihnen erst Pässe zur Weiterreise schaffen. Da überraschte Monrepos eine Executionstruppe, welche Amezaga mit seinem Knaben suchte. Amezaga entging ihr durch eine Verkleidung als Gärtner, Rodriguez aber in Frauenkleidern, eine Umwandelung, die Foretville halb beben, halb aufjubeln machte. Jetzt ließ sich sein Gefühl nicht länger zurückhalten; in den glühendsten Worten bekannte er dem Knaben oder der Jungfrau Rodriguez seine Liebe, diese aber entwand sich ihm beleidigt und rief ihm zu: „Wer ich sein mag, was Ihr von mir halten mögt, Eins könntet Ihr begreifen ohne Erörterung: daß ich über Euern Beleidigungen stehe." Jetzt war kein Bleiben mehr; ungehindert schlugen die Flüchtigen den Weg nach Bourges ein, aber beim Abschied reichte noch Rodriguez Foretville, welcher ihn bat: „Vergeßt mich!" zur Versöhnung die Hand und sagte: „Ich kenne edlere Gefühle als die eines kleinlichen Haders, ich kenne Versöhnung nach der Sprache der Reue." In Bourges fanden die Reisenden ihre gefangenen Landsleute; der laut aufjubelnde Rodriguez erfuhr da daß Riego in der Abtei St.-Sulpice weile, Amezaga aber, den Patrioten Amezaga traf ein fürchterlicher Schlag. Auf geschehene Frage nach seinem Sohn erhielt er die Antwort: „Verflucht sei der Verräther Amezaga!" „Bei dem lebendigen Gott! Don Albert Juan Amezaga verrieth sein Vaterland und seinen König." Die Reisenden zogen weiter. In St.-Sulpice erhielten sie Einlaß bei schlimmem Wetter, Rodriguez durfte zum Abendbrot für Riego den Wasserkrug tragen. Als der Diener in das Gefangenzimmer trat, schlüpfte die behende Gestalt hinter ihm vor, hin zu Riego's Füßen und rief mit helljauchzender Stimme: „Vater! Vater!" „Maria!" antwortete der überraschte, freudetrunkene Riego und Beide hielten sich umschlungen in endloser, unzertrennlicher Umarmung. Aber Don Pedro Amezaga? Auch er sollte des neuen Glücks sich freuen; da meldete der Diener: „Ich traf ihn weder im Zimmer, noch in den Hallen, noch im Gang, noch auf dem Hofe. Niemand hat ihn weiter gesehen, Keiner sich um ihn gekümmert, der Pförtner ihn nicht hinausgelassen, und doch ist er fort — verschwunden."

Maria Theresa del Riego, eine vater- und mutterlose Waise, die Nichte des unsterblichen Constitutionssoldaten, war in der Verkleidung eines Knaben nach Frankreich gekommen, geleitet von Amezaga, der sie zu behüten und zu wahren geschworen hatte. Nach Jahren finden wir sie in einem anspruchslosen Landhaus unfern der Straße die von Neuilly nach Paris führt wieder, eine blühende Jungfrau an Riego's Seite, den sie liebt — und doch nicht glücklich. Im Frühling 1814 hatte Riego seine Freiheit erhalten, er hatte inzwischen England und Deutschland gesehen, jetzt lebte er in stiller Zurückgezogenheit, erfüllt von dem Gram um Hispaniens zertrümmerte Hoffnung, um das von der Despotie Fernando's VII. untergrabene Glück seiner Heimat. In diese Zurückgezogenheit führte sich mit einem sinnigen Liede ein alter Freund bei Maria ein, Foretville. Foretville war nach der Restauration in den Militairdienst getreten und der nächsten Umgebung des Herzogs von Angoulême zugesellt. Ein Zufall hatte ihn jetzt Maria, die er Jahre lang gesucht, wiederfinden lassen, und bald ward er ein täglicher Gast im stillen Hause des Träumers Riego. Maria konnte sich nicht täuschen, mit welchen Empfindungen sich Foretville ihr näherte; als er das Mädchen eines Tages allein fand, gab er seinem Gefühl die glutvollsten Worte, wilde Worte der Leidenschaft und der Vernichtung. Maria, tief erschüttert und für ihren einstigen Wohlthäter jeder Theilnahme zugänglich, mahnte ihn zur Entsagung und verhehlte das Bekenntniß nicht daß sie ihn niemals lieben könne. Für den rückkehrenden Riego hatte sie kein Geheimniß; allein ihre Eröffnung nährte nur des Spaniers Schwermuth, und als Maria ihm verkündete, sie wolle ihn verlassen, sie wolle nach Spanien, da widerstrebte er nicht: „Du willst, Maria, und dein Wille ist mir Gebot." Allein bevor sie schied, erwartete sie noch ein Geständniß, noch ein herber Abschied. Foretville kehrte noch ein mal zurück, um zu Maria's Füßen, das Haupt auf ihr Knie gebeugt, das Angesicht in ihre Hand gedrückt, zu bekennen, wie er sie geliebt bis zum Wahnsinn, bis zur Raserei, bis zum Vergessen, zum Vergessen von Weib und Kind! Ja, Everard Foretville war vermählt; nicht die Liebe hatte ihn mit Léonie verbunden, aber Léonie liebte ihn und sein Kind mit aller Zärtlichkeit. „Ich vergebe Alles, Foretville, Alles!" hatte Maria gesagt, als Everard schied, „Gott stärke Sie! Er leite Sie zur Buße und gebe Ihnen Frieden!" Dann ging sie zu Riego, um Beschleunigung ihrer Abreise zu bitten. „In einigen Tagen!" erwidert dieser und sie kann den Schreck nicht verhehlen daß sie in so kurzer Frist von dem geliebten Manne scheiden soll, mit dem sie noch kein Wort der Liebe gewechselt. Aber Riego dachte anders. „Hast du einen Augenblick gewähnt, ich könnte dich allein heimsenden, mich trennen von dir?" fragte er und hielt in seinen Armen die glückliche, froh enttäuschte, geliebte Maria. Zur selben Stunde feierte Foretville eine andere Versöhnung. Offen bekannte er Léonie, die in Gram dahin welkte, was sich begeben, und auch er umfing ein in Glück und Seligkeit schluchzendes Weib, welches Thränen der Versöhnung weinte.

In diese Scenen warmer Empfindungen, die Einem Glücksziel zustreben, fällt ein nächtliches Schreckbild. In einem prächtigen Palaste Roms foderte ein Greis den „Herzog" zu sprechen, ein Greis, der die Errichtung eines Throns für den Herzog ankündete. Allein sitzen die beiden Männer sich gegenüber, der eine ein Verbrecher, der andere ein Racheengel des Weltgerichts. Als der „Herzog" in Spanien herrschte, verfolgte er ein Mädchen, Isora, bis in das Kloster von La-Granja. Isora flüchtete zu ihren Aeltern, aber auch dort heimlich

verfolgt und ertödtet durch die Vorwürfe ihres Vaters, verschwand sie, galt sie endlich den Aeltern für todt. Dieser Vater, Pedro Amezaga, stand jetzt vor dem zitternden, um Gnade flehenden Herzog, denn der Thron den Amezaga bietet ist das Schaffot. Jede Seelenqual ließ der Rächer mit unbarmherziger Kälte den Feigling bestehen, und als er ging lag am Boden im wahnsinnigen Schrecken die Gestalt eines Mannes der einst über Millionen zu herrschen gewagt, des Principe de la paz Emanuel Godoy! Godoy wußte daß Isora mit ihrem Knaben, der Frucht einer That der Finsterniß, noch lebte, verlassen lebte in der Hütte des alten Andreas nahe dem Dorfe Medillos. Er war es, der Don Antonio Lamerdo, seinen Freund, anflehte daß er ein Engel des Trostes dem hingemordeten Lamme werde. Wie er es ward, wie er Rosa und Isora gerettet, sahen wir schon.

Und nun zurück zu Riego, auf den eine Welt blickte: — sollen hier im kleinen knappen Auszug seine großen unsterblichen Thaten wiedererzählt werden? In „Die letzten Blüten" sind sie skizzirt, discret sind sie in die Erzählung verflochten, sie die aus der schmählichen Geschichte seiner Zeit mit einem klaren Verklärungsschein herausleuchten. Wer kennt sie nicht? Wen hat Riego's Schicksal theilnahmlos gelassen? Wie er Spanien die Freiheit eroberte, wie er, ein Mann der Ehre, jeder Versuchung widerstand, mit der die Männer der Unehre an ihn heranschlichen, wie er treu blieb bis auf den letzten Gang: alles Das schildert unser Roman mit den lebendigsten, eindringlichsten Farben. Sein Einzug in Madrid war ein Triumphzug; Alles jubelte, nur Maria saß einsam in ihrem Zimmer und weinte: konnte der Held des Volks, fragte sie sich, der Sieger über Schmach und Vernichtung, konnte der Abgott der Nation noch ein Gefühl übrig haben für die arme verlassene Maria? Und Riego hatte dies Gefühl, durch das Lichtmeer Madrids führte er seine Braut, aber bald darauf, schon nicht mehr dem gefeierten Helden, sondern dem Verbannten von Oviedo reichte Maria die Hand am Altar. Noch ein mal stieg er, aber die Revolutionstragödie ging ihrem Ende zu. Angesichts des Todes nahm er Abschied von Maria, die mit seinem Bruder Don Miguel und ihrer Schwester Isabella nach England flüchtete. Nicht um ein tollkühnes Wagniß war es ihm zu thun, als er Maria von seinem Herzen riß, nein, er wollte den Kampf aufgeben und zuvor nur noch zeigen daß auch der letzte Rettungsanker zertrümmert sei. Endlich kam es auch so weit daß er seine letzte kleine Macht auflösen mußte; allein mit zwei Begleitern durchirrte er die Sierra-Morena. Und da, im größten Unglück, faßte er noch ein mal Hoffnung. „Spanien ist nicht verloren, solange ihm noch Mina und die Guerrillas bleiben." Pedro Amezaga, der hier zu den Dreien stieß, bestärkte wider Willen den Entschluß, und so zogen sie weiter bis in die Nähe von Arquillos. Hier entdeckt wurden sie angegriffen und nach verzweifeltem Kampfe gefangen genommen; nur Amezaga entrann und blieb allein auf dem Kampfplatz mit einem Manne, der umsonst sich gemüht hatte die Flüchtigen zu warnen, und der im ersten Eifer von einem derselben niedergeschossen worden war. Der Sterbende beichtete dem Greis: „Schande habe ich über mein eigenes Leben gebracht, Schande über einen ruhmvollen Namen, Schande über eines Vaters greises Haupt." Der Unglückliche war der Pater, der Eremit Juanno, der Wohlthäter der Armen, einst — Juan Amezaga der Verräther! Sein Herz brach in den Armen des laut schluchzenden Pedro.

Im Gefolge des Herzogs von Angoulême, der die französische Expedition befehligte, befand sich auch Foretville. Er hatte den blassen Riego und die schöne Maria nicht vergessen und warnte den Erstern, weil er Maria liebte. Aber sein Brief an Riego ward aufgehalten, Angoulême vorgelegt und für den mistrauischen Prinzen eine Veranlassung, Foretville anzubefehlen daß er die gefangenen drei Spanier spanischen Gerichten überliefere. Foretville fand Riego und war vernichtet; zu den Füßen des Herzogs flehte er um Gnade für den Freund, den er nicht dem sichern Tode überliefern wollte; und als ihm Gnade mit kaltem, entehrendem Wort verweigert ward, wies er den Auftrag mit dem Stolze eines edeln, verletzten Menschen zurück und floh. Riego war dadurch nicht gerettet: wider Gesetz und Recht ward er zum Tode durch den Strang verurtheilt, und so starb er am 7. November 1823 im achtunddreißigsten Jahre den Tod der Verbrecher. Aber in der Nacht trug Amezaga den entseelten Leichnam vom Galgen und begrub ihn gemeinsam mit Foretville: eine andere Leiche schaukelte am Schandpfahl. Dann kehrte Amezaga in die Sierra-Morena zurück, wo Juan starb; Foretville aber eilte nach England, wo Maria, zum Tode geängstet, mit ihren Verwandten weilte. Als die leidende Frau Alles gehört, litt sie die letzte Lust und letzte Qual: sie gebar ein Kind, dem todten Riego eine Schmerzenstochter. Ihren Verwandten ließ sie sich versprechen daß sie nach Spanien zurückkehren sollten; nie aber, so wollte sie, sollte Spanien das Kind Rafael del Riego's sehen: „Ich lege es an dein Herz, Everard de Foretville, an das Herz deiner Gattin, die edel ist und großmüthig wie du." So starb Maria Theresa del Riego zu London, 23 Jahr alt, am 19. Juli 1824.

Foretville's Auftritt mit Angoulême zog seine Verbannung aus Frankreich nach sich. Trotzdem wagte er sich verkleidet an die Küste seines Vaterlandes, um dort Weib und Kind zu erwarten. Léonie stürzte namenlosen Entzückens in seine Arme; „Everard!" — „Vater!" jauchzte es ihm entgegen. Aber auch die Spione des Herzogs waren nicht unthätig gewesen. Foretville ward von Frau und Kind gerissen, vor ein Kriegsgericht gestellt und — erschossen. An Léonie's Brust ließ er die verlassene Waise eines „geliebten Freundes" zurück.

Und Sever, Armand, Dolores? erinnert sich der Leser? Mit ihnen eilen wir dem Schluß der Erzählung entgegen. In einem Wirthshaus, nahe bei Clärmont, erfahren wir aus den Plaudereien der Wirthin mit ei-

ner Fremden daß das Schloß vom Marquis Sever d'Almeria und seiner Gemahlin Dolores bewohnt wird. Als Dolores vor ungefähr zwei Jahren von einer schweren Krankheit genaß, folgte die Hochzeit. Die Baronin und Armand zogen fort und hinterließen die Villa Clairmont den Glücklichen als Hochzeitsgabe. Den Glücklichen? Ach nein — die Wirthin weiß wie Sever in nächtlicher Stille ein Haus besucht, in dem geheimnißvoll seine Geliebte wohnt, und daheim welken Beide dahin, Dolores und Sever, Beide an stillem unausgesprochenem Kummer. Die Eintönigkeit ihres Lebens unterbricht die Nachricht von dem Tode der Baronin: Dolores weinte Tag und Nacht, ihr bleiches Bild entzückte nicht mehr, es ergriff. Sever trachtete großmüthig und edel, ihren Kummer zu sänftigen; jetzt hatte er eine Entdeckung für sie, die Armand betraf: Armand hatte seine Rückkehr angezeigt, Armand, ein Anderer als er gegangen; denn eben diese Entdeckung hatte der Mutter plötzlichen Tod herbeigeführt. Die Baronin Léonie de Foretville hatte in Frankreich einen vor seinem Tode geschriebenen Brief ihres Gatten aufgefunden, sie erfuhr wer Dolores' Mutter gewesen, die heilige Maria, die einst Everard liebte, und sie zweifelte jetzt nicht länger an einer Untreue, die ihr das Leben kostete. Armand kehrte zurück zu — so mußte er glauben — zu seiner Schwester. Dolores war regungslos: eben hatte Sever ihr das tiefste Geheimniß ihres Herzens abgerungen, das Geständniß daß sie Armand noch liebe, und jetzt diese neue Nachricht, die Sever zu beruhigen schien . . . Armand kam, von wilden Leidenschaften verzehrt; er sah seine leidende Geliebte, nein Schwester. Nach und nach tauchten die trauten Beziehungen in denen sie einst gestanden wieder auf. Eines Tages waren sie allein; Sever, der wirklich nächtlich eine Frau, eine arme, kranke, wahnsinnige Frau besuchte, war plötzlich zu dieser abberufen worden. Da gab es Zeit, in stundenlangen Gesprächen Alles aufzuklären, die Misverständnisse ihrer Herzen von ehedem und die neuen Entdeckungen. Dolores schien versöhnt, mit dem Schmerzenszug der Entsagung im Gesicht, aber in Armand tobte noch die ganze Fülle heißer, ruheloser Leidenschaft. Dolores mußte sich Armand entziehen: „Du vergissest daß meine Ruhe zu wahren das erste Streben echter Liebe sein sollte." Bald darauf saßen die Geschwister und Sever am Abend im Gartensaal, als plötzlich eine weibliche Gestalt mit dem Rufe: „Hinweg, Dolores! Sie kommt, rette dich!" hereinstürzte. Die Männer maß sie mit stolzem Blick, und als Sever Dolores seine Gattin, Armand dieselbe seine Schwester nannte, erwiderte die Fremde flammenden Auges: „Deine Gattin, Marquis, leider! Doch deine Schwester, Vicomte, nimmermehr!" ... „Armand de Foretville, Don Rafael de Riego hatte nur ein Kind, eine Tochter, Rafaele Maria Dolores." Und dies sagte Isabella del Riego, die Nichte Rafael's, die Schwester Maria's. Aus der Ferne hatte sie, nachdem sie endlich durch einen Zufall den Aufenthalt ihrer Dolores erfahren hatte, das Leben in Clairmont beobachtet, sie hatte gesehen, wie Sever nächtlich zu einer Frau schlich, und jetzt mahnte sie zu fliehen. „Vor wem?" fragte Sever. „Vor deiner Geliebten, Mann, der du dein Weib geopfert." Und durch die offene Thür kam eine wahnsinnige Frau daher mit bleichem, entstelltem Antlitz: sie wollte die „blasse, stille, fromme Dolores" sehen, sie wollte Abschied nehmen von Sever und raste fort, bis sie ohnmächtig niedersank. Konnte das eine Geliebte sein? Als die Kranke erwachte und Sever allein zu sprechen verlangte, entfernten sich Alle, tief erschüttert von Dem was sie gesehen. Und als Sever die Seinen am nächsten Morgen wiedersah, meldete er den Unglücklichen Tod. Er war Dolores eine Rechenschaft schuldig und gab sie — an dem Todtenbett seiner Mutter! Die wahnsinnige Frau war seine Mutter, es war Donna Isora Amezaga, und Herr von Breteuil — war nicht der Vater Sever's. Er war nur ein Freund Antonio Lamerdo's, der die unglückliche Isora beschützte und ihren Sohn erzog, mit Wohlthaten überhäufte. Sever's Vater aber hieß Don Emanuel Godoy, Herzog von Alcudia, Principe de la paz.

Die Gewißheit daß Dolores und Armand nicht Geschwister seien, scheuchte einen trügerischen Frieden zum letzten male von den unglücklichen Kindern Riego's, Foretville's und der Tochter Amezaga's. Anfangs hoffte Sever, Armand werde Clairmont verlassen, aber bald sah er davon, wie auch Armand, die Unmöglichkeit; Armand's Scheiden wäre für Dolores der Todesstoß gewesen. So schwanden Jahr und Tag!

Eines Nachts überraschte Armand Dolores in ihrem Zimmer. Seiner wilden Leidenschaft gab er herbe Worte, er kam — Abschied nehmen. „Noch ein mal wollte ich ruhen an deinem Herzen, ich wollte noch ein mal leben, um sterben zu können. . . . Ich trage nicht länger den Gedanken daß Sever mein Eigenthum mir gestohlen, daß er schwelgte wo ich darbe." „Lebe wohl!" sagte Dolores, aber plötzlich aufflammend hielt sie ihn zurück: „Habe ich einst dich verstoßen, so will ich heute dich erheben; mußtest du einst weichen, ist heute der Sieg dein." Im Selbstvergessen hingen Beide aneinander, bis Dolores zum Abschied drängte: „Geh' auf Nimmerwiedersehen in dieser Weise." Und doch widerrief sie: noch drei Tage sollte er bleiben. „Willst du mir nicht Zeit lassen, meine Kräfte zu sammeln zum letzten Blick, zum letzten Gruß nach dieser Stunde, nach diesem Kuß, nach dieser Seligkeit?" Und sie widerrief noch weiter: „Nimmer soll Armand Clairmont verlassen, die Sünderin soll nicht den Schuldlosen vertreiben aus seinem Eden in eine Wildniß."

Abends waren die Bewohner im Gartensaal versammelt in gedrückter Stimmung. Dolores, erregt, sank zu Sever's Füßen und drang in ihn, ob er einst dann dem armen Herzen, das ihm bitteres Unrecht gethan habe, werde verzeihen können, wenn dies Herz gebrochen sein werde. Und als Sever nicht mit Bestimmtheit antwortete, fragte sie weiter: „Wenn denn nie mehr dies Herz einen strafbaren Schlag fühlte, wenn mein Auge keinen liebevollen Blick mehr hätte, der dich nicht träfe —

Sever, könntest du dann noch nicht verzeihen?" „Was du mir gethan, Dolores, was nicht — ich kann Alles, Alles verzeihen für einen einzigen Augenblick wie dieser." Dolores ging zur Ruhe, nachdem sie das Auge ihres Gatten mit glühenden Küssen bedeckt, Isabella schloß sie an ihre Brust, Armand reichte sie die Hand. Am andern Morgen ward sie vergeblich erwartet: Sever betrat ihr Gemach; irdischer Qual entrückt schlief hier auf ihrem Lager die Marquise d'Almeria den ewigen Schlaf. „Langsam, aber sicher hatte endloser Leidenschaften Glut die letzte Blüte am Stamm der Riego verwelkt."

Die vorstehende Skizze wird die Vorzüge und Mängel des Romans ziemlich treu zutagetreten lassen; selbst bezüglich der Motivirungen, die im Auszug wiederzugeben so schwierig ist, hat sie überall möglichst scharf angedeutet. Nur auf Eins mußte sie selbstverständlich verzichten, auf eine Abbildung der Darstellungsform im engsten Sinne des Worts. Diese gereicht dem Buche zu einem erfreulichen Vorzug; immer schmiegt sich der Ausdruck an die Stimmung der Situation, immer bleibt er voll Schwung und erreicht oftmals die schönste poetische Form. Es würden sich manche Beispiele hierfür aus dem Buche herausheben lassen; nur eines sei hier gedacht, der ersten Unterredung Foretville's mit Dolores nach ihrem Wiederfinden in der Nähe von Paris, der sinnigen Beschreibung von Monrepos, von den nöthig gewordenen Aenderungen, welche Erinnerung, Reue, Treue und Hoffnung verkünden. Mit vielem Glück wird auch zu Anfang des fünften Abschnitts die emphatische Anrufung („Ihr Völker, die ihr ringt um Freiheit und Unabhängigkeit") angewandt, dagegen hat die kindliche Naivetät in dem Vorspiel zum ersten Abschnitt einen weniger glücklichen Ausdruck gefunden. Kann ein Knabe, der sich mit Schreibeübungen beschäftigt, in so pathetischen, weit ausgesponnenen Perioden sprechen, wie in dem Bekenntniß: „Wenn es so schrecklich zuckt in deinem Gesichte, wenn das Auge so starr mich anblickt" u. s. w. Schon dieser Anfang entspricht der Kinderanschauung nicht.

Den Stoff anlangend ist leicht erkennbar daß „Die letzten Blüten" dem Erzählungsgenre das man gewöhnlich als historischen Roman bezeichnet nicht angehören, sondern ihm höchstens verwandt sind. Es kommt bei dem Kategorisiren nicht viel heraus, deshalb halte ich es für ein nutzloses Bemühen, für unsern Roman eine Rubrik, für seine Art eine technische Bezeichnung zu suchen. Genug daß er ein Stück Weltgeschichte zum Vorwurf nahm und von dem Grabe seines Helden die Fäden der Phantasie ins Märchenhafte weiter fortspinnt, Wahrheit und Dichtung, Erlebniß und Traum — warum nicht seine eigene Gattung? In dieser Gattung liegt unverkennbar Gefahr, mehr noch Gefahr als im historischen Roman reinen Stils. Der Dichter des letztern, wenn er anders seine Aufgabe erfüllt, ergänzt den Chronisten, er anerkennt als Schranke die äußere geschichtliche Wahrheit und seine Erfindung muß sich dem Inhalte, der innerlichen Begründung dieser Wahrheit beugen. So erklärt der Dichter im Spiel seiner Phantasie, was der Historiker nur berichtete, eine Aufgabe von so schöner und großer Bedeutung daß schon um dieses Problems willen der Gattung des historischen Romans eine Berechtigung zugestanden werden muß. „Die letzten Blüten", sollten sie diese Aufgabe (woran ich zweifle) überhaupt verfolgen, halten dieselbe im weitern Verlauf doch nicht fest. Obwol von einem geschichtlichen Vorwurf ausgehend setzen sie doch das psychologische Experiment und die freie Phantasieschöpfung mit Entschiedenheit in den Vordergrund, und selbst an der äußern Anordnung des Stoffs, nach welcher die Phantasie Anfang und Ende beherrscht, während der geschichtliche Kern in der Mitte liegt, tritt dies zutage. Streng genommen zerfällt der Inhalt des Romans in zwei große Hauptabtheilungen, denen man ein Vorspiel voranschicken möchte. Das letztere füllen Godoy, Isora und Amezaga; hart erfunden und mit Härte durchgeführt verräth sein Stoff, was auch der weitere Inhalt des Romans bestätigt, daß Arthalis Das was man die Nachtseite des Lebens zu nennen pflegt, wenn auch nicht ohne Versöhnung, doch ohne Sentimentalität betrachtet, daß Arthalis nicht blos das Unglück, sondern auch den Zweifel kennt. Ja ich möchte gerade die Erfindung dieser finstern Vorspielsscenen einer Lebensanschauung zuschreiben, die recht lebhafte skeptische Anwandelungen hat. Jedenfalls war es eine muthige Hand, die der Sünde und ihrem nächstgeborenen Kind, dem Unglück, so nahe ins Gesicht leuchtete, ohne zu schwanken. Wenn auch nur episodisch in ihrem Beginn, zeigt die Handlung des Vorspiels überall eine besonnene, ruhige Consequenz. Der eigentliche Mittelpunkt der geschichtlichen Haupthandlung ist Held Riego; die Schwäche dieser Abtheilung liegt in der Charakterschilderung Riego's selbst, allein dieser Mangel tritt hinter einem Vorzuge zurück, dem die lauteste, ungetheilteste Anerkennung zu zollen ist. In dieser Abtheilung weben Wirklichkeit und Phantasie ein so einheitliches Bild daß überall sich die Geschichte im Gewande der Poesie und die Dichtung mit dem Antlitz der Geschichte begegnen. Diese organische Einheit überträgt auch in die Form sichtlich die Zeichen einer erhöhten Stimmung; es klingt oft aus dem Buche als habe der Autor sich an seinem eigenen Gedanken berauscht. Für Riego's Bild ist zu viel elegisches Insichselbstversinken, zu viel vom Schmerzenszug der Melancholie verwandt worden: ich glaube nicht daß diese Auffassung der Geschichte entspricht; auch dem Roman bringt sie nicht Nutzen. Dem Patrioten steht der Schmerz schön, aber dem liebenden Mann nicht die Verstimmung. Man würde begreifen, wenn das Kind Maria Foretville, der sich ihr edel gezeigt, liebte, warum aber Riego, das deuten kaum einige Zeilen des Romans, die auf Vergangenes zurückzeigen, dürftig an. Riego und Maria weisen am meisten auf die zweite Haupthandlung, auf die Gruppe Dolores, Armand, Sever hin, allein in Darstellung der innern Beziehungen zwischen beiden finden sich Lücken, während auch in psychologischer Beziehung zwischen Maria und Foretville Alles klar und ohne Dun-

kel ist. Dagegen sind die französischen Soldaten, den Herzog von Angoulême mit inbegriffen, durchweg wahr und lebensvoll gezeichnet. Das Portrait des Herzogs, das für den Romantiker leicht ein Vorwurf für eine Caricatur des Royalismus werden konnte, ist sehr discret in kleinem Rahmen gehalten, und gewinnt dadurch ganz wesentlich daß in ihm das Angedeutete, Skizzenhafte nicht durch unmotivirte Schroffheiten überdeckt worden ist. Nicht unerwähnt darf auch Dom Miguel bleiben. Seiner ganzen Anlage nach tritt er zwar als passiver Charakter nicht recht in den Vordergrund der Handlung, allein immer, wenn er auftritt, ist er eine so tröstliche Erscheinung daß sich der Leser um seiner selbst willen, nicht weil er Riego heißt, für ihn interessirt. Um den Charakter Foretville's zu verstehen, darf man die Nationalität dieses Mannes nicht vergessen; in Erfindung und Ausführung stelle ich ihn weit über Riego. Foretville hat auch Veranlassung zu einer scherzhaften Scene gegeben, die mit vieler Feinheit geschrieben ist, ich meine die Scene der Haussuchung im Schloß Monrepos. Der einheitlichste, bestimmteste Charakter aber ist Pedro Amezaga, bezüglich dessen nur zu bedauern ist daß er während der Siegeslaufbahn Riego's so ganz in den Hintergrund tritt. Vielleicht dachte der Autor daß Charaktere wie der dieses hispanischen Römers nur groß und bemerkenswerth im Unglück seien, daß sie nur Helden werden, wenn Alles verloren scheint und die Gewinnung ihres Lebensziels Entbehrung und Aufopferung fodert.

Mit dem Tod Riego's und Maria's schließt die erste Hauptabtheilung, es könnte mit ihr auch füglich ein Roman schließen, der einen andern Titel als „Die letzten Blüten" trüge. Der zweite Haupttheil tritt von dem Schauplatz der Weltgeschichte zurück und experimentirt an drei Personen in allen Gefühlsstimmungen. In dieser Partie läßt der Autor seiner Phantasie freien Lauf und geht mit unbeirrtem Schritt die ganze Scala der Leidenschaft, vom ersten Liebesbeben bis zur martervollsten Situation sittlicher Schwäche, durch. Als Charakterstudie hat diese Partie des Buchs für Beurtheilung des Autors großen Werth. Gerade in Darstellung der Leidenschaft kann sich eine oberflächliche Erfindung, ein gedankenloses Phantasiespiel am leichtesten und bequemsten verstecken; unser Autor aber hat umgekehrt in diesem Schlußtheil seines Romans seine ganze Kraft auf Darstellung, auf Ergründung, auf Bloßlegung von Empfindungen und Gefühlsirrungen gelegt, die sich in den tiefsten, geheimsten Falten des Herzens zu verstecken pflegen. Hier also wird das Interesse ausschließlich ein psychologisches. Verdient schon dieses ernste, auf die innere Seite des Lebens gerichtete Streben unumwundene Anerkennung, so muß auch weiter zugestanden werden daß in der Ausführung sich eine Reihe von Zügen voll großer Wahrheit vorfindet. Sollen Beispiele angeführt sein, so rechne ich hierher den Eindruck den Dolores von der ersten Begegnung mit Sever zurückbringt. Nicht die Persönlichkeit des fremden Mannes als solche ist es die diesen Eindruck erregt hat (ach diese mystischen, magnetischen Romanhelden, die mit einem glutvollen Blicke ein Frauenherz gewinnen, wollen wir um Himmelswillen nicht in unsern neuaufblühenden Roman aufnehmen), nein, er erklärt sich aus Dolores selbst, die sich an einer Hoffnung erregt und diese Hoffnung getäuscht gesehen hatte, er erklärt sich aus der ganzen Situation, der Stimmung von Dolores, und erst mit alle Dem zusammen kommt die Persönlichkeit Sever's in Betracht, wie ein Faden in dem ganzen Gewebe. So ist der Eindruck den Sever von Anfang an macht durch jenes erste Begegnen nur veranlaßt, nicht verursacht worden. Ganz besonders tief aber ist auf dem Höhepunkt der Handlung in dieser Abtheilung eine Motivirung gelungen, die auf den ersten Anschein ein unzurechtfertigendes Wagniß scheint. Ich meine Dolores' Verhalten von dem Augenblick an, wo sie sich bewußt ist daß sie nur Armand liebe und Sever verletzt habe. Das Bewußtsein ihrer Schuld Sever gegenüber mußte sie schwer bedrücken, ein Bewußtsein das sich in der Frage ausspricht: durfte sie spielen mit Empfindungen, deren ganze Schwere sie an sich selbst erprobt, und wenn es geschehen ihr unbewußt, wie sollte sie so harten Vorwurf von ihrer Brust nehmen? Wie sollte sie Sever entschädigen? Ein Gedanke, ihrer werth, war der Vorsatz eines offenen Bekenntnisses, aber konnte sie es sein, die Sever, der sich geliebt glaubte, mitten im Freudenrausch von ihrer Liebe zu Armand unterrichtete? Sie zögerte — Edelsinn und Zartgefühl hielten sie zurück, bis die Glut Sever's so hell auffachte daß sie nicht mehr zu bändigen war. Da kam das Verhängniß, Armand's Dazwischenkunft, Dolores' Verstoßung, endlich — ihr Opfer. Verschmäht von dem geliebten Manne, wollte sie Den beglücken von dem sie sich wahrhaft geliebt wußte. Sie irrte darin, sie beging eine Sünde; aber wir begreifen wie sie irrend freveln konnte, wie die halb bewußtlose That aus ihrem Innern herauswuchs.

Neben dieser ungetheilten Anerkennung sind zwei Bedenken nicht zu verhehlen, die den Beziehungen Armand's, Sever's und Dolores' zueinander entgegenstehen. Diese Bedenken betreffen gerade Anfang und Ende des wechselseitigen Verhältnisses. Der Boden auf dem Sever in die Handlung eintritt ist ganz eigentlich die — Misstimmung, die zwischen Dolores und Armand Platz gegriffen hat. Vielleicht trifft die Bezeichnung Misstimmung, Verstimmung nicht ganz zu, aber ich finde kein besseres Wort. Mag man die Prüfungsschule der welterfahrenen Baronin als berechtigt gelten lassen, warum steht Armand der Geprüften nicht besser zur Seite? Wenn er der zärtliche Freund, der aufmerksame Geliebte blieb, war dies dem Plan seiner Mutter entgegen? Den Percival-Hochmuth kennt er nicht, im Gegentheil ist er besorgt um den Ausgang. Woher also sein unentschlossenes, Dolores gegenüber ungeschicktes Benehmen, das die Verstimmung erst im Keim erzeugt, dann wachsen läßt, so lange, bis sie zum leidenschaftlichen Irrthum, zum quälenden Zweifel geworden ist? Ein so wuchtiger Bau wie der der Schlußabtheilung in unserm Roman

hätte eine festere Unterlage verlangt. Und auch eine festere Spitze, muß ich bekennen; das ist das zweite Bedenken. Wie Sever, Armand und Dolores von dem Augenblick an, wo sie wissen daß Armand in Dolores nicht mehr seine Schwester, sondern nur die Geliebte sieht, zusammen leben, mögen in der Wirklichkeit wol drei excentrische, blasirte Menschen leben können, aber der Dichtung genügt diese Möglichkeit nicht. Mich dünkt, es verstößt wider die poetische Grundfärbung unsers Romans daß die sittliche Machtlosigkeit der Charaktere, die principielle Unenergie sich die einzelnen Persönlichkeiten an sich zerreiben läßt. Wie schön die Glut der Leidenschaft gemalt sein mag, man darf sich darüber nicht täuschen daß, bei Armand zumeist, die moralische Schwäche sich hinter ihr versteckt. Mit wenig Strichen wäre hier eine Aenderung möglich gewesen, denn den Untergang von Dolores konnte die poetische Gerechtigkeit nicht umgehen.

Es bleibt zum Schluß noch ein Facit zu ziehen und dieses Facit ist schon in den ersten Zeilen dieser Besprechung angedeutet. „Die letzten Blüten" sind ein Buch welches so viele Vorzüge zieren daß wenn auch nicht der Kritiker, doch der Leser seine Mängel darüber vergessen kann. Und wo der Kritiker Ausstellungen macht, hält er doch immer das Anerkenntniß bereit daß jedes Blatt des Romans ein ernstes Streben nach freier selbständiger Gestaltung bezeugt, welches, indem es des Dichters Beruf heilig achtet, sich selbst ehrt. Ein solches Streben aber erfreut doppelt, durch Das was es schuf und durch Das was es hoffen läßt. 2.

Das Buch der Verbrechen. Das Interessanteste aus den 90 Heften meiner Annalen zur deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege. Ein Volksbuch von Wilhelm Ludwig Demme. Vier Bände. Leipzig, Arnold. 1851. 8. 8 Thlr.

Dies Buch ist dem Manne gewidmet der als Erbe zweier Throne auf dem Gebiete der Strafrechtskunde für die heiligsten Interessen der Menschheit als classischer Schriftsteller austrat und ebenbürtig mit den edelsten Geistern aller Zeiten die lichtvollen Abschlüsse seiner Forschungen in dem Buche „Ueber Strafe und Strafanstalten" auf dem Altar der Wissenschaft niederlegte, dem Könige von Schweden und Norwegen Franz Joseph Oskar, dem König der Ideen für Völkerheil! So sagt der Verfasser und wir stimmen ihm in der gerechten Anerkennung der Verdienste des königlichen Forschers von Herzen bei. Was wir dabei wünschten, wäre nur daß das ihm gewidmete Buch entweder in wissenschaftlicher oder in ästhetischer Beziehung ein anderes gewesen wäre, daß es entweder im System für die Bildung des Lesers oder in der Gestaltung für seine künstlerische Befriedigung besser als geschehen gesorgt hätte. Wir haben nämlich in der Sammlung des „Neuen Pitaval" eine Galerie von Criminalrechtsfällen vor uns, die in den beiden hier geltenden Richtungen, wissenschaftliche Propädeutik und geistvolle Unterhaltung, so Vorzügliches leistet daß ein Schriftsteller der dasselbe Gebiet zu betreten unternimmt sich billig fragen sollte, ob er das Vermögen in sich fühle mit gleichem Wissen und gleichem Geschick, wie sie dort bewährt wurden, in den Wettstreit einzutreten. Diese Frage aber mußte der Verfasser, sofern er nur einiger unbefangenen Prüfung fähig war, sich mit einem lauten Nein beantworten. Es fehlt ihm der ordnende Geist, es fehlt ihm die Unbefangenheit des Forschers, es fehlt ihm die Kunst des Darstellers, System, Ruhe, Stil, die Uebersicht über die Theile seiner Darstellungen, ihre Anordnung, ihre Zusammenfügung und Abrundung zu einem Ganzen. Den Verfassern des „Neuen Pitaval" gegenüber verfährt er nicht blos planlos und durchaus unkünstlerisch, sondern er gibt auch die größten wissenschaftlichen Blößen, zeigt sich im höchsten Grade befangen, wo es gilt über den Werth der beiden gegenüberstehenden Processformen zu entscheiden, verwirrt das Material seiner Berichte und gelangt fast nie zu einer reinen Darstellung der Thatsachen. Im Gegensatz zu den Verfassern des „Neuen Pitaval", welche mit weiser Zögerung die Frage nach der besten Form des Criminalprocesses zur Zeit noch für eine offene erklären, und deren Bemühen darauf gerichtet ist Material zur Beantwortung dieser großen Frage herbeizuschaffen, hat er bereits entschieden, und zwar wie es scheint aus sehr unvollkommener Kenntniß des Anklageprocesses, gewiß aber ohne eine genügende, auf ausreichende Erfahrung gegründete Beobachtung.

Nach diesem Allen fragen wir: was konnte der Verfasser mit einem Buche wie das vorliegende ist erstreben, angesichts jenes von uns erwähnten und in jeder Richtung ungleich vollständigern Sammelwerks? Er gibt uns darauf selbst die Antwort; es ist billig daß wir ihn hören. Er will nicht blos die Frevel darstellen, welche von den Staatsgenossen an dem Rechtsfrieden der Gesellschaft durch Uebertretung geschriebener Verbote begangen werden, sondern auch die Frevel die der Staat durch Nichterfüllung der Gebote des ungeschriebenen Natur- und Vernunftrechts seinerseits an dem Rechtsfrieden der Gesellschaft begeht, indem er die Quellen des Verbrechens mehrt und stärkt durch Unterlassungen, als da sind: Nichtbildung, Verbildung, Privilegien, Ständevorzüge, widersinnige Criminaljustiz und — Nichtorganisation der Arbeit! Hier kommt der Schalk zum Vorschein! Zuvörderst: sah denn der Verfasser nicht daß er mit einem solchen Unternehmen, falls es ihm damit Ernst war, sofort den Boden verließ, aus dem ein Buch wie das seinige mit gutem Erfolg emporwachsen konnte? Oder war es wirklich seine Absicht in demokratischer Phraseologie „de legibus ferendis" zu sprechen und die Thatsachen zu Zwecken, gleichviel welchen, zu verbrauchen? Er möge es uns offen sagen, wir wissen dann in welche Classe von Schriften wir sein Buch zu verweisen haben. Doch nein; dies ist seine Absicht nicht,

wenigstens finden wir nirgend, einige gehässige Seitenbemerkungen abgerechnet, einen ernsten Versuch gemacht das System der alten Criminalgesetzgebung zu beseitigen oder zu stürzen. Es ist mit diesem Proclama an der Spitze seines Buchs eben nichts Ernstliches gemeint: es ist eben nur eine hohle Phrase, bestimmt die gute Meinung der Demokratie zu captiren! Wird uns der Verfasser nun schon hiermit als „Kenner der Wissenschaft" bedenklich, so wissen wir vollends nicht was wir von einem Volksbuch halten sollen, in dem das Volk nach der Absicht des Verfassers systematisch belehrt werden soll: welche Widersprüche zwischen seinen geistigen und leiblichen Bedürfnissen und den Formen des Lebens vorhanden sind, ingleichen welche Rechtsmorde in der Handhabung des Strafrechts beständig begangen werden! Wir müssen nun gestehen daß wir unsererseits ein solches Volksbuch lieber nicht oder wenigstens in ganz anderer Art und Weise geschrieben sähen als hier geschehen ist; denn bei aller Achtung vor dem Volk glauben wir doch daß eine solche Darstellung nicht zur Aufhellung, vielmehr nur zur Verwirrung seiner Rechts- und Pflichtbegriffe gereichen kann. Dem halbwegs richtig Denkenden muß es unsers Erachtens einleuchten daß eine Materie die für jetzt noch in das Gebiet wissenschaftlicher Besprechung gehört, bevor sie dort ihren Abschluß erfahren hat, nicht vor das Tribunal der Volksmeinung zu bringen ist, daß aber vollends die Darlegung der angeblichen Widersprüche zwischen den „leiblichen und geistigen Bedürfnissen des Volks und den Formen des Staats oder des Lebens", wie der Verfasser sagt, dem Volke keinen Segen bringen kann. Doch beruhigen wir uns; auch diese Offenbarung ist bei dem Verfasser Nichts als eine Phrase, denn zu ihrer Verwirklichung geschieht seinerseits eben Nichts. Endlich soll denn auch noch die psychologische, processualische und rechtswissenschaftliche Anschauung des Strafverfahrens durch dies Buch vermittelt werden. Hier treten wir auf das Gebiet der Kunst, der Darstellung, des geordneten Vortrags über, und wir haben schon angedeutet, daß in dieser Beziehung selbst der bloße Vergleich dieses Buchs mit dem „Neuen Pitaval" unzulässig erscheint. Zwischen beiden waltet etwa der Unterschied wie zwischen dem Chronisten und dem Geschichtschreiber: der Eine bringt das rohe Material ungeordnet, ungesichtet; der Andere stellt es zu einem Gemälde zusammen, übersichtlich, Maß und Form in der Gestaltung, lehrreich, wirkungsvoll. Zwar behauptet auch dies Buch durch Belebung des Rechtsgefühls zur „Erschließung sittlicher Lebensanschauungen" mitzuwirken; allein indem es selbst hinzufügt: daß dies vom freireligiösen Standpunkte aus geschehen solle, und indem hierbei sofort auf die „ewig unveräußerlichen Menschenrechte" hingewiesen wird, werden wir auch an dieser Absicht des Buchs wiederum irre; denn der religiöse Standpunkt ist eben der des kategorischen Gebundenseins und ein „freireligiöser" Standpunkt ein Widerspruch in sich selbst. Dem gegenüber fußt nun der „Neue Pitaval" ganz auf dem positiven Grund und Boden der Gesetze und ihrer inwohnenden Autorität; wir wissen klar was der Autor will, sein Ziel liegt sonnenhell, nicht wie hier im Nebel vor uns. Hierzu kommt die Form, die Kunst der Darstellung, der Herrschaft über das Material, Dinge, in denen der Verfasser dieses Buchs sich völlig unbewandert zeigt, während die Pitaval-Sammlung darin Muster ist. Im „Neuen Pitaval" unterscheiden wir zwei Formen der Darstellung: die chronologische oder historische in den Fällen des öffentlichen und Anklageprocesses und die systematische, rechtswissenschaftliche in den Fällen des ältern Proceßverfahrens, beide aus Gründen innerer Nöthigung und Zweckmäßigkeit, nicht willkürlich zur Anwendung gebracht. Hier aber treffen wir auf Nichts als auf ein mehr oder minder unvollständiges „Actenreferat" ohne den Versuch künstlerischer Anordnung und willkürlich ausgedehnt oder lückenhaft, je nach dem Gefallen das der Verfasser gerade an seinem Stoffe fand. An eine geschmackvolle Darstellung aber ist nirgend zu denken, dagegen gelangen überall die uns nun — Gott sei Dank — so wohlbekannten „volksbeglückenden" Phrasen der Neuzeit an unser Ohr; Phrasen, bei welchen man sich Nichts denkt und die doch, wenn sie nicht eben Phrasen blieben, die Welt aus den Angeln heben könnten! Dem Poeten nun möchte dergleichen hingehen, von einem Rechtslehrer für das Volk aber verlangen wir Anderes und wol mit allem Recht. Ihm sei der Boden des Gesetzes ein Heiligthum, das Recht ein Priesterthum, das kategorische Gottesgebot, das „Du sollst" der Religion, ein ewiges Orakel, oder er ist nicht werth ein Priester der Themis zu sein. Ein Rechtslehrer der an dem „Du sollst" der Vernunft und der Religion zu rütteln, zu deuteln, zu excipiren unternimmt um des Beifalls einer Zeitrichtung willen, ist ein ungetreuer Knecht und verdient daß wir uns scheu von ihm zurückziehen. Dieser offen bekannte Parteistandpunkt aber färbt mehr oder minder den ganzen Inhalt des „Buchs der Verbrechen" und beschädigt seine Wahrhaftigkeit; wir sagen dies ebenso offen wie der Verfasser seine volksbeglückenden Theorien offen bekennt. Der Leser mag nun wählen und richten.

Ein großer Theil der Fehler dieses Buchs läßt sich endlich aus der Art seiner Entstehung erklären. Der Verfasser hatte 90 Hefte seiner „Annalen der Criminalrechtspflege" geschrieben, als ihm der Gedanke kam das mühsam gesammelte Material noch in anderer Weise zu verwerthen. So entstand nach gebührender Einwebung von Betrachtungen, Erläuterungen und Anregungen das angebliche Volksbuch der Verbrechen. Das Volk aber hätte ein anderes Buch besser gebraucht, und für den Leser der nicht zum Volke gehört wird die Wahl zwischen ihm und dem „Neuen Pitaval" wol nicht zweifelhaft sein können.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen kommen wir zur nähern Ansicht des Inhalts dieser Arbeit. Im Allgemeinen haben wir gegen die Wahl der Stoffe wenig zu erinnern; sie sind in der Mehrzahl gut gewählt, inhaltsreich und von Interesse, selbst unter dem Gesichts-

punkt der Unterhaltung. Eine gewisse Vorliebe für „schlüpfrige" Geschichten, wie dies auch schon in den alten „Klein'schen Annalen" zu bemerken war, müssen wir jedoch tadeln; fast die Hälfte aller Fälle hat diesen Charakter. Dem gegenüber finden wir keinen einzigen größern „politischen" Proceß dargestellt. Ebenso fehlen die lehrreichen englischen und amerikanischen Proceduren ganz, wie denn auch die merkwürdigen Processe des altfranzösischen Verfahrens, die der Pitaval-Sammlung einen so eigenthümlichen Werth verleihen, nicht repräsentirt sind. So ist denn auch nicht blos der Gesichtskreis, sondern auch das materielle Gebiet des Verfassers viel beschränkter als das des „Neuen Pitaval", von dessen allgemein historischem Ueberblick sich hier keine Spur vorfindet. Für diesen Mangel können die beigebrachten Proben russischer und geistlicher Strafjustiz dem gebildeten Leser natürlich keinen genügenden Ersatz leisten. In einigen Fällen werden uns Fehlurtheile der ersten Instanzen des alten Proceßverfahrens mit großem Gewicht und vielem Nachdruck vorgetragen; sie beweisen aber gerade das Gegentheil von Dem was der Verfasser beweisen zu haben glaubt, indem sie schlagend darthun daß das alte Verfahren Mittel *in sich selbst* besaß einem etwaigen Fehlgriff des ersten Richters in den weitern Instanzen berichtigend abzuhelfen. Aus Irrthümern des ersten Richters Anklagen gegen den ältern Proceß erheben wollen ist nicht mehr und nicht minder als eine Selbsttäuschung; es steht dem Irrthum gleich, den man beginge wenn man aus dem Plaidoyer des Vertheidigers oder des Staatsanwalts Anklagen gegen die neue Proceßform herleiten wollte. Dagegen müssen wir dem Verfasser in Betreff der Fälle Recht geben, wo er vorträgt, wie offenbare Verbrechen mittels eines consequenten und glücklichen Lügensystems der strafenden Hand der Gerechtigkeit entgingen. Wir fragen ihn in Absicht dieser Fälle blos, ob er wirklich glaubt daß dergleichen nach der neuen Proceßführung nicht mehr vorkommt?

Gleich in dem ersten Fall des ersten Bandes geht der Verfasser darauf aus das „geheime Inquisitionsverfahren in seiner durch und durch gehenden Grundaus-Verdorbenheit (!) und Verderblichkeit aus sich selbst hervortreten zu lassen" und zu zeigen, welche Bewandtniß es mit dem Verhältniß zwischen Inquirenten und Inquisiten hat. Hierzu wird eine enorme Masse juridischen Scharfsinns verbraucht. Für uns hat der Verfasser nur bekundet welchen unverantwortlichen Standpunkt derselbe als Rechtslehrer einnimmt, indem er sich ganz als Vertheidiger des Verbrechers gerirt. Und schließlich, was hat er nun mit allem Aufwand seiner Mittel erwiesen? Daß es befangene Untersuchungsrichter gibt, daß der endliche Erfolg aber das voraufgehende Uebel vernichtet; denn ist die am Schluß verhängte Strafe gegen seinen Clienten etwa nicht die richtige und dem Verbrechen entsprechende? Und wenn dies zugegeben werden muß, was bleibt nun von seinen unerwogenen Anklagen gegen den Actenproceß im Gegensatz zu dem Anklageproceß bestehen? Wir meinen eben Nichts! Und hiermit sei dies Thema dem Verfasser gegenüber ein mal für alle mal beseitigt. Er ist eben von vornherein viel zu befangen, Uebertreibungen viel zu sehr unterworfen als daß wir mit ihm über Vorzüge und Mängel der gegenüberstehenden Proceßsysteme länger rechten könnten! Für uns selbst ist diese Frage eine im Mutterschoos der Erfahrung noch nicht ausgetragene, ihre Lösung im Princip und in der Form noch erwartende offene Frage; wer aber wie der Verfasser in entschiedener Feindseligkeit gegen den Actenproceß und dabei in gänzlicher Unerfahrenheit und völliger Unkunde von den Mängeln und den Schwächen des Anklageprocesses ohne alle Ruhe des Urtheils über diese Frage abspricht, mit dem ist eben darüber zu verhandeln ganz ertraglos.

Ohne gerade von hervorragendem psychologischen Interesse zu sein, sind die folgenden Fälle des ersten Bandes doch anziehend und gut ausgewählt; der im Anklageproceß entschiedene zweite Fall müßte aber gerade dem Verfasser, wäre seine Eingenommenheit für dies Verfahren nicht so unbegrenzt, zu den erheblichsten Bedenken Anlaß gegeben haben. Der dritte Fall, ein Mord, mitten in der Raserei der Liebe verübt und nur durch diese erklärbar, gäbe in geschickterer Hand zu einer ungemein anziehenden Arbeit Stoff genug; hier aber tritt uns nur ein halbverdunkeltes Gemälde vor Augen, dem die criminalistischen Spitzfindigkeiten des Erzählers — für ein angebliches Volksbuch etwa ebenso passend wie eine Gleichung dritten Grades — nahehin allen Nerv, alle Anziehungskraft rauben. Die Darstellung des Mordes auf dem Dome zu Frauenburg ist allzu widerwärtig als daß wir lange dabei verweilen könnten. Der Erzähler macht sich hier zum Vertheidiger eines entmenschten Verbrechers, indem er mit unerhörten socialistischen und communistischen Seitensprüngen die Staatsgesellschaft und ihre Einrichtungen für die tiefe Entsittlichung eines Kühnapfel verantwortlich zu machen sucht, als wenn es in der Welt einen Zustand oder ein Volk gäbe bei dem nicht einzelne Verbrechen dieser Art vorkämen! Gedankenlosigkeit und Unerfahrenheit können sich nicht besser bethätigen als durch dergleichen phantastische Versuche und durch Ausfälle wie die nachfolgenden:

Daß die seltene Spannkraft seines Wesens sich in Irrkreisungen (!) verlor; daß er eben verwilderte, das war die natürliche Wirkung der gesellschaftlichen Uebelstände und Misverhältnisse, Zwiespältigkeiten und Wirrnisse, für deren Fortbestand gerade von Denen gekämpft wird die von der Pflicht den Versuchungen der Selbstsucht zu widerstehen am salbungsvollsten zu predigen, am deductionsvollsten zu schreiben wissen. Das sind die in Pfafferei und Pfaffenthum und die in Juristenthum und Juristerei breit daherfahrenden sogenannten „Seelsorger" und die sich als von Gott installirt gehabenden „Criminalproceßprakticusse" u. s. w.

Oder:

Wer sieht nicht daß Kühnapfel vermöge seiner trefflichen Geistesgaben und seiner in allen Lebensverhältnissen sich kundgebenden Festigkeit vollauf Das geworden wäre (!) was in der Staatsmaschinistensprache mit gnädigster Schreibstubenwohlgefälligkeit ein besonders brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft genannt wird, wenn er als Kind eine seiner Individualität angemessene Erziehung erhalten hätte u. s. w.

Alles Dies wird von einem Verbrecher gesagt der mit kaltem Blute einen Greis, den Bischof von Hatten, erschlägt und seine wehrlose Haushälterin dazu, nachdem er dem sanften Mann alles vorräthige Geld abgepreßt, um es im Spiel zu vergeuden; der vorher gleichsam an den Knöpfen seines Rocks abzählt, ob er die Unthat begehen soll oder nicht, und der nach ihrer Vollbringung sich ruhig zum Solospiel im Wirthshause niedersetzt! Wahrlich, an solchen Urtheilen erkennt man daß es dem Autor „irgendwo" fehlen muß. Denn eben weil es unmöglich ist jedem Menscheninbividuum die „ihm angemessene Erziehung" angedeihen zu lassen, so ist der kategorische Imperativ, das „Du sollst" der Religion und der Gesetze vorhanden, um die Lücke auszufüllen; ein Jurist aber der gegen diesen Imperativ sich auflehnt ist mindestens kein Mann des Gedankens! Wenn wüste Köpfe, wie Pastor Dulon in Bremen, dergleichen unternehmen, so wissen wir was wir davon zu denken haben; bei einem juristischen Publicisten aber wirkt ein solches Beginnen in weitern Kreisen verderblicher als wir zugeben können. Ein tieferntes kritisches Halt! ist hier vielmehr gewiß an der rechten Stelle, wofern man nicht etwa der Meinung ist daß es der Presse zustehe die ersten Rechtsbegriffe im Volke ungestraft und ungerügt von Grund aus zu zerstören.

Doch fahren wir fort den Inhalt der folgenden drei Bände kurz zu überblicken. Im Eingang des zweiten Bandes begegnet uns zunächst ein Fall, folgendermaßen überschrieben: „Der Rechtsmord an Arnold Götze, furchtbar und fürchterlich, aber doch eben nur einer der zahllosen Gräuel im Bluthause der «Geheimen»." Schauerlich fürwahr und an Spieß, Cramer und Consorten mahnend! Hier aber reißt der Zorn des Autors gegen das alte Verfahren denselben bis zum „Unbegreiflichen" hin. Er sagt:

Dies Bluthaus, aufgebaut aus geraubten Lebenskräften und Lebensjahren, steht es auf dem Moor der Frevel und Rechtswirren deutscher Justiz. Diese „Geheime" aber ist Niemand anders als die alte vornehme italienische Metze, die am Tintenpfuhl heimlicher Gerichtshantierung wohnt und dort jetzt wieder so fest und warm sitzt, oder richtiger, die die heimliche Justizhantierung selbst ist — die geheime Inquisition. Wie sind sie dem König des schwarzen Landes, dem Reichsoberhaupt der Abgrundengel, dem Oberlehnsherrn von Plage und Drangsal, den Alles erquickt was mordet und Leben vertilgt; wie sind sie ihm so lieb, diese blutigen Erntejahre auf der Schreckenshufe des Schreibsals und Actenbaus. Ihre Todesseufzer sind ihm köstliches Labsal u. s. w.

In diesem Tone geht es acht Seiten lang fort, ohne noch der Verse am Schluß zu gedenken, die wir dem Leser zu seinem Ergötzen nachzulesen überlassen müssen. Hier hat der Ernst der Kritik ein Ende und es tritt ein milderes Gefühl an seine Stelle. Denn wohlzumerken, die Anklage gegen Götze ging von der Anklagekammer in Köln aus und seine Verurtheilung erfolgt vor den Assisen daselbst in öffentlicher Schwurgerichtsverhandlung!

Unter den folgenden Fällen des zweiten Bandes sind einige nicht ohne psychologisches Interesse. Dahin gehören: die Mordthat des Malteserritters und Marschalls von Jaroszynsky, an dem Abbé Blank zu Wien verübt, der Mädchenstecher von Botzen und der Fall des Adelbert Kromokowski und des siebzehnjährigen Isidor von Dalmazewski, welcher blos aus Gefälligkeit gegen seinen Freund einen Mord begeht. Von einem höhern Interesse, welches über den Standpunkt des Criminalrichters hinausreichte, von sittenschildernden oder geschichtlichen Bildern, von notorischen Persönlichkeiten, wie sie etwa bei der Auswahl im „Neuen Pitaval" leitend gewesen sind, ist auch in diesen Fällen nirgend die Rede; es sind dies eben Standpunkte die dem Verfasser gänzlich fehlen.

Im dritten Bande verdient nur etwa der Criminalfall des Victor Clauder zu Braunschweig (1811) und besonders um deshalb Erwähnung, weil der Verfasser ihn mit seiner gewohnten „Schnellfertigkeit des Urtheils" selbst als einen „schwurgerichtlichen Justizmord", bezeichnet der trotz des geführten Alibibeweises vollführt wurde! Wir hätten hier wol ein volles Recht dem Leser ein Hört! Hört! zuzurufen, und dies umsomehr als es dem Verfasser ungeachtet der maßlosen Leidenschaftlichkeit mit der er das alte Proceßverfahren anfeindet nicht gelingt aus dem Bereich desselben einen wenn auch nur vermeintlichen thatsächlichen Justizmord beizubringen. Es muß damit also doch wol seine guten Wege gehabt haben! Dagegen enthält dieser Band einen anziehenden Aufsatz über die Strafjustiz der „Minnehöfe" im Mittelalter, aus welchem wir, um dem Verfasser unsere bereitwillige Gerechtigkeit zu erweisen, Einiges entlehnen wollen. Die Gerichtshöfe der Liebe, Cours d'amour, bestanden vom 12. bis 16. Jahrhundert in Frankreich, wohin sie von der Provence aus sich mit immer wachsendem Ansehen verbreiteten, dergestalt daß man im 13. Jahrhundert deren elf zählte, in welchen Damen aus den edelsten Geschlechtern den Vorsitz führten, und in denen neben den Frauen auch Ritter und Dichter zu Gericht saßen. Das Verfahren bei diesen Minnehöfen entsprach vollkommen dem der bürgerlichen Tribunale und Parlamente. Ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich zwar anfangs nur über Personen die dem Ritterorden der Provinz angehörten; später jedoch kamen auch Beispiele eines erweiterten Sprengels vor. Die Proceßform war die des damals überall geltenden mündlichen Anklageprocesses; es gab dabei Procureurs généraux d'amour, Gens d'amour, Huissiers, welche den Angeklagten entwaffnet einführten, Vertheidiger u. s. w.; der Gerichtssaal war mit Blumen, Kränzen, Guirlanden decorirt; die Advocaten waren Damen und der Angeklagte durfte am Schluß der Verhandlungen seinen Vertheidiger küssen. Erkenntnisse und Entscheidungen wurden in den bei Gerichten gewöhnlichen Formen erlassen: die Appellation ging von einem Minnehof an einen andern. Die Strafen bestanden in Ausstoßung aus der Gesellschaft, Bannissement du royaume d'amour, Confiscationen selbst des ganzen Vermögens, körperlichen Züchtigungen und Bußen aller Art. Die Vollziehung dieser Urtheile war bei der öffentlichen Meinung, die für die Minnehöfe war, gesichert: sie wurden thatsächlich und in allem Ernst voll-

streckt, wie zahlreiche Beispiele darthun. Es gab ein ganz ausgebildetes Liebesrecht, Droits d'amour, auf Präjudicien, Responsa und Entscheidungen früherer Minnehöfe gegründet. Folgendes gibt einen flüchtigen Ueberblick einiger Grundzüge dieses Code d'amour: Unverletzliche Achtung gegen das weibliche Geschlecht ist jedem Angehörigen der Gesellschaft geboten. Der Dame steht es frei sich einen Liebhaber zu wählen. Der Gewählte darf dies nur dann ablehnen, wenn er bereits in einem andern Liebesverhältniß steht. Nur solche Personen welche nicht miteinander verheirathet sind stehen unter dem Gesetz der Liebe: die Heirath endet dies Verhältniß augenblicklich. Daß Jemand, Herr oder Dame, verheirathet ist, hindert ihn nicht ein Liebesverhältniß mit einer dritten Person einzugehen. Jeder der in das Geheimniß einer Liebe eingeweiht ist ist zur größten Treue und zur strengsten Verschwiegenheit verpflichtet. Der Ritter muß ein solches Benehmen streng beobachten, wodurch er seiner Dame Ehre macht: im entgegengesetzten Fall ist diese zur Auflösung des Verhältnisses sofort berechtigt. Blinder Gehorsam gegen seine Dame ist seine erste Pflicht. Dagegen darf die Dame weder etwas Unehrenhaftes noch Etwas das dem Liebesverhältniß gerade entgegen wäre befehlen und ebenso wenig aus bloßer Laune harte oder von Geringschätzung zeugende Proben von ihm fodern. Hat die Dame einmal „Trost und Hoffnung" der Liebe gegeben, was schon durch die Annahme eines Geschenks geschieht, so darf sie treue Liebe nicht unbelohnt lassen. Wieviel sie aber zugestehen will, hängt allein von ihr ab, jedoch darf sie nie den äußern Anstand verletzen. Hatte der Ritter einen Zweifler an ihrer Schönheit überwunden, so war sie ihm das Geschenk der verliebten „Eroberung" schuldig. Sie war ferner verpflichtet die Sitten ihres Ritters zu veredeln und ihn die Kunst des Umgangs mit Damen zu lehren. Gegenseitig waren die Liebenden sich Treue schuldig, freilich nur im allerweitesten Wortsinne, dergestalt daß dem Manne nur verboten war mit einer ebenbürtigen oder einer höhern Dame ein anderes Verhältniß einzugehen. Mit einem „Könige" fand gar kein Liebesverhältniß statt, sodaß ein solches für die Dame keine Verletzung der Treue involvirte. Die Liebenden sind ferner zum strengsten Geheimniß verpflichtet; doch darf der Ritter gestehen daß er eine Dame liebt, niemals aber daß er geliebt wird oder eine Gunst empfangen habe. Hierauf bezieht sich die Sitte den Ring der Geliebten am kleinen Finger der linken Hand, mit dem Stein einwärts gebogen, zu tragen, Briefe weder zu untersiegeln noch zu unterzeichnen u. s. w. Endlich durfte jeder Theil das Liebesverhältniß aufheben, wenn der andere eine seiner Pflichten verletzt hatte; die Dame durfte dies außerdem auch, wenn sie erklärte auf die Liebe überhaupt Verzicht leisten zu wollen, was z. B. geschah wenn sie heirathete. Geschenke durften beide Theile voneinander annehmen, jedoch nur geringfügige, z. B. Haarschmuck, Diademe, Haarspangen, Spiegel, Gürtel, Taschen, Gewürze, Handschuhe u. s. w., kurz Alles was nicht zu kostbar ist und zum Schmuck oder Wohlaussehen des Körpers gereicht oder zum Andenken dient, dagegen aber allen Verdacht der Habsucht oder des Geizes ausschließt, welche streng verpönt waren. Zum Schluß dieses anziehenden Abschnitts führt der Verfasser noch beispielsweise einige Entscheidungen von Minnehöfen an. Ein Ritter verklagt seine Dame, der er lange Zeit treu gedient, daß sie ihm, jetzt da er arm geworden sei, keine Gunst oder Huld mehr zukommen lasse wie früher, da er reich gewesen und alle ihre Wünsche habe befriedigen können. Ja, was das Schlimmste sei, sie spotte seiner und zeige mit Fingern auf ihn. Er trage daher darauf an sie anzuhalten ihm Gegenminne zu erweisen wie vordem. Die Verklagte entgegnete hierauf: wer Minne begehre müsse Vermögen haben, es sei Thorheit von dem Andern Unterstützung zu erwarten; habe der Kläger über seine Kräfte hinaus ihr Freude und Vergnügen bereitet, so sei dies seine Schuld; sie selbst habe ihn durch ihre Gunstbezeigung reichlich dafür belohnt. Hierauf nahmen die Gens d'amour das Wort und führten aus: die Verklagte sei unwürdig daß man in guter Gesellschaft von ihr rede; nach ihrem eigenen Geständniß minne sie nur um Geld. Dies sei schlecht, um so schmachvoller aber sei es daß sie noch mit Spott und Verachtung bezahlten Minnedienst belohne. Ihr Antrag gehe dahin: die Verklagte zu verurtheilen Abbitte zu leisten und alles Dasjenige zurückzugeben was sie von dem Kläger nach eigener Angabe empfangen habe. Wiewol nun der Kläger hierauf Verzicht leistete, so nahm das Urtheil doch darauf keine Rücksicht; der Minnehof befahl vielmehr die sofortige Herausgabe aller Geschenke bei Auspfändung und körperlicher Haft, stieß die Verklagte aus dem Minneorden aus und erklärte sie in Zukunft als eine öffentliche Buhlerin betrachten zu wollen.

Wir müssen unsere Anführungen auf diesen einen Fall beschränken und eilen zum Schluß. Unter den Criminalfällen des vierten Bandes verdient keiner besondere Erwähnung; sie sind aus der schon bekannten Sphäre der gewöhnlichen Criminalistik entnommen und in der eigenthümlichen unzweckmäßigen Weise des Verfassers ohne alle Rücksicht auf ästhetische Foderungen vorgetragen. Eine Ausnahme macht der alte würtembergische Ministerproceß, der unter dem Titel „Hochverrath von oben", mit welchem der Autor abermals seine politische Stimmung bezeichnet, dargestellt wird. Es ist der bekannte Proceß gegen den Kanzler Englin, der 1613 mit dessen allerdings ganz formlos herbeigeführter Verurtheilung und Hinrichtung endete. Warum dieser Fall aber als ein „Hochverrath von oben" bezeichnet wird, ist, abgesehen von den leidenschaftlichen Auffassungen des Verfassers, sowenig zu erkennen, als wozu die hierauf folgenden „Gerichtsärztlichen Stilproben" dienen sollen, indem der Autor doch in seinem eigenen Werke hinlängliche Proben von gleicher seltsamer Stilbefähigung abgelegt hat als hier dem Spotte des Lesers dargeboten werden.

Doch genug hiervon, denn es droht uns eine „Neue

Folge" dieses verfehlten Sammelwerks.*) Der Autor nennt es ein Volksbuch; dies ist es nun sicherlich nicht und in keiner der möglichen Beziehungen dieses Worts. Da wir nun aber auch nicht wissen welchen Nutzen die Wissenschaft der Criminalistik aus einer so leidenschaftlichen, aller kritischen Ruhe entbehrenden und so ungeordnet angelegten und geschmacklos vorgetragenen Sammlung von Criminalfällen entlehnen soll, so möchten wir den Verfasser dieser Schrift ernstlich bitten sich die Frage nach Zweck, Absicht und Werth seiner Arbeit genauer zu beantworten und zu prüfen, von welcher Seite her er eigentlich Zustimmung und Anerkennung für dieselbe erwerben könne? Wir wissen nur eine Antwort hierauf, die wir jedoch aus Schonung für den Verfasser hier verschweigen wollen. **W. von Lüdemann.**

Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Ein Beitrag zu den Hausalterthümern der Germanen. Von Karl Weinhold. Wien, Gerold. 1851. Gr. 8. 3 Thlr.

Allerdings ist es als ein Fortschritt auf dem Gebiete des guten Geschmacks zu betrachten daß wir in unserer Zeit auch an wissenschaftliche Werke die Foderung machen, uns den reinen Ertrag der Mühe und Arbeit zu geben, den Stoff so vollständig zu überwältigen daß alles Materielle vom Seelischen gleichmäßig durchdrungen wird und nun jene organische schöne Leiblichkeit in die Erscheinung tritt, in der sich Inhalt und Form als einheitliches Gebilde darstellen. Das ist dann auch in der Wissenschaft der Sieg des Geistes über die Materie, woraus das Kunstwerk entspringt. Eine gewisse Zeit unserer frühern gelehrten Literatur, man könnte sie die Periode des Zopfs nennen, war darin freilich leichter zu befriedigen. Der gelehrte Stolz, die Eitelkeit machten das Uebel noch ärger. Man speicherte unter dem Text die ganze Masse des Gelesenen, Verglichenen mit nicht geringer Selbstzufriedenheit auf. Die Arabesken der Randglossen kamen noch dazu. Diese Bücher der gelehrten Herren gemahnten an die Sitte derselben Zeit, in welcher ein Regiment nicht anders auf den Marsch sich zu begeben wußte als mit einem Train, einer Bagage, gegen deren Endlosigkeit die Truppen selbst in ein schwaches Nichts zusammenschrumpften. In unsern Tagen sind wir freilich nicht selten in das andere Extrem gefallen, aber zum Dünkel ist gar noch die Unwissenheit, die Gewissenlosigkeit und Dasjenige hinzugetreten was das Volk Flunkerei zu nennen pflegt. Man wagt sich mit frecher Dreistigkeit an die schwierigsten Gegenstände, ohne auch nur die nothdürftigsten Studien gemacht zu haben. Es kann von Verarbeitung des Materials so wenig die Rede sein daß nicht einmal die Vorarbeit stattgefunden hat. Man schreibt etwa eine Geschichte der Frauen und entblödet sich nichts Anderes zu thun als der Würde ganzer Jahrhunderte jene frivole Emancipationstheorie in das Angesicht zu lügen, welche man mit exaltirten Weibern erst gestern in irgend einem Boudoir ausgeheckt hat. Statt der Gedanken gibt man unfromme Wünsche, statt der Sprache, welche die Gestalten der Vergangenheit wieder hervorruft und sich mit dem Inhalt in Eins bildet, begnügt man sich mit stutzerhaften Phrasen, bei deren Niederschreiben man nicht einmal die Glacéhandschuhe ablegt.

Wir freuen uns nicht wenig sagen zu dürfen daß der Verfasser der vorliegenden Schrift sich ferngehalten hat von jedem der beiden angedeuteten Extreme. Er hat aus einem unendlichen Material ein so schönes, abgerundetes Werk herausgearbeitet, er hat seinen oft herben Stoff so gleichmäßig, so lebendig, mit so vieler Liebe durchgeistet, daß wir nicht blos dem ausgezeichneten Gelehrten, sondern auch dem Künstler und dem liebenswürdigsten Menschen noch dazu den Preis ertheilen müssen. Dieses vortreffliche Buch von Karl Weinhold ist einer der werthvollsten Beiträge, ja es ist eine in sich vollendete Sphäre der deutschen Culturgeschichte. Wenn der Verfasser in dem Vorwort sagt: „Die Mühsal der Forschung habe ich möglichst zu verhüllen gesucht", und bescheiden hinzusetzt, „es ist mir aber nicht so gelungen als ich wünschte", so müssen wir das Erste zugeben, was aber das Letzte betrifft, so müssen wir es dahin berichtigen daß der Verfasser sich in seinem Buche auch darin als einen Virtuosen in der Behandlung des Stoffs bewiesen hat daß er das Eine geschmackvoll beobachtet, deshalb aber das Andere, ohne gegen das Decorum zu verstoßen, nicht vernachlässigt. Er gibt uns in der That in der eigentlichen Entwickelung den lautern Ertrag, er gibt ihn uns so daß uns die reichste Belehrung, der schönste historische Genuß zutheil wird, indem trotz der Entlegenheit der Zeiten und der Weitschichtigkeit des Materials die ganze Frauenwelt des Mittelalters objectiv vor uns auflebt, die historische Glaubwürdigkeit aber auch durch den nachgewiesenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung überall befriedigt wird, wozu noch eine Kritik kommt welche sich aus den hellbeleuchteten Gegenständen fast von selbst ergibt, obwol es der Verfasser dabei nicht bewenden läßt, sondern sich auch mit einer subjectiven Wärme an der Darstellung betheiligt die uns in das tiefste deutsche Gemüth seines eigenen Wesens blicken läßt. Dieser Solidität und Schönheit des Textes unbeschadet, dem wohlgeordneten Verlaufe desselben keinen Eintrag thuend, legt uns der gewissenhafte Verfasser in den Anmerkungen auch noch Rechnung ab über das Verfahren welches er einhält; ja es könnte uns, wiefern ein gewisser Luxus seine Berechtigung hat und über die knappe bloße Nützlichkeit hinausweist, das in den Anmerkungen Gespendete wie der Geistessprudel des mächtigen Gehalts erscheinen, der über das schöne Gefäß noch hinausgeht, ohne uns seine Form zu verhüllen, oder auch wie der Reichthum des maßvollen Bildungsprocesses, den der Bildner doch uneigennützig nicht für sich behalten wollte.

Schon der erste Blick auf den Gang welchen der Verfasser nimmt gewährt den Beweis, nach einem wie wohl überlegten Plan hier zuwerkegegangen wird. Die ganze Durchführung zerfällt in zehn Abschnitte: 1) „Die Namen"; 2) „Die Göttinnen"; 3) „Die Priesterinnen, weisen Frauen und Hexen"; 4) „Das Mädchen"; 5) „Frauendienst"; 6) „Die Vermählung"; 7) „Die Ehefrau und die Witwe"; 8) „Das gesellschaftliche Leben"; 9) „Die Tracht"; 10) „Rückblick". Hier bildet sich dem Aufmerkenden einfach und sinnig sogleich das Menschenleben in seinem allmäligen Ansteigen und Niedergehen ab, wie denn der Name für das Individuum, für die Person gewiß von wesentlicher Bedeutung ist, daher auch in der Heiligen Schrift in tiefsinniger Weise auf das Namengeben von Seiten des Menschen ein so großes Gewicht gelegt wird. (Vergl. 1. Mos. 2, 19 u. 20.) Und so sehen wir weiter in der Entwickelung des Verfassers aus dem göttlichen Ursprung, aus dem Mythologischen, dem Cultus, wie er in das Orakelnde und Prophetische hinüberspielt, die Lebensalter des Menschendaseins im Weiblichen sich fortgestalten, sodaß die Vermählung, in der auch das Weib den Zweck des Geschlechts erreicht, den Culminationspunkt bezeichnet, und der ganze Proceß, nachdem er sich in der Breite der verschiedenen Lebensbeziehungen hinlänglich ergangen, wieder absteigt und sich in das Accidentelle verläuft, indem wir noch besonders mit der Tracht der Frauen bekanntgemacht werden, wo sich denn als natürlicher Schluß der Hinblick des Wanderers auf den zurückgelegten Weg zu

*) Es sind bereits zwei Bände dieser Neuen Folge erschienen unter dem Titel: Das Buch der Verbrechen. Das Interessanteste aus älterer, neuerer und neuester Zeit der Länder dies- und jenseits des Oceans. Ein Volksbuch von Wilhelm Ludwig Demme. Erster und zweiter Band. Leipzig, Arnold. 1852. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

völliger Abrundung des Werks ergibt. Wir möchten der ganzen Verfahrungsweise Weinhold's, sowol was die Gediegenheit des herausgearbeiteten Inhalts als noch besonders die Durchsichtigkeit und Bestimmtheit der Sprachform betrifft, das ehrende Prädicat der „Grimm'schen Schule und Meisterschaft" zuerkennen, ein Zuerkenntniß welches gewiß nicht vielen Producten unserer schnellscheeibenden und leider oft nur mit dem Tage sich abfindenden Zeit von der Kritik ertheilt werden darf.

Folgen wir dem ausgezeichneten Verfasser nur noch fragmentarisch im Einzelnen, um unsere Leser zu dem Vollgenuß an der Quelle selbst angelegentlichst einzuladen.

Aus dem tiefsten Erfassen des Volkswesens überhaupt und nun noch des germanischen im Besondern geht unser Schriftsteller gleich im Anfange in dem Abschnitte „Die Namen" auf die Sprache ein, womit er alsbald den Hauptnerv seines ganzen Verfahrens hervorhebt; so, wenn es heißt: „Was Jemand nennt, das kennt er auch irgendwie; der Wortvorrath eines Volks bezeichnet also den Umfang seiner geistigen und leiblichen Habe. Ist ein Wort entlehnt, so war auch der Gegenstand den es ausdrückt dem Volke nicht ureigen. Diese einfachen Wahrheiten machen dem Geschichtsforscher die Sprache unentbehrlich, denn durch die Sprache vermag er allein das Bild von den Urzuständen der Völker zu entwerfen." Hieraus ersehen wir schon von vornherein, eines wie Bedeutenden wir uns hier zu gewärtigen haben, wie es sich denn auch in der Folge bewährt, da der Verfasser mit vielseitigster Kunde und treffendstem Urtheil auf die Schätze der Literatur eingeht. Daß der Germane schon früh das Weib mit der Bezeichnung „Frau" (frouwa), „Herrin" zu ehren wußte, ist einer der schönsten Grundzüge seines Wesens, worin schon sein religiöses Bedürfniß und Ahnungsgefühl mit anklingt, denn es ist die Ahnung eines Höhern und doch auch der Gegenseitigkeit, denn wer den Andern ehrt, der ehrt sich in der lautersten Weise auch wieder selbst. Die Schärfe und Sinnigkeit der etymologischen Deutung im Verlaufe der Namenbetrachtung, die innige und auf das Leben der Natur in den frühesten Volkszuständen auflauschende Art des Verfassers, wie z. B. S. 9 bei Gelegenheit der Blumen, macht ihn uns zu einem immer werthern Führer, der unser Vertrauen mit jeder Seite reicher belohnt. *) Der Uradel in der Natur des Weibes, schon früh von den Germanen herausgeahnt, ist das Ergebniß dieser Untersuchung über die deutschen Namen. Wir haben senach hier aufs neue die Ueberzeugung gewonnen daß in der Namengenealogie mehr als blos allgemeine Benennungen der Willkür sich forterben; daß in ihr vielmehr eine heilige, tiefsinnige Tradition pulsirt die alles Das überliefert was in einem Volke urthümlich angelegt ist und oft erst in den spätesten Zeiten seine Früchte bringt.

Indem uns der Verfasser in dem zweiten Abschnitte zur Mythologie unserer Altvordern hinüberführt, geht er von zwei *Urstämmen* kolossaler Sagendichtung aus, um von hier aus die weitern Ramificationen und Absenker zu verfolgen; jene Urstämme sind die beiden Riesen: „Ymir" und „Nörvi". Diese ältesten Mythen der Germanen mit Dem was sich daraus hervorgestaltet offenbaren eine so reiche Phantasie, die nicht blos in das Gigantеske, Grenzenlose, sondern auch in das Prägnante, Maßgewinnende hinübergeht, daß man sich gestehen muß, der schöpferische Geist in diesem Dichten stehe weder dem Indischen an Großartigkeit noch dem Griechischen an Sinnigkeit nach und verrathe überall schon den Trieb, nicht blos d i c h t e n d, sondern auch d e n k e n d des Weltwesens innezuwerden. „Jördh" (die Erde), welche als die „eigentliche allumfassende Göttin der Germanen" bezeichnet wird, gibt uns nun sogleich den festen Boden für Götter- und Menschenbildungen und Das was sie selbst wieder hervorbringen. Wie stark hier schon immer das Weibliche mit eine Rolle spielt, wie es geehrt und ahnungsvoll in seinem Wirken ausgelegt wird, ersehen wir aus den sehr interessanten Notizen über Amazonen, Schwanjungfrauen, Wald-, Wasserfrauen und Elbinnen.

In dem dritten Abschnitte: „Die Priesterinnen, weisen Frauen und Hexen", ist für das Denken das Gesetz nach welchem der Proceß des Religiösen mehr oder weniger bei allen Völkern auch in den Aberglauben und in das Zerrbild mitten aus den würdigsten Anschauungen ausartet von höchster Wichtigkeit. Auch diese Seite finden wir in Dem was der Verfasser beibringt bei den Deutschen, wie sie Alles gründlich zu betreiben pflegen, sogar bis zur Caricatur und Häßlichkeit im Hexenthum ausgebildet. Wir sehen hier zu unserer Genugthuung daß wir es nicht mit einem Historiker zu thun haben der auch nur irgendwo in seinem Buche Hell in Hell malt, der auch nur entfernt seinem Volke schmeichelt, sondern dem es vorallem um Wahrheit zu thun ist, und der daher auch die Züge der Roheit, des crassesten Aberglaubens und der Grausamkeit keineswegs verdeckt. Dabei ist es von großer Bedeutsamkeit daß da wo die damalige Kirchlichkeit und das weltliche Gesetz noch selbst in Aberglauben vielfach versunken sind und den Teufel an die Wand malen, um danach leichtsinnige Gaukler oder gar Unschuldige in jedem Betracht als Verbrecher zu bestrafen, gegen die also strafenden Mächte sich im Volk ein Antagonismus erzeugt welcher die Gerechtigkeit wiederherstellt und auf eine hellere Zeit hinarbeitet.

Eröffnet sich uns mit dem vierten Abschnitte das eigentliche Familienleben, wie es aus der Häuslichkeit in anderweitige Kreise hinauswächst, indem wir mit den nächsten Umgebungen, mit der Erziehung, den Spielen der Mädchen im Mittelalter bekanntgemacht werden, so gewährt uns diese Mannichfaltigkeit der Erscheinungen ebenso viel Belehrung wie Unterhaltung und beschäftigt unser Vergleichen zwischen Sonst und Jetzt, unser Nachdenken über Sitte, Hausstand und Geselligkeit in der anmuthigsten Weise. Schon hier wie wiederholt in dem Buche ist uns der Franciscaner Bruder Berthold ein lieber Gefährte, dessen fast humoristische Stimmung und weltrichtende Christlichkeit, in einer naturwüchsig-kräftigen Sprache kundgethan, uns überall im Weltlabyrinth von der Kanzel aus munter zurechtweisen und in allem Guten wie Ehrbaren fördern. Die Sitte unserer Vorfahren, freigeborene Mädchen mit sogenannten „Eigenen" zu erziehen, mag uns im Punkte des Eigenthums und der Hörigkeit verletzen, jedoch die „gleiche Behandlung und Beschäftigung" söhnt uns damit wieder aus, und es leidet keinen Zweifel daß durch jenen Brauch das Gegenseitige der Anhänglichkeit, das Mitgefühl der Vornehmern mit dem Volke, das Verwachsensein Aller mit Allen bedeutend gesteigert worden ist. Die Nähe mancher beliebten Thiere, als Zeisige, Staare, Papageien, Falken, Hündchen, in der Gesellschaft der Mädchen gewährt uns ein gar lustiges Bild, dessen Farben, Lichter und Gruppen in die Märchenwelt, in die Poesie der Wirklichkeit dieser mittlern Zeit hinüberspielen. Was aber das Spiel in seiner ganzen Ausdehnung als Unterhaltung der Mädchen und Erwachsenen betrifft, so könnte man diese allgemeine Leidenschaft für das Spiel bei den Deutschen in seinem tiefsten Grunde mit ihrem Sinn für das Geheimniß, für das Zukunftvolle, Spannende im Zusammenhange vermuthen, wie ja wol auch jetzt noch ein Hauptreiz zum Spiel darin liegt daß man eben nicht weiß wie es auslaufen werde, indem sich das Zusammentreffen von Geheimniß und Weissagung, von Unterhaltung und Zauberei noch heute beim Volke in seinem Interesse für das Kartenlegen ankündigt. Da die Erziehung der Mädchen nun aber auch eine immer geistigere Richtung nimmt, wobei die Geistlichen und Spielleute die Hauptvermittler sind, so kann man es gar nicht ableugnen daß diese letztern, wie zweideutig und aus aller Welt Enden sie auch zusammengeschneit sein mögen, in dem Unberechenbaren was sie mitbringen, in der Sorglosigkeit welche sie trotz aller Gefährdung ihrer Lebensexistenz verrathen, doch eine muntere, poetische Staffage in dem ganzen Gemälde bilden, die nicht leicht durch etwas Anderes zu ersetzen wäre. Auch ersieht man bei dieser Gele-

*) Man vergl. meine Scheift: „Frauen und Männer" (Königsberg 1847), S. 7—12.

genheit hinlänglich wie das Volk, wenn es in seiner geistigen Aufgewecktheit zu sehr eingeengt wird, sich immer wieder zu helfen, nach irgend einer Seite hin Luft zu machen weiß, denn nie blos durch Das was in ein Volk hineinkommt, was über dasselbe von außen her als nothwendige Schranke bestimmt wird, sondern auch durch Das was aus einem Volke herauskommt, was es aus seiner substantiellen Beschaffenheit herausgebiert, wird ein Volk erzogen und erzieht es sich selbst, und wären diese Geburten auch nur natürlicher Frohsinn und ausgelassener Humor, die sich mit den Erscheinungen des Tageslaufs verbinden. Im Weitern werden wir in dem vorliegenden Abschnitte mit der Art wie in dieser Zeit die Sprachen, die Musik, die Dichtkunst, die Literatur betrieben wurden näher bekannt; wir werden auch auf das Eindringen französischer Sitte aufmerksamgemacht, dem, wie bedenkliche Folgen daraus entstehen, dennoch das Urangestammte des deutschen Wesens-mit Ueberlegenheit zu begegnen weiß. Die Art in welcher der Verfasser das Alles mit weiser Kritik zur Sprache bringt macht sein treffliches Werk auch empfehlenswerth gegen die leider unter uns immer noch fortdauernde Buhlerei und Vornehmthuerei mit dem Auslande, wodurch der Deutsche nun schon solange nicht blos an Achtung bei dem Ausländer verloren, sondern sich auch in der eigenen Nationalität unendlich abgeschwächt hat. Der Verfasser beschließt diese Section seiner Darstellung, nachdem wir auch in die Betreibung des wissenschaftlichen Unterrichts einen sehr dankenswerthen Einblick erhalten haben und mit der Cultur der Handarbeiten vertraut geworden sind, mit der Hervorhebung der Wirthschaftlichkeit als des Resultats der Mädchenerziehung, sowie der „Stellung des Mädchens zur Gemeine".

Schon die Ueberschrift der nächsten Abtheilung: „Frauendienst", läßt uns mit Grund vermuthen daß wir hier in ein sehr bewegtes Leben, in den Bereich der Ritterlichkeit, der Galanterie und Minne, wie dieselben sich in der Literatur, zumal in den Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts abspiegeln, hinübertreten. Die eigentliche Idealität der Minne weist der Verfasser für eine bestimmte Zeit (S. 145) nach, um alle die falschen Vorstellungen, die Verwechselungen, die spätern Trübungen der ursprünglichen Minne damit ein mal für alle mal abzuschneiden und zu verhüten. Der Minne der schönsten Zeit liegt allerdings ein idealer Cultus zugrunde, der gewiß einen tief innerlichen Zusammenhang mit der Religion hat. Freilich findet sich auch in der Liebe und zwar in der Liebe der Geschlechter zueinander jener fremdländische Eindringling ein, der die deutsche Lauterkeit und Keuschheit bis auf unsere Tage hin vielfach befleckt und verflacht hat*), und es macht sich bei dem edeln Verfasser (S. 149) eine sehr heilsame, zurechtweisende Rüge unsers modernen Unwesens geltend, wiefern es jenen Zeiten oft Etwas aufbürdet was sie nicht hateen und worin sich nur die Selbstbeschönigung des Heutigen Bahn brechen will. Des Verfassers Ansichten, Erörterungen, Urtheile sind auch hier wie überall gerade und ohne versteckte Nebenabsichten, sie gehen auf den historischen Gegenstand ein, ohne sich auf Umwege oder Schlupfwinkel einzulassen, sie stellen das jedesmalige Object ohne Schminke und doch mit frischem Colorit der Zeiten dar, sie halten sich gleich fern von Ueberspanntheit und Engherzigkeit, von Gewissenhaftigkeit für das Wirkliche erfüllt, ohne doch je der idealen Hoheit der Anschauung oder der Wärme des eigenen Gemüths zu ermangeln. Um eine Probe von dem Gesagten zu geben, führen wir die schönen Worte Weinhold's hier an: „Der Mann fühlte sich damals in seiner vollen Macht; es war die Zeit wo das Schwert und die Leibeskraft gebot, die Zeit wo sich jeder freie Mann ein Pair dünken mußte, denn er stund allein unter dem Gesammtwillen gleich freier. Da konnte die Unterwürfigkeit gegen ein Mädchen, das Aufopfern des Manneswillens, am wenigsten das Girren und Schmachten, in kein Männerherz kommen; die Liebe entsprang in dem Busen des Weibes und der Mann nahm sie hin als eine Anerkennung seiner Tüchtigkeit die er fodern konnte und die er mit ehrlicher Zuneigung zu belohnen hoffte. Ein solches Verhältniß trägt eine sittliche Strenge in sich die manchen neuern Bündnissen zu wünschen wäre; die Achtung und Liebe des Weibes auf der einen Seite, der Wille des Mannes zu strenger Pflichterfüllung auf der andern verheißen die Blüte des Glücks." Ueberall hält der Verfasser das Deutsche in höchsten Ehren, ohne für seine Mängel und Schattenpartien eingenommen zu sein.

Indem der Verfasser der großen Umgestaltung aller gesellschaftlichen Verhältnisse gedenkt, welche vom 11. Jahrhundert ab über den Occident kommt, indem er darauf die Kreuzzüge hervorhebt, gibt er uns mit sicherer Hand in lebensvollen Zügen eine Schilderung der ganzen damaligen Zeit, sodaß wir uns in dieses üppige, zukunftreiche Aufblühen eines Neuen auf dem Moder des Alten mitten hineinversetzt sehen. Die Darstellung steigert sich hier fast bis zur Ausdrucksweise und Farbengebung der Poesie, ohne der Einfachheit und Haltung des historischen Stils Eintrag zu thun, besonders da wo (S. 161) der bedeutende Einfluß der Araber auf europäische Bildung in Spanien und vom Morgenlande aus zur Sprache gebracht wird; der Verfasser weiß solche Glanzpartien seiner historischen Kunst mit so vielem Geschmack, mit einem so feinen Abwägen der Unterhaltung und Belehrung zu vertheilen, daß wir ihn auch hierin als Muster für die Geschichtschreibung empfehlen dürfen. Es ist sehr zu beachten daß in dem Zeitpunkte der Ausartung des Frauendienstes jener fremdländische Eindringling, den wir oben erst mehr im Allgemeinen sich ankündigen sahen, jetzt eine ganz bestimmte Gestalt gewinnt und zwar in jenem widerlich-leichtfertigen Cicisbeat, welches leider auch in unserm modernen Zeitalter wieder Ton geworden ist; man vergleiche S. 173. Es wird bei Gelegenheit der immer zweideutigern Liebesverhältnisse im Fortgange des Mittelalters, da wo in der vermeinten Liebe die Sitte der Unsitte Mode wird, von unserm Führer ein starkes, aber wahres Urtheil gefällt, es wird Alles und Jedes nach Gebühr entlarvt und beim rechten Namen genannt mit dem edelsten Freimuth, wie man S. 179 u. 181 nachlesen kann. Auch in dem frivolen Gelüst „Liebe und Ehe zu trennen" wird man die ähnliche Lüsternheit unserer Zeit wahrnehmen, sodaß man hier recht an Salemo's Ausspruch im Weltlauf der Menschen gemahnt wird: Es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Es ist sehr interessant auch aus diesen reichhaltigen Geschichtsscenen unsers Buchs sich davon zu überzeugen: die etwas rauhe, mindestens strenge, herbe Zeit ist im Frauendienst die schönste gewesen; indem aber der Reiz der Contraste sich abschleift, indem die Sitten weichlich, ja locker werden, indem sogar oft die Umkehr natürlicher Verhältnisse eintritt, findet alsbald das Laster sich ein, wie geschniegelt und gebügelt es auch auftreten mag.

So haben wir denn den eigentlichen Höhepunkt unsers Werks mit dem sechsten Abschnitte erreicht, schon nach Dem was wir bereits am Anfange zu bemerken uns erlaubten, indem das Weib mit der „Vermählung" wenigstens nach der geschlechtlichen Seite und nach der des heiligen Berufs im ehelichen Leben bei ihrem Zwecke anlangt. Auch des Verfassers Auseinandersetzung und bündige Zusammenfassung der Gebrauchswesen, wie er die Momente der Verlobung, des Brautkaufs, der Mitgift, der Zugabe, der Ebenbürtigkeit, der Hochzeit und der verschiedenen Arten ihrer Feier zu einem Ganzen überschaulich in Eins bildet, mit einer überaus gründlichen Kenntniß der Gesetze und Literatur, alles Das tritt jetzt in sein volles Licht, und wir thun daher gut uns kürzer zu fassen, da wir bei so inhaltsvoller Ausstattung mit unsern dürftigen Referaten noch mehr als bis dahin schon hinter einem solchen Darsteller zurückbleiben müßten.

Der siebente Abschnitt führt uns sodann „Die Ehefrau und die Witwe" vor. Wir lernen die Frauen dieser mittlern Zeit in sehr speciellen Bezügen im Hauswesen kennen; die häuslichen Räume werden uns aufs glücklichste veranschaulicht, und

*) Man vergl. meine Schrift: „Frauen und Männer", S. 177 und 178.

wie der Verfasser da wo ein tieferes Eindringen nöthig ist auch nirgend die Philosophie der Geschichte vernachlässigt, um die lebendigen Ursachen zu enthüllen, die Verbindungslinien der Ereignisse zu ziehen und das Geschehene auch mit dem Gedanken zu durchdringen, so weiß er solches Denken auch auf das Sachliche, auf die Objecte der Baulichkeit, der Kunst und dergleichen anzuwenden, um uns das allmälige Werden auch auf diesen Gebieten zu veranschaulichen. So ist die Hervorhebung des Identischen der Bedeutung in dem vedischen Worte „garta" von „Wagen und Haus" sehr fruchtbar an weitern Folgerungen. Wir stoßen hier auf den Uebergang des Nomaden zum Ackerbau und zu festen Wohnsitzen. Der Wagen ist das bewegliche Haus, das Haus wird später der feststehende Wagen. Ist ja auch in der dramatischen Kunst der ursprüngliche Thespiskarren später fest geworden. Der Verfasser sagt unter Anderm: „Von den Kimbern bezeugt Plinius („Historia natur.", VIII, 40) ausdrücklich daß sie auf Wagenhäusern wohnten. Eine Nachbildung dieser Wagenhäuser hat man mit vielem Grunde in der Bauart der Bauernhäuser zu finden gemeint, welche im berner Oberland, Wallis, den Urcantonen, im nördlichen Schwaben, in Steiermark, hier und da auch in Schlesien auftritt." Eine ähnliche Verwandtschaft und ähnliche Uebergänge ließen sich unsers Erachtens zwischen Schiff und Haus nachweisen. So sind die Fahrzeuge jener fast noch im Naturzustande lebenden Polen, der sogenannten Dzimken, noch jetzt theils Floß, theils Schiff, theils Baracke mit spitzem Giebeldach. Die Kajüte jedes Schiffs setzt schon zum Hause an, und das ursprüngliche Schiff kann man noch heute in den Fischerdörfern mancher Gegenden in jedem Hause wiedererkennen. Sogar der stattliche Häuserbau einer gewissen Periode in den frühern Hansestädten verräth dem Beschauer noch deutlich das Schiff. Endlich aber hat sich ja in der Baukunst der Name Schiff noch erhalten, um den Haupttheil der Kirche damit zu bezeichnen. Diese ganze Partie des Weinhold'schen Buchs ist von unendlich reichem Ertrag für den denkenden Leser zur lebhaftesten Vergegenwärtigung des allmäligen Fortgangs der Cultur. So auch jene Stelle wo er der Erdhöhlen gedenkt, in die man im Winter seine Zuflucht nahm, worin sich gleichsam thierische Zustände noch kundgeben. Wenn der Verfasser S. 331 bemerkt: „Es drückt sich in dieser allgemein-germanischen Anlage das Streben des Germanen nach gesondertem Wohnplatze aus, das den Römern auffiel, welche nur zusammenhängende Häuserreihen und stetige Gassen der Dörfer und Städte kannten", so bewährt sich in diesem Streben nach Unabhängigkeit, nach freier Bestimmung auch in der Oertlichkeit und Einrichtung der Wohnung ohne vorgeschriebene Abzirkelung vollständig jener urgermanische Sinn der Selbständigkeit überhaupt, den wir uns ebenfalls später durch Ausländer haben rauben lassen. Das urgermanische Wesen sträubt sich eben daher auch, weil es in der Freiheit wurzelt, aus allen Kräften gegen jede verallgemeinernde, nivellirende, abstracte Wohnexistenz, gegen die Eintönigkeit einer alles Individuelle vernichtenden, nur noch die Commune ausdrückenden Einrichtung der Wohnung, wie vielmehr nicht gegen solche Ausgeburten erhitzter Einbildungskraft, welche, wäre es möglich, ein ganzes Volk und noch besser die Menschheit in ein Riesenphalanstère einquartieren möchte, um nur alle Eigenart und Unabhängigkeit schon im Beginne zu ertödten. Wir sehen den germanischen Baustil, wenn auch erst spät, wenn auch durch den romanischen bedingt, in schöner, ja erhabener Weise sich entwickeln; er strebt, sehr bedeutsam, aus dem Reich der Schwere in das Aetherische, Ideelle, aus dem Diesseits in das Jenseits hinauf in jenen himmelanstrebenden Münstern die ihresgleichen nicht wiederfinden. Indem der treffliche Verfasser immer weiter in die Kunst eindringt (Malerei, Sculptur, Teppichweberei) könnte man fragen ob er dem nicht einen eigenen Abschnitt hätte zuweisen können, obwol er allerdings S. 333 dafür daß er es nicht gethan Andeutungen gibt. Diese Abtheilung schließt dann mit Bemerkungen über die Lagerstätten während des Schlafs, über Geräthschaften, über die Beleuchtung u. s. f.

So hätten wir den achten Abschnitt erreicht, der uns in „Das gesellschaftliche Leben" unserer Vorfahren einweiht. Wir werden hier nicht blos mit den Musen, sondern auch mit den Charitinnen des Mittelalters vertrautgemacht, freilich auch mit mancher Lustbarkeit, bei der beide ausgeblieben sind. Es beschäftigt uns das Baden, Jagen, Trinken, Essen, aber wie der Verfasser alles Das behandelt, beweist er auch hier wie fein er die Grenzlinie zu erkennen vermag, mit der eine höhere Region dieser geselligen Genüsse beginnt, die Poesie des Trinkens und der Gastmähler, und er legt sehr passend die Erinnerung ein: „Nur uns modernen Germanen ist es überlassen uns bei den Gastmählern zu langweilen." Ueber die Dichtkunst und die Musik des Mittelalters werden uns hier sehr wichtige Aufschlüsse gegeben, so unter Anderm die genaue Unterscheidung zwischen den Hofsängern, den Skalden und den Dichtern der höfischen Zeit. Die Naturfeier jener Tage, das Leben der Germanen in und mit der Natur wird uns in schönen Auseinandersetzungen vorgeführt, und wir Jetzigen in unserer welk und naturscheu gewordenen Altklugheit könnten hier den Gesundbrunnen entdecken um uns zu stärken und zu verjüngen. Man empfindet es bei diesen Schilderungen des Verfassers mit Schmerz daß wir heute in Masse keine Kindlichkeit, keine Naivetät, keine Phantasie, daher auch wenig Poesie der Wirklichkeit mehr besitzen, weil wir die noch vorhandene nicht einmal mehr wahrnehmen. Daher auch der Verfall unserer anderweiten Poesie im großen Ganzen trotz alles lyrischen Gezwitschers und Concertirens und aller Novellistik und Romanschreiberei und nun gar der weichlich-verkünstelten Wiederaufstutzung des Mittelalters; wir sind zu gesetzt und trocken geworden, und das wirkt auf unsere ganze Cultur wieder auflösend, zersetzend zurück, wie ja selbst ein großer Theil unserer heutigen Kritik, wo ihr noch ein zartes, naturfrisches oder auch ein großartiges, kunstreiches Gebilde überreicht wird, nur zerpflückend mit täppischer Hand dreinzufahren weiß. Wir vermögen aber für unsere heutige höhere Geselligkeit die Kunst eben deswegen so wenig würdig auszubeuten, weil wir uns nur noch so armselig auf den Umgang mit der Natur verstehen, an der wir mit Eisenbahnhast vorüberfliegen, ohne sie auch nur noch mit flüchtigen Blicken zu betrachten. Der Verfasser führt den Tanz der germanischen Horen oder, wenn man lieber will, die Procession der Jahreszeiten an uns mit höchster Lebendigkeit vorüber; er der ein so gründlicher, objectiver Forscher und Darsteller ist, wird hier zugleich lyrisch-subjectiv in der liebenswürdigsten Weise und erhöht durch solche Kraft der Begeisterung den Werth seines ausgezeichneten Buchs um ein nicht Geringes. Seine Heimat, seine Jugend taucht vor ihm auf wie eine glänzende Fata Morgana. Wer denkt nicht bei Gelegenheit der „Jungen" und der „Besen" an Goethe's:

Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Wie viel Herzstärkendes lesen wir beim Verfasser hier und da auch zwischen den Zeilen! Kurz, wie die Sternbilder immer wiederkehren im heiligen Jahrescyklus des Himmels, so in jener Naturfeier der Germanen die Götter, aber auch die Heiligen, die Schutzpatrone, die Vertreter der Monate; das Ende wird wieder der Anfang, die Zeit wird Ewigkeit. Sehr sinnreich kommt unser Führer durch die Frauenwelt des Mittelalters jetzt auf den Tanz zu sprechen, denn was er im Vorhergehenden so anmuthig geschildert hat, ist ja auch Tanz, nämlich Tanz der Zeiten. Nach weitern Betrachtungen über die Spiele, über den Ton der Unterhaltung, über Gastfreundschaft, über Reisen und sittliche Zustände macht der Verfasser den Uebergang zum neunten Abschnitt, der sich über „Die Tracht" der Frauen verbreitet und der unserm schönen Geschlechte viel Stoff zum Vergleichen, vielleicht auch zu neuen Combinatio-

nen bringen wird. Was die Nachäfferei des Auslandes, die Vernarrung vieler Deutschen bis auf den heutigen Tag auf dem Gebiete der Tracht betrifft, so könnten wir S. 430 einige Beruhigung finden. Denn da das Hemde, indem es germanischen Herkommens zu sein scheint und ursprünglich aus Leinwand so wie so verfertigt war, auch von den andern civilisirten Völkern angenommen wurde, dürfte es uns einige Genugthuung gewähren daß doch wenigstens der Grundanzug, das Substrat der Kleidung, trotz alles ausländernden An- und Ueberwurfs den Deutschen verdankt wird und als unentbehrlich bis auf unsere Zeit sich bewährt hat. Von der kolossalen Kraft und Alles zermürsenden Zahnschärfe unserer Altvordern möge man S. 454 eine artige Probe lesen und daran glauben daß wir ungeachtet aller Pulver und Zahntincturen doch etwas entnervt und stumpf hinter jenen zurückstehen.

Im zehnten und letzten Abschnitte, „Rückblick" überschrieben, recapitulirt der Verfasser die Hauptpunkte seiner Untersuchung, indem er seinen Gang auf drei Stufen zurückführt, als: rohe Sinnenkraft, freie Menschlichkeit, die Frau, Gegenstand schwärmerischen Dienstes. Die Worte mit denen er sein Werk beschließt documentiren den echtnationalen Sinn, das tiefe Gemüth dieses Schriftstellers, welche wir schon am Anfange wie im Verlaufe als Muster für so Viele die Beides in unsern Tagen schuldig bleiben preisen mußten. Das Weinhold'sche Buch ist ein Werk von bleibendem Werthe. Dieser „Beitrag zu den Hausalterthümern der Germanen" ist eines von den Heiligthümern unserer Literatur welche den echtgermanischen Geist in würdiger Weise ehren und zur Anschauung bringen, auf daß sich Viele daran zu neuer Tüchtigkeit aufbauen möchten. Der Verfasser verdiente es daß die deutschen Frauen ihm einen Ehrenkranz überreichten!

A. Jung.

Die prager Universität und ihre Bibliothek.

Wenn billig die Geschichte der prager Universität, als einer der ersten und berühmtesten Hochschulen auf deutschem Boden, unsere ganze Beachtung verdient, so wird gewiß auch die Geschichte ihrer Bibliothek unserer Aufmerksamkeit werth sein; dürfte ja doch keine ohne die andere, mindestens in früherer Zeit, einen Schritt vorwärts zu thun im Stande gewesen sein. Deshalb wird sicher eine im verflossenen Jahre gedruckte Schrift von Joseph A. Hanslik, früher Scriptor der prager Bibliothek, welche die Geschichte und Beschreibung dieser Bibliothek zum Gegenstande hat, darauf rechnen können, mit Interesse von den Wenigen gelesen zu werden welche in deren Besitz zu kommen so glücklich gewesen sind; denn leider hat die irrige Voraussetzung daß derartige Schriften eine große Theilnahme von Seiten des gebildeten Publicums nicht erwarten dürfen den Verfasser veranlaßt, sein Buch nur in 200 Exemplaren drucken und nicht im Buchhandel erscheinen zu lassen. Man hat alle Ursache zu bedauern daß somit die Lecture dieses Buchs einer großen Anzahl von Lesern entzogen bleiben wird, und dies zwar umsomehr zu bedauern, als das Buch von wirklich historischem Werthe ist und sonst noch eine fast das Maß überschreitende Fülle von interessanten bibliographischen und literarischen Mittheilungen enthält, die nicht blos zur Belehrung von Bibliographen und Bibliothekaren, sondern des gebildeten Publicums überhaupt wesentlich beitragen würden.

Die prager Universitätsbibliothek in ihrem gegenwärtigen Umfange ist aus der allmäligen Verschmelzung mehrer einzelnen, ursprünglich selbständigen und in sich abgeschlossenen Sammlungen verschiedener Größe und Bedeutsamkeit hervorgegangen. Unter diesen Sammlungen verdienen die alte Carolinische Universitätsbibliothek mit Einschluß der Sammlungen einzelner Collegien, die Clementinische Bibliothek der Jesuiten, sowie die neuere Carolinische und die Bibliotheken der in Böhmen aufgehobenen Jesuitenklöster als die historisch wichtigsten hervorgehoben zu werden. Die beiden erstern, und zwar die alte Carolinische als Grundstamm und die Clementinische als Hauptbestandtheil, können als die bildenden, die andern mit allen später hinzugekommenen Sammlungen als die vermehrenden Elemente der jetzigen Universitätsbibliothek gelten. Die Gründung der alten Carolinischen Bibliothek fällt mit der Errichtung des ersten großen Collegiums, welches auf den Namen eines vollständigen Universitätsgebäudes mit Recht Anspruch machen kann, zusammen: Kaiser Karl IV., der 1348 die Hochschule begründet hatte, ließ 1366 ein großes, nicht nur für 12 Magister oder Professoren, sondern auch für alle akademischen Verhandlungen bestimmtes Collegium, nach ihm Carolinum benannt, herstellen und dasselbe mit den zum akademischen Studium nöthigen Büchern versehen, vermehrte auch diesen nicht unbeträchtlichen Bücherbestand noch mit der 1370 um 100 Mark Silber erkauften, 114 Bände starken Bibliothek des Wysehrader Dechanten Wilhelm von Hasenburg. Beide Sammlungen bilden miteinander die eigentliche Carolinische Stiftung, die dadurch daß sie Studirende und Gelehrte aus den weitesten Fernen herbeizog nicht wenig zur Vergrößerung des Ruhmes und Glanzes der Hochschule beigetragen hat. Nachdem die Bibliothek sammt der ganzen Universität 1383 ihr Local mit einem neuen geräumigern vertauscht hatte, erlag sie dort leider bei den prager Aufständen 1419 und 1422 der Volkswuth zum größten Theile. Nichtsdestoweniger wuchs sie aber wieder in der Folge, zumal durch zahlreiche und ansehnliche Geschenke, zu sehr bedeutendem Umfange an, sodaß die Jesuiten, als ihnen Kaiser Ferdinand II. 1622 die ganze Universität mit allen ihren Nebenanstalten übergab und die Bibliothek mit dieser in das Clementinum wandern mußte, einen an Zahl und Werth namhaften Schatz von Büchern in Empfang nehmen konnten. Mit der Universitätsbibliothek wurden auch die den einzelnen Collegien eigenthümlichen Bibliotheken in das Clementinum, das den Jesuiten 1555 eingeräumte Dominicanerkloster zu St. Clemens, übergesiedelt und dort mit den schon vorhandenen Sammlungen vereinigt, bis sie sammt diesen selbst 1773 bei Aufhebung des Jesuitenordens in den Besitz der neubegründeten Universität zurückkehrten. Zu den Clementinischen Sammlungen war durch die von 1556 – 60 nach Prag transportirten Bibliothek des verödeten Cölestinerklosters auf dem Oybin, dessen Einkünfte der Kaiser zum Unterhalte des Jesuitencollegiums angewiesen hatte, der erste Grund gelegt worden, der, obschon anfangs klein und unbedeutend, doch schnell durch viele und reiche Geschenke zu einer überraschenden Größe herangewachsen war. Die Stürme des Dreißigjährigen Kriegs waren fast ohne Schaden, theils infolge kluger Vorsicht der Jesuiten, theils gewissenhafter Fürsorge des akademischen Senats, an den vereinigten Clementinischen Sammlungen vorübergegangen, dieselben hatten vielmehr währenddessen und später besonders durch Ankauf der 4000 Bände starken gräflich Herberstein'schen Bibliothek so sehr zugenommen, daß die neubegründete Universität doppelt und dreifach Das wieder vergütet erhielt was man dem alten Carolinum zu Gunsten der Jesuiten entzogen gehabt, wenn auch Vieles aus den Clementinischen Sammlungen durch die Umtriebe der Exjesuiten der Hochschule verloren gegangen ist. Erst mit der Uebernahme dieser Clementinischen Sammlungen sah sich die Hochschule, die zwar schon seit 1638 unabhängig von den Jesuiten im alten Carolinum zu vegetiren begonnen und sich eine neue Büchersammlung angelegt hatte, wieder im Besitze eines ihrer würdigen Bücherschatzes, der gegenwärtigen Centralbibliothek im gemeinsamen Bibliotheksaale des Clementinum, in den auch die sämmtlichen Jesuitenbibliotheken von ganz Böhmen miteingezogen waren. Von jetzt an wuchs und gedieh die Centralbibliothek in der erfreulichsten Weise. Unter den vorzüglichsten Erwerbungen, welche ihr im Laufe der Jahre im reichsten Maße zutheil geworden, sind gleich anfangs 1777 die gräflich Kinsky'schen Sammlungen, aus einer größern, auf 45,000 Gulden geschätzten Majoratsbibliothek auf dem Schlosse Mazen in Niederösterreich und zwei kleinern Privatbesitzthümern des Grafen Franz

Kinsky bestehend und über 10,000 Bände zusammen stark, sowie die Büchervorräthe von mehr als 50 Klöstern und Stiftern, welche Kaiser Joseph II. durch Decret vom Jahre 1781 in Böhmen aufzuheben befohlen hatte, zu erwähnen. Denn wenn auch hinsichtlich der letztern Büchererwerbungen nicht zu übersehen bleibt daß darunter vieles für die Universitätsbibliothek Unbrauchbare und Ueberflüssige sich befinden mußte, so ist derselben doch aus dem Erlöse der verkauften Doubletten und sonstigen unbrauchbaren Werke eine sehr ansehnliche Summe Geldes zugekommen, die zumal durch außerordentliche Geldbewilligungen und Geldgeschenke vergrößert, zum Ankaufe einer großen Menge brauchbarer und kostbarer Bücher hat verwendet werden können. Daher ist trotz der nicht übermäßig großen Gelddotation der Universitätsbibliothek nicht zu verwundern daß diese gegenwärtig bis zu einer Höhe von weit über 100,000 Bänden angewachsen ist, zu welchem Bestande allerdings die in Böhmen durch eine Reihe von Jahren angeordneten Bücherconfiscationen und die prager Buchdrucker, denen durch Erlaß vom Jahre 1782 die Ablieferung von Pflichtexemplaren an die Bibliothek auferlegt ist, ein sehr bedeutendes Contingent geliefert haben.

Was die Gelddotation der Universitätsbibliothek anlangt, so sah sich diese nach Aufhebung der Klöster im Besitze eines Capitals von 8100 Gulden, woran die Klöster den hauptsächlichsten Antheil hatten. Während der Jahre 1821—27 betrug das Capital 16,466 Gldn. 40 Kr. W. W., was freilich selbst unter Hinzurechnung von 1458 Gldn. W. W. jährlicher Beiträge eine nur geringe Summe in gutem Gelde, 1826 nur 841 Gldn. 37 Kr., das Jahr über der Bibliothek zur Verfügung stellte. Seit 1827 genoß die Bibliothek ein jährliches Einkommen von 1600 Gldn. Conv.-M., seit 1850 von 2500 Gldn. Conv.-M. 75.

Neues über China.

A Journey to the Tea countries of China; by *Robert Fortune*. London 1852.

Bald nachdem der Verfasser obenbemerkter Reise in die Theeländer von China seinen „Three years' wanderings in China" (London 1847), das Lob der Kritik und den Beifall der Lesewelt gewonnen hatte, erhielt er von den Directoren der Ostindischen Compagnie den willig angenommenen Auftrag nach China zu reisen, sich dort in den vorzüglichsten Theedistricten Theepflanzen und Samen zu verschaffen, des Theebaus kundige Eingeborene anzuwerben und diese wie jene nebst allen erfoderlichen Werkzeugen in die von der Ostindischen Compagnie am Fuße der Himalayagebirge angelegten Theepflanzungen zu bringen. Die Lösung dieser Aufgabe beschäftigte den Verfasser vom Sommer 1848 bis Ende 1851. Daß er sie nach allen Richtungen zur Zufriedenheit seiner Committenten gelöst hat, ist für letztere unstreitig das Wichtigste und ehrenvoll für ihn. Aber auch die Literatur muß ihm für das oben rubricirte Werk danken; es ist ein echter Reisebericht alles Bemerkenswerthen was er auf seinen Zügen durch jene weiten, wenig gekannten Strecken gesehen und erlebt hat. Dies und nur dies soll die Unterhaltung der Leser sein. Er läßt daher die politischen, socialen und religiösen Fragen des chinesischen Reichs unberührt, erwähnt von den Finanzen, vom Handel und von den Erwerbszweigen kaum mehr als der Zweck seiner Mission erfodert, und beschränkt sich auch hier, statt eine staatswirthschaftliche, speculative Abhandlung zu schreiben, auf Zahlen und Thatsachen. Unverrückt sein Ziel im Auge erzählt er klar und einfach, und was seinem Vortrage vielleicht an Eleganz abgeht, das wird reichlich durch das geweckte Vertrauen zur Wahrheit seiner Mittheilungen ersetzt. Wie es Portraits gibt, deren Aehnlichkeit mit dem Originale man beschwören möchte, so trägt das Buch in jeder Zeile das Gepräge der Ehrlichkeit, vom Anfange bis zum Schlusse keine Veranlassung zu ungläubigem Kopfschütteln. Und ist dem wirklich so, hat der Verfasser nirgend getäuscht, so macht das Buch einen den Chinesen als Volk im Allgemeinen sehr günstigen Eindruck, zeugt wenigstens in den vom Verfasser bereisten Gegenden von Fleiß, Sorgsamkeit, Streben nach vorwärts und einem in dessen Folge Aufblühen der großen und kleinen Städte, mit einem Worte, von einem Zustande der Dinge welcher keineswegs schlecht zu nennen und nicht im entferntesten so schlecht ist wie man auf Grund mancher Berichte vermuthen müßte. Damit soll aber weiter Nichts und durchaus nicht gesagt sein daß die Chinesen etwa sogar uns Deutsche oder auch nur die Engländer und Franzosen an Wahrheitsliebe, Reinlichkeit und persönlichem Muthe übertreffen und Solches sich aus dem Buche des Verfassers beweisen lasse. Was jedoch in dieser Beziehung den Chinesen fehlt, das fehlt ihnen gemeinsam mit fast allen Völkern Asiens, ist folglich kein chinesisches, sondern ein asiatisches Desideratum. Namhaft günstig äußert sich der Verfasser über die vielen großen Städte die auf seinem Wege lagen, und über die Aufnahme die er auf dem platten Lande fand. Es heißt gewiß etwas und würde selbst auf dem europäischen Continente etwas heißen daß er bei einer wochenlangen, Hunderte von Meilen weiten Tour nicht eine einzige Unannehmlichkeit, wol aber viel Zuvorkommenheit erfuhr. Daß er so klug war sich in die chinesischen Gebräuche zu fügen, sich den Kopf scheren zu lassen, chinesisch-ernst auszusehen, aus einer chinesischen Pfeife zu rauchen und statt auf Messer und Gabel zu bestehen, ganz ruhig mit hölzernen Stäbchen zu essen, trug wahrscheinlich zu jener Freundlichkeit das Seinige bei. Doch wurde deshalb um Nichts weniger der Ausländer in ihm erkannt, „der Loi-ya aus dem fernen Lande jenseit der großen Mauer".

Die äußersten vom Verfasser erreichten Punkte waren die Bergketten Woo-e-shan und Bohea. 47.

Noack's Gottmenschlichkeit.

Seit die Begriffabel vom Einen und Allen sich in der Philosophie eingefunden, haben die Philosophen sie freundlich empfangen und neuerdings in Deutschland sorgfältig ausgeschmückt. Ich nenne das All-Eins Fabel, weil menschliches Bewußtsein, Erkennen und Wollen auf einem Dualismus des Innern und Aeußern, Subjectiven und Objectiven, Geistigen und Materiellen u. s. w. ruht; ich nenne es Begriff, weil dieser darin sich selbst wiederspiegelt als Einheit des Allgemeinen und Besondern, des Ganzen und seiner Theile, während Wahrnehmungen und Vorstellungen in das viele Unterschiedene sich verlieren und nach Leibniz' Behauptung nicht einmal zur Anschauung der Identität zweier Blätter desselben Baums gebracht werden können. Wird nun der Act des Begreifens als Grundlage der Wahrheit in menschlicher Erkenntniß gesetzt, so wird das in derselben gefundene Viele zur Fabel, zum Scheine, der überwunden werden muß, welche Aufgabe der Philosoph sich stellt, und zwar in Bezug auf alles Erkannte, weswegen nach Hegel's Bemerkung die Wahrheit der Philosophie dem gesunden in eine Mehrheit von Vorstellungen sich vertiefenden Menschenverstande widersinnig und abgeschmackt dünkt. Um diesen misliebigen Schein zu überwinden geschieht eine Aufnahme desselben in das Sein, eine Gleichsetzung des letztern mit dem Werden, als Ausdruck des Vielen in absoluter Einheit, denn „was wäre das Wesen (Sein), wenn es nicht erschiene?" Spinoza also beginnt seine Philosophie mit dem Begriff der Substanz (Alleinheit), deren Attribute und Modi ihre Beharrlichkeit nicht verändern; selbst Hegel, bei welchem das Werden vorschlägt, bestimmt dieses als das Andere seines eigenen Seins.

Weil alle unsere Erkenntniß ein Gemächte von Vorstellungen und Begriffen ist, so hat man das Verhältniß Desjenigen was ich Fabel und Wahrheit nannte festzuhalten, um den Faden durch das Labyrinth der philosophischen Systeme, besonders der Deutschen seit Kant, zu finden. Gilt der Dualismus

des Bewußtseins für unabweisliche Grundlage menschlicher Wahrheit — welchem vielleicht sehr wenige heutige Philosophen beistimmen —, so wird der ihm entgegengesetzte Monismus zur unberechtigten Begriffspoesie; gilt hingegen die letztere als entschiedenes Kennzeichen des Philosophisch-Wahren, so fällt aller Dualismus in die unberechtigte Vorstellungspoesie. Dabei bleibt nach beiden Seiten entschieden daß nicht jedes Farbige der Vorstellungspoesie und nicht jedes Grau der Begriffspoesie — welches letztere Hegel für Philosophie in Anspruch nimmt — wahr heißen könne, sondern es muß die wahre Erkenntniß darin gelegen sein, die rechte Farbe und das rechte Grau für jene wie für diese nachzuweisen.

Es käme also an auf eine Orthodoxie des Farbigen und Grauen, wie solche für das Christenthum gesucht, in der Tradition häufig durch Ketzereien gestört worden, in den Schulen der kirchenfreien Philosophie ebenso wenig zustandegebracht und doch als Ziel alles Vorstellens und Begreifens Kirchen wie Schulen vorgeschwebt. Sie beide wurden dadurch stets ineinander gewickelt, stritten über Vorzüge, und neuerdings ist ihre vereinigte Bestrebung der speculativen Theologie anheimgefallen, welche schon durch ihren Namen sich als eine begriffspoetische ankündigt. Wirklich enthalten theologische Schriften, sofern sie nicht blos historisch-kritische Untersuchungen und Auslegungen vorbringen, die Lehren neudeutscher Philosophie, welche als Religionsphilosophie reinigende Vollendung des Christenthums oder dessen Beseitigung herbeiführen sollen, und Noack wird unter Denen gerühmt welche dafür am weitesten fortgeschritten.

Wenn Religion im Allgemeinen Verehrung höhern Wesens ist als der Mensch, so scheint mit dieser Bestimmung schon ein Dualismus anerkannt, nämlich des Verehrten und Verehrenden, welchen der Monismus zu verflüchtigen bemüht ist, dadurch aber den wesentlichen Charakter der Religion aufhebt. Noack sieht dieses bei Hegel und Feuerbach; er sagt („Theologische Encyklopädie"): „Indem Hegel die Religion als Entwickelung Gottes zum absoluten Selbstbewußtsein durch die Vermittelung des endlichen Geistes faßte, ist die Religion als solche ihrem wahren specifischen Wesen nach aufgehoben und die in die Entzweiung eingegangene und im absoluten Wissen wiederum mit sich versöhnte Gottesidee selbst an die Stelle des religiösen Verhältnisses gesetzt. Somit war es nur die ausgesprochene Thatsache und Consequenz des Hegel'schen Standpunkts, wenn L. Feuerbach diesen Unterschied als den wesentlichen und absoluten Gegensatz des religiösen und philosophischen Standpunkts offen verkündigte und das Christenthum als die Religion des Widerspruchs bezeichnete und die sich selbst verstehende Theologie in Anthropologie verwandelte. Seine Wahrheit und relative Berechtigung besteht in der entschiedenen Rückkehr von hohlen Transscendenzen auf den menschlichen Standpunkt; die Aufgabe der Philosophie besteht nun darin, das Wesen der Religion als dem wahren Wesen des Menschen immanent und mit demselben identisch aufzuzeigen. Nach Feuerbach ist Religion die Identität des menschlichen Wesens mit sich selbst. Damit ist uns das reine Selbstbewußtsein als solches bezeichnet, ohne daß die Beziehung auf das demselben immanente transscendente Princip, welches die absolute Bedingung des Selbstbewußtseins ist, ebenfalls in die Definition aufgenommen wäre. Erst wenn dieses geschehen, kommt der adäquate Begriff des religiösen Selbstbewußtseins oder der Religion schlechthin zu Stande." (S. 486 fg.)

Hiernach ist der wahre Monismus bei Hegel und Feuerbach nicht anzutreffen. In ihrem Religionsbegriff sind die beiden Seiten des religiösen Verhältnisses zur Identität zusammengegangen; bei jenem verlor sich das menschliche Selbstbewußtsein in die objective Seite, die Selbstentwickelung Gottes zum Sichwissen im Menschen; bei diesem trat die subjective menschliche Seite so sehr in den Vordergrund daß die objective, nämlich Gott, nicht zu ihrem Rechte kam. Schleiermacher ahnte dies und ging zurück auf die jenen beiden zum Grunde liegende tiefere Einheit des unmittelbaren Selbstbewußtseins. Doch ist ein Mangel, der noch von den gewöhnlichen Vorstellungen vom Wesen der Religion ihm anklebt, daß das passive Verhalten des Ich die Hauptsache ist und die Freiheit und Thätigkeit des Subjects fast verschwindet und das Wesen der Religion als schlechthinnige oder absolute Abhängigkeit bestimmt wird, welcher gegenüber die freie That ein Jenseitiges und Transscendentes für das menschliche Bewußtsein blieb.

Mag sein daß Schleiermacher die Abhängigkeit zu sehr in den Vordergrund stellt, ein Merkmal der Religion ist sie gewiß, und zwar ein aus Dualismus entspringendes, wobei die eigene That — wenn auch abhängig — nicht als ein Jenseitiges, sondern als ein dem Menschen Angehöriges im Bewußtsein erkannt wird. Das Maß der Abhängigkeit kann größer oder kleiner gedacht werden, aber solange dem Worte ein Sinn bleibt, ist mit ihr ein Verhältniß des Menschen und seiner persönlichen Wirksamkeit zum höhern Wesen ausgedrückt.

Noack nennt „das Wesen des Menschen das Ich, als den einen und ewigen Grund von Allem was an und in ihm ist, und in Allem was der Mensch ist ist der Mensch seine eigene That und Selbstbestimmung; wenn daher die Religion wesentlich zur Menschheit gehört, so ist der ewige Grund derselben das menschliche Wesen, das Ich". Dies mag gelten für den intellectuellen Kreis des Bewußtseins; das Ich begleitet nicht allein alles Denken, Vorstellen und Handeln, sondern es ist das denkende, vorstellende und handelnde Wesen. Nun fährt Noack fort: „Es ist allgemeine Thatsache daß das menschliche Selbstbewußtsein seinen ewigen Halt und Bestand, seine wahrhafte Wirklichkeit in einem andern und höhern hat, und daß der menschliche Geist, indem er zu sich selbst kommt und sich als Ich erfaßt, in diesem unmittelbaren Acte selbst nothwendig dieses höhere von ihm selbst unabhängige Princip mitgesetzt findet" (S. 114). Wie so? Man dürfte meinen, damit sei eben der Ansicht Schleiermacher's beigestimmt und Dasjenige bezeichnet was von Theologen und Philosophen als innere Vernunftoffenbarung der äußern historischen gegenübergestellt worden. Jedenfalls ist das höhere von dem subjectiv sich erfassenden Ich durch es selbst unabhängig gesetzte ein objectives und bewährt den ursprünglichen Dualismus des menschlichen Selbstbewußtseins. So soll es indessen laut dem Monismus des Verfassers nicht genommen werden, denn er sagt: „Dieses immanent-transscendente Princip wird in der Vorstellung als äußerlich bleibend in ein räumliches und zeitliches Jenseits gesetzt." Abgesehen von dem Räumlichen und Zeitlichen, welche für das Ich ebenso wol ein Diesseits als ein Jenseits sind, bleibt doch die Setzung als ein objectives vollkommen berechtigt, denn es war in der Immanenz des Gedankens die Transscendenz mitgesetzt, also ein Nichtsubjectives, gleichwie bei der Immanenz jedes Denkens ein Bezug auf das Gedachte. Soll die Immanenz für sich Alles in Allem sein, so muß die Transscendenz des Gedachten wegfallen und das Ich sich selber objectiviren auf Feuerbach'sche Weise, oder Gott sich im menschlichen Bewußtsein subjectiviren nach Hegel's Angabe, damit aber jene von Noack aufgestellte Thatsache des menschlichen Bewußtseins und der Religion selbst in Schein sich verwandeln.

Dennoch erklärt der Verfasser die Idee der Religion, welche ihm mit der Idee der Offenbarung schlechthin zusammenfällt, als die *Idee der Gottmenschheit oder der ewigen göttlichen Persönlichkeit des Menschen* (S. 144). Gewaltsam wird die Transscendenz des Gedankens von der Immanenz verschlungen oder vielmehr darin aufgehoben und der Dualismus des Bewußtseins verleugnet. Objectivirung der Religionen erscheint sodann als durchgehender Irrthum der Menschengeschichte, und der Verfasser nimmt Anlaß, die verschiedenen Religionssysteme der Völker seiner Beurtheilung zu unterwerfen, bei denen natürlich immer Begriffspoesie und Vorstellungspoesie mitgewirkt und welche nach dem Standpunkte jedes Beurtheilenden eine verschiedene Würdigung gestatten, die man ihnen hat in neuern Schriften hinreichend zu-

theil werden lassen. Das persönliche Selbstbewußtsein des religiösen Geistes soll sich „nach seiner subjectiven Seite in den religiösen Genien oder Heroen zur Erscheinung bringen, und in diesem Gebiet repräsentiren wiederum die religiösen Genien im höchsten Sinn des Worts, zum Theil als Religionsstifter, das religiöse Bewußtsein in seiner freien persönlichen Vollendung, die Priester den religiösen Verstand, die Propheten die religiöse Phantasie und das Gemüth" (S. 251). Gut dann; was sie begeistert mittheilen und wirken, befestigt bei den Zeitgenossen die Objectivität der Transscendenz ihres religiösen Bewußtseins, ist eine äußere Offenbarung, welche der innern entspricht und jene entschiedene Gewißheit der Ueberzeugung hervorbringt welche den Gläubigen auszeichnet. Religion wird weiter darin sich erweisen, das Verhältniß des Menschen zur Gottheit stets vor Augen zu haben, Störungen desselben zu vermeiden und entstandene zu entfernen, wofür die gottesdienstlichen Gebräuche, besonders Opfer, eingeführt wurden. Mit der Idee ewiger göttlicher Persönlichkeit des Menschen, welche laut dem Verfasser mit der Offenbarung zusammenfällt, fehlt hierfür alle Veranlassung und Bedeutung; denn es ist die zeitliche, menschliche Bedürftigkeit, welche im Selbstbewußtsein ein Höheres als die eigene Peesönlichkeit anerkennt und einen Gott verehrt, weil sie kein ewiges Göttliches in sich selbst findet.

Gottmenschlichkeit, wie man sieht, ist eine Aufhebung des Transscendenten im Selbstbewußtsein, mithin eine Aufhebung der Religion, sie ist eine sich genügende Anerkennung des eigenen Wesens, und Noack nimmt diesen Standpunkt für seine Ansicht des Christenthums. „Der Mensch als Adam, der natürliche aus seiner Natürlichkeit zu seiner Idee sich emporringende Mensch bildet das Interesse der Phänomenologie, der andere Adam, der erschienene Gottmensch, der sich zum Bewußtsein der Einheit Gottes mit der Menschheit und der Menschheit in Gott erhoben und in und aus dem Bewußtsein dieses wahren universalen Wesens der Menschheit heraus gehandelt und gelebt hat, ist nun eben der concrete Inhalt der Ideologie des religiösen Geistes. Sofern Jesus sein gotteiniges Selbstbewußtsein auch im Leben und Thun unmittelbar ausprägte und sich selbst als plastische Gestalt dieses Gottesbewußtseins hinstellte, ist er der Erlöser der Menschheit geworden, die in ihm ihr eigenes Ideal zum ersten male ungekannt und ungewußt in gegenständlicher Wirklichkeit zum ersten male schaute." (S. 380, 403.) Das an philonisch-neuplatonische Philosophie sich anschließende System des Origenes hält der Verfasser für den reifsten Ausdruck des urchristlichen Selbstbewußtseins in seiner noch dualistisch-transscendenten, über Gegensatz von Unendlichem und Endlichem, Nothwendigkeit und Freiheit nicht hinauskommenden Bestimmtheit. (S. 429.) Allein der Verfasser hatte doch das Transscendente im ursprünglichen religiösen Bewußtsein anerkannt, mithin auch den Dualismus, welchen er durch diese Aeußerungen verwirft. Das Christenthum hingegen hält an dem Dualismus fest, Christus betete zu Gott, und die Gottmenschlichkeit des Verfassers könnte nur zu sich selbst beten; sodaß man das Wesen der Religion und des Christenthums weder in dem Monismus Hegel's noch demjenigen Feuerbach's noch dem verbessernwollenden des Verfassers zu finden weiß und von ihm sagen muß, was er von Hegel mit Recht behauptet: „dieser habe die Religion als solche ihrem wahren specifischen Wesen nach aufgehoben." Am Ende möchte dann die irgendwo ausgesprochene Behauptung gerechtfertigt sein, es führe die Philosophie alle mal zum Atheismus, wenigstens gewiß die neuerdings beliebte des Monismus, von welchem sich loszusagen die Gottmenschlichkeit der Philosophen ihnen nicht gestattet.

Gleichsam zur Strafe macht sich bei Noack der aus menschlichem Bewußtsein vertriebene Dualismus in der Bestimmung des Wesens der Gottheit wieder geltend, welches von ihm nach Solger ein ewig seiendes und nichtseiendes (dualistisch) genannt wird. Wir lesen: „Gott ist in seinem an sich seienden Wesen, in seiner reinen Innerlichkeit für die Erkenntniß unfaßbar, in sich selbst ein rein einfaches und eigenschaftsloses, keinem Werden und Wechsel, keiner Veränderung und Entwickelung unterworfenes, in sich selbst rein vollendetes und in sich verharrendes in ewiger Sichselbstgleichheit und reiner Freiheit vor, in und über (dualistisch) allem Dasein und Bewußtsein verharrendes Wesen, welches als eins und dasselbe in Allem und Jedem gegenwärtig und offenbar, die durch Alles und Jedes hindurchschreitende, gleichwol vom Zusammenhange der Weltentwickelung und des Bewußtseins unberührte und in Allem zugleich über (dualistisch) Allem unendlich erhabene Voraussetzung alles Daseienden ist." (S. 496.)

Zum Schluß noch lehrt der Verfasser: „Nicht die Sittlichkeit ist Mutter der Religion, sondern umgekehrt Religion Mutter der Sittlichkeit." Was kann die Tochter bedeuten, wenn die Mutter ihrem wahren specifischen Wesen nach aufgehoben ist?

> O quam misera res est homo, nisi supra
> humana se exerexerit. (Seneca.)

36.

Notizen.

Das classische Alterthum und die moderne Cultur.

Wilhelm von Humboldt schrieb einmal an Goethe (vergl. die Schrift des Letztern: „Winckelmann und sein Jahrhundert", in der neuesten Octavausgabe XXIV, 18 fg.): „Ich kenne für mich nur noch zwei schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge; nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist als dies ganze Geschlecht." In diesen Worten spricht sich Nichts weniger als ein wollüstiges Schwelgen in der Antike und eine übertriebene Begeisterung für das römische Alterthum, sondern vielmehr ein ganz richtiges und gesundes, nur freilich von der innigen Kenntniß des Geistes des antiken Lebens und des römischen Alterthums und von warmer edler Liebe dazu getragenes Gefühl aus, nämlich das Gefühl: daß, jemehr der Alles nivellirende Sinn moderner Cultur und Civilisation an dem irgendwie auf uns gekommenen Leben des Alterthums restaurirt und nach einem gewissen Systeme an den äußern Erscheinungen seiner innerlichen und naturwüchsigen Entwickelung herumkünstelt, das antike Leben und das antike Wesen verschwindet und seine eigenste Natur verliert. Wie es wahr ist daß die antiken Statuen und Sculpturen, die der griechische Boden, die griechische Luft und der griechische Himmel geboren und gepflegt hat, wenn sie aus dieser Sphäre gerissen und in ein anderes Klima versetzt werden, die Bedingungen ihres eigensten Wesens verlieren und der rechten Grundlage für ihr innerstes Verständniß, für das wahre Kunststudium entbehren: so ist auch das moderne und kunstgerecht modernisirte Rom, so ist in gleichem Geade das ganze, nach dem Systeme moderner Wissenschaft cultivirte Alterthum nicht mehr das antike Rom, nicht mehr das Alterthum selbst. Noch mehr als dies von Rom und von dem römischen Alterthume wahr ist, gilt es vielleicht von Geiechenland; und wenn es auch aus mancherlei Gründen geradezu unmöglich gewesen, in das Leben des in sehr beschränkter Weise wiedergeborenen Griechenlands das Leben des hellenischen Alterthums zurückzuführen, so kann doch Niemand der ein richtiges Gefühl und ein gesundes Urtheil hat leugnen wollen daß die Spuren altgriechischen Lebens und Wesens, die sich in den Verhältnissen des neuen Griechenland erhalten haben, umsomehr haben verwischt und verdrängt werden müssen, jemehr man dort im modernen Sinne hat cultiviren und restauriren wollen. Moderne Cultur ist im antiken Sinne oft nur — die Barbarei der Uncultur.

8.

Georg Stephens.

Die englischen Journale kündigten vor Jahresfrist den Tod eines dramatischen Dichters an, auf den das englische Theater die lebhaftesten Hoffnungen gegründet hatte. Georg Stephens war der Verfasser eines Romans, der bei seinem Erscheinen viel Aufsehen erregte und „Die Handschriften Erdely's" hieß, sowie eines Dramas mit Chören und Musik: „Martinuzzi". Andere Dramen, die nicht zur Aufführung kamen und von denen wir den „Vampyr", „Die Königin von Ungarn", „Montezuma" anführen wollen, hatten die Aufmerksamkeit aller Derer auf sich gezogen die ein dramatisches Talent auch außerhalb der Bühne [an]erkennen. Die Phantasie war der vorherrschende Zug des Verfassers, der in manchen Punkten Zacharias Werner glich und dem es zum allgemeinen Beifall des modernen Publicums nur an einiger Mäßigung seines leidenschaftlichen, oft beredten, oft aber auch geschmacklosen Ausdrucks fehlte. Seine Tragödie „Martinuzzi" war im Jahre 1840 als Oper im Lyceum zur Aufführung gekommen und der Verfasser hatte in der That die Arien und die Musik dazu gegeben, um das Gesetz zu umgehen, welches dem privilegirten und dem Haymarket-Theater das Recht Trauerspiele aufzuführen allein gewährte. Stephens, ein großes, aber ungeregeltes Talent, war vom Glück nicht begünstigt, seine Gesundheit war lange Zeit angegriffen und er starb am 15. October 1851 in London. 11.

Die nordamerikanische Tagespresse.

Laut den über die nordamerikanische Tagespresse veröffentlichten statistischen Nachweisen besaßen die Vereinigten Staaten im Juni 1851 nicht weniger als 2800 dahin gehörige Blätter und Zeitschriften. Davon erschienen:

täglich	350	mit einem Absatze von	750,000 Exempl.
3 mal wöchentlich	150	" " "	75,000 "
2 " "	125	" " "	80,000 "
1 " "	2000	" " "	2,875,000 "
halbmonatlich	50	" " "	300,000 "
monatlich	100	" " "	900,000 "
vierteljährlich	55	" " "	29,000 "

Von der Gesammtsumme der verschiedenen Zeitungen treffen 424 auf Neu-England, 876 auf die Mittelstaaten, 716 auf die südlichen und 784 auf die westlichen Staaten, und im Durchschnitt trifft eine Zeitung auf 7161 freie Einwohner. 13.

Bibliographie.

Deutsches Balladenbuch. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von A. Ehrhardt, Theobald v. Oer, H. Plüddemann, L. Richter und E. Schurig. 1ste Lieferung. Leipzig, G. Wigand. Hoch 4. 10 Ngr.

Belani, H. E. R., Kronprinz Friedrich, seine Zeit und der Hof seines Vaters Friedrich Wilhelms I. Geschichtliches Lebensgemälde und Zeitbild. Drei Theile. Leipzig, E. L. Fritzsche. 1853. 8. 4 Thlr.

Binzer, E. E., Gedichte. Kopenhagen, Schwartz. 1853. 8. 1 Thlr.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 8ter Band. — A. u. d. T.: Heinrich v. Veldeke. Herausgegeben von L. Ettmüller. Leipzig, Göschen. Gr. 8. 1 Thlr.

Diez, Katharina, Dichtungen nach dem Alten Testament. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Düringsfeld, Ida v., Amimone. Ein Alpenmärchen vom Genfersee. Breslau, Trewendt u. Granier. 16. 22½ Ngr.

Die Eroberung Livlands unter Peter dem Großen. Historischer Roman. Nach dem Russischen. Dessau, Katz. 8. 3 Thlr.

Féval, P., Pfingstrose. Aus dem Französischen. 1stes und 2tes Bändchen. Quedlinburg, Basse. 16. 10 Ngr.

Grün, A., Gedichte. 10te Auflage. Leipzig, Weidmann. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heine, H., Die Harzreise. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1853. 16. 27 Ngr.

Helfferich, A., Engländer und Franzosen. Eine Parallele. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr.

Heyse, P., Die Brüder. Eine chinesische Geschichte in Versen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Jordan, A., Schloß und Wald. Berlin, Schroeder. 16. 27 Ngr.

Karczewski, P. A. O. v., Enthüllungen des Landes-Lotterie-Wesens oder die fünf Senatoren in Genua. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 15 Ngr.

Kinkel, Johanna, Acht Briefe an eine Freundin über Clavier-Unterricht. Stuttgart, Cotta. 8. 12 Ngr.

Klopp, O., Geschichten und Charakterzüge der deutschen Kaiserzeit von 843—1125. Nach den Quellen erzählt. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Köpke, E., Charlotte v. Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe. Berlin, Hertz. Gr. 12. 20 Ngr.

Mautner, E., Lustspiele. I. Das Preis-Lustspiel. II. Gräfin Aurora. Wien, Wallishausser. Gr. 12. 1 Thlr.

Mejer, O., Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland dargestellt. 1ster Theil. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Morel, G., Gedichte. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 16. 24 Ngr.

Mutzl, S., Die Cella S. Maximiliani zu Bischofshofen und die älteste Geschichte Bayerns. Regensburg, Manz. Gr. 4. 7½ Ngr.

Riendorf, M. A., Die Hegler Mühle. Cyklus märkischer Lieder. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Radowitz, J. v., Gesammelte Schriften. 1ster Band. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

— — Dasselbe. 2ter Band. — A. u. d. T.: Reden und Betrachtungen. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Sagen und Märchen. Gesammelt und herausgegeben von einem katholischen Geistlichen. Mit 1 Titelkupfer. Emmerich, Romen. 8. 20 Ngr.

Scherr, J., Geschichte deutscher Cultur und Sitte. In drei Büchern dargestellt. 1stes Buch: Katholisch-romantische Zeit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwerin, Franziska, Gräfin, Das Testament des Juden. Ein Roman. Drei Bände. Königsberg, Samter. 8. 3 Thlr.

Sorg, R., Vier Predigten über den Selbstmord. Ravenburg, Dorn. Gr. 8. 5 Ngr.

Stowe, H. B., Sklaverei in dem Lande der Freiheit oder das Leben der Neger in den Sklavenstaaten Nordamerika's. Nach der 15. Auflage von Onkel Tom's Cabin. Mit einem Vorworte. Vier Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr.

Magdeburger Weisthümer, aus den Originalen des Görlitzer Rathsarchives herausgegeben von T. Neumann. Mit einem Vorwort von E. T. Gaupp. Görlitz, Heyn. 8. 1 Thlr.

Wildermuth, Ottilie, Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben. Stuttgart, A. Krabbe. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wohlmuth, L., Blumen des Bayrischen Hochlandes. Dichtungen. Erlangen, Palm u. Enke. 1853. Gr. 8. 12 Ngr.

Wolff, J. W., Die deutsche Götterlehre. Ein Hand- und Lesebuch für Schule und Haus. Nach J. Grimm u. a. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 20 Ngr.

Zimmermann, R., Was erwarten wir von der Philosophie? Ein Vortrag beim Antritt des ordentlichen Lehramts der Philosophie an der Prager Hochschule gehalten am 26. April 1852. Prag, Credner u. Kleinhub. Gr. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XLIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli**, **August** und **September** enthaltend.

(Nr. **I**, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XVIII, XIX, XX und XXII des Literarischen Anzeigers; Nr. **II**, die Versendungen vom April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. XXX und XXXII.)

63. **Ahn (F.), A new practical and easy method of learning the German language.** First course. Third edition. 8. Geh. 10 Ngr.

Der zweite Cursus erschien 1850 in zweiter Auflage und kostet 12 Ngr.

Hierzu erschien:

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. 8. 1851. 5 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. 8. Premier cours. 4me édition. 1851. 8 Ngr. — Second cours. 2me édition. 1850. 10 Ngr. — Troisième cours. 1852. 8 Ngr.

64. **Camoens (L.), Sonette.** Aus dem Portugiesischen von **Louis von Arentsschildt.** 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zum ersten male erscheinen hier die Sonette des unsterblichen Dichters der „Lusiade" in deutscher Uebersetzung und werden nicht blos den Freunden der portugiesischen Literatur, sondern allen für echte Poesie Empfänglichen Genuß gewähren. Der verdienstvolle Uebersetzer, der sich rühmen kann, hiermit den größten Dichter der Portugiesen als Lyriker in Deutschland einzuführen, sagt in dem der höchst gelungenen Uebersetzung vorangehenden „Leben des Dichters" mit Recht: „Des Camoens Canzonen, Terzinen und Sonette, gedankentief und formvollendet, sind in ihrer Art das Schönste, auf welches irgend ein Volk Ursache hat stolz zu sein."

65. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Einundvierzigstes bis achtundvierzigstes Heft, oder sechster Band. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

66. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) Neue Ausgabe in 96 Lieferungen. Siebenundzwanzigste bis sechsunddreißigste Lieferung. Jede Lieferung $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Mit der achtundzwanzigsten Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln), mit der sechsunddreißigsten Lieferung die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln).

Monatlich erscheinen in der Regel zwei bis vier Lieferungen; der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung gratis geliefert.

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text, Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. **Prachtbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

67. **Demiurgos.** Ein Mysterium. Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Diese großartig angelegte und bei ungewöhnlicher Tiefe dennoch mit durchsichtiger Klarheit ausgeführte Dichtung eines in der Literatur wie in der politischen Welt nicht unbekannten Autors, wird nicht verfehlen, in den weitesten Kreisen Aufsehen zu erregen. Zur Bezeichnung der Gattung sind als ihre nächsten Verwandten das Buch Hiob und die Komödien des Aristophanes, die „Divina commedia" Dante's und Goethe's „Faust" zu nennen. Sie bekämpft, bald mit schneidendem Ernst, bald mit humoristischer Satire, den Idealismus der Gegenwart in seinen Auswüchsen, zumal die sentimentale Weichlichkeit, die sich für Humanität ausgibt. Zugleich aber erhebt sie sich als ahnungsvolle Prophetie zu einer Verklärung und Erneuerung der uralten ewigen Ideale und versucht, als eine moderne Theodicee, in der erkannten und eroberten Welt auch den heiligen Bildern den gebührenden Platz wieder zu erringen, in denen die Vorzeit ahnte, was wir begreifen.

68. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Fünfundachtzigstes bis siebenundachtzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis siebente Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

69. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch darge-

stellt. Dritter Band: Mollusken. Erste Abtheilung: Cephalopoden. Zweite Hälfte. 8. Geh. 3 Thlr.

Die erste Hälfte (1851) kostet 2 Thlr.

Der erste Band, die **Wirbelthiere** enthaltend, besteht aus folgenden drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:

I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 18 Ngr.

II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.

III. **Die Fische der Vorwelt.** 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der zweite Band wird die **Gliederthiere** behandeln und erst nach Beendigung des dritten Bandes erscheinen.

70. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** 2c. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Dritte Lieferung. (Cabassilae—Elssner.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

71. **Kapper (S.), Die Gesänge der Serben.** Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

Der durch seine „Südslawischen Wanderungen", die Dichtung „Fürst Lazar" u. s. w. schnell bekannt gewordene Verfasser veröffentlicht in vorliegendem Werk zum ersten mal kritisch und nach den einzelnen Helden geordnet in Anknüpfung an „Die Volkslieder der Serben" von Talvj den reichen **Liederschatz des serbischen Volks**, vom Ende des 14. Jahrhunderts bis auf die serbische Revolution, in trefflicher deutscher Uebersetzung. Bildet somit das mit werthvollen Erläuterungen versehene Werk einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des Südslawenthums und insbesondere der serbischen Literatur, so ist dasselbe zugleich allen Freunden echter Volkspoesie zu empfehlen.

72. **Koenig (H.), Auch eine Jugend.** 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Die Jugendgeschichte eines unserer beliebtesten Romanschriftsteller, **Heinrich Koenig** in Hanau, des Verfassers von „William Shakspeare" (zweite Auflage, 1850), „Die Clubisten in Mainz" (1847) u. s. w., die den Leser in eine schon ziemlich vergessene Zeit zurückversetzt und ihm Zustände der Gesellschaft und Lebenslagen des Autors vorführt, die durch Eigenthümlichkeit ersetzen, was ihnen vielleicht an großen und auffallenden Erlebnissen abgeht. „Knabenwege" und „Studentenwandel" sind die Hauptabschnitte dieser anziehenden Selbstbiographie überschrieben.

73. **Kützing (F. T.), Grundzüge der philosophischen Botanik.** Zweiter Band. Mit 20 Tafeln Abbildungen. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste Band (1851) hat denselben Preis.

Dr. **Kützing**, der mit seiner 1843 erschienenen „Phycologia generalis" bekanntlich eine neue Epoche auf diesem Gebiete begründete, gibt der dort befolgten Methode der Naturforschung in diesem neuen Werke eine allgemeine Bedeutung. In dem ersten Bande folgt einer historischen Einleitung die Darstellung seiner Methode vom philosophischen Standpunkte aus. Dann untersucht der Verfasser, zu dem praktischen Theile der Botanik sich wendend, die Stoffformen und das Zellenleben in seiner ganzen Ausdehnung. Daneben befinden sich zahlreiche neue Untersuchungen, durch die beigegebenen Abbildungen erläutert. Der zweite Band erörtert die morphologische Behandlung der Hauptpflanzengruppen und das Verhältniß der Pflanzen zur übrigen Natur. Es wird dieses mit dem soeben erschienenen zweiten Bande jetzt vollständig vorliegende Werk wegen seines allgemeinen chemisch-physiologischen und philosophischen Gehalts das Interesse der Botaniker, wie auch das der Chemiker, Physiologen und Philosophen gewiß in hohem Grade erregen.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. 4. 1843. In Carton. 40 Thlr.

Species Algarum. 8. 1849. 7 Thlr.

74. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von **Dr. F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. Dritte Lieferung. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von großem Interesse für jeden **Gebildeten** der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem **praktischen Arzte**, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser Atlas besonders dem **angehenden Mediciner** ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch große Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, daß der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Diese mit 31 Kupfertafeln bereicherte **zweite vermehrte und verbesserte Auflage** wird in Jahresfrist vollständig erschienen sein.

Probelieferungen sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

75. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Dritter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Band 1 und 2 (1850—51) haben gleichen Preis.

I. Jon, oder die Kunst des Rhapsoden. — Hippias der Größere, oder das Schöne. — Hippias der Kleinere, oder die Lüge. — Alkibiades der Erste, oder der angehende Staatsmann. — Lysis, oder die Freundschaft. — Charmides, oder die Besonnenheit. — Laches, oder die Tapferkeit. — Protagoras, oder die Sophistenlehre. — Anhang einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke. — Alkibiades der Zweite, oder das Gebet.

II. Euthydemos, oder der Silbenstecher. — Menon, oder die Bürgertugend und die Erinnerung an ein früheres Dasein. — Euthyphron, oder von der Gottseligkeit. — Die Vertheidigungsrede des Sokrates. — Kriton, oder Sokrates im Gefängniß. — Gorgias, oder vom eigentlichen Wesen der Staatsberedtsamkeit. — Kratylos, oder die Wortbildung.

III. Theätetos, oder die geistige Entbindungskunst. — Parmenides, oder das Eine. — Der Sophist, oder das Treibjagen. — Der Staatsmann, oder das wahre Königthum.

76. **Raumer (F. v.), Vermischte Schriften.** Erster Band. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sammlung vermischter Schriften wird drei Bände umfassen.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. 1840—42. 12 Thlr.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

77. **Schulze (E.), Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Außerdem erschien von E. Schulze ebendaselbst:

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.

——— Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. 1849. Gebunden 3 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht.

Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. 1851. Gebunden 1 Thlr.

Octav-Ausgabe. Achte Auflage. 1842. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. Ausgabe mit Kupfern, geb. 2 Thlr. Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb. 3 Thlr.

78. **Schwabe (J.), Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine.** (1805, 1826, 1827.) Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar **C. L. Schwabe.** 12. Geh. 24 Ngr.

Durch diese Schrift, die nur authentische und bisher noch nirgend abgedruckte Actenstücke mittheilt, kommt zum ersten male Licht in eine Angelegenheit, die bisher auf die verschiedenartigste Weise erzählt wurde. Sie bildet insofern ein unentbehrliches Supplement zu den Biographien **Schiller's** von Frau von Wolzogen, Schwab, Hoffmeister, Viehoff u. A. und wird allen Verehrern Schiller's willkommen sein.

79. **Die Segnungen des Zollvereins.** Eine statistische Skizze. 8. Geh. 6 Ngr.

Der Verfasser weist in der überzeugendsten Weise an statistischen Thatsachen nach, daß mit dem steigenden schutzzöllnerischen Charakter des Zollvereins die Production und der Wohlstand der zollvereinsländischen Bevölkerung in gleichem Schritt gesunken sei. Die Schrift verdient deshalb die aufmerksamste Beachtung von Seiten Aller, die an der Entscheidung der schwebenden Zoll- und Handelsfragen Deutschlands Interesse nehmen.

80. **Talvj, Die Auswanderer.** Eine Erzählung. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die als geistreiche und gelehrte Schriftstellerin unter dem Namen **Talvj** längst rühmlichst bekannte Verfasserin hat kürzlich mit der Erzählung „Heloise" (1 Thlr. 10 Ngr.) auch das Gebiet des Romans mit dem besten Erfolg betreten. Sie läßt jenem ersten Roman gegenwärtig unter obigem Titel einen zweiten folgen, der durch **Schilderung der socialen Zustände Nordamerikas**, mit denen die Verfasserin durch zwanzigjährigen Aufenthalt in jener ihrer zweiten Heimath uns vertraut geworden, in Deutschland wie in Amerika die größte Beachtung verdient.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 44. —— 30. October 1852.

Inhalt.

Land und Leute in den Vereinigten Staaten.

1. Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von A. Kirsten. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Erwerbszweige, Fabrikwesen und Handel der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderer bearbeitet von J. C. L. Fleischmann. Stuttgart, Köhler. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Erster Artikel.

Beide Schriften sind zu denjenigen zu rechnen, welche in vorzüglichem Grade dazu beitragen, eine richtige Erkenntniß der amerikanischen Verhältnisse zu verbreiten. Sie empfehlen sich für Jeden der sich näher von dem Leben in den Vereinigten Staaten unterrichten will, und besonders sollten sie von Keinem ungelesen bleiben der Lust hegt sich dort eine neue Heimat zu suchen. Während Kirsten das Klima, die natürliche Beschaffenheit des Landes und dessen Erzeugnisse, den Charakter und die Lebensweise der Bewohner aus eigener Anschauung beschreibt, gibt Fleischmann, ebenfalls aus genauer persönlicher Kenntniß, ausführliche Nachricht über die Industrie, den Handel und die Staatseinrichtungen der Vereinigten Staaten. Das letztere Buch ist gleichsam ein Conversations-Lexikon des nordamerikanischen Geschäftslebens sowol für Auswanderer als für Kaufleute und Fabrikanten, welche dorthin bereits Verbindungen haben oder anzuknüpfen gedenken. Will man wissen wie es in den Vereinigten Staaten mit den Aerzten, Advocaten, Predigern, Lehrern, Buchhändlern, Buchbindern, Chemikern, Barbieren, Bergleuten, Drechslern, Gärtnern, Sattlern, Kupferschmieden, Kammachern, Musikanten u. s. w. in gewerblicher Beziehung steht, will man Auskunft über das dortige Bankwesen, den Binnenhandel, die religiösen Sekten, die Elementarschulen, die Centralregierung, das Zollwesen, das Militairdepartement u. s. w. haben, so darf man nur in dem alphabetischen Register nachschlagen, um sogleich das Gewünschte in klarer und bündiger Darstellung zu finden.

Der reiche Inhalt der genannten Bücher bietet so viel Interessantes und Nützliches dar daß ein näheres Eingehen auf diesen Stoff den Lesern der vorliegenden Blätter hoffentlich nicht unwillkommen sein wird. Wir wenden uns zunächst zu den „Skizzen" Kirsten's.

Wer deutsche Gemüthlichkeit, einen angenehmen geselligen Verkehr, herzliche Zutraulichkeit, feinen Sinn für schöne Künste und Wissenschaften oder auch nur ein mildes südliches Klima in Nordamerika sucht, muß nothwendig eine herbe Täuschung erleiden, wenn er, an Ort und Stelle angelangt, den Mangel oder das Gegentheil dieser verhofften Annehmlichkeiten vorfindet. So ging es Kirsten. Schon bei seiner Ankunft in Neuyork (Ausgang August 1846) machte er in Betreff des Klimas die widerwärtigsten Erfahrungen. Er hatte zwar erwartet dort einen wärmern Himmelsstrich zu finden, aber die Hitze war so entsetzlich daß er sie kaum ertragen konnte und davon ganz erschöpft wurde; Nachts fand er auch keine Erholung, theils weil die Hitze sich kaum verminderte, theils wegen der Muskitos und des ungewohnten Feuerlärms, der sich allnächtlich wiederholte. Da ihm auch sonst das Leben in dem geräuschvollen, aber vergnügungslosen Neuyork nicht gefiel, zog er bald nach Philadelphia, fand es jedoch hier noch weniger zusagend und wandte sich nach Baltimore; aber auch hier blieb er nur kurze Zeit, ebenfalls wenig von der Lebensweise befriedigt und immer noch, obgleich es schon October war, von unerträglicher Hitze geplagt. Seinen Entschluß nach Pennsylvanien zu gehen, um dort wieder deutsche Gewohnheiten zu finden, gab er auf, nachdem er sich vergewissert hatte daß dort die Menschen zwar größtentheils noch deutsch sprechen, übrigens aber mit den Deutschen fast nichts Verwandtes mehr haben und sich in ihrem Wesen beinahe gar nicht von den Amerikanern unterscheiden. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in der Landstadt Poughkeepsie ging er wieder nach Neuyork, wo er bis zu seiner 1849 erfolgten Rückkehr nach Deutschland seinen Wohnsitz nahm. Der Verfasser schreibt:

Nichts trat inmittelst ein was mich mit den Verhältnissen in Amerika hätte versöhnen können. Je länger ich dort verweilte, je vertrauter ich mit den dasigen Zuständen wurde, umsoweniger sagten sie mir zu.... So wurde mir nach dem Umschwunge der Verhältnisse in meinem Vaterlande der Entschluß leicht, ein Land zu verlassen das weder in klimatischer noch sonstiger Hinsicht mich befriedigte.

Hiermit glauben wir den Standpunkt welchen Kirsten bei Beurtheilung Nordamerikas einnimmt hinlänglich bezeichnet zu haben. Das war kein Land für ihn; der gemüthliche Süddeutsche konnte sich unter den kaltherzigen, selbstsüchtigen, ungeselligen, von ewiger Geschäftsthätigkeit getriebenen Amerikanern durchaus nicht wohl fühlen; ihren Sitten und Gebräuchen konnte er unmöglich Geschmack abgewinnen, und seine Individualität bedingte es nothwendig daß er das amerikanische Leben fast nur von seiner Schattenseite auffaßte. Wir wollen jedoch damit nicht gesagt haben daß seine Beobachtungen falsch seien; im Gegentheil, er gibt uns viele Mittheilungen deren Richtigkeit nicht zu bezweifeln ist. Wenn dieselben größtentheils ungünstig lauten, so mag es doch sehr ersprießlich sein, auch einmal in dieser Weise über Amerika sprechen zu hören, nachdem nur zu häufig ein übertriebenes Lob der dortigen Verhältnisse zu uns herübergeschallt ist und Viele die es hernach bitter bereut haben zur Auswanderung über den Ocean verlockt hat.

Zunächst widerlegt Kirsten die bei uns ziemlich allgemein verbreitete Vorstellung daß mit Inbegriff Virginiens bis zu den Staaten Neuenglands ein gemäßigtes Klima, ähnlich dem in Deutschland, herrsche und daß ein wärmerer Himmelsstrich erst in Nordcarolina beginne. Der Sommer ist selbst in den nordöstlichsten Gegenden der Vereinigten Staaten beiweitem heißer, der Winter dagegen, selbst in Pennsylvanien noch, durchschnittlich viel rauher und anhaltender als in Deutschland. Im Winter 1848/49 war der Hudson bei der Stadt Neuyork, welche mit Neapel unter gleicher Breite liegt, fest zugefroren. Dabei erreicht der Schnee im Staate Neuyork bis zu dessen Südspitze eine Höhe wie man sie in Deutschland in flachen Gegenden nie erlebt. Die Heftigkeit und Schärfe des Nord-, Nordwest- und selbst des Westwinds in der Winterszeit und bis zum Mai hinein ist für den Neuling fast unerträglich, wozu noch kommt daß die leicht gebauten Häuser und die schlechte Beschaffenheit der überall gebräuchlichen Schubfenster keinen gehörigen Schutz gegen den Andrang der Kälte gewähren. Auffallend ist es daß der Januar in der Regel nicht so kalt ist als der Februar und März. Im December und Januar kann man in Neuyork in den nach Mittag gelegenen Zimmern an einzelnen Tagen das Heizen füglich entbehren, schwerlich aber im März. Kälte bei ruhiger Luft findet beinahe niemals statt; sobald einmal der Winter eingetreten ist, weht beinahe beständig ein trockener, scharfer Wind. Noch strenger als in den erwähnten Gegenden ist die Kälte in dem westlichen Theile der Vereinigten Staaten unter gleicher Breite, weil umgekehrt wie in Europa, je weiter man nach Westen dringt, die Kälte umsomehr zunimmt, und nicht blos der Ohio, sondern auch der Mississippi bei St. Louis bildet nicht selten eine Eisdecke welche Wagen zu tragen im Stande ist. Dennoch erreicht die Kälte nicht die Grade wie in Deutschland, indem sie höchst selten 15 Grad übersteigt. Ihre Wirkung auf die Gewässer ist in ihrer Dauer und auf den menschlichen Körper in der Trockenheit zu suchen, indem die den Frost herbeiführenden Winde ungeheuere Landstrecken zurückzulegen haben, ehe sie bis zum Mississippi und vollends bis zur Ostküste der Vereinigten Staaten vordringen. Zwei bis drei Grade, verbunden mit heftigem Winde, lassen oft schon die Kälte unerträglich erscheinen. Daß trotzdem bis in die nördlichen Gegenden des Staats Neuyork Bäume und Pflanzen ganz im Freien ohne den geringsten Schutz fortkommen, die dasselbe den Winter über in Deutschland nicht vertragen können, z. B. der Pfirsichbaum, mag aus der Reinheit der Luft und dem Umstande daß nie kalte Nebel stattfinden zu erklären sein.

Wenn nun schon die Strenge und Dauer des Winters die in Deutschland übersteigt, so ist der nachtheilige Unterschied in Betreff des Sommers noch greller. Unsern Frühling kennt man in Nordamerika nicht; der Uebergang von der kalten zur heißen Jahreszeit ist kein allmäliger. Der Mai ist mitunter noch so eisig daß [illegible] den ersten Tagen des Juni die Bäume noch nicht [illegible] vollständiges Laub haben; sobald im Juni auch in [illegible] höhern Theilen Nordamerikas der Schnee und das [illegible] geschmolzen und die südlichen Winde herrschend [illegible] den sind, stellt sich gleich eine entsetzliche Wärme [illegible] die im Juli und August bis auf 32 Grad steigt [illegible] selbst im September noch drückend sein kann. Erst [illegible] den hellen Novembertagen genießt man eine [illegible] Temperatur und dies ist die allein angenehme Jahreszeit in jenen Gegenden. Die scharfen [illegible] des schneidend kalten Winters und des [illegible] Sommers machen es einem Einwanderer aus [illegible] oder Süddeutschland schwer sich zu akklimatisiren, [illegible] unter den vielen Unbehaglichkeiten welche ihn dort [illegible] stigen keine der kleinsten ist.

Der Boden ist in der Nähe der größern [illegible] nicht so angebaut als man erwarten sollte; doch [illegible] in weiterer Entfernung von denselben nicht so [illegible] einsam als man sich häufig bei uns vorstellt. [illegible] ner Urbarmachung nicht zu große Hindernisse [illegible] stehen, finden sich Farmen dicht gedrängt zusammen [illegible] dann alle zwei bis drei Meilen kleine Städte. [illegible] liche Feldfluren, die sich über Flächen von [illegible] Viertelstunden ausdehnen, gibt es nicht; jede Farm [illegible] vielmehr ihre eigene Bewirthschaftung, und nur [illegible] ner Theil der dazu gehörigen Ländereien wird [illegible] treide bebaut. Dörfer in unserm Sinne findet [illegible] den Vereinigten Staaten nicht; außerhalb der [illegible] trifft man entweder blos einzelne Wohnhäuser der [illegible] wirthe mit den meistens einige Hundert Schritte [illegible] entfernten Stallgebäuden und Scheunen; oder [illegible] Häuser sich zusammen finden, sind sie so angelegt daß [illegible]

Anfang einer Stadt bilden können, und ihr Aeußeres gleicht auch denen der Städte. Dadurch daß die Farmen mit ihren bebauten und unbebauten Ländereien, Weideplätzen und Holzungen bis in die unmittelbare Nähe der Städte reichen, unterscheiden diese letztern sich sehr in ihren Umgebungen, wiewol nicht zu ihrem Vortheile, von den mit schönen Gärten und Spaziergängen umringten Städten Deutschlands.

Die zahmen Thiere unterscheiden sich fast gar nicht von den in Deutschland sich vorfindenden; hin und wieder sieht man ungehörnte Kühe und Ochsen, die aus China stammen sollen; den Schweinen mangeln die Borsten, und durch ihre unförmliche Dicke gewähren sie oft einen widerlichen Anblick. Von wilden Thieren ist in den bewohnten Gegenden Nichts zu spüren; das eigentliche Wildpret ist infolge der Jagdfreiheit und weil keine Hegezeit stattfindet nur noch in den ödern Landstrichen zu finden. Als ein beklagenswerther Unfug erscheint es daß auch auf die kleinsten Vögel Jagd gemacht wird und deren Nester muthwillig zerstört werden; daher zeigt sich in der Nähe der größern Städte im Sommer und Winter höchst selten ein Vogel; nur im Frühjahr und Herbst während der Wanderzeit sieht man dergleichen in ansehnlicher Menge. Von den in Deutschland vorkommenden wilden Vögeln trifft man nur die Raben und zwei Arten Schwalben; aber kein Vogel ist dort, der überall auf den Städten und in den Feldern sich fände wie unser Sperling. Dieser Armuth an Vögeln steht ein ungeheuerer Reichthum an Fischen, Hummern, Meerspinnen, Schildkröten und Austern entgegen. Häufig sieht man dort Tag- und Nachtfalter welche an die südamerikanischen erinnern; viele andere gleichen den schönsten deutschen Arten, und einer der gemeinsten ist der Trauermantel. Unter den Käfern, die sich wenig von den deutschen Arten unterscheiden, ist die ungeheuere Anzahl kleiner Leuchtkäfer besonders bemerkenswerth; im hohen Sommer erfüllen diese überall in Gärten, Wiesen und Waldungen beim Eintritt der Dämmerung die Luft, tummeln sich von dem Erdboden bis zur Spitze der Bäume herum und verbreiten ein funkelndes, fast blendendes Licht. Minder angenehm sind freilich viele andere Insekten und ganz besonders die in entsetzlicher Menge vorhandenen Muskitos und Wanzen.

Von dem Pflanzenreiche nehmen vorallem die wildwachsenden Bäume die Aufmerksamkeit in Anspruch. Zwar sind die Urwälder aus den bewohntern Gegenden verschwunden, doch auch die jüngern Holzungen bieten einen prächtigen Anblick durch die Mannichfaltigkeit und den schlanken und kräftigen Wuchs der nahe aneinander gedrängten Bäume sowie durch ihr schönes und dichtes Laub. Am zahlreichsten sind in den Waldungen mehre Arten Eichen, drei Gattungen Ahorn, ferner Platanen, Wallnußbäume, Kastanien mit genießbaren Früchten; außerdem aber auch Buchen, Eschen, Ulmen mit rauher Borke, Espen, Birken, Erlen, Akazien, Tulpenbäume und in den Niederungen die Trauerweiden, Balsam- und Silberpappeln. Beinahe überall, besonders da wo sich Felsen finden, sind die Laubwälder mit Nadelhölzern vermischt, die ebenfalls mannichfaltiger als in Deutschland sind. Einen unbeschreiblichen Reiz gewähren die Wälder im Herbst beim Absterben des Laubes; dann nehmen alle Blätter entweder eine leuchtende rothe oder gelbgrüne Färbung an und stechen gegen das kräftige Grün der untermischten Nadelhölzer wundervoll ab. Von Obstbäumen findet man Birnen- und Pflaumenbäume selten und deren Früchte sind schlecht; häufiger sind in den Gärten Kirschbäume. Dagegen findet man fast bei jeder Farm Aepfelbäume in großer Zahl, deren Früchte sich durch saftreiches Fleisch und Wohlgeschmack auszeichnen. Fast ebenso häufig werden Pfirsichbäume gezogen, und man trifft besonders im Staate Neujersey drei bis vier Acker, zu derselben Farm gehörig, blos mit dieser Gattung von Obstbäumen bepflanzt, deren Früchte vortrefflich und sehr billig sind. Der Weinstock ist in den östlichen Gegenden noch selten, und da man die Cultur desselben nicht versteht, so sind die Trauben nicht so schmackhaft als man von dem Klima erwarten sollte. In den westlichen Staaten, besonders im Staate Ohio, wird der Weinstock mehr angepflanzt, allein weder in solcher Menge, noch wird er von solcher Güte erzielt daß eine Ausfuhr nach andern Staaten lohnte. Die Gemüse sind im Allgemeinen schmackhafter als in Deutschland, mit Ausnahme der Kartoffeln, die von beiweitem schlechterer Beschaffenheit sind als die bei uns gewonnenen. Alles Gemüse mit Inbegriff der Kartoffeln ist unverhältnißmäßig theuer, weil dasselbe noch wenig gebaut wird. Das Getreide hat keineswegs die Güte des deutschen, weil es zu schnell zur Reife kommt und die Felder aus Mangel an Stallfütterung nicht gehörig gedüngt werden können.

Gehen wir nun zu den Bewohnern über, so ist vorauszuschicken daß, wenn hier von Amerikanern die Rede ist, darunter die Nachkommen der englischen Einwanderer zu verstehen sind; sie bilden den überwiegendsten Bestandtheil der Bevölkerung selbst in den Theilen der Vereinigten Staaten wo früher Holländer, Franzosen und Spanier herrschend waren, namentlich in den Staaten Neuyork, Louisiana und Florida. Von den Deutschen, welche in viel größerer Anzahl als die oben genannten fremden Nationen sich dort vorfinden, werden wir weiter unten Gelegenheit haben besonders zu sprechen.

Der Amerikaner ist kalt, abgemessen, trocken und einsilbig; am auffallendsten zeigen sich diese Eigenschaften Fremden gegenüber, in nicht viel geringerm Maße aber auch bei dem Verkehr der Amerikaner untereinander. Selbst bei näherer Bekanntschaft äußert sich Kälte; ein inniges und herzliches oder auch nur vertrautes Verhältniß wird man nicht gewahr und es findet nicht einmal unter den Mitgliedern derselben Familie statt. So ist es wenigstens Kirsten erschienen, und es wäre zur Ehre der menschlichen Natur zu wünschen, er hätte den Amerikanern Unrecht gethan, wenn er sagt:

Der Sohn oder die Tochter die seit mehren Tagen oder

Wochen die Aeltern nicht gesehen hat tritt ohne Begrüßung derselben in die Stube, ohne daß beide Theile ihre Freude über das Wiedersehen zu erkennen geben. Oder wird die allergewöhnlichste Begrüßung und Erwiderung (How do you do? und Very well) ausgesprochen, so geschieht es auf solche Weise daß kaum der Eine dem Andern einen Blick gönnt. Mit der höchsten Ruhe werden die unglücklichsten Ereignisse mitgetheilt und aufgenommen, ohne daß man eine Rührung wahrnimmt. Sogar den Verlust eines Familiengliedes merkt man ihnen kaum an.... Diese Kälte der Amerikaner prägt sich schon in ihren Gesichtszügen aus. Man trifft bei beiden Geschlechtern viel hübsche und mitunter auch schöne Gesichtsformen. Aber selten wird man etwas Heiteres und Einnehmendes im Blick gewahr, statt dessen auch bei den schönsten Gesichtsformen meistens etwas Ernstes, ins Kalte hinüberragend. Dagegen finden sich bei der beiweitem größern Mehrzahl Gesichtsbildungen, denen man es anmerkt daß keinerlei Eindruck auf ihnen sich äußern könne; und dem ist auch wirklich so.

Dabei gibt aber der Verfasser den Amerikanern das Zeugniß daß sie keineswegs bösartiger Natur seien, weder heimtückisch noch rachsüchtig, sondern friedfertig und mitleidig für sichtbare Nothstände; selten werde ein an körperlichen Gebrechen Leidender das Haus eines Wohlhabenden verlassen, ohne die erbetene Unterstützung reichlich gefunden zu haben, die ihm indeß stillschweigend, ohne weiteres Zeichen von Rührung verabreicht wird. Arbeitsfähige Bettler gibt es dort nicht; eine Ausnahme machen nur hin und wieder die eben eingewanderten Irländer in den Hafenstädten.

Rastlose Geschäftsthätigkeit, ein fieberhafter Speculationstrieb, die Sucht schnell reich zu werden, bilden den Grundzug im Charakter des Amerikaners. Nur dadurch sind die ungeheuern Fortschritte erklärlich welche dieses Land in so unverhältnißmäßig kurzer Zeit gemacht hat. Mit der schöpferischen Unternehmungslust welche diesem Volke einwohnt verbindet sich freilich in sehr vielen Fällen ein Leichtsinn und eine Sorglosigkeit die dem bedächtigen Deutschen unbegreiflich erscheinen. Z. B. da wo in Deutschland bei der Anlage von Eisenbahnen felsenfeste steinerne Brücken erbaut werden, sieht man in Amerika hölzerne Brücken, die bei jedem darüber hinrollenden Wagenzuge ins Schwanken gerathen und kaum fähig scheinen die Last zu tragen. Solche Brücken führen über Abgründe, Flüsse und Meeresbuchten. Nirgend sind Bahnwärter angestellt, sondern jeder Zug ist seinem Geschick preisgegeben. Derselbe Leichtsinn zeigt sich bei Erbauung der Wohnhäuser; möglichste Wohlfeilheit und möglichster Gewinn durch die Miethe ist dabei die Hauptsache; daher sind fast alle Häuser äußerst leicht und wenig dauerhaft gebaut; wenn die Wohnhäuser ein Alter von 30 Jahren erreicht haben, so fangen sie an so baufällig zu werden daß man auf ihr Niederreißen Bedacht nehmen muß; bei den in Amerika sehr häufigen Bränden, wobei nicht selten ganze Stadttheile in Flammen aufgehen, erreichen aber die Häuser ohnehin nur selten jenes Alter. Nach solchen großen Feuersbrünsten bekundet sich aber auch die Rührigkeit und Gewandtheit der Amerikaner in hohem Grade; kaum sind einige Monate verflossen, nachdem Hunderte von Häusern einer Stadt eingeäschert sind, so steht auch der größte Theil derselben wieder vollendet da; sie werden dann auch sofort bewohnt, da der benutzte Mörtel augenblicklich trocknet. Dieselbe Thätigkeit bezeigen sie bei der Feldarbeit und in allen Zweigen der Fabrikation und Handarbeit; sie haben beiweitem nicht soviel Arbeitsstunden als in Deutschland üblich, beschaffen aber in diesen weit mehr als bei uns geschieht. Die großen Erfolge welche diese Geschäftsthätigkeit hervorgebracht hat liegen am Tage; dem genauern Beobachter kann es aber auch nicht entgehen daß diese nur auf Erwerbung von Reichthum gerichtete unaufhörliche Anstrengung des Körpers und Geistes einen nachtheiligen Einfluß auf viele Lebensverhältnisse der Amerikaner äußert, besonders in Betreff der Kindererziehung, des geselligen Lebens, der Wissenschaften und Künste. Hören wir was Kirsten über die amerikanische Kindererziehung sagt:

Der Vater welcher von früh Morgens bis spät Abends nur seinen Geschäften nachgeht und, ist er Handwerker oder Handelsmann, Arzt oder Advocat, mit Ausnahme des Sonntags den ganzen Tag über von Hause abwesend ist — indem die meisten Handwerker und Kaufleute ihre Läden und die Aerzte und Advocaten ihre sogenannten Officen nicht in ihren Wohnhäusern, sondern in den Hauptverkehrsstraßen haben, wohin sie früh Morgens sich begeben und von wo sie erst Abends zurückkehren —, kann sich selbst um die Erziehung seiner Kinder so gut als gar nicht bekümmern, sondern überläßt diese der Mutter. Gleiche Verhältnisse finden auch auf dem Lande statt, indem der Landmann um die Erziehung der Kinder sich nicht bekümmert, sondern sie in der völligsten Ungebundenheit aufwachsen läßt. Selten sind die Mütter auch anderwärts befähigt die Erziehung der Kinder allein zu leiten. Hier aber ist es obendrein Grundsatz, die Kinder möglichst frei zu erziehen und sie ihrem Willen zu überlassen. Beruht es doch sogar auf gesetzlicher Vorschrift daß die Aeltern ihre Kinder, wenn sie noch so ungehorsam sind, nicht durch Schläge züchtigen dürfen, und handeln sie dagegen, so trifft sie Polizeistrafe. Es versteht sich daher von selbst daß kein Lehrer es wagen darf Hand an die Schüler zu legen. So wächst nun der Knabe ohne an Zucht, Ordnung und Gehorsam gewöhnt zu sein heran, bis er durch sein Alter befähigt ist die Schule zu besuchen. Ist der Vater wohlhabend, so wird der Knabe in eine Akademie, später in ein Colleg gegeben, wo allerdings in der Regel mehr auf Zucht und Ordnung gesehen wird. Allein da die Kosten solcher Pensionsanstalten sehr hoch sind, so werden verhältnißmäßig nur wenige Knaben in diesen untergebracht. Die im älterlichen Hause zurückbleibenden haben zwar auch Gelegenheit, öffentliche oder Privatschulen zu besuchen, allein weil Niemand da ist der sich um ihren Schulbesuch kümmert, so pflegt dieser sehr unregelmäßig zu geschehen. Für die Knaben aus dem mittlern und niedern Stande, sogar für die von besserm Stande, deren Aeltern nicht sehr wohlhabend sind, verlaufen daher die Jugendjahre in Ungebundenheit, sie wachsen in Unwissenheit auf, so lange sich selbst überlassen, bis sie sich dazu eignen in ein Geschäft zu treten, wo sie dann zur Thätigkeit angehalten werden, oftmals die nöthigen Kenntnisse im Lesen und Schreiben noch nachzuholen suchen, dann aber auch den Handels- und Geschäftsgeist des Vaters sich bald zu eigen machen.

Auf diese Weise werden die heilsamen Anordnungen welche auf den Antrieb Wohlmeinender und Einsichtsvoller von Staats wegen zur Hebung des Schulunterrichts getroffen sind und in Unterstützung der Schulen auf Staatskosten oder in Freischulen bestehen, und die von Reisenden so sehr hervorgehoben und gerühmt werden, auch auf dem Papier sich so trefflich ausnehmen, großentheils vereitelt, ohne von wesentlichem Erfolge und großem Nutzen für die allgemeine Bildung zu sein.

Ist aber jener Lebensabschnitt für den amerikanischen Jüngling gekommen, wo er in die Geschäfte tritt, dann fühlt er sich angetrieben, alle seine Denkkraft dem Geschäfte das er erwählt hat zu widmen. Er hat dann nur noch Das vor Augen was ihm zur Ausbildung in demselben dienlich ist, stumpft für alle Jugendfreuden ab und wird dann ebenso verschlossen und trocken wie ein Mann in reiferm Alter, während er noch kurz zuvor die Knaben anderer Völker an Wildheit und Ausgelassenheit übertraf.

Ganz verschieden von der Erziehung der Knaben ist die der Mädchen. Auf diese verwenden die Mütter zwar viel Sorgfalt, allein im Allgemeinen ist sie die allerverkehrteste, indem sie im Grunde nur Aeußerlichkeiten erstrebt, vorallem einen gewissen Anstand, sowie Bildung, die aber mehr Schein als Wirklichkeit enthält. Des republikanischen Gleichheitsbestrebens halber ist es vorzugsweises Bemühen der Mutter, wäre sie auch noch so unbemittelt und von noch so geringem Stande, daß ihre Tochter im Anstande und der äußern Bildung keiner Andern nachstehe. Was sie aber bei der Zustutzung zu Hause nicht erlernt, das nimmt sie in der Freischule an, indem diese nicht selten von Kindern besucht wird, deren Aeltern früher in Wohlstand lebten, aber heruntergekommen und die deshalb unfähig sind in Pensionsanstalten zu gehen, aber das vornehme Wesen ihrer Aeltern noch beibehalten. Wirklich bezeigt auch die Tochter des geringsten Handwerkers dieselbe Haltung und äußerlich dasselbe Benehmen wie die des reichen Kaufmanns. Aus ihren Mienen leuchtet ein Stolz hervor der schwerlich von dem des hochmüthigsten deutschen Adelsfräuleins überboten werden kann. Damit nun aber die Tochter im Anzuge gegen Andere nicht zurückstehe, verwenden arme Leute den letzten Pfennig auf denselben, und während der Knabe mit zerrissenen und beschmuzten Kleidungsstücken auf der Straße sich herumtreibt, trägt dessen Schwester Hut mit Schleier, Sonnenschirm, im Winter einen Muff und, solange sie die Schule besucht, ein kurzes Kleid und Beinkleider.

Auf die künftige Bestimmung des Mädchens wird bei der Erziehung gar keine Rücksicht genommen. Dieser Fehler läuft durch alle Classen, der Reichen sowol als der Armen. In keiner Lehranstalt wird Unterricht in weiblichen Handarbeiten ertheilt. Statt dessen wird sogar in den Freischulen nicht blos Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch in der Geographie und Geschichte, diese beiden freilich nur auf Amerika sich beschränkend, sogar auch im Briefschreiben und Aufsätze machen ertheilt. Sobald aber die Mittel der Aeltern es nur einigermaßen erlauben, wird die Tochter in ein Institut geschickt, wo sie alle möglichen Kenntnisse, selbst von der Astronomie, Botanik, Chemie und Philosophie sammeln soll. Wie weit es jedoch diese Mädchen in der Gelehrsamkeit bringen, läßt sich denken.

Selbst dann, wenn das Mädchen nicht mehr die Schule besucht, nimmt die Mutter weder darauf Bedacht sie in weiblichen Handarbeiten zu belehren noch des Haushalts, insbesondere der Küche sich anzunehmen. Solange die Mutter am Leben und die Tochter unverheirathet ist, besorgt jene das Hauswesen, sofern davon nach deutschem Begriff überhaupt die Rede sein kann, und die Tochter bringt die Zeit mit Lesen, Putzen, am meisten aber mit Nichtsthun hin. Verheirathet sich die Tochter, so läßt sich leicht denken wie unter ihren Händen das Hauswesen verwaltet wird. Die Hauptbeschäftigung bleibt auch dann noch sich zu putzen und daneben das Haus in sauberm Stand zu erhalten. Hierauf wird alle mögliche Mühe verwandt, aber auf sonstige Dinge so gut als gar keine. Die Kochkunst steht auf niederer Stufe; fast jeden Tag kehren dieselben Gerichte wieder und zwar solche, die ohne große Mühe und Sorgfalt bereitet werden können. Häufig genug aber müssen die Männer, bevor sie ins Geschäft gehen und nachdem sie aus demselben zurückkehren, sich dazu verstehen die Speisen zuzubereiten. Stricken und Spinnen ist unter den Amerikanern gar nicht im Gebrauch, weder in Städten noch auf dem Lande; es werden nur gewebte Strümpfe getragen und die Hemden meistens fertig im Laden gekauft. Zu weiblichen Handarbeiten, namentlich Hemden- und Kleidermachen, bequemen sich nur Mädchen welche ältern- und vermögenlos sind, sowie Witwen. Nur der Wäsche unterziehen sich Frauenzimmer auch aus vermöglichern Familien. Sie wird jeden Montag vorgenommen, weil nicht leicht eine Familie mehr Wäsche besitzt als sie für eine Woche bedarf.

Diese Verwöhnung des weiblichen Geschlechts verbreitet sich gleichmäßig über Stadt und Land, indem z. B. kein Bauermädchen Feld-, Garten- und Stallarbeit verrichtet. Die Classe der Dienstboten besteht aus Irländerinnen, Deutschen und Negerinnen; selbst diese weigern sich häufig, die Amerikanerinnen zum Muster nehmend, Dienste zu besorgen, die in Deutschland keine Magd versagen würde, z. B. Stiefel zu putzen und die Kleider zu reinigen oder am Tage Wasser über die Straße zu holen, weshalb man oft anständige Männer diese Verrichtungen vornehmen sieht.

Die traurigste Folge der schlechten Kindererziehung ist die daß sie von Hochachtung gegen ihre Aeltern gar keinen Begriff haben. Sobald sie herangewachsen sind thun sie was sie wollen. Fällt es dem Sohn ein das väterliche Haus zu verlassen, sich an einen andern Ort zu begeben, dort in ein Geschäft zu treten oder sich selbständig niederzulassen, so macht er vielleicht erst Abends zuvor seinen Aeltern hiervon Anzeige. Die Tochter hält es bei ihrer Verheirathung ebenso, zeigt sie vielleicht gar erst ihren Aeltern an, nachdem solche bereits stattgefunden. Dafür aber ist es auch Gebrauch daß die Aeltern vor ihrem Tode ihren Kindern von ihrem Vermögen regelmäßig Nichts zufließen lassen. Von einem eigentlichen Familienleben, von einem engern Verbande der Aeltern mit den Kindern und der Geschwister unter sich kann demnach nicht wohl die Rede sein. Wenn nun manche Schriftsteller das Familienleben der Amerikaner so sehr hervorheben und dessen vermeintliche Trefflichkeit daraus ableiten daß die Amerikaner ein häusliches, zurückgezogenes Leben führen, für öffentliche Vergnügungen keinen Sinn haben, so beruht diese Folgerung auf einer höchst einseitigen Auffassung und unmöglich kann man ihnen beipflichten, sobald man diese Verhältnisse richtig erkannt hat.

Auch die Gleichgültigkeit gegen Wissenschaften und Künste und allgemeine Bildung ist eine natürliche Folge jenes überspannten Handels- und Geschäftsgeistes. Nur diejenigen Wissenschaften finden Berücksichtigung welche zum Broterwerb nützlich sind. Wirft sich Jemand auf Botanik, Mineralogie, Chemie, so geschieht es eben nur, weil er Aussicht hat, dadurch eine Versorgung zu erlangen. Aber auch in den Brotwissenschaften sucht Jeder nur so weit sich zu vervollkommnen als sein späterer Beruf nothwendig erfodert; nur Wenige streben nach einer weitern Ausbildung. Der Theolog sucht nur die nöthigen dogmatischen Kenntnisse, besonders aber Kanzelberedtsamkeit, der Jurist neben oberflächlicher Beschäftigung mit den Gesetzen Redekunst und Aneignung von Advocatenränken und der Mediciner außer der Kennt-

niß allgemeiner Heilmittel Charlatanerie zu erlernen. Die meisten Derer die sich einem Brotstudium widmen beschränken sich darauf, unter Anleitung eines Geistlichen, Advocaten oder Arztes zu ihrem Berufe sich so weit vorzubereiten als es unumgänglich nöthig ist, um demnächst selbständig aufzutreten. Zu einer wissenschaftlichen Vorbereitung für diese Fächer fehlt es zwar nicht an Lehranstalten, doch werden diese noch wenig besucht. Die Peüfungen welchen in manchen Staaten Geistliche, Advocaten und Aerzte sich unteeziehen müssen sind so oberflächlich daß nicht leicht Jemand Gefahr läuft sie nicht zu bestehen. Bei dem Streben sich nur in seinem speciellen Fache auszubilden mangelt es sogar Denen welche eine Brotwissenschaft studirt haben an allgemeinen Kenntnissen; von den alten Sprachen, der Geographie und Geschichte, mit Ausnahme der ihres Landes, wissen sie sehr wenig und haben von den Culturzuständen anderer Völker nur die dürftigsten Begriffe. Auch für die neuern Sprachen wird nicht viel gethan; in den Lehranstalten wird die französische, zuweilen auch die spanische Sprache gelehrt, aber nur von Denen erlernt welche Aussicht haben als Kaufleute einmal mit Frankreich und Spanien Handelsgeschäfte zu betreiben; die deutsche Sprache dagegen ist mit seltenen Ausnahmen vom Unterrichtsplane ausgeschlossen.

Ebenso wenig als die Wissenschaften werden die Künste gepflegt; vorallem gilt dies von den bildenden. Von öffentlichen Denkmälern sind nur zwei nennenswerth, beide in Baltimore: die Statue Washington's und ein zu Ehren der im Kriege von 1814 Gefallenen errichtetes Monument; Philadelphia und Neuyork haben Nichts der Art aufzuweisen. An öffentlichen und Privatsammlungen von Statuen und Bildern gebricht es, und die Wände selbst der Reichen sind ohne den Schmuck von Gemälden und Kupferstichen; wo man dergleichen vorfindet sind es die werthlosesten Machwerke in kostbaren Goldrahmen. Der geringe Kunstsinn der Amerikaner und ihr Gefallen an Uebertreibungen äußert sich besonders in den politischen Caricaturen, die, alles feinern Witzes ermangelnd, blos geistlose Anspielungen auf hochgestellte Personen oder Parteiführer in plumper Verzerrung sind.

Neuyork hat zwei in altdeutschem Geschmack erbaute schöne Kirchen, die eine von braunem Sandstein, die andere von weißem Marmor; alle übrigen Kirchen sowol in dieser Stadt als in Philadelphia und Baltimore zeichnen sich dagegen durch Formlosigkeit aus, obwol mitunter große Summen auf deren Erbauung verwendet sind. Die andern öffentlichen Gebäude dieser Städte bekunden ebenfalls mehr Kostenaufwand als Geschmack. Die meisten Privathäuser sind in Einem Stil erbaut, in neuern Zeiten meistens von gebrannten Steinen mit flachen Dächern und machen keinen gefälligen Eindruck. Sobald aber die Amerikaner von dieser allgemeinen Bauart abweichen, so verfallen sie häufig in die seltsamsten Extravaganzen. So findet man auf dem Lande oder in kleinen Städten viele Wohnhäuser von Holz in Form eines Tempels, an den schmalen Seiten mit kolossalen, aus bloßen Bretern angefertigten Säulen, wodurch diesen Seiten fast alles Licht entzogen wird; andere sind halb in europäischem, halb in chinesischem oder ägyptischem Stil erbaut. Viele Häuser sind mit Balconen ausgestattet, aber nur der Zierde, nicht der Benutzung wegen, indem es auffallend erscheint, wenn ein Herr, und unschicklich wenn eine Dame darauf verweilt.

Die Musik wird in den höhern Ständen als Modesache sehr geliebt und man findet in den meisten reichern Häusern ein Piano; die musikalische Bildung und Fertigkeit erhebt sich aber im Allgemeinen kaum zur erträglichen Mittelmäßigkeit. Der Gesang liegt beinahe gänzlich darnieder; auch den geistlichen Gesängen aller englischen Sekten ist das Erhebende und Feierliche des deutschen Kirchenliedes nicht eigen. Concerte von den in den Vereinigten Staaten ansässigen Tonkünstlern kommen selten zustande; dagegen haden berühmte europäische Virtuosen schon häufig glänzende Geschäfte in Amerika gemacht, vorausgesetzt daß sie nicht lange in den einzelnen Städten blieden; denn man drängt sich zu ihnen, weil es die Mode fodert, geht aber, nachdem dieser Foderung genügt ist, nicht leicht zum zweiten male hin. Wahre Kenner der Musik finden sich unter den Amerikanern fast gar nicht vor und noch weniger Componisten. Das Theater steht auf einer niedrigen Stufe der Ausbildung und ist nur dann beachtenswerth, wenn Schauspieler aus England Gastrollen geben; auch wird dasselbe von Einheimischen wenig besucht. In den bessern Theatern sieht man classische englische Stücke, aber verstümmelt, sowie Uebersetzungen aus dem Französischen und Deutschen aufführen. In den Schauspielhäusern für die untern Stände werden nur die ärgsten Spectakelstücke zum Besten gegeben, in denen Prügeleien und Boxerkämpfe, Mord und Todtschlag die Hauptscenen bilden. Deutsches Theater ist nur in Neuyork; dasselbe ist aber mittelmäßig und wird von den Amerikanern gar nicht, auch von den gebildeten Deutschen nur wenig besucht. Amerikanische Opernsänger gibt es nicht; jedoch werden von einer italienischen Gesellschaft regelmäßig jeden Winter Opern abwechselnd in Neuyork, Philadelphia und Boston gegeben. Diese dienen der Aristokratie als Sammelplatz, und damit diese ausschließlich die Zuhörerschaft bilde, ist nicht nur der Eintrittspreis ziemlich hoch, sondern es wird auch erfodert daß Herren und Damen im Ballanzuge erscheinen. Für feinere und edlere Kunstleistungen sind aber auch diese Kreise gleichgültig; nur wenn Bravourarien vorkommen und bei ihrem Vortrage auch äußerlich die höchste Ansteengung zu erkennen gegeben wird, zeigt sich Anerkennung und oft tumultuarischer Beifall.

So gering nun die Berücksichtigung ist, welche den schönen Künsten bei den Amerikanern zutheil wird, so ist diejenige um so größer welche sie den mechanischen und technischen Künsten zuwenden. In dieser Beziehung haben sie aber auch einen erstaunlichen Grad von Vollkommenheit im Großen wie im Kleinen erreicht. Ihre

Erfindungskraft beschäftigt sich ebenso sehr mit dem geringsten Arbeitswerkzeuge, um ihm die möglichst zweckmäßige Beschaffenheit zu geben, als mit den großartigsten Maschinenwerken. Nicht selten sieht man wie einzeln stehende, mehre Stock hohe Häuser, von Holz oder Steinen erbaut, auf Walzen von einem Platze zum andern mehre Hundert Fuß fortgeschafft werden; oder wie ein geschlossen stehendes Gebäude, um es einen Stock zu erhöhen, in die Höhe geschraubt und unten ein Stockwerk angebaut wird; in beiden Fällen bleiben die Bewohner ruhig in dem Hause wohnen.

Wie die Geringschätzung aller Wissenschaften und Künste die nicht materiellen Gewinn bringen, das Absperren gegen fremde Bildung und Kenntniß des Auslandes auf das amerikanische Leben einwirkt, ist in Obigem mehrfach dargethan. Dieselbe Geringschätzung verschuldet es auch wesentlich daß in den Vereinigten Staaten die Gesetzgebung und Rechtspflege sich aus dem Zustande großer Unvollkommenheit nicht herausgearbeitet haben. Dem bürgerlichen Rechte liegen hauptsächlich noch die englischen Gesetze zum Grunde; bekanntlich sind aber diese ebenso dunkel, unvollständig und verworren als der Proceßgang schleppend und unzweckmäßig, und sehr häufig hört man daher Klagen über Rechtsunsicherheit. Dabei ist es ein großer Uebelstand daß bei der unbedeutendsten gerichtlichen Handlung die Eidesleistung gefodert wird; daher kann von der Heiligkeit des Eides kaum die Rede sein und vielleicht kommen nirgend so viele Meineide vor wie in den Vereinigten Staaten. Auch das Strafrecht leidet an den ärgsten Mängeln. Keineswegs läßt sich zwar behaupten daß Etwas als Verbrechen bestraft wird was solches der Natur der Sache nach nicht ist, noch vielleicht jemals daß die verhängten Strafen zu hart seien; im Gegentheil kommen nur zu häufig Fälle vor, die nach allen Vernunftgründen als Verbrechen geahndet werden sollten, dessenungeachtet aber unbestraft bleiben. Die schändlichsten Betrügereien und frechsten Eingriffe in das Eigenthum haben demnach freien Spielraum, wenn sie nur nicht gegen ein ausdrückliches Gesetz verstoßen; oft bleibt nichts Anderes als Selbsthülfe übrig und diese wird bisweilen vom Richter selbst angerathen. Der Verfasser erzählt hierüber folgendes Beispiel:

Ein östreichischer Oberst, Graf * * *, hatte bei fehlgeschlagener Hoffnung, in amerikanische Militairdienste zu treten, vor zwei Jahren in Neuyork eine Schenkwirthschaft errichtet. Eines Tages, kurze Zeit vor der Präsidentenwahl, kommt ein berüchtigter und in großem Ansehen bei seinen Genossen stehender Loafer*), Deutscher von Geburt, in Gesellschaft einiger Andern seines Gelichters zu ihm und läßt sich für sich und seine Begleiter Speisen und Getränke, endlich auch Champagner geben. Aufmerksam gemacht durch einen gegenwärtigen andern deutschen Gast sich wegen der Zeche zu sichern, läßt der Wirth bei erneuerter Bestellung um zuvorige Berichtigung des bereits Verzehrten bitten. Hierauf stellt sich der Besteller gekränkt, prügelt den Kellner durch und zertrümmert alle in der Gaststube vorräthigen Flaschen, Gläser und sonstigen Gegenstände. Andern Tags dringt der Wirth unter Beistand eines Advocaten bei dem Richter auf Schadenersatz und Bestrafung des Hausfriedensbrechers. Der Richter meinte jedoch, bei der Sache werde nicht viel herauskommen, weil der Wirth das Versehen begangen daß er anfangs auf Borg gegeben habe. Die nachmalige Kündigung des Credits hätte daher der Besteller als Beleidigung ansehen mögen. Um ihn aber vor Wiederholung ähnlicher Ungebühr zu sichern, wolle er ihn ermächtigen, wenn der nämliche Loafer wieder zu ihm komme und auf sein Geheiß die Wirthsstube nicht verlasse, denselben niederzuschießen. Von Stunde an bewahrte der Wirth in dem Behältniß worin die Flaschen und Gläser stehen ein paar geladene Pistolen. Als nun jener Störenfried sich wieder bei ihm einfand, hielt er ihm eine Pistole mit der Auffoderung entgegen, sich augenblicklich zu entfernen, welcher der Loafer angesichts Dessen was ihm drohte auch nachkam.

Ueber den Stand der Arzneiwissenschaft, deren Ausübung überwiegend in den Händen von Quacksalbern ist, werden wir weiter unten Gelegenheit haben zu sprechen.

In Betreff der Theologie ist im Allgemeinen nur zu sagen daß ihre wissenschaftliche Behandlung fast ganz darniederlegt; ihr Wesen ist strenge Rechtgläubigkeit, die an dem Buchstaben der Heiligen Schrift festhält, jedoch um deren Geist sich wenig kümmert, zum Aberglauben und zur Heuchelei führt, Gottesfurcht und Glauben von der Kanzel predigt, Liebe zum Nächsten und wahre Moralität als Nebensache behandelt oder gar nicht in Betracht zieht. Wie fest die Amerikaner an dem Buchstaben der Bibel hängen, belegt der Verfasser mit folgendem Falle:

In Gegenwart eines protestantischen Amerikaners, der Advocat und ziemlich der deutschen Sprache mächtig war und der in jeder Beziehung zu den gebildeten Amerikanern gehörte, theilte ein anderer Deutscher mir mit daß in einem amerikanischen Blatte, das in Albany erscheint, der Professor Agassiz, der daselbst einige Zeit vorher Vorlesungen über den Ursprung und die Beschaffenheit der Erde gehalten, heftig angegriffen sei, weil er die Behauptung aufgestellt daß die Erde nicht auf die Weise erschaffen worden wie solches Moses lehrt. Beide gaben wir unser Befremden über diesen Angriff zu erkennen. Hierauf versetzte der Amerikaner: ob wir denn auch an der Richtigkeit der Lehre Mosis zweifelten? Unsere Bemerkung daß nicht allein wir, sondern jeder gebildete Deutsche diesen Zweifel theile, weil auf wissenschaftlichem Wege auf das bestimmteste nachgewiesen sei daß die Erde nicht auf die von Moses beschriebene Weise geschaffen sein könne, gab nun zu weitern Erörterungen Anlaß, worin der Amerikaner auf das hartnäckigste diese und andere Aussprüche der Bibel, weil auf Inspiration beruhend, vertheidigte und sein großes Bedauern zu erkennen gab daß wir von dem Glauben abwichen, was uns nothwendig zur Verdammniß hinführe. Unserer Behauptung daß wir deswegen doch gute Menschen sein könnten, da von dem Glauben, ob auf diese oder jene Weise die Welt geschaffen sei, und an verwandte Gegenstände die in der Bibel vorkommen am Ende wenig abhänge, setzte er den entschiedensten Widerspruch entgegen, und seitdem trat eine merkliche Erkältung des Umgangs ein.

Unter den mannichfachen Sekten zeichnen sich die

*) Loafer (Herumtreiber) sind Taugenichtse aus allen Schichten, viele aus niederm, viele aber auch aus mittlerm und höherm Stande herstammend, die zurückgekommen und in Verachtung gerathen sind und ein faules, ruchloses Leben führen. Man trifft sie in zerlumpter und anständiger Kleidung, am zahlreichsten in großen Städten, aber auch in jeder kleinen Landstadt. Ihre Sammelplätze sind Straßenecken in belebten, jedoch nicht in den Hauptstraßen, sowie in den niedern Wirthschaften und Austerkellern, von wo aus sie ihre Streifzüge anstellen; sie verlaufen sich aber auch wol in bessere Gasthäuser, um auszukundschaften ob es für sie da keinen Fang gibt.

Methodisten durch Ueberspanntheit und durch die Wunderlichkeit ihrer religiösen Gebräuche aus; in ihren frommen Uebungen geberden sie sich mitunter auf so unsinnige Weise daß man glauben sollte unter lauter Tollhäusler gerathen zu sein. Sie sind zwar die fleißigsten Kirchengänger und halten jeden Fluch für die größte Sünde; gleichwol sind die zu dieser Sekte Gehörenden im Privatverkehr am gewissenlosesten und scheuen sich nicht Andere auf jede Weise zu überlisten. Fern halten sich von der unter allen Sekten mehr oder weniger verbreiteten Sittenverderbniß nur die Quäker, obgleich auch sie der Bereicherungssucht nicht fremd sind.

Der äußerliche religiöse Eifer der Amerikaner bekundet sich auch in ihrer Gesetzgebung, ohne daß dadurch der Unmoralität gesteuert wird. Selbst in den Landestheilen, wo das Gesetz den Verkauf von geistigen Getränken untersagt, ist es bekannt genug, in welchen Häusern in abgelegenen Hinterzimmern dergleichen Getränke verkauft werden. Glücksspiele, auch gewöhnliche Kartenspiele, als Whist, Lhombre, streng genommen selbst Billard und Kegelspiel, gelten für sündhaft und sind verboten; Jedermann in Neuyork und andern Orten sind aber die Häuser bekannt, wo die gefährlichsten Hazardspiele getrieben werden. Der Verkauf unsittlicher Bücher und Bilder ist an allen Orten untersagt und gegen Prostitution soll die strengste Wachsamkeit geübt werden; gleichwol werden die schamlosesten Bilder von Herumträgern, wenn auch mit einer gewissen Vorsicht, auf den Straßen feilgeboten, und in Neuyork, Philadelphia und Baltimore gibt es ganze Bezirke die nur von Priesterinnen der Venus vulgivaga bewohnt werden.

Verbrechen gegen das Eigenthum kommen auf dem Lande und in den kleinern Städten noch selten vor, desto häufiger aber in größern Städten. Hier sind Einbruch, Raub, Diebstahl, Fälschung, grobe und feine Gaunerei mindestens ebenso alltäglich als in den europäischen Hauptstädten. Eines der am häufigsten wiederkehrenden Verbrechen ist Brandstiftung, und hierin zeichnet sich Amerika vor allen Ländern, die Türkei etwa abgerechnet, aus. Mögen immerhin viele Feuersbrünste durch Fahrlässigkeit sowie dadurch entstehen daß viele feuergefährliche Fabriken in den Städten zwischen den Wohnhäusern sich befinden; allein ebenso gewiß ist der größte Theil der Brände durch absichtliche Anlegung herbeigeführt, theils von Miethern, um ihrer Verpflichtung zur Zahlung des Miethzinses zu entgehen, theils von Besitzern, um die Versicherungsgesellschaften zu betrügen, theils auch vom Pöbel, um mit Bequemlichkeit stehlen zu können; endlich aber dienen Feuersbrünste den Parteien die sich unter den Loafern gebildet haben als passende Gelegenheit sich in die Haare zu fallen. Denn da man selbst in den Städten die Schornsteine absichtlich ausbrennt oder sie unbesorgt brennen läßt, wenn sie Feuer fangen, so bietet dies den Feuerlöschgesellschaften immer einen erwünschten Anlaß die Glocken zu läuten, Feuer zu rufen, mit ihren Spritzen durch die Straßen zu toben und in Ermangelung der Löscharbeit sich über eine andere Löschgesellschaft herzustürzen, um sich gegenseitig durchzuprügeln, was oft zu sehr hartnäckigen Raufereien führt und nicht selten einigen dieser wilden Jungen das Leben kostet.

Dem an eine allgegenwärtige Polizei und wohlgegliederte Beamtenherrschaft gewöhnten Deutschen muß es auffallen, hiervon in Amerika Nichts wahrzunehmen. Dieses Nichtvorhandensein wird von Vielen als die Bedingung eines wahrhaft freien Staatslebens gerühmt, hat aber doch auch seine Nachtheile. Während z. B. auch in kleinern deutschen Städten kein Schmuzhaufen vor einer Hausthüre liegen bleibt, ohne daß sogleich ein wachsamer Polizeidiener dessen Wegschaffung befiehlt, wird in Neuyork die Straßenreinigung aufs äußerste vernachlässigt und keine Behörde kümmert sich darum. Im Winter entstehen in den Hauptstraßen, da wo das Eis zufällig weggefahren ist, solche Vertiefungen daß die Wagen darin steckenbleiben; in den Seitenstraßen bilden sich aber solche von Schnee und Eis mit dem aus den Häusern geworfenen Schmuz untermengte Massen daß fast alle Verbindung, wenigstens für Wagen unterbrochen wird. In Betreff des Beamtenthums scheint es ein großer Vorzug vor unsern Einrichtungen daß die Beamten aus der freien Wahl der Staatsbürger hervorgehen und nicht lebenslänglich angestellt werden; es wird dadurch verhütet daß sie sich dünkelhaft über das Volk erheben und daß ein exclusiver Kastengeist, eine verknöcherte Bureaukratie unter ihnen entsteht; natürlich ist aber ein öfterer Personenwechsel in den Stellen nicht allein der Ausbildung tüchtiger und kenntnißreicher Beamten hinderlich, sondern hat auch den Nachtheil daß der Beamte stets die Partei begünstigt die ihn erwählt hat, weil er widrigenfalls Gefahr läuft mit derselben zu zerfallen und künftig deren Stimme zu verlieren. Da nun in den Vereinigten Staaten eine förmliche Vorbereitung zum Staats- und Gemeindedienste nicht erfodert wird, Niemand nöthig hat, von unten herauf zu dienen und sich durch Tüchtigkeit der Kenntnisse emporzuarbeiten, sondern alle Stellen entweder durch Volkswahl oder durch den Präsidenten nach dessen uneingeschränktem Belieben besetzt werden, so zeigen sich davon die schädlichsten Folgen in der Aemterjägerei, bei welcher Bestechungen und sonstige unredliche Mittel aufs rücksichtsloseste geübt werden.

Aus allem Obenerwähnten folgt nothwendig daß der Lebensgenuß, welchen heitere Geselligkeit, Freude an der Natur und Kunst gewähren, unter den Amerikanern nicht zu finden ist. Mit Recht wird gesagt: Sechs Tage in der Woche gehen sie von früh Morgens bis spät Abends den Geschäften nach und den siebenten drei mal in die Kirche. Nie sieht man sie auf Spaziergängen; bei keiner Stadt findet man öffentliche Anlagen die das Auge erfreuen und zum Lustwandeln geeignet sind; auf keinem Punkte, wenn er auch die schönste Aussicht darbietet, sind Ruheplätzchen, die den Spaziergänger einladen länger zu verweilen und mit Gemächlichkeit die Natur zu betrachten. Von gemeinsamen Landpartien weiß

man weder in größern noch kleinern Städten. Tanz findet nur in geschlossenen Gesellschaften statt, nie als Volksbelustigung im Freien oder in Tanzsälen, wo Jeder als Zuschauer theilnehmen könnte, wie es bei ländlichen Festen und Vergnügungen in Deutschland üblich ist. Messen oder Jahrmärkte, Kirchweihen u. dergl. sind unbekannte Dinge. Das Reisen welches anderwärts so großen Reiz gewährt wird hier höchst langweilig; Niemand ist da mit dem man seine Gedanken über die Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten des Weges austauschen könnte; kein Passagier bekümmert sich um den andern; die meisten verhalten sich lautlos, säubern zum Zeitvertreib die Nägel an den Fingern mit einem Federmesser oder schnitzeln an einem irgendwo gefundenen Stückchen Holz und kauen Taback, eine unter allen Ständen sehr verbreitete Unsitte.

Sämmtliche Sekten befolgen den dreimaligen Besuch der Kirche sehr streng, und jedes Vergnügen, jede Zerstreuung, und wäre es auch ein bloßer Spaziergang oder Besuch bei Bekannten und Verwandten, halten sie für Sünde; aus der Kirche zurückgekehrt, füllen sie die Zeit mit Lesen der Bibel aus. So sehr der Sonntag heilig gehalten wird, so wenig werden die christlichen Feste berücksichtigt; Ostern, Pfingsten, Weihnachten und Neujahr werden wie andere Sonntage begangen. Fallen Weihnachten und Neujahr auf einen Wochentag, so werden sie an diesem nicht gefeiert, sondern erst am nächstfolgenden Sonntag. Von einem zweiten Feiertage weiß man Nichts, ebenso wenig von einem Gründonnerstag, Charfreitag und Himmelfahrt. Am Neujahrstag jedoch, wenn er nicht auf einen Sonntag fällt, sonst am nächsten Montag, ist es in Neuyork (aber auch nur in dieser Stadt) Gebrauch daß die Herren den Damen ihren Glückwunsch bringen, wobei dann ein merkwürdiges Rennen aus einem Hause in das andere stattfindet. Am nächsten Tage beglückwünschen sich die Damen untereinander; dann sind die Straßen ebenso lebhaft von diesen als Tags zuvor von Herren gefüllt. Außer dem Neujahrstag ist es noch der 4. Juli, der Tag der Unabhängigkeitserklärung, der als Feiertag begangen wird, und zwar an allen Orten, auf dem Lande wie in den Städten. Ein besonders genußreiches Fest ist dies aber auch nicht; Aufzüge der Miliz und der einzelnen Verbrüderungen, wobei die Spritzenmannschaft eine Hauptrolle spielt, den ganzen Tag über Schießen und Abbrennen von Schwärmern und Fröschen in den Straßen, sowie Abends Feuerwerk auf Kosten der Gemeinde, das ist Alles was diesen Tag auszeichnet.

Die Tafelfreuden welche bei Engländern und Deutschen eine so wichtige Rolle im geselligen Leben spielen, kennt der Amerikaner nicht; bei Tische ist seine Aufgabe, so viel und so schnell als möglich zu verzehren, um dann wieder an sein Geschäft zu eilen. Gewissermaßen die Hauptmahlzeit bildet Morgens das warme Frühstück, in den Familien im Sommer um halb sieben, im Winter um halb acht Uhr, in Gasthäusern etwas später. Da wird gebratenes Rind- und Schweinefleisch, gebratene Fische und weichgekochte Eier gereicht, bei Aermern jedoch nur die eine oder andere dieser warmen Speisen. Das Mittagsmahl wird zu sehr verschiedenen Stunden gehalten, von den Geringern um zwölf, von den Vornehmern sowie in den größern Gasthäusern und Restaurationen um drei oder vier Uhr. Damit man bis dahin nicht zu sehr aushungert, werden in den bessern Gasthäusern um elf Uhr warme oder kalte Fleischspeisen unentgeltlich verabreicht. Am Mittagstisch kommen wieder dieselben Speisen vor wie beim ersten Frühstück, nebst Kartoffeln, mitunter auch Gemüse, das aber ohne Butter gekocht ist und erst auf dem Teller damit vermengt wird. Abends sechs oder sieben Uhr wird kalter Braten genossen, in vielen Häusern aber wieder das Beef- oder Porksteak. Gekochtes Fleisch, Fricassée und Ragout sind den Amerikanern unbekannt. Von der feinern Kochkunst verstehen sie Nichts; die Braten werden nicht gespickt, die Saucen schmecken alle gleichartig, vom Wild und Geflügel wie vom Rinder- oder andern Braten. Die Beigerichte an der Tafel der Reichen und in den größern Gasthäusern entsprechen dem deutschen Geschmacke nicht; z. B. wird zum Braten eine Tasse Chocolade, zum Aepfelkuchen ein Stück Käse gereicht. Suppe ist nicht üblich, aber bei allen drei Mahlzeiten wird Kaffee und Thee, meistens jedoch nur letzterer getrunken; wenn nicht Mittags während des Essens Kaffee gereicht wird, dann fällt er um diese Tageszeit gänzlich weg, indem es nie Gebrauch ist, ihn nach Tische zu genießen. Weder in Gast- noch in Privathäusern ist es Sitte, über Tische Wein zu trinken. Alle Gerichte kommen gleichzeitig auf die Tafel, wodurch das Geschäft des Essens sehr beschleunigt wird, und selten dauert eine Mahlzeit über eine Viertelstunde. Um Nichts zu versäumen, stellen sich die Gäste zeitig in dem neben dem Speisesaal liegenden Zimmer ein, und sobald das Geläut der Glocke den Beginn der Mahlzeit ankündigt, stürzen sie mit fürchterlicher Hast über die Schüsseln her. Wer etwas zu spät eintrifft, hat das leere Nachsehen, da gleich nach dem Aufbruch der Gesellschaft der Tisch abgedeckt wird. Zu einer Unterhaltung bei Tafel hat man weder Zeit noch Neigung; die Meisten setzen sich und brechen wieder auf ohne eine Wort mit ihren Nachbarn gewechselt zu haben.

Auch das häusliche Leben der Amerikaner leidet an einer traurigen Einförmigkeit; kein Familienfest unterbricht dieselbe, keine Geburtstags-, Hochzeits- oder Kindtaufsfeier läßt mit Freuden dem Tage entgegenharren, wo dieselbe stattfindet, kein solches Fest führt die nächsten Anverwandten zusammen. Nur in der höchsten Aristokratie werden hin und wieder die Vermählungen mit vielem Glanze gefeiert; in der Regel aber gehen die Hochzeiten unter allen Ständen ganz geräuschlos vor sich, ohne Hinzuziehung von Zeugen und ohne daß sie die mindeste Festlichkeit herbeiführen, indem das Brautpaar sich zum Geistlichen begibt und in aller Stille sich von demselben einsegnen läßt oder vor einem Notar die Ehe eingeht. Soll das Kind die Taufe empfangen, so wird

dasselbe zum Geistlichen geschickt, vielleicht gar, ohne daß die Aeltern es begleiten. Die Geburtstage kommen gar nicht in Betracht.

Faßt man diese Züge aus den Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner zusammen, betrachtet man ihren kalten, egoistischen, durch und durch materialistischen Charakter, die rastlose, nur zu häufig betrügliche Gewinnsucht der Männer, das träge, verweichlichte, anspruchsvolle Wesen der Frauen, die Ungemüthlichkeit des häuslichen Kreises, den Mangel an geselligem, traulichem Verkehr: so ist es einleuchtend daß das Leben unter einer solchen Nation reizlos und abstoßend für Jeden sein muß der die angenehmen socialen Formen und edlern Genüsse welche die europäische Gesittung gewährt nicht zu entbehren vermag. Daß die politische Verfassung der Vereinigten Staaten jedem Einwohner das möglichst große Maß freier Selbstbestimmung sichert, ist allerdings ein unschätzbarer Vorzug vor unsern Zuständen. Die amerikanische Freiheit ist ein helleuchtendes Gestirn, dessen Strahlen die Sehnsucht von Millionen vergeblich über Europa herbeiwünscht; doch blenden dürfen sie uns nicht in dem Grade daß wir die tiefen Schatten des amerikanischen Lebens nicht sehen sollten, und darum müssen wir es nochmals als verdienstlich anerkennen daß diese dunkeln Stellen von einem treuen Darsteller zu einer klaren und lebendigen Anschauung gebracht worden sind.

Den Zustand der in den Vereinigten Staaten wohnenden Farbigen, Irländer und Deutschen, die Frage wie es zugeht daß die dort lebenden vier bis fünf Millionen Deutsche ohne allen Einfluß auf den Charakter des Ganzen sind, sowie manches Bemerkenswerthe über verschiedene Berufsarten, das industrielle Leben, die literarischen Leistungen und staatlichen Einrichtungen der Union werden wir in einem zweiten Artikel besprechen. *)

22.

Ein paar Dutzend Lyriker aus jüngster Zeit.

(Beschluß aus Nr. 42.)

Wir kommen auf die früherer wähnte dritte Abtheilung lyrischer Gedichte, von denen sich sagen läßt daß ein Sänger den andern durch kühne Wendungen und künstliche Subtilitäten zu überbieten sucht. Das möchte noch gehen; wenn aber diese Zierlichkeit auf ernste Gegenstände, z. B. auf Politik übertragen wird, so treten sie aus dem heiligen Gebiet der Poesie auf einen profanen Boden. In den folgenden Nummern stößt der Leser nun hin und wieder auf die zwei Parteien unserer Zeit, denn wir finden conservative und Reactionsdichter, wie auch Sänger mit demokratischer Färbung. Wir haben sie jedoch nicht von den andern nichtpolitischen geschieden.

10. Gedichte von Christian Schädlich. Plauen, Neupert. 1852. 16. 10 Ngr.

Der unter einem ominösen Namen auftretende Verfasser sagt in der Vorrede daß seine Gedichte eigentlich nicht bestimmt gewesen seien, dem Publicum übergeben zu werden, daß aber die günstige Kritik seiner Freunde ihn dennoch dazu ermuthigt habe. O hätten doch die gefälligen Freunde geschwiegen! Hin und wieder findet sich ein Weizenkorn unter der Spreu, und namentlich nimmt der Verfasser unter den Sonetten hier und da einen Aufschwung.

11. Preußische Todtenkränze von Georg Grafen von Blankensee. Berlin, Hayn. 1852. Gr. 8. 10 Ngr.

Hier haben wir einen patriotischen, der Kreuzzeitungspartei angehörigen Aristokraten. Auch steht er in der Reihe der evangelischen Gläubigen unserer Zeit, wie sich das aus dem Umstande ergibt daß er den Ertrag seines Schriftleins nicht blos für das Nationalkriegerdenkmal, sondern auch für die neuzugründende evangelische Kirche zu Lublinitz in Oberschlesien bestimmt. Bei der frommbegeisterten Partei ist im Ganzen auf dem Felde der schönen Literatur nicht viel zu hoffen, und wir erinnern dabei an Redwitz' „Amaranth". Er gibt uns drei Nummern, einen Nachruf an den im vorigen Jahre verstorbenen Prinz Wilhelm von Preußen, das Lied von den treuen Wächtern (recht gut), und das dritte präsentirt die seit 1848 gefallenen preußischen Krieger und zeigt uns wie der Dichter in einer Vision den Erzengel Michael und den Evangelisten Johannes mit dem Adler, der ihn an Preußens Ermahnt, zu den Gefallenen herniederschweben sieht, um ihnen mit den Schwingen Ruhe und Frieden zuzufächeln. Wir empfehlen das Buch der patriotisch-aristokratischen Lesewelt.

12. Gedichte von Alexander Büchner. Butzbach, [illegible] 1851. 8. 14 Ngr.

Sie gehören ganz der Mittelmäßigkeit an, und mitunter stoßen wir auf einen politischen Anklang, in welchem sich der Verfasser als Volksfreund darstellt.

13. Lieder von U. T. Meyer. Bonn, Wittmann. 1851. 8. 10 Ngr.

Auch von ihnen läßt sich nicht viel Rühmliches sagen. Daß er die geheimsten Regungen seiner Brust in seinen Liedern dem Leser vor Augen legen müsse, ist dem Verfasser sehr schmerzlich. Warum aber in aller Welt trägt er denn seine heiligsten Gefühle zur Schau? Wir glauben nicht daß das Publicum eben sehr neugierig war.

14. Liederblüten. Ein Buch lyrischer Gedichte von Em. Mayer. Linz, Fink. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, wenn die für Kunst empfänglichen Leser ein „vorübergehendes Vergnügen" an seinem Buche hätten, so sehe er sich hocherfreut und reichlich gelohnt. Wer aber etwas Anderes in dem Buche zu finden vermeine als den „treuen Ausdruck einer jugendlichen Phantasie", eine hochromantische Bilderstürmerei u. s. w., dem würde er es nicht verargen wenn er das Buch, übersättigt von den zahllosen Erscheinungen im Gebiete der Lyrik, unbefriedigt wieder weglege. Darüber ist nun erstens zu sagen: Wenn die Leser ein „vorübergehendes Vergnügen" an einer lyrischen Production finden, so will das schon sehr viel sagen, ganz besonders aber in jetziger Zeit; diese Aeußerung ist also nicht übermäßig bescheiden. Ferner „der treue Ausdruck einer jugendlichen Phantasie" sind ja alle poetischen Producte, es kommt aber eben darauf an wie dieselbe beschaffen ist und welchen Ausdrucks sie sich bedient. Daß der Verfasser aber selbst einsieht daß man heutzutage in Gefahr ist, übersättigt zu werden von den zahllosen Erscheinungen im Gebiete der Lyrik, ist ein erfreuliches Zeichen. Leider hat er nur nicht daran gedacht durch Zurückhaltung seines Scherfleins der Uebersättigung vorzubeugen. Besonders Hübsches findet sich in keiner der fünf Abtheilungen, wenn auch hier und da ein Ansatz dazu genommen wird. In der ersten Abtheilung besonders muß es uns auffallen daß die Worte auf denen ein besonderer Accent ruht gesperrt gedruckt sind, was

*) Der zweite und letzte Artikel folgt im December. D. Red.

uns vorkommt als fürchte Meyer man möchte ohne dies Mittel nicht die eigentliche Bedeutung herausfinden, was doch durchaus nicht zu fürchten ist, da seine einfachen Ideen sehr verständlich und populair sind. Alles wiederholt sich nur in den Poesien unserer Dichter der Neuzeit, was sich auch durchgängig von Meyer behaupten läßt.

15. Mondschein-Nächte. Träumereien von Karl Blumenberg. Oldenburg, Schulze. 1851. 8. 10 Ngr.

So charakteristisch wie der Titel dieser Gedichte ist auch ihr Motto:

Geh' nur zur Ruh'!
Um Mitternacht
Kein Aug' mehr wacht
Flöte nur immer zu;
Bis ich erwacht,
Träum' ich in Ruh'
Durch die Nacht wie du!

woraus der Leser schon auf den verschwommenen und traumhaften Inhalt schließen darf. Blumenberg betritt zuerst den Boden der Politik. Die Maid Germania irrt im sturmdurchsausten Walde und wird von einem Jägersmann halb ohnmächtig in seine Hütte gebracht, wo sie liebreiche Pflege empfängt. Sie gibt sich ihm als beschimpfte und vertriebene (!) Germania zu erkennen. Der Jäger wirft sich zu ihrem Paladin auf und es gelingt ihm sie in alle ihre Rechte wieder einzusetzen. Der Verfasser erklärt sein Vaterland für einen zum Zwerg herabgesunkenen Riesen in folgenden elenden Versen:

Doch ach! du sankest von der Höhe,
Wurd'st ein Zwerg und warst ein Riese!
Ach: du fühltest nimmermehr dein Wehe,
Weil gesunken du von deiner Höhe;
Zwerg, ermanne dich: sei Riese.

An dieser Probe wird der Leser genug haben, und er wird es uns gern schenken, die übrigen Lieder, theils erotischen Inhalts, theils an politische Dichter gerichtet, sowie eine Erzählung aus der ostfriesischen Geschichte „Almuth und Engelmann" zu erzählen.

16. Gedichte von Karl Maaß. Berlin, Grieben. 1851. 16. 15 Ngr.

Sie sind ebenso unbedeutend als die vorigen, und wir zweifeln daß ihm die Hoffnung, „die Zeit werde das Unkraut aus seinen harmlosen Liebesliedern ausreuten", in Erfüllung gehen wird.

17. Eichenkränze von Joseph Georg Saffenreuter. Mit einem Stahlstich. Regensburg, Manz. 1851. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Sie sind der deutschen Jugend gewidmet; aber der Verfasser hätte specieller sagen sollen: der Schuljugend, indem sich viele Nummern darin zum Declamiren in Schulen eignen möchten. Sie haben natürlich einen epischen Charakter, und auch die Moral ist in den Zügen aus dem Leben bedeutender Männer wohl vertreten. Seine Diction ist etwas breit und er zeigt sich überall als einen Reimbold, welcher der Bänkelsängerei Ehre machen könnte.

18. Frühlingslieder eines Aergerlichen von Heinrich Schwarzschild. Frankfurt a. M, Auffahrt. 1851. 16. 12 Ngr.

Der piquante Titel verspricht mehr als geleistet wird, und die Welt hätte Nichts verloren wenn die ganze Sammlung ungedruckt geblieben wäre; denn wahrlich die Weltanschauung eines Aergerlichen kann uns nicht belehren und erheben, und es fehlt dem Ganzen der große Hebel ähnlicher Leistungen: der Humor. Aus den Rosen saugt er Gift, die Melodie der Nachtigall ist ihm eine Klage und Anklage und noch obenein jedes frühlingsheitere Bild durch Uebertragung auf leidige politische Dinge. Die Natur will nicht durch die graue Brille eines Erbitterten angeschaut werden, sondern mit der Milde eines gottinnigen Gemüths. Uebrigens ist mancher ganz hübsche Anklang darin, und die Muse könnte ihm vielleicht geneigter werden, wenn er sie nur nicht zwänge auf demokratischen Pfaden zu wandeln.

19. Klänge aus dem Norden. Gedichte von Bruno Strahlau. Hanover, Gebr. Jänecke. 1851. 8. 10 Ngr.

Sie lassen kalt wie die Gegend aus der sie erschallen. Gedanke, Bild und die gewählten Stoffe gehen auf dem betretensten Wege, und das dünne Büchlein wird mit 64 Blattseiten absolvirt.

20. Harmilde, oder die Heimkehr aus Schleswig und Holstein von German. 1852. 8. 18 Ngr.

Ein Motto auf der Kehrseite des Titelblatts:

Weil dich verschmäh'n die Bücherjuden,
Verleg' ich dich in eig'ner Buden —

belehrt uns daß kein Verleger sein Machwerk drucken lassen wollte und daß er verblendet durch seinen Dünkel es in Selbstverlag genommen hat. So schlägt er den Pfauenschweif der Eitelkeit capriciös vor einem Publicum welches einestheils mit Indignation auf solche Leistungen blickt, anderntheils die Lauge des Spotts über sie ausgießt. Die Klagen über den Verlauf der Dinge in Schleswig-Holstein bilden den Hauptinhalt seines Buchs, über dessen Titel „Harmilde" uns keine Erklärung gegeben wird. In holperigen Versen ohrfeigt er den Reim und apostrophirt so schülerhaft daß uns die Haare zu Berge stehen; z. B.: „Brächt's nimmer z'samm' wie's g'wesen ist." Charakteristisch ist auch noch folgender Vers (S. 116):

Ein Mancher nimmt sich auch noch einen Esel (zum Bergsteigen),
Dieweil ihn solche Unterstützung freut,
Allein da ich nicht liebe solchen Wesel (?),
So blieb ich bei der Selbstvertraulichkeit. (?)

Schade um das gute Papier und den correcten Druck.

21. Haideblumen aus Schleswig-Holstein. Zwölf Lieder von Richard Goß. Leipzig, Matthes. 1852. Gr. 16. 6 Ngr.

Die Widmung lautet:

Nehmt hin, ihr Frau'n an Deutschlands Marken,
Der Lieder grünen Kranz von meiner Hand;
O möcht' an ihm sich eure Lieb' erstarken
Für's theure meerumschlung'ne Vaterland.
Denn ach, von unserm Hoffen, unserm Lieben
Ist nur allein das Lied uns noch geblieben.

Der Verfasser gehört wie so viele andere Deutsche zu Denen die sich um das Schicksal des meerumschlungenen Vaterlandes gar nicht beruhigen können, und welcher, indem er die Frauen tröstet, seinem eigenen Herzen Luft zu machen sucht. Das Buch ist winzig an materiellem Inhalt wie an Format.

22. Glaube und Liebe. Eine Reise im Reiche der Geister von einem Schleswiger. Flensburg, Butnuh. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Wir haben es nicht über uns gewinnen können, mehr als den Anfang dieser höchst langweiligen Reflexionen bis zu Ende zu lesen. Einige Strahlen frommen Gefühls erleuchten zwar den dämmernden Pfad auf welchen er den Leser führt; aber diese Strahlen haben doch kein so reines Licht daß sie uns für den Verlust an Zeit und Mühe beim Durchlesen entschädigen könnten.

23. Gedichte von Karl Parucker. Leipzig, Andrä. 1851. 32. 15 Ngr.

Im Vorworte redet der Dichter seine Lieder an:

Wandert fort, ihr meine Lieder,
In die off'ne, weite Welt!
Sehet zu, daß euch die Fremde
Wie die Heimat wohlgefällt.

Prangend nicht im stolzen Kleide,
Geht ihr in das Land hinaus,
Einzig nehmt ihr als Begleiter
Meinen Segen mit von Haus.

Laßt es wenig euch bekümmern,
Schreiten and're euch voran;
Ist der erste Platz verschlossen,
Wird der zweite aufgethan.

Wenn sich nur der Verfasser, der hier so bescheiden aufzutreten wähnt, nicht hinsichtlich des „zweiten Platzes", den man seinen Liedern anweisen soll, täuscht; wir fürchten man werde sie nach Septima setzen. Es fehlt an jedem Aufschwung der Phantasie, also an Bild, Symbol und Farbe, und man legt das Büchlein kalt nieder.

24. Erwachen. Siebzehn Gedichte von Hugo le Juge. Berlin, Stuhr. 1851. 8. 10 Ngr.

Beim Erwachen aus dem Schlummer klebt uns gewöhnlich eine traumartige Ungewißheit an, und der Verfasser ist vielleicht selbst noch zu traumbefangen um entscheiden zu können, ob es ihm gezieme auf des Buchs Titel das Horazische Wort zu setzen:

Nil parvum aut humili modo,
Nil mortale loquar —

Das gibt von einer gewissen Selbstgefälligkeit Kunde und Zeugniß. Inzwischen ist diese nicht ohne allen Grund. Der Verfasser erwacht nach seiner Meinung wirklich aus befangener Weltansicht, träumt namentlich gern in politischer Hinsicht, hat Phantasie und Eigenthümlichkeit, und von seinem Scharfsinn gebe folgendes Lied Kunde:

Herz-Dame.

Es sticht der Bube die Dame,
Er traf ihr das rosige Herz.
Den Buben entsandte der König,
Gewappnet mit mörd'rischem Erz.

Die Dame sinkt tödtlich getroffen,
Gemordet von heimlichem Haß.
Da winkt ihrem Ritter sie sterbend,
Dem allgewaltigen As.

Es stach der Bube die Dame,
Warum, mein König, so blaß?
Noch steckt es im Spiele der Karten,
Das allgewaltige As.

Ihr frechen, ihr wilden Gesellen,
Wer ist's, dem der Würfel fiel,
Dem König, dem Buben, der Dame,
Wem glückte das wagende Spiel?

Ueberdies spricht es für diese siebzehn Gedichte daß Professor Rosenkranz in Königsberg, der ästhetische Philosoph und Kritiker, die Dedication angenommen hat.

25. Knospen. Eine Sammlung Gedichte von Konrad Marxhausen. Kassel, Hotop. 1852. Gr. 16. 7½ Ngr.

Er wählt den Titel dieser kleinen Lieder aus der Natur, und er entspricht dem Inhalt; denn es sind wirklich noch unentwickelte Keime, von deren einigen sich hoffen läßt daß sie sich erschließen und blühen werden. Vorzugsweise besingt er die Natur in ihren wechselnden Erscheinungen, aber wir finden nicht daß er sie mit schärfern Augen betrachtete als die Schar seiner schreiblustigen Vorgänger die Frühling und Liebe singen. In einem prosaischen Anhange, betitelt „Der Wildschütz", gibt er uns eine lebhafte Schilderung von der großen Noth in dessen Familie. Des Verwalters hartes Herz vermag er nicht zu rühren, und die Verzweiflung macht ihn zum Wilddieb, und wie er ergriffen werden soll, macht er seinem Leben durch einen Schuß ein Ende. Eine ganz gewöhnliche hausbackene Fiction, deren Veröffentlichung wir ihm gern geschenkt haben. Möchte er sich doch nicht auf das Gebiet der Novelle wagen und seiner sanftern Muse nicht untreu werden.

26. Gedichte von Karl Pflaume. Magdeburg, Fabricius. 1852. 8. 25 Ngr.

Sie bieten mehr Eigenthümliches als man anfänglich erwartet. Entkeimt sind sie dem eigenen Boden des Herzens und erinnern nirgend an ein Vorbild. Dazu kommt der Umstand daß der Verfasser trotz seiner eingefleischten Demokratie doch größtentheils eine harmlose Gemüthlichkeit auch in erotischen Tändeleien bekundet, die sich mit jener schwer in Einklang bringen läßt. Demokrat ist er, wie wir das aus ein paar Stellen beweisen wollen. So heißt es (S. 8):

Fürwahr, es ist kein and'rer Rath
Als Bursch zu sein und Demokrat.

S. 22:

Ich liebe die Freiheit, das muthige Ringen,
Vertrauen und Hoffnung der kämpfenden Brust.
Was die Völker erstreben, es muß gelingen,
In der Würde des Volks wird sich Jeder bewußt.

Nach dem reinen Ziele vorwärtszubringen,
Mit dem Ganzen zu ringen, das ist Gewinn.
Es mahnt uns der Tod an ein männlich Vollbringen;
Wir wandern durch's Leben, weiß Keiner wohin.

Noch mehr zeugt von seiner Ansicht und Gesinnung das S. 166 abgedruckte Demokratenlied. Von seiner Gemüthlichkeit zeuge „Die Akazie" (S. 124):

Aus einem schwanken Zweige
An meines Vaters Thor,
Da rauschest hoch und höher,
Akazie, du, empor!

Wir tanzten Ringelreihen,
Ein froher Kinderhauf',
Du warst mir Spielgenosse,
Wir wachsen mit dir auf.

Du hobest deine Krone
Hoch über Hauses Dach,
Und rauschtest, wenn wir kamen,
Sahst uns beim Scheiden nach.

Dein Grün im Sonnenlichte,
Die Blütenpracht dazu,
Rings in der weiten Runde
War kaum ein Baum wie du.

Du sahest Särge tragen,
Ach, meiner Mutter Sarg,
Du sahst auch bess're Stunden,
Die Zeit war nicht so karg.

Sahst Hochzeitgäste kommen
Und kehren bei uns ein,
Des Hauses holder Blume,
Der Schwester Fest zu weih'n.

Und als sie zog zur Ferne,
So lieblich, rein und mild,
Der längst geschied'nen Mutter
Lebend'ges Ebenbild,

Sah sie zum letzten male
Auch noch nach dir zurück.
Und du, hast du verstanden
Den bangen Scheideblick?

Als sie nun wiederkehrte,
Da fand sie dich nicht mehr,
Die Wurzeln abgehauen,
War deine Stätte leer.

Du rauschtest nicht Willkommen,
Noch da sie ging Ade:
Bist du vor ihr gegangen,
Zu meiden solch ein Weh?

Und wolltest du nicht rauschen
Ob dieses Hauses Noth,
Dies Jammern nicht belauschen
Um unsrer Blume Tod?

27. Unterm Schindeldach von Waldmüller. Hamburg, Meißner und Schirges. 1851. 8. 8 Ngr.

Waldmüller berührt in vorliegenden Blättern das Gebiet des Epischen, indem er uns fünf in fließenden Hexametern geschriebene Erzählungen liefert, die sich ihrer Natur nach sämmtlich unter einem Schindeldach zutragen können. Unter diesen möchten wir „Vor dem Kruge" herausheben. Gerhard und Lisbeth (die Magd im Kruge) sehen sich nur Sonntags verstohlen, erst nachdem Letztere die Kehlen der Gäste befriedigt hat. Aber „sie sind sich gut, ach wie so gut". Trotzdem daß es keine Knotenschürzung und Auflösung gibt, ist es doch das Beste was uns hier geliefert wird.

28. Ludwig F. von Reichlin's Sonette. Mühchen, Kaiser. 1852. 8. 10 Ngr.

Hier athmen wir etwas freier, denn der Verfasser gibt uns wirklich Klinggedichte die, da sie in Petrarca's Geist abgefaßt sind, liebenden Jünglingen eine willkommene Speise sein werden. In der dritten Folge finden wir einige Gedichte an Personen, worunter für uns und auch für Andere viel Ansprechendes ist. Es stehe hier als Probe (S. 55):

Was ich erlebt in meiner Kindheit Tagen,
Was ich gefühlt in meiner Jugendzeit,
Was ich als Mann empfunden und ertragen,
Wer gibt mir darauf Antwort und Bescheid?

Kann ich doch kaum mir die Bedeutung sagen
Vom Nächsten das am Wege liegt gestreut,
Mag ich die Priester, deine Weisen, fragen,
Enträthseln sie mir die Vergangenheit?

Was war es mehr als nur ein Namen nennen,
Ein Glauben, Rathen mehr als ein Erkennen,
Ein kaum sich Sehen, Lieben, schon sich Trennen?

Es war ein Kämpfen, stets sich Ueberwinden,
Ein Hoffen war's, ein Suchen, doch nicht Finden,
Ein Kommen, Gehen und zuletzt Verschwinden.

29. Mein Vermächtniß. Gedichte von Theodor Erhard. Leipzig, Thomas. 1851. 16. 25 Ngr.

Hat ein Recensent ein schlechtes Buch zu besprechen, so strömen ihm gewiß eine Menge Gedanken zu, durch die er den Verfasser mit boshafter Freude geißelt; ist es dagegen ein gutes Product, so ist er wortärmer und kargt nicht selten mit verdientem Lobe. Wir dürfen hier wortkarg sein, denn Erhard beschenkt uns mit tadellosen Leistungen. Die vier Abtheilungen enthalten: „Lieder in Ketten" (d. h. Lieder die er als Gefangener geschrieben); „Leben und Liebe"; „Sonette" und „Ghaselen", Alles gute und unverfälschte Waare. Wir wollen hier nicht pedantisch rügen daß der Verfasser durch die alten Formen „gewunken, entzunden" und dergleichen den Liedern zuweilen eine altdeutsche Färbung gibt. Der Kürze des Raums wegen stehe hier ein kleines Lied aus der zweiten Abtheilung (S. 61):

Frühling.

Nun ist es Frühling geworden,
Es strahlt der Himmel so warm und blau,
Vertheilt viel Bänder und Orden
Und nimmt's mit den Farben nicht so genau.

Es bauen an Dach und Fache
Die singenden Vöglein munter und flink,
Am Kirschbaum neben dem Bache
Verschafft sich weislich Quartier der Fink.

Es werden auf besserem Grunde
Die braunen Wiesen schon wieder grün,
Wohin ich seh' in der Runde,
Will Alles knospen und blüh'n.

Die schüchternen Anemonen
Strecken die niedlichen Köpfchen vor,
Mit blauen und weißen Kronen
Pochen sie an des Waldes Thor.

Es prangt mit röthlichen Blüten
Der blasenziehende Seidelbast!
Vor diesem mußt du dich hüten,
Mein Kind, er gleichet dem Leben fast!

Schneeglöcklein klingt, daß es helfe
Zum Jubelconcert ohn' Instrument,
Darin ein höflicher Elfe
Den Takt andeutet als Chorregent.

Der Frühling soll Apotheken,
Man sagt's, für jede Gemüthskrankheit
In seinem Gewande verstecken,
Ich aber spüre noch Nichts zur Zeit.

Noch über der linken Hüfte
Thut's immer so weh wie zuvor, mir däucht,
Es sind mir die Frühlingslüfte
Wahrscheinlich noch immer etwas zu feucht.

30. Fliegender Sommer. Eine Herbstgabe von Julius von Rodenberg. Bremen, Schlodtmann. 1851. 16. 6 Ngr.

Mit anerkennender Freude begrüßen wir hier den Verfasser von „Dornröschen", der in dieser neuen Schöpfung seine Dichternatur nicht verleugnet. Er wolle es uns verzeihen, wenn wir unser Lob nur durch folgendes Sonett motiviren (S. 6):

Das Heidelberger Schloß.

Wie eine Märchenkunde ferner Zeiten,
So rage das Schloß aus grünem Eichenlaube!
So ernst nachdenklich steht es wie der Glaube:
Was wirklich deutsch, das währt in Ewigkeiten.

O wie die Fernen hell und reich sich breiten!
Hier rauscht der Strom, dort blüht am Berg die Traube.
Vieläst'ger Ephen rankt auf theurem Staube,
Und drüber hin die sonn'gen Wolken gleiten.

Und wie ich schweigend eintrat in die Halle,
Wo deutsche Pracht verrostet und zertrümmert,
Da breitet' ich die Arme voller Sehnen.

Seid mir nicht gram, ihr Herrn! so sind wir Alle:
Indeß die schöne Gegenwart verkümmert,
Steh'n schweigend auf Ruinen wir in Thränen.

31. Neue Gedichte von [illegible]. Wien, [illegible] 1851. 16. 12 Ngr.

Wer einmal die Möglichkeit der Bildung des Schönen geleistet hat, der fühlt auch den innern Drang sie stets neue zu gestalten. So geht es wahrscheinlich auch [illegible], dessen Talent und Leistungen wir schon einige mal in d. Bl. gewürdigt haben, und der sich nicht unwürdig an die Reihe der [illegible] Schöngeister anschließt. Das Büchlein bietet [illegible] und [illegible] in der bekannten Manier. Zur Probe theilen wir hier ein Sonett mit, überschrieben „Phönix" (S. 14):

Ein jedes Wesen lebt nach eig'ner Weise,
Nach einem Ruft, belangt andern aus [illegible],
Es wühlt der Wurm behaglich in die Erde,
Der Phönix zieht durch blaue Lüfte leise!

Und als vollzieht er seine stillen Kreise,
Daß nicht beschmutzt der gold'ne Flügel werde,
Er scheut selbst [illegible] Gefährte,
Der Thau des Himmels beut ihm reine Speise.

Nur ein mal ließ er sich vergessend nieder,
Darauf trug er Zimmt und Rosenholz zusammen,
Zu reinigen vom Makel sein Gefieder,

Stürzt er sich freudig in die duft'gen Flammen.
Zu Asche sinken muß das alte Leben,
Soll sich der neue Phönix stolz erheben.

32. Gedichte von F. von Pechlin. Kopenhagen, Schwartz. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser dieser Gedichte liebt die Reflexion, bei der wir jedoch den dichterischen Bilderreichthum nicht vermissen, der wir aber hin und wieder mehr Klarheit und Gedrängtheit wünschen möchten. Wenn er in der ersten Nummer „Das Lied" sagt:

Wie rollt ins Thal ein Bergesfluß,
So wälzt die aus der Tiefe schwellen,
Das Lied hinab der Töne Wellen
Im freien schäumenden Erguß.

Von Sonnenschein und Mondesglanz,
Von Aetherblau und Sternenflimmer
Borgt es die Strahlen und die Schimmer
Zu Wellenspiel und Wogentanz.

Die Bilderreihen die ihm nah'n
Vergißt es im Vorübergleiten
Und spiegelt Alles ihm zur Seiten,
Wenn es beschäftigt seine Bahn

so ist das in Bezug auf das hier Gebotene nicht unpassend; freilich fehlt es dem Strome seiner Poesie nicht an Breite und melodischem Wellengeflüster, wol aber oft an Tiefe. Er huldigt dem Ernst des Lebens, und die Lieder haben nicht selten eine melancholische Färbung und würden an Lenau erinnern, wenn sie nicht von der Milde einer ruhigern Lebensansicht durchdrungen wären. Wir bedauern es daß wir hier nur eine kleine Probe mittheilen können, welche freilich weniger Reflexion als Bild bietet. Sie steht S. 100.

Der Wintermorgen.

Ein Wintermorgen scheint ein blasser Segen
Vom Prachtmantel der blühenden Natur,
Der [illegible] Flur
Weh'n kalte Todesschauer dir entgegen.

Wo Leben weilt, da birgt sich's in den Tiefen,
Im Strome [illegible] es auf dem Boden fort,
Die Schiffe liegen eingezwängt im Port,
Der [illegible] es in des Tropiens [illegible].

Im Busen [illegible] es zu des Herzens Grunde:
[illegible] dir, wenn dort kein stilles Feuer glüht,
Wenn Liebe dir, wenn Hoffnung abgeblüht;
Dann schlägt die Kälte zu der Todesstunde.

Doch sei getrost: Vom ersten Dämmerlichte,
Womit des Tages Anbruch sich enthüllt,
Wird eines Herzens Morgen so erfüllt,
Daß Morgenbilde [illegible] Berichte.

Die Flamme spricht schon freudig im Kamine,
Indeß der Kerze trübes Licht erblaßt,
Doch liegt noch fern des Tages Müh' und Last,
Noch fern die Frage ob er sie verdiene.

Das Fenster winkt, der Vorhang ist gehoben,
Und wie ein Kind den Augenblick erharrt,
Des Stücks Beginn, des Zaubers Gegenwart,
So dringen warme Wünsche nun nach oben.

Wie Träume ihre bunten Stoffe wirken,
So ist die Färbung die sich dort ergießt,
In rothen Streifen durch den Himmel schießt,
Die rosig schwimmt um Tannen oder Birken.

Es kracht der Schnee, nun bilde die Entschlüsse,
Bist du ein Waidmann, halte frohe Jagd,
Das rege Wild geht vor, ach vor zur Schlacht,
Die Ente duckt am off'nen Rand der Flüsse.

Wenn Schlittenfahrt und Schellen dich vergnügen,
So geh' zum Liebchen, lade sie zum Fest,
Ein Schlitten ist ein enges, warmes Nest,
Doch Freiheit athmet dort in vollern Zügen.

Sollt' dich des Eises blanker Spiegel locken,
Ein Freudenfest auch ohne Liebchens Kuß,
Die Poesie, die schreibt ein kühner Fuß,
Auch das ist besser als am Ofen hocken.

Drum eil' ich selber wohlgemuth zum Schlusse,
Es reißt mich fort die jugendliche Lust,
Noch bin ich froh mich einer Kraft bewußt,
Die wählt ihr Feld, wenn Keinem zum Verdrusse.

33. Zu Hause. Ein lyrischer Cyklus von Adolf Schults. Elberfeld, Bädeker. 1851. Gr. 16. 10 Ngr.

Hier stellt sich uns eine Reihe lieblicher Genrebilder vor Augen, deren Inhalt uns mit des Dichters Gefühlen für Weib und Kind und den häuslichen Herd bekanntmacht, auf kleine Pergamentblättchen leicht hingeworfen und doch tief durchdacht und durchfühlt. Daß unter 40 Liedern vielleicht vier bis fünf unbedeutend sind, ist natürlich. Wir können uns nicht entbrechen folgende vier Nummer mitzutheilen (S. 16):

Abends wenn die Kinder mein
Mit der Mutter beten,
Pfleg' ich an ihr Kämmerlein
Still heranzutreten.

Leise lausch' ich an der Thür
Ihrem Wort von ferne;
Ob sich's gleiche für und für,
Hör' ich doch es gerne.

Und wenn Alles nachgelallt
Mägdelein und Bube,
Wenn das Amen leis' verhallt,
Tret' ich ein zur Stube.

Wenn sie dann so lieb und warm
Gute Nacht mir nicken,
Mit dem weichen Kindesarm
Mich zum Kuß umstricken,

O dann muß im Kämmerlein
Wol mein Herz sich regen:
Linde strömt es auf mich ein
Wie ein Abendsegen.

* * *

Sonntag, Sonntag! Horch! der Glocken
Lieblich lockender Ton erschallt!
Wie sie dich zur Kirche locken,
Locken sie mich zum grünen Wald.

Wie verschieden die Wege scheinen,
Einem Ziel doch streben sie zu;
Denn den Einigen, Einzig-Einen
Suchen wir Beide, ich und du.

Gar verschiedene Wege sind es,
Doch sie führen zu Einem Ziel;
Mir erscheint er im Säuseln des Windes,
Dir im wogenden Orgelspiel.

* * *

Und willst du erkennen der Gattin Werth,
Erkennen mit stillem Beben,
So mußt du sehen des Todes Schwert
Ob ihrem Haupte schweben.
Und willst du ermessen, wie stark das Band,
Das Band das Liebe gewoben,
So mußt du stehen am Bettesrand,
Gerichtet den Blick nach oben.

Und willst du fühlen wie manches mal
Du bitter sie hast betrübet,
So mußt du fürchten in banger Qual,
Sie sterbe die du geliebet.

* * *

Alles wissen, Alles können
Muß der Vater, meint das Kind
Soll ich seinen Wahn ihm gönnen
Seinen Glauben kindlich-blind?

Oder soll ich sein Vertrauen
Lenken in das rechte Gleis?
Lehr' ich's auf zu Dem zu schauen
Der da Alles kann und weiß?

Ja, ich will's! Und muß es wissen
Seinen ird'schen Vater dann,
Wird es ihn zu finden wissen,
Der da Alles weiß und kann.

34. Blumen am Wege von Karl Fröhlich. Kassel, Bohné. 1852. 16. 25 Ngr.

Diese Gedichte erwecken, abgesehen von ihrem ästhetischen Werth, durch die eigenthümliche Persönlichkeit ihres Verfassers ein lebhaftes Interesse. Wir haben es hier mit einem Autodidakten aus dem Proletarierstande zu thun. Sohn eines armen Schuhmachers, wird er Lehrling bei einem Buchdrucker, wo ihn der Verkehr mit Büchern nicht nur mit der deutschen poetischen Literatur befreundet, sondern auch sein poetisches Talent hervorruft. Wir haben in d. Bl. oft schon solche poetische Naturkinder aus den niedern Schichten der Gesellschaft besprochen; aber wir mußten fast stets bekennen, es klebe ihnen irgend Etwas von ihrer ersten Erziehung und ihrem Leben im Familienkreise an, und ihr ganzes Verdienst bestehe größtentheils in einer angeborenen mechanischen Fertigkeit im Reimen. Unser Verfasser ist keineswegs in diese Kategorie zu stellen. Er glaubt, er fühlt, er bildet eigenthümlich und ist dabei vielseitig. Er beginnt mit religiösen und moralischen Gedichten. Seine Religiosität äußert sich nicht in mystischem Geklingel, im Spielen überspannter Gefühle, oder in Dogma und Menschensatzung, von welcher letztern die orthodoxen Würdenträger in unsern Tagen alles Heil für die Kirche und Menschheit erwarten, sondern er hat das Bewußtsein daß er den „erhabenen Geist im Gemüthe trage, der jene Ströme des Lichts entrauschen läßt, in welche sich sein Geist taucht". Selbst von Christus, an den sich einige dieser Lieder wenden, lebt ein schönes Bild in seiner Seele, wie sich das aus einigen Liedern auf christliche Feste ergibt. Aus den „Liedern", „Sonetten" und „Glossen" weht jene frühlingsfrische Heiterkeit wie sie nur in reinen Seelen wohnt, und die sich hier nicht selten in sanfte Wehmuth verliert. Letztere tritt auch besonders in den erotischen Liedern hervor, die, wenn wir nicht irren, auf eine untreue Geliebte hinweisen. In eben dieser Abtheilung findet sich auch ein Lied „Auf den Tod seines Vaters", den die Noth des Lebens gezwungen zu haben scheint in den Wellen freiwillig ein Grab zu suchen. Es lautet (S. 81):

Du tratst aus deiner Hütte
Bei gold'nem Abendlicht,
Aus deiner Lieben Mitte
Mit frohem Angesicht.

Durch sommerliches Prangen
Der hoffnungsgrünen Saat
Bist lächelnd du gegangen
Den stillen Todespfad.

Der Klagen tiefe Fülle
Hat nicht dein Ohr umbebt,
Als aus der müden Hülle
Der Geist emporgeschwebt.

Auf deinen Leib so helle
Sich Abendroth ergoß,
Als über dir die Welle
Sich leise flüsternd schloß.

Zwei Nummern gleichen Inhalts und Werths folgen; überhaupt wo er auf das Menschenleben in seinen Phasen und Wechselscenen kommt, auf seine Kindheit und Jugend und auf das Vaterhaus, aus dessen Fenstern Hunger und Blöße mit bleichem Antlitz schauten, bekundet er nicht blos ein kindliches Gefühl, sondern schaut auch Alles im Himmelslichte providentiellen Waltens. Wie schön feiert er die Natur in einigen Frühlingsliedern oder auch in dem Sonett (S. 95):

Wie selig bin ich, wenn ich mich versenke
In deine Wunder, heilige Natur!
Und wenn ich still, durch Aehrenfeld und Flur
Hinwandelnd, deiner Herrlichkeit gedenke.

Wenn ich mit Thränen dann die Blumen tränke,
O du entlockst sie meinen Augen nur!
Heil mir, du gabst mir, deiner Creatur,
Ein weiches Herz zum freundlichen Geschenke.

Ja, Freude strahlt auf meinem Angesicht,
Die Lippe schweigt und nur das Auge spricht,
Es will dich preisen und vermag es nicht.

Doch wie dein Anblick mächtig mich erhebt,
Und wie mein Herz zu denken freudig strebe,
Das zeig' die Thräne die herniederbebt.

Unter den „Vermischten Gedichten" finden sich einige epische Nummern. Wir können nicht unterlassen noch ein kleines Naturbild hier mit aufzunehmen das in seiner hohen Einfalt doch so viel Schönes uns vor Augen stellt. (S. 149):

Abendbild.

Des Tages letzter Blick verglühte,
Er senkt die müden Wimpern zu;
Von mattem Rosenhauch umblüht
Geh'n Wald und Berge still zur Ruh.

Melodisch steiget aus dem Thal
Des alten Domes fromm Geläut',
Dazwischen tönet der Choral
Des Thurmes durch die Stille weit.

Die Wasser rauschen unten hohl,
Die Bäume, träumend, flüstern sacht;
Wie schlägt das Herz mir froh und wohl,
Umfächelt von der stillen Nacht!

Hoch über mir der Abendstern,
Der strahlt herab in stiller Pracht:
So schaut herab das Aug' des Herrn,
Das treu des Weltalls Schlaf bewacht.

Wir fürchten nicht daß diese „Blumen am Wege" das Schicksal ihrer Schwestern, unbeachtet zertreten zu werden, theilen, und wünschen dem braven Buchdruckergehülfen, dessen Herberge der grüne duftende Wald ist, und der seinen Blauen Montag im Verkehr mit den Camönen feiert, daß er in allen Kreisen Anerkennung und verdientes Lob finde. 89.

Zur Convertitenliteratur.

1. Meine Bekehrung zur christlichen Lehre und christlichen Kirche von F. von Florencourt. Erstes Heft. Paderborn, Schöningh. 1852. 8. 24 Ngr.
2. Wo ist Babel? Sendschreiben an Ida Gräfin Hahn-Hahn von Johannes Heinrich August Ebrard. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1852. Gr. 8. 6 Ngr.
3. Aus Jerusalem von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Erste und zweite Auflage. Mainz, Kirchheim und Schott. 1851. 8. 26 Ngr.

Es ist eine allbekannte Erfahrung daß Neubekehrte ihre Glaubensbrüder an zelotischem Eifer stets zu übertreffen suchen. Diese Erfahrung ist auch psychologisch vollkommen erklärlich, wenn man auch der Erscheinung selbst von unbefangenem Standpunkte aus darum noch keine Berechtigung zugestehen kann. Freilich heißt diese Unbefangenheit bei jenen Neophyten gemeinhin sträfliche Indifferenz, glaubensloser Weltsinn, weltliche Verstocktheit; indeß kann sie sich diese Ehrentitel schon gefallen lassen, denn dem Enthusiasten und Fanatiker ist Vieles zu verzeihen, weil eine ruhige Würdigung der Verhältnisse, eine klare und sichere Abwägung der verschiedenen Standpunkte gegeneinander billigerweise nicht zuzumuthen ist.

Jene Erfahrung hat sich denn natürlich neuerdings auch bei der Bekehrung der Gräfin Hahn-Hahn wiederholt, und man durfte nicht erwarten daß die Rückkehr des Hrn. von Florencourt in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche dieselbe Lügen strafen werde. Beides sind Namen von bedeutendem Klange in der literarischen Welt, ja selbst in den Kreisen der höhern Gesellschaft, und es läßt sich wol denken daß die Bekehrungseiferer der Römischen Kirche auf derartige Convertiten sich nicht wenig zugutethun. Absonderlichen Grund dazu haben sie freilich eigentlich nicht; wenigstens hat die protestantische Kirche keine Veranlassung über diesen Verlust, wenn man den Austritt wirklich als solchen bezeichnen kann, Klagelieder anzustimmen. An Scheinmitgliedern kann ihr Nichts gelegen sein, und daß beide Convertiten ihr nur durch Geburt, niemals dem Herzen und der Ueberzeugung nach angehört, daß sie von ihnen niemals ihrem innersten Wesen nach erkannt worden (ein Austritt wäre ja dann in der That unmöglich gewesen), braucht man gar nicht etwa erst zu präsumiren; Beide sprechen selbst es in ihren Confessionen klar und unzweideutig aus. Will man überdies auf die Vergangenheit beider Convertiten — die öffentliche nämlich, denn über das Privatleben sind wir zu Richtern nicht gesetzt, obwol sie selbst in den gedruckten Berichten über ihren Lebensgang Anhaltepunkte und Veranlassung genug geben! — einen Blick werfen, so mag man, will man an der Aufrichtigkeit der Bekehrung nicht im entferntesten zweifeln, der Römischen Kirche zu diesem Zuwachs kaum von Herzen gratuliren können, selbst wenn sie das Bibelwort für sich anzieht, daß über einen Sünder der Buße thut vor den Engeln im Himmel mehr Freude sei als über neunundneunzig Gerechte die der Buße nicht bedürfen. Wo Impotenz, geistige oder sinnliche Ermüdung und Charakterlosigkeit die Triebfedern zur Bekehrung sind, da kann sie von bedeutendem Werthe nicht sein; denn da ist nicht einmal eine Ueberzeugung im prägnanten Sinne des Worts, sondern nur eine Ueberredung (durch sich selbst oder durch Andere) möglich, und der Glaube steht auf sehr schwachen Füßen. Daß jenes aber in der That die Triebfedern zur Bekehrung der beiden Genannten gewesen sind — wir verstehen hier unter Bekehrung den Uebertritt zur Römischen Kirche, denn von einer wirklichen Bekehrung im Sinne der Heiligen Schrift kann bei Beiden, wie ihre desfallsigen Schriften sehr deutlich beweisen, am allerwenigsten vielleicht bei der Frau Gräfin, selbst wenn sie ein Kloster zu begründen beabsichtigt, die Rede sein — geht aus einer Betrachtung ihres bisherigen öffentlichen Lebens- und Entwickelungsgangs, ja aus ihren eigenen Confessionen unwiderleglich hervor.

Hr. von Florencourt hat in seiner gesammten bisherigen politisch-schriftstellerischen Wirksamkeit sich mindestens oft zweideutig gezeigt und seine Charakterlosigkeit wie seinen überwiegenden Hang zur Libertinage und seine bücgerliche Unfähigkeit in seiner obenangezeigten Schrift (Nr. 1) ohne Hehl selbst bekannt. Darin steht er unbedingt höher als seine Boezängerin, die trotz aller Phrasen doch keineswegs mit ihrer Vergangenheit völlig gebrochen hat, sondern noch ganz wie früher in derselben Art und Weise forteristirt, nur daß sie dieser Existenz ein Mäntelchen umgehängt hat, das ihr indeß nirgend recht paßt und die Blöße gar gewaltig hervorschauen läßt! Wie es nun aber möglich gewesen ist daß Hr. von Florencourt, obwol er sich für ganz unwissend in christlichen Dingen und das geoffenbarte Christenthum für einen Irrthum hielt, doch (früher) es unternehmen konnte für die bibelgläubigen Lutheraner in einer Broschüre eine Lanze gegen die Rationalisten zu brechen, wäre unbegreiflich, wenn es sich nicht aus der großen Dosis Arroganz und hochmüthigen Dünkels erklärte, die auch trotz alles Scheins von Demuth, der bei der Lecture oft einen sehr widrigen und abstoßenden Eindruck macht, in seinem vorliegenden Buch auf jeder Seite sich ausspricht. Denn wir wollen zu der anderweit möglichen Erklärung daß er jene Broschüre nur aus persönlicher Liebedienerei geschrieben („weil ein rationalistischer Candidat in einem Zeitungsartikel die Bibelgläubigen und namentlich einen Mann, dessen seltenem Edelmuthe und tief-christlicher Hingebung [Was verstand denn von dieser damals Hr. von Florencourt?!] er eine hohe Verehrung zollte"), eine Erklärung die auch die Veröffentlichung der obigen Schrift für die Römische Kirche in einem ziemlich zweideutigen Lichte erscheinen lassen könnte, hier nicht greifen, so nahe der Verfasser sie auch jedem Leser selbst gelegt hat.

Indeß derartige Widersprüche zwischen Gesinnung und That sind ja im Allgemeinen so selten nicht und nicht erst die neueste Zeit hat sie uns kennengelehrt, obwol sie immer nur aus unsittlichen Motiven des Individuums, ihm selbst vielleicht unbewußt, zu erklären sein werden, wofern nicht eine krankhafte Störung des psychischen Organismus angenommen werden kann. So ist denn auch das ganze Buch Florencourt's (und ein Buch ist ja auch eine That) im Widerspruch mit den in der Einleitung vorgetragenen Ansichten, die wol bestechen können, während die dort versuchte Rechtfertigung dieses öffentlichen Auftretens (aus Liebe zu den Zurückgebliebenen, um sie über den Schritt aufzuklären, die Irrthümer der Protestanten rücksichtlich der katholischen Kirche zu beseitigen und die Zurückgebliebenen desselben Heils theilhaftig zu machen, also um Proselyten zu machen) dennoch eine sehr unzulängliche bleibt. Denn es ist unumstößlich daß „ein Convertit noch geraume Zeit nach seinem Rücktritte als ein Lernender zu betrachten ist, der seine besten Vorsätze und Kräfte vorzugsweise auf Ausfüllung der großen Lücken zu richten hat, welche bei ihm in Bezug auf Erkenntniß der unerschöpflichen Heilswahrheiten der Kirche nothwendigerweise vorhanden sein müssen" — so Hr. von Florencourt selbst — und daß „ein derartiges Unternehmen leicht als hochmüthige Vermessenheit (wir setzen hinzu: mit Recht!) aufgefaßt werden kann, zumal wenn

zwischen Conversion und öffentlicher Ansprache nur eine kurze Zeit verstrichen ist, und daß es für Niemand weniger als für einen frischen Convertiten sich ziemen würde als Prediger der katholischen Wahrheiten und als Apologet der katholischen Kirche aufzutreten ... Ein inneres Widerstreben gegen ein solches öffentliches Auftreten", fährt der Verfasser fort, „ist bei mir wenigstens im höchsten Grade vorhanden, und wenn ich mich entschließe einen Blick rückwärts zu werfen, so geschieht es nicht ohne mir Gewalt anzuthun." So S. 3, und S. 8 sagt er dann: „Ich würde es als die einfachste Pflicht natürlicher Herzenstreue anerkennen, daß ich möglichst deutlich Rechenschaft ablege" u. s. w. Also die „einfachste Pflicht" erfüllt Hr. von Florencourt nur mit „innerm Widerstreben" und nicht „ohne sich Gewalt anzuthun"? Ein schönes Zeugniß das er da sich selbst über die Tiefe und Gründlichkeit seiner Bekehrung ausstellt! Und doch glauben wir an dies innere Widerstreben, an dieses Gewaltanthun, weil wir noch an des Verfassers sittliches Ehrgefühl glauben, und mit diesem verträgt es sich allerdings schlecht, eine öffentliche Ohrenbeichte, ein specielles öffentliches Bekenntniß seiner Sünden und Verirrungen, seiner sittlichen Verderbtheit abzulegen. Und der Schluß liegt demgemäß nahe daß eine äußere Nöthigung zur Abfassung dieser Schrift stattgefunden habe; vielleicht ist sie ihm als Buße auferlegt worden! Aber man soll weder mit seinen Sünden noch mit seiner Liebe prunken. Das Eine bezeugt klar daß man es noch nicht zu wahrer Buße, das Andere daß man es auch noch nicht zu wahrer Liebe gebracht hat. Da der Verfasser selbst zugesteht daß der Convertit noch außerordentlich Vieles zu lernen habe, so dürfen wir über seine verkehrten Ansichten und Irrthümer mit ihm nicht rechten und verzeihen ihm z. B. gern, wenn er sagt daß „Glaube und Liebe nicht Eigenschaften sind, wovon die eine über der andern steht", während bekanntlich der Apostel Paulus erklärt: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen." Wir verzeihen ihm gern die mancherlei Widersprüche seines Buchs, deren Aufzählung und Widerlegung ein eigenes Buch erfodern würde, umsomehr als er vor ihnen selbst bei gründlicherer Erkenntniß sich als Mittel zum Zweck vielleicht nicht scheuen würde. Seine schriftstellerische Vergangenheit widerspricht solcher Annahme wenigstens nicht. Wir verzeihen ihm gern daß er den Romanismus exclusiv als „christliche Lehre", und die Römische allein als „christliche Kirche" (schon auf dem Titel) bezeichnet und für den gebrauchten Ausdruck „protestantische Kirche" sogar um Verzeihung bittet. Wer die protestantische Lehre und die protestantische Kirche nie auch nur oberflächlich gekannt, viel weniger erkannt und nicht die geringste Lust gehabt hat, sie kennen und erkennen zu lernen, obwol nach eigenem Geständniß ihm wiederholt Gelegenheit dazu geboten war, von dem kann man ein urparteiisches Urtheil nicht erwarten, wenn es freilich auch die unverschämteste Anmaßung ist sich selbst ein solches zu vindiciren. Darin trifft Hr. von Florencourt wieder sehr genau mit seiner gräflichen Vorläuferin zusammen, nur mit dem Unterschiede daß man von einem Mann der auf gründliche wissenschaftliche Bildung Ansprüche erhebt auch in dieser Rücksicht Etwas mehr fodern kann als von einer oberflächlich und halb gebildeten schriftstellernden Salondame.

Und wenn nur wenigstens die Schrift für ihre vielen Mängel und Schwächen durch Gedankentiefe und Geistreichthum entschädigte! Aber die gewöhnlichsten Lebensschicksale, wo nicht ihre Anschauung ganz specifisch-römisch gefärbt erscheint, im Tone eines salbadernden Nachmittagspredigers mit den hohlen Phrasen eines oberflächlichen Mysticismus vorgetragen, und selbst die Geschichte der Conversion selbst können doch in der That wenig Interesse erregen, während die psychologisch tiefe, wenn immer auch mystische Darstellung von wahrhaftigem Seelenleben, echtem Glaubenskampf und mannichfachsten Seelenführungen, wie sie z. B. in Jung-Stilling's, Kanne's, G. H. von Schubert's und Anderer Schriften (um nur einiger Neuern zu gedenken) auch innerhalb der protestantischen Literatur sich findet, bei jedem Leser aufrichtige Sympathie erweckt, selbst wenn er mit jenen Männern principiell sich nicht einig weiß. Ein an sich für das größere Publicum Unbedeutendes als recht groß und bedeutend darzustellen, damit zu prunken und zu prahlen auf eigenen oder fremden Antrieb, hat des Lächerlichen oder gar des Verletzenden viel für den unbefangenen Hörer oder Leser, und wir haben den widrigen Eindruck nicht verhehlt, den die erheuchelte Demuth — wir wünschen zu irren, allein wir haben uns dieses Eindrucks nicht zu entschlagen vermocht — und die pharisäische Selbstgerechtigkeit und Selbstbespiegelung, wie sie in dieser Schrift sich ausspricht, auf uns gemacht hat, und nur die Darstellung der Lehre von der Kirche nach Ignatius (in den Schlußbetrachtungen), nach Möhler's Patrologie, hat, obwol uns nicht fremd, einen befriedigenden Eindruck auf uns gemacht. Aber gleich nachher bringt der Verfasser mitten in einer Expectoration über die Herrlichkeit und Einheit der katholischen Lehre sein altes Klagelied: „Nicht Jeder der glaubt hat auch den Beruf über den Glauben öffentlich zu reden und zu schreiben; dieses Gefühl bemächtigt sich meiner mehr und mehr" u. s. w., und je aufrichtiger wir die Wahrheit dieses Satzes im Allgemeinen wie im besondern Bezuge auf Hrn. von Florencourt zugestehen, um so unabweislicher drängt sich uns die Frage auf: Warum hat er denn darüber geschrieben?

Vielleicht liegt eine Andeutung des Grundes auch in den Schlußworten: „Es kommt mir vor als wenn eine dreihundertjährige schwere Krankheit jetzt in das Stadium der Krisis getreten sei, von deren Ausgang Leben oder Tod abhängt. Das menschliche Auge ist zu kurzsichtig um auch nur entfernt den Ausgang vorherzusehen; aber bei so vielen erfreulichen Zeichen der Zeit mag es erlaubt sein, sich einer freudigen Hoffnung auf einen beglückenden Ausgang hinzugeben." Wir stimmen hierin ganz mit dem Verfasser überein, nur mit dem Unterschiede daß wir den „glücklichen Ausgang" nach einer ganz andern Seite hin erfassen, trotz aller Bemühungen weltlicher und geistlicher Jesuiten und ihrer Protectoren!

Schon in Nr. 127 d. Bl. f. 1851 haben wir Gelegenheit gehabt ein paar Oppositionsschriftchen gegen die katholisch gewordene Ida Gräfin Hahn-Hahn anzuzeigen, und uns damals über diese hochgeborene Persönlichkeit mit ihrer aristokratischen Absprecherei und ihrer entschiedensten Unzulänglichkeit für Abgabe eines Urtheils über die protestantische Kirche, wie über die Keckheit ihrer Provocation selbst ausgesprochen. Umsomehr dürfen wir uns diesmal darauf beschränken, das Erscheinen noch einer solchen Oppositionsschrift (Nr. 2) anzuzeigen und dieselbe Allen zu empfehlen welche eine etwas derbere Kost auf diesem Gebiete lieben. Der Verfasser, Professor der Theologie zu Erlangen, tritt mit dem Schwerte des Geistes als protestantischer Theolog der theologisirenden Amazone entgegen und theilt sehr derbe Hiebe ohne alle Schonung und Rücksicht aus. Die Schläge treffen, man muß das zugestehen, und treffen um so empfindlicher als der Verfasser, der beiläufig bemerkt ganz auf dem orthodoxen Standpunkt steht, auf Grundlage der gräflichen Schriften vor und nach der Conversion die wirkliche Bekehrung der Dame speciell ins Auge faßt und deren Unmöglichkeit nachweist, weil ihr auch noch jetzt die wahre Buße, die echte Wahrhaftigkeit und die Liebe fehle, und sie weder von der Rechtfertigung durch den Glauben noch von der Heiligung eine Spur zeige, mit einem Worte: auch jetzt noch als durchaus unwiedergeboren sich gerire. Die Haltung des Schriftchens ist eine biblische oder, wenn man will, populair-theologische, und nachdem dasselbe in einzelnen Punkten, wie sie die Gräfin in ihren Schriften berührt (Meßopfer, Martyrthum, Mariendienst, Heiligenanrufung, Klosterleben, Ehe u. s. w.), die Lehre der protestantischen Kirche den Phrasen der Convertistin kurz, aber prägnant entgegengestellt und der letztern Hohlheit nachgewiesen hat, kommt er zum Schluß auf die Beantwortung der Titelfrage: „Wo ist Babel?" der alles Vor-

angegangene als natürliche Unterlage dienen muß und deren Lösung hier nicht zweifelhaft sein kann. Eine tiefe sittliche Entrüstung, eine ascetische Strenge spricht sich in dieser Broschüre aus, und wie rücksichtslos sie geschrieben ist — wir hätten weniger Zorn und Eifer, mehr Urbanität und christliche Liebe gewünscht — mag man aus der nachfolgenden Stelle ersehen. „Sie veranlassen uns Ihnen abermals vorzurücken", so sagt Ebrard S. 39, „daß Sie, die unbekehrte Verfasserin der skandalösesten Romane, eine Frechheit begehen, wenn Sie über Ehe und eheliche Verhältnisse nur überhaupt reden wollen. Sie haben aber statt schamvoll zu schweigen eine wahre Manie «vom Weibe», von «schönen Frauen» und «lieblichen Mädchen», «schüchtern zusammengefalteten Seelen», «wahrhaft geliebten und blos begehrten Weibern» und dergleichen zu reden, und man glaubt sich beim Lesen Ihrer neuesten Schrift oft unwillkürlich in einen Ballsaal oder ein Liebhabertheater versetzt; Ihre Manie, von Weibern und Ehe zu reden und vollends so davon zu reden, liefert den Beweis Ihrer innern Unbekehrtheit. Daß ein Weib welches nichts Anderes in Kopf und Herzen hat als seine «Gleichgewichtsstellung zum Manne», d. h. Buhlerei und Kupplerei und Löcken wider die von Gott gebotene Unterordnung, daß eine solche Hetäre von innen heraus bekehrt und umgewandelt werden müsse, kommt Ihnen nicht von fern zu Sinn" u. s. w. Wir glauben, dies genügt.

Nach diesen Angriffen auf der Gräfin Hahn-Hahn Schrift: „Aus Jerusalem", und nach alle Dem was wir selbst über sie und ihre Convertitenschriftstellerei früher und hier ausgesprochen haben, halten wir es für überflüssig Etwas weiter darüber zu sagen als daß jene Schrift in zweiter Auflage, wie es scheint übrigens ganz unverändert, erschienen ist und also wirklich wie zu erwarten stand ein bedeutendes Publicum gefunden hat. Wer sie in Verbindung mit den angezeigten Oppositionsschriften liest, wird über das Maß ihres Werths nicht in Zweifel bleiben. 4.

Novellenschau.

Wir müssen von vornherein bekennen: es ist diesmal eine ziemlich trostlose, unangenehme. Sie erinnert an einen Correcturbogen. Wir finden da bekannte und unbekannte, schon geprüfte und noch ungeprüfte Kräfte; aber nirgend etwas eigentlich Tüchtiges, Gesundes. Die blonde Mittelmäßigkeit geht mit Unnatur Hand in Hand. Das schöne Geschlecht ist in den vorliegenden Büchern am stärksten vertreten; es sei hier zuerst bedacht: man darf die Artigkeit gegen Frauen nicht aufgeben, auch wenn sie schlechte Bücher schreiben. Noch das beste unter diesen ist:

1. Esther. Novellenroman in zwei Bänden von Ida von Düringsfeld. Breslau, Trewendt und Granier. 1852. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Ein „Novellenroman": was ist das? Nun, die Verfasserin hat sich als „praktische" Schriftstellerin gezeigt. Sie weiß recht gut daß Novellen jetzt ein schlechter Verlagsartikel sind und die meisten betreffenden Leser mehrbändige Romane verlangen. Ein solcher aber ist nicht so leicht zu schaffen und es bleiben doch auch immer noch Leser die sich vor einem xbändigen Romane fürchten. Was also thun? Man schafft Novellen die durch irgend einen Gedanken oder auch nur durch ein Reinäußerliches lose zusammenhängen und das nennt man „Novellenroman". Da sind Roman- und Novellenleser zugleich befriedigt und der Titel klingt nicht übel. Das ist „praktisch". Künstlerisch betrachtet aber ist ein Novellenroman ein Unding, ja ein Nonsens, und das vorliegende Werk mit seinen vier Novellen in zwei Bänden kann diese Behauptung nur rechtfertigen. Die erste Novelle „Bruder und Schwester" ist nur eine sehr schwache Grundlage der drei folgenden. Man brauchte in dieser nur einige willkürliche und zufällige Beziehungen zueinander wegzulassen und hätte in jeder einzelnen ein Geschichtchen für sich. Das Schlimmste dabei ist nun noch daß jene erste die einzig genießbare und gerechtfertigte ist. Hier finden wir einen kühnen Griff in die Labyrinthe des menschlichen Herzens. Ein Nachtstück zwar und nicht selten an das Unschöne streifend, aber doch eine bedeutende psychologische Aufgabe, durch scharf und entschieden gezeichnete Charaktere vertreten und in rascher, dramatischer, nur oft zu hastiger Handlung entwickelt. Hier ist Bewegung, Leidenschaft und Stärke. Die in dieser Novelle erst geborenwerdende Heldin der drei übrigen Novellen, Esther, ist indessen eine so absurde, ja verzerrte Figur, daß man froh sein muß wenn der ominöse Titel des letzten Capitels „Endlich" uns ankündigt daß dem Jammer der Schwester ein Ende gemacht wird, die in einer höchst unnatürlichen Liebe zu ihrem Bruder sich selbst, diesen und dessen diverse Bräute jahrelang, für uns durch 40 Bogen hin, quält und sich sogar zu Mordgedanken verirrt. Dazu noch immerwährende Conversation der unbedeutendsten Menschen über die unbedeutendsten Dinge. Aber es sollten ja 40 Bogen werden, während der ganze Stoff sich höchstens zu 10 Bogen ausbreiten durfte. Wir thun sehr viel, wenn wir der Verfasserin für die erste Novelle die drei andern verzeihen.

Viel weniger aber können wir der Frau Eulalie Merx ihre Novelle:

2. Cäcilie. Eine Novelle in drei Abtheilungen. Von Eulalie Merx. Berlin, Duncker und Humblot. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

verzeihen. Hier begeht ein nicht unbedeutendes Talent ein schweres Unrecht nicht allein gegen die Schönheit, gegen die Kunst und den guten Geschmack, sondern ein Unrecht gegen Sitte und Religion. Nicht gegen die Sitte und Religion des „Neubundes", sondern gegen die der Menschheit und des wahren Christenthums. Die Neubündler werden dieses Buch protegiren, wenn nicht einige von ihnen gescheit genug sind einzusehen, wie eine solche Protection ihnen schaden könnte. Die „Cäcilie" der Frau Eulalie Merx ist anfangs ein „arges Weltkind" und wird deshalb von ihrer Tante zu einer Pastorsfamilie gebracht, wo sie „zum Heil im Glauben", zur „Demuth vor dem Gekreuzigten" neu erzogen werden soll. Sie findet das anfangs sehr langweilig und will dagegen imponiren und opponiren. Der brave Pfarrer aber weiß wie Mädchengemüther behandelt werden müssen und es gelingt ihm denn auch die „verlorengegangene Seele" wieder zu finden und als eine milde, demüthige, zerknirschte Natur in die Arme ihrer Mutter zurückzuführen. Bis hierher haben wir Nichts gegen die Intentionen der Verfasserin; es muß auch weibliche Nedwitz geben. Nun aber kommt die Unsitte, die Blasphemie gegen den Geist der christlichen Religion. Die Mutter der Heldin, als eine höchst schätzbare und edle Frau geschildert, „kein Talent, doch ein Charakter", verführt ihre Tochter „im Geiste Christi" zu der unsittlichen Handlung: einen durchaus ungeliebten, ja fast mit Abscheu betrachteten Mann zu heirathen; noch mehr: den Sohn des Mannes den ihr Gemahl einst um Geld mordete. Die Tochter hält es „im Geiste Christi" für eine Tugend diese Unsittlichkeit zu begehen. Nun entwickeln sich die gewöhnlichen Kämpfe einer solchen Ehe. Natürlich liebt die Unglückliche bald einen Andern. Natürlich behandelt der Mann seine Frau schlecht. Aber dieser Mann ist hier ein ganz besonderes Scheusal, eine Erscheinung die weit eher auf das Polizei- oder Criminalamt als in die Poesie gehört, ein notorischer Verbrecher. Das schadet aber Nichts; die Verfasserin läßt auch ihn nach allen möglichen Unglücksfällen „durch Christum zum Heile" gelangen. Danach kommt er in eine hohe Staatsstellung und „hat den betretenen Weg des Heils nicht wieder verlassen". Er ist noch jetzt „eine Stütze der evangelischen Kirche in der schwankenden Gegenwart". Cäcilie, die „im Geiste Christi" sich zu der Unsittlichkeit hergegeben hat: die Schuld der Ehescheidung aufsichzunehmen, die dann „im Geiste Christi" den Mann den sie liebt und der sie liebt von

sich weist, blind und wieder sehend wird, heirathet zuletzt „im Geiste Christi" einen von ihr „geachteten" Professor und Gläubigen und gebiert ihm eine zahlreiche Familie. Wir denken hiermit über das Buch genug gesagt zu haben, obgleich es noch zu sehr ernsten Betrachtungen und Consequenzen über den Geist der Gegenwart führen könnte, der solche Bücher als nothwendige Folge gebiert.

Nach solcher Betrachtung hält es schwer und thut es doch auch wieder wohl, mit humoristischem oder eigentlich ironischem Lächeln ein Buch zu betrachten wie:

3. Ein Erbvertrag. Roman von Auguste Bernhard. Breslau, Trewendt und Granier. 1852. 8. 1 Thlr.

So ein kleiner, stiller, gemüthlicher, alberner Roman, wie ihn einzig und allein Deutschland hervorbringen kann. Ein Romanchen aus der Rococozeit, aus der Zeit wo es noch Leibeigene gab, ein novellisirtes „Isidor und Olga". Ein verwaistes Edelfräulein soll nach dem Testament des Vaters durchaus „den Vetter" heirathen, sonst verliert sie ihre Einkünfte. Sie liebt aber nicht den Vetter, sondern einen Leibeigenen, und der böse Vetter läßt nun den andern Geliebten vor ihren Augen Pferde satteln. Da verspricht die Gute den Vetter zu heirathen, wenn der Geliebte freigelassen wird. Der Geliebte wird auch freigelassen und Beide jammern nun sehr. Am Hochzeitstag entdeckt sich aber daß der Vetter schon ein anderes Eheversprechen eingegangen war, und daß der freie Leibeigene eigentlich auch ein Vetter ist. Nun „kriegen sie sich" natürlich, und die vom bösen Vetter früher verlassene Geliebte thut ihm den Gefallen zu sterben und ihr ganzes Vermögen ihm zu hinterlassen, was derselbe auch gemüthlich annimmt. Ein kleiner, stiller, gemüthlicher, alberner Roman.

4. Stimmen aus der Blumenwelt von Lina. Zürich, Meyer und Hanisch. 1852. 16. 15 Ngr.

Als wir den Titel dieses Büchelchens lasen, glaubten wir es seien „Gedichte", denn die Blumen, so däuchte es uns, konnten nur in Versen reden, wie ihnen das seit zwei bis drei Jahren so reichlich zugemuthet wurde. Wir wollten nun erst die Novellen abthun und dann zu Lina's Blumenstimmen zurückkehren; aber siehe da: Lina's Blumen sprachen in Prosa; Lina's Blumen expectorirten sich in Novellen nach folgender Rangordnung: „Das Schneeglöckchen"; „Die Reseda"; „Die Zeitlose"; „Die Christblume"; „Die Lilie"; „Die Rose von Jericho"; „Das Vergißmeinnicht". Das Schneeglöckchen nun hat einer armen Pastorstochter Trost gegeben in einer unglücklichen Liebe, sodaß sie sich später mit einem „biedern Gutsbesitzer" verheirathen und „Mutter vieler Kinder" werden kann, und die Erkenntniß gewinnt, „daß wer dem Herrn nachfolgen will, vorallem streben und ringen muß nach dem Glauben der Demuth gibt". In „Reseda" ist wieder eine unglückliche Pfarrerstochter die Heldin der Geschichte; sie laborirt an einer unglücklichen Ehe mit einem „rohen Christian", der endlich an der Schwindsucht stirbt, aber vorher „sein Herz noch gebeugt hat unter das sanfte Joch seines Erbarmers"; die erlöste Witwe aber vergleicht das Leben des Christen mit einer Reseda, „niedrig vor der Welt, aber ein süßer Geruch dem Herrn". Und so gehen die übrigen Geschichten fort. Die gute Lina hätte gerecht sein und auf den Titel ihres Büchleins noch schreiben sollen: „Novellen für Wickelkinder."

Wir wenden uns nun vom schönen Geschlecht zum starken, finden davon aber sehr wenig in den vorliegenden Arbeiten. Auch die besten derselben:

5. Stadtgeschichten von Max Ring. Erster Band: Christkind Agnes. Berlin, Simion. 1852. 16. 25 Ngr.

treten doch nicht aus gewöhnlichen Kreisen heraus. Die Intentionen des Verfassers mögen gut sein. Er will in vier Erzählungen, in der vorliegenden und in drei noch in diesem Jahre erscheinenden: „Die Chambregarnisten"; „An der Börse" und „Feine Welt", die verschiedenen Typen der modernen Entwickelung und Civilisation in allen Ständen und Verhältnissen Berlins zur Erscheinung bringen. Das ist jedenfalls eine bedeutende Aufgabe; wenn man aber bedenkt, wie ein berühmter Roman der Gegenwart dies schon so außerordentlich gethan hat, und wenn man dabei in dem vorliegenden Buche die ersten Lösungen dieser Aufgabe, die Schilderung des Proletariats und des Verbrechens, betrachtet: so kann man die Aufgabe des Verfassers theils als eine unnöthige, theils als eine schwach und einseitig gelöste betrachten. Der Verfasser will vor allen Dingen „Wahrheit" geben; deßhalb hat er seine Charaktere „dem Leben nachgezeichnet", sind es meist „Portraits", und so hofft er „auch der Poesie der Stadt, im Gegensatz zum poetischen Dorfleben, ihr Recht zu geben". Aber der Verfasser möge bedenken und hat es selbst dargethan, daß Nachzeichnungen und Portraits nicht das Leben und die Charaktere selbst sind; daß eine äußere Wahrheit noch keine innere gibt; daß auch das ähnlichste Portrait sehr nüchtern und farblos sein kann, wenn es nicht aus dem tiefinnersten Wesen des Originals geschöpft ist. Der Verfasser möge auch bedenken daß zwar das Schöne immer wahr, aber das Wahre nicht immer schön ist, und daß manche Persönlichkeiten und Thatsachen interessant und nothwendig sein mögen für Sammlungen von Criminalgeschichten, aber durchaus nicht in das Gebiet der Kunst und Schönheit gehören, worin sich doch eigentlich das vorliegende Buch bewegen soll. Wir wollen hoffen und glauben daß der übrigens talentvolle Verfasser in der nächsten Folge seiner „Stadtgeschichten" glücklicher sein wird.

In dem Titel:

6. Rosen und Dornen. Eine Sammlung von Novellen und Zeitbildern aus dem Künstlerleben von C. Gollmick. Darmstadt, Jonghaus. 1852. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

hat der Verfasser weit mehr versprochen als sein Buch wirklich gibt. Wir finden darin nur eine einzige Novelle („Die Tochter des Copisten"), wenn man diesen Namen einer anekdotisch zugespitzten und flüchtig sich verlaufenden Erzählung geben kann; von „Zeitbildern" haben wir gar Nichts gefunden. Außer genannter Novelle besteht das Buch nur aus einer Zusammenstellung schon abgedruckter Journalartikel und abgehaltenen Festreden und Gelegenheitsvorträgen. Diese alle drehen sich um ironische und bittere Schilderungen unserer jetzigen Opern- und Musikmisere, vermischt mit kritischen und artistischen Betrachtungen und Rathschlägen für die Interessenten der Oper. Nach dieser Seite hin hat denn das Buch manch Gutes, Hübsches und Nützliches. Wir rechnen dahin den Artikel über Mozart und seine frühern Werke, über Luther's Einfluß auf die Musik, über das Selbstdirigiren neuer Werke. Das Schönste des ganzen Buchs dürfte sein: „Die vollkommene Oper, ein schöner Traum", die Schilderung einer Opernaufführung, wie sie dem reinsten und tiefsten Kunstgefühl entsprechen kann, entsprechen sollte; leider aber nur ein Traum. Vergleicht man die wirklich humoristischen und geistreichen Artikel Kossak's mit den übrigen Arbeiten vorliegenden Buchs, so ergibt sich da ein großer Unterschied zum Schaden des letztern. Hier ist zu viel gesuchter Witz, zu viel forcirter Humor, und man kann sich im Ganzen nicht frei machen von einer gewissen Unerquicklichkeit. Die ganze Opernmisere der Gegenwart, die uns schon so manchen Abend verbittert, wird hier gar zu breit und ausführlich uns auf die Brust gelegt; man fühlt Alpdrücken. Indessen meint es der Verfasser wahrhaft gut und ehrlich mit seiner Sache; das fühlt sich überall heraus.

Wir schließen unsere Novellenschau mit einem Blick auf:

7. Moritz. Novelle aus der Gegenwart von Leo Assil. Berlin, Simion. 1852. 8. 1 Thlr.

Die Gegenwart möge diesen „Moritz" criminell belangen, wenn derselbe einen Theil von ihr vertreten soll. Dieser „Moritz" ist die liebe Mittelmäßigkeit in ihrer üppigsten Blüte. Die Erzählung, der Faden der sie zusammenhält ist

so dünn und leicht zerreißbar als das Papier worauf sie gedruckt ist. „Edel, aber langweilig", sagte neulich unser deutscher Punch von einem neuen Stücke in Berlin, und edel, aber langweilig sind alle Menschen, oder besser gesagt, alle Figuren dieses Buchs. Moritz ist der Sohn eines aus Rußland geflüchteten Rabbiners, der bei einem braven deutschen Pastor Aufnahme findet, als der Vater gestorben ist. Der Pastor will ihn zum Christen machen, aber Moritz hat in der nahen Stadt Glaubensbrüder gefunden die ihn seinem Glauben treu erhalten. Unter diesen ist Einer dessen Tochter der brave Pastor einst „zum Christenthum bekehrt" und geheirathet hat und der nun „den Verführer" haßt. Der Sohn dieses Pastors verliebt sich indessen in die Tochter jenes Juden, während dessen Sohn sich in die Pastorstochter verliebt; auch Moritz liebt diese Pastorstochter, doch unerwidert; endlich verliebt er sich in eine Glaubensschwester, und zuletzt natürlich gegenseitige Heirath zwischen Judenthum und Christenthum; allgemeine Versöhnung und großartige Humanität. Zwei Drittel des ganzen Buchs bilden Zwiegespräche über Judenthum und Christenthum und allgemeine Gottseligkeit; ein Drittel Kampf, gegenseitige Entsagung und Aufopferung. Im ganzen Buche kommt kein böser Mensch vor. Im ganzen Buche spricht der Eine wie der Andere. „Edel, aber langweilig." 90.

Laing über Dänemark und Schleswig-Holstein.

Samuel Laing hat in der englischen Literatur seinem Namen einen so guten Klang und besonders seinen verschiedenen Werken über die Geschichte und Gegenwart der skandinavischen Länder eine so volle Werthanerkennung erworben daß seinen zuletzt veröffentlichten „Observations on the social and political state of Denmark and the duchies of Sleswick and Holstein in 1851" (London 1852) die Beachtung nicht fehlen konnte. War es nun auch und mußte es bei ihm Hauptzweck sein, der englischen Lesewelt seine Ansichten und Auffassungen in Betreff des schleswig-holsteiner Aufstands, der Ursachen, des Verlaufs und der Nachwirkung desselben auf Dänemark und Deutschland mitzutheilen, so erscheint doch Manches nicht minder für die deutsche Lesewelt geschrieben und ihrer Berücksichtigung werth zu sein. Die jüngst gefochtenen Kämpfe sind demnach der rothe Faden des Buchs an welchen sich alles Uebrige reiht. Weil indessen dieses Thema ein vielumfassendes und die wichtige Frage: welche Stellung und welche Aufgabe hat Dänemark in Europa? mit der Geschichte des schleswig-holsteiner Aufstandes eng verwebt ist, so gewinnen die angeknüpften Bemerkungen an Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft des nördlichen Europa. Ohne für Dänemark zu schwärmen steht doch der Verfasser entschieden auf dänischer Seite. Er stimmt nicht in den Ruf nach deutscher Einheit, welcher seines Erachtens die deutsche Presse und deutsche Staatsmänner bewog eine Lostrennung Schleswigs von Dänemark zu fodern, um es zu einem Gebietstheile Deutschlands zu machen. Mehr als ein mal kommt er auf den Ursprung jenes Rufs zurück und sieht in ihm Nichts als ein Abstractum der in Deutschland umgehenden literarischen Richtung. Die einzelnen deutschen Volksstämme, sagt er ungefähr, werden nicht wie die Bewohner einer compacteren Ländermasse durch Bande der Nationalität zusammengehalten. Jeder Landestheil bildet für sich ein Ganzes, und da Diejenigen die ihn bewohnen ihre materiellen Bedürfnisse durch Selbsterzeugung befriedigen, so streifen ihre Sympathien nicht über den engen Kreis ihrer eigenen Wohnsitze oder über die nächsten Grenzorte hinaus. Dagegen haben die leichten Erziehungsmittel in Deutschland in jedem deutschen Staate eine Classe hochgebildeter Männer entstehen lassen, Professoren und Studenten, deren Zahl das Verhältniß zur übrigen Bevölkerung übersteigt und die, weil unbeschäftigt, ihre Zeit theils mit Denken, Schreiben und Theorienbau, theils mit Bewerbung um eine der vielen Stellen zubringen welche alle deutschen Regierungen an Gelehrte zu vergeben haben. Unter diesen Männern, behauptet Laing, sei die Idee eines „Neuen Deutschland", eines vereinigten Vaterlandes mit 40 Millionen deutscher Seelen erwacht und durch sie verbreitet worden. Und diese Idee sei es welche, nachdem sie in Frankfurt bei den Debatten über eine innere politische Umgestaltung der einzelnen deutschen Staaten unter einem gemeinschaftlichen Haupte — ob einem preußischen, östreichischen oder republikanischen — ein lautes Wort mitgesprochen, sich für ihr Auftreten in Form einer thatsächlichen äußern Bewegung das kleine Schleswig-Holstein um so lieber ersehen habe als hier Localursachen eine günstige Mitwirkung hätten erwarten lassen. Nun folgt die Geschichte des Aufstands vom Beginn bis zum Ende, d. h. bis zur Schlacht von Idstedt am 25. Juli 1850, einer Schlacht welche der Verfasser die wichtigste unsers Jahrhunderts oder eine Schlacht nennt, „deren Resultate in Bezug auf den socialen Zustand des Continents der philosophische Geschichtschreiber für bedeutender erklären wird als die der Schlacht von Waterloo".

Wie erwähnt, steht der Verfasser auf dänischer Seite. Obschon aber bei Entwickelung seiner Ansichten großer Scharfsinn durchleuchtet, er sie ehrlich vertheidigt und keinen Mangel an Freisinnigkeit beweist, so mag doch hier unentschieden bleiben, ob seine Vorliebe für Skandinavien und die Skandinavier keinen oder welchen Theil sie an seinen Aussprüchen hat. C.

Aussprüche Friedrich's des Großen.

Wenn es wahr ist was Platon sagt, daß die Reiche nur dann wahrhaft glücklich sein würden, wenn alle Könige Philosophen oder Philosophen (vorausgesetzt daß ihre Philosophie die rechte und echte Weisheit sei) Könige wären, so kann auch Das nicht in Zweifel gezogen werden daß aus den Schriften philosophischer Könige an und für sich und namentlich für Fürsten selbst oder für künftige Regenten unendlich viel zu lernen sei. Das muß besonders auch von den Schriften Friedrich's des Großen und es muß dies vorzüglich auch für unsere Zeit gelten, für welche jene Schriften eine unerschöpfliche Fundgrube menschlicher und Regentenweisheit sind, die man wenn nicht sonst, doch vornehmlich zur Bildung künftiger Regenten mehr als wol bisher geschehen ist benutzen und ausbeuten sollte. Es mag daher auch, um auf solche Weise gelegentlich an jene Schriften zu erinnern, nicht unnütz sein, hier einige Aussprüche des großen Königs zusammenzustellen, wie sie sich uns gerade darbieten, aus denen nach verschiedenen Richtungen hin und in gar mancherlei Kreisen der Gesellschaft viel gelernt werden kann, wenn man nur sonst aus dergleichen Etwas lernen will.

„Autoren", sagte er in einer Zuschrift an Voltaire, „sind die Gesetzgeber des menschlichen Geschlechts; ihre Schriften verbreiten sich in alle Theile der Welt, sie manifestiren Der die Andere sich einprägen. Ist in ihnen Stärke des Gedankens mit Feuer des Ausdrucks vermischt, so bezaubern sie und rühren. Bald athmet eine Menge Menschen die Liebe zum menschlichen Geschlecht, die sie durch einen glücklichen Zwang einhauchten. Sie bilden gute Bürger, treue Freunde, Unterthanen die Aufruhr und Tyrannei in gleichem Grade verabscheuen, voll Eifer, nur fürs allgemeine Beste. Ihnen, den Schriftstellern, ist man die Tugenden schuldig, die die Schönheit und den Reiz des Lebens ausmachen, was ist man ihnen nicht schuldig?" (Fürwahr! Diese königliche Anerkennung der guten Schriftsteller muß ebenso diese anfeuern in jenem Sinne die „Gesetzgeber des menschlichen Geschlechts" zu sein und diesem Ruhme nachzustreben, als die Fürsten es erkennen lassen was sie an diesen „Gesetzgebern des menschlichen Geschlechts" haben. Diese gelten mehr als die eigentlichen politischen Gesetzgeber: „Plus valent boni mores, quam bonae leges", sagt schon Tacitus.)

Von einem Briefe über die Humanität, den Friedrich in jüngern Jahren geschrieben hatte, sagte er: „Es scheint, man stärke sich in einer Gesinnung, wenn man seinem Geist alle Gründe vorhält die sie unterstützen. Und dies bestimmte mich über die Humanität zu schreiben. Sie ist nach meiner Meinung die einzige Tugend und soll insonderheit Denen als Eigenthum zugehören die ihr Stand in der Welt unterscheidet. Ein Landesherr, er sei groß oder klein, soll als ein Mensch angesehen werden dessen Beruf es ist menschlichem Elende abzuhelfen soviel er kann; er ist ein Arzt die mancherlei Unfälle seiner Unterthanen zu heilen. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden soll zu ihm gelangen. Sei es aus Mitleid mit ihnen oder aus einer Rückkehr des Gedankens auf ihn selbst, so muß ihn die traurige Lage der Leidenden rühren, und wenn sein Herz irgend Empfindung hat, werden sie Hülfe bei ihm finden. Ein Fürst ist gegen sein Volk was das Herz dem Körper ist. Dies empfängt das Blut aus allen Gliedern und stößt es mit Gewalt bis an ihre äußersten Enden zurück. Der Fürst empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen; er gibt ihnen Ueberfluß, Glückseligkeit, Ruhe und was er irgend zum Wachsthume und Wohle der Gesellschaft thun kann wieder." (Hierzu kann man nun freilich und muß man sogar die Bemerkung machen die Herder, der Apostel der Humanität, nicht unterdrückt wenn er sagt: „Wenn Friedrich immer so gefühlt und gethan hätte, so wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen, daß er uns seinesgleichen humane Denker, Aerzte und Herzen des Volks erbitten helfe. Auch wollen wir wünschen daß alle Fürsten und Prinzen die meisten seiner Werke — sie sind ja französisch geschrieben! — lesen mögen und zwar also als ob sie den großen König selbst hörten!")

„Trotz aller Schulen der Philosophie wird der Mensch immerhin das bösartigste Thier der Welt bleiben; Aberglaube, Eigennutz, Rache, Verrath, Undankbarkeit werden bis ans Ende der Zeiten blutige, traurige Scenen hervorbringen, weil Leidenschaften uns beherrschen, selten die Vernunft. Immer wird es Kriege, Processe, Verwüstungen, Pest, Erdbeben, Bankrotte geben; um solche Dinge drehen sich die Annalen der Welt. (Nur um solche? Und wäre dies wirklich das Ergebniß einer philosophischen Anschauung der Geschichte?) Für Unglücksfälle ist die Aegide des Zeno gemacht; die Kränze aus dem Garten des Epikur sind für das Glück."

„Ihr eifert gegen Jesuiten und Aberglauben. Es ist gut gegen den Irrthum zu streiten; glaubt aber nicht daß die Welt sich je ändern werde. Der menschliche Geist ist schwach; mehr als drei Viertheile der Menschen sind zu Sklaven des ungereimtesten Fanatismus geboren. Die Furcht vor Hölle und Teufel benebelt ihnen die Augen; sie verabscheuen den Weisen der ihnen Licht schaffen will. Der große Haufe unsers Geschlechts ist dumm und boshaft.*) Umsonst suche ich in ihm das Bild der Gottheit, das ihm, wie die Theologen sagen, aufgeprägt worden. Jeder Mensch hat ein wildes Thier in sich; Wenige wissen es zu bändigen, die Meisten lassen ihm den Zügel, wenn die Furcht der Gesetze sie nicht zurückhält." 8.

Zur neugriechischen Literatur.

Die Freunde neugriechischer Literatur wollen wir nicht versäumen auf das merkwürdige „Beicht- und Communionbuch" aufmerksamzumachen, das Professor Dr. Schultze in dem Schulprogramm der Ritterakademie zu Liegnitz, Ostern 1852, mittheilt, und das in den süditalischen und sicilischen Albanesercolonien bis vor kurzem noch in Gebrauch war. Das anziehende Büchlein ist 1780 in Duodezform bei Carattoni in Verona gedruckt und zwar, da jenen Colonien der Gebrauch der griechischen Schriftzeichen fast ganz verlorengegangen ist, mit lateinischen Lettern. Sprachlich wird dasselbe etwa der Entwickelung des 15. Jahrhunderts angehören und gibt daher ein Bild des griechischen Volksidioms um die Zeit der Eroberung und des Falls des griechischen Reichs. Dieses Idiom wurde namentlich von der Geistlichkeit und von den Frauen am reinsten bewahrt und so auch in diesen Colonien, während die Männer als Lohnarbeiter umherzogen und ihre Muttersprache durch Mischung mit fremden Sprachen verdarben, von Geschlecht zu Geschlecht rein erhalten, freilich so, daß was für sie gedruckt werden sollte bei der Seltenheit griechischer Typen und bei dem allmäligen Verschwinden griechischer Schriftzeichen mit lateinischen Lettern gedruckt werden mußte. Nichtsdestoweniger ist die Sprache selbst verhältnißmäßig rein und übertrifft an Regelmäßigkeit und guter Form beiweitem den auf dem griechischen Continent vor dem Freiheitskriege gebräuchlichen äußerst rohen Dialekt. Er steht dem besten Inselgriechisch mindestens gleich und übertrifft selbst diesen an Rundung der Phrase und guten Uebergängen. Wir lassen den Anfang dieser immerhin dankenswerthen Mittheilung folgen, welcher Prof. Schultze dadurch noch höhern Werth gegeben hat daß er dem Texte gegenüber die griechische Schreibung desselben gibt und diese mit einer deutschen Uebersetzung begleitet. Seinem Inhalte nach gibt das Büchlein Zeugniß von einer wahrhaft frommen und neben manchem Irrigen doch wahrhaft erleuchteten Auffassung von Beichte, Buße und Genuß der Communion.

Etimasia dhia tin aghian xaghorian ke kinonian. Verona 1780. Me thelima ton Proeston.

Ti prepi na jini prin tis xaghorias?

Stochasu, pos otan enas calos critis evriski ke filaconi enan listin, dhen evcharistiete monon me etuto, ami acomi ton skotoni, etsi emis dhen prepi, na evcharistithumen, pos egnorisamen ke epsaxamen cala me tin xetaxin ta crimata mas, prepi ex anangkis na ta liosomen. Ke otan na ta skotosomen me ton ponon ke me tin metanian. Ke kateche, pos is tetion ponon stekete usiastica i xaghoria, an thelis na ine cali ke ofelimi; kateche acomi, pos dhen ftani, na apothimisis na ton echis, an cata alithian dhen ton echis mesa is tin cardhian su; malista an dhen echis tetion ponon, caneno allo pragma dhen ine icano dhia tin calin xaghorian ke na sinchorethi to crima su etc.

Griechisch geschrieben würde dies sein:

Τί πρέπει νὰ γίνῃ πρὶν τῆς ξαγοριᾶς?

Στοχάσου, πῶς ὅταν ἕνας καλὸς κριτὴς εὑρίσκῃ καὶ φυλακώνῃ ἕναν ληστήν, δὲν εὐχαριστίεται μόνον μὲ ἐτοῦτο, ἀμὴ ἀκόμη τὸν σκοτώνῃ, ἔτσι ἡμεῖς δὲν πρέπει, νὰ εὐχαριστηθοῦμεν, πῶς ἐγνωρίσαμεν καὶ ἐψάξαμεν καλὰ μὲ τὴν ξεταξὴν τὰ κρίματα μας, πρέπει ἐξ ἀνάγκης νὰ τὰ λυώσωμεν. Καὶ ὥταν νὰ τὰ σκοτώσωμεν μὲ τὸν πόνον καὶ μὲ τὴν μετάνοιαν. Καὶ κάτεχε, πῶς εἰς τέτοιον πόνον στέκεται οὐσιαστικὰ ἡ ξαγοριά, ἂν θέλῃς νὰ εἶναι καλὴ καὶ ὀφελίμη· κάτεχε ἀκόμη, πῶς δὲν φτάνει, νὰ ἀποθυμήσῃς νὰ τὸν ἔχῃς, ἂν κατὰ ἀλήθειαν δὲν τὸν ἔχῃς μέσα εἰς τὴν καρδίαν σου· μάλιστα ἂν δὲν ἔχῃς τέτοιον πόνον, κανένο ἄλλο πρᾶγμα δὲν εἶναι ἵκανο διὰ τὴν καλὴν ξαγοριὰν καὶ νὰ συνχωρεθῇ τὸ κρίμα σου.

Deutsch würde dies lauten:

Was muß vor der Beichte geschehen?

Ueberlege, wie, wenn ein guter Richter einen Räuber findet und einkerkert, er sich nicht allein damit begnügt, sondern ihn auch tödtet, so dürfen wir uns nicht begnügen daß wir unsere Sünde erkannt und wohl untersucht haben mit der Selbstprüfung, wir müssen sie nothwendig auch abthun und gleichsam sie tödten mit dem Schmerz und mit der Reue. Und wisse daß in solchem Schmerz wesentlich die Beichte besteht, wenn du willst daß sie gut und nützlich sei. Wisse ferner daß

*) Man kann von ihm sagen was dort bei Virgil vom Cyklopen Polyphem gesagt wird: „Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum."

es nicht genügt zu wünschen, daß du ihn haben mögest, wenn in Wahrheit du ihn nicht in deinem Herzen hast. Ja, wenn du einen solchen Schmerz nicht hast, ist keine andere Sache hinreichend zur guten Beichte und dazu daß deine Sünde dir vergeben werde.

Wir empfehlen hiermit das anziehende Schriftchen allen Denen die an dem Entwickelungsgange des griechischen Idioms Interesse nehmen. 91.

Notizen.

Liebreiche Auslegung.

„Luther hat, als er das «Kanonische Recht», die wider ihn ergangene Bulle des Papstes und einige Schriften seiner Gegner feierlich in die lodernde Flamme eines Scheiterhaufens warf, die bedeutungsvollen Worte gesprochen: «Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.» Wollten die enthusiastischen Verehrer des Reformators nur mit demselben Eifer, als sie diese Selbstkanonisation pflegen und schützen, auch Diejenigen gewähren lassen, welche Maria's Wort an ihre Base Elisabeth: «Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter», als an sich gesprochen befolgen. Möchten sie eine solche Vergünstigung namentlich Denen zustattenkommen lassen, welche wie unsere castilianischen Poeten vor der gefeierten Glaubensverbesserung lebten und daher auch mit dem besten Willen noch nicht im Stande waren, den Mariencultus für die an Anbetung grenzende Verehrung irgend eines andern durch die Reformation emporgebrachten historischen Charakters aufzugeben." So Clarus in seiner „Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter" (Mainz 1846), II, 221. — Act. III, 14, Ephes. IV, 30. 76.

Ein Wink zu geneigter Beachtung.

Bekanntlich soll dem Dichter Thomas Moore in der Hauptstadt seines Geburtslandes, Dublin, ein Ehrendenkmal errichtet werden. Bei einer zu dem Ende dort gehaltenen Versammlung wurde unter mehren Beschlüssen auch der gefaßt: „daß, obschon es Irland zukomme mit diesem Unternehmen voranzugehen, doch die Allgemeinheit von Thomas Moore's Rufe die Pflicht auflege seinen Bewunderern, gleichviel weß Landes, das Recht einzuräumen durch Beiträge ihre Anerkennung seines Genies und ihre Verehrung seines Andenkens zu bethätigen." „Manche Leute", bemerkt das „Athenaeum", „werden hierin eine Art Aufruf zur Mitleidenheit sehen; wir wollen jedoch die Sache lieber so nehmen wie sie wahrscheinlich gemeint ist, nämlich daß Moore's Talent sich in seinen Bestrebungen nicht auf seine Insel beschränkte." 13.

Bibliographie.

Abel, H. F. O., König Philipp der Hohenstaufe. Mit ungedruckten Quellen. Berlin, Herz. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1853. Herausgegeben von J. G. Seidl. 29ster Jahrgang. Wien, Lienhart. 8. 2 Thlr.

Bellemare, L. v., Costal der Indianer. Historischer Roman. Scenen aus dem mexicanischen Befreiungskriege. Hinterlassenes Werk. Ins Deutsche übertragen von W. L. Wesché. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 1853. 8. 15 Ngr.

Bernet, J. J., Nekrolog von Peter Scheitlin, Dekan und Professor. Eine Vorlesung. St.-Gallen, Huber u. Comp. 16. 9 Ngr.

Engel, G. E., System der metaphysischen Grundbegriffe. Berlin, Hertz. Gr. 8. 24 Ngr.

Erinnerungen einer Blindgebornen nebst Bildungsgeschichte der beiden Taubstummblinden Laura Bridgman und Eduard Meystre, nach den französischen und englischen Originalberichten des P. A. Dufau, S. G. Howe und H. Hirzel, frei ins Deutsche übertragen durch J. G. Knie. Breslau, Gosh. Barth u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frohne, W., Christus. Geistliches Gedicht in fünf Abtheilungen. Köln, Eisen. 8. 24 Ngr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1853. 22ster Jahrgang. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Graf, R., Zeittafeln zu Göthe's Leben und Wirken. Klagenfurt. 1853. Gr. 8. 16 Ngr.

Grimm, W., Zur geschichte des reims. Gelesen in der königlichen Akademie der wissenschaften am 7. März 1850. Berlin. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hafis in Hellas. Von einem Hadschi. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hackländer, F. W., Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. 1ster Band. 4te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Heilmann, J., Die Kriegskunst der Preußen unter König Friedrich dem Großen. 1ste Abtheilung. Meißen, Goedsche. Gr. 8. 3 Thlr.

Heimbürger, H. Ch., Georg Wilhelm Herzog von Braunschweig und Lüneburg. Ein Lebens- und Zeitbild, nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt. Celle, Capaun-Karlowa. Gr. 12. 1 Thlr.

Heyden, F. v., Gedichte. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von T. Mundt. Leipzig, Brandstetter. 8. 2 Thlr.

Hinrichs, H. F. W., Die Könige. Entwickelungsgeschichte des Königthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Leipzig, Costenoble. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, B. v., Lieder des Herzens. Breslau, Kern. 16. 24 Ngr.

Holzapfel, R., Mittheilungen über Erziehung und Unterricht in Frankreich. Magdeburg, Baensch. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Hoppe, R., Zulänglichkeit des Empirismus in der Philosophie. Berlin, Thome. Gr. 8. 15 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für das Jahr 1853. 33ster Jahrgang. Wien, Lienhart. 16. 1 Thlr.

Kalender der Liebe und Ehe für Zeit und Ewigkeit. Herausgegeben von Amor, Hymen und Comp. Leipzig, Wengler. 1853. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der König träumt. Romantisches Drama in einem Akt. Aus dem Dänischen von H. Zeise. Altona, Mendeborn. Gr. 8. 12 Ngr.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. 8te Auflage. Berlin, Dümmler 8. 1 Thlr.

Sanders, D., Das deutsche Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm kritisch beleuchtet. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 12 Ngr.

Schmidt, F. J., Geschichte der Begründung des Protestantismus in Schweidnitz und der Schicksale der daselbst errichteten evangelischen Friedenskirche. Schweidnitz, Weigmann. 8. 5 Ngr.

Vergißmeinnicht. Taschenbuch für 1853. 7ter Jahrgang. Herausgegeben von Jeanne Marie. Mit Beiträgen von A. Böttger, Bernd v. Guseck, Ludewike Wallenheim u. A. Mit 4 Stahlstichen. Leipzig, Thomas. Gr. 16. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Wallfahrt. Ein Gedicht. Regensburg, Manz. 12. 10 Ngr.

Wienbarg, L., Das Geheimniß des Wortes. Ein Vortrag. Hamburg, Aue. Gr. 12. 1 Thlr. 3 Ngr.

Winter, A., Die Volksvertretung in Deutschlands Zukunft. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XLIV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli**, **August** und **September** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. XLIII.)

81. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Vierter Jahrgang. 12. 1853. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste und zweite Folge des **Historischen Taschenbuch** (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** kosten im **ermäßigten Preise** 18 Thlr.; der I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erster bis dritter Jahrgang (1850—52) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

82. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. Neuntes Heft. (Schwimmvögel.) 4. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.

Das erste Heft (Strausse und Hühnerarten) erschien 1845; das zweite Heft (Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel) 1846; das dritte Heft (Singvögel) 1848; das vierte Heft (Würger—Krähen) 1849; das fünfte und sechste Heft (Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel — Wadvögel) 1850; das siebente Heft (Wadvögel) 1851; das achte Heft (Wadvögel, Schwimmvögel) 1852.

83. **Ticknor (G.), Geschichte der schönen Literatur in Spanien.** Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von **N. H. Julius.** Zwei Bände. 8. Geh. 9 Thlr.

Die große Seltenheit spanischer Bücher hat bisher eine allgemeine und gründliche Anerkenntniß der spanischen schönen Literatur als eine der ersten und reichsten aller Völker, sowie eine genügende Geschichte derselben, in und außer ihrem Mutterlande, fast unmöglich gemacht. Darum ist die einzige schätzbare, bisjetzt erschienene derartige Geschichte, die von Bouterwek in Göttingen, auf dessen Weltbibliothek gegründet, alsbald ins Spanische übersetzt worden. In unsern Tagen nun, da auch in Madrid, Paris, London, Wien große literarische Schätze vorhanden und die trefflichen Privatsammlungen von Heber, Sir Thomas Grenville, Ternaux-Compans, Tieck und Ticknor in diesem Fache entstanden sind, ist die schwere Aufgabe etwas erleichtert. Der Letztgenannte, Georg Ticknor, der schon vor 30 Jahren, nach langem Aufenthalte in Spanien, an der amerikanischen Universität Cambridge erfolgreiche Vorlesungen über spanische Literatur hielt, hat im Besitze einer fast 2000 Bände zählenden Sammlung gedruckter und ungedruckter spanischer Bücher, mit Hülfe mehrmaliger Reisen in Europa und zahlreicher gelehrter Verbindungen in Spanien, uns die **erste wahre Geschichte der spanischen schönen Literatur** geliefert, die auch sogleich in Madrid übersetzt wurde. Alle reichen Nachträge dieser spanischen Ausgabe, sowie sehr viele vom Verfasser selbst, von Dr. Wolf in Wien und dem Herausgeber, Dr. N. H. Julius in Hamburg, sind es, die bei sorgfältiger Benutzung alles später noch in Europa Erschienenen von Wolf, Dozy, Clarus, von Schack u. A., das gegenwärtige deutsche Werk bilden, das sowol vor dem amerikanischen Original als vor der spanischen Uebersetzung noch Vorzüge voraus hat und somit auf der Höhe der gesammten Kenntniß der spanischen Literatur steht.

84. **Tieck (L.), Kritische Schriften.** Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Dritter und vierter Band. — A. u. d. T.: **Dramaturgische Blätter.** Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr.

Der erste und zweite Theil (1848) haben denselben Preis.

Die kritischen Leistungen **Tieck's**, sowol die seiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals gesammelt erschienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweise selbst nicht unter seinem Namen bekannt, sondern wurden andern Autoren zugeschrieben. Es wird daher diese Sammlung für die zahlreichen Freunde des Verfassers von hohem Interesse sein. Der dritte und vierte Band, auch unter dem Titel „Dramaturgische Blätter" (zwei Theile, 3 Thlr.) einzeln zu haben, nach Tieck's Wunsch von Eduard Devrient geordnet, enthalten nicht nur die „Dramaturgischen Blätter", welche 1826 bereits gesammelt erschienen, sondern auch viele später geschriebene, theils wenig bekannt gewordene, theils noch gar nicht publicirte.

85. ———, **Dramaturgische Blätter.** Drittes Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieses dritte Bändchen schließt sich an die 1826 zu Breslau erschienene Ausgabe an.

86. **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Herausgegeben von **Karl Gutzkow.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 16 Ngr. Nr. 1.

Unter diesem Titel erscheint vom October d. J. an in meinem Verlage eine **durchaus neue und eigenthümliche populäre Wochenschrift** in wöchentlich einer Nummer zu dem Preise von **vierteljährlich nur 16 Ngr.** Den Inhalt derselben bilden **Unterhaltungen**, theils Novellen und Erzählungen, theils Darstellungen aus der Natur, der Geschichte, dem Menschenleben, theils Mittheilungen über Kunst, Geselligkeit, Erziehung u. s. w.; dagegen sind Politik, kirchliche Polemik und strengwissenschaftliche Kritik ausgeschlossen.

Karl Gutzkow, der durch sein großartiges Zeitgemälde: „Die Ritter vom Geiste", sich wie kein anderer Schriftsteller der Gegenwart jetzt die volle Gunst des deutschen Publicums erworben hat, wird dieser Zeitschrift seine ganze Thätigkeit widmen und dieselbe mit Unterstützung einiger anderer namhafter und ausgezeichneter deutscher Schriftsteller als ein großes **Sammelwerk für geistige und sittliche Erhebung** wesentlich **allein** schreiben. Das deutsche Publicum darf nur Originelles, Anregendes und Geistreiches erwarten. Der äußerst niedrige Preis ermöglicht die Verbreitung der Zeitschrift in den weitesten Kreisen als eine Lecture, die in keiner gebildeten Familie fehlen dürfte.

87. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Theraphie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steinau.** In vier Bänden. Zweiter Band. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuester Zeit eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende

Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte, und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die competentesten Richter anerkannt, daß von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie Watson's Werk. Die vorliegende, des classischen Werks würdige deutsche Uebersetzung wird deshalb gewiß allseitig mit Freuden begrüßt werden. Das Ganze wird in vier Bänden vollständig sein und der dritte und vierte Band in rascher Folge erscheinen. Der erste Band (1851) kostet 1 Thlr. 22 Ngr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ausweise über den Handel von Oesterreich im Verkehr mit dem Auslande und über den Zwischenverkehr von Ungarn, der Woiwodschaft Serbien, sammt dem Temeser Banate, dann von Kroatien, Slavonien, Siebenbürgen und der Militairgränze mit den andern österreichischen Kronländern im Jahre 1850. Zusammengestellt von der Direction der administrativen Statistik im k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten. Elfter Band. Folio. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste bis zehnte Band erschienen 1843—51 und kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Ibn' Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von *O. M.* Freih. *von Schlechta-Wssehrd.* 8. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr.

Rabbinowicz (J. M.), Hebräische Grammatik nach neuen, sehr vereinfachten Regeln und Grundsätzen mit polemischen Anmerkungen wie auch mit Beispielen zur Uebung versehen. 8. (Grünberg.) 1851. Geh. 1 Thlr.

Runeberg (J. L.), Der Weihnachtsabend. Gedicht in drei Gesängen. Aus dem Schwedischen von **C. E. Elfström.** 8. (Wiborg.) 1852. Geh. 20 Ngr.

Saadi, Der Fruchtgarten. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch *O. M.* Freih. *von Schlechta-Wssehrd.* 8. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr.

Journal asiatique de Constantinople, recueil mensuel de mémoires et d'extraits relatifs à la Philologie, à l'Histoire générale, à l'Archéologie, à la Géographie, aux Sciences et aux Arts des nations orientales et asiatiques en général, et principalement des nations qui ont habité ou habitent l'Empire Ottoman; rédigé par plusieurs savants orientaux et Européens orientalistes, dirigé et publié par **Henri Cayol.** Tome I. In-8. Constantinople 1852.

Das erste Heft ist durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXIII. (1851.) In-8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1851. In-8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1851. In-Folio. (Roma.) Pränumerations-Preis 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich gleich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet zu 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1848 und 1849 werden jeder noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben. Dazu erschien:

Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—43. Secondo e terzo lustro. In-8. (Roma.) 1848. 4 Thlr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **Aribau, Hartzenbusch, Duran, Ochoa, Mora etc.** Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

XXI. Historiadores de sucesos particulares. Coleccion dirigida é ilustrada por Don *Cayetano Rosell.* Tome I.

Prospecte dieser Sammlung sind auf Verlangen gratis zu haben.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Die Buchhandlung *F. A. Brockhaus* in Leipzig hat folgende Verzeichnisse ausgegeben, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes **gratis** bezogen werden können:

1) **Werthvolle Werke aus allen Fächern der Literatur zu bedeutend ermäßigten Preisen.**
2) **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen.**
3) **Extrait du Catalogue de Livres au rabais.**
4) **Catalogue d'une collection précieuse de Livres anciens de Théologie etc.**

Alle Bücherverkäufer werden auf diese reichhaltigen Verzeichnisse besonders aufmerksam gemacht.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Völkerkunde.

Charakteristik und Physiologie der Völker.

Von Dr. **M. L. Frankenheim.**

Gr. 8. 35½ Bog. Eleg. brosch. Preis 2¼ Thlr.

Dem Verfasser ist es gelungen, im vorstehenden Werke das große Gemälde der Entwickelungsgeschichte des Völkerlebens in der anziehendsten Weise vor uns aufzurollen. Wie von selbst ergeben sich die Gesetze der allgemeinen räumlichen Ausbreitung der geistigen und religiösen Entwickelung, der Veränderung in Gestalt, Sprache, Religion und Sitte durch Auswanderung oder Eroberung, und alle diese strengwissenschaftlichen Resultate sind in so vollendet schöner, abgerundeter Form zur Darstellung gebracht, daß man das Ganze mit hohem Vergnügen liest. Es ist ein Werk, das ebenso interessant für den Forscher, wie belehrend für die reifere Jugend und zugleich unterhaltend für Jeden ist, dem überhaupt nicht das Interesse für etwas Höheres abgeht.

Trewendt und **Granier** in **Breslau.**

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Elfter Band,

die von 1847 bis 1851 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von ***Albert Schiller.***

Dritte Lieferung. Cabasilae — Elsner.

4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und der **zehnte Band**, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.** Sämmtliche zehn Bände (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermäßigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im October 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 45. —— 6. November 1852.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

William Ellery Channing.

Wir haben einen Amerikaner vor uns, ein Kind jener großartigen Colonien, in denen die Culturen und Nationalitäten fast aller Länder des humanisirten Europa vertreten und in ein Ganzes verschmolzen sind, und welche mit dem ersten welthistorischen Schritte den sie thaten, mit der Lostrennung von der Herrschaft des regierenden Mutterlandes, auch schon begannen, sich als Lehrmeisterinnen der Alten Welt zu erweisen. Die Freistaaten Nordamerikas gaben durch ihr Beispiel zuerst den Beweis daß die Selbstregierung eines Volks, die seit der Unterdrückung Roms für ein Phantom galt, auch mit der modernen Cultur vereinbar sei, und sandten dadurch Anregungen zu uns herüber, die seitdem in wiederholten Stößen wie ein Orkan das Völkerleben der Alten Welt erschüttert und, was vorauszusehen einen geringen Grad der Sagacität erfodert, noch immer ihre verheerende Kraft nicht aufgezehrt haben. Wie viel Gutes und Schlimmes uns noch von dorther zu erwarten steht, vermag freilich ein menschliches Auge nicht abzusehen; allein es ist zu vermuthen daß bei der eigenthümlichen, von keinem Nebenbuhler bedrängten Lage jenes Reichs, die alle Kräfte nach innen zu wenden verstattet, bei der Natur des Landes, welche im reichen Maße gewährend, der Gewinnlust und Speculation, dem Nachdenken und der Erfindung immer neuen Stoff und Antrieb bietet, bei der Wohlthätigkeit der Staatsverfassung, die allen Kräften und Fähigkeiten freien Spielraum und ein reiches Feld der Entfaltung vergönnt, und bei der jugendlichen Triebkräftigkeit einer Nation welche ihrer Entstehung, Mischung und Erziehung nach eine strotzende Fülle von Intelligenz und geistiger Rührigkeit in sich enthält, diesem Reiche noch eine Zukunft bevorsteht von der wir bisher nur Anfänge gesehen haben. Und wie jene Neue Welt begonnen hat, mit Eifer die geschichtlichen Erfahrungen der Alten in Erwägung zu ziehen und sich zunutzezumachen, so betrachtet die Alte nicht mit Unrecht sorgsam die Fortschritte der Neuen Welt als einen Gegenstand praktischer Studien. Ja, sie hat auch Ursache dazu! Die Intelligenz Europas leidet an einer Vollblütigkeit, welche, weil sie durch zu vielfache Schranken verhindert wird sich auszuarbeiten, in epileptische Zufälle ausartet. Diese Zufälle sind schon eingetreten. Das Uebel besteht darin und ist daraus entstanden daß die besten Köpfe mit dem Drange ihrer Vollkraft verhindert wurden, in unmittelbarer Weise auf das allgemeine Leben einzuwirken. Das praktische Leben ist die beste Schule für die Ausbildung sinnreicher Geister, denn auf der einen Seite erhöht es die Kräfte durch deren ausübende Anwendung, auf der andern lehrt es sie durch Erfahrung die Schranken jener nothwendigen Ordnungen und Gesetze kennen, die durch alle Zeiten und unter jedem Wechsel der Verhältnisse bestehen müssen. Aber diese Schule ist den Männern von productivem Genie fast durchweg verschlossen geblieben, und so sind sie genöthigt worden ihre Kräfte nach der entgegengesetzten Richtung zu ergießen und sich in Theorien auszubreiten welche ihrer Natur nach und losgerissen vom Leben nutzlos bleiben mußten, weil sie nicht anwendbar waren. Nutzlose Geistesthätigkeiten sind aber auch zugleich gefährlich, denn sie stellen die Vernunft auf falsche Gesichtspunkte. Aber auch wo der natürliche Scharfsinn den groben und gemeinen Irrthum vermieden hat ist das Theoretisiren nicht ohne bedenkliche Früchte geblieben. Bedeutende Geister können Nichts weniger ertragen als das Verharren auf halber Bahn. So ist man in der abstracten Einseitigkeit vor- und vorwärts-

gedrungen, man ist an das Ziel der menschlichen Erkenntniß gelangt, „wo der Glaube anfängt", man hat mit rastlosem Eifer und wegen des Mislingens mit steigender Angst grübelnder Klügeleien diese Schranken zu durchbrechen gesucht und ist endlich in Verzweiflung stehen geblieben. Fast alle Wissenschaften und Künste, welche auf reinem Anschauen und Denken beruhen haben diese Wendung erfahren. In der Einsicht der Unzulänglichkeit haben nun die Einen ihren ganzen Bau zu zerstören unternommen, indem sie das Denken in eine schale Sophisterei umwendeten, die Andern sich in bescheidenerer Demuth dem Unvermeidlichen gebeugt und, weil sie nicht Götter sein konnten, sich „als Würmer im Staub der Erde" winden gelernt. Man wird nun verstehen welche epileptischen Zufälle ich meinte. Während nun bei uns die edelsten geistigen Regungen sich entweder in rohe Kniffe umwenden, oder sich in sublime Träumereien verflüchtigen und in Welt- und Erdenschmerz ausarten, entfalten die Geister jenseit des Oceau ihre frischen, gesunden Schwingen in jugendlicher Kraft. Mitten in einem reichbewegten Leben, selbst reichbewegt, angeregt von dem augenblicklichen Bedürfniß, begeistert durch die Blüte und Größe des Gemeinwesens in dem sie stehen, und unter Bedingungen welche (da sie selbst der Verkehrtheit die Freude des Daseins nicht misgönnen) der gesunden redlichen Vernunft allen Vorschub leisten, können sich die Dichter und Denker Amerikas rühmen ihrer Nation im vollsten Maße anzugehören, und erfreuen sich einer Wirksamkeit, welche rückwirkend sie selbst immer höher emporhebt, immer klarer erleuchtet. Wahr ist es daß solche Talente zu den seltenen gehören. Auch in den Vereinigten Staaten herrscht ein Mercantilismus des Geistes, der viel bedeutende Kräfte abnutzt, ohne sie zu einer soliden Wirksamkeit gelangen zu lassen. Die demokratische Regierungsform begründet eine Art von Absolutismus der Massen, gegen welchen es dem Einzelnen schwer fallen muß seine Selbständigkeit zu bewahren. Allein wenngleich er, dem Ganzen sich unterordnend, meist nur im Ganzen mitwirkt, so hat er doch immer einen Anlaß sich als Individuum zu fühlen und in seinem Sinne zu wirken. In dem Despotismus der Freiheit mag er immerhin sein Haupt über die Menge emporheben und die Erleuchtungen in sich aufnehmen, welche er allmälig geltendmachen wird. Vielleicht stößt er dabei auf einen zähen Widerstand, allein der Widerstand ist der Art daß er nur zu desto tieferer Durchdringung der Wahrheiten hintreibt. Denn einer richtigen und reinen Erkenntniß widerstehen die Massen nie auf die Dauer, weil sie nicht Gegner aus System, sondern aus Unzulänglichkeit der Einsicht sind. Die Kunst des Erfolgs liegt nun eben darin, dieses Hinderniß wegzuräumen, die Lehren mundgerecht zu machen und so einzurichten daß ihr unmittelbarer Nutzen klar und schlagend vor Augen tritt. So führen also die Zustände der amerikanischen Freistaaten zur Förderung populairer Ideen und einer populairen Mittheilungsweise hin, die wir in den unsern so vielfach schmerzlich vermissen.

Der Schriftsteller den wir vor uns haben gehört einer solchen im höhern Sinne volksthümlichen Literatur an. Nicht nur die Gegenstände welche er behandelt sind von allgemeinem menschlichem Interesse, sondern auch die Form und Darstellung worin er sie uns vorführt haben einen Zauber edler Simplicität, der um so nachhaltiger wirkt je entfernter dieselbe von aller Berechnung auf momentanen Effect sich zu halten strebt. Diese Gediegenheit ist auch der Grund des ungemeinen Beifalls den Channing's Schriften zunächst bei seinen Landsleuten, aber in einem noch enthusiastischern Grade auf englischem Boden gefunden haben, sodaß selbst das Erscheinen einer Ausgabe für England selbst und in England möglich und nöthig wurde. Wir zweifeln nicht daß der Versuch ihnen auch in unserer Leserwelt Bahn zu brechen erfolgreich sein wird.

Channing (William Ellery), ein Volkslehrer im edelsten Sinne des Worts, war geboren zu Newport im Staate Rhode-Island am 7. April 1780. Schon im dreizehnten Jahre verlor er seinen Vater. Frühzeitig war das Gemüthsleben des Knaben rege, und unter der sanften Leitung einer trefflichen Mutter entfaltete sich dies nur noch rascher. Sittliche Reinheit, Klarheit des Verstandes, Biederkeit des Charakters, Gewandtheit in den Dingen des äußern Lebens pflanzten sich von der Mutter auf den Sohn über, und aus dem innigen Verkehr Beider mag es sich erklären, wie in ihm schon früh Weichheit und Milde mit seiner natürlichen Energie und Strenge sich paarten, eine Combination aus welcher ein edles Rechtsgefühl und Abscheu gegen die faustrechtliche Unterdrückung des Schwächern sich von selbst ergaben. Langsamer als das Gemüthsleben entwickelte sich der Verstand. Das Auffassen wurde ihm nicht leicht. Aber ausgerüstet mit den Elementen die einen Charakter bilden, überwand er jedes Hinderniß das sich ihm auf dem einmal betretenen Wege entgegenstellte. Seine Studien waren ein mühsamer, aber stets siegreicher Kampf. Bis zum vierzehnten Jahre im mütterlichen Hause unter der Leitung seines Oheims erzogen und herangebildet, bezog er das Harvard-College in Cambridge bei Boston. Schon um diese Zeit wurde er sich seines Lebensziels bewußt und erkannte in seinen mannichfaltigen Beschäftigungen mit den classischen Sprachen, worin er sich auszeichnete, den Naturwissenschaften, die ihn fast noch lebhafter anzogen, der Geschichte, Literatur und Philosophie nur Vorbereitungen zu dem Studium der Theologie und zum Berufe des geistlichen Volkslehrers. Eine zeitlang beschäftigte ihn Locke's skeptische Philosophie, und so brachte auch er der Lust am Negiren, welche der Jugend eigenthümlich ist, seinen Tribut. Allein die Unzulänglichkeit dieser im starren Widerspruche mit allem nicht handgreiflich Faßbaren sich selbst ertödtenden Denkweise ermüdete ihn bald. Sie rüstete ihn mit den Waffen einer gewandten Dialektik, die dieser Schule besonders zugebotesteht, aus; aber unbefriedigt wendete er sich zu dem Idealismus hinüber und fand darin den Uebergang zur Theologie, schöpfte daraus Begeisterung für die sittliche

Ordnungen und Wahrheiten auf denen das Glück und der Frieden des Einzelnen wie der Gesellschaft beruht, und zugleich Lust und Kraft gegen den Unglauben seines Jahrhunderts — es war das Voltaire'sche — anzukämpfen. Dies wurde für ihn der Zweck eines langen, segensreichen und ausgebreiteten Wirkens, und mit glücklicher Wahl traf er frühzeitig die rechten Mittel, um denselben zu verwirklichen. Schon um das zwanzigste Jahr betrat er die Kanzel, und in kurzer Zeit war sein Ruf als geistlicher Redner begründet, sodaß ihm sofort zwei Gemeinden gleichzeitig den Antrag machten, ihr Seelsorger zu werden. Er wählte die kleinere (Gemeinde der Federal-Street zu Boston), in der bescheidenen Meinung, seine Wirksamkeit, die bald die Grenzen des Staats Massachusetts weit überholen sollte, in den engsten Raum einzuschränken. Dies geschah zu einer Zeit, wo sein Geist schon die Schranken der Partei- und Sektenansichten, in denen er studirte, durchbrochen hatte. Anfänglich nämlich gehörte er den Trinitariern an, einer eifrigen englischen Religionspartei, welche mit Leidenschaft auf die dunkeln Lehren des Dogma hält und das Gewicht des Christenthums in den Mysterien zu finden glaubt (wie denn der Eifer für die Trinitätslehre ihnen den Namen gegeben hat). Sein praktischer Blick, geschärft durch das Studium historischer und logischer Wissenschaften, durchschaute die Einseitigkeit und Gefährlichkeit einer solchen Richtung und führte ihn zu den Unitariern, die bei aller Ehrfurcht vor den Glaubenslehren doch mit besonderm Eifer nach der Belebung und Ausübung des praktischen Christenthums, einer thätlichen Tugend hingewendet sind. Diese ins Leben einzuführen wurde nun sein eifriges Bemühen, dem er wie seiner bostoner Gemeinde während der vierzigjährigen Berufsthätigkeit bis an den Tod getreu blieb. In die schriftstellerische Laufbahn trat er erst 1812 mit einigen Predigten, welche zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auch in weitern Kreisen auf ihn lenkten und dazu dienten, den Schriften publicistischen Inhalts, die später erschienen, den Eingang vorzubereiten. Er starb mit dem Ruhme sich zu den ersten geistigen Vertretern seines Vaterlandes emporgehoben zu haben, in weiten Kreisen betrauert und gesegnet, von seiner Gemeinde durch ein würdiges Denkmal gefeiert, am 2. October 1842. Die Details seiner Biographie (von einem Verwandten Channing's unter dem Titel: „Memoir of W. L. Channing with extracts from his correspondences and manuscripts", 3 Bde., London 1848) geben das wohlthuende Bild eines schön geordneten, innerlich und äußerlich spiegelglatten Lebens, von dem nur das Eine zu bedauern ist daß es nicht länger gemessen war. Wir finden darin Nichts von Dem was wir ein bewegtes Leben zu nennen pflegen; eine Reise nach Europa ist das einzige äußere Ereigniß von Bedeutung welches uns entgegentritt. Aber das Ganze macht den erhebenden Eindruck einer großen That, denn es stellt den friedlichen und leidenschaftslosen Kampf eines großen Herzens mit den Irrthümern und Verkehrtheiten der Menschen dar. Mit rastlosem Eifer dringt er auf die Verbesserung der Gebrechen die er an seiner Zeit wahrnimmt, und dies setzt bei aller äußern Ruhe eine Bewegung des innern Menschen voraus, in welcher eben das Interesse begründet ist, welches wir an Channing gleich auf die erste flüchtige Bekanntschaft fassen müssen. Wir begnügen uns deshalb auch mit den wenigen mitgetheilten Thatsachen, um auf die wichtigere seiner Bestrebungen, deren Resultate und Blüten in den Schriften zusammengefaßt sind, unser Augenmerk zu richten.

Channing's Schriften haben durchweg ihrer Entstehung, Form und Absicht nach dieselbe Grundlage und tragen deutlich das Gepräge eines großen, edeln, selbständigen, uneigennützigen und von aller Selbstüberhebung freien Charakters und der hohen Energie eines zum Bessern dringenden Willens. Ihre Bedeutendheit erscheint uns erst dann im klaren Lichte, wenn wir sie im Gegensatze zu der großen Masse der heutigen Tagesliteratur betrachten, welcher sie sich auch fast antipodisch gegenüberstellen. Wenn wir die von Tag zu Tage neu erscheinenden Werke, die sich auf dem Büchermarkte zusammendrängen, nach ihrem wahren Werthe sichten wollten, so würde man erschrecken über die geringe Anzahl Dessen was eine Dauer und allgemeine Beachtung verdiente. Die leidigen Interessen politischer Factionen und religiöser Sekten, zwischen denen nur hier und da die Stimme der gesunden Vernunft und unbefangener Absichten laut wird, um rasch und ungehört zu verhallen, sind nicht das größte Uebel. Eitelkeit und Gewinnsucht auf der einen, überladene Gelehrsamkeit und zwecklose Grübeleien auf der andern Seite, jene müßige Mühe die über einem unwichtigen Gegenstande die fruchtbarsten Anstrengungen des Geistes verschwendet, Kleinigkeitskrämerei, Widerspruchsgeist der oft sich selbst nicht versteht: das sind Krebsschäden unserer gegenwärtigen Cultur, welche in der Literatur, der Repräsentantin unserer Gesittung, auf eine oft erschreckende Weise zutagebrechen. Vielleicht würden, wenn man sie nach diesem Maßstabe messen wollte, einige der gefeiertsten Namen der letzten Jahrzehnde in Nichts zusammenschrumpfen. Und dieses Unternehmen, von einer bedeutenden Persönlichkeit ausgeführt, wäre gewiß sehr heilsam. Allein es ist und bleibt eine sauere Mühe, nicht sowol um der Kämpfe willen, die unvermeidlich sein würden, als weil überhaupt das Zerstören und Verurtheilen für einen fruchtbaren und wohlwollenden Geist die größten Gefahren enthält und die härtesten Anfoderungen der Selbstaufopferung stellt. Der Uebelwollende und Gehässige aber wird ohnedem Nichts ausrichten, wennschon er mit seinesgleichen in demselben Vortheile der Waffen steht. Wir zweifeln übrigens trotz alle Dem nicht daß sich das Gute durch seine eigene Schwerkraft Bahn brechen wird, obschon in einer Zeit, die nach Selbsterlösung ringt, nur langsam und mühselig. Die heutige Literatur ist wie noch in keinem Zeitalter zum großen Theile demokratisch. Unsere Presse drückt nicht sowol den Sinn und Geist der hervorragenden Genies als die Gesinnungen, Leiden-

schaften und Bekümmernisse der Massen aus. Und wenn also die Wenigen welche den Muth haben sich über das Niveau der letztern zu erheben, den ausharrenden Muth besitzen, an der Ausrottung jener Leidenschaften zu arbeiten (und dadurch werden die Bekümmernisse der Stände und Individuen selbst wo nicht gehoben doch gemindert werden), so ist zu hoffen daß allmälig ein heilsamer Zustand sich über dem Leben ausbreiten und auch die Literatur selbst veredeln wird. In diesem Sinne hat übrigens die Gegenwart ein Hülfsmittel wie es noch keinem Jahrhundert zugebotestand. Es liegt in der Organisation der Presse selbst, welche einer Universal- und Weltliteratur vollkommen gleichkommt. Durch die kaufmännische Betriebsamkeit des Buchhandels, soviel man auch dagegen einwenden mag, ist es möglich geworden daß die großen Ideen aller Zeiten und Nationen sich mit ungeheuerer Schnelligkeit über den ganzen Erdkreis ausbreiten können. Und da dieselben ihrer Natur nach weder im Gewande der Revolution noch dem der Reaction, sondern harmlos und unbefangen als friedliche Wahrheiten sich einzuführen pflegen, so werden sie allen Hindernissen zum Trotze ihren Siegeslauf um die Welt vollenden. Da sie ferner ihrer Natur nach einfach und jedem gesunden Verstande leicht faßlich sich einkleiden — gerade umgekehrt wie die modernen Philosophien —, so haben sie in sich selbst die Empfehlungen, die sie zu einem Gemeingut Aller machen können. Endlich tragen sie in sich selbst die begeisternde Kraft die sie ins Leben einzuführen vermag. Die Eintagsfliegen aber werden eine Weile bewundert werden und so rasch verkommen als sie gekommen waren. Indessen bleibt es Pflicht und Freude der Guten, dem Bessern eine Stelle zu bereiten.

Doch zurück zu Channing. Das Gemeinsame das seine Schriften haben liegt zuerst in den Anlässen ihrer Entstehung und in ihrer Form. Es gehört bei uns zu den gewöhnlichen Erscheinungen daß die Denker sich aus der Gegenwart heraus in das Reich der Philosophie verirren und mehr den Phantomen ihrer eigenen Vernunft als der reellen Wirklichkeit ihre Aufmerksamkeit widmen. Ihre geistige Welt ist ihnen Alles; die leibliche Welt, die Zustände, Sitten und Bedrängnisse der Zeit bleiben ihnen weit seitabliegen. Diese grundsätzliche und herkömmliche Vernachlässigung der äußern Interessen hat sich nun an uns gerächt. Es fehlt uns an realer Bildung, an allgemeiner Intelligenz, an dem praktischen Sinn für das Leben, von dem wir beherrscht werden, ohne es selbst beherrschen zu können. Die letztvergangenen Weltereignisse erläutern diese Meinung vollkommen und wir sehen mit Vergnügen daß sie mit der Einsicht in diesen Uebelstand zugleich das Bestreben demselben abzuhelfen hervorgerufen haben. Die Betrachtung unsers Autors wird diesen Punkt noch deutlicher aufhellen. Seine Schriften sind sämmtlich Gelegenheitsschriften. Sie knüpfen an die Ereignisse des Tages an, beleuchten dieselben in der ihm eigenthümlichen Weise und suchen nützliche Wahrheiten damit zu verbinden, große Grundsätze an ihnen geltendzumachen, edle Gefühle für dieselben in Anspruch zu nehmen. Es handelt sich bei ihm nicht darum, eigenthümliche Ideen in mühsamer philosophischer Anordnung und nach der Methode mathematischer Deductionen in bändereichen Werken darzustellen. Diese Art der Schriftstellerei, an welche soviel Geist und unfruchtbare Mühe bei uns verschwendet wird und welche blos den Gelehrten desselben Fachs und dessen vollkommenste Befriedigung im Auge hat, diese Leidenschaft einen Gedanken nicht anders auszusprechen als in der Form und dem Umfang eines Systems, ist ihm fremd. Ebenso fremd ist ihm die Begierde des Gelehrten, seinen Gedanken aus der ganzen Welt und Umgebung herauszureißen und ihn mit jahrelanger Arbeit in einseitiger Mühe auszubauen. Ein Solches geziemte wol der mönchischen Klügelei des Mittelalters, deren Zelle ihre Welt war. Die Neuzeit, die mit allen ihren Lebensthätigkeiten an die Oeffentlichkeit drängt und den Gesichtskreis über den Umfang und Zusammenhang der Dinge so ins Ungemeine erweitert hat, die alle höchsten Interessen in die Hände Aller zu liefern strebt, verträgt sich damit nicht. Channing steht auf einer freien Höhe inmitten seines Volks und der Menschheit, das Auge haftend auf dem bunten Treiben der Masse, und überall wo sich um einen wichtigen Gegenstand Gruppen bilden, wo ein Meinungsaustausch, ein Streit Für oder Wider sich erhebt, wo eine Frage aufgeworfen wird, die die gesammte Menschheit oder sein Volk oder einen Theil derselben betrifft: dort erscheint er sogleich als ein fertiger, mächtiger Volksredner, der mit Klarheit, Ruhe und redlichem Sinne die rechten Gesichtspunkte aufzufinden und ins richtige Licht zu setzen weiß. Es handelt sich nicht darum, Leidenschaften aufzustacheln — dessen bedarf nur der Herrschsüchtig-Eigennützige —, sondern zu beschwichtigen; nicht Meinungen direct zu bekämpfen oder in Widerspruch zu setzen, sondern dieselben zur Klarheit und höchsten Einheit der Vernunft zu bringen. Und er ist die Persönlichkeit dazu. Mit klarer Einsicht umfaßt er Grundsätze auf welche sich alles Menschliche in bürgerlicher und religiöser Richtung zurückführen muß, und auf sie bezieht er, nach ihnen bemißt er, unter sie ordnet er ein die Ereignisse, Zustände und Bestrebungen, um die es sich handelt. Weil er sie vollkommen in sich verarbeitet hat, so wird es ihm auch nicht schwer sie in jedem einzelnen Falle geltend zu machen; weil sie den Reiz der Erhabenheit haben, so entbehren sie auch unter allen Seelenverwandten nicht des lebhaftesten Erfolgs. Und mehr als ein mal hat er mit ihnen bei Entscheidung öffentlicher Angelegenheiten das ausschlaggebende Gewicht in die Wagschale des Rechts und der Humanität gelegt. Alle seine Schriften sind in der That Anreden an das Volk. Viele davon, die theologischen im eigentlichsten Sinne des Worts, ebenso die socialen. Andere waren für Journale gearbeitet, aber die Jounalistik bildet ja nur das Surrogat für die Volksrede, nachdem die Gemeinwesen der modernen Staaten sich so gewaltig ausgebreitet haben daß eine vollzählige Volkssammlung unmöglich erscheint. Einige wenige

sind als Sonderdrucke gleich anfangs in dem Buchhandel verbreitet worden. Allein auch sie tragen denselben Charakter. Ihrem Zwecke nach mußten sie kurz gefaßt die Absichten des Autors in ein klares Bild zusammendrängen. Die kalten, gedehnten Abstractionen der Philosophie passen nicht für den Volksredner. Sein Stoff sei erwärmend, sein Vortrag belebt, sein Inhalt concentrirt! Langathmige kritische Untersuchungen gehören höchstens vor den Richterstuhl eines öffentlichen Verfahrens. Gleicherweise muß er den Ton der Declamation sorgfältig vermeiden; dies kann eine bethörte und aus Unbildung allzu langsame Menge irreleiten, der gesunde Verstand lehnt sich gegen das hohle Pathos auf. Von der Polemik muß er sich so fern halten als möglich: sie führt zu Ueberspannung und Entstellung der eigenen bessern Ansicht, reizt leicht auf und führt am Ende weiter als der Redner selbst es wollte. Es hieße einen Stein an einen Abhang rollen und ihn in der Meinung und mit dem Willen daß er auf halber Höhe liegen bleibe hinabstürzen. Und die erste Regel der Politik fodert, den Gegner nicht zu beleidigen und zu erzürnen, sondern ihn von der heilsamern Meinung zu überzeugen. Die rechte Weisheit findet von selbst den Weg der zwischen Opposition und milder Gesinnung vermittelnd hinläuft. In all diesen Beziehungen sind Channing's Schriften wahrhaft mustergültig. Was die Diction anlangt, so ist dieselbe mannichfaltig, je nach dem Bedürfniß des Gegenstandes verschieden: in den religiösen Schriften moralischen Inhalts animirt, fortreißend, begeistert; in denen die die Dogmatik berühren vorsichtig, gelassen und prüfend; in den politischen und historischen abgemessen, nur in den letztern zuweilen pathetisch; überall ernst, klar, leidenschaftslos, gediegen und mit sorgsamer Feile abgeglättet. Nur die Aufsätze über Bonaparte machen eine Ausnahme. Es scheint daß die sittliche Entrüstung über den Weltzerschmetterer und die Bewunderung welche die blöden Haufen demselben zollen ihn fortriß. Der Stil ist starr, zerstückelt, ehern und ohne Gewandtheit. Pathos und Declamation, wozu der Gegenstand etwa ihm Anlaß geben konnte, waren seiner Natur so fremd daß der Versuch dazu in das Gegentheil umschlägt und eine Reihe abgerissener Zornausbrüche hervorruft, die nur erst gegen das Ende hin mit dem sinkenden Ingrimm ein freundlicheres Gewand annehmen.

Wir erkennen an dem äußern Apparat allein schon den praktischen Amerikaner, der nach seinen Zwecken seine Mittel sehr wohl abzuwägen weiß, und die Natur des Republikaners, welche der gern zu den Extremen sich wendenden Phantasie keinen allzu weiten Spielraum und keine allzuüppige Entfaltung gönnt. Nüchterne Besonnenheit ist der Grundzug seines Wesens, und diese Eigenschaft vereinigt mit einem energischen, geraden Charakter, biederer Gesinnung und dem Gefühl der strengsten Rechtlichkeit flößt uns zu dem Schriftsteller ein solches Vertrauen ein daß wir gern und oft bei ihm verweilen mögen. Es ist die gesunde Luft der amerikanischen Freiheit, der feste Boden einer starken, dem allgemeinen Interesse gewidmeten Verfassung, in deren Berührung wir uns wohlfühlen; und das Imposante einer schlichten, markigen, hochherzigen und geistreichen Persönlichkeit verdoppelt diesen Zauber. Man darf übrigens ja nicht jene nüchterne Haltung mit Kälte und Gleichgültigkeit verwechseln. Sie ist das künstliche Erzeugniß einer glücklichen Erziehung, zu welcher Naturell, Wissenschaft und private und öffentliche Verhältnisse zusammen wirken; sie ist das Werk sorgfältiger Selbstkritiken, das bewußte Abschließen der männlichen Kraft mit den Reizungen der Leidenschaft und Empfindsamkeit. Sein Gemüth bleibt keineswegs kalt bei den wichtigen Fragen welche die politischen oder geistigen Interessen der Menschen betreffen; nicht theilnahmlos betrachtet er die Gefahren von denen sie früher oder später zu leiden haben möchten; selbst die Thorheiten und Bosheiten welche ihnen gefährlich werden können faßt er mit ganz anderm Auge als dem des schnöden Sarkasmus. Seine Brust, weit genug um alles Große und Gute in sich aufzunehmen, fühlt sich unaufhörlich innigst bewegt. Aber weil er sich des Ziels, der Kräfte und der Fähigkeiten der menschlichen Natur, der nothwendigen Einschränkung welche dieselbe erfahren muß, und der Befreiungskämpfe welche dieselbe zu bestehen hat klar bewußt ist, weil er weiß daß der größte Feind des Menschenglücks im Herzen des Menschen selbst seinen Sitz hat, so hütet er sein eigenes Herz sorgsam vor überschwänglichen Ausbrüchen und lehrt es in Gelassenheit die Dinge wie sie sind zu betrachten, nicht weißer noch schwärzer, nicht mit übermüthig triumphirender Freude, nicht mit nutzlos sich marterndem Gram. Auch hierin zeigt er sich als Gegensatz unserer Umgebungen. Unsere Zeit neigt zu den Extremen und die Geister thun es ihr eifrig nach. Während der ruhige Heroismus einer frischen Philosophie erfoderlich wäre, um den Uebeln die sich aufdrängen erfolgreich entgegenzutreten, hat man sich den luxuriirenden Ausschweifungen aller entgegengesetzten Empfindungen in die Arme geworfen. Nicht Mäßigung, Gerechtigkeit, Umsicht und heilende Klugheit führen die Stimme der Zeit, sondern Hoffnungslosigkeit, Erbitterung, Fanatismus und Arglist. So ist das männliche Vertrauen in eine Zukunft, das tröstliche Eigenthum starker Geister, zu einer bloßen Phrase herabgesunken, mit der man entweder die eigene Unthätigkeit beschönigt, oder hinter der man doppelsinnig die Realisirung der eigenen verbrecherischen Absichten versteckt. Diese pessimistischen Ueberzeugungen welche selbst in den trefflichsten Köpfen spuken, diese Desperation an der Gegenwart und Zukunft drohen gerade alle die Gefahren zu verwirklichen, vor denen man zu zittern so grausam behaglich findet. Sie ruinirt die Geister, deren sie sich bemächtigt hat, denn entweder schwächt sie dieselben und verdammt sie zur Unthätigkeit, da es doch nöthig wäre alle Kräfte einer sittlich-würdevollen Intelligenz aufzubieten; oder sie versetzt sie in jenen fieberkranken oder wenn man will hypochondrischen Zustand, der von einer Aufregung in die entgegengesetzte hinüberschwankend, die Mittel zum

Guten mit sammt den guten Zwecken sie verfehlen läßt. Wie viel der edelsten Kräfte und Talente (die kaum zu einer Zeit so reichlich ausgestreut waren als eben der unserigen) sie consumirt, zeigt ein Blick in das bürgerliche und literarische Leben. Sie verbreitet epidemisch jene Muthlosigkeit ringsum sich her, die in kritischen Momenten des Lebens der Niederlage selbst gleichkommt, weil sie den Sieg von vornherein abschneidet. Sie versetzt allmälig das ganze Zeitalter in ein müßiges und stumpfes Brüten, das, nachdem es sich eine zeitlang in mattherzigen Wehklagen gefallen, irgend einmal in den Gegensatz umspringt und in Anfälle blinder Wuth und Tobsucht ausartet, wie die Vorgänge einiger genialer Menschen theils in ihren Lebensschicksalen, theils in ihren Productionen beweisen. Auch um dieser Gefahr vorzubeugen, wird es nothwendig die gesunden Blüten der Geister fremder Zeiten und Nationen eifrig herbeizusuchen und in unser Klima zu verpflanzen. Das Vorbild einer einzigen großen Seele, welche die subjectiven Eindrücke zu überwältigen und das Schlimme im Leben mit dem Guten auf eine vernünftige Weise zu compensiren vermag, kann unendlich viel wirken. Ein besonnener Mann der uns zeigt daß in allen Zuständen die Keime von Gut und Böse dicht beieinanderliegen, und daß es der Ausdauer und Geschicklichkeit vereinigter Kräfte und Massen wohl möglich ist, die einen zu wecken und zu beleben, die andern zu unterdrücken, verdient vielleicht mehr Dank als Derjenige der welterschütternde neue Wahrheiten entdeckt hat, denn er setzt unsere Kräfte unmittelbar in Wirksamkeit. Zu jenen gehört eben Channing. Er zweifelt keinen Augenblick an der Befähigung der Menschen, einen gewissen, bedingten Grad irdischer Glückseligkeit zu erreichen. Daß zwischen dem Besitze derselben und der Gegenwart eine lange Reihe von Hindernissen liegt, kann ihn nicht in Verwirrung setzen. Ueber die Unzulänglichkeit und Mangelhaftigkeit der irdischen Dinge ist er längst mit sich ins Reine: sie steht als ein unabänderliches Factum fest. Und es wäre thöricht die Zeit mit Murren und Seufzern hinzubringen, welche weit fruchtbarer zur Förderung und Verbreitung nützlicher Lehren und Einsichten verwendet werden kann. Man kann freilich nicht blind dafür bleiben daß ein großer Theil der Menschheit von Lastern, Leidenschaften und Irrthümern durchs Leben geschleppt wird; der Mann der als Lehrer eines Volks wirken will darf das nicht verbergen, weder sich noch seinen Zuhörern. Aber selbst die Existenz der Laster und Thorheiten deutet schon auf den höhern Werth der menschlichen Natur hin. Das lebhafte Gefühl des Unrechts, das selbst den Verbrecher selten verläßt, hebt ihn der Gottheit näher und zeigt daß das Unrecht ein Fremdes ist, das aus seinem Wesen hinausgerottet werden kann. So wendet die Quelle des Uebels und das Uebel selbst den Blick des betrachtenden Mannes nach oben, nach der Quelle des Guten. Dies ist das Grundgefühl Channing's, welches den innern Charakter und den Mittelpunkt aller seiner Schriften ausmacht. Auch im Verkehrten sieht er noch den Menschen, und die Natur des Menschen gilt ihm als ein Gegenstand heiliger Achtung. Ein Wesen, ausgerüstet mit der Kraft der Erkenntniß, welche die absolute und allgemeine Wahrheit erfaßt, mit dem Gedanken Gottes, mit der Freiheit des Willens und der sittlichen Kraft, mit der Fähigkeit und dem Triebe, sich von aller Eigensucht freizumachen, mit der Befähigung zur Selbstaufopferung; ausgerüstet mit den Anlagen zu einer Liebe welche jede Schranken zu übersteigen im Stande ist, mit dem Streben nach Vollkommenheit, ein solches Wesen ist selbst da noch groß, wo seine ursprüngliche Herrlichlichkeit verwischt oder verdunkelt ist. Ein solches Wesen verdient und bedarf es daß man das in ihm schlummernde Erhabene wecke und belebe, seine Kräfte zu steigern bemüht sei und seine Schlacken hinwegläutere, daß man es von den irdischen und materiellen Schranken nach Möglichkeit befreie, die seiner Vollkommenheit hinderlich werden. Ein solches Wesen wird aber auch die Wirkungen die edle Geister ihm entgegenbringen nicht vonsichweisen. Die Bemühungen, das Bessere in der Welt herzustellen, sind und bleiben niemals ohne Früchte und lohnenden Erfolg. Wie wäre es also möglich daß ein Mensch die mislichen Umstände sähe, in denen seinesgleichen sich windet, ohne Mitgefühl und den Drang nach Abhülfe zu empfinden?

Von allen bisher mitgetheilten Zügen charakterisirt keiner den Sohn der United States so sehr als dieser hohe Begriff von der Würde des Menschen. Das Selbstgefühl des freien Mannes lehrt ihn dieselbe in seinem eigenen Wesen erkennen und empfinden, und der Anblick von seinesgleichen sowie seine Stellung als Bürger und untergeordnetes Glied des Staats nöthigt ihn sie auch an Andern anzuerkennen. Es ist freilich schwer den Umfang dieses Begriffs gehörig zu umschreiben und das Maß der daraus abzuleitenden (Menschen-) Rechte zu bestimmen; schwerer fast noch ihn consequent und mit vollster Unparteilichkeit durchzuführen. Unser eigener Vortheil, ja unsere eigenen natürlichen Rechte müssen sich denen unserer Nebenmenschen unterordnen und nach ihnen modificiren. Es gehört eine bedeutende Kraft dazu dieses erste Opfer darzubringen. Aber gesetzt daß wir diesen Conflict glücklich überwältigen, sogleich stellt sich eine neue Gefahr für unser Princip allgemeiner gleicher Menschenrechte dar. Sollen wir von den Ansprüchen zu denen wir uns an und für sich berechtigt fühlen auch jener Classe von Menschen Concessionen machen, denen wir uns überlegen fühlen, die an Bildung, Brauchbarkeit, vielleicht an Sittlichkeit (weil an Einsicht) weit unter uns stehen? Nicht ohne einen Anschein von Recht sträubt sich unser Selbstgefühl dagegen. Wenn wir aber gleichwol den Niedrigerstehenden dasselbe Maß der Rechte zugestehen, wird das auch klug, wird es politisch weise gehandelt sein? Gesetzt, der Mann von minderer Einsicht besitzt dieselbe Kraft des Einflusses wie der Mann von systematisch ausgebildeten Talenten, wird die geringere Classe nicht ein trauriges Dominium, eine Pöbelherrschaft führen, vor deren Schrecken und Tollheiten wir

erzittern müssen? Wird das Menschengeschlecht nicht in eine schmählich entehrende und die Vorgänge von Jahrtausenden vernichtende Ochlokratie verfallen? Mit diesen und ähnlichen Bedenklichkeiten suchen wir Kinder der Alten Welt unser Gewissen zu beschwichtigen, indem wir uns scharfsinnig und mühselig beweisen daß die Uebel die wir haben den drohenden größern immer noch vorzuziehen sind. Mannichfache Erfahrungen haben auch bewiesen daß eine kindische, verzogene und lange im strengen Gehorsam gehaltene Menge in unglückliche Ausschweifungen verfällt, sobald die gewohnten Schranken der Furcht hinweggenommen werden. In Staaten wo die ungeheuere Mehrzahl der Angehörigen jener traurigen Kategorie der Halbmenschen angehört wird dies immer der Fall sein und aus der plötzlichen Herstellung einer die Menschenrechte in ihrem ganzen Umfange einsetzenden Verfassung das größte Unglück hervorgehen. Allein bis zu einem gewissen Grade würde jeder Staat dieser Gefahr ausgesetzt sein, der dem Volke eine freie Bewegung der Geister und Leiber verstatten wollte. Und so würde daraus gefolgert werden müssen daß die Einführung der Menschenrechte zwar ein schönes Ideal, aber für die Praxis gänzlich zu verwerfen sei. Die Annahme eines Dinges, das in der Idee als eine göttliche Wahrheit, im Leben als ein Verbrechen erscheint, würde aber alle Begriffe unserer Sittlichkeit in Zweifel stellen und gefährden. Und wenn die größten Geister, wenn insbesondere der Mann von dem wir reden sein Bestreben darauf richtet dieses Ding ins Leben zu rufen, so müssen wir entweder annehmen daß sie zu den gefährlichen Thoren und Schwärmern gehören, oder daß sie unter ganz fremdartigen und von den unserigen abweichenden Zuständen lebten. Das Erstere zu behaupten wird kaum Jemand wagen als einer aus der Zahl der Blinden die mit sehenden Augen noch hier und da unter uns umhertappen. Das Zweite können wir in Bezug auf die Schiller, Fichte u. A. gar nicht, in Bezug auf Channing nur nur sehr bedingterweise zugestehen. Wol sind die öffentlichen Verhältnisse und die Verfassung der amerikanischen Freistaaten auf ganz andern Grundlagen gebaut als die unserigen. Aber ihre Differenz besteht eben nur darin daß sie dem Individuum verstatten sich seiner Kräfte, Fähigkeiten und der Ansprüche die es als Mensch machen darf insoweit zu bedienen, als den Mitlebenden und Gleichberechtigten ohne Nachtheil geschehen kann. Allein auch dort findet sich eine Masse von Individuen welche sich entweder jener Rechte nicht zu bedienen wissen (aus Unkenntniß) oder sie falsch auslegen (aus Leidenschaft) oder ihrer sich unwürdig machen (durch Laster). Und eine Classe solcher Menschen mag in einem Gemeinwesen so groß oder klein sein als sie will, so ist sie gefährlich, doppelt gefährlich aber, wenn man ihr die Waffen und Macht in die Hände gibt, wonach sie eben ringt, jene vollkommenste Gleichberechtigung. Ein Freistaat müßte dieselbe vielleicht aus sich ausschließen. Doch das wird praktisch unmöglich, weil eine solche Classe gerade den größten Bestandtheil der arbeitenden Bevölkerung, des niedern Gewerbstandes ausmacht. Oder er müßte sie hartnäckig in ein helotisches Verhältniß hinabdrücken. Das hieße aber seine eigenen republikanischen Principien dem allgemeinen Wohle aufopfern und ihm die Krankheit einimpfen, woran er allmälig zugrundeginge. Die Gründer der Vereinigten Staaten hatten die Geschichte der Alten Welt viel zu sorgfältig studirt als daß sie sich eines solchen Misgriffs schuldigmachen sollten. Sie legten keinem Stande (mit Ausnahme der schwarzen Sklaven, die nun auch den kranken Fleck, das Zeichen der Menschlichkeit und Unvollkommenheit an dem sonst tadellosen Körper der Transatlantis ausmachen) Fesseln an; sie vergönnten jedem Individuum die unbeschränkte Ausübung und Geltendmachung seiner bürgerlichen Rechte und Ansprüche und vertrauten der Trefflichkeit ihrer Verfassungsentwürfe und der gesunden Kraft der neugeschaffenen Nation daß sie mit diesen bedenklichen Elementen, die man nothgedrungen mit aufnehmen mußte, fertig werden sollte. Der Proceß geht langsam, allein wie es scheint doch vonstatten. Ihn zu beschleunigen und die Wege zu zeigen auf welchen er glücklich zuendegeführt werden könne, dies ist der eigentliche Lebenszweck Channing's gewesen; dies ist der wichtige Grund welcher uns treibt die vorliegenden Betrachtungen so weit auszudehnen, und es ist eine ebenso wol kosmopolitische als patriotische Triebfeder welche uns dazu in Bewegung setzt. Channig strebt danach, alle Stände von ihrer Menschenwürde zu überzeugen und zu unterrichten, indem er ihnen die sittliche Würde zum Bewußtsein bringt, und dieselbe von den Beschränkungen und Verzerrungen des bürgerlichen Verkehrs und geselligen Lebens zu befreien, wie denn von Seiten der Constitution dieselbe schon garantirt und auf eine ausgezeichnete Weise begünstigt ist. Bei ihm handelt es sich freilich nur um Misbräuche welche an dem Einzelnen haften oder von den Einzelnen in das Staatsleben hinübergetragen werden. Sein Bestreben ist also ein streng-conservatives, das mit den bestehenden Gesetzen und deren Sinn und Wortlaute Hand in Hand geht. Wir sehen daraus wie leicht es dem Schriftsteller gemacht war seine Wahrheiten ohne Erbitterung zu sagen. Er brauchte Nichts zu unterdrücken, Nichts von seinen Ausdrücken zu mäßigen oder zu bemänteln, Nichts auf Schrauben zu stellen. Er hatte nicht blos eine Partei, er hatte das Ansehen des Staats selbst und das Andenken von dessen Begründern für sich, deren Namen jeder Amerikaner noch jetzt mit heiliger Ehrfurcht nennt. Nur wenn die Wahrheit selbst gefährdet ist sucht sie sich in gefährliche Formen zu kleiden, und oft gebietet die Klugheit weit dringender als die Leidenschaft selbst, sie als ein Gift auszubreiten, da sie als Gegengift zu wirken bestimmt ist.

Betrachten wir nun auf welche Weise Channing seine Ideen realisirt wissen will!

Zwei Uebel die in unserm Organismus ihren Sitz haben sind die erbittertsten Feinde der Glückseligkeit: die Reizbarkeit unserer sinnlichen Natur und der natürliche

Hang zur Trägheit. Den Weg zu zeigen wie die eine gemildert, der andere zu lebendiger Thätigkeit umgeformt werde, macht die Absicht eines Theils seiner Schriften aus. Alle Verbrechen, die den Körper und Geist zerrüttenden Laster, alle Vorurtheile, alle Unklarheit der Begriffe, die Unfähigkeit sich selbst zu regieren, das Alles sind verschiedene Aeußerungen jener zwei Gebrechen unserer Natur. Es wird freilich unmöglich sein sie ganz auszurotten. Aber den gemeinsamen Anstrengungen eines ganzen Volks kann es gelingen, wenigstens viel dagegen zu thun. Vorallem werden dazu erfodert eine tüchtige Erziehungsmethode, ein nutzbarer öffentlicher Unterricht und eine patriotische, hochherzige Literatur. Diese drei vereinigt sind im Stande diejenige intellectuelle Bildung zu erwecken, ohne welche ein geistiges Fortschreiten und eine rüstige Entwickelung der Kräfte nicht möglich ist. Wir wollen von ihm selbst hören was er damit meint:

Intellectuelle Bildung — so heißt es *) — besteht nicht, wie Viele zu meinen geneigt sind, hauptsächlich darin Kenntnisse anzuhäufen, wenngleich auch dies von Wichtigkeit ist, sondern darin, eine Stärke des Gedankens herauszubilden, welche auf jeden Gegenstand nach Belieben gewendet werden kann. Diese Stärke zeigt sich in der Concentrirung der Aufmerksamkeit, in der sorgfältigen Beobachtung, in dem Zurückführen des Zusammengesetzten auf seine Elemente, in dem Erforschen der Ursachen welche unter der Oberfläche der Ereignisse verborgen liegen, in dem Vorauserkennen der Wirkungen, insbesondere in der Fähigkeit, von einzelnen Thatsachen zu allgemeinen Gesetzen und umfassenden Wahrheiten emporzusteigen. Es ist also ein allgemein praktisch-philosophischer Geist, eine lebendige Anregung des Seelenlebens welche gefodert wird. Daher soll dieselbe auch individuell sein. Der Mensch muß sich frei und nach den besondern Gaben und Neigungen entwickeln welche die Natur ihm zum Unterschiede von Andern gegeben hat. Der Hang zur Trägheit offenbart sich am stärksten in der allgemeinen Willfährigkeit sich fremden Gewalten zu beugen und den eigenen Willen, ja selbst die eigene Urtheilskraft dem anmaßenden Uebergewicht fremder Stimmen, seien es die der Oeffentlichkeit oder einer einzelnen ansehnlichen Persönlichkeit, gefangen zu geben. Dieser Uebelstand ist in allen Ständen heimisch und hemmt also die Entwickelung der Individualitäten in ganzen Massen. Aber das ist eine Aufopferung, welche zu fodern ebenso wenig menschlich gerechtfertigt werden kann, als sie zu gewähren. Sie greift unsere tiefsten Eigenthümlichkeiten an, zerbricht die Form unsers eigenen Wesens, verschüttet dessen Inhalt und droht unsere ganze Persönlichkeit zu negiren. Mit Recht wird deshalb gefodert daß wir uns von der Macht menschlicher Meinungen und Beispiele befreien, sofern dieselben nicht eine ewige moralische Berechtigung insichtragen.

Die Bedeutung dieser Bemerkungen zu fassen wird auch uns nicht schwer werden. Aber sie erhalten erst ihr volles Gewicht durch die Betrachtung amerikanischer Verhältnisse. Allgemein verbreitete Vorurtheile, deren Tyrannei den Einzelnen niederdrückt, hat es allerwärts und zu allen Zeiten gegeben. Sie liegen einestheils in dem Behagen mit den bestehenden Ordnungen der Dinge, anderntheils in dem Hochmuthe der Massen, die zu gern geneigt sind jede Erscheinung welche sich über das Niveau ihrer Mittelmäßigkeit zu erheben wagt zu sich herabzuziehen oder zu verurtheilen. Und der Unverstand hat immer Mittel gefunden das Außerordentliche zu verdächtigen, solange bis es durch die Macht der Gewöhnung erträglich geworden ist und durch seine eigene Kraft den verdienten Rang eingenommen hat. Dadurch wird jeder Fortschritt zum Bessern wo nicht unmöglich gemacht, doch auf eine längere oder kürzere Zeit (je nachdem derselbe die augenblicklichen materiellen Interessen Einzelner oder Vieler bedroht) gehemmt. Wir können uns sehr wohl denken daß auf diese Weise ein System chinesischen Stillstands herbeigeführt werden kann, das die Menschen zu der maschinenmäßigen Aemsigkeit der Ameisen oder Bienen herabdrängt oder den Staat auf Eine Linie mit einer Bibercolonie heruntersetzt. In einem Freistaat wird zwar dieses Extrem nicht leicht eintreten können. Die ungehemmte Circulation aller Kräfte hindert das Blut dieses Organismus daß es nicht verstockt. Allein die allzu große Gewalt öffentlicher Vorurtheile kann der Verfassung selbst gefährlich werden, wenn sie sich die Macht anmaßen, jedes selbständig auftretende Gute und Neue zu vernichten. Sie greifen dann in den innersten Kern seines Wesens ein, sie hindern der Staatsverfassung zum Trotz die Entwickelung und Ausbreitung der Individualitäten. Wir wissen daß in diesem Bezuge in den amerikanischen Freistaaten eine Tyrannei von Zeit zu Zeit sich geltendmacht die ebenso abgeschmackt als empörend ist und die alle Segnungen der Constitution aufzuheben scheint. Das Uebel geht durch alle Stände. Allein es liegt mit besonderer Schwere auf dem Schicksale der arbeitenden Classen, die vermöge ihrer Beschäftigung der stärkern Gefahr in ein rein-mechanisches Körper- und Seelenleben zu verfallen ausgesetzt sind. Der weitere Gesichtskreis, die freiere Thätigkeit der höhern Classen, ihre Lage, welche ihnen weit vollkommenere Mittel zur geistigen Thätigkeit in die Hand gibt, ja die Nöthigung ihrer Amts- und Geschäftsverhältnisse, welche ihren Blick zur Uebersichtlichkeit und ins Allgemeine führt, sichern sie gegen diese Gefahr auf eine etwas vollkommenere Weise. Es kann uns daher nicht wundern, wenn Channing's Aufmerksamkeit Jenen, den Hülfsbedürftigern, in einem weit größern Maße zugewendet ist als Diesen. Und freuen muß es uns daß er in die Fußtapfen aller wahrhaft großen Reformatoren tretend gerade dem leidenden, gedrückten Theile der Menschheit seine Aufmerksamkeit widmet. Doch zur Sache!

Unser Blick fällt zuerst auf einen Aufsatz „Bemerkungen über Erziehung". Es ist nur zu gemein daß die wichtigste Lebensfrage des Menschen, die Bedeutung der ersten Lehren und Eindrücke welche die Jugend empfängt, mit leichtem Sinne übersehen wird. Vergebens haben die höchsten Denker der neuern Zeit die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt und die Nothwendigkeit neuer Erziehungsprincipien ins Licht gesetzt. Vergebens haben

*) In einem Vortrag „Ueber Selbstbildung", gehalten zur Einleitung der Franklin'schen Vorlesungen, Boston 1838. Die Absicht dieses Stücks ist, darauf hinzuweisen daß und in welcher Weise es jedem Menschen möglich sei, sich eine intellectuelle Ausbildung zu geben, und von dem Grade derselben die Schätzung seines Werths, sein Rang in der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft ausschließlich abhänge.

einzelne Erzieher in einem erhabenen Geiste die Sache selbst in die Hand genommen und durch die Praxis gezeigt, welche ungeheuere Macht in die Hand des Bildners der Jugend gegeben ist, wenn er die Mittel die ihm zugebotestehen recht zu benutzen weiß. Der Staat scheint diese Neuerungen hartnäckig verschmähen zu wollen, wie wir denn erst neuerlich gesehen haben daß Institute, deren Zweck recht eigentlich die Erweckung der kindlichen Kräfte und Anregung der natürlichen Anlagen war, im Umfange einer großen Monarchie systematisch beseitigt worden sind. Und in dem Leben der Privaten sind Mangel an Nachdenken, unglückliches Sparsystem, die Richtung auf das materielle Wohlergehen, Begnügen mit dem von selbst Gebotenen und mit einer leidlich formellen Bildung so sehr als Anhänglichkeit an dem Althergebrachten, Vorliebe für die mechanische Uebung des Gedächtnisses und eine Befangenheit des Urtheils, welche die Natur und Eigenthümlichkeit des Jugendalters zu würdigen unfähig bleibt, ebenso viel Hindernisse für die Herstellung einer bessern Ordnung. Die Anzahl der Schriften über diese Angelegenheit und der Versuche, aus privater Kraft Musterschulen herzustellen, überheben uns der Nothwendigkeit diesen Punkt näher zu beleuchten. Aber wir dürfen uns nicht versagen anzudeuten in welcher Weise sich an Channing's Grundsätzen der Erziehung sein oberster Grundsatz von der Würde des Individuums bestätigt. Er fodert auf der Wahl der Erzieher größere Sorgfalt und freigebigere Geldopfer zuzuwenden. Der Luxus der in diesem Punkte getrieben werde sei der einzige der lohnende Früchte bringe. Die Thätigkeit eines Erziehers dürfe und solle sich nicht darauf beschränken den Kopf des Kindes mit einer Summe von Kenntnissen anzufüllen, ihm die technischen Fertigkeiten des Lesens und Schreibens anzueignen, sein Gedächtniß mit Wörtern zu beladen und es für die Routine des Gewerbs- und Geschäftslebens vorzubereiten. Dazu werde freilich nur wenig erfodert. Stelle man aber an einen Lehrer den Anspruch daß er die ganze Natur der Zöglinge zu entwickeln und zu leiten, daß er eine tiefe Liebe zur Wahrheit und das Bestreben ihre Wege zu ermitteln hervorzurufen, daß er aus allen Studien einen Geist der Menschenliebe den Seelen einzuflößen, daß er ihnen den Weg zu zeigen habe, wie sie sich in den verschiedenen Lagen des Lebens selbst zu helfen werden im Stande sein, dann zeige es sich daß die Functionen eines Lehrers zu den schwierigsten gehören welche einem Menschen angemuthet werden können. „Sie erfodern so gebildete Männer als nur in der Gesellschaft zu finden sein mögen." Das Handwerk des Schulmeisters aber, das nur wieder Handwerker zu erzeugen beabsichtige, verdiene gerechte Verachtung. Dieser Aufsatz ist eine Paränese an das ganze Volk und an die Reichen insbesondere, dergleichen den amerikanischen Zuständen sehr angemessen sein mag, allein auch bei uns nicht uneben am Platze wäre. Uebrigens gestehen wir mit Stolz daß eine Anzahl ausgezeichneter Männer bei uns seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich dieser Fragen angenommen, und daß der Väter welche die Wichtigkeit derselben erkannt haben doch eine nicht geringe Anzahl dürfte gefunden werden. Die Schule der Leiden und Gefahren, scheint es, ist für uns nicht unfruchtbar gewesen, und es ist nur zu wünschen daß noch allseitiger, energischer und mit allvereinten Kräften den Ursachen der Uebel welche wir empfinden an das Leben gegangen werde.

Im Anschluß an das Obige fassen wir den Vortrag: „Bemerkungen über Nationalliteratur." Dieses Werkchen hat freilich zur unmittelbaren Tendenz eine ganz andere als die hierher gehörige. Sie will nämlich darlegen wie nothwendig es sei daß man sich nicht begnüge die Literaturen fremder Völker als die eigenen zu betrachten. Das Ausland sei zwar ein sehr brauchbarer Lehrmeister, doch ein sehr fehlbarer und bedenklicher, und sich ganz an ihn hingeben heiße sich der schwersten und schimpflichsten Sklaverei in die Arme werfen, welche man sich denken könne, der Sklaverei des Geistes. Ein Volk das der erleuchteten, selbstschöpferischen Geister entbehre habe kaum Ursache sich den cultivirten Nationen zuzuzählen; wenigstens nehme es in der Zahl derselben einen sehr untergeordneten Rang ein. Bei dieser Absicht, die ganz blos patriotisch und für uns Andere blos von einer allgemeinen Bedeutung ist, bietet diese Schrift uns nur wenig Ausbeute für den vorliegenden Zweck. Indessen haben wir doch soviel daraus zu entnehmen daß er die Schriftsteller als die wahren Lehrmeister der Nationen, das Schriftwesen in seiner höhern Sphäre als ein Stück der öffentlichen Erziehung betrachtet. Er verdammt es, insofern es nur einen Beitrag für den modernen Luxus liefern will; aber er erhebt es zum höchsten Range, wenn es sich vorsetzt an der allgemeinen Bildung der Geister und Herzen mitzuarbeiten, große Empfindungen, Ueberzeugungen und Wahrheiten auszubreiten und die Menschheit auf ihre Höhen hinaufzuführen. In der That können wir nicht umhin dieser Ansicht unsern vollen Beifall zu geben, und unterdrücken nur mühsam ein Heer von frommen Wünschen, das sich uns bei der Betrachtung der Richtung welche unsere Literatur genommen hat aufdrängt. In diesem großen und üppigen Gebiete sind nur die Werke welche die natürlichen und praktischen Wissenschaften behandeln im Stande uns Befriedigung zu gewähren. Um den Thron des Mannes, der sich als König der Naturforschung erwiesen hat, schart sich allerdings eine Reihe von Unterkönigen, deren Macht uns die Einsicht in die Reiche der Natur und dadurch in unser eigenes Wesen und eine ganze neue, wenigstens bisher nur als philosophische Ahnung hingestellte Weltansicht aufgeschlossen hat. Gleicherweise mögen wir die Bestrebungen der Geschichtsforscher, welche mit jenen Hand in Hand gehen, dankbar und zuweilen bewundernd anerkennen. Dagegen erschrecken wir billig bei dem Anblick der übrigen Literaturzweige. Werke der Gelehrsamkeit voll von überladenem Wissen, das in Kleinigkeitskrämerei ausartet, wie Goethe in seinem „Faust" in der Person des Wagner so herrlich persiflirt;

Werke der Philosophie, die in oft überraschend scharfsinniger Grübelei mit allen Waffen der Spitzfindigkeit und mit allen Künsten des Blendwerks die Sinne der Vernunft irrezuführen geeignet sind; Werke der Phantasie, die weit mehr auf Vergnügen, auf ein sinnliches Wohlgefallen oder eine einschmeichelnde Hingabe an die Leidenschaften und Moden des Tags als auf Verbreitung lichtvoller Ideen ausgehen: Das ist es was uns auf jedem Schritte entgegenkommt. Ueberladen mit den misgearteten Grillen des Alters und den tändelnden Spielen der Jugend müssen wir in die Vergangenheit zurückgreifen, wenn wir Befriedigung finden sollen. Und doch wäre in der Gegenwart soviel Anlaß zu belehren und zu berichtigen, zu beruhigen, zu trösten und zu bessern. Und so können wir wohl in gewissem Sinne in den Wunsch Channing's nach einer nationalen Literatur, welche der ernsten, zum Praktischen strebenden Zeit angemessen wäre, einstimmen. Ein Schriftwesen das dem allgemeinen Drange nach Belehrung entspricht und das ohne Unterschied der Stände in alle Sphären der Gesellschaft einzugreifen im Stande ist, bleibt der einzige Rettungsanker den wir noch hoffen können ausgeworfen zu sehen. Umsomehr ist es Pflicht aller denkenden Geister den Anker zu schmieden, solange es noch Zeit ist. Man klagt über Corruption der Zeit. Aber zu allen Zeiten schwankte die Menschheit zwischen dem natürlichen Triebe der Trägheit und Genußsucht und dem göttlichen der Selbsterhebung hin und wieder. In der Hand der Begabtern liegen die Mittel und Kräfte jenen letztern in Bewegung zu setzen. Man klagt über den Luxus der höhern Stände. Aber sind sie es nicht die selbst noch eine so engbrüstige Literatur erretten, welche ohne sie unmöglich wäre? Sollen wir Beispiele bringen daß diese selben Stände, denen man einen kaum zur Hälfte begründeten Vorwurf macht, mit Entzücken die Werke großer Seelen aufnahmen und hegten? Diesen fehlt das Publicum nie, wol aber dem Publicum gegenwärtig die Männer dazu. Man klagt über die Gedankenlosigkeit der niedern Stände. Wir wollen die Ursachen nicht aufzählen, die einen solchen Zustand zwar nicht rechtfertigen, aber doch entschuldigen würden. Aber diese selben Stände, die fast täglich neue Rekruten der Intelligenz aussenden, können nicht so ganz versumpft sein. Man biete ihnen nur das Gute, man verbessere nur ihre Lage, man bemühe sich nur Licht unter sie zu tragen, und ein Jahrzehnd wird Wunder thun. Diese Massen ohne Philosophie und polirte Begriffe besitzen einen reichen Schatz von gesunder Vernunft und natürlichen Anlagen. Aber man versäumt es dieselben zu bilden.

Man wird sagen, die letztere Beschuldigung sei ungerecht, und eine gewisse politisch-dogmatische Partei dürfte geneigt sein dieselbe geradezu zu verachten. Haben wir nicht eine socialistische Verbrüderung, deren Zweck darin besteht, den untersten Ständen, insbesondere der arbeitenden Classe, zu ihren Rechten zu verhelfen? Ist nicht die Gegenwart beschäftigt der gedrückten Masse des Volks die Stellung, sei es mit Gewalt oder durch andere Mittel, anzuweisen, die ihrer Zahl, ihren Verdiensten und ihrer Unentbehrlichkeit im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben gebührt? Diese Bemühungen wollen wir keineswegs verleugnen; aber die Art in welcher sie sich geltendmachen wollen ist weder vernünftig noch rechtmäßig. Es ist über diesen Punkt soviel hin und wieder gestritten worden daß wir uns versagen müssen genauer darauf einzugehen. Allein wir bemerken daß, wenn man für die vollständigste Gleichberechtigung Aller die eigenen Worte des Stifters der christlichen Religion angeführt hat, man dabei vergaß welche Bedingungen derselbe halb stillschweigend durch seine Lehren und sein Beispiel voraussetzte. Jede äußere Berechtigung kann nur dann erst als sittlich begründet angesehen werden, wenn sie innerlich begründet ist. Die grundlosen und hergebrachten Bevorzugungen welche wir hier und da sehen können diesen Satz nicht umstoßen. Ein Reicher der des Reichthums, ein Mächtiger der der Macht nicht werth ist, ist nur ein wandelnder Beweis für die Unvollkommenheit der menschlichen Dinge; allein da in seiner Unwürdigkeit auch die Unfähigkeit liegt, seinen Besitz entweder dauernd zu bewahren oder fruchtbar zu verwerthen, so liegt schon darin ein Beweis von der waltenden Gerechtigkeit welche Alles auf eine gelinde und unmerkliche Art ins Gleiche zu setzen sucht. Die Vertreter und Lobredner des Socialismus aber wollen jene Ungerechtigkeit der unberechtigten Glückseligkeit zur Norm und zum Gesetz des Lebens erheben. Die allgemeine äußere Gleichstellung würde allerdings ein glückseliger Zustand sein, wenn alle Menschen dem Ideal nahe ständen und auf einer gleich hohen Stufe der Vollkommenheit. Aber es heißt nur die Früchte der Ungerechtigkeit dem Einen entreißen und sie auf einen Andern übertragen, wenn die Sache im Sinne jener schwindelnden Köpfe sollte geschlichtet werden. Das Unglück der niedern Stände liegt überhaupt nicht darin daß sie manche Freiheiten und Genüsse entbehren müßten, wer wäre in dem Falle nicht irgend etwas zu entbehren? Das Unglück derselben liegt weit tiefer. Mit scharfem Blicke faßt Channing diese Quelle ins Auge. Die beiden Vorträge „Ueber die Hebung der arbeitenden Classen" legen uns seine Gedanken dar, und wir bemerken daß dieselben den Probirstein des Werths und der Billigkeit bestanden haben, da sie in offener Arbeiterversammlung in Boston, unter einem Volke das nicht gewohnt ist seinen Meinungen Gewalt anzuthun oder sich unter Autoritäten zu schmiegen, mit vielem Beifall angehört und bald in vielen Tausenden von Exemplaren durch den ganzen Umfang der Vereinigten Staaten verbreitet wurden. Auch hier tritt die hohe Werthhaltung der menschlichen Natur in lebendigen Zügen hervor; aber da es sich um eine sociale Frage handelte, so ist über den Individuen, um deren Wohlergehen es sich zunächst handelte, die Rücksicht auf die übrige Menschheit nicht vergessen. Arbeit ist keine Last, so lautet der Inhalt dieser Vorträge; sie ist das Werk der Verpflichtungen welche dem Menschen gegen seine Mitmenschen obliegen. Sie schändet nicht, denn

sie gehört unter die von der Natur angeordneten Dinge; ja sie ehrt, wenn sie vernünftig vollführt wird, indem sie die Gegenwart erhalten und die Zukunft, welche auf jener sich größer und herrlicher erheben wird, bauen hilft. Sie ist endlich kein Leiden, denn sie dient zu unserer Entwickelung: auch das scheinbare Uebel das unsere Kräfte weckt und unsere Natur erhebt gehört zu den Gütern. Wenn also von einer Hebung des Arbeiterstandes die Rede ist, so kann dies nicht heißen daß derselbe der Nothwendigkeit überhoben werden solle seine Kräfte anzustrengen. Ebenso wenig kann es heißen ihn in die sogenannten Classen der höhern Gesellschaft einführen und eindrängen. Eine solche blos äußerliche Gleichstellung würde so wenig frommen als jene, nach welcher der Arbeiterstand in irriger Meinung strebt sich in die Politik zu werfen und dort mehr anmaßend als verständig eine Rolle als Einzelne oder als Masse zu spielen und eine Herrschaft ansichzureißen oder die Verwaltung des Staats ihren Sonderinteressen zu beugen. Solche Heilmittel würden nur in ihr Gegentheil umschlagend ein allgemeines Unglück verbreiten, weil es den untern Ständen an der Intelligenz fehlt, welche allein Anspruch auf eine einflußreiche Stellung geben kann. Es ist heilige Pflicht ihnen alle die Rechte zu gewähren welche ihnen als Bürgern und Menschen gebühren. Aber man muß erst den Boden schaffen auf dem diese Wohlthaten gedeihen können. Man muß den Verstand, das feine Gefühl und die sittliche Energie in ihnen erwecken, wodurch der Mensch geadelt wird. Man muß sie zum Denken anregen, damit der Arbeitende die Stoffe auf welche seine Thätigkeit gerichtet ist genau kennt und vortheilhaft zu benutzen weiß; damit er Nützlichkeit und Anmuth auf eine freie und selbständige Weise miteinander verbinden und seinen Producten einzuprägen lerne; aber auch damit er die Natur, den Ausdruck göttlicher Vollkommenheiten verstehe, ja innig verstehe, um über die menschliche Seele und Gott selbst eine möglichst klare Einsicht sich zu verschaffen. Es soll nicht damit gemeint sein ihn zum Gelehrten oder Philosophen bilden zu wollen. Nicht die Summe des Wissens, sondern die Ordnung, Festigkeit und Gediegenheit desselben bestimmt die Würde des Geistes, und eine selbständige Idee wiegt schwerer als alle Bücherweisheit; die Erleuchtung eines Zeitalters besteht auch einzig in den umfassenden edeln Grundsätzen welche der Summe seiner Erkenntniß Leben geben. Aber gegen eine solche geistige Erhebung lehnt sich freilich die Organisation der Arbeit auf. „Die gegenwärtige Civilisation hat eine Tendenz", die Grundsätze der Mechanik, durch welche die Fabrikation einen so unglaublichen Aufschwung erhalten, auch auf die Arbeit der Hände überzutragen und „die Arbeit bis auf die kleinsten Details der Handgriffe zu vereinzeln". Diese ist der gefährlichste Feind für die Ausbildung des Geistes; sie setzt den Menschen zur Maschine herab. Channing bricht in die Worte aus:

Verdammt sein, Knöpfe auf Nägel zu setzen oder Nägel zuzuspitzen, heißt zu lebendigem Tode verdammt sein. Mannichfaltigkeit der Thätigkeiten, entsprechend der Mannichfaltigkeit der menschlichen Anlagen und geeignet jede derselben zu entwickeln, ist das wichtigste Element einer echtchristlichen Civilisation. Und ein System der Arbeit welches den Verstand aushungert, während es zugleich die Gesundheit untergräbt und das Leben verkürzt, ist viel zu barbarisch, um nicht einer gründlichen Reform zu bedürfen.

Nachdem nun Channing eine Reihe von Einwürfen wider die Möglichkeit und Erreichbarkeit dieses Ziels widerlegt und gezeigt hat, wieviel der Arbeiter in diesen Beziehungen aus sich selbst thun könne, weist er ihn auf Das hin was er selbst thun muß. Warnung vor Unmäßigkeit, Auffoderung zur Wirthschaftlichkeit und zur vorsichtigen Behandlung der Gesundheit. Er schließt seine Vorträge mit den Hoffnungen welche sich an das zunehmende Verschwinden der Standesvorurtheile und die steigende Achtung der Arbeiter, die Verbreitung richtiger Ansichten über Jugenderziehung und Bildung im Allgemeinen, die klarere und werkthätigere Entwickelung der Principien des Christenthums und die Schöpfung einer allgemein verständlichen und belehrenden Literatur anknüpfen.

Auf diese Weise greift Channing die Uebel welche dem Stand der Arbeiter so gefährlich werden an der Wurzel an. Es ist allgemein anerkannt daß der Mangel an Intelligenz die erste und schwerste Ursache ist, aus der alle Thorheiten und Laster der Menschen fließen, und daß sie allein dieselben auszurotten vermag, indem sie es ist, welche uns den Werth unserer Natur erkennen und unsere Seele mit demjenigen Stolze anfüllen lehrt, welcher nothwendig ist um dem schwächern Theile unsers Ichs Widerstand zu leisten. Man kann sich also bei der Weltbetrachtung unsers Autors doppelt nicht verwundern, wenn er von demselben Gesichtspunkte der Betrachtung jener Uebelstände ausgeht, welche insbesondere in den ärmern Volksclassen heimisch sind und dem Wohle derselben ebenso sehr als dem gesammten Gemeinwesen gefährlich werden. Dies geschieht in einer Rede („Ueber die Mäßigkeit"), welche er, von dem Mäßigkeitsvereine für Massachusetts aufgefodert, am 28. Februar 1837, an dem Tage da alle Vereine dieser Art durch ganz Nordamerika große Sitzungen feierlich begingen, öffentlich vortrug. Er weist nach daß die Laster der untern Volksschichten aus der demüthigenden Lage entspringen, in welche dieselben gepreßt sind, und findet darin einen neuen Antrieb zur Einführung eines bessern Systems der Arbeit. Er zeigt ferner daß die Genußsucht der begünstigtern Stände das ansteckende Beispiel sei, das verheerend in die untern hinabgreife, und fodert dieselben auf an sich selbst das Werk der Mäßigung zuerst zu üben. Die Pflege eines mehr brüderlichen Verkehrs zwischen Reich und Arm, Vornehm und Gering, Herr und Diener würde die Letztern unmittelbar anfeuern sich desselben würdig zu zeigen. Eine bessere Erziehung würde die Intelligenz allgemeiner machen. Vorallem aber müsse die Versuchung zu jeder Art von Laster, das nur aus dem Reiz und den misverstandenen Neigungen zur Freude hervorgehe, dadurch vermindert werden daß man den

Aermern Mittel zu unschuldigen Vergnügungen biete. Wir glauben daß ein christlich-mittelalterlicher Nachhall von Zelotismus die öffentlichen, insbesondere geistlichen Autoritäten, welche über die Sittlichkeit des Volks zu wachen haben, bei uns zu einem nicht ganz verzeihlichen Misgriff verleitet hat. Diejenigen welchen durch äußere Verhältnisse die Freuden des Lebens unzugänglich gemacht sind mit dem Reiz der Tugend begeistern und sie für eine ascetische Entsagung entflammen zu wollen, im Anblick einer Welt, in der jeder Zug den Drang nach Wohlsein und Freude verkündigt, heißt die Fabel vom Fuchs und den Trauben — diese allerliebste Ironie — in eine sittliche Wahrheit umstempeln. Der Mensch bedarf, und zwar nach Maßgabe des äußern Drucks der auf ihm lastet, der heitern Anregungen, und es ist grausam diesem Bedürfniß selbst mit den sonst milden Waffen der Religion Schranken zu setzen. Als ein vergebliches Bemühen ist es aber auch zugleich unklug. Ein weiser Lehrer würde versuchen das Bedürfniß des Genusses zu benutzen, um den Menschen zu veredeln, indem er es aus dem Bereiche der groben Sinnlichkeit zöge und mit der Herrschaft des Anmuthigen vertraut machte. Das letztere trägt in sich einen Reiz von unwiderstehlicher Natur, einen Reiz, der um so nachhaltiger wirkt als er niemals Erschlaffung und Ueberdruß zur Folge hat. Gewiß, die Cultivirung und Popularisirung der schönen Künste ist schon um deswillen der sicherste Weg zur Veredelung des Menschengeschlechts. Und dieses ist die Hauptidee mit welcher der Redner vor dem Mäßigkeitsvereine zu Boston auftrat. Die Freunde und Vertrauten der Schiller'schen Muse werden staunen, wenn sie den socialen Schriftsteller Amerikas, in welchem wir schon das gelassene Blut und die besonnene Ruhe des Staatsmannes kennengelernt haben, mit dem Dichter unserer Ideale zusammentreffen sehen. Die Begegnung ist, obschon Beide von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, keine zufällige und gibt nur den Beweis dafür daß das Feuer poetischer Begeisterung mit den ewigen Wahrheiten in ebenso unmittelbarer Verwandtschaft steht als die stille Versenkung der gereinigten Vernunft in sich selbst. Wir wollen den Vergleich zweier Männer, von denen der eine uns Allen schon längst zum innigsten Eigenthume des Herzens geworden, nicht weiter ausführen. Ein Gegenstand von so speculativer Natur, obschon er zu einigen sehr geistreichen Bemerkungen Anlaß geben könnte, liegt von unserer Absicht, für die praktischen Wahrheiten Channing's Aufmerksamkeit zu gewinnen, allzu fern. Die schönen Künste, sagt dieser, haben für das Leben einen doppelten Werth: sie sollen dem Begehren nach Vergnügung eine andere Richtung geben, indem sie dasselbe von dem Grobsinnlichen ablenken; sie sollen aber auch rückwirkend die Intelligenz steigern und beleben. Aus diesen Gründen werden vorallem diejenigen Künste empfohlen welche das Band der Geselligkeit enger um die Menschen ziehen: Musik, Tanz (nicht als selten gewährte Reizungsmittel, sondern als tägliche den Geist erheiternde und den Körper kräftigende Erholungen; nicht als Gelegenheiten, Luxus und Sinnlichkeit zu entfalten, sondern einen leichten und schönen Verkehr zu erzeugen) und Theater. Bemerkenswerth ist, was er über theatralische Poesie sagt:

Das Drama entspricht einem hohen Zweck, wenn es uns in die sinnliche Gegenwart der ernstesten und ergreifendsten Begebenheiten der menschlichen Geschichte versetzt und uns dies menschliche Herz in seinem mächtigsten und schrecklichsten Handeln zeigt.

Diese ethische Macht der dramatischen wie der Poesie überhaupt und der Bühne insbesondere ist freilich durch den traurigen Zustand der Literatur auch bei uns tief erniedrigt, und wir müssen mit spannender Hoffnung den Erfolg der Versuche dieser Gegenwart betrachten, welche dieselbe durch eine mächtigere Production und eine tiefere Auffassung der menschlichen Natur wieder zu erobern sucht. Dennoch sind die herrlichsten Werke hoher Geister allgemein zugänglich, und so kommt es nur darauf an dieselben in geeigneter Weise geltendzumachen. Channing sagt:

Ein Werk des Genies, durch einen Mann von Geschmack, Begeisterung und Kraft der Darstellung vorgelesen, gewährt ein hohes Vergnügen, und das Vorlesen in hinreichender Abwechselung, sodaß es Stücke von reinem Pathos, Witz, Schönheit und Erhabenheit insichschlösse, entspricht unserm gegenwärtigen geistigen Fortschritt so sehr als die Leistungen der Bühnen hinter ihm zurückbleiben. Aus solchen Genüssen einer lautern und echtmenschlichen Freude also soll ein Prohibitivsystem gegen sinnliche Leidenschaften erwachsen, zugleich aber jede höhere Begabung, jede feinere Regung unserer Natur Nahrung saugen. Liegt doch in der Schönheit der Begriff der Vollkommenheit und darum in ihren Werken eine innige Verwandtschaft mit den göttlichen Elementen unserer Natur, deren Streben selbst auf Vollkommenheit gerichtet ist. Es sind unvertilgbare Keime, welche aber zumeist entweder zu keiner oder einer verkrüppelten Entwickelung kommen. Dieses Schandmal unserer Zustände soll und muß ausgetilgt werden.

Bei der eigenthümlichen Natur der schriftstellerischen Wirksamkeit Channing's kann es Niemandem verwunderlich erscheinen, wenn wir seine Vorschläge für die sittliche Verbesserung der Gesellschaft nur fragmentarisch aneinanderreihen. Wir folgen darin seinem eigenen Verfahren. Er ist kein Mann der Systeme und Theorien. Zwar lebt das Ganze und Einzelne vor seinem Blick und spiegelt sich lebendig ihm ab in Herz und Hirn, und wir zweifeln nicht daß er sehr wohl befähigt gewesen wäre, in einem großen Gesammtwerke zusammenhängend und kunstmäßig geordnet seine Meinungen darzulegen. Aber ein praktischer Mann weiß daß Folianten, besonders über etwas abstracte Gegenstände, geschrieben werden um als todtes Gut die Bibliotheken anzuhäufen. Ein fliegendes Blatt das in Aller Hände kommt wirkt oft mehr als solch ein kühner wissenschaftlicher Bau, weil es seinem Umfange nach sich immer an den einzelnen Fall halten muß. Er wollte deshalb auch nur solche fliegende Blätter dem Publicum übergeben und behandelte darin einzelne wichtige Fragen welche im Augenblicke eben das Publicum beschäftigten. Unser Streben ist nur dieselben in den Zusammenhang und die Ein-

heit der Gedanken zu bringen, wie sie etwa in des Autors Seele bestehen mochte.

Bisher hatten wir Dinge zu betrachten welche zum größten Theile für alle Verhältnisse von großem Interesse sind. Wo es sich um Fragen der Menschenentwickelung handelt, haben alle Menschen mitzureden und mitzufühlen. Wir berühren zunächst einige Punkte die eigentlich nur den Amerikaner angehen, die vielleicht von Manchen der Unserigen auf den ersten Blick gar nicht verstanden werden möchten.

Channing's Blicke wachen mit eifersüchtiger Sorge über die Institutionen seines Vaterlandes. Zu dieser gleichen Conservativität fodert er seine Mitbürger öfters auf, und er kann und muß es, weil sein ganzes System auf diejenige Verfassung gegründet ist welche sein Vaterland so groß macht. In ihr sieht er die Garantie der besten Entwickelung jedes Einzelnen. Seinen Mitbürgern ruft er zu:

Wagt nur zu werden was ihr werden könnt! Der Staat hindert euch nicht, zu werden was ihr wollt, wenn ihr es nur von ganzer Seele wollt. Ihr selbst seid eure einzigen Unterdrücker; in eurer eigenen Brust liegen eure einzigen Feinde im Hinterhalt. Bekämpft sie!

Ueberall findet er die Principien einer wohlgeordneten Freiheit, eines strengen, aber von jeder Willkür entfernten *Gesetzes*. Das Gesetz aber ist rigoros; sein Bestreben ist, ihm die *Humanität* einzuimpfen welche das Christenthum und eine reingebildete Gesinnung uns anempfehlen. Er erkennt daß dies zu bewerkstelligen wohl möglich ist. So schlägt nun seine Seele in einem kräftigen Patriotismus Wurzel. Er arbeitet für das Wohl der Individuen, er arbeitet aber auch zugleich für das Gedeihen des Gemeinwesens selbst. Ihm ist bewußt daß, wo der Einzelne in seiner Weise groß ist, da ist es auch die Gesammtheit; wenn in der großen Kette des Bürgerthums jedes Glied das Seinige im vollkommensten Maße leistet, so wird das Ganze ein Verein von sich gegenseitig ergänzenden Vollkommenheiten und selbst in seiner Art vollendet erscheinen. Betrachtet er jedes welthistorisch-bedeutende Volk als ein Licht der Menschheit, so verlangt er daß das seinige, vorzugsweise im Materiellen bedeutend, dereinst und zwar bald sich auch sittlich und geistig emporhebe, daß es sich ebenfalls als ein Licht der Welt hinstelle. Er beschreibt die Aufgabe die er zu lösen habe.*) Die Humanität wird das Losungswort der Zukunft, die Religion der neuen Aera sein, eine Humanität, gestützt auf Wissenschaften und Künste, auf hohe Reinheit und Kraft der Charaktere. Auf solche Weise malt er sich ein Zeitalter, welches neben der ästhetischen Größe des alten Griechenland die noch erhabenere der christlichen Moral geltend mache, jene von dieser belebt und durchgeistigt, diese von jener erfrischt und in die volle Blüte des materiellen Daseins gestellt. Aus dieser bewundernswürdigen Anschauung entspringt seine politische Conservativität und seine Sorge, seine Mitbürger vor dem Auftauchen persönlicher Mächte im Staate zu warnen. Jetzt, sagt er, sind durch eine weise Einrichtung die Gewalten so vertheilt daß eine die andere beschränkt, mildert und ausgleicht. Nie darf es anders werden. Nie darf ein Uebergewicht sich geltendmachen, welches den Einzelnen unterjochen, unter separate Interessen schmiegen, ihm die Möglichkeit einer vollkommenen und allseitigen Entwickelung benehmen und somit den ganzen schönen Bau des Ideals sittlicher Größe zertrümmern würde. Die Leidenschaft der Amerikaner für politische Interessen ist bekannt. Wo Jeder sich als einen mitregierenden König fühlt, schwillt seine Eitelkeit und die Begier seinen Einfluß geltendzumachen gar leicht gefährlich an. Channing weist auf diese Gefahr hin und beweist daß sie der Feind jedes Einzelnen sei, indem sie ihn verhindere sich zu der Größe eines freien, edeldenkenden und feinfühlenden Wesens mit dem Schwunge feuriger, geregelter Thatkraft zu erheben. Er beweist daß diese beständigen Reibungen, welche allerdings dem Organismus des staatlichen Lebens eine raschere Bewegung geben und einen lebendigen Umtausch von Meinungen hervorrufen, leicht ausarten können. Er faßt auch hier das Uebel an der Wurzel, indem er mit aller Kraft in mehren seiner Schriften gegen ein übereiltes Streben und gewaltsames *Ringen nach Macht* eifert.

Das natürliche Gefühl der uns innewohnenden Kräfte und die Freude an einer ausgedehnten Wirksamkeit, wenn es sich mit Arglist, Eigennutz und schlechten sittlichen Grundsätzen verbindet, kann leicht zu dem Wunsch Andere zu unterdrücken verleiten. Es ist nothwendig diese schlimmen Neigungen unserer Natur, welche die glücklichsten Anlagen uns misbrauchen lehren, zu bändigen, und durch Nichts kann dies so wirksam geschehen als indem man ihnen ihr eigenes Bild und das abscheuliche Gemälde ihrer Folgen vorlegt. Dies ist der Zweck der beiden Aufsätze: „Bemerkungen über das Leben und den Charakter Napoleon Bonaparte's" und der drei Vorträge „Ueber den Krieg". Das Bild das er uns von dem Seelenleben und den Grundsätzen jenes Mannes gibt ist so psychologisch wahr als entsetzlich, und indem der Autor uns dasselbe in allen seinen staunenswürdigen, aber nach den Grundsätzen der Moral verabscheuungswürdigen Zügen ausmalt, sucht er zugleich die Bewunderung und Verehrung, mit welcher die Menge einen großen Eroberer zu betrachten pflegt, von ihrer Thorheit zu überzeugen. Große Gewalt aber wird immer nur durch Krieg entweder gewonnen oder behauptet. Die Gräuel einer solchen Tragödie und die Verworfenheit Dessen welcher zu derselben Anlaß gibt machen den Gegenstand der drei Vorträge aus.*) Die Glut

*) Wir entnehmen diese Notizen einer Rede, gehalten vor dem Buchhändlerverein zu Boston.

*) Wir möchten gern bei den letztern Werkchen länger verweilen, da dieselben zum Theil auf Anlaß der Gründung des berühmten Friedenscongresses, der nun zwei mal in unserer Nähe getagt hat, entstanden sind und die Absichten und Meinungen seiner Gründer in ein helles Licht setzen. Da der Raum und die Anlage dieser Darstellung ein solches Episodium nicht verstattet, so bemerken wir nur

mit welcher diese Dinge behandelt werden frappirt uns, denn sie sticht gegen die Gelassenheit des Sinnes, welche sich sonst bei allen Gelegenheiten kundgibt, sonderbar ab. Allein die Sache ist ernster als sie uns scheint und erfoderte allerdings um deswillen eine eindringlichere Behandlungsweise. Die Gegenstände selbst sowol als die Zwecke welche mit ihrer Betrachtung verbunden sind gaben Anlaß dazu. Wir Angehörigen der Alten Welt haben freilich einen geringern Begriff von Dem was jenseit des Ocean politische Interessen und Tendenzen besagen wollen. Es ist wahr, die Institutionen des Staats haben dem Einzelnen wenig Macht und Einfluß in die Hand gegeben; allein was er auf eigene Faust und isolirt nicht vermag, Das kann ihm wol durch mannichfache Machinationen möglich werden, sobald es ihm gelungen ist der Stifter irgend eines Vereins zu werden. Die Macht der freien Association, dort erfunden, hat sich in den Vereinigten Staaten zu einem Bau erhoben der uns fabelhaft erscheinen würde. Wir fassen nur eine Ahnung davon, wenn wir jene riesigen, auf Geld gestützten Unternehmungen betrachten, die unter Anderm aus den Mitteln schlichter Bürger ein Eisenbahnnetz über ganz Europa ausgebreitet haben. Aber nur eine Ahnung. Die Art, der Einfluß und die Zwecke der Vereine in Amerika sind fast unübersehlich. Man gründet Vereine unter den wunderlichsten Titeln, und wir haben vor kurzem einen solchen genannt, dessen großes und menschenfreundliches Streben darauf ausgeht, den Wohlstand, die Ordnung und das Völkerband durch alle Länder zu bewahren und zu befestigen. Leider halten sich nicht alle so rein wie es dieser gethan. Die eigennützigen und kleinlichen Leidenschaften politischer Wühler verbergen sich unter irgend einem harmlosen Namen, um desto ungestörter (obschon auch politische Gesellschaften dort keinem andern Richter unterworfen sind als der öffentlichen Meinung) ihre arglistigen Zwecke zu verfolgen. *) Dies ist ein Misbrauch der bei dem ungemeinen Interesse, welches der Amerikaner für den Verband dem er beigetreten ist zu fassen pflegt, nicht gefährlich und entwürdigend genug gedacht werden kann. Und wenn Channing ihn auch als eine schlechte Ausbreitung einer sehr heilsamen Erfindung anerkennt, wenn er auch sich gestehen muß daß das Vereinswesen aus derselben Zeitrichtung hervorgeht, welche ihm Hoffnung auf eine allgemeine Humanisirung der ganzen cultivirten Welt erregt, so hat er doch nicht unterlassen können, in der Abhandlung „Ueber Vereine" ein strenges Wort dagegen zu reden. Die Vermischung der Staatsinteressen, dies ist seine Meinung, mit den besondern eines Vereins (selbst kirchliche Zwecke mußten öfter dazu den Deckmantel abgeben) ist schon an sich eine Verirrung; sie erscheint zugleich als ein niedriger Betrug, wenn unter einer arglosen Firma Parteileidenschaften ihr Spiel treiben und, während sie für eine gute Sache Propaganda zu arbeiten vorgeben, nur zu gefährlichen Wühlereien gleichsam als Werbebureaus sich etabliren. Es kann nicht fehlen daß in einem solchen Falle die Häupter und Lenker einer Gesellschaft Diejenigen welche sich ihnen ergeben durch alle Künste der Beredtsamkeit und Schmeichelei zu verblenden suchen, und es geschieht in der Regel daß die Wucht des ganzen Körpers die Freiheit jedes einzelnen Gliedes absorbirt. So wird die unbefangene Wahrheitsliebe und die freie Anschauung, der Sinn für Gesetzlichkeit und sittliche Ordnung untergraben. Die Vereine, wenn sie sich stark genug fühlen, sind kühn genug, die öffentliche Meinung oder andere schwächere Gesellschaften zu terrorisiren. Der Terrorismus nach innen ist noch schrecklicher. Gewalt, Drohung, Bestechung, alle Künste der Intrigue gelten, wenn es sich darum handelt das Individuum in seinem freien Urtheil zu verhindern. Die äußern Mittel einer imponirenden Persönlichkeit zwingen die ganze Masse welche sich um sie gruppirt zu Gehorsam und Unterwürfigkeit und setzen sie in Bewegung wie die Glieder einer Maschine. Aber hat ein Einzelner, ja, hat eine Gesellschaft das Recht, in die Freiheit eines Individuums hemmend einzugreifen?

Bei jedem Schritte den wir bisher in der Prüfung und Darlegung von Channing's Schriften gethan haben bestätigte sich das große Princip welches wir vorangestellt hatten, der Grundsatz einer erhabenen Humanität. Er hat für denselben, wie wir sahen, auf dem socialen und politischen Gebiete mit einer Kraft und Gewandtheit, mit einer Consequenz und Schärfe der Gedanken gestritten, wie wir selten gewohnt sind bei Denen zu finden welche für ein als den Idealen angehörig betrachtetes Ziel zu fechten unternahmen. Das Edle und Begeisternde vermochte seine männliche Seele nicht zu übermeistern und zur Schwärmerei fortzureißen. Wir kommen nun zum letzten und wichtigsten Punkt: Wie hält er es mit der Religion?

Manchen unserer Leser wird es aufgefallen sein daß in dem Gemälde eines Mannes, dessen Lebensberuf und namhafteste Wirksamkeit in der eines Lehrers und Predigers des christlichen Glaubens bestand, bisher kaum der Name des Christenthums auftauchte. Warum dies? Ist der Gegenstand so gering? Wollte man ihn nur noch so nebenbei ans Ende schieben? Zur Antwort nur diese wenigen Worte! Der Priester selbst, lange zuvor ehe er in seinen Stand eintritt, gehörte schon als ein Glied in die weiteste Allgemeinheit der Menschheit, gehörte der engern, rechtlichen, in der er sein Amt übt, dem Staate an. Als Glied dieser Gemeinschaften hat er Anregungen bekommen, welche sich oft unvertilgbar in seine besondere Pflicht hinübertragen. Es war also nothwendig, erst den Menschen und Bürger in Channing kennenzulernen, ehe wir ihn als Priester betrachteten. Zweitens aber, wie im Leben Niemand, der nicht erst mit sich selbst und den äußern Interessen fertig gewor-

beiläufig daß unter der Aufschrift „Der Menschenfreund" eine Denkschrift auf Worcester, den Gründer der Friedensgesellschaft, nach dessen Tode 1837 von Channing verfaßt wurde, welche im Anschluß an die Reden über den Krieg alle Aufmerksamkeit wohlmeinender Freunde der Menschheit verdient.

*) Man sehe die Nachrichten welche uns Lady Harriet in ihrer vortrefflichen Schrift über Amerika gibt.

den, den höchsten Interessen seiner geistigen Natur gewachsen ist, und wie die Vollendung der letztern den Schlußstein und die Krone seines Daseins darstellt, so schien es uns daß das Höchste bis zuletzt müßte bewahrt werden. Fürs Dritte endlich kam es uns darauf an, uns den Probirstein für die Aufrichtigkeit und Consequenz der Ansichten dieses merkwürdigen Mannes bis zum Schlusse beiseitezulegen. Es ist gewiß daß, wenn dieselbe Freisinnigkeit welche er in Beurtheilung aller Dinge zeigt, die ihn gar nicht oder nur entfernt und mittelbar berühren, sich auch in den Angelegenheiten welche seinen Stand und Beruf betreffen abspiegelt, wenn auch hier dieselbe Unbefangenheit und Gediegenheit des Urtheils und Freiheit von aller Selbstsucht, dasselbe Wohlwollen und dieselbe Duldung sich geltendmachen, dieser Mann zu denjenigen Erscheinungen gehört deren Außerordentlichkeit allen Freunden des Guten lebendigst ans Herz gelegt werden muß.

Channing gehörte, wie zu Anfang erzählt wurde, zu der Kirchengemeinschaft der Unitarier. Aber welchen ungeheuern Spielraum läßt immer noch das Glaubensbekenntniß einer Sekte für die Auffassung des einzelnen Geistes zu? Und wie verschiedentlich kann man den Grundsatz der Unitarier: das Christenthum in möglichst für das Leben praktischer Weise zu betrachten, auslegen! In der Abhandlung „Ueber den Charakter und die Schriften von John Milton" heißt es:

Das Christenthum ist nicht ein System fest bestimmter Gesetzgebung, welches mit buchstäblicher Genauigkeit Alles angibt was zu thun und zu melden ist, sondern eine Empfehlung weitgreifender Principien, welche den Einzelnen und der Gesellschaft anvertraut werden, um sie ihrer besten Einsicht gemäß anzuwenden.

Diese edle Eigenthümlichkeit ist es durch welche das Christenthum befähigt ist die universelle Religion zu sein. Ihm ist die Aufgabe gestellt, alle Irrthümer und alles Böse von der Welt zu entfernen. Aber es löst dieselbe durch einen Proceß welcher mit der Natur des Menschen im Einklange steht dadurch daß es stufenweise eine allmälige Umwälzung in dem Geiste bewirkt, welche dann wiederum eine sichere und wirksame Umwälzung in den Sitten und im Leben hervorbringt. Es ist also die Religion des ewigen und unaufhaltsamen Fortschritts. Leider hat man es vielfach nach der Beschaffenheit der alten Kirche beurtheilt, als ob diese den Maßstab der Sitte und des Glaubens abgeben müsse, während doch damals das Christenthum in seiner Kindheit war, von deren örtlichen, zeitlichen und zufälligen Beigesellungen es sich eben mit dem Fortschritte der Intelligenz und der Entwickelung der sittlichen Kräfte befreien wird und befreien muß. Denn „es ist ein zunehmendes Licht, und jedes Zeitalter muß es mehr oder weniger nach seinem Bedürfniß und aus eigener Kraft auslegen". Wer diese Pflicht versäumt, ladet einen Schimpf auf sich und ein schweres Unglück. In dem Aufsatz „Ueber den Charakter und die Schriften Fénélon's" heißt es:

Wir verzweifeln an jedem Fortschritte der Bildung des menschlichen Herzens und der Gesellschaft, solange nicht die kraftvollste Lebensthätigkeit des Geistes, wie es bisher selten geschehen ist, auf die wichtigsten Gegenstände der Seele, Moral und Religion, gerichtet sein wird.

Die freie Forschung erscheint ihm also ebenso sehr als ein Recht denn als die Pflicht des christlichen Lebens, und umsomehr, als diese selbe Religion, die Jahrhunderte lang zur Knechtung des Geistes habe als Werkzeug dienen müssen und dadurch Vielen verdächtig geworden sei, die echte und wahre sei welche allen höchsten Bedürfnissen zu genügen vermöge. Dies ist die gewichtigste und wir können sagen nachdrücklichste Foderung welche Channing an seine Zeitgenossen stellt. Das Christenthum auf die Höhe der Zeit gehoben, wird wesentlich dazu beitragen, die Zeit selbst auf die höchste Höhe der Vollkommenheit zu heben. Diese Religion, welche die Gewänder aller Jahrhunderte trug und selbst in den größten Entstellungen seiner beseligenden Kraft nicht entbehrte, bedarf einer Umformung, einer Modernisirung aus schöpferischer Seele erleuchteter Männer. Dies ist die Aufgabe der Gegenwart für die Gelehrsamkeit und Philosophie. Und in dieser Ueberzeugung greift Channing seinen Beruf mit einer Kraft und Freudigkeit an, die uns selbst mit Vertrauen in die gesunkenen Fahnen der Kirche neu erfüllt.

Der gegenwärtige Zustand der religiösen Angelegenheiten ist der Art daß manche Geistliche von einer ecclesia pressa wie zu den Zeiten der Verfolgungen reden. Dieser Ausdruck hat freilich wenig auf sich, wenn er nicht dies Eine anzeigt daß die Lust sich als Märtyrer zu fühlen noch nicht ganz erloschen ist. Aber eine Verfolgung der Getreuen von Seiten der Abtrünnigen dürfte wol nie zu besorgen sein. Die Krankheit der Kirche ist eine innerliche. Wir möchten keinem einzigen frommen Gefühle, wenn es auch mit unserer Anschauung sich seinem Wesen nach nicht vertrüge, zunahetreten, können aber eine Bemerkung nicht zurückhalten, die sich mit der Denkweise Channing's nothwendig verbindet. Die Reformation, so herrlich sie begonnen hatte, ist nicht in demselben kräftigen Geiste fortgeführt worden. Das lehrt ein oberflächlicher Blick in die Geschichte. Anstatt sich über ihre Zwecke klar zu werden, beeilte sie sich, durch Festsetzung der Symbole neue Schranken aufzurichten und an die Stelle der abgeschafften Traditionen und Synodenbeschlüsse neue Satzungen hinzustellen. Sie hatte sich losgerungen aus den alten Fesseln, um sich neue anzulegen; sie schuf ein System das für die Zukunft ebenso bindend sein sollte als die alte Kirche es von dem ihrigen behauptet hatte. Als ob die Vernunft nicht in einem ewigen Fortschreiten begriffen wäre, und als ob dieselbe, nachdem sie einmal ihr Recht geübt, sich für alle Zukunft ihrer Freiheit zu begeben verpflichtet sei. Dies war der Fehler in welchen sich die ersten Generationen nach Luther verrannten. Die Wahrheit aber ist daß die Vernunft jener Zeiten und besonders derjenigen, in welchen die Geister nach den langen und gewaltigen Anstrengungen der Geburtswehen einer Geistesfreiheit sich erschlaffen fühlten und einer starken Reaction anheim-

fielen, noch tief in den Begriffen, mit denen das Mittelalter das Christenthum befleckt hatte, befangen war. Der Hang zum Wunderbaren und Geheimnißvollen, in Dingen des gemeinen Lebens Aberglaube genannt, und ein Heer von Uebelständen die damit zusammenhingen war noch allzu mächtig. Und die nachschleppenden Uebel der alten Scholastik, welche sich einerseits in mystischen Grübeleien, andererseits in inhaltslosen Wortgefechten zu ergehen liebte (und beide fallen meist in Eins zusammen) und jederzeit durch eine grausame Intoleranz sich auszeichnete, fanden ihren Platz in dem neuen System. Aber hiermit verträgt sich der Geist der neuern Zeiten nicht. Er will die sittlichen bloßen Phantome verscheuchen; er fodert Bewußtsein, Klarheit und edle Energie des Willens; er besiehlt daß wir uns durch das Erhabene nicht mehr phantastisch meistern lassen, sondern daß wir es mit klarem Sinn erfassen und als ein kräftigendes, anregendes Mittel für alle moralischen Lebensthätigkeiten ausbeuten. Es war nothwendig daß ein Mann von Fach diese Ueberzeugung offen bekannte, und Channing hat es gethan. Fassen wir den Sinn und Inhalt seiner zahlreichen veröffentlichten Vorträge und Aufsätze über religiöse Gegenstände zusammen, so läßt er sich kurz in folgenden Gedanken ausdrücken: Der Mensch ist mehr als wofür ihn die frömmelnde Selbsterniedrigung ascetischer Zeiten und Sekten hat wollen gelten lassen. Er ist das Ebenbild Gottes, und die Eigenschaften des unendlichen Geistes, die uns an ihm selbst so unbegreiflich gegenüberstehen, spiegeln sich, nur irdisch beschränkt, in dem endlichen Menschengeiste ab. In dieser erhabenen Verwandtschaft aber liegt das Document der Bedeutung des letztern; nach ihr, nicht nach dem Gegensatze, der zwischen der Größe Gottes und der Kleinheit des Menschen stattfindet, haben wir bei der Abschätzung seines ursprünglichen Werths zu urtheilen. Dabei aber ist besonders zu beachten daß in dem ihm eingeborenen Sehnen nach dem Unendlichen die Ahnung dieses seines Werths sich zwar ausspricht, aber daß er nie darüber hinauskommen kann. Doch dieser Ahnung, diesem innern Zuge muß Genüge geleistet werden. Die sogenannte Selbstverleugnung (wir schöpfen die folgenden Andeutungen aus den beiden Kanzelvorträgen „Ueber Selbstverleugnung") ist in der weitesten Ausdehnung, welche ihr die christlich-dogmatische hergebrachte Moral gibt, ein Unding, ein Symptom krankhafter Demuth und der gesammten Geistesentwickelung gefährlich. So auch die Idee von der gänzlichen Unterdrückung der menschlichen Vernunft. Entstanden aus den Widersprüchen, welche der Geist, durch die Zeiten fortgebildet, gegen die nicht mitvorangeschrittenen Religionslehren erhob, beruht diese Idee auf einem vollkommenen Misverstand der Weltgeschichte und einem zu intoleranten Eifer für die eigenen Ueberzeugungen. Zwischen der Vernunft und einer echten Offenbarung kann kein Widerspruch stattfinden; denn eine Offenbarung ausgegangen von dem Urheber unserer eigenen Vernunft und für dieselbe bestimmt, wird unzweifelhaft den Grundgesetzen derselben angemessen sein. Wir thun demnach dem Christenthume schweres Unrecht, wenn wir voraussetzen, es erhebe sein Banner gegen die Vernunft oder fodere das Opfer unserer edelsten Fähigkeiten. Mit ihnen hält es vielmehr unabänderliche Eintracht.

Wenn also — fährt Channing an seine Gemeinde gewendet fort — aus den christlichen Schriften euch Lehren vorgetragen werden, welche irgend einer klaren Ueberzeugung der Vernunft oder des Gewissens zuwiderlaufen, dann seid sicher, es ist nicht die wahre Lehre Christi was ihr hört.

Aus demselben Grunde verwirft er die Mysterien, welche angeblich in dem Worte Gottes — die Bibel ist auch den Unitariern sammt der Tradition ein heiliger Gegenstand der Verehrung — enthalten seien.

Mysterien die da fortfahren solche zu sein können um ihrer eigenen Natur willen nicht zum Gegenstand der Forschung gemacht werden, und darum ist die Vernunft nicht zu tadeln, wenn sie sie verschmäht. Denn was sind Mysterien? Es sind unendliche Geheimnisse, gleichwie Gott, Christus, menschliche Natur, Heiligkeit u. s. w. Geheimnisse aber gehören für Gott, der sie begreifen kann und eben nach seiner Weisheit sie bis zu seinem Eigenthume behalten wollen. Der Stolz der Vernunft also zeigt sich nicht darin daß wir es ablehnen sie uns anzueignen, sondern darin daß wir die Kühnheit haben sie zu Gegenständen des Glaubens zu machen. Der Theil davon aber welchen Christus offenbar gemacht hat sind keine Geheimnisse mehr und also Gegenstände des Erkennens, welche gerade die Vernunft zu ihren herrlichsten Wahrheiten zählt. Das was wir an uns selbst zu verleugnen haben und stets bewachen müssen, das sind die mannichfachen Begierden, Neigungen, Triebe, die sich auf gegenwärtige Befriedigung und auf äußere Gegenstände beziehen. Diese Selbstverleugnung aber ist der Wille welcher mit Stärke handelt in der Erwählung und Ausübung der Pflichten. Sie hat ihren Grund in der Vollkommenheit des Charakters, welche nicht durch vorübergehende schöne Rührungen, wohlwollende Empfindungen geäußert wird, sondern durch seine eigenste Freiheit des Entschlusses: sie ist „die inwendige Stärke, die Macht über uns selbst", in der unsere wahre Größe besteht und welche uns erhaben hält über Glück und Unglück oder besser gesagt über Lust und Verlust (da Glück und Unglück nur von unserer Betrachtungsweise abhängt); sie ist ein Theil des göttlichen Spiegelbildes.

Ein Mann der auf solche Weise mitten in seiner Zeit und frei von allen Vorurtheilen des Berufs dasteht muß auch von aller Standesbefangenheit frei sein. Wir geben aus dem Aufsatz „Ueber den Charakter und die Schriften Fénélon's" das Bild das er vom Geistlichen entwirft. Er sagt:

Jeder Beruf neigt dazu hin die Erkenntniß einzuengen und zu verdunkeln, aber keiner mehr als der eines Priesters. Von seiner isolirten Stellung aus ist es für ihn unmöglich über seine Mitmenschen gerecht zu urtheilen.

Aus dieser letztern Einsicht entwickeln sich alle die großen Eigenschaften seiner Gesinnung, welche wir bisher kennenlernten; das Gefühl einer besondern Heiligkeit, welches sich durch geringschätzende Zurückgezogenheit aus dem Treiben des äußern Lebens kundgibt, ist in den Priesterständen aller Religionen gelegen. Es entspringt aus dem Gedanken eines nähern Umgangs mit Gott. Aber das Christenthum stellt alle Menschen auf eine gleiche Stufe der Gottnähe und Auserwähltheit. Mit ihm verträgt sich ein solcher Privilegienstolz nicht. Die Wirksamkeit eines christlichen Priesters besteht in

der eines Lehrers und Seelenberathers und erfüllt sich erst dann in ihrem ganzen Umfange, wenn sie nicht blos das Allgemeine umfassen will, sondern auch dem Einzelnen nahezutreten und somit möglichst tief ins praktische Leben einzugreifen weiß. Denn nur so lernt der Priester dem Einzelnen gegenüber gerecht sein und hat Gelegenheit Gerechtigkeit zu üben. Ein einseitig ascetisch strenger Standpunkt verliert allen Boden der Wirklichkeit und dient vielmehr die Gemüther der Religion zu entfremden als zu gewinnen. Der größte Fehler den aber der Geistliche begehen kann ist die Verwechselung der Theologie mit der Religion. Den ewigen und reinmenschlichen Lehren welche uns diese gibt gebührt allerdings eine innige Ehrfurcht, und die Formen des äußern Dienstes, welche mit der Verehrung Gottes zusammenhängen, haben, soweit sie zur Erhebung und Erleuchtung der Seelen geeignet sind, allerdings ein Recht auf Heilighaltung. Jene aber ist eine Wissenschaft, deren Inhalt den Sachverständigen die Pflicht der Forschung und die Nothwendigkeit gegenseitiger Erörterungen, Berichtigungen und Widerlegungen auferlegt; sie hat ihrer Natur und ihrem Gegenstande nach die Tendenz einer beständigen fortschreitenden Selbstläuterung und ist also einem unaufhörlichen Schwanken ausgesetzt. Wie will man für eine Sache welche der bloßen Menschenvernunft ihren Ursprung verdankt die Verehrung beanspruchen, welche nur dem Göttlichen gebührt? Sie nimmt ja überhaupt der Religion gegenüber nur einen untergeordneten Platz ein, und zu dem Berufe eines Lehrers göttlicher Wahrheiten gehören noch ganz andere Arbeiten als das Wirken in dem engen und niemals ganz abgeschlossenen Kreise hergebrachter, mühsam festgestellter, aber allmälig veraltender kirchlicher Begriffe. Ihm sind überhaupt weit höhere Pflichten auferlegt als die das einseitige Interesse seines Standes und seiner Kirchengemeinschaft betreffen. Der Lehrer des Christenthums dient der Menschheit und seinem Volke; er muß, um diese zu fördern, die Ideale der Religion in die Prosa des Lebens übersetzen und Dasjenige insbesondere hervorheben, woran alle Menschen ein gemeinsames Band der Empfindungen knüpft. Das Alles zeigt uns wie auch in diesem Gebiete Channing seinen Grundgedanken von dem Werthe der Menschen siegreich durchführt. „Das Christenthum", sagt er selbst, „ist eins der wichtigsten Momente in dem Plane der Humanisirung des Menschengeschlechts." Es ist, wenn dieser Plan dereinst zustandekommen wird, der Schlußstein, in und durch welchen die einzelnen Theile und Glieder der Menschheit ihre letzte Stütze, ihren ewigen Halt und zugleich eine strahlende Kuppel erhalten werden. Will er seinen Zweck erreichen, so muß er schon jetzt daran denken, starke Menschen zu erziehen, welche die große Idee zu erfassen und durchzuführen verstehen. Er darf sich nicht begnügen durch sentimentale Rührung geschwächter Gemüther eine leidendliche Tugend, in Duldung und Demuth und bloßem dienenden Gehorsam sich äußernd, aufzubauen. Hierdurch gehen die besten positiven Kräfte des Menschen verloren. Er muß die ganze Natur des Menschen umfassen und in alle Zweige des Lebens und Strebens bildnerisch und begeisternd eingreifen. Dadurch wird er eine gleiche Macht ansichreißen, die das Griechenthum in seiner edelsten Form ausgeübt hat, indem er ein schön geartetes, urkräftiges Geschlecht bildet, das aber nach den gesteigerten Verhältnissen unserer Cultur ebenso hoch über den Zeiten steht, welche das Christenthum zu der Vorbereitung jener Glanzepoche braucht, als das Geschlecht der Griechen in den Olympiaden seiner Größe über dem dunkeln Mythenalter.

Dieses sind die Foderungen des modernen Geistes für welche Channing kämpft. Wenn er aus diesem Grunde das Dogma und die Symbole verwirft mit all den Unbegreiflichkeiten und Machtsprüchen gegen den menschlichen Geist, welche sich aus der Bibel nach einer ungekünstelten Auslegung nicht ableiten lassen, so dürfen wir uns nicht überrascht fühlen. Er setzt dagegen alle die Ideen welche den Menschen groß zu machen fähig sind in ihre Rechte ein. Und es sind dies gerade diejenigen welche das Christenthum wesentlich von allen andern Religionen unterscheiden und auszeichnen. Eine noch halb einem misverstandenen Götterglauben der Antike zugethane Zeit hatte dieselben mystisch und mythisch verkörpert und verhüllt, und es ist wol endlich einmal Zeit das trügerische Gewand von ihnen abzustreifen. Dieses vollführen heißt einen Schatz heben, der freilich von tausend schlimmen Geistern bewacht ist. In der christlichen Betrachtung Gottes, Christi, der Unsterblichkeit liegt ein unsaglicher Reichthum schöner Bildungen, Antriebe und Vorbilder, welche dem Herzen, der Vernunft und der Phantasie reichen Stoff zu ihrer Befriedigung darbieten. Man hat sie bisher zum großen Theile schlummern lassen, um Phantasmagorien unmöglicher und Schreckbildern übersinnlicher Dinge nachzujagen, welche wol unsern Geist gefangen nehmen, niemals aber für das Höchste und Ewige erschließen können. Daß Channing jenen großen Ideen und diesen Ausgeburten kranker Empfindungsweisen ihre Plätze anweist, daß er jene in ihr helles Licht, diese in ihr eigenstes Dunkel zurückstellt, daß er auch in der Religion ein System der Nützlichkeit und ein Princip der Humanität, freilich in ganz idealem Sinne festsetzt, ist ein Verdienst welches Bewunderung seinem Verstande, Achtung seinem Charakter einfodert, und ein großer Schritt zu einer schönen Welt der Zukunft.

Wir haben nun gesehen wie sich nach allen Richtungen des menschlichen Lebens hin Channing's Betrachtungsweise gleichbleibt. Sein leitender Gedanke ist: keine Glückseligkeit ohne Sittlichkeit, keine Sittlichkeit ohne Intelligenz. Beide müssen nun auf eine gründliche Weise aufs möglichste verallgemeinert werden. Er ist der Socialist der Tugend wie jeder wahrhaft große Mensch es ist. Er will eine Verbrüderung der Menschheit auf sittlicher Grundlage, einen Verein, bedingt durch die nothwendige gegenseitige Anerkennung des Menschenwerths. Solch eine Verbrüderung, führt er in einer seiner Schrif-

ten aus, ist kein Phantom des Idealismus. Sie liegt so sehr im Menschen begründet daß verwandte Regungen des gesammten gegenwärtigen Zeitalters von allen Seiten her ihr entgegenkommen und vorarbeiten. „In allen Bewegungen desselben herrscht die Tendenz nach Ausbreitung, Erweiterung, Universalität im vollen Gegensatze zur Ausschließlichkeit, Engherzigkeit und den Monopolen des 18. Jahrhunderts." Vor der Betrachtung des Menschen schrumpft das mittelalterliche Standesvorurtheil zusammen; durch das Kleid und die Verhüllungen des Ranges blicken wir auf die gemeinsame Natur. Die große Idee der Humanität, der Wichtigkeit des Menschen als Menschen, verbreitet sich still, aber sicher. Das Geistige ist kein Spielzeug bevorzugter Einzelner oder Nationen. Literatur und Wissenschaft schlingen ein allgewaltiges Band um die cultivirten Völker und sind Jedem zugänglichgemacht. Das in ihnen liegende bildende Element wuchert somit bis in die entferntesten Winkel der bürgerlichen Gesellschaft. Jeder kann denken lernen, Jeder hat Gelegenheit seine Gedanken in öffentlicher Rede zu entwickeln (Channing spricht von Amerika) und seine Gaben geltendzumachen. Selbst die religiösen Vereine führen den Einzelnen darauf hin mit selbstthätiger Kraft die Wahrheit zu suchen. Sollte nicht deutlich darin sich eine Zukunft voraus ankündigen, in welcher Allen Alles erreichbar ist? Und liegt nicht in solch einer gründlichstgleichen Berechtigung die Bürgschaft einer großen Weltentwickelung, eines goldenen Zeitalters aller Geister?

Auf diese Weise läuft Channing's System in eine großartige Hoffnung hinaus, und ein Mensch dessen Leben That und lebendiges Streben war hat wol ein Recht, am Ende seiner Laufbahn mit Vertrauen und Selbstbewußtsein in die Zukunft zu sehen, für welche er arbeitete. Es ist ja nicht die Hoffnung die sich für den Mangel eigener Kraft und eigenen Glücks in unbestimmter Ferne das heißvermißte erträumt; es ist die welche uns bei jeder neuen vollbrachten That sagt daß hinter dem Ende Dessen was wir zu einer Art Abschluß brachten keine Oede und Leerheit sei, sondern daß sich an dasselbe noch eine Reihe von Nachwirkungen knüpfe, die unserer That erst Bedeutung für unser Herz geben. Und wie sollte ein Mann der Ursache hat in sich selbst Vertrauen zu setzen nicht auch Glauben setzen in die Menschheit, deren Größe zur Geltung zu bringen sein Bemühen war? Das Starke blickt immer mit Muth und Zuversicht auf seine Umgebung; er fühlt einen Funken der Kraft in sich welcher erfoderlich ist Kraft und Muth rings um sich her zu entzünden. Wir erblicken in dieser Eigenschaft einen Theil jener männlichen Begeisterung welche uns fähig macht das Erhabene in unsere Absicht zu fassen und zu verwirklichen. Nichts ist so entsetzlich als die Muthlosigkeit mit der so Viele in unserer Nähe das Leben, die Welt und sich selbst betrachten, und welche alle Fähigkeiten herabstimmt, alle Thätigkeiten hemmt, alle Wirkungen lähmt. Solch ein Zweifel frißt wie ein Krebs an unserm Herzen und verbreitet sich epidemisch rings um uns her. Ein neuer Antrieb für uns die Lecture Channing's zu empfehlen; wir zweifeln nicht daß das Muster dieses Mannes manche trübe Vorurtheile der Hoffnungslosigkeit beseitigen und manche gebeugte Seele wieder aufrichten wird. Viele der hohen Meinungen welche aus einer bei uns üblichen idealistischen Welt- und Menschenanschauung entspringen wird er freilich vernichten; viele ausschweifende Hoffnungen, in denen wir großzuwachsen pflegen, die sich aber bei jedem Schritte in das wirkliche Leben und bei dem sich erweiternden Umgange mit Menschen als unmöglich erweisen, und deren Zertrümmerung uns endlich in Unfrieden mit uns selbst bringt, wird er zerbrechen; er ist ein abgesagter Gegner und vollständiger Antipod jeder träumerischen Schwärmerei. Aber er kennt den Menschen und die Bedingungen und Beschränkungen welche das Leben rings um ihn her aufstellt; er weiß daß viele derselben nothwendig und unabweisbar sind: die irdischen und unnothwendigen wegzuräumen, ist dagegen sein Bemühen. In Ueberspannungen verliert er sich nie; dagegen stehen seine Begriffe in vollster Klarheit und Ordnung vor seiner Seele. Man wird sagen daß seine hohe Auffassung der menschlichen Natur dem Obigen widerspreche. Das ist unrichtig. Wol hat er mit Manchen unter uns, besonders mit einer frühern idealistischen Zeit das Eine gemein daß er auf das Göttliche im Menschen ein großes Gewicht legt. Allein der Unterschied *bleibt* dennoch so wesentlich als der zwischen europäischem und amerikanischem Staatsleben. Er gebraucht seine hohen Anschauungen nicht, um daraus in Gedanken ein System des gegenwärtigen Zustandes und sich so einen Himmel in seinem Herzen zu bauen, der bei jeder ersten Berührung mit der irdischen Wirklichkeit zusammenbrechen muß; sondern er betrachtet sie nur als ein Ziel das in der Zukunft einmal erreicht werden solle, das jeder Einzelne in sich selbst erreichen müsse, um glücklich zu sein. Sein ganzes Dichten und Trachten schlägt in der Wirklichkeit Wurzel und bezieht sich nur vorwärtsringend auf das Vollkommenste das er sich denkt. Die Manier seiner Kanzelvorträge bekundet dies am deutlichsten. Es ist die Eigenheit der Religion daß sie an die Gefühle und Empfindungen des Menschen appellirt; daher alle Verirrungen des Mysticismus und der Ascetik, der Schwärmerei und des religiösen Fanatismus. Er aber weiß diese Klippe so sorgsam zu umschiffen daß er Manchem als ein trockener Dialektiker und kalter Rationalist erscheinen könnte. Wir haben gezeigt daß seine ganze Natur diesem Tadel fremd ist. Aber wir bekennen gleichwol daß seine Predigten sich zuweilen an die äußerste Grenze geistlicher Beredtsamkeit verlieren und in Philosophie auszuarten scheinen. Die bescheidenen und gelassenen Wendungen einer ruhigen, vernünftigen Anschauung jedoch, die für den Protestantismus überhaupt der einzige würdige Ausdruck sind, haben stets eine künstlerische, oratorische Absicht. Denn mit allmäligem Fortschreiten bereiten sie langsam die klaren Wahrheiten vor,

welche die Absicht seiner Vorträge ausmachen und am Schlusse dann plötzlich, allseitig beleuchtet und von allen praktischen Gesichtspunkten aus auf das vollkommenste festgestellt, hervortreten. Sie erfodern allerdings eine gespannte Aufmerksamkeit, und wer dem Redner nicht in seinem gleichgemessenen Gange ruhig folgt, wird der Gefahr preisgegeben sein, kaltgelassen zu werden. Aber wir halten die prunkende, drausende, donnernde Beredtsamkeit, welche sich hier und da auf den Kanzeln geltendmacht, nicht für das geeignete Mittel, um nachhaltig auf die Gemüther zu ihrer Beruhigung und Erleuchtung zu wirken. Solch ein großer äußerer Apparat verdunkelt die innerlichen Kräfte und führt den Zweck der Religion auf äußere Effecte hin, wodurch sie selbst zugrundegehen muß. Der Eindruck großer Wahrheiten ist im einfachsten Kleide am unvertilgbarsten.

Die Auswahl und Uebersetzung aus Channing's Werken, welche von Schulrath F. A. Schulze und Prediger A. Sydow zu Berlin besorgt worden ist *), machte uns mit diesem bedeutenden Manne zuerst bekannt, und es ist nothwendig, einige Worte über dieses Unternehmen hinzuzufügen. Es galt dem Fremden Eingang zu verschaffen, indem man das Beste und Wichtigste auswählte und verbreitete; es galt den populairen Autor so allgemein wie möglich zu machen. Dieser Gesichtspunkt ist aber beiweitem nicht genug festgehalten worden. Funfzehn, wenn auch kleine Bände, sind schon fast eine Bibliothek. Man hätte die Auszüge nach Dem was hier geboten ist gewiß auf die Hälfte zusammendrängen können, ohne daß viel verloren gegangen wäre. Die Art und Weise der Schriftstellerei Channing's bedingte es daß viele Gedanken sich mehrfach wiederholen. Diese Wiederholungen mußten in der Auswahl vermieden werden. Zuweilen behandelte er einen und denselben Gegenstand mehrfach, z. B. die Frage zu Gunsten der Friedensvereine in den Reden über den Krieg drei mal, vor jedesmal verschiedenen Versammlungen. Allein es sind hier immer nicht nur fast dieselben Gesichtspunkte, sondern dieselben Ausdrücke welche sich geltendmachen. Genau die gleichen Tendenzen haben überdies die Schriften über Napoleon dictirt. Warum begnügte man sich nicht mit der meisterhaften Predigt über den Krieg und mit Aphorismen aus den Behandlungen des zweitgenannten Gegenstandes? Wer das Interesse einer Sache des Geistes oder des Lebens fördern will, muß den kritischen Blick nie verlieren und von seinen Neigungen regieren lassen. Er muß seine Gefühle über dem Stoffe halten, seine Theilnahme nicht zu herrisch werden lassen. Am ausschweifendsten ist dies geschehen in Betreff der theologischen Aufsätze und Arbeiten. Es finden sich Sachen darunter, welche sich mit reinamerikanischen Sektenfragen beschäftigen oder auf ganz locale Zustände beziehen. Welches Interesse soll bei uns derjenige Theil des Volks daran nehmen, dessen Kenntnisse sich nicht in die Details dieser fremden und fernliegenden Angelegenheiten erstrecken, oder dem die Mittel nicht geboten sind sich davon zu unterrichten? Ueberhaupt mußte man sich begnügen von der Art wie Channing die Religion behandelt nur Proben zu geben, da dieses Gebiet so ungeheuer umfänglich wie verwickelt ist. Das vollständige Glaubenssystem Channing's in Predigten aufzustellen hat nur für die Gelehrten und Theologen und auch unter diesen nur für wenige Gleichgesinnte ein Herzensinteresse, und man wollte doch den Vielen eine schöne Frucht bieten. Statt dessen sind sieben Bände mit Predigten angefüllt, und manche unter diesen sind der Art daß sie uns fast ganz kaltlassen, z. B. die Ordinationsrede „Christum predigen". Es wäre demnach nicht unverdienstlich aus der dargebotenen Auswahl eine neue Auswahl zu treffen welche in höchstens fünf Bändchen die Quintessenz des Channing'schen Geistes enthielte. Das Werk der Uebersetzer und Herausgeber, sowie es vorliegt, hält die unglückliche Mitte zwischen einer Gesammtausgabe und einem nutzbaren gediegenen Auszug und verstößt nach beiden Seiten hin. Man muß jedoch bekennen daß die Anordnung mit Geschmack und Einsicht getroffen ist und daß die Uebersetzung sprachlich von Fleiß und Geschicklichkeit zeugt. Der Verstöße in dieser Beziehung sind uns wenigstens nur seltene und einzelne begegnet. Man sollte jedoch auch diese vermieden haben, umsomehr als dieselben darauf beruhen daß aus oratorischen Gründen der Sprache Gewalt angethan ist. Der populaire Ton der Ursprache, welchen wiederzugeben die einzige geringe Mühe war, leidet dadurch an vielen Stellen und verdunkelt zum Nachtheil der guten Meinung welche uns der Autor einflößt das Verständniß. Doch bemerken wir ausdrücklich daß die Uebersetzung darum außer allem Vergleich besser ist als die Dutzendübersetzungen, denen wir gegenwärtig bei jedem Schritte begegnen.

H. M. Werner.

*) William Ellery Channing's Werke. In einer Auswahl aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von F. A. Schulze und A. Sydow. Erstes bis zehntes Bändchen. Leipzig, H. Schultze. 1850—52. 16. 4 Thlr. 7 Ngr.

Die Sibylle von Mantua. Erzählung aus dämmeriger Zeit von Leopold Schefer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unsere bunte Gegenwart führt eine reiche Musterkarte von Poeten: da gibt es aristokratische, demokratische und constitutionelle, atheistische und confessionnelle, speculative und jüdische, kurz ein ganzes Magazin voll Modewaare — aber der menschlichen Poeten finden sich wenig und doch sind sie allein die Dichter. Unter ihnen steht Leopold Schefer unstreitig in erster Reihe und Keiner vermag so wie er das reine unverfälschte Menschenthum zu verkörpern. Wie ein rother Faden zieht sich dies große Moment durch alle Werke des Dichterveteranen und blickt mit hellem heiligem Auge, das die Sonne nicht zu scheuen braucht, aus ihnen hervor. Es ist der Glaube an die Menschheit, als dessen künstlerischer Hauptvertreter unser Dichter begrüßt werden muß und kraft dessen er ebenso zu der glaubenslosen Heine'schen Schule wie zu jenen frömmelnden Lyrikern, die in dem Wahne stehen an Gott zu glauben, indem sie die Menschheit verachten, den entschiedensten Gegensatz bildet. Die volle Tiefe dieser durch keinen Schnee der

Jahre und Erfahrungen verschütteten oder nur verhüllten Anschauung findet sich voll frischester Jugend und Eigenartigkeit in Schefer's neuester Novelle „Die Sibylle von Mantua" wieder, und wir tragen kein Bedenken diese Dichtung ein Muster ihrer Gattung zu nennen.

Die Fabel bewegt sich in jener merkwürdigen gewaltthätigen „dämmerigen" Zeit, wo in dem furchtbaren Kampfe zwischen dem zweiten Staufenkaiser und dem Papste Italien die offene Wunde der damaligen Menschheit war, in welcher der blutdürstige Fanatismus und der scheußlichste Eigennutz wühlten und zugleich sehr wider Willen die Keime einer freiern Zukunft weckten. Zu Mantua erkannte man die Nothwendigkeit im Sturm der Zeit einen Oberherrn zu wählen, und auf den Ausspruch der Manto, des ehrsamen Töpfermeisters Squarciafighi wunderbarer Tochter, die aus den Dichtungen des in Italien als Zauberer verehrten Virgil wahrsagte, wird nicht ohne Zuthun würdiger Männer der römische Dichter zum unsichtbaren Herzoge von Mantua ausgerufen und die Prophetin als Herzogin begrüßt. Der feurige Mönch Fra Giovanni, der schönen Sibylle Lehrer, liebt das herrliche Mädchen mit leidenschaftlicher Glut; Manto's vom Morgenlande unverhofft zurückgekehrter Bruder belauscht den vergeblichen Versuch desselben die Geliebte zu entführen und übt unerkannt eine harte Strafe an dem Frevler. Giovanni, von des Bruders Dazwischenkunft Nichts ahnend, kann nur Manto als Verrätherin erkennen und beschließt eine furchtbare Rache. Inzwischen pilgert Manto, vom Bruder geleitet, zum Grabe Virgil's und betritt die märchenduftige Maurenstadt Nocera. Der Straßenprediger Gualon verfolgt sie bis Terracina und hält dort als wüthender Papist dem Kaiser Friedrich vor dessen Truppen eine donnernde Strafrede. Der Kaiser sieht Manto, die von seiner männlichen Schönheit wunderbar ergriffen ist, und ladet sie auf sein Schloß, woselbst er ihr die Rückkehr weigert. Benedetto muß ohne die Schwester nach Rom ziehen; hier ist er Zeuge der gräßlichsten Mishandlung des Papstes, rettet diesen vom Tode und erkennt in dem Thäter jenen Gualon, der vom Kaiser gewonnen nunmehr dessen Wünschen mit gleichem Fanatismus dient. Groß ist die Trauer im Hause des alten Squarciafighi über die verlorene Tochter und schweres Unheil bedroht das einst so fröhliche Mantua, denn der Kaiser ist ins Morgenland gezogen, die Päpstler überschwemmen die Lombardei und der unsichtbare Herzog, der eine Weile wol Stand gehalten, weiß keinen Rath mehr. Da kehrt Manto zurück, eine geknickte Lilie, und in ihrem Herzogsschlosse gibt sie einem Sohne das Leben. Vor sie hingetreten war der schöne Friedrich und hatte gesprochen: „Manto, ich bin ja so allein, so unglücklich!" Und Manto wäre kein Weib gewesen, wenn sie dem Unglücke nicht willig Alles geopfert hätte. Aber Gualon der Straßenprediger, jetzt wieder ein Scherge des Papstes, rückt mit der Clavisignata in das unglückliche Mantua; Mord, Brand und Verrath brechen herein über die Stadt, Manto's Söhnchen Giglio wird dem als Gewaltigen des Papstes heranziehenden rachedürstenden Fra Giovanni ausgeliefert, der nach Verona die Gläubigen beruft zum großen Autodafé und Bruderkusse. Manto folgt dem Kinde, es zu retten, und Benedetto der Schwester, sie in der Menschenmasse zu suchen und zu bewahren. Und die Flammen prasseln zu Verona, und die gequälten Menschen stöhnen, und Fra Giovanni's donnernde Bußpredigt hallt; auch der kleine Giglio, sein Racheopfer, ist verbrannt und einsam trifft Benedetto den wüthenden Mönch. Da klärt es sich auf: Manto hat ihn nicht verrathen; und in furchtbarer Qual stürzt der Unselige zu der noch immer Heißgeliebten. Manto aber ist wahnsinnig geworden, vergessen hat sie Alles, nur ihn nicht, und die alte Liebe wacht glühend auf. Noch ein mal hofft der Mönch sein Glück, aber Benedetto treibt ihn vonhinnen, und über ihn kommt die Reue und die Verzweiflung und die Vernichtung. Manto, die Wahnsinnige, führt der Bruder heim und findet das Aelternhaus als Aschenhaufen und den Vater todt. Friedrich kehrt vom Orient zurück; siegreich treibt er die Päpstler mit seinen Sarazenen aus der Lombardei und steht zu Mantua vor der schönen Irrsinnigen, an welcher der keck hinaufschaut der ihren Giglio zum Scheiterhaufen getragen. „Ach!" ruft der Kaiser, „Glaube ist an sich ein leerer Zaubersack; Hoffnung ein Wünschelhütchen! S c h ö n h e i t, L i e b e, W e i s h e i t, das sind die drei Weltbeglücker! aber jede von ihnen allein, ohne die andern beiden, ist Wenig und Nichts, ja Leid oft und Qual. Millionen Menschen leben ohne alle drei trübselig; manche wie ich mit zweien leidlich selig; mitunter aber — wie heute...... Der Mensch muß zufrieden sein!"

Auf vergriffene Rache gegründet schreitet die tragische Entwickelung dieser Novelle kräftig und unaufhaltsam zur Vollendung und läßt uns eine wunderbare Tiefe der Menschenkenntniß, des allgemeinen Forschens und Wissens, der objectiven Schaffung und der gedanklichen Ausstattung rühmen. Es ist hier Nichts gemacht, sondern aus Einem Gusse steht das ganze Werk vor Augen und bietet aller Orten die reinsten Verhältnisse. Die schönen, echtmenschlichen Gestalten der Manto, des Squarciafighi'schen Ehepaars, des Benedetto, des Martinenzo, des Rabbi, des sarazenischen Astrologen heben sich überaus anmuthig und wohlthuend ab von den düstern unheimlichen Erscheinungen des Fra Giovanni, des Gualon und Anderer. Die historische Begebenheit ist aufs strengste und sorgfältigste festgehalten und der Geschichte nirgend wesentlich zunahegetreten. Das Bild der Zustände, Strebungen und Anschauungen jener eigenartigen Zeit ist so kräftig, frisch, wahr und lebendig daß die Phantasie davon gänzlich in Anspruch genommen und die ausschließlichste Vertiefung in diese Begebnisse bewirkt wird. Dabei herrscht durchweg eine volle markige Gesundheit, die von kränkelnder Ueberspannung und sentimentaler Zerflossenheit Nichts weiß, sondern frei, schön und natürlich ins Leben tritt. Die ganze Dichtung hält unserer Zeit den breiten Spiegel vor und man erschrickt fast vor der Aehnlichkeit der letztern mit jenen Tagen. Auf dem durch die tiefe Verderbniß und Verfeindung der höchsten Gewalten schmählichst zerwühlten Boden macht sich die Leidenschaft des Individuums in tausend verschiedenen Gestalten breit und üppig; wie die Giftpilze schießen an allen Ecken die Delatoren hervor und die Straßenprediger, die theils Fanatiker, theils wohlberechnende Schurken den Wahn der Menge ausbeuten und ihr kleines Interesse mit dem Mantel eines großen, nicht minder fluchwürdigen umhüllen. Aus Furcht vor sich selbst proclamiren die Thoren zu Mantua einen Gestorbenen, ein Gespenst als Beherrscher und Gesetzgeber und lernen zu spät daß nur ein hochschlagendes warmes Herz und eine lebendige vollkräftige Persönlichkeit taugt, um über Menschen menschlich zu gebieten. Und all diese in unsere nächsten Zustände tief eingreifenden Momente rückt die besprochene Dichtung deshalb so scharf und so eindringlich vor Augen, weil sich nirgend die kahle Absicht und Tendenz solche Wirkung zu erzielen bemerklichmacht, weil nirgend der mindeste Apparat, die geringste Zurüstung mahnt daß der Poet uns in die Schule schicken wolle, und weil von jenen mit den Haaren herbeigezogenen Phrasen und Anspielungen, die in neuester Zeit als politische Romane aufgetischt werden, auch nicht die leiseste Spur sich findet. Es ist eben ein echter Genius dem wir in dieser Novelle bis ins kleinste Detail begegnen, und einem solchen liegt nichts ferner als das Kainszeichen so mancher gefeierten Modegröße des Tags — die Manier.

Der beschränkte Raum dieser Blätter nöthigt uns hiermit die Besprechung der vorliegenden Novelle abzubrechen, indem wir die zahlreichen Verehrer des Dichters auf das hoffentlich bald erscheinende neueste Werk desselben „Zum Buche des Lebens" verweisen und mit den schönen charakteristischen Worten aus der „Sibylle von Mantua" schließen: „Menschliches mit Menschen zu genießen und zu dulden ist süßer denn Alles. Wehe Dem der Leid und Freude dem Menschen zu Nichts lügen will; er verwirrt andere Schwache, wie er selbst verworren ist, und kann die Freude doch nimmer zur Sünde, nimmer verächtlich

machen. Wer den Himmel nicht unter den Menschen findet, für den gibt es keinen Himmel." 84.

Walddrossel. Ein Lebensbild von Heinrich Pröhle. Dessau, Katz. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser führt den Leser mit der Geschichte seines Helden aus der Schule auf die Universität und von da ins Leben bis zur Verheirathung mit Walddrossel, dem kernigen gesunden Mädchen aus dem Försterhause. Es ist überall mehr die Situation, für die uns der Verfasser zu interessiren sucht, als der Held selbst. Darum kommt es auch daß er zu wenig in den Vordergrund als eigentliche handelnde Person tritt; er ist mehr Zuschauer und Erzähler, der so unter der Hand zum Haupthelden, wenigstens zu einem wesentlichen Träger des Ganzen wird. Genreartig reiht sich Bild an Bild, Beobachtungen hier und Beobachtungen da, ohne den eigentlichen festen Mittelpunkt einer Idee oder einer ideetragenden Persönlichkeit. Wir finden uns zuerst in der Stube des Domherrn, eines Lehrers an einer gelehrten Schule. Es wird da Manches über das Leben dieses Mannes erzählt, seine Scheidung und seine weitere Verbindung mit der Müllerstochter und sein Umgang mit den Schülern, die in dem Hause des Domherrn vor der Maturitätsprüfung immer vorsprachen, um dadurch sich bei dem Examinator zu empfehlen. Nebenbei kommen auch in die Scene die Kinder aus der Verbindung mit der Müllerstochter. Es kommen da viele Schulanekdoten zur Sprache, und wir erfahren daß der eine Sohn des Domherrn mit einem Bürgermädchen versprochen war. Die ganze Haltung des ersten Capitels hebt sich durchaus nicht über das gewöhnliche hausbackene Leben, und man wird nicht sehr irren, wenn man darin nur, wie dies im ganzen Buche überhaupt sichtbar ist, Nacherzählung und Schilderung ganz bestimmter individueller Lebensereignisse zu finden meint. Das zweite Capitel schildert Schülerleben und Schülerfreuden. Es ist der Abiturientencommers, wo, wie dies bei Schülercommersen der Fall ist, Jeder von selbst geladen war der jemals mit der akademischen Matrikel in der Tasche auf dem Markte einer deutschen Universitätsstadt Kaffee getrunken und Taback geraucht hatte. An diesem Vergnügen nahmen denn auch die Mitglieder einer im Orte anwesenden Schauspielertruppe theil. Es ist Alles vorüberfliegende Scene, kaum daß später im Verlauf des Buchs noch ein mal hier und da der vorgeführten Personen Erwähnung geschieht, denn wir finden uns im dritten Capitel, welches „Deutsche Studenten" überschrieben ist, in Jena. Auch hier erhebt sich die Schilderung und Auffassung nicht über das gewöhnliche Lebens; es sind Erlebnisse wie Jeder ähnliche mit durchgemacht hat der je auf einer Universität war. Insbesondere verweilt der Verfasser länger bei der Burschenschaft, wie sie im Jahre 1841 neugegründet und später wieder aufgelöst wurde. Der Leser erfährt da einzelne Verhandlungen aus den Versammlungen der Burschenschaft und erinnert sich unwillkürlich an die Schilderung des Universitätslebens in Bechstein's Buch „Berthold der Student", jedoch mit dem Unterschiede daß dieses nicht so flüchtig blos über die Oberfläche der Erscheinung hinstreift. In gleicher Weise reiht sich genreartig im vierten Capitel das Leben eines niedersächsischen Bauers daran, mannichfach von Reflexionen unterbrochen. Nun kommt der Abzug von der Universität und die Bekanntschaft mit Walddrossel im Postwagen. Das Mädchen unschuldig und rein folgt einem Manne, um sie zu einem Gasthause zu führen, und wäre bald in die Schlinge eines Verführers gerathen. Am andern Tage setzt sich die Bekanntschaft fort und der Erzähler unserer Geschichte kehrte mit dem Mädchen im Forsthause ein und verließ dasselbe bald wieder, um in seine Heimat zu kommen. Er wird nun Hauslehrer. Es kommt das Jahr 1848 mit seinen Stürmen; die Gemeinde in der er wohnt wird auch mit in den Strudel gerissen, und wie dies in kleinen Städten und Dörfern sehr häufig der Fall, wurde der großartige Gedanke der ganzen Bewegung zu einer Caricatur. Es wird da Manches in unerquicklicher Breite aus dem Schulmeister- und Dorfleben in zwei Capiteln behandelt, bis endlich der Erzähler unserer Geschichte Bürgermeister in Helberg, einem kleinen Städtchen, und zwar durch Bemühung eines frühern akademischen Bekannten, des „Broschürenkönigs", geworden war und Susanne „die Walddrossel" als Braut heimführte. Am Schlusse kommen einzelne Persönlichkeiten wieder vor die wir zu Anfang des Buchs kennengelernt haben, es wird da kurz berichtet was aus ihnen geworden ist. Die ganze Erzählung legt überhaupt viel zu viel Gewicht auf Das was sich äußerlich nach und nach gestaltet, sodaß die innere tieferliegende geistige Entwickelung der handelnden Personen oft zu kurz kommt. 37.

Nicaragua.

Neue Aufschlüsse über diese vor wenigen Jahrzehnden fast noch völlige terra incognita enthält ein in zwei Bänden erschienenes Werk des ehemaligen Geschäftsträgers der Vereinigten Staaten bei den Republiken von Mittelamerika, E. G. Squier, unter dem Titel: „Nicaragua; its people, scenery, monuments and the proposed interoceanic canal" (London 1852).

Im Jahre 1522 von Gil Gonzales de Avila entdeckt bildete Nicaragua ursprünglich einen Theil der spanischen General-Statthalterschaft von Guatemala, fiel später ab, wurde ein Glied des großen mittelamerikanischen Bundes und constituirte sich nach dessen Auflösung 1838 als selbständige Republik. Obgleich die Geschichte der spanischen Eroberung von Blutgräueln trieft und die zerstörte Kirche des jetzt verödeten alten Leon, früher Hauptstadt der Provinz, noch das Blut des vom Gouverneur Contreras am Altar erschlagenen Bischofs Antonio di Valdivieso zeigen soll, erschlagen, weil er den Grausamkeiten des Statthalters die Macht der Kirche entgegensetzte, so wurde das Geschlecht der Eingeborenen, ein zahlreicher und wohlhabender indianischer Volksstamm, welcher den zwischen den zwei großen Binnenseen Monagua und Nicaragua und dem Stillen Meere liegenden Streif flachen Landes innehatte, doch keineswegs ausgerottet und macht vielmehr gegenwärtig die Hauptmasse der Bevölkerung aus, deren Gesammtzahl auf 260,000 geschätzt wird. Davon bewohnen ungefähr 90,000 sieben namhafte Städte, alle übrigen das platte Land in der unmittelbaren Umgebung, und es scheint daß die Indianer civilisirter und ruhiger sind und mit den Weißen in besserm Einverständnisse leben als ihre Brüder in vielen andern Gegenden des spanischen Amerika.

Der Verfasser des bezeichneten Buchs landete im Mai 1849 in San-Juan de Nicaragua, einer Stadt am Mexicanischen Meerbusen und an der Mündung des Flusses San-Juan, des Abzugskanals des Sees Nicaragua. Das dortige Klima ist beständiger Regen und beständige Hitze, ungesund nicht allein für europäische, sondern auch für indianische Naturen, weshalb die Stadt immer nur als Schlüssel zu den bevölkerten Theilen des innern Landes von Werth sein kann. Neunzehn Tage schwieriger Bootfahrt brachten den Verfasser den Fluß hinauf nach dem See, in dessen Nähe die Städte Grenada, Leon, Masaya und Chinendago nebst einer Menge indianischer Dörfer liegen, und wo der Verfasser zwei, wie es scheint, sehr angenehme Jahre verlebte. Seine Schilderungen greifen tief in das dortige Leben und unterhalten um so besser, je Neueres und Ueberraschenderes er bietet, bald aus dem häuslichen Kreise der Abkömmlinge von spanisch-amerikanischem Blute, bald aus den Salons der Tertulias, oder aus dem Getreibe auf den Pflanzungen der Dons, oder aus der Glückseligkeit während des Paseo al mar, der Badesaison, wo, wer es ermöglichen kann, auf einige Wochen zum Gestade des Stillen Meers zieht, um des Morgens sich in den Wellen zu schaukeln, gegen Abend spazieren zu reiten und des Nachts zu tanzen, zu trinken und zu — lieben.

Der See Nicaragua füllt in einer Länge von über hundert und einer Breite von über vierzig englischen Meilen das Becken eines niedrigen Plateau und liegt 128 Fuß über dem Stillen Meere. Seine Ufer sind entweder ganz eben oder steigen nur allmälig an und werden zu drei Theilen von Urwäldern begrenzt. Die erwähnten Städte und Dörfer nehmen das südwestliche Ufer ein. Nach Nordwest, durch eine schmale Erdzunge getrennt, breitet sich der um die Hälfte kleinere, aber 28 Fuß höhere See Leon oder Monagua, und es erscheint kaum zweifelhaft daß beide Seen Eins gewesen sind. Auffallend ist es an beiden daß, obgleich sie von keinem Flusse gespeist werden, überhaupt auf hundert Meilen weit kein Fluß sich finden soll und sie in keiner Richtung an Schneegebirge stoßen, sie nicht nur unter jener glühenden Sonne ausdauern können, sondern auch in der trockenen Jahreszeit unbeträchtlich tiefer stehen, laut Versicherung des Verfassers höchstens sechs Fuß.

Die weitern Aufschlüsse der Verfassers berühren zwar auch die politische Gegenwart der Republik und seine antiquarischen Forschungen, doch verspricht er über Beides besondere Werke. Dagegen äußert er sich ausführlich über den auf dem Titel genannten beabsichtigten Bau eines „Interocesnic canal", den er allerdings für keineswegs unmöglich, aber jedenfalls für sehr schwierig erklärt. Zuerst ist der San-Juan so gut wie gar nicht schiffbar. Also muß entweder er in einer Länge von achtzig Meilen schiffbar gemacht oder ein Kanal zur Verbindung mit dem Meere gegraben werden. Demnächst ist der See Nicaragua an beiden Endpunkten viele Meilen weit sehr seicht, und dann kommt ein mislicher Durchstich zum See Monagua und von diesem zum Stillen Meere. Steht nun aber auch fest daß sämmtliche Hindernisse zu den überwindbaren gehören, so fragt es sich, wird das Unternehmen sich bezahlt machen? Darauf bezeigt der Verfasser Lust die Antwort schuldig zu bleiben. 47.

Notizen.

Nathaniel Hawthorne.

Sollte der nordamerikanische Novellist Nathaniel Hawthorne der deutschen an englischer Literatur Geschmack findenden Lesewelt noch wenig oder gar nicht bekannt sein, so verdient er es durch seinen neuesten Roman „The Blithedale romance" (2 Bde., London 1852) zu werden. Denn obschon beim Erscheinen seines vorletzten Romans „The antiquary" einige kritische Blätter denselben seinen zwei vorhergegangenen Romanen nachsetzten und sogar die Besorgniß äußerten, er dürfe sich bereits „ausgeschrieben" haben, so ging doch die richtigere Meinung dahin daß er nur eine neue Bahn eingeschlagen und sich ein neues Feld geöffnet habe. Auf diesem Felde hat er jetzt den Socialismus beleuchtet, und zwar nicht mittels einer kalten, langweiligen Abhandlung, sondern in einer tief durchdachten, bis zum Schlusse in Spannung haltenden Erzählung; einer Erzählung, wie sie eben nur in Amerika, dem ungeheuern neuen Lande, spielen kann, dessen Bewohner materiell und intellectuell noch weit bis zur Grenze haben und wo strebsame Geister neue Ideen unter neuen Lebensformen zu verwirklichen suchen.

Zur Seuchen-Literatur

gehört „A history of epidemic pestilences, by *Edward Bascombe*" (London 1852), eine Gemüth erheiternde Aufzählung der merkwürdigsten seit 1495 Jahren vor Christi Geburt bis auf 1848 dem Menschengeschlecht beschieden gewesenen Epidemien. Der kleine Octavband hat natürlich beim Reichthume des Stoffs sich mit Einzelheiten nicht befassen können, bietet aber in gedrängter Kürze Alles was der Laie über diesen angenehmen Gegenstand zu wissen wünschen kann. Am Schlusse verbreitet sich der Verfasser über die Natur, Veranlassungen und Prophylaxis der fraglichen Krankheiten und behandelt auch die bitterböse Frage von der Ansteckung, läßt sie jedoch im Ganzen so unentschieden wie er sie vorgefunden hat. 13.

Bibliographie.

Alberg, Sophie, Briefe über weibliche Bildung. Ein Hülfsbüchlein für gebildete Mütter und Erzieherinnen. Leipzig, Hinrichs. 8. 22½ Ngr.

Blumen aus Tirol. Ein Büchlein zur Erbauung und Unterhaltung. Gesammelt von einem Priester der Diöcese Brixen. Innsbruck, C. Rauch. Gr. 16. 10 Ngr.

Bernhardi, K., Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften. Ein Versuch unter Mitwirkung von Bedau, Bezzenberger, Bodemann 2c. herausgegeben. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 20 Ngr.

Drobisch, T., Humoristisches ABC der Liebe und Ehe. Quedlinburg, Basse. 16. 10 Ngr.

Fallmerayer, Denkschrift über Golgatha und das Heilig-Grab. München, Franz. Gr. 4. 18 Ngr.

Unsere Heimath. Ein Volksbuch. 1stes Bändchen: Das Weltall von C. E. Müller. Mit 21 Holzschnitten. Leipzig, O. Wigand. 1853. 8. 15 Ngr.

Lengerke, C. v., Lebensbilderbuch. Königsberg, Theile. 8. 1 Thlr.

Libussa. Jahrbuch für 1853. Herausgegeben von P. A. Klar. 12ter Jahrgang. Mit 1 gestochenen Porträt und 2 gestochenen Kunstblättern. Prag. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lieder Muskatblut's erster Druck besorgt von E. v. Groote. Cöln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Romieu, M. A., Der Cäsarismus oder die Nothwendigkeit der Säbelherrschaft dargethan durch geschichtliche Beispiele von den Zeiten der Cäsaren bis auf die Gegenwart. 2te Auflage. Weimar, Voigt. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, F., Kalender-Geschichten. Berlin, C. Schultze. 8. 12 Ngr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte, oder: Negerleben in den Sklavenstaaten Amerika's. Aus dem Englischen. Mit 6 Holzschnitten. 1ste Lieferung. Berlin, Brandis. 1853. 8. 7½ Ngr.

— — Dasselbe. 1ste Lieferung. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1½ Ngr.

Szemere, B., Graf Ludwig Batthyány, Arthur Görgei, Ludwig Kossuth. Politische Charakterskizzen aus dem ungarischen Freiheitskriege. 1ste Abtheilung: Graf Ludwig Batthyány. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1853. 8. 15 Ngr.

Weitling, J. C. F., Geschichte des großen Friedrichs-Hospitals und Waisenhauses zu Berlin. 1ste Lieferung, umfassend den Zeitraum von 1697 bis 1729, nebst einer Einleitung, in welcher die Geschichte der Armenpflege Berlins bis 1697 dargestellt ist. Mit 1 Abbildung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 15 Ngr.

Wissel, L. v., Interessante Kriegs-Ereignisse der Neuzeit. Beleuchtet und mit kritischen und ergänzenden Anmerkungen versehen. Drei Hefte. Mit 4 Plänen. Neue unveränderte Ausgabe. Hannover, Helwing. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Gade, G., Bericht über die deutschen Colonien der drei grossen Grundbesitzer am Rio prete in Brasilien, nebst einer kritischen Beleuchtung und Würdigung der Schriften des Hrn. Dir. Kerst. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pfeiffer, K., Politische Bekenntnisse eines Deutschen in der Schweiz. St.-Gallen, Huber u. Comp. 8. 6 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XLV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

BILDER-ATLAS

zum

Conversations-Lexikon.

Von der neuen Ausgabe in 96 Lieferungen dieses Werks erschien soeben die

fünfunddreißigste bis achtunddreißigste Lieferung.

Preis einer Lieferung $7\frac{1}{2}$ Ngr. = 6 Ggr. = 27 Kr. Rh.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

Neueste Unterhaltungs-Literatur!

Soeben erschien in unserm Verlage und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ein Erbvertrag.

Roman von **Auguste Bernhard.**

8. 14 Bogen. Brosch. Preis 1 Thlr.

Es steht zu erwarten, daß dieser erste Versuch der Verfasserin auf dem Gebiete der **Romantik** gleiche Anerkennung finden wird, wie ihr im Gebiete der **Lyrik** durch ihre in demselben Verlage erschienenen Gedichte „**Aus der Jugend**" bereits zu Theil wurde.

Esther.

Novellen-Roman in zwei Bänden von

Ida von Düringsfeld.

Verfasserin von „Schloß Goczyn"

8. 41 Bogen. Eleg. brosch. Preis $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Der Verfasserin wohlerworbener Ruf wird aufs neue durch diese Erscheinung bekräftigt werden.

Breslau, im October 1852.

Trewendt u. Granier.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von **Talvj.**

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die als geistreiche und gelehrte Schriftstellerin unter dem Namen **Talvj** längst rühmlichst bekannte Verfasserin hat kürzlich mit der Erzählung „Heloise" (1 Thlr. 10 Ngr.) auch das Gebiet des Romans mit dem besten Erfolg betreten. Sie läßt jenem ersten Roman gegenwärtig unter obigem Titel einen zweiten folgen, der durch **Schilderung der socialen Zustände Nordamerikas**, mit denen die Verfasserin durch zwanzigjährigen Aufenthalt in jener ihrer zweiten Heimat innig vertraut geworden, in Deutschland wie in Amerika die größte Beachtung verdient.

In Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blanc (L.), **Histoire de la révolution française.** Tome troisième. In-8. Broché. 1 Thlr.

Der erste und zweite Band (1847) haben denselben Preis.

Dichtungen von Ernst Schulze.

Von den sinnig-zarten, zu Lieblingsgedichten der deutschen Nation gewordenen Dichtungen des zu früh verstorbenen **Ernst Schulze** erschienen in eleganten Ausgaben:

I. Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht.

Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. Geb. 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage.
Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

II. Cäcilie.

Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.

Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. Geb. 3 Thlr.

III. Gedichte.

Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Werthvolle Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig **zu bedeutend ermäßigten Preisen** durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Exemplare dieses reichhaltigen Verzeichnisses, das für jeden Bücherliebhaber Beachtenswerthes enthält, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten. **Bei einer größern Bestellung** werden **besondere Vortheile gewährt.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 46. —— 13. November 1852.

Inhalt.

Russische Novellen.

1. Rußlands Novellendichter. Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von Wilhelm Wolfsohn. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1848—51. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Erzählungen aus Rußland. Deutsch von Wilhelm Wolfsohn. Zwei Theile. Dessau, Katz. 1851. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Russisches Leben und Dichten. Leipzig, Biedermann. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist eine sehr verbreitete Ansicht, daß wenn einmal im Entwickelungsproceß der Menschheit der romanisch-germanische Völkerstamm alle seine Keime zur Entfaltung gebracht und so die von der Geschichte ihm gestellte Aufgabe gelöst habe, alsdann nur die slawische Völkerfamilie und in dieser namentlich die russische Nation es sein könne, welche der absterbenden Cultur den letzten Todesstoß geben und auf den Trümmern derselben, ähnlich wie die germanischen Völker zur Zeit der Völkerwanderung, eine ganz neue Aera der Geschichte und zugleich eine höhere Culturperiode herbeiführen werde. Oberflächlich betrachtet hat diese Ansicht auch Manches für sich. Ist doch schon viele Jahrhunderte hindurch das russische Reich in ununterbrochenem Wachsthum begriffen gewesen und streckt von Jahr zu Jahr drohender den Arm seiner rohen Gewalt über das westliche Europa aus, sodaß es fast scheint als würde sich dasselbe gar nicht lange mehr der hereinbrechenden Kosackenhorden erwehren können. Und wenn einmal die Roheit und Barbarei über die Bildung und Civilisation den Sieg davongetragen hat, warum soll sie dann nicht ebenso gut wie damals, als sie über die abgelebte Cultur des Alterthums triumphirte, aus ihrer noch ungeschwächten Kraft neue Keime einer bisher ungeahnten Bildung hervortreiben können? Warum soll von den Russen, Kosacken und Mongolen nicht ebenso gut eine neue und höhere Gesittung ausgehen können wie einst von den Gothen, Franken und Vandalen? So scheint es. Betrachtet man aber die Sache näher, so stellen sich dieser Ansicht sehr bedeutende Bedenken gegenüber. Jene germanischen Völker waren allerdings noch roh und uncultivirt, aber sie waren es, weil sie sich überhaupt noch in dem Zustande jugendlicher Naturwüchsigkeit und Ursprünglichkeit befanden, weil sie mit den künstlichen Formen eines geregelten und disciplinirten Staatslebens noch unbekannt waren. Ihre Roheit war daher gewissermaßen die Roheit der Rohstoffe, die eben deshalb, weil sie von der verarbeitenden Hand noch völlig unberührt geblieben, noch jeder Verarbeitung fähig, für jede Veredelung empfänglich sind. Wie ganz anders erscheint hingegen die Roheit der unter dem russischen Scepter vereinigten Völker. Sie ist nicht eine Roheit vor, sondern inmitten und trotz, ja wir können in gewissem Sinne sogar sagen, zufolge der Civilisation. Wie alle Principien in ihrer extremen Ausbildung zuletzt gerade ihren Gegensatz ins Leben rufen, so kann auch das Princip der Civilisation, die staatliche Ordnung, wenn sie sich anmaßt, die natürliche Entwickelung statt blos fördern und leiten, dieselbe beherrschen oder ganz und gar unterdrücken zu wollen, nur eine neue Roheit erzeugen, welche, wie sehr sie auch äußerlich den Schein der Bildung gewähren möge, der wahren Bildung weit ferner liegt als jene ursprüngliche Roheit, weil sie eben nicht mehr ein noch der Bearbeitung harrendes Naturerzeugniß, sondern vielmehr ein verunglücktes, vielleicht für immer verpfuschtes Kunstproduct ist. Es soll nun hiermit zwar nicht behauptet werden, als ob die im Schoose des großen Zarenreichs schlummernden Lebens- und Bildungskeime unter dem ihm angelegten Schnürleibe einer ihm aufgezwungenen Frühcultur und in der Zwangsjacke eines alle Selbstentwickelung verbannenden Formalismus schon sämmtlich und ganz und gar erstickt wären, vielmehr meinen wir daß die Natur wie überall so auch hier zuletzt wieder zum Durchbruch kommen und sich den Weg zu einer naturgemäßern Entfaltung bahnen werde; aber die Ansicht müssen wir festhalten daß jene Keime bisjetzt noch so gut wie begraben liegen und daß das gegenwärtige

Rußland durchaus noch nicht geeignet ist die Hoffnung zu erwecken als könne von ihm eine neue Gesittung und Bildung ausgehen. Diese Ansicht findet ihre Bestätigung nicht nur wenn man den Blick auf die niedern und noch rohen Elemente der russischen Nation richtet, sondern auch und sogar noch mehr, wenn man ihn den höhern und gebildeten Sphären zuwendet, ganz besonders aber wenn man ihre Leistungen in der Kunst und Poesie ins Auge faßt. Die Poesie eines Volks ist stets Dasjenige worin sich sein eigenstes Wesen und selbst seine noch verborgenen und schlummernden Kräfte am frühesten verrathen. Wenn daher wirklich im russischen Volke irgendwelche Momente lägen die eine neue Culturperiode herbeiführen könnten, dann müßten sie sich doch schon irgendwie in den Erzeugnissen seiner hervorragenden Geister erkennen oder wenigstens herausfühlen lassen; es müßte uns aus denselben irgend ein neuer, fremdartiger, ursprünglicher Geist entgegenwehen, wie er in allen Erstlingsproducten einer zur Trägerin der Cultur bestimmten Nation zu finden ist; es müßten in denselben die ersten überraschenden Lichtblicke einer neuen, frischern Lebensanschauung, die prophetischen Ahnungen einer den ältern Völkern noch unenthüllten Zukunft zu finden sein; es müßten darin die Fundgruben neuer Stoffe eröffnet, die Rudimente neuer Darstellungsformen aufgezeigt, kurz etwas noch nicht Dagewesenes, wirklich Eigenthümliches, specifisch Russisches zutagegefördert werden. Und wenn die poetischen Erzeugnisse diese Bedingungen erfüllten, dann möchten sie übrigens so roh, so ungeschlacht sein als sie wollten, möchten immerhin unserm gebildetern Geschmacke auf die ungenirteste Weise Hohn sprechen, möchten immerhin alle Regeln unserer Poetiker, alle Gesetze unserer Aesthetiker, alle Anfoderungen unserer Kritiker mit Füßen treten: das würde ihrer epochemachenden, welthistorischen Bedeutung nicht den geringsten Eintrag thun, ja es würde vielmehr solche Unvollkommenheit ein Zeichen mehr dafür sein daß wir in ihnen nicht die Früchte einer zur Reife gelangten Bildungsperiode, sondern die ersten, formlosen Schößlinge eines eben aufkeimenden Zeitalters vor uns haben. Aber von alle Dem ist in den Producten gerade der gepriesensten russischen Dichter nicht einmal eine Spur zu finden. Statt irgendwie original, eigenthümlich, national zu sein, tragen sie vielmehr durchweg das Gepräge von Nachbildungen, und wenngleich sie in russischer Sprache geschrieben sind und sich innerhalb der russischen Geschichte, auf russischem Boden und in russischen Verhältnissen bewegen, so sind sie doch ihrem innern Geiste, ihren äußern Formen, kurz ihrem ganzen Sein und Wesen nach durchaus nur Producte einer aus Deutschland, Frankreich, England oder sonst woher entlehnten Bildung und gehören daher einzig und allein der romanisch-germanischen, aber keineswegs einer uns bevorstehenden slawischen oder speciell-russischen Culturperiode an. Und weit entfernt daß sie etwa durch Roheit der Anlage, Unbeholfenheit der Formen, Naivetät der Anschauungen die Vorstellung erweckten als sei jener westliche Geist ihnen eigentlich etwas Fremdartiges, als dürften jene Nachbildungen eben nur als die ersten kindischen, dem Nachahmungstriebe entsprossenen Versuche einer sich regenden Productionslust betrachtet werden: zeichnen sie sich vielmehr gerade umgekehrt fast durchgängig durch große Sicherheit und Gewandtheit in Anlage und Ausführung aus und entfalten überhaupt eine Reihe einerseits von Vorzügen und Vollkommenheiten, andererseits von Fehlern und Mängeln, wie sie nicht den Frühlings-, sondern den Herbsterzeugnissen einer Literatur eigen zu sein pflegen, ja es haucht uns aus ihnen ein solcher Geist der Blasirtheit und Abgestorbenheit an, wie er in den Dichtungen der westlichen Völker beiweitem nicht in so ausgedehntem Maße und in so vorherrschender Weise zu finden ist, sodaß die russische Poesie, weit entfernt einen jugendlichern und hoffnungerweckendern Eindruck zu machen, gerade umgekehrt die Vorstellung erweckt als werde die russische Nation weit eher ihrem Ende entgegengehen als irgend eins der germanischen oder romanischen Völker. Nimmt man die russischen Volkslieder aus, welche allerdings das Gepräge der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit tragen, aber schon darum nicht als Keime einer neu aufsprossenden Bildung betrachtet werden können, weil sie selbst nur Reliquien einer längst verflossenen Zeit und aufs engste mit den niedern und schon längst überwundenen Culturstufen verwachsen sind, so können die Dichtungen Karamsin's, Batjuschkow's, Dmitrijew's, Schukowski's, Puschkin's, Lermontow's, Gogol's, Marlinski's, Dostojewski's, Grebrienka's u. A., kurz fast sämmtliche Erzeugnisse der russischen Poesie, die in neuerer Zeit Epoche gemacht haben, als Belege für die oben ausgesprochene Ansicht dienen, indem dieselben nur Nachahmungen abendländischer Dichtungen sind und sich fast durchweg im negativen Elemente Byron'scher, Heine'scher oder Sue'scher Lebensauffassung bewegen.

Ganz dieselbe Ueberzeugung erwecken nun auch sämmtliche Novellen der uns hier vorliegenden Sammlungen. So trefflich und werthvoll auch die meisten derselben sind, so beruht ihr Werth doch nur auf solchen Vorzügen die mehr einer abblühenden als aufblühenden Literatur eigen sind. Es sind keine Erstlinge des Jahres, keine Walderdbeeren, wie sie die Völker in ihrer Kindheit unmittelbar vom Strauche pflücken, sondern die Reliquien des Jahres, eingemachte Früchte, Trüffelpasteten und dergleichen, wie sie der verwöhnte Gaumen eines alternden Gourmands aus der Garküche eines Kochkünstlers bezieht. Wir dürfen daher bei ihnen Nichts von jener unschuldigen Süßigkeit noch von jener naiven Herbigkeit erwarten, die uns an den Erstlingsproducten einer Nation entzücken; aber wir können darauf rechnen, allen Reizen und dem vollen haut-goût einer wohlausgebildeten, ja raffinirten Kochkunst zu begegnen. Für die haute-volée in Rußland berechnet, sich in der haute-volée Rußlands zum größten Theil auch bewegend, haben sie sich denn auch die Welt- und Lebensanschauung der russischen haute-volée angeeignet, d. h. sie haben

Welt und Leben eigentlich bereits unter sich, schauen darauf als auf etwas bereits Genossenes und Ausgesogenes herab und führen den Beweis daß alles wahre Lebensglück nur eine Seifenblase ist, welche zerplatzt gerade wenn wir sie haschen wollen, und daß alle Genüsse deren wir habhaft werden nur die Brücken zu Uebersättigung und Lebensüberdruß sind. Dieser Gedanke ist das Grundthema, das in allen bald mit elegischer Schwermuth, bald mit ironischer Bitterkeit, bald mit blasirter Gleichgültigkeit, immer aber mit vielseitiger Welt- und Menschenkenntniß, mit scharfer Zeichnung der socialen Zustände, mit psychologischem Tiefblick in das innere Getriebe der Empfindungen und Gesinnungen und in der Regel mit künstlerischer Darstellungsgabe durchgeführt wird. Geht man daher an diese russischen Novellen eben mit keinen andern Erwartungen und Voraussetzungen als mit denen wir ein Product unserer eigenen Literatur in die Hand nehmen, suchen wir in ihnen nicht die Vorboten einer zukünftigen, sondern vielmehr die Nachzügler einer vielleicht bald der Vergangenheit angehörigen Poesie: dann wird man ihnen unter den poetischen Erscheinungen der Neuzeit überhaupt einen ganz ehrenwerthen Platz einräumen und auf Grund derselben das Geständniß ablegen müssen daß die russische Nation, wenn auch zunächst nur im kleinen Bruchtheil ihrer Gebildeten, wohl befähigt erscheint, eine Seite der romanisch-germanischen Poesie, namentlich die von Lord Byron repräsentirte Richtung derselben, mit Glück und Geschick weiter auszubauen und mit Darstellungen aus dem russischen Leben, das für einen Dichter dieser Weltanschauung allerdings eine sehr reiche Fundgrube ist, zu bereichern.

Die reichste und gediegenste der drei hier vorliegenden Sammlungen ist unstreitig die von uns unter Nr. 1 angeführte, und sie zeichnet sich außerdem noch dadurch vor den beiden andern aus daß sie uns außer den eigentlichen Novellen auch noch biographisch-kritische Einleitungen bietet, in denen uns der Herausgeber, der einerseits selbst geborener Russe ist, andererseits sich schon vielfach als ein feiner und scharfer Kritiker bewährt hat, mit gründlicher Sachkenntniß in die allgemeinen und besondern Verhältnisse, unter denen die Verfasser derselben gelebt und gedichtet haben, einführt und zugleich sein Urtheil über ihre ästhetische und literarhistorische Bedeutung abgibt. Dieses Urtheil ist im Ganzen sehr wahr und treffend, und wenn es auch, wie bei längerer Beschäftigung mit einer Sache natürlich ist, im Allgemeinen mehr die Licht- als die Schattenseiten der von ihm eingeführten Dichter hervorhebt, so ist es doch gegen die letztern keineswegs blind, sondern weiß mit der Liebe auch die Unbefangenheit und Gerechtigkeit zu verbinden. Die Dichter mit denen wir in dieser ersten Sammlung bekanntgemacht werden sind Helena Hahn, Alexander Puschkin, Nikolaus Pawlow und Alexander Herzen. Ueber Helena Hahn erfahren wir in der Einleitung Folgendes. Sie wurde 1815 in Südrußland, wo ihr Vater, ein Herr von Faddejew, als hochgestellter Beamter fungirte, geboren, erhielt von ihrer Mutter anfangs eine sehr sorgfältige Erziehung, mußte sich aber nach Erkrankung derselben auf autodidaktischem Wege weiterbilden und that dies mit einem so unermüdlichen Eifer und einem so sichern Takt daß sich das in ihr schlummernde poetische Talent schon sehr früh entwickelte und sie zu eigenen Productionen antrieb. Im sechzehnten Jahre verheirathete sie sich mit einem Militairbeamten und mußte infolge dessen sehr häufig ihren Wohnort wechseln und ihr Leben lange Zeit größtentheils in kleinen Städten Südrußlands verbringen. Die geistige Oede welche sie umgab nöthigte sie die Befriedigung immer mehr im eigenen Innern zu suchen und sich neben der wirklichen auch eine poetische Welt zu schaffen; jedoch verlor sie das wirkliche Leben dabei nie aus den Augen, vielmehr wußte sie dasselbe stets als Boden für ihre praktische Thätigkeit wie als Feld für ihre Beobachtungen zu benutzen, und sofern damit auch Ausflüge nach der Krim, nach den Kalmückenbezirken, nach dem Kaukasus verbunden waren, lieferte es ihr selbst zu ihren poetischen Gemälden den landschaftlichen Hintergrund. Ihre dichterischen Arbeiten behielt sie aus Scheu vor der Oeffentlichkeit lange für sich, bis sie sich, um ihrer Tochter eine bessere Erziehung geben zu können, entschloß, die sich ihr darbietende Verwerthung ihrer Producte nicht länger mehr zu verschmähen. Sie trat zunächst unter dem Namen „Seneida R—wa" in der zu Petersburg erscheinenden „Lesebibliothek" auf, erregte jedoch bald Aufsehen, sodaß schon beim Erscheinen von „Utballa" ihrem wahren Namen nachgeforscht wurde. Leider konnte sie für die Erweiterung ihres Rufs nur noch kurze Zeit arbeiten, denn schon im fünfundzwanzigsten Jahre ihres Alters fiel sie in eine schwere Krankheit und überlebte dieselbe nur zwei Jahre, sodaß sie 1842 zu Odessa, wo sie zuletzt gelebt hatte, starb.

Die Charakteristik der Dichterin entnimmt der Herausgeber zunächst aus dem Lebensinhalte ihres ganzen Wesens. Er sagt:

Sie ist nicht mehr und nicht weniger als eine jugendlichreine, schön-weibliche Seele, in ihren Beziehungen zur russischen Gesellschaft, unter den russischen Nationalverhältnissen, eine Seele die an die sittlichsten Zustände des Weibes all ihr Dichten, Denken und ihre glühendste Begeisterung gewendet, die aber, da weder ihr Charakter noch ihr Talent nur um einen Schritt über das Weibliche hinausgeht, alle diese Zustände nicht anders als in persönlicher und localer Umgrenzung betrachtet.

Dies will der Herausgeber nicht zu ihrer Herabsetzung, sondern zu ihrem Lobe gesagt wissen. Denn die Lebensanschauung einer in der Sphäre ihres Geschlechts bleibenden Frau habe immer die engsten Grenzen der innern wie der äußern Welt in der sie lebe. Was sie über diese hinausführe, sei, gleichviel ob als Fehler oder als Vorzug, etwas Unweibliches. Alles Das was man bisjetzt unter dem Namen Genialität zusammenfasse, nämlich die höchste Geisteskraft, die innerste Macht zu gestalten und zu schaffen, stehe daher mit dem weiblichen Elemente im Widerspruch, welcher Widerspruch sich dann auch immer in den Werken wirklich

genialer Frauen ankündige. Zu diesen Frauen gehöre Helena Hahn nicht. Wollte man aber auch die „höchste Herzensfähigkeit", die „ausgebildetste Kraft, die heiligen Wahrheiten des Herzens sich zum Bewußtsein zu bringen und große Lebensgedanken zu *empfinden*", als Genialität gelten lassen: dann würde man in der Literatur und Kunst auch von *weiblichen Genies* reden können und als ein solches Genie müsse Helena Hahn bezeichnet werden. Er sagt weiter:

Sie hat mitten unter ihrem Volke sich gebildet, an seine Culturverhältnisse ihre Erfahrungen und Betrachtungen gelehnt. Erfahrungen eines kurzen, vereinsamten und vielfach beengten Lebens! Aber es gibt keinen Gedanken des Lichts und der Freiheit, wie er ein weiblich Herz ergreifen und erfüllen kann und zu welcher Zeit, bei welchem Volke er sich geäußert, der nicht in ihr zur tiefsten Entwickelung gelangt. Sie hat zwar Nichts gemein mit politischen Debatten, Nichts mit liberalem Phrasenthum, aber Alles was Licht und Freiheit dem *weiblichen Berufe* bietet hat sie mit heißblutender Seele erfaßt. Und wer will leugnen daß der Frauen größte Sendung die Pflege des sittlichen Lebens, ihr innerster Beruf die Liebe ist! Nun, Alles was in der Liebe beglückt und vernichtet, ihre schönste Ueberzeugung und ihre bittersten Täuschungen, ihr Todesweh, aber auch ihre unversiegbare Trostquelle und jener heilige Schmerz der nicht verzweifelt, der ebenso der stolzesten Erhebung wie der göttlichen Demuth fähig, Alles was in weiblicher Opferung und Duldung Großes und Rührenderhabenes ist, hat unsere Dichterin in wechselvollen Bildern umschwebt, hat sie in stürmendem Mitgefühl durchdrungen und gab ihr die Feder in die Hand. Es ist die Grundzeichnung aller ihrer poetischen Gemälde, mag auch die Ausführung derselben ihr noch so wenig gleichkommen, es ist der Grundgedanke aller ihrer Combinationen, der bedeutsame Sinn aller ihrer Mittheilungen, obgleich dieser Größe der Intention ihr Ausdruck keineswegs entspricht.

Ueber die Fehler ihres Ausdrucks spricht sich der Herausgeber weiter unten dahin aus, es seien zwar in den meisten Gemälden der Dichterin hin und wieder Momente in welchen die künstlerische Ausführung die Höhe der ideellen Anlage erreiche, aber sonst leide die Darstellung an mancherlei Mängeln und zwar nicht nur an solchen, über die das fortschreitende Talent hinauskomme, sondern auch an Schwächen wie sie kein Fleiß, kein Studium, keine Weiterbildung besiege. Die Handlung sei fast überall trefflich combinirt und zeuge von hoher Erfindungsgabe, die Zustände und innern Situationen seien tief durchdacht und oft in meisterhaften Grundzügen angelegt; aber wo sie die Handlung plastisch zu gestalten suche, die Zustände individualisire, die Charaktere zu selbsteigenem Ausspruch bringe, verlasse sie ihre ursprüngliche Kraft, und bei dem natürlichen Triebe jeder Künstlerseele, mit dem Ausdrucke hinter der Idee nicht zurückzubleiben, mache sie oft eine Anstrengung in welcher sie den ihr sonst eigenen Takt verliere. Jedem ihrer poetischen Bauwerke liege ein wirklich künstlerischer Plan in großartigen und einfach-harmonischen Verhältnissen zugrunde; bei der Ausführung jedoch fehle da und dort das rechte Material, und statt dessen sei oft ein haltloser, unbedeutender Stoff benutzt; oft sei auch das Maß in den einzelnen Theilen verletzt, Manches zu dürftig, Manches zu überladen. Zum äußerlichen Romangerüst bediene sie sich oft wenig glücklicher Reminiscenzen und verbrauchter Wendungen, während der Dialog bisweilen zu pathetisch sei, ja in Phrase falle und den Geist der Charaktere in ähnlicher Weise schwäche wie oft das Bühnenhafte die lebendige Auffassung des Dichters. Auch ihre Versuche, Kleinigkeiten in ironischer und witziger Weise zu behandeln, seien meist unglückliche; sie gleite dabei oft ins Gewöhnliche und zeige eine auffallende Armuth in Mannichfaltigkeit der Nuancen. Auch ihrer Landschafterei lasse sich mancher Vorwurf machen; dagegen sei ihr lyrischer Vortrag rein und von einem gebildeten, geschmackvollen Stil gehoben, nur oft zu eintönig.

Dies das Urtheil des Herausgebers. Soweit sich aus den hier mitgetheilten Novellen der Dichterin schließen läßt, müssen wir im Allgemeinen demselben beistimmen. In der That zeigt sich Helena Hahn in denselben als eine echtweibliche Schriftstellerin sowol in Hinsicht der von ihr behandelten Stoffe wie in Betreff ihrer Darstellung. Der einzige Stoff für den sich ein Weib überhaupt in höherm Sinne interessirt ist das Verhältniß der Frauen zu den Männern und ihre Stellung innerhalb der Gesellschaft. Dieser Stoff gibt ihnen das Grundthema zu allen ihren Compositionen und ist denn auch der Quell gewesen, aus dem Helena Hahn die beiden Novellen der vorliegenden Sammlung geschöpft hat. Der Herausgeber fürchtet, weil in der ersten derselben, „Dschellaleddin", den Mittelpunkt des Interesse ein Mann bilde, so könne die von ihm bezeichnete Grundeigenheit der Dichterin verkannt werden, und sucht dem dadurch entgegenzukommen daß er den Helden der Erzählung Dschellaleddin selbst als eine weibliche Natur in ihrer höchsten Kraftäußerung aufgefaßt wissen will. Mich dünkt aber, wir brauchen zu einer so gewaltsamen Umdeutung des Hauptcharakters durchaus nicht unsere Zuflucht zu nehmen, und können dennoch sehr wohl erkennen daß es der Verfasserin nicht auf Zeichnung des Mannes schlechthin und um seiner selbst willen ankommt, sondern daß es ihr auch hier nur darum zu thun ist, das zwischen den Männern und Frauen bestehende Verhältniß, wie sie es gerade in ihren Kreisen zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, zur Darstellung zu bringen. Allerdings spielt dieser Dschellaleddin in unserer Erzählung ungefähr dieselbe Rolle welche in den Romanen der Dichterinnen gewöhnlich ein Weib zu spielen pflegt. Während nämlich in diesen fast regelmäßig irgend ein edles, vortreffliches Weib der Willkür und Treulosigkeit eines Mannes zum Opfer fällt, geht umgekehrt hier ein möglichst idealisch gezeichneter Mann an dem Leichtsinn und der Schwäche eines Weibes zugrunde. Ein junger Tatarenfürst liebt mit aller Glut orientalischer Leidenschaft die schöne Tochter eines russischen Brigadier und bringt dieser Liebe all seine theuersten Herzensregungen, die Liebe zu seiner unterdrückten Nationalität, die Anhänglichkeit an die angestammten Sitten und Gebräuche, die Rücksicht auf seine geliebten Aeltern, ja sogar seinen mohammedanischen Glauben

zum Opfer, er entschließt sich sogar nach Petersburg zu gehen, sich hier der Geliebten zu Liebe völlig zu russificiren, endlich selbst in russische Dienste zu treten und auf dem Schlachtfelde für Rußland zu derselben Zeit zu kämpfen, in welcher der tatarische Stamm unter Anführung seines Vaters nochmals einen Versuch macht sich wieder von der russischen Herrschaft loszureißen. Und nachdem er alles Dies gethan, nachdem er schwer verwundet worden und endlich, von langem Krankenlager genesen, in die Arme der ihm verlobten Braut zurückkehren und die Frucht seiner Opfer pflücken will, da findet er sie auf dem Punkte sich mit einem Andern zu verheirathen, er selbst wird schnöde abgewiesen, findet Alles was ihm einst in seiner Heimat theuer war im Zustande der traurigsten Zerstörung und hat nicht einmal die Genugthuung sich an dem verhaßten Nebenbuhler zu rächen; denn Der den er als solchen im Duell erschießt ist nur der Bruder desselben. So ladet er am Ende auch noch die Schuld eines lächerlichen und unnützen Mordes auf sich, und es bleibt ihm Nichts übrig als sein auf immer verlorenes Dasein selbst zu vernichten, während Ludmilla, seine treulose Geliebte, noch viele Jahre ein beneidetes Leben führt und noch in hohem Alter mit moralischer Suffisance über die Verderbtheit der Jugend declamirt.

Daß hier die Dichterin das Verhältniß der Geschlechter zueinander geradezu umkehrt, daß sie die Schuld auf Seiten des Weibes, das Opfer auf Seiten des Mannes sein läßt, scheint in dem Herausgeber die Besorgniß geweckt zu haben als könne Jemand hierin ein Herausgehen aus der weiblichen Anschauungsweise erblicken und dasselbe als Beleg gegen seine Charakteristik der Dichterin benutzen, und darum hat er wol geglaubt Dschellaleddin selbst als eine weibliche Natur bezeichnen zu müssen. Diese Rechtfertigung ist aber jedenfalls keine glückliche. Mag auch immerhin Dschellaleddin eben innerhalb jenes Verhältnisses für **uns** etwas Weibliches haben, die **Dichterin** hat auf keinen Fall ein Weib, sondern im Gegentheil gerade das **Ideal eines Mannes** in ihm zeichnen wollen. Aber damit daß sie dieses Ideal eines Mannes in ihrer Dichtung aufstellt, hat sie sich keineswegs, wie es scheint, von der weiblichen Anschauungsweise losgerissen und zu einem vorurtheilsfreien, objectiven Urtheil über die Männer erhoben; nein, sie ist gerade recht durch und durch in demselben befangen; denn durch ihre ganze Darstellung zieht sich die dahinter liegende Vorstellung hindurch daß eben dieser Dschellaleddin nur ein Ideal ist, und sie drückt dies dadurch aus daß sie ihn eben einen Tataren, den Sprößling eines ihr noch unverderbt erscheinenden Volksstammes sein läßt und daneben es offen ausspricht daß ein Beispiel solcher Art in der civilisirten, dem Urtypus der schöpferischen Idee entrückten Welt nicht mehr zu finden sei.

Aber — so lauten ihre eigenen Worte, nachdem sie Dschellaleddin in seiner ganzen Herrlichkeit geschildert — das ist eine fabelhafte Liebe, das ist keine Liebe unserer Zeit! werden Viele, sehr Viele sagen. Wol wahr; nicht unserer civilisirten Gesellschaft ist sie eigen, nicht unserm feinen Anstand, der auch alle Empfindung in seine Form umgegossen; aber einen Menschen konnte sie beseelen, bei dem der Verstand noch nicht das Herz geknechtet. Dschellaleddin war eines jener wunderbaren Geschöpfe, in denen die Natur sich zuweilen in ihrer Urkraft, in ihrer ganzen stolzen Schönheit zeigt!

In diesen Worten haben wir den eigentlichen Schlüssel für das Verständniß der der Novelle zugrundeliegenden Lebensanschauung. Es geht dieselbe auch nicht ein Haarbreit über den Horizont der weiblichen Weltanschauung hinaus, denn wir hören darin abermals wieder nur die Klage daß die Männer nicht so sind wie sie sein sollten, nicht so sind wie dieser Dschellaleddin, der einer untergegangenen Zeit, einem untergegangenen Volke und genaugenommen nur der Phantasie einer Frau angehört. Und sie ist in diesem weiblichen Vorurtheil dergestalt befangen daß sie nicht einmal daran denkt sich zu fragen, ob denn wirklich die Welt besser daran sein würde, wenn alle Männer wirklich solche Ideale wie dieser Dschellaleddin wären, wenn sie wie er ihre Vaterlandsliebe, ihre Kindesliebe, ihre Religion, kurz alles Theure und Heilige um der Leidenschaft zu einem höchst unbedeutenden und leichtsinnigen Mädchen willen in die Schanze schlügen und sich zuletzt aus Verzweiflung über ihr unglückliches Hazardspiel eine Kugel durch den Kopf jagten; sie weiß dergestalt nur von dem **einen** Maßstabe, wonach die Frauen den Werth der Männer zu messen pflegen, daß sie gar nicht daran denkt sein endliches Unglück als das Walten einer der maßlosen Leidenschaft stets folgenden Nemesis darzustellen, sondern darin vielmehr nur den sinnlosen Hergang einer entarteten Zeit sieht, in der gerade das Edelste und Beste untergeht und nur das Gemeine und Schlechte sich wohl befindet.

Hierin liegt nun auch, wie einerseits das Echtweibliche und darum, weil von einem Weibe kommend, Natürliche und Befriedigende, so andererseits das Verfehlte und Verkehrte der Erzählung. Dieser Dschellaleddin hätte ganz so wie er ist den trefflichen Mittelpunkt einer Dichtung abgeben können; aber der Dichter mußte von Anfang **über** ihm schweben, er mußte in ihm nicht ein männliches Ideal, sondern nur die einseitige, extravagante Ausbildung **eines** Lebensmoments darstellen und ihm um der blinden Leidenschaft willen, mit der er die Harmonie des Daseins und alle andern Lebensmomente zerstört, von Anfang an den tragischen Charakter aufdrücken. Hätte die Dichterin dies zu leisten vermocht, so hätte sie ein wirkliches Kunstwerk geliefert; aber in diesem Falle würde sie auch aus den Grenzen der weiblichen Darstellungsweise herausgegangen sein und uns gerade **den** Reiz entzogen haben der uns an dem Product eines Weibes am meisten anzieht, und welcher darin besteht daß uns in ihm mehr die Dichterin als das Gedicht entgegentritt.

Ganz denselben Stoff finden wir auch in „Utballa", der zweiten Erzählung. Auch hier wird die Glut einer naturwüchsigen Liebe als Opfer der civilisirten Verhältnisse dargestellt; diesmal aber ist, wie schon der Titel angibt, nicht ein Mann, sondern ein Weib zur Trägerin

der Idee erkoren. Utballa ist die Tochter eines reichen russischen Pachters und einer Kalmückin. Sie lebt bis zu ihrem siebenten Jahre unter den Kalmückenhorden, wo sich ihre Mutter mit einem kalmückischen Saissan (Edelmann) verheirathet. Dann fällt es ihrem Vater ein sie zu sich zu nehmen und ihr eine höhere Erziehung geben zu lassen. Ihre Schönheit, ihr Geist und der Reichthum ihres Vaters führen sie in die höhern Kreise der Gesellschaft, sie wird dort eine interessante Erscheinung. Boris, der Sohn einer Fürstin, verliebt sich in sie, sie verloben sich miteinander und müssen sich unmittelbar darauf trennen. Kurze Zeit darauf stirbt ihr Vater ohne ein Testament zu hinterlassen; die Erben fürchten sie könne Ansprüche geltendmachen und schaffen sie gewaltsam zu den Kalmücken zurück. In diesen rohen Kreisen fühlt sie sich bei ihrer Bildung höchst unglücklich und macht mehrmals den Versuch sich das Leben zu nehmen. Es gelingt ihr aber nicht und sie hat infolge dessen nur um so härtere Behandlung auszustehen. Doch bald wendet sich ihr Loos. Der Kalmückenhäuptling gewinnt sie lieb und wählt sie zur Gemahlin, nicht ohne Widerstreben seines priesterlichen Bruders, der sich von Utballa in seinem Einflusse verkürzt glaubt und ihr immerfort feindselig gesinnt bleibt. Boris hat inzwischen über Utballa's Aufenthalt durchaus Nichts ausmitteln können. Er jammert eine zeitlang über den Verlust; dann gibt er sich nach und nach zufrieden. Da führt ihn plötzlich ein Zufall zu den Kalmücken und er findet dort Utballa als Fürstin wieder. In Beiden erwacht die alte Leidenschaft und sie beschließen zu entfliehen. Utballa bemerkt aber daß ihre Zusammenkunft vom Bruder ihres Gemahls belauscht ist, sie weiß nun daß dieser ihre gemeinschaftliche Flucht vereiteln und sie Beide verderben wird. Sie will aber wenigstens ihren Geliebten retten und ihn doch vorher das volle Glück der Liebe kosten lassen. Sie lebt daher in Abwesenheit ihres Mannes in unbedingter Hingebung mit ihm und weiß ihn alsdann zu einer frühern Abreise zu bewegen, um unmittelbar nach seinem Weggange der Rache ihres Gemahls zu fallen. So bringt sie sich im vollsten Bewußtsein dem Glücke und dem Leben des Jugendgeliebten zum Opfer. Und Boris? Die Sage geht, er sei im Kaukasus mit zerschmettertem Schädel gefunden; Andere behaupten, er sei zum Oberst avancirt und oft mit einer schönen Dame Arm in Arm gesehen worden. Die Dichterin erklärt die letzte Nachricht für glaubwürdiger.

Da haben wir abermals die Verherrlichung eines unmittelbar dem Schoos der Natur entsprossenen Wesens gegenüber der russischen Bildung und Civilisation und die mit bitterer Ironie durch die ganze Geschichte sich hindurchziehende Klage, daß Wahrheit und Tiefe der Empfindung nur noch in den rohesten Elementen der Nation gefunden werde, daß in den höhern Schichten nur Falschheit, Flachheit und Blasirtheit herrsche und daß jede Berührung der naturwüchsigen mit den civilisirten Elementen nur die Zertrümmerung des Edeln und Urkräftigen zur Folge habe! So ist „Utballa" ein treffliches Seitenstück zu „Dschellaleddin", wie dieses eine zwar indirecte, aber darum nicht minder scharfe Anklage gegen das Russenthum, wie dieses eine Apotheose der in ursprünglicher Kraft sich bethätigenden und zu jedem Opfer bereiten Liebe und wie dieses das Product einer reinweiblichen Weltanschauung, die selbst die nationalen, culturhistorischen, politischen, kurz die allgemeinsten und objectiosten Interessen nur von dem einen Gesichtspunkte aus, nämlich nach den Bedürfnissen und Ansprüchen des Herzens beurtheilt.

In Betreff der Darstellung fügen wir zu Dem was wir als Urtheil des Herausgebers angeführt haben nur noch die Bemerkung hinzu daß Helena's schriftstellerisches Talent am stärksten in den reflectirenden Partien hervortritt. Während ihre Erzählung oft nüchtern und dürftig, ihr Dialog oft unbedeutend und ohne charakteristische Momente, ihre Schilderung zuweilen zu umständlich und doch nicht anschaulich genug ist, entfaltet sie in der Reflexion, mag sie dieselbe aus eigener Hand geben oder einer der Personen in den Mund legen, eine Reife des Urtheils, eine Natürlichkeit und Sicherheit der Entwickelung, eine Einfachheit und Correctheit des Ausdrucks wie sie nur den allerdurchgebildetsten Frauen eigen ist, und darum ist es zu beklagen daß gerade in diesen beiden Novellen der Reflexion weniger Raum gegönnt ist als in einer dritten, die der Herausgeber in der zweiten der oben angeführten Sammlungen mitgetheilt hat. Wenn daher auch diese Novellen vor jener einen größern Reichthum an compactem Stoff, eine größere Mannichfaltigkeit der Scenerien, Personen und Combinationen voraus haben, so bleiben sie doch an Tiefe und Fülle des geistigen Interesse hinter derselben zurück und lassen nicht so wie sie die eigentliche Stärke und Virtuosität der Dichterin erkennen.

Von Alexander Puschkin theilt der Herausgeber nur eine Novelle, „Die Capitainstochter", mit. Er erklärt sie in der Einleitung für Puschkin's beste prosaische Erzählung, fügt aber hinzu, man möge ja nicht glauben daß sie irgendwie Ansprüche auf eine Offenbarung seines poetischen Geistes mache, von denen sie schon ihrer Anlage und Intention nach sich fern halte; noch weniger wolle sie eins jener bedeutungsvollen Einzelwerke sein, in denen ein ganzes Dichterwesen niedergelegt ist. Puschkin habe überhaupt streng zwischen gebundener und ungebundener Rede geschieden. Nur in jener habe sich sein poetischer Genius vollkommen entfaltet; seine in Prosa geschriebenen Novellen dagegen seien mehr unter seine historiographischen als unter seine dichterischen Arbeiten zu rechnen. Hingerissen nämlich von Karamsin's „Russischer Geschichte" habe er sich selbst auf historische Studien geworfen und namentlich im Auftrage des Kaisers sich mit den Vorarbeiten zu einer Geschichte Peter's des Großen beschäftigt. Hierbei sei ihm nun außerordentlich viel Material aufgestoßen, das ihm passend erschienen sei, mit einiger Beimischung von mehr oder weniger Fiction zu Einzelbildern zu verarbeiten, und so seien seine novellenartigen Erzählungen entstanden, die denn auch als

bloße Seitenschößlinge seiner Historiographie weit mehr einen prosaischen als poetischen Zweck verfolgt, vorallem nach Einfachheit und Kürze gestrebt und sich mit dem schmucklosesten Erzählton begnügt hätten. Trotzdem sei auch hier der Dichter nicht zu verkennen, nur zeige er sich weniger in der Form als in der Wahl des Stoffs, in der Vorliebe für interessante Charaktere, für romantische Ereignisse; und von dieser Seite biete auch die vorliegende Novelle, die ein Bild der Pugatschew'schen Verschwörung liefere, kein geringes poetisches Interesse. Der historische Hintergrund habe die höchste Anschaulichkeit, und von größter Bedeutsamkeit seien die echten Nationalzüge, die hier der Dichter an verschiedenartigen Charakteren mit ergreifender Wahrheit herausgestellt habe.

Dieses Urtheil, so natürlich und richtig es ist, wenn man die vorliegende Novelle mit den versificirten Dichtungen Puschkin's vergleicht, kann doch, außer dieser Beziehung aufgefaßt, sehr leicht die falsche Vorstellung erwecken, als sei der eigentliche Zweck derselben die Darstellung des genannten historischen Ereignisses, als nehme daher auch dieses das Hauptinteresse für sich in Anspruch und als sei alles Uebrige nur als unwesentliche Zugabe, als bloßes Beiwerk und Ornament hinzugefügt. Dem ist aber keineswegs so. Vielmehr ist das eigentliche Interesse gerade an solche Personen geknüpft welche entweder gar nicht historisch sind oder doch, wenn der Wirklichkeit entnommen, in der Geschichte jenes Ereignisses eine so untergeordnete Rolle spielen daß sie in einer reinhistorischen Darstellung desselben kaum erwähnt werden würden. Außerdem ist dieses Ereigniß selbst so aphoristisch und unvollständig behandelt, es fällt so urplötzlich und unmotivirt in die Geschichte hinein, es werden nur so wenig Einzelheiten davon mitgetheilt, es wird sogar nicht auf seine allgemeinere Bedeutung Rücksicht genommen, sondern nur soviel davon erzählt als im Interesse des Romans nothwendig ist, daß man es wol selbst für eine bloße Erfindung zu Gunsten desselben halten könnte. Wenn daher der Werth der Erzählung nur in ihrer historiographischen Bedeutung läge, könnten wir denselben nicht so hoch als es der Herausgeber gethan anschlagen; aber uns dünkt, man braucht eben die Novelle nur als Novelle aufzufassen, um in ihr gar manches Anziehende und Interessante zu entdecken, wenn wir auch einräumen müssen daß sie nicht nur in Vergleich mit Puschkin's reinpoetischen Erzeugnissen, sondern auch gegenüber den Novellen anderer Dichter auf keinen sehr hohen Rang unter den poetischen Producten Anspruch machen kann. Es lassen sich an derselben gar viele Ausstellungen machen. Die Combination der Geschichte selbst ist eine sehr gewöhnliche; die einzelnen Momente derselben sind zwar an und für sich gute und namentlich zur Erzeugung von Spannungen und Effecten brauchbare Materialien, aber sie treten uns im Ganzen gar zu roh und unverarbeitet entgegen; die darin auftretenden Personen sind zwar nicht ohne Charakter und Eigenthümlichkeit, aber es fehlt ihnen das eigentliche innere Leben, man vermißt die psychologische Entwickelung, sie machen fast den Eindruck von sich zwischeneinander hindurchschiebenden Marionetten. Ueberhaupt sucht man in der Erzählung vergeblich eine leitende Idee, eine innere Nothwendigkeit. Es reiht sich darin ein Ereigniß, ein Abenteuer an das andere an, ohne daß man einsähe, aus welchen der schon vorangegangenen Umstände oder Handlungen dasselbe als Folge hervorgehen oder zu welchem der folgenden Entwickelungsmomente es als Motiv eintreten mußte. Am auffallendsten erscheint dies mit der Liebe des Helden zur Capitainstochter. Mit dieser kommt er zusammen, ein mal, mehrmals, und es wird von einem Eindrucke den dieselbe auf ihn gemacht, oder von ihrer Liebenswürdigkeit überhaupt auch nicht ein Wort erwähnt. Urplötzlich aber liest er einem Kameraden ein Gedicht vor, und man erfährt bei dieser Gelegenheit daß ihn hierzu die Capitainstochter begeistert hat. Und diese so beiläufig, so gelegentlich eingeführte, aus den Wolken fallende, vom Dichter aus der Pistole geschossene Liebe bildet doch den eigentlichen Mittelpunkt der Geschichte, sie soll Dasjenige sein um deswillen wir uns für die ganze Erzählung interessiren! Aehnliche Inconvenienzen ließen sich noch viele anführen; aber obwol dem so ist, obschon namentlich das künstlerische Bedürfniß in gar vielen Beziehungen unbefriedigt bleibt, macht doch die Novelle im Ganzen mehr einen angenehmen als unangenehmen Eindruck; sie empfiehlt sich durch einen rüstigen, behenden Fortschritt der Erzählung, durch einen raschen Wechsel verschiedenartiger Ereignisse und mannichfaltiger Scenerien, durch die Neuheit und Entlegenheit ihres Terrains und ganz besonders durch eine gewisse Treuherzigkeit und Gemüthlichkeit der Darstellung, die den Leser, ohne die Kritik in ihm aufkommen zu lassen, von Capitel zu Capitel bis zum Schlusse mit sich fortführt. Das thut gerade hier um so wohler als unter allen russischen Novellen, die uns in den vorliegenden Sammlungen mitgetheilt werden, dies die einzige ist, welche Nichts von dem wahren oder affectirten Weltschmerz der russischen Dichter merken läßt, sondern mit einer auch Puschkin sonst nicht eigenen Naivetät und Objectivität die Zustände gibt wie sie sind, ohne über die Roheit einerseits oder die Blasirtheit andererseits zu jammern, freilich auch ohne sie in poetischer Weise zu verklären. Nur der Anfang der Novelle läßt den höhern Standpunkt des Dichters durchfühlen; aber auch der hier angeschlagene und im Verlauf der Erzählung sehr bald aufgegebene oder nur schwach nachklingende Ton der Ironie ist von so harmloser und gutmüthiger Art daß er den oben bezeichneten Totaleindruck nicht schwächt, sondern steigert. Gerade dieser Anfang ist in poetischer Beziehung jedenfalls der gelungenste Theil der Erzählung, und da er überdies ein in sich ziemlich abgerundetes Ganzes bildet, so möge er als Probe hier mitgetheilt werden. So erzählt der Held der Erzählung selbst:

Mein Vater Andrej Petrowitsch Grinew diente in seiner Jugend unter dem Grafen Münnich und trat im Jahre 17.. als Premiermajor aus dem Dienst. Seitdem lebte er im Gou-

vernement Simbirsk auf seinem Landgute, wo er bald die Tochter eines benachbarten Edelmanns, das Fräulein Awdotja J., heirathete. Wir waren zehn Geschwister. Meine Brüder und Schwestern starben sehr jung. Ich wurde durch die Güte des Fürsten B., unsers nahen Anverwandten, der Gardemajor war, in das Semenow'sche Regimene als Sergeant eingezeichnet und galt für beurlaubt bis zu meiner gänzlichen Ausbildung. Erzogen wurden wir dazumal nicht wie heutzutage. Von meinem fünften Jahre an übergab man mich der Pflege unsers Jagdbedienten Saweljitsch, den man wegen seiner Mäßigkeit dieser Ehre würdigte. Unter dessen Leitung lernte ich, zwölf Jahre alt, russisch lesen und schreiben und gewann ein sehr gesundes Urtheil über die Eigenschaften der Windhunde. Um diese Zeit nahm mein Vater für mich einen Franzosen ins Haus, den Herrn Beauprez, der nebst dem Jahresvorrath an Wein und Provenceröl aus Moskau verschrieben wurde. Saweljitsch war damit sehr unzufrieden. „Gottlob“, murrte er vor sich hin, „das Kind ist gewaschen, gekämmt, wohlgenährt — es that rechte Noth Geld wegzuschmeißen und einen Musje zu miethen, als ob's an eigenem Gesinde fehlte.“ Beauprez war in seiner Heimat Friseur gewesen, darauf preußischer Soldat, und dann begab er sich nach Rußland pour être outchitel (Lehrer), ohne die Bedeutung dieses Worts recht zu verstehen. Er war ein guter Junge, aber leichtsinnig und liederlich im höchsten Grade. Seine Hauptschwäche war die Leidenschaft zum schönen Geschlecht. Oft erhielt er für seine Zärtlichkeit so unsanfte Stöße daß er volle 24 Stunden ächzte. Zudem war er, nach seinem Ausdruck, kein Feind der Flasche, d. h. mit andern Worten, er liebte ein Räuschchen. Da jedoch in unserm Hause Wein nur beim Mittagessen auf die Tafel kam, und das nur in Spitzgläschen, wobei der Lehrer noch meist vergessen wurde, so gewöhnte sich mein Beauprez bald an russischen Liqueur und räumte ihm sogar einen Vorzug vor den Weinen seines Vaterlandes ein, weil, sagte er, derselbe dem Magen ungleich zuträglicher sei. Wir wurden sofort einig; wiewol ihn sein Contract verpflichtete, mich Französisch, Deutsch und „alle Wissenschaften“ zu lehren, zog er es doch vor, von mir schnell etwas Russisch plaudern zu lernen — und dann trieb Jeder von uns sein Geschäft. So lebten wir im besten Einverständniß; einen andern Mentor hätte ich mir gar nicht gewünscht. Bald aber trennte uns das Schicksal und zwar durch folgendes Ereigniß. Die Wäscherin Palaschka, eine feiste, pockennarbige Dirne, und die Kuhmagd, die lahme Akulka, fielen Beide wie verabredetermaßen gleichzeitig meiner Mutter zu Füßen, klagten sich sündhafter Schwäche an und beschwerten sich weinend über den Musje, der ihre Unerfahrenheit sich zunutzegemacht. Meine Mutter verstand in solchen Dingen keinen Spaß und führte darüber Beschwerde beim Vater. Der machte kurzen Proceß. Sogleich schickte er nach der Canaille, dem Franzosen; als man ihm aber sagte, der Musje gebe mir Stunde, ging er auf mein Zimmer. Beauprez schlief eben auf seinem Bette den Schlaf der Unschuld, und ich hatte was Wichtiges vor. Man muß nämlich wissen daß eine Landkarte für mich aus Moskau verschrieben worden war. Die hing an der Wand ohne allen Gebrauch, und mich reizte längst das gute, breite Papier. Ich beschloß aus ihr einen Drachen anzufertigen und benutzte den Schlaf Beauprez', ans Werk zu gehen. Mein Vater traf mich gerade in dem Augenblicke wie ich den Bastschweif an das Vorgebirge der guten Hoffnung befestigte. Als er sah, in welcher Weise ich Geographie trieb, zerrte er mich am Ohr, darauf eilte er zu Beauprez, weckte ihn höchst unvorsichtig und überschüttete ihn mit Vorwürfen. Beauprez wollte in der Bestürzung sich aufraffen und konnte nicht. Der unglückliche Franzose war schwer betrunken. Eine Sünde mehr oder weniger, darauf kam es nun nicht an. Da hob ihn mein Vater am Kragen in die Höhe, stieß ihn zur Thür hinaus und jagte ihn selbigen Tags aus dem Hause zur unbeschreiblichen Freude Saweljitsch's. Damit endete meine Erziehung.

Läßt sich schon aus diesem harmlosen Bilde der russischen Erziehung die Ironie über die verkehrte Art und Weise wie sich die Russen zu bilden und zu cultiviren suchen nicht verkennen, und konnte dieses Bild nur eben darum noch so harmlos ausfallen, weil in diesem Beispiele der nationale Kern über das fremde Pfropfreis, der russische Saweljitsch über den französischen Beauprez glücklicherweise noch den Sieg davontrug: so darf es uns nicht wundern, wenn die Bilder eines jüngern Dichters, der die Wirkungen jener fremdländischen Erziehungselemente und die Unnatur der aus Frankreich und Deutschland, aus England und Italien verschriebenen Bildung oder vielmehr Anbildung schon in vollster Blüte gesehen, in eine Ironie von ganz anderer Färbung getaucht sind und sämmtlich in einer so düstern, ja trostlosen Anschauung des Lebens und der socialen Zustände Rußlands wurzeln daß dagegen die schwärzesten Nachtstücke anderer Literaturen wahrhaft tröstend erscheinen, nicht etwa weil ihre Mittel und Effecte hinter denen der russischen Bilder zurückblieben, sondern weil sie sich von vornherein als bloße Phantasiebilder darstellen, während die Gemälde unsers russischen Dichters unverkennbar treue Abdrücke der Wirklichkeit sind und ganz den Eindruck von Lichtbildern machen, die nur darum nichts Tröstlicheres zeigen, weil sie bei hellem Tageslicht und ohne irgend eine Zuthat der Phantasie geschaffen sind. Dieser Dichter ist Nikolaus Pawlow, der in dieser Sammlung durch vier Novellen repräsentirt ist, die innerhalb des Genre das wir eben charakterisirt haben zu den ausgezeichnetsten Productionen gehören, die uns vorgekommen sind. Wie wir aus der Einleitung erfahren, ist derselbe zu Moskau 1805 geboren. Der durch die Katastrophe von 1812 herbeigeführte Ruin seines Vaters brachte ihn um den regelmäßigen Genuß des Gymnasialunterrichts; aber gerade die Eigenthümlichkeit seiner aus Nothbehelf herbeigeschafften Bildungsmittel ließ sein Talent noch früher als es sonst vielleicht geschehen zum Durchbruch kommen. Noch sehr jung gelangte er zur Universität und schon hier zog ihn die literarische Thätigkeit an; zugleich aber ließ er sich auch von einer glühenden Leidenschaft fortreißen, verheirathete sich, ehe er noch die Studien vollendet, ward nach einem Jahre bereits Witwer und warf sich nun eine längere Zeit hindurch in die stürmischsten Elemente der Gesellschaft, wo er zu einer reichen, oft aber auch sehr trostlosen Lebenskenntniß gelangte. Erst nach neun bis zehn Jahren kehrte er aus diesem Treiben in die Einsamkeit zurück und sammelte sich hier zur poetischen Verarbeitung seine Erfahrungen. Im Jahre 1835 erschienen seine ersten Novellen, drei an der Zahl; bald darauf verheirathete er sich zum zweiten male mit Karoline von Jänisch, die sich gleichfalls um die russische Literatur verdient gemacht hat; 1839 ließ er ein zweites Kleeblatt von Novellen folgen, bisjetzt sein letztes literarisches Erzeugniß; denn er widmete sich von jetzt an mehr einer praktischen Thätigkeit, neben welcher ihn die mit dem russischen Wohlleben gewöhnlich verbundene Trägheit nicht wieder zu neuen Productionen kommen ließ.

Den allgemeinen Charakter der Pawlow'schen Novellen schildert der Herausgeber in ähnlicher Weise wie wir es oben gethan haben; jedoch sucht er zugleich den Dichter selbst zu rechtfertigen und nachzuweisen daß derselbe, wiewol er seine Wanderung großentheils durch die Irrgänge des menschlichen Herzens verfolgt habe, doch vom Genius des Schönen nicht verlassen sei und stets nur solche Wege betreten habe, von denen, so dunkel sie seien, so tragisch oft ihr Ausgang, doch der Ausblick zum Lichte, zur Versöhnung möglich sei. Zwar habe er bei seinen Erfahrungen manches unersetzliche theure Erbstück des Glaubens eingebüßt und seinen Halt oft nur in einem Selbstvertrauen gefunden, welches auf den Trümmern des Vertrauens zu Andern erbaut gewesen sei; aber es gehe doch aus den Thatsachen seines Lebens unbestreitbar hervor daß er mit den Werkzeugen des Verderbens seinen Geist geradezu gefeit habe. Möge immerhin das Blut in welchem er ihn gebadet Drachenblut, der Strom in welchen er ihn getaucht ein Höllenstrom gewesen sein: der schützende Zauber sei ihm davon geblieben, und die Giftpfeile der Gesellschaft, die ein unerfahrenes Herz tödtlich verwunden, seien an ihm abgeglitten. Er habe diese Pfeile, diese feingeschnitzten, goldschimmernden Pfeile mit der reizendsten Gewandtheit aufgefangen und sie zu seinem psychologischen Vorrath, zu seinen dichterischen Mitteln gelegt. Zwar sei in seiner poetischen Intention keine Milde und Schonung, da er hauptsächlich die Schätze einer Weisheit benutzt habe, die der dämonischen Macht des Zweifels und den Truggestalten des Lebens abgerungen seien; zwar habe er sich mit schneidendem Spott, mit erkältender Ironie zu seinen Streifzügen durch die Gesellschaft gerüstet; aber auch die sonnigen Erinnerungen seines Herzens hätten wieder enthüllt vor ihm gelegen und zu allen Mitteln seiner Dichternatur habe er den Genius des Guten und Schönen als sicheres Geleit hinzugenommen.

In dieser Apologie des Dichters liegt jedenfalls viel Wahres. Auch wir glauben daß sich derselbe über die Atmosphäre, deren glänzende und trügerische Phänomene er so trefflich schildert, erhoben hat, und daß er eben nur von dem Standpunkte einer höhern Erkenntniß aus sie so treffend in ihrer trostlosen Leere und Nichtigkeit schildern konnte. Nur darin können wir dem Herausgeber nicht beistimmen, wenn er meint, es läge auch in den Schilderungen selbst etwas Tröstendes und Versöhnendes; wenigstens haben wir in den hier mitgetheilten Novellen Nichts davon entdecken können. Oder ist es tröstend, wenn, wie im „Maskenball", die ganze Geschichte darauf hinausläuft daß ein Weib, die ganz in Liebe und unbedingter Hingebung nur für ihren Gemahl zu leben schien, in ihrem Tode sich als eine Treulose erweist und den tiefempfundenen Schmerz des Mannes über ihr frühes Hinsiechen und Sterben zuletzt als eine lächerliche Farce erscheinen läßt? Ist es tröstend, wenn, wie im „Namenstag", ein Mann, der aus der Zärtlichkeit seiner Frau die festeste Ueberzeugung gewonnen hat, nur aus echter und wahrer Liebe von ihr gewählt zu sein, hinterher erfährt daß sie gerade zur Zeit seiner glücklichen Bewerbung mit leidenschaftlicher Liebe einen Andern geliebt und ihn nur aus conventionnellen Rücksichten vorgezogen hat? Ist es tröstend, wenn uns, wie in der dritten Novelle, die „Eine Million" betitelt ist, ein Mann vorgeführt wird, der, im Besitz eines unermeßlichen Reichthums und bitterer Lebenserfahrungen, schon nicht mehr an die wahre und uneigennützige Liebe eines Mädchens zu glauben vermag und der deshalb die von ihm Geliebte auf die raffinirteste aller Proben stellt, indem er ihr, falls sie ihm aufrichtig gestehe daß sie ihn nicht liebe, eine Million anbietet, und wirkt es beruhigend, wenn dieser Mann mit diesem empörenden, anfangs das Mädchen selbst in Entrüstung bringenden Unglauben zuletzt dennoch Recht behält? Oder endlich ist es tröstend, wenn im „Yatagan" ein junger, liebenswürdiger Offizier durch die fatalistische Kraft eines Yatagans (Dolchs), den ihm seine Mutter zum Geburtstage geschenkt, in das tragische Geschick eines Mörders hineingetrieben wird, ohne daß eine andere Schuld an ihm haftete als daß er in kindischer Freude mit zu großem Stolze seine erste Uniform betrachtet hat? Und wenn eine junge Fürstin die diesen Offizier liebt mit in dieses tragische Geschick hineingerissen wird, blos weil sie eine Ausnahme gemacht hat von den andern Weibern und niederträchtig genug gewesen ist, ihren Geliebten selbst dann als er schon zum Gemeinen degradirt war seinem Obersten vorzuziehen? Wir finden in alle Dem nur die trostlose Ueberzeugung ausgesprochen daß in der Welt oder wenigstens in den vom Verfasser geschilderten Sphären von echter Liebe, Wahrheit und Treue nicht mehr die Rede sei; oder wenn einmal als seltene Ausnahme noch ein unverdorbenes, tief und wahr empfindendes Gemüth gefunden werde, so müsse dies unter so unseligen socialen Verhältnissen nothwendig einem traurigen herzzerreißenden Geschick zum Opfer fallen. Was liegt nun in dieser Ueberzeugung Tröstendes? Welche Perspective hat der Verfasser eröffnet auf eine wenn auch noch so fernliegende Besserung und Heilung dieser trostlosen Zustände? Wir haben eine solche nicht entdecken können. Der Verfasser gibt uns das Gift ohne irgend ein heilendes Gegenmittel, denn alle Süßigkeit, in die er dasselbe einkleidet, dient nur dazu, zum Genuß desselben zu verführen, besitzt aber nicht die Kraft, die Wirkung desselben aufzuheben oder nur zu mildern. Allerdings war es ihm, wie der Verfasser sagt, nicht darum zu thun, nach der aufgeschossenen Saat des Lasters hinzuleiten, sondern auf den zartesten Keim desselben, nicht auf die Missethat, sondern auf ihren Geist; allerdings wies er auf das moralische Unrecht nicht in der Wildheit und Anarchie der Gewalt, sondern wie es sich oft in die geschmackvollsten Formen der Cultur, in die heilsamste Ordnung des Gesetzes einschleicht; allerdings zeichnet er die Lüge nicht in ihrer häßlichen Nacktheit, sondern in ihrer schönen Ueberhüllung und in dieser nicht sowol Keckheit, sondern Muthlosigkeit, nicht sowol die

Kraft zu heucheln als die Ohnmacht wahr zu sein. Alles Dies ist so wie der Herausgeber sagt; aber trotzdem liegt in seinen Zeichnungen nichts Beruhigenderes oder Versöhnenderes als in den allergrellsten Darstellungen des Lasters und des Elends. Im Gegentheil, sie wirken noch weit entmuthigender und zerstörender, denn sie zeigen uns ja die glänzenden Außenseiten des Lebens nur, um uns dahinter die innere Fäulniß ahnen zu lassen; sie überbreiten uns nur darum die Abgründe der Sünde und des Unglücks mit bunten Blumen und grünen Zweigen, damit wir auch zu diesen Trägern der Freude und Verkündern der Hoffnung kein Vertrauen mehr fassen können. Die Totalwirkung dieser Novellen ist also jedenfalls eine solche daß uns die Welt in der sie sich bewegen trotz allen Glanzes und blendenden Scheins im düstersten und hoffnungslosesten Lichte erscheinen muß; und wenn der Herausgeber nicht ganz diesen düstern Eindruck empfangen hat, so hat dies gewiß seinen Grund nur in den sonstigen Reizen und Schönheiten derselben, die in der That von so außerordentlicher Art sind daß sie einen Leser der sein Augenmerk mehr der concreten Ausführung als dem idealen Gehalt zuwendet nothwendig in hohem Grade entzücken und über den trostlosen Stoff hinwegheben müssen. Mag immerhin die russische Gesellschaft, die Pawlow stets zum Object seiner Darstellungen wählt, den Eindruck eines Leichnams, eines der Verwesung anheimfallenden Körpers machen: Pawlow weiß uns diesen Körper mit so feiner Hand, mit so geschicktem anatomischen Messer zu zergliedern und zu zerlegen, uns das Gerüst der Knochen, die Structur der Muskeln, das Netz der Adern, das Gewebe der Nerven so trefflich zusammengestellt, so sauber präparirt, so balsamisch mit conservirendem Aether getränkt vor die Augen zu führen daß wir in Bewunderung der anatomischen Kunst, überrascht von dem Blick in ein uns bisher unbekanntes Gefüge und Getriebe, hingerissen von dem ersten Eindruck bloßgelegter Geheimnisse, des todten Körpers, an dem sich das Alles befindet, vergessen oder auch in ihm noch die Lebensfülle der schaffenden Natur und des nachschaffenden Künstlers anstaunen. Zuweilen freilich macht der Dichter von dieser Zergliederungskunst eine zu ausgedehnte Anwendung, und der Herausgeber hat Recht, wenn er ihm vorwirft daß er die feine Manier der Gesellschaft in seinem Ausdrucke nicht selten überbiete. Zwar sei es richtig daß in der raffinirten, coquettirenden Anmuth und Schönheit der Salon- und Ballköniginnen jedes Flitterchen, jedes Augenblinzeln, jeder Zug um den Mundwinkel, jede Kopfbewegung, jedes Fallen der Locken u. s. w. seine Bedeutung habe, und daß in jedem Stäubchen dieser parfumirten Atmosphäre ein außerordentlicher Sinnenreiz liege; aber die Muse, auch wenn sie sich in diese Atmosphäre versetze, auch wenn sie um der Lebendigkeit der Darstellungen willen jene Wirkungen erziele, müsse doch diese Kleinigkeiten nicht bis ins Allereinzelnste auffangen. Wie sie selbst aus der großen schönen Natur nur jene Züge zusammennehme, die in ihr harmonisches Bild passen, so dürfe sie noch weniger aus dieser Ueberkünstelung, aus diesem Lappen- und Läppchenprunk jedes Fäserchen ausziehen. Auch darin hat der Herausgeber Recht daß Pawlow gerade bei Schilderungen von Aeußerlichkeiten sich leicht ins allzu Minutiöse verliere, und daß namentlich in der ersten Hälfte des „Maskenball" gar zu viel Decorationsschnörkel für die Handlung angebracht sei; aber im Ganzen genommen beruht doch gerade in seiner Detailmalerei, in seiner Kunst, an passender Stelle vom Kleinsten und Feinsten Gebrauch zu machen, die eigentliche Virtuosität und Wirkung seiner Darstellung, und es muß ihm nachgerühmt werden daß er selbst den der Außenwelt entnommenen Zügen fast stets eine tiefe innere Bedeutung zu geben und sie als die kleinen Verräther der verborgensten Herzensregungen zu benutzen weiß. Am glänzendsten entfaltet er diese Kunst in der dritten der vier Novellen, wie wir denn diese überhaupt als diejenige bezeichnen müssen, in welcher er sein Talent, piquante und spannende Situationen bis zum höchsten Grade des Effects aufzuschrauben, am überraschendsten darlegt. Freilich liegt in dem Genuß den er uns bietet etwas höchst Quälerisches und Marterndes; aber er weiß es so zu machen daß wir uns gern von ihm quälen und martern lassen und uns seinem Zauberkreise nicht entziehen können. Darf daher auch der Leser von Pawlow kein reines Ergötzen, keine innerste Befriedigung erwarten, so wird er sich doch in hohem Grade von ihm angezogen und gefesselt fühlen und von ihm aus wie nach dem Genusse russischen Kaviars mit aufgefrischtem Appetit zu den einfachern und natürlichern Speisen der deutschen Küche zurückkehren.

Weit näher unserm deutschen Charakter steht der vierte Dichter der Sammlung, Alexander Herzen, von dem uns der Herausgeber nur eine einzige, aber den ganzen dritten Band füllende Novelle mittheilt. Der Grund seiner nähern Verwandtschaft mit uns liegt theils in Verhältnissen des Bluts, theils in dem eigenthümlichen Verlauf den sein Leben und seine Bildung genommen. Wie wir aus der Einleitung erfahren, ist Herzen zwar väterlicherseits trotz seines deutschen Namens von echtrussischer Abkunft und russischer Erziehung, dagegen durch seine Mutter, eine geborene Würtembergerin, von Haus aus mit deutschen Elementen versetzt. Er wurde im Jahre 1812 zu Moskau während des Brandes geboren, genoß bis zu seinen akademischen Studien Privatunterricht im älterlichen Hause, besuchte dann die moskauer Universität, wo er sich besonders mit Mathematik und Naturwissenschaften eifrig beschäftigte, und betrat sodann gegen seine Neigung die staatsdienstliche Laufbahn. Die Theilnahme an einer lustigen Gesellschaft vertrauter Freunde, in der ein revolutionnaires Gedicht vorgelesen war, und die auf Denunciation dieses Vorfalls erfolgende Beschlagnahme der Papiere sämmtlicher Anwesenden ließ auch ihn als gefährlich erscheinen, und so wurde er zur Strafe erst nach Wladimir, von wo aus ihm das kühne Wagstück gelang, seine Braut aus einer kaiserlichen Erziehungsanstalt zu Moskau zu entführen und sich mit

ihr zu einer glücklichen Ehe zu verbinden, sodann nach dem hoch im Norden gelegenen Wjatka versetzt. In dieser außereuropäischen Einöde wandte er sich mit ausdauerndem Fleiße dem Studium der Philosophie, insbesondere der Hegel'schen zu, bis ihm der Einfluß hochgestellter Verwandter Verzeihung und seine Rückversetzung nach Petersburg erwirkte. Indeß ein Brief, worin er ohne weitere Nebenabsicht das Gerücht von einem durch einen petersburger Sicherheitswächter verübten Straßenmorde mittheilte, brachte ihn abermals in eine gefahrdrohende Untersuchung, und nur den Bemühungen seiner Verwandten verdankte er es daß er ohne weitere Strafe mit dem Titel eines Hofraths entlassen wurde. Er kehrte nun nach Moskau zurück, beschäftigte sich neben der Philosophie besonders mit den Naturwissenschaften und begann in diesem Gebiet auch seine schriftstellerische Thätigkeit, indem er in den „Vaterländischen Memoiren" eine Reihe „Briefe über das Studium der Natur" veröffentlichte, die, obschon noch unvollendet, zu den bedeutendsten Erscheinungen der russischen Literatur gehören. Gleichzeitig richtete er aber seinen beobachtenden Geist auch auf die menschlichen Verhältnisse und widmete sein Darstellungstalent der Physiologie und Pathologie der russischen Gesellschaft, das er zunächst in Novellen, kleinen Romanen, humoristischen Schilderungen u. s. w. niederlegte. Im Februar 1847 reiste Herzen nach Deutschland, lebte hier einige Zeit zu Königsberg, Berlin und Köln, ging dann über Brüssel nach Frankreich und von dort nach Italien. Infolge der Revolution von 1848 eilte er nach Paris zurück, zeigte hier eine lebhafte Sympathie für die Bewegung und ward deshalb als eifriger Beförderer der Umsturzpartei im Mai 1849 zur Flucht nach Genf genöthigt. Im November ging er nach London und von da wieder nach Paris, wurde jedoch abermals ausgewiesen und begab sich nun nach Nizza, wo er den Plan gefaßt haben soll nach Amerika zu gehen. Auch auf seinen Reisen war er vielfach schriftstellerisch thätig, indem er namentlich für russische Zeitschriften Reiseberichte, Aufsätze über Tagesfragen, ja selbst einen Roman: „Die Pflicht geht über Alles", lieferte, jedoch damit selten vor der Censur Gnade fand und sich in der Folge lieber an französischen und deutschen Zeitungen betheiligte.

Läßt sich schon in diesen seinen äußern Lebensverhältnissen die ideale Richtung seines ganzen Wesens nicht verkennen, so dürfen wir unbedenklich annehmen daß auch seine Persönlichkeit ganz so ist wie sie der Herausgeber schildert. Er sagt über ihn:

Ich sah Herzen in Moskau im Jahre 1845. Der hohe ideelle und sittliche Gehalt der in seinen Schriften liegt tritt noch ergreifender in seiner Persönlichkeit hervor. Ein Mann der ihn in verschiedenen Verhältnissen zu beobachten Gelegenheit gehabt sagte mir von ihm: „C'est un homme à toute épreuve." Aufrichtigkeit und Wahrheit ist der Grundzug seines Charakters; er hat kein Geheimniß; wie vor seinen nächsten Freunden, so trägt er vor der ganzen Welt das Herz auf den Lippen. Er ist nicht nur ein klarer Geist, er ist eine durchsichtige Seele. Darum ist ihm Heuchelei, in welcher Gestalt auch immer, völlig fremd. Darum spricht er Alles entschieden, ja bisweilen zu schroff aus. Von feurigem, sanguinischem Temperament verfällt er nicht selten ins Extreme, nie aber wird er seiner innersten Natur untreu. Alles was an gleißnerische Empfindsamkeit streift ist ihm verhaßt, aber es kann kein weicheres, empfänglicheres Herz geben als das seine. Wie er mit größter Lebhaftigkeit einen Eindruck erfaßt, so bewahrt er ihn tief, treu und dauernd.

Ganz dieser Zeichnung entsprechend spiegelt er sich nun auch in der vom Herausgeber mitgetheilten Novelle ab, die wir unbedenklich für die bedeutendste und werthvollste Dichtung der ganzen Sammlung erklären müssen. Zwar bewegt sich auch sie in derselben Sphäre wie die Novellen von Pawlow und Helena Hahn; zwar macht auch sie es sich zur Aufgabe, die Amalgamation von Blasirtheit und Roheit, die innere Fäulniß und Hohlheit der russischen Gesellschaft zu schildern, und macht daher von Seiten ihres objectiven Inhalts ebenso wie jene einen mehr deprimirenden und beängstigenden als erhebenden und wohlthuenden Eindruck; ja weil Herzen's Schilderung das unverkennbare Gepräge der Wahrheit trägt und gänzlich frei ist ebenso wol vom Anhauch jener sentimentalen Lebensanschauung die wir an Helena Hahn bemerkten, wie von jener raffinirten, die Wirklichkeit noch überbietenden Combinationsgabe durch die sich Pawlow auszeichnet, so bleibt uns, wenn wir die Trostlosigkeit der socialen Zustände Rußlands aus dieser Novelle kennenlernen, noch nicht einmal die Vermuthung als Trost übrig, es habe vielleicht der Dichter entweder zu schwarz gesehen oder zu schwarz gezeichnet, und in der Wirklichkeit sei die Sache immer noch besser als in seiner Darstellung. Aber wenn dem auch so ist, der Gesammteindruck dieser Novelle ist nichtsdestoweniger ein weit versöhnenderer und milderer, weil sich darin das schaffende Subject als hoch und frei über dem geschilderten Objecte schwebend darstellt und uns dadurch über die traurige Realität hinaus einen Blick in eine höhere, ideale Sphäre eröffnet, die wie der Steppenhimmel über die Steppe auch über die darunterliegende Einöde einen Zauber von ganz eigenthümlicher Schönheit ausbreitet. Auch Helena Hahn und Pawlow schweben zwar insofern über der von ihnen gezeichneten Welt als sie die Miserabilität derselben im Widerspruch mit ihrer bessern Natur zeigen; aber Helena Hahn bringt es dabei nicht weiter als bis zur ohnmächtigen, resignatorischen Klage, und Pawlow's Superiorität über die Wirklichkeit besteht nur darin daß er den Muth und die Kraft besitzt, ihre Schwindsüchtigkeit bis in die einzelnsten Symptome hinein zu verfolgen und daraus eine uns heiß und kalt überrieselnde Krankengeschichte zusammenzusetzen. Herzen hingegen zeigt daneben auch die Möglichkeit einer Heilung, er läßt die Vorstellung aufkommen daß die Zustände nicht ewig so bleiben können wie sie sind; er erweckt das Bewußtsein daß es wirklich schon etwas Höheres, Ausdauernderes und Befriedigenderes gebe als Das ist worin die Russen die höchste Summe irdischer Seligkeit erblicken, daß die Ahnung dieses Höhern auch in Rußland selbst schon zu keimen beginne und daß die Idee auch dort bereits ihren Kampf mit den starren Formen einer abgelebten Wirk-

lichkeit anhebe. Freilich muß in diesem Kampfe die Idee anfangs erliegen, und Herzen sieht sich genöthigt zunächst nur ihre Niederlagen zu schildern, ja er ist gezwungen die ersten Lebensregungen der Idee nicht nur als selbst unglückliche, sondern auch als unheilbringende und zerstörende hinzustellen. Aber weil in ihm selbst das Bewußtsein lebt daß solche Niederlagen im Grunde doch verhüllte Siege sind, daß sie nur die Bedeutung von Opfern haben, durch welche große Errungenschaften erkauft werden müssen: so weiß er diese tröstende, ja hoffnungerweckende Auffassung auch dem Leser mitzutheilen und damit eine echttragische Wirkung zu erzielen, die in das Ergreifendste und Erschütterndste stets etwas Beruhigendes und Ermuthigendes hineinzulegen weiß.

Als Titel trägt die Novelle die gewichtige Frage: „Wer ist Schuld?" Diese Frage bezieht sich zunächst nur auf das unglückliche Ende eines stillen häuslichen Glücks, das ein in Liebe sich zugethanes, von der Welt zurückgezogenes, in bescheidener Häuslichkeit lebendes Paar inmitten der unseligen Zustände der russischen Gesellschaft solange genossen, bis ein aus fernen Regionen in die beschränkten Verhältnisse hineinfallender Lichtstrahl und die damit herbeigeführte Ahnung eines noch höhern Glücks das bisher genossene Glück zerstörte. Cruciferski und Lubinka, jener Hauslehrer, diese natürliche Tochter eines nicht bösartigen, aber rohen russischen Edelmanns, frühern Generals, gewinnen als die einzigen edlern und tieferfühlenden Elemente in einer gemeinen Sphäre einander lieb und gelangen trotz der eifersüchtigen Liebe der Frau Generalin zum allzu schüchternen Hauslehrer, weil der General schon lange danach getrachtet seine Tochter unter die Haube zu bringen, ohne weitere Schwierigkeiten zu dem von ihnen selbst kaum für möglich gehaltenen Glück einer ehelichen Verbindung und Cruciferski obenein zur Stelle eines Gymnasiallehrers in einer kleinern russischen Stadt. Hier leben sie mehre Jahre in stillem Familienglück, nur in sich und ihrem Kinde, einzig besucht von einem alten Hausfreunde, einem alten unverheiratheten Doctor Crupow, einem Verächter der Ehe, der auch Cruciferski vor derselben gewarnt und dem Paare noch jetzt sein Glück bestreitet, obwol er sich gerade in ihrem Hause allein glücklich fühlt und es als sein eigentliches Asyl und Buen Retiro betrachtet. Durch diesen wird eines Tags auch ein Hr. von Baltow in die Familie eingeführt, ein junger Mann, der von einem Schweizer, Monsieur Joseph, nach Rousseau'schen Grundsätzen erzogen, dadurch für eine höhere Bildung des Geistes und Herzens gewonnen, aber für den Dienst in der russischen Staatsmaschine verdorben wird, deshalb die Befriedigung seiner tiefern Bedürfnisse auf mehrjährigen Reisen in Deutschland, Frankreich, der Schweiz, Italien sucht, endlich aber doch wieder nach Rußland zurückkehrt und eben jetzt in derselben kleinen Stadt wo Cruciferski lebt aus Verlangen nach irgend einer praktischen Thätigkeit sich um ein Amt bei den Adelswahlen bewirbt. Um seiner höhern Richtung und Bildung willen von den herrschenden Elementen der russischen Gesellschaft gehaßt und selbst dieselbe abgeschmackt findend, fühlt auch er sich nur von dem stillen Kreise der Cruciferski'schen Familie angezogen, und indem er hier zum ersten mal die Schwingen seines ursprünglich genialen, durch Erziehung veredelten und durch Weltkenntniß gehobenen Geistes frei und wie in heimatlicher Sphäre entfaltet, übt auch er auf die Familie und insbesondere auf die für eine höher gehende Geistesrichtung höchst empfängliche Lubinka eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, und es dauert nicht lange, so entzündet sich in Beider Herzen die Leidenschaft einer gegenseitigen Liebe, welche, so reingeistiger und psychischer Art sie auch ist, doch sich nicht ganz verstecken kann und endlich in einer höchst aufregenden Scene zum Bewußtsein und gegenseitigen Geständniß gelangt. Infolge dessen sinkt Lubinka auf ein langes Krankenlager, währenddessen das unselige Verhältniß auch dem armen Cruciferski zum Bewußtsein kommt und ihn um so tiefer und vernichtender erfaßt als er einerseits in seiner Bescheidenheit die Ueberlegenheit des Baltow'schen Geistes und die Gewalt seines Eindrucks anerkennt, andererseits aus dem Leumund der gemeinen Gesellschaft sein Unglück in verzerrtem und besudeltem Bilde zu hören bekommt. Nun ist das frühere Glück unwiderruflich vernichtet. Zwar Baltow, vom Doctor Crupow mit Vorwürfen überladen und mehr noch aus eigener Selbstbestimmung, entschließt sich auf jede weitere Fortspinnung des in den reinsten Bezügen gebliebenen Verhältnisses zu verzichten und wieder ins Ausland zu reisen, aber zu spät! Lubinka's Herz ist einmal gebrochen und Cruciferski's Bewußtsein vergiftet. Jene siecht dahin und wird das Opfer eines frühen Todes und dieser in Ermangelung der eigenen Geisteskraft sucht seine marternvollen Gedanken durch einen fremden Geist zu betäuben und ergibt sich dem Trunke. Auch Baltow's Lebensglück ist dahin; er irrt fortan als heimat- und ziellosser Wanderer in der Fremde umher.

Wer ist nun an diesem Unglück Schuld? Baltow, daß er mit seinem überlegenen Geiste den verwandten Geist Lubinka's angezogen? Crupow, daß er die verwandten Elemente zueinander geführt? Monsieur Joseph, daß er in Baltow diesen höhern Geist geweckt? Das Ausland, daß es diesem Geiste eine noch höhere Lebensauffassung, eine noch tiefere Bildung, eine noch unwiderstehlichere Anziehungskraft gegeben? Oder trägt Lubinka die Schuld, daß sie von jenen höhern Elementen sich hat anziehen lassen? daß sie ihren Gefühlen Ausdruck gegeben? daß sie dem Widerspruch ihrer Liebe und ihres Pflichtgefühls keinen kräftigern psychischen Widerstand hat leisten können? Oder liegt die Schuld an Cruciferski, daß er es an Genialität, überwältigendem Eindruck mit Baltow nicht aufnehmen konnte? daß er bei aller Bescheidenheit doch nicht bescheiden genug war dem überlegenen Geiste ohne Weiteres seine Gattin, den ganzen Inbegriff seines Lebensglücks, abzutreten oder zu überlassen? daß er nicht tiefblickend und selbstsüchtig genug war von Anfang an den gefährlichen Eindringling aus dem Hause zu werfen? Oder endlich liegt die Schuld in den allgemeinen socialen Verhältnissen, in der

Rache die das Allgemeine an dem Einzelnen nimmt, wenn dieses wie Cruciferski und Lubinka sich herausnimmt sich von demselben abzusondern und auf eigene Hand glücklich sein zu wollen, oder gar wie Baltow anmaßend genug ist, sich über das Allgemeine zu erheben und geringschätzig auf dasselbe herabzusehen? Liegt die Schuld an Denen die diese allgemeinen Verhältnisse so gestalten und erhalten, daß gerade die edlern und bessern Elemente mit ihm in Widerspruch gerathen und an seinen unbezwingbaren Gegensätzen zerschellen müssen? Der Dichter selbst beantwortet diese Fragen nicht, er regt sie nur an, er legt sie dem Leser wie ein großes gewichtiges Räthsel vor, und gerade hierdurch gibt er der Novelle eine Bedeutung und Nachwirkung die sie weit über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur erhebt und sie in ihrem Gehalte jenen mehr oder minder epochemachenden Werken anreiht, welche immer aufs neue wieder zum Nachdenken und wiederholten Lesen auffodern. Und wie im Großen und Ganzen, nicht geringer ist ihre Wirkung im Kleinen und Einzelnen. Zwar ist sie in mehrfacher Rücksicht nicht ohne Fehler, namentlich leidet sie an einer unverhältnißmäßigen Ausführung einzelner Theile, an einer zu speciellen Hervorhebung von Nebenpersonen und Nebenpartien und überhaupt an einer zu weitgreifenden Einflechtung von Reflexionen, wodurch der Fortschritt der eigentlichen Geschichte oft zu lang aufgehalten und der drastische Eindruck den sie sonst macht ein wenig geschwächt wird. Aber diese Mängel werden neben den Vorzügen kaum bemerkt, unter denen wir namentlich die meisterhafte, mit ebenso feinen als tiefen psychologischen Zügen ausgestattete Zeichnung der Charaktere, den Reichthum an scharfen und treffenden Gedanken, den bunten Wechsel neuer und spannender Situationen, die Virtuosität durch einfache und ungesuchte Mittel tiefeingreifende Effecte tragischer wie komischer Art zu erzielen und endlich den über dem Ganzen schwebenden, das Düstere mit dem Heitern, das Ergreifende mit dem Lächerlichen keck und überraschend verschmelzenden Humor und die in demselben sich offenbarende echtkünstlerische Weltanschauung hervorheben. Gar gern möchten wir von dem Allen dem Leser eine Probe mittheilen. Aber zu einer längern fehlt der Raum und mit einer kürzern würden wir dem Autor Unrecht thun. Darum möge sich der Leser lieber durch das Ganze überzeugen, und wir versprechen ihm daß er die darauf verwandte Zeit nicht bereuen wird.

Die zweite der oben verzeichneten Sammlungen, gleichfalls von Wolfsohn herausgegeben, kann sich mit der ersten an Bedeutung und Reichhaltigkeit nicht messen; indessen scheint uns der Herausgeber ihren Werth zu niedrig anzuschlagen wenn er in der Vorrede sagt, es sei den in ihr enthaltenen Erzählungen mit Ausnahme einer Märchennovelle von Gogol nur ein bescheidenes Plätzchen in der Unterhaltungsliteratur einzuräumen; wenigstens möchten wir von diesem Urtheil die den zweiten Band füllende Erzählung: „Zwei Frauen. Eine Herzensgeschichte von Helena Hahn", ausgenommen wissen, denn diese scheint uns nicht nur den beiden Novellen derselben Dichterin welche der Herausgeber in die erste Sammlung aufgenommen hat an stofflichem Interesse wie an künstlerischer Vollendung weit überlegen zu sein, sondern wir müssen sie überhaupt für eine sehr treffliche Novelle halten, die nicht blos in der Unterhaltungsliteratur, sondern in der Reihe der wirklich poetischen Erzeugnisse auf einen mehr als bescheidenen Platz Anspruch hat. Zwar bewegt sie sich nur in einem engern Kreise und auf dem Gebiet reininnerlicher Bezüge; eine Fülle großartiger Anschauungen, eine Combination hervorragender Ereignisse, eine Verflechtung mannichfaltiger Lebensinteressen und eine Zusammenstellung außerordentlicher Charaktere dürfen wir daher nicht von ihr erwarten. Aber innerhalb der Grenzen die sie sich selbst gesteckt hat ist sie von fast vollkommener Anlage und kaum minder vollkommener Ausführung, sodaß sie ein trefflich in sich abgerundetes Ganzes, eine in sich fertige und abgeschlossene Welt bildet und das Bedürfniß nach Dem was ihr fehlt gar nicht aufkommen läßt. Stellt sie sich von Seiten dieser Enthaltsamkeit und künstlerischen Selbstbeschränkung, in der Goethe mit Recht die Hauptbedingung der Meisterhaftigkeit sieht, fast als das Product einer männlichen Feder dar, so ist sie dagegen von Seiten ihres Inhalts der reine Ausfluß eines echtweiblichen Herzens und bildet zu dem immer und immer wieder von den Frauen behandelten Thema eine neue, im ergreifendsten Moll gehaltene Variation, in der wir ebenso sehr von der Tiefe und Reichhaltigkeit des Thema als von der Neuheit der Behandlung ergriffen werden. Der Inhalt der Geschichte ist in kurzem folgender. Olga, die junge, schöne Witwe eines Generals, eine in jeder Hinsicht vollkommene Weltdame, findet in Odessa, wohin sie sich aus der sie überall quälenden Langeweile geflüchtet, ihre nicht minder schöne Jugendfreundin Theophania, die Tochter eines einst sehr reichen, jetzt aber völlig verarmten genuesischen Kaufmanns, zufällig wieder, ist nicht abgeneigt die frühere Beziehung wieder anzuknüpfen, wird aber von Theophania, die ihren Aeltern in ihrer jetzigen Lage das peinliche Zusammentreffen ersparen will, daran verhindert. Während Olga in die Krim reist, steigt die Noth von Theophania's Aeltern trotz den Anstrengungen Theophania's auf das Aeußerste, und schon ist ihr Vater, der alte Abbiaggio, auf dem Punkte in den Schuldthurm zu wandern, als plötzlich Doligny, der Sohn eines alten Handelsfreundes, in Odessa ankommt und dem letzten Wunsche seines sterbenden Vaters gemäß noch von der Quarantaine aus um Theophania's Hand wirbt. Trotz seiner Noth geht Abbiaggio nicht sofort darauf ein, sondern verlangt daß Doligny seine Tochter erst sehen und prüfen soll. Dies geschieht, und da Doligny auf seinem Wunsche beharrt und auch Theophania ihn achten und lieben muß, so kommt die Verlobung zustande und Abbiaggio gelangt durch Doligny's Mitwirkung wieder zu erfreulichen Verhältnissen. Für Theophania hätte nun eine Zeit des Glücks beginnen sollen, denn Doligny zeigte

sich in jeder Beziehung als edler, achtungswerther Mann und erwies Theophania alle nur möglichen Aufmerksamkeiten, wodurch Mädchen beglückt zu werden pflegen. Aber trotzdem wurde Theophania's Herz nicht befriedigt, denn je heißer sie selbst Doligny liebte, um so eher entdeckte sie daß Doligny trotz aller seiner Zärtlichkeit sie nicht liebe, sondern nur durch die Bande des Pflichtgefühls, der Achtung und des allgemeinen Wohlwollens an sie gekettet sei. Anfangs meint sie daß sein Herz für Liebe überhaupt zu ruhig und kalt sei; bald aber zeigt sich ein anderer Grund seines Wesens. Olga kehrt von der Krim zurück und bezieht eine Sommerwohnung in der Nähe von der Wohnung Abbiaggio's. Sie kommt nun öfter zu diesem und trifft auch mit dem schon in Petersburg von ihr gesehenen Bräutigam zusammen, dieser aber ist im höchsten Grade kalt, fast beleidigend gegen sie und drückt auf das unverkennbarste aus daß er Nichts mit ihr zu thun haben will. Olga hingegen sucht geflissentlich seine Abneigung zu überwinden, und es kostet Theophania viel Mühe ihn nur zur Artigkeit gegen sie zu bewegen. Endlich gelingt es ihr ihn zu veranlassen daß er sie Beide ins Theater begleitet. Schon hier entdeckte Theophania aus einem einzigen vorwurfsvollen Blicke, den Doligny während einer bezüglichen Stelle des Stücks auf Olga heftete, daß er zu ihr in einer andern Beziehung als der bisher zur Schau getragenen stehen müsse, und das Gespräch zwischen ihnen auf der Rückkehr im Wagen und die dadurch herbeigeführte Erzählung Doligny's von einem Freunde der eine junge Russin auf das heißeste geliebt habe und von ihr selbst so leidenschaftlich wiedergeliebt sei, daß sie entschlossen gewesen sei mit ihm zu entfliehen, dessen fürsorgliche Liebe aber ein so großes Opfer nicht vor einer sorgfältigern Selbstprüfung habe annehmen wollen, und darüber die Erfahrung habe machen müssen daß diese halbkindische Liebe innerhalb der großen Welt gar bald der Coquetterie und Sucht zu glänzen Platz gemacht und das Mädchen vermocht habe statt dem Geliebten sich einem alten, abgelebten General hinzugeben — diese Erzählung und die Wirkung derselben auf Olga überzeugte Theophania bald daß zwischen Doligny und Olga selbst das eben erzählte Verhältniß bestanden habe, und daß nur diese alte Liebe es sei welche in Doligny keine neue aufkommen lasse. War es aber bisjetzt nur noch Vermuthung, so wurde es ihr alsbald zur Gewißheit. Olga fodert Doligny auf sie nach ihrer Wohnung zu begleiten; er folgt widerstrebend und auf diesem Wege kommt es zwischen ihnen zu einer Scene in der nach langem Kampfe auch die Liebe Doligny's endlich wieder zum vollen Ausbruch kommt. Trotzdem will er sich fortan auf immer von Olga trennen, und was sie auch dagegen sagen mag, er ist entschlossen sein Theophania und dem sterbenden Vater gegebenes Wort zu halten. Aber Theophania hat diese Scene belauscht, sie hat sich überzeugt daß er nicht sie, daß er Olga liebt, daß er sich auch nicht von ihr, Theophania, geliebt glaubt, sondern sich einbildet sie liebe den Sohn eines andern Hausfreundes, den jungen Ertino. In ihrer Seele beginnt ein furchtbarer Kampf; endlich siegt der Entschluß, dem Verlobten zu entsagen, und zwar ohne daß er auch nur von ihrer Liebe, von ihrem innern Kampfe Etwas erfahre, unter dem Vorwande daß sie ihn nicht zu lieben vermöge. Sie beauftragt ihre Aeltern ihm diesen Entschluß mitzutheilen. Die Aeltern sind außer sich, können aber ihren Willen nicht ändern. Auch Doligny wendet noch ein mal seine ganze Ueberredung an sie umzustimmen, aber vergebens. Sie entschließt sich sogar zu dem Aeußersten, einzuräumen, sie liebe den jungen Ertino. Da erst läßt Doligny von ihr ab; seiner Verbindung mit Olga steht nun Nichts mehr im Wege und er segelt mit ihr nach Italien, verfolgt von den erstarrenden Blicken Theophania's, die nun wieder an ihre Arbeit geht um ihre alten Aeltern zu ernähren, und nur darin einen Trost findet daß sie den Geliebten ihres Herzens glücklich gemacht zu haben glaubt. Einige Jahre später finden wir Doligny in Petersburg wieder in russischen Diensten. Es friert ihn dort gewaltig, es sagt ihm überhaupt dort gar wenig zu; aber seine Frau hat es in Italien nicht aushalten können, und was thut ein Mann nicht einer Frau zu Liebe, die gewohnt ist in den petersburger Salons zu glänzen? Zufällig erfährt er dort daß sich auch Theophania verheirathet, aber nicht mit dem jungen Ertino, den sie zu lieben vorgab, sondern mit dem alten, dessen Vater. Dieser trägt sie auf den Händen, aber sie kann dennoch eine tiefeingewurzelte Schwermuth nicht überwinden, die, wie Doligny jetzt erst erfährt, nichts Anderes ist als die unaustilgbare Liebe zu ihm. Jetzt weiß er nun welchen Schatz er an Theophania gewonnen haben würde; aber was hilft es ihm? Die Geschichte ist zu Ende.

Schon in diesem dürren Auszuge wird ein Leser der Phantasie genug besitzt sich die angedeuteten Verhältnisse weiter auszumalen die geschickte Combination, die wohlerwogene Anlage nicht verkennen; aber den eigentlich poetischen Werth der Novelle wird er erst kennenlernen wenn er der Verfasserin selbst in die specielle Entwickelung und Auseinanderlegung des Stoffs folgt; denn er wird hier eine Feinheit in der Ausmalung der Seelenzustände zu bewundern haben, wie man sie nur bei den tiefblickendsten Kennern des menschlichen Herzens und bei wirklichen Meistern der Darstellung zu finden pflegt, und dabei eine Lebensansicht sich entfalten sehen, die zwar immer noch in einer echtweiblichen Weltanschauung wurzelt, aber doch weit über jene Vorurtheile und krankhaften Schwärmereien hinaus ist, die wir noch an den beiden ersten Novellen der Dichterin zu rügen hatten.

Müssen wir diese Erzählung ungleich höher stellen als sie der Herausgeber selbst zu schätzen scheint, so können wir dagegen dem ersten Stück der Sammlung: „Eine Mainacht. Kleinrussische Volksgeschichte von Nikolaus Gogol", nicht den Werth beilegen den er ihr zuschreibt wenn er sie als ein frisches, duftiges Blatt aus dem poetischen Frühling Gogol's, der anerkanntermaßen ein Dichter von ureigener Kraft und Fülle sei, bezeichnet und darin zugleich den unmittelbaren Ausdruck des

kleinrussischen Volksgeistes findet. Zwar verkennen wir die Schönheit einzelner Schilderungen z. B. der ukrainer Nacht, keineswegs, zwar liegt auch für uns in der kecken Mischung des Mythischen und Wirklichen, des Phantastischen und Prosaischen, des Zarten und Derben, des Rührenden und Burlesken ein eigenthümlicher Reiz; aber trotzdem haben wir zu keinem rechten Genuß des Ganzen kommen können, ein mal weil die Figuren kein tieferes menschliches Interesse zu erwecken wissen und sich fast nur wie Schattenbilder an der Wand zwischeneinander durch bewegen, sodann weil der Scherz darin ein wenig gar zu täppisch und plump auftritt und doch nirgend einen wirklich komischen Eindruck macht; ferner weil die nationale Färbung gar zu matt gehalten ist, sodaß sich die Geschichte kaum von Sagen und Dorfgeschichten anderer Völker unterscheidet, ja von diesen weit weniger verschieden ist als etwa eine baieische Geschichte von einer schwäbischen; und endlich weil das Ganze von keiner leitenden, tragenden Idee zusammengehalten wird, durch die jedes Einzelne eine tiefere Bedeutung und eine nothwendigere Beziehung erhielte. Ihrer allgemeinen Anlage nach erinnert diese Märchennovelle an Shakspeare's „Sommernachtstraum"; aber welch ein immenser Abstand in jeder Beziehung! Ebenso wenig kann sie sich mit verwandten Erzeugnissen der deutschen Poesie, wie sie Tieck, Brentano, Eichendorff, Kinkel und viele Andere geliefert haben, messen, und schon deshalb muß sie auf uns mehr den Eindruck eines mittelmäßigen als wirklich genialen und ursprünglichen Werks machen.

Die beiden noch übrigen Novellen: „Der Bär" vom Grafen Sollohub und „Seneida", Charakterbild vom Fürsten Odojewsky, entsprechen dem Urtheil welches der Herausgeber über sie fällt. Sie gehören ihrem ganzen Zuschnitt nach der leichtern Unterhaltungsliteratur an, aber „der Unterhaltung die sie bieten fehlt es nicht an Belehrung und edler Anregung. Theils findet man hier Züge von Charakter- und Sittenschilderung, wie nur feine Beobachter und Kenner des russischen Lebens sie hinwerfen konnten; theils ist mit Wärme und Innigkeit eine psychologische Entwickelung versucht die den Gemüthsantheil des Lesers weckt." Das Element in dem sie sich bewegen ist wiederum die vornehme Gesellschaft, und das Thema um welches sie sich drehen Cabale und Liebe. Der Ton der Gesellschaft ist auch der ihrige: nonchalant, chevaleresk, nicht ohne Pointen, schöne Wendungen, aber meist nur die Oberflächen berührend, über das Lustige und Traurige mit gleicher Gewandtheit, mit gleicher Grazie hinwegschlüpfend. Der Stil des „Bären" hat sogar etwas Burschikoses, er schmeckt nach den „guten Jungen" von denen darin die Rede ist; „Seneida" hingegen ist im Ganzen ernster gehalten, es steckt schon eine etwas größere Dosis Wermuth darin. Und das ist sehr natürlich. In der ersten Erzählung wird einem jungen Manne, einem sogenannten Bären, von einer jungen coquetten Fürstin nur das Herz zerrissen, die Seelenruhe geraubt, was will das sagen? Dergleichen, was ja alle Tage vorfällt, braucht auch nur im leichtfertigen Alltagston erzählt zu werden, der Autor hat Recht, wenn er zum Schluß sagt:

Und der Bär?... Wo kam er hin?... Was wurde aus ihm? Ich weiß es wahrlich nicht. Und was liegt auch daran ob er gestorben ist, oder sich auf dem Lande niederließ und ein betrunkener Gutsbesitzer wurde, oder in einem Winkel irgend eines petersburger Sackgäßchens versauerte, ist das nicht Alles gleich?

Seneida hingegen wird nebenbei auch noch um ihr Vermögen geprellt, das will schon mehr sagen, überall und besonders in Rußland, wo das Geld als die Seele alles Lebens und die Seelen nur für Geldeswerth gelten, da verlohnt es sich schon die Sache ein wenig ernster und elegischer zu behandeln.

Die dritte Sammlung ist mit der zweiten ungefähr von gleichem Werth. Sie enthält vier Erzählungen: „Vornehme Welt" vom Grafen Sollohub; „Eine schreckliche Rache, eine kleinrussische Volksgeschichte", „Der Mantel, eine Erzählung", und „Kleinrussische Landedelleute, eine Idylle", sämmtliche drei von Nikolaus Gogol. Die erste derselben ist eine Variation desselben Themas das Graf Sollohub im „Bären" behandelt, eine in demselben chevaleresken Stile geschriebene Alltagsgeschichte aus der vornehmen Welt, die Dem welchem sie „just passirt" das Herz entzweibricht. Der Verfasser fürchtet wegen des alltäglichen Thema vom Recensenten Vorwürfe zu hören; unsererseits kann er deswegen unbesorgt sein. „Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet!" Wem die Fährte des Löwen zu hoch geht, thut wohl, wenn er sich mit der Jagd eines „Leonin" begnügt, zumal wenn er so gut wie Graf Sollohub im Revier der petersburger „Lions" Bescheid weiß. In gewissem Sinne möchten wir die Sollohub'schen Geschichten für die befriedigendsten halten, wenigstens für die in denen Stoff und Darstellung, Subject und Object der Dichtung am innigsten Eins sind. Helena Hahn hat für die russischen Zustände noch Wehmuth, Pawlow noch Ironie, Herzen noch Humor und philosophische Reflexionen; Sollohub hingegen ist über das Alles hinaus, er befindet sich mitten drin in dem Strudel den er schildert, er findet ihn nicht um ein Haarbreit besser und tröstlicher als Jene, aber warum darüber klagen, bitter werden, philosophiren? Das Alles hilft nicht und lohnt der Mühe nicht; darum will er nicht besser sein als die Welt die er schildert; er ist unter Wölfen und heult mit ihnen!

Von ganz anderer Art sind die drei Erzählungen Gogol's; sie führen uns nicht mehr in die Salons der russischen Großen, sondern muthen uns zu ihnen in verschiedene Gebiete des russischen Volks zu folgen, in seine Sagen aus ältern Zeiten, in die Leiden und Freuden eines russischen Subalternbeamten, in das idyllische Stillleben kleinrussischer Landedelleute. Es thut wohl endlich auch einem Dichter zu begegnen der die Poesie noch anderswo aufsucht als in den sublimen Sphären, wo sie gewöhnlich an Auszehrung stirbt; der sich erinnert daß neben den Fürsten und Grafen, neben den Ministern und Gesandten, neben den Monopolisten und Gardelieute-

nants auch noch ein Ding, anderwärts Volk genannt, existirt, und daß in demselben denn doch auch noch Dies und Jenes stecken könne was sich vielleicht eignet um von einem Dichter geschildert und von einem Leser interessant gefunden zu werden. Daß Gogol diesen Seitenweg eingeschlagen und hiermit die Anerkennung einer sonst verachteten Region von Seiten der Poesie ausgesprochen hat, ist schon ein Beweis für seine tiefere Anschauung, für seine dem reinen Menschenthum zugewandte Bildung; dieser Bezug wird aber noch unverkennbarer ins Licht gestellt durch die Wärme und Lebendigkeit mit der er das innere und äußere Leben der von ihm zum Vorwurf gewählten Sphären der Gesellschaft und insbesondere die über allen gesellschaftlichen Unterschieden schwebenden Schönheiten der Natur und Zauber der Sage zu schildern versteht. Aber so sehr wir dies anerkennen, den Anlauf zu einer wirklich volksthümlichen Dichtung, den ersten Keim zu einer specifisch-russischen Nationalliteratur oder gar die Ankündigung einer völlig neuen Culturperiode können wir auch hier nicht entdecken, vielmehr stellen sich auch diese Gogol'schen Schöpfungen durchaus nur als Ergebnisse der westlichen Culturentwickelung dar, sie sind entweder geradezu Nachahmungen ähnlicher Literaturerscheinungen bei den Deutschen, Franzosen, Engländern oder wurzeln wenigstens in denselben Gründen die auch bei uns den Dichter aus den Salons der vornehmen Welt in die Hütten des Dorf- und Volkslebens zurückgeführt haben. Und weit entfernt daß etwa der russische Dichter, wie man wol glauben sollte, hier einen weit reicher sprudelnden und stärker wirkenden Quell der Verjüngung gefunden und seine alternde Anschauung um so leichter und energischer abgethan hätte, macht er vielmehr den Eindruck als sei an eine totale Genesung und Regeneration bei ihm nicht mehr zu denken, als habe er in der Anziehung und Benutzung eines neuen Lebenselements nur ein Mittel gewonnen um wenigstens auf eine zeitlang die völlige Auflösung hinauszuschieben; denn auch die Gogol'schen Bilder, obschon sie einer reinern Luft, einem gesundern Klima entnommen sind, können doch den alle Elemente der russischen Verhältnisse durchdringenden Krankheitsstoff nicht verleugnen und zeigen deutlich daß sich der Schöpfer derselben einer krankhaften Auffassung und Darstellung nicht ganz hat entreißen können. Die erste der hier mitgetheilten Erzählungen bekundet dies besonders dadurch daß der Dichter der allerdings sehr düstern Volkssage durchaus keine irgendwie tröstende, harmonisch wirkende Idee abgewonnen, vielmehr den zerklüfteten Stoff zu einem fast noch zerklüftetern Bau zusammengeworfen und dadurch eine Wirkung erzielt hat, die durch die eingefügten sehr schönen Naturschilderungen, z. B. des Dnepp, der Karpaten u. s. w., in ihrem finstern Charakter nur sehr wenig gemildert wird. Die zweite der Erzählungen: „Der Mantel", gibt von der zwischen Gesundheit und Krankheit gleichsam schwankenden Verfassung des Autors dadurch Zeugniß daß er den Scherz und Schmerz über sein Object zu keiner wirklichen Einheit, zu keinem wahrhaften Humor zu verschmelzen vermag und daher das Gemüth des Lesers, statt es zu rühren oder zu beruhigen, nur beleidigt oder erkältet. Am unverkennbarsten aber zeigt sich die Unbezwingbarkeit der krankhaften russischen Weltanschauung in der dritten Gabe Gogol's: „Kleinrussische Landedelleute"; denn hier werden die zum Theil mit meisterhaftem Pinsel ausgeführten idyllischen Bilder aus dem Leben eines kleinrussischen Ehepaars durch so unglückliche Kreuz- und Querstriche einer vornehmen Ironie wieder zerstört, daß es fast den Eindruck macht als habe sich der Verfasser mitten in seiner Hingebung an das Object derselben wieder geschämt, oder als sei der Zweck seiner Idylle überhaupt nur der, das idyllische Glück natürlicher und einfacher Verhältnisse als ein unscheinbares und lächerliches darzustellen. Wenn Gogol hierin eine Aehnlichkeit mit Heine zeigt, so bleibt er doch an wirklicher Genialität weit hinter demselben zurück; was sich bei diesem als individueller subjectiver Uebermuth gibt, erscheint hier nur als nationale Abgelebtheit, die einer totalen Hingebung an das Natürliche und Unschuldige nicht mehr fähig ist.

So finden wir also in allen Gaben der vorliegenden drei Sammlungen zwar viel glänzende Vorzüge und Eigenschaften, die auf Talent, Virtuosität, Welt- und Menschenkenntniß, sowie ganz besonders auf einer adoptirten Bildung beruhen, nur die nicht welche Manche gerade in russischen Dichtungen suchen: Ursprünglichkeit, nationale Naturwüchsigkeit und Hoffnungen erweckende Jugendlichkeit. **A. Zeising.**

Goethe's Liebe und Liebesgedichte. Von J. A. O. L. Lehmann. „Das Leben ist die Liebe und des Lebens Leben Geist." (Goethe.) Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Herr Lehmann hat seit einer Reihe von Jahren eine Anzahl von Schulschriften veröffentlicht in welchen er theils einzelne Dichtungen Goethe's, theils dessen sprachliche Eigenthümlichkeiten zum Gegenstande sehr fleißiger und eingehender Untersuchungen gemacht hat. Wenn dieselben auch alle manche Spuren pedantischer Kleinmeisterei ansichtragen oder sich in der Aufsuchung überkünstlichen Tiefsinns verlieren, wie dies Göschel in ähnlicher, einseitig-subjectiver Auffassungsweise schon früher gethan hat, so haben sie doch als fleißige Zusammenstellungen eines äußerst verstreuten Stoffs ihre unleugbaren Verdienste. Um so unbegreiflicher ist es wie derselbe Verfasser ein Werk hat verfassen können wie das dessen Titel oben verzeichnet ist. Wer sollte nicht erwarten daß ein so warmer Verehrer des großen Dichters wie Lehmann es ist, unter der Ueberschrift „Goethe's Liebe und Liebesgedichte" die ganze Kraft, Innigkeit und Zartheit des tiefsten Gefühls, welche Goethe in seinen Liebesgedichten niedergelegt, wie in einem Brennspiegel aufgefaßt und dem Leser so das concentrirteste Bild von des großen Mannes Liebesfähigkeit und Liebesbedürfniß zu gewaltigem Eindruck vor die Seele geführt haben würde. In solcher Erwartung nahm wenigstens der Unterzeichnete Lehmann's Werk zur Hand, und wie trübselig fand er sich bald enttäuscht! Denn etwas Geschmackloseres ist ihm in der That seit langer Zeit nicht in die Hände gefallen. Und wenn nur wenigstens hinter diesen Geschmacklosigkeiten irgend eine neue Belehrung verborgen läge: man würde sich ja am Ende gern um der letztern willen durch die erstern hindurchwinden: aber auch diese Hoffnung bleibt unerfüllt, und so muß man überdies noch die ganze Arbeit völliger Ueberflüssigkeit schuldig finden. Daß aber die

massenhafte Goethe-Literatur noch um ein dickes Buch vermehrt wird, welches ebenso überflüssig als geschmacklos ist, das ist mehr als sich mit Gleichmuth ertragen läßt.

Sehen wir den Inhalt des Buchs etwas näher an. Es zerfällt in drei Abschnitte: bis 1775, bis 1806 und bis zu Ende. Für den ersten liegen Goethe's ausführliche Selbstbekenntnisse vor; für die beiden andern besitzen wir als thatsächliche Grundlagen von Goethe's Liebesleben außer der italienischen Reise, die hier wenig in Betracht kommt, von ihm selbst nur fragmentarische Mittheilungen und die mannichfaltigen Sammlungen seiner Briefe. Fleiß und Sorgfalt in Benutzung dieser Quellen kann Lehmann nicht abgesprochen werden, aber auch dieser Fleiß ist ein mehr äußerlich zusammenschichtender als ein frei verarbeitender. In jedem Abschnitt finden wir die verschiedenen Liebesbande welche Goethe knüpfte nach der Zeitfolge geschichtlich erörtert; jedem einzelnen sind die Gedichte welche ihm ihre Entstehung verdankten in vollständigem Abdruck beigefügt und mit erläuternden Anmerkungen versehen. Die Beschaffenheit der Quellen bringt es mit sich daß in dem ersten Abschnitt fast jedes Gedicht mit ziemlicher Sicherheit auf eine bestimmte Veranlassung zurückgeführt werden konnte; weniger war dies in dem zweiten und dritten Abschnitte möglich, und es mußte dabei vielfach zu Muthmaßungen gegriffen, viele Gedichte auch ohne bestimmte thatsächliche Anlehnung eingereiht werden. Macht schon dieser Umstand die ganze Anlage etwas bedenklich, so ist es doch noch weit schlimmer daß sie dem ganzen Werke die Einheit raubt. Statt eines fortlaufenden Gesammtbildes von Goethe's Gemüthsleben und seinem Verhalten zu dem schönen Geschlecht erhalten wir abgerissene Einzeluntersuchungen, oder eigentlich nur die Wiederholung seiner eigenen Bekenntnisse und fremder Untersuchungen über sein Verhältniß zu einzelnen Mädchen und Frauen, nur die äußerliche Darstellung der einzelnen Symptome statt eines innerlichen Gesammtbildes. Und diese Darstellungen bestehen im ersten Abschnitte zum beiweitem größten Theile darin daß die betreffenden Stellen aus „Dichtung und Wahrheit" vollständigst abgedruckt werden; so S. 16—25, 28—30, 56—59, 61—73, 95—97, 102—106, 117—121, 122—131, macht zusammen reichlich 44 Seiten, auf denen sich nur kurze Zwischenreden des Verfassers finden. Glaubt denn Herr Lehmann daß ein gebildeter Deutscher seiner Anleitung bedürfe, um Goethe's „Dichtung und Wahrheit" kennen und verstehen zu lernen, oder daß seine Zwischenreden dieses vollendete Werk erst recht genießbar machen sollen? Freilich ist es wahr daß jene Erregungen des jugendlichen Dichterherzens eine vollkommenere Darstellung nicht finden können als der Meister selbst sie gegeben; muß man sie aber deshalb in Bruchstücke zerlegen und neu abdrucken? Wird nicht Jeder der sich überhaupt durch den Titel von Lehmann's Werk zur Beschäftigung mit demselben verlocken läßt alle jene Stellen ziemlich vollständig in seinem Gedächtniß beherbergen oder doch das ganze Werk selbst in jedem Augenblicke nachschlagen können? Ich kann in jenen 44 Seiten nur eine höchst unnütze Buchmacherei sehen. Auch in den weitern Abschnitten sind nicht geringe Theile nur ein Wiederabdruck aus andern Werken, aus den bekannten Briefsammlungen, dann namentlich aus Riemer und Schöll. Hiergegen läßt sich weniger einwenden, da diese Bücher weniger bekannt und verbreitet sind, aber auch diese Stellen charakterisiren Lehmann's Arbeit als eine sehr kunstlose Compilation.

Wenn so der geschichtliche Theil derselben in Beziehung auf die Form wenig genügt, so erregt er auch durch den stofflichen Gehalt wesentliche Bedenken. Halten wir an dem Titel: „Goethe's Liebe und Liebesgedichte", in aller Strenge fest, so war die Erwähnung und Besprechung seines Verhältnisses zu Friederike Oeser wol nicht wesentlich hierher gehörig, ganz gewiß höchst unpassenderweise aber ist S. 220 — 224 die moquante neapolitanische Prinzessin aus der italienischen Reise hier hereingezogen, durch welche Goethe weder zu dem Gefühle der Liebe noch zu Dichtungen irgendwie angeregt wurde. Wollte dagegen Lehmann in einer weitern Fassung seiner Aufgabe überhaupt Goethe's Stellung zum weiblichen Geschlecht zeichnen, dann durfte er nicht unerwähnt lassen das ohne Zweifel zarteste, ja wunderbarste Verhältniß dieser Art, das zu der trefflichen Herzogin Luise von Weimar. Von Dem was man Liebe zu nennen pflegt konnte hier natürlich nicht die Rede sein, aber wol ist es außer Zweifel daß selten ein Mann eine zartere und mehr ideale Verehrung gehegt, eine geistigere und edlere Einwirkung auf ein Frauengemüth ausgeübt hat als Goethe in diesem Falle. Freilich läßt sich dasselbe nicht durch „Liebesgedichte" belegen, aber im „Tasso" und manchem festlichen Gelegenheitsgedicht, selbst in den scheinbar reinhöfischen „Maskenzügen" ist hierfür manche tiefere Andeutung enthalten.

Soviel über den geschichtlichen und betrachtenden Theil von Lehmann's Arbeit. Zwar ließe sich noch anführen wie ganz unselbständig, ja urtheilslos er sich da äußert wo er die häkelige Frage nach Goethe's Sittlichkeit beantwortet oder vielmehr nicht beantwortet; zwar sollte es auch als Druckfehler nicht vorkommen daß ein Brief Goethe's an Auguste Stolberg hier mit der Unterschrift „17. April 1833" erscheint; zwar sollte Lehmann wissen daß Goethe 1788 aus Italien zurückkam und 1790 der Herzogin Amalie nur bis Venedig entgegengereist war, aber „ubi nulla nitent, non ego parvis offendar maculis" hätte Horaz auch sagen können.

Daß Herr Lehmann die sämmtlichen von ihm erläuterten Liebesgedichte vollständig hat abdrucken lassen, ist sehr überflüssig. Nothwendig wäre ein solches Verfahren nur dann gewesen, wenn die Anführung der Gedichte mitten in dem Zusammenhange einer fortlaufenden Darstellung stattfände; dann wären die wiederholten Unterbrechungen, welche das Aufsuchen der Gedichte herbeiführen würde, höchst lästig. Hier aber, wo die Gedichte von der zusammenhängenden Darstellung ganz losgetrennt erscheinen, hätte eine Hinweisung auf die betreffenden Stellen der Werke vollkommen genügt. Was die Auswahl betrifft, so ist es wol kaum zu billigen daß Lehmann auch solche Gedichte aufgenommen hat in denen Goethe ohne alle sichtlich hervortretende Selbstbetheiligung objective Liebesgemälde entwirft, so „Der König in Thule", die vier „Balladen von der schönen Müllerin", von denen überdies wenigstens die dritte zu den ausdrücklich ausgeschlossenen Uebertragungen fremder Gedichte gehört, so „Das Blümlein Wunderschön". Dagegen ist Manches ausgelassen was hier ganz wesentlich hergehörte, so die liebliche Elegie: „Das Wiedersehen" (Werke 1, 260, Ausgabe von 1840), „Morgenklagen" (II, 78), so namentlich die betreffenden Distichen aus den reizenden „Venetianischen Epigrammen", welche Lehmann nach S. 291 fg. nicht ganz zu behagen scheinen; aber ein solches subjectives Urtheil durfte sich da durchaus nicht geltendmachen, wo es sich darum handelte eine Seite eines Menschenlebens treu und vollständig darzustellen.

Es bleiben mir endlich noch einige Worte zu sagen über die Erläuterungen welche Herr Lehmann den abgedruckten Gedichten beigefügt hat. Diese sind der allertraurigste Theil des ganzen Buchs. In der Vorrede heißt es: „Bei Erläuterung der Gedichte habe ich gestrebt Einen Bildungsstandpunkt der Leser festzuhalten." Ich möchte in der That wissen was für eine Art von „Bildungsstandpunkt" sich Lehmann da gedacht hat; mit seinen Quartanern wird er doch wahrlich Goethe's Liebesgedichte nicht lesen wollen, und einen Menschen gereiften Verstandes kann doch unmöglich zugemuthet werden daß er Erläuterungen zu einem Goethe'schen Liede lesen soll die mit den miserabelsten Scholiasten der Griechen von ganz gleicher Art sind. Wenn es z. B. zu den sechs Versen der vierzehnten römischen Elegie heißt: „Zwar ist es noch hell, denn es ist erst eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang; doch will er vom Diener die Lampe angezündet haben und schließt die Laden; das Lämpchen tröstet ihn in süßer Erwartung der Geliebten", und wenn jeder dieser köstlichen Elegien eine ebenso fade Paraphrase nachgeschickt wird, die Jeder, der so unglücklich sein sollte danach zu verlangen, sich ebenso gut selbst machen kann, so ist das doch

offenbar das sicherste Mittel allen poetischen Genuß dieser Kleinodien gründlich zu verbittern und zu vernichten. Und eine solche philiströse Verflachung der dichterischen Schönheit ist so ziemlich Alles was Lehmann über die einzelnen Gedichte im Ganzen zu sagen weiß. Höchstens schwingt er sich außerdem zu einigen nichtssagenden Exclamationen über die Trefflichkeit der Dichtungen auf, wie sie vor etwa 30 Jahren Döring seiner Ausgabe des Horaz beizufügen pflegte. Von Dem was man heutzutage unter ästhetischer Interpretation versteht scheint Lehmann eben keine Ahnung zu haben. Aber noch überboten werden diese seichten Redereien durch die Worterklärungen welche Lehmann den einzelnen Stellen beifügt. Oder ist es etwa nicht ganz entsetzlich wenn es S. 35 fg. zu dem Gedicht „Die schöne Nacht" heißt: „Meiner Liebsten. Die Ausdrücke für Geliebte wechseln bei Goethe ab. Am häufigsten gebraucht er außer dem Wort «Geliebte» den Ausdruck Liebste (hier und da auch wol Allerliebste), der sich auch in der Sprache des gemeinen Volks in der Zusammensetzung mit Frau erhalten hat: Frau Liebste ist soviel als Gattin." Hat denn Goethe dazu gedichtet daß man aus seinen Werken lernen soll wie der Gevatter Schneider und Handschuhmacher seine Gattin titulirt? Aus dem Commentar zur funfzehnten römischen Elegie theile ich folgende Pröbchen mit: „Cäsar zog 55 v. Chr. nach Britannien. Florus ein alter Dichter (und Historiker)... Siebengebirg. Rom besteht aus sieben Bogen (sic) oder Hügeln. Obelisken. Rom hat noch jetzt mehre Obelisken. Augustus stellte einen u. s. w.... Parze, die Schicksalsgöttin." Aehnliche Abgeschmacktheiten kehren in diesen Erläuterungen von Seite zu Seite wieder, aber wirklich weniger Bekanntes bleibt unerklärt, denn z. B. zum letzten Vers der siebenten römischen Elegie heißt es: „Cestius' Male, d. h. Denkmale. Cestius eine römische Familienbenennung." Hier aber handelt es sich darum daß an der bekannten Pyramide des Cestius der Kirchhof anliegt auf dem in Rom gestorbene Akatholiken bestattet werden, was Lehmann nicht zu bemerken für angemessen gehalten hat; statt dessen fügt er aber in wohlfeiler Schulweisheit noch bei: „Orkus ist die Unterwelt (Hades)." Halbwüchsige Schuljungens bedürfen allerdings mitunter derartiger Erklärungen, die ihnen dann von Lehrern oder Aeltern im Vorbeigehen kurz gegeben werden, aber so Etwas in einem Buche drucken zu lassen welches doch nur für gebildete Erwachsene bestimmt sein kann, das ist eine Beleidigung für das denkende und lesende Deutschland.

In kürzester Zeit soll von demselben Verfasser ein ferneres Werk: „Goethe's Sprache und ihr Geist", erscheinen; über die Sprache wird dasselbe nach früher mitgetheilten Bruchstücken gewiß reichhaltige und dankenswerthe Sammlungen enthalten, was aber den Geist betrifft, so darf man nach Erscheinen des hier besprochenen Buchs nur äußerst geringe Erwartungen hegen. Es ist sehr erfreulich daß in neuerer Zeit mit regem Eifer daran gearbeitet wird Sinn und Verständniß vaterländischer Dichtung zu wecken und zu verbreiten; aber vor einem modernen Alexandrinerthum, welches nur an der Schale haftet und Steine statt Brotes bietet, welches alle Empfänglichkeit für dichterische Größe und Schönheit gründlich zu ersticken im Stande wäre, möge uns des deutschen Volks Schutzgeist gnädiglich bewahren!

Ich schließe hier noch einige Worte über einen neuen, von dem obigen durchaus verschiedenen Beitrag zur Erklärung Goethe'scher Dichtung an:

Goethe's Heemann und Dorothea besonders zum Gebrauch in höhern Bildungsanstalten erläutert von Gottlieb Theodor Becker. Halle, Lippert. 1852. Gr. 8. 10 Ngr.

Zunächst ist diese Betrachtung des viel besprochenen Meisterwerks für die heranwachsende Jugend bestimmt, aber auch reifere Freunde der Dichtkunst, ja vielleicht diese noch mehr, werden sie nicht ohne Interesse lesen. Ueber die angewandte Methode hat sich Becker in Vorrede und Einleitung klar und gründlich dahin ausgesprochen daß er sich Hiecke's theoretische und praktische Arbeiten auf diesem Gebiet als das ganz unbedingt zweckmäßigste Vorbild habe dienen lassen, „sodaß erst analytisch das ganze Gedicht nach Handlungen, Charakteren und Idee mit sorgfältigster Beachtung jeder einzelnen Stelle durchgegangen wird, dann ein zweiter synthetischer Theil von der aufgefundenen Idee aus das Ganze überschauen und beurtheilen läßt bis in die einzelnen Theile". Die Ausführung dieses Entwurfs mit sorgfältiger Berücksichtigung früherer Arbeiten, namentlich der von W. von Humboldt, ist durchaus zweckmäßig und geschmackvoll und beweist namentlich durch eine wohlthuende Wärme der Darstellung daß der Verfasser über der verstandesmäßigen Zergliederung seines Gegenstands dem unmittelbaren Gefühle für dichterische Schönheit nicht entfremdet worden ist. Keine kleinlichen Wortklaubereien noch ein Haschen nach neuen tiefsinnigen Entdeckungen stört die einfache und klare Darstellung. Reifere Gymnasiasten werden das Buch nicht ohne vielfachen Nutzen lesen. Nur das bezweifle ich einigermaßen, ob der Verfasser sich nicht darin täuscht, wenn er glaubt daß eine derartige Lecture von der Jugend sehr gern und eifrig betrieben werde; es würde dazu eine ruhige Vertiefung in den einen Gegenstand gehören, die dem Jugendalter ohnedies nicht gerade eigen, noch erschwert wird durch die vielfachen Anfoderungen welche fortwährend an dasselbe gestellt werden. Leichter gelingt es dem geschickten Lehrer durch das lebendige Wort für eine derartige Betrachtung dichterischer Werke Theilnahme zu gewinnen, aber freilich ist dazu auf allen deutschen Gymnasien nur ein sehr geringes Zeitmaß vergönnt. Als einen Mangel muß ich es betrachten daß Becker neben der ästhetischen Auffassung gar keinen Raum für die literarhistorische Betrachtung gefunden hat. Die Erkenntniß wie sich der vaterländische Poesie schrittweise bis zur Schöpfung eines solchen Meisterwerks erhoben, welche Stellung es in des Dichters eigener Gesammtthätigkeit einnimmt, welche Einwirkungen es auf die Nachlebenden geübt hat, das Alles ist wol ebenso lehrreich als die anatomisirende Darlegung ästhetischer Trefflichkeiten bei der doch zuletzt nicht Weniges dem individuellen Geschmack überlassen bleibt, die das Gefühl für Schönheit zwar ausbilden aber schwerlich hervorrufen kann wo die Natur es versagt hat. Becker hat weitere ähnliche Arbeiten, zunächst über Goethe's „Iphigenia" in Aussicht gestellt; möge es ihm möglich werden diesen Plan bald auszuführen!

W. A. Passow.

Dr. Martin Luther, der deutsche Reformator. In bildlichen Darstellungen von Gustav König in geschichtlichen Umrissen von Heinrich Gelzer. Mit 48 Radirungen. Hamburg, Besser. 1851. Gr. 4. 5 Thlr.

Wenn man selbst das Beste was man weiß und kann zusammennimmt, das Lob Luther's auszureden, so thut man in der Regel nicht genug. Hat man, erstaunt über das Ungeheuere des Kampfs welchen er, der einzelnstehende schwache Mönch, aufnahm, nach der Feder gegriffen, dem Lobe seines frommen Heldenmuths einen würdigen Ausdruck zu leihen, so findet man bald jede Bezeichnung solcher allen Hindernissen trotzbietenden Geistesgröße zu matt; folgt man dann, gleichsam um sich durch Anlegung eines gewöhnlichern Maßstabs zu erholen, dem bewunderten Manne, dessen Name auf Aller Lippen schwebte und nicht blos in den Ländern Europas mit Bewunderung und Theilnahme genannt ward, aus dem öffentlichen Leben, dem er verfallen war, in die Stille des Hauses das er durch rastlosen Fleiß heiligte, und von da später in die bescheidene Häuslichkeit, in der er so musterhaft und liebevoll waltete: so ist man, mit Lessing zu reden, fast froh, auch einige kleine Mängel an ihm zu entdecken die ihn uns näher rücken. Daß er aber trotz seiner eminenten Geistesgröße und bei aller liebenswürdigen Charaktereigenthümlichkeit doch Unzählige

auch in unserm deutschen Volke noch nicht nahe genug gerückt ist um von ihm zu lernen und an ihm im besten Sinne des Worts sich zu erbauen, haben wir doch ernstlich zu beklagen. Es ist fürwahr nicht genug daß Luther epochemachend in der Weltgeschichte steht, er muß aus der Vergangenheit mehr als bisher in unser Leben eintreten, und es thut gerade jetzt mehr als je noth daß dies geschehe und daß er dadurch so manche Flecken, die in die sonst so blanke Klinge des deutschen Charakters namentlich durch die betrübenden Ereignisse der letzten Zeit von 1848 an gekommen sind, vertilgen helfe. Das Bild von „Doctor Luther", das sich von seiner markirten Gesichtsbildung und von seinem äußern Habitus schon durch die so häufige, wenn auch unvollkommene xylographische Ausstattung seines „Kleinen Katechismus" der Schuljugend eingeprägt hat, muß durch die Fortschritte welche die durch die Presse so außerordentlich unterstützte Kunst gemacht hat veredelt, muß ins Feinere und Bestimmtere ausgeführt werden; es muß sich durch Einführung in das öffentliche und häusliche Leben des Reformators, durch Darstellung wichtiger und ansprechender Scenen desselben, durch ihre Arrendirung theils mit den gleich ihm historischgewordenen Männern, die als Gehülfen ihm nahe oder als Widersacher ihm entgegenstanden, theils mit Hausgenossen zu einem lebendigen, gleich durch den Anblick instruirenden Commentar zu passend und populair geschriebenen Biographien gestalten. Sind letztere aber wirklich gut geschrieben, so erweitern sie sich von selbst zu einer Geschichte der Reformation, da ihr Hauptträger, obgleich ein einzelner Mann, die Strahlen des Jahrhunderts in die Sonne seines Ruhms sammelte und Karl V., Melanchthon, Calvin und Andere nur einzelne Brechungen dieser Strahlen sind. Die wohlverstandene Geschichte der Reformation aber muß dann von selbst der Wiedererweckung und Befestigung der wahren Religion und der Liebe zu ihr und ihrer Werthschätzung in die Hände arbeiten, und daß es nur unter dem Schutze dieses Genius wieder besser in uns und unter uns und um uns her werden könne und müsse, darf als gewiß und sicher, auch als immer allgemeiner anerkannt betrachtet werden.

Man mag sich freuen das an der Spitze dieser Worte näher bezeichnete Kunst- und Schriftwerk als ein glücklich und trefflich vollendetes aufführen zu können, das für den Zweck einer größern Popularisation der Geschichte und des Lebens Luther's die besten Elemente in sich vereinigt. Kunst und Wissenschaft haben sich in ihm zu einem sehr anerkennungswerthen Andenken an den großen Reformator vereinigt. Den bildlichen Darstellungen von König in München gebührt als der Hauptsache der Vortritt; aber auch die Bearbeitung der kürzern Texte zu den Bildern und die an sie sich anschließende ausführlichere und zusammenhängende Geschichte Luther's und der Reformation in vier größern gegenseitig zu einem Ganzen sich abrundenden Umrissen aus der Feder Gelzer's hat vollen Anspruch auf wissenschaftlichen Charakter; denn die Benutzung der hier einschlagenden neuern Arbeiten von Jürgens, Marheineke, Menzel, Pfizer, Ranke und Andern hat ihn nicht abgehalten für seine Auffassung und Darstellung im Ganzen auf die Quellen zurückzugehen. Das Thatsächliche zu den 48 bildlichen Darstellungen, welche die „Geburt Luther's am 10. November 1483 Nachts 11 Uhr" und sein „Begräbniß in der Schloßkirche zu Wittenberg" zu Anfangs- und Endpunkten haben, ist sinnig gewählt und dabei nichts Wesentliches und Hervorstechendes übergangen; es ist unter Anerkennung der mit außerordentlicher Präcision und Feinheit entworfenen und durchgeführten Zeichnungen und des Angemessenen und Gefälligen in den Gruppirungen, sowie des den Charakter der damaligen Zeit stets richtig Aufzeigenden in Randverzierungen und sonstigen Nebenwerken auf den die Hauptbilder nicht selten begleitenden kleinern, passend angebrachten Zugabebildern ein so reiches Material vor die Augen geführt daß neben der Geschichte der Reformation zugleich das amtliche, häusliche und gesellige Leben Luther's sich aufs befriedigendste ausspricht und auslegt. Die kurzen Ausdeutungen Gelzer's bringen in verdienstlicher Weise viele Authentika, auch im Drucke gehörig bezeichnet, und schmiegen sich dadurch an das Alterthümliche und Charakteristische der Bilder gefällig an, bieten zugleich in diesen Worten gewissermaßen eine Mosaik zur Reconstruirung der Hauptzüge in Luther's festem und ehrenwerthem Charakter, während dem Erklärer des Einzelnen in den Darstellungen, wofern er der Zeit und der Sachen Unkundigern willkommen sein sollte, volle Freiheit bleibt. Die bereits erwähnte ausführlichere Darstellung Gelzer's ist in edelster Weise populair gehalten, und theilweise auch durch sie hat der Verfasser die Aufgabe lösen helfen, in die Hände des deutschen Volks ein Buch zu legen, „das in frischen Umrissen das Bild eines seiner größten geistigen Helden erneuerte, das der Familienvater im Kreise der Seinen lesen, der studirende Jüngling auf die Hochschule mitnehmen, der Geistliche in der Stille seines heimischen Pfarrdorfs oder in den Colonien jenseit des Ocean durchdenken könnte, um auch in der Ferne an das Land seiner Väter und an die geschichtliche Heimat seines geistigen Lebens und Glaubens erinnert zu werden".

Kann der Preis für dieses Werk in seiner schönen Ausstattung für sehr billig gelten, so schließt dies den Wunsch nicht aus daß die Verlagshandlung einzelne Serien dieser Lutherbilder verkäuflich machen möge, wie sie etwa den durch sie dargestellten Gegenständen entsprächen; solche Abtheilungen könnten dann z. B. zur Ausschmückung in Schulstuben mit dem besten Erfolge angewendet werden und würden sich zu einem trefflichen Versinnlichungsmittel des Unterrichts gestalten. Wir haben hier bereits die Analogie des bekannten Schwerdgeburth'schen Luthercyklus, dem man so häufig schon als Zimmerdecoration begegnet; mit vollem Recht, da die glückliche Auswahl der dargestellten Scenen, die historische Treue in Physiognomien und Scenerie und geschickte Composition ihn über das Niveau gewöhnlicher Illustrationen erhebt.

Mögen denn die Künste immer wetteifern unsern Luther zu verherrlichen. Nur die Schauspielkunst sei vorsichtig; es wäre doch möglich daß einem die Person Luther's darstellenden Mimen etwas Menschliches passirte, und ein auch nur auf der Bühne ausgepfiffener Luther wäre doch etwas gar zu Arges.

49.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Die Komödie aus dem Stegreif.

Das altitalienische*) Lustspiel war bekanntlich bis auf Goldoni, der ihm zuerst eine tödtliche Wunde beibrachte, meist nur eine improvisirte Posse, in welcher die Masken des Pantalon, des Harlekin, des Pierrot, des Doctors und wie sie sonst hießen, diese feststehenden Charaktere, immer in neuen Situationen auftraten und diese durch das immer neu wechselnde Spiel zu beleben und in das Reich der Möglichkeit, der Wahrscheinlichkeit zu versetzen verstanden. Als in Paris die italienische Bühne durch das vornehmlich von Molière ins Leben gerufene regelrecht geschriebene Lustspiel verdrängt zu werden fürchtete, gab es, wie nachher im 18. Jahrhunderte noch zwischen Gozzi und Goldoni in Italien selbst, gewaltigen Streit wo denn das eigentliche Lustspiel zu suchen sei, ob auf der Bühne, welche sich mit einer flüchtigen Skizze der Handlung begnüge, die der Darsteller an der Coulisse hinten aufgehängt sah und welcher er nun seinem Charakter gemäß, wenn an

*) In Deutschland hat das improvisirte Lustspiel nur unter Franz Schuch Glück gemacht, in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Vor und nach ihm war es zu gemeine, unfläthige Posse, Farce oder Burleske, als daß sie sittlich und ästhetisch den nur einigermaßen Gebildeten hätte anziehen können. Die Belege davon finden sich in E. Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" überall wo er darauf zu sprechen kommt.

ihn die Reihe des Auftretens kam, das nöthige Leben einflößen mußte, oder im völlig ausgeführten Lustspiele, wo, was zu sagen und zu thun war, vom Dichter schon in festen Umrissen dastand, die nur allenfalls noch lebhaftere Färbung und kleine Details gestatteten. Im improvisirten Lustspiele hing das Meiste vom Schauspieler ab; jemehr er im Augenblicke sein Skelett mit Fleisch und Haut zu bekleiden wußte, je lebhafter seine Phantasie in Sprache und Spiel herauszutreten vermochte, destomehr konnte der dürftigste Stoff gefallen und morgen und übermorgen und wer weiß wie oft wiederholt im Einzelnen ganz anders, schlechter oder besser sich gestalten, jenachdem entweder ein Rollenwechsel eintrat oder eine rosenfarbene Laune bald mehr bald weniger Leben einflößte. Der Schauspieler wurde mit einem Worte mehr oder weniger zu einem glücklichen Dichter, zum Improvisator, indem er wieder hierbei von seinen Mitspielern abhängig war, und jemehr er sich durch solche Gewandtheit auszeichnete, desto schwerer hielt es ihn zu ersetzen, wenn Krankheit, Alter oder Tod seiner Thätigkeit ein Ende machte. Niemand hat diese Seite des italienischen improvisirten Lustspiels besser herauszuheben gewußt als Gherardi in seinem „Théâtre italien", das mindestens fünf Auflagen erlebte, und sechs Bände stark, jeder eng gedruckt 450—500 Octavseiten, gleichsam das Scenarium aller Stücke enthält welche die „Comédiens italiens du Roy" in Paris gegeben hatten, solange sie zu Ende des 17. Jahrhunderts vom Hofe engagirt waren, und worin sich Beiträge von den besten dramatischen komischen Dichtern jener Zeit, z. B. von Regnard, befinden. Er selbst gehörte von dem Augenblicke an wo er (1689) auftrat zu den namhaftesten Harlekinen die je auf einer solchen Bühne erschienen sind, wobei er aber nicht minder als Dichter glänzte, wenn er auch den letztern fast nur in Erfindung einer solchen skizzirten Fabel und der Ausführung einzelner Scenen derselben geltendmachen konnte. Ich habe sein Bildniß vor mir; es stellt ihn im 33. Jahre seines Alters dar, und die Ironie spricht sich in jedem Zuge aus. Es könnte keine bessere Büste vom Demokrit untergeschoben werden als die nach ihm modellirte. Die Schwierigkeit einen guten Arlechino zu finden hatte man gerade damals recht empfunden. Erst als er kam, verschwand sie, und so liest man unter dem Portrait in lateinischen (hier übersetzten) Versen:

> Nur ihm gebührt allein die Ehre,
> Italiens schon ganz verlaff'ne Bühne,
> Weil Dominik verschwand, neu zu beleben
> Und ihr aufs neu' den alten Glanz zu geben!

Es war nichts natürlicher als daß ein solcher Mann im Gefühle seines ihm angeborenen dramatischen Improvisationstalents auf die große Menge Schauspieler welche nur auswendig Gelerntes herzusagen wußten, wenn ihr Stichwort sie herausrief, mit einer Art Geringschätzung herabsah, und mit den lebhaftesten Farben schildert er dergleichen in seinem „Avertissement" zum ersten Bande des genannten „Théâtre italien". „Es tritt ein solcher heraus", sagt er, „um was er gelernt hat so schnell als möglich an den Mann zu bringen, und ist so sehr damit beschäftigt daß er, ohne sich um die Bewegungen und Gesticulationen seines Kameraden zu bekümmern, nur immer seinen Weg mit furchtbarer Ungeduld vor Augen hat, mit seiner Rolle wie mit einer Bürde fertig zu werden, die ihn zu Boden drückt. Er gleicht dem Echo das nie spricht, wenn nicht Jemand vorher geredet hat, und man könnte solche Schauspieler Schüler nennen, die voller Angst ihre sorgfältig gelernte Aufgabe hersagen. Solche Leute heißen Schauspieler, sind aber zu Nichts zu gebrauchen und eine Last für ihre Gesellschaft. Ich möchte sie mit einem gelähmten Arme vergleichen, der zwar immerfort noch Arm heißt, aber keinen Dienst thut. Der Unterschied zwischen ihnen und diesem besteht nur darin daß wenn letzterer dem Körper keinen Nutzen mehr schafft, er doch auch keine Nahrung mehr empfängt, welche den übrigen Gliedern zugutekommt, während der Schauspieler solcher Art ebenso viel verschluckt als die Künstler die sich am meisten abmühen und am unentbehrlichsten sind." Man sieht daß Gherardi weit davon entfernt ist, den eigentlichen dramatischen Künstler mit solchen Parasiten gleichzustellen, und ihn gar sehr von solchen nutzlosen Mitgliedern unterscheidet, „die durch die Laune eines Protectors oder ungewöhnliches Glück bis zur höchsten Einnahme gekommen sind und denen das Theater nur von Seiten der Kasse, nicht der ihnen obliegenden Pflicht im Auge haben".

Inzwischen behauptete der im Laufe der Zeit veränderte Geschmack doch sein Recht. Das improvisirte Lustspiel mußte immer mehr und mehr der Commedia erudita, dem regelmäßigen, vom Dichter niedergeschriebenen den Platz räumen, und Gherardi's Sammlung selbst legt den Beweis davon ab; denn sein Scenarium, wie man es nennen kann, enthält eine große Menge vollkommen ausgearbeiteter Scenen, die den Darstellern nicht viel mehr Raum zur freien Entwickelung ihrer dramatischen Improvisationsgabe ließen, als sie jeder dramatische Künstler in unsern Tagen geltendmachen kann. Viele in Versen geschrieben sind nur Parodien französischer Stücke, indem dann Racine als Dichter, Baron, die Champmeslé und auch wohl andere dramatische Größen jener Zeit sich gefallen lassen mußten zu sehen, wie Harlekin oder Colombine die höchste Tragik zur Burleske umwandelten. Gerade darüber daß so viele französische Scenen den italienischen Stücken beigemischt seien, klagten die „Comédiens français", und ihre Klagen gingen bis zu Ludwig XIV. selbst, der ihnen zur Antwort gab: „Sie könnten doch einmal auch italienische zum besten geben." Allmälig begegneten sich beide Lustspielformen auf dem halben Wege. Selbst Gozzi konnte nur noch in seinen dramatischen Märchen das italienische Maskenrecht aufrechthalten, den Stoff selbst hatte er ziemlich regelrecht bearbeiten müssen; Goldoni dagegen mußte ebenso, um neben ihm in Venedig festen Fuß zu fassen und zu behaupten, nicht minder mehr oder weniger, seltener oder öfterer die Hauptcharaktere des Pantalon, des Harlekin, des Truffaldino, der Colombine, des Brighella seinen Stücken beigesellen, indem er sich jedenfalls ihre extemporirten Späße und Lazzi gefallen ließ, ohne welche sie sich anfangs gar nicht würden haben behaupten können. Nicht selten hört man wol auch allerdings selbst jetzt noch, daß wenn es sich um Aufführung eines Stücks handelt, erst der Dichter und dann der Schauspieler in Betracht komme; der Letztere sei dem Erstern unbedingt unterzuordnen. Man sagt mit andern Worten also nur, was Gherardi schon vor fast 150 Jahren sagte, vergißt aber dabei daß der dramatische Dichter und wenn er das beste Werk schuf, doch nur in jedem Charakter ein Portrait hinstellte, welches durch den Schauspieler erst Leben bekommt. War der Dichter aber kein guter Portraitmaler, skizzirte er blos, trug er hier zu viel Schatten und dort zu wenig hinein: wie viel bleibt dann dem denkenden Künstler zum eigenen Schaffen übrig? Den schlagendsten Beweis liefern die Darstellungen eines und desselben Charakters, von verschiedenen dramatischen Künstlern ausgeführt. Jedem ward dieselbe Aufgabe, ein und dasselbe Portrait in verschiedenen Situationen als ein wirklich lebendes Individuum vorzuführen, und jeder löste sie hier oder da oder selbst im Ganzen auf verschiedene Weise, daß man von der Rolle wie sie der Dichter gegeben hatte wie von einem italienischen Scenarium sagen möchte, sie sei nur der Canevas, in welchen der Schauspieler sein Kunstwerk eingetragen habe. Ohne solchen kann die talentvollste Stickerin mit ihrer Seide und Nadel Nichts leisten, aber wird man behaupten wollen daß der Canevas deshalb ihrer Arbeit vorzuziehen sei? Das improvisirte Lustspiel gab vielleicht dem gewandten Komiker noch mehr Spielraum; er hatte nur den Gang der Handlung, in wenigen Worten angedeutet, vor Augen, und je dürftiger diese war, je öfter sie sich in der Hauptsache wiederholte, desto mehr mußte er sich bemühen, durch Wort und Spiel den ebenfalls in der Hauptsache sich gleichbleibenden Charakteren neues Leben zu verleihen. Statt dessen

hat jetzt der Dichter mehr Gelegenheit, neue Charaktere, neue Situationen, einen andern Lebensverkehr zu skizziren, und dem Schauspieler sind demnach nicht minder ganz neue Wege geöffnet, was Jener andeutete, ins Leben treten zu lassen. In einer Art aber könnte die alte Komödie aus dem Stegreife von Nutzen sein. Hätten wir Theaterschulen zur Ausbildung junger Talente die sich der Bühne widmen wollen, so müßte es zu großem Vortheil gereichen ihnen die Aufgabe zu stellen, eine einfach skizzirte Handlung nach eigener Verabredung gleich im Augenblicke dramatisch auszuführen. Geistesgegenwart, Sprachgewandtheit, Mimik, Zusammenspiel würden unendlich dadurch gewinnen, besonders wenn ein Meister das Publicum repräsentrte. Wo wirkliches Talent wäre, müßte es sich dann um so schneller entwickeln.

2. Die „Alceste" des Euripides.

Die „Alceste" des Euripides hat den Auslegern dieses griechischen Tragikers gewaltig viel Kopfzerbrechen verursacht. Hercules, der sie aus der Unterwelt zurückholt, treibt so vielen Spaß, und Admet fürchtet sich so kindisch vor dem Tode und zankt sich so grob mit dem alten Vater, der nicht statt seiner hat sterben wollen, daß Beide eher in eine Burleske als in ein Trauerspiel zu gehören scheinen. Gerade Hercules, der Halbgott, gibt Späße zum besten, „die man sich bei uns nicht auf dem Jahrmarkte gestatten würde!" sagte schon Voltaire darüber. Gleich sein erstes Auftreten ist burlesk. „Er hat einen Becher, mit Epheu bekränzt, genommen", erzählt ein Sklave; „er hat den schwarzen Saft der Traube getrunken, bis ihn die Flamme des Weins ganz erhitzt hat. Sein Haupt bekränzt er mit Myrtenzweigen und heult grobe Gassenhauer. Er singt ohne sich um Admet's Misgeschick zu bekümmern, und wir, wir armen Sklaven beweinen unsere Herrin (die Alceste) und zeigen dem Gaste nicht unsere von Thränen gebadeten Augen. Admet verlangt es so." Und hierin liegt der Schlüssel zu dieser uns so frappant erscheinenden Schilderung, die übrigens ihr Seitenstück in der von Shakspeare's „Romeo und Julie" findet, wo die Musikanten erscheinen, um Hochzeitsmusik ertönen zu lassen, und der weinende Peter sich mit ihnen unterhält, daß sie ihre Pfeifen einstecken sollen, da die Braut auf dem Todtenbette liegt. Gerade wie Alceste gestorben ist, erscheint Hercules. Ein Gast war damals nach griechischer Sitte etwas Heiliges; Jupiter selbst hat ihn gesendet; aus Achtung und um ihn nicht zu beschränken verschweigt Admet dem Lebenslustigen also seinen Verlust, seinen Schmerz. „Eine Fremde sei ihm gestorben und deshalb nicht Alles in der gehörigen Ordnung." Unter solchen Verhältnissen ist der Halbgott freilich bald wieder in seiner guten Laune und macht sie geltend, so derb wie es unter ähnlichen Umständen auch Shakspeare gethan haben würde. Besonders wunderlich aber muß sich nach unsern Ansichten die letzte Scene gestalten, wo Hercules die dem Tode am Grabe noch wieder abgerungene Alceste dem Admet zurückbringt, indem er sie ihm erst als eine Sklavin vorstellt, dann als eine zweite Gattin präsentirt und endlich als Alceste übergibt, ohne daß sie, tief verschleiert, in der ganzen langen Scene nur einen Ton oder ein Wort hören läßt, die Freude der Wiederbelebung und des Wiedersehens kundzuthun, ob sie schon vor dem Sterben nicht Klagen genug finden konnte daß sie vom Leben, von Admet, von ihren Kindern scheiden und letztere in die Hände einer Stiefmutter fallen zu sehen fürchten müsse. Auch hier jedoch würde sich vielleicht der Widerspruch lösen lassen. Freilich ist Alceste dem Tode entrissen, aber es folgt noch nicht daraus daß sie auch schon vollkommen lebensthätig wieder sei. Die Ermattung, die Ueberraschung, aller vorausgegangene Schmerz haben ihr noch nicht den Gebrauch der Sinne, der Stimme, der Kraft überhaupt wieder gestattet, aber der lebensfrohe, siegestrunkene, fast überlustige Halbgott treibt Spaß mit ihr, mit Admet, daß die von Freude und Schmerz zugleich hingerissenen Athener vielleicht vor Jauchzen außer sich waren. Wir sind nur gar zu geneigt, bei den Griechen ein so recht regelrechtes Lust- und Trauerspiel vorauszusetzen, und haben den Zuschnitt davon aus der „Poetik" des Aristoteles genommen, sowie aus den wenigen Ueberresten der Tragiker, die auch ohne alle Andeutung über die Aufführung, Abtheilung und das Theaterspiel auf uns vererbt wurden, während sicher Stücke genug vorhanden gewesen sein mögen, die der Form nach mit den vorhandenen nicht das Geringste gemein hatten.

Daß die „Alceste" nicht als Trauerspiel angesehen werden dürfe, ist von allen Commentatoren angenommen worden, und sie wußten nur nicht wohin sie dieselbe einrangiren sollten. Einige hätten sie gern zu den sogenannten Satyrspielen gerechnet; allein es fehlten nur die Satyrn und Silenen, wovon diese den Namen hatten. Andere dachten an ein Iffland'sches Familiengemälde, indem sie auch noch manches andere Trauerspiel der Griechen dahin gewiesen sehen wollten, wo die „tragica musa descendisse nonnunquam videtur", wie H. C. A. Eichstädt in seiner Abhandlung „De dramate Graecorum comico-satyrico" (Leipzig 1793, S. 70) sich ausdrückt. Zu vergleichen ist hierüber vorzugsweise Villemain's „Cours de littératuee" (Paris 1847, III, 305—308). Den neuesten Commentar in solchem Sinne lieferte ein Engländer, J. Banks, 1849, der die Alceste übersetzte und sie für ein satyrisches, für ein tragikomisches Stück erklärte. 51.

Miß Martineau als Geschichtschreiberin.

The history of England during the thirty years' peace, 1816—46, by *Harriet Martineau*. Zwei Bände. London 1851.

Dieses Werk der in Deutschland hinreichend bekannten Schriftstellerin wird vom „Quarteely review" — zusammengedrängt — folgendermaßen beurtheilt:

„Die Verfasserin behauptet nicht mehr als Andere zu wissen, ist aber in Anlage und Behandlung vollständig Meisterin des gebotenen Stoffs. Ihr Stil, eher rasch und glänzend als bedächtig und methodisch, hat deshalb einige Aehnlichkeit mit dem der französischen Memoirenschreiber. Anstatt die Ereignisse zu erzählen deutet sie dieselben eigentlich nur an, thut dies aber mit einer Lebendigkeit und mit so glücklichem Ausdrucke daß man ihr immer gern zuhört, mag auch der Gegenstand noch so wenig Anziehendes haben. Wir ergreifen gern die Gelegenheit ihren literarischen Talenten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und wünschen von Herzensgrunde daß sie geneigt oder im Stande wäre unserm Beispiele zu folgen. Aber eine jener nicht seltenen Naturtändeleien drängt sie zu so unbegreifbaren Einfällen, zu so anmaßenden Behauptungen und zu so ausschweifenden Phantasien daß sie stets eine unzuverlässige, oft eine sehr gefährliche Führerin ist. Es fällt ihrem obwol außerordentlich beweglichen Verstande doch fast unmöglich über irgend Etwas einen Zweifel oder eine Erörterung zu gestatten. Durch einen uns schlechterdings unklaren Proceß bemächtigen sich gewisse, oft spaßhaft phantastische Gedanken ihres Gehirns und werden von nun an Theil ihres Selbst. Trotzdem glauben wir daß ihr Buch wahrscheinlich die flüchtige Tagesliteratur überleben wird. Es ist voll Stoff und die ertheilte Auskunft, wenn auch meist einseitig, doch nie ganz falsch. Wo sie irrt, geschieht es ohne Absicht; ja sie gibt sich sogar Mühe bedachtsam und gutmüthig zu sein. Ihr rasches Blut und ihre Wortfülle lassen sie freilich oft Albernheiten begehen, und am besten versteht sie sich darauf, Ereignissen dadurch Werth und Bedeutung zu geben daß sie ihnen die Sympathie der ganzen Welt beilegt." 47.

Bibliographie.

Album. Mit Original-Beiträgen von T. Apel, L. Bechstein, W. F. A. Behrnauer, A. Böttger, J. F. Castelli, Flo-

rus ꝛc. Zum Besten Reihleidender im sächsischen Erzgebirge herausgegeben von W. Scherffig. Zwickau, Geb. Thost. 8. 1 Thlr 15 Ngr.

Arnold, C. J., Rundschau der neuesten Zeit. Von Napoleon's Sturz 1815—1848 excl. Ein historisches Lesebuch. Leipzig, R. Hoffmann. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus der Soldatenwelt. Erlebtes und Erlauschtes von einem müßigen Kriegsknechte. 2ter Band. — A. u. d. T.: Aus der ungarischen Soldatenwelt. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 27½ Ngr.

Barth, G., Der Lebensmagnetismus, seine Erscheinungen und seine Praxis. Mit besonderer Rücksicht auf seine Anwendung zur Heilung der verschiedensten Krankheiten, namentlich des Nervensystems. Ein Hand- und Lehrbuch für Gläubige und Forscher, sowie für Alle, welche sich mit den Erscheinungen der Elektrobiologie vertraut machen wollen. Heilbronn, Landherr. 8. 1 Thlr.

Vertraute Briefe an Ida Gräfin Hahn-Hahn. Leipzig, Jackowitz. 8. 15 Ngr.

Brühl, J. A. M., Geschichte der katholischen Literatur. In kritisch-biographischen Umrissen. In zwei Bänden. 1ster Band: Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands. 1ste Lieferung. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 10 Ngr.

Drobisch, T., Humoristischer Musik- und Theater-Kalender auf das Jahr 1853. Mit Illustrationen und 2 Originalcompositionen: Lied von J. Netzer und Musikanten-Polka von A. Wallerstein. Leipzig, Spamer. 1853. Gr. 8. 12½ Ngr.

Eickstedt, A. v., Nachklänge. Eine Sammlung von Poesien in gebundener und ungebundener Form, so wie Kritiken deutscher Schriftsteller über deutsche Werke und Schriftsteller. Rendsburg, Spethmann. 8. 1 Thlr.

Epheu, Lilien und Rosen. Eine Festgabe für das Jahr 1853. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die beiden jungen Frauen. Eine Familiengeschichte vom Verfasser der Mahleiche, Auguste Walther ꝛc. Zwei Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Fröhlich's, A. E., gesammelte Schriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Fabeln. Frauenfeld, Verlagscomptoir. 8. 22½ Ngr.

Gastineau, B., Reich Satans. Aus dem Französischen übersetzt von W. A. Neumann. Zwei Theile in einem Band. Braunschweig, Leibrock. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Gfrörer, A. F., Gustav Adolph, König von Schweden und seine Zeit. 3te verbesserte Auflage. Stuttgart, A. Krabbe. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Ngr.

Ghillany, F. W., Eine Tour nach London und Paris im Sommer 1851. Drei Bände. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 8. 3 Thlr.

Goethe, T., Aus dem Leben eines sächsischen Husaren und aus dessen Feldzügen 1809, 1812 und 1813 in Polen und Rußland. Leipzig, Hinrichs. 1853. Gr. 8. 24 Ngr.

Graf, J., Begebenheiten und Schicksale der landesfürstlichen Stadt Bruck a. d. Mur, k. k. Kreisregierungsstadt in der Obersteiermark. In Verbindung mit der Landesgeschichte chronologisch dargestellt. Bruck. 8. 25 Ngr.

Hesse, W., Briefe über Unsterblichkeit und die Pfänder unserer Fortdauer. Zum Trost für Alle, denen Zweifel oder Trennungsschmerz das Herz bewegt. Leipzig, Kollmann. 1853. 8. 25 Ngr.

Huesko, P., Die Abenteurer auf Hispaniola. Aus dem Spanischen von W. A. Neumann. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 3 Thlr.

Hundeshagen, C. B., Das Princip der freien Schriftforschung in seinem Verhältnisse zur Kirche und den Symbolen. Ein Vortrag, gehalten am 18. Juni 1851 vor der Pastoralconferenz in Durlach. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 5 Ngr.

Klenke, Anna Louise Karschin. Geschichtlicher Roman in drei Büchern. Cöthen, Schettler. 8. 4 Thlr.

Klopp, O., Leben und Thaten des Admirals de Ruiter. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr.

Kritik des pantheistischen Anthropologismus von Dr. H. S. Lindemann, Prof. der Philosophie in München. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Berliner Kunst-Ausstellung von 1852. Nebst einer Einleitung: Ueber die „Stellung der Kunst zur Kritik“ und die „Begrenzung der verschiedenen Kunstgebiete.“ 1stes Heft. Berlin, Hempel. 8. 6 Ngr.

Spanisches Liederbuch von E. Geibel und P. Heyse. 2te Auflage. Berlin, Hertz. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Malan, C., Der Sieg der Gnade. Eine Erzählung in Briefen. Aus dem Französischen übersetzt. New-York. 8. 5½ Ngr.

Pfarrius, G., Trümmer und Epheu. Novelle. Köln, Du Mont-Schauberg. 8. 18 Ngr.

Runeberg, J. L., Dichtungen. Aus dem Schwedischen von Ida Meves, geb. Lappe. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Die Sagen des Fähnrich Stål. Eine Sammlung Gesänge. Mit Musikbeilage. Leipzig, Hartmann. 12. 10 Ngr.

Scherer, H., Allgemeine Geschichte des Welthandels. 1ster Theil: Von den frühesten Zeiten bis zur Entdeckung Amerikas. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Siegel, H., Das deutsche Erbrecht nach den Rechtsquellen des Mittelalters, in seinem innern Zusammenhange dargestellt. Heidelberg, Bangel u. Schmidt. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Sostmann, Wilhelmine, Die neugriechische Helena, oder: Der grüne Kranz auf Hohenschwangau. Ein Roman nach historischen Anklängen. Zwei Theile. Hamburg, Kessler u. Melle. Gr. 12. 2 Thlr.

Tiarks, J. G., Die Universität Cambridge geschildert. Mit einem Vorwort von Ullmann. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 10 Ngr.

Varia in dem Bereiche der vergleichenden Sprachforschung. I. Wien, Sternickel u. Sintenis. Gr. 8. 3 Ngr.

Willkomm, M., Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens. Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1850. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Bretschneider, O., Die Statthaftigkeit der beim Durchl. Deutschen Bunde erhobenen Beschwerde der Gesammtheit und vier Bevollmächtigter von der Ritterschaft des Herzogthums Gotha wegen unrechtmäßiger Beseitigung der landschaftlichen Verfassung des Herzogthums Gotha geprüft und beurtheilt. Gotha, Müller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bruch mit der Revolution und Ritterschaft. (Von V. A. Huber.) Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Haacke, G. A., Das 200jährige Jubelfest der evangelischen Friedenskirche „zur heiligen Dreifaltigkeit“ vor Schweidnitz. Schweidnitz, Heege. Gr. 8. 5 Ngr.

Keller, F. E., Se. Maj. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen von Gottes Gnaden, unser König, unser Kurr. Katechisation über Psalm 21. am Allerh. Geburtsfeste Sr. Maj. des Königs gehalten. Delitzsch, Eißner. 8. 2½ Ngr.

Protest gegen die Theorie des Dänischen Gesammt-Staats und den Versuch zu deren Verwirklichung durch den Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Volkmann, C. M., Christen gilt die Treue im irdischen Berufe als ein Zeugniß rechter Frömmigkeit. Circularpredigt am 13. Trin.-Sonnt. 1852 über 1. Corinther 7, V. 24 zu Oschatz gehalten. Oschatz, Oldecop's Erben. Gr. 8. 2½ Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XLVI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 47. —— 20. November 1852.

Inhalt.

Bruno Bauer und die Kritik.

Noch immer herrscht die Ansicht, um nicht zu sagen das Vorurtheil, daß die Kritik nur zu zerstören oder, wie sie es selbst nennt, aufzulösen wisse. Daher auch immer noch die Angst vor ihr als einem Wesen das Alles verschlinge und Nichts hervorbringe. Man kann sich hierüber nicht wundern, wenn man weiß wie sich die Gesellschaft gegen neue Schöpfungen verhält. Auch vor Hegel's philosophisch-dialektischer Kritik, um nur an das Nächstliegende zu erinnern, hat sich die Furcht niemals vollkommen gelegt; und doch wie unschuldig war sie, wie conservativ! Welch geringe Kraft der Vernichtung ihr „Aufheben" hat, konnte jede durch Zucker versüßte Tasse Kaffee beweisen, in der der Zucker, wiewol „aufgehoben" (suspendirt), doch, wie Zunge und Gaumen versichern werden, durchaus nicht zu Nichts geworden ist. Die Kritik dagegen in Wahrheit löst auf, oder noch eigentlicher, zersetzt (reducirt) vollständig.

In ihrem Zersetzen aber ist sie heute die einzige Schöpferin. Das verflossene Jahrzehnd hat es bewiesen und die nächste Zukunft wird es noch offener zeigen daß wahrhafte Zeugungskraft aus allen bestehenden Richtungen geschwunden, der Kritik allein geblieben ist; daß darum das Alte jetzt das Veraltete, Abgestorbene, Verfallende, die Kritik das Lebenskräftige, Frische ist.

Darum wird allerdings das Wirken der Kritik nur sehr einseitig durch Auflösung oder Zersetzung bezeichnet. Wir müssen vielmehr nach einem Ausdruck greifen welcher der organischen Natur angehört. Die so oft als Bild ruhender Versenktheit in sich und passiver Hingebung dienen mußte, die Blume, sie übt vielmehr fortwährend so kräftige Zersetzungen in der Luft und im Boden wie bisher noch kein chemisches Laboratorium nachzuahmen vermocht hat. Und ihr Zersetzen ist gerade das Bilden ihrer selbst. Der thierische Organismus zumal lebt in fortwährendem Zerstören und Ausscheiden. So wird auch die Kritik verdauen und assimiliren; sie ist die Mauserung des Geistes, ein Ausscheidungs- oder Absonderungs- und damit ein Befreiungsproceß; sie ist das Athmen des Geistes, ein Verbrennungsproceß und damit ein Verjüngungsproceß, sie ist jetzt als die einzige Weise erkannt in welcher der Geist seine Bildung zuwegebringt.

Wir haben diesen Aufsatz absichtlich nicht mit dem Beiworte „die moderne, die neueste Kritik" überschrieben; wir sagen nur kurzweg „die Kritik", weil wir nicht zugestehen können daß was früher als solche galt als eine gleichberechtigte Art neben jene gestellt werden könne. Früher war die Kritik Nichts als eine Magd, zuweilen eine ehrliche; zuweilen war sie auch wol Erzeugniß nichtigster Eitelkeit. „Göttlich" nennen sie die Philologen schon seit langem; es ist aber auch schon von einem großen Philologen die Befürchtung ausgesprochen worden daß jenen Männern bei dieser Göttlichkeit bangewerden dürfe. Auch alle übrigen Wissenschaften, die Philosophie nicht ausgenommen, haben gelegentlich ihre Dienste in Anspruch genommen. Doch sie ist eben gar nicht sie selbst, wenn sie dient. Sie muß allein und schrankenlos herrschen, wenn ihr wahres Wirken hervortreten soll. Wir werden daher, um falsche Nebenvorstellungen zu meiden, wohl daran thun mit dem Schöpfer und vorzüglichsten, um nicht zu sagen einzigen Vertreter der Kritik im wahren Sinne dieselbe, da sie etwas Neues ist, auch mit einem neuen Namen zu belegen, der uns zugleich ihr Wesen viel reiner andeutet: Forschung.

Wenn wir aber hiermit von der Forschung jede Gleichheit mit frühern wissenschaftlichen Bestrebungen fernhalten zu müssen glaubten, so soll doch damit einerseits nicht geleugnet werden daß sie das nothwendige Ergebniß der ihr vorausgegangenen Bemühungen in der Philosophie und Theologie sei, und andererseits nicht gesagt sein, als wäre die Forschung etwas ganz Absonderliches, was jetzt mit allem Hokuspokus eines neuen Systems, mit den unfehlbaren Beschwörungsformeln einer neuen

Terminologie und einer absoluten Methode an die Stelle der alten Systeme sich setzen wollte. Im Gegentheil ist die Forschung auch der Kampf gegen die Täuschung, die absolute Wahrheit durch so äußerliche Mittel, die man nur mit einer gewissen Fertigkeit und Geschicklichkeit zu handhaben braucht, erfassen zu können. Sie will das Bewußtsein erwecken daß solche Geschicklichkeit weiter Nichts ist als die Kunst den Schein zu erregen, es sei Etwas gesagt, wo vielmehr Nichts gesagt ist, und daß solche Fertigkeit weiter Nichts ist als die Gewöhnung an Gedankenlosigkeit und Selbsttäuschung.

Die Forschung ist durchaus einfach, unbefangen und eben darum in jeder Weise rücksichtslos. Sie sieht eben nur ihren Gegenstand mit gesunden Augen recht scharf und geradezu von allen Seiten an und spricht dann unbekümmert aus was sie gefunden hat. Insofern, scheint es, kann Nichts leichter sein, auch Nichts älter sein. Das muß Jeder können und Jeder zu allen Zeiten gekonnt haben. Wer meinte nicht sehen zu können? Wem fällt es ein daß er nicht gesunde Augen habe? daß irgend ein Leiden ihm Scheinbilder vorführe, die er fälschlich für Wirklichkeit nähme? daß er an einer fixen Idee leide, die ihn verleitet Alles anders aufzufassen als es sich in Wahrheit verhält? Stimmt er nicht mit vielen Tausenden überein? und sind unter diesen Tausenden nicht Männer von anerkanntem Rufe und großer Gelehrsamkeit? und sollten alle Diese nicht haben sehen können und fürs Tollhaus reif sein? Was aber Letzteres betrifft, so ist es in der That sehr schwer oder unmöglich zu sagen, wo die Geisteskrankheit beginnt, und praktische Rücksichten dürften hier ausschließlich das Entscheidende sein. Hat doch unlängst ein berühmter Arzt eine „Philosophie der gesunden Vernunft" veröffentlicht und somit gleich im Titel alle frühern Philosophen, Aristoteles und Platon, Hegel und Herbart mit eingeschlossen, und natürlich auch alle heute lebenden Schüler dieser Männer für geisteskrank erklärt; und vielleicht dürfte schon jeder meiner geehrten Leser in die Verlegenheit gekommen sein, einer Person seiner nähern Bekanntschaft die gesunde Vernunft absprechen zu müssen.

Die Forschung, das kritische Sehen, ist also doch nicht so leicht, ja in Wahrheit, es ist das Allerschwierigste. Ueberhaupt wenn man meint, sehen, denken könne der Mensch von Natur, so ist darauf hinzuweisen daß von Natur der Mensch vielmehr Nichts kann, daß er Alles mit Mühe erlernen muß. Daß der gemeine Mann nicht gehen kann, zeigt der Soldat; und wenn man dem Ersten Besten ein Mikroskop unter das Auge schiebt, so wird dieser noch keine mikroskopischen Untersuchungen anstellen. Nicht nur bedürfen wir Alle, obwol wir von der Mutter die Sprache bekommen, noch des Sprachunterrichts um sprechen zu können; sondern auch das Verständniß des Gesprochenen ist nicht unmittelbar gegeben, erfodert vielmehr eine besondere Disciplin, die Philologie. Am allerwenigsten aber ist wirkliches Denken, geistiges Sehen sich von selbst verstehende Sache Jedermanns. Von der Besinnungslosigkeit der Menschen, d. h. von ihrem Mangel an Bewußtsein über ihre eigenen Vorstellungen an sich und in ihrem Verhältnisse zueinander, von ihrem Mangel an Trieb das Bekannte zu erkennen, kann Niemand eine Ahnung haben der sich nicht schon einmal ernstlich der Betrachtung dieses betrübenden Gegenstandes hingegeben, dann aber auch gewiß an sich selbst diese demüthigende Erfahrung gemacht hat. Tausend Dinge thut der Mensch und sieht er um sich her geschehen, ohne daß er den Grund, die eigentliche Bedeutung eines solchen Thuns wüßte, ohne zu ahnen daß ein solcher Grund vorhanden ist, und ohne Bedürfniß ihn kennenzulernen, weil er sich statt desselben mit einer sehr unklaren mechanischen Vorstellung begnügt. Die Gedankenlosigkeit, genannt Gewohnheit, ist die am meisten über das menschliche Leben verbreitete und wirksamste Macht. Allem Denken und Thun und allen Lebensverhältnissen liegen tausend Voraussetzungen zugrunde, deren Wahrheit und Berichtigung zu prüfen den Allerwenigsten einfällt, weil man sich selbst über ihr Wesen an sich und ihr Dasein nicht klar wird. Wie Wenige sind auch nur im Stande eine angeregte Frage festzuhalten, ohne sogleich zu ganz ungehörigen Dingen überzuspringen! Wie kindisch fragt man meist nach dem Entlegensten — wie man sich einbildet nach dem Nächsten — und vernachlässigt das Allernächstliegende. Wie geistlos ferner fragt man immer nur nach den Endergebnissen, nach dem eingebildeten Allgemeinen und scheut den Weg der Forschung, das Eingehen in das Einzelne! Wie thöricht endlich hält man sich noch immer für reich im Besitze des Allgemeinen, nachdem dieses mit der Auflösung des Einzelnen längst geschwunden ist!

Die Forschung ist hiernach weder so leicht noch so einfach als sie anfangs schien, und am allerwenigsten voraussetzungslos. Voraussetzungslos könnte überhaupt nur die stumpfste Gedankenlosigkeit sein, niemals ein Gedanke oder ein Ding. Die Unkritik ist es, insofern sie ihre Voraussetzungen nicht prüft, die Berechtigungen derselben nicht erwägt, des Vorhandenseins derselben sich nicht bewußt wird. Die Forschung dagegen weiß es sehr wohl daß sie selbst zum Verständnisse ihrer Arbeiten eine außerordentliche Voraussetzung macht: sie fodert nämlich zunächst einerseits, negativ, die Kraft, die erwähnte Gedanken- und Besinnungslosigkeit welche durch die Macht langjähriger Gewohnheit den Menschen mit unglaublicher Hartnäckigkeit festhält abzustreifen, und dann andererseits, positiv, eine bedeutende Höhe der Bildung, d. h. vorzüglich eine durchdringende Erkenntniß der Bedeutung der metaphysischen Kategorien und eine tiefe Einsicht in die allgemeine Weise, in welcher der menschliche Geist in der Geschichte vorschreitet. Wer z. B. eine dem allgemeinen Wesen und Gange der Geschichte so durchaus zuwiderlaufende Ansicht hegen kann daß die Juden vor Jesus das vollständige Dogma vom Messias besessen und dieses nur auf die Person Jesu übertragen angewandt hätten, der kann von der Kritik des Neuen Testaments Richt-

verstehen. Wer den Begriff der Tradition in der Gemeinde so misbräuchlich auffassen kann daß er diese als Schöpferin der Evangelien gelten läßt, kann die Entstehung der letztern, wie die Kritik sie nachweist, nicht verstehen, weil er überhaupt nicht weiß wie geschaffen wird. Der Forscher muß wissen wie es in der Werk- oder Geburtsstätte der Geschichte hergeht, er muß das Keimen der Gedanken wahrnehmen.

Die Forschung verlangt demnach unablässige Regsamkeit des Geistes und tiefe Vertrautheit mit den Ergebnissen der bisherigen historisch-empirischen und philosophischen Wissenschaften, deren Auflösung und Erfüllung sie ist. Die Zeiten der Metaphysik und des Idealismus wie der besinnungslosen Empirie und des Materialismus sind vorüber: alle Dialektik des Begriffs ist als Schamanenthum erkannt, und wer ausrufen kann: „Gebt mir einen Tropfen Blut und ich mache einen Menschen daraus", der hat wol die eitle Einbildung, es fehle ihm nur der Ort um die Erde aus ihren Angeln zu heben, in der That aber spottet er seiner selbst und weiß nicht wie. Die Forschung wird die ungeheuere Arbeit der Philosophie und Empirie in den verflossenen Jahrhunderten am wenigsten verkennen, da sie nur auf ihr beruht, den ganzen Gehalt, den ganzen Erwerb derselben auflöst, d. h. sich aneignet, und indem sie den Gegensatz derselben aufhebt, noch Höheres leistet. Und das ist nun also der bestimmteste Ausdruck für die Voraussetzung der Forschung: Erkenntniß der Philosophie und Empirie und damit die Aufhebung des höchsten Gegensatzes in der bisherigen Wissenschaft.

Diese Voraussetzung der Forschung aber ist selbst schon das Thun und Wesen der Forschung. Dieser Widerspruch kann nie weggeschafft, er muß klar erkannt und bestimmt ausgesprochen werden: die Forschung setzt sich selbst voraus. Der Ausdruck dieses Widerspruchs ist zugleich der Ausdruck der Endlichkeit des menschlichen Erkennens überhaupt.

Die Forschung hat aber endlich auch ihre rein ethische Seite. Ein durch seine kritischen Arbeiten berühmter Philolog äußerte einmal: Es ist nicht genug daß man nicht die Absicht habe zu lügen, sondern man muß auch die Absicht haben nicht zu lügen, d. h. man muß sich vor der Lüge hüten; denn wer sich nicht fortwährend ausdrücklich vor ihr hütet, der lügt auch. Glauben es sei so **weil** man wünscht es möge so sein, versichern es sei so **weil** man das Vorurtheil hat daß es so sei, ist der Erbfeind der Forschung und Urquell der Lüge. Nun wissen **wir** warum so viele Leute nicht sehen können: oft allerdings weil ihnen die nothwendigen Bedingungen dazu **fehlen**; oft auch weil sie nicht sehen wollen. Aber auch der Wille geht auf ein Können zurück, und man will **nicht** weil man nicht wollen kann. Wer in sich nicht die Kraft fühlt einen Feind besiegen zu können, der kann den Feind nicht sehen; denn er kann ihn nicht sehen wollen, weil ihn das Sehen zu Etwas auffodern würde dem er nicht gewachsen ist. Das Gefühl der Schwäche und Unzulänglichkeit ist also hier die herrschende Macht und erzeugt statt eines klaren ruhigen Blicks eine dunkle Angst, welche ihrerseits wieder die Sehkraft noch mehr schwächt und die Sinne verwirrt. Wer durch Ergebnisse der Forschung welche als möglich gedacht oder geahnt werden ihm liebgewordene Vorstellungen gefährdet sieht, vorallem aber dieselben außer jeder Gefahr zu setzen sich gedrungen fühlt, der kann theils wirklich jene Ergebnisse, selbst wenn sie ihm gezeigt werden, vor Angst nicht sehen, theils ist er in Gefahr zu lügen und zu behaupten, er sehe nicht, da sein Auge doch wenigstens nicht gänzlich vom Strahl ungetroffen bleibt.

Sehen wir nun was uns die Forschung Neuestes bietet:

1. Kritik der Evangelien und Geschichte ihres Ursprungs. Von Bruno Bauer. Drei Theile. Berlin, Hempel. 1850—51. 8. 4 Thlr. 3 Ngr.
2. Die Apostelgeschichte, eine Ausgleichung des Paulinismus und des Judenthums innerhalb der christlichen Kirche von Bruno Bauer. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Kritik der paulinischen Briefe. Erste Abtheilung: Der Ursprung des Galaterbriefs. Zweite Abtheilung: Der Ursprung des ersten Korintherbriefs von Bruno Bauer. Ebendaselbst. 1850—51. Gr. 8. 20 Ngr.

Nur wer von diesen Arbeiten Nichts gelesen hat, kann meinen sie seien blos negativ. Zwar wird hier in der That zerstört, gründlich, in einer noch nie geahnten Weise. Die gewöhnliche Anschauung, welche durch unsere Lichtfreunde so wenig erschüttert wird daß sie vielmehr an ihrer Unbestimmtheit und Verschwommenheit eine neue Stütze gefunden hat, wird hier der Grund und Boden vollständig entzogen. Was am festesten zu stehen schien: diejenigen Schriften des Neuen Testaments, „gegen welche bisher noch nie auch nur der geringste Verdacht der Unechtheit erhoben worden", welche nach der bisherigen Meinung aller Theologen „so unwiderleglich den Charakter der Originalität ansichtragen, daß sich gar nicht denken läßt welches Recht der kritische Zweifel jemals gegen sie geltendmachen könnte", sind aufs schlagendste als das Werk absichtlicher historischer Fiction und bloßer Compilation nachgewiesen. Hinter diesen Negationen aber stecken die bedeutendsten und sichersten Positionen. Statt der herkömmlichen Idee von der Entstehung des Christenthums in allen ihren lichtfreundlichen Schattirungen tritt durch die Forschung das Christenthum hervor als die gewaltige menschliche oder geschichtliche That der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, als die Revolution gegen die drei Culturelemente der Alten Welt, das Juden-, Hellenen- und Römerthum, als Auflösung und Verschmelzung derselben, eine ungeheuere That die natürlich auch nicht von einem Einzelnen allein ausgehen konnte, an deren Ruhm vielmehr die bedeutendsten geistigen Kräfte jener drei Culturvölker der Alten Welt theilnahmen. Ein geistiger Kampf, so großartig wie ihn die Welt weder vorher schon einmal noch nachher bis heute jemals wieder gesehen hat, tritt vor unsere Anschauung. Es wird von der Entstehung des Christenthums der Schleier gehoben den die spätere Reaction des Christenthums gegen seinen ei-

genen revolutionnairen Ursprung darüber geworfen hat. Wollen wir nun das blos negiren nennen, den Schleier der Wahrheit, den falschen Schein zerreißen? Derartige Versuche die Spaltungen zu überkleben, welche für geschichtliche Quellen gelten wollen, als Das aufzudecken was sie sind? Ist denn nicht die Vernichtung des Nichtigen, Falschen die Darlegung des wirklichen Seins, wirklicher Geschichte? Aber so lieb sind den Leuten alte Vorstellungen, so groß ist die Anstrengung welche die Auffassung wirklicher Geschichte alle mal erfodert, daß man lieber jene in jeder möglichen Weise welche annehmlich scheinen kann sich zu erhalten sucht und die Arbeiten der Forschung abweist.

Was das Verhältniß der neuen Bearbeitung der Evangelien Bauer's zu seiner ältern betrifft, so ist sie gründlicher in der Negation und eben darum und in demselben Grade auch reicher an wahrer Position. Auch die Darstellung ist besser. Der Gegensatz zu den Bemühungen der Theologen alle Widersprüche auszugleichen stand dem Verfasser noch zu nahe, saß ihm noch zu sehr auf dem Halse und tritt darum auch in der ersten Bearbeitung zu lebhaft hervor als daß nicht dadurch die Ruhe der Darstellung, die Plastik der Gestaltung hätte leiden müssen. In der neuen bleiben die angstvollen Anstrengungen der Apologeten und Harmonisten nicht unberücksichtigt, sie werden sogar beiweitem mehr beachtet als derjenige Leser der jene nicht kennt bemerken kann; aber sie werden, und darum eben wird es nicht leicht gemerkt, in der Ruhe und mit dem Gleichmuthe in ihr Nichts zurückgewiesen, welche Dem natürlich sind der den Gegensatz vollkommen überwunden und sich davon freigemacht hat. Die Widerlegung wird in die Darstellung eingewoben, und weit entfernt letztere in der Entwickelung zu stören, erhöht sie vielmehr nur ihre Lebendigkeit und Klarheit.

Doch dürfte alles Gesagte unbegründet scheinen, auch nicht vollkommen verstanden werden, wenn wir nicht etwas näher auf die angeführten Werke eingehen und auch Einzelheiten soweit der Raum gestattet hervorheben.

Der Verfasser will in seiner Kritik der Schriften des Neuen Testaments durch diese mit größter Sorgfalt in alle Einzelheiten der heiligen Geschichte dringende Untersuchung die Auflösung der Alten Welt und den Aufgang des Christenthums schildern; Beides ist Eins. Es soll das Verhältniß der Evangelien zueinander, ebenso der Briefe, wie auch dieser und jener zueinander und zur untergegangenen Evangelienliteratur erforscht werden. Die Darlegung dieser Verhältnisse gibt eine Geschichee der literarischen Erzeugnisse des christlichen Bewußtseins, und diese Geschichte enthält zugleich die Entstehung der evangelischen und überhaupt christlichen Anschauung.

Um aber bis auf diesen wirklich geschichtlichen Grund und Boden vorzubringen, mußte der Verfasser von hinten anfangen. Durch das Spätere führt der Weg zum Ursprünglichen. Der Verfasser beginnt daher seine „Kritik der Evangelien" mit dem spätesten, dem vierten, dem des Johannes. Doch vorläufig wird sie im ersten Buche nur bis zum letzten Theile von Jesu Laufbahn (bis Cap. 11) fortgeführt. Im zweiten Buche dagegen wird die Geburt und Kindheit Jesu nach den Berichten des Lukas und Matthäus, im dritten die nähere oder eigentliche Vorgeschichte zur Wirksamkeit Jesu (d. h. die Wirksamkeit des Täufers und die Taufe und Versuchung Jesu) nach den drei ersten Evangelien und im vierten und fünften Buche die öffentliche Wirksamkeit Jesu zuerst nach der Erzählung des Matthäus und Lukas, dann nach dem Urbericht, der im Markus am treuesten enthalten ist, betrachtet. Das sechste Buch prüft die Berichte über „Leiden, Tod und Auferstehung Jesu". Das siebente Buch endlich faßt unter dem Titel „Schluß der Formuntersuchung" die Ergebnisse des Vorausgegangenen zusammen.

Ferner hat der Verfasser von dem andern Theile der Schriften des Neuen Testaments, deren Interesse sich vorzüglich an den Apostel Paulus knüpft, schon die „Apostelgeschichte" und die Briefe an die Galater und Korinther untersucht, auch hier wieder mit dem Spätesten beginnend.

Der vierte Evangelist hat bisher immer für denjenigen gegolten der das Wesen und den Charakter des Heilandes am reinsten und tiefsten aufgefaßt habe; man hat ihn für den zarten Idealisten, den philosophisch gebildeten Mann gehalten. In der That erkennt man auch ganz offenbar in ihm ein Streben nach künstlerischer Gestaltung und strenger Durchführung eines Grundgedankens. Er stellt zuerst sein Thema auf und sucht es dann durch die nothwendigen Variationen zu führen. Allein dadurch wird er nur der reflectirteste, anspruchsvollste der Evangelisten.

Das Unglück des Vierten ist ein doppeltes, ein verschuldetes: die eben erwähnte Reflexion, und ein unverschuldetes: daß er ein Enkel, der späteste der Evangelisten ist — er lebte in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts —, daß er erst nach dem Ende des Ursprungs des Christenthums es unternahm die Geschichte Jesu zu schreiben, nachdem die Kämpfe, als deren Ergebniß die evangelische Anschauung hervorging, schon beigelegt, die Parteien, deren Reibung die Geschichte der Person des Heilands erzeugt hatte, schon mehr als ermattet waren. Daher kommt es daß er die vorgefundenen Erzählungen und Stichworte nicht versteht. Er nimmt sie auf als ein todtes Ergebniß, abgelöst von der lebendigen Zeugungskraft, von der geschichtlichen Bewegung der sie ihr Dasein verdanken. Diese nun schon von des Vierten Vorgängern durch Misverständniß verwirrt, aus dem ursprünglichen Zusammenhange gerissen und in einen neuen ganz ungehörigen gebracht, d. h. in gegenseitigen Widerspruch versetzt, sollen nun einer fertigen Dogmatik und einer philosophischen Reflexion, von der sie alle noch weiter entfernt waren als sie schon unter sich voneinander

abwichen, mit Gewalt angepaßt werden: daraus konnte nur Formloses und Ungeheuerliches, Todtes und Mechanisches entstehen. Hier zeigt sich die volle Unfähigkeit der aprioristischen Reflexion, gegebene Verhältnisse und Gestaltungen nach ihrem wirklichen Leben aufzufassen oder neuzubilden oder Vorgefundenes durchgreifend umzuformen. Todte Abstractionen und leere Phrasen von großen Thaten und wirksamen Worten statt dieser selbst, Schematismus statt durch sich selbst bewegter Entwickelung, starre, immer wiederkehrende, aber sich nie berührende Contraste statt wirklich kämpfender, aneinander gerathender Gegensätze, diese Grundfehler lassen sich in jeder Situation nachweisen in welche er Jesus versetzt; sie lassen ihn nur zu willkürlich und gewaltsam herbeigeführten Kämpfen kommen, die niemals rein durchgeführt werden können. Es ist Alles von Anfang an fertig, und am Ende ist was am Anfang war: auf der einen Seite der Messias mit seiner göttlichen Hoheit, auf der andern das Volk in seiner Boshaftigkeit, die von allen Reden und Wundern Christi ewig unberührt bleibt. Das Leben Jesu ist hier nicht ein Ganzes von auseinander hervorgehenden Scenen, ein Drama, sondern eine Reihe nebeneinander gehängter Gemälde, deren jedes einen festen Augenblick darstellt, fest, weil ihm zuvor alles Leben, alle Bewegung genommen ist.

Ein Beispiel wie sich dem Vierten Alles verkehrt, wie er Alles ins Mechanische herabzieht, weil er es seinem ideellen Pragmatismus anpassen will, soll uns sein Bericht von der Taufe Jesu durch den Täufer Johannes geben. Dies Beispiel, welches zu den einfachern, in seinen Verhältnissen leichter überschaulichen gehört, wollen wir aber gleich in weiterer Anwendung benutzen, um zu zeigen wie dem Evangelisten Johannes durch den Pragmatismus der Evangelien des Matthäus und Lukas vorgearbeitet war. Markus berichtet uns noch die ursprüngliche Anschauung von der Taufe Jesu. Er schildert zuerst das Auftreten des Täufers und fährt dann fort:

> Und es begab sich in derselbigen Zeit daß Jesus aus Galiläa von Nazareth kam und ließ sich taufen von Johannes im Jordan. Und alsbald stieg er aus dem Wasser und sah daß sich der Himmel aufthat, und den Geist gleich einer Taube herabkommen auf ihn. Und da geschah eine Stimme vom Himmel: Du bist mein lieber Sohn an dem ich Wohlgefallen habe.

Dieser Bericht trägt in seiner Einfachheit und der Zusammenstimmung der einzelnen Momente unter sich den Stempel der ursprünglichen Conception. Auch die Absicht ist leicht einzusehen: Jesus soll in dieser Weise zum Bewußtsein über seine hohe Bestimmung gebracht werden, der Täufer soll als sein Vorläufer erscheinen, und die ganze Darstellung, besonders der erste Vers: „Dies ist der Anfang des Evangelii von Jesu Christo", macht unwillkürlich den Eindruck daß der Täufer hiermit, indem er mit seinem unvergleichlich höhern Nachfolger zusammengekommen ist, seine Aufgabe vollendet habe. Er tritt vom Schauplatze ab und überläßt ihn Jesu. Von Lukas nun ward dieser Bericht ohne Veränderung in sein Evangelium (3, 21. 22) aufgenommen und damit sogleich auch schon in Widerspruch versetzt. Nach Markus ist nämlich Jesus dem Täufer unbekannt, und dieser tauft ihn ohne zu ahnen oder Etwas davon zu erfahren daß dieser Act der Gipfelpunkt und die letzte Bestimmung seiner eigenen Wirksamkeit sei. Diese Erkenntniß ist nur für den Evangelisten und seine Leser, für die spätern Gläubigen überhaupt. Lukas dagegen hatte dieser Erzählung von der Taufe Jesu eine Geschichte der Geburt und Kindheit Jesu und des Täufers vorausgeschickt und in dieser das Verhältniß Beider derartig dargestellt daß es ganz unerklärlich bleibt wie Jesus nicht sogleich vom Täufer erkannt wurde. Lukas nämlich erzählt uns daß der Täufer schon als Embryo seinen Meister erkannt und ihm gehuldigt habe; mußte er ihn nicht jetzt als er zu ihm zur Taufe kam sogleich wiedererkennen? Beider Mütter waren miteinander sehr befreundet, die ungeheuersten Wunder hatten die Geburt des Vorläufers und Nachfolgers bezeichnet, und sie sollten sich bis zu jenem Augenblick der Taufe Jesu fremd geblieben sein? Der Täufer der schon im Mutterleibe vor Entzücken aufsprang, als die Mutter seines Meisters nahte, mußte diesem seinem Herrn von Kindheit auf angehangen und ihm gedient haben, mußte ihn längst kennen als er zu seiner Taufe kam. Dieser Widerspruch ist nur so zu lösen daß man ihn anerkennt. Die beiden Erzählungen von der Kindheit des Täufers und seiner Taufe Jesu müssen auseinandergehalten werden: sie sind in verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Standpunkten entstanden; sie rühren von verschiedenen Erzählern her, die sich gegenseitig nicht berücksichtigt haben, es nicht brauchten, es vielleicht nicht einmal konnten, weil selbst der spätere den frühern nicht kannte. Der Widerspruch ist erst das Werk des Lukas, er entsteht erst dadurch daß beide Erzählungen in eine und dieselbe Schrift aufgenommen werden. Markus kennt die Wunder der Kindheitsgeschichte noch nicht. In letzterer spricht sich eine spätere Anschauung über das Verhältniß Jesu und des Täufers zueinander aus; in ihr ist der Täufer eine ganz andere Person geworden. Das hat der Verfasser des Lukasevangeliums nicht berücksichtigt; sondern wenn er zum Bericht über die Taufe Jesu kommt, hat er vergessen daß der Täufer durch die Kindheitsgeschichte ein anderer geworden ist.

Oder vielleicht auch nicht vergessen. Der Widerspruch hat ihn vielleicht schon gequält und darum wollte er, wie es scheint, darüber hinwegschlüpfen. Es sticht wenigstens gegen die bestimmte, anschauliche Darstellung des Markus ab, wenn Lukas die Taufe in einem Nebensatze abfertigend sagt:

> Und es begab sich, da sich alles Volk taufen ließ und Jesus auch getauft war und betete, that sich der Himmel auf u. s. w.

Matthäus aber konnte sich diesen Widerspruch nicht so leicht aus dem Bewußtsein schlagen. Er berichtet

zwar nicht wie Lukas schon ein vorausgegangenes Zusammentreffen des Täufers und Jesu, aber doch mindestens eine Kindheitsgeschichte, welche noch mehr als die des Lukas zeigt wie die Messianität Jesu sogleich diesem selbst und Andern feststand. Wenn die Weisen des Orients Jesum auffanden, so mußte wol auch der Täufer, da der Höhere auf den er wies von ihm die Taufe begehrte, ihn als den Messias erkennen, sich weigern ihm die Wassertaufe zu geben und von ihm vielmehr die Taufe mit dem Heiligen Geiste und Feuer verlangen. Ja das Bedenken, welches die Taufe Jesu durch den Täufer erregt, wird hier noch verstärkt, da es nicht blos die Relativität daß der Höhere von dem Niedern getauft wird, sondern auch die Taufe an sich trifft, welche zur Anschauung von der Person Jesu gar nicht paßt. Was kann ihn bewogen haben zur Taufe zu gehen, da ihn doch keineswegs das Bewußtsein der Sündhaftigkeit dazu getrieben haben kann?

Dieses Bedenken trifft freilich schon den ursprünglichen Bericht des Markus. Die Taufe konnte für Jesus nicht die wirkliche Bedeutung haben als Taufe der Buße und Umkehr. Sie soll nur die passende Gelegenheit abgeben, bei der ihm sein messianischer Beruf offenbart wird. Bruno Bauer sagt:

> Die ursprüngliche Darstellung ist aus dem Widerspruch zusammengesetzt daß Jesus wie jeder Andere zur Taufe geht, und daß sie für ihn etwas Anderes wird als sie für alle Uebrigen ist, aber auf eine für ihn selbst unvorhergesehene Weise. Ueber diesen Widerspruch half sich die ursprüngliche Anschauung in der Weise hinweg daß sie in dem Augenblick wenn Jesus zur Taufe geht die Bedeutung derselben als eines Bußacts zurücktreten ließ, und Das was unerwartet und unvorhergesehen eintrat zugleich als nothwendig voraussetzte und Jesum vom Gefühl dieser Nothwendigkeit angezogen, d. h. unter der geheimen Führung des Geistes zur Taufe gehen ließ.

Daß diesem Bericht irgend eine Thatsache zugrundeläge ist durchaus nicht zu erweisen, vielmehr anzunehmen daß er einem innern Bedürfniß der Gemeinde seine Entstehung zu verdanken hat. Der Verfasser sagt:

> Als die Gemeinde im Glauben an den Opfertod und die Auferstehung des Erlösers ihren dogmatischen Halt befestigt und die religiöse Theorie die Kraft und Muße dazu erhalten hatte, die Entwickelung des Heilswerks historisch zu gestalten, verlangte es die Abrundung der geschichtlichen Anschauung daß man auch den Anfang des Heils erwies, d. h. den Zeitpunkt fixirte wo der Herr den Täufer ablöste und an seine Aufgabe ging.

Sollte er ihn ablösen, so mußte er ihn auf seinem Platze finden; Beide mußten im entscheidenden Augenblick auf dem Schauplatz zusammentreffen. Was Anderes aber konnte Jesum zum Täufer führen als die Taufe? Hier mußte also der Anfang sein, die Berufung Jesu durch eine göttliche Stimme und seine Ausstattung mit dem Heiligen Geist, wie Aehnliches bei den Propheten des Alten Testaments geschah.

Als aber die Anschauung von dem Herrn in der Gemeinde sich weiter entwickelt hatte und man Jesum als den Gottgezeugten ansah, da konnte es nicht mehr schicklich scheinen daß er in gleicher Weise wie alle Andern zur Taufe gegangen sein sollte, und man mußte einen Grund suchen der ihn veranlaßt haben könne sich einer Ceremonie zu unterziehen die nur für den reuigen Sünder Sinn hat. Der Componist des Matthäus-Evangeliums drückt diese Verlegenheit der Gemeinde durch das Befremden des Johannes aus: „Ich bedarf wol daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir?" Den einzigen Grund den die Gemeinde des 2. Jahrhunderts finden konnte, den auch die folgenden Arbeiten bis heute noch durch keinen bessern ersetzt haben, legt Matthäus Jesus in den Mund: „Laß jetzt also sein; denn also gebühret es uns alle Gerechtigkeit zu erfüllen." Dieser Grund war also der unbestimmte Gedanke der Nothwendigkeit, d. h. ein Grund der die Taufe für den Herrn zu einer leeren Förmlichkeit machte, zu einem Acte der für ihn selbst keinen Sinn und zu seiner Persönlichkeit durchaus keine innere und lebendige Beziehung hatte.

So stand es nun (nach Justinus) schon früh fest daß Jesus nicht aus eigenem Bedürfniß zur Taufe gegangen, auch das Wunder darauf nicht um seinetwillen, sondern um der Menschen willen gefolgt sei. Das widerspricht aber nicht blos dem Bericht der Evangelisten, nach welchem das Wunder gar nicht von den Menschen, sondern nur von Jesu gesehen war, sondern auch der Absicht welche der ursprünglichen Fassung der Erzählung zugrundelag, nämlich die Gelegenheit zu schaffen, bei welcher die Berufung Jesu zum Messias statthatte. Die ganze Sachlage aber, d. h. die ganze evangelische Anschauung hatte sich so völlig umgestaltet daß nun eine solche Absicht nicht blos nicht mehr vorhanden sein konnte, sondern geradezu etwas durchaus Unangemessenes war. Eine Berufung Jesu hatte gar keinen Sinn mehr. Bei Markus geht Jesus ebenso unbekannt mit seiner Bestimmung zur Taufe, wie Johannes ihn unwissend tauft. Hierauf hatte die Offenbarung ihre nothwendige Beziehung zu Jesus. Jetzt aber, da nach Lukas und Matthäus Jesus und Andere schon vollkommen seinen Zusammenhang mit dem Heiligen Geiste und seine messianische Bestimmung kannten, da Jesus sogleich vom Täufer als Messias bezeugt wird, wozu noch einer Berufung, eines Wunders?

Dem vierten Evangelisten endlich mußten sich die erwähnten Schwierigkeiten noch viel lebhafter aufdrängen, da ihm Jesus von vornherein der seiner selbstbewußte Logos ist, der Messias der sich nie auch nur auf einen Augenblick lang seiner Hoheit begeben und nie den Schein dulden kann als bedürfe er der Taufe der Sünder. In der Darstellung des Johannes ist nun auch wirklich die Taufe gänzlich bis auf einen leisen Anklang geschwunden:

> Des andern Tags sieht Johannes Jesum auf sich zukommen und spricht: „Siehe, das ist Gottes Lamm welches der Welt Sünde trägt! Dieser ist es von dem ich gesagt habe: Nach mir kommt ein Mann welcher vor mir gewesen ist; denn er war eher denn ich. Und ich kannte ihn nicht; aber auf daß er offenbar würde in Israel, darum bin ich gekommen zu taufen mit Wasser." Und Johannes zeugete und sprach: „Ich sah daß der Geist herabfuhr wie eine Taube vom Himmel, und

blieb auf ihm. Und ich kannte ihn nicht; aber der mich sandte zu taufen mit Wasser, derselbige sprach zu mir: Ueber welchen du sehen wirst den Geist herabfahren und auf ihm bleiben, derselbige ist es der mit dem Heiligen Geiste taufet. Und ich sah es und zeugte daß dieser ist Gottes Sohn."

Hier sind die Worte: „Johannes sieht Jesum auf sich zukommen", die einzige, sehr unbestimmte Hinweisung auf Jesu Absicht zur Taufe, die noch unsicherer dadurch wird daß nach den angeführten Worten es weiter heißt: „Des andern Tags stand abermals Johannes und zwei seiner Jünger; und als er sah Jesum wandeln, sprach er: Siehe, das ist Gottes Lamm!" Dies scheint fast darauf berechnet die Vorstellung zu erregen daß auch das erste mal Jesus nur zufällig in der Nähe des Täufers „wandelte". Jesus tritt auch weder das erste noch das andere mal an den Täufer heran, wird von dessen Rede gar nicht berührt, er geht gleichgültig an ihm vorüber, und nicht er, nur der Täufer sieht das Wunder. Letzterer spricht es auch in seinem Zeugnisse ganz ausdrücklich aus daß die Taufe und das Herabkommen des Heiligen Geistes nur für ihn, den Täufer, ein Mittel war um den Messias aufzufinden und von ihm vor allem Volke zu zeugen. Er kam mit der Taufe, damit er mittels derselben seinen Herrn fände; und der Herr kam zu seiner Taufe, damit für ihn, den Täufer, jene wunderbare Erscheinung eintrat, durch welche ihm nach der Verabredung mit Gott der Sohn Gottes kenntlich werden sollte. So ist die Taufe und das Wunder gänzlich von Jesu abgelöst und nur für den Täufer da.

So kommt es denn aber mit dieser Darstellung des Vierten darauf hinaus daß was ursprünglich für Jesum berechnet war und für ihn persönliche Bedeutung hatte, nur ein Mechanismus ist, der allein dem Täufer seine Dienste leistet, daß ferner

die Wassertaufe des Johannes, die bei den Synoptikern den allgemeinen Zweck hat daß sie das Volk für das nahe Himmelreich vorbereiten und so von innen heraus das Volk bearbeiten und dem Zukünftigen zuwenden sollte, nur ein mechanisches Mittel ist welches dem Täufer die persönliche Bekanntschaft mit dem Messias verschaffen sollte ... Die Stichworte der synoptischen Erzählung flimmern durch die Darstellung des vierten, aber die Angelegenheit selbst um die es sich in der Taufe Jesu handelt ist vollkommen verkehrt, zwischen einen vollkommen entgegengesetzten Ausgangspunkt und ein entgegengesetztes Ziel geschoben, die lebensvollen Verhältnisse der synoptischen Darstellung sind ins Mechanische herabgezogen und eingezwängt.

Diese Umkehrung aller Verhältnisse und die Verwandlung lebendiger Zwecke in todte, mechanische Mittel ist an sich selbst die Strafe dafür daß der Evangelist den Ewigen hochstellen wollte, indem er ihn so viel wie möglich der Verwickelung mit der Wassertaufe entrückte. Sie ist das Erzeugniß jener Angst des Glaubens, für welche Dieser, diese bestimmte Person, nicht stark und grell genug als Messias bezeugt werden konnte.

Dies möge genügen um an einem Beispiele die Art und Weise der Forschung unsers Verfassers zu zeigen. Betrachten wir jetzt noch die „Apostelgeschichte" und die Paulinischen Briefe, doch nur in möglichster Kürze.

Einige Theologen wenigstens sind aus der Vergleichung der dem Apostel Paulus zugeschriebenen Briefe mit der „Apostelgeschichte" zu der „Ueberzeugung" gelangt — und sie mögen sich darauf nicht wenig zugutethun — „daß bei der großen Differenz der beiderseitigen Darstellungen die geschichtliche Wahrheit nur entweder auf der einen oder auf der andern Seite sein kann". Dies Zugeständniß ist in der That für einen Theologen erstaunlich viel, soviel daß wir uns nicht wundern, wenn er sich sogleich wieder verclausulirt, man dürfe aus dem besondern Zweck den der Verfasser der „Apostelgeschichte" verfolgte keinen „zu nachtheiligen Schluß auf die historische Glaubwürdigkeit" desselben ziehen, „da das apologetische Interesse desselben das historische nicht geradezu ausschließt, sondern nur beschränkt und modificirt"; und somit setzt nun der Theolog schon stillschweigend voraus, man dürfe nicht nur keinen zu nachtheiligen, sondern überhaupt keinen nachtheiligen Schluß ziehen, und das Zugeständniß der „großen Differenz" ist zu dem einer kleinen zusammengeschrumpft. Bruno Bauer führt nun die Frage, welche von den beiden Darstellungen des Apostel Paulus, ob die in den Briefen oder die in der „Apostelgeschichte", die wahre sei, aus dieser ihrer Halbheit zu ihrer vollkommen strengen Form fort, indem er zunächst die Möglichkeit gelten läßt, es könnten beide Darstellungen „freies Reflexionswerk, späte Schöpfung" sein, die aber gerade erst auf diesem Boden absichtlicher Reflexion ihren vollen Unterschied geltendmachen.

Zuerst ist die Frage: wie der Verfasser der „Apostelgeschichte" dazu kommt, den Apostel, der nach den Briefen seine Wirksamkeit durch Leiden und Kämpfe hindurchführte und durch die Gewalt seiner religiösen Dialektik siegte, als einen Zauberer und Wunderthäter darzustellen, der durch den Glanz seiner Zauberwerke sich Anhänger gewann und die Gegner blendete? Ferner aber: wie kommt es daß „die Wunderthätigkeit des Apostel Paulus an der des Petrus eine so genau entsprechende Parallele besitzt, daß Jener kein Wunder verrichten kann welches Dieser nicht zuvor vollbracht hat"? Bruno Bauer zeigt daß der Verfasser der „Apostelgeschichte" nicht etwa das Bild des Paulus nach dem schon vorgefundenen des Petrus geformt, sondern daß er beide zugleich geschaffen habe und zwar so daß ihm zu beiden der Jesus der synoptischen Evangelien als Original diente.

Aber auch die ganze Gesinnung und religiöse Ansicht des Apostel Paulus erscheint in der „Apostelgeschichte" anders als in den Briefen. Nur in diesen lebt und wirkt der Mann der das jüdische Gesetz stürzt, der Revolutionnair. Der Paulus der „Apostelgeschichte" dagegen

ist kein Revolutionnair, hat Nichts gethan was auch nur den Verdacht der gläubigen Juden erwecken konnte; was er unter den Heiden that, ist nur die Fortsetzung vom Werk des Petrus, und wenn er den Heiden die Beschneidung erließ, so handelte er unter der Autorisation der Urapostel und vollzog er nur deren ausdrücklichen, noch dazu vom Heiligen Geist eingegebenen Beschluß. Der Revolutionnair, der siegreiche Gegner des Gesetzes steht draußen, kämpft und siegt in den Briefen; in der „Apostelgeschichte" soll er vom Makel der revolutionnairen

Gesinnung, von einem Makel der ohne sein Verschulden auf ihn gefallen ist gereinigt werden.

Auch die Vertheidigungsrede welche ihm die „Apostelgeschichte" in den Mund legt ist nicht die Rede eines Mannes der kraft seines Selbstgefühls sich gegen die Satzungen der Alten Welt auflehnt und sie niederwirft. Dieser Paulus ist unschuldig und zeigt vor dem Synedrium mit welcher Aengstlichkeit er jeden Buchstaben des Gesetzes zu befolgen sucht. Unschön und unwürdig ist sein Benehmen gegen den Hohenpriester, den er schimpft, versichernd, er habe nicht gewußt daß er es sei.

Gleich unschön und unwürdig ist die Geflissentlichkeit und Wegwerfung seiner selbst, mit der der Apostel an den Sektengeist der Pharisäer appellirt, um sie gegen die sadducäischen Beisitzer des Synedriums für sich zu gewinnen; unschön der Eifer mit dem er ausruft und versichert: „Brüder, ich bin ein Pharisäer, eines Pharisäers Sohn"!

Ferner sucht Paulus in der „Apostelgeschichte" zuerst immer nur unter den Juden zu wirken. Nur weil ihn diese vonsichstoßen, wendet er sich an die Heiden. Indem so die Unschuld des Apostels bewiesen wird, wird zugleich dem Christenthum seine schöpferische und erobernde Kraft geraubt.

Paulus wendet sich nicht kraft der ursprünglichen und selbständigen Ueberzeugung daß ihnen das Heil gehöre zu den Heiden, sondern er bringt ihnen erst das Geschenk des Evangeliums wenn es die Juden verschmäht haben.

Ein solcher Paulus kann unmöglich der historische sein. Wenden wir uns jetzt zum Galaterbrief, um zu sehen wie sich auch in ihm die gewaltige Natur des Apostel Paulus nicht ausspricht. Vielmehr verräth sich der Brief in allen seinen Theilen, im Eingang, in der Erzählung der Lebensverhältnisse des Apostels wie in der dogmatischen Darlegung und den Ermahnungen als eine späte Compilation nach den Römer- nnd den beiden Korintherbriefen. Man betrachte nur den Satz (3, 2):

Nicht einmal Titus der mit mir war, obwol ein Grieche, wurde gezwungen sich beschneiden zu lassen. Wegen der eingedrungenen falschen Brüder aber die sich eingeschlichen hatten um unsere Freundschaft auszukundschaften, denen wir nicht einen Augenblick in Gehorsam nachgaben.

Man betrachte diesen selbst grammatisch unvollständigen Satz wie man will, er wird niemals klar werden; er ist „ein Ungethüm, weil der Erfinder in seinen verschiedenen Absichten und Tendenzen sich verirrte". Kann wol ferner, um noch Eins zu erwähnen, der wahre Paulus geschrieben haben: daß er sich in Antiochien dem Petrus entgegengestellt habe, „weil derselbe des Unrechts geziehen war", also nur weil schon Andere an seiner Heuchelei Anstoß genommen und sie verurtheilt hatten? Wenn ferner diese Heuchelei darin bestanden haben soll daß Petrus zuerst mit den Heiden heidnisch gelebt, dann aber sich von diesen zurückgezogen und sich dem jüdischen Gesetze unterworfen habe, wie konnte ihm dann Paulus zurufen: „Wenn du, ein Jude, heidnisch lebst und nicht jüdisch, was zwingst du die Heiden zu jüdeln?" Aber Petrus hatte ja einerseits nicht heidnisch gelebt und andererseits die Heiden nicht zwingen wollen jüdisch zu leben! Noch mehr Blößen aber zeigt die dogmatische Auseinandersetzung, und Alles weist darauf hin daß wir es hier mit einer Compilation zu thun haben, deren Verfasser die zusammengerafften Stichworte nicht verstanden hat, so wenig wie er von den vorausgesetzten historischen Verhältnissen eine klare Anschauung hatte.

Der Erfolg dieser tiefeinschneidenden Prüfung des Neuen Testaments ist der darauf verwandten Mühe wol werth. Es wird zunächst der schriftstellerische Ursprung der Evangelien festgestellt und damit die allmälige Bildung ihres Inhalts zur Gewißheit erhoben. Indem aber ferner das Verhältniß zwischen dem Urevangelium und der spätern Entwickelung der evangelischen Geschichtschreibung klar und bestimmt dargelegt wird, tritt das Verhältniß der kirchlichen Parteien zueinander und ihre Entwickelung in das wahrhafte Licht.

Es handelt sich hier vorzüglich um die Bestimmung des jüdischen Interesses innerhalb der Kirche, und die Forschung ergibt daß die Vorstellung in welcher man in neuester Zeit die Lösung aller hierhergehörigen Fragen zu besitzen glaubte vollständig umgekehrt werden müsse. Es ist nämlich falsch die Entwickelung der Kirche so anzusehen als habe sie darin bestanden, das anfangs überwiegende national-jüdische Interesse nach und nach zu überwinden, sich allmälig vom Judenthum zu trennen; sondern das Christenthum beginnt mit einem genialen Bruch, einer energischen Ablösung vom Judenthum, mit einer Empörung gegen das jüdische Gesetz, mit einer Revolution; die Geschichte der Kirche dagegen bis heute ist nur die Geschichte des innerhalb der Kirche fortwährend gegen das Christenthum reagirenden und unaufhaltsam an Macht wachsenden jüdischen Geistes. Das Urevangelium berichtet in plastischer Darstellung die Entstehung des Christenthums, den Gang der christlichen Revolution, den Kampf des schöpferischen, freien menschlichen Selbstbewußtseins gegen das Gesetz und seinen endlichen vollständigen Sieg über dasselbe. Diese Revolutionsgeschichte des Urevangeliums ist in ihrer reinen Anlage noch erkennbar in der Schrift des Markus, dessen Zusätze und vermeintliche Bereicherungen sich leicht als fremdartige Elemente ausscheiden lassen. Letztere und die übrigen Evangelien, wie auch vorzüglich klar die „Apostelgeschichte" zeigen uns nach dem Abschluß der Revolution das Bemühen des reagirenden, apologetischen jüdischen Interesses, das neuerrungene Princip an die Vergangenheit anzuknüpfen; sie zeigen das Unterhandeln mit dem Vorhandenen, das Beschwichtigen und Dämpfen der ausgebrochenen Kraft.

Man wird also die verkehrte Vorstellung von zwei ursprünglichen Parteien der Kirche, einer juden-christlichen und einer heiden-christlichen, und der anfänglichen Herrschaft der erstern und dem endlichen Siege der letztern gänzlich fahren lassen müssen. Es wird von einem Hebräerevangelium gesprochen, welches in hebräischer Sprache geschrieben gewesen und den vorhandenen Evangelien, besonders dem Matthäus als Quelle gedient haben soll. In diesem ursprünglichen Evangelium hätte die juden-christliche Ansicht ihren Ausdruck gehabt, der in den fol-

genden Evangelien, im Lukas und besonders im Johannes der höhern heidnisch-christlichen Ansicht hätte weichen müssen. Doch Alles was wir durch wirkliche Anführungen der Kirchenväter über das Hebräer-Evangelium erfahren, zeigt uns dasselbe als eine Schrift „deren Wortschatz, deren Uebertreibungen und neue Gebilde unsere jetzigen Evangelien zur Voraussetzung haben". Es ist sehr spät verfaßt.

Das Evangelium welches den Citaten der Clementinischen Homilien zugrundeliegt, wie auch Justin's Evangelium sind allerdings älter als Lukas und Matthäus, von denen sie benutzt wurden. Es ist aber auch in der That unmöglich in diesen Evangelien eine sogenannte juden-christliche oder Petrinische Tendenz nachzuweisen. Auch

von den eigenthümlichen Zusätzen, Veränderungen und Entstellungen die Markus in die ursprüngliche Anlage der evangelischen Geschichte gebracht hat wissen die evangelischen Quellenschriften der Clementinen noch Nichts, sie sind also älter als seine Bearbeitung des Urevangeliums.

Hier sei nun auch bemerkt: obwol die Forschung einerseits den Beweis führt daß Markus unter den vorhandenen Evangelien dem Urberichte am getreuesten geblieben ist, sodaß wir es lediglich ihm zu verdanken haben, wenn wir jenen wiederherstellen können, was sich aus den Abweichungen der drei übrigen niemals hätte thun lassen: so wird andererseits doch wol erkannt daß Markus später als Lukas, später als Matthäus, ja sogar später als Johannes geschrieben, daß er alle Drei gekannt hat, daß er sich auch von ihnen hat irreführen lassen, wenn er auch allerdings in den meisten Fällen sich an ursprünglichere Quellen gehalten hat.

Noch näher aber als Markus und noch näher als die Clementinen tritt dem Urevangelium die cambridger Handschrift. Sie tritt an einigen Stellen als Zeuge für die harmonisch abgerundete Gestalt des Urberichts auf;

denn es hatten sich in ihr noch Nachwirkungen von der reinen und harmonischen Composition des Urevangeliums erhalten, und diese kostbaren Ueberbleibsel geben diesem Manuscript, dessen äußere Anordnung und Schriftzüge etwa dem 6. Jahrhundert angehören, an den betreffenden Stellen ein inneres Alter, welches über das Alter unserer jetzigen synoptischen Evangelien hinausreicht.

Zu behaupten aber, die Quelle aus der die abweichenden Lesarten der cambridger Handschrift herstammten wäre Petrinisch, juden-christlich, das heißt eben die Sache verdrehen, ist unkritisch.

So wenig man den frischen Hauch der in diesen ältesten, getreuesten Berichten der Clementinen und der cambridger Handschrift weht zu würdigen gewußt hat, ebenso sehr hat man das sogenannte Antijüdische in den spätern Evangelien, dem Lukas und Johannes, gänzlich verkannt. Eine antijüdische Tendenz ist allerdings im Lukas handgreiflich, aber eben leider handgreiflich. Wie gibt sie sich kund? In Uebertreibungen, durch welche der im Urbericht dargestellte Kampf mit der gesetzlichen Welt unnütz wird. Während dort das Gemälde des Schritt vor Schritt sich steigernden Conflicts und des aus immer bedeutsamern Schlachten hervorgehenden Siegs des christlichen Princips vor unsern Augen entrollt wird, ist bei Lukas die Sache schon am Anfang vollendet; die Vollendung des Gegensatzes, die dort durch einen gründlichen Kampf herbeigeführt wird, ist hier sogleich beim Beginn des Kampfs da, wodurch aber die Darstellung des wirklichen Kampfs und der wirklichen Krisis, der wirklichen Siegslaufbahn zum Kreuze unmöglich wird. Schon bei Lukas ist der Fehler der bei Johannes noch zerstörender gewirkt hat.

Uebertreibung ist aber alle mal Zeichen der Unsicherheit, und auch Lukas hatte den jüdischen Geist, den er erst vollends vernichten zu müssen meinte, so wenig überwältigt, war so abhängig von ihm daß gerade dieser ihm so manchen seiner selbstgebildeten Zusätze oder Veränderungen seiner Quellen dictirte. Wie hätte er sich vom jüdischen Geiste freimachen können, da selbst der viel mächtigere Verfasser des Römerbriefs (Cap. 9, 4), den Juden „die Kindschaft, die Herrlichkeit, den Bund, das Gesetz, den Gottesdienst, die Verheißung" als ihr ererbtes und legitimes Eigenthum zuwies. Hierüber kann man sich auch nicht verwundern. All ihr antijüdisches Wesen konnte weder Lukas noch der oder die Verfasser der Paulinischen Briefe „von jener zur christlichen Anschauung gehörigen Voraussetzung ihres positiven Zusammenhangs mit der gesetzlichen Welt befreien". Matthäus zumal ist voll von jüdisch-gesetzlichen Wendungen. Dieses juden-christliche Element aber ist es nicht in dem Sinne daß jene Züge und Wendungen aus angeborenem Judenthum, aus nationaljüdischem Interesse, aus einer alterthümlichen judaisirenden Richtung erklärt werden dürften; sondern „es gehört jener Richtung an in der sich das statutarische Element des Katholicismus entwickelte und consolidirte".

Auf den Erfolg jener revolutionnairen Schlachten, die im Urevangelium die Neuheit und Selbständigkeit des christlichen Princips sicherstellen und die Matthäus gleichfalls in seine Schrift aufnahm, konnte noch keine Gemeinschaft gegründet werden die mit der Organisation des Weltreichs ihre Kräfte messen, und in der Hoffnung des gewissen Siegs sich neben ihr zunächst wenigstens halten und behaupten konnte. Die Revolution mußte vielmehr selbst organisirt werden wie jede Revolution die gegen den alten Weltzustand berechtigt und des Siegs fähig ist, d. h. die ursprünglich unbegrenzte Freiheit mußte sich in die statutarische Beschränkung fügen, die unendliche, aber noch unbestimmte Innerlichkeit sich der Formulirung unterwerfen, die Seligkeit sich an die Satzung knüpfen.

Diese Verbindung der Revolution mit der Satzung war das Werk der katholischen Partei, die im Namen und mit Hülfe beider Mächte, die ihre Organisation verband, im Namen der Revolution und der Ordnung das Schlachtfeld behauptete und des Weltreichs Herr ward. Matthäus fand in seinen Quellenschriften die ersten Bildungen des Statutarischen schon vor und entwickelte sie nur weiter.

Nicht das Judenchristenthum, sondern das hierarchische Interesse hat den Ruhm des Salzes und des Lichts (Matthäus 5, 13. 14) den Aposteln als ausschließliches Eigenthum zugewiesen, Petrum mit den Schlüsseln des Himmelreichs belehnt und ihn zum Felsen der Kirche gemacht (Matthäus 16, 18. 19), den Aposteln die Gewalt zu binden und zu lösen gegeben; die

hierarchische Disciplin hat sich in diesen Sprüchen ihre Weihe gegeben, und das Jüdische, was diese Erhebung des Petrus und seiner Genossen enthält, ist nur ein Ausfluß jenes Judenthums welches die katholische Partei in der Mitte des zweiten Jahrhunderts in der Hierarchie des Alten Testaments das Vorbild ihrer Organisation erkennen ließ.

Das Judenthum also, von dem die Forschung spricht, dessen Wirksamkeit sie in allen Schriften des Neuen Testaments, auch im Römerbrief nachweist, ist nicht das historische jüdische Volkswesen, sondern ist

eine Macht die, wenn auch unter wechselnden Formen, bis in die neueste Zeit ihre Herrschaft behauptet hat. Es wirkte und arbeitete noch in der letzten Zeit in der Unwissenheit der Rationalisten — es wirkte noch zuletzt in der Apologetik eines Hengstenberg und in seinem Bestreben, das Neue Testament schon im Alten nachzuweisen, d. h. den Unterschied und Gegensatz in der Entwickelung des religiösen Bewußtseins zu verdecken und aufzuheben; es gibt den Lichtfreunden den Muth dazu, nach den Arbeiten der Kritik aufzutreten, von Forschung zu sprechen, in der That aber in der Unbestimmtheit ihres Geistes alle wesentlichen Kategorien des alten Glaubenssystems zu erhalten; es ist der ewige Gegner der Bestimmtheit, der historischen Unterschiede, der ursprünglichen Gestaltung, der selbstmächtigen Entscheidung, der Erschütterung, die der eigenmächtige Held, der den Entschluß und die Kraft zu seinem Handeln aus dem Born seines Innern holt, in das Leben der Gewohnheit und in die Welt der Satzung und Ueberlieferung bringt; es ist die unermüdliche Macht, die sogleich, wenn eine neue Macht aufgetreten, dieselbe abplatten und mit dem Niveau des Bestehenden ins Gleiche bringen wird, die Macht welche die Einschnitte die die schöpferische Selbstmacht in dem gewohnten Verlauf der Geschichte macht alsbald wieder ausfüllt, die Grenzmarken, die der Held als Zeugniß seines Wirkens hinterläßt, in die Vergangenheit weit zurückschiebt und die Entdeckung zu einem Ausfluß der Tradition macht, die Macht die die Revolution, die der entdeckende Held bewirkte, alsbald wieder der Vergangenheit und Ueberlieferung unterwirft, dadurch aber freilich auch die Entdeckung sicherstellt und zur Fassungskraft des großen Haufens herabzieht.

Judenthum nennen wir diese conservative, ausgleichende, contrerevolutionnaire und bei alle Dem den Gewinn der Revolution sicherstellende Macht, weil sie im Alten Testament, in der jüdischen Umwandlung des später geschichtlichen Products zu einer gottgewirkten Tradition, kurz im jüdischen Theismus, der den geschichtlichen Schöpfer zur Ohnmacht verurtheilt und dem Himmel die Prärogative der Offenbarung übergibt, ihren classischen Ausdruck erhalten hat und allerdings auch durch das ursprüngliche Erbtheil welches die neue Gemeinde am Alten Testament besaß in der Kirche ihren Einfluß beibehielt, ja für denselben nur noch ein größeres Terrain gewann.

Können wir uns beim Hinblick auf dieses Judenthum noch wundern daß die unverfälschte Urgestalt des Evangeliums verlorengegangen ist?

Gegen den katholischen Trieb der auf die Abplattung und Abstumpfung der Gegensätze gerichtet war konnte sich die Reinheit des Gegensatzes welchen der Schöpfer des Urevangeliums gestaltet hatte nicht behaupten, für die großartigen Trümmer seiner revolutionnairen Plastik verlor sich allmälig das Verständniß; dem christlichen Judenthum, dessen Alleinherrschaft die jetzige Vollendung der Kirche bezeichnet, ist es endlich völlig verlorengegangen, nachdem es in kirchlich-schöpferischen Männern, wie Augustinus, und in den Urhebern kirchlich-kritischer Epochen, in einem Luther und Calvin wieder aufgelebt war und für einen Augenblick seine belebende und vorwärtstreibende Kraft geäußert hatte.

Hiernach können wir es also kurz aussprechen was die neuesten Werke der Forschung bieten: den ausführlichen Nachweis wie die beiden Mächte der Weltgeschichte überhaupt, das mechanische oder vegetative Dahinleben und der schöpferisch eingreifende, gestaltende Genius, zur ersten Entwickelung des Christenthums, zur Entstehung der synoptischen Evangelien und der übrigen Werke des Neuen Testaments zusammengewirkt haben.

92.

Die Königin der Nacht. Roman von **Levin Schücking**. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfasser scheint durch lebhafte Studien die er von spanischem Leben und Sitten gemacht, oder vielleicht durch eine Reise die er selbst nach den südlichen Goldküsten der Halbinsel unternommen, auf das Thema dieses seines neuesten Romans gerathen zu sein. Es ist der Gegensatz eines in Schönheit, Stolz, Lebenslust glühenden Charakters, den die andalusische Sonne früh zeitigte, zu einem andern, der unter den düstern Schatten deutscher Wälder zur Selbständigkeit reifte. Zwei weibliche Charaktere, die sich in ihren Ansprüchen gegenüberstehen, jede in ihrer Art ihr Recht und ihre Pflicht verlangend und übend, bis nach langem, zweifelhaftem Kampfe der Dichter als Patriot die deutsche Frau moralisch den Sieg davontragen und der Sache nach den Proceß gewinnen läßt, ohne darum die Spanierin, die er ebenso unparteiisch mit aller Liebenswürdigkeit ausgestattet hat, unterliegen zu lassen. An diese beiden Charaktere webt sich freilich noch verschiedenes Andere, um die Gegensätze auch in anderer Beziehung zu verlustriren. Das Lichtbild welches er aus *Spanien* hinwirft ist einfach und lieblich zugleich: *Manuela* springt aus dem Rahmen, der Frai, ihr Beichtvater, ist mit wenigen Zügen zur Anschauung gebracht, die Natur ist zum Theil so blendend gemalt, als Hildebrand der Maler, den der Verfasser zu erwähnen nicht unterläßt, sie der Kritik zum Trotz auf die Leinwand bringt, und der seltsame, finster-egoistische Charakter des Bruders Don Alonso Revenga ist als Anomalie wol in der Natur begründet und wenigstens in dem ältern Spanien zu Hause gewesen. Solche verschlossene, sich selbst in innerer Glut und Haß aufzehrende Charaktere, die aber eisenfest noch genug von beiden übrig behalten, um Andere, oft ganze Völker unglücklich zu machen, finden sich viele in der spanischen Dichtung und Geschichte, ja sie haben einen Theil der letztern als verwegene Abenteurer, Staatsmänner und Könige möglich gemacht.

Anschaulich und wahr ist die Empfindung der jungen Spanierin geschildert, die um eines geliebten Mannes willen für das unbekannte Deutschland schwärmt, das ihr in einem Phansiebilde als das Land der Wunder vorschwebt, der Treue, der Innigkeit der Gefühle und der Naturschöne, die sich dem Charakter der Menschen einimpfen, gleichwie uns Spanien im Phantasiebilde als das Land der Romantik im bessern Sinne

vorgaukelt, und die plötzlich aus allen Himmeln der Entzückung gerissen wird, als sie es mit ihren Füßen betritt, mit Augen sieht, die rauhen Töne die ihr Ohr verwunden hört. Es ist nicht die Enttäuschung der Liebe und des Interesses allein was sie niederschlägt, diese unerwarteten Gegensätze allein müssen die Poesie der Entzauberung üben. Ich weiß von einer Mexicanerin spanischer Abkunft, deren Sehnsucht nach dem Lande ihrer Väter sie zurückriß, und als sie auf der Höhe über Cadix das Land sah, von dem den nördlichern Europäern bedünkt daß es zu durstig die Glut der Sonne eingesogen, fröstelte sie, und wenn sie auch nicht fror, so fand sie den Aether doch nicht dunkelblau, die Sterne nicht golden genug gegen das Land welches ihre nächste Heimat war. Diese aus Licht und Luft, aus schöner Sinnlichkeit und reiner Naturfrische gewobene Manuela muß wie der Schmetterling in rauher Luft erstarren zwischen diesen grauen Mauern des alten Feudalschlosses, unter der Sumpfluft welche die stehenden Wasser des Burggrabens aushauchen, in dem feuchten Dunst der von Wald umschlossenen Gärten und unter Menschen, wie die Originale sind denen das Kind des Südens hier auf dem westfälisch-rheinischen Autonomenboden begegnet. Auch ohne die Enttäuschung im Roman ihres Lebens muß sie von diesem Wandel erstarrt und dann entzaubert werden. Es gehört eine andere Macht der Liebe dazu als die eines flüchtigen Romanzeneindrucks, um solchen Einwirkungen zu widerstehen und ihren Stahlspiegel rein zu erhalten, wo der Frost und Rost so zerfressend darauf hauchen.

Das Gegenüber, das deutsche Land, welches der Verfasser uns schildert, sollte uns bekannter sein als das am Guadalquivir und der Sierra-Nevada; es hat aber das Eigene in Deutschland daß wir in der Fremde oft mehr bewandert sind als in der Heimat. Man schämt sich fast einen solchen Allgemeinplatz auszusprechen, aber sollten wir uns nicht mehr schämen daß wir diese Allgemeinwahrheit einzugestehen haben? Ja wir können auf unser kritisches Gewissen sagen, er hat den andalusischen Charakter, die spanische Landschaft der Wahrheit getreu entworfen; daß es aber in einem Theile von Deutschland noch gerade so aussieht wie auf Schloß Wildenfurth und unter seinem despotischen Freiherrn, daß noch solche Familienräthe daselbst gehalten werden wie derjenige worin die Vettern des Freiherrn von Rauschenloo über denselben zu Gericht sitzen, das müssen wir auf Treu und Glauben vom Dichter annehmen, wobei er sich auf sich selbst beruft, nämlich auf einen seiner erstern Romane, „Die Ritterbürtigen". Schücking ist Westfale, er wird die Gesellschaft der Altadeligen, der Ritterbürtigen und Autonomen kennen, es hat ihm unsers Wissens nach Niemand den Vorwurf gemacht daß er Unwahres gemalt, und damit müssen wir uns zur Ruhe begeben. Aber wir erinnern an einen andern Roman, den bedeutendsten mit dem uns ein edler dahingegangener Dichter in diesem Jahrhundert beschenkt hat. In Immermann's „Münchhausen" werden uns auch Dinge, Verhältnisse und Personen aus Westfalen geschildert die vor ihm in dem übrigen Culturdeutschland ganz unbekannt waren, aber es hat eine Art, eine Klarheit, eine Kernigkeit daß Jeder auf die Wahrheit schwört: so hat der Hofschulze gelebt, so der Freiherr in seinem Hause gehaust. Diese Kernigkeit vermissen wir in der Schücking'schen Darstellung seiner Figuren. Lebendig, mit bunten Farben sind sie geschildert, aber sie gaukeln uns vorüber wie Laternamagica-Bilder, denen der rechte Boden fehlt, wobei übrigens nicht gesagt sein soll daß er uns diesen Boden nicht auch zu schildern versucht hätte; im Gegentheil er wirft ihn mit tief in den Farbentopf getauchtem Pinsel hin, aber mehr dichterisch als ökonomisch und historisch. Seine Feder, wenn er sie eintaucht um zu schildern, wirft den Farbentopf sogar häufig um und der duftige Glanz zerfließt an Stellen wo es nicht nöthig ist, während andere, wo er angebracht wäre, leer ausgehen. Dieser Tadel trifft auch beiläufig gesagt die gewöhnlichen Beschreibungen und Ausmalungen der Localität. Wenn wir sie zu Anfang gern hinnehmen, auch in ihrer ausgeführten Detailmalerei, so ist das doch nicht derselbe Fall im weitern Verlauf der Handlung. Wo wir auf die Katastrophe gespannt sind oder gar wenn sie zu Ende rollt, werden wir ungeduldig, wenn der Dichter plötzlich uns am Kragen festhält und hier den altaristokratischen Saal ausführlich tapezirt, in welchem das Familiengericht abgehalten werden soll, und dort ein ebenso altes Wirthshaus mit seinen Möbeln von verblichener Stickerei, die wieder ein ganzes Zeitalter repräsentiren, und wir haben eben mit diesem Wirthshaus Nichts weiter zu thun als daß eine der Heldinnen darin zufällig ihr letztes Nachtquartier hält ehe sie Deutschland den Rücken kehrt. Daß Manuela keinen angenehmen und heitern Eindruck aus unserm Vaterlande mitnehmen kann, wissen wir ja schon längst, weshalb sie da noch zuletzt mit Etwas incommodiren, was auch bei uns schon längst erloschen und nur noch auf selten betretenen Nebenstraßen zu finden ist. Zu Anfang des Romans oder wo er einen Ruhepunkt angebracht, ist übrigens die Schilderung gelungen und von Interesse.

Was den Roman selbst betrifft, so ist er — ein echter Roman, in dem Sinne in welchem wir den Roman nicht mehr zu finden und zu betrachten gewohnt sind. Aber weil wir allmälig gewöhnt wurden ihn als das concentrirte Spiegelbild der Wahrheit und Wirklichkeit eines bestimmten Lebenskreises zu betrachten, soll es darum keinen Roman mehr im alten Sinne des Worts geben? Wir leben ja in einer Restaurationsperiode, so gönne man auch dem Roman wieder sein Recht, welcher auf wunderbare, romanhafte Begebenheiten begründet ist, die im Leben vorkommen mögen, die aber die Aesthetik verwirft. Dies Recht wird diesen Dichtungen vor dem Forum für welches sie gedichtet sind Niemand streitigmachen, wenn sie nur das Publicum interessiren und fesseln. Ob „Die Königin der Nacht" fesseln wird, lasse ich ungesagt, aber sie wird interessiren,

und es ist eine gewisse Einheit und ein Fluss in der Handlung, der für sehr viele Leser, auch solche aus der neuern Schule, der Dichtung einen Werth gibt. Das Pubicum wird in dieser Beziehung vielleicht mehr Geschmack an dem Romane finden als an den meisten der frühern des Verfassers, denn es ist eine wunderbare, spannende Begebenheit, die sich noch zur erträglichen Befriedigung der geängsteten Gemüther auflöst und die mancherlei Zweifel des Kritikers über die Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten aus den Schranken weist. Weil das Interesse großentheils mit auf Spannung beruht — wohlverstanden jedoch nicht auf Ueberraschungen —, so wäre es Unrecht von der Kritik den Inhalt näher anzugeben. Indessen ist der Hauptinhalt schon angedeutet, es ist Kampf zweier Frauen um einen Mann, und beide sind ihm angetraut, ohne daß er um deswillen das Verbrechen der Bigamie sich hat zuschuldenkommen lassen. Daß die Spanierin ihm nachreist, um den ihr durch boshafte Intriguen Entrissenen sich wieder zu erobern, daß sie gegen den Störer ihres Glücks sich selbst einer gewagten Intrigue schuldig macht, daß sie in Deutschland, furchtbar enttäuscht, doppelt betrogen, edelmüthig den Entschluß faßt ihren Rechten zu entsagen, daß sie stolz jede Entschädigung abweist, alles Das ist naturgemäß. In selber Weise handelt die deutsche Frau, die sich betrogen wähnend den Betrüger verlassen will, aber als sie seine Unschuld durchschaut, Alles daransetzt dieselbe vor der Welt zu beweisen; endlich ist auch ihr gesteigerter Heroismus, daß sie dem Gatten entsagen will, um damit seine Ehre zu retten, kein Zug einer falschen Sentimentalität, sondern psychologisch begründet. Weit weniger ist es die Taschenspielerkunst, durch welche Manuela's Bruder die ganze Intrigue einleitet, sie durchführt, und rein willkürlich erscheint es und nur in der Absicht erfunden schnell zu Ende zu kommen, durch welche Fatalitäten er gezwungen wird zum Beichten und Nachgeben. Und noch weniger psychologisch richtig oder interessant ist der passive Held, der contraire Graf von Gleichen, der sich durch solche Faxen dupiren läßt und dadurch die Katastrophe möglich macht. Er ist zwar von Anfang an als ein Spielball anderer Leute gezeichnet, dennoch wird uns zu viel zugemuthet zu glauben daß sich in unserer Zeit ein junger Edelmann und Diplomat von seiner Bildung, seinen Lebenserfahrungen, der nicht blasirt ist, nur von den Frauen gehätschelt, und nirgend als Phantast geschildert wird, sich durch die Gaukeleien eines Hohlspiegels so um alle Vernunft würde bringen lassen. Er kann noch klar denken und gut sprechen, wie seine Rede vor dem Familienrathe beweist, aber auch diese Rede, so trefflich sie sei, ist nicht im Stande den Eindruck wegzuwischen, welchen jene seine Passivität bei Denen hervorbringen muß welche in einem Roman zuerst einen Helden fodern, für den sie sich interessiren wollen.

Außer den nationalen Sittenschilderungen wird der Roman durch viele geschickte psychologische Nebenbemerkungen und Betrachtungen über das Niveau eines gewöhnlichen Romans gehoben. Diese Blicke ins Menschenherz oder in dessen Nebenkammern, die nicht Jedem zugebotestehen, weil sein Auge nicht darauf gestoßen wird oder nicht dafür geschärft ist, finden sich überhaupt viele in allen Schücking'schen Erzählungen; es ist nur zu bedauern daß es meist Echantillons bleiben, daß sie sich nicht mit der Dichtung selbst verkörpern. In diesem Roman ist es noch am meisten der Fall. Der Gegensatz beruht übrigens nicht allein in den beiden Frauen, sondern auch in den beiden Familientyrannen, dem spanischen und deutschen, von denen jeder in seiner Art durch starken egoistischen Eigenwillen das Schicksal der Seinen zu bestimmen sie und sich unglücklich macht.

Noch eine Schlußfrage an den Dichter als Patrioten. Das germanische Element siegt zum Schluß über das hispanische; weshalb aber führte er der vom Lichtglanz ihres Vaterlandes durchglühten Spanierin in Deutschland nichts Besseres vor? Ich weiß wohl, es sieht sehr schlecht bei uns aus, und viel Gutes war ihr nicht zu zeigen; weshalb aber muß sie nach Andalusien zurückkehren, nachdem sie vom ganzen physischen und moralischen Deutschland Nichts kennengelernt hat als alten Plunder und Modergeruch? Fürchtete er, daß wenn sie unser Land und unsere Menschen von einer bessern Seite kennengelernt, sie ihren deutschen Ehemann nicht so leichten Kaufs würde fahren und nicht so wohlfeil zur Heimkehr sich haben bewegen lassen? 18.

Jeremias Gotthelf.

Zeitgeist und Berner Geist von Jeremias Gotthelf. Zwei Theile. Berlin, Springer. 1852. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das politische Leben der Schweiz hat lange vor 1848, und als man noch keine Ahnung von der Möglichkeit eines Redwitz in Deutschland empfand, die conservativen und reactionnairen Parteien die Brauchbarkeit der Belletristik einsehen lassen, und zu einer Zeit wo Freiligrath's und Herwegh's gereimter Handschuhwechsel noch ganz vereinzelt dastand, besaßen die Schweizer schon umfangreiche poetische oder vielmehr unpoetische Manifeste, welche mit geharnischtem Zorn gegen den Radicalismus auftraten. Es war beiläufig gesagt sonderbar daß diese „Dichter" vorzüglich auch gegen die unpoetische Tendenz der radicalen Poesie auftraten und doch wieder diese ihre Tendenz gegen die Tendenz zum nachhaltigen Gegenstande ihrer Ergüsse machten. Diese doppelte Ableitung kommt indessen heute noch vor und ist zuletzt allerdings die allertrockenste und poesieloseste Tendenz. Vorzüglich Fröhlich der Fabeldichter, nach Bitzius das intensivste und kernigste Talent der poesiebeflissenen Schweiz, warf in den wiederholten Auflagen seines „Jungen Deutschmichels" einen Regen von Invectiven gegen das eingewanderte Fremdenthum, wobei indessen der Schweizer, die dazumal in einem harten Ringen um ein erneutes eidgenössisches Princip begriffen waren, nicht geschont wurde; vorzüglich war es auf das eidgenössische Festleben, auf das Pokuliren und Toastiren, Schießen und Singen abgesehen, und die eidgenössische Schützenfahne, welche zur Zeit jenes wilden Kampfs unter dem Trotz und Hohn der Sonderbündler, baseler und neuenburger Stabilisten, unter den Drohungen und Noten der großen Mächte den nach bessern Zuständen sich sehnenden Schweizern ein Symbol war das sie mit lärmendem, aber wahrem und liebevollem Enthusiasmus begrüßten wo es sich zeigte, wurde von Fröhlich ein seidener Fetzen gescholten, von Lumpen getragen oder dergleichen. Nun, der Fetzen hat seitdem für ein mal gesiegt und der schmal-

lende Poet hat ihn am großen Schießen von 1849 selbst höflich in Reimen begrüßt, und ein Extract jener liederlichen Toastirer sitzt dermalen noch in Bern, angenehm beschäftigt dem urwüchsigen Concretismus der Cantone die Haare zu strählen, die vornehmen Noten von draußen anständig abzunehmen und den Boten den nicht wohl angehenden Inhalt der besagten Zettel auf die höflichste Weise zu erläutern, andererseits die muntere Heerde der praktischen Völkersolidaritätler aller Zonen zu hüten, welche die ebenso einsichtsvolle als männliche Foderung stellen daß zwei Millionen Schweizer garantiren und ausfechten sollen was 40 Millionen Deutsche, 40 detto Franzosen u. s. f. nicht die Lust, den Charakter oder die Einsicht hatten aufrechtzuerhalten und zu entwickeln. Es ist überhaupt ein seltsames Ding um diese Anfoderungen von allen Seiten und kommt daher daß man immer anderswo kratzt als wo es juckt, um die eigenen Sünden zu verbergen. Sogar das frankfurter Parlament, soeben aus der Begeisterung von 40 Millionen hervorgegangen, diese hinter sich mit der Macht über die Reichsarmee, behauptete daß der Heckerputsch von der „Schweiz ausgegangen" sei und wollte deswegen heftig an derselbigen kratzen, blos aus Aerger daß es ein gut deutsches Gewächs war, entstanden aus reinem Reichsblute. Die Reaction nennt die Schweiz einen Herd des Communismus; die deutsche Demokratie nennt sie ein egoistisches filziges Krämernest, mit dem Nichts anzufangen sei. Darüber werden die Schweizer selbst in müßigen Stunden unschlüssig und glauben es am Ende auch, sodaß sie je nach den Parteien sich gegenseitig für die ausgemachtesten Teufelsbraten halten, bis die Arbeit sie wieder von dem nutzlosen Geträtsche wegruft. Unterdessen setzt Fröhlich gelegentlich seinen alten Krieg fort und das auf die seltsamste Weise. Er schreibt nämlich dann und wann eine ästhetische Tendenznovelle, worin viel von gemalten Glasscheiben, altdeutschen Bildern und vorzüglich von Musik die Rede ist. Da werden dann die Radicalen nicht als Schelme wie früher, sondern als künstlerische Barbaren dargestellt, welche in gemüthlicher Tölpelei und musikalischer Roheit und Frivolität eine gar schlechte Figur spielen müssen gegenüber den vornehm und strenggebildeten Conservateurs und ihren Töchtern, welche die Händel'schen Oratorien verstehen und zu schätzen wissen. So kommen die Männergesangfeste wo radicalisirt wird schlecht weg gegen die schweizerischen Musikfeste, welche von den zusammengetretenen Dilettantenorchestern und gemischten Chören gefeiert werden und wo, da Damen hierzu gehören und der Grundstock schweizerischen Orchesterwesens immer noch an die städtische Aristokratie geknüpft ist, naturgemäß ein exclusiverer Ton herrscht. Da werden die Freiheitslieder singenden plebejischen Schweizersänger, welche nach des Tages Hitze einen guten Schluck ziehen aus den silbernen Preispokalen, in ein höchst unvortheilhaftes Licht gesetzt gegenüber den Händel'sche und Mendelssohn'sche Lieder singenden Fräuleins von Bern oder Aarau und ihren violinekratzenden Anbetern.

Jeremias Gotthelf aber führt den Krieg mit alter Energie auf dem alten Boden nicht des ästhetischen, sondern des moralischen Schlechtmachens fort, wo er als Parteimann des Cantons Bern vollkommen berechtigt ist; ob er es aber auch als Schriftsteller, Dichter und Christ ist, wollen wir ein wenig näher ansehen.

Er sagt in der Vorrede zu seinem „Zeitgeist und Berner Geist", Freunde hätten ihm gerathen die Politik endlich beiseitezulassen; er aber setze diesem Rathe schnurstracks entgegen hiermit ein neues Buch in die Welt welches von Politik strotze. Darin hat er als Bürger wie als Schriftsteller u. s. w. durchaus Recht, denn heute ist Alles Politik und hängt mit ihr zusammen von dem Leder an unserer Schuhsohle bis zum obersten Ziegel am Dache, und der Rauch der aus dem Schornsteine steigt ist Politik und hängt in verfänglichen Wolken über Hütten und Palästen, treibt hin und her über Städten und Dörfern.

Jeremias Gotthelf erklärt ferner daß sein Büchlein Kunstwerk sein soll. Ein solches ist es allerdings nicht, und wir befürchten er sei nunmehr unter die Literaten gegangen welche dem Teufel ein Ohr wegschreiben, und darin hat er Unrecht. Denn als Christ hat er die Pflicht sein Pfund nicht zu vergraben und ein dem Herrn gefälliges Kunstwerk zu schaffen mit Fleiß, Reinlichkeit und Selbstbeherrschung, da er das Zeug dazu empfangen hat; als Bürger und Parteimann hat er diese Pflicht ebenfalls, weil ein wohlproportionirtes und schöngebautes Werk seinen Zweck besser erreicht als das Entgegengesetzte, und gerade beim Volke allererst. „Gebildete" können am Ende an einem wilden Producte ein pathologisches Interesse nehmen und überhaupt Roßnägel verdauen, wie die tägliche Erfahrung zeigt; auf das Volk hingegen wirkt nur solide Arbeit, wenn es darüber auch keine gelehrte Rechenschaft gibt. Jeremias Gotthelf's Hauptstärke ist einmal nicht die geistliche und politische Rhetorik an sich, so fest auch seine Gesinnung ist, sondern eben das stofflich Poetische; darum sollte er dieses in den Vordergrund treten lassen, wie er es früher auch gethan, als er noch nicht so von der Tendenz besessen war. Die Wahrheiten, welche er gern sagen möchte, alsdann an den rechten Stellen als Schlaglichter aufgesetzt oder vielmehr als organische Blüten nothwendig erwachsen, würden so, wenigstens für den naiven Leser, eher eine überzeugende Wirkung gewinnen. Hierin liegt aber der Knotenpunkt, wo das Wollen mit dem Können auseinandergeht und welchem auch ein Talent wie Jeremias Gotthelf machtlos unterworfen ist.

Ein Parteimanifest zu verfassen, welches, sei es ein rhetorisches oder plastisch-poetisches, zugleich ein reines und gediegenes Kunstwerk sein soll (und wie gesagt, noch jedes aus alter und neuer Zeit ist ein solches gewesen und hat es sein müssen), dazu gehört eine über der Befangenheit der Partei schwebende unbefangene Seele, eine über die Leidenschaft sich erhebende Ruhe, welche aber jene kennt, durchlebt hat und zur Energie veredelt wieder in den Kampf führt; es gehört soviel guter Grund und Boden dazu als nöthig ist, nicht zur förmlichen Entstellung und Inconsequenz greifen zu müssen; es gehört dazu eine gewisse Achtung des Gegners, um dessen Gefährlichkeit zu beweisen, ohne die eigene Partei oder das Volk welches diese beschützen will verächtlich und lächerlich zu machen; endlich gehört dazu eine gewisse innere Wahrheit und Berechtigung welche den vorgebrachten Meinungen, seien sie welche sie wollen, einen anständigen Ernst verleihen und verhindern daß dieselben in blos marottenhafte oder gar possenhafte Vorbringungen ausarten, die am Ende gar nirgend hingehören und nirgend zu Hause sind.

Solange Jeremias Gotthelf die Sache aller rechtlichen und ordentlichen Leute, die Sache des gesunden Volksthums gegen die Liederlichkeit und Narrheit verfocht, hatte er einen guten Grund und Boden und war ein lüchtiger Künstler, wenn seine schönen Erzählungen auch „strub" und naturwüchsig geschrieben waren. Seine Parteiseitenhiebe konnte man dabei hinnehmen, zumal sie nicht immer ungerecht waren gegen manche Narrheiten und Lumpereien des Liberalismus, wo dieser mit Renommage und halbgebildetem Herrenthum Hand in Hand geht; denn Wahrheit schadet nirgend und ist in allen Dingen gut. Solange er ferner das Menschenschicksal und dessen Ertragung an sich betrachtet und darstellt wie er es vorfindet, solange ist er ein ehrenwerther und verdienstvoller Meister, und auch da müssen wir es hinnehmen, wenn das Uebel welches von misverstandenem „politischen Leben" hereinbricht deutlich beschrieben wird. Seit er aber alle Rechtlichkeit und Weisheit, alle Ehre und Wohlgesinntheit, kurz alles Gute Einer Partei vindicirt und alle Ehrlosigkeit, Schelmerei und Narrheit, alles Uebel der andern, seit er das Menschenschicksal ausschließlich abhängigmacht vom Bekenntniß dieses oder jenes Parteistandpunkts, seitdem hat er den Boden unter den Füßen verloren und liefert uns leidenschaftlich-wüste, inhalt- und formlose, stümperhafte Producte. Denn ohne ein Maß von Weisheit und Gerechtigkeit gibt es keine Kunst, und wenn Jeremias Gotthelf sagt daß sein Buch

kein Kunstwerk sein soll, so ist dieses die Resignation des Fuchses welchem die Trauben zu sauer sind. Daß sie ihm aber zu sauer sind, ist seiner verletzten Pflicht hart vorzuwerfen; wäre er nicht von dem Schemel der Weisheit und Gerechtigkeit heruntergestiegen, so würden seine Beine nicht zu kurz sein und er könnte heute noch an den schönen Weinstock hinaufreichen!

Als das schweizerische Volk durch die neue Bundesverfassung im Jahre 1848 einen vorläufigen Abschluß und Sieg errungen hatte nach langen politischen Kämpfen um die schmale Linie auf welcher Centralisation und Föderalismus einander am füglichsten die Hand reichen, ruhte es auf diesen Lorbern nicht träge und selbstzufrieden aus, sondern es begann in den einzelnen Cantonen sofort ein munteres Revidiren der Verfassungen. Seit zwanzig Jahren hatte dies Volk um Ideen gestritten und seine Verfassungsproduction vorzüglich den Charakter dieses Streits getragen; es hatte durch das Hinauswerfen der Jesuiten (was eine ehrenwerthe und gesunde That war, welche es wiederholen wird, sobald die zurückgebliebenen Wurzeln wieder geile Schosse treiben, trotz aller zur Mode gewordenen lächerlichen Blasirtheit in Beziehung auf den Jesuitenhaß) und durch die zeitgemäße Beschränkung der Cantonalsouverainetät sein Schwert im Ideenkampfe bewährt und konnte es für ein mal einstecken. Hingegen machten sich nun in dem begonnenen Revidiren die materiellen Fragen mit aller Macht geltend, das gemüthliche Schlagwort hierfür hieß: vor dem ewigen Politisiren über Formen, wie man die Ideen nannte, habe man am Ende nicht gegessen! Wie aber dieser Punkt gerade nicht specifisch-schweizerischer Natur, sondern von allgemeiner Zeit- und Weltnatur war und von deren Einflüssen herrührte, so konnte er auch nicht unabhängig davon, inselhaft sozusagen, ins Reine gebracht werden. Es kam auch nicht viel Rechtes dabei heraus, und der Nutzen dieser muntern Thätigkeit liegt lediglich in dem wohlthätigen Sauerteige den sie in das öffentliche Leben brachte. Man hatte seit 20 Jahren, um nur von dem letzten Abschnitte der Geschichte zu sprechen, Verfassungen gemacht, beschützt, angegriffen, gebrochen, geflickt und revidirt, und glaubte in diesem Metier etwas Erhebliches zu leisten, was man mit Recht politische Bildung nennt. Diese Bildung zeigte sich aber urplötzlich als eine echt Sokratische, indem das höchste Wissen darin bestand daß man beinahe Nichts zu wissen bekannte, und dies ist eben der wohlthätige Sauerteig von dem wir sprachen. Die Aargauer laborirten vier Jahre an einer Verfassung, verwarfen den Entwurf ein halbes Dutzend mal und brachten schließlich noch wenig genug heraus. Ein allgemeiner Krieg von Grundsätzen gegen Grundsätze entspann sich auf dem unblutigen Boden der Wahlkirchen und Vetokirchhöfe und auf den grünen Wiesen der vorzeichnenden Volksversammlungen. Alte Matadore geriethen in Miscredit, neue liefen sich die Hörner ab, das Volk verharrte als eine friedlich, aber halb unruhig wogende, halb räthselhaft stumme Masse, und zeigte in dieser holden Verwirrung vielleicht zum ersten mal daß es anfange zu merken daß eine Verfassung kein Schuhnagel sei. Dies ist schon sehr viel, anderwärts wird man eine Strecke zu laufen haben bis man dies Stadium erreicht; denn nicht sowol in der Geläufigkeit mit welcher man ein Gesetz entwirft und annimmt, sondern in der Ehrlichkeit, Ernsthaftigkeit und Entschlossenheit mit welcher man es zu handhaben gesonnen ist zeigt sich die wahre politische Bildung. Daß diese den Schweizern größtentheils eigen ist, insofern sie auch in einem richtigen Verhältniß der öffentlichen Arbeit zur Privat- oder häuslichen Arbeit besteht, haben sie auch auf der londoner Industrieausstellung bewiesen.

Im großen Canton Bern hatte diese Revisionslust mit materieller Tendenz schon zwei Jahre früher begonnen, ins Leben gerufen durch die junge Rechtsschule und die allgemeinst radical Gesinnten, welche dadurch die etwas stagnirende und unentschiedene Regierung des ältern Liberalismus aus dem Sattel warfen. Die großen Bauern sowol, denen man Grundzins und Zehnten abnahm, wie die Armen denen man gründliche Hülfe versprach, waren bei der Sache, und die neue Verfassung mit kühnen Aenderungen und Neuerungen ward fertig. Allein es war eben vor dem Abschluß des Sonderbundkriegs und vor dem Jahre 1848, daher auch ohne die Sokratische Weisheit geschehen, welche diese beiden Erfahrungen erst gebracht haben. Denn wenn die Schweizer auch den Erscheinungen der letzten Jahre ruhig zusehen konnten, so mußte doch der Geist der Geschichte über ihre Grenzen wehen und ihnen ihre eigene Bedeutung und Stellung mächtig zur Erkenntniß bringen. Sie haben sehen können daß sie nicht die ausschließlichen Pächter der Freiheitsliebe in Europa sind, daß sie aber durch den alten Besitz und Gebrauch der Freiheit die doppelte Verpflichtung haben keine Dummheiten zu machen. Die berner Verfassung ward noch in dem alten unbekümmerten Sinne mit wenig Respect gemacht und ins Leben geführt. Man näherte sich darin der „reinen Demokratie" durch das Abberufungsgesetz, wonach das Volk jederzeit die gewählte Regierung zwischen den Wahlterminen abberufen kann. Dies geschah nicht als Nachahmung der kleinen demokratischen Cantone, sondern als Ausfluß kosmopolitischer, vorzüglich deutscher Freiheitstheorien, welche eher auf einem sklavenhaften Pessimismus als auf einem männlichen Idealismus beruhen.

Die Berner sind eine schwer in Fluß gerathende, grobkörnige, aber kräftige Masse, welche einmal in Wallung nicht so leicht wieder glatt wird und sich in ungeheuerlichem Excessiren gefällt, am liebsten mit den Fäusten auf den Köpfen der Opponenten politisirt. Es gab allerlei Unfug und Unbehaglichkeit, alte, conservativgewordene Volksführer thaten sich wieder hervor, die Zeitumstände benutzend, und es entstand jene widerliche Verbindung von ehemaligen liberalen Magnaten vom Lande mit den eigentlichen Aristokraten, die überall, kein reelleres Band zwischen sich vorfindend, Religion und Sittlichkeit zu ihrem Schibboleth macht. Sie erzeugten einen Umschwung in der Volksstimmung, das Volk wählte 1850 wieder conservativ, zeigte sich aber bald darauf den Radicalen wieder günstiger, da die conservative Regierung nichts Absonderliches vorzubringen wußte. Die Radicalen wollten nun jenes Abberufungsgesetz benutzen um das eingedrungene Regiment vollends zu beseitigen; es entstand eine gewaltige Agitation, wo auf beiden Seiten die ausgebildetste Demagogie betrieben wurde. Das Volk berief nicht ab, nicht sowol aus reactionnairem Sinne als um zu zeigen, daß es Manns genug sei ein einmal gewähltes Regiment seine Zeit ausdienen zu lassen, und daß es aus Respect gegen seine eigene Wahlfähigkeit sich bis zum nächsten Termin gedulden wolle. Die radicalen Führer aber hatten sich durch das verfehlte Manoeuvre im eigenen Netze gefangen und der Regierung Raum gegeben um ihre Klauen zu zeigen und ein bischen zu krebsen, bis ihre Zeit ebenfalls wiederum erfüllt ist.

Jeremias Gotthelf's „Zeitgeist und Berner Geist" enthält eine polemisirende Schilderung der berner Zustände vor jenem Umschwunge und den Anfang dieses Umschwungs, indem er das erwachte „politische Leben" mit den schwärzesten Farben ausmalt und es den Zeitgeist nennt, während die Rückkehr zum Bessern, zu patriarchalischen religiösen Zuständen der berner Geist sein soll. Der Titel ist allerdings gut und richtig gewählt, indem er das Verhältniß bezeichnet, nur nicht wie Jeremias Gotthelf es gemeint hat. Im Zeitgeist liegt allerdings die Foderung politischen Bewußtseins, möglichste Ausgleichung drückender und unnatürlicher Zustände, Sicherstellung gegen religiösen Terrorismus; daß diese Foderungen aber in Bern ins Ungeheuerliche und Plumpe ausarteten, indem eine halbzugeleckte Generation sich plötzlich in einem wilden Rodomontiren und Perorieren gefiel, ist derselbe berner Geist, in welchem früher die großen Bauernsöhne zum Vergnügen halbe Dorfschaften lahm schlugen und von denen Jeremias Gotthelf mit soviel wohlgefälligem Stolze sonst zu erzählen weiß. Indessen hat er das Recht solch tolles Gebahren zu schildern und zu seinen Zwecken zu benutzen; nur ist auch hier die Uebertreibung und förmliche Entstellung unzweckmäßig.

Nach seiner Darstellung hat der „Zeitgeist" unter dem radicalen berner Regiment unter Anderm folgende Ergebnisse hervorgebracht: Advocaten zanken ungescheut und öffentlich, gleich vor den Richtern, ihre Clienten aus, weil diese sich sträuben einen Meineid abzulegen; Beamtenfrauen und sonstige weibliche Honoratioren, an einem Badeort versammelt, erklären unverhohlen daß nunmehr, wo die Religion abgeschafft sei, eine Frau ihrem Manne Hörner aufsetzen dürfe und solle; die Radicalen veruntreuen nicht nur die Gelder des Staats, sondern auch als Gemeindevorsteher versaufen und verhuren sie das ihnen anvertraute Gut der Witwen und Waisen, Alles mit fortwährenden Reden von Humanität und Aufklärung u. s. f. Diese Thatsachen kommen zwar im Verlaufe des componirten Romans vor welcher diesen Auslassungen als Gerippe dient; da jedoch der Verfasser an andern Orten bestimmte Namen lebender Staatsmänner und Parteiführer bezeichnet, so kann man jene Artigkeiten nicht als poetische Licenzen, sondern nur als wahren Stoff betrachten, der dem Verfasser vorgelegen habe.

Wenn man nun die dem Buche zugrundeliegende Dorfgeschichte betrachtet, an welche Jeremias Gotthelf seine Meinungen und Mahnungen knüpft, so trägt diese an sich schon in ihrem Motiv den Stempel der Unwahrheit. Zwei Bauern, reich, hoch und ansehnlich, männlich und christlich, sitzen auf ihren alten großen Höfen, befreundet und verwandt unter sich; einer kann sich auf den andern verlassen und Beide stehen der Gemeinde mit Rath und That vor, tüchtig und besonnen. Da wird der Eine vom „Zeitgeist" ergriffen; er geräth, indem er in ein Gericht gewählt wird, unter die Schriftgelehrten und Phrasenmacher, Regierungsstatthalter, Präsidenten u. s. f., wird als reicher und einflußreicher Bauer als gute Beute erklärt und in den Schwindel hineingezogen. Zuletzt wird er Großrath und eine politische Größe, d. h. ein eitler und aufgeblasener Esel, der zu allen schlechten Zwecken benutzt wird. Zugleich wird er ein liederlicher Schlemmer, Hurer und Religionsleugner und bringt sein Haus an den Rand des Abgrunds. Die Frau liegt schon im Grabe, der eine Sohn, welchen er ebenfalls zu diesem Leben angeleitet hat, wird über einer Blasphemie vom Tode ereilt, als er schlemmend und brüllend den politischen Gelagen nachzieht, das Geld von Witwen und Waisen in der Tasche. Hierdurch wird die Katastrophe herbeigeführt, der niedergeschmetterte Vater weiß sich nicht zu helfen, und nun tritt der andere Bauer zu ihm, welcher fromm und conservativ geblieben ist, und richtet ihn auf, mit Rath und That in dem zerrütteten Hause hantierend.

Das Ausschlagen des gefallenen Sohnes ist nicht unmöglich, hingegen das des Vaters vollständig, insofern es die Wirkung des politischen und religiösen „Zeitgeists" auf einen sonst tüchtigen Bauer vorstellen soll. Wer die Bauern kennt, weiß zu gut daß diese sich nicht so leicht aus dem Häuschen bringen lassen, und es geht gerade über die schweizerischen Bauern die Klage daß bei ihnen der Liberalismus keinen sonderlichen Einfluß auf den Geldbeutel ausübt. Es gibt aller Orten Leute welche von Haus aus liederlich das politische Behaben als Beschönigung ihrer Zerstreuungssucht benutzen; abgesehen daß solche überhaupt nicht hierhergehören, sind sie leider bei allen Parteien zu finden, und ein conservativer betrunkener Heulmeier, der hinter dem Schnapsglase die Religion für gefährdet erklärt, ist auch keine anmuthige Erscheinung.

Am wunderlichsten nimmt sich in Jeremias Gotthelf's Buche die geschlechtliche Ausschweifung aus, welche er dem „Zeitgeist" vindicirt. Er will damit offenbar auf die ländlichen Ehefrauen wirken, indem er die politischen Geschäftsgänge ihrer Männer stark verdächtigt. Ueberhaupt streichelt er den Weibern in einem wahren Hebammenstile den Bart: „Sie kam in die beschwerlichen weiblichen Zustände welche körperlich und gemüthlich oft große Beschwerden bringen und in welchen oft das arme Weib es besser hat als das reiche. Das Alles misstimmte Gritli und die Misstimmungen überwand es nicht." O du feiner Gotthelfli! Wie wahr! Wie muß das den „reichen stolzen Bauernfrauen" munden, welche ein Bettelweib um seine leichte Niederkunft beneiden! Misstimmungen! Hoffen wir indessen daß die ehrenwerthen berner Frauen männlicher und gesünder gesinnt sind und einen solchen Stimmungsjargon nicht annehmen und solchen den Blaustrümpfen deutscher Salons überlassen. Auch in anderer Weise verfällt Jeremias Gotthelf ins Unmännliche, indem er immer wieder mit breiter Geschwätzigkeit die Interessen von Küche und Speisekammer behandelt und seine genaue Kenntniß der Milchtöpfe, der Hühner- und Schweineställe auskramt. Auch hierdurch glaubt er die Gunst der Hausfrauen zu gewinnen und durch die Küchenweisheit die politischen und religiösen Grundsätze einzuschmuggeln. Es ist aber nicht zu begreifen wie ein so tiefer Kenner des Volkslebens in letzter Linie das Volk miskennt und nicht weiß daß dieses das allzu Nahe und Gewöhnliche kindisch findet, wenn es ihm gedruckt in einem Buche entgegentritt. Das kommt Alles von dem unwahren Standpunkte von welchem Jeremias Gotthelf ausgeht; der crasse Materialismus, mit welchem seine Religiosität verquickt ist, läßt ihn zu solchen falschen Mitteln greifen.

Er sagt in der Vorrede daß er ein geborener, nicht ein gemachter Republikaner sei, daß aber sein Verlangen auf einen christlichen Staat und daher all sein Schreiben und Wirken auf dieses Ziel gerichtet sei. So ist denn die Religionsgefahr der eigentliche Inhalt seines Buchs, vorzüglich wie sie durch die Berufung des tübinger Professor Zeller über den Canton Bern gekommen und durch die freisinnige Einrichtung und Leitung des Lehrerseminars befördert worden ist. Zunächst versteht er unter dem christlichen Staate die alte Republik Bern, welche aus alten christlichen Bauerndynastien besteht, die so lange auf ihren fetten Höfen sitzen dürfen als sie Christum bekennen. Thun sie dies nicht mehr, so kommen sie um Haus und Hof. Es steht indessen im Evangelium kein Wort davon daß der rechte Christ ein reicher berner Bauer sein müsse. Nebenbei haben diese Bauern noch die schöne Prärogative, einem Armen um Gotteswillen ein Stück Brot zu geben, „denn", klagt Einer welcher darüber weint daß er nun seine Religion „abgeben müsse": „am meisten könnten mich die Armen dauern die um Gotteswillen bitten und denen man um Gotteswillen gibt und hilft, denen bliebe nichts Anderes übrig als Hungers zu sterben (!) oder Gewalt zu brauchen!" Wir trauen Bitzius gern zu daß er einem Armen, auch wenn er als ein blinder Heide geboren wäre, doch von Herzen ein Stücklein Brotes gäbe und denselben nicht unbedingt verhungern ließe, auch wenn er nicht um Gotteswillen bäte; daß er aber mit obiger Bauernlogik zu Felde zieht, gibt einen glänzenden Beweis seiner demagogischen Fähigkeiten. Einen atheistischen, von der Zeller'schen Aufklärung angefressenen Kerl läßt er sagen: „Gott ist ein Kalb!" Es hat allerdings schon Jahrhunderte vor uns eine Art confusen Volksatheismus gegeben, welchem einzelne wüste Subjecte verfielen, die von der allgemeinen Idee Gottes nicht loskommen konnten und daher Blasphemien gegen sie ausstießen, weil sie ihnen in ihrem Treiben unbequem war. Solche Erscheinungen haben mit der Geschichte der Religion und Philosophie Nichts zu thun und sind eben krankhafte Auswüchse, die jederzeit vorkommen. Das Volk hingegen, dieselben im Gedächtniß, stellt sich dann die freie Denkart, welche vom „Zeitgeist" herrührt, gern unter jener Form vor, wozu das unsinnige und boshafte Wort „Gottesleugner", das es im Munde der Pfaffen hört, das Seinige beiträgt. Lügen heißt gegen seine Ueberzeugung von der Wahrheit einer Sache aussagen, Gottleugnen also, Gott innerlich voraussetzen und äußerlich leugnen, daher der widerliche Klang des schlau erfundenen Worts. Wenn nun aber Gotthelf die Sache zusammenfaßt in der holdblühenden Blasphemie: „Gott ist ein Kalb!" dieselbe für eine Folge der Aufklärung ausgibt, so mag dies in harten berner Schädeln von Wirkung sein, seiner christlichen Phantasie gereicht es aber zu geringer Ehre.

Wenn man das Buch zuschlägt, so hat man den Eindruck als sähe man einen Kapuziner nach gehaltener Predigt sich den

Schweiß abwischend hinter die kühle Flasche setzen mit den Worten: Denen habe ich es wieder einmal gesagt! Eine Wurst her, Frau Wirthin!

Ein Beweis von der frivolen und materialistischen Ader die als Religiosität mehr und mehr in Jeremias Gotthelf's Sachen zutagetritt ist auch ein in Leipzig erschienenes Volksbüchlein mit Holzschnitten und in Traetätchenform, also eigentlich für das Volk berechnet. Es enthält die Geschichte zweier Leutchen welche einander blutjung und blutarm geheirathet, durch unermüdliche Thätigkeit und Sparsamkeit aber bis zu ihrem Alter ein artiges Vermögen zusammenscharren. Sie erreichen ein hohes Alter in Weisheit und Wohlstand; der Mann stirbt aber vor der Frau und sie lebt in seinem frommen Andenken den Rest ihrer Tage hin. Bisjetzt ist sie als ein Muster eines weisen und christlichen Lebenslaufs dargestellt worden. Nun bekommt sie auf ein mal am Rande des Grabes schwere Sorgen, wem das zusammengescharrte Vermögen zufallen solle; ihre Erben conveniren ihr nicht, daher heirathet sie noch vor Thorschluß ein blutjunges Knechtlein, welcher sie auf dem Holzschlitten zur Trauung zieht. Nachdem sie also 50 Jahre mit dem Manne ihrer Jugend in Eintracht gelebt, benutzt sie das christliche Institut der Ehe wie man eine Mausfalle benutzt, um ihrer Sorgen wegen ihres zu hinterlassenden Guts ledig zu werden. Schon daß sie diese Sorgen hat als alte, weise Christin, die sich vom Irdischen ab- und dem Himmlischen zuwendet, ist ein sonderbares Ding.

Es steht einstweilen nicht mehr in der Macht der Kirche, ihre Gegner körperlich zu verbrennen; daß man hingegen mit Vergnügen ein moralisches Scheiterhäufchen unter den Füßen Andersdenkender anzündet, davon ist Jeremias Gotthelf ein neues Beispiel, und dies moralische Verbrennen ist kaum menschlicher. Doch soll einmal das Geschäft betrieben werden, so wäre zu rathen, vorher sich nach einem festern und gediegenern Princip und einer eigenen consequentern Moral umzusehen; mit Possen und thörichten Witzen ist Nichts gemacht. Wenn solche in dem wirklichen Kriege der Parteien manchmal Dienste leisten, da es allerlei Sorten Leute gibt denen man auf ihre Weise dienen muß, so ist es am Ende nicht zu verübeln, und wenn Jeremias Gotthelf der Pfarrer und Bürger in seinem Dorfe damit ausreicht, so fahre er tapfer fort, es gibt was zu lachen nach der Wahl u. s. w.; nur in einem Buche welches er ein paar hundert Meilen weit weg drucken läßt, und in welchem seine Freunde Erholung und Freude zu finden hofften, sind sie nicht am Platze. Es herrscht eine solche Unfruchtbarkeit und Oede auf dem Acker deutscher Gestaltungskraft daß man nur ungern eine so schöne ursprüngliche Fähigkeit abscheiden sieht. 93.

Der schottische Dichter Robert Burns.

Es gibt gewisse Gefühle welche „der Welt einen Mann verbürgen“. Sie sind angeboren, nicht angelernt. Sie üben die gewaltigste Anziehungskraft aus. Keine verfeinerte Bildung, keine äußerliche Anmuth des Benehmens, keine Verstandeskraft kann für ihre Abwesenheit Ersatz leisten. Diese Gefühle adeln unsere Natur; diejenigen Augenblicke wo wir uns ihnen gänzlich hingeben sind die besten in unserm Leben. Ohne sie wird unser Geist pedantisch, unser Handeln mechanisch, unser Benehmen förmlich und steif. Zeigen sie sich dagegen frisch und kräftig in uns, so sind wir offen, wahr, selbständig, moralisch lebendig; so erwidern wir tiefe Neigung, schwelgen in Lust am Busen der Natur, athmen in einer Atmosphäre der Liebe, erglühen beim Anblick der Schönheit, empfinden reine Begeisterung. Gegen diese charakteristischen Eigenschaften des wahren Mannes führen Mode, Krämersinn und alle kleinlichen Interessen unaufhörlich Krieg. In wenigen Herzen widerstehen jene Eigenschaften diesem Angriff. Wo sie aber sich erhalten, da leiten sie jede unverdorbene Seele zurück zur Unschuld der Kindheit und hinauf zu Gott. Sind sie mit Genie verbunden, dann wird ihr Besitzer ein Priester der Menschheit, dessen Orakelsprüche sogar aus den Hallen des Todes herauf ertönen.

Solch ein Mann ist Robert Burns. Wie erfrischend wirkt es, von den vermeintlichen heutigen Propheten sich wegzuwenden und diesen begeisterten Landmann zu betrachten. Seine dichterische frohe Botschaft entstellt kein mystischer Zierath; in ihr haben wir keine Hieroglyphen zu entziffern; kein philosophischer Kritiker braucht uns dabei zur Hand zu sein. Es ist ein Bruder der zu uns spricht, kein etwas Absonderliches sein wollendes Exemplar von geistlichem Hochmuth, sondern ein Geschöpf von Fleisch und Blut wie wir. Sein edles Herz können wir schlagen hören. Wir fühlen den Druck seiner arbeitgehärteten Hand. Wir sehen den Stolz auf seiner Stirn, die Thräne in seinem Auge, das Lächeln auf seinen Lippen. In ihm erblicken wir kein Gefäß todter Gelehrsamkeit, kein mattes Abbild eines modischen Musters, sondern einen freien, herzlichen, ernsten Mann, Einen, mit dem wir die Berge durchstreifen, ein Glas leeren, die Mädchen preisen oder die Sterne andachtsvoll bewundern können. Er ist ein menschliches Wesen, an welchem die charakteristischen Züge der Menschheit nur besonders stark hervortreten. Ihm sind die Leidenschaften und die Fähigkeiten seines Geschlechts in reichem Maße zugetheilt worden. Er will keine Ausnahme vom allgemeinen Loose machen, er behauptet nicht von feinern Stoffen sich zu nähren, verlangt nicht vor seinem Tode ein ätherisches Wesen zu sein. Er verhehlt ebenso wenig seinen Antheil von Gebrechlichkeit, wie er sich von der Buße abwendet. Niemand betet inbrünstiger als er; aber die nämliche Glut der Empfindung herrscht in seiner irdischen Liebe. Das nämliche Auge welches im Zwielicht mit heiliger dichterischer Glut auf die Berge hinschaut starrt die einnehmenden Züge eines hochländischen Mädchens mit einer weniger gedämpften Glut an. So wogte das Herz des Dichters zwischen Erde und Himmel, zwischen Menschlichem und Göttlichem. Was ihn ehrenvoll auszeichnet ist eine große Seele; und diese brachte er zu allen Dingen mit, zum Altar der Gottheit und zur festlichen Tafel, zur Furche der Pflugschar und zum Brief an seinen Freund, zum Kriegsliede und zum Liebesgesang. Daß solch eine Seele mitten in der Armuth aufkommen sollte, ist ein Segen. Dadurch erfahren die Menschen daß alle ihre Anstrengungen ohnmächtig sind im Vergleich mit der schöpferischen Kraft der Natur. Durch Fleiß kann ein Gottsched zustandekommen; einen Burns vermag nur die Natur hervorzubringen. Besonders müssen wir uns hierbei darüber freuen daß uns ein so edler Mitbruder in einer Lehmhütte geboren ward. Hätte er in einem Palast zuerst das Licht der Welt erblickt, so würde den Niedern und Bedrängten nicht etwas so Erfreuliches bereitet worden sein. Diese können nun einer gemeinsamen Abstammung mit größerer Wärme sich rühmen. Vielleicht auch wäre diesem herrlichen Geiste das Erzogenwerden in der Wohnung eines reichen Bürgers nachtheilig geworden. Bücher und Lehrer hätten vielleicht seine Schwungkraft gelähmt, verkünstelte Gesellschaft sein himmlisches Licht ausgelöscht. Besser, daß seine Erziehung nicht durch gesellschaftlichen Zwang und Gleichförmigkeit, sondern durch Arbeit und Trübsal bewirkt wurde. Besser, daß er aus Uebermaß der Leidenschaft fehlte als mit überlegter Heuchelei. Ein so reicher Strom verliert seine Schönheit weniger durch Ueberfluten seiner Ufer als durch Seichtwerden. Es war von Burns minder unedel, aus verkehrter Begierde der Versuchung Raum zu geben als aus Bosheit oder Absicht. Es war würdiger daß seine Melancholie die Form einer schwermüthigen Sympathie mit der Natur annahm als die des erbitterten Menschenhasses, und daß sein Herz nicht in dem ertödtenden Dunstkreise verkünstelten Lebens hinwelkte, sondern durch seine eigene Lavaglut sich verzehrte. So verlor Burns weder die Empfindlichkeit seines Gewissens noch die Aufrichtigkeit und die Männlichkeit seines Charakters. In einer höhern Lebens-

sphäre würden diese charakteristischen Eigenschaften weit größerer Gefahr ausgesetzt gewesen sein.

Burns' Muse zeichnet sich durch tiefsinnige Zartheit des Gefühls aus. Sein Geist war von Natur nachdenkend. Seine Erziehung, sein Schicksal und die Landschaft in welcher er lebte bewirkten daß dieser Zug tiefer und vorherrschend wurde. Echte, gedankenreiche, tiefe Empfindsamkeit ist aber die fruchtbare Quelle von Schwermuth. Ein Herz das beständig von den Wechseln des Lebens und von den rührenden Erscheinungen der Natur ergriffen wird kann nicht lange eine heitere Stimmung bewahren. Dem schottischen Barden, der einen verwundeten Hasen so herzlich bemitleiden und ein zerdrücktes Masliebchen so innig beklagen konnte, dem entging kein Stöhnen des Sturms, kein Geseufze der Bäume, keine Düsterkeit der Wolken. Aus diesem seinem tiefen Gefühl entsprangen die Schönheiten seiner Gedichte. Eben in der starken Sympathie für das Traurige liegt der Keim wahrer dichterischer Erhabenheit. Auch das ungeheuer Schwermüthige ist erhaben. Dabei werden persönliche Sorgen vergessen; und wie Byron uns mit Recht auffodert, im Angesicht der mächtigen Ruinen Roms unsern „kleinlichen Jammer" zu vergessen, so laden uns die Grablieder der Natur in eine große Leichenhalle, wo menschliche Seufzer von gewaltigern Wehklagen übertönt werden. Die gedankenvolle Schwermuth herrscht ebenso sehr in Burns' Poesie wie in seinem Charakter. Er erzählt uns z. B. von der exaltirten Stimmung in die ihn an einem Herbstmorgen das Geschrei des einsamen Strandpfeifers versetzte. Während er „Bruce's Rede vor der Schlacht bei Bannockburn" dichtete, tobten die Elemente um ihn her, und er schrieb gern bei Nacht oder an einem bewölkten Tage, weil er „im Dunkeln den besten Schuß nach den Musen thue".

Zu Burns' Wesen gehörte ferner eine vollkommene und durchgängige Ehrlichkeit, jene Freiheit von Verstellung und jene schlichte Redlichkeit, für deren Bewahrung das Landleben vorzugsweise günstig ist. Er war im geselligen Verkehr frei und offen, und seine Gedichte sind nur der treue Ausdruck seiner natürlichen Gefühle. Fast immer schrieb er in starker Aufregung. „Meine Leidenschaften", sagt er, „rasten wie ebenso viele Teufel, bis sie sich in Versen Luft machten." Diese vollkommene Wahrhaftigkeit bildet einen der größten Reize seiner Dichtungen. Unaufrichtigkeit und Dünkel waren ihm gänzlich zuwider. Nur wenn er diese Eigenschaften in ihrer Lächerlichkeit darstellt, verräth er einigen Unwillen über seine Mitmenschen. „Das Gebet des heiligen William" und einige ähnliche Ergüsse wurden als Protestationen gegen Scheinheiligkeit und Hochmuth abgefaßt. Burns war zu fromm um die Misbräuche der Religion ruhig zu ertragen. Die Satire war aber nicht sein Element. Vielmehr liebte er es wohlwollendem Gefühl und edler Gesinnung Ausdruck zu geben. Seine angeborene Hochherzigkeit warf den Mantel der Menschenliebe über die Verirrungen seines Geschlechts.

Da Burns in jeder Beziehung eine wahrhaft edle Seele hatte, so hegte er auch einen edeln Stolz. Ihm erwiesene Verbindlichkeiten hatten für ihn etwas Drückendes, und mit aller seiner ländlichen Gradheit behauptete er seine Würde in den gesellschaftlichen Kreisen Edinburgs. Wie alle mannhaften Herzen schreckte sein ganzes Wesen, obgleich er das Schmerzliche der Armuth lebhaft fühlte, vor Abhängigkeit zurück. Er hatte Verlangen nach Geld, nicht wegen der Achtung und der Vergnügungen welche dasselbe verschafft, sondern hauptsächlich um von der Welt unabhängig zu sein.

Seine Empfänglichkeit für die Eindrücke der Natur war leidenschaftlich. Er betrachtete mit Entzücken die Hyacinthe, den Fingerhut, die knospende Birke und den Weißdorn. Er wandelte am Ufer des Flusses, erstieg die Berge und ging über das Moor mit freudigerm Schritt und hüpfenderm Herzen als ehemals ein Eroberer. Während der Stunden seines süßen dichterischen Träumens im Schoose der Natur schwand bei ihm vor dem Reichthum seines begabten Geistes alles Bewußtsein äußerlicher Armuth. Dann betrachtete er die Schöpfung als sein Erbe. Er fühlte sich durch einen verwandten Geist zu ihr hingezogen. Jede wildwachsende Blume von der er den Thau abstreifte, jeder Bergesgipfel zu welchem er sein Auge erhob, jeder Stern der auf seinen Pfad herniederlächelte, war ihm ein Zeichen und Pfand der Unsterblichkeit. Er hielt zärtlichen Verkehr mit ihrer schweigenden Lieblichkeit. Die Ufer des Doon wurden für ihn den Lauben des Paradieses ähnlich, und der von ihm gepachtete Meierhof Moßgiel ward eine Art herrlichen Königreichs.

Die den Dichtern eigene Selbstvergessenheit war auch in Burns höchst bemerkbar. Aeußerst gefühlvoll und feurig wie er war, warf er sich der Natur ohne Rückhalt in die Arme; und ebenso ergab er sich der Ausgelassenheit geselliger Vergnügungen. Aber mit gleicher Lebhaftigkeit suchte er umgekehrt den Frieden häuslicher Zurückgezogenheit. Er sündigte und bereute mit der nämlichen Aufrichtigkeit des Vorsatzes und mit der nämlichen Stärke des Triebes. Zwischen seiner Freude und seiner Verzweiflung finden wir keine Mitte.

Das mächtigste Element in Burns' Poesie ist vielleicht die geschlechtliche Liebe. Mit dem ersten Erwachen dieser Leidenschaft in seiner jugendlichen Brust kam bei ihm auch der Dichtergeist. „Mein Herz", sagt er in einem seiner Briefe, „war ganz wie Zunder und beständig von einer Göttin entflammt." Er war einer der empfänglichen Menschen für welche die Liebe keine Einbildung oder blos ein starkes Bedürfniß, sondern etwas Ueberwältigendes ist. Weibliche Reize bezauberten ihn völlig. Das Auge einer Schönen, ein Ton, ein Händedruck von ihr übten über ihn die Gewalt des Schicksals aus. Die Philosophie lieh ihm keine Waffen zum Widerstande gegen den Zauber der Schönheit. Sein Genie verrieth ihn hierbei vielmehr als daß es ihn frei machte, und seine Seele fand ihren höchsten Genuß und den reichsten Quell der Begeisterung in der Schwelgerei der Liebe. Seine Liebe war keine blos sentimentale Leidenschaft, sondern herzliche Zuneigung. Er seufzte nicht wie Petrarca über die Sprödigkeit einer Laura, noch befriedigte ihn wie Klopstock das Lächeln einer von fern winkenden Hoffnung. Echte Leidenschaft ward in seinem Herzen durch dichterischen Geist nur erhöht und entwickelt. Er lieh seiner Zauberin wenige ideale Züge. Ihre wirklichen und faßbaren Reize genügten ihm. Er suchte dieselben nicht zu vergrößern, sondern nur die Glut seiner Leidenschaft darzustellen. Denn auch in seiner Liebe herrschte die ihm eigene Aufrichtigkeit. Seine Liebesgedichte enthalten keine übertriebene Schmeichelei, vielmehr nur den warmen Ausdruck seiner leidenschaftlichen Verehrung. Der schottische Barde erkannte auch sehr gut, eine wie hohe Begeisterung er dem zartern Geschlecht verdankte. Er erzählt uns daß als er den reinen Geist der Poesie in sich zu fühlen und dem Antriebe desselben mit glücklichem Erfolge zu gehorchen wünschte, er es sich zur Lebensordnung machte ein schönes Weib zu bewundern. Und in der That bringt Nichts im Leben eine mächtigere Wirkung hervor als weibliche Schönheit. Niedergeschriebene Beredtsamkeit, die Stimme des Barden, die Musik der Schöpfung haben oft nicht die Kraft das Herz zu erwecken. Aber in dem sanften Licht schöner weiblicher Augen sonnt sich das Genie, bis dasselbe zu neuem und süßem Leben erwarmt. Durch den Verkehr mit dem reizendsten Geschöpf Gottes wird der Dichter entflammt. Seine Schwingen werden durch die Liebe befiedert und durch sie erhebt er sich zum Himmel.

Die Natur des dichterischen Gemüths wird gegenwärtig besser und allgemeiner erkannt als sonst. Namentlich beurtheilen wir die Gebrechen der Dichter jetzt gerechter. Es gewährt uns Befriedigung den Ursprung dieser Schwächen in ungünstigen Lebensumständen und in angeborenen Eigenthümlichkeiten aufzusuchen. So verfahren wir auch in Bezug auf Burns. Derselbe hatte mit dem Widerspruch zu kämpfen welcher zwischen seiner beengten, drückenden Lage und seiner gefühlvollen, erhabenen Seele herrschte. Wie stark und geschickt er auch in den verschiedenen landwirthschaftlichen Geschäften war, so hatte

er doch als Verwalter oder Financier keinen Takt. Beim größten Geschmack an Vergnügungen waren seine Mittel gering und die Ansprüche seiner Familie für seine Verhältnisse zu groß. Mit der schnellsten Fassungskraft und mit reicher Phantasie ausgestattet, hatte er eine nicht weniger stark entwickelte animalische Natur. Sein flammendes Herz entzündete nicht nur die Fackel der Muse, sondern erregte auch den Sturm der Leidenschaft. Daher kam es daß er oft seine Sorgen in Ausschweifungen zu ertränken suchte und nicht standhaft die Lockungen bekämpfte welche er in der That doch verachtete. Aber die Fehler seines Charakters und die Verirrungen in seinem Betragen waren die Fehler und Verirrungen einer großartigen Natur und im Ganzen achtungswerther und liebenswürdiger als die Tugenden der meisten andern Menschen. Indem wir ihn daher einerseits bemitleiden, haben wir ihn andererseits als Menschen wie als Dichter zu verehren.

Auf so glühende Gesänge wie er der Liebe, der Freundschaft, dem Vaterlandsgefühl und der Natur geweiht hat müssen wir stolz sein. Seine Lyra ist mit wildwachsenden Blumen umkränzt. Ihre Töne sind einfach und gewaltig. Ihre Musik gleicht dem herzstärkenden Windeshauch in seinen heimatlichen Bergen. Burns ist der größte Bauerndichter der je gelebt hat. Aber seine Dichtungen sind um ihrer selbst willen so merkwürdig daß die äußerlichen Umstände unter welchen sie hervorgebracht wurden unsere Bewunderung für sie kaum um Etwas vermehren. Es ist eine Poesie von sehr beschränktem Umfange, nicht in ausgezeichnetem Grade reich an Erfindung, noch auch durch große Mannichfaltigkeit der Modulation fesselnd, und dennoch in ihren wenigen Tönen eine ebenso melodische und wahre Stimme der Leidenschaft wie jemals gehört ward. Wenn man bedenkt wie wenig der niederschottische Dialekt in welchem Burns schrieb zu literarischen Zwecken ausgebildet war, so setzt Das was dieser Dichter mit demselben gemacht hat in Erstaunen. Nichts im Horaz übertrifft rücksichtlich des glücklichen Ausdrucks die Dichtungen des schottischen Landmanns. In denselben sind die Worte fast immer so angemessen und lebendig, so natürlich und zugleich so ausdrucksvoll, in ihrer seelenvollen Einfachheit so anmuthig und musikalisch daß, wäre der Stoff noch so trivial, sie durch ihre eigene Kraft ihn in Poesie verwandeln würden. Und das nämliche angeborene künstlerische Gefühl offenbart sich bei Burns auch in jeder andern Beziehung. Alles was er gedichtet hat ist daher in seiner Art ein vollkommenes Werk, vollkommen in dem nämlichen Sinn in welchem jedes Erzeugniß der Natur, das unscheinbarste Kraut ebenso wol wie die prachtvollste Blume, vollkommen ist, und in welchem überhaupt alle guten Dinge in ihrer Art und in Bezug auf ihren Zweck vollkommen sind. Burns' Poesie ist wie schon bemerkt durchweg melodische Aeußerung wirklicher Gemüthsbewegungen. Obgleich aber das Meiste und Beste ihm mehr von der Leidenschaft als von der Phantasie eingegeben wurde, so ist doch keine Poesie weiter als die seinige davon entfernt vorzüglich die Erschütterung der Nerven zu bezwecken. Burns' Kopf war ebenso stark wie sein Herz; sein natürlicher Scharfsinn und seine Urtheilskraft waren ausgezeichnet gut. Und seine Poesie ist, wie der Geist aus welchem sie entsprang, zwar von Leidenschaft belebt, aber kaum in minderm Grade von der Macht des Gedankens durchdrungen. Kurz, mehr Inhalt und Sinn als in seinen Versen findet sich nur bei einer äußerst kleinen Zahl von Dichtern. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß wenn man die charakteristischen Eigenschaften der Poesie Burns' ganz würdigen will, man sich nur an das von ihm im schottischen Dialekt Gedichtete halten und selbst die besten unter den wenigen Gedichten welche er in reinenglischer Sprache geschrieben hat beiseitelassen muß; denn in diesen ist er ein Simson, dem man das Haupthaar abgeschnitten hat und der nicht mehr Kraft besitzt als viele andere Menschen.

In dem Vortrefflichsten was von Burns gedichtet worden ist hat er sich selbst das Gefühl oder die Leidenschaft gezeichnet welche ihn augenblicklich fast ebenso sehr und zuweilen vielleicht mehr als in seinen Gedichten beherrschte. Auch vermochte er mit bewunderungswürdiger Treue und Kraft Vorfälle, Scenen, Sitten, Charaktere und alles Andere zu schildern was er beobachtet oder erfahren hatte. Eigentlich dramatische Phantasie oder das Vermögen aus sich herauszugehen und sich in andere Naturen zu versetzen hatte er jedoch nur in geringem Maße. Dazu war sein Blut zu heiß, schlug sein Puls zu heftig; mindestens wird man zugestehen müssen daß er während seines kurzen Lebens der Spielball seiner eigenen Leidenschaften und vieler anderer stürmischer Einflüsse allzu sehr war, um die dem dramatischen Dichter nothwendige Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung erlangen zu können. Was er erreicht haben würde wenn ihm ein längeres irdisches Dasein vergönnt gewesen wäre, das vermag Niemand zu sagen. Sowol zu der Zeit wo sein Genie zum ersten mal über die Welt flammte, wie in dem Augenblick wo das Licht desselben durch den Tod ausgelöscht wurde, schien er dazu bestimmt zu sein oder gewesen zu sein, noch beiweitem mehr zu leisten als er geleistet hat. Da alles von ihm Gedichtete vor seinem neunundzwanzigsten Jahre geschrieben ist, so hatte er ohne Zweifel in seinem Geiste weit mehr Poesie als er von jenem Jahre an bis zu seinem Tode, in seinem siebenunddreißigsten Jahre, herausgab, Poesie die für immer Besitzthum der Menschen hätte werden können, wenn jene Zeit ein solches Geschenk des Himmels wie Burns zu empfangen würdig gewesen wäre, wenn sie den göttlichen Sänger nicht wie eine Hyäne behandelt hätte, die man in einen Käfig einsperren und anketten müsse. Niemals haben vielleicht die Menschen mit so bestialischer Dummheit wie in diesem Fall fremdes Licht unter den Scheffel zu stellen sich beeifert, um dasselbe erst zu verbergen und dann auszulöschen. Blödsinnige Wohlmeinendheit glaubte dem genialen schottischen Barden keine größere Ehre und keine herrlichere Wohlthat erweisen zu können, als indem sie ihm in der vielleicht am meisten prosaischen Sphäre des öffentlichen Dienstes, bei der Accise, eine der subalternsten Anstellungen und eine der kümmerlichsten Besoldungen verschaffte. Wie sehr es aber auch dem Dichter mislang zu seinem eigenen pecuniairen Vortheil auf seine Zeit zu wirken, so ist doch der allmälige Einfluß seiner Poesie auf die Masse des schottischen Volks sicherlich ungeheuer gewesen. Wir glauben daß der Sinn der Nation durch Burns geweckt, erweitert und veredelt worden ist. In welchem Grade würde nicht ein Dichter von Burns' Talent und Charakter dem Volke der Vereinigten Staaten Nordamerikas nützlich sein wenn ein solcher jetzt daselbst erschiene? Das wäre so gut wie eine zweite Unabhängigkeitserklärung. Ja in welchem Grade würde nicht eine so volksthümliche Poesie in jedem Lande, jedem Volke nützlich sein können? Jedem Volke könnte sie dazu dienen, alles Edle in dem Charakter desselben zu befestigen, wenn nicht zu erhöhen. Denn mag man auch die Ausgelassenheit oder das Unschickliche in einigen Stellen bei Burns noch so sehr tadeln, so ist doch in allen seinen Dichtungen ebenso wenig eine Spur von Gemeinheit der Seele zu finden wie in dem Menschen selbst eine solche Spur zu finden war. Seine Poesie hat niemals auch nur für einen Augenblick etwas Pöbelhaftes oder Niedriges im Ausdruck oder in der Manier. Es ist vielmehr wunderbar wie eine angeborene Feinheit des Geschmacks und Erhabenheit des Geistes den Dichter beim Gebrauch eines von so rohen Lippen verunreinigten Dialekts und bei den oft gefährlichsten Gegenständen auf würdiger Höhe erhalten haben. Burns, der Bauer, ist vielleicht der einzige neuere Schriftsteller welcher das Schottische immer wie ein Gentleman geschrieben hat. Nicht daß seine Sprache nicht zuweilen ziemlich derb und sogar an zwei oder Stellen roh wäre, aber diese augenblicklich vorübergehenden Ausbrüche wilden Leichtsinns haben nie Etwas an sich das einen niedrigen Sinn verriethe. Dagegen sind gerade einige seiner leidenschaftlichsten Gedichte Muster von gebildeter Schreibart. 94.

Zur Literatur der Briefsammlungen.

…ebesbriefe historisch berühmter Personen. Ein Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens. Mit historischen Einleitungen versehen und nach den Nationen geordnet. I. Frankreich. Leipzig, Weber. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Herausgeber dieses Buchs wollte „eine Art von Urkundenbuch für die Geschichte des menschlichen Herzens" geben, vertreten durch Briefe der Liebe von historisch-berühmten Personen der gebildeten Länder Europas. Das vorliegende Buch sollte eine Probe davon sein. Die Idee dieses ganzen Unternehmens war unbedingt eine durchaus neue, eine höchst interessante und man darf wol sagen bedeutende. Die Ausführung aber ist durch den Anfang ganz verfehlt und daran wol gescheitert. Der Herausgeber hätte nicht erst abwarten sollen ob sein Plan aufgefaßt werde; er hätte ihn fix und fertig in die Welt stellen sollen, und gewiß, er hätte reichen Anklang gefunden. Liebesbriefe historisch-berühmter Personen aus allen gebildeten Ländern Europas, wenigstens der ersten Nationen desselben, in Eins zusammengestellt, gleichsam eine psychologische Parallele, eine psychologisch-historische Darstellung der verschiedenen Arten der Liebesäußerung dieser Nationen, das hätte jedenfalls bedeutendes Interesse gehabt, abgesehen von dem so noch besonders dargebotenen mannichfachen Stoff und historisch-anekdotischen Material. Aber jene Briefe nur aus einem Land, und noch dazu aus dem Lande wo das eigentlich echte Liebesgefühl nie so besonders tief und getragen ausgeprägt war, fast stets nur den Stempel flackernder Leidenschaft und glänzender Frivolität trug — sie konnten unmöglich das allgemeine Interesse erwecken. Dies noch umsoweniger da auch diese Auswahl schon an und für sich keine glückliche genannt werden kann. Nur der kleinste Theil derselben verdient eigentlich den Namen „Liebesbriefe". Die beinahe die Hälfte des Buchs einnehmenden Briefe zwischen Abälard und Heloise sind aus einer Epoche dieser unglücklichen Menschen die wirkliche Liebesbriefe durchaus nicht zuließ. Abälard ist in diesen Briefen nur der resignirte, frommgläubige Kranke, und da wo in Heloisens Briefen von ihrer Liebe die Rede ist kann dies nur höchst unangenehm und unschön berühren. Für den im Titelblatt versprochenen Briefwechsel zwischen Fräulein de la Vallière und Ludwig XIV. findet sich nur ein Brief der Erstern an eine Freundin, der aber weit weniger von ihrer Liebe spricht als von der Reue und den Gewissensbissen die diese Liebe ihr bereitet. Ebenso wenig ist ein Liebesbrief der Brief von Frau Roland, geschrieben an einen Freund, dessen Liebe zu ihr Frau Roland ahnte und nun fein und taktvoll zurückweist. Der Idee des Buchs wirklich entsprechend und in dieser Hinsicht höchst interessant sind die Briefe Mirabeau's an seine von ihm entführte Sophie, die er von seinem Kerker aus ihr schrieb, ein glühender Mann von 28 Jahren. Ebenso und der Persönlichkeit wegen in noch höherm Grade die Briefe Napoleon's an Josephine, das heißt nur diejenigen die er als General und als Erster Consul schrieb und noch mit „Bonaparte" unterzeichnete. Von da an wo die Briefe „An die Kaiserin" gerichtet und mit „Napoleon" unterzeichnet sind haben sie nur noch anekdotisches Interesse und entsprechen der Idee des Buchs gar nicht mehr. Es ist sehr schade daß ein so vortrefflicher Plan so verkehrt angelegt oder vielmehr begonnen werden. Aus der Idee hätte sich Vortreffliches machen lassen. 90.

Wie fängt man einen Sonnenstrahl? Aus dem Englischen. Berlin, Hertz. 1852. 16. 5 Ngr.

Dieses kleine Büchelchen enthält in einem kurzen Raum eine ganz anmuthige Erzählung, ein Märchen vom alten Schuhflicker David Cumb, der mit seiner Lage sehr unzufrieden war. Dieser David war stets ein armer Mann gewesen und hatte gar keinen Begriff davon seine Lage verbessern zu können; es fiel ihm gar nicht ein daß er durch eigene Anstrengung ein behaglicheres Leben sich bereiten könne, sondern er dachte, es sei eigentlich die Pflicht des Reichen ihm das Leben erträglicher zu machen, und hoffte sicher daß eines schönen Tages ein reicher Mann ihn aus seinem Elend reißen und in eine unabhängige Lage versetzen werde. Wie diesem David Cumb, so geht es wol Manchem noch in der Welt, und mit jedem Tage werden sie, wenn dann ihr Schicksal sich nicht ändert, mismuthiger und lebensunlustiger. Just so bei David. Einstmals saß er wieder recht betrübt und lebensmüde in seiner dunkeln Kammer, da siehe! ein glänzendes Licht strömte plötzlich ins Zimmer, es verschwand ebenso plötzlich und an seiner Stelle erschien eine kleine weibliche Gestalt von wunderbarer Schönheit. Es war der Sonnenstrahl der Zufriedenheit. Sie lehrte ihn ihre Weisheit, reinliche Orte, wackere dankbare Herzen, die das Wesen lieben und anbeten das sie geschaffen hat. In solchen Herzen ist es nicht finster, da leuchtet stets ein Sonnenstrahl; kein Ort ist finster und freudlos für solche Herzen, wie dürftig und elend er auch ist. Kraft, Ausdauer, Fleiß, Barmherzigkeit, Glaube, Hoffnung und Zufriedenheit, das sind die Mittel mit denen man den Sonnenstrahl des frohen Lebens fängt. David überlegte sich diese Lehre, sein Zimmer wurde reinlicher, sein Leben thätiger und er selbst zufriedener bis an sein seliges Ende. Das ist in kurzen Umrissen der Inhalt dieser ganz volksthümlichen kleinen Erzählung. 37.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

Papst Clemens VII.

Kurze Zeit nach seiner Wahl (1523) sah Clemens VII. sich genöthigt sich über seine politische Stellung zu erklären. Während der letzten Zeit der Regierung seines Vorgängers Hadrian VI., dessen meistvermögender Rathgeber in politischen Dingen nach der Ungnade des Cardinal Soderini er ebenso ward wie er es unter seinem Vetter Leo X. gewesen war, hatte Julius von Medici hauptsächlich zu jenem Bündnisse Anlaß gegeben, welches zu Anfang August 1523 zwischen Papst, Kaiser, England, Erzherzog Ferdinand (dem nachmaligen Kaiser), Mailand und Florenz geschlossen ward, eines der vielen Bündnisse welche den „Schutz Italiens" als Devise an der Stirn trugen und Italien Krieg und Elend brachten, wie denn diesmal König Franz I. den Admiral Bonnivet aufs Mailändische warf und nur durch die Entdeckung der Intriguen und der Felonie des Connétable Herzog von Bourbon verhindert ward die Alpen nochmals selbst zu überschreiten. Kaum war der Cardinal Medici, der wie gesagt das Bündniß gemacht, Papst geworden, so gab er ein Pröbchen der italienischen (man muß hinzufügen, nicht auf Italien beschränkten) Politik jener Zeit in welcher er Meister war. „Die Macht der Franzosen fürchtend", berichtet der Senator Jacopo Pitti in seiner merkwürdigen, leider nur als Fragment auf uns gelangten florentinischen Geschichte vom Jahre 1494 an (Florenz 1842), „unterstützte er insgeheim die Verbündeten mit 20,000 Dukaten und veranlaßte ebenso die Florentiner ihnen 30,000 vorzuschießen. Oeffentlich erklärte er dann, als allgemeiner Hirte dürfe er weder die Einen noch die Andern begünstigen, und ermahne sie insgesammt zum Frieden."

Clemens VII., ein Staatsmann der Machiavelli'schen Schule, hat es sein ganzes Leben hindurch so getrieben. Er schwankte immer zwischen beiden Parteien. Als König Franz I. am 24. Februar 1525 bei Pavia in Gefangenschaft gerieth, „erschreckte", wie Pitti sich ausdrückt, „Karl's V. unerhörtes Glück alle italienischen Potentaten, sodaß sie, um nicht einzeln unterdrückt zu werden, sich alle aneinanderzuschließen und an den Papst zu wenden beschlossen. Dieser, nachdem er eine zeitlang hin und her geschwankt, vertrug sich endlich mit dem Kaiser für sich und die Florentiner (unter den gewohnten Geldzahlungen) am 1. April 1525, sowol durch das Verlangen sich

und Florenz zu sichern, wie durch die eigene Neigung dazu veranlaßt, wiewol diese Macht und dieses Glück Karl's V. weit über seine Wünsche hinausgingen." Kaum hatte sich dann im darauffolgenden Jahre König Franz I. von dem harten Schlage wieder etwas erholt, so verbündete der Papst sich mit ihm und Venedig, jenes unselige Bündniß von Cognac, durch welches Clemens VII. sich erst den Schimpf zuzog den seine eigenen rebellischen Vasallen, die Colonna, ihm anthaten, indem sie ihn mit Hülfe kaiserlicher Botschafter im Vatican überfielen und in der Engelsburg zu einem Vergleich nöthigten, jenes Bündniß welches die Horden des Connetable nach Rom und den Papst in die Gefangenschaft führte. So schwer es ihm ankommen mochte, so sehr die ihm zugefügte Schmach und Demüthigung auf ihm lastete, er vertrug sich doch wieder mit dem Kaiser, besonders nachdem das französische Unternehmen wider Neapel 1528 fehlgeschlagen war. Und während er in Bologna 1530 Karl V. zum Kaiser krönte, verschaffte dieser seiner Familie die dauernde Herrschaft in Florenz, ihrer Heimatstadt, der größte Erfolg des ganzen Pontificats Clemens' VII. Aber selbst dann konnte er sich nicht von seiner gewohnten Politik losmachen, der Politik des zugleich Schwachen und Ehrgeizigen. Als Karl V. auf das allgemeine Concil drang, in welchem er das einzige Mittel zur Beilegung der religiösen Zerwürfnisse in Deutschland zu finden glaubte, steckte der Papst, welcher sammt den meisten Cardinälen (nach der Bemerkung des kaiserlichen Beichtvaters Gaspar de Loaysa), das Concil zum Teufel wünschte, sich hinter König Franz I.; der König wollte das Concil nicht, weil er einsah welchen Zuwachs an Macht sein Nebenbuhler erlangen würde wenn die Deutschen sich einigten, der Papst wollte es nicht, weil das Beispiel von Konstanz und Basel, von Johann XXIII. und Eugen IV. ihm lebendig vor der Seele stand. „In Summa", schreibt Loaysa („Briefe an Kaiser Karl V. u. s. w. herausgegeben von G. Heine", Berlin 1848, S. 122), „was sich von dem Willen des Papstes in dieser Angelegenheit hat in Erfahrung bringen lassen, ist daß er das Concil wie ein Abführungsmittel verschluckt, damit die Kirche nicht in Mishelligkeiten gerathe und er dann in dem übeln Rufe bleibe daß soviel Uebel durch seine Schuld erfolgt sei, und nun macht er dies schwarze Concil sich so schwierig daß er Mittel sucht diese Mishelligkeiten zu beseitigen, um das Abführungsmittel nicht zu trinken." Man weiß aus der deutschen Geschichte wie es mit diesen Bemühungen Karl's V. zur Herbeiführung des Concils ging; wie die Tridentiner Kirchenversammlung erst dann zusammentrat als alle Hoffnung zur Einigung längst geschwunden war und es sich nur noch um die innere Reform der katholischen Kirche und genauere Feststellung ihres Lehrbegriffs handeln konnte. Alle in neuerer Zeit bekanntgewordenen Urkunden, die vielen in Lanz' „Correspondenz Karl's V." enthaltenen wie die schon erwähnten Briefe Loaysa's, endlich Ranke's „Geschichte Deutschlands im Reformationszeitalter", legen insgesammt an den Tag wie ernst es dem Kaiser mit dieser Angelegenheit gemeint war.

Sie sind aber zu gleicher Zeit sämmtlich Documente des ewig unstäten Willens, Wünschens, Begehrens des Papstes. Im Augenblick wo er mit dem Kaiser unterhandelte um für seine Familie die Alleinherrschaft in Florenz zu erlangen, um die Este aus Ferrara, aus Modena und Reggio zu vertreiben, näherte er sich wieder dem französischen Könige um an ihm eine Stütze gegen des Kaisers Foderungen zu haben und seine Nichte Katharina dem Throne der Valois nahezubringen, den sie nachmals, nicht zu Frankreichs Heil, bestieg. So hatte in den Jahren 1519—21 schon Leo X. es getrieben. Die Briefe Loaysa's, welche so manche Züge zum Charakterbilde Clemens' VII. liefern, lassen uns einen tiefen Blick in das verborgene Spiel dieser Intriguen und Gegenintriguen thun. Wir sehen den Papst in fortwährendem Schwanken und von der Furcht gepeinigt beim Kaiser zu starken Argwohn zu wecken; in den Unterhandlungen wegen der Heirath Katharinens mit Heinrich, Herzog von Orléans, schon weit fortgeschritten, sehen wir ihn dennoch die Hand zum Project ihrer Vermählung mit dem Herzog von Mailand bieten. Während er dem kaiserlichen Beichtvater mit Eiden versichert er wünsche Nichts so sehnlich als eine Realisirung der Universalmonarchie in der Person Karl's V., und würde wenn es nöthig sei für solchen Zweck auf seine eigene Würde verzichten, unterhandelt er anhaltend mit dem französischen Abgesandten Gabriel de Grammont, Cardinal-Bischof von Tarbes. Mit dieser nach zwei Seiten hinschielenden Politik ging es übrigens, Dank der verworrenen und leidenschaftlich aufgeregten Zeit in welcher so Vieles die gewohnten Bahnen verließ, minder schief als man zu vermuthen berechtigt wäre: Clemens VII. blieb in leidlichem Vernehmen mit dem Kaiser, mit welchem er im December 1532 zum zweiten mal in Bologna zusammenkam, und verheirathete im nächstfolgenden Herbste seine Nichte mit dem französischen Prinzen.

An Feinheit hat es ihm nie gefehlt. Die meisten und besten Proben seines Talents hat er während seiner Verwaltung von Florenz, während er dort als Cardinal-Erzbischof lebte und wenn auch ohne die Aeußerlichkeit der Herrschaft die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in der Hand hatte, wie zu der Zeit geliefert als er der eigentliche Minister Leo's X. war. Von diesen Zeiten her schrieb sich sein hoher Ruf als gewandter Politiker, den er als Papst ziemlich einbüßte. Bemerkenswerth ist indeß was der schon genannte Senator Pitti über seine Ansicht von den florentinischen Dingen äußert, kurz nachdem er den Heiligen Stuhl bestiegen hatte. Es handelte sich darum, dieser Republik, in welcher die Medici, deren Haupt der Papst war, das demokratische Princip nicht dulden wollten noch in Wahrheit konnten, während sie mit einem aristokratischen Regiment ebenso wenig fertig wurden, eine Regierungsform zu geben, von welcher man sich einige Dauer und Frieden und Ordnung versprechen durfte. „Der Papst", sagt Pitti, „war nicht unempfindlich gegen den Ruhm der ihm daraus erwachsen sein würde, hätte er seiner Heimat dauernde Freiheit zu geben vermocht, die von dem florentinischen Volke so sehr ersehnt wurde. Andererseits aber verzweifelte er dies zu erreichen, wenn er die Habsucht, die Anmaßung, den Ehrgeiz jener vornehmen Bürger vor Augen hatte, denen seit der Rückkehr der Medici aus ihrem Exil im Jahre 1512 die Regierung des Freistaats anheimgefallen war. Er wußte daß er diese, wenn er eine freie Verfassung einführen wollte, sogleich sich zu Feinden machen würde, wenn nicht zu offenen, da er zu hoch stehe, doch zu geheimen, die nur auf irgend eine günstige Gelegenheit warten würden. Wollte er aber eine Oligarchie einsetzen nach dem Wunsche dieser mächtigen Bürger, so würde er ihnen damit Alles zur Beute gegeben haben, zur eigenen Schande und wahrscheinlich zu seinem Schaden. Denn Jahre lang hatte er sie hinreichend beobachtet und war mit sich darüber einig daß ihrer Gier nimmer ein Genüge geschehen könne. Einestheils kannte er seine eigene Natur hinlänglich um zu wissen daß er zur Freigebigkeit nicht geneigt war; anderntheils gedachte er der unermeßlichen Wohlthaten des verschwenderischen Leo X., der zahllosen geistlichen Beneficien und Pensionen, der Gouvernements von Städten und Provinzen des Kirchenstaats, Florenz in den Kauf, die jener Papst ihnen überlassen, sie mit Reichthümern ebenso überhäufend wie er sie mit Anmaßung erfüllte. Er empfand daß das einzige Resultat solchen Handelns einerseits Unzufriedenheit der römischen Curie, andererseits Abneigung des florentinischen Volks gewesen war, ohne daß es Leo X. gelungen wäre sich jene Männer so zu gewinnen daß er bei widrigem Geschick auf ihre Treue und Standhaftigkeit hätte bauen können. Zu Hadrian's Zeiten hatte er, Papst Clemens VII., dem damals die Hände noch gebunden waren, viel Widerwärtiges von ihnen erdulden müssen, in eigenen Angelegenheiten sowie in denen der geringern Bürger. Denn die florentinischen Vornehmen, von Natur zu tyrannischem Walten geneigt und darin geübt, hatten sich mit der Zeit mehr und mehr darin bestärkt: sie hatten sich prächtige Paläste ge-

baut, sie hatten ihren Besitz beträchtlich gemehrt, sie hatten sich an das weichliche Leben des römischen Hofs Leo's X. gewöhnt, eine schlimme Saat für die häuslichen Sitten und die Freiheit der florentinischen Republik. Der Papst bedachte noch wie die Größe seines Hauses eigentlich durch Volksgunst entstanden war, indem die große Masse an den Medici Beschützer fand, um die übermächtiggewordenen Bürger zu demüthigen, und wie die Sache jetzt gerade umgekehrt war, indem diese nämliche Medici'sche Familie die einstigen Gegner zum allgemeinen Nachtheil unterstützte. Diese alte Volksgunst lächelte den Papst Clemens VII. so an daß er schon darauf sann, ohne Rücksicht auf jene Gewalthaber sie wieder zu erlangen zu suchen. Aber noch hielt ihn die Besorgniß vor ihrer Macht und ihrem Einflusse, wenn sie, die 18 Jahre hindurch die Republik zu einem leeren Worte gemacht hatten, nun auch die neue Verfassung umzustürzen sich einigten, welche ungeübten Händen anvertraut sein würde." Wie gewöhnlich wo es auf das Handeln ankam, halfen dem Papste alle seine verständig abwägenden Betrachtungen nichts. Seiner Familie Autorität und Volksgunst zu bewahren, sandte er die beiden noch einzig übrigen Sprößlinge seiner Linie, beide unrechtmäßig und im Knabenalter, Alessandro und Ippolito, nach Florenz und vertraute die Leitung der Angelegenheiten einem der ungeschicktesten Cardinäle, Silvio Passerini von Cortona. Die unausbleibliche Folge war daß im Jahre 1527 bei der Nachricht von der Erstürmung Roms und der Gefangenschaft des Papstes in Florenz Aristokraten und Volk aufstanden, jene misvergnügt, dieses nicht gewonnen, und die Medici zum dritten mal ins Exil wandern mußten.

Als im Herbste 1533 der Papst, wie gesagt, nach Nizza sich zu begeben beschloß um seine Nichte dem französischen Prinzen zu vermählen, schrieb Filippo Strozzi, Katharinens Oheim, durch seine Frau Clarice Medici von Rom aus an Francesco Vattori: „Was die Reise nach Nizza betrifft, so ist unser Herr (Clemens VII.) Eurer Meinung. Indem er zuversichtlich darauf rechnet sich die Freundschaft des einen wie des andern Fürsten (Karl's V. und Franz' I.) zu erhalten, beharrt er bei der Absicht mit Frankreich zusammenzukommen. Denn müßte er glauben durch eine solche Fahrt Frankreich zu gewinnen und den Kaiser zu verlieren, so würde er sich nicht einen Schritt rühren, indem er einsieht daß zwischen Freundschaft und Feindschaft des Einen und der des Andern der Abstand ist welchen Ihr in Eurem Schreiben richtig hervorhebt." (In den Documenten zu Niccolini's „Filippo Strozzi, tragedia", Florenz 1847, S. 189.) Clemens' VII. Verhalten den beiden großen Nebenbuhlern gegenüber hat übrigens einige Aehnlichkeit mit demjenigen mancher schottischen Familien des vorigen Jahrhunderts, als der Ausgang des Kampfs zwischen Stuart und Hanover noch nicht entschieden war. Der Vater erklärte sich für Georg II., der Sohn für Karl Eduard: so suchten sie Haus und Hof zu retten. Der Papst war Vater und Sohn in Einer Person.

Graubündtner Söldner in Italien.

Die Graubündtner welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts in den französischen Heeren in Italien fochten scheinen von der Kriegskunst oder Kriegssitte wenigstens nach italienischen Begriffen nicht viel verstanden zu haben. In der Schlacht bei Marciano, welche am 2. August 1554 das Schicksal des von dem kaiserlichen und florentinischen Heere lange belagerten Siena entschied, wenn die Stadt gleich noch mehre Monate hindurch heroisch aushielt, bestand eines der Treffen der vom Marschall Piero Strozzi befehligten französischen Armee aus solchen Graubündtnern. Der Befehlshaber der Gegner, Gian Giacomo Medici, Marchese von Marignan, sagte vor dem Beginn des Kampfes zu seinem an Zahl geringern spanisch-italienischen Fußvolk: „Seid ihr nicht dieselben die zu Ceresole diesen nämlichen, an Truppenzahl überlegenen Strozzi schlugen? Ihr seid geübte und tapfere Veteranen und habt mit Graubündtnern zu thun die neu zu den Waffen gekommen sind und bisher nirgend gekämpft haben. Lasset den Muth nicht sinken und erinnert euch spanischer Tapferkeit!" (Berichte des Girolamo Roffia in dem „Diario delle cose avvenute in Siena scritto da *Alessandro Sozzini*", Florenz 1842, S. 575.) Eine Florentinerin, Madonna Laura Pieri, singt in einem zu Florenz 1554 gedruckten, sehr selten gewordenen Gedichte: „Quattro canti della guerra di Siena", in folgender Weise von diesen Söldnern, welche das Hintertreffen bildeten:

> Era questa (d. i. la retroguardia) d'un numer' di Grigioni,
> Tutta gentaglia inordinata e pazza.
> Non hanno in guerra termini o ragioni,
> Nè più stimano il brando che la mazza:
> E non osservan patti o condizioni;
> Tal ch'io non so conoscer questa razza:
> Però che in lor non è pietade nè fede,
> Nè peggior gente occhio mortal non vede.

(Das Hintertreffen bildeten Graubündtner, ein untergeordnet Volk von lauter Tollhäuslern. Im Kriege kennen sie nicht Maß noch Gründe: das Schwert achten sie nicht mehr als den Morgenstern; Bedingungen und Vertrag sind für sie nicht vorhanden. So weiß ich solch Gelichter nicht zu bezeichnen, denn bei ihnen gibt es weder Erbarmen noch Treu' und Glauben, und schlimmeres Volk sah nie ein menschlich Auge.)

Aus diesen Versen scheint übrigens hervorzugehen daß die Schweizer wild drauf losschlugen, ohne Pardon zu verlangen und zu geben. Dies wird noch durch eine spätere Stelle bestätigt:

> Son' anco gli Spagnuoli nelle fazioni,
> E gran distruzion fan di quei matti,
> Quei matti de' Grigion, che vanno in terra
> Morti, per non aver termin di guerra.

(Auch die Spanier nehmen am Kampfe theil und richten großes Gemetzel an unter jenen Tollen, jenen tollen Graubündtnern die todt den Boden decken, weil sie sich keiner Kriegssitte fügen wollen.)

Es war indeß die Feigheit der französischen Reiterei, die gleich den Rücken wandte, welche den Tag bei Marciano zu Gunsten der Kaiserlichen entschied. Piero Strozzi, selbst schlimm verwundet, nachdem er an der Spitze seines Fußvolks mit gewohnter Tapferkeit und unerschütterlichem Muthe den Tag zu behaupten gesucht hatte, verlor an diesem Tage 90 Fahnen Füßer und fünf Reitercompagnien, die einzigen welche Stand gehalten hatten und fast alle blieben. Der Verlust an Todten und Verwundeten betrug gegen 12,000 Mann, wovon etwa 4000 Todte, fast lauter Franzosen, Deutsche und Graubündtner. Von Letztern blieben gegen 500 am Leben, welche der Sieger in ihre Heimat zurücksenden ließ. 26.

Bibliographie.

Aphorismen eines Veteranen. Von J. J. M. Villach. 12. 25 Ngr.

Becker, S., Die Volkswirthschaft. Wien, Wallishausser. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Becker, C., Paul Gerhardt. Der treue Kämpfer und Dulder für die lutherische Kirche. Schneidemühl. Gr. 8. 4 Ngr.

Chronik der Stadt Ortrand. Entworfen von S. 1ster Theil. Großenhain, Haffner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Deutschland und die abendländische Civilisation. Zur Läuterung unserer politischen und socialen Begriffe. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Elster, Des Nachtwächters Tochter. Eine musikalische Novelle aus dem Leben des fahrenden Musikanten. Frauenfeld, Verlagscomptoir. 1853. 8. 27 Ngr.

Erinnerungen an den General der Infanterie Erasmus Graf von Deroy. Ein kleiner Beitrag zu dessen Biographie von einem alten Soldaten. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 6 Ngr.

Erfurter Erinnerungs-Album an den 21. und 22. August 1852. [1802—1852.] Erfurt. Gr. 8. 10 Ngr.

Fischer, G. F., Ueber Gefängnisse, Strafarten, Strafsysteme und Strafanstalten. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27½ Ngr.

Jacobs, F., Hellas. Vorträge über Heimath, Geschichte, Literatur und Kunst der Hellenen. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers herausgegeben von E. F. Wüstemann. Berlin, R. Friedländer u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. 3te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Lavater's neue Sprüche über Christus, Gebet und Gnade. 2te Auflage. Tübingen, Osiander. Qu. 16. 7½ Ngr.

Lindemann, J. H., Vier Abhandlungen über die religiös-sittliche Weltanschauung des Herodot, Thucydides und Xenophon und den Pragmatismus des Polybius. Berlin, Gaertner. 8. 15 Ngr.

Menzel, K. A., Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mundt, T., Geschichte der Literatur der Gegenwart. Vorlesungen über deutsche, französische, englische, spanische, italienische, schwedische, dänische, holländische, vlämische, russische, polnische, böhmische und ungarische Literatur. Von dem Jahre 1789 bis zur neuesten Zeit. 2te neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Simion. 1853. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von C. Schad. Mit den Bildnissen von R. Reinick und Friedrich Hebbel, und einer Musikbeilage von F. Hiller. 3ter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Napoleon und Graf von Kervegan. Nach dem Französischen. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Oschwald, J., U., Die Apokryphen in der Bibel. Ein Wort zur Verständigung an die Gebildeten der protestantischen Kirche. Zürich, Meyer u. Zeller. 1853. Gr. 8. 9 Ngr.

Oettinger, E. M., Der Ring des Nostradamus. Historischer Roman. Drei Bände. 3te vermehrte Ausgabe. Leipzig, O. Wigand. 16. 20 Ngr.

Otto, Louise, Cäcilie Telville. Roman. Drei Bände. Leipzig, Hinze. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Putlitz, G. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß. 13te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Reminiscenzen und Reflexionen eines alten Schauspielers. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 10 Ngr.

Schleiermacher, A. A. E., Bibliograpisches System der gesammten Wissenschaftskunde mit einer Anleitung zum Ordnen von Bibliotheken, Kupferstichen, Musikalien, wissenschaftlichen und Geschäftspapieren. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 8 Thlr.

Schneider, L., Geschichte der Oper und des königlichen Opernhauses in Berlin. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bayerische Soldatenlieder, gesammelt von H. Scharff v. Scharffenstein. Augsburg, Kollmann. 18. 5 Ngr.

Staroste, Tagebuch über die Ereignisse in der Pfalz und Baden im Jahre 1849. Ein Erinnerungsbuch für die Zeitgenossen und für Alle, welche Theil nahmen an der Unterdrückung jenes Aufstandes. Mit 20 Beilagen und 2 Uebersichtskarten. Zwei Bände. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 4 Thlr.

Stowe, Harriet Becher, Onkel Tom oder Sklavenleben in der Republik Amerika. Berlin, Janke. Gr. 8. 22½ Ngr.

— — Sclaverei in dem Lande der Freiheit oder das Leben der Neger in den Sclavenstaaten Nordamerika's. Nach der 15. Auflage von Onkel Tom's Cabin. Vier Bände. Leipzig, O. Wigand. 16. 20 Ngr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Gegründet und herausgegeben von J. Freiherrn v. Hormayr und nach dessen Tode fortgesetzt von G. T. Rudhart. 40ster Jahrgang der gesammten, 22ster der neuen, 2ter der neuesten Folge. 1852—53. München, Franz. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1853. Herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1853. Herausgegeben von J. N. Vogl. 40ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tieck's, L., gesammelte Novellen. Vollständige Ausgabe in zwölf Bänden. 1ste Lieferung. Berlin, G. Reimer. 8. 10 Ngr.

Tobler, T., Die Siloahquelle und der Oelberg. Mit 1 artistischen Beilage. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ungewitter, F. H., Der Welttheil Australien. Neueste ausführliche Beschreibung desselben, unter genauer Bezugnahme auf die dortigen europäischen Ansiedelungs-, Handels- und protestantischen wie katholischen Missionsverhältnisse. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet. Mit einem Vorworte von G. H. v. Schubert. Erlangen, Palm u. Enke. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Vogt, C., Bilder aus dem Thierleben. Mit 130 in den Text gedruckten Holzschnitten. Frankfurt a. M., literarische Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr.

Voigts, F., Abendstunden. Freunden ernster und heiterer Unterhaltung gewidmet. Hildesheim, Lax. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weber, E. A., Die Jungfrau von Damaskus. Romantisches Gedicht in vier Gesängen. Magdeburg, Baensch. 16. 1 Thlr.

Weber, G., Die Geschichte der deutschen Literatur nach ihrer organischen Entwickelung, in einem leicht übersichtlichen Grundriß bearbeitet. 4te bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig, W. Engelmann. 1853. Gr. 8. 12 Ngr.

Weiß, J. B., Geschichte Alfreds des Großen. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr 15 Ngr.

Werfer, A., Heinrich das Findelkind. Eine Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Mit Titelbild. Tübingen, Laupp. 8. 18 Ngr.

Wir sahen Seine Herrlichkeit. Predigten. Berlin, Janke. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Beiträge zur Beurtheilung der Zollvereins-Frage. Eine Sammlung amtlicher Aktenstücke. Berlin. Decker. Gr. 8. 15 Ngr.

Hagenbach, R., Der geistliche Beruf. Predigt über Matth. 5, 13—16, gehalten bei Eröffnung der schweizerischen Prediger-Versammlung in Chur den 1. August 1848. 2te Auflage. Chur, Hitz. Gr. 8. 3 Ngr.

Kerzmann, H., Soll man bei dem Unterrichte der christlichen Jugend die Schriftsteller des heidnischen Alterthums beibehalten oder verwerfen? Gesprochen bei Gelegenheit der Schlußfeier des k. Athenäums am 29. Juli 1852. Düsseldorf, Engels u. Lusch. Gr. 8. 2½ Ngr.

Pistorius, H. A., Abschiedspredigt über den Text Philipper 1, 27—2, 4 zu Wernigerode am letzten Sonntage des Jahres 1850 gehalten. Liegnitz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Reder, A., Einige Betrachtungen über den Geist des in der constitutionellen Monarchie herrschenden Repräsentativ-Systems. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 6 Ngr.

Riggenbach, J., Predigt gehalten zur Eröffnung der schweizerischen Predigergesellschaft in Frauenfeld den 3. August 1852. Frauenfeld, Verlagscomptoir. Gr. 8. 3 Ngr.

Schenkel, D., Die gute Sache der evangelischen Kirche. Drei Briefe. Heidelberg, K. Winter. 1853. Gr. 16. 4 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XLVII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Illustrirte

Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

October. Nr. 40—44.

Inhalt: * Apfelernte. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. (Fortsetzung.) — * Umpflügung des Straßenpflasters in Neuyork. — Eppo. — * Die Paulownia imperialis. — * October. — * Hasen und Kaninchen. — * Ein russischer Wachtposten am Pruth. — Wie Petrus in die Ernte ging. — Die Strafe des Undanks. — * Augsburger Trachten im 13. Jahrhundert. — Spruch. — * Das Ei des Columbus. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. — (Schluß.) — * Der Münster zu Strasburg. — Die schöne Ente. — * Samuel Johnson. — Gleichniß. — * Der Savoyardenknabe in Paris. — „Es setzt Hiebe!" — * San-Jago in Chile. — Die Bettler in Paris. — Der Bauer und die Wespen. — * Das ostindische Schuppenthier. — Werth des Schweigens. — * Ludwig Wilhelm Schwanthaler. — * Die Wilberforce-Wasserfälle im nördlichen Amerika. — Der Jardin des plantes in Paris. — Der Fuchs und der Krebs. — * Eine Mordwine. — Der Trepfen. — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage sind soeben erschienen:

Aus dem Leben eines sächsischen Husaren

und aus dessen Feldzügen 1809, 1812 und 1813 in Polen und Rußland.

Von **Theodor Goethe,** K. Preuß. Steuerrath a. D.

Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Briefe über weibliche Bildung.

Ein Handbüchlein für gebildete Mütter und Erzieherinnen

von **Sophie Alberg.**

8. Geh. 22½ Ngr.

Anschauliche Belehrungen über die Natur,

nach ihrer zeitgemäßen Entwickelung.

Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus.

Von Dr. **Aug. Rudolphi.**

Zweite, wohlfeile Ausgabe. Vier Abtheilungen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **Gerhard Stalling** in **Oldenburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die erste

Stufe des mathematischen Unterrichts

in einer Reihenfolge methodisch geordneter arithmetischer und geometrischer Aufgaben

dargestellt von

Christian Harms,

Lehrer der Mathematik an der höhern Bürgerschule zu Oldenburg.

1. Abtheilung.

Arithmetische Aufgaben.

8. Geh. Preis 12½ Sgr.

Volks-Bibliothek.

Neu sind hiervon erschienen:

VII. Herr Goldschmid und sein Probirstein. Bilder aus dem Familienleben. Von O. L. H. 20 Ngr.

VIII. Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet von Rudolf John. Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Neue Ausgabe. 20 Ngr.

Die frühern Bände der „Volks-Bibliothek", von denen jeder einzeln zu haben ist, enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von Ch. L. Haken. Zweite Auflage. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. 1845. 1 Thlr.

II. **Der alte Heim.** Von G. W. Keßler. Zweite Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Thlr.

III. **Die Sprichwörter der Deutschen.** Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.

IV. **Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Von F. Gerstäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 1847. 1 Thlr.

V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von R. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1848. 1 Thlr.

VI. **Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Von C. G. H. Lentz. 1849. 1 Thlr.

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

Ein neuer Roman von Karl von Holtei.

In unserm Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Christian Lammfell, Roman in 5 Bänden.

Von Karl von Holtei.

8. 104¾ Bogen. Brosch. Preis 6 Thlr.

Von demselben Verfasser erschienen früher:

Schlesische Gedichte.

8. Eleg. brosch. Preis 22½ Sgr.
Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 7½ Sgr.

Die Vagabunden.

Roman in vier Bänden.
8. 76 Bogen. Brosch. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

Breslau, im October 1852.

Trewendt & Granier.

Bei **L. Fr. Fues** in **Tübingen** sind erschienen:

Eusebii Pamphili historiae ecclesiasticae libri X. Recognovit **Albertus Schwegler,** ant. lit. in academia Tubingensi prof. p. e. Accedit brevis adnotatio critica. 8. maj. Brosch. 1 Thlr. 24 Ngr., oder 3 Fl.

Die vorliegende Ausgabe der Kirchengeschichte des Eusebius bietet einen correcten, an zahlreichen Stellen kritisch berichtigten Text, dem ein ausgewählter kritischer Apparat, sowie genaue Nachweisungen der von Eusebius benutzten Quellen beigegeben sind. Vier reichhaltige und aufs sorgfältigste ausgearbeitete Register erhöhen die Brauchbarkeit dieser Ausgabe, die allen Freunden kirchenhistorischen Quellenstudiums schon deshalb sehr erwünscht sein wird, da bisher der hohe Preis der vorhandenen Ausgaben nur Wenigen die Anschaffung dieses wichtigen Geschichtswerks möglich gemacht hat.

Baur, Dr. F. Chr., ordentl. Professor der Theologie an der Universität Tübingen, **Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr., oder 2 Fl.

Eine Charakteristik der Kirchenhistoriker von der ältesten Zeit bis in die neueste, der verschiedenen Formen ihrer Geschichtsanschauung und des allgemeinen Entwickelungsganges der kirchlichen Geschichtschreibung, zur Einleitung in die Kirchengeschichte und Orientirung über den gegenwärtigen Standpunkt ihrer Behandlung.

Zeller, Dr. Eduard, Die Philosophie der Griechen. Eine Untersuchung über Charakter, Gang und Hauptmomente ihrer Entwickelung. *Dritter Theil, zweite Hälfte.* Die nacharistotelische Philosophie. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Diese zweite Hälfte des dritten Theiles bildet den Schluss des Werkes, welches nun 9 Thlr. 5 Ngr. oder 15 Fl. 30 Kr. kostet und wovon complete Exemplare à Cond. zu Diensten stehen.

Die Vorzüge des jetzt vollständig vorliegenden Werks sind bekannt. Es ist anerkannt, dass sich keine andere Bearbeitung der alten Philosophie durch eine gleich glückliche Vereinigung von gelehrter Genauigkeit und philosophischem Geiste, wissenschaftlicher Gründlichkeit und lichtvoller Klarheit der Darstellung auszeichnet. Indem ich mich daher jeder weitern Bemerkung hierüber enthalte, füge ich nur noch bei, dass der Herr Verfasser den theologischen Ansichten der griechischen Denker besondere Aufmerksamkeit geschenkt und auch über ihre Beziehung zum Christenthum fruchtbare Winke gegeben hat, weshalb das Werk das Interesse der Philosophen und der Theologen gleich sehr in Anspruch nehmen wird.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

October. Nr. 509—513.

Inhalt: Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine. — *Das Schloß Katharinenthal bei Reval. — *Wie manche Thiere sich ihre Wohnungen anlegen. — Der chinesische Sian Schwch. — Geizig und freigebig. — Viel! Viel! — Das Nordlicht. — Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst von Sachsen. — Des Reisens Sonst und Jetzt. — Die Wasserfälle in Norwegen. — *Die heilige Kapelle zu Paris. — *Cawnpore in Ostindien. — Aus dem mexicanischen Hirtenleben. — Der Marschall Lannes und der Pastor in Wenigenjena. — Ispahan. — *Die Robben und ihr Fang. — Die Sinaitischen Inschriften. — Das letzte Schicksal eines auf dem Schiffe Gestorbenen. — Ehrlich währt am längsten. — *Die Llanthonyabtei. — Die Uebertragung der Stenographie nach dem Systeme Gabelsberger's auf die Musik. — *Die Denkmäler des Schlachtfeldes bei Kulm. — Ein hochadeliger Verbrecher vor dem Richterstuhle des heiligen Ludwig. — *Die Baukunst der Vögel. — Zur Charakteristik Beethoven's. — Das große Tafelballet 1489. — Ein neues Riesenteleskop. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 48. —— 27. November 1852.

Inhalt.

Clemens Brentano.

Züge zu seinem Bilde.

„O mein Kind! wir hatten Nichts genährt als die Phantasie und sie hatte uns theils wieder aufgefressen —"

Clemens Brentano an eine Freundin.

Erster Artikel.

Wir finden in der Geschichte unserer Poesie kaum eine Gestalt, an der uns so deutlich würde welcher unendliche Reichthum innern Lebens in der traditionnellen literarhistorischen Charakteristik verloren gehen kann als an Clemens Brentano. Das Bild des großen allgemeinen Entwickelungsgangs nimmt nur die markirtesten Züge auf, welche den Zusammenhang der einzelnen Erscheinung mit gewissen Neigungen und Eigenheiten des Zeitalters ausdrücken. Man müßte, um die volle Bedeutung der Persönlichkeit festzuhalten, so weit ihren tiefern Absichten, ihren Irren und Kämpfen nachgehen daß der Ort wo sie in das Ganze eingreift nicht mehr im Auge zu behalten wäre. Wie oft aber sind es gerade nur die Schwächen des Charakters, die Mängel der Bildung, welche das Talent äußerlich in den Dienst des herrschenden Geschmacks bringen, während unter dieser Hülle das Schönste und Zarteste, mehr der Ahnung des liebevollen Antheils als der eindringenden Strenge des Urtheils zugänglich, einem ungehobenen Schatze gleich verborgen ruht! Das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" wird, wo wir einen literarischen Charakter für sich betrachten, in seltenen Fällen ohne alle Einschränkung gelten. Handelt es sich darum, den ganzen Werth eines dichterischen Geistes zu erfassen, so dürfen wir oft gerechtermaßen nicht bei dem äußern Resultate stehenbleiben, welches seine Werke dem ersten Blicke darbieten, sondern vorallem müssen wir auch die ursprüngliche Anlage, gleichsam den Grundstock des Vermögens zu schätzen suchen, woraus, vielleicht durch Irrthum, Laune oder Zufall geschwächt und verunstaltet, jene hervorgegangen sind. Niemals würde man ohne diesen Vorbehalt, ohne die Frage der Selbstprüfung, ein wie großer Theil denn von Dem was wir selbst in Wort und Schrift aussprechen wahrhaft aus unserer Seele fließt, die Bedeutung eines Byron, eines Heine und ähnlicher Geister richtig zu würdigen im Stande sein. So wird auch die Auffassung eines Talents wie Clemens Brentano, der uns, wenn wir das letzte Wort der Erklärung suchen, immer von einem Räthsel zu dem andern noch dunklern zu führen scheint, niemals das Rechte treffen, wofern sie ihm nicht von vornherein bei allen Fehlern eine hohe Stufe der Begabung anweist. Daher entspringt überhaupt erst der Reiz, der uns nicht ermüden läßt in der unharmonischen, widerspruchsvollen Welt dieser Dichtungen nach dem leitenden Gedanken zu forschen. Und so ist unsere Natur daß das Verlangen am heftigsten eindringt wo die Antwort am hartnäckigsten sich uns entziehen will. Das Eigenthümliche was die Durchführung einer bestimmten Ansicht von Brentano's Poesie so schwierig macht liegt in der genauen Beziehung seiner schriftstellerischen Erzeugnisse zu seinem persönlichen Wesen und Verhalten. Wie im Leben gute Erkenntniß und reiner Wille über die muthwillige dämonische Lust nie dauernde Gewalt bei ihm gewinnen konnten, und nur Wenigen der Grund einer edlern Natur unter dieser vielfach getrübten, verletzenden Erscheinung offenbar wurde, so ging die gleiche Bizarrerie ewig wechselnder Stimmungen und Anfälle auch unmittelbar in seine Dichtungen über. In ihnen spiegelt sich gleichsam seine in beständiger Metamorphose begriffene und in allem Wandel doch sich selbst gleichbleibende Figur. Was wir von Brentano's Leben wissen, reicht, wie viele Lücken auch noch darin zu füllen sind, dennoch vollkommen zur Feststellung dieses Verhältnisses hin, welches die Grundlage seines poetischen

Charakters bildet. Und es ist kaum anzunehmen daß aus dem unendlichen Detail, dessen Mittheilung in der Macht, aber schwerlich im Willen der überlebenden Genossen und Angehörigen des Dichters liegt, über diesen Punkt wesentlich neue Aufschlüsse hervorgehen würden. Hat man sich einmal der Hauptmomente bemächtigt, die auch in seiner Dichtung allenthalben als Grundzüge durchscheinen, so hat man von der Kenntniß der einzelnen Wendungen kaum noch eine Förderung des Urtheils zu erwarten. Im Gegentheil, der Documente aus dem umfangreichsten Briefwechsel ist eine so bunte Unzahl vorhanden daß man sie entbehren können muß, denn — Jeder, der die Aeußerungen dieser Natur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird es fühlen — mit ihnen geriethe man nur in ein endloses Labyrinth. Nach Dem was die Schwester Bettina im „Frühlingskranz" veröffentlicht hat, könnte es zwar scheinen als habe Clemens in seinen Briefen vorzugsweise nur das unberührte Heiligthum aufwärts gerichteter Sehnsucht und reinerer Einsicht niedergelegt, indessen sind wir schon durch die Correspondenz Bettina's mit der Günderode hinlänglich davon unterrichtet (und müssen darauf noch näher zurückkommen), wie gerade das Antlitz welches er der Schwester zukehrte eines ganz andern Sinnes Zeugniß und Abdruck war als ihn auch die Nächststehenden oft in seinem Thun erkennen mochten. Tausend Thorheiten und Tollheiten, böser wie unschuldiger Art, denen er sich sonst im Freundesverkehr rücksichtslos überließ, würden uns von der Anschauung dieses Bildes bald genug in eine fast ausweglose Verwirrung hineinziehen.

Unter dem Wenigen was von Mitlebenden bisjetzt zu seiner Biographie und Charakterschilderung aufgezeichnet worden verdienen die „Erinnerungen an den Dichter Clemens Brentano", welche Guido Görres in den „Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland" (Bd. 14 und 15, 1844—45), freilich ohne den versprochenen Abschluß zu liefern, mitgetheilt hat, keineswegs unbeachtet zu bleiben. Eine instinctive Regung von Wahrheitsgefühl hat hier dem natürlichen Fanatismus zum Trotz auch in den Nachrichten vom Stande der Heiligung den wahren Zustand Brentano's mit treuern Zügen angedeutet als eigentlich in der Absicht des Autors mag gelegen haben. Außerdem kommen uns hier noch Blätter von etwas indiscreter Damenhand zu Hülfe, die bei aller schwärmerischen Anempfindelei und dem besten Willen, das sündige Dichterhaupt mit einer Aureole zu umkleiden, doch treu genug von dem unaufhörlichen Streite zwischen Dämon und Engel, zwischen Schalk und Büßer Kunde geben. Man findet diese Beiträge zur Geschichte der letzten Periode unsers Dichters in dem Büchlein: „Aus der Gegenwart", von Emma von Niendorf (Berlin 1844), unter der Aufschrift: „Sommertage mit Clemens Brentano." Aus der frühern Zeit bietet der „Denkwürdige und nützliche rheinische Antiquarius" des Herrn von Stramberg, (Abth. 2, Bd. 1; Koblenz 1845) in dem Capitel über Feste und Thal Ehrenbreitstein interessante Erzählungen.

Guido Görres, der zu München mit Brentano fortdauernd in nahem Verkehr lebte, hat nicht ohne Geschick die Einflüsse der Umgebungen dargestellt welchen die früheste Jugend desselben unterworfen war, und über manchen dunkeln Punkt der seltsamsten Entwickelung durch richtige Combination Licht verbreitet. Wenn wir für das Parteiinteresse der Kirche, worauf bei dem Redacteur der „Historisch-politischen Blätter" das wesentliche Absehen gerichtet war, die reine Lebensfrage der sittlichen und humanistischen Bildung substituiren, so werden wir im Uebrigen ohne Gefahr die Folgerungen zugeben können, die er aus den Familienverhältnissen, aus den heimatlichen Zuständen, mit einem Worte aus der ersten geistigen Luft welche auf das keimende Talent einwirkte abgeleitet hat. Contraste der härtesten Art erfüllten bei Clemens die Zeit wo für das ganze Dasein der Grund einer klaren, sichern Haltung gelegt werden soll. Die früh geschäftige und durch Entbehrungen der Wirklichkeit angestachelte Phantasie mußte dem Knaben Paradies und Asyl schaffen. Wie er in Unseligkeit bis an sein Ende wider die bösen Mächte kämpfen mußte, die er in den unverschuldeten Versäumnissen und Irrthümern der Jugend sich gleichsam über den Kopf hatte wachsen lassen, so blickte er doch zugleich stets mit Rührung auf die Lust jenes selbstgegründeten Kinderreichs zurück, wie es neben den poetischen Reminiscenzen, z. B. im „Märchen vom Kommanditchen", noch wenige Jahre vor seinem Tode die hübschen Geschichten aus der Schatzkammer von Vadutz in der Zueignung des Märchens „Gockel, Hinckel und Gackeleia" verkündeten. In dieser halb elegischen, halb freudigen Beschäftigung mit den Bildern der Kindheit, für den Philisterverstand einer aberweisen Kritik Nichts als geschmacklose, läppische Spielerei, liegt ein tiefer, bedeutungsvoller Zug der Seele wie zu der verlorenen Heimat, die das beste Theil des Menschen in ursprünglicher Lauterkeit zu umschließen scheint. Aus solchem Sinne müssen Einfälle, wie die wunderliche Zurückverwandelung des gesammten Personals in dem letztangeführten Märchen, symbolisch verstanden werden. Wir sehen diese Dinge, wie fremd und abenteuerlich sie uns auch vorkommen mögen, aus einem Bedürfnisse des Gemüths hervorbrechen, während die gerühmte humoristische Apotheose im „Buch der Kindheit" von Bogumil Goltz (1847) trotz einer Menge der heitersten und lieblichsten Scenen, die unserer Empfindung weit näher stehen, ihren reinen Effect durch einen unangenehmen Beisatz von doctrinairer Absichtlichkeit stört.

Die Enge des geistlosen, kleinlichen Berufs, zu welchem der arme Clemens so ganz gegen seine Natur verdammt wurde, nährte in ihm einen Widerstand, der, verlassen von dem ernsten Bewußtsein höherer Aufgaben, selbst als er das nächste äußere Ziel: die Freiheit erlangte, nicht die rechte Frucht einbringen konnte. Dem unbändigen jungen Genie steht in den überlieferten Anekdoten die aufgezwungene Rolle des Krämerlehrlings komisch genug zu Gesichte; da ist Nichts von der schmerzlichen Empö-

rung des Geistes, der die höhere Bestimmung durch den Druck der gemeinen Alltäglichkeit in sich gekränkt und angefeindet sieht, sondern das belästigte Herz weiß sich im unbewölktesten Gleichmuth zu behaupten, indem es sich am ironischen Spiele mit den falschen Zumuthungen schadlos hält und so lustig seine ganze Erhabenheit über die Laune des Schicksals und die väterliche Verkennung genießt. Was in dem jungen Rebellen hinter dem Ladentisch trieb und gährte, war nur die dunkle Sehnsucht, sich in poetischer Fessellosigkeit den Eingebungen seiner Natur überlassen zu dürfen. Es lag aber nicht in seinen Gestirnen daß ihm die Gewährung dieses Wunsches zum Heile ausschlagen sollte, und auf einer Bahn, welche die seelenverwandte Schwester noch heute in selbstherrlicher Heiterkeit und Rüstigkeit unter uns einherwandelt, wuchs ihm „das bitt're Kräutlein Reu' und Leid", das er Zeit seines Lebens nicht mehr verwinden mochte. Die gewöhnlichen Vorstellungen, welche mehr aus der bequemen Analogie mit andern Gestalten derselben Literaturepoche als aus ernstem Eingehen in die Thatsachen entsprungen sind, ruhen freilich in dieser Beziehung auf einem großen Irrthum, indem sie das ganze Dichterleben so schlechthin in zwei entgegengesetzte Hälften zerlegen, deren einer die lockere Genialität, der Rausch jugendlicher Verschuldung, der andern die asketische Weltentfremdung, die reuevolle Einkehr zufallen soll. Vielmehr ist es wol die merkwürdigste, geheimnißvollste Seite in Brentano's Wesen, daß mit dem leichtsinnigen Genuß jener ersehnten Freiheit so früh der Ausdruck unbefriedigter Stimmung, das misbilligende Gefühl der eigenen Schwäche verbunden erscheint und doch aus dieser uneinigen Mischung kein anderes geläutertes Dasein hervorgetrieben wird. Bei allen Regungen des sittlichen Bewußtseins blieb er ein Mensch, der ohne Vor- und Nachbedacht seine Straße ging und nur seinem innern Stern folgte, der leider Gottes kein Fixstern war und ihn zuletzt allerdings wie die Heiligen drei Könige nach Bethlehem führte. So erfreute er sich fast wider Willen und leidend einer eigenthümlichen Fähigkeit, Nichts als die Gegenwart als Lebenselement zu besitzen, woraus seine Poesie soviel Feuer und Hingebung, aber auch zugleich soviel unvermittelte Richtungen und im Ganzen ein planloses Ansehen empfing. Er selbst nannte sich daher auch, wie Görres erzählt, die eigene Natur wohl kennend, den größten Dichter des Augenblicks, d. h. der Gelegenheit. Darüber enthalten die Briefe der Günderode (aus den Jahren 1804—6) sehr lehrreiche Bemerkungen. Nicht gar lange z. B. nachdem Bettina („Die Günderode", II, 9) von dem beseeligten Humor des Clemens bei einem Puppenspiel mit den Worten gemeldet hat:

> Die Witze echappirten ihm wie wenn ein Feuerwerk ihm in der Tasche sich entzündet hätte, jeden Augenblick flog eine Rakete auf, bis endlich das Puppenspiel ihn übermannte, wo er vor Lachen nicht mehr witzig sein konnte.

hören wir von der Günderode (II, 129):

> Clemens hat mir geschrieben. Wie ein böser Traum sind mir manche bittere und trübe Erinnerungen von ihm vorgeübergegangen, sein Brief hat mich betrübt, weil er mir die verworrenen Schmerzen seines Gemüths deutlich und doch wieder dunkel darstellt; auch wenn ich ihn nie gesehen hätte, würde mich dieser kalte Lebensüberdruß tief und schmerzlich bewegen. Er stellt sich so an den Rand der Jugend, als habe sie ihn ausgestoßen ...

Wir finden nur das natürliche Resultat solcher Gegensätze, wenn dieselbe später einmal sagt (II, 170):

> Ich verstehe nur den Augenblick in dem er mir geschrieben hat; ich bin überhaupt nie weiter gekommen als seine Augenblicke ein wenig zu verstehen, von dieser Augenblicke Zusammenhang und Grundton weiß ich gar Nichts. Es kommt mir oft vor als hätte er viele Seelen. Wenn ich nun anfange einer dieser Seelen gut zu sein, so geht sie fort und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne und die ich überrascht anstarre, und die statt jener befreundeten mich nicht zum Besten behandelt. Ich möchte wol diese Seelen zu zergliedern und zu ordnen suchen.

Es bleibt aber gar nicht einmal bei diesem abenteuerlichen Wechsel, der selbst ein so befreundetes Herz wenigstens momentan an Clemens irremachen konnte, sondern es scheinen oft, um dem Bilde der Günderode zu folgen, zwei einander völlig fremde, ja feindliche Seelen ihn gleichzeitig zu bewegen und in einem Wunder friedlichen Abkommens nur je nach den Umständen eine sich hinter der andern zu verstecken. Dies mußte ihn in unzähligen Fällen in den Augen seiner Umgebungen nothwendig zum Lügner stempeln, während die bewußte Täuschung seiner Natur gewiß fern lag. Zur Aufklärung über diesen Punkt sind nun die brüderlichen Jugendbriefe des „Frühlingskranzes" ganz unschätzbar. Er durfte wol sagen daß diese das Frömmste und Liebevollste seien was er geschrieben, denn in ihnen zeigt sich, wie der Gedanke der Selbstbesiegung, den die Liebe zur Schwester erweckte, über die Gesetzlosigkeit seines eigenen Lebens gleichsam zu triumphiren sucht. Und doch bilden sie zugleich eine Offenbarung seines ganzen Wesens, da in dem Ungeschick, welches diesen hofmeisterlichen Anstrengungen beiwohnt, die Unlust und Unmacht an sich selbst ein Vorbild zu geben sprechend genug ausgedrückt ist. Sehr richtig macht Eichendorff in seiner Schrift von der romantischen Poesie auf die überall fühlbare Angst vor dem eigenen Dämon aufmerksam, den Clemens in der gleichbegabten Schwester wie ein erschreckendes Spiegelbild wieder erkannt habe. Während er — nach den Worten der Günderode — selbst sorglos leichtsinnig, ja vernichtend über sich und Alles hinausging was ihm in den Weg kam, war ihm Bettina wie ein Heiligthum, in dem er gern alle Kräfte zu einer säuberlichen Ordnung des Dienstes zusammengerufen hätte, und so blieb freilich immer das Uebel daß die Freundin — und gewiß noch mancher Andere — zwar einräumte, sie könne ihm der Idee nach herzlich gut sein, aber sein wirkliches Leben doch allzu entfernt von demjenigen fand, welches sie ihm dieser Idee nach zumuthete. Bettina gab sich nicht gefangen; sie lebte damals und immer ohne Wandel in der Fülle des Glücks, worauf die Träume des Bruders in dem letzten Beschwörungsspruche der Gacke-

leia trotz einer Beimischung von christlicher Demuth, die ganz außer ihrer Natur liegt, im Grund doch auch wieder zurückkamen.

Nach einer andern Seite sehen wir das wunderbare Zusammenbestehen von Erkenntniß und angeborenem muthwilligen Hange fast noch stärker in Brentano's Verhältniß zu seinen eigenen Productionen hervortreten, die wir jetzt ins Auge zu fassen haben. Wie ihn sein unruhiger Geist, seine selbstthätige Phantasie nicht dazu kommen ließen auf Schulen das früher Versäumte nachzuholen, so war es auch auf der Universität seine geringste Sorge und Neigung, den unreifen innern Menschen bei fremder Weisheit in die Lehre zu geben. Es fehlte nur daß er diesen Uebermuth der Subjectivität gewissermaßen als sanctionnirten Anspruch einer neuen exclusiven Bildung bewundern lernte. Er fand um sein Schicksal zu erfüllen ganz die rechte Sphäre, indem er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts als der freien Künste Beflissener nach Jena kam und so mitten in die Gährungen hineingerieth, aus denen sich im Gefolge einer großen Philosophie die Revolution der Paradoxie und Libertinage entwickelte. Hier scheint sich der Neuling besonders bei Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel mit einer Art von beistimmendem Enthusiasmus eingenistet zu haben, die der mündlichen Ueberlieferung eines Eingeweihten nach den Erstern in aller Freundschaft zu ablehnendem Spotte reizen konnte. Tieck's „Poetisches Journal" (Jena 1800, erstes Stück) enthält unter dem Titel „Der neue Hercules am Scheidewege. Eine Parodie" einen dramatischen Scherz, wo sich das romantische Ich, „Autor" genannt, in jener unnahbaren Höhe des Selbstbewußtseins geltendmacht, auf die es sich nebelverschleiert vor allen lästigen Eindrücken der Welt zurückzieht. Dieser „Autor" empfindet Nichts übler als wenn ihm die Prätension eines Verständnisses begegnet, welches Miene macht in bewundernder Nachahmung sich mit seinem Gegenstande zu verwechseln. Der „Bewunderer", der mit Lobpreisung der „Lucinde", mit der Introduction: „Ich verachte Gottlob! die Sittlichkeit", und dem Vortrage von Liedern in der Manier des „Autor" in seiner Großmannssucht gleichsam durch einen geistigen Händedruck sich dem Bewunderten gleichstellen will, dieser Aufdringling erscheint am lästigsten. Wir haben aber in ihm, wofern jene Kunde nicht trügt, Niemanden anders als den parodirten Clemens Brentano vor uns.*) Ganz aus dem Herzen dieser Interessen heraus nahm denn auch seine poetische Thätigkeit ihren Anfang, indem er sich durch einen Beitrag zu den romantischen Katzbalgereien mit Kotzebue die Sporen zu verdienen suchte. Sein

Gustav Wasa, Satiren und poetische Spiele von Maria. Erstes Bändchen.**) Leipzig 1800,

ist durchaus eine forcirte, aber in der Cultivirung des Unsinns und der Zusammenhangslosigkeit doch originelle Copie von Tieck's literarischen Possen, an die wir unter Anderm speciell durch das Wechselspiel zwischen Publicum und Bühne und durch die Wiedereinführung Böttiger's in der Figur des Magister Excerpino erinnert werden. Tieck's Persiflage concentrirt sich in einer Reihe von bestimmten Charaktertypen und der Witz bewegt sich bei ihm in einer phantastischen Welt, von deren Bedingungen wir uns immer eine gewisse Rechenschaft zu geben vermögen. Dagegen besteht die Brentano'sche Farce in einem chaotischen Gewimmel größtentheils kaum verständlicher Anspielungen, zahllose Erscheinungen treiben wie wahnsinnige Gespenster in dem Wirbel dieses literarischen Hexensabbath durcheinander, und die sichtbare Beziehung auf das Kotzebue'sche Drama würde uns kaum einigen Anhalt gewähren, wenn nicht, verbunden mit jenen Reminiscenzen, hier und da die bekannten Stichworte der jungen Genossenschaft, wie Jakob Böhme's „Morgenröthe im Aufgange" und die gefeierte „Lucinde", aus dem Wuste hervorschimmerten. Nach Allem was die Zeitgenossen berichten muß Brentano die eigentliche Schlagkraft des Witzes im unmittelbaren Verkehr, wo die unglückliche Virtuosität seiner Zunge durch fremde Schwächen und Eigenheiten herausgefodert wurde, weit besser als in der poetischen Composition zugebotegestanden haben. Nicht allein im „Gustav Wasa", sondern in den meisten seiner Werke soll der komische Effect, wo er der Erfindung abgeht, durch ausschweifenden Misbrauch des Wortspiels erzwungen werden; ja der Dichter läßt selbst da wo es sich gar nicht um einen lächerlichen Eindruck handelt sich öfter von dieser übeln Gewohnheit hinreißen.

Was aber an jenem confusen Erstlingsproducte seiner Muse das Schlimmste: wir können uns durchaus nicht des Gefühls entschlagen daß dieser Spott aus einem Sinne kommt, „dem eigentlich das Verkehrte lieb, nothwendig, Bedürfniß und Stoff des Daseins geworden ist.*) Steffens, der sonst Brentano's in seinem „Was ich erlebte" (vergl. besonders VI, 110—116) nicht ohne Antheil gedenkt, spricht dies wol zu hart aus, wenn er schlechthin behauptet:

> Mit dem buntesten Wechsel mannichfaltiger Witzeleien griff er das Philisterthum an, aber dennoch unterschied er sich wesentlich von allen Uebrigen, denn er war der Einzige der mit Bestimmtheit zu wissen schien daß er Nichts wollte.

Desto mehr überzeugt er freilich und unterstützt zugleich nachdrücklich meine eigene Grundansicht, wenn er fortfährt:

> Es war in ihm eine rein phantastische Dialektik, durch welche die spätere Bestimmung nicht der vorhergehenden einen tiefern Sinn mittheilte, vielmehr diese vernichtete; ein ironisch spielender Kronos, der seine eigenen Kinder verschlang. Dadurch ward er, weniger durch seine Schriften, die sich in ihrer Verwirrung verloren und gestaltlos wie ohne Ergebniß blieben, als durch seine Persönlichkeit, die jedem verfliegenden

*) Der Verspottete selbst muß aber, wenn man seiner unbefangenen Erwähnung des Scherzes im „Godwi" (II, 443) trauen darf, sich nichts Arges dabei gedacht haben.

**) Das einzige erschienene.

*) S. den Brief Oswald's über Münchhausen im ersten Theile des Romans von Immermann.

Momente eine Bedeutung zu geben schien, der mehr äußerlich als innerlich bewegten Jugend, besonders hier und da den Frauen sehr gefährlich.

Am vollständigsten hat Clemens Brentano ohne Zweifel alle diese Charakterzüge, ja man darf sagen den ganzen Umfang seiner Natur in dem Buche:

Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. Zwei Bände. Frankfurt a. M., 1801—2.

niedergelegt, wiewol er selbst der Meinung ist daß dasselbe wenige seiner Tugenden und alle seine Fehler habe. Hier ist es auch wo wir das Verhältniß des Dichters zu seinen Werken zuerst und am stärksten ausgesprochen finden und wieder an den Zusammenhang anknüpfen müssen, in welchem die Jugendbriefe an Bettina ihre vorzügliche Bedeutung haben. Er läßt die Natur, deren Gebrechen er kennt und schilt, frei walten und ist so naiv, oder vielmehr von dem eigenthümlichen Bedürfniß immer in Erstaunen zu setzen getrieben, daß er diesen Widerspruch ungescheut dem allgemeinen Urtheil preisgibt. Die kurze Vorrede worin er dies thut ist für seine ganze Charakteristik zu merkwürdig, als daß ich, umsomehr da das Buch zu einer wahren Seltenheit geworden ist, dieselbe nicht vollständig mittheilen sollte:

Dies Buch hat keine Tendenz, ist nicht ganz gehalten, fällt hier und da in eine falsche Sentimentalität. Ich fühle es izt. Da ich es schrieb, kannte ich alles Das noch nicht, ich wollte damals ein Buch machen, und izt erscheint es nur noch, weil ich mir in ihm die erste Stufe, die freilich sehr niedrig ist, gelegt habe. Ich vollendete es zu Anfange des Jahres 1799*), hatte mich damals der Kunst noch nicht geweiht und war unschuldig in ihrem Dienste. Ich werde sie an diesem Buche rächen oder untergehen. Diese Blätter gebe ich nicht wie ein Opfer hin, nein, sie sollen die Flamme nähren, in der ich ihr einst mein reines Opfer bringen will. Du wirst mir darum wohlwollen, lieber Leser, daß ich mich mit diesem Buche, das nur zu sehr mehr von mir als sich selbst durchdrungen ist, gleichsam selbst vernichte, um schneller zur Macht der Objectivität zu gelangen und von meinem Punkte aus zu thun was ich vermag. Es ist mir schon izt ein inniger Genuß, alle Mängel die ich vor zwei Jahren hatte zu übersehen; sie alle zu verbessern, dazu müßte ich auf der letzten Höhe stehen, die ewig vor uns flieht. Doch will ich schneller, kunstreicher und begeisterter immer vorwärtsschreiten, damit der Raum, der mich vom Ziele trennt, stets kleiner wird und endlich nur dem Seher sichtbar bleibt.

1800. Juni. Maria.

Welcher unendliche Rückstand, wenn man des Dichters fernere Thaten an den Gelübden messen will, womit diese Zeilen angefüllt sind! Gewiß, weil er dieses Rückstandes mit seinem scharfen Auge selbst innewurde, und nicht blos, weil ihn im Laufe seiner Tage ein Ideal ergriff das für ihn außer der Kunst lag, das religiöse, betrachtete er seine Poesie mit soviel Unzufriedenheit, ja feindseligem Sinne, in welchem gleichwol das Gefallen an jenen süßen Sünden keineswegs unterging. Schon die sophistische Wendung, womit er der Herausgabe seines „Godwi" den würdevollen Schein einer symbolischen Handlung zu geben sucht, legt es an den Tag, wie sich bei ihm in der Auffassung seiner Werke die größte Eitelkeit mit gänzlicher Verachtung wunderbar genug zu paaren vermochte. Und bei all den Traditionen die sich über die spätere ingrimmige Verfolgungs- und Vernichtungswuth Brentano's gegen alle gedruckten Zeugnisse seiner poetischen Thätigkeit festgesetzt haben*), muß auch das Zugeständniß, dem selbst ein Guido Görres sich nicht entzieht, bedacht werden, daß er noch im Alter oft mit Freude und Bewunderung zu den sonst verworfenen Jugendwerken zurückkehrte.

Im „Godwi" ist jene Art, ganz willenlos jeder augenblicklichen Stimmung, jedem mit der Luft angewehten Einfall freies Spiel zu gönnen, jene rein phantastische Dialektik, durch welche, wie Steffens sagt, die spätere Bestimmung nicht der vorhergehenden einen tiefern Sinn mittheilt, vielmehr diese vernichtet, auf ihrem höchsten Gipfel, und eben nur durch die Persönlichkeit des Dichters wird diesem buntscheckigen Durcheinander in der Zusammenhangslosigkeit doch ein innerer Zusammenhang verliehen. Darin ist Brentano ganz Poet daß er überall sich selbst gibt und zu geben im Stande, daher auch die Verschrobenheit und was daran hängt bei ihm niemals Manier, wie bei so manchen Autoren der romantischen Schule, sondern Charakterentwickelung ist. Auch die Fabel des verwilderten Romans, wofern man von einer solchen überhaupt reden kann, beruht durchaus auf jenem zwecklosen, träumerisch-vergnüglichen Vagabundenleben, wie wir es als des Clemens eigenes aus dem „Frühlingskranze" vollständig kennenlernen. „Leben ist eine Freikunst, ich treibe sie, wo und wie ich will" der Wahlspruch! Bekanntschaften und Liebschaften, die der Unbeständige beim ersten Anlaß gegen andere vertauscht, werden vom Zaune gebrochen. Man muß gestehen daß es auf der Welt keine lustigere Motivirungskunst gibt. Nicht allein die Hauptfigur Godwi, dem alle mal die Letzte die er gesehen als erwähltes Schätzchen gilt, ist ein Portrait des ganzen Clemens, sondern in fast allen übrigen Personen spukt ein gutes Theil seines Geistes, und im zweiten Theile tritt gar der Autor Maria in persona auf den Schauplatz, um des Schlusses der ihm längst zur Last gewordenen Abenteuer habhaft zu werden. Besonders macht es einen sehr komischen Eindruck, wie auch aus dem nüchternen Freunde Römer, den er zuerst in einem vernünftigen Briefe mit nützlichen Rath-

*) Kann sich aus rein äußern Gründen wenigstens auf den Schluß des zweiten Bandes nicht miterstrecken.

*) Was unter Anderm hier und da über eine Schrift: „Schneeglöckchen" (Hamburg 1819) gefabelt wird, die von solchem Feuereifer spurlos vertilgt worden sei, scheint sich völlig in eine leere voreilige Conjectur aufzulösen. Allerdings erschien 1819 in der Herold'schen Buchhandlung zu Hamburg ein Buch unter dem Titel „Schneeglöckchen von Maria" und hier mag die Reminiscenz an das Pseudonym, dessen sich Brentano bei seinem Debut bediente, einzelne mit dem Inhalte des Buchs Unbekannte dazu veranlaßt haben, diesem fälschlicherweise die Autorschaft zuzuschreiben. Die „Schneeglöckchen" sind ein kleines Novellen-Bouquet vom trivialsten Genre. Nicht eine Zeile darin könnte von Brentano herrühren. Zum Ueberfluß nennt das Kayser'sche „Bücher-Lexikon" eine von Plessen als Verfasserin.

schlägen paradiren läßt, alsbald die irrlichtelirende Romantik und muthwillige Laune des Godwi-Clemens in üppigster Blüte hervorbricht und der von der eigenen Metamorphose ärgerlich Ueberraschte seinen ersten Brief, ohne welchen der zweite kein Widerspruch gegen seinen Charakter sein würde, zu verbrennen bittet. Auf gewisse Partien des Romans hat das Evangelium der neuen Genußtheorie, die „Lucinde", die dem „Maria", nach seinem Bekenntniß („Satiren und poetische Spiele", S. 171) „immer ein heiliges inneres Feuerzeug gewesen", unverkennbar im höchsten Grade eingewirkt. Auch sonst fehlt es außer dem biographischen Anhange, welcher sich direct mit Erinnerungen aus Brentano's Verhältniß zu dem jenaischen Kreise beschäftigt, in dem Romane selbst nicht an Beziehungen auf die Personen und Gedanken dieser Culturſphäre. Brentano, der sich selbst den unwissenschaftlichsten Menschen nennt den die Sonne bescheine, hatte, wiewol sich auch hier seiner Misachtung ein Etwas von heimlichem Respecte beigesellte, die jüngsten Operationen des philosophischen Bewußtseins sehr spaßhaft gefunden und sucht hier gelegentlich an den „Schattenphilosophen" sein Müthchen zu kühlen, wie auch sein Scherz beiläufig an dem romantischen Probleme einer neuen Mythologie hinstreift. Als einen Freund der „Schattenphilosophen" hat er den trefflichen Uebersetzer des Ariosto, Tasso und Calderon: Johann Dietrich Gries — ich kann nicht beurtheilen wieweit nach dem Leben — in der Figur des Dichters Haber nicht übel zu einer komischen Maske verarbeitet. Der zweite Band, dem diese Dinge angehören, zielt im Ganzen darauf ab, die Thorheiten des ersten durch Ironie wieder aufzuheben. So wird z. B. für die rhythmischen Faseleien der schmachtenden Lilie, in denen alles Sinnliche kläglich verduftet, frivol genug Rache genommen. Aber zuweilen läßt sich der Dichter von der Langeweile an der eigenen Production dergestalt übermannen daß er zwischen die im wunderlichsten Zickzack fortschleppende Erzählung den dürren Ausdruck seines Ueberdrusses hineinwirft.

Dessenungeachtet trifft man mitten in dieser barocken Confusion Scenen voll der graziösesten Poesie und muß oft, selbst da wo er es nicht im mindesten der Mühe werth geachtet hat sich einigermaßen zusammenzunehmen, ungemeinen Reiz der poetischen Darstellung bewundern. In der That wüßte ich nicht welches seiner Werke beweisen sollte daß er in der genialen Behandlung der Sprache nachmals eine höhere Stufe erreicht hätte als sie in so manchen Stücken des „Godwi" bereits zutageliegt. Ueberhaupt hat seine spätere Dichtung kaum irgend einen Ton erklingen lassen, der, wenn auch leise, hier nicht bereits angeschlagen wäre. Neben jenen seltsamen wie delirirenden Fragmenten gebundener Rede, in welche das prosaische Gespräch oft plötzlich trüb und breit überfließt, ist in dem verwilderten Romane ein Theil der schönen Lieder zerstreut, welche mit ihrem dem Volksliede abgelauschten Zauber das Beste aussprechen was Brentano als lyrischer Dichter vermochte. Natürlich kann trotz alle Dem eine so wüste Composition als Ganzes genommen keinen andern Werth als den eines wichtigen Actenstücks zur Beurtheilung des Verfassers für uns haben, aber umsomehr muß es befremden daß man von der Sammlung, welche als erste vollständige Uebersicht der poetischen Wirksamkeit Brentano's gerühmt wird, gerade ein solches auszuschließen gewagt hat.*)

Clemens Kersten.

Geschichte des Alterthums. Von Max Duncker. Erster Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist eine heutzutage in den sogenannten gebildeten Kreisen weitverbreitete Ansicht daß die Alte Welt, die griechische und römische, nachgerade als antiquirt zu betrachten sei, und daß daher bei der vollkommenen Kenntniß und Benutzung aller vorhandenen historischen Denkmäler neuen Bearbeitungen ihrer Geschichte nicht mehr eine materielle Bereicherung, sondern höchstens noch eine formellästhetische Neuheit eigenthümlich sein könne. Man hört bei solchen Erscheinungen mit einer gewissen Verwunderung die Frage aufwerfen: Noch eine Geschichte des Alterthums? „Alterthum" pflegt nach der seit Schiller besonders so üblich gewordenen Begriffsbestimmung denn auch nur den alten Griechen und Römern vindicirt zu werden. Der Orient ist trotz der Juden für das allgemeine Bewußtsein so außergeschichtlich, wir möchten sagen, so unpopulair daß man seine alten Zeiten ganz aus dem Spiele läßt oder doch an seine Entwickelungen und Veränderungen, an die weitere Aufdeckung des tiefen Zusammenhangs welcher seine Geschichte mit der des Abendlandes verbindet mit historischem Interesse nicht denkt.

Zwei große Mängel liegen dieser Auffassung zugrunde. Ein mal die Verkennung des historischen Verhältnisses von Inhalt und Form, sodann die Unkenntniß der in den letzten Jahren zutagegeförderten großen monumentalen und kritischen Entdeckungen. Allerdings wird sich zu dem Reichthume z. B. der griechischen Quellen wenig hinzufügen lassen. Aber sind die verschiedenen Weisen wie diese Quellen benutzt wurden nur formelle Verschiedenheiten? Bleibt der Inhalt derselbe, wenn ein philosophisches oder religiöses, ein in sich befriedigtes oder aufgeregt ringendes Volk und Zeitalter ihn darstellt? Wird der gläubige Katholik die Alte Welt mit dem Sinne erfassen wie der Encyklopädist und Freigeist, der philologische Pedant wie ein an große Combinationen gewöhnter, auf vergleichende Völkergeschichte gerichteter Historiker? Um an ein naheliegendes Beispiel zu erinnern, würde unsere durch die jüngste Revolution hindurchgegangene Bildung der unendlichen Einförmigkeit Rotteck'scher liberaler Geschichtsauffassung noch einen Theil des Beifalls zollen, dessen er sich zu seiner Zeit

*) Den zweiten und letzten Artikel bringen wir im nächsten Monat. D. Red.

zu erfreuen hatte? Und so schafft jede Epoche durch die Fortentwickelung der leitenden geschichtlichen Ideen selbst die Vergangenheit um; es ist ein ewiges Wechselverhältniß der Erneuerung der geistigen Gestalt der Geschichte und der gegenwärtigen Welt. In demselben wird wie in dem ganzen innern Leben der Menschheit der Inhalt Form, die Form Inhalt.

Andererseits ist gerade in den jüngsten Jahren für die alte Geschichte positiv soviel Neues entdeckt worden daß diese Entdeckungen, wenn man sie nicht absichtlich ignorirt, zunächst wenigstens eine von den frühern sehr verschiedene Darstellung der orientalischen Nationen nothwendig machen. Wir bezeichnen hauptsächlich vier Punkte: die erweiterte Kenntniß Indiens unter englischem Einfluß, deren Resultate zum Theil bereits gesammelt sind in Lassen's großartigem Werke über indische Alterthumskunde. Weiter nach Westen die Entdeckungen Layard's in Ninive; für Aegypten die Lepsius'sche Expedition; für die Geschichte der Juden die besonders von der Universität Tübingen ausgegangene alttestamentliche Kritik. Keine dieser Quellen ist, soviel wir wissen, in den bisher üblichen Geschichten der Alten Welt benutzt und popularisirt worden. Sie lagen dem größern Publicum in Monumenten, in gelehrten Büchern, endlich in der Befangenheit der Historiker verschlossen. Die Geschichte der Juden vorallem bewahrte das Privilegium, mit dieser der wahren Geschichtsforschung so fremden Befangenheit dargestellt zu werden. Der Blick der Männer aber welche auf diesen Gebieten Bahn gebrochen reichte auch bis zu der Erkenntniß des Einflusses solcher orientalischer Entdeckungen auf die ganze übrige Geschichte des Alterthums. Sie erhellten nicht nur die orientalischen Kolosse, sie zeigten zugleich die Wege auf welchen in allen Strömungen des weltgeschichtlichen Verkehrs, in Mythologie, Sage, Monumenten, Handel, Völkerwanderungen der orientalische Völkercomplex mit den Nationen des Westens zusammenhing, wie die Bildung jener Völker den Stamm und die Basis bildete, von welcher auch ihre Nachfolger in der Herrschaft ausgegangen sind.

In der That, faßt man alle Umstände ins Auge, so konnte seit langer Zeit keine Geschichte des Alterthums unter günstigern Auspicien erscheinen als die hier angezeigte. Und wir müssen sagen daß der Verfasser mit seiner Darstellung einen glücklichen Wurf gethan, daß er seine schwierige Aufgabe mit großem Geschick und Talent gelöst hat. Zwar liegt von vier beabsichtigten Bänden bisjetzt nur der erste vor, allein schon dieser bietet soviel Neues, ist, was den allgemeinen Ton angeht, von so freiem, historischem Geiste durchdrungen daß er für sich als besonderes Werk gelten und betrachtet werden darf und die Erwartung des Folgenden auf das lebendigste spannt. Duncker hat vorallem von vornherein das Verhältniß des Zeitgeistes zur Geschichte zu erfassen gewußt; seine Darstellung ist gleich fern von dem Pedantischen und Trivialen, Wissenschaftlichkeit und Popularität durchdringen sich in ihr, sie ist überall interessant. Ein historisches Werk ohne die Vereinigung dieser Vorzüge wird in der Gegenwart keinen Erfolg mehr haben, aus dem einfachen Grunde, weil man den innersten Zusammenhang des Wissenschaftlichen mit dem Wirklichen, des wahrhaften Inhalts mit der freien vorurtheilslosen Erforschung immer klarer erkannt und dem Charakter unsers Zeitalters gemäß, weil man ihn erkannt hat, fodert. Wir haben so auch den alten Schlosser, dem man Unrecht thut, wenn man ihn, auch in den seiner Absicht nach nur für Gelehrte geschriebenen Werken, für unverständlich erklärt, das specifisch Gelehrte aus seiner Weltgeschichte ausscheiden und sie „für das Volk" bearbeiten sehen. Aber die Duncker'sche Geschichte hat vor dieser den Vorzug, keine solche Bearbeitung zu sein und in ihrer Einheit auch den Gelehrten unzweifelhaft mehr zu befriedigen. Duncker hat ein gebildeteres Volk vor Augen, er verfolgt, und das ist ein zweiter großer Vorzug seiner Geschichte, keine einseitige Tendenz, weder die politische Rotteck's, noch die moralische Schlosser's, noch die jüdisch-christliche Leo's. Sein durchgehendes Princip ist die objective Darstellung, die Entwickelung der Erscheinungen in ihrem innern Zusammenhange und ihrer erforschten geschichtlichen Vollendung. Aus diesem Streben entspringt das philosophische Element seiner Geschichte. Wo er genetisch an die Erklärung der ältesten historischen Erscheinungen herangeht, erinnert der Eindruck der Darstellung an die beste lyrische Poesie, welche ebenso alle Grundzüge des Gegenstandes angibt und durchführt, aber in der Frische und Fülle ihrer Bezeichnungen immer noch freien Raum läßt für die selbstschöpferische Bethätigung des Geistes und der Phantasie des Lesers. Die äußere Objectivität wird gleichsam reproducirt durch die innere, beide werden zu der historischen Anschauung verbunden.

Ebenso hat es der Verfasser unserer Ansicht nach damit ganz richtig getroffen, wie er die schwierige Frage nach dem Anfange in der Geschichte gelöst hat. Er beginnt ohne philosophische Betrachtungen, ohne Geologie, selbst ohne Vorrede, ohne Weiteres mit den Aegyptern als dem ältesten Culturvolke, und bei diesen selbst zunächst mit einer gedrängten Beschreibung des natürlichen Locals in welchem ihre Cultur erblühte. Der ganze Raum jener immer an Werth sehr zweifelhaften Einleitungen wird auf diese Weise gespart für die historischen Thatsachen; für die zumal bei den orientalischen Völkern unentbehrliche und wahrhaft historische Einleitung, die Beschreibung der natürlichen Verhältnisse unter welchen die Geschichte sich vollzieht, wird ein größerer Raum gewonnen. Auch hier stößt man nirgend auf den künstlichen Pragmatismus in der Zusammenführung des Natürlichen und Geschichtlichen. Diese Darstellungen, besonders die einleitende, gehören in Kraft und Freiheit des Ausdrucks, in der Plastik der Grundformen und des Details unstreitig zu dem Besten was wir in dieser Art besitzen und fügen sich der geschichtlichen Erzählung organisch an.

Um die Vorzüge des Duncker'schen Werks zu vollenden, kommt endlich hinzu daß die neuen Quellen welche

wir oben anführten erschöpfend benutzt worden sind. Wir begegnen fast ausschließlich Citaten aus ihnen, und wenn die schon bekannten Schriftsteller erwähnt werden, ist es meist für den Zweck neuer und eigenthümlicher Combinationen. Ungewöhnlich viel, und nicht allein für die Geschichte der Juden, sondern für die aller mit ihnen bekanntgewordenen Völker sind die Bücher der Bibel benutzt. Es verleiht der Darstellung einen eigenthümlichen Reiz daß häufig Stellen aus den Propheten für die Charakteristik dieser Völker herangezogen werden. Man fühlt sich dadurch wie in der Atmosphäre des Orients, Alles erhält eine sinnliche Nähe und Wahrheit, Menschen und Denkmäler jener urältesten Zeiten erscheinen wieder in ihrer ganzen phantastischen Gestalt. Ueberhaupt ist die Art der Benutzung der Quellen als eine sehr glückliche zu bezeichnen, gerade in den Punkten worin sie von der frühern abweicht. Bisher pflegte man die Quellen gelehrt zu studiren und die daraus genommenen Resultate ohne Weiteres in moderne Sprache zu übersetzen; sehr selten ließ man die Schriftsteller selbst reden. Besonders mislich stand es mit der Mythologie. Dieselbe fiel entweder ganz fort oder sie wurde, ohne daß man die ursprüngliche Ausdrucksweise der Völker berücksichtigte, ihrem Hauptinhalte nach kurz wieder erzählt. Wieviel aber an innerer Lebendigkeit dadurch die Darstellung verlor, leuchtet ein. Duncker hat beide Mängel zu vermeiden gewußt. Er führt an den entscheidenden Punkten die alten Schriftsteller selbstredend ein; er läßt im Anfange Mythologie und Sage darüber berichten wie die Völker selbst über ihren Ursprung gedacht haben. Aus beiden wird dann der historische Kern hervorgehoben. Und indem die Kritik auf diese Weise schöpferisch waltet, indem der Leser bei ihrem lebendigsten Thun gleichsam mit gegenwärtig ist, setzt nicht nur das wissenschaftliche Bedürfniß nach historischer Begründung sich durch, sondern wir erleben gleichsam den Anbruch des geschichtlichen Tags, treten mit den Nationen aus den Nebeln der Urzeit hinaus in seine Helle. Bei solchen Fragen welche eine sichere Entscheidung noch nicht zulassen gibt eine geschickte Zusammenstellung der vorhandenen Zeugnisse wenigstens den Ueberblick über die Sachlage, welcher zu eigenem Urtheil und Nachdenken nach den verschiedenen Seiten das Material liefert.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf den Gang der Darstellung im Einzelnen eingehen. Wir müssen uns auch hier mit der Hervorhebung der wichtigsten Punkte begnügen.

Der vorliegende Band zerfällt in zwei Hauptabschnitte, von welchen der erste die Aegypter, der zweite in drei Unterabtheilungen „Das alte Reich von Babylon", „Die Zeiten der Assyrer" und „Das neue Reich von Babylon" behandelt. In diese letztern ist die Geschichte der Juden und Phönizier verflochten. Man könnte mit dem Verfasser über diese Eintheilung streiten. Er setzt Aegypter und Semiten einander gegenüber und erwähnt nur ein mal ganz kurz daß er die Aegypter als besondern Stamm betrachtet, den er den koptischen nennt. Unstreitig dürfen die Aegypter, auch wenn sie vielfache Verschiedenheiten von den übrigen Stämmen darbieten, doch nicht so absolut von den Semiten getrennt werden; denn ebenso viel Berührungspunkte sind in ihrer Geschichte wie in ihrer natürlichen Organisation. Der Unterschied der semitischen Stämme unter sich, z. B. der Juden von den Assyrern, wird nicht viel größer sein als der Unterschied dieser von den Aegyptern. Wir lassen indeß diese ethnographische Frage, welche auf das Ganze der Darstellung keinen großen Einfluß übt, fallen und wenden uns zu dieser selbst. Die vortreffliche geographische Einleitung erwähnten wir schon oben. Man hat bisher die ältern Zeiten der ägyptischen Geschichte nur vom Standpunkt der Antiquitäten behandelt, und der Natur der Sache, ihrem typischen Inhalt nach ist dieser Standpunkt für alle orientalischen Nationen der gemäße, bis sie mit den westlichen Völkern in Berührung kommen. Was uns über sie erhalten ist, sind meist Monumente, einzelne große Begebenheiten, Sagen und Mythologie; weit geringer ist bei ihnen die lebendige historische Fortentwickelung. Das beschreibende Element bildet daher auch den Hauptbestandtheil in der gegenwärtigen Darstellung. Allein darin scheint uns der Verfasser seine Vorgänger weit übertroffen zu haben, wie er die geschichtlichen Ereignisse mit dem Antiquarischen verbunden hat. Er hatte die Resultate der Lepsius'schen Expedition, die berichtigten Königslisten, die neu geschaffene Chronologie, die durch fortgeschrittene Entzifferung der Inscriptionen erweiterte historische Kenntniß vor Augen. Er hat sich, wie aus der kritischen Stellung welche er mitunter auch gegen Lepsius einnimmt hervorgeht, selbständig mit den ägyptischen Urkunden beschäftigt. So treten denn scharf gesondert einige große Perioden der Geschichte hervor. Die erste bildet „Das alte Reich von Memphis", 3000—2000 v. Chr. Die Monumente dieses Reichs, durch welches es auch vorzugsweise bekannt ist, sind die großen Pyramiden von Memphis, des Cheops, Chephren und Mykerinus. Nach demselben folgt die Herrschaft der Hyksos um 2000 und die Verjagung derselben durch die Gründer des Reichs von Theben, Amasis und Thutmosis, 1600 v. Chr. Die Monumente des thebischen Reichs sind die Paläste und Tempel von Luxor und Karnak, die Katakomben von Theben; der historische Mittelpunkt desselben die Regierung Ramses' des Großen. Nach der Regierung dieses Königs, deren Thatsachen bei Herodot und Manetho lange bezweifelt wurden, jetzt aber im Wesentlichen durch die Monumente bestätigt sind, tritt ein Sinken der ägyptischen Macht ein, die monumentalen Urkunden beginnen zu schwinden. Sehr passend wird hier ein längerer Abschnitt über Religion, Staat und Sitte der Aegypter eingeschoben. Auch in diesen Beziehungen steht an Fülle des Details und Klarheit der Combination die Duncker'sche Schilderung weit über den frühern. Wir weisen nur auf einzelne Punkte hin: die vortreffliche Erklärung des ägyptischen Thiercultus; die Deutung der Sage vom Phönix; die Darstellung der Götterkreise; das Ver-

hältniß Meroe's zu Aegypten; das gesellige Leben der Aegypter. Ebenso ist das Verhältniß der Priester zu den Königen fester und wahrscheinlicher fixirt. Die Könige erscheinen nicht mehr, wie man bisjetzt annahm, als von den Priestern abhängig, sondern nach allen monumentalen Urkunden als ebenso unumschränkt und absolut wie die übrigen Könige des Orients. Merkwürdig sind endlich einige Uebersetzungen von Inschriften, welche die den Neuern meist nur durch die Bibel geläufige charakteristische Ausdrucksweise der Orientalen auch hier nachweisen. Von Ramses dem Großen heißt es (S. 39):

Der König war wie ein Löwe und sein Gebrüll in den Bergen ließ die Ebene zittern. Wie die Ziegen vor dem Stiere zittern, so flohen die Feinde vor dem Könige. Seine Schützen durchbohrten die Feinde und seine Rosse waren wie Sperber. Der Geist des Königs durchbohrte ihre Fürsten den ganzen Tag lag wie ein Stier welcher unter den Schafen steht; mit dem Glanz seiner Augen vernichtete er Die welche vor ihm und hinter ihm standen. Seine Streiche leuchteten wie Feuerflammen vor den Thoren der Feinde; wo er ihre Thäler verwüstete, lagen die Todten zur Rechten und Linken u. s. w.

Den Schluß bildet die neuere ägyptische Geschichte von 1200—500 nebst ihren Monumenten. Es ist ein großartiges, in sich vollendetes Bild des ganzen ägyptischen Lebens.

Dieselbe Vollständigkeit, dieselbe Plastik und Farbenfülle des Details, derselbe kritisch-historische Scharfblick zeichnet die Abschnitte über Chaldäer, Babylonier, Phönizier und Assyrer aus. Auch hier ist die Chronologie nach den vergleichenden Resultaten der neuesten Forschung theils umgestaltet, theils neu geschaffen. Das lebendige Zusammenwirken, die Wanderungen, das Auf- und Abwogen, das Sichanziehen und Abstoßen dieser gemeinhin vereinzelt dargestellten Nationen, die Gemeinsamkeit ihrer natürlichen Abstammung und der durch dieselbe bedingten Charaktereigenschaften tritt in großem Zusammenhang und reicher Abwechselung hervor. Sollen wir auch hier einzelnes besonders Vorzügliches anführen, so verweisen wir auf das Capitel über die Araber, die Anfänge der Chaldäer, die Deutung der altbabylonischen Mythen, die Ableitung der assyrischen Bildung von der babylonischen, die Schilderung der phönizischen Colonisationen und Herrschaft auf dem Meere. Ueber das assyrische Leben erfahren wir hier zuerst etwas Näheres durch die Benutzung der Entdeckungen Layard's. Unter neuen Gesichtspunkten ist die Geschichte des Ninus und der Semiramis, sowie die des Sardanapal aufgefaßt, indem der Zusammenhang nachgewiesen wird zwischen der Geschichte dieser Herrscher und den noch erhaltenen religiösen Traditionen assyrischer Götter, welche sich in der Ueberlieferung der Jahrhunderte mit jener vermischten.

Den glücklichsten Wurf aber, und einen solchen der nicht genug anerkannt werden kann, hat der Verfasser mit der Behandlung der jüdischen Geschichte gethan. Welcher Fortschritt, wir sagen nicht gegen die katholische Auffassung, auch nicht gegen die encyklopädistische, Voltairianische, sondern gegen die aller bis in die jüngste Zeit erschienenen Geschichten der Alten Welt! Ueber das strengkatholische Dogma von der Bedeutung des jüdischen Volks ist man praktisch wol so ziemlich hinweggekommen. Auch die Leichtfertigkeit Voltaire's hat man mit oft zu geringer Berücksichtigung seiner wirklichen Verdienste hervorgehoben. Aber indem die Historiker größere Tiefe und Ernst foderten, hatten sie selbst nicht den Muth oder Willen, diesem Theil der Weltgeschichte mit der Unbefangenheit historischer Kritik entgegenzugehen, die Waffen derselben mit eben der Schärfe wie bei allen andern Problemen ihres großen Gegenstandes in Anwendung zu bringen. Es wäre in der That interessant einmal eine kurze Geschichte dieses Verhältnisses zu schreiben. Als Curiosum führen wir nur die Aeußerung Schlosser's in der Vorrede seiner ersten Ausgabe der alten Geschichte von 1815 an: was die Geschichte der Juden betreffe, so fühle er sich nicht fromm genug für die Erzählung derselben; er habe deshalb einen seiner Freunde um einen Abriß gebeten und diesen eingeschaltet. Später, in der „Universalhistorischen Uebersicht" und der „Weltgeschichte für das deutsche Volk", finden sich dann allerdings eigene Darstellungen der jüdischen Geschichte, ohne daß jedoch auch in die Tiefe gegangen würde. Und auf derselben Stufe der Befangenheit, des Indifferentismus, der Halbheit sind die protestantischen Historiker stehen geblieben, mit Ausnahme Leo's. Der Letztere unterscheidet sich aber in seiner „Universalgeschichte" so wenig von den Katholiken daß man ihn wol mit gutem Gewissen den katholischen Schriftstellern über die Juden zur Seite stellen darf.

Duncker ist der Erste der den Muth gehabt hat die Resultate der neuern alttestamentlichen Kritik ihrem ganzen Umfange nach in sein Werk zu verarbeiten und nicht die Resultate allein, sondern auch die Wege zu zeigen auf welchen man zu denselben gelangt ist. Er scheint die Wichtigkeit dieser Aufgabe auch dadurch anzubeuten daß er ihrer Lösung fast die ganze Hälfte des ersten Bandes gewidmet hat. Wir verweisen auf die betreffenden Abschnitte seines Buchs. Uebrigens mischt sich so wenig als irgendwo früher hier tendenziöse Reflexion in die Darstellung. Die Methode ist die auch bei den Urkunden der frühern Völker angewandte: ihre Ueberlieferung wird erzählt und aus den mythischen, sagenhaften Hüllen derselben der historische Kern gelöst. Der erreichte Zweck rechtfertigt vollkommen den anfangs etwas zu weit scheinenden Umfang der alttestamentlichen Citate. Die Urzeit, der eingeborene Charakter des Volks, sein Verhältniß zu den übrigen Nationen, die innere Entwickelung seines Lebens, der durch dieses Leben bedingte, mit ihm fortschreitende Wechsel der Gottesverehrung, der Hoffnung, der Weltansicht, der historischen Tradition, Literarisches und Praktisches, Einzelnes und Allgemeines tritt in ein neues Licht und einen lebendigern Zusammenhang. Wir sehen diese Nation nicht mehr von vornherein in dem Nebellande des Wunders, sondern in geschichtlicher innerer Nothwendigkeit ihr Werden, ihre Blüte, ihr Vergehen; menschlichen Willen, menschliches Streben und Ge-

walten nothwendiger Gesetze hier wie überall zu einer Geschichte zusammenwirkend, deren Ereignisse Jahrtausende hindurch über diese Welt, in ein mythisches Jenseits hinaufgezückt wurden.

Wenn Etwas geeignet ist für die weitere Fortsetzung Hoffnung zu erwecken, so ist es außer den schon erwähnten Vorzügen der an dieser Stelle bewiesene Muth des freien historischen Sinnes welcher das ganze Werk beseelt. Man gewinnt den Eindruck daß man es mit Geschichte, mit dem Leben des Menschengeschlechts zu thun hat. Dieser Geschichte fehlt es nicht an Wundern, aber ihre Wunder sind anderer Art; sie sind nicht Unterbrechungen des allgemeinen Zusammenhangs von Ursache und Wirkung. Die Wunder der Geschichte liegen innerhalb dieses Zusammenhangs, sie sind begründet in der ewigen Manifestation der weltgeschichtlichen Ideen.

Der Verfasser hat bisjetzt zwei Völker übergangen welche man in der Regel den von ihm behandelten unmittelbar nebenzuordnen oder voranzustellen pflegt, die Inder und die Chinesen. Wir können nicht unterlassen schließlich noch unsere Vermuthung über den Grund dieser Abweichung zu äußern. Irren wir nicht, so war sein Zweck, alles Semitische und dem Semitischen zunächst Verwandte in einer Folge zu concentriren und so das ganze Wesen des semitischen Volksstamms zur Anschauung zu bringen. Die fortwährende Rücksicht auf diese großen Glieder, in welche das Menschengeschlecht sich charakteristisch auseinanderlegt, war allerdings ein in universalhistorischen Darstellungen bisher zu wenig berücksichtigter Gesichtspunkt. Wir würden uns freuen, sollte unsere Vermuthung in dieser Richtung bestätigt werden. Nach einem kurzen Seitenblick auf die Chinesen als das einzige historische Volk der mongolischen Race würde dann die Geschichte der indogermanischen Völker mit den Indern beginnen und von diesen zu den Persern und Griechen übergehen. Möchten die folgenden Bände in nicht zu langen Pausen erscheinen!

95.

System der Ethik. Zweiten Bandes erste Abtheilung. — A. u. d. T.: Die allgemeinen ethischen Begriffe und die Tugend- und Pflichtenlehre. Von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Dyk. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Wendung unserer Zeit auf das Praktische, auf das handelnde Leben und die Fragen des Staats, der Gesellschaft, der Religion, die theoretischen Gegensätze die hier in der Form von Revolution und Reaction Fleisch und Blut gewonnen haben, ihr Kampf und die Nothwendigkeit eines nicht faulen, sondern thätigen Friedens für die Menschheit, hat gleichmäßig auch die ernstsinnenden, im Ideenland weilenden Geister vorzugsweise jenen Problemen zugewandt, und mit Arbeiten für eine Erneuung des religiösen Bewußtseins, wie sie die „Reden über die Zukunft der Kirche" und die „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen" darstellen, treten die ethischen Schriften von Chalybäus und Fichte hervor, und es ist ein schönes Zeichen für die Entwickelung des deutschen Denkens, daß durch sie alle sich die Grundrichtung und das Streben hinzieht die Einseitigkeiten des Deismus und Pantheismus in der Anschauung eines sowol selbstbewußten als unendlichen, sich in der Welt offenbarenden und die Welt in sich lenkenden Gottes zu überwinden. Die Ausgangspunkte, die Wege sind mannichfaltige, aber das Ziel ist eines, und es darf wol als eine Probe für die Richtigkeit und Wahrheit jener Anschauung gelten, wenn von ihr aus die Thatsachen des sittlichen Lebens, die Freiheit und das Gewissen, die Sünde und die Gnade, erschöpfender erklärt und tiefer begründet werden können als von andern Standpunkten aus, die sie leugnen mußten, wie der Atheismus oder Materialismus, oder sie anerkennen ohne sie zu begreifen, wie die herkömmliche Theologie mit supranaturalistischer oder rationalistischer Färbung. Dadurch wird auch das Volksbewußtsein wieder Glauben und Vertrauen zur Philosophie gewinnen und diese selbst wird zur Wissenschaft des Lebens werden, welches sie dadurch leitet daß sie dasselbe über sich selbst aufklärt. Unsere Zeit hat die Sicherheit des instinctiven Wirkens und Hervorbringens verloren, sie muß sich darum zu der echtmenschlichen Entwickelungsstufe erheben, auf welcher die erkennende Einsicht die Mutter der Thaten ist. Und da ist ihr dringend ein Werk zu empfehlen wie das vorliegende von Fichte, das auf allen seinen Blättern lehrt: „daß es schlechthin nur einen Conservatismus gegeben hat und geben wird, den der künstlerisch fortbildenden Reformen; ebenso nur einen Revolutionismus, wiewol in doppelter Verlarvung: den des künstlerischen Verfrühens, wie umgekehrt der hemmenden Rückbildungsversuche zu historischen Begriffen und Zuständen die längst schon ihre Autorität verloren haben, in beiderlei Hinsicht daher: der Vertauschung markloser Gespenster mit der lebensfähigen Wirklichkeit und ihren geistigen Mächten."

Fichte bestimmt die Ethik als die Lehre vom Wesen des menschlichen Willens, von Demjenigen was als Grundwille, als eigentlich Gewolltes und Angestrebtes die unmittelbaren und darum unter sich widerstreitenden Wollungen der Einzelnen innerlich bestimmt, was zugleich daher als wahrhaft Einigentes und Gemeinschaftstiftendes im Menschengeschlechte sich wirksam zeigt. Die Natur des an sich Guten, die sittlichen Ideen müssen im Willen selbst begründet werden, dadurch hören sie auf äußerliche Gebote zu sein; aber weil es im Begriffe der Freiheit liegt in fortwährender That sich selbst zu gestalten, hat der Wille fortwährend die Aufgabe jenes, sein wahres Sein, zu seiner eigenen That zu machen; es folgt daraus daß er in der Erfüllung des Sittengesetzes seinen Frieden und die Glückseligkeit findet, daß er durch jede sittliche Handlung sich selbst vervollkommnet und seiner Bestimmung entgegenwächst, daß in dem einen Guten das Gemeinsame und darum Gemeinschaftbildende und Einigende für die Menschen vorhanden ist.

Der Herbart'schen Aufstellung und Erforschung von praktischen Ideen hat Fichte bereits in seinem „System der Ethik. Erster, kritischer Theil. A. u. d. T. Die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart" *) die verdiente Beachtung gezollt, indem er darin eine der bedeutendsten Leistungen der neuern Philosophie und eine nicht zu umgehende Vorarbeit für alle nachfolgenden Darstellungen der Ethik erkannte. Mit Herbart bezeichnet Fichte diejenigen Begriffe als praktische welche keinen einfachen Zustand, sondern ein Verhältniß, kein gegebenes Beruhen, sondern ein durch zwecksetzendes Denken und Handeln Hervorzubringendes aussprechen. Ein ursprüngliches Urtheil der Billigung oder Misbilligung begleitet diese Willensverhältnisse, und die ethischen Ideen sind Musterbegriffe, sie fodern das ihnen Gemäße, sie verbieten das Entgegenstehende. Aber selbständig weitergehend sieht Fichte den Grund des Sollens oder Nichtsollens in der eigenen innern Natur des Menschen, die sich zu Dem zu entwickeln hat was sie an sich ist. Dies führt ihn zu der Lehre vom Genius

Der Einzelne, sagt Fichte, ist weder bloßes Natur-

*) S. Nr. 117 d. Bl. f. 1851, wo bereits dies ausgezeichnete Buch anerkennend besprochen ist.

dividuum, noch abstracter, allgemeiner Geist, sondern Jeder ist individualisirtes Ich, eigenthümliche Darstellung der Ideen aus der Fülle des göttlichen Geistwesens — Genius: darum in ursprünglicher Wechselergänzung auf die andern Geister bezogen und mit ihnen zur Ganzheit sich vollendend. Unmittelbar ist er dies aber der bloßen Anlage nach, in tiefster Verborgenheit vor sich selbst und den Andern; ebenso ist der innere Reichthum seiner Wechselbeziehungen ihm verborgen. Beides aus sich heraus und in das allgemeine Bewußtsein hineinzugestalten ist der eigentliche Inhalt alles Zeitlebens und der innerste Quell alles Ethischen. Alle sind im Wesen Gottes begründet und Eins, das Ziel der ganzen Menschheit und jedes einzelnen Menschen ist dasselbe, die volle Entfaltung und harmonische Gestaltung der eigenen Natur, und der Einzelne erreicht dies Ziel nur in der Gemeinschaft, die Gemeinschaft nur durch ihn; die sittlichen Pflichten und Güter sind die gleiche Aufgabe, der gleiche Gewinn und Ruhm für beide. „Jeder Genius, d. h. jeder Mensch, hat den gleichen Anspruch auf volle Entwickelung seiner ureigenen Individualität, seiner allgemein-menschlichen wie eigenthümlichen Anlagen in und durch die Gemeinschaft. Jene nämlich, die Eigenthümlichkeit des Genius, ist das eigentlich Ewige in Jedem und das einzig Gottoffenbarende in der Geschichte. Diesen gottverliehenen Geistesgehalt daher durch und für die Gemeinschaft darzustellen ist der absolute Zweck alles Daseins, das einzig an sich Werthhabende; alles Andere hat blos Werth als Mittel, als Bedingung dazu. Erschöpfen wir diesen Gedanken in Bezug auf den dadurch gesetzten Begriff der Gemeinschaft, so haben wir das System der ethischen Ideen. Der gleiche Anspruch Aller auf freie Entwickelung ihrer Individualität in der Gemeinschaft ist die eigentliche Wurzel der Rechtsidee. Aber die Genien sind urbezogen, durch eine heilige Einheit umschlossen: diese lebt sich aus ihnen heraus zu wirksamer Gemeinschaft, zu ergänzendem Ineinandersein und kann einerseits nur als Drang des Wohlwollens, andererseits als Wille steter Vervollkommnung in Allen sich kundgeben: die Idee ergänzender Gemeinschaft in ihrer ursprünglichsten Doppelgestalt. Aber jene innere und zugleich wirksame Einheit des Geistergeschlechts in Gott, welche höchster Grund alles Ethischen ist, muß zugleich im Bewußtsein Aller hervorbrechen, um die daraus quellende ethische Gesinnung zur gediegenen Ewigkeit zu steigern: als Gefühl Gottinnigkeit, als Wille der Drang der Unterwerfung (Demuth), zuhöchst der Vereinigung mit Gott. Erst in dieser Idee ist der Mensch und die Menschheit zum wahren Ursprunge ihrer Gemeinschaft zurückgekehrt und dieselbe befestigt. Nur auf diesem metaphysischen Grunde, der zugleich die Wurzel der Religion ist, ruht gesichert alles Ethische, und die Ethik als Wissenschaft schöpft aus ihm erst ihre volle Begreiflichkeit."

Da die drei praktischen Ideen sich durch die ganze Ethik als Grundlage und herrschende Mächte erstrecken, so wollen wir unter Fichte's Anleitung sie etwas näher betrachten.

Zunächst also die Rechtsidee. Der Genius bestimmt sich selbst und ist nur Das wozu er sich macht, weshalb Jakob Böhme bereits tiefsinnig den Menschen als seiner selbst Macher bezeichnete; Freiheit ist nicht eine seiner Eigenschaften neben andern, sondern sein Wesen, vom Bewußtsein so unzertrennlich wie Ausdehnung oder die Schwere vom Körper. Alle Menschen sind sich darin gleich daß sie frei sind; darum muß auch Jeder praktisch mit seiner eigenen Freiheit die der Andern anerkennen, seine eigene Freiheit in der Weise äußern und gebrauchen daß die aller Andern damit bestehen kann. So erzeugt sich ein Wechselverhältniß der Menschen und ihrer Handlungen, dessen allgemeiner Ausdruck eben das Recht ist. Fichte bestimmt die Formel dafür zunächst also: Freiheit im Allgemeinen und in irgend einer bestimmten Rücksicht kann innerhalb der Gemeinschaft nur Demjenigen zugestanden werden welcher sie dem Andern entsprechend gewährleistet. Aber er sieht ein daß diese Freiheit eine nur formelle und negative ist: das Subject wird gegen zwingenden Einfluß von außen sichergestellt. Der Inhalt der Freiheit aber ist die Selbstentwickelung des Genius nach allen Seiten seiner geistigen Wirklichkeit und Selbstbefriedigung innerhalb der Gemeinschaft und durch dieselbe, und danach spricht unser Denker die Idee des Rechts positiv und vollständig aus. Jeder hat den gleichen Anspruch auf freie Entwickelung seines Genius in der Gesellschaft. Erst dann ist die innere Gerechtigkeit, das gottverliehene Recht an ihm erfüllt, erst dann vermag er zu werden was seine Bestimmung ist, und es ist die Aufgabe der Gemeinschaft dies Jedem zu ermöglichen. So wird die Idee der Gerechtigkeit zur Darstellung der Bedingungen für eine vollkommene Existenz des Einzelnen in der Gesellschaft. Es ist einleuchtend daß durch diese Auffassung die gewöhnliche Lehre vom Rechtsstaat überwunden wird, dessen Bestimmung einmal Fichte der Vater so angab daß derselbe sich selbst aufzuheben habe, indem durch die Erziehung zur Sittlichkeit der äußere Zwang gegen die Eingriffe fremder Willkür von selbst wegfalle; der Staat bekommt nach unserer Fassung der Rechtsidee die Aufgabe Sorge zu tragen daß jeder seiner Bürger zu einem vollmenschlichen Dasein gelange, durch seine Einrichtung Allen den Genuß ihrer Menschenwürde zu bieten. Gewöhnlich wird das Recht solidarisch mit dem Zwang verbunden, seine Pflichten werden als erzwingbare angenommen. Nun bemerkt Fichte zwar mit Recht daß die Garantie des Zwangs irgend einem Verhältniß den rechtlichen Charakter doch nicht ertheile; aber ich vermisse die Angabe über den Grund und die Nothwendigkeit des Zwangs. Diese liegen in der Sünde. Weil die Menschen keineswegs immer der Sittlichkeit genügen, sondern statt derselben oft ihre Selbstsucht walten lassen, so müssen diejenigen sittlichen Bestimmungen, ohne welche eine Gemeinschaft gar nicht möglich wäre, wie Anerkennung des Lebens, des Eigenthums u. s. w., mit einer zwingenden Gewalt begleitet werden, sodaß die Gesellschaft dem Einzelnen jene gewährleistet. Rechts- und Sittengesetz stehen sich also nicht gegenüber, sondern jenes ist nur sozusagen der grobe Buchstabe von diesem, soweit dasselbe das menschliche Gemeinleben betrifft.

Wir übergehen die Darstellung wie die Rechtsidee durch Gewohnheit, Gesetzgebung und Wissenschaft in den besondern Verhältnissen ausgebildet wird, und wenden uns zur Idee der ergänzenden Gemeinschaft. Unsere Individualität besteht nicht für sich allein, sondern sie ist auf Andere ursprünglich bezogen, der Trieb der Selbsterhaltung führt dadurch zu dem Trieb und Bedürfniß der Ergänzung durch Andere, und dies spricht sich aus im Gefühl der Liebe, in der rückhaltslosen Hingabe an das andere Ich. Sehr schön sagt Fichte: „Indem die Liebe mit der Macht ihrer Ursprünglichkeit den Willen ergreift, vernichtet sie eben den unmittelbar in ihm wirkenden Trieb der Selbstsucht, d. h. sie erhebt ihn zu durchaus uneigennützigen Antrieben. Und dies ist der Charakter alles Sittlichen, die Ueberwindung des niedern Selbst durch eine Liebe die ihm unbedingten Werth hat, der es freiwillig sich unterwirft. Diese ist zugleich die eigentlich versittlichende Kraft für alle Formen menschlicher Gemeinschaft. Wieweit ihr durchseelender Hauch dringt, erheben sich die menschlichen Verhältnisse über das Kümmerliche und Aeußere blos erkünstelter Beziehungen; innere Wahrheit, Selbstbefriedigung, Begeisterung tritt in sie ein und sie gewähren durch sich selbst eine vollkommene Lust: es ist wie wenn in so vollgenügender Liebe das längstgesuchte, ahnungsvoll angestrebte Urverhältniß des Menschen wiederhergestellt wäre: sein Genius ist versöhnt. Der tiefere Grund ist, weil darin nur die Liebe wieder erwacht, die uns Alle in unserm ewigen Ursprunge verbindet; sie ist die Hervorbildung der ewigen Einheit in die Zeitlichkeit und das endliche Bewußtsein, mit der Gott in uns sich selbst liebt."

Wir versetzen uns theilnehmend in das andere Ich, weil wir Eines Wesens mit ihm sind; wir geben dem Andern vom Unserigen, wir opfern ihm uns selbst auf um ihn durch uns zu ergänzen, wie wir dasselbe von seiner Seite bedürfen; und so zeigt sich die Idee der ergänzenden Gemeinschaft zugleich als

Wohlwollen und als Streben zur Vollkommenheit; denn diese ist nur möglich, indem Einer den Andern bildet und ihm das Seinige mittheilt; zu eigener Vervollkommnung suchen wir die Ergänzung im Andern. Das Gebot welches Christus für das höchste in unserm Verhalten zu den Mitmenschen erklärte: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", drückt demnach für Fichte das Doppelte aus: „Ergänze ihn thatkräftig wo er es bedarf und ergänze dich aus ihm durch gewissenhafte Hingabe an seinen Genius!"

Aber die Einheit eines Jeden mit allen Einzelnen ist niemals durchgeführt, die Mehrzahl der innern Beziehungen von Mensch zu Mensch bleibt extensiv und intensiv hienieden unentwickelt, und das Bild der Menschheit in völliger Wechselergänzung aller ihrer Glieder bleibt ein Ideal dem wir nachtrachten. Wir bedürfen einer integrirenden Idee, und es ist die der Gottinnigkeit. Sich in Gott wissen ist zugleich das Bewußtwerden der Einheit und Gleichheit Aller in Gott. In diesem gemeinsamen Lebensgrunde fühlen wir uns Eins mit allen Menschen; lebendige Gottesliebe ist darum wirksam werdende Menschenliebe. Wir können unser Wohlwollen nicht Allen durch die That erweisen noch uns durch Alle bildend vervollkommnen; die uns selbst fehlenden Kräfte, die uns von Menschen gebrechende Hülfe müssen wir in einer über die Menschheit hinausliegenden Ergänzung suchen, wir bedürfen des Vertrauens auf die wirksame Gegenwart Gottes in der Menschheit, auf die Vorsehung. Und dieser Glaube führt zur Hoffnung auf den fortwährenden Sieg des Guten, auf die tiefere Ausgleichung der Misverhältnisse zwischen der Idee und dem Factischen. In der Gottinnigkeit werden alle Menschen durch den Bund der Gesinnung geeint, um das Ewige an jedem Einzelnen hervorzubilden und zum ebenso ewigen Grunde der Gemeinschaft zu machen. Diese wird dadurch zum Reiche Gottes. Durch Christus ist es für uns angebrochen, seine volle Verwirklichung ist das Ziel der Weltgeschichte. Es ist unserer Zeit wieder offenbar geworden daß das politische wie das private Leben ohne Religion nicht gedeihen kann; wir haben eine vielverheißende Bewegung scheitern sehen, weil ihr die religiöse Weihe fehlte. Ich glaube, Alle denen es Ernst ist mit einer Wiedergeburt der Gesellschaft müssen der neuern Philosophie für die Begründung der Idee der Gottinnigkeit Dank wissen; sie soll die Geister nicht dogmatisch binden, sondern in durchgeführter Selbsterkenntniß zur Freiheit der Kinder Gottes leiten.

Wollen wir die Freiheit begreifen, so müssen wir zunächst Zweierlei ins Auge fassen. Ein mal ist alles Individuelle ein Eigenlebendiges das sich nach seiner innern Natur entwickelt; Bedingungen der Außenwelt sind ihm dazu nöthig, wie der Pflanze die Luft, der Boden, die Nahrungsstoffe; aber wie diese keine Pflanze von sich aus produciren, so ist alles organische Dasein ein Sichentfalten und Bilden nach Gesetzen, nicht aus Gesetzen, und selbst innerhalb der Gesetze ist jedem Lebenskeim ein Spielraum gewährt, und es folgt allerdings die Eiche, die Rose in der Stellung ihrer Blätter wie in deren Form einer bestimmten Regel, in der Zahl und Größe derselben aber der eigenen Kraft.

Dies Eigenlebendige der Natur wird nun im selbstbewußten Geiste zur Selbstbestimmung, und das Bewußtsein ist das Zweite was wir zur Erkenntniß der Freiheit richtig auffassen müssen. Seine Thätigkeit als Denken besteht darin daß es in allen Acten zugleich bei sich selbst ist und bleibt, daß seine Einheit und schöpferische Macht die besondern Gedanken erzeugt, überschaut und sich in ihnen stets auch selbst erfaßt. Nicht müssen zu müssen, nicht gezwungen werden zu können, sondern sich durch sich selbst zu entscheiden, durch eigenen Entschluß das Aeußere erst zu einem Motiv des Handelns werden zu lassen, ist für den Willen die negative Basis der Freiheit; die positive ergibt sich darin daß seine Handlungen aus dem Selbstbewußtsein hervorgehen, daß dieses vor der That überlegt und erwägt, die einzelnen Vorstellungen, die einzelnen Gründe damit als Möglichkeiten anschaut, von denen es eine oder die andere verwirklichen kann nach seiner Wahl. Der Geist gewinnt dadurch Gewalt über seine einzelnen Lebensmomente daß er sich in der Allgemeinheit des Ichs von ihnen unterscheiden kann. Jeder Entschluß, jede That geht aber in das Ganze des Geistes bildend ein und wirkt somit auf alles Künftige mitbedingend; der Mensch entscheidet sich stets aus der Totalität seines Wesens und diese selbst ist das Resultat aller seiner frühern Entscheidungen; die Freiheit ist kein ruhender Zustand, sondern die fortwährende Befreiungsthat des sich selbst bestimmenden Genius.

Den ersten dieser Gesichtspunkte hat Fichte im Auge gehabt, aber den zweiten, die Untrennbarkeit von Selbstbewußtsein und Freiheit, hat er, ich will nicht sagen übersehen, aber doch nicht nachdrücklich genug hervorgehoben, und wenn er wiederholt sagt, der Wollende sei frei, die einzelnen Handlungen aber nothwendig, so ist dieser Ausdruck kein glücklicher, indem er zu sehr an den Determinismus erinnert; ich würde statt nothwendig lieber sagen: durch seinen Charakter bedingt. Und hiermit verknüpft sich dann die bewundernde Anerkennung für die trefflichen Erörterungen über die Entwickelung des Willens zum Charakter, zur sittlichen Vollendung, von der Stufe des Naturells und der Triebe aufwärts durch den Kampf mit der Versuchung und dem Bösen zum selbstbewußten Vollbringen des göttlichen Gesetzes als der eigenen eingeborenen Wesenheit. In keiner Ethik ist dies so umfassend und einsichtig dargestellt wie in der vorliegenden.

Ziehen wir zu diesen Erörterungen Fichte's Dasjenige heran was Chalybäus in seiner „Ethik" und neuerdings Fischer in dem dieser Wissenschaft gewidmeten dritten Band seiner „Encyklopädie der Philosophie" in Bezug auf den Freiheitsbegriff geleistet haben, so sehen wir auch hier das wechselseitig sich ergänzende, so erfreuliche Streben den Thatsachen gerecht zu werden, die innern Erfahrungen des Wahlvermögens, des Gewissens, der Sünde, Buße, Bekehrung in der Tiefe des Gemüths zu erfassen, und nicht etwa Dasjenige zu leugnen was in die seitherigen Systeme und Theorien nicht paßt, sondern diese vielmehr jenen gemäß zu erweitern. Es ist kaum glaublich, aber es ist wahr daß den falschen Theorien gegenüber jene Thatsachen erst wieder zur Anerkennung gebracht werden sollen; gerade sich so nennende Empiriker leugnen die Freiheit, weil sie sich nicht in der Natur findet, sie machen Alles zur Naturentwickelung, das Sittliche in seiner Eigenthümlichkeit hat dann keine Geltung mehr. Aber wir würden von einer Natur als solcher gar nicht reden, wenn nicht etwas Anderes von ihr Unterschiedenes vorhanden wäre, an dem wir sie begrenzen und bestimmen; Nothwendigkeit und Willkür sind relative Begriffe, deren einer nur in Bezug auf den andern gedacht werden kann, sie gehören zueinander wie Nord- und Südpol des Magnets und wir können die eine nur auffassen wenn uns zugleich die andere in der Erfahrung gegeben ist. Leugnet ihr den Magnetismus weil er nicht allen Metallen zukommt? Leugnet ihr das Licht weil ihr es nicht auch mit den Ohren vernehmt, mit Händen tastet? Nun so laßt auch der innern Erfahrung ihr Recht, wonach wir Alle wissen daß wir zwischen verschiedenen Vorstellungen prüfend wählen, indem uns die Entscheidung für eine wie für die andere möglich war, und erkennt auch ein Freies an das aus dem berechenbaren Erfolg der Naturbedingungen heraustritt! Von der Wahrheit überwältigt fällen doch alle Materialisten moralisirende Urtheile und erkennen doch thatsächlich die Erziehung und die Zurechnung an, die beide ohne die Freiheit gar keinen Sinn hätten.

In Goethe's „Geheimnissen" lesen wir die bedeutsamen Worte:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort:
In diesem innern Sturm und äußern Streit
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt die alle Wesen bindet
Befreit der Mensch sich der sich überwindet.

Das erste Sicherfassen des Menschen ist das zur Eigenheit, zur für sich seienden Individualität; es wird in seiner Einseitigkeit zur Selbstsucht, zur Abtrünnigkeit des Willens vom Ganzen, in dem wir erstehen und bestehen; aber dies Ganze oder der Gottesgeist ist als innerster Lebensgrund uns gegenwärtig, er spricht in der Stimme des Gewissens, und kraft seiner können wir durch die Wiedergeburt ihn in uns bethätigen. Das ist die Versöhnung des Eigenwillens mit dem Grundwillen, und in der Ueberwindung des Egoismus gehen wir ein in das ewige Leben.

Wer schlägt den Leun, wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
Das thut er der sich selbst bezwingt.
(Walther von der Vogelweide.)

Aber die Kraft dazu verleiht eben der in Allem waltende Eine Gott. In Uebereinstimmung hiermit schreibt einmal Fichte: „Mitten in die selbstsüchtigen oder ungewiß in sich schwankenden Regungen des Willens tritt ein höheres Wollen hinein und verleiht dem Menschen die ungeheuere Macht: sich selbst zu überwinden. Niemand kann jedoch Sieger sein über jene gleichfalls dem tiefsten Ursprunge der Dinge entstammte menschliche Selbstheit als das Göttliche selbst in seiner höhern geistigen Macht. Darin findet der Sinn jenes räthselhaften Ausspruchs: Nemo contra Deum nisi Deus ipse, seine tiefste Aufklärung. Deshalb ist auch Enthusiasmus in seiner reinsten und edelsten Form, die stille Energie der Willensbegeisterung, das eigentliche und entscheidende Wahrzeichen echter Sittlichkeit. In allen Wendepunkte der Geschichte die ein höheres Dasein der Menschheit vorbereiten, ebenso an allen Menschen großen und reinen Strebens zeigt sich jene strenge Zucht des göttlichen Geistes, der an ihnen den Eigenwillen zerbricht und seine heilige Uebermacht sie empfinden läßt."

Die Tugend- und Pflichtenlehre hat Fichte in gedrängter Darstellungsweise, aber doch umfassend behandelt. Ueberall begegnet uns neben der philosophischen Einsicht, die mit eigener Geistesschärfe und im Bunde mit den hervorragendsten Denkern aller Zeiten das Wesen der Sache zu ergründen sucht, eine durchaus edle, humane Gesinnung, eine innige Wärme des Herzens; und die scheinbar starren schulmäßigen Paragraphen sind von einem reinen seelenerquickenden Gemüthshauch durchweht. Der Leser fühlt daß hier ein sittlicher Geist über die Sittlichkeit schreibt. Es ist nicht die hinreißende Gewalt, der Blitz und Donner wie in den Werken Fichte's des Vaters, es ist mehr die stillwirkende Milde der Frühlingssonne die hier Blätter und Blüten wachsthumspendend umspielt. Der Verfasser hat ein Recht zu sagen, daß Diejenigen seine ethische Weltansicht leicht und sicher erfassen werden welche durch harmonisch-sittliche Gemüthsbildung vorbereitet sind, denn sie finden darin den Begriff zu Dem dessen sie selbst längst innegeworden sind. 15.

Vergangene Tage von Karl Gutzkow. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1852. 8. 28 Ngr.

Der unter dem Titel „Vergangene Tage" erschienene dreizehnte Band der „Gesammelten Werke" von Karl Gutzkow bietet außer einer vom November 1851 datirten „Vorrede" folgenden Inhalt: I. Wally, die Zweiflerin. Roman. II. Appellation an den gesunden Menschenverstand (1835). III. Kirchenrath Paulus an den Verfasser der „Wally" (1836).

Diese Veröffentlichung ist, wenn nicht mit Freude vom literarischen, doch mit Theilnahme vom literarhistorischen Standpunkte aus zu begrüßen. An sich ist allerdings mit dem Wiederabdruck von Gutzkow's „Wally" weder für die Literatur eine Bereicherung noch für das Publicum ein Amusement gewonnen; denn wir haben während der letzten 17 Jahre unsern Geschmack nicht so schlimm mit den Krebsen wettlaufen lassen daß wir heute innerliches Interesse an einer capriciösen Phantasieschöpfung nehmen könnten, von der mißurtheilende Zeitgenossen einst sagten, sie sei eine große künstlerische Verirrung, und unserm Vergnügen an literarischen Producten geben wir nicht fremde Schwäche zur Nahrung. Trotzdem aber hat der Autor ein Recht, für die Wiedereinführung seines ungerathenen Kindes „Wally" ein dankbares Publicum zu beanspruchen, und die Literarhistorie hat von der Entsagung Act zu nehmen, mit welcher Gutzkow die buchhändlerische Rehabilitation der schönen Sünderin veranlaßte.

„Wally" tritt nicht im neuen Kleide vor das Publicum um Eroberungen zu machen. Ihr Autor glaubt selbst nicht an die Macht verblühter Reize und schlägt ihr deshalb in magdalenenhafter Stimmung den Büßermantel um die Schultern. Nach langem Widerstreben hat er sich dem dringenden Verlangen gefügt, ihr zertrümmertes Bild wieder aufzurichten, und jetzt wo dies geschehen nimmt er nicht Anstand angesichts desselben mit offenem Herzen zu beichten. Diese Beichte ist es die uns heute zumeist interessirt; denn mit „Wally" ist die Kritik fertig, und nicht in Gutzkow's Interesse liegt es daß die Frage über ihren literarischen Werth neu zur Discussion gebracht werde. Wenn die aphoristische, skizzenartige, lakonische Fassung der „Wally" immerhin ein beachtenswerthes Talent verräth, das eine relative Anerkennung verdiente, so kommt der Umstand daß des Autors Richter und Gegner vor 17 Jahren hierüber bei ihrer Verurtheilung hinwegsahen dem künstlerischen Werth des Buchs doch wenig zugute, und wenn ferner selbst einige episodische Züge, wie die Mär vom gespenstigen Tambour, von poetischem Hauche durchweht sind, so entschädigt das einzeln zerstreute Gute doch immer nicht für die zerfahrene Erfindung und die Verschrobenheit der Charaktere. Unter dem Gefrierpunkte des starrsten Zweifels gedeiht die Poesie nicht, und wo nicht schon früher, so sind wir doch seit 1848 mit solch genialen Gesellen wie Cäsar, die Alles an ihrer Individualität zerreiben, einen ganzen Friedhof todter Ideen in ihrem Herzen tragen und nur noch mit Begriffsschatten, mit gewesenem Enthusiasmus rechnen, gründlich fertig geworden.

Um all Das handelt es sich nicht mehr. „Wally" gehört der Vergangenheit, der Geschichte an und so gibt auch Gutzkow den Wiederabdruck seines vielbesprochenen Zweiflerinromans als „geschichtlichen Mitbestandtheil" einer nicht zu verschweigenden literarischen Entwickelungszeit: er will das Material der Zeitenchronik vervollständigen, um über dieselbe Jedermann ein Urtheil möglichzumachen.

Dieser letztere Zweck ist Das was lauten Dank und Anerkennung bei der Wiederveröffentlichung der „Wally" verdient. „Wally" nämlich ist sowol für das Verständniß der ganzen jungdeutschen Literaturperiode wie auch für die Beurtheilung Gutzkow's insbesondere ganz unerlaßlich. Nicht blos weil sich aus den Steinen die nach dem sündigen Verfasser derselben geworfen wurden das Piedestal seines ersten Rufs schuf, sondern mehr weil schon in „Wally" sich die Eigenthümlichkeiten des Dichters ausprägen, wenn auch, wie Erz in der Schlacke, in umschleierter, barocker Fassung. Raffinement und Skepsis herrschen in „Wally" mit so souverainer Allgewalt daß sich die Poesie in den äußersten Winkel der Episode verkriecht. Das Raffinement mußte zur künstlerischen Erfindung, die unfruchtbare Skepsis zum befruchtenden Gedanken sich abmäßigen, bevor die Poesie in der Gutzkow'schen Dichtung ihren Einzug feiern konnte. Und so kam es auch später; deß ist schon „Se-

raphine" Zeuge. Wer dem Dichter gerechtwerden will, muß der Lecture der „Wally" die von „Seraphine" nachfolgen lassen; wer aber ein vollständiges Bild von Gutzkow haben will, der darf mit „Seraphine" nicht anfangen, der kann sich selbst und der Wahrheit nicht gerecht werden, solange er „Wally" nicht in den Kreis seiner Kenntniß zog.

Zur Erklärung der „Wally" gibt uns Gutzkow beachtenswerthe Winke an die Hand, in denen er sich zugleich selbst mit charakterisirt. Der erste liegt nahe genug: „Wally" ist ein Kind ihrer Zeit. Jungdeutschland fand die Welt noch nicht so aus den Fugen wie sie es heutzutage ist. Im Gegentheil traten die Autoren desselben in jene für materielle Dinge noch ziemlich naive, am Phantastischen und Speculativen aber übergesegnete Zeit nach der Julirevolution ein. „Jede auf dem meist so ruhigen Spiegel der Oeffentlichkeit aufgeworfene kleinere Blase erregte damals Aufmerksamkeit. Und in der That waren die Erscheinungen die von sich reden machten keine geringen. Hegel, Schelling, die neugewonnene Theilnahme für den plötzlich besonders liebevoll ergründeten Goethe, die künstlerischen Regungen Düsseldorfs und Münchens, die wachsenden Monumente, König Ludwig's Kunstideen, mit denen er eine kleinliche Politik vergessen machte, Fürst Pückler, ein Bindeglied der Stände im Urtheile über «allerhand und noch einige» Dinge, Bettina, aufgehend wie ein märchenhafter Morgenstern und uns an wunderbare Krippen kindlicher Anbetung geleitend, Rahel, die Alles Auflösende, Zerzupfende, Alles anders und Jedes um seiner selbst willen neu Betrachtende, dazu die prächtige Wort und Gedanken blendende neue Lyrik Lenau's und Rückert's, die reiche, wissenschaftliche und kritische Debatte an allen Universitäten, wo junge Kräfte allmälig reiften, die später in den vierziger Jahren im Wirken von Ruge und Feuerbach ihre Organe fanden ... das war eine Zeit so sonnenhell, so bewegt bewegend, so bunt und schallend daß man sie mit den beiden unvergleichlichen Sommern von 1834 und 1835 selbst vergleichen möchte, mit diesen beiden gesegneten Frucht- und Kelterjahren, wo über alle deutsche Gauen ein so goldenes Netz ausgespannt schien, daß es überall glitzerte und schimmerte wie von Sonnenstrahlen die sich abendlich an vieltausend Fensterscheiben brechen. Das waren zwei Wunderjahre!" ... Und in diese Wunderjahre lebensfroher Naivetät erscholl unheimlich die Kunde einer blutigen That, die Kunde von dem Selbstmord, ich sage gern der Selbstaufopferung der Charlotte Stieglitz. Dieser grauenvolle Tod wurde die Anlehnung des Buchs „Wally" und die erste Veranlassung dazu bot ein schreckhaftes, von einem jungen Mädchen kurz ausgestoßenes Wort: „Wie läßt sich begreifen was wir glauben sollen!" „Selbstmord um eine Idee, Selbstmord um eine im Glauben und in der Liebe wankende und fortgezogene Stütze" ... das war das Thema des Autors. Er suchte nach seiner ursprünglichen Intention eine tragische Parallele zu geben zum scheinbaren Leichtsinn einer gedankenlosen Außenseite, er suchte ein Interesse an den Ideen wie eine persönliche und reine Herzensangelegenheit darzustellen.

Diese speculative Intention trug den Keim des Mislingens für den Erfolg noch keineswegs in sich. Die Aufgabe war schwierig gestellt, aber nicht unlösbar. Doppelt schwierig in Auffindung des Ebenmaßes zwischen Poesie und Speculation, aber auch doppelt ehrenvoll für eine junge Kraft. Das Hauptgewicht wäre also auf die Ausführung zu legen, und bezüglich dieser sind die Selbstbekenntnisse Gutzkow's besonders interessant, zumal man über sie als Motto die Worte schreiben kann: „Ueber die wahre und deshalb verfehlte Absicht des Buchs keine Verhüllung!"

Das Geständniß, bekennt Gutzkow, daß man einen unreifen, der Welt unkundigen Jugendsinn in dem Momente einer großen, unbedacht gegebenen Blöße überrascht hatte, konnte im Verfasser nicht unabgelegt bleiben. Es hätte, wenn ihm so an dem ideellen Inhalte seines Buchs gelegen war, dies Alles, er fühlte es bald, behutsamer, wirksamer angelegt vorgetragen werden können, nicht in dieser Preisgabe einer so aufgeregten, von den Räthseln der Zeit in Unruhe versetzten, nur dem Eingeweihten der neuen Dicht- und Denkprocesse verständlichen Subjectivität. Auch verhehlt er nicht daß sein Roman aus anderer Absicht denn eines psychologischen Problems wegen geschrieben sei. Er gibt den Goliath's die sein kleines Büchlein massacrirten völlig Recht, wenn sie die romantische Einkleidung des Ganzen für eine Bagatelle erklärten, die dem Autor nur in zweiter Instanz Werth haben konnte, während die polemische Tendenz gegen die Ansprüche des Theologen- und Kirchenthums ihm die Hauptsache war. „Der Verfasser leidet in der That an dieser gefährlichen Abneigung gegen das große geistliche Phantasma der Jahrhunderte, das er mit so vielen Ehren und Würden bekleidet, mit so vielen Unterlagen von äußerer Autorität in dieser Welt gehoben und gestützt sieht. Er würde den Augenblick für eine wahre Himmelswohlthat halten, wo Christus in der That, wie er uns verheißen hat, zur Erde niederschwebte und eine vernünftigere Auslegung seiner Lehre gäbe, etwa eine solche, wie man empfindet wenn Millionen Menschen auf die sich verfinsternde Sonne blicken und der auf sie fallende Schatten des Mondes uns die wunderbare Maschinerie des Universums in einem Grade vergegenwärtigt daß wir die Achse aller Himmel und Erden glauben knarren und ächzen zu hören und uns sagen müssen: Was ist diese kleine Erde mit ihrem Glauben, ihrem Meinen, Hoffen, mit ihrem Ringen und Kämpfen in den Myriaden von Erden, die alle wie unsere ihre Geschichte haben werden! Wer diesen großen schwarzen Ring in der Sonne statt am 28. Juli 1851 schon 16 Jahre früher gesehen hätte, würde auch die Polemik gegen den Wahn der Erde etwas königlicher und majestätischer geführt und sich in einer solchen Frage nicht auf den kleinen und so gefährlichen Plänklerkrieg gegen berliner Consistorialräthe und potsdamer Generalsuperintendenten eingelassen haben. Geboren unter diesen ehrwürdigen Kirchenlichtern, vergaß der Autor daß solche Composition, wenn man mit der Schere an ihr sich zu schaffen macht, beim Laufe dieser Welt nur desto heller brennt ... Ueber Religion und Christenthum denkt er, trotzdem daß er an Vogt's «Physiologische Briefe» und Rudolf Wagner's endlich entdeckte «psychische Bläschen» im Gehirne nicht glaubt, dennoch seit dem großen schwarzen Mambrinushelm in der Sonne vom 28. Juli 1851 Nachmittags 3½ Uhr von allem unserm Rüstzeug in Glaubenssachen so absonderlich daß ihm eine Polemik wie die in jenen Geständnissen über Religion und Christenthum jetzt als reine Don-Quixoterie erscheint. Das Studium des großen wunderbaren Kosmos, die Zunahme unserer Einsichten in der Naturkunde wird uns über die Fragen der falschbegründeten Religion viel milder und ruhiger stimmen. Man wird allerdings keineswegs christlicher, aber auch nicht unfrommer werden als sonst. Man wird von der Geschichte des Heilands, seiner Jünger, der ersten Christen und den spätern Schicksalen und Läuterungen der Christuslehre mit gesteigerter Innigkeit Das entnehmen was in diesen Offenbarungen des ringenden Menschengeists mit unserm eigenen Bedürfniß nach Geistesluft und Lebenswärme übereinstimmt, mit einem Worte Das was am Christenthum die gleiche Passivität unserer noch immer nicht befriedigten Sehnsucht nach Erkenntniß bezeichnet; im Uebrigen aber wird die gehässige Weltlichkeit, wie jene Sehnsucht fast zwei Jahrtausende lang sich aussprechen durfte, immer mehr absterben und mit manchen andern Trümmern der Vergangenheit den großen Strom der Vergessenheit hinunterschwimmen. Man wird über alle Religion anders fühlen können als Feuerbach, aber über das Christenthum kaum noch anders als David Strauß. Der große Umstand den der Autor in diesem Buche von gewissen Demonstrationen gemacht hat richtet sich im Auge des Aufgeklärten von selbst... Bedenklicher ist dagegen vom sittlichen Standpunkte aus jene Partie des zweiten Buchs die man die Zigeunerscene genannt hat. Denn hier scheint leider dem Verfasser vor 16 Jahren die Logik einen argen Vexirstreich gespielt zu haben. Erklären kann er die Ri-

vetät, die ihn glauben ließ man würde sich auf die Symbolik einer im Geiste vollzogenen Ehe, auf die Allegorie einer durch den Gedanken vollfüheten Vernichtung seiner selbst vor der Macht eines geliebten Andern mit nachgiebigem Zugeständniß einlassen, nur durch jene Zeit einer absoluten Schönheitswerbung, wie sie gleichzeitig in der düsseldorfer Malerschule stattfand."

Es ist diesen Erklärungen Nichts beizufügen als ein Bedauern darüber daß Gutzkow die „Wally" nicht in völlig unveränderter alter Gestalt gelassen hat. Er gab sie als historisches Actenstück; nur als solches sollte sie erhalten bleiben, deshalb mußte sie es auch unverbessert und mit all den alten Fehlern sein. Aus diesem Grunde wäre es wünschenswerth gewesen, Gutzkow hätte die kleinen Correcturen, die erläuternden Bemerkungen, die er hier und da in den Text des Romans gestreut hat, unterlassen, denn dadurch werden wedee seine Gegner versöhnt, noch gewinnt das Buch an sich, der historischen Treue aber wird geschadet. Jene Schutztäfelchen wider Misverständniß mußten in der Vorrede gesammelt bleiben, hier durfte er seine Leser instruiren, nicht im Buche selbst. Ich habe den alten Wallyteet nicht zur Hand, auch nicht im Gedächtniß, aber ich wollte eine gute Partie Correcturen annotiren, von denen das Gefühl dem Leser sofeet sagt daß die Lesarten der neuen Ausgabe nicht 1835, sondern 1851 geschrieben sind. Wenn die Zigunenscene jetzt mit den Worten endet: „Tiefes Geheimniß bedeckte die geistige Vermählung welche eben Die geschlossen hatten die sich liebten und nicht besitzen duefttn; war nun Wally nicht doch Cäsar's Gattin?" so gleicht diese Interpretation der Douche im Dampfbade, den heilsamen Erfolg ausgenommen. Konnte der Autor sich nicht genügen lassen daß er schon an der Spitze seines Buchs den Leser auf die „Symbolik einer im Geist vollzegenen Ehe" verwiesen hatte? Oder glaubte der Autor sein Buch im Texte commentiren zu müssen, so hätte er es wenigstens so thun sollen daß die neue Lesart als solche Jedem erkennbar ward. 2.

Sommermärchen in Reisebildern aus Deutschland, Belgien, Frankreich, England, Schottland im Jahre 1851 von Ludwig Rellstab. Drei Theile. Darmstadt, Lange. 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

„Ihr sollt Landschaften, Städte, Menschen, Kunstwerke schauen! Sind das nicht die Wunder der Natur und die Wunder des schöpferischen Menschengeistes? Aber das Märchen ist die Welt des Wunders, des Wunderbaren wenigstens!" Damit rechtfertigt der Verfasser den Titel „Sommermärchen", den er seinen Reisebildern noch beigegeben hat, einen Titel den wir trotz dieser schlagenden Begründung doch für Nichts weiter halten können als für ein Kind der Zeit und der Speculation, denn die Märchen machen heutzutage gute Geschäfte. Wir haben es also mit keinem Märchen — der Verfasser protestirt selbst in gewisser Beziehung gegen seinen Titel und versichert die lauterste Wahrheit geben zu wollen — sondern einfach mit einer Reisebeschreibung zu thun. Der Titel bedarf aber auch noch in anderer Beziehung einer Einschränkung: die Reisebilder von Deutschland, Belgien und Frankreich sind sehr karg ausgefallen; sie nehmen nicht ganz den vierten Theil vom ersten Bande ein, die übrigen drei Viertheile und der zweite und dritte Band beschäftigen sich nur mit England und Schottland; Belgien ist im Ganzen mit nicht völlig zwei Seiten abgefunden. Der Verfasser ist von Aachen aus über Verviers, Tirlemont, Löwen, Mecheln und Brüssel mittels Dampfwagen nach Paris gereist. Dieses und daß der belgische Antheil der Eisenbahn eigentlich nur aus einem einzigen, dann und wann von einem Viaducte unterbrochenen Tunnel bestehe berichtet er uns; das ist Alles. Von Brüssel „hätte er außerordentlich viel zu erzählen, will es aber versparen, weil er auf der Rückreise noch ein mal durchkommt". Durchgekommen ist er allerdings noch ein mal, aber wir hören wieder Nichts. „Was ich von Ostende, der heitern Badestadt, von Brüssel, von Antwerpen, von seinen Sammlungen, von der brüsseler Kunstausstellung, von der Heimfahrt zu erzählen hätte, an glänzendem Stoff und Eindrücken auf Geist und Gemüth — es würde einen vierten Band reichlich füllen! Aber wir haben an dreien genug." Dagegen läßt sich Nichts einwenden; nur hätte der Titel auf Das was das Buch gibt, Reisebilder aus England und Schottland, beschränkt werden sollen, denn von Deutschland und Frankreich enthalten die Märchen nicht viel mehr als von Belgien.

Die Reise ist am 4. August 1851 angetreten worden, die Zeit vom 7. bis 29. August füllt eine Badecur in Ems; am 31. August ist der Verfasser schon in Paris, am 5. September in Boulogne, am 6. in London und am 1. October wieder in Brüssel. Es bedarf nach diesen Daten kaum der Erwähnung daß sich die Reisebilder, auch was England und Schottland anlangt, nur auf solche Punkte erstrecken welche dem großen Verkehr mittels Eisenbahnen und Dampfschiffahrt zugänglich sind; indeß machte es die weite Ausdehnung und vielfache Verzweigung dieser Verkehrsmittel dem Verfasser möglich eine Masse inteeessante Orte und schöne Gegenden ins Auge zu fassen, bis in die Gebirge des südlichen Theils von Mittelschottland, namentlich bis zum Loch Lomond vorzudringen und an den merkwürdigsten Punkten und schönsten Stellen sich solange zu verweilen daß er neben den im Fluge erhaschten Anschauungen auch manche sorgfältigere Beobachtungen anstellen und bleibende Eindrücke in sich aufnehmen konnte.

Die Schilderungen die der Verfasser von Dem gibt was er in solcher Weise gesehen und erlebt sind anziehend und lebendig, und gern folgen wir ihm durch das unermeßliche London — von dessen riesigem Verkehrsleben durch manche glücklich herausgegriffene Züge ein kräftiges Bild entworfen wird —, durch das schöne Edinburg, die reizenden Gebirgsthäler und einsamen Seen des südlichen Theils von Mittelschottland, zu der berühmten Klosterruine Melrose, nach Abbetsford, dem nahe dabei gelegenen Landsitz Walter Scott's, an den lieblichen Windermeresee in Cumberland, und nach Manchester und Liverpool, den gewaltigen Pflanzstätten der Manufactur und des Handels, deren Großartigkeit mit den eindringlichsten Farben geschildert wird. Wir erhalten eine anschauliche Vorstellung von dem unermeßlichen Nationalreichthum Englands und von der sichern praktischen Kraft womit der Engländer ihn nützt.

Von Liverpool begab sich der Verfassee nach Bangor, um die berühmte Tubularbrücke über die Menaistraße zwischen Carnaervon und Anglesea in Wales, die Britanniabrücke, in Augenschein zu nehmen, welche zur Abkürzung der Eisenbahn und Dampfschiffahrt nach Dublin errichtet und im August 1850 vollendet wuede. Die Breite der Menaistraße beträgt 1500—1700 Fuß, eine Breite die der Verfasser, um dies beiläufig zu erwähnen, irrigerweise als das Doppelte der Breite des Rheins bei Mainz bezeichnet, da der Rhein dort bekanntlich eben auch 1700 Fuß beeit ist. Aber nicht die Ausdehnung der Brücke ist das Wunderbare an diesem Bauwerke, sondern die Construction derselben, indem sie aus vier Eisentunnels besteht, die auf thurmartigen Pfeilern aufliegen. Die beiden größern Stücke dieses Tunnel sind je 472 Fuß lang, 27 Fuß hoch und 25 Fuß breit, und die Hauptschwierigkeit beim Bau bestand darin diese ungeheuere Eisenmasse im Ganzen während der Flutzeit an den Fuß der Thürme zu bringen, und sie dann bis zu 102 Fuß über den Wasserspiegel emporzuschaffen. Der Verfasser geht auf diese Operationen, welche unter der Leitung Stephenson's vollzogen wurden, zurück und entwirft ein lebensvolles Gemälde von diesem unter der regsten Theilnahme einer ungeheuern Menge von Zuschauern ausgeführten „Meisterstücke der Ingenieurkunst und Wissenschaft".

Von Bangor kehrte unser Reisender in einer Tour nach London zurück und weiß uns von seinem weitern, fast vierzehn-

tägigen Aufenthalt daselbst, von der Westminsterabtei und Westminsterhall, dem Tower, den Docks, dem Polytechnischen Institut, dem Zoologischen Garten, dem Nationalmuseum, dem Colosseum, dem Riesenglobus, der Times office, der Broadwood'schen Pianofortefabrik, der Barklai-Brauerei, von Vauxhall, Windsor, Richmond, Greenwich und Woolwich, endlich von der vielberühmten Weltausstellung und andern Sehenswürdigkeiten noch manches Interessante zu berichten.

Alles Dies gilt aber nur insoweit als der Verfasser vernünftig redet, nicht in Bezug auf denjenigen Theil seiner Reisebilder, wo das Gegentheil stattfindet. Der Ausdruck dessen wir uns bedient haben klingt etwas gefährlich, und wir hätten vielleicht einen andern gewählt, wenn wir nicht eine Autorität dafür anziehen könnten, gegen die Niemand Etwas einwenden wird, nämlich die des Verfassers selbst. Man vergleiche I, 78: „Nun will ich aber vernünftig reden wie ein Orakel"; S. 84: „Nun ist es Zeit daß ich den Leser vernünftig von Allem au fait setze"; S. 100: „Allein ich muß ja einen gesetzten Continentalstil schreiben, keinen seekranken, darum rücke ich mich vernünftig zurecht und fahre fort wie folgt"; S. 101: «Vernünftiger Stil! Guter!» „Ja so! Ich fahre schon, da ich abgesetzt bin vom Wagen, ganz gesetzt fort." Natürlich setzt dieses vernünftige Fortfahren ein vorhergegangenes Contrarium voraus, und dieses Contrarium, was sich durch das ganze Werk, namentlich durch die beiden ersten Theile, stellenweise hindurchzieht, ist Nichts weniger als empfehlenswerth. Wir rechnen dahin einen dem Verfasser eigenthümlichen Humor, der sich in unendlichen Wiederholungen, namentlich in stets wiederkehrenden Apostrophen an den Leser und zwar von solcher Art gefällt, wie man sie einem Auditorium von Kindern gegenüber passend anwenden würde. Ein Beispiel für viele möge genügen. Der Verfasser beklagt sich über die durch den Nebel verkürzte Aussicht auf dem Thurme der Paulskirche in London und fährt fort: „Daß der Schleier ganz gehoben würde, das hat in diesem Jahrhundert schwerlich ein Sterblicher erlebt. Es ist also auch von mir nicht zu verlangen! Und doch, ich will euch das ganze Bild zeigen; ich verspreche es euch, Leser!" „Ach, das sind Sommermärchen!" „Nein! Mein Wort wird eine Wahrheit; nur warten müßt ihr noch etliche Wochen, bis wir aus Schottland zurück sind. Jetzt steigt mit mir wieder hinab!" „Wie? Nachdem wir noch so gut als Nichts gesehen?" „Nach Belieben. Bleibt denn oben. Allein hofft ihr mehr zu sehen?" „Wir sehen genug." „Unrecht habt ihr nicht." Darauf folgt die Beschreibung. Mit solchen und ähnlichen Wendungen verknüpft der Verfasser fast ohne Ausnahme die Uebergänge in seinem Werke und füllt es.

Zu jenen Schattenpartien des Buchs, mit denen das vernünftige Fortfahren im Gegensatze steht, rechnen wir ferner die oberflächlichen politischen Raisonnements, mit denen es hier und da ausstaffirt ist. Pariser Kaffeehausgespräche über die französischen Revolutionen (die noch dazu für so wichtig gehalten werden daß Einzelnes aus dem ersten Theile in einer Note zum zweiten Theile wörtlich recapitulirt wird), ein ganz vom Zaune gebrochenes politisches Postscriptum von 30 Seiten am Schlusse des zweiten Theils, in welchem der Verfasser nach Befinden auf der folgenden Seite Das wieder abwirft was er auf der vorhergehenden aufgestellt hat, und andere dergleichen Episoden.

Die vorgedachten Widersprüche können uns allerdings nicht überraschen, da wir vom Verfasser selbst zu mehren malen das Bekenntniß abgelegt finden daß er seine frühern politischen Ansichten gewechselt habe; und ob er überhaupt Beruf habe sich in dieser Sphäre geltendzumachen, das läßt sich am besten aus seiner Definition der Geschichte beurtheilen, welche „nach seinen Erfahrungen eine Wissenschaft ist die da die Dinge erzählt wie sie nicht geschehen sind, und die Personen schildert wie sie nicht gewesen". Bedankt euch bei Herrn Rellstab, ihr Geschichtschreiber von Herodot und Thucydides und Tacitus bis zu Schlözer und Gibbon, Heeren und Niebuhr, Ranke und Macaulay: der Sommermärchenschreiber würdigt euch seiner Titulargenossenschaft, wenn er selbst auch Das nicht sein will was er sich nennt.

Endlich rechnen wir hierher die Breite, in welcher sich der Verfasser da wo er launig sein will bis zur Ermüdung gefällt; sein sehnsüchtiges Schmachten nach jedem schönen Kinde das ihm in den Weg kommt, sei es nun im Eisenbahnwagen oder im Omnibus, im Cab oder auf einer Dampfschifftreppe, in einer schottischen Gebirgshöhle oder sonst wo immer — dieses verliebte Haschen nach berührender Annäherung an Alles was ein weibliches Gewand trägt und leidlich jung und schön ist; zuletzt die häufige Wiederholung eines und desselben Witzes, wohin die Ausbeute gehört welche die emser Esel und namentlich auch der Märchentitel liefern müssen.

Wir haben dem Verfasser was die Nichtschattenpartien seines Buchs anlangt schon oben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir treffen häufig auf schöne Stellen; aber als ob er es recht absichtlich darauf angelegt hätte dem Leser den Genuß daran zu verbittern, hebt er mitunter den ganzen Eindruck wieder auf, indem er das eben Gesagte durch ein geschwätziges Selbstlob oder durch eine triviale Paraphrase verwässert.

Hätte der Verfasser die nicht erquicklichen Partien seines Buchs unter besonnener Selbstkritik beseitigt und anstatt der drei Theile zwei oder nach Befinden nur einen durchweg gehaltvollen gegeben, so würde man seine Reisebilder mit Recht haben empfehlen können, was so wie sie vorliegen nur mit großer Einschränkung geschehen kann. 21.

Neue Forschungen über Kaiser Karl's V. Aufenthalt im Kloster Yuste.

Wenn es auch Belgien nicht an Männern fehlt, deren Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung der Anerkennung des Auslands im vollen Maße würdig befunden werden können, und wirklich die Werke Nothomb's, Altmeyer's, Borgnet's und Kervyn's und einiger Andern, sowol was kritische Behandlung als was methodische, lichtvolle Darstellung betrifft, mit Recht von auswärtigen Beurtheilern gerühmt worden sind, so besteht unleugbar das Hauptverdienst der in Belgien sich kundgebenden historischen Gelehrsamkeit in der Herbeischaffung kostbarer, bisher unbeachteter oder unzugänglicher Materialien, in der Lüftung des Dunkels das über zahllosen Documenten von geschichtlichem Werthe verbreitet lag. In dieser Beziehung sind die Namen Willems, von Reiffenberg, de Ram, Polain und Gachard auch über die Grenzen des kleinen Königreichs gedrungen, und der zuletzt Genannte besonders hat schon mehrmals als Herausgeber der Correspondenz Philipp's II. von Spanien mit den Generalstatthaltern der Niederlande, sowie der Briefe Wilhelm's von Oranien in deutschen Blättern rühmliche Erwähnung gefunden.

Auch auf die große historische Figur Kaiser Karl's V., jenes räthselhaften Fürsten, von dem man nicht weiß ob die Nachwelt ihm fluchen oder Dank wissen soll, hat dieser rastlose Forschergeist der belgischen Schule Lichtstrahlen geworfen die dem künftigen pragmatischen Bearbeiter seiner Biographie oder seiner Zeitepoche nützlich zustattenkommen werden. Ueber jene dunkle und letzte Phase der vielbewegten, tieferschütterten kaiserlichen Existenz, die man unter dem Klosterleben Karl's in Yuste begreift, ist hauptsächlich in neuester Zeit mancher Aufschluß in den Organen der belgischen Wissenschaft ertheilt worden, und es möchte dem Zwecke d. Bl. nicht unangemessen sein das hierauf Bezügliche in kurzen Zügen zu berühren, um auch in weitern Kreisen den nunmehr anerkannten Irrthümern, die besonders Robertson zu verbreiten beigetragen hat, endlich etwas Positives entgegenzusetzen.

Ohne uns darauf einlassen zu wollen zu untersuchen welche Gemüthsbewegungen den fünfundfunfzigjährigen Flamänder,

dem die Kronen dutzendweise zugeflossen waren, zur Zurückgezogenheit trieben: ob er, wie man zuweilen aufgestellt, vor den meuchelmörderischen Absichten seines Sohnes oder in bitterm Unmuth über den zu Passau geschlossenen Tractat dem Metier des Regierens entsagte; oder ob er, wie Strada zu glauben beliebt einer wahrhaft frommen Anregung Gehör geben wollte — greifen wir zunächst die Frage an: Was hat sich wirklich in der Stille des Klosters mit dem gebrochenen Gewalthaber zugetragen, welche Rolle hat er sich darin noch vorbehalten? Mag auch der Weltgeschichte wenig an diesen Aufhellungen liegen, dem Psychologen und dem gründlichern Forscher dieser bedeutungsvollen Erscheinung des 16. Jahrhunderts heißt es einen Dienst erweisen, über den letzten Lebensabschnitt des Kaisers das Dunkel zu heben und den Nimbus der Legende zu verwischen.

Als darauf bezügliche Hauptgeschichtsquelle galt für die modernen Biographen stets die Biographie des F. Prudentio de Sandoval, Bischofs von Pampeluna und Historiographen Philipp's III. (gest. 1621), die 1604—6 in zwei Foliobänden zu Valladolid unter dem Titel erschien: „**Historia de la vida y hechos del imperador Carlos V.**" Glaubwürdigkeit verschaffte diesem Buche besonders der Umstand daß der Verfasser zuerst über den Aufenthalt in Yuste den officiellen Bericht benützt hatte, den auf Befehl der Tochter des Kaisers, Donna Juana, damals Statthalterin von Spanien, der Prior des genannten Hieronymitenklosters, F. Martin de Angulo, darüber aufgesetzt hatte, und der sich in Sandoval's eigenem Besitze befand. Es ist zwar dieser Bericht unsers Wissens bisjetzt nicht abgedruckt worden, obgleich eine Copie davon in Madrid existirt, von der Gachard vor acht Jahren eine Abschrift hat nehmen lassen, aber es ist mehr als wahrscheinlich daß derselbe, wie das ganze Sandoval'sche Geschichtswerk, die Thatsachen im streng-orthodoxen Lichte darstellt und von der Gestalt Karl's jeden Flecken unkirchlicher oder auch nur unfrommer Denkweise abzuwischen bemüht war. Eine weitere Autorität ist der Hieronymit Joseph de Siguenza, der aber bei aller Gelehrsamkeit doch nur darauf ausging den retirirten Monarchen zu einem Helden einsiedlerischen Lebens, zu einer Berühmtheit seines Ordens zu stempeln. Letzterm scheint besonders der Jesuit Strada gefolgt zu sein. Endlich gesellte sich zu den beiden Obigen Don Juan Antonio de Vera y Zuñiga, Comte de la Rosa, dessen Bayle häufige Erwähnung thut, obgleich er nur einen Abriß von Karl's Leben verfaßt hat. Einestheils stützt er sich zwar nur auf Sandoval, anderntheils scheinen ihm aber auch andere Quellen zugebotegestanden zu haben, die den Werth seiner Arbeit erhöhen. Diese sind die erheblichsten Schriften auf denen die spätern Geschichtschreiber und besonders Robertson gefußt haben, und denen die Verbreitung der frommen Sagen über den gekrönten Einsiedler von Yuste beizumessen ist.

Einen empfindlichen Stoß versetzt diesen Sagen die im Jahre 1843 geschehene Bekanntmachung eines spanischen Manuscripts, das den Titel führt: „**Relacion historica documentada del retiro, estancia y muerte del emperador Carlos V. en el monasterio de Yuste**", und den spanischen Reichsarchivar Don Tomas Gonzalez zum Verfasser hat.*) Die Arbeit ist im Grunde Nichts als eine chronologisch geordnete Zusammenstellung der in den Archiven zu Simancas befindlichen Papiere, vorzüglich der Correspondenz zwischen dem kaiserlichen Secretair Martin de Gaztelu, sowie dem Majordomen Luis Quijada und der Tochter des Kaisers, Donna Juana; ferner der Briefe des Kaisers selbst an seinen Sohn und mehre andere Glieder des Hauses und des Staatsraths. Diese Darlegung läuft nun der Tradition von den religiösen Uebungen des Fürsten und seinem Todtenamte bei lebendigem Leibe, nicht minder aber auch den angeblichen Comploten Philipp's II. gegen seinen Vater insofern entgegen als die sonst minutiöse Correspondenz durchaus keine Belege dazu liefert und im Gegentheil das fürstliche Gepränge und den weltlichen Charakter des kaiserlichen Hoflagers in Yuste urkundlich vorführt. Zwar belief sich die Zahl der Diener nicht, wie der Verfasser des obenerwähnten Aufsatzes in der „Preußischen Staatszeitung" vom Jahre 1844 wissen will, auf 500, wol aber auf 20, deren Namen Gachard selbst im Archiv zu Simancas gefunden und abgeschrieben hat. Obgleich sich der Kaiser persönlich nicht mehr mit den großen politischen Angelegenheiten befaßte, ließ er sich doch regelmäßig von dem Gange der Ereignisse unterrichten und blieb in ununterbrochenem Verkehr mit den hervorragendsten Staatsmännern seiner Zeit. Was seine Aufmerksamkeit besonders fesselte, waren die wegen der Ansprüche des Herzogs von Vendôme auf Navarra geführten Unterhandlungen, die Erwirkung der Erlaubniß seitens des portugiesischen Hofs daß seine Nichte, eine Infantin von Spanien, nach Spanien kommen möge, die Betreibung der Rückkehr der Königin von Ungarn als Statthalterin der Niederlande, endlich und vorallem die Bestrafung der 1558 in Spanien verhafteten Lutheraner, gegen die sein Haß in der That, seine Briefe beweisen es, den blutdürstigen Charakter zeigt, den ihm auch Sandoval unterlegt (libro XXXII, §§. 9, 10).

Die berüchtigte Geschichte von der Begehung des Todtenamts nennt Gonzalez geradezu absurd, indessen Gachard noch im Jahre 1845 mit Berufung auf ein Actenstück des Archivs in Simancas und eine Stelle der obenerwähnten „**Relacion**" F. Martin de Angulo's (Handschrift der königlichen Bibliothek zu Madrid) die Vermuthung ausspricht daß die Absicht zu der wunderlichen Feier wol bestanden haben kann.

Einen neuen Beitrag zur Aufklärung der historischen Frage um die es sich hier handelt hat im verflossenen Jahre ein holländischer Forscher Backhuizen van den Brink geliefert, der mitten unter seinen geschichtlichen Nachsuchungen über die Niederlande in den Papieren des ehemaligen brabantischen Lehnhofs im brüsseler Reichsarchiv von der Entdeckung einer spanischen Handschrift überrascht worden ist, deren Inhalt einen weitschweifigen Bericht über den Aufenthalt und den Tod Karl's V. im Kloster Yuste von einem anonymen Mönche dieses Klosters darbot. Backhuizen unterzog sich alsbald der Analyse dieses vielversprechenden Manuscripts, das jedoch wol nur die Copie eines gegen 1574 nach persönlichen Erinnerungen verfaßten Originals ist, und hat die Resultate dieser Untersuchung der königlich belgischen Geschichtscommission*) vorgelegt. Der Verfasser des Manuscripts hat im Kloster Yuste vom Augenblick da Karl es zu seinem Aufenthalt erkor bis zur Versetzung des kaiserlichen Leichnams in das Escurial 1574 gelebt und war selbst Augenzeuge von desselben Hinscheiden im Jahr 1558. Insofern erweckt sein Bericht das größte Interesse und ist als ein freiwillig aufgesetzter weit über die bestellte Tendenzarbeit des Martin de Angulo zu stellen. In der That, es weht darin ein frischer, von offener Anhänglichkeit an die erlauchte Person durchdrungener Geist, den zwar mönchische Vorurtheile trüben, aber doch nicht von der naiv aufgefaßten Wahrheit abzuführen scheinen. Die Handschrift, 45 Folioseiten stark, zerfällt in 50 Capitel, die folgenden Inhalt darbieten:

1. Heirath Philipp's II. im Jahre 1554. Von diesem Ereignisse datirt bei Karl die Idee seines Rücktritts, und sein

*) S. „Preußische Staatszeitung" vom 24. April 1843. Eine weit umständlichere und berichtigte Beschreibung lieferte Gachard in den „**Bulletins de l'Académie royale de Belgique**", Jahrgang 1848, S. 243 fg. Die Handschrift kam nach dem Tode des Verfassers in die Hände seines Bruders, der, nachdem er es lange zum übertriebenen Preise von 3000 Piastern feilgeboten hatte, endlich für einen weit geringern Preis in der französischen Regierung einen Käufer fand. Derselbe T. Gonzalez ist auch der Verfasser eines wichtigen Aufsatzes über die Verbindungen Philipp's II mit der Königin Isabel (Elisabeth) von England von 1558—96 in den „**Memorias de la real academia de la historia**" (II. 249—467).

*) „**Compte rendu des séances de la commission royale d'histoire.**" **Deuxième série** (I, 57—117).

Sohn erhält selbst den Auftrag vor seinem Abgange von Spanien nach England die gehörigen Anstalten zu treffen. Von einem Misverhältniß zwischen Vater und Sohn keine Spur.

2. Von Philipp's II. Abreise ab, während zwei Jahren und neun Monaten, wird an dem kaiserlichen Ruhesitz gebaut.

3. — 5. Abtretung der Niederlande, Abschied von den Staaten, Rede des Großpensionnairs und Belehnung Philipp's II. mit der niederländischen Krone.

6. Ein Jahr vorher schon hatte Karl fünf Theologen und Juristen berufen, um seine Privatangelegenheiten zu ordnen und sein Testament aufzusetzen.

7. Letzte Verfügung über seine Würden und Besitzthümer; Abreise in Gesellschaft seiner beiden Schwestern, der Königinnen von Frankreich und Ungarn. Ankunft in Laredo, September 1556. Zusammentreffen mit seiner Tochter Juana und seinem Enkel Don Carlos zu Valladolid. (Von einem getrübten Verhältniß zwischen Letzterm und seinem Großvater blickt Nichts durch.) Von Valladolid begibt sich der Kaiser nach Jarandilla, einer Stadt unweit der Abtei Yuste, in welcher er provisorisch bis zum Februar 1557 verweilte.

8. In Valladolid schon wird Se. Majestät von Francesco Tofino, General des Hieronymitenordens, begrüßt. Derselbe dankt für die dem Orden zugedachte Auszeichnung. Der Kaiser designirt bereits diejenigen Mönche die ihm als Beichtiger, Prediger und Musiker dienen sollen.

9. Ankunft in Jarandilla, 11. November 1556. Entlassung seiner Diener, deren er nur die nothdürftigste Anzahl behält.

10. Besichtigung der Zimmereinrichtung in Yuste, 25. November.

11. Ursprung und Lage des Klosters Yuste, am Flüßchen gleichen Namens, sieben Stunden von Plasencia.

12. Plan und Eintheilung des kaiserlichen Wohngebäudes, dessen Glanz und Comfort vom aufrichtigen Mönche besonders hervorgehoben werden, im Gegensatz zu den Beschreibungen des Hofhistoriographen Sandoval.

13. Der Kaiser veranstaltet von Jarandilla aus seinen künftigen Lebensgefährten einen Weihnachtsschmaus (1556), den Vorläufer vieler andern.

14. Definitiver Einzug in Yuste am St.-Blasiustage und die dabei stattgehabten Feierlichkeiten. Die entlassenen Diener verabschieden sich von ihrem Gebieter unter Schluchzen und Thränen.

15. Namen der verbliebenen Diener und Beamten. Darunter bemerken wir als Haushofmeister Luis Quijada, als Secretair Gaztelu, als Arzt H. Mathys, als Kammerherrn den burgundischen Ritter Moron;*) ferner den bekannten Uhrmacher Granello, 1 Generalintendanten, 2 Chirurgen, 4 adelige Kammerdiener, 2 Lakaien, 1 Juwelenverwahrer, 1 Silberdiener, 1 Kellner, 2 Ober- und 2 Hülfsköche, im Ganzen 38 Personen (Spanier, Flamänder und Burgunder). „So lebte Se. Majestät zufriedener und lustiger als je in ihrem Leben, ohne alle weitere Sorge als sich ohne Zerstreuung durch weltliche Interessen Gott hinzugeben." So schmilzt die hergebrachte Fabel von den Entbehrungen des großen Kaisers.

16. Der neuernannte Beichtvater F. Juan Regla lehnt diese Stelle aus Gewissensrücksichten wieder ab. Karl, der Nichts weniger als Kopfhänger geworden war, beruhigt ihn mit den Worten: „Seid ohne Sorgen, edler Pater. Fünf Theologen haben mich ein ganzes Jahr in die Cur genommen; es bleibt nunmehr wenig mehr zur Behandlung übrig, als was jeder Tag Neues zuträgt."

17. Freigebigkeit Karl's innerhalb und außerhalb des Klosters.

18. Der Kaiser weist eine Menge von Audienzgesuchen zurück. Trotz seiner Unlust Politisches zu betreiben pflegten doch vorgelassen zu werden der Herzog von Arcos, Juan de Vega, Präsident des Hofraths, Don Leopold von Oestreich, Onkel des Kaisers und Bischof von Cordova, Quijada's Gemahlin, Magdalena von Ulloa; besonders intim waren Don Fernando de la Cerda (Bruder des Herzogs von Medina-Celi) und Don Luis d'Avila y Cuñiga.

19. Tageseintheilung des Kaisers: des Morgens vor dem Gebete Besprechung mit dem Uhrmacher Gianello; dann kam der Beichtvater Regla; nach ihm die Chirurgen und der Arzt. Um 10 Uhr speisten die Hausoffiziere, worauf sie dem Kaiser in die Messe folgten. Nach der Messe Mittagsmahl des Kaisers, währenddessen er den gelehrten Unterredungen des Dr. Mathys oder seines Kammerherrn Wilhelm van Male aus Brügge*) oder irgend einer religiösen Lecture seines Beichtvaters sein Ohr lieh, bis ihn der Schlaf überfiel. Nachmittags wohnte er der Predigt oder andern Andachtsübungen der Brüder bei.

20. Eintheilung der Woche hinsichtlich der Kirchenordnung und Gottesdienste.

21. 22. Ueber die Messen die Karl theils täglich zu Gunsten von Familiengliedern, sowie für sich selbst, theils wöchentlich für die Erfolge der Waffenthaten seines Sohnes oder die verstorbenen Ritter des Goldenen Vließes abhalten ließ. „Es ist schwer zu sagen, ob Se. Majestät während ihrer Regierung eifriger für Glauben und Kirche gefochten als er in Yuste vor den Altären niedergefallen ist und Opfer dargebracht hat." Ueber Communion des Kaisers und seines Hauses. Der Papst Julius III. dispensirt ihn von der Communion bei nüchternem Leibe.

23. Pomphafte Begehung des Matthiastages als seines Geburtsfestes, sowie zur Jahresfeier seiner Kaiserkrönung und seines Siegs bei Pavia.

24. Zusammenkunft der Ordensinspectoren mit Sr. Maj.

25. Beschreibung eines Klostermahles, zu dem sich der für Küchengenüsse sehr empfängliche Fürst einst einladen ließ.

26. Einzelne Züge von des Kaisers Uebertreibung in der Beobachtung religiöser Formalitäten.

27. 28. Einzelnes über den Kirchenbesuch desselben und seine Anordnungen, die Kirchenfeier des Gründonnerstags und Charfreitags betreffend.

29. Hohe Verehrung Karl's vor dem Hochwürdigen.

30. Festliche Begehung des ersten Jahrestags seines Klosteraufenthalts.

31. Geschenke die dem Kaiser besonders an Naturalien von hohen Personen zuflossen.

32. Wie Kaiser Karl die Nachricht aufnahm daß sein Bruder Kaiser geworden. Er verbot daß er in der Meßformel anders als Karl genannt werde, „denn", sagte er, „ich bin Nichts mehr".

33. Wie Se. Majestät in Yuste die Todtenfeier seiner Vorfahren und seine eigene, sowie die seiner Gemahlin begehen ließ. „Nachdem das Amt für seine Vorfahren und die Kaiserin vollendet war", heißt es in der Handschrift, „wandte sich Karl zum Beichtvater und sagte: «Frater Johann, ich möchte mir mein eigenes Todtenamt feiern lassen und demselben beiwohnen: was denkt Ihr davon?» Der Klosterbruder brach in Thränen aus und erwiderte schluchzend: «Ew. Majestät möge leben! Dies ist unser Aller heißer Wunsch; möge dieselbe nicht vorzeitig ihren Tod ansagen!» «Würde eine derartige Ceremonie», versetzte Karl, «nicht förderlich für mein Seelenheil sein können?» «Ohne Zweifel, jeder fromme Act hat diese Wirkung», war die Antwort. «So bereite man Alles schon diesen Abend», unterbrach der Monarch. Des andern Morgens (31. August 1558) war Alles bereit; ein Katafalk, von zahlreichen Kerzen umgeben, war in der großen Kapelle aufgestellt, und der Kaiser erschien mit seinem gesammten Hofstaat im Traueranzug. Dieses Schauspiel machte auf sämmtliche Anwesende einen tie-

*) Seine Feindschaft gegen Granvella zog ihm 1565 einen Inquisitionsproceß und schließlich den Feuertod zu.

*) Dessen Correspondenz mit Karl gab 1843 Hr. von Reiffenberg zu Brüssel heraus.

müthigen Eindruck und erweckte das traurige Vorgefühl von dem baldigen Hintritte des erlauchten Büßenden. In der That überfiel diesen alsbald nach Beendigung des Amts, das bis zum Abend sich verlängert hatte, der Frostschauer aus dem sich das tödtliche Fieber entwickelte, das 20 Tage darauf seine Auflösung bewirkte.

34. Beichte, Communion und Testamentsabänderung des erkrankten Fürsten. Das Codicill von dem hier die Rede findet sich gleichfalls bei Sandoval.

35. Treue Krankenpflege des Beichtvaters Regla und des Haushofmeisters Quijada. Letzte Oelung.

36. Näheres über die letzten Augenblicke des Kranken. Bartholomäus Carranza, eben von den Niederlanden kommend, nebst vielen andern Edelleuten ist zugegen.

37. Kurze Betrachtungen über dieses Ereigniß.

38. Wunderzeichen während der Krankheit und beim Tode des Kaisers. Es sind dieselben die bei Strada, la Rosa und Sandoval aufgeführt werden.

39. Ueber die vier Klosterbrüder (worunter der Verfasser der Handschrift) welche den Leichnam bewachten; die Leichenschau, Beschaffenheit des Körpers eine Stunde nach dem Tode.

40.—46. Details über die Bestattung und Trauerfeierlichkeiten. Die ergreifendste Leichenrede hielt Francesco de Villalva, dem sie später den Titel eines Hofpredigers Philipp's II. und die Protection dieses Fürsten gegen eine Anklage des Inquisitionsgerichts eindrachte. Das Herz des Kaisers wurde dem Testamente gemäß bis zu weiterer Verfügung Philipp's II. in Yuste niedergelegt.

47.—49. Abführung des kaiserlichen, zwei Tage nach dem Tode unter dem großen Altar des heiligen Hieronymus zu Yuste bestatteten Leichnams nach dem Escurial auf Befehl des Königs Philipp II. (Januar 1574). Beschreibung des Zugs, der ehn Tage dauerte, sowie der bei der Grablegung befolgten Ceremonien.

Das 50. und letzte Capitel des Werkchens ist überschrieen: „Von der Betrübniß die das Dorf Cuacos (dicht am Kloter Yuste gelegen), sowie die ganze Provinz bei gedachter Abührung andentaglegte", und enthält einige unglückliche Muster panischer Dichtkunst zu Ehren des berühmten Todten.

Wie bereits erwähnt ist die Analyse Backhuizen's, von der vir unsererseits einen gedrängten Auszug gegeben haben, im aufe des Jahres 1850 der königlichen Geschichtscommission zu Brüssel übergeben worden. Als Berichterstatter darüber hatte Reichsarchivar Gachard besonders den Umstand hervorgehoben aß die Relation des spanischen Mönchs die bestrittene Gehichte von der Leichenfeier mit solchen Details berichte daß e dadurch fast über allen Zweifel gestellt werde. Die entgeengesetzten Resultate welche das anfangs besprochene Manuript des Don Tomas Gonzalez liefert, bewogen Gachard die rbeit Backhuizen's den spanischen Geschichtsforschern Don Manuel Garcia, jetzigem Vorstand des Archivs zu Simancas nd Oberst Aparici zur Prüfung vorzulegen. Seitdem haben eide aufs neue bestätigt daß Nichts in den zu Simancas zahlich vorhandenen Briefen die Wirklichkeit der allgemein in mlauf gesetzten Geschichte beseuge. Garcia hat noch dazu das acsimile eines autographen Briefs eingeschickt, den Karl's Leibzt Dr. Mathys unterm 1. September 1558, also am Tage ich dem fraglichen Todtenamte, an den Staatssecretair Vasquez Molina geschickt hat. Aus diesem von Gachard abgedruckn Briefe geht vielmehr hervor daß der Kaiser sich am . August unwohl fühlte, und zwar nicht infolge eines Gotsdienstes in der Klosterkirche, sondern eines auf der Terrasse r seiner Wohnung eingenommenen Mahles; daß ferner der-be eine schlechte Nacht zugebracht, aber sich am Mittwoch orgen (31. August) besser gefühlt habe und aufgestanden sei, ährend der Erzählung des Hieronymitenbruders zufolge am . August die Todtenfeier für die Vorfahren und die Gemahdes Kaisers, am 31. August die für dessen eigene Person abgehalten und infolge der letztern Se. Majestät krank geworden sei.

Es wird sonach durch die Auffindung der oben analysirten Schrift nur um so schwerer über diesen wunderlichen Zug aus der Lebensgeschichte des großen Mannes ins Klare zu kommen. Nichtsdestoweniger ist jene reich genug an interessanten Thatsachen um die Beachtung die wir ihr in d. Bl. geschenkt zu verdienen.

A. Scheler.

Die neuere Literatur der Serben. Von Jovan Ristić. Berlin, Schneider u. Comp. 1852. 8. 7½ Ngr.

Wenn schon der gefeierte Jakob Grimm, um die Volkspoesie der Serben kennenzulernen, es der Mühe werth fand die Sprache dieses Slawenstamms zu studiren, so darf wol angenommen werden, die literarischen Schöpfungen der Söhne Delschan's müssen mehr als gewöhnliche Schönheiten enthalten. Dies ist denn auch wirklich der Fall, und wir finden es nur passend, wenn von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit des europäischen Westens auf ein Volk gelenkt wird, dessen geistige Wiedergeburt ganz der neuern Zeit angehört, und das wol mit berufen sein könnte, in der Zukunft eine bedeutende Rolle zu spielen.

Das obige nur drei Bogen starke Werkchen meint gleich auf den ersten Zeilen und zwar sehr richtig, die Anfänge der serbischen Literatur seien nicht naturwüchsig, weil deren Begründer, auf abendländischen Schulen gebildet, den Standpunkt ihrer Nation nicht zu finden gewußt hätten. Bevor sie sich noch ein Lesepublicum geschaffen hatten, suchten sie schon die im Auslande erworbenen Kenntnisse zu verbreiten und bedachten nicht daß dieses ganze Wissen als auf fremder Anschauungsweise beruhend dem Volke noch ganz unzugänglich sein mußte. Ein anderer ebenso großer Fehler war der, daß Diejenigen welche sich berufen fühlten als Lehrer aufzutreten selbst in den mehr populairen Zweigen der Literatur eine Sprache, die Kirchensprache, gebrauchten, die dem Volke nicht verständlich war. Diesen Verstoß beging selbst noch der Bischof Murchitzki, jener eifrige Vorfechter seiner Nation, sowie auch Dosithej Obradowitsch, der, ein zweiter Anacharsis, fast ganz Europa durchwanderte und dann reich an Kenntnissen zu seinem Volke zurückkehrte, um dessen Lehrer und Aufklärer zu werden. Beiden fehlte noch eine volksthümliche Sprache, und um diesem Mangel abzuhelfen suchte man die altslawische mit der serbischen zu verbinden und schuf auf diese Art das slawisch-serbische Idiom, das sich nicht mehr an so feste Regeln band. Widakowitsch schrieb darin den populairen Roman: Stojzewitsch seine Naturkunde, Wuitsch, Beritsch und Bolitsch Uebersetzungen gemeinnütziger Werke, als: Geographie, Geschichte, Hausökonomie u. s. w. Die Wahl des Stoffs wurde mit jedem neuen Werke eine richtigere und die darin gebrauchte Sprache eine sich mehr und mehr dem Reinseebischen annähernde.

Da erschien endlich Wuk Stefanowitsch Karadschitsch (geb. 1787) und legte durch Veröffentlichung der Denkmäler des geistigen Daseins der Nation den Grund zu einer Volksliteratur. Er sammelte die Volkslieder und Sprüchwörter, schilderte die Sitten seines Stammes, schrieb die erste serbische Grammatik, sowie auch ein Wörterbuch, vervollkommnete die Orthographie, und suchte das bis dahin noch fast vereinzelt und unbekannt dastehende Volk mit dem Westen in Berührung zu bringen. Den Streit, ob der herzegowinischen oder der ressawischen Mundart als Schriftsprache der Vorzug zu geben sei, schlichtete er dahin daß er sich für beide aussprach, indem er behauptete die Volkspoesie müsse hier den Weg zeigen.

Simeon Milutinowitsch, der Dichter der Serbianka (gest. 1847), war der Erste welcher im Geiste der Volkslieder sang, und Dawidowitsch, ein Mann, ganz Serbe, wie seine Grabschrift sagt, sowie auch Swetitsch machten sich durch Gründung der Matiza Serbska, eines Instituts zur Hebung der vaterlän-

bischen Literatur, das jährlich vier Hefte herausgab, hochverdient.

Zum Schluß berührt das Werkchen noch die Gründe, warum sich das Leben in der serbischen Literatur bisjetzt noch nicht mehr entwickeln konnte, sowie deren Errungenschaften, die es in der einfachen Größe, Naivetät und episch-plastischen Vollendung der Volkspoesie, sowie dem echtnationalen Zuge findet. Es erwähnt dabei zugleich Branko Raditschewitsch, den bedeutendsten serbischen Lyriker, indem es besonders dessen „Reise" und den „Studentenabschied" hervorhebt, und den kürzlich verstorbenen Njegosch, Wladika von Montenegro, dessen „Gebirgskranz" ihn zum Liebling der Nation gemacht hat. Als Proben sind einige recht gelungene Uebersetzungen von Muschinski, Obradowitsch, Milutinowitsch, Branko und Ilié beigefügt.

Möge die flüchtige Skizze, die wir von dem Werkchen entworfen haben, dazu beitragen, es der Aufmerksamkeit der Lesewelt zu empfehlen, und der Autor sich veranlaßt fühlen, uns bald in einem größern Werke umfassendere Nachrichten über das Leben und Treiben, die Sitten und Gebräuche seines Volks zu geben. 50.

Niebuhr.

The life and letters of Barthold George Niebuhr; with essays on his character and influence, by the Chevalier *Bunsen*. Zwei Bände. London 1852.

Es gebührt den „Blättern für literarische Unterhaltung" von obigem Werke Bemerkung zu nehmen, weniger weil der Verfasser preußischer Botschafter am englischen Hofe, als weil sein Buch eigentlich nur eine Auswahl der von Niebuhr's Schwägerin, Frau Hensler, vor einigen Jahren in drei Bänden veröffentlichten Correspondenz des Verewigten und deshalb für deutsche Leser kaum von Bedeutung ist. Weil nämlich der Verfasser sein Buch für Engländer geschrieben hat, er die Briefe gestrichen die nur für Deutsche von Interesse sein können, und weil in den gegebenen Manches vorkommt was den Engländern unverständlich sein dürfte, hat er dies nach Möglichkeit zu erklären gesucht und hierzu außer andern historischen Hülfsquellen namentlich die Memoiren des Freiherrn von Stein benutzt. Wäre Letzteres nicht geschehen, so würde das Buch, statt wie gesagt für deutsche Leser kaum von Bedeutung, für sie von gar keiner Bedeutung sein, und ist folgerecht jenes nur insofern als dadurch die etwaige Mühe eigenen Nachschlagens erspart werden kann. Daß hingegen der Verfasser sich um die englische Lesewelt verdient gemacht, unterliegt keinem Zweifel und findet auch vollste Anerkennung seiten des „Edinburgh review", welches sein Buch in der betreffenden Anzeige „einen der werthvollsten Beiträge zu unserer neuen biographischen Literatur" nennt und „es allen seinen Lesern angelegentlich empfiehlt". 47.

Historische Miscellen.

Jakob Ayrer.

Dieser nürnberger Procurator, der zuerst eine Theorie des deutschen Processes schrieb, lebte zu Ende des 16. Jahrhunderts und war zugleich der Dramaturg seiner heitern Vaterstadt Nürnberg. Wir besitzen von ihm einen schweren Folianten Tragödien, Komödien und Fastnachtsspiele („Opus theatricum", Nürnberg 1618), durch die er seine Mitbürger zu belehren und zu erfreuen suchte. In Erfindung und Sprache ziemlich gewandt, sucht er durch seine Fastnachtsspiele Lust und Lachen zu erregen. Er geißelt die Thorheiten, Schwächen und Leidenschaften seiner Zeitgenossen und läßt es am Schluß nicht an einer zum Publicum gesprochenen guten Lehre und Nutzanwendung fehlen, wobei zugleich treuherzig den Zuschauern gute Nacht gewünscht wird, z. B. „Wir wünschen euch All eine gute Nacht"; oder: „Gott geb' euch Allen eine gute Nacht." Auch heißt es wol: „Nun geht All heim, das Spiel ist aus." Daß aber die Heiterkeit und lustige Laune jenes Publicums oft etwas laut und störend war, geht daraus hervor daß fast in jedem Stück die lustige Person zur Ruhe ermahnt und Stille gebietet, z. B. mit den Worten:

> Drum seid fein still, ihr lieben Leut',
> Denn wenn ihr also tölpisch schreit,
> So mach' ich, daß der Wiltmann kumb;
> O er brächt Euch mehr als halb umb.

oder in einem andern Stück:

> Drumb so halt die Mäuler ein' Weil',
> Oder ich will's euch zubinden.
> Ich hab' einen Lecker geseh'n dorthinden,
> Der macht's wahrlich gar viel zu grob.
> Wenn ich ihn werd' erwischen drob,
> So will ich ihm den Hals umbdrehen.
> Ich hab' ihn auch schon lang gesehen.
> Will bald hinunter zu ihm schleichen
> Und ihm, auch andern seinesgleichen
> Knebel in die Mäuler stecken. u. s. w.

Aus den Verwickelungen, Intriguen und Abenteuern dieser Fastnachtsspiele ersehen wir die damaligen Neigungen und Leidenschaften, Gewohnheiten und Sitten des Volks und vergegenwärtigen uns die Zustände einer Zeit, wo einfacher, redlicher Bürgersinn neben Sittenverderbtheit und wüstem Leben herrschend waren und uns im Bilde gezeigt werden. Buhlerei und Kuppelei, List und Eifersucht, Betrügerei und Prellereien aller Art spielen die Hauptrollen in diesen Stücken, und die komischen Situationen und Intriguen sind oft mit Geschick erfunden und überraschend entwickelt. Höchst burlesk ist die Schilderung der wüsten Roheit und Verdorbenheit der damaligen Soldateska in dem Fastnachtsspiel: „Daß kein Landsknecht in den Himmel noch in die Hölle kommt." Drei Landsknechte treten nämlich auf, die so wild, ungeschlacht und grob sind daß man sie weder auf der Erde noch im Himmel, nicht einmal in der Hölle dulden mag. St.-Petrus sagt:

> Ich hab' gemeint daß die Landsknecht fein
> Noch so frumm wie vor alten Jahren,
> Wie St.-Martin und St.-Georg waren,
> Weil sie nun so gesittet sein,
> Lass' ich ohn' Wissen des Herren mein
> Keinen Landsknecht nimmermehr ein. u. s. w.

Der Teufel, zu dem sie hierauf wandern, fürchtet sich vor ihnen und schwört daß er alles verbrecherische Gesindel gern aufnehmen wolle, nur keinen Landsknecht. Neben solchen trüben Schilderungen findet man aber auch mit Nationalstolz hervorgehoben die Ehre und die Blütezeit des deutschen Bürgerthums, sein Fortschreiten in allen Künsten und Wissenschaften. Namentlich handelt hiervon das Schauspiel: „Julius Redivivus, aus Nicodemo Frischlino; von Deutschlands Aufnahme und Lob. Der wieder lebendig gemachte Kaiser Julius." Hier durchwandern Julius Cäsar und Cicero die deutschen Lande und wundern sich über die großen Veränderungen im Vergleich zu ihrer Zeit. Sie staunen über die Buchdruckerkunst, halten das Schießgewehr für ein göttliches Geschenk, und vor den berühmten Juristen jener Zeit läßt sich Cicero auf die Knie nieder. Zuletzt übergibt Mercur die Wanderer dem Pluto wieder und beschließt das Stück mit einer Lobrede:

> Also endet sich das Gedicht
> Teutschland zu Ehren zugericht,
> Aus welchem ihr klüglich vernommen,
> Wie daß Teutschland so hoch ist kommen.

Er preist die schönen Städte in Deutschland, die Schlösser und Flecken, „die der gelehrten Leut voll stecken". Man könne da, sagt er, zum Saitenspiel alle Instrumente machen, mit

kunstreicher Hand Bücher schreiben und drucken, uhrmachen, weben, wirken und stricken, Werkzeuge von Stahl und Eisen zurichten, und man sende die Waaren Deutschlands in alle Lande.

Was nur ansieht ein teutscher Mann,
Versucht er's, ob er's noch thun kann.
Auch geben sie gute Kriegesleut',
Daß man sie lobet weit und breit.
Die Welschen, Wallonen und Schotten,
Die vor thaten Teutschland verspotten,
Die tragen ihm jetzt Waaren hinaus,
Und fegen ihm die Kamine aus,
Und steh'n dem Teutschland all zu Dienst;
Und dieses Alles ist das minnst;
Das allerbest ist an dem Ort,
Daß es hört lauter Gottes Wort

Aber die Blüte und Herrlichkeit Deutschlands vernichtete bald jener unselige dreißigjährige deutsche Krieg, der in seinen Folgen so verderblich wurde.

Alter und neuer Adel.

Zur Zeit der Restauration in Frankreich stritt eines Tags ein Altadeliger, ein Herzog von Montmorency, mit einem Napoleon'schen Edelmann und Marschall, dem Herzog von Abrantes, über die Vorzüge des alten und neuen Adels; und dieser machte dem Streit mit folgender Bemerkung ein Ende: „Monsieur, c'est sans doute une belle chose qu'une illustration comme celle que vous pouvez invoquer. Cependant après tout, la différence qu'il y a entre nous; c'est que vous avez des aieux, et que nous sommes des aieux." Dies erinnert an Tacitus, „Annal.", XI: „His verbis Tiberius dedecus natalium Curtii Rufi velavit: Curtius Rufus mihi videtur ex se natus." Auch Plutarch erzählt, wie Harmodius, ein Nachkomme des alten Harmodius, dem Iskrates seine gemeine Herkunft vorgeworfen, habe dieser erwidert: „Mein Geschlecht fängt mit mir an, das deine hört bei dir auf." 73.

Bibliographie.

Aeschylos' Werke. Griechisch mit metrischer Uebersetzung und prüfenden und erklärenden Anmerkungen von J. A. Hartung. 1stes Bändchen: Prometheus. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 12. 15 Ngr.

Ander Linth, Die Näfelser Fahrt. Ein Gedicht in schweizerischer Mundart. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 5 Ngr.

Andersen's, H. C., sämmtliche Märchen. Mit 125 Illustrationen nach Originalzeichnungen von V. Pedersen. In Holz geschnitten von Ed. Kretzschmar. 3te Auflage. Leipzig, Teubner. 1853. Br. 8. 2 Thlr.

Bartholdi, G., Christliches Bedenken gegen die Todesstrafe. Ludwigslust, Hinstorff. Gr. 8. 5 Ngr.

Baumeister, H., Blicke auf einzelne Gegenstände des Hamburgischen Rechts. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Beckedorf, L. v., Die katholische Wahrheit. Worte des Friedens und der Wiederversöhnung an gottesfürchtige protestantische Christen. 3te verbesserte Auflage. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blanche-Raffin, A. v., Jakob Balmes, sein Leben und seine Werke. Uebersetzt von Kuratus F. X. Karker. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Bodenstedt, F., Gedichte. 2te Auflage. Bremen, Schlodtmann. 1853. 16. 2 Thlr.

Bouterwek, K. W., Leben und Wirken Rudolfs von Rodt, weiland Missionars der Londoner Missionsgesellschaft in Indien. Nebst Erklärung und Uebersetzung einer zum ersten Male bekannt gemachten und in einem Facsimile beigegebenen indischen Litanei. Elberfeld, Friederichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Briefe über Staatskunst. Berlin, Hertz. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig, G. Mayer. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Buch der Refrain-Lieder. Herausgegeben von E. Kauffer. Grimma, Verlags-Comptoir. 32. 1 Thlr. 15 Ngr.

Buch der Sonette. Album neuerer deutscher Sonette. Herausgegeben von E. Kauffer. Ebendaselbst. 32. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Burow, Julie, Aus dem Leben eines Glücklichen. Ein Roman. Drei Bände. Königsberg, Samter. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1853. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Andern von A. Knapp. Mit 1 Kupfer. Heidelberg, K. Winter. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Conscience, H., Flämisches Stillleben, in drei kleinen Erzählungen. Aus dem Flämischen übersetzt von M. Diepenbrock. Mit den Original-Holzschnitten. 4te Auflage. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 20 Ngr.

Fränkel, F., Volks-Schauspiele. 1stes Bändchen. München, Franz. Gr. 16. 18 Ngr.

Frankreich unter dem Neffen seines Onkels. Vom Verfasser von: „Frankreich immer das Alte unter der neuen Republik". Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr.

Genthe, F. W., Die Jungfrau Maria, ihre Evangelien und ihre Wunder. Ein Beitrag zur Geschichte des Marien-Cultus. Halle, Pfeffer. Lex.-8. 20 Ngr.

Glökler, J. P., Heimathklänge. Lieder für religiöses Gemüthsleben. Stuttgart, Lindemann. 1853. 8. 15 Ngr.

Gotthelf, J., Die Rechtsverhältnisse der Juden in Bayern auf Grundlage der neuesten bayerischen Gesetze. München, Franz. Gr. 8. 26 Ngr.

Hackländer, F. W., Illustrirte Soldaten-Geschichten. Ein Jahrbuch für das Militair und seine Freunde. Stuttgart, E. Hallberger. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Hedrich, F., Lady Esther Stanhope, die Königin von Tadmor. Tragödie in drei Acten. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 20 Ngr.

Hesekiel, G., Maurin und Jüdin. Historischer Roman. Berlin, Hollstein. 8. 25 Ngr.

Hettinger, F., Die kirchlichen und socialen Zustände von Paris. Mainz, Kirchheim u. Schott. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hiob metrisch übersetzt von M. Spieß. Buchholz, Adler. 16. 22½ Ngr.

Holtei, K. v., Christian Lammfell. Roman in fünf Bänden. Breslau, Trewendt u. Granier. 1853. 8. 6 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 32ster Jahrgang, für 1853. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1853. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dasselbe. Ergänzungsband für den 15ten und 16ten Jahrgang. Ebendaselbst. 1853. 8. 2 Thlr.

Jellinek, A., Auswahl kabbalistischer Mystik. 1stes Heft. Zum Theil nach Handschriften zu Paris und Hamburg, nebst historischen Untersuchungen und Charakteristiken herausgegeben. Leipzig, Colditz. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. Illustrirte Prachtausgabe. 5te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1853. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jost, J. M., Adolph Jellinek und die Kabbala. Ein Literatur-Bericht. Leipzig, Colditz. Gr. 8. 3 Ngr.

Koch, E. M., Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche. 1ster Haupttheil: Die Dichter und Sänger. 1ster

Band. 2te verbesserte und durchaus vermehrte Auflage. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 27 Ngr.

Koch, F., Gedichte. Schweidnitz, Fürst. 8. 10 Ngr.

Land- und Seebilder aus der Gegenwart. Aus den Household-Words des Charles Dickens zusammengestellt und übersetzt von D. Sägelken. 1ster Theil. Amerika und Australien umfassend. Oldenburg, Stalling. Gr. 12. 22½ Ngr.

Lehmann, B. A., Bemoos'te Gedichte. 1ster Theil. Naumburg. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leibrock, A., Der Sohn einer Mutter. Eine wahre Begebenheit. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1853. 8. 2 Thlr.

Liederchronik deutscher Helden. Aus vaterländischen Dichtern zusammengestellt von A. Böttger. Leipzig, Herbig. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lion, A., Ueber Bücher-Correctur. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 4 Ngr.

Macaulay's Gedichte. Lieder des alten Rom. Ivry. Die Armada. Uebersetzt von J. S. Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von F. Bülau. Mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, T. O. Weigel. 1853. Gr. 16. 21 Ngr.

Möller, W., Kritik des Strafmaßes mit besonderer Rücksicht auf das kurhessische Recht. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Monteton, O. D. Frhr. v., Sänger und Ritter. Ein Roman aus der Neuzeit. Zwei Theile. Aschersleben, Fokke. 1853. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Nitzsch, G. W., Die Sagenpoesie der Griechen kritisch dargestellt. Drei Bücher. 1ste Abtheilung. Braunschweig, Schwetzschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nobiling, C., Die Berliner Bürgerwehr in den Tagen vom 19. März bis 7. April 1848. Ein unfreiwilliger Beitrag zur Geschichte der Märzereignisse. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 10te vermehrte Auflage. Berlin, Duncker u. Humblot. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Reyer, C., Geschichte der französischen Kolonie in Preußen. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 1 Thlr.

Sartorius, E., Ueber den alt- und neutestamentlichen Cultus, insbesondere Sabbath, Priesterthum, Sacrament und Opfer. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Schindler, K. C., Die Association der Geldkräfte sammt Vorschlägen für Gewerbe- und Gewerken-Banken und für landwirthschaftliche Geld-Vereine. Wien, Groß. 1853. Gr. 8. 28 Ngr.

Schmidt, C. A., Der principielle Unterschied zwischen dem römischen und germanischen Rechte. 1ster Band: Die Verschiedenheit der Grundbegriffe und des Privatrechts. Rostock, Stiller. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwerin, Agnes Gräfin, Sechzehn Jahre. Roman. Zwei Bände. Berlin, Grobe. 1853. 8. 4 Thlr.

Schönemann, C. P. C., Zweites und drittes Hundert Merkwürdigkeiten der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Für Freunde derselben aufgezeichnet. Hannover. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schrader, A., Die Götzen der Leidenschaften. Originalroman. 1ster Band. Leipzig, Naumburg. 1853. Gr. 16. 1 Thlr.

Smidt, H., Grünes Land und blaue Wellen. Novellen. Zwei Bände. Berlin, Grobe. 1853. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

— — Skandinavische Kreuz- und Querzüge. Ebendaselbst. 1853. 8. 1 Thlr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte. Ein Roman aus dem Leben der Sklaven in Amerika. Zwei Theile. Berlin, Sacco. Gr. 8. 1 Thlr.

Sulzer, E., Ein Beitrag zu Lösung einer der wichtigsten Fragen unserer Zeit. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Humoristisch-satyrischer Theaterkalender für Bühnenmitglieder und Freunde des Theaters. Auf das Jahr 1853. Herausgegeben von L. v. Alvensleben. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 15 Ngr.

Trummer, C., Das Hamburgische Erbrecht. Ein historisch dogmatischer Versuch. Zugleich als Beitrag zur Geschichte und Dogmatik des allgemeinen Deutschen Erbrechts. Zwei Bände. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Uhlemann, M., Quae, qualia, quanta! Eine Bestätigung des quousque tandem? der Champollienischen Schule. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Ungewitter, Inbegriff des Wissenswürdigsten der Geographie aller Welttheile. Darstellung ihrer Länder und Staaten nach ihrer Lage, Größe und Bevölkerung, ihrer Staats-Verfassung rc. Ein Handbuch für Geschäftsmänner und Gebildete jeden Standes. Nach den neuesten offiziellen Mittheilungen und den verläßlichsten Hilfsmitteln bearbeitet. Mit einem vollständigen Register der darin vorkommenden 11308 Städte und Ortschaften. Pest, Hartleben. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Vormbaum, R., Missions-Segen. Lebensbilder aus der Geschichte der evangelischen Heidenmission. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 15 Ngr.

Wahl, L., Mährchen. Nebst einer Vorrede von L. Tieck. Berlin, Hollstein. 16. 27 Ngr.

Zitz, Kathinka, Maikräuter. Eine Auswahl unterhaltender Novellen und Erzählungen. Mainz, Faber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Neue Rheinsandkörner. Ein Novellen-Cyklus. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Neueste Rheinsandkörner. Ein Novellen-Cyklus. Ebendaselbst. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wildenhahn, A., Erzgebirgische Dorfgeschichten. 2te Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Martin Luther. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit der Reformation. 5ter Theil. — A. u. d. T.: Luther und Melanchthon. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Wittenberger Stadt- und Kirchengeschichte. Fortsetzung und Schluß des Martin Luther. Ebendaselbst. 1853. 8. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Eichhorn, C., Die Kindheit und das Mannesalter im Hinblick auf die Kirche Gottes. Predigt am St. Michaelistage den 26. September 1852 in Breslau gehalten. Breslau, Dülfer u. Geiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Jesuiten nach dem Urtheile großer Männer oder Was ist von den Jesuiten zu halten? Aus dem Italienischen. Paderborn, Schöningh. Gr. 12. 2½ Ngr.

Kahnis, K. F. A., Abendbetrachtung während der Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen, am 30. September 1852 zu Breslau gehalten. Breslau, Dülfer u. Geiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Lafaurie, Schleswig-Holsteins und Dänemarks papiernes Recht. Hamburg, Richter. Gr. 8. 6 Ngr.

Nagel, J., Ein Jeglicher eilet auf sein Haus. Predigt zur Eröffnung der General-Synode der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen am 22. September 1852 zu Breslau gehalten. Breslau, Dülfer u. Geiser. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Rübenzuckerfabrikation, ihr volkswirthschaftlicher Nutzen und ihre Besteuerung. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 5 Ngr.

Sendschreiben eines Oestreichers an die deutsche Nation. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine Stimme aus Sachsen über die Zollfrage von B. v. G. Meißen, Goedsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XLVIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das vierte Heft
der

deutschen Vierteljahrs-Schrift
für 1852.
October — December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 7 Thlr. 10 Ngr., oder 12 Fl.

Inhalt:

Die fünfzehnte Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Hannover. — Die Macht des Capitals und die Macht der Civilisation in verschiedenen weltgeschichtlichen Epochen. — Das Wesen des arbeitslosen Einkommens und sein besonderes Verhältniß zu Amt und Adel. — Ideen zur Erziehung der Menschen durch Gehorsam und Sparsamkeit zum Staatsbürgerthum. — Die Bedeutung der Musik im heutigen Völkerleben. — Die Nothwendigkeit gut eingerichteter Findelhäuser. — Die Zollverhandlungen. — Anstalten zur Hebung der Nothstände und zur moralischen Verbesserung der untern Volksclassen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1852.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang.
1852. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

October. Nr. 40—44.

Inhalt: Briefe über die 15. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Hannover. I. — Das Zusammenwerfen der Ackerkrume mittels des Spatens. — Aus Norddeutschland. — 1) Rectificatoren und Doppelbecken in den Branntweinbrennereien. — 2) Das Vonselbstaufgähren des Hefenguts und die Ursachen desselben. — 3) Aufbewahrung der untergährigen Bierhefe über Sommer, und wie dieselbe für die Bäcker zum Gebrauche zuzurichten ist. — Briefe über die 15. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Hannover. II. — Die Dreschmaschine nebst Göpel von Barett, Exall und Andrewes. — Briefe über die 15. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Hannover. III. und IV. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land, Nr. 40—44, und **artistische Beilage**, Nr. 4.

In der **Fr. Hurter**'schen Buchhandlung in **Schaffhausen** erschien soeben:

Geschichte Alfred's des Großen. Von Dr. **J. B. Weiß**, Privatdocenten der Geschichte an der Universität Freiburg. 1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 36 Kr.

Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinand's II. und seiner Aeltern. Fünfter Band. 2 Thlr. 15 Ngr., oder 4 Fl. 12 Kr.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Eléments du droit international
par
Henry Wheaton.

Seconde édition.

Deux volumes. In-8. Broché. 4 Thlr.

Ouvrage du même auteur:

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. *Seconde édition*, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 2 vol. In-8. 1846. Broché. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 49. —— 4. December 1852.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Land und Leute in den Vereinigten Staaten.

Zweiter Artikel.*)

Einen beträchtlichen Theil der Einwohnerschaft der Vereinigten Staaten bilden die Farbigen, Irländer und Deutschen.

Die Farbigen (Neger und Mulatten) sind nicht minder in den nördlichen freien Staaten als in den südlichen, wo die Sklaverei gesetzlich besteht, eine mit Verachtung gebrandmarkte Menschenclasse. Das allgemeine Vorurtheil sieht in ihnen ein eigenes, niederes, halb dem Thierreich angehörendes Geschlecht, dem daher keine Menschenrechte zukommen. Ueberall in den Vereinigten Staaten, in den Städten wie auf dem Lande, finden sich Farbige. Die meisten leben vom Holzspalten, Ausladen der Schiffe und von Verrichtungen zu denen sich kein Weißer versteht, als z. B. das Reinigen der Schornsteine, das Todtschlagen der tollen Hunde; oder sie dienen als Kutscher, Bediente oder Köche. Nur einzelne treiben selbständig Ackerbau oder Handwerke. Ueberall erfahren sie Zurücksetzung: es ist ihnen nicht gestattet ihre Kinder in die Schulen der Weißen zu schicken; in den Gasthäusern dürfen sie nicht an dem Tische Platz nehmen an welchem Weiße sitzen; sie dürfen nicht mit Weißen auf der Eisenbahn oder in einem Omnibus fahren und sind gezwungen im Theater, ja sogar in der Kirche eigens ihnen angewiesene Plätze einzunehmen. Ihr Zeugniß zu Gunsten eines der Ihrigen gegen einen Weißen ist ungültig. Nun ist zwar nicht zu leugnen daß die Mehrzahl der Farbigen moralisch versunken, roh und faul ist und daß viele derselben sich Verbrechen zuschuldenkommen lassen; allein das muß als eine natürliche Folge der ihnen widerfahrenden schnöden Zurücksetzung angesehen werden. Daß ihnen höhere geistige Befähigungen nicht abgehen, beweisen manche von ihnen, die einen nicht geringen Grad wissenschaftlicher Bildung erreicht haben; es finden sich namentlich unter denen welche sich dem geistlichen Stande gewidmet haben nicht wenige welche einen Ruf als wissenschaftliche und kenntnißreiche Männer genießen. Die übermüthige und verächtliche Behandlung der Farbigen von Seiten der Amerikaner zeigt deutlich daß die Aufklärung der Letztern und ihre Begriffe von Menschlichkeit und Freiheit nicht übermäßig hoch anzuschlagen sind.

Die Irländer, obgleich mit den Amerikanern sprachverwandt, verschmelzen sich nicht leicht mit denselben, wenigstens nicht so leicht als es bei Engländern und Schotten der Fall ist, wozu auch ihr Katholicismus beiträgt. Unter den eben eingewanderten Irländern findet man viele verkümmerte Gestalten, und in ihrem Benehmen haben sie etwas Unterdrücktes und Unterwürfiges. Diese Eigenschaften verlieren sich aber, sobald sie ein paar Jahre in Amerika gelebt haben, und statt der abgehungerten Gesichter gewinnen sie ein volles, kräftiges Aeußeres. Von den Amerikanern unterscheiden sie sich auch durch ihren Hang zur Sinnlichkeit, Geselligkeit und Geschwätzigkeit; diese Eigenschaften bleiben ihnen auch wenn sie schon längere Zeit in Amerika heimisch geworden sind. Die meisten kommen im ärmlichsten Zustande an; doch sind ihre Landsleute gleich bei der Hand, ihnen zu ihrem Fortkommen zu verhelfen. Größtentheils leben sie von Handarbeit bei Erbauung der Häuser, sowie bei der Anlage von Straßen, Kanälen und Eisenbahnen. Die ledi-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 41 d. Bl. D. Red.

gen Irländerinnen treten bei den Amerikanerinnen in Dienst; sie bilden die Mehrzahl der weiblichen Dienstboten, da außer ihnen nur noch deutsche und farbige Mädchen sich hierzu bequemen.

Wie zahlreich die Deutschen in den Vereinigten Staaten sind, geht daraus hervor daß man sie in der Stadt Neuyork allein auf 60,000, also ungefähr den sechsten Theil der Einwohnerschaft, anschlägt; in beinahe allen übrigen größern und kleinern Städten ist das Verhältniß der Deutschen zu den Amerikanern ein ähnliches, ja in manchen Städten ist die Zahl der Deutschen sogar ein Viertel oder Drittel der gesammten Bevölkerung, namentlich in Cincinnati, St.-Louis und Neuorleans. Viele Gegenden in Pennsylvannien, im Staate Neuyork, in Virginien und besonders in den westlichen Staaten werden fast lediglich von Deutschen bewohnt, und im gesammten Gebiete der Vereinigten Staaten gibt es vielleicht keinen Umkreis von vier Stunden, wo nicht Deutsche zu finden wären. Man möchte glauben daß es bei einem so günstigen Zahlenverhältnisse den Deutschen leicht sein müßte ihrer Nationalität im fernen Amerika treuzubleiben; theoretische Vaterlandsfreunde, die sich gern mit Idealen beschäftigen, gehen noch weiter und schmeicheln sich mit der Ansicht daß die Deutschen bereits jetzt einen bedeutenden Einfluß auf die amerikanische Bevölkerung üben, deutsche Sprache, Sitten und Gebräuche dort heimisch machen, daß dieses künftig noch weit mehr der Fall sein und daß dadurch für die Deutschen ein zweites Vaterland in der Neuen Welt hervorgehen werde. Allerdings würde Nichts sie hindern sich jenseit des Ocean als Brüder Eines Volksstamms zu bekennen und in vollster Einigkeit zusammenzuhalten, da keine dynastische Scheidewand gleichwie im Vaterlande sie trennt. Leider steht es jedoch schlecht in Amerika um die Erhaltung der deutschen Nationalität; nur zu bald entschlagen sich die deutschen Einwanderer ihrer heimischen Sinnesart, selbst ihrer Sprache, und ihr höchstes Streben ist darauf gerichtet, es möglichst schnell dahin zu bringen daß man sie von den Amerikanern in Nichts unterscheiden kann. Es gibt deren in nicht geringer Zahl die den Unverstand so weit treiben daß sie ihren deutschen Vaternamen ins Englische übersetzen, und aus Schneider, Zimmermann, Schuhmacher, König u. s. w. Taylor, Carpenter, Shoemaker, King machen, oder denselben so verstümmeln daß er gar nicht mehr als ein deutscher zu erkennen ist. Demnach würde ein inniges Zusammenhalten der deutschen Landsleute und Liebe zur heimatlichen Sitte dort vergeblich gesucht werden; vielmehr feinden sie sich untereinander an und scheuen sich nicht Alles was deutsch ist und heißt, selbst den deutschen Charakter, zu verunglimpfen. Dies gilt hauptsächlich von den Ungebildeten; aber auch die Gebildeten trifft der Vorwurf daß sie des vaterländischen Gemeinsinns ermangeln. Diese Letztern stehen untereinander in wenig Verbindung. In Neuyork und Philadelphia gibt es gar keine öffentlichen Vereinigungsorte für sie; wiederholte Versuche solche zustandezubringen sind gescheitert; nur in Baltimore besteht eine Gesellschaft „Germania" als Sammelplatz für gebildete Deutsche. Da nun die in den Vereinigten Staaten ansässigen Deutschen untereinander in so geringem Zusammenhange stehen und so wenig von ihrem Vaterlande Etwas wissen wollen, ist es nur zu begreiflich daß der eben erst eingewanderte Deutsche mit der höchsten Gleichgültigkeit und einer Art Geringschätzung betrachtet wird; er wird „ein Grüner" genannt und ähnlich behandelt wie der „Fuchs" auf einer Universität. Denn in den Augen der schon länger in den Vereinigten Staaten Ansässigen ist nur Der ein rechter Mann der mindestens schon fünf Jahre dort gewohnt und dadurch das Bürgerrecht erworben hat. Je länger er in den Vereinigten Staaten gelebt hat und je mehr scheinbar er die dortigen Zustände kennt, desto mehr Verdienst hat er. Auf die in Deutschland erworbenen Kenntnisse wird überall kein Werth gelegt; auch mit der gerühmten „deutschen Biederkeit" sieht es dort jämmerlich aus, da viele Deutsche sich ein Geschäft daraus machen, die Unkenntniß ihrer eben angekommenen Landsleute zu benutzen, um sie auf jede Weise zu übervortheilen. Sobald die Ankunft eines Schiffs von Bremen, Hamburg, Havre oder Rotterdam telegraphirt ist, fahren ihm deutsche Betrüger oft meilenweit in die See entgegen und bestürmen die Einwanderer mit der unverschämtesten Zudringlichkeit; hat das Schiff im Hafen angelegt, dann ist dasselbe im Nu gedrängt voll Habsüchtiger, die meistens unter dem Vorwande, nach Freunden und Verwandten in Deutschland sich erkundigen zu wollen, sich an die Einwanderer herandrängen, um erst mit ihnen bekannt zu werden und sie dann soviel als möglich unter allerlei Vorspiegelungen auszuplündern. Um dieser Schändlichkeit entgegenzuarbeiten, haben sich in allen Hafenstädten deutsche Gesellschaften gebildet; ihre Wirksamkeit wissen aber jene Nichtswürdigen besonders dadurch zu vereiteln daß sie diese Gesellschaften als im Dienste der deutschen Regierungen befindlich darstellen, die durch sie die letzten Vortheile von den Einwanderern zu erlangen streben, welchem Vorgeben die armen Opfer des Betrugs aus Mistrauen gegen die deutschen Regierungen nur zu leicht Glauben schenken. Unter solchen Umständen kann es nur natürlich gefunden werden daß der Amerikaner mit Geringschätzung auf die Deutschen herabblickt als auf Glieder eines niedergedrückten, mitleidswürdigen, in halber Sklaverei lebenden, unmächtigen Volks. Wer sich selbst verachtet, wird es auch von Andern, und wer sein Nationalgefühl so gänzlich verleugnet, kann nicht Anspruch auf die Achtung fremder Nationen machen. Indem Kirsten diese traurige Erscheinung bespricht, fügt er hinzu:

Nichts würde aber thörichter sein als wenn man diesen Fehler der Deutschen als einen angeborenen betrachten wollte. Es würde dieses einen alles Gemüths baaren, feindseligen und bösartigen Charakter voraussetzen lassen, den noch kein Ausländer ihnen zum Vorwurf gemacht hat, den sie also umsoweniger Ursache haben sich selbst vorzuwerfen. Anerzogen ist er allerdings und er wird sich als Wirkung so lange fortpflanzen als die Ursache — die Zersplitterung Deutschlands — nicht

gehoben ist, solange nicht wenigstens ein Oberhaupt an der Spitze desselben steht, welches das Ganze vertritt, ihm Achtung beim Auslande erwirbt und dem Deutschen Schutz auch im Auslande angedeihen läßt. Denn den Mangel hieran wird gerade der im Auslande Lebende am meisten gewahr; beinahe täglich kommen Fälle vor, die ihn daran erinnern daß sein Vaterland im Auslande keine Geltung hat, daß er ohne Schirm daselbst lebt und die deshalb ihn mit Schmerz und Unwillen gegen sein Vaterland erfüllen und ihn demselben immer mehr entfremden.

Nachdem wir im ersten Artikel hauptsächlich den Charakter, die Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner vorgeführt haben, wenden wir uns zu einigen Partien ihres industriellen Lebens und ihrer staatlichen Einrichtungen. Einen vortrefflichen Ueberblick gewährt hierüber, wie wir bereits anerkannt, das Buch des Consul Fleischmann, der früherhin als Beamter des Patent-Office zu Washington sowie durch eigene Besichtigung der wichtigsten Werkstätten und Fabriken des Landes Gelegenheit hatte sich mit dem Stande der amerikanischen Industrie genau bekanntzumachen. Die Resultate seiner Beobachtungen finden sich in der ziemlich umfangreichen Schrift, deren Titel wir früher verzeichnet haben. Es ist dieses Werk nicht vorwiegend statistischen Inhalts, sondern gibt ein lebendiges Bild aller irgend nennenswerthen Zweige des amerikanischen Gewerbsfleißes, mit besonderer Berücksichtigung der Einwanderer und der nach Amerika handeltreibenden Europäer. Wäre dabei blos von technischen Gegenständen der Fabriken und des Handels die Rede, so würde eine eingehende Besprechung dieses Buchs sich wenig für die vorliegenden Blätter eignen. Indeß haben die Worte „amerikanische Industrie" einen sehr weiten Begriff; Alles was als Erwerbsmittel dient wird davon umfaßt, und in Amerika gibt es nur wenige Dinge die nicht industrieller Natur wären; Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Pädagogik werden vorherrschend als Erwerbszweige aufgefaßt; als Wissenschaften kommen sie minder in Betracht. Die wesentliche Frage ist nicht: welche Verdienste lassen sich erwerben, sondern, wieviel ist dabei zu verdienen.

Das Ertheilen von Elementarunterricht ist wie allerwärts so auch in Amerika eine schlechte Industrie; zwar wird dort die Wichtigkeit guter Volksschulen in ihrem vollen Umfange erkannt, und wol kein Land der Erde hat in verhältnißmäßig kurzer Zeit soviel für das Schulwesen gethan wie die Vereinigten Staaten; namentlich sind es die Neuenglandstaaten, die hierin am thatkräftigsten gewirkt haben und den andern mit gutem Beispiel vorangegangen sind, indem sie für die Erziehung der Jugend bedeutende Summen als bleibenden Schulfonds angelegt haben. Dennoch ist die Lage der Lehrer weder eine glänzende, noch genießen sie eine besondere Achtung; man betrachtet school-keeping (Schulhalten) als eine untergeordnete Beschäftigung — a poor money making business, einen armseligen Gelderwerb —, für Solche geeignet die nicht Talent genug besitzen etwas Einträglicheres zu unternehmen. Auch betrachtet der Schulmeister das Lehramt häufig nur als den Anfang zu einer Carrière, als ein Mittel sich einige Dollars zu ersparen; er widmet sich deshalb nebenbei andern Studien, sei es der Jurisprudenz, Medicin oder Theologie, und sucht die Grundlage zu irgend einem andern Geschäft zu legen. Mancher von ihnen führt ein wanderndes, mühevolles Leben. Er lehrt in den Blockhäuschen des Urwalds, geht von einem Farmer zum andern, um sich verköstigen zu lassen, und sucht durch die ihm angeborene Oekonomie seinen geringen Verdienst zusammenzuhalten, um damit einen Start (Anfang) zu machen. Mehre jetzt bedeutende Männer in den Vereinigten Staaten haben durch Unterrichtgeben auf diese Art ihre Laufbahn begonnen und stehen gegenwärtig in der Reihe der ersten Advocaten, Aerzte oder Prediger. So glückt es freilich nicht Jedem, und im Ganzen sind die Verhältnisse nicht der Art, um deutschen Lehrern das Auswandern nach Amerika rathsam zu machen; und doch, wenn man ihren elenden Zustand in manchen Gegenden Deutschlands erwägt, sollte man fast zu der Ansicht kommen daß sie es nirgend schlechter haben können als in ihrem Vaterlande; auf jeden Fall aber, abgesehen von den pecuniairen Verhältnissen und von den Vorzügen der amerikanischen Institutionen, ist der Lehrer dort zu Lande wenigstens von allen den Chikanen der Oberschulmeister, der Schuldirectoren und der Geistlichen befreit, auch nicht gebunden, sein Leben lang sich mit dem Eintrichtern des ABC zu beschäftigen, sondern kann unbehindert die vielfältig vorkommenden Gelegenheiten benutzen, sich auf etwas Vortheilhafteres zu verlegen und ein unabhängiger Mann zu werden. Was die höhern Schulen betrifft, so sind nur wenige deutsche Lehrer bei denselben angestellt und meistens nur für lebende Sprachen; auch sucht sich neben den wenigen Männern von wirklich wissenschaftlicher und gelehrter Bildung, die aus Deutschland herüberkommen, eine große Menge von halbgebildeten Schulmeistern, Schreibern, Commis und Barbieren unter dem Schilde Minervas einzuschmuggeln, wodurch man im Allgemeinen gegen deutsche Lehrer mistrauisch wird, und das Auftreten selbst verdienter und gelehrter, aber mit den dortigen Ansichten und Lebensgewohnheiten völlig unbekannter Männer ist von der Art daß es ihnen bei den Amerikanern nicht zur Empfehlung gereichen kann.

Betrachten wir nun den geistlichen Stand, so ist vorallem der Paragraph der amerikanischen Constitution ins Auge zu fassen, welcher besagt: „Der Congreß soll kein Gesetz erlassen dürfen bezüglich der Einführung einer Religion (Staatsreligion); ebenso wenig soll er Verfügungen treffen dürfen welche die freie Ausübung irgend eines Glaubensbekenntnisses hindern könnten." Da nun nach diesem Paragraphen die Völker der Vereinigten Staaten völlige Glaubensfreiheit haben, und der Mensch dort nicht allein nach Gefallen auf sein zeitliches Wohl speculirt, sondern ihm auch freigegeben ist denjenigen Weg einzuschlagen welcher ihn am sichersten zur Erreichung des ewigen Heils zu führen scheint, und

diejenigen Verbindungen einzugehen, in welchen die Erreichung jenes Zwecks am wirksamsten gefördert wird, so erklärt sich die Entstehung und allseitige Duldung der großen Menge von Sekten, deren Bekenner in Amerika nebeneinander wohnen. Infolge der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate sind natürlich auch die Geistlichen als die Träger des Cultus für ihren Lebensunterhalt einzig und allein auf die Gemeinden angewiesen, und es ist somit das voluntary system entstanden, welches in jeder Beziehung den wahren Bedürfnissen des Volks entspricht, und unbedingt besser ist als alle Verordnungen und Gesetze wodurch europäische Staaten ihre kirchlichen Institutionen zu schützen versucht haben. Jede Gemeinde kann dort, wenn sie den Drang und die Mittel dazu hat, sich eine Kirche erbauen und einen Prediger anstellen; ja es sind alle die vielen Kirchen, die man in den größern und kleinern Städten der Vereinigten Staaten sieht, aus den Mitteln der Mitglieder von den verschiedenen Sekten erbaut worden. Die Besoldung des Predigers wird gewöhnlich von einem Ausschuß der Gemeinde bestimmt und von dem Ertrage der Kirchensitze, sowie von Beiträgen die nach einem festgesetzten Maßstabe von den Eigenthümern derselben erhoben werden bestritten und in monatlichen Raten oder andern bestimmten Terminen durch den Schatzmeister an den Prediger ausbezahlt. Die Geistlichen werden wenn nicht reichlich doch meistens so besoldet daß sie anständig leben können. In Neuyork z. B. erhalten die fähigsten 4000 Dollars, die übrigen nie weniger als 1000 Dollars jährlich. Auf dem Lande freilich sind die Prediger nicht so gut gestellt, und überhaupt, wie es schon die Verhältnisse mitsichbringen, mehr von ihren Gemeinden abhängig, deren vermögendere Mitglieder sie aber immer mit Geschenken erfreuen und sonst auf jede Weise unterstützen, besonders wenn sie sich die Liebe und Achtung derselben zu erwerben und zu erhalten wissen.

Die katholische Kirche hat auch in den Vereinigten Staaten ziemlich viele Angehörige; namentlich in Maryland und Louisiana sind sie besonders zahlreich. Es gibt auch Jesuitenseminare, z. B. in Georgetown bei Washington; ferner Nonnenklöster in Boston, Neuyork, Vincennes in Indiana, in Missouri, Michigan u. s. w. Die Anhänger dieser Kirche mehren sich dort mit jedem Jahre; denn die durch Hunger und Elend aus ihrem Vaterlande vertriebenen Irländer, die vielen Deutschen, Franzosen, Italiener und Spanier welche einwandern bilden einen fast täglichen Zuwachs zu der Anzahl der Katholiken, und die Jesuiten wissen das Kreuz selbst mitten im Schoose der zahlreichen, ihnen feindlichen protestantischen Sekten aufzupflanzen und die verlorenen Schafe um sich zu sammeln. Dem Wachsthum der katholischen Kirche sehen die protestantischen Amerikaner keineswegs gleichgültig zu; von mehren Sekten werden alle Jahre die wochenlangen sogenannten revivals gehalten, bei welchen vom Morgen bis in die Nacht hinein die zungenfertigsten Kanzelredner sich hören lassen, dabei hier und da Ausfälle auf andere Religionsgesellschaften, namentlich auf die Katholiken sich erlauben, und zum Beweise, auf welcher niedrigen Culturstufe die große Masse der Bewohner katholischer Länder sich noch befindet, von Lastern und Schandthaten der Päpste, Cardinäle und aller Derjenigen erzählen welche noch unter der Herrschaft des römischen Stuhls und in den Banden papistischen Aberglaubens gefangen liegen. Außerdem stützen die Protestanten in Amerika mit einem größern Scheine von Wahrheit ihre Verdammungsurtheile gegen die katholische Religion auf die Behauptung daß der Katholicismus reinabsolutistisch-monarchischer Natur sei und sich mit republikanischen Institutionen gar nicht vertrage, desgleichen daß es der republikanischen Freiheit des Amerikaners zuwiderlaufe, einem auswärtigen Oberhaupte, selbst in geistiger Beziehung, unterthan zu sein.

Die Ausübung der *ärztlichen Kunst* ist in den Vereinigten Staaten noch vielfach in schlechten Händen. Als mit der errungenen Unabhängigkeit die jungen Staaten ihre Kräfte mehr und mehr entwickelten, wurde auch diesem höchst wichtigen Zweige menschlicher Wissenschaft die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt und hier und da eine medicinische Schule angelegt. Bei der raschen Zunahme der Einwohnerzahl, und insbesondere bei der Ausbreitung derselben über ein so unermeßliches Ländergebiet, war aber vorderhand damit nur noch wenig gewonnen, und je dringender sich das Bedürfniß nach tüchtigen Heilkünstlern herausstellte, um so lockender war für vacirende Barbiere und Feldscherer, für Hufschmiede und Vieharzte und anderes abenteuerndes Gesindel die Versuchung, sich selbst zu Doctoren der Medicin zu promoviren und vorgeblich nach den Regeln der Kunst die Menschen vom Leben zum Tode zu bringen. Gegenwärtig hat jeder kleine Ort einen oder mehre Aerzte, die sich entweder durch wirkliche Kenntnisse oder durch gesellschaftlichen, politischen, selbst religiösen Einfluß Patienten zu verschaffen suchen. Allein noch immer wissen sich, da es eine eigentliche Medicinalpolizei mit einem Medicinalcollegium an der Spitze nach deutschem Sinn in den Vereinigten Staaten nicht gibt und Freiheit der medicinischen Praxis durchaus stattfindet, noch manche Individuen in die Zunft des Hippokrates und Galenus einzuschmuggeln, die sich dabei auf nichts Anderes als etwas Quacksalberei und eine gute Dosis von Ruchlosigkeit, mit der sie ein Menschenleben aufs Spiel setzen, zu stützen wissen.

Die Hydropathie hat auch in Amerika ihre Anhänger gefunden, und es sind hin und wieder in der Nähe volkreicher Städte einige Wasserheilanstalten etablirt worden. *Homöopathische* Aerzte gibt es dort in Menge; die Unschädlichkeit und scheinbare Einfachheit der Heilmethode, sowie die Wohlfeilheit der Medicamente hat schon manchen Laien, dem die Medicin ein völlig verschlossenes Buch war, verleitet, sich durch Ankauf einiger auf das System bezüglicher Bücher und durch Aufstellung eines kleinen Apparats von Büchsen und Fläschchen, von Pillen und Pulvern zum Arzt zu stempeln und auf die Leichtgläubigkeit seiner Mitmenschen zu specu-

ren. Je mehr er dabei die Sache mit etwas geheimnißvollem Dunkel zu umgeben und seine imaginairen Erfolge mit einigem Aufwand von Bombast und Charlatanerie zu verklären wußte, um so leichter gelang es ihm manchen Ungläubigen in sein Netz zu locken oder einen hypochondrischen Kranken auf einige Tage von seinen Einbildungen zu curiren. In der Chirurgie sind die amerikanischen Aerzte kühn und haben schon manche Operationen vollzogen die von europäischen für unmöglich gehalten wurden. Die Hauptschwierigkeit mit welcher ein deutscher Arzt in Amerika zu kämpfen hat besteht darin daß jeder Pfuscher und Pillendreher in den Augen des Publicums gleichberechtigt mit ihm erscheint, weil er sich Doctor schelten läßt und dem Manne der Wissenschaft gegenüber noch den Vortheil der Arroganz, Aufdringlichkeit und Windbeutelei hat. Nur wenn der aus Deutschland einwandernde Arzt einiges Vermögen hat, um nicht von Anfang an zu den Kunstgriffen jener Blutsauger sich erniedrigen zu müssen, vorzüglich aber wenn er Kraft und Ausdauer genug besitzt um sich durch die unerquicklichen Erfahrungen der ersten Probejahre nicht abschrecken zu lassen, und dabei zur Begründung seines Rufs durch einige glückliche Curen sich unterstützt sieht, darf er hoffen sich zu einer Stellung emporzuarbeiten die ehrenvoll und einträglich für ihn wird. In den westlichen Staaten ist übrigens sein Fortkommen immer noch sicherer als im Osten wo die Concurrenz schon sehr stark ist; und dort genießt er noch den Vortheil daß er selbst dispensiren, also eine Apotheke halten kann. Eigentliche Apotheken nach deutscher Weise gibt es in Amerika nur in den größten Städten, und selbst in diesen sind sie selten. Meistens sind es deutsche, hier und da auch französische Pharmaceuten welche förmliche Apotheken etabliren; die Mehrzahl der übrigen sogenannten Apotheker besteht aus Droguisten, Materialwaarenhändlern, welche neben der Arzneibereitungskunst auch den Verkauf aller Arten von bereits angefertigten Medicamenten und Patentmedicinen, von chirurgischen Instrumenten, Gartensämereien, Gewächsen, Pflügen, Farben, Fensterglas, Oel, Toilettengegenständen und andern dergleichen Artikeln besorgen. Jeder junge Mensch der eine zeitlang in einem solchen Geschäfte gedient hat wird ohne alle weitern Kenntnisse von Chemie, Botanik oder Arzneimittellehre u. s. w. Apotheker oder Droguist und zieht westwärts, um sich irgendwo niederzulassen. Glaubt er sich befähigt einem Geschäft vorstehen zu können, so packt er Calomel, Chinin und ein gehöriges Quantum Patentmedicinen und Universalmittel zusammen, fügt seinem werthen Namen den Titel Doctor bei, setzt sich irgendwo fest, verschreibt, receptirt und curirt darauf los, verkauft mitunter noch nebenbei Fensterscheiben, zieht Zähne aus, reibt Farben und läßt sich auch herab kranke Pferde zu behandeln. Anstalten wie sie in der Alten Welt zur Bildung von Thierärzten bestehen findet man in Amerika noch nicht, und die wenigen Thierärzte die man dort hat sind erst aus Europa herübergekommen; ihre Dienstleistungen sind aber noch kein großes Bedürfniß. In entlegenern Landstrichen ist der Preis der Hausthiere mit Ausnahme der Pferde noch zu niedrig, und die Reisekosten und Diäten für Thierärzte sind zu hoch als daß es sich lohnen sollte letztere aus der Ferne kommen zu lassen und über die Krankheit einer Kuh oder eines Ochsen zurathezuziehen. In solchen Fällen gibt es Universalmedicinen; helfen diese, so ist es gut, wenn nicht, ist auch wenig verloren. Der Amerikaner trägt im Allgemeinen wenig Sorge für sein Vieh, und es ist für ihn auch kein so großes Unglück wenn ihm ein Stück verloren geht wie für manchen deutschen Landmann, dessen ganzes Vermögen in einer Kuh besteht. Für deutsche Thierärzte ist demnach in Amerika nicht leicht auf guten Erfolg zu rechnen.

Der Advocatenstand ist der angesehenste in den Vereinigten Staaten. Ein Advocat ist entweder Anwalt (Attorney) oder Consulent (Counsellor) oder Beides zugleich. Der Theil der Rechtspraxis welcher insbesondere dem Attorney angehört besteht in der Vorbereitung der Details für das processualische Verfahren vor dem Gerichtshof und in den schriftlichen Ausfertigungen für den Gebrauch des Counsellor, dessen besondere Aufgabe es ist, den Beweis vor dem Gerichtshofe zu führen. Ehe Jemand die Erlaubniß zur Rechtspraxis an den Gerichtshöfen erhält, muß er nicht nur Bürger der Vereinigten Staaten sein, sondern in der Regel auch sich einer Prüfung von Rechtsgelehrten unterzogen haben. Ein amerikanischer Advocat hat gewiß größere Schwierigkeiten zu überwinden, um in seinem Berufe zu excelliren, als irgend ein Rechtsanwalt in der Welt; denn er muß nicht minder die Kenntniß des englischen Gesetzes haben, da es die Basis der amerikanischen Jurisprudenz bildet, als mit den verschiedenen Statuten jedes Staats der Union, desgleichen mit denen der Vereinigten Staaten selbst vertraut sein. Die Prärogativen des Generalgouvernements und die der Gouverneure und Legislaturen sämmtlicher unabhängiger Staaten bieten oft die feinsten Differenzpunkte dar und eröffnen dem Scharfsinne der amerikanischen Advocaten ein weites Feld. Für die ausgezeichnetsten in der Beweisführung und wissenschaftlichen Distinction gelten die von Philadelphia, und ihr Ruf ist in dieser Hinsicht so feststehend daß das Sprüchwort: „Das kann einen philadelphischen Advocaten in Verlegenheit setzen", gerade soviel heißt als wenn man Jemandem zumuthet die Quadratur des Kreises zu finden. In allen Staaten ist, wie sich von selbst versteht, das öffentlich-mündliche Verfahren eingeführt, und die Verhandlungen werden überall in englischer, nur in Louisiana theilweise in französischer Sprache geführt.*) Eben deshalb ist hierzu eine vollkommene Kenntniß der Landessprache erfoderlich; solche vermag aber der eingewanderte Deutsche bei allem Fleiße sich selten so vollständig anzueignen daß er sich ihrer rasch, gewandt und

*) In Louisiana ist zum Theil noch der Code Napoléon in Geltung. Desgleichen herrscht noch in Florida, Texas und Neumexico spanisches Verfahren.

ganz fehlerfrei bedienen könnte. Durch etwaige Verstöße setzt er sich aber nicht blos dem Spotte der Gegenpartei, sondern auch den Verdrehungen der ihm opponirenden Advocaten aus. Ein deutscher Advocat kann demnach nur als Attorney sein Fortkommen finden und hat nur unter seinen Landsleuten einige Aussicht auf Praxis. Aber selbst Deutsche, die schon länger im Lande sind und sich Vermögen erworben haben, nehmen immer, zum Theil aus obenangeführten Gründen, zu einem Amerikaner als Rechtsbeistand ihre Zuflucht.

Nach allem Vorausgeschickten können Literatur und Buchhandel in Amerika beiweitem nicht die Bedeutung haben wie in Deutschland, England und Frankreich. Eine eigentliche amerikanische Literatur ist noch im Werden begriffen, da dieselbe kaum erst ein Alter von 20 Jahren erreicht hat; doch muß man ihre Leistung nicht allzu gering anschlagen. Mit Ausnahme einiger theologischer und naturwissenschaftlicher Werke und der praktischen Schriften von Franklin, Jefferson und wenigen Andern lieferten die nordamerikanischen Staaten anfänglich Nichts was die Aufmerksamkeit des Auslandes auf ihr literarisches Leben hätte ziehen können. Sobald aber mit dem mächtig wachsenden Volksleben und dem immer mehr sich steigernden Zuströmen von Einwanderern die materiellen Mittel sich gemehrt hatten, und infolge dessen ein engerer und schnellerer Verband auch der entlegensten Theile des Landes untereinander durch Eisenbahnen, Kanäle und Dampfschiffe hergestellt war, bildete sich nothwendigerweise ein ausgedehnterer und fruchtbarerer Boden für geistiges Streben, welches sich indeß begreiflicherweise denjenigen Wissenschaften vorzüglich zuwandte, welche mit den das körperliche Wohl des Volks fördernden Gegenständen in nächster Verbindung stehen. Aber auch in den Geschichtswissenschaften, der Theologie, Jurisprudenz, Mathematik und in der Novellistik ist schon manches Gute von den Amerikanern geschaffen worden. Vor dem zweiten Jahrzehnd des gegenwärtigen Jahrhunderts zogen die Schriftsteller in den Vereinigten Staaten wol höchst selten irgend einen materiellen Vortheil aus der Veröffentlichung ihrer Werke. In neuester Zeit sind aber auch hierin bedeutende Veränderungen eingetreten, und die Verhältnisse erfolgreicher Autoren zu ihren Verlegern haben sich mehr denen in Europa genähert. Prescott soll von seinen Verlegern, dem großen neuyorker Hause Harper und Brother, für jedes Exemplar seiner „Eroberung von Mexico" 1½ Dollar bewilligt erhalten haben, was ihm also bei einem Absatze von 18,000 Exemplaren die Summe von 27,000 Dollars eingetragen hat; Day, Präsident von Yale-College, von dessen „Algebra" innerhalb 12 Jahren 90,000 Exemplare verkauft wurden, hat dafür 25,000 Dollars Honorar bezogen. Was den amerikanischen Buchhandel im Allgemeinen betrifft, so können die Städte Boston, Philadelphia und Neuyork die Hauptrepräsentanten desselben genannt werden. Auch deutsche Buchhandlungen sind bereits an vielen Orten entstanden, z. B. in Neuyork, Cincinnati, Boston, St.-Louis, Pittsburg, Buffalo, Baltimore, Chicago, Cleveland, Albany u. s. w. Vor dem Nachdruck in den Vereinigten Staaten sichern sich die Verleger dadurch daß sie bei dem United-States-District-Court des Bezirks wo sie wohnen um ein vierzehnjähriges Privilegium nachsuchen, das ihnen der Clerk des Gerichtshofs gegen Erlegung der unbedeutenden Registraturgebühren ausstellt und was dann im Buche auf der Rückseite des Titelblatts stets bemerkt ist.

Die Buchdrucker gehören in den Vereinigten Staaten zu den geachtetsten Ständen, und aus ihrer Mitte sind schon viele tüchtige Staatsmänner hervorgegangen, wobei nur an Benjamin Franklin zu erinnern ist. In den Händen der Buchdrucker ist auch größtentheils die Redaction der Zeitungen. Mit jedem neuen Orte entsteht eine neue Zeitung; nach dem letzten Census (1851) erschienen in den Vereinigten Staaten ungefähr 2800 Journale, von denen 2000 in den freien und 800 in den Sklavenstaaten herausgegeben werden. Unter diesen Journalen gehören 850 der Whigpartei, 750 der demokratischen, 70 sind gegen die Sklaverei (free soilers), 20 für den Ackerbau, 40 für die Sache der Mäßigkeit, 200 religiösen Inhalts und 870 ohne bestimmten Charakter. Es würde überflüssig sein den großen Einfluß zu besprechen, welchen die öffentlichen Blätter in einem Lande ausüben, wo die Presse völlig frei und in keiner Weise einer Beschränkung unterworfen ist; statt dessen mögen einige Mittheilungen über die äußere Einrichtung und den Betrieb des amerikanischen Zeitungswesens hier Raum finden. Die anglo-amerikanischen Blätter unterscheiden sich von den europäischen sowol nach Form und Inhalt. Das Format ist fast durchgehends ein großer Foliobogen; es gibt wenig Blätter, die nicht 20—30 Zoll hoch und 14—18 Zoll breit wären. Ein großer Theil des Blattes wird von Anzeigen eingenommen; sie bilden in einem Lande, wo Handel und Wandel das Streben der ganzen Bevölkerung sind, die Hauptsache, und ein guter Zeitungsdrucker sucht sie deshalb auch möglichst augenfällig zu machen. Die meisten Anzeigen sind durch Vignetten hervorgehoben. Der Haarkräusler steht auf einem Postament und träufelt aus seinem Fläschchen von der unschätzbaren Haartinctur; gebeugt und glatzköpfig nahen von der einen Seite die Hülfesuchenden; aber kaum ist der Himmelsthau auf sie gefallen, so stolzirt der dickbäuchige Banquier mit schnellendem Kraushaar auf der andern Seite davon, und die coquette Miß schlägt sich die bis zum Knöchel herabwallenden Locken in Flechten. Des Arztes Beruf stellt eine hübsche Landschaft mit der Scene des barmherzigen Samariters dar; der Zahnarzt wählt eine Schnur falscher Zähne; Pferde, Rindvieh, entlaufene Sklaven, Meubles, Oefen, Kochherde — Alles kommt in bunter Mischung durcheinander. Der übrige Theil der Blätter zerfällt in entlehnte und Originalartikel; jedes Blatt hat, meist auf der ersten Seite immer, seine besondere Rubrik, worunter außer den Originalaufsätzen des Redacteurs alle besondern auf die Stadt, das County und

den Staat des erscheinenden Blattes bezüglichen Bemerkungen und Nachrichten aufgenommen werden. Was die Circulation der Blätter und ihre Unterstützung von Seiten des Publicums betrifft, so stehen die amerikanischen in einem günstigern Verhältnisse als die europäischen; auch die Regierung unterstützt dieselben durch Ansatz eines sehr billigen Postporto und durch reichliche Inserate. Die pennsylvanisch-deutschen Zeitungen zeichnen sich durch ein verdorbenes Deutsch aus; auch ist ihr Aeußeres weniger empfehlend als das der englisch-amerikanischen Blätter. Eine neue Aera der deutschen Zeitungen begann erst mit den in der letzten Zeit erfolgten Einwanderungen, die aus ganz andern Elementen bestanden als die frühern; es war nicht mehr lediglich die ärmste und unwissendste Classe der Deutschen, die durch unmittelbar drückende Noth zur Auswanderung gezwungen worden wäre, noch waren es blos Menschen, die nur aus Speculationswuth in einen fernen Welttheil gingen, um Reichthümer schnell und auf leichte Art zusammenzuraffen, aber auch dabei allen höhern Lebensinteressen und edlern Richtungen zu entsagen, sondern sie gehörten großentheils dem Kern des Volks an und wurden durch bessere Motive zur Auswanderung bestimmt. Hieraus erklärt es sich daß die neuern deutschen Zeitungen sich bedeutend vor den pennsylvanisch-deutschen sowol durch innern Gehalt als durch Correctheit der Sprache und Schönheit der Ausstattung auszeichnen.

An der Spitze der Centralregierung steht der auf die Dauer von vier Jahren erwählte Präsident; er ist Oberbefehlshaber der Armee und der Flotte der Vereinigten Staaten, sowie der Miliz der verschiedenen Staaten, wenn diese zum activen Dienst berufen wird. Er hat das Begnadigungsrecht für alle Vergehungen gegen die Vereinigten Staaten, ausgenommen bei Anklagefällen vor dem Senate. Ferner ist er ermächtigt mit Beirath und Zustimmung des Senats Verträge mit fremden Nationen zu schließen, Gesandte, Minister und Consuln, Richter des obersten Gerichtshofs und alle andern Beamten der Vereinigten Staaten zu ernennen und einzusetzen. Das Ministerium besteht aus dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Secretary of state), dem Finanzminister (Secretary of treasury), dem Minister des Innern (Secretary of interior), dem Minister der Marine (Secretary of navy), dem Kriegsminister (Secretary of war), dem Generalstaatsanwalt (Attorney-general) und dem Generalpostmeister (Postmaster-general). Diese bilden das Cabinet und haben ihren Wohnsitz in Washington. Außer der Centralregierung besteht für jeden einzelnen Staat eine besondere Regierung, an deren Spitze ein vom Volk erwählter Gouverneur steht. Der Gehalt des Präsidenten der Vereinigten Staaten beträgt 25,000 Dollars, der des Vicepräsidenten 5000 Dollars. Jeder Cabinetsminister erhält 6000 Dollars und die Gehalte der Bureauchefs stehen zwischen 2500 und 3000 Dollars. Die Gehalte der Gesandten betragen jährlich 9000 Dollars und 9000 weitere Dollars erhalten sie zur Einrichtung. Die Consuln in London, Paris, Tunis und Tripolis haben 2000 Dollars jährlich, und es sind dies die einzigen welche Gehalte beziehen; die andern sind auf Sporteln angewiesen, die bei manchen Consulaten beträchtlich sind. Deutsche gelangen nur in sehr wenigen Fällen zu einer Anstellung als Beamte, was seinen Grund darin hat daß sie selten ganz vollkommen mit der englischen Sprache vertraut werden und wenig politischen Einfluß haben, theils aber auch in der Eifersucht welche der eingeborene Amerikaner gegen den Ausländer empfindet.

Der oberste Gerichtshof (Supreme court) der Vereinigten Staaten besteht aus einem obersten Richter und acht Hülfsrichtern. Ihre Anstellung steht dem Präsidenten vorbehaltlich der Bestätigung des Senats zu, und zwar bekleiden sie ihre Stellen auf Lebenszeit, „during good behaviour", d. h. bei strengrechtlichem Verhalten. Zu diesen Aemtern werden nur Männer von hoher Intelligenz, bedeutenden juristischen Kenntnissen und untadelhaftem Charakter gewählt und in eine für den Richter so nothwendige unabhängige Lage dadurch versetzt daß sie als unabsetzbar sich um die Volksgunst nicht zu kümmern haben. Sie halten jährlich eine Session von drei Monaten in Washington, welche mit dem ersten Montag im December anfängt. Vor diesen Gerichtshof kommen alle diejenigen Streitfragen welche zwischen Bürgern zweier verschiedener Staaten, zwischen einem Staate und dem Bürger eines andern Staats oder zwischen einem Bürger und seinem Staate selbst vorgefallen sind; ferner alle diejenigen Fälle welche die Constitution, die Gesetze und die Marinegerichtsbarkeit der Vereinigten Staaten betreffen, desgleichen solche die auf Grund von Verträgen mit den Indianern und fremden Nationen anhängig werden.

Die reguläre Armee der Vereinigten Staaten ist im Vergleich zu den stehenden Heeren, welche europäische Staaten nach landesherrlichem Willen zu unterhalten haben, klein, ja so klein daß man sie nach diesen Verhältnissen als gar nicht vorhanden betrachten kann. Ein mal liegt es an und für sich nicht im Geiste der amerikanisch-republikanischen Institutionen stehende Heere zu halten; denn man hat dort keine Fürsten die ihre Throne mit Bayonneten umstellen und den demokratischen Geist durch Kanonen niederhalten. Außerdem ist dort zu Lande jeder Bürger Soldat; Jeder trägt Waffen und ist stets bereit sein Vaterland gegen feindliche Angriffe von außen oder innen zu vertheidigen. Im Falle eines Kriegs steht eine geregelte Landwehr von zwei Millionen Streitern bereit, welche nicht blos die Büchse zu führen und ein Pferd zu bändigen wissen, sondern auch dem Rufe der Regierung mit dem Bewußtsein folgen daß es sich um die Sicherheit ihres Landes, um die von den Voreltern erkämpfte Freiheit handelt, deren Thaten sie noch immer frisch im Gedächtniß tragen und deren Muth und Tapferkeit sie nachzuahmen streben. Die amerikanischen Truppen sind gut equipirt und mit vorzüglichen Waffen aller Art ver-

sehen; auch sind in den 17 an verschiedenen Punkten der Vereinigten Staaten errichteten Arsenalen die nöthigen Musketen und andern Waffen vorräthig um die ganze Landwehrmannschaft gehörig auszurüsten. Zur Bildung tüchtiger Offiziere wurde bereits 1802 die militairische Akademie zu Westpoint errichtet, und der letzte mexicanische Krieg hat bewiesen daß der Zweck dieser Anstalt vollkommen erreicht worden ist. In Friedenszeiten sind die Offiziere der Vereinigten Staaten-Armee auf den sogenannten Military-posts stationirt, wo sie die angeworbenen Truppen einzuexerciren und zu befehligen haben. Diese militairischen Posten, 54 an der Zahl, sind an den Küsten des Atlantischen Ocean und des Mexicanischen Golfs entlang sowie an den großen Seen, an den canadischen und Indianerterritorien errichtet und meistens regelmäßige Festungen, welche die Häfen und schiffbaren Flüsse beschützen. Viele derselben sind ausgezeichnete Werke, welche von den geschicktesten Ingenieuren und nicht selten mit wahrer Pracht ausgeführt worden und mit guten Geschützen aller Art hinlänglich versehen sind. Auf diesen das ausgedehnte Gebiet der Vereinigten Staaten umgebenden Posten sind die Truppen dieses Reichs ausschließlich stationirt, und man sieht deshalb selten Offiziere oder Soldaten in den Städten.

Die Kriegsmarine besteht gegenwärtig aus 76 Schiffen; obschon klein, wenn sie mit der von England zusammengehalten wird, ist sie doch bedeutend genug um der Union als Seemacht allenthalben die gehörige Achtung zu verschaffen, und ihre siegreichen Erfolge in den ersten Schlachten, die ruhmvollen Proben ungewöhnlicher Tapferkeit und Geschicklichkeit sind zahlreich genug, um der Welt den Maßstab Dessen zu liefern was die junge amerikanische Flotte dereinst noch zu leisten im Stande sein wird, wenn sie weiter herangewachsen und erstarkt ist. Die amerikanischen Kriegsschiffe sind gute Segler, dauerhaft gebaut, gut bemannt und so ordentlich und reinlich gehalten wie nirgend in der Welt. Die amerikanischen Offiziere sind berühmt wegen der ausgezeichneten Disciplin die sie handhaben und wegen ihrer großen Geschicklichkeit und Kühnheit als Seefahrer. Auf Kriegsschiffen hören natürlich die republikanischen Gleichheitsideen auf; dort gilt unumschränkt nur der Wille des Befehlshabers, dem Jedermann ohne Widerrede zu gehorchen hat. Jedes Vergehen gegen die Gesetze und Befehle wird je nach dem Grade des Verschuldens mit Hieben, Ketten, ja mit dem Tode bestraft, welchem eintretenden Falls selbst Offiziere nicht entgehen, und wären sie auch aus den einflußreichsten Familien der Union. Es sind noch nicht viele Jahre her daß der Sohn eines Kriegsministers, der mit zwei Andern eine Meuterei anzustiften versuchte, gehangen wurde. Die Offiziere für den Seedienst werden aus den Midshipmen herangebildet, die schon als Knaben von 14—15 Jahren in den Dienst eintreten und auf die verschiedenen Schiffe vertheilt werden. Ein Ausländer darf sich demnach auf einen Dienst als Marineoffizier in Amerika keine Hoffnung machen.

So dunkel und abschreckend die unleugbaren Schattenseiten des amerikanischen Lebens für Jeden herauskommen müssen, dem es nicht möglich ist gänzlich die Ansichten und Gewohnheiten welche er in der Alten Welt mit der Muttermilch eingesogen hat aufzugeben, und dem behaglichen Genusse einer durch Kunst und Wissenschaft seit vielen Jahrhunderten gesättigten Civilisation zu entsagen, so glänzend und staunenswerth ist dagegen der Aufschwung welchen dieses neue Reich in wenigen Jahrzehnden genommen, und die gewaltige Kraftentwickelung welche fortwährend in reißend schneller Zunahme begriffen ist. Wer kann die Zukunft dieses Landes ermessen! — eines Landes, beschenkt mit allen Schätzen welche die Natur unter ähnlichen Himmelsstrichen verleihen kann, bewohnt von einem freien, frischen und intelligenten Volke, welchem mit jedem Tage neue Intelligenz und neue Kräfte zufließen und welches noch Hunderte von Jahren den Zufluß aufzunehmen vermag, ehe man es völlig bevölkert nennen kann. Der außerordentliche Fortschritt aller menschlichen Dinge in den Vereinigten Staaten wurde am 4. Juli 1851 (dem Festtage der Unabhängigkeitserklärung) von Daniel Webster in einer der besten Reden welche er jemals hielt geschildert und mit einer vergleichenden Darstellung belegt, die wir zum Schlusse mittheilen.

Die Vereinigten Staaten in den Jahren	1793	und 1851
Zahl der Staaten	15	31
Mitglieder des Congresses	135	296
Bevölkerung der Vereinigten Staaten	3,929,328	23,267,498
Einwohnerzahl von Boston	18,035	136,871
„ „ Baltimore	13,503	169,054
„ „ Philadelphia	42,520	409,045
„ „ Neuyork (Stadt)	33,191	515,507
„ „ Washington	—	40,075
Betrag der Staatseinnahmen in Doll.	5,720,624	43,774,848
„ „ Staatsausgaben „ „	7,529,575	39,355,268
Werth der Einfuhren „ „	31,000,000	178,138,318
„ „ Ausfuhren „ „	26,109,000	151,898,720
Tonnengehalt der Handelsflotte	520,764	3,535,454
Flächengehalt der Vereinigten Staaten	805,461	3,314,365
Stärke des stehenden Heeres	5120	10,000
Zahl der eingeschriebenen Miliz	(nicht vorhanden)	2,006,456
Zahl der Kriegsschiffe	—	76
Kriegsschiffkanonen	—	2012
Zahl der Verträge mit fremden Staaten	9	90
Länge der Eisenbahnen in engl. M.	—	8500
Länge der Telegraphenlinien	—	15,000
Zahl der Poststationen	209	21,551
Meilenlänge der Poststraßen	5642	178,672
Oeffentliche Bibliotheken	35	694
Zahl der Bände in denselben	75,000	2,201,632
Außerdem Schulbibliotheken	—	10,000
Deren Bändezahl	—	2,000,000

22.

Zur Geschichte der neuern Philosophie.

Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. Von C. Fortlage. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Geschichte der Philosophie ist keine Sammlung zufälliger Ansichten und Meinungen, sondern sie ist der organische Entwickelungsproceß des menschlichen Geistes zu seinem eigenen wahren Selbstbewußtsein zu gelangen, Gott und Welt zu begreifen und das Räthsel des Daseins denkend zu lösen. Die verschiedenen Systeme sind Anschauungen des Universums von verschiedenen Standpunkten aus, sind Versuche einen der Grundbegriffe unserer Vernunft zum Princip des Ganzen zu nehmen und dies aus ihm zu begründen, durch ihn zu erklären. Die Einseitigkeit die hierdurch entsteht reizt zur Ergänzung an, und diese tritt gewöhnlich in Form des Gegensatzes kämpfend auf und veranlaßt wieder einen dritten Denker den Streit in einer höhern Einheit zu schlichten. Die Philosophie der Gegenwart ist deshalb nur zu verstehen, wenn wir sie in ihrem Werden auffassen, und eine genetische Geschichte der Philosophie seit Kant, dem großen Entdecker und Reformator, dem Kopernicus des freien Forschens und Denkens, wird einen der wesentlichsten Beiträge zur Orientirung über die ganze Stellung unserer Zeit und über die geistige Aufgabe derselben sicherlich abgeben. Auch hat es seither an Darstellungsversuchen nicht gefehlt. Aber bald gingen sie von festen Voraussetzungen aus, wie Michelet, der das Hegel'sche System als die absolute Wahrheit nahm und deshalb die Vorgänger desselben nur als Vorbereitungen für dasselbe behandelte und sie an dessen Maßstabe maß; bald schlossen sie wenigstens mit Hegel ab und deuteten das Nachfolgende nur in eigenen kritischen Betrachtungen an, wie Fichte und Chalybäus, von denen der Letztere sich hauptsächlich auch an die hervorragenden Häupter hielt und der Zwischenglieder weniger gedachte. So blieb immer noch ein Buch zu wünschen das von Kant aus der Entfaltung der Gedanken mit besonnener Einsicht folgte und die nachhegel'schen Strebungen in den Umkreis seiner Darstellung aufnahm, die zwar als in der Gegenwart fortwirkende, sich selbst fortbildende Kräfte noch keine abgeschlossene Geschichte haben, deren Ziel, Methode und Berechtigung aber hervorgehoben werden kann. Dies war die Aufgabe von Fortlage. Sein Buch ist die erste gelungene Arbeit, welche die mannichfaltigen Richtungen der Philosophie in unsern Tagen unter allgemeine Gesichtspunkte bringt, sie im Anschluß an die epochemachenden Systeme seit Kant schildert und von diesem aus als von dem eigentlichen Quell der neuern Geisteswissenschaft ihnen gerecht zu werden trachtet. Er selbst bemerkt in der Vorrede zu seiner Schrift:

> Es ziemt sich nicht mehr für unsere Zeit die scholastischen Streitigkeiten enger Schulsysteme mit fanatischer Erbitterung fortzusetzen, aber desto mehr die gründlichen Deductionen unserer größten Denker uns so geläufig zu erhalten wie es die Begründung einer festen und begründeten Ueberzeugung. be' dem gebildeten Manne fodert. Zeigen sich bei einem nähern Eingehen diese höchsten Denkwege nicht so getrennt und geschieden als dies dem oberflächlichen Blicke zu sein scheint, so wird sich dadurch die nothwendige Orientirung in ihnen überaus erleichtern. Anhänger entgegengesetzter Systeme werden Berührungspunkte entdecken, an denen sich ein vernünftiger und umsichtiger Dialog eröffnet. Erst dann wenn der Systematiker anfängt auch seine Gegner zu achten, hört er auf Pedant zu sein. Kein consequentes System entadelt den Geist, wol aber das überzeugungslose Schwanken und Schaukeln, dem seine Principien immer über Thatsachen und Ereignissen abhandenkommen. Gegen dieses ist es an der Zeit daß sich alle Systeme mit vereinigten Kräften erheben, um Mittel gegen die Schmach vorzubereiten, womit Gesinnungs- und Ueberzeugungslosigkeit das Vaterland überschüttet haben. Denn dieses hat die Philosophie, die Wissenschaft der Gesinnungen und Ueberzeugungen, in ihrer Gewalt, und sie ladet selbst die Schmach ihres Jahrhunderts auf sich, wenn sie sich ihrer Pflicht nicht erinnert. Solange wir die Männer welche die Anlage unserer Nation zur höchsten Selbständigkeit in ihrem Keime entwickelt haben, solange wir Kant und Fichte nicht vergessen, solange sind wir noch nicht verloren.

Fortlage geht zu weit wenn er in der Philosophie vor Kant nur ein Ringen und Suchen nach der Wahrheit erblickt, die durch Kant gefunden werde, sodaß nun erst die Entwickelung und das Wachsthum eines festen Grundstamms eintrete. Es läßt sich leicht nachweisen daß auch die Entwickelung der Philosophie in Griechenland keine sprunghafte und unregelmäßige, sondern eine gesetzlich zusammenhängende war. Ich nenne von Büchern worin dieses zu ersehen ist Zeller's Schrift „Ueber die Philosophie der Griechen", Wirth's „Idee der Gottheit", Hillebrand's „Organismus der Idee". Aber das ist zuzugeben daß erst mit der Wissenschaftslehre die rechte wissenschaftliche Form des Denkens, daß mit Kant erst das volle Selbstbewußtsein des erkennenden Geistes über sein eigenes Thun beginnt; und so beweist die Stellung welche Fichte als der Mittelpunkt der neuern deutschen Philosophie erhält allein schon die tiefe Einsicht und das richtige Verständniß des Verfassers. Wir müssen sogleich anerkennend hervorheben: Fortlage verweilt nicht bei der Schale der einzelnen Lehren, gibt nicht abgerissene Notizen und Auszüge, sondern er dringt auf den Kern, er weiß sich selbst in die Gedankenwelt, in die innerste Anschauungsweise der Männer zu versetzen die er charakterisirt, und gibt vom Centrum der Idee aus eine stets geistvolle Reproduction der Systeme. Darum ist sein Buch keins der leichten Unterhaltung, sondern eins der ernsten Belehrung; es fodert die Arbeit des Lesers heraus, es regt ihn an die größten Gedanken der Neuzeit in sich selbst wiederzuerzeugen und sie dadurch nicht als dogmatische Sätze, sondern als Philosophie, als eigene begründete Gedanken zu haben. „Die tiefen Grundideen der Idealphilosophie", schrieb Schiller an Wilhelm von Humboldt, „bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen in dieser Zeit gelebt zu haben." Fortlage thut dar wie dieselben von Schelling und Hegel keineswegs verlassen, sondern fortgebildet werden, indem sie auf der durch Kant und Fichte gelegten Basis der eine die Philosophie der Natur, der andere die der Geschichte aufbauen. Seine Darstellungsweise ist dabei klar und bestimmt, sie läßt die Eigenthümlichkeit der geschilderten Denker auch in

dem Stil und Ausdruck durchschimmern, ohne die Originalität des Geschichtschreibers aufzugeben, und dieser ist oft recht glücklich darin durch ein Bild oder Gleichniß Das zu veranschaulichen was die Anstrengung des Begriffs eben mühsam errungen hat. Man sehe z. B. S. 39, 92, 113.

Mit Kant stellt Fortlage K. L. Reinhold und Jacobi zusammen. Indem er nachweist daß die Gefühlsahnungen Jacobi's doch in der Hauptsache mit Kant's Vernunftschlüssen übereinstimmen, und daß Jacobi also weit mehr ein prophetischer Vermittler Kant's mit dem Zeitbewußtsein als ein Gegner von jenem zu nennen sei, vergißt er die Unterscheidungspunkte genügend hervorzuheben, das berechtigte Dringen Jacobi's auf Objectivität und Offenbarung und seine unberechtigte Polemik gegen das vermittelte Wissen. In Fichte's „Beiträgen zur Charakteristik der neuern Philosophie" ist eine allseitigere und tiefere Würdigung dieses Mannes enthalten. Schiller wird nur genannt, er hätte als Fortbildner Kant's auf dem Gebiet der Aesthetik besprochen werden sollen; ein Gleiches ist später der Fall bei Solger. Ueberhaupt wäre es gut gewesen wenn Fortlage auf den gleichzeitigen Umschwung in der Poesie mehr Rücksicht genommen, wenn er Hamann und Herder, Goethe und Schiller, Novalis, Friedrich Schlegel und Hölderlin in den Kreis seiner Betrachtung wenigstens parallelisirend oder zur veranschaulichenden Erläuterung hineingezogen hätte.

Es versteht sich von selbst daß Fortlage den innigen Zusammenhang von Fichte's Wissenschaftslehre mit den spätern Schriften dieses Denkers, mit der „Anweisung zum seligen Leben" und den „Nachgelassenen Werken" erkannt hat. Mit Schelling verbindet er als von ihm angeregte Mitarbeiter auf dem Gebiete der Naturphilosophie zunächst Oken, Schelver, Steffens, Schubert, K. G. Carus; dann reiht er Wagner und Krause an das Identitätsystem. Bei dem Letztern hebt er die Richtung auf das Leben, auf die höchsten Angelegenheiten der Religion, der Politik und Menschenbildung hervor, vergißt aber den Leser darauf aufmerksamzumachen daß Krause die Schelling'sche Identität dadurch überwindet daß er das Urprincip als ein empfindendes, erkennendes, wollendes auffaßt und somit die Versöhnung von Transscendenz und Immanenz anbahnt, auf die als die Wiedererneuerung uraltester religiöser Anschauung, als die Vollendung der deutschen Mystik eines Tauler und Böhme später Fortlage selbst mehrfach zu reden kommt. Ein paar Worte über Adam Müller und Stahl sind unzulänglich, und der Verfasser hätte besser gethan, statt sich an die Symbolisirungen in der ersten Ausgabe der Stahl'schen „Rechtsphilosophie" zu hängen, welche die zweite selbst aufgegeben hat, seinen geistvollen Erörterungen über Recht und Staat eingehender zu folgen. Endlich stellte er zu Schelling's Philosophie der Offenbarung Schleiermacher und Baader als ebenbürtige Mitarbeiter.

Bei der Darstellung Hegel's ist nächst der Phänomenologie des Geistes und der Logik besonders die Philosophie der Geschichte berücksichtigt; gewiß hat Hegel hier seine Stärke, und viele Bestimmungen die er auf diesem Gebiet gegeben werden ein festes Eigenthum der Wissenschaft auch außerhalb seines Systems bleiben. Die Aesthetik ist mit Unrecht vergessen; ebenso die Religionsphilosophie, deren Principien an andern Orten angedeutet werden. Doch hat sich gerade an ihr die Scheidung der durch Hegel angeregten und geschulten neuern Denker ausgebildet. Fortlage selbst erkennt sofort die Grundspaltung der Transscendenz und Immanenz als den sachlichen Gegensatz, mit dem das große Schicksal unserer Zukunft zusammenhängt; er erkennt hier den Zwiespalt, der im Sinne des einen oder des andern Extrems zur Entscheidung kommen müsse, da es hier keine Mitte gebe. Er selbst sagt: „Die Wissenschaftslehre fodert daß die absolute Substanz zugleich Subject, das heißt, durch und durch setzende Thätigkeit oder Bewußtsein sei." Es handelt sich darum ob Gott in seiner eigenen Wesenheit als persönlicher Geist gefaßt werden kann, der zwar die Welt nicht außer sich hat, sondern in ihr eine Offenbarung seiner eigenen Natur anschaut, aber über alle Einzelentfaltungen übergreifend in seiner Einheit sieghaftes Subject ist, oder ob nur die Einzeldinge, nur die Materie wirklich sind, und das Denken zu einer Function des Gehirns, Gott zu einer bloßen Vorstellung des Menschen wird. Das Hegel'sche System hatte weder für jenen ganzen und consequenten Idealismus noch für diesen Realismus Platz, und die entschiedenen Geister gingen über dasselbe hinaus, indem sie sich für den einen oder den andern aussprachen. An der Spitze dieser Materialisten steht Feuerbach, dem dann Bruno Bauer, Daumer, Strauß, Ruge, Stirner gesellt werden; die Idealisten bezeichnet Fortlage als die wieder auftauchende Fichte'sche Urschule. Man fasse, meint er, diese Richtung ganz falsch auf, wenn man sie als eine bloße Abzweigung des Hegel'schen Systems ansehe; sie verdanke so wenig erst diesem System das Dasein ihres Standpunkts, daß vielmehr der letztere es sei aus welchem das Hegel'sche System selbst als eine bloße Ab- und Spielart stamme. Er will offenbar damit sagen daß hier wieder das Ich als das Absolute oder daß das Absolute, das Göttliche als Ich, nicht blos als logische Idee, sondern als Subject gefaßt werde, dessen Gedanke erst die logische Idee ist. Er nennt als Vertreter dieser Richtung Weiße, J. H. Fichte, C. Ph. Fischer, Göschel, Rust, Wirth, Ulrici, Chalybäus und seinen gegenwärtigen Recensenten.

Ich glaube, wir werden damit zufrieden sein und dem Historiker danken daß er uns auf diese Art in der Continuität der Gedankenentwickelung als die gegenwärtige Spitze derselben hingestellt hat, wenn wir auch bedauern daß er nur bei Weiße und Fichte etwas näher auf die neue Lehre eingegangen und selbst bei dem Letztern die eigenthümliche Erkenntnißlehre und die Ontologie nicht berücksichtigt hat, geschweige daß er die originalen Ausgangspunkte und Forschungen der andern Den-

ker in der Art gewürdigt hätte, wie er später von Reinhold oder Trendelenburg spricht. Und wenn er vorher die Stellung der negativen Geister zur Kirche erörtert, so durfte doch wol nicht übergangen werden wie in den „Reden über die Zukunft der Kirche" und den „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen" hier in positiver Weise auf die Versöhnung von Glauben und Wissen hingearbeitet wird, ganz in dem Sinne den Fortlage bei Kant und Fichte selbst bezeichnet:

Die Philosophie hat diese doppelte Stellung zur Religion daß sie sowol den Glauben dort wo er in Aberglauben überzugehen droht einschränkt, als auch dort wo der Unglaube und die Verzweiflung einzureißen droht den Glauben durch seine Begründung auf festere Principien stärkt.

Nach Kant sind der Stoff unsers Erkennens unsere Empfindungen, die wir in die Anschauungsformen unsers Geistes, in Raum und Zeit, objectiviren, nach den Kategorien unsers Verstandes ordnen, sodaß sich die Gegenstände nach der Erkenntniß richten; die Dinge an sich welche den Anstoß für unsere Empfindungen geben bleiben nach ihm in ihrem eigenen Wesen uns verborgen, für uns ist nur das objectivirte Bild des Eindrucks da den sie auf unsere Sinne machen. Wir Neuern erkennen in Raum und Zeit Daseinsformen des Idealen, das sich in ihnen realisirt, sie setzt und erfüllt, und die Dinge an sich sind uns die realen Gedanken Gottes, die allen Erscheinungen zugrundeliegen und als lebendige Kräfte sich offenbaren. So ist das Vernünftige das Princip in allen Dingen wie in allen Geistern, und Subjectivität und Objectivität sind Eine Welt, die Gesetze des Geistes sind auch die Gesetze der Dinge, weil Geist und Natur in der Einen göttlichen Wesenheit gegründet sind, die als das absolute Ich sich selbst und Alles in sich setzt und in ihrem ewigen Selbstbewußtsein erkennend begreift. So hängt unser Idealismus mit Kant und Fichte innigst zusammen, hört aber auf blos subjectiv zu sein, indem das Sein nicht als ein Bild des Bewußtseins, sondern das Wissen als das Sichselbsterfassen des Seins und die Nothwendigkeit eines objectiv Realen, sowol Endlichen als Unendlichen, durch Erfahrung Aufzunehmenden für unser Denken erkannt wird.

Wenden wir uns nach diesen erläuternden Worten wieder zu Fortlage, so führt er uns nun zu den Männern die er in seiner Sprachweise als Halbkantianer bezeichnet, weil sie die Principien der Kant'schen Kritik nur in dieser oder jener Beziehung, nicht aber in ihrer ganzen Reinheit und Fülle festgehalten gleich den seither betrachteten Systemen der stricten Consequenz. Das Gespräch das wir diese Systeme im Centrum führen sahen, wo jedes den Gedanken des andern ergänzend, weiterleitend, abkürzend, einordnend aufnimmt, bricht nun ab, und in der Peripherie bilden die Erscheinungen eine zerstreute Menge bunter Producte, die ihren Zusammenhang weniger untereinander als nur noch mit dem Centrum haben. Nach der Wissenschaftslehre, sagt Fortlage, zerspaltet sich die Grundexistenz, das absolute Ich, in zwei Halbexistenzen, das Subject (das relative Ich) und das Object (das Ding an sich oder den Trieb). Wer dies nicht zulassen will, ist genöthigt in jedem endlichen Subject, in jedem materiellen Ding an sich ein kleines absolutes Wesen in seiner Art zu erblicken. Danach werden Fries, Herbart, Schopenhauer, Benecke, E. Reinhold und Trendelenburg geschildert und beurtheilt.

Bei Kant ist das Denken einziger Quell der Erkenntniß, und die Wissenschaft fängt erst da an wo wir uns vom unmittelbaren Erkenntnißinstinct zur bewußten Denkregel erheben; indem Fries das Gefühl zum Erkenntnißprincip macht, steht er nicht auf dem Kant'schen Boden, so sehr er sich auch die Resultate der Kritik aneignet; er gibt der Richtung Jacobi's einen systematischen Charakter, indem er sie mit der Kant'schen Lehre zu verschmelzen trachtet. Metaphysisch bleibt er ungenügend, die Wissenschaft zerfließt bei ihm vor der Unbegreiflichkeit der Dinge und des Ich; aber alles Hohe und Treffliche was sich mit Gefühl und Anschauung erreichen läßt klingt bei ihm an, und in den ethischen und religiösen Fragen offenbart er überall den tiefen Sinn eines großen Herzens im Aufschwung reiner Begeisterung für das Ewige als das Urschöne. Nächst Bouterwek und Schulze werden noch eine große Reihe von Namen und Büchertiteln an Fries angereiht, dann wird zu Herbart übergegangen, bei dem „die Wissenschaft erstarrt". Er identificirt Ding und Subject, er setzt eine Vielheit einfach realer Wesen ohne rechte innere Action, Spontaneität und Entwickelungsfähigkeit, weiß sie aber doch nur in einem „sehr schlotterigen" Zusammenhang mit der zuversichtlich behaupteten Urmonas (Gott) zu bringen, sodaß jedes Ding zugleich Subject und ein Absolutes ist. Dabei ist aber Fortlage weit entfernt den Ernst, den Scharfsinn, die Klarheit des Herbart'schen Geistes zu verkennen, vielmehr beweist er seine Achtung vor demselben durch eine sehr sorgfältige Analyse der Psychologie und der Metaphysik und hebt wiederholt hervor wieviel Bleibendes und Bedeutendes durch sie geleistet ist. Schopenhauer nimmt die irrationale Potenz oder den Trieb als das Wahre und Wesenhafte, die rationale Potenz ist das Unwahre; der Intellect ist eine bloße Function des Leibes, der Leib selbst aber eine Function des Willens. Auch aus Fortlage's Darstellung gewinnt der Leser eine Ahnung davon wie verkehrt Schopenhauer's berühmtes, trefflich geschriebenes Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung" in seinem Princip und Ziel, das Nichts als das wahre Sein und das Verwesen ins Nichts als die Seligkeit zu preisen, und wie ausgezeichnet es ist in seinen Einzelheiten, wie sinnig in seiner Betrachtung der Kunst, von welch erhabener Melancholie in der Betrachtung des Lebens! Im Gegensatz zu Schopenhauer leitet Benecke's Trieb und Wille von den Vorstellungen ab. Fortlage bemerkt wie hiermit das metaphysische Problem eigentlich auf das psychologische Gebiet verlegt oder der Seelenkunde zur Beantwortung übergeben werde; er freut sich des Eifers

für psychologische Beobachtung, der wieder so mächtig werde als zur Zeit Kant's. Ich würde gerade an dieser Stelle der vortrefflichen Arbeiten Lotze's gedacht haben. In ihnen reichen sich der naturforschende Mediciner und der in allen Methoden der Speculation erfahrene Philosoph, der beobachtende Physiolog und der nachdenkende Psycholog auf eine höchst erfreuliche Weise die Hand, sodaß wir andern Alle von ihm zunächst zu lernen haben.

E. Reinhold und Trendelenburg erscheinen als die Vertreter von zwei vermittelnden Richtungen, welche das Bestreben zeigen speculative Resultate auf eine empirische Basis zu stellen und die Metaphysik auf den Boden der Thatsachen zu führen und damit in die Zukunft unserer Philosophie hinweisen. Reinhold wendet sich sich mehr auf die innere Erfahrung, Trendelenburg auf die äußere, sodaß er die Kategorie der Bewegung und des Zwecks im Anschluß an die Naturwissenschaften hauptsächlich hervorhebt.

Zum Schluß gedenkt Fortlage auch des Verhältnisses der Philosophie zum Socialismus. Kant hatte die Autonomie des Menschengeistes als das Mittel eines unablässigen Fortschritts zum Bessern angesehen, ohne als das Ziel desselben ein Ideal des Lebens hinzustellen. Das that Fichte, indem er das durch freie Einsicht zu realisirende Bild des Himmelreichs auf Erden entwarf; das thaten Wagner, Krause, Fries, von denen der Erste an die ältesten Priesterstaaten, der Zweite an den Freimaurerbund, der Dritte an das Hellenenthum anknüpfte. Wie Fichte unter den deutschen Philosophen, so ist St.-Simon unter den französischen Socialisten der große Anheber an welchem Alles hängt, von welchem Alles zehrt. Aber wenn St.-Simon von dem Gedanken ausgeht der darbenden und leidenden Menschheit den Erwerb der beiden süßesten Lebensgüter, der Familie und des Besitzes, zu erleichtern, verirrten sich seine Nachfolger in das gänzlich umgekehrte Streben das Schicksal Derer welche beide Lebensgüter entbehren auf die ganze Menschheit überzupflanzen. Man vergaß daß die Freiheit des Mannes und die Sonderung des Besitzes, die Ehre des Weibes und die Familie Wechselbegriffe sind. Neben dieser gewiß richtigen Kritik setzt Fortlage der socialistischen Genußsucht einen edeln Stoicismus entgegen und stellt besonders den Idealismus Krause's gegen Fourier's Materialismus in das rechte Licht. Nach diesem Allem wird das Ende der Fortlage'schen Betrachtungen nicht misdeutet werden, wenn wir es um seiner überraschenden, für den Verfasser charakteristischen Wendung willen hier mittheilen.

Wenn man von den Bestrebungen des Socialismus die krankhaften Bestandtheile, nämlich das Rütteln an den Fundamenten der Familie und des Besitzes, abrechnet, so werden die Gedanken nothwendig auf eine ältere Institution zurückgelenkt, welche sich vor dem Vorwurfe ein Utopien zu sein bereits hinlänglich dadurch gereinigt hat, daß ihre in hoher Blüte stehenden Colonien schon die sämmtlichen Zonen des Erdballs bedecken und überall wohin ihre Wirksamkeit gelangt in ihrem Bereich solide Cultur, strenge Sitte, Treu und Glauben, Rechtlichkeit und ethische Reinheit pflegen. Wir meinen die Herrnhutercolonien. Mag der Glauben der Herrnhuter in dogmatischer Hinsicht seine Beschränktheiten haben: daß Zinzendorf sich durch die That als ein socialistisches Genie bewährt hat, dies kann gegenwärtig keine Frage mehr sein. Man sollte bei so großen Erscheinungen sich weniger die Mühe geben an ihnen zu mäkeln als von ihnen zu lernen. Zu lernen daß politische Grundsätze ebenso wenig als ökonomische Interessen hinreichen ein gemeinsameres und liebreicheres Leben der Menschen untereinander zu beginnen, daß hingegen religiöse, ascetische, sittliche Fundamente vollkommen hinreichen solche Wunder zu thun. Es ist aber nicht der Socialismus allein, welcher in unsern Tagen vom Wahne befangen ist daß der Mensch vom Brot allein lebe. Auch in den Proceß der Philosophie hat Herrnhut zwei tiefeingreifende Geister als Mitarbeiter gesandt, und zwar, was charakteristisch ist, zwei Geister welche die Transscendenz des Absoluten aus tiefster Ueberzeugung mit besonderm Nachdruck geltendgemacht haben, nämlich Fries und Schleiermacher. Möge dieses eine gute Vorbedeutung sein. Denn nicht eher ist an eine Verbreitung des wahren Socialismus auf Erden zu denken als bis entweder Herrnhut philosophirt oder die Philosophie mit sicherer und energischer Ergreifung des ascetischen Standpunkts der Transscendenz die menschlichen Geschicke in die Hand nimmt.

Ich wollte durch diese gedrängte Skizze den Lesern einen Blick in den Reichthum und die Richtung des vorliegenden Buchs eröffnen; abweichende Ansichten im Einzelnen zu begründen würde stets eine besondere eigene Darstellung der betreffenden Lehre erfodert haben. Auch glaube ich daß unbefangene Beurtheiler sich leicht über alle wesentlichen Punkte mit Fortlage verständigen können, was mit daher rührt daß er die Perspective in die Zukunft offen gelassen und die Geschichte in der Entwickelung von ihrem Anfang aus betrachtet, ohne ihr die Production eines bestimmten fertigen Systems als Zweck unterzuschieben. Wer mit Lust und Kraft das Werk studirt, dem wird Goethe's Wort, das an der Stirne des Buchs steht, in seiner Beziehung auf das Leben des Geistes am Ende klar werden:

Wenn im Unendlichen Dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinander schließt;
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ew'ge Ruh' in Gott dem Herrn.

M. Carriere.

Der persische Dichter Firdusi.

Heldensagen von Firdusi. Zum ersten male metrisch aus dem Persischen übersetzt, nebst einer Einleitung über das iranische Epos von A. F. von Schack. Berlin, Hertz. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist in unsern Tagen mehrfach die Ansicht ausgesprochen worden daß die eigenthümliche Culturentwickelung des Occidents ihren Höhepunkt erreicht habe, und damit zugleich zu einem Wendepunkte gelangt sei, an welchem sie ihre bisherige geradlinig fortlaufende Bahn verlassen werde um in die entgegengesetzte, ihrem im Oriente gelegenen Urquell zugewandte Richtung einzulenken. Man kann diese Meinung, welche in gewissen Kreisen leider mehr und mehr Boden gewinnt und auf die Praxis des Lebens bereits höchst nachtheilig einwirkt, als grundlos und verderblich zurückweisen, ohne deshalb die

Wahrheit der Thatsachen zu verkennen, an welchen sie eine scheinbare Stütze findet. Es ist ohne Zweifel ein arger Irrthum in dem lebendigen und umfassenden Interesse welches die westliche Welt in neuerer Zeit dem fernen Osten zuwendete einen Beweis für die Erschöpfung ihrer Lebenskraft zu erblicken. In Wahrheit zeugt diese Erscheinung nur dafür daß die dem Occidente einwohnende geistige Energie um sich vollständig entfalten zu können über dessen Grenzen hinausgehen muß. Doch wie man das Factum auch auffassen und erklären wolle, die Existenz desselben läßt sich nicht in Abrede stellen.

Die Theilnahme am Oriente hat sich in demselben Maße erweitert und befestigt in welchem die Kunde von ihm an Umfang und Zuverlässigkeit gewann. Und diese Kenntniß, welche sich ebenso sehr auf die gegenwärtigen Lebensverhältnisse der orientalischen Völker wie auf ihre in die fernste Vergangenheit zurückgehende Geschichte erstreckt, ist im raschen und stetigen Fortschritte begriffen. Während die Politik, der Handel und die Religion des Occidents unausgesetzt und mit steigendem Erfolge bestrebt sind die Reiche des Ostens in immer weiterer Ausdehnung ihrem Einflusse zu unterwerfen, und es damit zugleich nöthig und möglich machen die dortigen Zustände, die gesammte Denk- und Lebensweise der östlichen Welt genau und allseitig zu erforschen, ist die rastlose Thätigkeit der Wissenschaft darauf gerichtet aus den uralten Denkmälern der orientalischen Literatur und Kunst, die zum Theil erst die neueste Zeit ans Licht gezogen oder doch dem Verständnisse erschlossen hat, ein treues Bild der frühesten Entwickelung dieser am Eingange der menschheitlichen Geschichte stehenden Völker zu entwerfen. Schon sind uns die Sprache, das religiöse und geistige Leben, die künstlerische und wissenschaftliche Bildung, die äußere Geschichte wie die gesellschaftlichen Zustände des ältesten Orients in einem Grade bekannt und geläufig geworden daß wir uns gegenwärtig wol rühmen dürfen, in unserer ursprünglichen Heimat einigermaßen zu Hause zu sein. Es ist aber keine Frage daß diese Vertrautheit eine noch weit größere und allgemeinere sein würde, wenn nicht blos die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern auch die Quellen aus welchen sie geschöpft werden weitern Kreisen zugänglich wären. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern wo uns wenigstens die wichtigsten literarischen Monumente des Orients, vorallem die Religions- und Gesetzbücher in angemessener deutscher Bearbeitung vorgeführt werden. Man darf das umsoeher erwarten, da für einen andern Zweig dieser Literatur, für die Poesie, in der gedachten Beziehung in jüngster Zeit schon Erhebliches geleistet worden ist. So sind z. B. von manchen indischen Poesien, sowie von den Werken einzelner arabischer und persischer Dichter werthvolle Uebersetzungen geliefert worden. Auch die Arbeit des Hrn. von Schack, über welche wir in Folgendem näher berichten wollen, gehört hierhin; sie nimmt sogar unter den Schriften ihrer Gattung eine der hervorragendsten Stellen ein.

Es ist nur zu wahr was der Verfasser zur Rechtfertigung seines Unternehmens bemerkt: „Trotz des oft wiederholten Urtheils eines unserer verdienstvollsten Gelehrten (von Hammer's), welcher Firdusi für den größten Dichter des gesammten Morgenlands erklärte, ist die Bekanntschaft mit dem «Shahname», diesem Meisterwerke der persischen Literatur, bisher auf den engen Kreis der orientalischen Philologie beschränkt geblieben." Denn der prosaische Abriß welchen Görres in seinem „Heldenbuch" vom Inhalte dieser Dichtung gegeben hat, konnte dem größern Publicum ebenso wenig wie die überdem meist ganz freien Uebertragungen einzelner Fragmente eine irgend ausreichende Kenntniß derselben vermitteln. Niemand aber der die uns jetzt vorliegende Bearbeitung zur Hand nehmen will wird leugnen daß uns damit der Genuß eines Werks vorenthalten worden ist, welches sich den großen Nationalepen des griechischen wie unsers eigenen Volks mit allem Rechte zur Seite stellen darf. In der That hat die Schöpfung Firdusi's auf unsere Theilnahme mindestens den gleichen Anspruch wie die vielbewunderten Gesänge Homer's. Denn wenn es für den tiefer Blickenden nicht zweifelhaft ist daß die begeisterte Aufnahme welche wie die griechische Poesie überhaupt, so auch die Homerische Dichtung unter uns gefunden hat, auf der innern Verwandtschaft des griechischen und deutschen Geistes beruht, so kann und muß dasselbe Motiv sich auch dem persischen Epos gegenüber wirksam erweisen. Man hat bekanntlich schon früher Perser und Germanen vielfach miteinander verglichen und gestützt auf die unverkennbare Uebereinstimmung, welche nicht blos in der Körperbeschaffenheit, sondern auch in der Denk- und Lebensweise dieser beiden Völker hervortritt, sogar die Letztern als die unmittelbaren Nachkommen der Erstern bezeichnet. Diese Ansicht ist freilich von der historischen Kritik für immer beseitigt worden; die Thatsache aber daß der Nationalgeist der Perser mit dem germanischen sich nicht nur in einzelnen Bestimmungen und zufälligen Aeußerlichkeiten berührt, sondern in seinem innersten Kerne und in manchen sehr wesentlichen Momenten zusammentrifft, bleibt darum nicht minder wahr. Wer sie etwa noch in Zweifel zieht, der lese den Firdusi mit unbefangenem Sinne; er wird gewiß dem Verfasser zustimmen wenn er sagt: „Die Deutschen vorallem sollten diesen Dichter als ihren Stammgenossen willkommenheißen und das durch ihn neugeschaffene Epos von Iran als ein ehrwürdiges Denkmal ihrer eigenen Urzeit begrüßen ... Wie die Sprachen beider Völker ihre Entstehung aus gemeinsamer Quelle noch deutlich verrathen, so athmet auch ein verwandter Geist in den iranischen und ältesten deutschen Heldenliedern; den heroischen Sinn, die gesunde Kraft, den Adel der Sitte und die Innigkeit des Gefühls, die sich auf schlichte, keusche Weise in den «Nibelungen» und der «Gudrun» aussprechen, wird man, freilich mit dem höhern Pomp des Orients bekleidet, auch in dem iranischen Epos wiederfinden" (S. 116).

Wir glauben daß eine sorgfältige und eindringende Analyse des persischen Epos manche noch tiefergehende und bedeutsamere Analogien herausstellen würde wie die sind welche Schack in der eben angezogenen Stelle hervorhebt. Es geht indeß aus ihnen bestimmt genug hervor wie in der That in der Eigenthümlichkeit unsers Nationalcharakters ein triftiger Bestimmungsgrund gelegen ist, uns für die aus einem nahverwandten Geiste entsprungene persische Dichtung zu interessiren. Keineswegs aber bedarf sie eines solchen besondern Motivs um unsere Aufmerksamkeit an sich zu fesseln. Ihr menschlicher Gehalt und ihr poetischer Werth sind so groß und mannichfach daß auch aus diesen allgemeinen Gesichtspunkten die lebhafteste Theilnahme für sie gerechtfertigt wird. Wir wollen aus der nach Form und Inhalt gleich vortrefflichen „Einleitung", in welcher Schack den Ursprung und die Geschichte des persischen Epos, sowie seine religiöse, nationale und künstlerische Bedeutung in lichtvoller und schöner Sprache erläutert, Einiges ausheben, was zur nähern Charakteristik des großen Dichters und seines unsterblichen Werks geeignet erscheint.

Das Reich der Sassaniden, in welchem nach dem Sturze der durch Cyrus gegründeten Weltmonarchie die Macht des persischen Volks nochmals zu großem Ansehen und hoher Blüte gelangt war, hatte es nicht vermocht dem gewaltigen Andrange der arabischen Waffen zu widerstehen. Schon wenige Jahre nach Mohammed's Tode wurde es unter dem Khalifen Omar von Grund aus vernichtet und ganz Iran dem beginnenden arabischen Weltreiche als eine völlig abhängige Provinz einverleibt. Mit dem Verluste der politischen Selbständigkeit war der Untergang der nationalen Religion und Cultur unmittelbar verbunden. Der uralte Feuer- und Lichtdienst, die wesentliche Grundlage und das treibende Ferment der gesammten persischen Bildung, wurde von dem religiösen Fanatismus der Eroberer mit allen Mitteln rücksichtsloser Gewalt verfolgt und unterdrückt; und wie die damalige Volks- und Landessprache dem Dialekte der fremden Herrscher den Platz räumen mußte, so konnten auch die in ihr niedergelegten und mit der Religion aufs engste verknüpften volksthümlichen Sagen und Traditio-

nen nur noch von Wenigen und in der Stille fortgepflanzt werden. Indeß gelang die gänzliche Unterdrückung der persischen Nationalität doch nur in den Theilen des Reichs in welchen die Macht des Khalifats sich stetig und mit Nachdruck geltendmachen konnte. In den mehr entlegenen östlichen Provinzen, auf welche ihr Einfluß sich der Natur der Sache nach nur vorübergehend und ohne nachhaltige Wirkung erstreckte, lebte der angestammte Glaube, die heimische Sprache und Sitte ebenso wie die sagenhafte Ueberlieferung der Vorzeit, wenn auch im Einzelnen mannichfach modificirt, so doch im Wesentlichen unverändert fort. Hier war es denn auch wo sich für den Parsismus, als infolge der ungemessenen Ausdehnung des arabischen Reichs die Kraft der Centralgewalt gebrochen und ihre Befugnisse von den Statthaltern der Provinzen mehr und mehr usurpirt wurden, eine neue Epoche freier und lebendiger Entwickelung eröffnete.

Schon zur Zeit des Khalifen Harun-al-Raschid hatte das Geschlecht der Taheriden im Hochgebirge Baktriens, jenem „Wiegenlande Irans, das auch jetzt wieder zur Geburtsstätte einer neuen persischen Monarchie werden sollte", eine fast königliche Gewalt erlangt. Kaum ein Jahrhundert später gelang es Jakub, einem Mann von niederer Herkunft, „nach und nach ganz Iran mit Ausnahme des westlichen Theils seiner Herrschaft zu unterwerfen und die vom Khalifat fast gänzlich unabhängige Dynastie der Soffariden zu gründen". Die Herrscher aus diesem Geschlechte, wenngleich persönlich der Lehre des Koran, die auch die anerkannte Staatsreligion blieb, zugethan, „verkannten doch die Vortheile nicht welche ihnen das mächtig erwachende altpersische Nationalgefühl zur Sicherung ihres Throns darbot". Konnten sie auch den Feuercultus nicht officiell rehabilitiren, so tolerirten sie ihn doch; zugleich aber „förderten sie aufs sorgfältigste die Pflege der einheimischen Sprache und den in der ganzen Nation erwachenden Eifer für Wiederbelebung der alten Traditionen und Geschichten". Auf demselben Wege ging die Dynastie der Samaniden, welche im Laufe des 10. Jahrhunderts den Soffariden auf dem persischen Königsthrone folgte, fort. Am Hofe dieser Fürsten stand persische Dichtung und Wissenschaft in hohem Ansehen; sie rechneten es sich zur Ehre die aufstrebenden Talente auf jede Weise zu unterstützen und zu neuen Arbeiten anzuregen. So wurde unter Anderm zur Zeit des Shah Abu-Salih-Mansur dem persischen Dichter Dakiki der Auftrag zutheil das iranische Heldenbuch, eine schon unter den Sassaniden veranstaltete Sammlung altpersischer Helden- und Königssagen, in Verse zu bringen. Er hatte kaum damit begonnen als er von einem Sklaven ermordet, das Unternehmen mithin für den Augenblick vereitelt wurde. Bald aber nahm es Sultan Mahmud, der berühmte Ghasnevide (997—1030), wieder auf, nachdem er zuvor die schon vorhandene Sammlung iranischer Ueberlieferungen wesentlich erweitert hatte. Dieser mächtige Fürst, an dessen Hofe sich zahlreiche Dichter versammelten, ersuchte zunächst seinen Liebling Anßari, welcher das Amt und den Titel eines Dichterkönigs führte, sich dem schwierigen Werke zu unterziehen. Anßari lehnte den Auftrag ab, empfahl aber zugleich einen seiner Freunde, Abul-Kasim-Mansur, als Denjenigen welcher alle erfoderlichen Eigenschaften besitze um die große Arbeit auszuführen.

Abul-Kasim, dem später von Mahmud der Ehrenname Firdusi (der Paradiesische) beigelegt wurde, war um das Jahr 940 in der Nähe von Tus in Khorasan geboren und stammte aus einer wie es scheint wenig bemittelten Familie der Dihkans oder adeligen Grundbesitzer, „die sich zum Theil der Abstammung von den alten Fürstenhäusern Irans rühmten und die Erinnerungen der frühern Zeit vorzugsweise lebendig erhielten". Sorgfältig erzogen und noch vor dem achtundzwanzigsten Jahre verheirathet, beschäftigte er sich schon früh damit die epischen Traditionen Persiens in eine poetische Form zu bringen, und hegte namentlich nach dem Tode Dakiki's den lebhaften Wunsch, das von diesem begonnene Unternehmen fortzusetzen. Nachdem es ihm gelungen war sich das vorhin erwähnte Helden- oder Königsbuch zu verschaffen, ging er sofort, etwa 36 Jahr alt, an die Arbeit, deren Ausführung von nun an die Aufgabe seines Lebens bildete. Einzelne Proben seiner Dichtung wurden alsbald in weitern Kreisen bekannt und erwarben ihm selbst die Gunst des damaligen Statthalters von Khorasan. Doch blieb er ruhig auf seinem Landgute in Tus, bis er sich kurz nach dem Regierungsantritte Mahmud's wahrscheinlich durch den Ruf dieses Fürsten als eines eifrigen Förderers der Künste bewogen fand in seinem achtundfunfzigsten Lebensjahre nach Ghasna, der Residenz desselben, überzusiedeln. Wir hörten schon wie er hier durch den Dichterkönig Anßari dem Sultan empfohlen wurde. Doch wußte die Misgunst der übrigen Hofpoeten diese Fürsprache fürs erste wirkungslos zu machen. Endlich gelang es ihm durch eine eben vollendete Episode seines Gedichts die Aufmerksamkeit Mahmud's auf sich zu lenken, der ihn nun in den Kreis seiner Dichter einführte und durch Fürsorge für seine ökonomischen Bedürfnisse, sowie durch Mittheilung aller die iranische Geschichte betreffenden Materialien in den Stand setzte das Werk in würdiger Weise zu vollenden. Die Gunst des Sultans hinderte indeß nicht daß Firdusi während seines zwölfjährigen Aufenthalts am Hofe mit vielen und schweren Widerwärtigkeiten, die ihm der Neid der Höflinge und namentlich die Feindschaft des Vezirs Hassan-Maimendi bereitete, zu kämpfen hatte. Trotz dieser mannichfachen Störungen, zu welchen noch der ihn tief erschütternde Tod eines geliebten Sohns hinzutrat, rückte die Arbeit unaufhaltsam vor, bis er sie endlich im Jahre 1011, als er bereits sein einundsiebzigstes Lebensjahr erreicht hatte, mit folgenden stolzen Worten abschließen konnte:

> Ich habe, der dies Buch hervorgebracht,
> Die Welt von meinem Ruhme vollgemacht;
> Wer immer Geist hat, Glauben und Verstand,
> Von dem werd' ich mit Lob und Preis genannt;
> Der ich die Saat des Wortes ausgesät,
> Ich sterbe nicht, wenn auch mein Geist vergeht.

Mahmud hatte als er mit Firdusi bekannt wurde seinen Vezir beauftragt, ihm für jedes Tausend Doppelverse die er vollenden würde tausend Goldstücke auszuzahlen. Dies geschah indeß nicht, weil Firdusi damals den Wunsch äußerte, die ganze Summe nach Vollendung seiner Arbeit auf ein mal zu erhalten. Als nun das riesige Werk einer fünfunddreißigjährigen Thätigkeit in nahezu 60,000 Doppelversen vollständig ausgeführt vorlag, gab der Sultan in der That den Befehl dem Dichter so viele Goldstücke einzuhändigen als ein Elefant zu tragen vermöchte. Die Einflüsterungen des Vezirs wußten es indeß dahinzubringen daß Mahmud den versprochenen Lohn auf 60,000 Silbermünzen beschränkte. Firdusi war eben im Bade als ihm diese Summe zugestellt wurde. Er vertheilte sie sogleich an die Badewärter und einen in der Nähe wohnenden Schenkwirth und ließ dem Sultan sagen daß er nicht des Geldes wegen sein Werk geschrieben habe. Mahmud, im höchsten Grade hierüber aufgebracht, drohte den Dichter unter die Füße seiner Elefanten werfen zu lassen, sprach ihn aber später von jeder Strafe frei. Firdusi indeß, der die ihm gewordene Misachtung nicht vergessen konnte, entfloh aus Ghasna, nachdem er zuvor noch eine lange Satire gegen den Sultan gerichtet hatte, und begab sich über Masenderan nach Bagdad, wo er am Hofe des Khalifen eine ehrenvolle Aufnahme fand. Mahmud, erbittert über die beißenden Verse welche ihm Firdusi nach seiner Flucht hatte übergeben lassen, verlangte dessen Auslieferung. Sie wurde zwar verweigert, zugleich aber dem Dichter der Rath ertheilt Bagdad zu verlassen. Firdusi wandte sich nun nach Kuhistan, dessen Statthalter ihm von früher her sehr gewogen war und auch jetzt die Aussöhnung zwischen ihm und dem Sultan zu vermitteln suchte. Wie es scheint blieben diese Bemühungen nicht ohne Erfolg; gewiß ist wenigstens daß Firdusi gegen Ende seines Lebens in seine Vaterstadt Tus zurückkehrte.

Hier starb er auch im Jahre 1020 infolge einer plötzlichen Ohnmacht, die ihn befallen hatte als er eines Tags im Bazar einen Vers aus seiner Satire gegen den Shah repetiren hörte, der ihm den Ursprung seines Unglücks in die Erinnerung zurückrufen mochte. In dem Augenblicke wo sich der Leichenzug des Dichters zu dem Thore von Tus hinausbewegte langten Boten Mahmud's an, die ihm den bis dahin vorenthaltenen Lohn sammt einem Ehrenkleide überbringen sollten. Die Tochter des Verstorbenen der man nun das Geld anbot wies dasselbe zurück; eine seiner Schwestern aber veranlaßte daß es zur Ausführung eines Kanalbaus verwandt wurde, welcher dem Bruder stets sehr am Herzen gelegen hatte.

Was wir im Obigen aus dem Leben unsers Dichters und insbesondere über das Verhältniß desselben zu seinem fürstlichen Mäcen angeführt haben, zeigt ihn uns als einen Mann wie er am Hofe eines orientalischen Despoten nicht eben häufig zu finden sein möchte. Das stolze Selbstgefühl, mit welchem er den Lohn seiner Arbeit von sich weist als ihm deren würdige Anerkennung versagt wird, genügt für sich allein um uns die Größe des Geistes und den Adel der Gesinnung erkennen zu lassen die diesem Dichter eigen sind. Firdusi gehört zu jenen hohen und edeln Naturen die schon darum von jeder Regung kleinlicher Selbstsucht und ihren erniedrigenden Wirkungen frei sind, weil sie das Ganze des Welt- und Menschenlebens umfassen. Klaren und ernsten Blicks überschaut er die Dinge dieser Welt in der Gesammtheit ihrer Verhältnisse; er weiß sich in alle zu finden und nimmt an jeglichem einen innigen, verständnißvollen Antheil. Doch wenn Nichts von Dem was den Kreis des Menschlichen erfüllt ihm fremd bleibt, so ist andererseits doch ebenso wenig irgend Etwas im Stande ihn unbedingt und dauernd zu fesseln. Die lebendige Ueberzeugung von der Richtigkeit des Irdischen wie von der Ohnmacht des Menschen gegenüber dem unabänderlichen Gange des im steten Wechsel sich gefallenden Schicksals, erhebt ihn wie über sich selbst so auch über jede besondere Erscheinung die an ihn herantritt. Jener erhabene Tiefsinn an welchem wir den Weisen des Orients zu erkennen pflegen ruht auch auf seiner Stirn. Nur ist diese streng-ernste Weltbetrachtung hier frei von der düstern Schwermuth und selbstvernichtenden Entsagung die sie anderswo im Gefolge hat. Denn Firdusi bewährt sich auch darin als einen wahrhaften Repräsentanten des persischen Volksgeistes, daß die diesem eigenthümliche ethische Richtung, welche die selbständige, ihrer Kraft und Würde bewußte Persönlichkeit zur Voraussetzung hat, an ihm einen entschiedenen Vertreter findet.

Was nun den Inhalt des von Firdusi verfaßten Königsbuchs oder des „Shahname" angeht, so zeigt Schack daß der große Körper der Dichtung aus zwei voneinander trennbaren Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Diese sind: 1. Die Königs- und Heldensage von Iran mit einer mythisch-symbolischen Einleitung; 2. eine sagenhafte Ueberlieferung der spätern persischen Geschichte von der Zeit der letzten Nachkommen des Darius Hystaspis bis zum Sturze der Sassaniden. Wir lassen hier zur Seite was der Verfasser über den historischen und poetischen Charakter der zweiten Abtheilung beibringt, weil es eben nur die erste ist mit welcher er uns durch seine Uebersetzung näher bekanntmacht. In dieser aber, oder vielmehr in dem Epos welches ihren Inhalt bildet, „besitzen wir eins der größten Werke welche je der menschliche Geist hervorgebracht, oder richtiger (da eine solche Schöpfung die Kräfte des Einzelnen und wäre er der Begabteste beiweitem übersteigt) eines der wundervollsten von denen welche die vereinte Dichtungskraft vieler Generationen geschaffen und einem mächtigen Genius, dem der Ruhm der schließlichen Feststellung vorbehalten war, überliefert hat. Betrachtet man nun die unendliche Fülle seines Stoffs, den Reichthum des bewegtesten, wie vom Athem des Weltgeistes durchsausten Lebens in ihm, die Vielgestaltigkeit der Thaten, Begebenheiten und Schicksale, die Menge ungeheurer, tiefstragischer Katastrophen, so wird man einräumen müssen daß hierin nicht irgend ein anderes Gedicht mit ihm verglichen werden kann. Das Nämliche gilt von dem riesenhaften Geiste in welchem es gedacht, von den gewaltigen Dimensionen in welchen es ausgestaltet ist. Gleich jenen Wunderstädten der grauesten Vorzeit, gegen deren ungeheuere Trümmermassen alle andern Bauten der Menschenhand wie Pygmäenwerk erscheinen, ragt es als Denkmal eines frühern gigantischen Geschlechts in die Gegenwart hinein ... Es ist eines der ältesten und ehrwürdigsten Monumente aus der frühesten Urzeit der Menschheit, einer Zeit von welcher außer ihm nur noch wenige mit hieroglyphischen Zeichen bedeckte Ruinen Zeugniß ablegen" (S. 56—57). Ebenso schön und treffend wie der Verfasser in diesen Worten den allgemeinen Eindruck schildert welchen das Gedicht als ein Ganzes betrachtet zurückläßt, ist die spätere Darstellung der in ihm herrschenden Weltansicht: „So in seiner Gesammtheit aufgefaßt gewährt das iranische Epos vielleicht keine stille in sich geschlossene Befriedigung, aber den Eindruck des Unermeßlichen, wie der Anblick des gestirnten Himmels, der die unendliche Menge der Welten in ein glanzreiches Sternsystem verflicht. Jahrtausende mit ihren Geburten und Zerstörungen umspannt es; nur auf dem Hintergrunde der Ewigkeit führt es die wechselnden Geschlechter der Menschen vor, die der Weltgeist in stetem Kreislaufe über die Erde treibt; ihre Geschicke sind ihm wie die Wellen des Meeres, die Keiner zu zählen vermag; ruhig und unverrückt liegt in seiner Mitte der Pol um den die großen Gestalten des Lebens sich drehen; in den Höhen des unerschaffenen Lichtreichs und in den Tiefen der unergründlichen Nacht verschwimmen seine Grenzen; die Fülle der Dinge scheint in ihm beschlossen zu sein; allumfassend und unausmeßbar wie die Natur selbst steht es da, ein Wunderwerk der Poesie" (S. 104).

Die fast grenzenlose Ausdehnung in Raum und Zeit und die staunenswerthe Mannichfaltigkeit der Charaktere und Situationen, auf welche in den angezogenen Stellen hingewiesen wird, unterscheiden das iranische Epos wesentlich von andern Dichtungen dieser Art, welche meist irgend eine bestimmte Persönlichkeit in ihrer beschränkten Lebenssphäre zum Mittel- und Schwerpunkte haben. Die dem Epos nothwendige Einheit liegt hier nicht in einem einzelnen Individuum, auf welches die Handlung in allen ihren wesentlichen Punkten sich bezieht, sondern lediglich in dem „strengen innern Zusammenhange der Handlung selbst", die in ihrem Jahrhunderte erfüllenden Verlaufe von einem und demselben Gedanken getragen und beherrscht wird. Diese unserer Dichtung zugrundeliegende Idee, das „feste Centrum derselben ist der Kampf des iranischen Heldenthums gegen die Mächte der Finsterniß, ein Kampf welcher zugleich als Streit des guten Weltprincips mit dem bösen dargestellt wird" (S. 74—75). In ihm haben wir den „Kern um den sich die verschiedenen Sagenkreise der Könige und Heroen zu einem einzigen zusammengeschlossen haben; in ihm hat sich das ganze reiche Leben der Begebenheiten von Jahrhunderten concentrirt, in ihn, wie Bäche in einen mächtigen Strom, münden alle einzelnen Handlungen um nur eine Gesammtnation zu bilden". Diese Einheit des iranischen Epos wird noch verstärkt durch die in ihm waltende „Schicksalsidee, wonach eine von dem frühesten Ahnherrn begangene Unthat dessen Nachkommen in den Frevel hineinreißt und eine dunkle Nacht ganze Geschlechter zu gegenseitiger Vernichtung treibt, indem sie hier Schuld auf Schuld häuft, dort Rache auf Rache folgen läßt" (S. 76).

Die wenigen und ganz allgemeinen Charakterzüge die wir bisjetzt hervorgehoben, und hier nicht weiter vermehren oder ausführen dürfen, können wenigstens insofern genügen als aus ihnen die eigenthümliche Größe der Schöpfung Firdusi's doch in Etwas deutlich wird. Möchten sie dazu beitragen der vorliegenden Bearbeitung dieses poetischen Meisterwerks jene umfassende Theilnahme zuzuwenden auf die sie so gerechten Anspruch hat. Die Schrift Schack's bietet in der That Alles was zum klaren Verständniß und zum vollen Genusse der persischen

Dichtung erforderlich ist. Während die Einleitung über alle wesentlichen Momente Aufschluß gibt, deren vorgängige Kenntniß zur unbefangenen Aufnahme einer so fremden Erscheinung, wie das iranische Epos für uns im Allgemeinen noch ist, nicht entbehrt werden kann, führt uns die meisterhafte Uebersetzung unmittelbar wenn auch nicht in das Ganze der Dichtung, so doch in die besten und schönsten Partien derselben ein. Da der kolossale Umfang des „Shahname" es von vornherein unthunlich erscheinen ließ ihn in seiner ganzen Ausdehnung zu übertragen, so hat sich der Verfasser fürs erste auf die Mittheilung von zehn der hervorragendsten Sagen beschränkt, denen er später noch einige andere folgen zu lassen gedenkt. „Jedem dieser Abschnitte ist ein summarischer Abriß der ihm im »Shahname« vorausgehenden Begebenheiten beigegeben, was sowol zum vollen Verständniß desselben als auch deswegen unerlaßlich schien, weil die einzelnen Sagen in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen des iranischen Epos gewürdigt sein wollen." Ueber die Treue der Uebersetzung können wir nicht urtheilen, da uns die Sprache des Originals nicht geläufig ist. In formeller Beziehung läßt sie wenig zu wünschen übrig; einige etwas gewagte Wendungen, manche gar zu kühne Wortbildungen — zu denen wir namentlich einzelne Zusammensetzungen rechnen möchten —, sowie eine kleine Anzahl von unzulässigen oder doch minder gefälligen Reimen, das sind die übrigens bei einer Arbeit von solchem Umfange kaum zu vermeidenden Mängel. Sie verschwinden völlig wenn man ihnen die schöne und reine Diction, den leichten Fluß, die zwanglose Sicherheit durch welche sich die Uebersetzung im Ganzen auszeichnet gegenüberstellt. Zu bedauern ist daß der Verfasser von vornherein darauf verzichtet hat das Versmaß des Originals treu wiederzugeben. Schack bedient sich des fünffüßigen Jambus, während Firdusi das unter dem Namen Mutakarib bekannte Metrum (◡ — — ◡ — — ◡ — — ◡ —) anwendete. Denn unsers Erachtens steht der spondeische Rhythmus mit dem Wesen des orientalischen Geistes in einem zu genauen Zusammenhange als daß der Ausdruck und die Wirkung des letztern durch die Substitution eines andern Metrum nicht erheblich geschwächt oder gar gefälscht werden sollte. Freilich hat die genaue Nachbildung des persischen Versmaßes, welches, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, „unserer Sprache wegen der gehäuften Spondeen widerstrebt", ihre großen Schwierigkeiten; unmöglich ist sie aber doch nicht. M.

Graziella. Memoirennovelle von Johannes Scherr. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. 1852. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die vorliegende Novelle bildet die beiden ersten Bände einer „Bibliothek deutscher Originalromane", welche der thätige Verleger O. Wigand herauszugeben beabsichtigt und in welcher er sich die Aufgabe stellt, „das Vorzügliche und Ausgezeichnete zu fördern und keine Romane an- und aufzunehmen die er nicht vor der Kritik und im Angesichte des gebildeten Deutschland vertreten" könne. So spricht er sich selbst in der dem Werke vorangeschickten Einleitung aus und bezeichnet damit unumwunden den hohen Standpunkt, von welchem aus er sein neues Verlagsunternehmen betrachtet wissen will. Ueber dieses Unternehmen selbst zunächst einige Worte, ehe wir an die Betrachtung der vorliegenden Probe desselben gehen.

Der Verleger geht bei demselben, ohne die große Schwierigkeit und Kostspieligkeit desselben sich zu verhehlen, vom nationalen Gesichtspunkte aus. Es ist ihm und wahrlich mit vollstem Rechte ärgerlich daß wir, seitdem die Heroen unserer Literatur die Emancipation derselben begannen und vollendeten, wieder unverkennbare Rückschritte zu dem Zustande literarischer Vasallenschaft gemacht haben, daß wir geringschätzig an den Producten deutschen Geistes, namentlich auf dem Gebiete der Belletristik und insonderheit des Romans, wo wir nach jeder Seite hin Meister- und Musterhaftes aufweisen können, vorübergehen und mit heißhungeriger Gier auf die fremdländischen Fabrikate von jenseit des Rheins, des Kanals, selbst des Ocean uns werfen um sie zu verschlingen, und dadurch jene fremden Autoren und Verleger bereichern helfen, während wir die vaterländischen darben und verkümmern lassen. Denn in dem „Nichtkaufen guter Bücher dieser Art" bei uns in Deutschland findet O. Wigand, und wiederum mit Recht, die hauptsächlichste Ursache der Entmuthigung für Schriftsteller und Verleger und in der Verschmähung des eigenen Goldes, um fremdem Flitter zu huldigen, den Grund jener Herrschaft des Ausländischen auch auf diesem Gebiete. Mancher Leser wird es vielleicht komisch finden daß bei diesem Ankämpfen gegen die literarische Fremdherrschaft O. Wigand selbst die Schriften Eugen Sue's, der Georges Sand u. s. w. in verschiedenen Uebersetzungen verlegt und dieselben sogar auf den Umschlägen der ersten Bände dieser deutschen Romanbibliothek ausführlich angekündigt hat. Wir wollen das indeß nicht urgiren. Denn es werden ja vielleicht aus dem Verdienst am Fremden die nothwendig bedeutenden Auslagen für das neue Heimische bestritten, und überdies ist jeder Verleger ja Kaufmann, muß es sein um bestehen und die Literatur nach Kräften fördern zu können.

Wenn es aber in der That an guten deutschen Productionen auf diesem Gebiete nicht fehlt, weshalb denn ein neues Unternehmen dieser Art beginnen? Darauf antwortet der Herausgeber: „Dieser Versuch ist gerechtfertigt zu einer Zeit wo uns Nichts geblieben ist als ein Verkehr mit Büchern. Würde uns auch das Bücherleben gestört, dann wäre der letzte Reiz, der höchste Genuß des Daseins genommen und das Leben verlöre das letzte Interesse. Die edelsten Geister Deutschlands wenden von neuem ihre Thätigkeit dem Schaffen einer neuen Welt, einer Bücherwelt zu. Hier schildern sie ihre eigenen Schmerzen, Leiden und bittern Erfahrungen; hier finden sie einigen Trost für so große Verluste und schmerzliche Entbehrungen." Und, setzen wir hinzu, dazu ihnen erwünschte Gelegenheit bieten ist unbezweifelt ehren- und dankenswerth, und ein derartiges Car tel est notre plaisir kann man sich denn schon gefallen lassen. Uns dünkt indeß, zweierlei, ein Aeußeres und ein Inneres, werde der Herausgeber wol zu beachten haben neben der versprochenen Sorgsamkeit in der Auswahl: erstlich die möglichste Billigkeit, das ist das äußere Moment; denn er selbst weiß sehr wohl daß gerade die Wohlfeilheit der ausländischen Producte außerordentlich viel zu deren Verbreitung beigetragen. Dann aber auch, und das ist das innere Moment, daß er sich nicht verführen lasse das Publicum mit subjectivsten Tendenzromanen zu überschütten, an denen das Interesse auf die Länge nicht festhält, nicht festhalten kann, weil die Tendenz nothwendig die Poesie ertödtet und die Subjectivität nur bei außerordentlich bedeutenden, vorzugsweise reichbegabten Naturen, deren Seele in Wahrheit als ein Reflector der Zeit mit allen ihren Erscheinungen, mit ihren Schmerzen, ihren Täuschungen und Hoffnungen dienen kann, das Interesse des Lesers uneingeschränkt in Anspruch zu nehmen und vollkommen zu befriedigen und zu beherrschen im Stande ist.

Vor dieser Art subjectivster Tendenznovellistik hat sich der Herausgeber in dieser vorliegenden Probe glücklich behütet. Der Anfang führt das Unternehmen wirklich auf sehr empfehlende Weise ein. Freilich eine „Memoirennovelle", deren Ereignisse in die Jahre 1847—49 fallen, wird sich einer gewissen tendenziösen Haltung gar nicht entschlagen können, schon um des eigenthümlichen geschichtlichen Hintergrundes willen vor dem das Gesammtgemälde sich aufrollt, wird auch der Subjectivität sich nicht entschlagen können da jene Zeit uns noch viel zu nahe liegt, ihre gewaltigen Erlebnisse uns Alle zu stark nach dieser oder jener Seite hin berührt haben und noch zu fühlbar und empfindlich in uns nachzittern als daß wir schon objectiv sie anschauen und so in ihren Resultaten sie wiedergeben könnten. Man wird da billig sich zufriedengeben müssen, wenn das reine Feuer der Poesie den spröden, oft so wenig erfreulichen Stoff so weit durchglüht und verklärt daß man nicht gewaltsam

in die hausbackene ordinaire Prosa des Lebens hinabgezogen wird, sondern auch abgesehen von der geschichtlich-politischen Grundfärbung an der poetischen Verarbeitung und Entwickelung des Stoffs wie der Charaktere seine Freude haben kann, wenn mit einem Worte ein poetisches Gemüth und eine poetisch gestaltende Kraft darin sich ausspricht, die versöhnend auch die widerstrebendsten Elemente zu befriedigender Gesammtwirkung zu einigen und über dem Interesse an den Sachen auch das Interesse an den Ideen rege zu machen und rege zu erhalten weiß.

Man muß Scherr zugestehen daß ihm dies meist glücklich gelungen ist und daß in seiner Novelle ein reiches Talent sich ausspricht, dessen Führung man mit Vergnügen sich überläßt, mag man auch über so manches Einzelne mit ihm rechten müssen, mit so mancher Einzelheit in Anlage und Ausführung sich nicht vollkommen einverstehen können, sei es daß man die zu grelle Nebeneinanderstellung von Licht und Schatten statt naturwahrer sanfterer Farbenverschmelzung in wohlberechneten Uebergängen, sei es daß man ein theilweises Vorwiegen des phantastischen vor dem rein und maßvoll poetischen Elemente sollte rügen müssen. Denn die politische und sociale Welt- und Lebensanschauung, obwol sie natürlich auf die Seite einer Partei treten muß, kommt dabei nicht weiter in Betracht, sofern wir die innere Berechtigung jeder als wirkliche Ueberzeugung sich documentirenden Anschauung, wollen wir anders unbefangen urtheilen, zugestehen müssen, sobald sie nicht frech den ewigen göttlichen Grundgesetzen Hohn spricht.

So dünkt uns, in älterer Weise an die Iffland'sche Manier gemahnend (man misverstehe uns nicht), beispielsweise der Gegensatz zwischen Licht und Schatten gar zu grell zwischen den beiden weiblichen Hauptfiguren der Novelle, Graziella und der Baronin Redwitz; jene ist in der That, wenn auch der Verfasser sich ersichtlich, doch ohne Gelingen bemüht den Leser von dieser Idee abzuziehen, ein reiner Engel, diese ein leibhafter, aber schöner und um so verführerischer Teufel, und die quasi Vermittelung welche Scherr durch das Zwischeneinschieben des Fräuleins Klara von Redwitz, eines leidlich unglücklichen, gutmüthig-gewöhnlichen Menschenkindes mit vielem Anflug romantischer Sentimentalität, wie der innig-herzigen Tochter aus dem Volke, des Kätherle vom Sprudelhof, versucht hat, will denn doch nicht so recht ausreichen, wie er denn in der Darstellung und tiefern Entwickelung weiblicher Charaktere nicht seine stärkste Seite zeigt, sofern er sich durch eine gewisse Ueberschwänglichkeit nach beiden Seiten hin zu Extremen hinreißen läßt, die an und für sich wol interessant, man kann vielleicht sogar sagen, bis auf einen gewissen Grad selbst poetisch, aber doch mit zu großer licentia poetica behandelt sind, als daß sie in ihrer Erscheinung wie in ihrem Handeln nicht zu bescheidenen psychologischen Zweifeln Anlaß geben und selbst als poetische Gebilde nur insoweit erscheinen sollten als der Leser den stillschweigenden Voraussetzungen des Autors sich willig und willenlos accommodirt und gefangen gibt. Nur das erwähnte Kätherle mag davon eine Ausnahme machen. Indeß soll damit nicht gesagt sein daß des Verfassers Talent nicht verstanden jene beiden weiblichen Hauptfiguren außerordentlich anziehend zu gestalten, wozu eben ihr scharfer Gegensatz wesentlich beiträgt.

Andererseits erscheint beispielsweise das Benehmen Graziella's dem Wüstling Prinz Willibald gegenüber, wie das auch der Verfasser selbst gefühlt zu haben scheint, und namentlich die Katastrophe ihres Bruchs mit ihm, nebst ihrer Erklärung gegen Julius Wildfeuer, den männlichen Helden der Novelle, ebenso wie ihr späterer Befreiungsversuch dieses ihres Geliebten — die Gräfin unerkannt als Magd auf der Veste Achsberg — mehr phantastisch als der Geschichte zuträglich sein dürfte, so sehr man sich auch gerade von dieser außerordentlich gelungenen Darstellung der höchsten Aufopferungsfähigkeit echter Liebe angezogen und hingerissen fühlen wird. Wir wollen dahingestellt sein lassen ob nicht selbst die Figur des edeln alten Grafen Straleck, des Großvaters Graziella's, in ihrer volldemokratischen Gesinnungs- und Handlungsweise, die all und jedes Standesvorurtheil gründlichst abgestreift hat (und wiederum in einem grellen Gegensatz zu „den Gebrüdern Grimmelfingen" einem etwas caricaturmäßig, doch amusant gehaltenen Monument aus längst verschollener Zopfzeit steht), in der That in das Gebiet des Phantastischen gehöre, wenn auch die neueste Zeit uns demokratische Grafen wirklich gezeigt hat.

Darin übrigens besteht gerade ein Hauptvorzug dieser Novelle daß sie, abgesehen von der romantischen, nur in seltenen oben angedeuteten Fällen zu kühn das Maß der Wirklichkeit oder doch der poetischen Wahrscheinlichkeit überspringenden Ausschmückung, namentlich in der Schilderung der Mehrzahl der männlichen Charaktere, und nicht minder in der Darstellung der einzelnen Situationen der Erzählung selbst, wie des historischen Hintergrundes auf dem sie sich auferbaut, streng an das wirkliche Leben sich hält und mit wahrhaft bewundernswürdiger, von reichem, gestaltungkräftigem Talent zeugender Prägnanz die Geschichte der drei genannten Jahre 1847—49 concret individualisirt in den einzelnen vorgeführten Persönlichkeiten als Repräsentanten und Trägern sich abspiegeln läßt. Es ist eine sehr müßige Frage, ob die Novelle auf wahren geschichtlichen Thatsachen und Erlebnissen beruht und unter den erfundenen Namen von Orten und Personen sich wirklich existirende verbergen, so oft jene Frage auch unwillkürlich während der Lecture sich fast gewaltsam aufdrängen mag. Und in dieser Frage liegt eben ein Beweis für die innere zwingende Wahrheit der Darstellung. Jedem dem die Geschichte jener Jahre selbst oberflächlich nur noch vorschwebt werden aus seiner nähern oder entferntern Umgebung Persönlichkeiten oder Situationen ins Gedächtniß kommen, welche als Urbilder für die hier dargebotenen Genrebilder oder Portraits hätten dienen können, und darin liegt nicht der geringste Reiz dieses Buchs daß der Leser gewissermaßen die eigenen Erlebnisse und Erfahrungen hier lebendig und in warmer, eleganter, spannender, nicht selten begeisterter Schilderung noch ein mal recapitulirt und sich lebendig in jene kaum entschwundene und doch scheinbar schon so lange hinter uns liegende Zeit zurückversetzt fühlt. Ebendeshalb aber ist die Bezeichnung „Memoirennovelle" eine vollkommen gerechtfertigte.

Das Ganze gewährt eine sehr glücklich zusammengefaßte, klar und scharf umgrenzte Darstellung wie der socialen Ursachen der Märzbewegung in Deutschland, so des darauffolgenden vertrauensvollen Begeisterungsschwindels, der vorzugsweise durch die plötzliche Schwenkung des vormärzlichen Liberalismus und Constitutionalismus nach Rechts nach befriedigter „Ministersesselsehnsucht" so bitter und schmerzlich getäuscht und enttäuscht worden, und nicht minder des katzenjämmerlichen Erwachens aus dem Einheits- und Freiheitsrausche, nachdem dieser, wie es zu geschehen pflegt, immer aufgeregter zu Extravaganzen sich hatte hinreißen lassen, zu deren Begehung der Egoismus die Berauschten verleitet hatte und welche die Ernüchterten schwer büßen müssen. Dem starken Simson hatte es an Delilas nicht gefehlt, und so konnten die Philister über ihn kommen, konnten ihn überwältigen, nachdem im süßen, vertrauensvollen Schlummer seine Kraft von ihm genommen worden. Denn die Klarheit der Erkenntniß, die ungetrübte Durchschauung der Verhältnisse fehlte und Kassandrische Mahnrufe verhallten ungehört und unbeachtet. Die Gesprächsexcurse über die hauptsächlichsten „brennenden Fragen" der damaligen Zeit sind geschickt, gedanken- und geistreich und mit glücklicher Wahl und Beschränkung eingefügt, und mag man auch bei so manchen Reflexionen des Gedankens sich nicht erwehren können daß ihre treffende charakteristische Wahrheit vornehmlich aus dem ex post resultire, so läßt sich doch auch nicht leugnen daß inmitten jener schwärmerischen Bewegungszeit es auch an einzelnen clairvoyanten Naturen nicht gefehlt hat, deren innerm Auge die dieser Action nothwendig folgende Reaction ahnungsvoll, aber sicher sich enthüllte.

Daß der Verfasser überall der Fortschrittspartei angehört und in seinem Helden, dem Doctor Julius Wildfeuer, einem ziemlich unpoetischen und dem edeln, gemäßigten Charakter desselben wenig entsprechenden Namen, einen klaren, von aller Uebertreibung ferngehaltenen Repräsentanten derselben aufstellt, bedarf nach dem bisher Gesagten der Bemerkung wol kaum. Abgesehen davon daß er diesen seinen Helden ähnlich wie die Heldin Graziella durch einige schärfere Schattenstriche der Naturwahrheit hätte mehr annähern können, ist ihm die Charakterzeichnung desselben sehr wohl gelungen, wie denn überhaupt die gesammte Darstellung der Männercharaktere des Buchs in ihren mannichfach und reichschattirten Gegensätzen außerordentlich befriedigend ausgefallen ist.

Dieser vormärzlich-liberale spätere Minister Pauker, dieser reiche, egoistische Fabrikherr (ebenfalls späterer Minister) Baron Redwitz, dieser strenge Republikaner Brand, dieser lebenslustige, freidenkerische katholische Pfarrer Bangold, dieser jüdelnd speculirende, kalte Weltmann Flottenheim, dieser demokratische Lammwirth, dieser Wilderer Herenstoffel, der Vetter Ambros und der Spendeljörg: das Alles sind neben so manchen andern der hier auftretenden Persönlichkeiten so vollkommen aus dem frischen, warmen Leben gegriffene, mit prägnanten, scharfen Zügen gezeichnete Charaktere daß sie für des Verfassers feine Beobachtungsgabe in den verschiedensten socialen Kreisen nicht minder als für sein bedeutendes Darstellungstalent das unzweideutigste Zeugniß ablegen. Und die Schilderungen wie der Scenerie, so der Ereignisse, düsterer und unheimlicher, wie launiger und humoristischer, verstärken dasselbe noch auf sehr gewinnende Weise.

Trotz unserer obigen Ausstellungen, durch die wir mit Anlegung eines hohen Maßstabs das Talent des Verfassers zu ehren glaubten, dürfen wir das vorliegende Buch als eine der interessantesten und bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart auf dem Gebiete der, daß wir so sagen, historischen Novelle angelegentlich empfehlen. Das Interessanteste für den Menschen ist und bleibt nun doch einmal der Mensch selbst, und daß die Gegenwart dies klar und richtig erkannt hat ist immerhin ein Vorzug den wir ihr hoch anrechnen dürfen. Von diesem, wenn man so will, psychologischen und culturgeschichtlichen Standpunkte angesehen, wird das Buch selbst für die Gegner der politischen Anschauungsweise des Verfassers anziehend sein, und sie werden sich darüber trösten daß ihnen sehr unumwundene, ja zu Zeiten selbst sehr derbe Wahrheiten gesagt werden, zumal es in dieser Beziehung den sogenannten Constitutionnellen und Liberalen auch nicht besser ergeht.

Wir wünschen dem Verfasser bald wieder zu begegnen, und wenn der Verleger die Fortsetzung seiner „Bibliothek deutscher Originalromane" dem Anfange zu conformiren vermag, so glauben wir seinem Unternehmen rege Theilnahme verheißen zu dürfen. Das Buch ist gut, ein Stück Geschichte der Gegenwart in Novellenform; man braucht es nicht blos zu lesen, man kann es auch „kaufen". 4.

Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Von Adolf Pichler. Innsbruck, Wagner. 1850. Gr. 8. 22½ Ngr.

Das Interesse an den geistlichen Volksschauspielen ist neuerlich durch Eduard Devrient's treffliche Schrift über das „Passionsschauspiel in Oberammergau in Oberbaiern" (Leipzig 1851) neu geweckt worden. Die vorliegende Schrift ist ein Jahr älter und scheint weniger bekanntgeworden zu sein, sonst würde sich unstreitig schon an diese ein ähnliches Interesse angeknüpft haben. Sie hat zwar insofern ein anderes Fundament als sie nicht die gegenwärtige Darstellung solcher geistlicher Schauspiele behandelt, sondern, wie ihr Titel freilich unvollkommen anzeigt, das geistliche Drama des Mittelalters; allein die Behandlungsweise ist der Art daß sie uns immer auf die gegenwärtige Bedeutung solcher Dramen und Aufführungen aufmerksammacht und daneben in einer interessanten Episode auch die spätern Schicksale derartiger scenischer Darstellungen bis auf die neueste Zeit herab verfolgt. Wir können ihr hiernach eine Mittelstellung zutheilen zwischen reinliterarhistorischer und zwischen ästhetisch-dramaturgischer Richtung.

In ersterer, der vorwaltenden Beziehung, lehnt sie sich mehr als der Verfasser überall ausdrücklich anzeigt an Mone's „Schauspiele des Mittelalters" an; sie kann insofern als ein freilich in wissenschaftlicher Hinsicht nicht ebenbürtiger Pendant zu denselben angesehen werden, der aber ein besonderes Interesse dadurch gewinnt daß das hier Gebotene zum Theil auf anderm Boden, zum Theil in anderer Zeit liegt als die Mittheilungen Mone's. Irrig würde es sein zu glauben, wozu der Titel verleitet, es sei hier eine generelle Darstellung auch nur der geistlichen Dramatik der bezeichneten Zeit und Gegend gegeben; die Schrift ist vielmehr wesentlich Monographie, die sich auf den Bereich einer Anzahl neuerlich im sterzinger Archiv aufgefundener Handschriften beschränkt. Es sind deren neun Hefte, von denen das erste 15 (davon eine Marienklage doppelt), jedes andere Ein geistliches Schauspiel enthält. Der erstgenannte Hauptband, welcher die, wie es scheint, wichtigsten Stücke enthält, und aus welchem allein der Verfasser auch vollständige Mittheilungen gemacht hat, datirt aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und rührt von einem Schulmeister zu Botzen, Benedict Debs von Ingolstadt, her, der im Jahre 1515 gestorben ist. Der Verfasser vermuthet wol sehr richtig schon aus diesen in der Handschrift befindlichen Angaben daß diese Passionsspiele nicht in Tirol einheimisch gewesen seien. Vollständig abgedruckt finden wir nun aus dieser Handschrift drei Stücke: ein Lichtmeßspiel, eine Marienklage und ein Osterspiel. Von den übrigen gibt der Verfasser nur Auszüge, einzelne Stellen und eine kurze Charakteristik. Bei der Auswahl muß man dem Verfasser zugestehen daß er mit vielem ästhetischen Sinn zuwerkegegangen und das Gröbere von dem Feinern, dessen sich auch herrliche Proben vorfinden, gut ausgeschieden hat, wie dies aus dem angegebenen Inhalte des nicht Abgedruckten hervorgeht. Dagegen wäre zu wünschen daß er dem sprachlichen Elemente größere Berücksichtigung hätte angedeihen lassen, und sich hierbei mehr auf den Boden der Mone'schen Untersuchungen gestellt hätte, wofür wir ihm die Anführung ganzer Stellen älterer Schriftsteller, die er aus Mone oft ohne ihn zu nennen entlehnt (wie z. B. S. 37 vergl. mit Mone, „Altdeutsche Schauspiele", 1, 8 fg.), gern erlassen hätten. Die Charakteristik der einzelnen in der Handschrift erhaltenen Stücke ist je nach der Bedeutung und Zahl der auf ein und dasselbe Sujet bezüglichen ungleich, und die Uebergänge und Verbindungen dieser Sujets bewerkstelligt der Verfasser öfter durch literargeschichtliche Exposés und ästhetische Reflexionen, von denen wir zweifeln möchten ob sie recht am Platze sind. Zu generell um den Sachkenner zu befriedigen, ziehen sie nicht selten zu viel Fremdartiges in ihren Bereich als daß sie für oberflächliche Lecture ansprechend genug wären, wenngleich nicht verkannt werden mag daß hier mitunter in derben Worten gute Wahrheiten (wie z. B. S. 65 über die Indolenz der Deutschen gegen das Eindringen anderer Nationalitäten) gesagt sind.

Ein interessantes Intermezzo ist aber die S. 72—92 gegebene Uebersicht über die actenmäßigen Verhandlungen wegen Aufhebung dieser alten Bauernspiele zu Ende des 18. und im zweiten Jahrzehnd des 19. Jahrhunderts. Sie beginnen mit einem Circulare des brixener Consistoriums vom 23. Februar 1791, welches, an dem Misverhältniß des hohen Inhalts der Evangelien und der rohsinnlichen Darstellung Anstoß nehmend, diese Passionsaufführungen verbietet. Dieses Verbot wurde aber im Laufe der Zeit wenig beachtet, und darauf im Jahre 1816 von dem genannten Consistorium nochmals Bericht von allen Landgerichten und Dekanaten eingefodert, in deren Folge ein neues Verbot unterm 26. September 1816 erging. Die ein-

gegangenen Berichte waren aber keineswegs alle im Sinne dieses Verbots gehalten, vielmehr stellten mehre derselben die Aufführung solcher Schauspiele als sehr unschädlich dar, und einzelne Auszüge aus diesen Berichten, z. B. dem des imster Kreisamtmanns und des Dekans von Kufstein, sind von einem sehr edeln Geiste der Humanität und von einsichtsvoller Würdigung des Einflusses der dramatischen Kunst auf das Volksleben durchweht, woneben andere, z. B. der vollständig mitgetheilte des Dekanats Fügen, tiefe Blicke in die eigenthümliche Gestaltung dieser Sitte im Volke thun lassen. Das Ergebniß ist daß der Inhalt der hier von verschiedenen Standpunkten aus angestellten Erwägungen den unbefangenen Beurtheiler ganz in die Lage versetzen wird, den fast enthusiastischen Beifall den Devrient derartigen Spielen in Baiern spendet wohl erklärlich und ebenso sittlich als ästhetisch gerechtfertigt zu finden. 97.

Das Schulwesen in England.

Das Schulwesen in England ist ganz unabhängig von der Aufsicht des Staats und lediglich der Fürsorge von Communen, Corporationen und Privatpersonen überlassen. Ein Nationalschulsystem existirt ebenso wenig wie eine Prüfung für das Lehramt, und von einer Ueberwachung von Seiten des Staats ist nicht die Rede; die Controle wird nur vom Publicum, von der öffentlichen Meinung ausgeübt.

Der Volksunterricht (national education), die Schulbildung der niedern Volksclassen hängt von dem Zufalle ab, ob Corporationen und Privatpersonen sich der Jugend annehmen, Stiftungen begründen und vorhandene benutzen wollen oder nicht. Er bietet daher in England die schroffsten Gegensätze sorgsamer Pflege und grenzenloser Vernachlässigung dar. Es gibt an einem Orte die fruchtbarsten Pflanzstätten der Erziehung, auch Schulen für Bettelkinder, Parochialschulen, Fortbildungsschulen für Erwachsene, Kleinkinderschulen, Sonntagsschulen, während an dem andern die Jugend entsetzlich verwildert. Mehr als die Hälfte der Kinder in England hat keinen Schulunterricht; oft unterrichten auf dem Lande arme Weiber oder zu andern Dingen unbrauchbare Männer in Kellern, Bodenkammern, Ställen. (Kay, „The social education of the people in England", London 1850.) Jeder Fortschritt in der Volksbildung scheitert an dem entschiedenen Widerstande des Klerus der Hochkirche. Von den zwei großen Gesellschaften die sich für Volksunterricht gebildet haben verfolgt die im Jahre 1811 gestiftete und von den Tories unterstützte National society in ihren Schulen und Seminarien (soweit die bischöfliche Landeskirche reicht) nur ihren einseitigen Zweck religiöser Ausbildung. Dagegen lehrt allerdings die 1805 gegründete, jetzt unter John Russell's Protection befindliche British and foreign school society in ihren Schulen außer der Bibelkenntniß auch andere nützliche Dinge, z. B. Lesen, Schreiben und Rechnen. Beide Gesellschaften erhalten von der Regierung Geldunterstützungen.

Den deutschen Gymnasien ähnlich sind die public schools und grammar schools, in alter und neuer Zeit von Königen, Bischöfen, Corporationen und Privaten begründet, reich dotirt und meist mit Alumnaten verbunden; die berühmtesten zu Eton, Winchester, Westminster, Harrow und Rugby, die neueste seit 1828 King's college zu London, in welcher letztern jedoch auch Universitätsstudien getrieben und die Schüler für Erlangung akademischer Grade vorbereitet werden. Außerdem gibt es eine große Zahl von Privatunternehmungen, die billiger als die öffentlichen Schulen, aber oft aus Gewinnsucht schlecht bestellt sind. Jede sogenannte öffentliche Schule steht unter einem Director (headmaster), welchen die Regierung, wenn sie stiftungsmäßig dazu berufen ist, oder ein sich selbst ergänzendes Curatorium (trustees) wählt. Dieser Director, gewöhnlich ordinirter Geistlicher, ist ganz unabhängig, Niemandem Rechenschaft schuldig, wird von Niemandem controlirt; Lectionsplan, Disciplin, Wahl und Entfernung der Lehrer u. s. w. ist ihm unbeschränkt überlassen. Die Gesetze jeder Schule beruhen meist auf Gebräuchen und Herkommen. Im Alter von 12—20 Jahren treten die Zöglinge ein und werden entweder Alumnen (foundationers) oder wohnen bei der durch gesteigerte Frequenz entstandenen Unzulänglichkeit des Raums außerhalb der Anstalt (oppidans) bei vom Director dazu ermächtigten Privatleuten (dames). Die Stiftsstellen, welche zum Theil ganz frei sind, werden von den Curatoren vergeben. Die erste Classe aller dieser Alumnate, gewöhnlich sixth form genannt, mit dem primus omnium (captain) hat die Rechte und Pflichten der Senioren (prepostors) und beaufsichtigt die niedern Classen, aus denen jedem Senior wenigstens ein Knabe als Diener (fag) beigegeben ist. Aber selbst diese erste Classe kann noch, z. B. bei Lügen und groben Vergehen, mit Schlägen bestraft werden (flogging system). Oft werden Strafen durch eine Schülerjury erkannt. Censuren werden in der Regel nicht gegeben, wol aber finden häufige Examina statt und öffentliche Preisvertheilungen, an denen das Publicum sehr großen Antheil nimmt. Alle Schüler haben bestimmte Kleidung, genießen außerordentliche Freiheit, haben wenig Aufsicht und dürfen Politik treiben. Die Ferien dauern fast vier Monate. Der Unterricht, bei dem die Bibel und die alten Sprachen die Hauptsache bilden, ist mechanisch, mehr auf Gedächtniß als auf Verständniß gerichtet. Man gibt wenig Lectionen, verlangt aber vieles und pflichtmäßiges Privatarbeiten. Man lehrt das Können und Handeln, weniger das Wissen und Streben, non scholae, sed vitae. Reinheit und Uebung des Körpers, Wahrheit, Willenskraft, Charakterbildung, Respect vor der Autorität und Gottesfurcht werden als Zwecke dieser Erziehung betrachtet. Daher zeigen sich auch in den Schülern schon Freimüthigkeit, Selbstbeherrschung, Selbstgefühl, Entschlossenheit, kirchlicher Sinn, Achtung vor den Gesetze und dem Bestehenden.

Von diesen Schulen führt der Weg, meistens ohne vorgängige Abiturientenprüfung, auf die Universitäten zu Cambridge und Oxford, von denen jedoch Alle ausgeschlossen sind die nicht der herrschenden Kirche angehören und den deshalb eingeführten Eid nicht leisten können. Jede Universität, durchgängig auf Stiftungen beruhend, ist ein Complex von Genossenschaften, deren jede eigene Gebäude, Bibliothek, Kapelle, Speisesaal und Garten hat. Die größern und reicher dotirten heißen colleges, die kleinern halls. Oxford hat 19 colleges und 5 halls, Cambridge 14 colleges und 3 halls. Jedes Collegium hat Corporationsrechte und ein Haupt, master. Jedes Colleg hat eigene Verwaltung, wählt seine Beamten selbst und ebenso die Gesammtheit die Universitätsbeamten. Sämmtliche Collegien und Hallen haben eine Vereinigung in den großen Gesammtprüfungen, in den Vorlesungen der Facultätsprofessoren und in den der ganzen Universität bestimmten Sammlungen, Bibliotheken, Druckereien, Sternwarten u. s. w. Dieses Ganze wird repräsentirt durch den Senat, der aus allen Doctoren und Magistern der Universität besteht, durch den vom Senate gewählten Chancelor, jetzt für Oxford der Premier Graf Derby, für Cambridge Prinz Albert, und durch den aus den Vorstehern der Collegien ernannten Vicekanzler, der die Einkünfte verwaltet, im Senate den Vorsitz führt und der erste Beamte ist. Auch wählt jede Universität zwei Deputirte in das Unterhaus. In eines jener Collegien treten nun, gewöhnlich zu Michaelis, die Studenten kraft stiftungsmäßiger Berechtigung oder freier Anmeldung oder bloßer Empfehlung. Aufnahmeprüfungen finden nicht statt oder sind sehr leicht, weshalb oft auf der Universität die Elemente gelehrt oder die Studenten neben dem Collegienunterricht von einem Privatlehrer (private tutor) ausgebildet und für die Examina zugestutzt werden. Jeder Aufgenommene bekommt im college drei Zimmer, hat für sein Betragen Caution zu stellen und wird einem public tutor überwiesen, der sorgt daß er die Hausordnung streng beobachte. Da nicht alle Studenten in den Stiftungen Platz haben, so dürfen neu eintretende (under-

graduates) anfangs bei concessionnirten Privatleuten (dames) wohnen, müssen aber im Colleg essen und ein mal wenigstens dem täglichen Hausgottesdienste ihres Collegs beiwohnen. Adelige Studenten (noblemen, fellowcommoners) müssen mehr zahlen und essen mit den fellows, nichtadelige und arme (sizars) essen an Nebentischen. Alle Mitglieder der Universität und Studenten tragen bestimmte Kleidung (dress), gewöhnlich aus Deckelkappe und schwarzem Mantel bestehend (cap und gown); nur bei feierlichen Gelegenheiten haben die Adeligen ausgezeichnetere Kleidung. Ueber den Wandel der Studenten wachen außer den Tutoren noch die Quästoren (proctors), doch ist die Aufsicht sehr gering und die Freiheit sehr unbeschränkt, wenn nur die Form beobachtet wird. Die Mehrzahl der Studenten thut auf der Universität nicht viel, sondern geht ihrem Vergnügen nach. Als Strafen bestehen Entfernung auf Zeit (rustication, relegatio ad tempus) und auf immer (rusticatio sine die). In den Collegien werden die undergraduates in verschiedenen Classen von den Tutoren und ihren Assistenten (public tutors, principal tutors, assistant tutors) schulmäßig unterrichtet. Gegenstände sind die Bibel, Kirchengeschichte, die Classiker, Metrik, Logik, Mathematik. Doch gibt es auch colleges die nur für Juristen und Mediciner bestimmt sind. Die Examina sind mehr schriftlich als mündlich. Kleinere Examina (previous examinations) finden häufig statt, und wer mehrmals durchfällt muß länger auf das Schlußexamen warten. Noch leichter sind die Examina for honors, d. h. zur Erlangung der zahlreichen Preise die alljährlich öffentlich für vorgetragene Preisarbeiten an dem feierlichen commemoration day vertheilt werden. Jedes Jahr ist durch die Weihnachts-, Oster- und Sommerferien in drei terms getheilt, und nach zehn oder elf terms kann der Student infolge eines strengern Examens bachelor of arts werden, womit sich die schulmäßige und Allen gleiche Unterweisung endigt. Es tritt nun größere Freiheit ein und der Student kann die Professorenvorlesungen über Facultätswissenschaften besuchen, wozu in Oxford wie in Cambridge etwa 24 Professoren angestellt sind. Doch gibt es ein eigentliches Facultätsstudium (im deutschen Sinne des Worts) nicht. Es gilt nur liberale Bildung zu erwerben, und der Universitätscursus an sich befähigt zu keinem Amte. Nach abermals drei Jahren kann der Student master of arts werden und später Doctor. Die ältern graduirten Mitglieder des Collegs heißen fellows und beziehen festes Einkommen mit freier Station (fellowship). Aus den Fellows erwählt der Vorsteher des Collegs die Tutoren (die Aufseher und Lehrer der Studenten) und aus den Fellows der ganzen Universität der Senat die Examinatoren für die Gesammtprüfungen.

Daß diese Universitäten wissenschaftlich unzulänglich sind, daß durch die veralteten Vorrechte der colleges, durch ihre exclusive Autonomie offenbare Misbräuche geschützt, daß die großen Einkünfte nicht mehr im Sinne der Stifter verwendet werden, ist auch im Parlamente anerkannt worden. Da jedoch, wie Peel einmal gesagt hat, Corporationen unfähig sind ihre Irrthümer einzugestehen und sich niemals selbst reformiren, so wird es Aufgabe des Parlaments sein die zur Revision der Universitäten niedergesetzte königliche Commission zu unterstützen. Außer den Universitäten Cambridge und Oxford gibt es in England noch andere colleges welche eine Universitätsbildung bezwecken, z. B. London university college, von Brougham gestiftet, wo Dissenters zugelassen werden; King's college in London u. s. w. Damit nun die auf solchen colleges gebildeten Studenten die akademischen Grade erlangen können, besteht seit 1836 unter dem Namen London university eine Prüfungscommission, welche auch die Doctorengrade ertheilt.

Vorstehende Notizen sind in der Hauptsache den „Deutschen Briefen über englische Erziehung" von Wiese entnommen.*)

*) Wir berichteten über das Werk bereits in Nr. 25 d. Bl.
D. Red.

Da dieses vortreffliche Buch durch Vergleichung deutscher und englischer (auch belgischer) Erziehung einen mehr pädagogischen und psychologischen als statistischen Zweck verfolgt, so findet sich das im Obigen Mitgetheilte darin nur in einzelnen zerstreuten Bemerkungen, deren Zusammenstellung von allgemeinem Interesse ist.
[illegible]

Der Adler in der Wappenkunde.

Aus den Apologien, welche französische Blätter fortwährend enthalten, stellen wir einige Nachweisungen über diesen symbolischen Vogel der Heraldik zusammen:

Die Perser scheinen das erste Volk gewesen zu sein welches den Aar als Feldzeichen wählte. Laut dem Zeugniß Xenophon's trugen sie an der Spitze ihrer Heere auf jeder Fahne den goldenen Adler mit entfalteten Schwingen. Auch die Republiken Griechenlands gebrauchten ihn als Attribut der höchsten Gewalt, wie man sich bei verschiedenen ihrer Münzen überzeugen kann. „Die hetrurischen Völker", berichtet ein alter Geschichtschreiber, „sandten nachdem sie mit Rom Frieden geschlossen hatten, als Pfand dieser Vereinigung die höchsten Sinnbilder der Königswürde, zu welchen ein scipio gehörte, oder elfenbeinerner Scepter mit einem Adler aus gleichem Stoffe geziert. Nach dem Sturze des Königthums behielten die römischen Consuln dieses Zeichen als einen Schmuck der ihnen vertrauten Autorität bei. Wenn die Consuln [illegible] waren, schickte ihnen der Senat den von einem Aar gekrönten scipio."

Als kriegerisches Emblem benutzten die Römer den Adler erst unter der Republik, und zu einer Zeit, wo deren Herrschaft schon die italienische Halbinsel überschritten hatte. Erst unter dem Consulate des Marius gab man den Legionen den Adler mit ausgebreiteten Fittigen. Diese ersten Adler waren von Holz, später aus Silber mit goldenen Blitzen in den Krallen, und in der Größe einer Taube. Das treueste Conterfei jener römischen Adler fand sich auf den von Pulver geschwärzten, von Kugeln zerfetzten Fahnen vieler alten Regimenter des Kaiserreichs.

Die Erfindung des Doppeladlers, wie er in zwei großen modernen Reichen erscheint, schreibt man dem Konstantin zu, der nach der Theilung des Römischen Reichs in ein morgenländisches und abendländisches zum Symbol den Aar mit zwei Köpfen erkor. Nicht ohne vielfache Verhandlungen hat man den Adler zum französischen Staatssiegel, zum Feldzeichen und Schmuck der Ehrenlegion erhoben. Als im Staatsrathe die Frage auf die Wahl des Kaiserwappens kam, fanden Erörterungen in Gegenwart Napoleon's statt, und die Meinungen spalteten sich. Die Einen schlugen den König der Thiere, die Andern die goldenen Bienen der Merovinger vor. Wieder Andere, denen beifiel daß der Hahn auf den Assignaten und einigen Fahnen der Nationalgarde eine Rolle gespielt hatte, entschieden sich für ihn. Der Kaiser wies ziemlich barsch diesen Vorschlag zurück. „Ein Hahn", sprach er, „ist ein Thier das auf dem Düngerhaufen lebt und sich vom Fuchse fressen läßt. Nichts damit! Wir wollen den Adler nehmen, der den Donnerkeil trägt und in die Sonne schaut. Die Adler Frankreichs werden sich Achtung erringen wie die römischen."

Bekanntlich vertauschte die Julimonarchie unbedacht den Adler des Kaiserreichs und die Lilien der alten Könige mit dem Hahne der Assignate. Zwei Verse in Béranger's Lied auf die alte Fahne gaben den Anlaß:

> Son aigle est resté dans la poudre;
> Fatigué de lointains exploits.
> Rendons lui le *coq du Gaulois*
> Il sait aussi lancer la foudre.

Bei reiferer Ueberlegung hätte man sich 1830 überzeugen mögen, wie mislich zum Sinnbilde der Macht die Wahl eines Hausthiers, das zu nahe und vertraulich bei den Menschen

lebt. Denn die Wappenkunde hat ihre Logik wie jede andere Wissenschaft, und schloß von jeher, mit Ausnahme des Windspiels und des Pferdes, die Hausthiere aus. Besonders der Hahn hatte vor der Revolution niemals in dem Schilde irgend eines Volks figurirt. Schriftsteller, welche sich mit dieser Gattung von Studien beschäftigten machen die Bemerkung daß unter den zahllosen Familien welche Wappen erhielten nur sehr wenige den Hahn auftreten lassen. Napoleon erklärt das in einer gelegentlichen Aeußerung: „Dieses Thier ist schön, stolz, muthig, allein es haust auf den Misthaufen und in unsern Höfen, und man hat sich zu sehr gewöhnt es nur in effigie auf unsern Dorfkirchthürmen zu sehen. Vergebens suchte man sich mit einer der lateinischen Sprache entlehnten Hamonymie zu helfen, welche den Namen eines Volks und Thiers im Warte gallus wiedergibt."

Zweiundzwanzig Connétables von Frankreich führten den Adler in ihrem Schilde. Die meisten europäischen Mächte haben den König der Lüfte zum Attribut: Rußland, Polen, Oestreich, Ungarn, Preußen, Sachsen, Neapel, Spanien, Sardinien, u. s. w. Aber nur als Wappenbild. Frankreich allein machte ihn im Hinblick auf die Legionen zum Feldzeichen seiner Regimenter. 31.

Notizen.

Englische Geschichtskunde in Italien und italienische Geschichtskunde in Frankreich.

In dem weitschweifigen Artikel über England in G. Maroni's weitschweifigem „Dizionario d'erudizione ecclesiastica", findet sich (XXXV, 94) bei Erwähnung der Geburt des Prinzen von Wales, Sohns Jakob's II., das ergötzliche Curiosum, die protestantische Partei habe das Kind für untergeschoben erklärt, weil durch dasselbe das Thronrecht der Prinzessin Mary, Tochter „der Ida oder Hyde, einer Tochter des berühmten Kanzlers Clarendon", in den Hintergrund gestellt worden sei. („Maria figlia d'Ida o Hyde, figlia dell' illustre cancelliere Clarendon.") Wer hätte diese Uebersetzung des Familiennamens der armen Herzogin von York erwartet? Und wer weiß, was eines Tags dem Hydepark begegnet! Wir lachen über solche Dinge. Den Franzosen aber geht es in ihren sogenannten historischen Arbeiten nicht besser. Philarète Chasles läßt in seinem mehr denn ein mal gedruckten Aufsatz über Pietra Aretino den Torquato Tasso an diesen gemeinsten und unverschämt-unzüchtigsten aller italienischen Literaten schreiben: Tasso war aber 13 Jahre alt, als Aretina starb. Villemain erklärt die Arianer für einen Zweig der Socinianer, die dem 16. Jahrhundert angehören. Und Alexander Dumas, den man nach Turin berufen hat um piemontesische Geschichte zu schreiben, rechnet in seinem Buch über Ludwig XIV. den Galileo, der 1564 geboren ward, zum siècle de Léon X! Mit der Kunstgeschichte steht es kaum besser. Hat doch Chavin de Malan, welcher als Biograph des Franciscus von Assisi und der heiligen Katharina von Siena in italienischen Dingen um sich wissen sollte, den florentiner Dom, Arnolfo's und Brunelleschi's Werk, ein merveilleux ouvrage de Michelange geheißen. 33.

Römisch-katholische Faseleien.

Mit dem Namen der Maria, der Mutter Gottes, der Himmelskönigin, der Weltbeherrscherin, ist in der römisch-katholischen Kirche wunderbarer Unsinn getrieben worden. Er wurde von jeher gern mit dem lateinischen Worte mare, in der Mehrzahl maria, die Meere, zusammengestellt, und wenn es bei der Schöpfungsgeschichte in der lateinischen Bibel heißt: „Die Sammlung der Wasser" nannte Gott maria, so kannte man ja nicht anders als an Maria denken, diese „Sammlung aller Gnaden". Gleicherweise ward die Maria mit dem aus dem Meere aufsteigenden lieblichen Morgen- und Abendsterne verglichen; in dem Festgesange auf die heilige Jungfrau wird sie gegrüßt als „des Meeres Sterne", die hohe Mutter, die immer jungfräuliche, die selige Pforte des Himmels. In dem für das Concil zu Kostnitz gedichteten Gesange soll sie, „der lichte Stern des Meeres", arge Stürme stillen, das Schifflein des Petrus vor dem Risse behüten und als ein sicherer Hafen für die Schiffer die Bitten ihrer Kinder gnädig hören. So ward sie als die Schutzgöttin der Schiffer selbst verehrt, und der goldene Ring, den der Doge von Venedig zum Andenken an den Seesieg über Barbarossa seit 1177 an jedem Himmelfahrtstage als Sinnbild der Vermählung seiner Stadt mit der Adria, d. h. der Herrschaft Venedigs über sie, vom Bucentoro aus in das Adriatische Meer werfen mußte, war Nichts als ein der heiligen Jungfrau, der die maria, die Meere beherrschenden Maria geopferter Brautring. 8.

Honorar für „The Paradise lost".

Aus dem vom Dichter und Bankier Rogers dem Britischen Museum verehrten Originale des zwischen John Milton und dem Buchdrucker Samuel Symons wegen Drucks und Verkaufs des „The Paradise lost" unterm 27. April 1667 abgeschlossenen Vertrags erhellt, daß Milton bei Ablieferung des Manuscripts fünf Pfund Sterling und ebenso viel nach dem jedesmalichen Vertrieb van 1300 Abdrücken der ersten, zweiten und dritten Auflage, mithin im Ganzen nach Verkauf von 3900 Exemplaren zwanzig Pfund Sterling erhalten sollte. Neben Milton's Namenszug und Siegel hat dessen Diener, Benjamin Greene, sich als Zeuge unterschrieben. Andre Documente weisen nach daß „die zweiten im Vertrage erwähnten fünf Pfund" dem Dichter von Symons am 26 April 1669 und nach seinem am 8. November 1674 erfolgten Tode seiner Witwe zu ihrer vollen Befriedigung unterm 21. December 1680 acht, folglich statt der im Vertrage stipulirten 20 Pfund im Ganzen nur 18 Pfund Sterling bezahlt worden sind. Sonderbar sticht dagegen ab daß als die fragliche Vertragsurkunde im Jahre 1826 zum ersten male unter den Hammer kam, sie von einem Buchhändler Prewett für 40, bald darauf von Sir Thomas Lawrence für 60, dann 1830 für 63 und zuletzt von Rogers für 105 Pfund Sterling erstanden wurde. 13.

Bibliographie.

Abraham Ben David Halevi, Das Buch Emunah Ramah oder: Der erhabene Glaube. Ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von S. Weil. Frankfurt a. M. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Aus zwei Welten. Von ***. Berlin, Plahn. 32. 24 Ngr.

Bergmann, J., Die Belagerung und der Entsatz der Stadt Bregenz im Jahr 1408 und deren Retterin Ehrguta mit ihrem vermeintlichen Denkmale. Mit 1 Tafel. Wien. Lex.-8. 5 Ngr.

Bibra, Fehr. v., Die Algodon-Bay in Bolivien. Mit 3 Tafeln. Wien. Fol. 1 Thlr. 26 Ngr.

Bormann, A., Altlatinische Chorographie und Städtegeschichte. Mit 1 Charte und 3 Plänen. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 Thlr.

Clemens Franziscus Xaverius v. Cerrini di Monte Varchi. Eine biographische Skizze. Dresden. 16. 3 Ngr.

Chamisso, A. v., Gedichte. 13te Auflage. Leipzig, Weidmann. 16. 3 Thlr.

Düsterdieck, F., Die drei johanneischen Briefe. Mit einem vollständigen theologischen Commentare. 1ster Band, die Einleitung zu dem ersten Briefe und den Commentar zu 1. Joh. I, 1—II, 28 enthaltend. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Ghillany, F. W., Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim nach den ältesten vorhandenen Uckunden bearbeitet. Eingeleitet durch eine Abhandlung: Ueber die ältesten Karten des Neuen Continents und den Namen

Amerika von A. v. Humboldt. Mit einer genauen Abbildung des Behaim'schen Globus vom Jahre 1492 in zwei Planigloben nach seiner natürlichen Grösse und 3 der ältesten Karten von Amerika. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1853. Fol. 10 Thlr.

Goebel, K., Stephanus, der Prediger des Gottes der Herrlichkeit. Nebst einer Zugabe von einigen Homilien über verwandte alttestamentliche Stellen. Erlangen, Blaesing. 1853. Gr. 8. 16 Ngr.

Goethe, Faust. Eine Tragödie. Mit Zeichnungen von E. Seibertz. 1ste und 2te Lieferung. Stuttgart, Cotta. Fol. à 1 Thlr. 6 Ngr.

Deutsche Grafen-Häuser der Gegenwart. In heraldischer, historischer und genealogischer Beziehung. 1ster Band: A—K. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 5 Thlr.

Gumpach, J. v., Die Zeitrechnung der Babylonier und Assyrer. Nebst Exkursen und einer Zeittafel. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hagen, F. H. v. d., Nibelungen 22ste Handschrift. Mit 1 Schriftbilde. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 6 Ngr.

Hartmann, M., Tagebuch aus Languedoc und Provence. 1ster Band. Darmstadt, Leske. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heine, H., Neue Gedichte. 4te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1853. 16. 2 Thlr.

Herberger, T., Sebastian Schertlin von Burtenbach und seine an die Stadt Augsburg geschriebenen Briefe. Mit einem Facsimile der Handschrift Schertlins und der Geheimschriften des schmalkaldischen Bundes. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 3 Thlr.

Hessenmüller, C., Heinrich Lampe, der erste evangelische Prediger in der Stadt Braunschweig. Ein auf Quellenstudium beruhender Beitrag zur Reformationsgeschichte der Stadt Braunschweig. Braunschweig. Gr. 8. 20 Ngr.

Höfling, J. W. F., Grundsätze evangelisch-lutherischer Kirchenverfassung. 3te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Erlangen, Blaesing. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kemble, J. M., Die Sachsen in England. Eine Geschichte des Englischen Staatswesens bis auf die Zeit der Normannischen Eroberung. Uebersetzt von H. B. C. Brandes. 1ster Band, Leipzig, T. O. Weigel. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kletke, H., Das Alterthum in seinen Hauptmomenten dargestellt. Eine Reihe historischer Aufsätze von Boeckh, Dahlmann, Droysen zc. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Klöden, K. F., Nachrichten zur Geschichte des Geschlechts der Herren von Kröcher. Aus Urkunden, Archivalien und Familiennachrichten zusammengestellt. Mit 1 Kupfertafel. Als Manuscript gedruckt. Berlin. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Köstlin, J., Die schottische Kirche, ihr inneres Leben und ihr Verhältniß zum Staat, von der Reformation bis auf die Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Kramer, F., Briefe über Criminalrecht. Nebst einem Anhange über Staat und Gesellschaft. Dresden, Wachsmuth. Gr. 8. 15 Ngr.

Kriebitzsch, T., Allgemeine Geschichte in Charakterbildern. Eine Sammlung von Schilderungen historischer Ereignisse und Charaktere nach Quellen alter und neuer Zeit. Für Lehrer und Freunde der Geschichte bearbeitet. Zwei Theile. Magdeburg, Fabricius. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lang, L., Psychologische Charakteristik Otto's von Freising. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Historiographie des Mittelalters. Dissertatio inauguralis. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mallefille, F., Memoiren Don Juans. Deutsche Originalausgabe. 9ter Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Martineau, Harriet, Geschichte Englands während des dreißigjährigen Friedens von 1816 bis 1846. Aus dem Englischen übersetzt von C. J. Bergius. 1ster Band. Berlin, Besser. 1853. 8. 1 Thlr.

Middendorff, W., Friedrich Fröbel's letztes Geburtsfest, letzte Lebenstage, Begräbnißfeier zc. Für Freunde Fröbels mitgetheilt. Liebenstein, Verlagsbuchhandlung der Kinderbeschäftigungsanstalt. Gr. 8. 6 Ngr.

Mühlbach, L., Friedrich der Große und sein Hof. Historischer Roman. Drei Bände. Berlin, Janke. 1853. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Oersted, H. C., Gesammelte Schriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Der Geist in der Natur. Deutsch von K. L. Kannegießer. Nebst einer biographischen Skizze von P. L. Möller und mit dem Portrait des Verfassers. 4te unveränderte Auflage. Leipzig, Lorck. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Poggendorff, J. C., Lebenslinien zur Geschichte der exacten Wissenschaften seit Wiederherstellung derselben. Berlin, A. Duncker. 1853. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rank, J., Florian. Eine Erzählung. Zwei Theile. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 2 Thlr.

Ranke, L., Französische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Reichenbach, Freih. v., Odisch-magnetische Briefe. Stuttgart, Cotta. 8. 27 Ngr.

Revolutionsbilder aus den Jahren 1789 bis 1794. Nebst Ursachen von Revolutionen und Art und Weise dem Uebel derselben vorzubeugen. Aus dem Französischen. Kiel. 8. 6 Ngr.

Ring, M., Stadtgeschichten. 3ter Band. — A. u. d. T.: An der Börse. Leipzig, Simion. 16. 25 Ngr.

Röggl, A., Predigten. Gesammelt und herausgegeben von A. Lechthaler. 1ster Band, mit dem Bildnisse und einer kurzen Biographie des Verfassers. Innsbruck, C. Rauch. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

150 Schnaderhüpfeln aus dem bayerischen Hochlande. In drei Abtheilungen. Augsburg, Jaquet. 12. 3 Ngr.

Schönberg, E. v., Patmakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schubert, G. H. v., Reise nach dem südlichen Frankreich und durch die südlichen Küstengegenden von Piemont nach Italien. 2te Auflage. 1ster Band. Erlangen, Palm u. Enke. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte, oder Negerleben in Nord-Amerika. Uebersetzt von F. C. Nordstern. 2ter Abdruck. Sechs Hefte. Wien, Wenedikt. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Weiß, C., Blüthen und Dornen. Ein lyrisch-episches Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1853. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Fricke, G., Gott oder Mammon? Predigt am 15. p. Tr. 1852 zu Kiel gehalten. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Oldenberg, F., Candidatur und innere Mission. Ein Aufruf an die evangelischen Candidaten Deutschlands. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 3 Ngr.

Plaßmann, H. E., Ueber Toleranz, oder das friedliche Zusammenleben verschiedener Confessionsverwandten. Ein Wort zur einsichts- und liebevollen Verständigung in gemischten Gegenden. Für den Gebildetsten, wie für den Ungebildetsten. 2te vermehrte Auflage. Paderborn, Schöningh. 12. 3 Ngr.

Der Protestantismus. Sein Ursprung, sein Charakter, sein Wesen, seine Vorzüge, seine Weltstellung, seine Zukunft. Für Jedermann, für seine Bekenner, wie für seine Gegner. Brandenburg, Wiesike. Gr. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XLIX.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 50. —— 11. December 1852.

Inhalt.

Zur Frage der Reform der deutschen Volksschule.

1. Die Reform der Volksschule. Beantwortung der Frage: „Wie kann der Unterricht in der Volksschule von der abstracten Methode emancipirt und für die Entwickelung der Gemüthskräfte fruchtbarer gemacht werden?" Von Curtmann. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1851. Gr. 8. 21 Ngr.
2. Der Elementar- und Volksschulunterricht im Zusammenhange dargestellt zur Lösung der Frage: „Wie ist der Volksschulunterricht von seiner abstracten Richtung zu erlösen und für die Gemüthsbildung fruchtbar zu machen?" Für die Lehrer, Freunde und Regenten der Volksschule von A. W. Grube. Erfurt, Körner. 1851. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Naturfoderungen an Erziehung und Unterricht in Briefen von P. F. Kirchmann. Mit einem Vorwort von Diesterweg. Oldenburg, Schmidt. 1851. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Die Arbeitsschulen der Landgemeinden in ihrem vollberechtigten Zusammenwirken mit den Lehrschulen. Eine historisch begründete Beantwortung der Zeitfrage: „Wie wird die Volksschule von der abstracten Methode emancipirt und fruchtbarer gemacht für Herz und Hand der Zöglinge?" Von Konrad Michelsen. Eutin, Völkers. 1851. Gr. 8. 18 Ngr.
5. Andeutungen über Erziehung. Ein Leitfaden für Mütter und Erzieherinnen, nebst Vorschlägen zu einer zeitgemäßen Bildung der Töchter bei Vereinfachung des jetzt üblichen Schulunterrichts. Von Amalie Marschner. Leipzig, G. Mayer. 1850. 8. 15 Ngr.
6. Die erziehlichen Einflüsse des Lebens auf die Armen, oder: Was muß geschehen daß es mit ihnen besser werde? Von Amalie Marschner. Leipzig, G. Mayer. 1851. 8. 20 Ngr.
7. Die Erziehung zur Arbeit, eine Foderung des Lebens an die Schule. Von Karl Friedrich. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 1852. Lex.-8. 1 Thlr.

Es war von jeher eine charakteristische Eigenthümlichkeit des deutschen Volks, dieses „Volks von Denkern", wie es eine geistreiche französische Schriftstellerin genannt hat, daß es durch die Theorie zur Praxis, durch die Schule zum Leben hindurchzudringen suchte, statt, wie andere Nationen thaten, mit praktischem Instinct sofort ans Leben heranzutreten und nach dessen Bedürfnissen die Formen seines Handelns wie die Grenzen seines Wissens und Lernens zu bemessen, wobei es ihm freilich nicht selten passirte daß es vor lauter Theorie nicht zur Praxis, vor lauter Schulwissen nicht zur thatkräftigen Gestaltung seiner äußern Lebensverhältnisse gelangte. Schon die Reformation, diese größte und eigenste That des deutschen Geistes, blieb fast ganz im Reiche des Idealen, der Religion und Philosophie beschlossen, während die praktischern Völker, Niederländer, Engländer, Franzosen, ihre Kraft weniger in solchen geistigen Revolutionen erschöpften, dafür aber in politischen und socialen Neugestaltungen sich versuchten, in denen wiederum Deutschland zurückblieb. Ebenso ist der zweite Höhepunkt unserer geistigen Erhebung, unsere classische Literaturperiode im vorigen Jahrhundert, von diesem theoretischen Zuge des deutschen Geistes imprägnirt und gekennzeichnet. Jene unmittelbare Richtung der geistigen Bewegung auf das äußere politische und sociale Leben, welche insbesondere aus der französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts eine Vorläuferin der Revolution machte, fehlt unserer classischen Literaturperiode beinahe gänzlich, und was sie davon etwa aufzuweisen hat, ist mehr oder weniger nur ein Nachklang oder eine Nachbildung der politischen und socialen Reformliteratur der Engländer und Franzosen.

Um so beharrlicher warf sich der deutsche Geist auf die Bearbeitung und Vervollkommnung solcher Zweige menschlicher Thätigkeit welche theils eine dem äußern Leben abgewandte, theils eine nur mittelbar für dasselbe vorbereitende Richtung haben. In diesem Sinne ward auch das Erziehungs- und Unterrichtswesen in Deutschland mehr als anderswo ein Gegenstand eifriger, systematischer Studien. Auch anderwärts zwar war man darauf bedacht die Vorbildung der Jugend durch verbesserte Methoden und durch zweckmäßigere Auswahl der Lehrgegenstände den Bedürfnissen des Lebens und den Anfoderungen der fort-

schreitenden Civilisation immer mehr anzupassen, aber nirgend so wie in Deutschland ward das Erziehen und Unterrichten zu einer förmlichen, selbständigen, in sich abgeschlossenen Kunst und Wissenschaft erhoben. Unvermerkt aber verkehrte sich dabei das natürliche Verhältniß von Schule und Leben in ein widernatürliches: je anscheinend vollkommener, je methodischer und systematischer ausgebildet die Erziehungslehre sich darstellte, desto weniger hielten die praktischen Erfolge im Leben und fürs Leben mit dieser ihrer theoretischen Vervollkommnung gleichen Schritt; ja man konnte sich zuletzt nicht verhehlen daß der Einfluß unsers zur äußersten Kunstfertigkeit und höchsten Wissenschaftlichkeit ausgebildeten Schulwesens auf die durch dasselbe erzogene Generation in mehr als einer Hinsicht eher nachtheilig als vortheilhaft zu nennen sei. Schon vordem hatte man Aehnliches ab und zu von Ausländern hören müssen, welche unser deutsches Schulwesen nicht unter dem Gesichtspunkte der wissenschaftlichen Theorie, sondern mit dem nüchternen Blicke praktischer Männer anschauten und nach den Resultaten desselben fürs Leben fragten, namentlich von Engländern, bei denen die Jugendbildung im Allgemeinen ganz im Gegensatze zu der unserigen viel weniger auf einen Luxus des Wissens als auf Aneignung des Nothwendigsten und Nützlichsten, vorallem aber auf Entwickelung des Charakters berechnet ist, wie unlängst Wiese in seinen „Briefen über englische Erziehung" ausführlich dargelegt hat. Allein solche tadelnde Urtheile oder Einwürfe gegen die Vortrefflichkeit unsers Erziehungssystems übersah man leicht, oder achtete sie gering neben den Lobpreisungen welche diesem von andern Seiten, unter Anderm von manchen französischen Gelehrten gespendet wurden, welche Letztere durch die Vollständigkeit des äußern, dem Geiste französischer Centralisation so homogenen Mechanismus unsers Schulwesens sich imponiren ließen. In neuerer Zeit jedoch, etwa seit einem Jahrzehnd, sind auch in Deutschland selbst die Stimmen immer lauter und zahlreicher geworden welche das deutsche Schulwesen für ungenügend, seinem Zwecke nicht entsprechend erklären, und zwar nicht blos einzelner Mängel und Verirrungen wegen, sondern als ein in seiner Grundrichtung verfehltes, die ihm anvertraute Jugend nicht, wie es sollte, für ihre künftige Bestimmung im Leben vorbildendes, weit eher derselben entfremdendes, sie geistig, gemüthlich und körperlich verkümmerndes. Man kennt die Kämpfe gegen die ausschließlich philologische, alles Heil nur in den classischen Studien suchende Bildungsweise unserer Gelehrten Schulen; dieselben führten theils zu einem Compromiß der beiden streitenden Richtungen und einer Aufnahme der sogenannten Realien neben den classischen Studien in die Lehrplane der Gelehrten Schulen (freilich selten mit wirklicher Gleichstellung beider, oder wo dies geschah, zu noch bedenklicherer Ueberlastung der Jugend), theils zur Ausbildung eines neuen selbständigen Zweigs des öffentlichen Unterrichts, des systematischen Realschulwesens. Man kennt ferner die Angriffe Lorinser's u. A. auf die Schulen, namentlich die Gymnasien, vom medicinischen Standpunkte aus, Angriffe welche zwar im Augenblicke großes Aufsehen erregten, auch hier und da die Abstellung der schreiendsten Uebelstände in einem und dem andern Punkte bewirkten, aber doch die eigentliche Wurzel des Uebels nicht auszurotten vermochten. Was das Volksschulwesen im Besondern betrifft, von welchem wir hier sprechen wollen, so ward dessen Unzulänglichkeit, namentlich dessen Unfruchtbarkeit fürs Leben schon zu Anfang der vierziger Jahre Gegenstand des Nachdenkens und einer ziemlich vorurtheilslosen öffentlichen Erörterung von Seiten einzelner Männer dieses Faches selbst. Epoche machte in dieser Hinsicht vornehmlich die Schrift des Seminardirectors Curtmann: „Die Schule und das Leben" (1842). Aehnliche Klagen erhob 1846 Seminardirector Scherr von Zürich in seinem Schriftchen: „Die deutsche Volksschule." Das Jahr 1848, obschon es direct nicht diese innerlichen Verhältnisse der Volksschule, ihre Methode und Wirksamkeit, sondern nur deren politische und financielle Seite berührte, gab doch indirect auch jener Reformfrage neue Anregung, indem es ein reiches Material von Erfahrungen bot für die Beurtheilung der praktischen Resultate unserer vielgerühmten Volkserziehung. Der nächste äußerliche Anstoß aber zu der neuesten Reformbewegung war abermals, wie auch ein Jahrzehnd zuvor, eine Preisaufgabe die von einem einfachen Privatmann, einem sogenannten Laien gestellt ward. Im Jahre 1839 war es der Holländer Suringer gewesen, welcher die Preisfrage aufwarf:

Welches sind die Ursachen warum soviel Gutes was die Kinder in der Schule gelernt haben, wieder verloren geht, sobald und nachdem sie die Schule verlassen?

Diesmal war der Urheber der Preisaufgabe ein Schweizer, der Landamman Schindler von Zürich, und die Frage lautete so:

Wie kann der Unterricht in der Volksschule von der abstracten Methode emancipirt und für die Entwickelung der Gemüthskräfte fruchtbarer gemacht werden?

Der Versuch einer Lösung dieser Aufgabe hat eine große Anzahl von Pädagogen zu einer tiefereingehenden Erörterung der Zustände und Mängel unserer gegenwärtigen Volksschule veranlaßt. Die bedeutendsten der aus solchem Anlaß entstandenen Schriften sind es welche wir nebst einigen andern das gleiche Thema berührenden diesem Aufsatze zugrundelegen. Die technischen Fragen welche darin abgehandelt werden lassen wir beiseite, und fassen nur Das ins Auge was diese Schriften mit mehr oder weniger Uebereinstimmung über das Princip unsers öffentlichen Unterrichts, dessen Unzulänglichkeit und die zu dessen Verbesserung anzuwendenden Mittel sagen.

Gemeinsam ist allen diesen Schriften daß sie zu ihrem Ausgangspunkt nicht irgend eine pädagogische Theorie oder Voraussetzung, sondern das Leben und dessen Bedürfnisse nehmen; gemeinsam ist ihnen die Erkenntniß daß das Wissen und Können welches die Schule erzeuge nicht an sich innern Werth habe, sondern nur wegen und nach Verhältniß seiner praktischen, namentlich seiner sittlichen Resultate, seines Nutzens fürs Leben, seiner bildenden Kraft für Gemüth, Charakter und alle die Eigen-

schaften deren der Mensch in seinem Berufe als Glied einer Familie, eines bürgerlichen Gemeinwesens, endlich jenes großen Culturganzen das wir die Menschheit oder die Gesellschaft nennen bedarf; gemeinsam endlich ist ihnen — und das ist kein geringes Verdienst insbesondere für diejenigen dieser Reformschriften die von praktischen Schulmännern ausgehen — das rückhaltslose Eingeständniß daß die Volksschule bisher solche Früchte wie sie nach den angegebenen Gesichtspunkten von ihr verlangt werden durften gar nicht oder nur in sehr unzureichendem Maße gezeitigt, dagegen eine Menge zwar recht schimmernder, aber leider oftmals tauber Blüten getrieben habe.

Das Jahr 1848, sagten wir, habe ein reiches Material von Erfahrungen für die Beantwortung der Frage nach der Wirksamkeit unserer Volkserziehung an die Hand gegeben. Kein sehr befriedigendes, wenn wir das strenge Urtheil gelten lassen sollen welches sogleich die erste der angeführten Schriften über so manche Vorgänge dieses Jahres und die Mitschuld der Schule an denselben ausspricht. Curtmann, der wie erwähnt schon 1842 den Maßstab des Lebens an die Schule angelegt, und damals bereits manches gewichtige Bedenken hinsichtlich der Zweckmäßigkeit und Fruchtbarkeit des Volksschulunterrichts ausgesprochen, aber doch im Ganzen das Princip desselben noch als richtig anerkannt hatte, bricht jetzt völlig den Stab über die gesammte deutsche Volkserziehung. Er sagt:

Meine frühere Begeisterung für Volksbildung durch Volksschulen war durch tausend Erfahrungen bereits sehr gemäßigt worden, als die Revolution von 1848 mir vollends zeigte unter welchem ideologischen Verschönerungsglase ich und so viele Andere die Schulwelt betrachtet hatten. Eine zeitlang wirkte diese Enttäuschung so niederschlagend auf mich daß mir mein Beruf ein verfehlter, ein sich selbst vernichtender schien ... Die Jahre 1848 und 1849 haben den Schleier von der geträumten Herrlichkeit des deutschen Schulwesens hinweggerissen und das entschleierte Bild hat ein welkes, verzerrtes, ohnmächtiges Antlitz gezeigt. Das Geständniß, wie weh es auch einem Enttäuschten thut, muß abgelegt werden: die deutsche Schule hat ihre Probe nicht bestanden, wenigstens die Probe ihrer Verheißungen nicht. Was hatte diese Schule nicht Alles verheißen durch den Mund ihrer Lobpreiser! Gründet Schulen, hieß es, so habt ihr ein gebildetes, sittliches Volk! Was ihr für Unterricht ausgebt, das spart ihr an den Gefängnissen! Die Lehrer sind die Bildner der Menschheit, in ihren Händen liegt die Zukunft! O ja, ich selbst habe in dies Gejauchze eingestimmt. Aber in dem Revolutionssturm ist der Rausch der Bewunderung verflogen, die unschöne Wirklichkeit liegt vor uns, wir stehen beschämt vor der Leiche des gefeierten Irrthums. Was hat denn, die Hand aufs Herz, diese vielgerühmte, seit 30 Jahren sorgsam gepflegte Schule gewirkt? Ist die jüngere Generation unsers Volks einsichtsvoller, leidenschaftsloser, sittlicher als die ältere, als die ohne künstlichen Unterricht aufgewachsene? Zeigt sich in den Städten, in den vielgeschulten Bezirken ein besserer Geist als auf dem platten, wie man sagt, verwahrlosten Lande? Hat das schulenreiche Baden, Würtemberg, Sachsen ein besonneneres, treueres Volk hingestellt als Pommern, Hanover oder Tirol? Hat irgendwo die vorgebliche Bildung dazu beigetragen daß man die Schranken des Gesetzes geachtet, Eigenthumsverletzungen unterlassen, Personen nicht gekränkt, die oberflächlichen und heillosen Reden der Volksversammlungen weniger beklatscht, die unsittlichen und gemeinen Zeitblätter weniger gelesen hätte? Nein, die Rechnung lautet gerade umgekehrt zum Nachtheil der Städte und der städtischen Dörfer. Die Mörder Auerswald's und Lichnowski's konnten Alle lesen, Zeitungen und Proclamationen verstehen; die Kanoniere welche Ludwigshafen muthwillig in Brand schossen waren keine Proletarier, sondern verhältnißmäßig gebildete Leute.

Und diese Anklagen Curtmann's zugleich bekräftigend und ergänzend setzt der Verfasser des zuletzt genannten Schriftchens hinzu:

Die Roheit und Verwilderung welche die untern Volksclassen an manchen Orten während der Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 verriethen, waren kaum ein bedenklicheres Zeichen der mangelhaften intellectuellen und moralischen Durchschnittsbildung unsers gegenwärtigen Geschlechts, als die Schlaffheit, Feigheit, Charakterlosigkeit und Gleichgültigkeit welche sich in dem größern Theile der sogenannten gebildeten Classen, des Bürgerthums, der Beamtenschaft, der Gelehrten, der Grundbesitzer zeigte, als jene Erbärmlichkeit die heute vor den zügellosen Foderungen des Pöbels, seiner Führer und Verführer (größtentheils aus den sogenannten gebildeten Ständen), morgen vor der ebenso maßlosen, ebenso Recht und Gesetz mit Füßen tretenden Reaction auf dem Boden kroch und schweifwedelte ... Ja, unsere gerühmte Bildung hat schmählich Bankrott gemacht, aber kein Stand und keine Partei hat das Recht dem andern die Schuld davon allein aufzubürden: Alle, Alle haben ihren vollen Theil daran, Alle müssen sich anklagen daß sie die Probe des großen Moments nicht bestanden haben. Jene sowol die durch kalte Selbstsucht als Jene die durch Unbesonnenheit und überspannte Wünsche, endlich auch Jene die durch unpraktisches Wesen und mangelhafte Kenntniß der Verhältnisse und der Menschen die Bewegung des Jahres 1848 vom rechten Wege ablenkten und in Verwirrung, Täuschung, Vernichtung aller nationalen und volksthümlichen, ja aller gesetzlichen Grundlagen unsers Staatslebens enden ließen.

Wie des Mannes Berufskreis das bürgerliche Leben, so ist der des Weibes die Familie, das Haus, die Wirthschaft, vorallem die Kinderstube. Ist nun wol der Unterricht in unsern Volksschulen dazu angethan unsere weibliche Jugend für diesen Beruf vorzubilden?

Hören wir darüber. ebenfalls das Urtheil eines praktischen Schulmanns, des Lehrers Kirchmann in Eutin. Dieser sagt:

Darin liegt eben der größte Fehler der bisherigen Unterrichtsweise des weiblichen Geschlechts daß dadurch viel oder wenig Wissen, aber wenig oder gar kein Verstehen herbeigeführt wird. Das Weib hat am wenigsten Zeit und Beruf, und es steht ihm gar übel an Schulhefte nachzulesen und sich an Memorirtes zu erinnern. Das Wissen bläht auf, macht hoch- und übermüthig, erdrückt und stimmt den Geist herab; aber das Verstehen macht demüthig und bescheiden, erhebt den Geist, lehrt ihn Schein von Wesen unterscheiden, jenen verachten und dieses schätzen. Daß aber der weibliche Theil der Menschheit nur in einem geringen Maße dahin gelangt ist, Schein von Wesen zu unterscheiden, darin liegt ein großer Theil der Uebel die auf der Menschheit lasten. Das durch Vielwisserei, Ueberladung mit Lecture und andere Verkehrtheiten der Erziehung gelangweilte und blasirte Weib aus den sogenannten höhern Ständen sucht durch Scheinwerk aller Art sich und die Ihrigen abzuschließen von der niedriger stehenden Menschheit, weil sie in dem Schein des Höherstehens eine dünkelhafte Genugthuung findet, und das Weib aus den mittlern Ständen sucht ebenfalls durch Schein und Flitter sich und die Ihrigen hinaufzuschrauben an die höhern Stände. Da nun bekanntlich der Einfluß der Frauen in den Familien der herrschende ist, so ist die mangelhafte geistige Förderung derselben

die Quelle der aristokratischen Abschließung, der abstoßenden Geringschätzung Unebenbürtiger von Seiten der höhern Stände, sowie der Prunksucht und der kindischen Nachäfferei der mittlern Stände, wodurch einestheils der Luxus immer mehr anwächst und den Wohlstand der Familien untergräbt, anderntheils die Erbitterung erzeugt wird, womit sich der niedrigstehende Theil der Menschheit nach oben wendet. Da man endlich auch die Frauen in der Jugend nicht gelehrt hat die Vorkommnisse in ihrem häuslichen Kreise zu verstehen, daraus zu lernen und den Geist zu begreifen der ihn erfüllt, so ist er ihnen als ein höchst prosaisches, trockenes und langweiliges Einerlei erschienen, dem sie sich oft, um nicht geistig zu verkommen, entziehen müssen, und so werden Gesellschaften und öffentliche Lustbarkeiten vorallem von dem weiblichen Theile der menschlichen Gesellschaft gefodert und besucht, woran wiederum der Wohlstand der Familien erkrankt.

Diesem Ausspruch fügen wir den einer Frau hinzu, die doch gewiß nicht voreingenommen ist gegen ihr eigenes Geschlecht und die, wie aus den beiden von ihr verfaßten Schriftchen hervorgeht, das Leben und Treiben desselben, namentlich in den untern Classen, trefflich kennt. Amalie Marschner äußert sich über diesen Gegenstand folgendermaßen:

Die jetzige Erziehungsweise, namentlich in den größern Städten, entfernt leider die Töchter von Allem was sie zu ihrer eigentlichen Bestimmung hinführen könnte. Von früh bis Abends mit Lehrstunden überhäuft, sehr oft über Gegenstände die sie nur lernen um sie wieder zu vergessen, oder um sie zum Spiel der Eitelkeit zu benutzen, bleibt ihnen gleichwol Alles fremd was ihnen für ihre eigentliche wahre Bestimmung von Nutzen sein könnte, ja sie verlieren auch noch die Gaben welche ihnen die gütige Mutter Natur verliehen hat. Leider zeigt sich nicht blos in den höhern Ständen die Erscheinung daß der Mutter alle Anlage und Lust fehlt um durch passende und heitere Spiele Geist und Gemüth der Kinder zu wecken, zu beleben und zu entfalten; selbst die meisten Dienstboten und Wärterinnen haben die Harmlosigkeit und Fröhlichkeit verloren, welche gleichsam die Lebensluft für die Kinderseele ist. Nichtachtsam, verdrießlich, leider nur zu oft auch roh, gehen sie auf Nichts ein was unterhaltend und zur Thätigkeit anregend für die Kleinen sein würde; dadurch tritt aber schon früh eine Geistesverdummung ein, die wie der Mehlthau die Blüte die gesunde Frucht verkümmert.

Und an einer andern Stelle:

Wir finden in der dienenden Classe gar Viele die nicht gelernt haben sich einen Strumpf ordentlich zu stricken oder die schadhaften Fersen auszubessern; die es nicht verstehen sich ein Hemd zuzuschneiden, noch viel weniger in das zerrissene einen Fleck einzusetzen; die sich weder einen Rock zuzuschneiden noch eine Jacke zu machen verstehen, sondern Alles verlohnen, und dann wenn sie sich verheirathen, wo ihnen die Mittel dazu nicht mehr zugebotestehen, an sich und den Ihrigen Alles in Lumpen zerfallen lassen.

In diesen Stellen ist zugleich auf die Wurzel des Uebels mit sicherm Finger hingedeutet. Unser Volksunterricht leidet wie unsere ganze Nationalbildung an einem Uebermaß theoretischen Wissens und einem Mangel praktischen Könnens. Weil auf das letztere zu wenig Rücksicht genommen wird, bleibt auch das erstere zum größten Theil unfruchtbar, ja sogar bei aller angestrebten systematischen Vollständigkeit bloßes Stückwerk. So urtheilen wiederholt die Verfasser der angeführten Schriften, welche doch selbst Volksschullehrer und also gewiß unparteiisch nach dieser Seite hin sind. Curtmann fragt vorwurfsvoll:

Wissen die Schüler anzugeben warum die Wäsche im Freien leichter trocknet als im eingeschlossenen Raume? warum die Tropfen an einem Glase herunterlaufen? wie das Bügeleisen glatt macht? u. s. w. . . . Wie hoch der Montblanc sich über die Meeresfläche erhebt, das wird gelehrt; hingegen die Höhe eines Wohnhauses, des Kirchthurms im Dorfe weiß der Knabe weder zu messen noch zu taxiren. Von positiver und negativer Elektricität hört er dociren, allein wie es kommt daß der Rauch durch einen engen Schornstein leichter aufsteigt als durch einen weiten, das lernt er höchstens durch theuere Erfahrung!

Und Kirchmann spricht es als eine dringende Foderung aus, welche aber die gegenwärtige Schule unerfüllt lasse:

Die Gesetze der Natur, welche die gewöhnlichen Erscheinungen beim Brennen des Feuers, beim Kochen des Wassers, beim Heizen der Stuben, beim Wachsen der Pflanzen, beim Backen des Brotes, bei der Ernährung des Viehs, bei der Pflege der Kinder u. s. w. erklären, müssen der Hausfrau bekannt sein; den menschlichen Geist mit den Gesetzen seiner Entwickelung zu studiren, dazu muß besonders die künftige Mutter, Gattin und Hausfrau Anleitung gefunden haben, damit sie es verstehe ihre Lieblinge naturgemäß in ihrer geistigen Entwickelung zu fördern, sich den Eigenthümlichkeiten des Gatten mit psychologischem Scharfsinn anzuschmiegen und das Gesinde an unsichtbaren Fäden zu lenken.

Während aber so auf der einen Seite das wirklich Nothwendige und Nützliche versäumt wird, überfüllt man auf der andern das Gedächtniß der Kinder mit einer Masse unfruchtbaren Wissens, muthet ihnen Verstandesoperationen zu die aufreibend und erschlaffend auf die junge geistige Kraft wirken, weil sie der Entwickelungsstufe derselben unangemessen, durch kein inneres Bedürfniß bedingt, mit dem Anschauungs- und Vorstellungskreise des Kindes außer allem Zusammenhange sind. Sehr richtig bemerkt Curtmann:

Ein großer Theil der den Volksschulen aufgebürdeten Kenntnisse liegt weder in dem Bedürfniß der Lernenden noch im Interesse der harmonischen geistigen Ausbildung; sie sind vielmehr durch die Herrschaft der Abstraction und der Eitelkeit eingeschwärzt worden.

Derselbe Pädagog sagt an einer andern Stelle:

Meint Jemand seine Grammatik zu verstehen, der gehe nur in die Volksschule! Dort wird er erfahren wie unzureichend sein Genitiv ist, da kann er erörtern hören, ob Besitzfall oder Woherfall oder Wessenfall oder Geschlechtsfall oder Zeugefall der schulgerechteste Terminus sei. Daß das Volk selbst die Sprache nur als ein Mittel seine Gedanken auszudrücken, nicht als einen Gegenstand logischer oder historischer Erörterungen ansieht, daran denkt die Schule nicht.

Oder wie Kirchmann es ebenso wahr als witzig ausdrückt:

Das Kind ißt, aber schwerlich wird sein Essen oder seine Verdauung dadurch vollkommener, wenn man den Essenden mit der Lehre von der Verdauung genau bekanntmacht; ebenso wenig wird man die Sprachfertigkeit der Schüler dadurch vervollkommnen daß man ihnen die fertige Grammatik vorführt.

Curtmann bemerkt:

Nicht sowol die vielen Unterrichtsfächer sind der Ueberfluß in den Volksschulen als das Maß- und Planlose innerhalb der einzelnen. Die Willkür, welche mit den Bedürfnissen des Volks schaltet wie mit seinen Steuern, hat sich auch hier breit gemacht. In den Schulen ist so gut verschwendet worden als an den Höfen und auf den Paradeplätzen.

Was ist nun aber die Folge solcher geistigen Ueberspannung und Verkünstelung? Kirchmann hat es in wenigen schlagenden Worten ausgesprochen:

Jeden Tag sechs Stunden öffentlichen Unterrichts, der, wenn er nur zur Hälfte fruchtbar werden soll, die angestrengteste Thätigkeit des Geistes beansprucht, darauf noch ein Pensum für einige Stunden häuslicher Beschäftigung und Privatstunden, was Wunder daß man über geistige Abschwächung, Blasirtheit, Verbildung der Jugend klagt! Viele Zeitklagen mögen ihren wahren Grund in der geistigen Entmannung haben welche unsere Generation in ihrer Jugend erfahren hat.

Eine andere schädliche Wirkung dieses übermäßigen und unpraktischen Unterrichts, namentlich auf die niedern Classen, hebt Amalie Marschner hervor:

In Deutschland dürfte gerade der zu viele Unterricht, d. h. ein solcher welcher zu sehr von der praktischen Tüchtigkeit des Lebens abzieht und das Wissen zu sehr über einen festen, redlichen Willen erhebt, dem Proletariat vielfachen Vorschub leisten. Ein dadurch aufgeblähter Dünkel erwartet zu viel von den Begünstigungen des Lebens, und wo sie nicht eintreten, ermattet die Kraft, welche bei einer muthigen Ueberwindung vorkommender Hemmnisse erstarken und das erhebende Bewußtsein erringen würde, der eigene Begründer seiner Wohlfahrt zu sein.

Also das Uebel wäre erkannt und die Dringlichkeit einer durchgreifenden Abhülfe eingestanden. Aber worin soll diese bestehen? Blos in der Beseitigung des schädlichen Uebermaßes, der Verminderung des allzu ausgedehnten Unterrichtsstoffs, der Abkürzung des langen Sitzens der Kleinen auf der Schulbank? Das wäre schon Etwas. Denn manche Stunde welche jetzt auf der Schulbank im gezwungenen Stillsitzen und halb gedankenlosen Hinträumen verbracht wird, wäre sicherlich besser angewendet, wenn das Kind statt dessen sich in der freien Natur herumtummeln oder die Mutter aufs Feld, den Vater in die Werkstatt begleiten dürfte. Dennoch erscheint eine Reform der Volksschule die sich nur auf dies Resultat beschränken wollte unvollständig und auf die Länge erfolglos, weil die Sucht der theoretischen Lehrmethode ihr Gebiet soweit als möglich auszudehnen und, sprechen wir es ungescheut aus, da selbst Pädagogen von Erfahrung dessen kein Hehl haben, die einer großen Zahl von Lehrern innewohnende Eitelkeit und Einseitigkeit jede solche blos negative Schranke alsbald wieder durchbrechen würde. Es muß also auf positivere Weise dem entgegengewirkt, es muß ein Stoff und eine Methode der Schulbildung gefunden werden die durch ihre Natur selbst dem allzu weiten Umsichgreifen des theoretischen Unterrichts vorbeuge, die abstracte Methode mit ihrem dem Leben abgewandten Gebahren aus dem Felde schlage und zwischen diesem und der Schule den rechten Zusammenhang und Einklang herstelle. In dem Schriftchen „Die Erziehung zur Arbeit" heißt es:

Vergebens wird man sich alle nur mögliche Mühe geben „den Unterricht in der Volksschule von der abstracten Methode zu emancipiren", solange man nicht den Sitz des Uebels selbst zerstört, aus dem sich sonst dieses immer von neuem gebiert, solange man nicht die Schule in einen ganz andern Boden verpflanzt, ihr ein ganz anderes Bildungsprincip als das bisherige zugrundelegt, ein solches welches jede künstliche Methodik unnöthig und unmöglich macht. Denn alle bisherigen Methoden waren doch im Grunde nichts Anderes als künstliche Nothbehelfe beim Mangel eines natürlichen Bildungsstoffs, der, wäre er vorhanden, seine Methode in sich selbst tragen und den Erziehern ungesucht an die Hand geben würde.

Aber welches ist dieser neue Unterrichtsstoff? Schon vor langer Zeit ist durch Pestalozzi die Anschauung als etwas der Natur und dem Leben unmittelbar Zugewandtes bezeichnet worden; mit seiner Einführung in die Volksschule schien die „abstracte Methode" für immer beseitigt, der Unterricht zu einer Sache freiester und lebendigster Selbstentwickelung der Kindesnatur gemacht. Und doch war dem nicht so, wie die Erfahrung bewiesen hat. Auch die Anschauungslehre, obschon ein entschiedener Fortschritt über die alte Methode des mechanischen An- und Einlernens hinaus, hat doch nicht verhindern können daß der Unterricht wieder in Einseitigkeit, Künstelei, unpraktisches Wesen verfiel.

Oder genügt es vielleicht, ohne eine Grundreform der Methode selbst nur die Lehrer auf ein praktischeres Verfahren beim Unterricht, auf Beschneidung der luxurirenden Auswüchse ihrer Lehrereitelkeit und der abstracten Schulsystematik, auf größere Berücksichtigung des Gemüthslebens und der „Individualität" der Schüler hinzuweisen? Etwas mag es wol helfen hier und da, und praktische Winke erfahrener Schulmänner in dieser Richtung, wie sie Curtmann in seiner „Reform der Volksschule" gegeben hat, sind allezeit dankbar aufzunehmen. Aber sie thun es allein noch nicht.

Das Element in welchem der Lehrer sich zu bewegen, mit dem er Tag für Tag zu verkehren hat, wirkt mindestens ebenso entscheidend auf seine Gemüthsstimmung, auf die Hemmung oder Förderung seiner Lehrerthätigkeit zurück wie diese letztere auf jenes. Der beste Lehrer kann nicht ganz aus dem Bann heraus in welchem ihn der lediglich oder doch überwiegend auf Erzeugung theoretischen Wissens gestellte Unterrichtsplan der jetzigen Volksschule festhält. Auch die Verklärung dieses Wissens durch einen ästhetischen Beisatz, wie dies die eine der obenangeführten Schriften, die von Grube, empfiehlt, reicht nicht aus, abgesehen davon daß die zweckmäßige Anwendung einer solchen Methode ganz eigenthümliche, bei der Mehrzahl unserer Volksschullehrer schwerlich in genügendem Maße anzutreffende Eigenschaften voraussetzen würde. Die ästhetische Naturanschauung, die poetische Geschichtsauffassung, die in ein gleiches Element getauchte Religionsbehandlung, endlich die Uebertragung derselben Auffassungsweise sogar auf das Gebiet der Mathematik, die, wenn es nach Grube ginge, mehr eine Art pythagoräisch-platonischer Philosophie der Zahl, der Form, des Maßes als eine praktische Disciplin sein würde, alles Dies ist für die Jugenderziehung, vollends in der Volksschule, viel zu hoch und zu künstlich und würde namentlich unter der Hand eines ungeschickten Lehrers unfehlbar in die allerbedenklichste Spielerei, wenn nicht in Abgeschmacktheit oder Mystik ausarten. Ohnehin neigen wir Deutschen von Haus aus über Gebühr zu einem ne-

belnden und schwebelnden Gefühlsleben hin, und die Schule wird daher gut thun unsere heranwachsende Jugend mit mehr substantiellen Bildungselementen auszufüllen. Als verschönernde Zuthat mag immerhin das ästhetische Moment hinzutreten, allein einziges und ausschließliches Bildungsmoment kann es unmöglich sein. Was Grube zu Gunsten der besondern Berücksichtigung und Ausbildung der formenschaffenden Thätigkeit in den Zöglingen, namentlich des Zeichnens, anführt, das fällt zum großen Theil unter einen ganz andern Gesichtspunkt als den ästhetischen, nämlich eben unter jenen der Förderung praktischer Lebens- und Berufszwecke. Es scheint fast als ob Grube sich selbst nicht ganz klar gewesen wäre, oder in den Consequenzen seiner eigenen Gedanken sich vergriffen hätte, wenn man in seinem Buche Stellen wie folgende liest:

Der Arbeiter fühlt den Widerspruch zwischen seiner Menschheit und dem traurigen Loose, bloße arbeitende Maschine sein Lebenlang sein und bleiben zu müssen. Dieses Gefühl ist geistige Noth und herber als die physische Armuth. Der Arme sieht wie gewisse bevorzugte Menschen die Natur immer mehr unter ihre Botmäßigkeit bringen, ein Stück nach dem andern erobern und die erbeuteten Schätze genießen; er aber hat die Arbeit des Schatzgräbers und muß zuschauen wie man ihm den Schatz vor der Nase wegnimmt. Es werden Maschinen erfunden und verbessert; er arbeitet an und mit ihnen jahrelang; er sieht sie, kennt sie, schaut das Räderwerk, und doch versteht er sie nicht, doch bleibt er nur der Sklave dieser Naturkräfte, eine blos physische Kraft gleich dem Wasser das ein Mühlrad treibt, aber blindlings weil es muß. Der Mensch aber, selbst der ärmste, will mehr sein als Maschine, denn er fühlt den Odem Gottes in sich. Und was ist es denn eigentlich das ihn zur Maschine macht? Das ist es daß er die Dinge der Außenwelt wol anschaut, aber blos receptiv, nicht productiv, daß er die Gegenstände seiner Anschauung nicht zu zeichnen (!) vermag ... Kann ein Mensch zeichnen, so versteht er auch die Materie zu formen, d. h. geistig zu gestalten, so weiß er sich als den Herrn der objectiven Welt, weil er ihre Mannichfaltigkeit und Zufälligkeit unter das Gesetz der Einheit zu bringen gelernt hat ... Der Mensch wird durch das Zeichnen hoch über die Armseligkeit seiner Existenz emporgehoben, weil ihm in der gezeichneten Form die Erhabenheit seines geistigen Ich über das materielle Object zum Bewußtsein kommt, weil er zeichnend sich als den Herrn der Welt fühlt. Der Handlanger und Geselle, sobald er Einsicht und Bewußtsein bekommt von dem Risse nach welchem er arbeitet, ist nicht mehr bloßer Handlanger und Geselle, d. h. bloßes Mittel zum Zweck, bloße Maschine; sondern er fühlt sich als ein dem Meister ebenbürtiges Wesen. Er wird nach wie vor Steine und Balken zuhauen müssen und nach wie vor den Handlanger- und Gesellenlohn empfangen; aber zugleich, weil er durch das Zeichnen gebildet ist, wird er auch einen Meisterlohn empfangen den er sich selbst auszahlt, indem er an seiner Arbeit ein höheres Interesse nimmt, indem er den Plan des Ganzen erkennt und sich als mitwirkendes Organ anschaut.

Man darf billig bezweifeln ob dem Arbeiter damit geholfen sei, wenn er „den Plan des Ganzen erkennt" dem er als „Maschine" dienen muß, ob er deshalb allein „ein höheres Interesse an seiner Arbeit nehmen", ob er darin schon „einen Meisterlohn empfangen" würde. Womit ihm aber wahrhaft gedient und eine allmälige Erhebung aus seinem materiell und geistig beschränkten Zustande möglich gemacht würde, das ist eine Ausbildung derjenigen Anlagen in ihm, welche ihn später befähigen können, aus einem bloßen Handlanger oder Gesellen selbst Meister und Schöpfer eines größern Arbeitsganzen zu werden, also ein tüchtiger technisch-praktischer Unterricht, zu welchem natürlich auch das Zeichnen (als Modell-, Plan-, Formenzeichnen u. s. w.) wesentlich gehört. Ueberhaupt aber ist nicht das bloße Anschauen der Materie, auch nicht das bloße ästhetisch-reproductive Formen oder Nachbilden der Naturgegenstände Dasjenige was den Menschen „hoch über die Armseligkeit seiner Existenz emporhebt", ihm „die Erhabenheit seines geistigen Ich über das materielle Object zum Bewußtsein bringt", dazu gehört vielmehr eine ganz andere Art von Thätigkeit, eine wirklich producirende, schaffende oder umgestaltende, eine solche welche die Natur dem Menschengeiste dienstbar, diesen wirklich zum Herrn jener macht.

Im Leben ist diese naturbewältigende, diese auf die materielle Außenwelt gerichtete und sie umgestaltende Thätigkeit zur vollständigen Anwendung und Herrschaft gelangt, obschon auch nicht ohne langen und hartnäckigen Kampf dagegen von Seiten einer die Materie geringschätzenden, wol gar als unheilig verdammenden Idealisterei, abstracten Gelehrsamkeit oder überfliegenden Mystik. Die Arbeit in ihrer eigentlichsten, nächsten und natürlichsten Bedeutung, als eine auf die Materie gerichtete, freilich nicht bei der bloßen äußerlichsten und gröbsten Beschäftigung mit dieser stehenbleibende, sondern dieselbe durch Vergeistigung veredelnde und überwältigende, die industrielle Arbeit also im weitesten Sinne des Worts ist die Grundlage und das beherrschende Moment unserer ganzen modernen Culturentwickelung geworden. Sie hat die Wissenschaft, die Theorie großentheils in ihren Dienst genommen, und die letztere sträubt sich nicht mehr solchen Dienst zu verrichten, weil sie weiß daß jeder Fortschritt auf dem Gebiete der „materiellen Interessen", jede neue Erfindung und jede vervollkommnete Anwendung der Menschenkraft auf die Bezwingung der Natur auch ihr selbst und dem geistigen Culturleben überhaupt reiche Früchte trägt.

Wenn es so im Leben steht, müßte dann nicht die Schule, welche ja (wie wir neuerdings so vielfach und auch hier wieder aus dem Munde von Schulmännern selbst hören) mit dem Leben „Hand in Hand" gehen soll, müßte sie nicht ebenfalls jenes Alles durchdringende und beherrschende Culturelement unsers gegenwärtigen Lebens berücksichtigen, es in den Kreis ihrer Bildungsstoffe und Erziehungszwecke aufnehmen? Freilich wol, sollte man meinen. Und wenn dies gleichwol bisher noch nicht oder doch nur sehr unzureichend geschehen ist, wenn unsere Schule, selbst unsere Volksschule ihre Zöglinge weit eher zu kleinen Gelehrten und Polyhistors als zu praktischen Menschen heranzubilden versucht, wenn sie fast ausschließend und oft in bedenklichem Uebermaße deren Phantasie, Gedächtniß, Abstractionsvermögen, dagegen fast gar nicht ihren praktischen Sinn, ihre Beobachtungsgabe, die Geschicklichkeit ihrer äußern Organe entwickelt, beweist dies nicht eben daß man es von Sei-

ten unserer Pädagogen mit jener vielgepriesenen „Annäherung der Schule an das Leben" entweder nicht ehrlich gemeint oder von der Bedeutung dieser Worte selbst keinen ganz klaren Begriff gehabt hat? Fast möchte es scheinen als ob der Verfasser des Schriftchens: „Die Erziehung zu Arbeit", Recht hätte wenn er bemerkt:

Unsere wissenschaftliche Pädagogik kam bisher über einen gewissen Kreis der Anschauung wie über einen Zauberkreis nicht hinaus. Es ging unsern Pädagogen fast wie dem König Midas in der Fabel. Wie sich diesem Alles was er berührte in Gold verwandelte, sodaß er zuletzt in seinem goldenen Ueberfluß Hungers und Durst's sterben mußte, so ist unter den Händen dieser pädagogischen Reformatoren jeder praktische Gedanke den sie erfaßten wieder zur Theorie geworden, jedes Bächlein das sie aus der Unmittelbarkeit des Lebens in die von der Abstraction ausgedörrten Räume ihrer Schule leiten wollten, um diese damit anzufrischen, im Sande dieser Abstraction vertrocknet ... Diesen Eindruck machen auch die neuesten Bestrebungen der Ansätze zu einer Reform der Volksschule. Sie beginnen sämmtlich mit einem Anathema über den gegenwärtigen Unterricht als einen viel zu theoretischen, abstracten, der Kindesnatur unangemessenen,„ für das Leben unfruchtbaren. Ihre Urheber werfen sehnsüchtige Blicke hinüber ins Gelobte Land dieses Lebens mit seiner frischen und fröhlichen Unmittelbarkeit; man meint, sie wollten mit einem male den alten theoretischen Adam ausziehen, den Schulstaub von ihren Füßen schütteln und sich in den verjüngenden Quell einer ganz neuen, allen künstlichen Theorien und Methodenkrame abgewendeten, immer durch und durch praktischen Anschauungsweise tauchen, und siehe da! am Ende lassen sie das ganze Fach- und Formenwerk des gegenwärtigen Systems unberührt und unverändert stehen, flicken nur hier und da an der äußern Bekleidung herum oder geben den alten Sachen neue Namen. Da ist z. B. bei Curtmann viel die Rede von einer „Volksthümlichmachung" und „Individualisirung" des Unterrichts; da wird verlangt, „man solle dem Unterricht die rechte Stellung zur Arbeit geben"; da wird die Vornehmheit getadelt womit die meisten Lehrer bisher auf die körperliche Arbeit herabblickten und die geistige Beschäftigung in der Schule unbedingt als ein viel würdigeres Ziel für die Jugend aufstellten; da lesen wir weiter Bekenntnisse wie folgende: „An der Arbeit bildet sich der Charakter, in den Schulen oft nur das Gedächtniß und der Verstand"; „Die Schule ist eine Dienerin, Vorbereiterin und Vollenderin der Arbeit"; ja es wird der fruchtbare Gedanke einer „erziehlichen Organisation der Arbeit" angeregt und geäußert: „wenn eine solche möglich wäre, könnte man viel Unterricht sparen." Und was kommt zuletzt heraus als das Schlußresultat von dem Allen? Einige gewiß recht praktische Winke in Bezug auf bessere Auswahl des Lehrstoffs, Vermeidung des gelehrten Luxus und Vereinfachung des Lehrgangs, aber im Ganzen nichts Neues.

Weniger schon trifft dieser Vorwurf die Schrift von Kirchmann, welcher die Nothwendigkeit eines völlig veränderten Bildungsgangs der Volksschule und eines als Basis dafür zu gewinnenden neuen Bildungselements, eben jener praktischen, auf die materielle Außenwelt gerichteten Thätigkeit, mit Entschiedenheit anerkennt, wenn er auch in der Durchführung dieses Gedankens noch nicht entschlossen und consequent genug verfährt. Kirchmann sagt:

Der Thätigkeitstrieb, d. h. der Trieb die Materie umzuformen und sich dienstbar zu machen, gibt nicht nur das einzige naturgemäße Mittel, den Trieb der Unterhaltung zu befriedigen, sondern führt auch zum Verkehr mit der Materie; dieser Verkehr befreundet am natürlichsten mit der Materie, und diese Befreundung mit der Materie ist die natürliche Grundlage jeder weitern geistigen Förderung. So hat der Thätigkeitstrieb die vorherrschende Entscheidung für Erreichung der menschlichen Bestimmung.

Und anderswo:

Die Materie zu ordnen, das ist der erste Beruf des Menschen, und dieser spricht sich durch die Neigung des Kindes aus. In der Ausübung dieses Berufs ist das Kind thätig; Selbstthätigkeit will es darum für seine Entwickelung, während ein Unterricht der gewöhnlichen Art es meist leidend erhält. ... Das Kind hegt erst dann lebhaftes Interesse für Lehren über die Materie, wenn der Verkehr mit derselben es gelehrt hat daß jene Lehren ihm beim Umformen, Ordnen, Abschätzen der Materie nützlich sein werden.

Zunächst freilich, meint Kirchmann, sei es Sache des Lebens und der Erziehung in der Familie, jenen Thätigkeitstrieb des Kindes zu befriedigen, zu entwickeln und zur Ausbildung der jugendlichen Geistes- und Charakterkräfte zu benutzen.

Unter den sorgsamen Augen der Mutter beginnt das Kind im Gebrauch der Sinne und im Spiel den Verkehr mit der Materie; so entsteht in ihm der Gedanke der sich unter der mütterlichen Anleitung eine Sprache schafft. Es erweitert sich täglich der Lebenskreis des Kindes, er umfaßt den Inhalt des Hauses, d. h. seine menschlichen und thierischen Bewohner und unbelebten Gegenstände, verbreitet sich über die Nachbarschaft und in die freie Natur hinein; so wächst die Zahl der Vorstellungen und Begriffe, der Reichthum der Sprache und die Kühnheit und Lebendigkeit der Gedanken. Das Spiel geht über zur Arbeit; die Arbeit ist vom Spiel unterschieden durch den Ernst und die geradwegige Erreichung bestimmt vorgezeichneter Zwecke. Der Aeltern Tagewerk ist natürlicherweise die Arbeit, die Arbeit in und mit der Materie; zu derselben gesellt sich das Kind und lernt so immer mehr die Eigenschaften der Materie kennen, sie ordnen, die Hand- und Kunstgriffe bei ihrer Beherrschung und Umgestaltung und überhaupt über Ursache, Beschaffenheit, Zweck und Zusammenhang der Materie denken. Hierbei geräth das Kind nothwendig und unabsichtlich mit seinen Gedanken über die Materie hinaus und kommt zum Ahnen und geistigen Anschauen des Uebersinnlichen. Der religiöse Geist, der im Hause herrscht oder natürlicherweise herrschen sollte, ergreift das erwachende religiöse Gefühl des Kindes und gibt demselben mehr Anregung, Nahrung und Leitung als alle ausgesponnenen Religionsgespräche der Schule. Die in steter Abhängigkeit von einem höhern Wesen sich fühlenden Aeltern lehren das Kind ohne Absicht Gott in der Materie fühlen und finden, und das eben ist die gedeihlichste Förderung des religiösen Gefühls daß man Gott hört, sieht und fühlt auf Wegen und auf Stegen; so wird das ganze Leben ein Gebet und die Arbeit unter Andacht verrichtet.

Bei der Ruhe und Muße der Feierstunde nehmen die Aeltern ein Buch zur Hand; das Kind horcht der Wirkung der wunderbaren Kunst des Lesens, und es entsteht Lust und Eifer diese Kunst auch sich anzueignen. Wenn nun Wetter und Jahreszeit die Familie in der Wohnstube zusammendrängen, so finden die Aeltern Muße das Kind mit der wunderbaren Kunst vertraut zu machen; ist es dem Kinde damit gelungen, so will es, zumal das regsame und productive Kind, ebenso wie der Schreiber des Buchs seine Gedanken und Erlebnisse aufbewahren können, und das Schreiben reiht sich an das Lesen. Das nun immer mehr umsichgreifende Bedürfniß nach Vervollkommnung dieser Kunstfertigkeiten zieht nothwendigerweise den erweiterten Unterricht über Sprache und Stil nach sich.

Der Verkehr mit der Mehrheit gleicher Dinge schafft den Begriff der Zahl bei dem Kinde, und der Verkehr mit den Zahlen ist das Rechnen; so schafft die fortschreitende Entwickelung ein Kopfrechnen als den einzigen naturgemäßen Grund jedes ausgeführtern Rechnens.

Das fortgesetzte und erweiterte Lesen und Schreiben in

der Feierstunde erweitert die Kenntnisse nach allen Seiten und gibt den in Verkehr mit der Materie erwachten und durch den Geist des Hauses genährten religiösen Gefühlen weitere Nahrung und Fortbildung.

Bei einer solchen natürlichen Entwickelung des Kindes wird der Lehrer, den hier Vater und Mutter machen, nie genöthigt sein den Unterrichtsstoff aufzusuchen und auszuwählen, sondern das Bedürfniß, aus der Entwickelung hervorgehend, zieht ihn herbei; darum werden denn auch keine Kenntnisse aufgedrungen, wobei das lernende Kind zur unfreiwilligen Passivität verdammt wird, sondern es erzwingt sich durch Fragen und trägt mühsam zusammen was es zu seiner geistigen Fortbildung bedarf. Darin besteht denn auch der größte Vorzug einer solchen Familienschule daß sie Nichts aufdringt, sondern nur gibt was das Bedürfniß verlangt; daß der Schüler mit Selbstbestimmung, Selbstthätigkeit und Mühe lernt und so völlig Herr und Meister des Erlernten wird; daß er keiner äußern Triebfedern bedarf, sondern nur getrieben wird von dem innern Bedürfnisse nach Entwickelung und Förderung. Ohne Hunger keine gute Verdauung und ohne eigenes Kauen ebenso wenig.

Eine solche „Familienschule" im eigentlichsten Wortsinne muß freilich, wie Kirchmann anerkennt, „nur Idee bleiben", theils weil es den Aeltern entweder an der nöthigen Bildung oder an der nöthigen Muße fehlt, um die Erziehung ihrer Kinder in der angedeuteten Weise zu leiten, theils weil viele Aeltern und namentlich viele Familienväter selbst jenes unmittelbaren Verkehrs mit der Natur entbehren. Aber „als Ideal muß die Familienschule jeder andern Schule vorschweben".

Der Lehrer sei Das was vorhin von dem Familienvater gefodert wurde; er verkehre mit seinen Schülern unter ernsten Beschäftigungen in der weiten Natur, die Lehrerin mit ihren Schülerinnen im Hause und im Garten. Der Verkehr sei Mittel, die Belehrung der Zweck. Beim Jäten im Garten findet sich die natürlichste Veranlassung um Bekanntschaft mit den Pflanzen zu machen; unter den Gesängen der Vögel und beim Finden und Betrachten ihrer Nester ertheilt man den fruchtbarsten Unterricht in der Naturgeschichte der Vögel; kurz der Unterricht sei experimental, die Apparate dabei soviel nur immer möglich die Natur, das Leben.... Die Zeiten, wenn der Unterricht im Freien durch Jahreszeit und Wetter behindert ist, bleiben bestimmt für den Unterricht in solchen Gegenständen die sich nicht unmittelbar an den Verkehr mit der Natur knüpfen, und für Fertigkeiten die nicht füglich im Freien geübt werden können; aber auch dabei werde die Selbstthätigkeit des Kindes möglichst ununterbrochen in Anspruch genommen. Der Schüler koche selbst unter Anleitung des Lehrers die Seife im Kleinen und lerne daraus deren Bestandtheile und Bereitung kennen; so wird Siegellack, Bleiweiß u. s. w. verfertigt, Gase aller Art, brennbare Gase entwickelt, eine Gasbeleuchtung im Kleinen ausgeführt u. s. w.

Durch solche Schulen möchte der Unterschied zwischen Schule und Leben immer mehr aufgehoben und dem Leben nicht mehr unbrauchbare Theoretiker geliefert werden welche ihr Wissen und Können in Heften aufbewahrt haben. Solche Schulen würden eine aufrichtige Versöhnung der Schule mit dem Leben vollziehen, da sie nichts Anderes sein wollen als eine Einführung in das Leben, damit die Schüler das Leben verstehen lernen, um aus dem Leben immerfort eine Schule zu machen.

Aber auch derartige Schulen hält Kirchmann für „unerreichbare Ideale". Unmöglich scheint es ihm den ausgemalten Gedanken zu verwirklichen, außer etwa in dürftiger Gestalt in Waisenhäusern und Pensionsanstalten. Für das Allgemeine werde es immer bei den herkömmlichen Lernschulen bewenden müssen, wennschon diese „nur Nothbehelfe" seien, „kümmerliche Surrogate für eine Anstalt, wie sie die natürliche Entwickelung des Kindes erheischt".

Es ist auffallend daß Kirchmann bei so warmer und lebendiger Erfassung des Gedankens einer naturgemäßern Methode des Unterrichts, bei so richtiger Einsicht in den eigentlichen Zweck der Volksschule als einer Vorbereitungsanstalt für das Leben und in die zur Erreichung dieses Zwecks anzuwendenden Mittel, doch so wenig Beharrlichkeit oder Muth in der Verfolgung seiner Idee zeigt, sich so leicht bei der Voraussetzung ihrer Unausführbarkeit beruhigt und auf den breitgetretenen Weg der gewöhnlichen Methode zurückkehrt, deren grundsätzliche Unzulänglichkeit er doch eben erst so richtig und scharfsinnig nachgewiesen hat.

Daß der Gedanke einer Erziehung zur Arbeit und auf Arbeit nicht blos „in den Waisenhäusern und Pensionsanstalten" einer Verwirklichung fähig sei, sondern auch recht wohl in der öffentlichen Volksschule, dafür liefert sogleich das zunächst dem Kirchmann'schen angeführte Schriftchen von Michelsen den thatsächlichen Beweis. In einem Theile Holsteins, auf den Privatbesitzungen des oldenburgischen Hauses daselbst, existiren seit mehr denn einem halben Jahrhundert in Verbindung mit den Landgemeindenschulen sogenannte Arbeitsschulen, welche den Zweck verfolgen, die ländliche Jugend für ihren künftigen Lebensberuf auf die unmittelbarste und naturgemäßeste Weise, durch Uebung der dahin einschlagenden körperlichen Fertigkeiten vorzubilden, namentlich aber dadurch den Sinn der Selbständigkeit und Selbstthätigkeit, das Streben und Vermögen sich selbst zu helfen und nicht immer nur von außen und oben her Anweisung und Hülfe zu erwarten in der Bevölkerung dieser Güter zu wecken und zu pflegen. Sie umfassen drei Arten von Beschäftigungen als die für künftige Landwirthe und Landwirthinnen wichtigsten: nämlich Gartenbau, besonders Obstbau (Gartenschule), Holzarbeiten für den Hausgebrauch (Klüterschule) und weibliche Arbeiten zu gleichem Zwecke, Stricken, Nähen, Spinnen u. s. w. (Strickschule). Die Organisation dieser Arbeitsschulen ist in mancher Hinsicht mangelhaft, insbesondere ihr Verhältniß zu den „Lernschulen" nicht genügend festgestellt; auch hatten sie mit vielfachen Hindernissen zu kämpfen, der Abneigung der Schulbehörden, zumal der Geistlichen, der Einseitigkeit der Lehrer, welche zufolge ihres reintheoretischen Bildungsgangs nur dem theoretischen Unterrichte wahren Eifer zuwendeten, endlich der Trägheit und Stumpfheit einer Bevölkerung die erst seit zwei Generationen von jahrhundertelanger Leibeigenschaft befreit, sich nur langsam zu dem Gefühl der Freiheit und zu dem Streben nach Selbstthätigkeit erhob. Dennoch ist nach Michelsen's Versicherung, die auch durch manche specielle Anführungen belegt wird, der günstige Einfluß dieser Arbeitsschulen gerade für die allmälige Beseitigung des zuletzt genannten Uebelstandes, für die Heranziehung eines regsamern, geistig kräftigern und selbständigern Geschlechts unverkennbar.

Michelsen spricht es als seine feste Ueberzeugung aus daß die Errichtung solcher Arbeitsschulen in allen Landgemeinden ein dringendes Bedürfniß sei, daß dadurch, zumal bei einer planmäßigern Organisation und Wechselwirkung derselben mit den Lernschulen, für eine wahrhaft ergiebige Lebens-, Berufs- und Charakterbildung des Landvolks (welches in den meisten Gegenden Deutschlands einer solchen, namentlich einer größern Beweglichkeit des Geistes und einer leichtern Empfänglichkeit für das Neue und Bessere vorzugsweise bedarf) unendlich viel geleistet werden könnte. Insbesondere hält er derartige Arbeitsschulen für eine unentbehrliche Vorstufe der Ackerbauschulen. Er sagt hierüber sehr richtig:

Solange den Landgemeindeschulen die Klüter- und Gartenschule fehlt, solange werden die auf Ackerbauschulen verwandten Kosten ohne entsprechende Früchte bleiben, solange arbeiten die landwirthschaftlichen Vereine vergebens an dem schönsten Theile ihrer Aufgabe.... Man hat, z. B. in Preußen, darüber geklagt daß die Ackerbauschulen kein rechtes Gedeihen hätten; der wesentliche Grund liegt in fehlerhafter Organisation der Landgemeindeschule; es ist eine Thorheit, bei welcher oft Mühe und Kosten verlorengehen, einem Gebäude mehre Stockwerke aufzusetzen, bevor man für die sichere Grundlage desselben gesorgt hat.

In Michelsen's Plan lag es nicht, die Frage wegen Möglichkeit und Nothwendigkeit der Einführung eines praktischen Unterrichts in die öffentlichen Schulen in ihrem ganzen Umfange zu verhandeln und namentlich auch auf das Gebiet der städtischen Unterrichtsanstalten zu verfolgen. Er wollte nur zeigen wie in einem Theile von Deutschland dieser Versuch wirklich gemacht sei und einen glücklichen Erfolg gehabt habe; er wollte dadurch zur Nachahmung desselben in andern Gegenden, wenn auch zunächst nur in dem beschränktern Umkreise der Landschulen, auffodern. Man hat gewiß Ursache, ihm für diese Bemühung und für die sorgfältige Schilderung jener holsteinischen Arbeitsschulen dankbar zu sein.

Die Verfasserin der beiden folgenden Schriftchen, Amalie Marschner, dehnt die Foderung einer praktischen Erziehung der Jugend auf alle niedern Volksschulen aus, freilich von ihrem Standpunkte zunächst nur mit besonderer Hinsicht auf die weibliche Jugend und die ärmern Classen. Sie bemerkt:

Das Wichtigste was in den Mädchenschulen der niedern Volksclassen zu berücksichtigen, ist eine nützliche, ihren Verhältnissen angemessene Arbeitsamkeit, die Gewöhnung zu Ordnung und Reinlichkeit, die sparsame, umsichtige Benutzung jeder Kleinigkeit zu einem nützlichen Zwecke. Es ist um so nöthiger daß die Schule sich dieser Erziehung unterziehe, da die häuslichen Verhältnisse so selten darauf gerichtet sind. Darum möchte ich jeder Mädchenschule eine Lehrerin zugetheilt sehen, welche vorzüglich ihre Achtsamkeit auf das sittliche Verhalten, auf Ordnung, Reinlichkeit und die häuslichen Eigenschaften der Mädchen zu richten hätte. Von dieser könnte zugleich die Behandlung und Pflege kleiner Kinder gelehrt werden; dies würde achtsamere Kindermädchen und später bessere Mütter bilden. Auch belehre man sie wenigstens über die Grundelemente des Kochens; man mache sie mit den Hauptbeschäftigungen und der zweckmäßigen Eintheilung der Arbeiten im Dienste bekannt; dadurch wird man den Mädchen mehr nützen als wenn sie die Zahl aller Knöchelchen im Kopfe auswendig lernen.

Weit umfassender ist der Gedanke einer „Erziehung zur Arbeit" in derjenigen der obenangeführten Schriften welche diesen Gedanken selbst als Titel an ihrer Stirn trägt behandelt. Der Verfasser dieser Schrift bekennt sich als „Laie", d. h. als nicht Pädagog vom Fach, und macht insofern für seine Vorschläge keinen andern Anspruch, „als welcher einerseits jedem für das Wohl seiner Kinder besorgten Familienvater, andererseits Jedem der an der großen Sache allgemeiner Volks- und Menschenbildung, an der Förderung der edelsten Interessen unserer Nation lebhaften Antheil nimmt, von rechtswegen zusteht". Allein zugleich behauptet er: eine gründliche und gedeihliche Reform der Volksschule werde nicht eher möglich sein als bis neben den praktischen Schulmännern und den gelehrten Pädagogen auch Diejenigen Hand daran gelegt hätten „die bei dieser Angelegenheit nicht minder, wenn auch in anderer Weise betheiligt sind als jene", nämlich:

die Familienväter die von der Volksschule das sittliche und geistige Wohl oder Wehe der eigenen Nachkommenschaft, die Staatsmänner und Patrioten die von ihr die Förderung oder Hemmung, die naturgemäße Entwickelung oder Verbildung des ganzen nachwachsenden Geschlechts zu erwarten haben.

Auf diesem Standpunkte des „Laien" muß freilich die einseitige Prätension mancher Schulmänner, „als wäre das Lehren und Lernen nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck, ja wol gar einziger und letzter Zweck des Lebens", nothwendig zurücktreten vor der hier weit näher liegenden Ansicht: „daß die Schule nicht um ihrer selbst willen da sei, sondern als Vorbereitung für das Leben." Auch jene bei den Männern vom Fach nur zu natürliche Befangenheit in den Schlingen der Theorie, welche selbst ihren besten Willen „die Schule mit dem Leben zu versöhnen" lähmt oder irreführt, kann da nicht platzgreifen wo man von einem außerhalb der Schule gelegenen Punkte aus an letztere herantritt mit der Foderung: „daß sie diejenigen Bildungsbedürfnisse befriedige welche das Leben in seinen mannichfachen Beziehungen, hauptsächlich aber in der dreifachen Richtung als häusliches, bürgerliches und öffentliches Leben allen Denen die in dasselbe eintreten wollen entgegenbringt." Diese „Bildungsbedürfnisse des Lebens" sind es daher auch zunächst welche der Verfasser untersucht. Das Resultat seiner Untersuchung ist in Kürze folgendes:

Die Bedingungen zu Führung eines geordneten Hauswesens, zur Versorgung einer Familie, zur Pflege und Zucht der Kinder umfassen einen weit größern Kreis und zum Theil eine ganz andere Art von Fertigkeiten und Kenntnissen als welche die Volksschule bisher ihren Zöglingen bot. Zwar sind Lesen und Schreiben, Rechnen und Zeichnen keineswegs unwichtig für diese Zwecke; aber noch unmittelbarer nöthig sind zu einer tüchtigen Wirthschaftsführung allerhand praktische Handgriffe und Fertigkeiten, ferner mancherlei naturwissenschaftliche, chemische, mechanische, technische Kenntnisse, jedoch nicht in der Form abstracter Lehrsätze, sondern in der bestimmten Anwendung auf einzelne Vorkommnisse des Lebens, ein gewisser Takt im Verkehr mit andern Menschen, die Kunst, deren Charakter und Fähigkeiten recht zu schätzen, also ein geübtes psychologisches Urtheil, das Talent sie recht anzustellen, die Arbeiten zweck-

mäßig unter sie zu vertheilen u. s. w. Was die moralischen Eigenschaften betrifft, welche die tüchtige Führung eines Hauswesens in Anspruch nimmt, so sind dies: Ordnungsliebe, Sparsamkeit, Umsicht, Beharrlichkeit in der Fassung und Durchführung von Planen, Arbeitsamkeit, Verträglichkeit. Für die erziehlichen Zwecke der Familie bedarf es außerdem der Selbstbeherrschung, Geduld, Consequenz, der Gewohnheit des Aufmerkens auf jede Regung des kindlichen Geistes, endlich der Kunst, solche Regungen leicht und unvermerkt zum Guten hinzulenken und vom Bösen abzulenken, Eigenschaften die sich, wie jeder Erzieher und Familienvater aus Erfahrung weiß, nicht durch Theorie, sondern nur durch praktische Uebung erlernen lassen. Für Diejenigen welche aus der Schule zu einem praktischen Berufe übergehen (und es sind das die Mehrzahl der Schüler) ist offenbar neben den theoretischen Fertigkeiten des Lesens, Schreibens, Rechnens, der Orthographie u. s. w. die Erwerbung solcher Geschicklichkeiten besonders wichtig welche in einer nähern oder fernern Beziehung zu ihrer künftigen Berufsthätigkeit stehen, ohne daß deshalb schon direct auf einen bestimmten Stand hingezielt zu werden braucht. So werden Sicherheit der Hand und des Auges, Gewandtheit im Gebrauch mechanischer Instrumente, Scharfsinn in der Combination natürlicher Ursachen und Wirkungen, Erfindungsgabe, Pünktlichkeit in Vollziehung übernommener Aufträge u. dgl., für den künftigen Gewerbtreibenden, Landwirth, Techniker, ja auch für den bloßen Arbeiter, Tagelöhner und Dienstboten, und ebenso werden rascher Ueberblick über verwickelte Verhältnisse, das Talent der Beurtheilung und Behandlung fremder Charaktere u. s. w. für den künftigen Geschäftsmann jeder Art ganz vortreffliche formale Bildungselemente sein. Was die materiellen Kenntnisse betrifft, so sind hier natürlich die sogenannten exacten Wissenschaften, welche in die Bearbeitung der Materie durch menschliche Thätigkeit einführen, vorzugsweise am Platze.

Endlich ist für die Bildung des Menschen als eines socialen Wesens, welches an der großen Culturbewegung theilnehmen soll, nothwendig daß schon früh der Gemeingeist, das Interesse an den Angelegenheiten und dem Wohl einer Gesammtheit, der Sinn für rechte Selbständigkeit, die Achtung vor den ewigen Gesetzen aller menschlichen Vereinigung in den Einzelnen geweckt, genährt, befestigt werde; ferner gehört dazu ein aufgeschlossener Sinn für alles Schöne und Erhabene, ein warmes Gefühl für die Reize der Natur, ein lebendiges Verständniß der großen Fortschritte des menschlichen Kunstfleißes im Gebiete der Materie und des Geistes.

Die Familie allein kann diese so mannichfaltigen Bildungsbedürfnisse nicht befriedigen, aus den Gründen welche schon Kirchmann angegeben hat. Die Schule muß ihr die Hälfte, oft die weitaus größte dieses Bildungsgeschäfts abnehmen. Bisher nun begnügte sich die Schule mit der Sorge für den einen Theil jener Bildungsbedürfnisse, nämlich gewisse theoretische Fertigkeiten und Kenntnisse.

Das Andere, hat man gemeint, sei Sache der Familienerziehung oder finde sich wol auch von selbst. Für den künftigen praktischen Beruf bereite die Lehrzeit oder allenfalls die Fachschule hinlänglich den aus der Volksschule entlassenen Zögling vor; die nöthigen hauswirthschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten lerne das Mädchen von der Mutter zu Hause, und was die Pflichten des künftigen Familienvaters, der künftigen Mutter und Gattin betreffe, so gelte der alte Spruch: „Wem Gott ein Amt gibt dem gibt er auch Verstand."

Allein abgesehen von allem Andern ist eine ersprießliche Theilung des Erziehungsgeschäfts zwischen Schule und Haus, ein wirkliches Handinhandgehen beider doch nur dann möglich, wenn beide auf einer gemeinsamen Basis sich bewegen, nicht aber wie jetzt ganz entgegengesetzte Richtungen verfolgen.

Denn nicht selten geschieht es, besonders in den Städten, daß die Schule in ihren Zöglingen den Sinn für häusliche und praktische Beschäftigungen abschwächt und allmälig, wenn nicht die gute Natur der Kinder stärker ist als dieser Einfluß, geradezu ertödtet. Diese Zöglinge einer theoretischen, abstracten Bildung gewöhnen sich gar leicht, von der Höhe ihrer eingebildeten Weisheit vornehm auf das Treiben ihrer Aeltern und Hausgenossen herabzusehen, welche von den Feinheiten der philosophischen Grammatik, den kunstvollen Eintheilungen der Pflanzen und Thiere, der positiven und negativen Elektricität u. s. w. Nichts verstehen; oder sie bewegen sich in einer Phantasiewelt, unter Kaisern und Königen der Vorzeit, welche ihnen das Gegenwärtige, Nächste als unbedeutend erscheinen läßt — kurz, sie werden Geschöpfe der Schule und hören auf unbefangene Kinder des frischen Lebens, der Natur, des Aelternhauses zu sein.

Erst dann — meint der Verfasser — könnte die Schule mit Familie und Haus wahrhaft Hand in Hand gehen, wenn sie das Grundwesen des Lebens, wie es in der Familie, den bürgerlichen Berufsgeschäften und dem öffentlichen Gemeinwesen sich offenbart, ganz und rückhaltslos in sich aufnähme, wenn sie sich zur Pflanzstätte jener Eigenschaften und Fertigkeiten machte welche, wie wir gesehen, auf den genannten Gebieten vorzugsweise in Thätigkeit gesetzt werden — kurz, wenn sie Dasjenige wirklich würde was schon Pestalozzi als ihre wahre Bestimmung erkannte: „eine praktische Anleitung zum Feldbau, zur Industrie und zur häuslichen Wirthschaft" — mit einem Wort: ein Staat im Kleinen (wie es F. G. Schulze in seiner Schrift „Die Arbeitsfrage" ausdrückt).

Daß und wie dies möglich sei sucht der Verfasser in den weitern Abschnitten seines Buchs zu zeigen. Die Sache ist bekanntlich nicht neu, denn außer den von Michelsen geschilderten Arbeitsschulen im Holsteinischen und dem von Pestalozzi gemachten, jedoch mislungenen Versuche der Einrichtung einer Erziehungsanstalt nach den oben angeführten Grundsätzen gibt es bereits zahlreiche Unternehmungen ähnlicher Art. Der Verfasser führt deren eine Menge auf, von den schon im vorigen Jahrhundert in mehren Gegenden Deutschlands errichteten, hier und da noch bestehenden „Industrieschulen", den Anstalten Fellenberg's, Salzmann's, Owen's, Lancaster's, welche sämmtlich in die ersten Jahrzehnde dieses Jahrhunderts fallen, bis zu den neuern Nach- und Ausbildungen der Ideen jener Männer in den Armenkindercolonien zu Horn bei Hamburg (von Wichern gestiftet und geleitet), zu Mettray in Frankreich, zu Ruysselede in Belgien, zu Parkhurst, Baterbury, Norwood u. s. w. in England, in den landwirthschaftlichen und Industrieschulen für Bildung der Jugend in Deutschland, Frankreich und England, in den neuesten Pestalozzistiftungen und ähnlichen Anstalten mehr. Der Verfasser, nachdem er das in diesen Anstalten beobachtete Verfahren sowie die dadurch erzielten Erfolge geschildert, gelangt zu dem Schlußresultate: „daß allerwärts wo man mit gutem Willen und Einsicht verfuhr und wo nicht übermächtige äußere Hindernisse im Wege standen, das Princip der Arbeit als Basis der Erziehung seine heilsame Kraft bewährt und die wohlthätigsten, zum Theil wahrhaft überraschende Erfolge zutagegefördert habe."

Daß trotz dieser günstigen Erfahrungen, welche wol

zu umfassendern Versuchen mit jener Erziehungsmethode hätten auffodern können, gleichwol letztere bislang „auf Privatinstitute und Versorgungsanstalten für arme, verwaiste oder sittlich verwahrloste Kinder" beschränkt blieb, davon findet der Verfasser den Grund in den Vorurtheilen, der angewohnten Bequemlichkeit oder Einseitigkeit Derer welchen es obgelegen hätte sich dieser Sache anzunehmen. Die Frage ist freilich, ob die empfohlene Methode, welche darin besteht die Kinder zunächst und vorzugsweise praktisch zu beschäftigen, den theoretischen Unterricht aber an diese praktischen Beschäftigungen möglichst organisch anzuknüpfen, ob diese Methode auch in den öffentlichen Schulen anzuwenden sei, welche nicht wie jene Privatinstitute und Versorgungsanstalten ein geschlossenes Hauswesen bilden. Der Verfasser bejaht diese Frage unter allen Gesichtspunkten, sowol in Bezug auf die „allgemeine Bildung", welche nach seiner Darstellung durch jene Voranstellung der praktischen Thätigkeitsübung nicht nur nicht leiden, sondern sogar gewinnen würde, als auch in Betreff der Organisation des praktischen Unterrichts selbst und der Gewinnung passender Arbeitsstoffe für denselben, endlich hinsichtlich der dazu nothwendigen Lehrkräfte und der für diese aufzuwendenden Kosten, welche letztere er nicht höher als bei der gegenwärtigen Unterrichtsweise veranschlagt. Wir können in das Detail dieser Darstellungen, da sie schon mehr ins Pädagogisch-Technische übergreifen, hier nicht eingehen, müssen vielmehr Die welche sich dafür interessiren auf das Schriftchen selbst verweisen. Ebenso in Betreff der unmittelbaren pädagogischen Vortheile welche sich der Verfasser von einer allgemeinen Anwendung der praktischen Methode in den Schulen verspricht.

Dagegen sei uns gestattet zum Schlusse dieses Aufsatzes wenigstens im Auszug des Verfassers Betrachtungen über die Wirkungen anzuführen, welche nach seiner Meinung eine solche Radicalreform des Jugendunterrichts für unsere gesammten öffentlichen und nationalen Zustände haben würde. Der Verfasser sagt hierüber ungefähr Folgendes: Für Deutschland insbesondere wäre eine praktischere Erziehung des nachwachsenden Geschlechts ein wahres Nationalbedürfniß. Der abstracte, unpraktische, überfliegende, im Leben, namentlich dem öffentlichen, unselbständige und unbeholfene Geist der Deutschen — ein Vermächtniß unserer einseitigen Nationalentwickelung — bedarf dringend einer entschiedenen Richtung aufs Praktische, aufs Leben hin, und wenn es auch zweifelhaft sein mag, ob es der Erziehung allein gelingen werde eine solche ihm zu geben, wenn nicht wesentliche Umgestaltungen in den äußern Verhältnissen unsers Nationallebens ihr zu Hülfe kommen, so ist doch soviel gewiß daß unsere gegenwärtige, gleichfalls abstracte und reintheoretische Erziehung dieses Uebel immer mehr verschlimmern, eine Umkehr von demselben immer schwieriger machen muß. Der Mangel praktischen Takts und die Einseitigkeit einer blos theoretischen Bildung hat sich zu unserm größten Schaden bei unsern politischen Bestrebungen, besonders in den letzten Jahren, gezeigt; unsere Literatur krankt auf der einen Seite an einer falschen Idealisterei und einem ungebührlichen Uebergewicht der Reflexion, auf der andern an rohem Materialismus, im Allgemeinen aber an einem Mangel wahrer Originalität, an Nachahmungssucht; ihr fehlt der aufgeschlossene Sinn für unbefangene Anschauung der Natur und des Menschenlebens, der z. B. die englischen Schriftsteller auszeichnet; ihr fehlt die Unterlage eines kräftig entwickelten Volkslebens. Auf dem Gebiete der materiellen Interessen sollen wir mit den praktischsten Handelsvölkern der Welt, Engländern und Angloamerikanern, concurriren, und doch entbehren wir nicht blos aller äußern Vorbedingungen zu einer solchen Concurrenz, sondern zum Ueberfluß erhält auch noch unsere Jugend eine Bildung die sie eher zu Buchgelehrten als zu Geschäftsmännern tauglich macht. Das Vertrauen auf die eigene Kraft, die Gewohnheit sich selbst fortzuhelfen, der Geist technischer Erfindsamkeit und der Betretung neuer Wege der Production und des Erwerbs *), alle diese Eigenschaften, die im Gedränge des täglich beschleunigten allgemeinen Wettlaufs der Weltindustrie immer unentbehrlicher werden, und die leider unserm Volke noch großentheils abgehen, könnten durch eine frühe Uebung des praktischen Thätigkeitssinns in unserer Jugend wenigstens in ihrer Entwickelung unterstützt werden, während der gegenwärtige abstract-theoretische Unterricht sie unterdrückt. Für die arbeitende Classe wäre natürlich eine solche Bildung zu vielseitiger und tüchtiger praktischer Geschicklichkeit doppelt wichtig. Mit Recht hat man eine bessere Bildung dieser Classen als eines der sichersten Mittel zur Linderung ihrer materiellen Noth und zur Fernhaltung der drohenden Gefahren des Communismus erkannt. Der Verfasser sagt:

Allein man würde sich täuschen, wenn man glauben wollte daß die theoretische Bildung es wäre welche zu diesem Ziele führte. Im Gegentheile ist es eine feststehende Erfahrung daß bloße theoretische Bildung ohne die entsprechende Entwickelung der praktischen Fähigkeiten die Arbeiter vielmehr noch unzufriedener mit ihrer Lage, noch weniger geschickt zur Verbesserung dieser macht, weil dadurch ihre Phantasie überreizt und ihnen ein gewisses ideales Anrecht auf Gleichstellung mit den sogenannten gebildeten Ständen gegeben wird, ohne daß sie doch Mittel erhalten dieses Anrecht praktisch gerade auf dem Gebiete geltendzumachen wo sie ihre Abhängigkeit am härtesten empfinden, auf dem Gebiete der dringendsten Existenzfragen. Man verschaffe dagegen diesen Classen eine tüchtige gewerbliche Vorbildung, man wecke ihre industriellen Talente, das vielleicht in ihnen schlummernde technische Genie, man erleichtere ihnen die Wahl eines ihren Anlagen entsprechenden Berufs, man führe sie auf wahrhaft praktische Weise ein in die Kenntniß und Benutzung der Naturkräfte, und mache sie dadurch geschickt, der Arbeit ihrer Hände einen höhern Grad von Vollkommenheit und somit einen größern Werth zu geben, ja vielleicht durch erfinderische Gedanken sich weit über die bloße

*) Der Verfasser bezieht sich unter Anderm auch auf die bei der londoner Weltausstellung gemachte Erfahrung, wonach die Deutschen in allen den Branchen wo es die Originalität neuer Erfindungen oder die innige Verschmelzung praktischer Geschicklichkeit mit wissenschaftlichem Scharfsinn galt hinter andern Nationen zurückstanden, während sie diese zum Theile da übertrafen, wo mehr bloße mechanische Fertigkeit, fleißige Nachbildung oder eine vorwiegend künstlerische oder wissenschaftliche Richtung den Ausschlag gab.

Sphäre des Arbeiters hinauszuschwingen (der Verfasser erinnert hier an Franklin und Arkwright), man kräftige vorallem ihren Willen, gewöhne sie an Ausdauer, Unverdrossenheit, Pünktlichkeit, Ordnung, Sparsamkeit, Umsicht, und man wird ungleich besser für das Fortkommen und das künftige Schicksal dieser Leute gesorgt haben, als wenn man sie nach den vortrefflichsten Methoden grammatisch, philosophisch denken und sprechen, Aufsätze componiren oder Verse declamiren lehrt.

Und so möge die in den hier besprochenen Schriften angeregte Frage einer nachhaltigern Fruchtbarmachung des Unterrichts für das Leben und einer gründlichen Beseitigung der einseitig theoretischen abstracten Methode allen Aeltern und Lehrern zur ernstesten Prüfung empfohlen sein. Mögen die Letztern diese Frage zu einem stehenden Thema ihrer Berathungen auf den allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen erheben, die Erstern aber gleichfalls sich vereinigen zur Erörterung Dessen was zur rechten Erziehung des jüngern Geschlechts noththue, und zu gemeinsamen Schritten, um die als nöthig erkannten Verbesserungen im öffentlichen Unterrichts- und Erziehungswesen auch ins Leben zu führen! 52.

Bauernfeld.

In unserm Zeitalter hat der Idealismus Bankrott gemacht — der arme Teufel! kein Wunder, wenn die Dichter der Weltströmung folgen; denn auf dem Gipfel des Parnaß sieht es ohnedies jetzt recht windig aus. Die Musen fahren heutzutage ebenso gut als die staubgeborenen Menschenkinder per Dampf; am Ende erleben wir es noch daß diese neun holden Damen gar auf den jetzt so beliebten Auswanderungsgedanken verfallen und sans façon, der runzeligen Jungfrau Europa einen Knix schneidend, in irgend einer neuen Welt sich eine villa comfortable einrichten, denn sie haben das Leben auf dem Olymp satt. Tempora mutantur et nos mutamur in illis! Bauernfeld, der rühmlich bekannte Lustspieldichter, ist einer der Wenigen, die mit feiner Beobachtungsgabe und satirischer Schlagkraft verstehen dem Stoppelfelde der Wirklichkeit mehr als eine Seite abzugewinnen wußten, die zu dem Schlusse berechtigt, dies Ackerland sei nicht so dürr und unfruchtbar als es die Romantiker verschrien. Andererseits muß man von einem Autor nie fodern was sich durch Zeitverhältnisse unmöglich macht; das Lustspiel ist der Spiegel der Gegenwart — wem sie nicht gefällt der blicke auch nicht in ihren Spiegel. So lange wir Deutschen keine Nation sind gleich unsern Nachbarn an der Themse und Seine, kann sich die Kritik heiser schreien und wir werden doch kein nationales Lustspiel haben. Wer seiner Zeit genügt hat auch Etwas gethan. Die Localfarbe solcher Productionen läßt sich nicht verwischen, der wiener Ton ebenso wenig als der berliner u. s. w.; wer daran zu mäkeln Lust hat der nehme lieber den großen Besen und kehre wo anders. Die bessern Bauernfeld'schen Lustspiele: „Das Liebesprotokoll", „Die Bekenntnisse" u. s. w., erhalten sich fortwährend auf dem Repertoire aller deutschen Bühnen, ein Beweis daß dem Dichter nicht allein sein Vaterland jene Anerkennung zollt die seinem Talent gebührt; die Stimme des Volks ist am Ende die gewichtigste Kritik. Da unsere Zeit soviel auf Form und Eleganz hält, so kann man wol füglich Bauernfeld den bedeutendsten Lustspieldichter der Gegenwart nennen, denn keiner seiner Rivalen weiß sich so gewandt, so fein im Dialog zu benehmen als er, und bei der Charakterzeichnung, wenn auch zuweilen nur leicht skizzirt, läßt er sich nie auf gänzlichen Misgriffen ertappen wie sein Vorgänger, der einst und jetzt noch leider gefeierte Kotzebue, der die reine Menschlichkeit zu hohlem Puppenwesen herabwürdigte, dem Schauspieler zumuthete sich wie eine aufgezogene Drehorgel abspielen zu lassen. Der Vorwurf, der ihm oft gemacht wurde, bei seinen satirischen Gestalten anzüglich geworden zu sein, prallt von dem Panzer der Satire selbst ab; jede Satire ist mehr oder weniger persönlich, nur der Humorist nimmt gleich eine ganze Kaste beim Schopf oder gibt gar der Menschheit eine Maulschelle. Der Satiriker schwingt die Zuchtruthe für große Kinder und geißelt sie ohne Barmherzigkeit. Wer dagegen protestirt stellt in Abrede daß es große Kinder gibt welche die Ruthe verdienen; diese Protestation würde jedoch die Welt nicht täglich, sondern stündlich Lügen strafen. Wir sprechen unsere innigste Ueberzeugung aus, wenn wir sagen: unter allen Lustspieldichtern der Jetztzeit ist Bauernfeld der begabteste; ein anderes Jahrhundert als unser quecksilbernes, in fieberhaften Zuckungen liegendes hätte seinem Talente gewiß einen schönern Wirkungskreis eröffnet: an den Launen des Schicksals trägt der Dichter nicht die Schuld. Selbst der große Shakspeare wäre jetzt geboren nicht derselbe Shakspeare der er unter der Regierung der jungfräulichen Elisabeth geworden, jener Elisabeth, die umringt von Hofdamen die wörtlich aufgeführten „Lustigen Weiber von Windsor" belachte, worüber unsere Salondamen in ihrer auf die n^te^ Potenz erhobenen Unschuld die Nase rümpfen. Es kann sich Niemand seiner Zeit entziehen, am allerwenigsten der Dichter. Dagegen ist es ein unseliger Wahn, der leider von Tag zu Tag tiefer wurzelt, von jeder poetischen Production zu verlangen daß sie des Autors politische Farbe wie ein Aushängeschild an der Stirne trage. Die Kunst ist nicht die Waschfrau der Politik. Die poetischen Sünden pietistischer Mucker sind ebenso häßlich in ästhetischer Beziehung als das ultraliberale Gejole von Herwegh und Compagnie — Herwegh's schönste Lieder sind gerade nicht politischen Inhalts. In den geheimen Falten dieser kunsterniedrigenden Ansicht steckt der Hauptgrund daß sich das protestantische Deutschland zu der Undankbarkeit verleiten ließ auf die östreichische Literatur vornehm achselzuckend herabzublicken, ja hierin soweit zu gehen den Namen Grillparzer gänzlich zu ignoriren, von dem doch der berühmte Lord Byron, dessen englische Zunge bei der Aussprache desselben mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, höchst charakteristisch sagte: er könne zwar diesen Namen nicht aussprechen, aber die Nachwelt werde sich ihn gut merken müssen. Diese Sucht, jedes Kunstwerk politisch anzustreichen, wird noch soweit getrieben werden daß man vom Musiker

politische Symphonien, vom Maler politische Landschaften, vom Bildhauer eine politische Venus oder gar einen Zeus der äußersten Linken fodern wird. Alles an seinem Ort. Maß halten thut jeder Dichtung noth, denn die platte Wirklichkeit verführt sonst zur Trivialität. Diese Klippe hat Bauernfeld mit weiser Mäßigung umschifft, während Andere daran scheiterten. Auf realem Boden stehend fühlte er bald daß ein feiner Takt hier dem Autor doppelt noththue, und er wußte sich ihn auf seiner in Oestreich wirklich dornenvollen Laufbahn in so vollem Maße anzueignen daß sich mancher Diplomat an dem gegen Hindernisse aller Art kämpfenden Dichter ein Beispiel nehmen konnte. Wir haben uns hier keineswegs die Aufgabe gestellt, seine ganze literarische Wirksamkeit näher zu beleuchten — dies würde uns hier zu weit führen — im Gegentheil, wir wollten nur im Allgemeinen auf seine Persönlichkeit hinweisen, um von Bauernfeld dem Dramatiker einen passenden Uebergang auf Bauernfeld den Lyriker zu machen. Es verließ nämlich jüngst ein Band Gedichte von ihm die Presse:

Gedichte von Bauernfeld. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wie es vom Lustspieldichter, vom Manne der Wirklichkeit zu erwarten stand, spiegelt sich auch die realgestaltreiche Welt, nicht eine phantastisch-erträumte in diesen Gedichten ab. Weniger die Natur als die Cultur wird darin besungen, das Menschliche, wie es sich proteusartig bietet, sich in sich selbst sucht und findet, wie es sinnt, zweifelt, liebt und haßt; dieses Eine im ewigen Wechsel der Verwandlung wird uns oft in ganz kurzen Liederchen hervorspringend, lebhaft, den Grundgedanken scharf abgrenzend, mit vieler formeller Gewandtheit vorgeführt. Hier und da zuckt es freilich mehr die Nornen anklagend als wehmüthig auf daß dieses staubige Erdenleben der Doppelnatur des Menschen doch nicht ganz genüge, und die Sehnsucht des Dichters beflügelt sich dann bildlich im Liede und schwingt sich in lichtere Regionen auf. Dieses Streben, Drängen, Hoffen, Verzweifeln und endliche Siegen der Creatur ist dem Dichter besonders gelungen (S. 20) in den

Verwandlungen.

Raupe.

Immer hier am Boden kleben
Ist ein gar erbärmlich Loos;
Wie der Falter fröhlich flattert —
Ach, ich Aermste krieche blos!

Ja, ich muß sie mir erwerben
Solche Flügel leicht und klar,
Spinnen solch ein Kleid und flattern
Mit der andern frohen Schar.

Puppe.

Ach, ich durft' es nicht erringen!
Arm, verlassen häng' ich hier;
O wo seid ihr, bunte Schwingen?
Wonnevolles Luftrevier?

Kröch' ich noch auf kahler Erden
Als ein Würmchen klar und licht!
Was ich war, darf ich nicht werden
Was ich strebte, werd' ich nicht!

Schmetterling.

Wie lockt es, wie duftet's
So blütenschwer!
Sonnige Bläue
Rings umher!

Wo seid ihr Leiden
Der Prüfungszeit?
Ich taumle, ich schwelge
In Seligkeit!

So verdient auch das Lied „Stern und Lampe" (S. 4) in Berücksichtigung daß es aus der Periode des Dichterjünglings stammt (1820 geschrieben) einer besondern Erwähnung. Bauernfeld wußte hierin das Doppelwesen des Gegensatzes künstlerisch abgerundet durch den leisen satirischen Anflug in der zweiten Strophe zu voller Geltung zu bringen: — eine Aufgabe der nicht viele junge Dichter gewachsen sein dürften. Wenn er sich überhaupt von seinem Naturell zur Satire hingezogen fühlt, und eben nicht am unrechten Orte den Skeptiker fein lächelnd durch die Brille der Ironie hervorblinzen läßt, so ist er weit davon entfernt das Reinmenschliche, vorzüglich sobald es sich mit dem Adelsbrief echter Weiblichkeit als unantastbar ausweist, auch nur mit einem Wörtlein zu verunglimpfen, wogegen sich Heine mit einer Art von Hochgenuß versündigt. Bauernfeld kann dabei sogar rührend werden, was ihm so Mancher nicht zutrauen möchte. Man höre einmal das folgende einfache, innig gefühlte, antik-schön zu nennende Lied, das der berühmte Schubert in Musik gesetzt hat (S. 98):

Das Todtenhemdchen.

Starb das Kindlein.
Ach, die Mutter
Saß am Tag und weinte, weinte,
Saß zur Nacht und weinte.

Da erscheint das Kindlein wieder,
In dem Todtenhemd, so blaß;
Sagt zur Mutter: „Leg' dich nieder!
Sieh, mein Hemdchen
Wird von deinen lieben Thränen
Gar so naß,
Und ich kann nicht schlafen, Mutter!

Und das Kind verschwindet wieder,
Und die Mutter weint nicht mehr.

Unter den größern Gedichten heben wir hervor: „Die Reichsversammlung der Thiere" (S. 181), eine schlagende Persiflage aller politischen Parteien mit ausgezeichnet feiner thierpsychologischer Charakterzeichnung; minder gelungen dünkt uns „Der politische Wanderer", in den sich manches Gesuchte eingeschlichen hat. Der „Maskenball" mahnt etwas an ähnliche Goethe'sche Productionen, ohne jedoch die Plasticität derselben zu erreichen. Dagegen sehr ergötzlich ist „Atta Troll's Monolog im Zwischenreich" (S. 215), worin die Geißel der Satire mächtig geschwungen wird und der Verfasser mit staatsmännischem Weltblick die Ereignisse der letzten bewegten Jahre die Revue passiren läßt. Unstreitig jedoch die beste Abtheilung dieser Gedichtsammlung ist das „Poetische Tagebuch" in zahmen Xenien. Hier ist Bauernfeld ganz in seinem Element. Er versteht es im Epigramm so scharf

zu pointiren daß man ihn wol mit einem sehr geübten Fechter vergleichen kann, der auf seinen Gegner mit dem edelsten Anstand, mit männlicher Grazie einen Ausfall macht, wobei die Degenspitze sicher die gegebene Blöße des Feindes trifft. Es wimmelt in diesem „Tagebuch" von den köstlichsten Epigrammen; fast wird es uns schwer für unsere Leser eine kleine Auswahl zu treffen.

S. 287:

Der Weise sitzt in der Eremitage,
Ringsum wohnt die Bagage.

S. 289:

Wie die alten Götter herunterkamen!
Sie leben nur mehr in Hundenamen.

S. 297:

So Manchem fällt ein Amt zu,
Wofür er nicht geboren;
Und wenn ein Esel zu Ehren kommt,
So wachsen ihm noch die Ohren.

S. 302:

Wer ist größer: Schiller? Goethe? —
Wie man nur so mäkeln mag!
Himmlisch ist die Morgenröthe,
Himmlisch ist der helle Tag!

S. 303:

„Was sagst du zu Herrn Ludwig's Versen?
Du stehst schon da mit krit'schem Messer!" —
Nicht doch! Für einen König sind sie gut —
Ein Kaiser machte sie nicht besser.

S. 307:

Der malt einen Amor, der ein Schwein —
Ich lasse Beides gelten;
Doch wer dem Schweinchen Flügel leiht,
Den Gott gerüsselt conterfeit,
Den muß ich schelten.

S. 311:

Sonst unter den Fürsten und Mäcenen
Entstanden Bilder und Marmorgruppen:
Uns're Herr'n von Gottes Gnaden
Kochen Nichts als Bettelsuppen.

S. 320:

Die Inder sind gar schlaue Leute,
Wie vor Jahrtausenden machen sie's heute;
Stirbt der Herr, so verbrennt man geschwind
Mit seiner Leiche Weib und Gesind',
Legt Ochs und Esel noch dazu,
So hat die ganze Wirthschaft Ruh'!
Vorüber bald wär' alle Noth,
Machtet ihr's hier so im Occidente:
Wenn man nach des alten Herrschers Tod
Doch die alten Minister verbrennen könnte.

S. 323:

Da habt ihr sie nach den neuen Normen,
Die Herr'n Beamten in Uniformen;
Die Hofräthe, wie sie ernsthaft schreiten!
„Verlor'ne Schildwachen" aus alten Zeiten.

S. 331:

Das Franzenvolk ist doch
Eine rechte Bagage!
Sie haben immer noch
Geld und Courage.

S. 335:

Wie sie nur sieglen bei Marathon,
Es ist den Wundern gleich!
Ohne Monturscommission
Und ohne Zapfenstreich.

S. 342:

Die Sache war verloren
In allem Anfang gleich:
In Deutschland durch die Professoren,
Durch die Studenten in Oesterreich.

So wirft diese Gedichtsammlung in mehr als einer Beziehung ein neues Licht auf Bauernfeld's Persönlichkeit, seine Weltanschauung und künstlerisch-praktisches Streben. Die Entwickelungen die während einer längern Reihe von Jahren in seinem Innern vorgingen spiegeln sich in diesem Buche klar ab; es dürfte daher für Jeden der Bauernfeld den Dramatiker nicht aus dem Auge verlor ein neues Interesse gewähren, ihn auch von dieser Seite kennenzulernen. Das volksthümliche Element ist darin das vorwiegende. Die rastlose Zeit eilt mit eisernen Schuhen über die Ländergebiete Europas hin, und die Völker blicken verwundert ihre mächtigen Fußtapfen an; nur der Dichter kennt wie ein fährtengerechter Jäger genau diese seltsamgeformten Spuren und deutet prophetisch in seinen Liedern seinem Volke was eben zu deuten ist an der Zeit.

Noch liegt uns zur Besprechung vor:

Wiener Einfälle und Ausfälle. Von Bauernfeld. Illustrirt von Zampis. Erstes Heft. Wien, März 1852. Lex.-8. 12 Ngr.

Ueber die Richtung welche dieses satirisch-humoristische Journal zu verfolgen gedenkt können wir des Verfassers eigene Worte citiren, wie er sich in einem launigen Dialog mit dem pränumerationslustigen Publicum darüber ausspricht:

Ist der Scherz in Wien ausgestorben? das Wienerherz abgestorben? Ich kann es nicht glauben! Mir wenigstens begegnen beide noch immer auf allen Tritten und Schritten, im Salon wie im Bürgerhaus, auf der Straße, im Theater, in der schönen Natur. Es gibt zwar jetzt eine Menge verdrießliche Dinge, auch ungemüthliche — das ist richtig! Aber eben darum gilt es die guten schönen Momente zu erhaschen, zu halten, festzuhalten. Zumeist die heitern denn sie sind die seltensten! Deshalb habe ich mir auch den Zweck der Erheiterung im bessern Sinne — den es mir sonst wol auf andern Wegen bisweilen zu erreichen gelang — in diesen „Einfällen und Ausfällen" einzig und allein zum Vorwurf gewählt. Es sollen darin abgeschildert werden: wiener Zustände und Begebenheiten, Familie und Häuslichkeit, Straßenphysiognomien, Gasthofsilhouetten, Theater, Concert, Kunstausstellung, Bälle, Salons, Landpartien — kurz was das Leben bringt, der Tag bietet. Und zwar in jeder Form: episch, lyrisch, dramatisch — in Prosa und Versen. Das ist mein ganzes Programm! Weiter will ich Nichts versprechen. Es schwebt mir Etwas vor — etwas Gutes, soviel ist gewiß — ob es aber gut ausfallen wird das weiß ich nicht. Die flüchtigen Blätter mögen für oder gegen sich selbst zeugen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Soweit der Verfasser. Man sieht aus diesem Programm und dem Beginne der ganzen Unternehmung daß

der unverwüstliche Humor, die alte vorige Lebenslust und Gemüthlichkeit der Wiener, die selbst in Deutschland sprüchwörtlich wurde, sich wieder nach einiger Erschütterung des Zwerchfells sehnt. Schwerlich dürfte eine andere europäische Residenz als Wien, wo sich die verschiedenartigsten volksthümlichen Elemente der großen Monarchie mischen, einer geistreichen Feder ein günstigeres Gebiet eröffnen. Schon dieses erstes Heft enthält unter andern gewürzten Artikeln eine vortreffliche Satire auf „Wiener Frauenmoden", ein launiges Charakterbild: „Wiener Gasthausleben", und die „Schutzzollfee, phantastisch-industrielles Zeitgemälde", allen Gewerbtreibenden bestens zu empfehlen. Der uns hier abgesteckte Raum erlaubt uns nicht ins Einzelne einzugehen; wir bemerken daher blos noch daß sich zwei tüchtige Kräfte zu diesem neuen Unternehmen vereint haben; denn die Illustrationen von Zampis lassen Nichts zu wünschen übrig, ja einige derselben, wie z. B. Lord Feuerbrand, die Schutzzollfee, der Geschirrfabrikant und mehre Gestalten zu den „Wiener Frauenmoden", sind Meisterstücke in ihrer Art zu nennen. Es steht also wol zu erwarten daß das Publicum Bauernfeld's „Wiener Einfälle und Ausfälle" nicht fallen lassen, sondern daran sein Gefallen finden wird. **Emanuel Raulf.**

Vorlesungen über Goethe's Torquato Tasso. Vorgetragen in der Aula der berner Hochschule von Ludwig Eckardt. Versuch eines literarisch-ästhetischen Commentars für Freunde des Dichters und höhere Lehranstalten. Mit einem Vorworte von Troxler. Bern, Fischer. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jedes echte Kunstwerk gewährt Befriedigung, wenn man es in seiner Gesammterscheinung auffaßt und auf sich wirken läßt; und es ist wiederum das erste Kennzeichen und Erforderniß eines wahren Kunstwerks daß es eben in seiner Gesammterscheinung Befriedigung gewährt. So rein das auf diese Weise erregte Wohlgefallen ist (weshalb sich auch die meisten Leser mit demselben begnügen), so ist es doch keineswegs vollkommen und es läßt sich noch unendlich steigern. Dazu gehört mehr als ein blos passives Aufnehmen, es ist nöthig daß der Leser mit der angestrengtesten Geistesthätigkeit das Kunstwerk gleichsam nachschaffe, daß er versuche „in die geheimnißvolle Werkstätte des hohen Dichtergeistes einzudringen". Wie Lessing verlangt daß der Dichter die äußern Gegenstände nicht eigentlich schildere, sondern sie dadurch zur lebendigsten Anschauung bringe daß er sie vor unsern Augen entstehen lasse: so wird man die volle Bedeutung eines Kunstwerks auch erst dann verstehen wenn man einen ähnlichen Weg einschlägt. Doch hat nicht jeder Leser die dazu nöthige Zeit oder Befähigung, weil Studien aller Art hierzu erforderlich sind. Es ist daher die Aufgabe der Kunstrichter, der Masse der Leser hier zu Hülfe zu kommen und mit ihnen als getreue Führer den Weg zu gehen den sie allein nicht finden könnten. Es ist dies aber eine schöne und fruchtbare Aufgabe, freilich auch eine schwierige, denn es hat der Führer dabei zwiefache Rücksicht ins Auge zu fassen und sie, so sehr sie einander oft widerstreben, doch aufs engste zu vereinigen: die Rücksicht auf das Kunstwerk und die auf den Leser. Es gehört hierzu aber eine gewisse Kraft der Seele die nicht so leicht gefunden wird, eine Entsagung seiner selbst, zu der sich selten Jemand versteht. Der Kunstrichter der ein Führer im wahren Sinne des Worts sein will muß sich selbst aufgeben, um nur dem Kunstwerk und seinem Leser zu leben. Wie schwer dies ist beweist die Erfahrung. Entweder lassen sich die Erklärer von ihren Lesern leiten oder sie führen sie durch so dornenvolle Wege daß die meisten zurückbleiben ehe das Ziel erreicht ist. Eines ist so verderblich und tadelnswerth als das Andere; Beides gleich fruchtlos. Freilich wissen sich die Einen einen gewissen Schein von Tüchtigkeit zu geben, die nämlich die da verlangen daß die Leser sogleich ihren eigenen, willkürlichen, oft ganz unrichtigen Standpunkt einnehmen, statt daß sie dieselben auf den führen der ihnen der bequemste und natürlichste ist; allein bei all diesem Schein, der anfangs wol täuschen kann, werden sie ihre Aufgabe nicht lösen. Zu dieser Art gehören namentlich diejenigen Erklärer welche von einem bestimmten philosophischen System ausgehen, in welches sie Kunstwerke und Leser einzuzwängen suchen und mit dem sie gewöhnlich auch Kunstwerk und Leser erwürgen. Man hat oft den guten Gottsched verhöhnt daß er behauptete man könne aus seiner „Kritischen Dichtkunst" alle möglichen Arten von Gedichten machen lernen, und es ist dies in der That eine mehr als lächerliche Behauptung, doch steckt das Lächerliche mehr in der Wahl des Ausdrucks als im Gedanken selbst. Er hat nämlich in seiner „Dichtkunst" aus der Betrachtung der vorhandenen Kunstwerke alle diejenigen Gesetze aufzustellen versucht welche die Dichter bei ihren Schöpfungen befolgt hatten (ob er immer richtig gesehen hat ist hier durchaus gleichgültig), und er hat dadurch zum richtigern Verständniß der Dichtungen geführt. Freilich hat der gute Mann nicht geahnt daß zum Dichten auch die Schöpferkraft noch nöthig sei, welche Lessing in seiner „Dramaturgie" so trefflich charakterisirt, aber bis auf diesen Punkt hatte er mit seiner Behauptung so ganz Unrecht nicht, und er unternahm in seiner „Dichtkunst" in der That nichts Anderes als was Lessing später in der „Dramaturgie", im „Laokoon", in den Abhandlungen über die Fabel und das Epigramm, freilich mit ganz anderer Berechtigung und ganz anderm Erfolge, ausführte. Es ließe sich bis auf einen gewissen Punkt behaupten daß man durch die genaue und verständige Befolgung der von Lessing dargestellten und zum Theil entdeckten Gesetze in den Stand gesetzt würde ein Drama zu verfassen (hat es ja Lessing selbst durch die That bewiesen); allein wie könnte man dieses von unsern neumodischen, tiefphilosophischen Kunstrichtern behaupten? Vermögen sie uns ja nicht einmal das Verständniß eines Kunstwerks zu eröffnen, weil sie in demselben nicht dessen Idee und Wesen, sondern nur ihr eigenes willkürliches System suchen und finden. Es verhalten sich diese Leute aber zur Kunst ungefähr so wie die Alchemisten zur Chemie: der Zufall führt ihnen manchmal einen glücklichen Fund zu, aber sie verstehen die Kunst ebenso wenig als jene die Natur; und beide tragen ihre willkürlich ausgeheckten phantastischen Systeme in die Gegenstände ihrer Beobachtungen, statt die Gesetze zu ermitteln die ihnen zugrundeliegen.

Je seltener aber gute Führer im Gebiete der Kunst sind, um desto erfreulicher ist es wenn wir einmal wieder einem begegnen den man mit voller Ueberzeugung den Wanderern anempfehlen kann. Ein solcher ist aber der Verfasser des obenangeführten Buchs, welches wir ohne Bedenken für eine der tüchtigsten Erscheinungen in diesem Felde erklären. Eckardt besitzt alle diejenigen Eigenschaften welche einen Kunstrichter bilden; er hat philosophische Bildung, ohne daß er sich in dem Spinngewebe eines bestimmten philosophischen Systems hätte fangen lassen; er hat Phantasie, Geschmack, Scharfsinn und einen schönen Vorrath an tüchtigen, durch treuen Fleiß erworbenen Kenntnissen; er hat, was hier vorallem noththut, diejenige Begeisterung und Bescheidenheit welche allein fähig macht in dem Dichter und dem Leser aufzugehen, und doch wiederum soviel Selbständigkeit daß sein Urtheil weder von seiner begeisterten Vorliebe für den Dichter noch von seiner bescheidenen Anspruchslosigkeit verfälscht wird.

Schon die bloße Angabe des Inhalts beweist den sichern Takt und die Allseitigkeit des Verfassers. Das Buch zerfällt in 12 Abschnitte: „Goethe vor und während des «Tasso»"; „Torquato Tasso, eine historische Skizze"; „Skizze der Handlung des Drama"; „Psychologische Entwickelung der Charaktere"; „Vergleichung der Charaktere"; „Dramatische Entfaltung des Kunstwerks"; „Die Idee des Kunstwerks"; „Ist «Tasso» ein Schauspiel oder eine Tragödie?"; „Das «Eigene» im «Tasso»"; „Ueber die Fortsetzung des Drama"; „Ueber die Sprüche und Sprache des Drama"; „Paraphrase der ausgewähltesten, nach den Charakteren geordneten Sprüche". Wir können hier unmöglich auf das Einzelne eingehen, so gern wir zeigen möchten wie der Verfasser überall seine Aufgabe mit Geist gelöst hat: wir müssen uns auf einige wenige Bemerkungen beschränken.

Der Gang der Untersuchung zeugt vom logischen Sinn des Verfassers, worauf wir umsomehr Gewicht legen, als er gerade bei philosophischen Schriftstellern nur gar zu häufig vermißt wird, die sich in den seltsamsten und oft wirklich possirlichsten Gedankensprüngen gefallen. Mit Recht führt uns Eckardt zuerst bei dem Dichter ein, dessen Schöpfung wir in der That erst dann recht verstehen, wenn wir uns genau vergegenwärtigen in welcher Lebenslage, in welcher Stimmung, mit welcher Absicht er sein Werk abfaßte. Denn so sehr Goethe (und zwar mit vollem Recht) wegen seiner Objectivität gerühmt wird, so „ist doch vielleicht nur bei wenigen Dichtern die Quelle ihrer Poesien so subjectiv wie bei ihm". Diese sehr richtige Bemerkung des Verfassers trifft genau mit der bekannten Aeußerung Goethe's zusammen daß jedes Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein müsse und daß alle die seinigen solche seien: „sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden" (Eckermann's „Gespräche", I, 54). Mit großem Geschick werden die Einzelheiten aus Goethe's innerm und äußerm Leben zusammengestellt, die uns unzweifelhaft darthun daß er neben dem historischen Tasso sich selbst in seinem Drama darstellen wollte; wir sind schon durch diese einleitenden Bemerkungen zur Ueberzeugung gelangt daß der Verfasser vollkommen Recht hat, wenn er dieselben mit dem Satze schließt: „Gleichwie Werther das Monument der ersten, so ist uns Tasso das Monument der zweiten Durchgangsperiode: dort ward der Mensch, hier der Dichter Goethe gerettet!" Wenn uns Eckardt sodann mit dem historischen Tasso bekanntmacht, d. h. mit dem Stoffe den der Dichter poetisch verarbeitet hat, so verschafft er uns dadurch die Möglichkeit, Goethe's Auffassung mit der geschichtlichen Ueberlieferung zu vergleichen und dessen Dichtergenius zu bewundern, der einerseits die Geschichte so meisterhaft beherrscht daß sie sich ihm in dem Zeitraum eines Tags fügen mußte, und andererseits eine Menge historischer, oft scheinbar kleiner Züge mit großer Treue und meistens in ungezwungener Verwebung benutzte. Hierauf gibt uns der Verfasser eine gedrängte Skizze der Handlung des Drama, durch welche sich das Verhältniß der Dichtung zum historischen Stoff scharf bemerkbar macht. Ganz vortrefflich ist die nachfolgende psychologische Entwickelung der Charaktere, die, wenn auch nicht alle gleich an innerer und äußerer Bedeutung, doch alle mit gleicher Liebe und gleicher Vollendung von dem Dichter geschaffen worden sind. Tasso ist natürlich die Hauptperson, er unterscheidet sich von den übrigen schon darin daß er der einzige nicht fertige Charakter ist: alle übrigen Gestalten neben ihm sind ausgeprägt, während er erst im Verlaufe der Handlung wird. Wir können dem Verfasser in seiner vortrefflichen Entwickelung nicht folgen: es genügt zu bemerken, daß es ihm gelingt die einzelnen Charaktere aus dem Drama herauszuheben und uns in ihrer wahrsten Gestalt vor die Seele zu führen. Ebenso geistvoll, wahr und erschöpfend ist die dramatische Entfaltung des Kunstwerks, welche dem Verfasser vielfache Gelegenheit zu vortrefflichen Bemerkungen über die Kunst im Allgemeinen und die Poesie im Besondern gibt, die alle ebenso wol von tiefem und gewissenhaftem Studium der bedeutendsten Dichter und Aesthetiker als von selbständigem Urtheil und ausgebildetem Geschmacke zeugen.

Im achten Abschnitt wird die Frage beantwortet, was die Idee des Drama sei. Goethe selbst wollte nicht anerkennen daß seinem „Tasso" eine besondere Idee zugrundeliege. „Idee", sagte er bei irgend einer Gelegenheit zu Eckermann, „daß ich nicht wüßte. Ich hatte das Leben Tasso's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso, dem ich als prosaischen Contrast den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weitern Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch." So entschieden dies lautet, so läßt sich der Verfasser dadurch nicht von einer weitern Prüfung zurückhalten, und mit Recht, da wir vom Dichter zu fodern berechtigt sind daß ein Werk auch eine Seele habe, mit andern Worten, daß ihm eine Idee zugrundeliege, „dieselbe mag ihm nun in voller Klarheit oder mehr unbestimmt vorgeschwebt sein". Bekanntlich dürfen wir solchen Aeußerungen Goethe's über seine Schöpfungen nicht unbedingtes Vertrauen schenken: er hat sich und sie oft nicht mehr verstanden, wenn er sie in spätern Jahren wieder betrachtete. So ärgert er sich einmal, um nur Ein Beispiel anzuführen, daß man seinen „Fischer" malen wolle. „Da malen sie meinen Fischer und bedenken nicht daß sich das gar nicht malen läßt. Es ist in dieser Ballade blos das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmuthige was uns im Sommer lockt uns zu baden. Weiter liegt Nichts darin, und wie läßt sich das malen!" (Eckermannn's „Gespräche", I, 79.) So wahr dies sein mag daß Goethe in der herrlichen Ballade die angegebene Idee darstellen wollte, so hat er dies eben als wahrer Dichter gethan, er hat dem Uebersinnlichen, Geistigen eine sinnliche, körperliche Gestalt gegeben, er hat den Gedanken zur Gestalt geschaffen. Und sobald dies geschehen war, sobald er die Idee zur sinnlichen Erscheinung gebracht hatte, warum sollte der Maler dieselbe nicht ebenso gut malen dürfen und malen können als jede andere sinnliche Erscheinung? Es ist aber dies ein Triumph des Dichters daß der Maler die Idee aus der das Gedicht hervorgegangen war gar nicht erkannte, sondern nur das Reelle in ihr erblickte, obgleich er, wenn er selbst ein echter Künstler war, die ursprüngliche Idee, wenn auch unwillkürlich und unbewußt, in der Haltung seines Gemäldes zum Verständniß gebracht haben wird. Eckardt hatte also vollkommen Recht sich durch jenen Ausspruch Goethe's nicht abschrecken zu lassen. Auch Andere, mochten sie nun die erwähnte Aeußerung kennen oder nicht, haben versucht der dem Tasso zugrundeliegenden Idee nachzuspüren. Lewitz meint, die Aufgabe die sich der Dichter gesetzt sei gewesen, einzig und allein das Hofleben in seinem ganzen Umfange, in seinem tiefsten Wesen zu schildern; Andere (Ficker, Schell) sehen in dem Drama den Gegensatz zwischen Poesie und Prosa; wieder Andere (Rötscher, Viehoff, Ulrici, Gervinus, Hillebrand, Eysell) sprechen ungefähr das Nämliche aus, wenn auch verschieden modificirt. Viel richtiger hat Eckardt erkannt was den Dichter zur Dichtung des „Tasso" getrieben; er spricht ihre Grundidee in folgenden Worten aus: „Erkenne deinen Beruf als Dichter und erfülle ihn in den von der Welt gesetzten Schranken!" Wenn dies richtig ist, und Niemand wird es bezweifeln der die gedrängte, aber vollkommen klare und überzeugende Ausführung liest, so ist „Tasso" allerdings, wie der Verfasser sagt, ein Dichtergemälde wie Tieck's herrliches „Dichterleben" und „Dichtertod".

Der uns vergönnte Raum erlaubt uns nicht über den neunten Abschnitt: „Das Eigene im «Tasso»", ausführlich zu berichten, so leid es uns thut; wir begnügen uns unsern Lesern mitzutheilen daß es dem Verfasser gelungen ist, in schlagender Weise darzuthun daß wie zu Tasso Goethe selbst, so zu den übrigen Charakteren bekannte Persönlichkeiten des weimari-

schen Hofs Vorbilder gewesen und daß der Dichter namentlich in Antonio den ihm so fremdlich und feindlich gegenüberstehenden Herder dargestellt hat. Es wird dieses wie uns so gewiß auch viele Andere überraschen, aber wie wir werden auch Andere sich von der Wahrheit dieses Ausspruchs überzeugen und finden daß der Verfasser die geheimsten Beziehungen mit seltenem Scharfsinn zur Klarheit gebracht hat.

Wir haben oben gesagt daß Eckardt sich weder durch seine Begeisterung noch durch seine Bescheidenheit in seinem Urtheile hat bestechen lassen; dies bewährt sich insbesondere im elften Abschnitte: „Ueber die Sprüche und Sprache", wo er dem Dichter mit vollem Recht vorwirft daß die den Personen in den Mund gelegten Sentenzen zu wenig Individuelles hätlen, was sich bei den meisten Personen allerdings aus ihrer gleichmäßigen vornehmen Bildung zum Theil erklären, doch in keiner Weise entschuldigen läßt. Hängt aber dies nicht mit der ganz richtigen Bemerkung des Dichters zusammen, daß „während uns Shakspeare mehr eine Welt voll äußerer Bewegung entrollt, in welcher sich die innere Bewegung der Charaktere abspiegelt, uns Goethe dagegen bei dürftiger äußerer Handlung ein Seelendrama gibt?" Der Mensch ist immer Mensch, die Modificationen haben gar häufig ihren Grund nicht sowol in dem innern Leben als in den äußern Verhälenissen. Liegt nicht in beiden Bemerkungen auch zugleich die Erklärung warum Goethe's „Tasso" und „Iphigenia", diese ewigen Kunstwerke, dennoch nicht zur theatralischen Aufführung gelangen und nach unserer Ansicht auch gar nicht gelangen können?

Wir wünschten sehr daß der Verfasser bei einer zweiten Ausgabe, welche das Buch wie wenige der Art verdient, hierüber sich aussprechen möchte. Diesem Wunsche fügen wir schließlich noch folgende Wünsche bei, aus denen der Verfasser ersehen möge welchen innigen Antheil wir an ihm und seinem Talente nehmen. Wir wünschen erstens daß er seinem im Ganzen nicht blos tadellosen, sondern recht erfreulichen, in frischer Lebendigkeit sich bewegenden Stile in einigen Punkten noch mehr Aufmerksamkeit widmen und insbesondere Das was Becker in seiner „Stilistik" so bezeichnend die Vergeistigung des Stils nennt, sowie auch die unserer Zeit leider so häufigen falschen Wortbildungen vermeiden möge, welche die Sprach e so abscheulich verunstalten. Es ist Pflicht insbesondere de s Kunstrichters sich auch einer möglichst schönen und correcten Sprache zu bedienen und uns von der Kunst nur in einer wohlgefälligen Darstellung zu sprechen. Wir können dem Verfasser in dieser Beziehung keinen bessern Rath geben als sich mit Becker's „Stilistik" (natürlich der größern) bekanntzumachen und sich Goethe's (frühere) Prosa zum Muster zu nehmen. Möge er diesen wohlgemeinten Rath nicht verkennen, den wir nur deswegen nicht zurückhalten, weil wir der Ansicht sind daß sein inhaltreiches Werk durch künstlerisch schönen Stil noch sehr gewinnen müßte. Wir wünschen zweitens daß er sich vor der Nachahmung der sogenannten geistreichen Schriftsteller hüte, welche den Ausdruck im piquanten Ausdrucke suchen und Wunder gethan zu haben glauben wenn sie eine Reihe seltsamer Wendungen und Redensarten aneinandergereiht haben. Diese Manier widersteht dem edlern Sinn des Verfassers; wenn er sich daher hinreißen läßt ihr zu huldigen, geht er aus sich selbst heraus und seine Darstellung wird ungleich. Diese Manier berührt um so unangenehmer als sie in der That auf entschiedener Geschmacklosigkeit beruht. Wenn sich der Verfasser an Goethe's Unwillen über die (S. 9, Anmerkung) angeführten Verse Herder's erinnert, so wird er nicht lange zweifelhaft sein, warum wir einige Ausdrücke auf S. 5 wegwünschten. Ebenso wenig können wir die ganze Stelle billigen welche der Verfasser als der Leserin gehörend bezeichnet. Ein Stück Saphir mitten unter der ernsten, gehaltenen Darstellung Eckardt's macht zum allerwenigsten keinen angenehmen Eindruck. Wir würden uns über die Stelle freuen können wenn sie uns als fliegendes Blatt oder in den „Fliegenden Blättern" entgegenträte, denn sie ist an sich gar hübsch und witzig; aber zu ihrer Umgebung paßt sie so wenig als Saphir zu Goethe oder als ein Satyr zur Melpomene. Drittens wünschten wir daß der Verfasser seiner mit Einsicht und sittlicher Würde durchgeführten Paraphrase der merkwürdigsten Sprüche und Sentenzen Parallelstellen aus Goethe und andern deutschen Schriftstellern beigegeben haben möchte; es würde dies eine namentlich für die jüngern Leser fruchtreiche Zugabe sein, was ich nicht weiter auszuführen brauche. Viertens und endlich wünschen wir daß es dem Verfasser gefallen möge, die versprochene selbständige Abhandlung und ästhetische Untersuchung über das Wesen des poetischen Spruchs bald zu geben; wir versprechen uns viel davon, und der Verfasser ist der schönen, aber auch schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen, wie wir uns aus dem vorliegenden Buche überzeugt haben, das wir schließlich unsern Lesern und Leserinnen aus vollster Seele empfehlen. Möchte es namentlich in Oestreich, der Heimat des Verfassers, zahlreiche Freunde finden, damit ihm die Wissenschaft dort wieder gebe was ihm die Politik geraubt hat. Eckardt war nämlich Mitglied des Ausschusses der wiener Aula. 74.

Italienisches Wanderbuch. 1850—51. Von A. L. von Rochau. Zwei Bände. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1852. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist wirklich ein eigenes Ding um die Touristenliteratur der Gegenwart. Mit so großem Interesse sie vor einem Decennium etwa noch begrüßt und aufgenommen ward, mit fast ebenso großer Theilnahmlosigkeit wendet man sich jetzt von ihr ab. Daß sie sich überlebt habe, wäre eine Behauptung für welche nur schwer vollgültige Beweise sich beibringen ließen, selbst wenn man zugesteht daß jetzt, wo das Reisen selbst durch die erweiterten und im großartigen Maßstabe vermehrten Verkehrsmittel so außerordentlich erleichtert worden ist, und die entferntesten Gegenden und Länder einander bis auf kurze Lustreisen nahegerückt sind, leicht und bequem die eigene lebendige Anschauung einem großem Theile des Publicums das Surrogat der einschlägigen Literatur mehr als entbehrlich macht. Der eigentliche Grund jener Theilnahmlosigkeit liegt zweifelsohne tiefer. Wie die Kunst durch die Künstler gefallen, so ist jener Mangel an Interesse zumeist den Schriftstellern selbst zuzuschreiben. Die Touristenliteratur ist seit ihrem Beginn von Berufenen und Unberufenen so mercantilisch ausgebeutet worden, sie hat in vielen Fällen so nackt und bloß als eine Speculation auf die Leichtgläubigkeit und die Geldbeutel des Publicums sich dargestellt, und selbst auf diesem Gebiete mit Recht berühmte Namen haben in dieser Art so augenscheinlich gesündigt, daß man sich nicht wundern kann wenn dieser ganze Literaturzweig ein wenig stark in Verruf gekommen und man fast mit Mistrauen an die Musterung neuer Triebe desselben zu gehen gewohnt worden ist. Italien überdies ist jetzt ein Land das wo noch nicht aus eigener Anschauung, doch durch die ausgebreitete Thätigkeit bedeutender und unbedeutender Schriftsteller dem gebildeten Publicum in allen seinen einzelnen bemerkenswerthen Punkten fast heimatlich, ja vielleicht sogar genauer als die Heimat bekanntgeworden, und es ist wahr was bei ähnlichem Anlasse schön anderwärts ausgesprochen: daß eine ziemliche Dosis Selbstvertrauen und Muth dazu gehöre, die Touristenliteratur, die wir von der speciell sachlichen und fachlichen, der wissenschaftlichen mit einem Worte, scharf zu sondern bitten, gerade über dieses Land aufs neue zu vermehren: Muth und Selbstvertrauen für den Schriftsteller der das unternimmt, sobald es ihm um mehr als die bequeme Deckung der Reisespesen oder um Befriedigung eines literarischen Kitzels zu thun, Muth aber auch für den Buchhändler in der Gegenwart mit einem derartigen, äußerlich sehr überflüssig erscheinenden Werke an das Licht zu treten.

Beide, Autor und Verleger, haben dieses Selbstvertrauen, diesen Muth besessen, und wir meinen in vorliegendem Falle

nicht zu ihrem Nachtheil, noch weniger zum Nachtheil des Publicums. Daß Rochau in die Classe der verrufenen Touristen nicht gehört, beweist — dürfte man nicht aus andern sehr verdienstlichen Leistungen dies schon schließen — ein auch nur flüchtiger Blick in dieses sein neuestes Werk hinlänglich. Als geistreicher Mann von umfassender allgemeiner Bildung, nicht nur auf belletristischem, sondern auch auf politischem Gebiete wohlbekannt, ließ sich von vornherein erwarten daß auch er die obigen allgemeinen Gedanken vor Herausgabe seines Buchs wohl beherzigt, daß er demgemäß einen von dem der großen Masse der Touristen abweichenden Standpunkt für die Abfassung desselben eingenommen, daß gerade er — in den Jahren 1850—51 — mit einem Worte vorzugsweise den Menschen, das Volk, die Gesellschaft ins Auge gefaßt und das descriptive Moment mehr als Staffage gebraucht haben werde. Und so findet es sich denn in der That in diesem „Wanderbuch". Niemand aber wird in Abrede stellen mögen daß es vielfach interessant sei wahrzunehmen, wie die jetzigen Zustände und der Charakter des italienischen Volks sich in der Anschauung eines wirklich geistreichen und gerade in dieser Rücksicht auf Competenz mit vollem Rechte Anspruch besitzenden Mannes sich widerspiegeln, wie der Verfasser es ist, von dem man überdies ungeschminkte Offenheit und rücksichtsloses Aussprechen seiner Ansicht schon gewohnt geworden. Man muß es als Wahrheit und dürfte es als Motto für sein Buch annehmen, wenn der Verfasser (II, 23) gelegentlich sagt: „Ich habe niemals den allergeringsten Werth darauf gelegt, mich mit der geltenden Meinung abzufinden; es kommt mir vor allen Dingen darauf an, eine ehrliche eigene Meinung zu gewinnen, und indem ich sie mit möglichst geringer Rücksichtsnehmerei ausspreche, räume ich mit größter Bereitwilligkeit den Andern das nämliche Recht ein, welches ich den Meinungen der Andern gegenüber für mich in Anspruch nehme."

Rochau wird es uns daher auch nicht verargen wenn wir, bei aller sonstigen Anerkennung, das „nämliche Recht" beanspruchen und „mit möglichst geringer Rücksichtsnehmerei" aussprechen, daß er uns sehr wohl daran gethan zu haben scheint, mit seinen Bemerkungen und Urtheilen über künstlerische Gegenstände, abgesehen davon daß letztere in früher über Italien erschienenen Werken mehr als genügend beleuchtet und abgehandelt worden sind, leidlich sparsam umzugehen. Denn obwol auch in Rücksicht darauf es an geistvollen, treffenden und wenigstens zum Nachdenken anreizenden Bemerkungen nicht mangelt (das dünkt uns namentlich in Betreff der Baukunst der Fall zu sein), so fehlt es doch auch an schiefen und übertriebenen Behauptungen nicht, die man unmöglich blindlings unterschreiben kann. Lessing spricht ohne Zweifel nur seine eigene innerste Ueberzeugung aus, wenn er den Maler Conti zum Prinzen (in „Emilia Galotti") sagen läßt daß Rafael jedenfalls ein großer und genialer Maler gewesen wäre, auch wenn er ohne Hände geboren worden wäre. Wenn irgend eine, wird man sicher in Bezug auf die Kunst Lessing's Autorität gelten lassen, und Rochau beruft sich gelegentlich selbst einmal in dieser Rücksicht mit voller Anerkennung auf ihn. Indeß wollen wir auch von allen Autoritäten absehen — wir lieben sie ebenfalls nicht als Endbeweis und mögen unserm Verfasser umsoweniger zumuthen ihnen sich zu unterwerfen —, so dünkt es uns dennoch gar zu weit gegangen wenn er in Rafael Nichts als einen „correcten Maler", Nichts als einen „Meister des Handwerks der Malerei" ohne „schöpferisches Feuer, ohne Begeisterung und Schwung der Phantasie" sehen will, wenn er Michel Angelo's Jüngstem Gericht den Mangel an künstlerischer Einheit zum Vorwurf macht und den Stoff desselben einerseits als ekelhaft, andererseits als einen Selbstmord der Kunst bezeichnet.

Man könnte zu dem Glauben verleitet werden, unsern Verfasser habe hierbei ein unwillkürliches Oppositionsgelüste angewandelt, er habe absichtlich nur einen Tadel aussprechen wollen, wo Alle loben und bewundern. Allein wer Rochau näher auch nur aus seinen Schriften kennt, wird diese Insinuation ernstlich zurückweisen. Ja, man könnte vielleicht glauben die Bequemlichkeitsliebe und eine allerdings scheinbar sehr niedrige und materielle Ansicht von der Kunst habe ihn mindestens zu dem Urtheil über die Werke Michel Angelo's in der Sixtina, dem er sonst vielfache Anerkennung zollt, verleitet. Denn er beklagt sich über das körperliche Misbehagen, welches die zu ihrer Betrachtung nothwendige Stellung mit steilrecht emporgerichtetem Blick und peinlich gestrecktem Halse hervorbringt, und erklärt unumwunden daß er in Dingen der Kunst zur Zahl Derer gehöre welche dort eine Frucht suchen nach der sie nur die Hand auszustrecken brauchen, und daß ihm die Kunstfreude verleidet werde wenn er sie nicht mit Bequemlichkeit genießen könne. Allein bei einem so feingebildeten Sinne, wie ihn der Verfasser sonst hervorstechend zeigt, dürfen wir ihm schwerlich diese unwürdige Ansicht von der Kunst imputiren, welche die letztere rein in das Gebiet des materiellsten sinnlichen Genusses hinabzieht, zumal sie mit andern seiner derartigen Aeußerungen in directem Widerspruche stehen würde. Hier bleibt denn in der That kaum etwas Anderes übrig als die Annahme einer momentanen Verstimmung, die ins Tagebuch übertragen worden und bei der nur zu bedauern bleibt daß sie bei späterer Sichtung desselben für den Druck, vielleicht um der Anschauung nicht den Charakter ursprünglicher Frische zu rauben, nicht unterdrückt worden ist. Es wäre dies auch bei manchen andern Stellen wünschenswerth gewesen, um möglichen schiefen Urtheilen über den eigenen Geschmack und selbst die Vorurtheilslosigkeit des Verfassers zu begegnen.

In Bezug indeß auf das Urtheil über Rafael hält diese Erklärung allein nicht Stich. Und nehmen wir auch an daß Rochau sich zu einiger Uebertreibung seiner eigenen Ansicht habe verleiten lassen (daß er „sich in die Hitze hineingeredet" habe, dergleichen kommt häufiger vor als man zu glauben oft geneigt sein dürfte!), so meinen wir doch hier noch einen tiefern Grund dieser Abneigung, daß wir so sagen, annehmen zu dürfen. In dem Charakter der italienischen Maler (und auch Rafael's namentlich) liegt selbst bei der Behandlung der ernstesten Gegenstände ein gewissermaßen heiterer Reiz, eine Art glücklicher Sorglosigkeit und weicher Ruhe. Je mehr diese sonst mit hohem Entzücken erfüllte, umsoweniger dürfte man darüber sich wundern daß man in der jüngsten Gegenwart das Interesse daran wenn nicht ganz verloren, doch sehr geschmälert sieht, da unverkennbar jedem unbefangenen Beobachter die Wahrnehmung unwiderstehlich sich aufdrängt daß die Stimmung dieser Gegenwart eine, selbst wo sie in das Gewand des Scherzes und der Fröhlichkeit sich kleidet, überwiegend ernste geworden ist, wozu die Veranlassung hinreichend in dem Umschwunge der Zeit und der brennenden Fragen liegt, welche sie auf fast allen Gebieten des humanen Interesses bewegen. Daß auch der Kunstgeschmack von dieser veränderten Zeitstimmung afficirt wird, ist zu natürlich um eines besondern Beweises zu bedürfen, und so mögen wir vielleicht aus dieser Zeitstimmung heraus, die in unserm Verfasser, wie so manche andere Stellen seines Buchs beweisen, lebendiger als in so manchem Andern pulsirt, mit Hinzunahme einer gewissen Derbheit und Unumwundenheit des Aussprechens der eigenen Ansicht, wofür auch sonst noch Beweise vorliegen, jenes auffallend abfällige Urtheil über Rafael uns wol erklären, wenn wir es auch nicht billigen können.

Verhältnißmäßig nur wenig, man darf sagen, erstaunlich wenig nur gibt übrigens, wie schon bemerkt, der Verfasser Andeutungen und Urtheile über die Kunst. Ja auch die Beschreibung der Natur und das Topographische läßt er mit Recht in den Hintergrund treten, obwol, wo er dergleichen bietet, man ebenso die frische, naive Auffassungsgabe als die einfache, natürliche und anmuthige Darstellungsweise rühmen muß. Der Mensch und dessen Betrachtung in socialer und politischer Beziehung ist ihm die Hauptsache, und in dieser Rücksicht muß man sein „Wanderbuch" als ein für jetzt das lebendigste Interesse herausfoderndes Werk, von diesem Standpunkte als ein neues, in der That ein Bedürfniß befriedigendes anerkennen.

Für die Darstellung selbst steht dem Verfasser eine befriedigende Leichtigkeit und Schärfe zugebote, die mit wenigen, oft keck hingeworfenen Pinselstrichen ein charakteristisches Bild zu geben weiß, und indem sie von hohlem Phrasenkram sich frei erhält, mit prägnanter Sicherheit die individuell bezeichnenden Züge glücklich und scharf heraushebt. Dabei bleibt die Darstellung, der man eine fesselnde Kraft nachrühmen muß, bei aller Frische doch im Ganzen selbst elegant, wenn man auch in einzelnen Abschnitten eine rücksichtslose Derbheit verwaltend findet, die mehr dem vertraulichen Briefstil als dem Salontypus angehört. Man fühlt es so manchen Stellen recht deutlich an daß es dem Verfasser um eine Herzenserleichterung zu thun gewesen und daß er dieselbe auch glücklich sich zu verschaffen gewußt. Eine Menge kurz hingeworfener allgemeiner Betrachtungen, geistvoller und anregender Gedanken sind ungezwungen eingewebt, die man mit um so größerm Interesse liest als sie nirgend absichtlich und gesucht erscheinen, und selbst wo man mit dem Verfasser sich nicht vollständig einverstanden fühlt wird jenes Interesse rege bleiben. Man fühlt sich in guter Gesellschaft, und da verzeiht man gern auch eine scharfe Bemerkung, eine auf die Spitze gestellte Behauptung, weil sie anregend wirken. Und so Manches wird man im Stillen als volle Wahrheit anerkennen, selbst wenn man Gründe hat dies nicht offen zu bekennen. Dergleichen kommt auch vor und hat sein Gutes!

Von Luzern aus führt der Verfasser seine Leser über den Vierwaldstädtersee, den St.-Gotthard und Lago Maggiore nach Mailand, und schon hier webt er so manche kleine anziehend und lebendig skizzirte Genrebilder seiner Darstellung ein, welche derselben einen frischen Reiz verleihen. Mailand, namentlich aber Venedig erfährt eine ausführlichere Berücksichtigung, auch Triest schließt sich daran, und von dort geht es nach Padua, Bologna, Florenz, das wiederum eine größere Station bildet, über Pisa und Lucca, von Livorno zur See nach Civitavecchia und von dort nach dem ewigen Rom, das nun zu besondern Betrachtungen Anlaß gibt. Der Faschingsdienstag und Aschermittwoch, das Capitol, die vaticanische Bildersammlung, Oper und Schauspiel, auch die Priester und das Priesterregiment bilden hier interessante Excurse. Nicht minder interessant sind die Bemerkungen über die römischen Kirchen und päpstlichen Paläste und die Sixtinische Kapelle, die Gemäldegalerien und Naturbilder der ewigen Stadt und der Palast der Conservatoren. Auch den Besuch in Steinhäuser's Werkstatt wird man ebenso gern wie die Ausflüge zur Villa Albani, nach Tivoli u. s. w. mit dem Verfasser machen. Von dort führt er den Leser nach Neapel, das an sich und in seiner nähern und entferntern Umgebung (Pompeji und Herculanum, Camaldoli, Puzzuoli, Cumä, Bajä, Salerno und Amalfi, Castellamare, Sorrent, Capri, Ischia, die Karthause, der Vesuv) Gelegenheit zu höchst interessanten Schilderungen bietet. Von Neapel nach Rom zurückgekehrt gelangen wir von dort nach Genua und Turin, die in ihrer Bedeutsamkeit für Italiens Entwickelung wohl gewürdigt werden, und von letzterm Orte über den Mont-Cenis, Chambery und Aix nach Genf zurück, wo der Verfasser seine Leser, die ihm zweifelsohne mit Spannung und Theilnahme gern noch weiter folgen würden, entläßt. Wir glauben dem „Wanderbuch" eine große Verbreitung prognosticiren zu dürfen: jedenfalls verdient es dieselbe. 4.

Michaïl Lermontoff's poetischer Nachlaß, zum ersten male in den Versmaßen der Urschrift aus dem Russischen übersetzt, mit einer Einleitung und erläuterndem Anhange versehen von Friedrich Bodenstedt. Erster Band. Berlin, Decker. 1852. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Bodenstedt, der durch seine trefflich gezeichneten Bilder aus dem Kaukasus sich in der deutschen Lesewelt einen nicht gewöhnlichen Ruf erworben und jedenfalls viel zur nähern Kenntniß des in jeder Hinsicht so interessanten Landes beigetragen hat, bringt hier den Nachlaß eines russischen Dichters, der kaum 30 Jahre alt 1841 am Kaukasus in einem Duell sein Leben endete.

Die den Gedichten vorausgeschickte Einleitung enthält sehr treffende Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten der russischen Poesie, sowie über die Wechselwirkungen zwischen dem Dichter und dem sehr empfänglichen Publicum, das dem Schriftsteller die Verpflichtung auferlegt, klar im Ausdruck, einfach in der Darstellung und allgemein verständlich zu sein, sowie auch nur naheliegende Bilder zu wählen. Sie spricht sich ferner über die wirklich große Meisterschaft des Russen, selbst desjenigen aus den niedrigsten Schichten, im Erzählen aus, weist auf die Fülle wirksamer Bilder und Mittel hin, die derselbe dazu verwendet, und führt zum Beweise einige recht schlagende Beispiele aus Mickiewicz „Vorlesungen über slawische Literatur" an.

Die erste Pflanzschule russischer Bildung und Kunst war, wie der Verfasser richtig bemerkt, die Kirche, die sich jedoch einer Sprache bedient, welche der Masse vielfach unverständlich ist. Aus diesem Grunde mußte die volksthümliche Sprache des Landes zur Trägerin der besonders in der Lyrik reichen Poesie werden.

Fürst Kantemir (gest. 1744), Sohn des Hospodars der Moldau, ausgestattet mit allen Vortheilen einer vollendeten Erziehung und im vollen Besitze mehrer hochgebildeten Sprachen, eröffnet den Reigen der russischen Dichter. Er schrieb vorzugsweise Satiren, die jedoch, da sie lebhaft an französische Muster erinnern, nicht für national gelten können. Ihm folgte der aus einem Fischerdorfe am Weißen Meere hervorgegangene große Lomonosoff (gest. 1765), der Schöpfer der russischen Schriftsprache, dem das Zarenreich die erste Grammatik verdankt und der auch die Gesetze der Metrik feststellte; dann der reichbegabte Derschawin (gest. 1816) und endlich Puschkin, der größte und fruchtbarste Nationaldichter Rußlands, sowie dessen Zögling Lermontoff, mit welchem der Läuterungsproceß endigt. Diesen Fünf nun als den Heroen der russischen Literatur weist Bodenstedt die Ehrenplätze an, ohne jedoch andere Talente mit Stillschweigen zu übergehen; im Gegentheil thut er des Fabeldichters Kryloff, Shukowski's, des Uebersetzers von Goethe und Schiller sowie der „Odyssee", und Kolzoff's, des Mannes aus dem Volke, rühmend Erwähnung, wenn er auch Chemiakoff, Baratinski, N. Jasikoff, A. Timofejeff, Benediktoff, Sokoloffski, A. Podolinski, L. Jakubowitsch, die Fürstin Wolkonska, die Gräfin Rostopschin und Andere, die den Genannten in vieler Hinsicht wohl an die Seite zu stellen sind, nicht namentlich berührt.

Bodenstedt wollte in der Uebersetzung der Lermontoff'schen Dichtungen die ganze Farbenfrische des Originals wiedergeben, ohne, wie er sagt, in den metrischen Bildern das Geringste zu ändern, einen Gedanken, ein Bild zu verwischen und vornehmlich ohne das Maß des Schönen zu überschreiten. Seine Methode konnte deshalb weder wortgetreue Uebertragung noch freie Nachbildung sein; sie war vielmehr darauf angewiesen, Etwas zu liefern das sich wie ein formvollendetes Originalwerk läse, ohne daß dabei ein wesentlicher Zug der Urschrift vermißt werde. Das Ziel schien ihm erreichbar, denn er hält die deutsche Sprache, wie er sich ausdrückt, für ein Instrument, dessen Saiten tonkundige Finger alle Weisen zu entlocken vermögen und deren Mistöne lediglich die Schuld des Spielers sein können. Nun, der Musikant hat alle Ehre von seiner Leistung, denn das Ziel was er sich gesteckt hat ist nach unserer Ansicht vollständig erreicht. Die Uebersetzung liest sich glatt und fließend, als wäre sie Original, und hat dabei streng den eigenthümlichen Typus der die Urschrift charakterisirt bewahrt. Bodenstedt hat eine Gabe gebracht die im deutschen Publicum gewiß großen Anklang finden wird, und sich damit zugleich den Dank zweier Nationen erworben: der russischen, daß er einen ihrer hervorragendsten Dichter

auch dem Auslande zugänglich macht; der deutschen, daß er ihr die noch so wenig ausgebeuteten Schätze des slawischen Osten erschließt. Dem ersten Bande, der in drei Abtheilungen lyrische Vorklänge, Gedichte epischer Gattung und lyrische Nachklänge, so wie am Schlusse die zum Verständniß nothwendigen Anmerkungen enthält, soll ein zweiter folgen, der die ausführliche Lebensbeschreibung Lermontoff's in Aussicht stellt. Wir sehen ihm mit Verlangen entgegen und täuschen uns gewiß nicht, wenn wir annehmen, er werde ebenso viel Schönes enthalten wie der uns vorliegende. 50.

Kirche um Kirche.

Möhler's „Symbolik" — deren Inhalt den protestantisch erzogenen trefflichen Bildhauer Steinhäuser zum Katholicismus führte — ist ein kluggehaltenes, feines, gut geschriebenes Buch. Ohne heftig zu werden, sollen den Reformatoren Voreiligkeiten, Irrthümer und Schwankungen nachgewiesen sein, wogegen die alte Kirche in Weisheit, Erhabenheit und Sicherheit hervorleuchte, wenngleich Mängel und Misbräuche in derselben Rüge verdienten. Und wahrlich, das durch viele Jahrhunderte aufgeführte und vervollständigte Kirchengebäude des Christenthums ist keineswegs ein Werk der Thorheit, sondern voll Verstand, und man braucht nur Anstößiges zu verdecken oder ihm eine günstigere Deutung zu geben, auch die Idee des Ganzen — einen poetischen Katholicismus — einwirken zu lassen, um sich angezogen zu fühlen, wogegen der Protestantismus aus Entrüstung gegen einzelne Schäden einen Neubau anfing, den Hindernisse mancher Art störten und der durch Uneinigkeit der Bauenden unvollendet bleiben mußte. Suchte doch das Concil von Trient eine Ausbesserung des Angefochtenen, welche seitdem katholisch sich bewährte, und Möhler will Vorzüge des dadurch Gewonnenen auf alle Weise wider die Reformatoren ins Licht stellen. Ranke macht ihm den Vorwurf, er habe das später Gewordene gegen die Beschuldigungen des Frühern ins Feld geführt, und allerdings erscheint dies als historische Erschleichung; allein gerade daß sie ihm zum Vortheil gereichte, beweist für seine verfochtene Sache, und daß dieser eine innere Fortbildung nicht widernatürlich sei. Mit großem Geschick vergleicht er die dogmatischen Bestimmungen, Vorzüge der katholischen entwickelnd und besonders deren Lehren von der Rechtfertigung und Messe vertheidigend. Hatten die Reformatoren aus Abneigung gegen das Verdienst guter Werke den Glauben als Grundlage der Rechtfertigung hervorgehoben, so lag es nahe, zu sagen: „Rechtfertigung sei eine völlige Umwandlung des ganzen innern Menschen, der Glaube ohne Liebe sei todt, und was sei der Glaube anders als das gute noch im Gemüth beschlossene Werk und das christliche Werk anders als der zutagegelegte Glaube?" Einen todten lieblosen Glauben wollten gewiß die Reformatoren nicht lehren, aber die in den Katholicismus eingedrungene Werkheiligkeit widersprach ihren Begriffen von christlicher Demuth und Heilsbedürfniß. Merkwürdig und in ihrer Art meisterhaft ist Möhler's Entwickelung des wahren Sinns der Messe, über welche der arabische Philosoph Averrhoes urtheilte: „von allen Religionen sei die absurdeste und widersinnigste diejenige deren Bekenner die Gottheit erschaffen und sie hernach aufessen." Wir hören: „In der Eucharistie ist die wirkliche Gegenwart Christi Grundlage der gesammten Betrachtungsweise, ohnedem wäre sie eine bloße Erinnerung an den sich opfernden Christus. Die Verwandlung ist der schärfste Ausdruck der Objectivität der in den Sacramenten dargebotenen Seelenspeise, es sollte mittels eines göttlichen Wunders einem falschen subjectiven Wesen vorgebeugt werden. Das Christenthum mit seinem ganzen Inhalt stellt sich in der Brotverwandlungslehre als eine äußere unmittelbare göttliche Offenbarung dar; das Empfangene in Einer Gestalt gehört zur Disciplin, nicht zum Dogma. In dieser Enthaltung vom Kelch beweist der Katholik daß es ihm nicht um die Form zu thun sei. In der katholischen Kirchenlehre bewegen sich zwei Elemente, das göttliche und menschliche, das übernatürliche und natürliche, mystische und verständige, gleichförmig und harmonisch ineinander." Aehnliche Erklärung gab einst F. Baader: „durch irdische Speise (den Apfelbiß) sei die Gnade Gottes verloren, sie müsse durch eine himmlische Speise wieder gewonnen werden", worüber ein Spötter bemerkte: „da der Mensch aus dem Paradiese sich herausgegessen, müsse er sich wieder hineinessen." In protestantischen Bestimmungen des Abendmahlsacraments (Zwingli ausgenommen) ist die Bemühung auffallend, dem katholischen Lehrbegriff sich anzunähern, ohne dessen Vollständigkeit gutzuheißen.

Ueberlassen wir jedoch solche dogmatische Erörterungen sich selbst; in ihnen liegt nicht der Hauptgegensatz des Katholischen und Protestantischen, er liegt im Begriff der Kirche. Dem unsprünglichen Christenthume war dieser fremd, es sei denn daß man eine geringe Anzahl Erweckter und Gläubiger Kirche nennen wolle; außer der Taufe als Zeichen des Eintritts in ihre Gemeinschaft, fehlten kirchliche Anordnungen; erst nach dem Tode und der Auferstehung des Heilands bildeten sich unter den Jüngern die Anfänge der spätern christlichen Kirche — in verschiedenem Baustil morgenländisch und abendländisch; — ja wollte man diesen Begriff schon für den Ursprung festhalten, so war die Kirche eine unsichtbare, auf innerer Gesinnung beruhende, nicht als sichtbare Macht und Ein Ganzes mit Aeußerlichkeit des Daseins hervortretende. Diesem Gedanken des Unsichtbaren bewegten sich die Reformatoren entgegen, als sie von der bestehenden sichtbaren Kirche sich trennten und eine schriftmäßigere, dem Ursprunge des Christenthums ähnlichere Glaubensgemeinschaft suchten, und haben denselben auch ausgesprochen. Nur freilich besteht das Wesen einer sichtbaren Kirche in Aeußerlichkeit, in gewissen Formen des Gottesdienstes, Einrichtungen des Lebens und festgesetzter Lehrweise zum Behuf der Erweckung, Stärkung, Berichtigung innerlichen Glaubens und gottgefälligen Wandels. Wäre dieses Innerliche als Zweck des Aeußerlichen vollkommen wirklich in einer Gemeinschaft der Gläubigen vorhanden, so bedürfte diese unsichtbare Kirche keiner äußerlich sichtbaren, und es würde für die letzte Dasjenige eintreten was nach Fichte Aufgabe des Staats war — sich selbst überflüssig zu machen. Unter Menschen wie unsere irdischen ist solche Voraussetzung unstatthaft, es mußte demnach eine sichtbare protestantische Kirche sich bilden und that es durch Confessionen und Kirchenordnungen welche tauglich schienen, darin immer der katholischen gleich daß sie ein Unsichtbares durch sichtbare Einrichtungen zu erreichen strebte. Christlich wollten beide sein, waren nur ungleich in den Mitteln für wahres Christenthum, und weil Uneinigkeit über Aeußerlichkeiten meistens schwerer zu schlichten ist als selbst ein Gegensatz zwischen Innerlichkeiten, so blieben alle Versuche zur Einigung fruchtlos. Die Mutterkirche berief sich auf Ueberlieferung, festgegliederte Verfassung, lebendige Autorität des Papstes; die abgefallene Tochter auf Schriftwort, Ursprungsform und Zweck aller christlichen Kircheneinrichtung; die Verständigung mußte trotz wiederholter Versuche misglücken, und man darf sich nur jener Annäherungsversuche erinnern an denen Bossuet und Leibniz theilnahmen, um einzusehen wie an dem Begriff der Kirche das Beginnen scheiterte.

Möhler macht daher von diesem Begriff entschiedenen Gebrauch und spricht: „Der wesentliche Inhalt der Heiligen Schrift ist in der Kirche ewig gegenwärtig, weil er ihr Herzensblut, ihr Odem, ihre Seele, ihr Alles ist. Die Heilige Schrift ist keine Richterin bei Bestimmung Dessen was Heilslehre ist, so wenig als das bürgerliche Gesetzbuch zugleich die richterliche Behörde sein kann; eine positive Religion, wenn sie stets als eine bestimmte Autorität wirken soll, muß fortwährend durch eine Autorität den kommenden Geschlechtern vermittelt werden." Wo wäre diese Autorität bei den Protestanten und wie kämen sie ohne dieselbe zur Einigung, die noch

is auf unsere Tage fehlt? Uebertritte vom Protestantismus zum Katholicismus sind besonders durch diesen Mangel veranlaßt, denn der Mensch sucht einen festen Halt wie in der bürgerlichen Gesellschaft so in der Kirche, selbst wenn es mit manchem Lästigen verbunden sein und der zeitliche Machtinhaber Veränderung des Regiments wünschenswerth machen sollte. Ward der Protestantismus verletzt durch die überwiegende Aeußerlichkeit des Christenthums in katholischer Kirche, so ist zu erwidern daß jede Sichtbarkeit zugeich eine Aeußerlichkeit ist und die sichtbare Kirche darin nur das Ihre thut, um das Unsichtbare zu fördern.

Gegen Möhler hat Nitzsch eine etwas breite unbeholfene Beantwortung geschrieben (vergl. „Theologische Studien und Kritiken" von Ullmann und Umbreit) und den Stier bei den Hörnern angegriffen. Er verweist nämlich auf die Bekenntnißschriften der Protestanten und behauptet deren übereinstimmende Kirchlichkeit mit Lehren die vor dem Concil von Trient in der katholischen Kirche ungerügt vorgetragen wurden. Als ob nicht kirchliche Veranlassungen nähere Bestimmungen hervorriefen und nicht das Frühere immer dem Spätern weichen müßte! Besser ist eine andere Bemerkung: daß Möhler einzelne Privatäußerungen der Reformatoren zu stark gerügt, indem ja in der katholischen Kirche auch einzelne Lehren, wie diejenigen des Augustin, Thomas, Scotus, die Kirchenlehre bestimmten, und es gebe überhaupt keine unerschaffenen Dogmen. Ueber das verschiedene Verhältniß des Sacraments und Worts wird erinnert: „Katholisch macht das Sacrament des Lebens theilhaft und das Wort ernährt dieses Leben. Also das Sacrament ist vorgeordnetes eigentliches Mittel des Heils. Für den Protestantismus findet das entgegengesetzte Verhältniß statt; im protestantischen Lehrbegriff des Sacraments besteht eine dem ausleerenden Zeichenglauben und verwandelnden Aberglauben entgegengesetzte Mystik." Allerdings richtig, es wird auch hierin offenbar wie der Protestantismus vom blossen Aeußerlichen dem Innerlichen sich annähert, während die katholische Kirche das derbe Aeußerliche nicht scheut und im opus operatum ein echtes Wesen des Kirchlichen mit seiner Bedeutsamkeit ausgedrückt findet, wovor die protestantische Frömmigkeit sich wegwendet.

In Summa erhellt Folgendes. Aus dem geoffenbarten Christenthume, seiner großen innern Glaubenserweckung und Verheißung ging eine sichtbare Kirche hervor mit menschlichen Bestrebungen und Formen, und seit sie da ist, soll der christliche Glaube von ihr Stärke und Bewährung empfangen, also in Kirchenglaube sein. Dabei entsteht nun immer die Frage wie das Kirchenthum geworden, und die Geschichte der Concilien und Päpste müßte verschüttet sein, wenn nicht große Bedenken über unbedingten Gesammtwerth des katholischen Werks eintreten sollen, ja die letzte Festigung desselben durch die Synode von Trient gibt nach Sarpi's Erzählung keine größere Zuversicht. Die protestantische Kirchenbildung gewann nur durch ihren Gegensatz zur katholischen anfängliche Einheit, später fällt sie auseinander, und die Concordienformel der lutherischen Kirche bewirkte selbst in dieser keine allgemeine Bestimmung, „sie war leider nicht Vereinigungsformel", sagt Spittler. Kirchenchristenthum unserer Tage sieht sich mitten zwischen mancherlei Gegensatz gestellt, zuvörderst zwischen dem vom Katholicismus und Protestantismus, dann zwischen die verschiedenen Ausführungen des letztern. Sucht es Haltung und Einheit? Sie werden allenthalben dargeboten, in Rom, in jeder protestantischen Confession und Sekte. Soll eine Mehrheit der Gläubigen oder das Alter des Kirchlichen die Wahl entscheiden? Mehrheit der Stimmen und Meinungsälter haben oft Irrthümer fortgepflanzt. Oder entscheidet individuelle Vernunft? Dann geht aller Vortheil des Kirchenglaubens verloren, welchen man gerade wider Schwankungen des Individuellen zu Hülfe rief. Dennoch ist und beharrt Christenthum mit Christenglauben in der Welt. Man möchte mit dem frommen Lamartine ausrufen:

Reveille-nous, grand Dieu! parle et change le monde,
Fais entendre au néant ta parole féconde,
Il est temps! Lève-toi! Sors de ce long repos,
Tire un autre univers de cet autre chaos.
Change l'ordre des cieux qui nous ne parle plus!
Lance un nouveau soleil à nos yeux éperdus!
Détruis ce vieux palais, indigne de ta gloire,
Viens! montre-toi même et force nous de croire.

36.

Notizen.

Ein Seitenstück zu Gretnagreen.

Der Flecken Portezuelo bei Alcantara in Estremadura besitzt oder besaß das alte Vorrecht daß sein Gemeinderath Prüfungen von mancherlei Künstlern und Handwerkern anstellen und den Geprüften Meisterscheine ausfertigen konnte, die ihren Inhabern das Recht gaben ihre Kunst oder ihr Handwerk in ganz Estremadura unbehelligt auszuüben. „Ich habe in dieser Beziehung unglaubliche Lächerlichkeiten erzählen hören", berichtet Ponz in seiner „Viaje de España" (VII, 59 fg.), „die ich belacht haben würde, wenn diese Dinge meiner Ueberzeugung nach nicht so sehr nachtheilig wären. Die Flecken Pedrosa del Rey, Madrigal und Santa-Maria de Nieva in Altcastilien besitzen ganz gleiche Vorrechte. Dort stellen sie aus Mangel an Leuten welche die Prüfung anstellen könnten, wenn nur die taxmäßigen 65 Realen de vellon gezahlt werden, die Erlaubnißscheine einem Jeden aus der sich meldet, es müßte denn, wie das vorzukommen pflegt, der Bewerber einen seiner Freunde, der Meister ist und die Prüfung vornimmt, mitbringen. Daher ist es gar nichts Seltsames daß Jemand, ohne lesen und schreiben zu können, heute Handlanger bei einem Maurer und morgen Baumeister ist. Wer weiß wie viel solcher Universitäten es in Spanien gibt. Ich kenne deren noch mehre."

Auch eine Gedächtnißfeier.

An dem Wege von dem Benedictinerkloster San-Zoil nach der Villa de Carrion bei Palencia steht die alte Kirche unserer lieben Frauen de la Victoria, in welcher alljährlich ein Fest gefeiert wird zum Andenken an die Befreiuung Spaniens von dem Tribute der hundert Mädchen, die Mauregato, wie die Geschichte meldet, den Mauren jährlich verwilligte. Die Ueberlieferung berichtet nämlich, an dem Orte wo jetzt die Kirche steht habe sich eine Stierheerde, die hier weidete, zu der Zeit, wo die Uebergabe der Mädchen erfolgen sollte, wüthend auf die Mauren gestürzt, und die Mädchen wären so frei ausgegangen. An dem Tage der Feier wird alljährlich die sogenannte Predigt von den Jungfrauen und den Stieren gehalten, und bei dieser Gelegenheit sollen zuweilen tüchtige Kapuzinaden und classische Ungereimtheiten gepredigt worden sein. In der Façade der genannten Kirche befindet sich ein unvollendeter dorischer Fries mit den Stierschädeln, und dies trägt bei, den Glauben zu bestärken daß die That der Stiere eben hier vorgefallen sei. (Ponz, „Viaje de España", XI, 185 fg.) 76.

Bibliographie.

d'Arbouville, Mme., Der Dorfarzt. Uebersetzt aus dem Französischen. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 5 Ngr.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1851—1852. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Bechstein. 16ter Jahrgang. Sondershausen, Eupel. 8. 1 Thlr.

Auerbach, B., Schwarzwälder Dorfgeschichten. 3ter Band. Mannheim, Bassermann. 1853. 8. 1 Thlr.

Bergmann, H. A., Die geheimen Instructionen für die Gesellschaft Jesu. Oder: die Staat und Kirche bedrohenden Pläne des Jesuitenordens. Der Gegenwart zur ernsten Erwägung vorgeführt im lateinischen Urtexte und deutscher Uebersetzung. Erfurt, Hennings u. Hopf. 1853. Gr. 8. 10 Ngr.

Bibliothek deutscher Original-Romane. 3ter Band. Leipzig O. Wigand. 1853. 8. 1 Thlr.

Blanc, L. G., Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. 6te Auflage, durchgesehen, berichtigt und fortgesetzt von dem ursprünglichen Verfasser. 1stes und 2tes Heft. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1853. Gr. 8. à 7½ Ngr.

Bracklow, T., Geschichte Schleswig-Holsteins von 1848 bis 1852. Dargestellt zur Nutzanwendung für's Volk. Altona. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Clarus, L., Geschichte des Lebens, der Reliquien und des Cultus der heiligen Geschwister Magdalena, Martha und Lazarus und der übrigen Heiligen, welche das Christenthum zuerst in Frankreich verkündigt haben. Nebst den Beweisen, daß Maria Magdalena, Maria von Bethanien und die Sünderin beim Lucas eine und dieselbe Person sind. Nach Originalquellen bearbeitet. Mit Abbildungen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1853. Begründet von Aloys Schreiber und fortgesetzt von J. W. Appell. 38ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Diez, F., Zwei altromanische Gedichte berichtigt und erklärt. Bonn, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Disraeli, B., Lord Georg Bentinck. Eine politische Biographie. Aus dem Englischen übersetzt von F. Susemihl. Cassel, Balde. 1853. Gr. 8. 1 Thlr 20 Ngr.

Doering, H., Schiller's Selbstcharakteristik. Nach des Dichters Briefen seit seinem 18. Lebensjahre bis zum letzten entworfen. Stuttgart, Hallberger. 1853. 16. 1 Thlr.

Dove, H. W., Die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde erläutert durch Isothermen, thermische Isanomalen und Temperaturcurven. Mit 5 grossen und 2 kleinen Charten, so wie zwei normale und extreme Temperaturcurven darstellenden Tafeln. 2te sehr vermehrte Auflage der Monatsisothermen. Berlin, D. Reimer. Imp.-4. 4 Thlr. 20 Ngr.

Felsenthal, R. Edler v., Aus der Praxis eines österreichischen Polizeibeamten. 1ster Band: Der Banknotenfälscher Peter v. B***. Wien, Manz. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feuchtersleben, E. F. v., Zur Diätetik der Seele. 10te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. 16. 20 Ngr.

Fluck, J., Leichenreden. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 20 Ngr.

Unser alter Freund. Berlin, Hertz. 12. 16 Ngr.

Frisch, P., Die Staaten von Merico, Mittel- und Südamerika in ihren geschichtlich-politischen, administrativen, Handels- und Cultur-Beziehungen, seit ihrer Unabhängigkeitserklärung bis zum Jahre 1850. Nach dem Annuaire des Deux Mondes, Année 1850 bearbeitet. Lübeck, Dittmer. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Geheimnisse von Wien. Sittengemälde aus der Gegenwart. 3te Abtheilung. Vier Bände. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die geheimen Gesetze der Jesuiten. Nach einer im Galenschen Convict zu Münster im Jahre 1729 angefertigten Originalhandschrift aus dem Lateinischen übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen und zum allgemeinen Nutzen herausgegeben. Minden, Eßmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Grotefend, G. F., Die Tributverzeichnisse des Obelisken aus Nimrud nebst Vorbemerkungen über den verschiedenen Ursprung und Charakter der persischen und assyrischen Keilschrift und Zugaben über die babylonische Current- und medische Keilschrift. Mit zwei lithographirten und zwei gedruckten Tafeln. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hahn, H. A., Das Hohe Lied von Salomo. Uebersetzt und erklärt. Breslau, Hirt. Br. 8. 15 Ngr.

Heufler, R. L. v., Ein botanischer Beitrag zum deutschen Sprachschatz. Aus einem Sendschreiben an die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Wien, Gerold. Gr. 8. 15 Ngr.

Jahn, G., Das Hohelied. In Liedern. 3te Auflage. Halle, Mühlmann. 1853. 8. 1 Thlr.

Kerner, T., Aus dem Kinderleben. Bilderstraße der Kindheit. Mit 8 colorirten Stahlstichen. Stuttgart, E. Hallberger. Fol. 1 Thlr.

Kier, O., Mittheilungen über das Amt Hadersleben, ein Beitrag zur näheren Kunde Nord-Schleswigs. Altona, Hammerich. Gr. 8. 15 Ngr.

Kinderleben. In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Herausgegeben von J. E. Bolbeding. Mit 32 Illustrationen von L. Richter. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Kleinigkeiten. Aus dem Englischen nach der 11ten Auflage des Originals. Bremen, Heyse. 1853. 16. 7½ Ngr.

Kletke, H., Gedichte. Berlin, Schroeder. 16. 1 Thlr.

Klüpfel, K., Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang dargestellt. Leipzig, G. Mayer. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Lienau, J. F., Meine Erlebnisse in der Schleswig-Holsteinischen Armee. Altona, Hammerich. Br. 8. 20 Ngr.

Lisettens Tagebuch. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahr 1852. Eine statistische Uebersicht mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderer zusammengestellt. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1853. 8. 10 Ngr.

Sternberg, A. v., Ein Carneval in Berlin. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Strauß, F. A., Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland. 4te verbesserte und vermehrte Auflage mit einer Karte des Morgenlandes. Berlin, Jonas. 1853. 8. 16 Ngr.

— — Dasselbe. 5te verbesserte und vermehrte Auflage mit 4 Ansichten, einer Karte des Morgenlandes nebst Special-Karte des Sinai, und einem Plane von Jerusalem. Ebendaselbst. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sturm, J., Fromme Lieder. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Thaulow, G., Wie man in Frankreich mit der deutschen Philosophie umgeht. Ein Sendschreiben an J. Barthélemy Saint-Hilaire. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Das Verbrüderungs-Buch des Stiftes S. Peter zu Salzburg aus dem 8. bis 13. Jahrhundert mit Erläuterungen von T. G. v. Karajan. Mit 2 Tafeln Schriftproben. Wien, Braumüller. Imp.-Folio. 4 Thlr.

Zappert, G., Stab und Ruthe im Mittelalter. Wien. Lex.-8. 8 Ngr.

Zschokke, H., Eine Selbstschau. Zwei Theile. 3te vollständige Ausgabe. Mit dem Bildniß des Verfassers. Aarau, Sauerländer. 1853. Gr. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Todtenhaupt, A. G., Die „innere Mission". Einige Aufsätze aus Hamburger Tagesblättern, wohl zu berücksichtigen für Theologen und Staatsmänner. Hamburg, L. Krämer. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Stellung der freien Städte als Glieder des deutschen Bundes. Mit besonderer Bezugnahme auf die freie und Hansestadt Hamburg. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № L.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2⅓ Ngr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte.

Von

Christian Noback und **Friedrich Noback.**

Erstes Heft. Aachen — Berlin.

8. Geh. 12 Ngr.

Das von allen Seiten mit der grössten Anerkennung aufgenommene und als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur bezeichnete „Vollständige Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse" von Christian und Friedrich Noback (zwei Abtheilungen, 7 Thlr. 15 Ngr.) hat bereits die weiteste Verbreitung gefunden. Dennoch hat sich das Bedürfniss nach einer kürzern und billigern Zusammenstellung der betreffenden Daten zum täglichen Gebrauch des Geschäftsmannes geltend gemacht und diesem zu genügen, sowie gleichzeitig der rücksichtslosen, meist freilich auch sehr ungeschickten Plünderung, die das Noback'sche Taschenbuch seitens genannter und ungenannter Abschreiber erfahren, entgegenzutreten, ist der Zweck des gegenwärtigen Noback'schen „Münz-, Maass- und Gewichtsbuch". Das ganze Werk wird nicht mehr als **sechs bis höchstens sieben Hefte** (à 12 Ngr.) zu sechs Bogen umfassen und also höchstens 2 Thlr. 12 Ngr. oder 2 Thlr. 24 Ngr. kosten. **Die Verlagshandlung garantirt dafür, dass dieser Umfang und Preis nicht überschritten wird und verspricht zugleich die Beendigung des Werks bis zum Sommer 1853.** Den Besitzern des „Vollständigen Taschenbuch" wird dieses neue Werk zugleich eine willkommene Fortsetzung und Ergänzung bieten, da dasselbe kein blosser Auszug aus jenem, sondern eine selbständige Arbeit ist.

Das erste Heft, auf dessen Umschlag sich ein ausführlicher Prospectus befindet, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im December 1852.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der **v. Jenisch & Stage**'schen Buchhandlung in **Augsburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ambach, Ed. von, Deutschlands Christbaum, oder: Glaube und Menschenwahn. Charakteristische Bilder unserer Zeit. Der erwachsenen Jugend und dem deutschen Volke zur Aufklärung über Scheinaufklärung gewidmet. 8. 1852. Brosch. 15 Sgr., oder 48 Kr., in Sarsenet gebunden 21 Sgr., oder 1 Fl. 9 Kr.

Wenn eine Schrift geeignet ist, die falsche Aufklärung unserer Zeit in scharfen Umrissen zu zeichnen und vor den Irrwegen zu warnen, auf welche zu gerathen Volk und Jugend Gefahr laufen, so ist es gewiß die vorstehende. In höchst anziehender Weise sind die Wege zweier junger Männer gezeichnet, deren einer den sichern Pfad des Glaubens, der andere aber die breite Straße des Irrwahns eingeschlagen. Der Jugend zumal, aber auch Erwachsenen ist diese Erzählung wärmstens zu empfehlen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Neunundachtzigstes Heft.

Inhalt: **Die Freie Stadt Bremen** in ihrer politischen und culturgeschichtlichen Entwickelung. (Schluß.) — **Die Botanik des neunzehnten Jahrhunderts.** — **Großbritannien** seit dem Jahre 1848 bis zur Parlamentseröffnung von 1852.

„Die Gegenwart" trägt den Charakter eines selbständigen **in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben** des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. Das Werk **erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im December 1852.

F. A. Brockhaus.

In **Miniatur-Ausgabe** erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dichtungen von Moore und Byron.

In deutscher Uebersetzung mit gegenübergedrucktem Original.

Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Diese Miniatur-Ausgabe enthält folgende Dichtungen im englischen Original und zugleich in poetischer deutscher Uebersetzung: von **Thomas Moore** „Das Paradies und die Peri" und „Haremslieder", von **Lord Byron** „Drei Lieder", „Finsterniß" und „Hebräische Lieder".

In **C. A. Koch's** Verlagshandlung (**Th. Kunike**) in **Greifswald** ist soeben erschienen:

***Henneberger*, Dr., Das deutsche Drama der Gegenwart.** Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 15 Ngr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ein Carneval in Berlin.

Von A. von Sternberg.

8. Geh. 1 Thlr.

Die einzelnen Partien dieser piquanten Skizze aus dem Leben der gegenwärtigen Gesellschaft Berlins, auch der höhern und höchsten Kreise, haben folgende Ueberschriften: Hypochondrische Vorbetrachtungen. — Joyeuser Verbericht. — Etwas über Geselligkeit im Allgemeinen. — Der Hof und die Gesellschaft. — Frömmelnde Richtungen und fade Modeliteratur. — Die nicht begünstigte Literatur. Die Zeitungen. — Die öffentlichen Kunstanstalten. Die Ateliers. Die Theater. — Schluß.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 51. —— 18. December 1852.

Inhalt.

Clemens Brentano.

Züge zu seinem Bilde.

Zweiter Artikel.*)

Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Christian Brentano. Sieben Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1852. Gr. 8. 9 Thlr. 10 Ngr.

Sie rechtfertigen durch mancherlei erhebliche Mängel das üble Vorurtheil welches die bemerkte Unvollständigkeit nothwendig gegen sie erwecken muß, ja sie befriedigen kaum einen der Ansprüche die man mit Recht heutzutage an dergleichen Unternehmungen zu stellen pflegt. In welchem Geiste der (inzwischen während des Drucks der Ausgabe am 26. October 1851 gleichfalls verstorbene) Bruder unsers Dichters die Wiedereinführung desselben aufgefaßt hat, wird uns klar wenn wir den „Godwi" als „nicht mehr zeitgemäß und in einer der spätern Richtung des Dichters ganz entgegengesetzten Gesinnung geschrieben" beseitigt und dafür einen starken Band geistlicher Gedichte, zumeist inedita, an die Spitze der gesammten Schriftenreihe gestellt sehen. Offenbar ist hier der Herausgeber von dem falschen Gedanken geleitet worden, durch diese Ergießungen eines Gemüths, das aus den Irrgängen des Weltlebens und den Phantasien irdischer Lust nach dem Heile der Versöhnung in der alleinseligmachenden Kirche ringt, von vornherein die Stimmung zu fixiren, mit welcher er die ganze poetische Erscheinung betrachtet wünscht. Die grenzenlose Willkür in der Anordnung, eines der Hauptgebrechen die wir der Redaction vorzuwerfen haben, macht sich um so härter fühlbar, als selbst kleine Notizen über die Zeit der ersten Drucke und ähnliche Fragen, die sich bei dem wunderlichen Schicksale der Brentano'schen Schriften doppelt aufdrängen, durchgängig vermißt werden. Die Disposition des gesammten Materials in die drei Massen der lyrischen, erzählenden und dramatischen Gedichte läßt an sich, da innerhalb der einzelnen Abtheilungen vollkommener Wirrwarr herrscht, noch nicht im mindesten einen vernünftigen Plan der Zusammenstellung erkennen. Eine Uebersicht der sieben Bände wird uns endlich gar von den gerechtesten Zweifeln belehren die hier und da gegen treue, unverfälschte Wiedergabe der einzelnen Stücke zu hegen sind.

Bei den „Geistlichen Gedichten" (erster Band) wäre eine bestimmte Folge besonders willkommen gewesen, um das allmälige Anwachsen dieses Elements in aufsteigendem Lebenslaufe einigermaßen verfolgen zu können, indessen dürfen wir hier vielleicht am wenigsten der nachlässigen Herausgabe Schuld beimessen, da diese Lieder mit geringen Ausnahmen bisher nicht gedruckt waren und vom Dichter unvorbereitet hinterlassen selten die Data der Entstehung mögen an sich getragen haben. Gewiß ist daß jene Ironie gegen das eigene Thun, die wir so früh ohne fruchtbringende Kraft in Brentano's Leben antreffen, sich bald mit religiösen Beziehungen zu färben begann. In dieser Hinsicht sind einige Briefe an den frommen Maler Philipp Otto Runge schon aus dem Jahre 1810 (vergl. dessen „Hinterlassene Schriften", II, 393—406, 407—409, 413—416, worin sich überhaupt die wichtigsten Aufschlüsse über den Gang seines innern Lebens finden, von großer Bedeutung. Der entscheidendste äußere Anhaltspunkt liegt jedoch in der Bekanntschaft mit der stigmatisirten Nonne Anna Katharina Emmerich zu Dülmen, bei welcher Brentano nach seiner eigenen Erzählung (vergl. „Gesammelte Schriften", IV, 291 fg., in dem „Lebensumriß der Anna Katharina Emmerich") zuerst am 17. September 1818 durch Overberg eingeführt wurde. Jahrelang (sie starb am 9. Februar 1824) vertiefte er sich in die abenteuerlichen Visionen dieser Kranken, welche in ihren leidensvollen Entzückungen Vorgänge und Wunder der Heiligen Geschichte noch über die Offenbarung der Bibel hinaus zu erschauen vorgab und deren

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 49 d. Bl. D. Red.

Aussagen über diese gnadenreichen Gesichte in treuer Nachschrift zu bewahren er für das würdigste Geschäft und für eine hohe Gunst des Himmels achtete. Allein es ist nicht wahrscheinlich daß ein dergestalt auf das eigene Innere gerichteter und rastlos bildender Geist, dem es — man bedenke: nach dem Zeugnisse eines G. Görres! — noch in spätern Jahren die äußerste Ueberwindung kostete eine Predigt anzuhören, da jeder Gedanke wie ein Blitz in ihm zündete und seine eigene Production in Bewegung setzte, gerade hier, wo es sich um so verführerische Phantasmen handelte, seiner selbst sich gänzlich sollte entäußert und in demüthiger Unthätigkeit stillgehalten haben. Ohne Zweifel werden die Erleuchtungen der Emmerich, die er in einem schwellenden Ballast von Scripturen wie das kostbarste Heiligthum mit sich herumschleppte und nur in einer kleinen Probe den Gläubigen zu schmecken gab *), durch manche kühne Supplemente seiner unwillkürlich mitarbeitenden Phantasie bereichert worden sein. Dadurch bleibt er eben inmitten der religiösen Sphäre so ganz der Alte daß auch hier das Bedürniß einer beständigen Thätigkeit der Phantasie unverändert, ja oft krampfhaft gesteigert erscheint. Das drückt denn natürlich seiner geistigen Poesie gleichfalls den originellen Charakter auf. Diese farbenreiche Welt der Bilder und Träume als sein Liebstes zu hegen, und zugleich nach der auf Erden unerreichbaren Befreiung von dieser glänzenden Last, welche der gequälte Geist als das schlimmste Hemmniß reiner Seligkeit empfindet, ahnungsvoll zu schmachten, dieser eigenthümliche Widerspruch bildet einen der hervorstechendsten Züge in der Physiognomie, die uns aus jenen Gedichten entgegentritt. Selbst in dem brennendsten Verlangen nach dem ewigen Heile in Christo wird der Sinn noch so von den Nachklängen alter Leidenschaft beherrscht daß seine Klagen und Gebete die Symbolik unheiliger Liebesnoth beibehalten müssen. Das Bedürfniß der sühnenden Beichte hat im Bunde mit einem großen feurigen Hasse gegen das vergangene Dasein in einigen Gedichten wunderbar ergreifenden Ausdruck gefunden, neben dem unsere weltschmerzlich bramarbasirenden Jeremiaden vom Kainsstempel der Poesie in ihrer ganzen Armseligkeit erscheinen. Am merkwürdigsten ist wol unter diesen Zeugnissen gewaltsamer zorniger Erhebung, welche mit einem Fluche alle genossene Süßigkeit des Lebens wie das Verderben von sich schleudert, das Gedicht: „An * * * * * nach ihren ersten Besuchen bei A. K. Emmerich" (I, 419 fg.). Hier singt der Dichter von dem Elende seines Irrwandels:

Vor den Furien auf der Flucht
Hab' ich nach geweihten Orten
Oft mit heißer Angst gesucht,
Weinend vor verschloss'nen Pforten.

Er schmäht das Göttergeschenk das ihn verblendet:

Poesie, die Schminkerin,
Nahm mir Glauben, Hoffen, Lieben,
Daß ich wehrlos worden bin,
Nackt zur Hölle hingetrieben.

Vergebens jedoch sucht sich das himmlische Sehnen von den Lockungen, die immer wieder in die überwuchernde Fülle weltlich-phantastischer Vorstellungen hinabführen, zu freierm Aufschwung loszuringen, wie der Büßende auch im Leben selbst mitten aus den Martern des Schuldbewußtseins zur schalkhaften Lust an den holden Jugendthorheiten, besonders an dem Unfuge den er einst unter den Weibern angerichtet, zurückkehren konnte. Diese Anstrengungen, aus denen nur in den allerseltensten Fällen einmal der Ausdruck geläuterter Stimmung in energischer Einfachheit hervorgeht, haben auf die Dauer etwas höchst Ermüdendes. Daß wir die concentrirte Kraft und Innigkeit welche sonst das protestantische Kirchenlied keineswegs schlechthin vor dem katholischen voraus hat, bei Brentano fast überall vermissen, hängt indiß auch noch mit einer allgemeinen Eigenschaft seines poetischen Charakters zusammen, die zugleich mehr oder minder von manchen zeitgenössischen Talenten, vorzüglich dem geistesverwandten Achim von Arnim getheilt wird.

Es ist dies eine sonderbare Neigung der Phantasie, in dem Kreise der einmal ergriffenen Vorstellung mit solcher Ausdauer variirender Wendungen zu verweilen, daß jedes bewußte Gestalten sich endlich wie in das traumhafte Fortzittern aushallender Saitenschwingungen aufzulösen scheint. Wen erinnerte nicht solch endloses Weiterspinnen lebhaft an jenen räthselhaften nächtlichen Zustand, wo man sich zwischen Traum und Wachen inneschwebend im Aufreihen rhythmischer Strophen begriffen findet, die gleichsam auf eigene Hand aus einem fremden dunkeln Antriebe in uns emporquellen! Nicht blos im lyrischen Gedichte, sondern ebenso häufig in der prosaischen Darstellung wird durch diesen übermächtigen Drang das klare Bild der ursprünglichen Erfindung verschleiert und das stete Licht des poetischen Gedankens verwandelt sich in unheimliches Flimmern. Und dennoch enthält zunächst die Sammlung der geistlichen Gedichte einzelne Proben des enthaltsamsten Stils, die uns durch ihre reizende Simplicität in Erstaunen setzen. Die „Legenden", die zu solcher Selbstüberwindung am ehesten hätten auffodern sollen, sind freilich auch nicht ganz von der breiten Anhäufung verschont geblieben, wie z. B. das Stück „Sanct-Vincentius von Paula" (I, 264 fg.) mit der einleitenden Wendung: „Gepriesen sei der Glaubensheld der" u. s. w. sogleich in ein unabsehbares abgeschmacktes Tugendregister von zusammengekoppelten Relativsätzen übergeht. Die „Sonntäglichen Evangelien", poetisch gänzlich werthlose versificirte Paraphrasen der biblischen Texte, hätte man besser ganz fortgelassen, wo es nur darauf ankam, uns mit der selbständigen Aufnahme des religiösen Inhalts in das Gemüth des Dichters bekanntzumachen.

Von den spärlichen Freuden- und Friedensklängen,

*) „Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnetenberg zu Dülmen, nebst einem Lebensumriß dieser Begnadigten" (Sulzbach 1833, in zahlreichen Auflagen wiederholt), ohne Namen des Herausgebers.

welche unter all den Lauten der Angst und Unseligkeit aus dem Frohmuth der Seele Gott dem Herrn anzugehören in ungetrübter Frische hervorbrechen, bemerke ich beispielsweise nur die beiden Lieder: „Der Abend" (I, 459) und: „Finkenlied" (I, 482). In das letztere mischt sich sogar ein leiser Ton muthwilliger Lust, bei dem man, wie befreit vom Druck einer dumpfen Atmosphäre in heiterm Frühlingswehen, erquickt wieder aufathmet. Ein Curiosum, zu dessen Erwähnung mich gerade hier der stärkste Fall in einem der geistlichen Gedichte veranlaßt, ist daß ein so origineller Geist wie Brentano sich doch zuweilen aufdringlicher Reminiscenzen nicht hat enthalten können. „La vierge aux rochers" (I, 169) beginnt mit dem Verse:

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die Jordansquellen geh'n,
Wo die stillen Blumen sprossen,
Ist Johannes hier zu seh'n.

Wer hört da nicht Golo's Nachtlied aus Tieck's „Genoveva"!

Die „Weltlichen Gedichte" („Gesammelte Schriften", zweiter Band) entfalten vor unsern Augen die Jugenderscheinung Brentano's in ihrem vollen zauberischen Glanze, obschon sie nach manchen Seiten hin an ganz ähnlichen Schwächen leiden, wie bereits die geistlichen zu bemerken gaben. So wird in einem großen Theile der voranstehenden vaterländischen Lieder dem Eindruck des begeisterten Gefühls wiederum durch das redselige Ausspinnen des Grundgedankens Abbruch gethan. Man empfindet diesen Uebelstand doppelt, wenn man daneben einem reinen Muster dieser Gattung begegnet, wie man es in dem „Soldatenlied" (II, 52 fg.):

Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden,
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld u. s. w.

bewundern muß. Stücke wie „Das Lied vom Corporal" und „La Belle Alliance" bewegen sich ganz in jenem Tone fromm-übermüthiger Siegerlaune der uns aus den gleichzeitigen Ergüssen eines E. M. Arndt u. A. bekannt ist. In diesen Kreis gehören auch die beiden festlichen Gelegenheitsstücke: „Victoria und ihre Geschwister mit fliegender Fahne und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel" (vom Jahre 1813, für das Theater an der Wieden in Wien bestimmt, aber nicht aufgeführt, zuerst erschienen Berlin 1817) und: „Am Rhein, am Rhein!", die sich im siebenten Bande am Schlusse der ganzen Sammlung finden. Das erstere hat indeß, die eingestreuten Lieder (darunter das angeführte „Soldatenlied") ausgenommen, welche an der entsprechenden Stelle des zweiten Bandes wieder abgedruckt sind, den einfachen ungezierten Charakter den der Gegenstand fodert vollständig verfehlt. Sehr zum eigenen Nachtheile weist uns der Dichter selbst mit dem Geständniß, sein Product sei umsomehr ohne alle Prätension, da das ganze Genre doch gewissermaßen durch „Wallenstein's Lager" veranlaßt sei, auf sein großes Vorbild hin. Nicht nur ist in die Scenen des Feldlagers das fremde Element der Allegorie von Victoria und ihren Geschwistern, über die sich doch der Dichter zuletzt wieder lustig macht *), störend eingeschoben, sondern diese Scenen haben auch selbst durch häufige Anwendung witzloser Wortspielereien und den unbeholfenen Apparat geschraubter Scherze allen charakteristischen Reiz eingebüßt. Das Ganze trägt überdies jenen dilettantischen Zug zur Schau, daß was nach der ursprünglichen Anlage doch vielleicht gefallen hätte unleidlich in die Breite gearbeitet ist und so alles Interesse verliert. Das kurze Festspiel „Am Rhein, am Rhein!" hält sich dagegen rein in der allegorischen Sphäre und kann auf diese Weise eher befriedigend wirken. Der wunderschöne Gesang der Germania (VII, 487) „Himmel oben, Himmel unten" u. s. w. hat in dem Gedichte „Der Rhein und seine Nebenflüsse" (II, 430 fg.; zuerst in dem Märchen „Vom Rhein und dem Müller Radlauf", vergl. „Die Märchen des Clemens Brentano", herausgegeben von G. Görres, Bd. 1) eine Erweiterung erhalten, die wir diesmal jedoch Nichts weniger als misbilligen dürfen. Dem Vater Rhein blieb allezeit des Dichters Liebe jugendfrisch zugewandt und seine Poesie mußte der Verherrlichung dieses unwandelbaren Heimatgefühls die innigsten Töne leihen. Man fühlt wie der jauchzende Gruß den er seinem Müller Radlauf in den Mund legt ihm selbst aus tiefster Seele gesungen ist. Indessen haben wir doch zu rügen daß man dieses Lied mit der Aufschrift „Rückkehr an den Rhein" wie so unzählige andere Stücke ohne Notiz über die ursprüngliche Beziehung in die lyrische Sammlung (II, 86 fg.) eingereiht hat. Ohnehin ist es am Schluß der Abtheilung vaterländischer Gedichte umsoweniger am rechten Ort als es dadurch von den andern Liedern ähnlichen Inhalts (II, 436 fg.):

Nun gute Nacht, mein Leben!
Du alter treuer Rhein! u. s. w.

und (II, 439 fg.):

O Vater! wie bange
War mir es nach dir,
Horch meinem Gesange,
Dein Sohn ist wieder hier!
Du spiegelst und gleitest
Im mondlichen Glanz,
Die Arme du breitest,
Empfange meinen Kranz! u. s. w.

höchst unpassend getrennt wird.

Am Rheine strich einst Brentano leichten Jugend-

*) Bd. VII, S. 453:

Schulmeister zur Marketenderin.

Frau Schwester, Ihr müßt nicht vergessen,
Allegorieen niemals essen!

Marketenderin.

Nun, dies Mirakel wär' das beste!
Wohlan, ihr allegor'schen Gäste,
Seid höflichst alle eingeladen
Auf Schimmermus und Schattenbraten,
In einem nirgenden Gelée,
Gespickt mit Nun und Nimmermeh'! u. s. w.

muths mit seinem edeln Genossen Arnim, wie dieser vom Zauber der unscheinbaren Volksdichtung ehrfürchtig ergriffen, auf eifriger Liederjagd umher, und es sind wol diese goldenen Tage lohnreicher Mühsal, deren Arnim in dem dithyrambischen Zuruf an Clemens im „Wintergarten" (vergl. „L. Achim's von Arnim sämmtliche Werke", XII, 243) so sehnsüchtig gedenkt. Die herrliche Ernte ihrer langen gemeinsamen Thätigkeit begannen sie 1805 in „Des Knaben Wunderhorn" niederzulegen, aber der Geist in welchem die Vereinigung dieser zerstreuten unbeachteten Schätze unternommen worden blieb auch ferner in ihrem Denken und Dichten mächtig und wirksam. In Clemens waltete besonders, wie dies Guido Görres schön dargestellt hat, von den frühesten Jahren an eine rührende Neigung das Vergessene, das Verkannte und Geringgeschätzte aus dem Staube und der Dunkelheit aufzuheben; er pflegte es mit Liebe und wußte es mit Sinnigkeit und Kunstgeschick anzuwenden. Mit einem eigenen Spürtalent brachte er aus Trödelbuden und andern Schlupfwinkeln eine für das Mittelalter und deutsche Volksliteratur in ihrer Art einzige Bibliothek zusammen, welcher Joseph Görres nach dem Berichte des Sohnes das meiste Material zu seiner Schrift über die Volksbücher verdankte. „Der Goldfaden. Eine schöne alte Geschichte" (von Wickram aus dem 16. Jahrhundert), die schon Lessing einer Erneuerung würdig geachtet hatte, wurde von ihm wieder herausgegeben (Heidelberg 1809), und auch eine neue Ausgabe von Spee's „Trutznachtigall" (Berlin 1817) soll von seiner Hand herrühren. Eine Sammlung von Kindermärchen, die er 1810 als bereits mit dem Buchhändler verabredet gegen Runge erwähnt, steckte sich wol dasselbe Ziel welches bald hernach durch die Gebrüder Grimm mit solcher Meisterschaft erreicht wurde; aber sie gehört unter die unausgeführten Plane, an denen dieses Dichterleben jedenfalls reicher ist als wir wissen. Wie dieser Sinn, der im Verborgenen den Spuren einfältiger Schönheit nachhing, gleichen Antheil den Denkmälern der bildenden Kunst widmete, davon legt gleichfalls einer der Briefe an Runge das treueste Zeugniß ab. Brentano spricht den Gedanken aus, er möchte, besäße er das Geld, durch Andere oder am liebsten, hätte er gute Augen und Kenntnisse und Zeichenbildung, selbst die unzähligen untergehenden Gebilde der herrlichsten Kunst mit Linien befestigen, und wir vernehmen Worte des echten Künstlerunmuths wider die todte Gleichgültigkeit, die über Malerei aberweise philosophirt, während kostbare Reste in traurigem Verfalle untergehen: „Auf diese Art werden in 100 Jahren die Fußtapfen alter Bildnerei bald ausgetreten sein und wird sehr bequem die Philosophie dann sagen können wie sie gewesen müsse."

Jenen Interessen, worin die verschwägerten Freunde die schönste Begegnung fanden, verdankt auch die „Tröst-Einsamkeit. Zeitung für Einsiedler. Herausgegeben von L. Achim von Arnim" (Heidelberg 1808, nur vom April bis August in 37 Nummern erschienen) ihren Ursprung; dennoch bieten diese Blätter selbst wol die beste Aufklärung, wie Geister, aus deren Mitte ein Unternehmen hervorging das nach Arnim's Meinung „die hohe Würde alles Gemeinsamen und Volksmäßigen darzustellen suchte", in eigenen Productionen ihrem Volke stets fern und unvertraut bleiben konnten. *)

Auf welche Weise es sich indeß damit verhalten möge: in Brentano's Gemüth war, sobald er selbst dichtete, dieser Zug zu dem Volksmäßigen zwar nicht das Vorherrschende für die Darstellung, da die Blüte seiner Phantasie immer wieder in zu wildem Wachsthum aufschoß, aber angeborene Verwandtschaft mit jener Region des ursprünglichen Empfindens und Anschauens gewährte seiner Poesie wenigstens vorübergehend das unergründbare Etwas glücklicher Stimmung, woran die geheimnißvollen Ausströmungen des Volksherzens zu erkennen sind. Ich habe bereits bemerkt daß schon im „Godwi", also lange vor der Sammler- und Forscherthätigkeit mit Arnim, Lieder vorkommen denen ganz dieser mystische Zauber innewohnt. Ja wenn wir der etwas befremdlich klingenden Anmerkung des Herausgebers (zum zweiten Bande der „Gesammelten Schriften") Glauben schenken dürften, so wäre die im Volk verbreitete und nachher von Heine so classisch behandelte Sage, welche der Romanze „Lore Lay" („Godwi", II, 392 fg.; „Gesammelte Schriften", II, 391 fg.) zugrundeliegt, geradezu von Clemens Brentano „erfunden" worden. Hin und wieder, wie z. B. in dem Liede: „O Tannebaum! O Tannebaum!" u. s. w. („Godwi", II, 92 fg.; „Gesammelte Schriften", II, 103 fg.), sind auch wirklich bekannte Volksliederseelen nur gleichsam in einen wenig umgewandelten und neu geschmückten Körper übergegangen. Im Allgemeinen unterscheiden sich die hieher gehörigen Gedichte, denen die romanzenhafte Haltung eine gewisse Objectivität verleiht, in ihrem ganzen Ausdruck sehr vortheilhaft von denjenigen welche unmittelbar die Bewegung des Dichters selbst wiederspiegeln. Natürlich ist darin auch das Meiste eingeschlossen was von fremden Charakteren im Zusammenhange größerer Compositionen getragen wird. Wo spricht ein lieberfülltes sehnendes Herz in süßern Tönen als Valeria's Lieder im „Ponce de Leon" („Gesammelte Schriften", VII, 83; II, 172):

> Ich wollt' ein Sträußlein binden,
> Da kam die dunkle Nacht u. s. w.

ebendaselbst, VII, 96; II, 171:

> Wenn die Sonne weggegangen,
> Kommt die die Dunkelheit heran u. s. w.

vorallem das noch heute überall gesungene: „Nach Sevilla, nach Sevilla" (VII, 166; II, 170), „Die Spinnerin Lied" aus der „Chronica eines fahrenden Schülers" (IV, 22; II, 176):

> Es sang vor langen Jahren
> Wol auch die Nachtigall u. s. w.

und andere sie mit so eigener musikalischer Gewalt an-

---

*) So vereinzelte Ausnahmen wie Brentano's „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl" geben diesem allgemeinen Urtheil keine wesentliche Beschränkung.

schlagen. Nur einen unter all unsern Dichtern aus den Tagen der Romantik wüßte ich in dieser Art der Dichtung mit Brentano zu vergleichen: Joseph von Eichendorff *); später hat sich dasselbe Element in Heine's reinsten Liedern mit neuer Gewalt und Tiefe offenbart. Wo das persönliche Schicksal Brentano's den Stoff seiner Gedichte bildet, verwirrt uns fast beständig jener phantastische Bilderluxus der in vielfachen Anläufen nach dem frappantesten Gleichniß des Seelenzustands ringt und uns gerade durch diese verschlungenen Bemühungen an einem deutlichen Gefühle der Situation, auf welche es ankommt, vollständig verhindert. In einzelnen Fällen bereitet uns der entgegengesetzte Fehler gleiche Verlegenheit, indem nämlich der Dichter den äußern Ausgangspunkt seiner Empfindung nicht mit in die Darstellnng derselben hineinlegt oder ihn durch unverständliche Beziehungen mehr verdunkelt als andeutet; wir befinden uns gleichsam auf einer märchenhaften terra incognita, und das Ganze schwebt wie im Nebel vorüber ohne uns die leisesten Umrisse eines bestimmten Bildes zu hinterlassen. Der vorwiegende Eindruck aber, der uns von all diesen Bekenntnissen haften bleibt, ist der einer dunkeln leidenschaftlichen Unruhe, von welcher die Natur des Dichters in alle Verhältnisse begleitet und mitten im Glück der Liebe getrübt und geängstigt wird. Aus manchen dieser Poesien haucht uns die unheimliche Schwüle des aufgeregten Bluts an. Die einige Kraft des Herzens verzehrt sich in dumpfen Zwisten. Wie wir sonst den Charakter Brentano's kennen, muß es auffallen daß solche Stimmungen eigentlich nirgend in der Form der Ironie zum Vorschein kommen. Der Scherz, der sich in dem Gedichte „Traum" (II, 166 fg.) dem Liebesmalheur beigesellt und an das gewöhnliche Heine'sche Mittel der Selbstbefreiung erinnern könnte, ist doch zu fern von giftiger Bitterkeit als daß er in solchem Sinne zu beurtheilen wäre. In die Abtheilung von Gelegenheitsblättern am Schluß der weltlichen Gedichte haben sich hier und da deutliche Spuren geistlicher Salbung eingeschlichen.

Wenn sich irgendwo die Vorwürfe bestätigen die jeder Gewissenhafte gegen diese Ausgabe der Brentano'schen Werke erheben wird, so ist es nun aber durch die Beobachtungen, zu welchen dieser zweite Band die mannichfachste Gelegenheit bietet. Zunächst ist von einem Principe der Anordnung gar keine Rede, sondern in der zufälligsten Folge Alles untereinandergeworfen. Bei der bedeutenden Anzahl von Gedichten, die ursprünglich in die erzählenden und dramatischen Stücke verwebt sind, hat der Herausgeber nicht den mindesten Unterschied gemacht zwischen Dem was in der Trennung von diesem Zusammenhange schlechterdings unverständlich, ja oft sinnlos erscheint und Dem was seine Erklärung selbständig insichträgt. So sind z. B. aus dem „Godwi" nicht blos einzelne Lieder ausgewählt, sondern alle metrisch behandelten Partien, die nach der oben bemerkten Willkür oft nur die prosaische Darstellung fortsetzen, wüst zusammengerafft, sodaß der Unkundige, der eben nur das Interesse für den Lyriker Brentano mitbringt, vergebens über die eigentliche Bedeutung dieser räthselhaften Phantasien sich den Kopf zerbrechen, zuweilen aber ganz natürlich in den Fall kommen wird, Figuren des Romans, vor allen Dingen die ätherische „Lilie", die wie unbekannte Schatten vor seinen Blicken auftauchen, ohne Weiteres auf persönliche Erinnerungen des Dichters zu beziehen. Einen der stärksten Beweise für den gänzlichen Mangel an kritischem Takte, mit dem diese ganze Zusammenstellung ausgeführt ist, enthält (II, 338—345) der Wiederabdruck jener parodirenden Gedichte welche den zweiten Theil des „Godwi" beschließen und augenscheinlich, wie bei einigen schon die Ueberschrift lehrt, gar nicht von Brentano selbst herrühren. Will man indeß die Möglichkeit gelten lassen daß dies, wie G. Görres annimmt, dennoch der Fall wäre, so muß man consequent auch das letzte derselben „An Clemens Brentano" dem Dichter, der sich ja bei dem Buche nicht als Autor, wol aber als Vertrauten desselben genannt hatte, im Sinne der ganzen poetischen Maskerade zuschreiben und nicht ob solcher Dedication stutzig werden wie der Herausgeber, der sich daher mit den übrigen begnügt und wie zur eigenen Beruhigung die verdächtigen Zeichen fremder Autorschaft von ihnen getilgt hat. Obendrein fehlt wie überall der Hinweis auf „Godwi", ohne den diese Verse ganz sinnlos sind. Die unverzeihlichste jedoch von den Fahrlässigkeiten welche dem Herausgeber zur Last fallen kommt ans Licht, wenn wir finden daß die unter der Aufschrift „Umsonst kein Tod!" (II, 367—369) mitgetheilten Klagestrophen bis auf allerlei Kleinigkeiten eigenmächtiger Correctur in getreuer Copie den Gefängnißmonolog des Marino Caboga aus Achim's von Arnim gleichnamiger dramatischer Dichtung im „Landhausleben" (vergl. dessen „Sämmtliche Werke", XV, 357—360), der sich vielleicht abschriftlich unter Brentano's Papieren vorgefunden hat, wiedergeben. Endlich noch eine allgemeine Bemerkung. Wo ich im Stande war die gegenwärtige Gestalt der einzelnen Gedichte durch Vergleichung der ursprünglichen Drucke zu controliren, habe ich fast regelmäßig Abweichungen gefunden, bei denen ohne Zweifel die fremde redigirende Hand nicht minder im Spiele ist. Es hat die äußerste Unwahrscheinlichkeit daß der Dichter zu jedem einzelnen Stücke in spätern Jahren wieder zurückgekehrt sein sollte, um mit all diesen bedeutungslosen täppischen Strichelchen und Einschiebseln daran herumzustutzen und zu flicken, besonders da

---

*) In der That glaubt man z. B. in dem „Abendständchen" der Lustigen Musikanten" (VII, 236; II, 243) Eichendorff selbst zu ören:

Hör', es klagt die Flöte wieder
Und die kühlen Brunnen rauschen.
Golden weh'n die Töne nieder;
Stille, stille lass' uns lauschen.

Holdes Bitten, mild Verlangen,
Wie es süß zum Herzen spricht!
Durch die Nacht, die mich umfangen,
Blickt zu mir der Töne Licht.

ihn selbst der Gedanke an ein neues Erscheinen derselben sicherlich am wenigsten beschäftigte. Auf jeden Fall muß der gänzliche Mangel irgend einer Rechenschaft über diesen Punkt uns im Mistrauen bestärken. Da ich unmöglich alle Discrepanzen Nummer für Nummer durchgehen kann, begnüge ich mich auf das Lied „Jäger und Hirt" (II, 385 fg.) zu verweisen, welches nicht nur überall durch neue Wendungen und Ausdrücke geschwächt und verballhornt, sondern auch von der ursprünglichen Fassung in 15 Versen (vergl. „Einsiedler-Zeitung", 1808, 15. April, fünftes Stück: „Der Jäger an den Hirten" und „Frühlingskranz", S. 419 fg.) zu 31 — sage einunddreißig Versen auseinandergezerrt ist.

Die „Romanzen vom Rosenkranz" („Gesammelte Schriften", Bd. 3), wie sie hier mitgetheilt sind, erscheinen, welche Ausdehnung sie auch so schon einnehmen, doch nur als Fragment eines größern epischen Ganzen, dessen Plan der Dichter zu lange mit sich herumtrug, um ihn vollständig oder theilweise in einer der hohen Vorstellung die ihn davon durchdrang würdigen Weise auszuführen. Die ersten sehr lebhaften Mittheilungen darüber finden sich in jenen Briefen an den Maler Runge vom Jahre 1810; von Seiten Brentano's wurde das Verhältniß zu dem Künstler zunächst nur in dem heftigen Verlangen angeknüpft, diese Lieblingsschöpfung seiner Phantasie durch illustrirende Randzeichnungen desselben geschmückt zu sehen. Man erkennt hier die ungemeine Wärme und Energie des Gemüths, mit welcher er den Gedanken einer neuen Production als ein heiliges Stück seiner innern Geschichte hegte. Im Anfang stieg aber dabei die Verehrung für die Eigenthümlichkeit des Künstlers doch bis zu dem selbstverleugnenden Ausspruche:

Ich wünschte daß Sie es gerne thun und daß es Ihnen Freude machen möchte, ja daß Ihre Randglossen die Hauptsache und mein Text ein armer Commentar schienen, und anders wird es gewiß nicht werden, wenn Sie es thun.

Das Gefühl von der Nothwendigkeit, womit das Gedicht aus seiner Seele hervorgesprossen war, ging freilich bald über diese bescheidene Unterordnung hinaus; er wollte sich auch bei einer abschlägigen Antwort zufriedengeben:

Wie die Mutter sich freut, ihr Kind im Frühlinge unter Blumen und Lämmern und Vögeln auf bunten Wiesen spielen zu sehen, das ihr aber auch nackt auf der Windel lieb ist.

Runge starb während dieser Verhandlungen am 2. December 1810 und der Dichter widmete ihm einen zarten, sinnigen Nachruf, der im vierten Bande der „Gesammelten Schriften" (S. 430 fg.) abgedruckt ist. „Die Erfindung des Rosenkranzes", nach der damaligen Anlage um jene Zeit schon zur Hälfte vollendet, blieb also länger als 30 Jahre unter Brentano's Händen, und das jetzt erschienene umfangreiche Fragment bietet nur den stärksten Beleg dafür wie er gerade bei den Werken die ihm vor andern Herzenssache waren das Gute der ersten Erfindung so leicht durch eine verkehrte Sorgfalt der Ausstattung überlud und vernichtete. In Betracht dieses außerordentlichen Abstandes ist Nichts charakteristischer als die erste Aeußerung, womit er seine Bitte an den Maler begleitet: er nennt die einzelnen Romanzen des Gedichts alle klar und bestimmt, indem er hinzusetzt: „Könnte ich zeichnen, ich würde es nie gedichtet haben." Wo ist noch eine Spur von solcher plastischen Integrität des ersten Entwurfs in dem bodenlosen, verschwimmenden Wirrsal dieser Geschichten! Die Gestalt des ruchlosen Magiers Apone, den früher Ludwig Tieck zum Gegenstande einer „Zaubergeschichte" („Pietro von Abano", Breslau 1824) machte, breitet um sich eine Sphäre des Wunderbaren, deren Ausstrahlungen auch die umgebende Welt in eine unstäte, blendende Glut hüllen. Ueber Gang und Zusammenhang des Ganzen wie über die Bedeutung der einzelnen Gestalten kann man sich kaum mit Hülfe der aus den Papieren des Dichters gegebenen Notizen nothdürftig aufklären. Die Verwirrung wird noch dadurch erhöht daß verschiedene Bearbeitungen ein und derselben Scene — wie des Theaterbrands in der neunten, elften und zwölften Romanze —, die offenbar noch ihrer Verschmelzung warteten, an besondern Stellen vollständig sich nebeneinander behaupten und keinen ruhigen Ueberblick des Fortschritts in der Handlung zulassen. In der unmäßigen falschen Anwendung des Gleichnisses hat der Dichter hier das äußerste Mögliche geleistet. Oft noch ehe wir die Situation oder Begebenheit kennen, die dadurch ihre Beleuchtung erhalten soll, müssen wir seiner zügellosen Phantasie Seiten lang durch ein wild verwachsenes Dickicht bildlicher Beziehungen folgen, sodaß Verglichenes und Vergleichendes kaum mehr zu scheiden sind. Was uns bei einer mit so unnatürlicher Anspannung betriebenen und doch unvollendeten Arbeit nicht Wunder nehmen darf, ist die Ungleichheit der Behandlung, die zuweilen aus nebelhaften Phantasmagorien oder prunkhaften Malereien in die nüchternste Prosa der Ermüdung (z. B. III, 194) heruntersinkt.

Mit der ursprünglichen Anlage war in Brentano die Absicht verbunden, das Gedicht welchem die Tanhäuserfabel eingeflochten werden sollte durch ein anderes einzuleiten, das alle in den Kreis dieser Fabel fallenden Punkte seines eigenen Lebens, gewissermaßen die Reisegeschichte, die ihn zu diesen Gestalten geführt, darzustellen hätte (vergl. Runge's „Hinterlassene Schriften", II, 408). Wie G. Görres mittheilt, sind nur ganz wenige aphoristische Striche dieses Bildes aufgezeichnet worden, welche abwechselnd den Jugendfreunden Arnim und Savigny die Rolle des getreuen Warners Eckart bei des Tanhäuser-Clemens Zuge in den Venusberg zutheilen.

Der vierte und fünfte Band der „Gesammelten Schriften" bringen außer dem „Godwi", von dem nur ganz zwecklos ein kurzes herausgerissenes Stück (IV, 285—320) aufgenommen ist, und außer den von G. Görres (1847 in zwei Bänden, ursprünglich zur Einfassung „mehrer schöner altdeutscher" Geschichten angelegt) her-

ausgegebenen „Märchen" in unordentlichem Gemisch so ziemlich Alles was in prosaischer Darstellung von Brentano bekannt geworden ist. Die unvollendete Erzählung: „Aus der Chronica eines fahrenden Schülers" (zuerst gedruckt in der poetischen Sammelschrift „Die Sängerfahrt" von F. Förster, Berlin 1818, welche noch ein mal die versprengten Reste der Romantik zu concentriren suchte; vergl. auch das Gedicht „Sängerfahrt" zu dem Titelkupfer von Kolbe bei Clemens Brentano: „Gesammelte Schriften", II, 359 fg.) nahm den kindlich christelnden und andächtelnden Ton zu einer Zeit wieder auf, wo, wie der Autor selbst einsah, der Sinn der Leser zu solchen Productionen zu fehlen schien. Es ist hier noch die Wirkung des volksthümlich-mittelalterlichen Geschmacks sichtbar, aber der Beigeschmack gottseliger Süßlichkeit nimmt diesem den frischen, wahrhaften Ausdruck. „Die Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl" (zuerst in den „Gaben der Milde", Bd. 2, Berlin 1817) hält sich dagegen so im reinen treuherzigen Charakter der Volksdichtung daß sie, wie sehr auch die Gestalt des Dichters im Ganzen der Nation fremd und dunkel bleibe, einer unvergänglichen Popularität sicher ist. Was die Scene mit dem Richtschwerte betrifft, die man hin und wieder als fatalistischen Spuk getadelt hat, so bin ich vielmehr der Meinung daß diese Einmischung des Aberglaubens vollkommen der Sphäre entspricht welcher die Hauptfiguren angehören und den richtigsten poetischen Instinct verräth. Der köstliche Schwank „Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter" (zuerst in Gubitz' „Gesellschafter", Berlin 1817) hat vielleicht das Glück gehabt daß er dem Dichter zu gering war, um ihn weiter auszuarbeiten; der Abweg in das Absurde lag ganz nahe, aber die Gefahr ist glücklich vermieden. Unter allem übrigen Novellistischen und Märchenhaften was diese Bände sonst enthalten findet man Nichts was so gleichmäßig in einem Geiste vollendet wäre wie diese beiden Erzählungen. Das Abenteuer „Die drei Nüsse" hat poetisch gar keine Bedeutung, und das Märchenfragment „Die Rose", welches gerade vor der Pointe abbricht, indem es mit einem plötzlichen metrischen Raptus ins Blaue verläuft, zeigt in seiner grenzenlosen Zerflossenheit, wie die Natur des Dichters oft auch bei dem beschränktesten Gegenstande den angemessenen Ton nicht zu treffen vermochte. Wie vielmehr mußte sich dieselbe in allen ihren Launen zu genügen suchen, wo sie das weite Feld einer größern Märchendichtung vor sich hatte: „Gockel, Hinkel und Gackeleia" wurde in der Gestalt welche die „Gesammelten Schriften", Bd. 5, mittheilen — indem sie freilich nach der durchweg herrschenden Willkür und Verkehrtheit das dazu gehörige „Tagebuch der Ahnfrau" abgesondert in dem frühern Bande (IV) vorbringen — noch von Brentano selbst 1838 (Frankfurt a. M., mit 15 Illustrationen) auf eindringliches Zureden der Freunde in den Druck gegeben, während die ursprüngliche einfachere und reinere Fassung, für den Rheinmärchen-Cyklus bestimmt, erst nach seinem Tode in der eben angeführten Sammlung erschien, welche kraft testamentlicher Verfügung zum Besten der Armen von G. Görres herausgegeben wurde. In seltsamer Verblendung misachtete er diese, bereits 1811 begonnenen Dichtungen, die den Reichthum seines Gemüths und seiner Phantasie so glänzend entfalten, und war auch zur Herausgabe dieser einen nur durch die Rücksicht der Mildthätigkeit zu bewegen*), die in seinen letzten Jahren Alles, selbst gegen die widerspenstigsten Triebe, über ihn vermocht zu haben scheint. Er übte diese Tugend, während ihn sonst gleich manchen andern dämonischen Figuren (Byron, Paganini u. A.) in spätern Jahren nach gewissen Seiten hin der äußerste Geiz beherrschte, mit Ueberwindung seiner Natur wie ein Werk der Buße. G. Görres gibt darüber detaillirte Bemerkungen.

An dem Märchen, das uns also in doppelter Bearbeitung vorliegt, haben wir nur ein schlagendes Beispiel, wie der Dichter durch gekünstelte Ausführung und Ausschmückung oft seinen besten Einfällen geschadet hat. Dasselbe ist auch bei dem „Fanferlieschen Schönefüßchen" der Fall („Märchen", Bd. 2), aber davon ist leider nur die Arbeit zweiter Hand erhalten. So haben wir auch in dieser seinem Ingenium so gemäßen Sphäre zu klagen daß er durch eigensinnige Ausgelassenheit die Harmonie der Grundelemente zerstörte. Anspielungen auf Unarten des Zeitgeistes, literarische Antipathien, z. B. auch im Märchen „Vom Murmelthiere" und ähnliche Allotria sind wahre Sünden gegen das Idealparadies der Kinderphantasie. Danach müssen wir den Ausspruch des Professor G. Baur in Gießen, auf dessen übrigens vortreffliche Recension der „Märchen" in Herrig's und Viehoff's „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen", zweiter Jahrgang, III, 189—208 (1847) ich hiermit verweise, sehr einschränken, wenn er meint: das Märchen gewähre soviel Freiheit als Brentano gebraucht habe und fodere nicht mehr Einheit als er zu leisten im Stande gewesen sei. Auch diese freiesten Gebilde fallen noch unter ein Gesetz, dem sich seine Phantasie wenigstens nicht immer zu beugen geneigt war. Eine Arabeske kann so toll sie will verschlungen sein, aber ohne etwa die Form eines Stiefels an der einen Seite, an der andern die eines Schlafmützenzipfels anzunehmen; die Extravaganz muß innerhalb der mathematischen Regeln der Schönheitslinien bleiben. Die Verachtung dieses Grundsatzes ist es die uns auch so manche Werke des noch bedeutendern Arnim geschmacklos erscheinen läßt. Die absolute Tollheit um der Tollheit willen findet kein Organ der Theilnahme mehr in uns. Das ist Alles was wir über Producte Brentano's wie die „Wunderbare Geschichte des Uhrmachers BOGS" („Gesammelte Schriften", Bd. 5, zuerst 1807 ohne Druckort) zu sagen vermögen. Innere Continuität vermissen wir auch bei der scherzhaften Abhandlung „Der Philister vor, in und nach der Geschichte" (zuerst Ber-

*) Der Ertrag des „Gockel" wurde für eine katholische Kirche in Gelnhausen bestimmt.

lin 1811), die sich bis zu der witzigen „Schilderung eines Musterphilisters, welcher sich zuletzt in eine ganze Musterkarte von Philistereien aufrollt“, gleichsam erst aus einem chaotischen Gedanken-Urbrei ins Bestimmte und Säuberliche herauswinden muß, dann aber auch bald den Spaß in episodischer Dissertation über die verlorene Würde der Bühnenkunst untergehen läßt. Wir vernehmen da beiläufig ganz ähnliche Klagen, wie sie seit geraumer Zeit Tieck's Stellung zum deutschen Theater ausmachen. In gleicher Sphäre, aber mit guter Laune bewegen sich die „Briefe über das neue Theater“ von L. Achim von Arnim und Clemens Brentano, die zuerst in einem ganz nach Art der „Tröst-Einsamkeit“ redigirten und nicht viel länger fortgesetzten Zeitblatte: „Wünschelruthe. Herausgegeben von H. Straube und J. P. von Hornthal“ (Göttingen 1818, Nr 23—28, 31, 32, 34) mitgetheilt wurden, in unserer Sammlung aber nach gewohnter Manier ohne diese Angabe nur zur Hälfte abgedruckt sind (IV, 439 fg.). Wollte man sie einmal aufnehmen, so mußte, da ohnehin das Eigenthum der beiden Autoren schwerlich mehr zu sondern ist, unbedingt das Ganze gegeben werden. Ein Pröbchen dieser Nachlässigkeit finden wir noch in dem Abdrucke von „Geschichte und Ursprung des ersten Bärenhäuters“ (V, 447 fg.) aus der „Tröst-Einsamkeit“ (Stück 22—25). Von der Quelle ist hier ebenso wenig die Rede, aber es wird ganz arglos aus dem ursprünglichen Ort die Note mit hergesetzt: „Wenn unser Freund Grimm in dem Aufsatz über die Sagen“ (Stück 19 und 20) u. s. w. Der Dichter veranlaßt uns wieder zu dem Tadel daß er einem sonst schlicht und liebenswürdig vorgetragenen Scherze heterogene Dinge angehängt hat, indem er uns durch die Namen Messalinus Cotta, Kutzbutzia, Merkelia ꝛc. und durch das NB. (am Schluß): „Kutzbutzia soll Merkeliam mit der moskowitischen Lazarethkrankheit angesteckt haben, deren Hauptsymptom ein Bart mit einer eisernen Stirn ist“, literarisch-satirische Beziehungen ahnen läßt, die mit dem Charakter des Ganzen gar Nichts zu schaffen haben. Die „Tröst-Einsamkeit“ liefert außerdem noch ein Stück Uebersetzung aus Froissart: „Gaston Phöbus von Foix“ (IV, 479 fg.), während man, wenn das Uebersetzte einmal hereingenommen werden sollte, mit großem Unrecht ganz willkürlich die ebendaselbst (Stück 6) befindliche hübsche Geschichte des Malespini übergangen hat. Unter der Rubrik „Vermischte Aufsätze“ (IV, 395 fg.) findet man allerlei Kram von planlos zusammengestoppelten Papierschnitzeln, die zum Theil mit der geistlichen Metamorphose Brentano's in Beziehung stehen. Diese macht sich auch in den „Bildern und Gesprächen aus Paris“ (IV, 353 fg.) geltend, wo die langweiligsten Exclamationen über den Höllenlärm dieses babylonischen Sündenpfuhls es nirgend zu wirklichen Bildern und bestimmten Beobachtungen kommen lassen. Schließlich verweilt das Interesse des Autors, dem man anmerkt wie er die Erinnerungen die ihm dieser weltliche Spectakel, dieses Treiben der Weltlust erweckt gewaltsam in sich zu übertäuben sucht, bei den großartigen Kranken- und Pflegehäusern der Hauptstadt und berührt damit ein Gebiet, auf dem er mit wunderbarer Verleugnung seiner Natur durch eine besondere Schrift anonym gewirkt hat.*)

Der Dramatiker Brentano, den uns die beiden letzten Bände der „Gesammelten Schriften“ vollständig präsentiren, bestätigt die im Gange unserer Betrachtung gefundenen Resultate, und mehr als irgend eine andere Kunstform ist das Drama im Stande, die Art und Begrenzung dieser poetischen Natur andentagzubringen. Das Lustspiel „Ponce de Leon“ (zuerst Göttingen 1804, abgefaßt bereits im Sommer 1801) gewährt noch ein besonderes persönliches Interesse, indem der Dichter hier offenbar die Idealisirung des eigenen Leichtsinns niedergelegt hat; dieses Genusses hat er gleichsam nicht satt werden können und daher wieder die schnörkelhafte Weitschweifigkeit in der Ausführung der graziösen Anlage. Nichts ist leichter als in diesem Stücke das Shakspeare-Geschmäcklein herauszufinden, aber nur die Verzwirtheit kann sich einbilden mit dieser Entdeckung schon ein Urtheil gefällt zu haben. Clemens Brentano ist kein Nachahmer der seinen Geist in eine angelesene Manier hineinzwängt. Wenn irgend ein Dichter, so hätte er mit allem Fug solchem Vorwurf entgegnen dürfen: „Ich nahm mein Eigenthum wo ich es fand“; ja fürwahr dies Wort scheint ihm in so hohem Grade anzustehen daß er uns selbst fast wie eine jener melancholisch-lustigen Personen der Shakspeare'schen Komödie bedünken will. Trotz all des frivolen Wortgeklingels zieht sich durch den „Ponce de Leon“ in der Tiefe doch der edle Zug eines liebevollen Dichtergemüths. Der einzige Versuch welcher meines Wissens gemacht worden ist das Stück für die Bühne zu gewinnen, in Wien, hatte einen übeln Erfolg, den sich Brentano bei seiner Eitelkeit wol nicht so leicht mit der Theorie von Stücken, denen gegenüber das Publicum durchfällt, aus dem Sinne geschlagen haben wird.

Das Singspiel „Die lustigen Musikanten“ (zuerst Frankfurt a M. 1803, das Erste was mit Brentano's Namen erschien) macht von vornherein als dramatische Composition keinen großen Anspruch, da offenbar das Interesse an der lyrischen Partie ohne die mindeste Beziehung auf eine zu entwickelnde Fabel rein um des musikalischen Elements willen den Ausgangspunkt bildet. Die Verwickelung welche durch das Musikantenkleeblatt zur Auflösung kommt scheint erst nachträglich als Folie und Halt untergelegt worden zu sein. Die eigentliche Quelle der Anregung liegt in dem bekannten Gedichte gleichen Titels, das ursprünglich ohne allen Zusammenhang in den „Godwi“ hineingeworfen war und,

*) Diese Schrift: „Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Zum Besten der Armenschule des Frauenvereins zu Koblenz“ (zuerst 1831), natürlich von der Sammlung der poetischen Werke ausgeschlossen, wird neuerdings von dem auf katholischem Gebiete so betriebsamen Verlage Kirchheim und Schott in Mainz in einer neuen mit Zusätzen vermehrten Auflage angekündigt.

wie es ja die Umrisse jener drei Gestalten schon umfaßt, hier in seiner ganzen Ausdehnung wiederkehrt. Es fragt sich sehr, ob selbst mit einer angemessenen Musik, von der nur Anfänge vorhanden sind, das Ganze, das unserer Theilnahme keinen rechten Mittelpunkt bietet, irgend eine Wirkung hervorzubringen vermöchte.

Keine von allen Dichtungen Brentano's gönnt uns weniger das entschädigende Labsal reiner Lichtpunkte in einem abenteuerlichen, verschrobenen Ganzen als das historisch-romantische Drama „Die Gründung Prags" (zuerst Pesth 1815), bei dem er mit so hoher Meinung zuwerkegegangen ist. In diesen monströsen epischen Dimensionen verschwindet jede Spur von dramatischem Organismus; dazu ist das menschlich Ansprechende der Gestalten unserm Auge durch eine solche Last fremdartigen, phantastischen Bilderquarks entzogen daß wir jedes Maßstabs für ihr inneres Leben und jeder Sympathie für ihre Motive ermangeln. Der Stoff umfaßt jenes Stück der böhmischen Geschichte welches, auf mythischer Ueberlieferung ruhend, für die Poeten immer so viel Anziehungskraft gehabt hat: Libussa, die jungfräuliche Herrscherin, mit ihrer trotzigen, männerverachtenden Mägdegefolgschaft dem Volke gegenüber, das einen Herzog begehrt und durch selbstsüchtige Parteiungen lange in sich gespalten wird. Brentano wurde durch ein längeres Verweilen in Böhmen zu diesen Dingen hingeführt, und speicherte an Ort und Stelle einen flitterhaften Apparat von Nomenclaturen, symbolischen Spielereien und allerlei äußerlichen Zügen auf, deren er sich alsdann in unmäßigem, abschreckendem Aufputze der Darstellung selbst und in zweiter Instanz mit einer gewissen gelehrten Miene in einem ansehnlichen Appendix erläuternder Noten entledigte. Die Sprache verräth außerdem alle Fehlgriffe einer ungebildeten Phantasie, die bei richtigem Instinct für die charakteristischen Schattirungen doch nirgend oder nur hier und da einmal wie zufällig das richtige Maß des Ausdrucks finden kann und daher manche ursprünglich wohl erfaßte Züge entweder mystisch-dämmerig oder fratzenhaft-grell zur Offenbarung bringt. Vom schwülstigen Hochfluge fällt das Gedicht oft in eine ungeschickte Derbheit; wo der ausgelassene Uebermuth der freien Dirnen geschildert werden soll, durchkreuzen den heroischen Stil Kraftworte welche an die unedelste Sphäre erinnern und die gute Absicht mit verletzender Plumpheit zu erkennen geben. Von dem gehaltenen Charakter den die dramatische Rede fodert hat das Ganze keinen Hauch; unendlich selten erklingt voll und rein ein Ton der Empfindung, welcher dem allgemeingültigen Gefühle der Situation antwortet.

Wie sehr der Dichter schon bei dem Entwurfe dieses Werks von der Würde des Religiösen bewegt, von der Ahnung eines ungekannten Heils hingezogen war, müssen uns wol die milden Strahlen des verheißungsvollen göttlichen Lichts sagen, die er zuletzt über diese wüste heidnische Welt hereinbrechen läßt.

Clemens Kersten.

La civiltà cattolica. Zehn Bände. Rom 1850—52.

Die gewaltigen Erschütterungen welche infolge der Reformation die katholische Kirche auch in Italien erlitt, gingen zu Ende des 16. Jahrhunderts in eine herbe, unduldsame Reaction aus, die neben der Kirche zugleich Wissenschaft, Kunst und Leben ergriff, unleugbar aber die erste, wenigstens auf einige Zeit, mit neuer Kraft durchdrang und verjüngte. Unsere Tage bieten eine vielfach ähnliche Erscheinung; nur daß es sich jetzt auf Seiten des Katholicismus nicht um einen Kampf auf dem den Streitenden gemeinsamen Gebiete des Glaubens, sondern um die Abwehr tödtlicher Angriffe gegen Staat, Kirche und Glauben handelt. Um Vieles mehr noch als anderwärts hat sich in Italien die Revolution mit gleich zerstörender Heftigkeit gegen die Kirche, namentlich als katholische, als päpstliche Kirche gewandt, wie gegen den Staat. Diese Angriffe gehen mit sehr wenigen Ausnahmen von dem Standpunkt der Glaubensverneinung, nicht von dem der Reinigung aus, und wo die letzte unter dem Namen des Protestantismus oder unter anderm Titel gepredigt wird, da ist sie in den meisten, allerdings aber nicht in allen Fällen (z. B. nicht in Toscana), nur eine Maske, hinter der die Verneinung sich birgt. Die Revolution greift selbst in der milden, legalisirten Form, die sie gegenwärtig im sardinischen Königreich angenommen, eigenmächtig und verwundend tief in die kirchlichen Institutionen ein; sie ist im Kirchenstaate mit äußerster Gewaltsamkeit gegen das Oberhaupt und gegen die Prälaten der katholischen Kirche aufgetreten; mit fanatischer Leidenschaftlichkeit aber hat sie zum Theil schon vor dem Ausbruch der Stürme des Jahres 1848 einzelne Mönchsorden, vor allen den der Jesuiten verfolgt. Während also in Frankreich, in Belgien, ja selbst am Rhein Katholicismus und revolutionnaire Gesinnung nicht schlechthin unverträglich scheinen, erkennen sich in Italien beide für Das was sie einander in Wahrheit sind: für unversöhnliche Feinde.

Hierdurch erklärt es sich denn wie gerade von der römisch-katholischen Kirche aus eine geistige Reaction sich entwickelt, die neben dem geistlichen Gebiete auch das politische mitumfaßt. Die weltlichen Machthaber von den Alpen bis zur sicilischen Meerenge wissen, nachdem die Dämonen des Umsturzes äußerlich wenigstens wieder gebändigt sind, keinen andern Schutz gegen ihr Wiederauferstehen als die physische Gewalt. Hinrichtungen, Kerker, polizeiliche Ueberwachung, Bücherverbote, kostspielige fremde Heere und so manche andere Plage mögen leider dort nur allzu unvermeidlich sein; aber sie stellen sich dem Verkehrten nur verneinend, strafend oder hindernd entgegen ohne zu heilen, ohne das Samenkorn des Bessern auszustreuen. Als Ergänzung, als ihre bessere Hälfte fodern jene Repressivmaßregeln angelegentliche Fürsorge dafür daß berichtigte Ueberzeugungen im Volke Wurzel schlagen und erstarken. Diese von den Regierungen Italiens man darf sagen unberührt gelassene

Aufgabe haben sich nun die Herausgeber des in der Ueberschrift genannten Journals gestellt.

Bekanntlich ging im 16. Jahrhundert jene Restauration des Katholicismus im Sinne eines ascetischen, stets kampfbereiten Glaubenseifers vorzugsweise von den Jesuiten aus. In unsern Tagen sehen wir den gleichen, kaum erst zum zweiten mal geächteten und bereits wieder zu unglaublichem Einfluß gelangten Orden mit denselben Waffen in der vordersten Reihe und mit unleugbaren Erfolgen für die sich neu aufraffende römische Kirche streiten. Ein sehr beachtenswerthes Rüstzeug in seinen Händen ist die seit nun drittehalb Jahren (April 1850) in Rom erscheinende „Civiltà cattolica". Nur von Jesuiten geschrieben (ich nenne unter den mir bekannt gewordenen Mitarbeitern einen in den Orden getretenen Bruder des sardinischen Ministers Azeglio, ferner den Padre Pianciani, vor Allen aber den Padre Bresciani), bietet sie mit dem merkwürdigen Talente das von jeher den Jesuiten zugebotestand, Allen Alles zu sein, keineswegs eine Reihe trockener theologischer Abhandlungen, sondern sie durchmißt mit sicherm Schritte das Gebiet der verschiedensten Wissenschaften, sie erörtert eine nach der andern die wichtigsten Fragen der Politik und verschmäht weder die Besprechung der Ereignisse des Tags noch selbst das Gewand belletristischer Unterhaltung. Alles Dies mit einer namentlich in Italien seltenen Sachkunde, in würdigem, gehaltenem Tone und einer den strengsten Ansprüchen genügenden edeln, erlesenen Sprache.

Wen hätte nicht längerer Verkehr auch mit gebildeten Italienern überzeugt daß deutsche oder englische Namen, der russischen zu geschweigen, ihnen schlechthin unbuchstabirbar seien, daß einem Italiener etwa die innere Gliederung des Deutschen Bundes oder gar den Kampf der Stände von Hanover und Mecklenburg gegen moderne Landesverfassungen anschaulich zu machen eine schlimmere Arbeit als die des Sisyphus sei. Statt dieser mitunter so ergötzlichen Misverständnisse bringt nun die „Civiltà cattolica" je um den andern Sonnabend eine Rundschau von etwa zwei Bogen engen Drucks, die in düsterer Klosterzelle geschrieben, die wichtigsten Ereignisse der letzten Wochen in kundiger und wohldurchdachter Zusammenstellung an dem Leser vorüberführt. Da bilden seit Monaten die Zerwürfnisse des Zollvereins eine stehende Rubrik, mit sorglichem Auge werden die oppositionellen Bewegungen des Cantons Freiburg überwacht, die Uebertritte zum Katholicismus wie in England so in Mecklenburg werden aufmerksam verzeichnet, und neben den Erfolgen welche die Missionen im nördlichen Deutschland gewonnen die Maßregeln eifersüchtig angegeben, durch welche die Regierungen ihrem Misbrauch zu steuern gesucht haben.

Alle diese Berichte zeugen von genauer Sachkenntniß, freilich aber nicht von gleicher Unparteilichkeit oder auch nur Aufrichtigkeit. Jede Mittheilung, auch die äußerlich unscheinbarste Notiz, trägt den Stempel des Absichtlichen; sie ist bestimmt auch an ihrem Theile sich als Baustein in den wiederherzustellenden Doppelbau der siegenden Kirche und des katholisch geweihten Staats einzureihen. So bedürfen denn die unverhüllt hervortretenden Sympathien für Oestreich, zum Theil auch für Baiern und das Napoleonische Frankreich nicht erst der Erwähnung. Den Gegensatz bildet die bis zur Entstellung von Thatsachen gesteigerte Abneigung gegen die protestantischen Staaten England und Preußen. Der Grundirrthum, daß die evangelische Lehre aus der Revolution hervorgegangen und selbst eine Saat weitern Umsturzes sei, verleitet die „Civilta cattolica" nicht nur jene beiden Staaten, sondern selbst das schismatische Rußland als principiell der Revolution verfallen zu betrachten und in deren siegreicher Bekämpfung durch die zuletzt genannten zwei Mächte nur einen innern Widerspruch zu finden. Die katholische Kirche dagegen und die auf ihr erbauten Staaten sollen aller Erfahrung zum Trotz allein den Demantschild führen, an dem die Pfeile des Umsturzes zersplittern. Es ist eben die schon oft wiederholte, nicht unabsichtliche Verwechselung, in dem wahren Satze daß die Revolution im Unglauben wurzele und mit christlicher Gesinnung unvereinbar sei, statt des Unglaubens den evangelischen Glauben und statt der christlichen Gesinnung Katholicismus zu setzen.

Um den Reichthum und die Mannichfaltigkeit des verarbeiteten Stoffs zu bezeichnen, theile ich das Inhaltsverzeichniß des letzten Hefts mit: 1) Ueber eximirte Gerichtsstände und deren Aufhebung in modernen Staaten. 2) Ueber Mädchenerziehung. 3) Verdienen die Katholiken den Vorwurf abergläubisch zu sein? 4) Ein Abschnitt aus der noch weiter zu besprechenden Erzählung „Lionello". Hierauf folgen vier Berichte über neue Schriften: 1) Zwei Werke des Neapolitaner De Grazia, in denen er die philosophischen Systeme unserer Zeit bekämpft und nach dem Vorgang des Thomas von Aquino eine christliche Philosophie (filosofia di osservazione) zu begründen versucht. 2) Eine turiner Schrift über Besessenheit und geistliche Heilmittel gegen dieselbe. 3) Das Buch des Radicalen De Boni über das Papstthum. 4) De Angelis, „Ueber die Statthaftigkeit von Zwangsmitteln zur Verwirklichung kirchlicher Gebote". Den Beschluß macht die oben als Rundschau bezeichnete „Cronaca contemporanea". Sie umfaßt: 1) einen ausführlichen Bericht über die letzten Ereignisse in der Argentinischen Republik. 2) Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten über die Stellung der Parteien, über Kossuth's moralischen Bankrott, über die Fischereifrage u. s. w. 3) Kurze Notizen über Frankreich und England. 4) Die Eröffnung des Processes gegen Guerrazzi. 5) Nachrichten über römische Schulen und Akademien. 6) Naturwissenschaftliche Mittheilungen. 7) Neuverbotene Bücher.

Das bedeutendste Element in dieser schon so großen Zahl von Heften bilden jedenfalls die manchen selbständigen Abhandlungen, deren Aufgabe vorzugsweise darin besteht die hohle Nichtigkeit gepriesener Theorien der constitutionellen Staatsweisheit darzulegen. Vieles davon findet diesseit wie jenseit der Alpen Anwendung, und fast jeder dieser Aufsätze ist mit rühmenswerther Einsicht und

Erfahrung geschrieben. Ich erwähne: „Ueber die Erneuerung alter utopistischer Träume in Italien"; „Ueber Staatswirthschaft und den Einfluß des Constitutionalismus auf dieselbe"; „Ueber stehendes Heer und Bürgerwehr"; „Ueber Zünfte und Innungen"; „Ueber geheime Gesellschaften"; „Ueber kirchliche Ehe und Ehe als Civilcontract." Endlich eine Reihe von Abhandlungen über Gerichtswesen, namentlich über Geschworenengerichte, öffentliches Verfahren und, wie schon erwähnt wurde, über privilegirten Gerichtsstand. Die merkwürdigste Erscheinung ist aber unbedenklich ein durch alle zehn Bände sich hinziehender, von dem Jesuiten Padre Bresciani verfaßter historischer Roman. Der „Ebreo di Verona" und seine noch fortlaufenden Anhänge „La repubblica Romana", „Don Alessandro mansionario" und „Lionello" verbinden mit der lebendigsten, ungeschminktesten Schilderung charakteristischer Revolutionsscenen in und außer Italien (von 1846—49) besonnene Erörterungen leitender Tagesfragen auf kirchlichem wie weltlichem Gebiet. Einen eigenthümlichen Werth gewinnt dies umfangreiche Werk durch die frische, kräftige Sprache, der man es anhört daß sie nicht aus den vergilbten „Classikern" des 14. Jahrhunderts, sondern mitten aus dem regsten Volksleben auf Markt und Straße geschöpft ist. In der That ist der Erfolg des „Ebreo di Verona", obwol er Alles eher thut als sich den Lieblingsirrthümern italienischer Leser zu fügen, ein außerordentlicher gewesen. Zwei Nachdrücke sind in Bologna, einer ist in Foligno, ein vierter in Turin erschienen, und in diesem Augenblick besorgt der Verfasser in der Druckerei der Propaganda eine neue mit geschichtlichen und sprachlichen Anmerkungen versehene wohlfeile Ausgabe (zwei Bände für weniger als $1\frac{1}{2}$ Thlr.). Eine buchstäbliche Uebersetzung des „Ebreo di Verona" und besonders seiner Anhänge würde in Deutschland vielleicht hin und wieder durch Breite und übermäßiges Pathos ermüden. Dringend aber ist zu wünschen daß die wichtigern unter diesen keckgemalten, den Stempel der Wahrheit an der Stirn tragenden Bildern aus einer Zeit, deren Fieberwahnsinn bald für Lüge gelten wird, auch unserm Publicum wenigstens auszugsweise zugänglich gemacht werden mögen.

Bevor ich von einer Zeitschrift scheide, die in verwandter Richtung, aber mit umfassenderer Aufgabe und zum Theil in würdigerm Ton geschrieben wird als der „Univers", die „Historisch-politischen Blätter" und insbesondere die „Deutsche Volkshalle", möchte ich den Lesern einige Anschauung von dem Tone der „Civiltà cattolica" geben. Ich wähle dazu ein Bruchstück des schon vor einigen Monaten erschienenen Aufsatzes: „Ai giovani generosi e cattolici." Der Verfasser berichtet, aus Piemont sei der Redaction eine Zuschrift zugegangen, in welcher der Briefsteller für sich und andere „hochherzige und katholische Jünglinge" Beruhigung über politische Gewissensscrupel, insbesondere aber Antwort auf die Frage verlange: welch ein würdiges Feld der Thätigkeit denn der italienischen Jugend bleiben solle, wenn das Streben die Unabhängigkeit der Halbinsel zu erkämpfen ihr als ein revolutionnaires untersagt werde. Ich übergehe die Lösung der politischen Scrupel umsolieber als ich sie durchaus nicht für eine genügende halte, und beschränke mich auf die Beantwortung der zweiten Frage.

Unser wackerer junger Mann glaubt sich, wenn der Unabhängigkeitskrieg verworfen werde, jeden Weg zur Bürgerthätigkeit und zum Ruhme verschlossen. Er sieht sich zu erschreckendem Müßiggange verurtheilt, und wie wenn er zu keinem andern Zwecke auf der Welt wäre als zu dem einen dies große vaterländische Heil zu erkämpfen, weiß er kaum mehr, zu was ihm ohne dieses Ziel das Leben dienen solle. Dennoch ahnt er dunkel daß es noch andere Gegenstände geben könne welche würdig sind das Streben jugendlicher Gemüther zu entflammen, und er bittet uns ihm zu ihnen den Weg zu zeigen. Wol ist diese Bitte uns doch erfreulich. Aber es ist eine Freude die nicht von schmerzlichem Gefühl zu trennen ist. Zeigt sie uns nämlich einerseits welch edler Sinn in den Herzen der italienischen Jugend lebt, so beweist sie uns doch andererseits zu unserm tiefen Bedauern welche Macht über diese Jugend gewisse Ideen gewonnen haben, die der Vaterlandsliebe des Heidenthums nur allzu sehr gleichen. Doch hören wir seine Worte:

„Sie zeigen uns so oft was wir nicht thun sollen; warum sagen Sie uns nicht zuweilen was wir zu thun haben? Wir sind in Italien unserer Viele jung, hochherzig und katholisch. Entmuthigen Sie uns nicht immer mehr! Schläfern Sie uns nicht ein! Bleiben wir zu einem unthätigen, ruhmlosen Leben verurtheilt, so bewältigen uns entsetzliche Versuchungen. Eröffnen Sie uns denn den Weg der gerecht ist und nicht ehrlos, edel und nicht thatenlos. Aber um des Himmels willen heißen Sie uns nicht Verse schmieden und schöne Phrasen drechseln. So viele gebildete Jünglinge erwarten von Ihnen ein Wort. Sprechen Sie es aus."

Und wir sprechen es aus.

Hat, wer uns so fragt, ein richtiges Verständniß der wahren Größe, so ist unsere Antwort in zwei Worte zusammenzufassen: Lebet nach Gottes Gesetzen und nach den gerechten Satzungen der menschlichen Gesellschaft. So lakonische Antwort und so unscheinbarer Ruhm werden aber das jugendliche Feuer unsers Ungenannten sicher nicht befriedigen. Wohlan denn, so bieten wir eine deutlichere Antwort und einen offenbarern Ruhm, die aber dennoch den Umkreis jener Worte nicht überschreiten. Mögen die hochherzigen und katholischen Jünglinge Piemonts — denn von dort erhielten wir jenen Brief — erkennen lernen, daß der höchste Ruhm, die höchste Ehre für Italien im wahren Katholicismus zu finden ist, an welchen allein sich jede Größe des Landes oder des Einzelnen anknüpft. Mögen sie erkennen daß in einem constitutionnellen Staate — möge nun die Schuld an den Institutionen oder an den Menschen liegen, was wir dahingestellt sein lassen — dieser Katholicismus angefeindet werden wird, daß man sich aller Arten von Waffen gegen ihn bedienen wird, von diplomatischen Unterhandlungen bis herab zu dem ekelsten Mummenschanz der Gassen und Schenkhäuser. Nun ist aber das Rüstzeug, dessen die Vorsehung, insofern sie nicht zu außerordentlichen Mitteln greift um jenes Palladium jedes bürgerlichen Fortschritts zu vertheidigen, sich bedient, die innige Verbrüderung eifriger Katholiken. Diese Einigung aber und dieser Eifer, nirgend gedeihen sie so wirksam und so mächtig als in den noch jungfräulichen Herzen wohlgeleiteter Jünglinge. So verbindet euch denn untereinander zu dem edeln Vorsatze: „Wir wollen mit aller Kraft der gesetzlich zulässigen Mittel den einheimischen Staatseinrichtungen jenen Charakter des Katholicismus wieder erobern den der Urheber unserer Verfassung ihnen aufprägte; wir wollen unser Vaterland von jenen Ketten der Gottlosigkeit befreien, mit denen ein alberner Voltairianismus es zu fesseln bestrebt ist!"

Diese mühevolle Aufgabe war es die den Ruhm der O'Connell, der Montalembert, der Donoso Cortes gründete. Wird unsere Jugend sich also überdiemaßen herabgewürdigt fühlen, wenn wir sie auffodern um ähnlichen Ruhm zu wetteifern; oder wäre solche Ehre nicht um so höher zu achten, je seltener, fast sollten wir sagen, unbekannter sie bisher unter uns gewesen ist? Der Ruhm den jener Entschluß verspräche würde mit der Schwierigkeit seiner Ausführung im richtigen Verhältniß stehen. Freilich gehört dazu mehr als Reimlexiken und Cigarren. In einem constitutionnellen Staate ist es an Jedem sich auf Schleifwegen oder durch Verdienst hervorzuthun. Schleifwege muß der Katholik entschieden von sich weisen. Es bleibt ihm also nur der Weg des Verdienstes offen. Da nun aber Verdienst für einen Katholiken nothwendig untrennbar mit Bescheidenheit verbunden ist, so wird er ein ungewöhnlich hervorleuchtender sein müssen, um die dichte Nebelschicht der Gottlosigkeit und der Cabale zu durchdringen.

Ist der Vorsatz unserer Jugend also erst einmal gefaßt, so eröffnet sich ihr zunächst eine weite Laufbahn vorbereitender Thätigkeit. Sind, wie wir voraussetzen, die einleitenden Studien beendet, so kommt es nun darauf an sich in den höhern hervorzuthun. Einer gründlichen Erforschung des einheimischen Rechts möge eine nicht weniger tiefeindringende des öffentlichen und Völkerrechts, der Staatswirthschaft und derjenigen besondern Zweige des Wissens nachfolgen, zu denen Neigung oder Verhältnisse den Einzelnen hinleiten, und auf jedem dieser Gebiete rüste unser strebender Freund sich mit jener mächtigen Waffe, dem gesprochenen oder geschriebenen Wort. Selbst im Freundeskreise übe er sich das Wort mit jener markigen Kürze, mit jener gezügelten Wärme, mit jenem würdigen Anstande zu handhaben, deren Besitz die Herrschaft über öffentliche Versammlungen sichert. Er wähne nicht daß wir ihn wieder hinschicken wollten Verse zu schmieden und schöne Phrasen zu drechseln und weiter Nichts. Das Eine und das Andere aber ist unentbehrlich um die Macht des Worts zu gewinnen. Unser hochherziger Jüngling muß es so gut als wir wissen und besser daß wenigstens zwei Drittheil des Unglücks und der Schmach die uns in neuester Zeit betroffen haben durch poetische Ueberschwänglichkeit und eine Sündflut von Phrasen über Italien herbeigerufen sind. Ebendeshalb ist nun aber auch das Heilmittel weniger im Schwerte zu finden als im Worte; aber in dem Worte das schneidender ist als das Schwert. Hätte er und hätten wir als es an der Zeit war den rechten Vers und das rechte Wort gehabt, dann wäre die Sache der Gerechtigkeit und der Kirche in unserer Halbinsel vielleicht weniger tief gesunken.

Inzwischen möge unsere hochherzige Jugend unter der Leitung aufrichtig katholischgesinnter Männer, die in theologischer Wissenschaft erfahren und der Kirche und ihrem obersten Hirten ergeben sind, die giftigen Wunden gründlich zu erforschen bemüht sein welche der Irrglaube unserer bürgerlichen Gesellschaft zugefügt hat. In jedem Gespräche aber, das ihnen Gelegenheit dazu bietet, mögen sie furchtlos den Plänklerkampf für die Wahrheit aufnehmen, ohne sich die Nachrede schrecken zu lassen daß sie Pfaffendiener, Jungkatholiken, Kryptojesuiten seien und wie die Vogelscheuchen sonst noch heißen, die wie in Tasso's bezaubertem Walde ihnen in den Weg treten werden. Hand in Hand mit diesen Studien gehe ein Lebenswandel der nicht nur arbeitsam, sittenrein, schlicht und fromm ist, sondern seine heiligste Aufgabe in christlicher Unterstützung der Armen findet. Wir sagen christliche Unterstützung; denn unser hochherziger und katholischer Jüngling soll es sich nicht genügen lassen in den Zeitblättern Mildthätigkeit zu predigen, auf einem philanthrophischen Balle zu tanzen oder bei einem menschenfreundlichen Zweckessen zu Gunsten der Armuth zu schmausen. Er soll bescheiden und schweigsam von einem Kämmerlein zum andern eilen, dem Dürftigen zu helfen, die Waise zu schützen, die Witwe zu trösten und den Trostlosen aufzurichten, ohne diese seine Thaten auf dem Markte auszuschreien und dem Ruhme eines philanthropischen Humanitätshelden nachzujagen.

Habt ihr in solcher Weise mit der Zeit erfahren was das Volk sei und welcherlei Trostes es bedarf, dann werdet ihr vielleicht wahrnehmen daß werkthätige Liebe und Gebirgsbewohner ihm weit mehr noththue als nationale Unabhängigkeit. Jedenfalls aber werdet ihr, durch praktische Lebenserfahrung vorbereitet, ausgerüstet mit der Gabe der Beredtsamkeit, im Besitze gründlicher und umfassender Kunde der Staatsverwaltung, kaum in den Wettkampf der öffentlichen Laufbahn eingetreten, euch befähigt fühlen, vor Andern euch hervorzuthun, und zwar nicht mit dem Fluge der Rakete, die einen Augenblick leuchtet um sogleich in ihr heimisches Dunkel zurückzufallen, sondern mit jenem ruhigen Lichte der Morgenröthe, die majestätisch vorschreitet und ohne Verfinsterung ihre Bahn zurücklegt. Das ist der Weg! Auch thut es nicht noth mit ungestümer Eile ihn einzuschlagen, wie unser Briefsteller in seinem Eifer es thun möchte. Es genügt ihn mit festentschlossenem Willen zu erwählen und dann darauf auszuharren. Verleihen mit unserm Freunde ihn die Vielen die er hochherzig und katholisch nennt, dann dürften wir in ihnen die wahre „Hoffnung von Italien" begrüßen.

„Und für unsere Nationalität sollen wir also Nichts thun?"

Glaubt ihr denn nicht schon ein Großes gethan zu haben, wenn ihr in euerm Vaterlande die bürgerliche Thätigkeit wieder ins Leben gerufen, die Gründlichkeit gesellschaftlicher Forschungen hergestellt und Beispiele einer aufrichtig katholischen Freiheit gegeben habt? War es denn nicht gerade der Mangel an allen diesen Eigenschaften welcher die Volksbeglückungspläne jener Träumer so schmählich zusammenstürzen ließ? Seid überzeugt daß die Völker sowol als die Einzelnen bei weitem mehr ein Werk der Vorsehung als der Menschen sind, und daß, wenn diese den Werken der erstern zuvorkommen wollen, sie Kindern gleichen die mit zehn Jahren bärtig zu sein begehren. Wohlan denn, ihr hochherzigen und katholischen Jünglinge, wir bieten euch Beschäftigung für euern Thätigkeitsdrang und euern Muth. Die Namen welche auf dieser Bahn euch vorangeschritten, sagen euch zur Genüge welcher Ruhm eurer wartet. Es ist ehrenwerth daß ihr die entsetzlichen Versuchungen beklagt, die im unthätigen Leben euch bedrohen. Solange ihr sie beklagt, werdet ihr ihnen sicher nicht zum Opfer fallen. Aber die Aufgabe die wir euch stellen ist groß genug um alle Thatkraft der glühendsten Seele zu erschöpfen. Weit entfernt zu fürchten daß sie für euern Eifer nicht ausreiche, besorgen wir vielmehr, und wir möchten durch diese Besorgniß euch nicht verletzen, daß euer Eifer vor dem Ende der Aufgabe erlahme.

K. Witte.

Ein humoristischer Spaziergang durch die Blütenfluren der deutschen Lyrik.

Es gibt Blumen die einen impertinenten Geruch haben, ja sogar ganz geruchlose, worüber sich schon viele Botaniker die Köpfe zerbrachen und zuletzt meinten, diese anstandsvolle Duftlosigkeit sei nur die Folge einer guten Erziehung, welche die Huldgöttin Flora, die französische Gouvernante der Blumenkinder, einigen ihrer besondern Lieblinge zutheilwerden ließ. Das Schlimmste jedoch ist und bleibt das Unkraut das frech von allen Seiten aufwuchert. Unkraut muß ohne Erbarmen ausgerodet werden, sonst haben Knospen und Blüten keinen Platz. Was auch hierin geschieht, es wird dennoch viel zu wenig gethan; Erato's Gärtnerjungen sind faule Schlingel. Unkraut über Unkraut, wenn man durch die Fluren der Lyrik spazieren geht! Mademoiselle Erato, schämen Sie sich! ein Frauenzimmer und solche Fahrlässigkeiten? Warum halten Sie sich keinen distelfressenden Garteninspector? Da haben wir es! Das sind die Folgen von Ihrer Knickerei! Ziehen sie doch einen

Glacéhandschuh an, hochverehrte Muse, und nehmen Sie Ihren pomadisirten Gärtnerburschen beim Schopf oder Ohrlappen und schnauzen Sie ihn göttlich an: „Krautköpfiges Mondkalb! wenn ich am nächsten Sonnabend meine Parkanlagen nicht in besserm Zustande treffe, so soll dir Großpapa Zeus mit Donnerkeilen die Schlüsselbeine einrichten! Faules Pack! zahlt man euch Gärtnerburschen deswegen rings um den Olymp täglich einen Silbersechser mehr als andere Herrschaften, daß alle Blumen zuschandenwerden? Bekommt ihr deswegen vom Onkel Bacchus noch überdies Schnapsbäder gratis, daß man ladylike erröthen muß, wenn Einem lustwandelnd ein Dorngestrüpp unvermuthet den Rock so hoch hebt daß ein sterbliches Mannsbild Reflexionen über die Waden einer himmlischen Muse anstellen kann? O die Mannsbilder! Beim Styx! es muß in meinen olympischen Gefilden eine andere Tagesordnung eingeführt werden. Marschire mir aus den Augen, du menschliches Unkraut!" Ja, meine liebe Mamsell Erato, aus dieser Tonart würde ich meinem Gesinde in die Ohren pfeifen; das ist ma foi! schon ein Skandal, wie es in Ihren göttlichen Gefilden aussieht! Ueberall Fortschritt und Revolutionen auf Erden, nur im vorsündflutlichen Olymp der alte Schlendrian! Glauben Sie vielleicht, meine Theuerste, weil Sie ein Findelkind Apollo's sind, ich sollte Ihnen deshalb mehr Respect beweisen? Prrrr! Was genirt mich ein Findelkind? Mamsell Erato, ich sage es Ihnen jetzt ein mal für alle mal rund heraus: Wenn Sie nicht bald einen andern Grund und Boden legen, so mag der Teufel Kritiker sein! Halten Sie mich denn für ein wiederkäuendes Thier? Mamsell Erato, o Sie —! Trauen Sie mir nicht! Wenn mir die Geduld reißt, schmeiße ich den ganzen Olymp und die ohnedies schon längst pensionirten griechischen Götter über den Haufen, und im nächsten leipziger Meßkatalog können Sie die Chronique scandaleuse Ihrer Frau Tanten Venus, Juno und Diana um $2\frac{1}{2}$ Silbergroschen angekündigt lesen — Sie sollen ein Freiexemplar von mir durch Buchhändlergelegenheit bekommen, oder ich schicke es in den Tartarus poste restante, wo es der langbeinige Briefträger Mercur für Sie abholen kann. Mamsell Erato — Mamsell Erato! Warum reißen Sie denn aus? So hören Sie doch — bst!... Die himmlische Donna entfleucht. Wenn man mit den Göttern deutsch redet, kehren sie Einem den Rücken zu. Gesagt habe ich ihr meine Meinung; das nützt aber leider für den Augenblick Nichts. Für diesmal müssen wir schon in den sauern Apfel beißen und Unkraut ausjäten. Doch wollen wir uns eher die Sicheln wetzen. Das Zeug wächst jetzt auf als ob es dafür bezahlt würde; ja das Unkraut war seit Urzeiten keck und sucht sich bemerkbar zu machen, indeß die Blumen bescheiden ihre Köpfchen hängen lassen und traurig über das Weltverderbniß nachsinnen. Die Schmutzflecken auf der Schürze der Zeit sind nicht mehr zu zählen, die Tintenkleckse an den Fingern der Blaustrümpfe noch viel weniger, und parfumirte Seifenfabrikanten gibt es doch genug. Die Verdumpfung und Versumpfung — auch wir können modern reimen — nimmt von Tag zu Tag zu. Abgesehen davon, wo das noch endlich hinaus soll, wird man schon unangenehm von dem Gedanken berührt daß die edelste Blüte der Menschheit, die Dichtkunst, so jämmerlich verkümmern konnte. Wenn Sophokles' Zeitgenossen aus ihren Gräbern aufständen, sie schlügen die Hände über dem Kopf zusammen und riefen: Weh'! die Kunst ist mit uns schlafen gegangen! Doch die Sicheln sind geschärft, also frisch ans Werk! Acht Unkrautstämme und nur ein einziges Blümlein. So mag das Blümchen auch zuerst hier stehen:

1. Welt und Herz. Kleinere Dichtungen. Zweite Gabe. Von Wilfried von der Reun. Dresden, Schönfeld. 1852. 16. 20 Ngr.
2. Violen. Ausgewählte Lieder und Epigramme von Friedrich Stromberg. Reutlingen, Kurtz. 1852. 16. 24 Ngr.
3. Prinz Hinz. Ein Märchen und keins. Mit 6 Stahlstichen. Berlin, Schartmann. 1852. 8. 12 Ngr.
4. Nieswurz und mehr dergleichen aus Beelzebub's Hofapotheke. Berlin, Schartmann. 1852. 8. 15 Ngr.
5. Schneiderlieder, aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Gesammelt und herausgegeben von J. Bachmann-Korbett. Frankfurt a. M., Lizius. 1852. 16. 12 Ngr.
6. Helianth. Ein Weihnachtslied. Wien, Wenedikt. 1852. 32. 1 Thlr.
7. Schwanwitt. Ein Sommermärchen von Mathilde Raven. Düsseldorf, Kaulen. 1852. 16. 15 Ngr.
8. Die Doppelringe. Ein romantisches Gedicht in zwölf Gesängen von Emil Camill. Prag, Heß. 1852. 8. 15 Ngr.
9. Parallelen. Zweite Auflage. Mit Illustrationen von H. Bürkner. Leipzig, Köhler. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Nr. 1. Wilfried von der Reun ist uns schon bekannt durch seine erste Sammlung: „Im Freien", Alexander von Humboldt gewidmet, woraus Reissiger, R. Schumann und andere Componisten Lieder wählten, um sie in Musik zu setzen. Auch diese zweite: „Welt und Herz", verräth ein sinniges Dichtergemüth. Ein frischer Ton durchhallt diese Gedichte, nur wäre dem Verfasser zu rathen weniger zu goethisiren, denn Nachahmung verräth schwaches Selbstbewußtsein, was dem echten Dichter nie fehlen darf. Nur kühner, freier in die Saiten gegriffen und es wird auch voller klingen und singen. Wozu solche gesuchte Reime wie z. B. S. 37: „Edelharmonischer, Lieblichsymphonischer"? Dies trägt sicherlich zur Schönheit eines Gedichts Nichts bei. Ueberhaupt dünkt uns, der junge Sänger sei sich noch nicht recht klar geworden; eine strengere, gewissenhaftere Selbstkritik vor der Publicirung wäre ihm daher zu empfehlen. Wer nicht die Kraft hat über eins oder das andere der eigenen Gedichte das damnatur zu sprechen, der fällt am Ende wie eine verlassene Geliebte in Ohnmacht, wenn ihm der größte Censor, das Publicum, das schreckliche Wort ins Ohr raunt. Der Verfasser möge sich keineswegs durch diese Bemerkung abschrecken lassen seine einmal eingeschlagene Richtung zu verfolgen, denn auch diese zweite Sammlung gibt Zeugniß von feinem episch-lyrischen Talente. Zu den bessern Productionen dieses Büchleins rechnen wir: „Die Jagd auf der Budaklippe"; „Waldestraum"; „Westöstlicher Divan"; „Eine Seele, die uns recht versteht". Die beste Abtheilung scheint uns „Natur und Seele" zu sein, muntere rhythmische Lieder, worin der Verfasser zuweilen mit Glück einen humoristischen Ton anschlägt, wie z. B. (S. 111):

Im Walde zwitschern und schmettern
Die Vögel mannichfalt:
Hochnäsige Spechte klettern
Takt pickend ohn' Rast und Halt.

Absingen die Sänger jeder
Sein grünes Notenblatt:
Der Specht zu all dem Zeter
Die Partituren hat.

Der Bach triangeliret,
Der Wald rauscht die Posaun',
Der Chor ist gut studiret
Und wacker besetzet, traun!

Vergessen des Waldes Beeren
Ob ihrer Melodie:
Dem jungen Lenz zu Ehren
Erklingt die Symphonie.

Nr. 2. Elende Glashauspflanzen! dickbäuchige Pilze von gänzlicher Geschmacklosigkeit, pietistisches Unkraut! Die jesuitisch-schwänzelnde Bänkelsängerei, in der letzten Zeit hochaufwuchernd, der Mode huldigend, genirt sich nicht mehr und geht jetzt in Frack und Glacéhandschuhen einher; die Mönchskutte ist ihr zu unbequem. Diese Predigten moderner Apostel des

Rückschritts sind ihr Geld werth. Stromberg ist enorm begeistert, er singt unter Anderm (S. 43):

> Der Liebe höchste Süßigkeit
> Läßt du uns Jesu! fühlen.

Wenn der Herr Jesus wirklich so süß ist, so sollte Stromberg seinen Kaffee ohne Zucker trinken, denn zu viel Süßigkeit ist nicht gesund, das sagt jeder Doctor. Man kann sich mit Ihren geleckten Gedichten, mein Allersüßester, wirklich den Magen verderben. Die Jungfer Germania hat zwar einen guten Magen (das hat sie unlängst bewiesen), es könnte ihr aber dabei doch übel werden! Sie rufen doch selbst einem Frauenzimmer zu (S. 25):

> Hab' noch Geduld, Geduld mit den Gedichten,
> Mein liebes Kind, die ich dir längst versprochen —

o bester Stromberg! das deutsche Publicum hätte noch Jahrtausende Geduld gehabt! Uebereilen Sie sich ein ander mal ja nicht. Jedoch wozu spiele ich die Rolle des Rathgebers? Sie rathen sich ja selbst so vortrefflich (S. 177):

> Fort mit deinen Epigrammen,
> Fort mit ihnen in die Flammen!

Mein Allersüßester, seien Sie so gefällig und schmeißen Sie nicht blos Ihre Epigramme, sondern Ihr ganzes Buch ins Feuer!

Nr. 3. Eine anonyme Salatstaude ohne Essig und Oel! Wozu solches Zeug auf dem Parnaß wächst, das wissen selbst die Götter nicht. Mamsell Erato, können Sie vielleicht Auskunft geben? Die Muse zuckt die Achseln und schweigt; und dann soll ein sterblicher Kritiker über solch ein zweiunddreißigblätteriges Pflanzenexemplar ohne Loupe sein Referat machen, wie viel Ungeziefer er darauf gefunden, zu welchem Genus, zu welcher Species es gehört!

Nr. 4. Anonymes Kräuterdecoct ohne Saft und ohne Kraft. Wenn in Beelzebub's Hofapotheke wirklich nichts Witzigeres zu haben ist, da mache der Teufel lieber gar seinen Laden zu. Ein Teufel der keinen Witz hat, jedoch witzig sein möchte, ist der allerärmste Teufel. Auf welchem Standpunkt ästhetischer Bildung dieser anonyme Held steht, kann man wol am besten aus folgenden vier Zeilen ersehen (S. 13):

> Gar zu weich ist dieser Dreck,
> Müssen uns nur, treu dem Zweck,
> Noch ein wenig d'ein bewegen,
> Möglichst aber drein uns legen.

Ich fragte, Arm in Arm mit Mamsell Erato, jeden ungarischen Sautreiber von Debreczin bis Kecskemet, ob das auch noch Poesie sei? Ein einziger antwortete: „Ja, meine Schweine lesen gern, ich muß alle Wochen in die Leihbibliothek laufen! Nieserwurz aus Beelzebub's Hofapotheke hat unter der Elite der Schweinewelt Furore gemacht!" Na, da hört Alles auf! Mamsell Erato fiel über diese Antwort in Ohnmacht. Stellen Sie sich meine Verlegenheit vor, eine ohnmächtige Muse, ein Schweinetreiber der nicht einmal ein Flacon bei sich hatte, dazu ein dumpfes vierbeiniges Concert, da schwor ich: Wenn ich noch ein mal auf die Welt komme und wieder ein Kritiker werde, da recensire ich Nichts als Gustav Pfizer, aber keine Pfützenpoesie!

Nr. 5. Nicht genug daß die Schneider rebellisch werden und mit dünnbeinigen elffüßigen Jamben den Parnaß erstürmen und für den Dichterlorber begeistert die Bockcavalerie anrücken lassen: nein, ganze Sammlungen von Schneiderliedern erscheinen in unserm fadenlosen Zeitalter! O wenn doch die andern Zünfte diesem edeln Beispiele folgen wollten! Welche verborgenen Schätze der deutschen Literatur! Bierbrauerlieder ohne Hopfen und Malz! Seifensiederlieder (Mamsell Erato, wie der Reim da schön klappt!), Seifensiederlieder zur Beförderung der Sittenreinheit und Veredlung des ungewaschenen Radicalismus! O tempora, o mores!

Nr. 6. Ein anonymer verliebter Spargelstengel, der sich bei windiger Witterung in seiner Privatsehnsucht wiegt und dem Hrn. von Cupido pflichtschuldigst Complimente schneidet. Liebesgewinsel in holperigen Versen, dagegen ist das Stimmen aller Instrumente im Orchester noch ein wahrer Ohrenschmaus! Wir rathen dem trostlosen Unbekannten die Thürangeln seiner Herzenskammern mit Fett zu schmieren, eine alte Regel der Kochkunst sagt: zu jedem Spargel gehört Butter! Götterklang! (S. 95):

> Das Lied ist aus, es wird sich Mancher fragen:
> Was soll das Lied, was will es sagen?
> Es scheint ein todtgeboren Kind,
> Doch richte nur nicht zu geschwind.

(Mamsell Erato als Echo:)

> Es scheint kein todtgeboren Kind,
> Doch eine Nuß, die taub und blind!

Nr. 7. Es ist eine bekannte Sache daß die Blaustrümpfe nicht gern stricken, aber mit wahrer Leidenschaft betreiben sie das Abhaspeln. Geduld, o du Zierde der Frauen! Unsere Mathilde haspelt und haspelt von S. 1—80 unermüdlich fort und fort, daß Einem Hören und Sehen vergeht, unter den Wellen, über den Wellen, unter den Sternen, über den Sternen, die sich nicht einmal schnäuzen dürfen, solange Mathilde von Liebe singt! Poetischer Nihilismus, dein Reich hat keine Grenzen! die Blaustrümpfe messen es aber dennoch aus! Wenn diese jetzt einreißende Manie Märchen in Versen zu schreiben noch lange anhält, so wird der Mondschein theurer werden, und ein Dutzend Wassernixen wird man unter 1 Thaler 16 Silbergroschen nicht bekommen; auch tritt dann die gerechte Besorgniß ein daß die Nymphen des Gehölzes im Preise aufschlagen, worauf die Romantiker offenbar Bankrott machen. Unsere romantische Mathilde hat sich eine recht artige Gewandtheit im Versbau angeeignet; wenn sie nur die Courage hätte statt Gemeinplätze mit obligatem Liebesgewinsel vernünftige Gedanken auszusprechen, so wollten wir uns allenfalls mit ihr versöhnen, doch Liebe und Nichts als Liebe! und dann noch ein mal Liebe, das ist zu langweilig!

Nr. 8. Eine endlose Schlingpflanze die sich in 502 achtzeiligen Strophen so sinnreich in sich selbst verwickelt daß allen Lesern, die sich an der Lösung gordischer Knoten gern erfreuen, zu rathen ist, sich diese „Doppelringe" des Hrn. Emil Camill augenblicklich anzuschaffen. Solche Poeten gehen 32 aufs Pfund, manchmal 33, wenn die Begeisterung nicht zu stark ist. Dieses Prosa-Schreiben in Versen wird den Geschmack der Welt noch ganz verderben; zwar: de gustibus non est disputandum! Wenn Hrn. Camill's Gedicht auf Erden kein Glück macht, sollte er es schnell durch den elektrischen Telegraphen auf dem Saturnus ankündigen lassen. Da der alte Hr. Saturnus gern Ringe trägt, müßten die Camill'schen „Doppelringe" dort ein unerhörtes Aufsehen erregen, denn man kann wol voraussetzen daß wie bei uns das saturnalische Publicum für die Liebhabereien seines Großherrn schwärmen wird. Man kann heutzutage nicht weit genug speculiren! Stoßen Sie in die Lärmtrompete! Lassen Sie in der saturnalischen Abendzeitung mit Riesenbuchstaben ankündigen: „Doppelringe von Emil Camill! Ein noch noch nie dagewesenes Buch! Enorm billig! Wer es liest, bekommt vom Verleger außer dem Freiexemplar noch 5 Silbergroschen! Saturnalisches Publicum, was willst du mehr?!!" Sie sollen sehen, Bester, wie Ihr Buch dann auf allen andern Gestirnen gehen wird! Die Buchhändler im Mond bestellen die ganze 132ste Auflage augenblicklich. Die elektrischen Telegraphen werden immer vollkommener — von nun an heißt es gar Nichts mehr, wenn ein Buch nur auf einem Planeten Furore macht, von Stern zu Stern muß es expedirt werden! Herr Emil Camill, gehen Sie mit gutem Beispiel voran! Einer muß den Anfang machen — lassen Sie Ihre Bescheidenheit durch das Loch der Rocktasche fallen — denken Sie sich nur: Was ist dann Goethe's Ruhm auf Erden gegen meine General-

unsterblichkeit auf allen Gestirnen? Camill! wird es schallen und hallen vom Saturnus bis zum Sirius! — O die Eitelkeit der Dichter!

Nr. 9. Ein ganzer Wald von Unkraut! Mamsell Erato, das ist eine Hundearbeit da durchzukommen! Die schärfsten Sicheln werden dabei stumpf! Geduld, verlaß die arme Seele eines Kritikers nicht! S. 48 „tauft der Sturm mitten auf dem aufgereizten Meer ein neugeborenes Kind" — gegen diese Eingriffe in seine Rechte wird der Pfarrer offenbar protestiren —, „und der Donner war der heiligen Formel Zauberwort" — Herr Pfarrer, was meinen Sie? Es ist Alles nicht wahr! Das gilt Nichts! Wenn das Kind selig werden soll, so muß es von mir getauft werden. Dummes Zeug! Kinder vom Sturm taufen lassen! Profanation! Dies sind die Folgen davon, Hr. Anonymus, oder ma donna anonyma, daß Sie der Poesie den Klerus auf den Hals hetzen; das fehlte noch! Hat sich die Poesie im letzten Decennium nicht schon ihre Schneidezähne an der Politik ausgebissen? Zahnlücken gehören keineswegs zum Ideal weiblicher Schönheit, bedenken Sie dies, Anonyma, beherzigen Sie es wohl, ehe Sie auf dieser Bahn weiterschreiten! Wenn es schon bei der Taufe zu solchen Fatalitäten kam, wie wird es Ihnen erst ergehen, wenn sich Ihr „Sturm" einfallen läßt Jemandem die letzte Oelung zu geben? Meine Theuerste, Sie brächten die Poesie mit Kirche und Staat in so heißen Conflict daß am Ende alle Begeisterung polizeilich verboten würde. Was bliebe den neun Musen unter dem Vorsitze des Präsidenten Erato dann noch übrig als heimliche Gesellschaften zu bilden, wozu sich die Blaustrümpfe bei Nacht und Nebel schleichen müßten, und die Begeisterung, von den Schildwachen um Mitternacht wie ein Geist angerufen mit: „Wer da?" schrie voll Angst: „Auf Ehre, kein Geist! nur die Ahnfrau sämmtlicher Blaustrümpfe!" Noch ein mal, bedenken Sie die ernsten Folgen dieses nächtlich-diebischen Schleichens! Singen Sie nicht selbst S. 42 (doch ich hätte Sie lieber fragen sollen: dreschen Sie nicht selbst taktlos im jambischen Fünfschlag?):

> So nährt im Leben dieb'scher Uebermuth
> Von fremdem Mark sich längst verscholl'ner Geister,
> Worüber sich gewälzt der Zeiten Flut:
> Wenn ein Gedankendieb schlau aufbeschwört
> Im modischen Gewand den alten Meister,
> Der längst schon der Verwesung angehört:
> Dann kommt zur Zeit der Flammenblitz Kritik
> Und schleudert beide in ihr Nichts zurück.

Setzen Sie den Fall, Anonyma, daß Ihnen solch ein Flammenblitz-Abenteuer einmal selbst passirte, was dann? Es wäre grauenvoll! Leben Sie wohl!

Die Hand ist müde, die Sichel schwer, welch ein Haufen Unkraut! Mamsell Erato, wenn ich nicht extra von Ihnen etwas bekomme für diese Säuberung der überwucherten Musenpfade, so kündige ich Ihnen den Dienst auf und engagire mich als Laufbursche beim Hercules; lieber Augiasställe räumen helfen als Unkraut, Disteln und Dornen jäten! Sie lächeln? O über das himmlische Lächeln einer Muse! Mamsell Erato, machen Sie sich nicht so patzig, ja, ja, meine Beste, er ist sehr herabgekommen Ihr Olymp! Theilen Sie Sicheln aus schockweise! Ihr göttliches Vaterland ist in Gefahr, und wenn es die Sichelgarde nicht rettet — La garde meurt, mais elle ne se rend pas! — so ist es mit Haut und Haar verloren. Wenn Sie dann eines schönen Morgens auf Ihre reizenden Gefilde herabblicken, werden Sie Ochsen gemüthlich lustwandeln sehen, wo Ew. Gnaden in den Tagen Ihrer ersten Liebe den Mond anseufzten und Lieder aus X-moll schnäbelten. Mamsell Erato, Sicheln, Sicheln, Sicheln! Den Olymp für eine Sichel!

Emanuel Raulf.

Professor Erdmann im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin.

Die im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehaltenen Vorträge, von denen eine längere Reihe bereits dem Publicum als Lecture vorliegt, finden mit gutem Grund und in erfreulicher Weise ein lebhaftes Interesse nicht blos in den gebildeten Kreisen Berlins, sondern auch sonst überall in der nichtpreußischen „deutschen Fremde". Die gewählten Themata und die Persönlichkeiten welche dieselben verabhandeln, meist bekannte, zum Theil verehrte Namen, erklären dies. So sprach Karl Ritter im Verein über den Jordan und die Beschiffung des Todten Meers; F. Dieterici über die arabische Dichtkunst und das Verhältniß des Islam zum Christenthum; F. Bodenstedt über die Einführung des Christenthums in Armenien; J. L. Jacobi über Abälard und Heloise, und ganz in neuerer Zeit lud der gelehrte Witte seine Vereinszuhörer zu einer Luftreise nach Palermo ein.

Zu den gern gehörten Sprechern des Wissenschaftlichen Vereins gehört Professor Erdmann aus Halle. Seine Abhandlung über Lachen und Weinen aus dem Jahre 1848 fand durch den in ihr angeschlagenen humoristischen Ton allseitigen Beifall; derselbe übertrug sich auch auf seine Rede über die Stellung deutscher Philosophen zum Leben (beide Vorträge erschienen im Verlag von Hertz in Berlin 1850), und gegenwärtig liegen mir aus dem Jahre 1852 zwei neue Belege der Erdmann'schen Kunst in der wissenschaftlichen Unterhaltung vor, auf die ich in Kürze die Aufmerksamkeit Ihrer Leser lenken will:

1. Ueber die Langeweile, von Erdmann. Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein. Erster und zweiter Abdruck. Berlin, Hertz. 1852. 16. 5 Ngr.
2. Wir leben nicht auf der Erde, von Erdmann. Vortrag, gehalten in Halle am 13. März 1852. Ebendaselbst. 1852. 16. 5 Ngr.

Erdmann gehört zu den seltenen Menschen die ganz so schreiben wie sie reden, die in dem geschriebenen Wort ihre ganze Persönlichkeit verlebendigen, zu denen welche zwischen Feder und Zunge keinen Unterschied haben. Die hallenser Studentenfama lispelt hierfür eine Erklärung, die sie durch wahre oder unwahre Anekdoten zu belegen weiß; sie versichert nämlich mit dem Nachdrucke der Ueberzeugung, Erdmann spreche kein Wort öffentlich das er nicht vorher geschrieben habe. Ganz nothwendig folgt hieraus die Sage von seinem Riesengedächtniß, denn seine öffentlichen Vorträge in Halle mögen durchschnittlich täglich drei Stunden in Anspruch nehmen. Sei dem wie ihm wolle: wer Erdmann ein einziges mal sprechen hörte und später von ihm Geschriebenes liest, dem wächst sicher zwischen den Zeilen das Bild des langen hagern Philosophen hervor, und wie innig dessen geistreiche Gedanken sein Interesse in Anspruch nehmen mögen, immer erinnern ihn Satzbildung und Redefluß an die Geberden, den Tonfall und das mit Ausnahme der Lippen unbewegliche Gesicht des hallenser Professors. Ihn über sein Werk zu vergessen ist deshalb unmöglich, und dieser Umstand kommt seinen gedruckten Vorträgen besonders zugute, weil er die Unmittelbarkeit des gesprochenen Worts auch für den Leser erhält.

Bekanntlich ist Erdmann orthodoxer Hegelianer. Um gerecht zu sein, muß man die Bezeichnung (soll ich sagen den Vorwurf?) der Orthodoxie durch das Zugeständniß modificiren daß er der Prüfung aller neuern Bestrebungen der Philosophie nicht aus dem Wege gegangen ist. Dies belegt er durch seine Schlußvorlesungen über Geschichte der Philosophie, in denen er nicht blos eifert, sondern kämpft und seinen Standpunkt vertheidigt. Natürlich hat dies die Angriffe des nicht orthodoxen Hegelthums nicht von ihm abwenden können, und unter den Vorwürfen, die seine Gegner ihm gemacht haben, mag wol der eine, oft wiederholte, auf den die Philosophen heutzutage nicht

mehr wie ehedem stolz sind, auch ihm schmerzlich gewesen sein. Man fand ihn in der starren Dialektik, in der todten logischen Form verstrickt; man nannte ihn einen modernen Scholastiker und sprach ihm die Beziehung zum Leben ab. Es wäre eine feine und zugleich stolze Ironie, wenn er bei Veröffentlichung der obenerwähnten Vorträge daran gedacht hätte zu zeigen wie er die harten Kolbenschläge seiner Gegner spielend und scherzend durch Flugblätter im Duodezformat zu pariren für genügend halte, wie er des Lebens grünstes Grün nicht mit dem Grau seines Systems verbleichen, sondern es dadurch zieren, heben, erkennbar machen könne. Die starre Dialektik der logischen Form tritt an den lachenden, weinenden Menschen heran! Der Scholastiker studirt die gewöhnlichsten Lebensäußerungen und erklärt sie. Werden sie todt unter seiner Hand? Der Philosoph scherzt, erprobt seinen Humor und zeigt der Welt, die das schwerfällige Geschütz der Wissenschaft fürchtet, wie der Ernst der Wissenschaft sich Nichts, auch das Kleinliche nicht entgehen lasse, wie er Alles im Leben durchdringe und in diesem Werk den Geist in angenehmster Unterhaltung beschäftige. Ist denn das kein Resultat? kein Gewinn? Wir erleben die Erscheinung eines lachenmachenden Philosophen, eines lachenden darf ich nicht sagen, denn ich habe Professor Erdmann nie lachen sehen, und der Grund unsers Lachens ist Freude und Wohlgefallen an seiner Lehre. Man denke von dieser Thatsache nicht allzu gering.

Die vorstehenden Bemerkungen mögen den angezeigten beiden kleinen Schriftchen zur allgemeinen Empfehlung dienen. Auf ihren Inhalt ausführlich einzugehen ist hier nicht der Ort, und dies umsoweniger wenn man ihre Veranlassung, ihren Zweck und ihren Umfang ins Auge faßt. Deshalb beschränke ich mich nur noch auf einige kurze Hinweise.

Erdmann nimmt in seinen Vorträgen nicht selten Veranlassung anzuführen daß er die Frauen wenig kenne. Wenn er im Verlauf seiner Abhandlung darauf zu sprechen kommt, wie die Frauen sich im Urtheil über die moderne Blasirtheit geändert haben, und hierbei äußert: „Hinsichtlich der Frauen haben tiefer Eingeweihte als ich mir gesagt, ihr Urtheil über Männer habe sich ziemlich ins Gleichgewicht gesetzt mit dem über Kleider, nicht so als ob sie immer neue wollten, sondern ein ganzer Mann soll ihnen lieber sein als ein Dutzend zerrissener", so könnte man wol zu der Vermuthung kommen, die modernen Philosophen hätten Eins mit den Frauen, die sie nicht zu kennen behaupten, gemein: die Coquetterie! Ein coquetter Philosoph! Und die Vermuthung bestätigt sich. Geht doch Erdmann so weit daß er den Descartes durch Coquetterie zu widerlegen sucht. Bekanntlich sagt Descartes: der Mensch könne nur hervorbringen, wovon er einsehe wie es entstehe und was es sei. Daß aber dieser Grundsatz, nach welchem das Machenkönnen das Begreifen insichschließt, unhaltbar sei, davon machte Erdmann die praktische Erfahrung als er den Gedanken seines Vortrags zu überdenken anfing. „Ich hatte dazu die Langeweile erwählt, von der ich wußte daß ich sie machen könne, ja in deren Hervorbringung ich mir eine Art Meisterschaft zuschreiben darf, und ich bemerkte doch bald daß mir ihr Wesen und ihre Entstehungsart durchaus nicht ohne Weiteres klar werden wollte." Was folgt hieraus? Doch nicht blos daß Descartes irrte, sondern auch daß die Philosophen ihre kleinen Schwächen ebenso gut haben wie alle andern Frauenzimmer.

Was ist Langeweile? Bei Beantwortung dieser Frage kommen wir auf ein neues überraschendes Resultat. Der legitime Philosoph erkennt eine Autorität an, vor der alle Philosophen sich beugen müssen, und diese Autorität heißt nicht Spinoza, nicht Kant, nicht Hegel, nein: sie ist ein Philosoph über allen Philosophen, der eben darum mit mehr Recht als Aristoteles im Mittelalter den Namen des Meisters führen sollte, nämlich Der welcher, weil er nicht der Mann einer oder der andern Schule ist, ohne jede nähere Bestimmung „Man" genannt wird. Kann „Man" mehr verlangen als die Anerkennung eines solchen volksthümlichen Herrschers seitens derjenigen Wissenschaft die nach Behauptung ihrer Gegner ohne Fleisch und Blut in hohlen Formeln klappert? Weil „Man" nun sagt daß Jemand, wenn er sich der Langenweile entledigt, sich die Zeit vertreibe, weil man also im Unmerkbarwerden des Zeitverlaufs das Aufhören der Langenweile sieht, so kann ihr Wesen nur in dem Gegentheil bestehen, also in der Aufmerksamkeit auf den bloßen Zeitverlauf. Das ist gewiß richtig, und Erdmann hat das gefundene Resultat noch mit einer besonders geistreichen Analogie vertheidigt, indem er auf die Zwillingsbrüder von Zeit und Langeweile verweist, auf Raum und Schwindel. Wenn ich darauf verzichte seine Untersuchung in die weitern Details zu verfolgen, so will ich doch nicht unterlassen zu bemerken daß die Wendungen und Wege Erdmann's immer geistreich gedacht und anziehend verfolgt sind, und daß die mit unterlaufenden Paradoxien den Reiz der Untersuchung schon um deswillen nicht abschwächen, weil sie, wo sie ihre eigene Widerlegung nicht an sich tragen, den Leser zur Selbstprüfung und dem Selbstdenken unmittelbar anregen.

Der Vortrag „Wir leben nicht auf der Erde" ist durch einen andern im Wissenschaftlichen Verein gehaltenen veranlaßt worden. Es ward nämlich in dem letztern bewiesen daß die Atmosphäre gerade so zur Erde gehöre wie die Apfelschale zum Apfel, woraus weiter folgt, daß so wenig der Wurm der zwischen Fleisch und Schale des Apfels sich befindet sagen darf, er krieche auf dem Apfel herum, ebenso wenig wir das geringste Recht haben zu prätendiren daß wir auf der Erde leben. Was Erdmann nun in seinem Vortrag darlegen will, ist: daß der Mensch, wie er bereits nach dem Vorstehenden unter der Erde lebt, so auch in anderer Beziehung schon gegenwärtig in himmlischen Regionen wandelt. Und zwar ist es nicht das religiöse Gebiet in welches er diesfalls hineintritt, sondern ein von ihm verschiedenes, freilich von der gesunden Religiosität ihm verwandt geachtetes: es ist das Gebiet der Kunst. Inwiefern der Genuß des Schönen oder der Kunstgenuß wirklich über alles Irdische erhebt, das ist der Stoff den er behandelt.

Da ist das erste an Beispielen erläuterte Resultat, daß jedes Kunstwerk seiner Natur nach übernatürlich und darum überirdisch sein müsse, und daß wir da wo wir es genießen höher schweben als Green und Blanchard über der Erde. Jeder Künstler, führt Erdmann aus, geht über das Wirkliche hinaus, und anstatt dem Künstler das Uebertreiben zu verbieten, muß man vielmehr sagen: ein Künstler der nicht übertriebe was die Natur ihm darbietet wäre ein Naturcopist, kein Künstler. Dieser muß darstellen was die Natur nur wollte, aber verfehlte, er muß nicht nur sie treffen, sondern übertreffen und darum wahrhaft Uebernatürliches leisten. Somit hebt der Genuß den Menschen über die Naturgesetze. Aber zum Complex alles Irdischen gehört mehr. Die Kunst hat nicht blos eine Beziehung zu den natürlichen, sondern auch zu den sittlichen Verhältnissen. Der Kunstgenuß aber setzt sich auch wie über die natürliche so über die bürgerliche und staatliche Ordnung hinweg: der Polizeibeamte lacht über den spitzbübischen Diener der seinen Herrn, der Ehemann über die leichtsinnige Frau die ihren Mann betrügt. Und wenn Goethe's Werther, weil es unsittlich ist die Frau eines Andern zu lieben, sich begnügt hätte Lotten ihre Pflichten gegen Albert auseinanderzusetzen, wenn er statt sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen eine andere Frau geheirathet, solid gelebt und sich ein ehrliches Begräbniß erworben hätte, so wäre das Alles sehr moralisch, aber auch herzlich langweilig gewesen. „Das bloße Sittliche ergötzt nicht. Eben darum ist es kein Wunder wenn die Morgenröthe eines bessern Geschmacks in Deutschland durch Werke bezeichnet wird welche im Gegensatz gegen die damaligen Moralpredigten von der Bühne herab keck und übermüthig aller Prosa, freilich auch oft aller Sitte ins Angesicht schlugen." Das aber, was der Kunstgenuß in dieser Beziehung verlangt ist nicht das Unsittliche, sondern das Uebersittliche, d. h. eine gesteigerte, ideale, über die Wirklichkeit hinausgehende sittliche Ordnung. Zur Vermittelung dieser Theorie mit der Wirklichkeit bleibt Erd-

mann zum Schluß Nichts übrig als den Dualismus des arbeitenden und kunstgenießenden Lebens anzuerkennen. 2.

Das Weltall. Conversations-Lexikon der physischen und mathematischen Astronomie. Allgemein verständliche Erklärung aller Bewegungen, der Natur und der Entstehung der Himmelskörper aus den zweitausendjährigen Beobachtungen der Astronomie und den neuern Fortschritten der Naturwissenschaften von J. W. Schmitz. Köln, J. W. Schmitz. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das ist ein Buch der Belustigung aller vernünftig denkenden Freunde der astronomischen Naturkunde. Mit lauter Stimme rufe ich alle Leser d. Bl. zu mir heran, damit sie theilnehmen können an einer durch und durch spaßhaften literarischen Unterhaltung. Ach wohin kann der anmaßende Uebermuth der Ignoranz den eiteln Menschen verleiten!

Die erste Probe unserer Belustigung gibt schon der Titel des Buchs. Man fühlt wie der Verfasser mit aufgeblasenen Backen sein neugeschaffenes Weltall in die Welt posaunt, wie er Alle, Alle zu sich heranruft, um sie von ihrem astronomischen Irrthum zu befreien und mit seiner allein wahren Theorie zu beglücken, welche aus zweitausendjährigen Beobachtungen als nothwendige Folge hervorfließt. Ach wohin kann der anmaßende Uebermuth der Ignoranz den eiteln Menschen verleiten!

Liest man sich nun etwas weiter ins „Weltall" hinein, so erfährt man, wie Herr Schmitz durch tiefes unbefangenes Forschen endlich an das Licht der Welt gebracht hat daß in der Ausbildung der Astronomie seit einem Jahrhundert ein Stillstand eingetreten sei, daß die Attractionstheorie Newton's ein Phantasiegespinnst ohne Wahrheit und Wirklichkeit genannt werden müsse, daß man vor Kepler, ja selbst vor Kopernicus viel mehr und viel richtiger über das Weltall gedacht und geforscht habe. „Die astronomische Attractionslehre", sagt der kluge Mann, „hat sich in einen (!) Labyrinth von vermeintlichen geistigen Naturkräften verirrt, aus welchem sie nicht mehr herauszukommen weiß. Das System, unfehlbare mathematische Wahrheiten um jeden Preis auf Naturwirkungen anzupassen, hat statt des wirklichen ein künstliches Weltgebäude auf den Grund verborgener, in der andern Natur unmöglicher Kräfte errichtet. Es hat die Weltkunde in Formeln und Berechnungen festgestellt, deren Ungereimtheit jede neue Erfahrung mehr und mehr aufdeckt. So ist nun die erkünstelte Lehre genöthigt bei jedem Fortschritt ihre Ohnmacht durch Stillschweigen oder Verleugnung der Wahrheit kundzugeben." Mit solchen verderbendrohenden Hieben durchschlägt Herr Schmitz die Luft und geberdet sich wie ein eisenfressender Kämpe gegen einen Todfeind, ohne zu ahnen daß er seine Leser an Don Quixote's Riesenkampf mit den Windmühlen erinnert und ein herzliches Pröbchen zum Lachen gibt. Wir lachen natürlich auch mit, was läßt sich weiter machen. Widerlegen wäre mehr denn Herculesarbeit im Stalle des Augias. Solche verbohrte Naturen sind so vernarrt in ihren Unsinn daß sie alles Andere dagegen für nichtsnutzigen Plunder ausschreien und aus Herzensgrund verachten.

Herr Schmitz steht übrigens gar nicht allein, er besitzt noch einige Freunde welche mit ihm auf demselben Boden der astronomischen Ungläubigkeit stehen und tollkühn die Richtigkeit unser neuen Astronomie bezweifeln und bekämpfen. Sie werfen uns ein daß wir gar kein Recht mehr hätten unser Weltsystem ein Kopernicanisches zu nennen, da wir die Sonne nicht mehr stillstehend annähmen, da wir überhaupt das wirkliche Vorhandensein der Fixsterne in Abrede stellten, da die Bahnen der Planeten nicht mehr Kreise, sondern Ellipsen seien. Und wenn wir dagegen einwenden daß dies Alles nur eine aus der Theorie der allgemeinen Gravitation hervorgegangene Erweiterung und Vervollkommnung der Kopernicanischen Weltordnung sei, so bestreiten sie die vollgültige Richtigkeit der Theorie der allgemeinen Gravitation, denn vor der Entdeckung des Neptun hätten selbst Männer wie Bessel und Gauß schon ihr Bedenken ausgesprochen, ob man nicht am Ende zu weit gehe der Attractionslehre ganz unbedingt Glauben zu schenken, und obgleich jetzt laut gejubelt werde über den Triumph welchen diese Lehre bei dem Auffinden des neuen Planeten jenseit des Uranus eingeerntet habe, so habe man auch wieder die Demüthigung von der Theorie ganz in Ungewißheit gelassen zu werden über die Menge und Größe der zwischen Mars und Jupiter gelegenen kleinen Planeten. Außerdem stützen sie sich auch noch auf die tiefwissenschaftlich begründeten Zweifel welche Charles Emmanuel in seiner „Neuen Astronomie" in ihrem Sinne erhoben hat; derselbe habe mit seiner allgemein bewunderten lichtvollen Schärfe bewiesen daß sich die vier Trabanten des Jupiter nicht in dem Sinne wie der Mond um unsere Erde bewegen. Sollte nun, wie Arago's Prüfung es mehr als wahrscheinlich werden lasse, diese eine Ausnahme sich als wahr begründete herausstellen, so würde natürlich das ganze System der Attractionsastronomie gestürzt, denn sie stelle ja den Satz auf daß alle Gestirne, Planeten und Satelliten sich in gleicher Weise wie der Mond bewegen. Was folgt aber aus allen diesen vernünftig begründeten Einwendungen, Zweifeln und Bedenken? Daß man nicht recht handele, sich zum blinden Anhänger eines blos theoretisch begründeten Systems zu machen, daß man bei einer Erfahrungsnaturlehre, wie die Astronomie eine ist, nie die Erfahrung außer Acht lasse, daß kein System gutgeheißen werden könne, welches der Erfahrung nicht beständig Rechnung trage. Das ist es nun aber gerade was die seit Laplace so hoch gehobene theoretische Astronomie als Grundsatz verfolgte; also fehlt jeder vernünftige Grund zum Schreien über die zu blinde Anhänglichkeit der neuern Astronomen an Newton's Attractionstheorie. Und ganz besonders sollten Männer wie Schmitz den Mund halten, welche ganz ohne mathematische, physikalische und astronomische Bildung in die Welt hineinschwatzen und gar nicht einmal im Stande sind die erhabene Größe des gegenwärtigen Höhepunkts unserer Astronomie zu begreifen. Doch ich bin ernst geworden und wollte ja lustig bleiben, darum geschwind wieder zu Herrn Schmitz' „Weltall" zurück, zu einer Mittheilung aus dem Buche.

Wir wählen den Artikel welcher mit „Grade des Zirkels" überschrieben worden ist und machen den Leser d. Bl. nur noch darauf aufmerksam, sich durch hochtrabende Worte nicht irremachen zu lassen. „Ueberall wo die Größe des Himmels oder die Entfernungen zwischen ihnen zu verschiedenen Zeiten in Theilen des Zirkels an die Nachwelt überliefert worden sind, haben wir die größte Gewißheit durch die Unveränderlichkeit dieses Maßes. Sieht man z. B. den Durchmesser der Venus nach den Beobachtungen der großen Männer Kopernicus, Tycho de Brahe, Kepler, Lalande, Herschel bis heute wie folgt vermindert: 3' 18'' — 3' 15'' — 1' 6'' — 57'' — 37'' 36''' — 16'' 7''' —, so wissen wir, da dieses Maß nie unveränderlich ist, daß dieser Planet bisjetzt immer kleiner und kleiner gesehen wird, und dieses Maß wird auch für folgende Zeiten jede fernere Verkleinerung mit Gewißheit angeben." Herr Schmitz redet hier nur von der scheinbaren Größe des Durchmessers der Venus und hält dieselbe dennoch für die wirkliche Größe dieses Weltkörpers. Hätte er sich die Mühe genommen in einem guten Lehrbuche der Astronomie nachzuschlagen, so würde er gefunden haben, daß die sehr ungleiche Entfernung dieses Planeten von der Erde die scheinbare Größe von 66'' bis zu 10'' abnehmen und umgekehrt von 10'' bis 66'' wieder zunehmen läßt, daß dagegen die wirkliche Größe unabänderlich 1680 Ml. ist. Die Annahme daß die Weltkörper unaufhörlich schwinden ist eine durch das ganze „Weltall" des Herrn Schmitz hindurchgehende fixe Lieblingsidee, zu deren Bewahrheitung er oft die schreiendsten Unwahrheiten zu Hülfe ruft. „Wenn alle Weltkörper unaufhörlich schwinden, so müssen sie zuletzt, wenn es auch Mil-

lionen von Jahren währt, zu Nichts werde. Das Schwinden der Planeten in ihren scheinbaren Durchmessern ist seit dem Gebrauch der Fernröhre, von Kopernicus und Tycho de Brahe (als wenn damals das Fernrohr schon erfunden gewesen wäre), bis heute, ungeheuer. Mercur nahm ab von 130" bis auf 7", Venus von 195" bis auf 17", Mars von 100" bis auf 6", Jupiter von 165" bis auf 38", Saturn von 110" bis auf 17". Was immer schwindet muß endlich zu Nichts werden, wenn wir es auch nicht sehen. Da Nichts aus Nichts werden kann, so ist das Entstehen nur durch Vergehen möglich. Ohne diesen Kreislauf wäre unsere Erde selbst nicht da. Ihr Dasein ist dann schon ein Beweis ihres Untergangs." Eine wunderbare Naturphilosophie! Ueberall wird mit fieberischem Eifer das Vergehen des Weltalls nachgewiesen, nirgend wird gezeigt daß auch wieder ein Zunehmen vorkomme, und dennoch ist ohne Weiteres von einem Kreislaufe die Rede. „Durch die immer fortschreitende Verminderung ihres Volumens bis zur gänzlichen Auflösung müssen zahllose Millionen von Weltkörpern, von der Größe der glänzenden Fixsterne bis zum feinsten Sternenstaube, im Weltall herumlagern. Da alle Körper von ihrem Entstehen bis zu ihrer Auflösung mehr und mehr von der Sonne zurückweichen, so müssen Sternenhaufen sich in den Zwischenräumen der kreisenden Sonnensysteme ansammeln; diese werden durch den ganzen Himmelsraum ohne bestimmte Form und von sehr verschiedener Dichtigkeit und Ausdehnung beobachtet. Die Milchstraße kann als ein Gürtel der Nebelsterne um das scheinbare Himmelsgewölbe betrachtet werden."

So, nun wollen wir das Buch zur Seite schieben und vergessen.

Der Verfasser erzählt uns daß er im Jahre 1830 schon ein Ergebniß vieljähriger Studien unter dem Titel „Die Ursache aller Bewegung der Natur" veröffentlicht habe. Es scheint als ob dies Werk nicht viel Lebenskraft gehabt habe, wenigstens möchte bezweifelt werden daß mehre Leser d. Bl. von dem Dasein einer solchen Schrift Kunde erhalten haben. Ich weiß auch Nichts davon und beklage auch meine Unkunde nicht. Wichtig ist aber noch daß der Verfasser aufs neue eine Schrift unter der Feder hat, welche den Titel: „Die Natur, populaire Erklärungen der merkwürdigsten Naturerscheinungen", führen soll. Sollte sich auf das Erscheinen dieses Werks außer dem Verfasser wol noch Jemand freuen können? Schwerlich. Aber dennoch ist die größte Wahrscheinlichkeit zu seinem baldigen Erscheinen vorhanden. Der Verfasser ist schon zu tief in seine Revolutionsprojecte eingedrungen, er ist zu alt geworden in seinen Bestrebungen, als daß er davon zurückgebracht werden könnte. Nun, es kostet ihn sein eigenes Geld; wenn es ihm daran nicht fehlt, so wollen wir ihm sein Plaisir lassen.

H. Birnbaum.

Sanct-Helena. Historischer Roman von Max Roderich. Zwei Bände. Jena, Mauke. 1851. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieser Roman hat seinen historischen Kern an der Geschichte der Gefangenhaltung Napoleon's auf St.-Helena. Er schildert die Schicksale des Kaisers von seiner Ueberfahrt und namentlich von der Landung des Gouverneurs Hudson Lowe bis zum Tode des Kaisers, ohne daß jedoch dieser dadurch als eigentlicher Mittelpunkt des Romans erschiene. Im Gegentheil ist es die junge unglückliche Liebe zwischen der Tochter des Gouverneurs und dem jungen Las Cases im ersten Bande, welche die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich zieht; im zweiten Bande sind es die Schicksale der Napoleon befreundeten Personen, die aus Afrika, Amerika und Europa ihre Ereignisse mittheilen. Daher ist es gekommen daß dem Roman die eigentliche einheitliche Gestaltung fehlt; der Kaiser, der zwar bis zum Ende des Buchs lebt, ist zu passiv und tritt zu sehr in den Hintergrund als daß man an ihm den eigentlichen Träger des ganzen Werks erkennen sollte. Der Verfasser hat sich bemüht viele Einzelheiten über die Behandlung Napoleons auf St.-Helena in den Gang seiner Erzählung zu verweben und nicht unterlassen, durch Sternchen den Leser jedesmal in Citaten darauf hinzuweisen daß er auf geschichtlichem Boden stehe. Das Buch ist in Briefen geschrieben und enthält oft allzu lange Tagebuchauszüge, namentlich Schilderungen aus den fremden Erdtheilen, über Sitten und Lebensweise, über Landschaft und Familie, die an und für sich betrachtet nicht uninteressant sind, die aber für den Gang des Romans als viel zu weit ausgesponnen erscheinen, wenngleich sonst die Erzählung und Darstellung leicht und nicht ungefällig zu nennen ist. Der Gouverneur Hudson Lowe hat seinem Capitain Thomas Readham, der in der harten Behandlung Napoleon's nachher sein Helfershelfer wurde, seine Tochter Emmy zur Gemahlin versprochen; diese trug dagegen einen unbesiegbaren Widerwillen gegen diesen Mann in ihrer Brust, und als sie den jungen Las Cases kennen lernte, zog sie eine mächtige Neigung zu ihm hin; die Beiden schlossen unbekümmert um die Stürme die ihrer warteten einen festen Bund der Liebe und Treue. Der Gouverneur Lowe, der jedoch sehr vom Capitain Readham abhängig war, bot Alles auf das Herz seiner Tochter diesem zuzuwenden, während dieser gerade durch sein rohes brutales Benehmen sich immer mehr Emmy entfremdete und den Haß fast aller Bewohner St.-Helenas auf sich zog. Alles was der Gouverneur zur Beschränkung und selbst zur Beleidigung der Franzosen ersann, dazu half Readham ämsig mit. Napoleon befahl endlich daß Las Cases, um sich und seinen Vater den Verfolgungen Readham's zu entziehen, abreisen sollte. Bei dem Abschiede erklärte Emmy offen ihre Liebe zu Emmanuel, aber statt dadurch die Bewerbungen Readham's abzuschrecken, fühlte jener in seinem verbissenen Gemüthe sich noch mehr gereizt nach dem Besitze Emmy's zu streben. Er drohte ihrem Vater seine Thaten zu enthüllen, Thaten die ein Gewebe von Lug und Trug seien, geeignet der Oeffentlichkeit sowol als auch seiner Behörde gegenüber den Gouverneur in das schädlichste Licht zu stellen. Emmy, um dies Unglück von ihrem Vater abzuwenden, entschloß sich nach hartem Kampfe, dem Capitain ihre Hand, aber nicht ihr Herz zu geben. Als sie aber zum Altare traten, da fiel das Mädchen infolge der langen geistigen Qualen und Aufregungen in einen Starrkrampf und verschied. Als Episode ist dieser Haupterzählung die Geschichte der Flucht des Grafen Lavalette aus Paris eingewebt. Am Schlusse des Buchs findet noch eine Schilderung der Abholung der Leiche Napoleon's von St.-Helena und deren Beisetzung im Dom der Invaliden ihren Platz, sowie der Tod Napoleon's vorher selbst ausführlich erzählt worden ist.

37.

London und Paris im Sommer 1851.

England, der Kern eines neuen, noch nicht dagewesenen Weltreichs durch Besiedelung zuvor unbebauter Landstriche ferner Gegenden, das Land welches, man mag es nun anerkennen wollen oder nicht, unleugbar an der Spitze Dessen steht was man heutzutage Civilisation nennt, von der jedoch die Höheres bringende Gesittung (moralisation) wohl zu unterscheiden ist, England besaß schon seit geraumer Zeit eine zahlreiche mindergekannte, aber oft gar einflußreiche Literatur der höhern Stände. Wir meinen jene Reihe von oft sehr werthvollen Schriften, die gedruckt, aber nicht verlegt, von ihren Urhebern verschenkt, aber nicht buchhändlerisch verkauft wurden. Die ersten Anfänge einer solchen Literatur in unserm bescheidenen Deutschland, das bisher den gräcisirenden Roman eines regierenden Herzogs, Gedichte eines Königs, Umdichtungen aus fremden Sprachen und Reisebeschreibungen königlicher Prinzen in seinen Buchläden verkaufen sah, dürfen jedoch in d. Bl. nicht unbeachtet bleiben.

Wir nennen als mit der steigenden Wohlhabenheit und deren Wirkungen sich auch bei uns entfaltende derartige Erscheinungen die geist- und gemüthvollen Lebensbilder aus der

Mappe des unter dem Namen des Fahrenden Lanzenknechts wohlbekannten Fürsten S. in Wien. An diese schließen sich jetzt vom andern Ende Deutschlands her, aus Hamburgs bürgerlichen Kreisen, die Umrisse einer im Hochsommer 1851 gemachten raschen Reise zur größten That der heutigen Civilisation, der londoner Gewerbeausstellung, von einem in und außer Europa vielgewanderten, angesehenen und begüterten jüngern Kaufmann, keck und vielleicht manchmal übermüthig, aber scharfblickend, unterhaltend und anregend. Darum entnehmen wir denn dieser nicht käuflichen, dem Vernehmen nach nur in 40 Abzügen für Freunde gedruckten Schrift *) nachstehende Skizzen aus den beiden größten und tonangebenden Hauptstädten unsers Welttheils.

Von dem ersten und Hauptzweck der Reise, der Ausstellung, über welche die Königin Victoria so schön als wahr einer befreundeten Dame in Deutschland schrieb, sie sei „dem Schöpfer dankend daß er den Menschen gestattet so Großes zu leisten", heißt es in kecker Zusammenfassung:

„England gebührt die Krone auch in der Ausstellung. Nicht allein daß die Erzeugnisse seines Kunstfleißes mannichfaltiger als die aller übrigen Nationen zusammengenommen sind, sie werden in vielen Fällen auch einen größern Einfluß, eine weitere Wirkung auf das Wohl der arbeitenden Classen, ja der Menschheit im Allgemeinen ausüben als die Statuen Italiens, die kostbaren wiener Möbeln, die polirten berliner Stahlkanonen oder die brochirten Seidenstoffe und Gobelins des schönen Frankreich. Der Zollverein hat sich nach meiner Meinung nicht sehr ausgezeichnet, während Oestreich alle Erwartungen übertraf; nicht allein daß die Ausstellung des erstern ärmlich ist, es gewähren seine Fabrikate auch wenig Interesse. Neues oder durch Geschmack Ausgezeichnetes ist fast nicht vorhanden, und selbst die angestaunte Statue von Kiß ist wol in mancher Hinsicht verfehlt zu nennen. Zu verwundern ist es auch daß der Zollverein keinen einzigen berühmten Mann, keine bedeutende Persönlichkeit zur Vertretung seiner Interesse nach London sendete. Wer da weiß was ein großer Name in London gilt und einen Alexander von Humboldt zu seiner Verfügung hat (?), der sollte u. s. w."

„Die Deutschen sind nun einmal unpraktisch, und das zeigt sich leider auch in ihren Fabrikaten. Da ist z. B. u. s. w."

Durch Englands Schiffs- und Handelsverbindungen mit allen Erdtheilen hat sich daselbst ein neuer Handelszweig gebildet, der mit lebenden Thieren, dem wir Deutschen das durch Lichtenstein's Bemühungen und Betriebsamkeit geschaffene Sammel-, Bestimmungs- und Tauschgeschäft des berliner zoologischen Museum durch ausgesendete Reisende in wissenschaftlich behandelten Thieren kühn entgegenstellen dürfen. Von jenem Handelszweige sagt unser Verfasser:

„Noch interessanter war ein Abendbesuch in dem Surrey-Thiergarten. Einige aufgestellte Musikchöre und ein prasselndes Feuerwerk regten die stets ein Nachtleben führenden Raubthiere furchtbar auf; das Gebrüll der gräulichen Katzen, ihr Toben im engen Käfig hatte etwas Schrecklich-Schönes, von dem man seine Augen kaum abzuwenden vermochte. Auch die in großen Glaskasten aufbewahrten Reptilien, Schlangen, Eidechsen und Krokodile, die bei Tage ruhig zu schlummern pflegen, wanden und schlängelten sich um die in ihren Behältern befindlichen Baumstämme; ihre Augen funkelten mit seltsamem Glanze, und eine lauernde Unruhe leuchtete uns entgegen. Die Art und Weise der Aufstellung, die Schönheit der Thiere lassen Nichts zu wünschen übrig. London ist auch dafür der Hauptmarkt, und der Handel der mit diesen wilden Bestien getrieben wird ist ganz bedeutend. Alle Menageriebesitzer der Welt versehen sich hier; außerdem gibt es aber auch in England viele vornehme Herren, welche größere oder kleinere Menagerien auf ihren Landsitzen haben. So unter Anderm der

*) „Reiseerinnerungen aus London und Paris" (Hamburg 1851).

Graf Derby, dessen sehr schöne Menagerie aus 1600 Thieren bestand, worunter auch reißende Thiere. Sein Sohn, Lord Stanley (jetziger erster Minister), bot die Menagerie der Königin zum Geschenk an, welche sich aber ein so kostbar zu unterhaltendes Präsent verbeten haben soll, weshalb die Sammlung nun öffentlich versteigert wird."

Anziehend ist die Beschreibung einer nicht leicht zugänglichen Aufführung der von den ersten Künstlern und Schriftstellern des britischen Reichs gebildeten Gilde für Literatur und Kunst, welche die Gründung einer Ruhestätte für ihre alten und hülfsbedürftigen Genossen beabsichtigt. Es heißt von dieser wohlthätigen Schaustellung:

„Zu diesem herrlichen Zweck haben sich Englands berühmteste Schriftsteller und Künstler vereinigt und setzen jedes Jahr eine Pension von 100 Pf. St. für die Beantwortung einer Preisfrage aus. Die Mittel werden auf verschiedenen Wegen herbeigebracht. Einer derselben führte zu öffentlichen theatralischen Vorstellungen. Sir Edward Lytton Bulwer schrieb dazu ein Lustspiel in fünf Aufzügen: «Besser als unser Ruf», und Charles Dickens eine Posse: «Herrn Nachtigall's Tagebuch». Die erste Vorstellung fand in Devonshirehouse statt, die Königin und Prinz Albert waren zugegen, der Platz kostete 5 Guineen, die Königin zahlte aber deren 100, der königliche Gemahl 25. Diese Vorstellung wurde auch einige mal vor einem gewählten Publicum, zu einer halben Guinee die Eintrittskarte, in den Hanoversquare-Rooms wiederholt. Es gelang uns Eingang zu derselben zu verschaffen: die Einrichtung war gut, die Sitze bequem und der Saal nicht überfüllt. Die Decorationen waren von den berühmtesten Malern Englands angefertigt; Absolon's, Louis Haghe's, Roberts' Namen waren auf dem Zettel genannt, die beiden Letzten durch ihre herrlichen Werke über Belgien und das Gelobte Land auch in Deutschland hinreichend bekannt. Das Costume war gewählt und die Täuschung soviel irgend möglich berücksichtigt. Unter den Darstellern glänzten Charles Dickens, der Director des Ganzen, Frank Stone, Douglas Jerrold, Mark Lemon, Augustus Egg. Dickens ist ein vollendeter Schauspieler, der jeder Bühne Ehre machen würde; nicht minder zeichneten sich Jerrold und Mark Lemon durch ihre Zwerchfell erschütternde Komik aus. Dickens hatte in beiden Stücken Verkleidungsrollen, in denen er ein großes Talent für Nachahmung Anderer bethätigte. Die Stücke selbst möchten den deutschen Bühnen nur mit Vorsicht zu empfehlen sein."

Wollte auch nach der glänzendsten Season welche London in irgend einem Jahre seines Daseins erlebt hat, der in die Hundstage fallende Aufenthalt in dem verödeten, neurepublikanischen und nach den vorhergegangenen politischen Stürmen in den fanatisme du repos versunkenen Paris unserm Reisenden nicht mehr recht munden, dennoch fiel ein Abglanz von jenseit des Kanals her auch in die Seinestadt durch den Besuch des Lordmayor von London mit seiner zahlreichen Begleitung. Das bei dieser Gelegenheit den britischen Gästen in St.-Cloud durch den Präsidenten Ludwig Napoleon gegebene Fest schildert der demselben beiwohnende Verfasser also:

„Das Wetter war herrlich, der Empfang war von 3 Uhr an. Es ward angesagt daß die Damen in Morgentoilette, die Herren schwarz zu erscheinen hätten. Zahllosen Wagen begegneten wir auf dem Wege von dem Boulevard des Italiens durch die Elyseischen Felder, das Boulogner Holz nach St.-Cloud, denn es mochten außer den Engländern wol 3000 Menschen eingeladen sein."

„Endlich erreichten wir die Brücke welche über die Seine führt und schlossen uns der endlosen Reihe von Wagen an welche zu dem auf dem südlichen Abhange eines waldbewachsenen Hügels liegenden Schlosse St.-Cloud, dem Lieblingsaufenthalt zweier Monarchen die beide fern vom Vaterlande ihr Leben aushauchen sollten, des Kaisers Napoleon und König Karl's X., führt. Das Schloß ist von verschiedenen Baumeistern in der Mitte des 17. Jahrhunderts erbaut und 1680

vollendet werden. Der malerische Park ist von Lenôtre angelegt und in zwei Theile geschieden; der eine wird dem Publicum täglich geöffnet, der andere ist den Bewohnern der fürstlichen Residenz vorbehalten. In dem öffentlichen Theile führt eine große Allee zu den schönen Wasserfällen und Springbrunnen. Rechts und links sind Speisehäuser, Kaufläden, Waffelbuden, Wägestühle (worunter einer mit dem philiströsen Titel: à la mère de famille) aufgestellt; man sieht daß St.-Cloud fleißig von der pariser Bourgeoisie besucht wird, welche hierher strömt um den großen, seinen Strahl 62 Mètres hoch werfenden Springbrunnen, der Riese genannt, arbeiten zu sehen. Heute spielten sämmtliche Wasser, und Tausende müßiger Zuschauer benutzten diese Gelegenheit Spalier zu bilden und die in zurückgeschlagenen Wagen herbeikommenden Gäste zu betrachten. Im Ganzen genommen fehlte dem Publicum das Wohlwollende, das Behagliche welches uns in den englischen Physiognomien so angenehm überraschte."

„Mittlerweile war unser Wagen durch die Ehrenwachen passirt und am Portal des Schlosses angelangt. Eine zahlreiche Dienerschaft, Lakaien, Portiers, Leibjäger, ist dort aufgestellt und verificirt mit großer Genauigkeit unsere Einladungskarten. Breite Treppen führen in die Gemächer, welche mit außerordentlichem Luxus und ausgesuchtem Geschmack decorirt sind. Eine wogende Menschenmenge bewundert mit uns die parquettirten Fußböden, die unvergleichlichen Gobelins, die Gemälde älterer französischer Meister, namentlich einen Salon von Karl Vernet ausgeschmückt. Durch das Schlafgemach, an welches sich so viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen, gelangt man auf die Terrasse, welche einen malerischen Anblick darbietet. Links ziehen sich lange Alleen alter Lindenbäume hin, aus denen man in den untern Theil des Gartens tritt; rechts erblickt man Reihen Treibhäuser, in denen, wie wir vernehmen, um 6 Uhr ein großes Goûter servirt werden soll. Zu ähnlichem Zweck ist auch ein Zelt im Garten, einstweilen noch geschlossen, bestimmt. Die Mitte der Terrasse ist mit Springbrunnen, Blumenparterres und einer Orangerie geschmückt, deren goldene Früchte in der Sonne glänzen und welche ihren würzigen Duft entsendet. In den Lustgängen wogte es auf und ab. Alle Völker sind hier vertreten. Glänzende Uniformen, elegante Damen, schwarze Fracks mit und ohne Orden, der dicke Chinese Hesing, Eigenthümer der Jonke, Türken, Araber und Griechen in ihrer Nationaltracht geben dem Bilde Leben und Mannichfaltigkeit. Plötzlich bemerkten wir am Ende des großen Laubgangs ein Gedränge; dann ordnete sich Alles zu beiden Seiten, und ein kleiner Mann, mit bräunlichem Barte, im schwarzen Frack und unter demselben über der Weste das große Band der Ehrenlegion, die Gemahlin des griechischen Gesandten am Arme führend, von einem glänzenden Gefolge umgeben, schreitet durch die sich verbeugenden Herren und Damen freundlich grüßend. Es ist der kaiserliche Prinz Ludwig Napoleon, es ist der Präsident der französischen Republik."

„Er gelangt jetzt in unsere Nähe, wir verbeugen uns unendlich tief und haben vollkommene Muße ihn zu betrachten. Seine Gesichtszüge sind nicht sehr einnehmend, sie erscheinen fatiguirt, und das glanzlose Auge vermag den Eindruck nicht zu erhöhen. Es liegt etwas Kaltes, Unbewegliches in dem Gesicht, welches durch das officiöse Lächeln das die Gäste begrüßt nicht gemildert wird. Der Oberkörper steht zu dem Unterkörper nicht in richtigem Verhältniß, weshalb der Präsident sich wol besser zu Pferde als zu Fuß ausnimmt. Vorstellungen fanden bei der Menge der Gäste nur ausnahmsweise statt; wir lehnten diese Ehre ausdrücklich ab, da es keinen Reiz für uns hatte mit dem Oberhaupte des französischen Staats bei dieser Gelegenheit einige nichtssagende Worte zu wechseln. Auch die Gesandten aller fremden Staaten sind in der Umgebung des Präsidenten; der englische Botschafter, Lord Normanby, ist erst spät erschienen; sein schwarzer, auf dem Haupte etwas licht werdender Lockenkopf überragt den Präsidenten, der sich mit dem portugiesischen Exminister Grafen Thomar unterhält, bedeutend. Die Gesellschaft wandelt, in den schattigen Laubgängen sich vor der Sonne schützend, umher, es bilden sich Gruppen, die Damen nehmen in den Sesseln und auf den Bänken Platz, sodaß man die köstlichen, frischen Toiletten, unter denen man einige reichgestickte Westen mit kostbaren Knöpfen (die Pariserinnen tragen davon Garnituren zu zehntausend Francs) bewundern kann. Die Strahlen der Sonne brechen seitwärts durch die Zweige und beleuchten die Scene magisch, die Springbrunnen plätschern geschwätzig, die alten Bäume sehen stumm dem geräuschvollen Treiben zu und erinnern sich vergangener Zeiten, wo die Reifröcke und die Höflinge mit ihrem gestickten Habit hier einherschritten."

„Das Ganze gibt ein schönes, lebensvolles Bild, wie man es, abgesehen von den Trachten, auf alten Gemälden abconterfeit sieht."

„Engländer sind wie Sand am Meere verhanden. Diese Sklaven der Etiquette scheinen zu vermeinen daß sie die Regeln des gesellschaftlichen Anstands bei dem Oberhaupte einer Republik ungestraft verletzen dürften. Anstatt den Anordnungen welche das Erscheinen im Gesellschaftsanzuge vorschreiben nachzukommen, findet ein großer Theil dieser Insulaner es angemessen im Oberrocke und Morgentracht, mit tüchtigen Knitteln bewaffnet, der Einladung folgezuleisten. Man hätte diese brutalen Männer nicht dulden und John Bull zurückweisen sollen, wie das unzweifelhaft bei ähnlichen Gelegenheiten in England geschehen würde, wenn Fremde die Gesetze des Anstands verletzen und sich ungentlemanlike betragen würden."

„Es schlägt 6 Uhr. Der Präsident gibt der Lady Normanby, Lord Normanby der Prinzessin Mathilde den Arm, und nun bewegt sich die ganze Menschenmenge gegen die Gewächshäuser, deren Thüren geöffnet sind um den Hungerigen zu speisen und den Durstigen zu tränken. Zum Anfange geht Alles langsamen und gemessenen Schritts, bald fängt man aber an zu stoßen und zu drängen und stürzt mit gieriger Hast auf die Buffets zu, wie wir sie in so vornehmer Gesellschaft kaum erwartet hätten. Wir betrachten die etwas entwürdigende Scene mit stoischer Ruhe von den Stufen des Palasts welche in den Garten führen, beneiden Niemand um das mühsam errungene Glas Champagner oder Stück Brot, sondern setzen uns in unsern harrenden Wagen und benutzen den kühlen Nachmittag zu einem Besuche in Meudon, dem Lieblingssitze des Herzogs von Orléans, nachdem wir uns vorher in einem Hôtel im Dorfe Meudon ein diner soupatoire bestellt hatten."

Wir übergehen die staunenerregenden, mit gläubiger Ueberzeugung unsers so scharfsichtigen Reisenden ausführlich geschilderten Wunder des Magnetismus der Herren Marcillet, Dr. du Polet und des somnambulen Alexis, ungeachtet in ihnen gar merkwürdige Nachrichten über den bekannten Obersten Gurwood, Herausgeber der Depeschen Wellington's, über Ludwig Philipp und über Heinrich von Arnim enthalten sind, und schließen unsere Anzeige dieses anziehenden Büchleins mit der gemüthvollen Beschreibung der Grabstätte des unglücklichen letztverstorbenen Herzogs Ferdinand von Orléans:

„Wenn man in den eingegitterten Platz der St.-Ferdinandskapelle auf dem Wege von Paris nach Neuilly tritt, errichtet an der Stelle wo der Herzog sein Leben aushauchte, so liegt rechts ein Gebäude in welchem der Aufseher und Sacristan, sowie der Priester wohnen, welcher dem Herzog in der Todesstunde die Tröstungen der heiligen Religion gewährte. Man hat ihm hier eine Ruhestätte bereitet, und nur die Verpflichtung auferlegt, täglich eine Seelenmesse für den Dahingeschiedenen zu lesen."

„In dem mittlern Theile des Gebäudes sind die Gemächer belegen welche die königliche Familie zu betreten pflegte, wenn sie dem Gedächtnisse des erlauchten Todten eine Stunde weihen wollte. Die Räumlichkeiten sind angemessen hergerichtet. Auf zwei Wandtischen, einander gegenübergestellt, bemerkt man zwei umgestürzte Säulenschäfte von schwarzem Marmor, Sanduhren vorstellend. Sie haben aber ausgeschlagen gleich dem

Herzen des edeln Dulders. Der eherne Zeiger der einen zeigt unverrückt und unwandelbar die Stunde des furchtbaren Unfalls, die andere meldet die Todesstunde. Dem Hause gegenüber liegt die Ferdinandskapelle. Ein weiter Hof in einen Garten führend trennt beide. In der Mitte des Hofes steht eine schlankaufgeschossene Ceder vom Libanon. Der Graf von Paris pflanzte sie im Beisein seines königlichen Großvaters am Jahrestage des Todes seines Vaters."

„Wehmuth im Herzen treten wir ehrfurchtsvoll in das stille Kirchlein. In einer Seitenkapelle steht ein marmorner Sarkophag und auf demselben liegt die Statue Louis Ferdinand's, Herzogs von Orléans, in französische Generalsuniform gekleidet. Zu seinem Haupte zeigt sich ein gen Himmel deutender Engel, das Portrait der unvergeßlichen Prinzessin Marie."

„Ich weiß nicht ob die Gruppe schön ist, wir fragten kaum nach dem Meister. Hier sprach das Herz, der kalte berechnende Verstand schwieg. Man sagte uns, der König habe dem Künstler das Werk abgenommen, die Statue selbst und allein zu vollenden. Kein Handlanger, kein Lehrling, kein Schüler, wie das wol sonst zu geschehen pflegt, hat einen Meißelschlag daran gethan. Mit rührender Theilnahme, mit väterlicher Liebe überwachte der Monarch den Fortgang der Arbeit. Niemand durfte die Künstlerwerkstatt betreten und erst nach ihrer Aufstellung in der Kapelle ward sie dem profanen Auge Fremder preisgegeben."

„Im Hintergrunde der Kirche, dem Eingange gegenüber, ist ein schmuckloser Altar errichtet. Vor demselben stehen Betstühle für theilnehmende Seelen, welche hierher wallfahrten, um nimmerwelke Kränze am Fuße des hehren Grabmals niederzulegen. Die Beleuchtung der Kapelle geschieht durch gemalte Fenster, Heilige vorstellend, in deren Gesichtern die Portraits aller der Mitglieder dieser Familie, welche das Todeslager des Fürsten umstanden, wiedergegeben sind."

„Kniet man vor dem Altar an einer bestimmten Stelle, so erblickt man durch eine kleine Oeffnung in der hinter demselben befindlichen Sacristei ein lebensgroßes Gemälde, den Tod des Herzogs darstellend. Es ist dies die eigentliche Stelle, wo er seine müden Augen für immer schloß. Die durch ihre Tugenden wahrhaft erhabene Königsfamilie umgibt das Sterbelager ihres Lieblings, des Erben ihrer Krone."

„Wir eilten tiefergriffen von dannen. Andern Tags reisten wir ab." 88.

Notizen.

Ahnfrauen Mirabeau's.

Die schon 1834 erschienenen, wie uns däucht in Deutschland nicht sehr bekannt gewordenen Memoiren Mirabeau's: „Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau, écrits par lui-même, par son père, son oncle et son fils adoptif", von dessen Pflegesohn herausgegeben, den er auf dem Sterbebette seiner Schwester, Madame du Saillant, vererbte, dem kürzlich zu Paris verstorbenen Lucas Montigny, liefern uns charakteristische Züge von zwei Ahnfrauen des berühmten Redners, aus dem vornehmen altprovençalischen Geschlechte Riqueti-Mirabeau, das aus Welschland stammt. Jeanne de Lenche, welche sich 1592 mit Honoré II. von Riqueti vermählte, war eine äußerst kluge Frau, von welcher die Tradition manches Volksgeschichtlein aufbewahrt hat. Die Dame brachte als Mitgift das Haus auf dem Platze Lenche, das schönste in Marseille. Auf dem Platze befand sich der einzige Markt dieser seither so sehr vergrößerten Stadt. Jeanne gewahrte von ihrer Terrasse aus die Wirthschafterinnen, und kannte die Gebieter denen sie dienten; sie merkte sich die welche die Fische am theuersten kauften, „um", sagte sie, „ihr Geld nicht jenen Gebietern zu leihen". Dieser Zug malt die Einfachheit der Zeit. Die Schwiegertochter von Jeanne, Anne de Pontevès, 1620 mit Thomas von Riqueti verheirathet, war ein stolzes Weib, aber voll Muth und Festigkeit. Von ihr gilt was eine spätere Enkelin zu ihrem Neffen, dem feurigen, gewaltigen Helden der Revolution sagte*): „V'aoutrés sias d'homès? sias houmachomes"; nämlich: „Vous autres, vous êtes des hommes? Vous êtes des diminutifs d'hommes." Sie fügte hinzu: „Wir, zu unserer Zeit, wir trugen Pistolen im Gürtel und wußten sie zu brauchen." Anne de Pontevès, der einst Madame de Foresta am Weihwasserbecken den Weg vertrat, schob sie mit einer Ohrfeige zur Seite und sprach: „Ici comme à l'armée, le bagage doit passer le dernier."

Die Tage der Knechtschaft.

Die letzten hochbedeutsamen, allen Jahrhunderten geweihten Worte des in der Verschwörung auf Cuba erschossenen Mulatten Placido, zu denen er sich wie mit Seherkraft noch einmal aufraffte aus todtähnlicher Ohnmacht, waren: „Los dias de la esclavitud son contados." („Die Tage der Knechtschaft sind gezählt.") 12.

*) Madame de Châteauneuf, gest. 1710.

Bibliographie.

Balțer, E., Alte und Neue Welt-Anschauung. Vorträge, gehalten in der freien Gemeinde zu Nordhausen. 3te Sammlung. — A. u. d. T.: Neue Propheten. Vorträge über deren Leben, Charakter und Bedeutung. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 22⅓ Ngr.

Beck, C., Platons Philosophie im Abriß ihrer genetischen Entwickelung. Stuttgart, Mäcken. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Berthold's tewtsche Theologey. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen, einem Wörterbuche und einer Biographie versehen von W. Reithmeier. Mit einem einleitenden Vorworte von F. Windischmann. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 3 Thlr. 14 Ngr.

Betrachtungen über das Kommen des Verheißenen und die Tage seines sichtbaren Wandels auf Erden. Zum Behuf häuslicher Erbauung. Mit einem Vorworte von G. C. A. Harleß. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Advents- und Weihnachtsbetrachtungen. Dresden, Naumann. 1853. Gr. 8. 8 Ngr.

Bilder aus dem Arbeiterleben oder Wie gelangt ein Volk zu wahrer Bildung? Beantwortet durch Zuschriften von 23 englischen Arbeitern an einen schweizerischen Handwerkerssohn. Mit einem Vorwort von S. C. Kapff. Basel, Bahnmaier. 8. 5 Ngr.

Buß, F. J., Reformen im Dienst der katholischen Geistlichkeit Teutschlands. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Clarkson, T., Onkel Tom in England. Fortsetzung von Onkel Tom's Hütte. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie von G. Scherer. Stuttgart, E. Hallberger. 1853. 16. 2 Thlr.

Fabian's Thurm. Ein Roman vom Verfasser von „Schmuggler und Wilderer". Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Francke, H., Ein Frühlingstraum. Gedicht in sieben Gesängen. Mit 1 Stahlstich. Leipzig, Baumgärtner. 1853. 16. 1 Thlr.

Gerhardt, L. v., Erlebnisse und Kriegsbilder aus dem Feldzuge 1850 in Schleswig-Holstein. Mit 2 Plänen der Umgegend von Idstedt und Schleswig-Eckernförde-Rendsburg. Glogau, Flemming. Gr. 8. 10 Ngr.

Gespräche über Protestantismus und Katholicismus. Von Dr. Dan. Schenkel. 1ster Theil. Heidelberg 1852. Einfach gesprochen von einem katholischen Dorfpfarrer in der Nähe Heidelberg's. Heidelberg, Rieger. 8. 12 Ngr.

Jagemann, L. v., Criminallexikon. Nach dem neuesten Stande der Gesetzgebung in Deutschland bearbeitet. 1ste Lieferung. Erlangen, Enke. Gr. Lex.-8. 20 Ngr.

Alte und neue Kinderlieder, Fabeln, Sprüche und Räthsel. Illustrirt von deutschen Künstlern: C. v. Heideck, W. v. Kaulbach, G. König rc. Herausgegeben von G. Scherer. 3te Auflage. Stuttgart, E. Hallberger. 1853. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kmety, G., Arthur Görgei's Leben und Wirken in Ungarn. Beurtheilt. London. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Köllner, E., Das Jahr 1848. Zur Versöhnung von Freiheit und Autorität. Nebst Folgerungen für Preußens Verfassungs- und Regierungsform. Gießen, Ricker. Gr. 8. 18 Ngr.

Lain, O., Eine Todesstunde. Dramatisches Trauerbild aus der jüngsten Passionsgeschichte. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 1853. 16. 10 Ngr.

Lane, E. W., Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. Nach der 3ten Originalausgabe aus dem Englischen übersetzt von J. T. Zänker. Drei Bände. Leipzig, Dyk. 16. 3 Thlr. 27 Ngr.

Deutsches Leben. Novellen, Erzählungen und Skizzen. Herausgegeben von H. Pröhle. I. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 1853. 8. 24 Ngr.

Ledderhose, K. F., Das Blutbad von Thorn im Jahre 1724. Ein Bild aus der Geschichte der Jesuiten. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 3 Ngr.

Mallet, F., Die Weisen aus dem Morgenlande. Eine Weihnachtsgabe. Bremen, Heyse. 8. 20 Ngr.

Martensen, H., Die christliche Dogmatik. Aus dem Dänischen. 2te verbesserte Auflage. Kiel, Schröder u. Comp. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 27½ Ngr.

Max Maria, Rolands Graalfahrt. Leipzig, C. H. Mayer. 16. 24 Ngr.

Merckel, W. v., Die Diftelbinger. Leipzig, Simion. 1853. 16. 7½ Ngr.

Meyer, J. F. v., Blätter für höhere Wahrheit. Auswahl in zwei Bänden aus den elf Bänden des sel. Verfassers. Nebst einer biographischen Einleitung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1853. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Milenowsky, J., Volks-Märchen aus Böhmen. Mit 7 Holzschnitten nach Zeichnungen von C. T. Reiffenstein. Breslau, Kern. 1853. 8. 27 Ngr.

Mooren, J., Das Dortmunder Archidiakonat. Archäologische Monographie. Köln u. Neuß, Schwann. 1853. Gr. 8. 25 Ngr.

Müller, J. G., Geschichte der christlichen Feste. Entwickelung ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung, übersichtlich dargestellt. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Neander, A., Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt. 5te Auflage. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 22 Ngr.

Noel, R. R., Die Begründung und das Wesen der Phrenologie. Dresden, Arnold. Gr. 8. 6 Ngr.

Oischinger, J. N. P., Die Günther'sche Philosophie. Mit Rücksicht auf die Geschichte und das System der Philosophie, sowie auf die christliche Religion dargestellt und gewürdigt. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Padubrin, L., und C. **Lehmann**, Gedichte. Königsberg, Nürmberger. Gr. 8. 15 Ngr.

Panorama deutscher Lyriker der Neuzeit. In einer Auswahl ihrer vollendetsten Dichtungen, nebst kurzen biographischen Notizen von Ludwig. Darmstadt, Pabst. 1853. 16. 1 Thlr.

Parthey, G., Wenzel Hollar. Beschreibendes Verzeichniss seiner Kupferstiche. Berlin, Nicolai. 1853. Gr. 8. 4 Thlr.

Ponsard, F., Odysseus. Lyrisches Drama. Deutsch von A. Böttger. Mit 1 Stahlstich. Leipzig, Baumgärtner. 1853. 16. 24 Ngr.

Pröhle, H., Der Pfarrer von Grünrode. Ein Lebensbild. Zwei Theile. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Raumer, R. v., Ein Wort der Verständigung über die Schrift: Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Religion der That. Hamburg, Berendsohn. 16. 10 Ngr.

Rosenkranz, K., Meine Reform der Hegel'schen Philosophie. Sendschreiben an Hrn. Dr. J. U. Wirth. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 15 Ngr.

Schellbach, Emma, Veronika. Ein Roman. Neubrandenburg, Brünslow. 1853. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schmidt, O., Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Nach den besten Quellen bearbeitet. Weimar, Hausfeld u. Schmidt. 1853. 16. 20 Ngr.

Schwarz, J., Das heilige Land nach seiner ehemaligen und jetzigen geographischen Beschaffenheit, nebst kritischen Blicken in das Carl von Raumer'sche „Palästina". Deutsch bearbeitet von J. Schwarz. Frankfurt a. M., Kauffmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Seidl, J. G., Natur und Herz. Stuttgart, E. Hallberger. 1853. 16. 2 Thlr.

Stiebritz, L., Alma. Leipzig, Hinrichs. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tobler, T., Denkblätter aus Jerusalem. Mit Zeichnungen und 1 Karte. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1853. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Uschold, J. N., Grundriß der Psychologie. Amberg, Pohl. Gr. 8. 15 Ngr.

Vehse, E., Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. 18. Band. [3te. Abtheilung, Geschichte der Höfe des Hauses Braunschweig in Deutschland und England. 1ter Theil.] A. u. d. T.: Die Hofhaltungen zu Hannover, Zelle und Braunschweig. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1853. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Gärtner, W., Eröffnungsrede zu den Vorträgen für deutsche Sprach- und Literatur-Wissenschaft an der k. k. Pesther Universität, gehalten am 12. Oktober 1852. Pesth, H. Geibel. Gr. 8. 3 Ngr.

Henry, Der Glaube Friedrichs des Grossen an Gott und an Preussen. Eine Predigt gehalten am Tage nach der Enthüllung seines Denkmals. 2te Auflage. Mit einigen Original-Stellen aus den Schriften des Königs. Berlin, Decker. 1851. Lex.-8. 10 Ngr.

Kühne, F. G., Fröbel's Tod und der Fortbestand seiner Lehre. Liebenstein, Verlagsbuchhandlung der Kinder-Beschäftigungsanstalt. 4. 7½ Ngr.

Macaulay's Rede vor seinen Wählern in Edinburgh gehalten den 2. November 1852. Berlin, Adolf u. Comp. 16. 5 Ngr.

Militairisches und Aristokratisches von einem bürgerlichen Offizier. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Schenkel, D., Was ist Wahrheit? Betrachtungen und Hoffnungen am Jahresschlusse 1852. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 6 Ngr.

Seidel, H. A., Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet. Predigt gehalten am 20. Sonntage nach Trinitatis. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Wie dünket euch um Christo? Predigt, gehalten am 18. Sonntage nach Trinitatis. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № LI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Elegante Ausgaben zu Festgeschenken geeignet.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig,
in allen Buchhandlungen zu haben.

Album der neuern deutschen Lyrik. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. 1851. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bauernfeld, Gedichte. 8. 1852. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Béranger, Chansons. Nouvelle édition. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Bobrik, Gedichte. 8. 1851. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Byron, Der Korsar. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Miniatur-Ausgabe. 1852. Geb. 20 Ngr.

Dichtungen von **Moore** und **Byron.** In deutscher Uebersetzung mit gegenübergedrucktem Original. Miniatur-Ausgabe. 1852. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Gutzkow, Uriel Acosta. Miniatur-Ausgabe. 1852. Geb. 24 Ngr.

Hammer, Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. 1851. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Horn, Die Pilgerfahrt der Rose. Dichtung. Miniatur-Ausgabe. Zweite Auflage. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

W. v. Humboldt's Briefe an eine Freundin. Vierte Auflage. Zwei Theile. 8. 1850. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr. Geb. 5 Thlr.

——————, Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau v. Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von Elisa Maier. Zweite Auflage. 8. 1852. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kapper, Die Gesänge der Serben. Zwei Theile. 8. 1852. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

Wilhelm Müller, Gedichte. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) 1850. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 16 Ngr.

F. v. Raumer, Sporen. Miniatur-Ausgabe. 1848. Geb. 16 Ngr.

Saintine, Picciola. Miniatur-Ausgabe. 1848. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schulze, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. 1851. Geb. 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage. 1852.
Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

——————, Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. 1849. Geb. 3 Thlr.

——————, Gedichte. Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sturm, Gedichte. 8. 1850. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

——————, Fromme Lieder. 8. 1852 Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

November. Nr. 514—517.

Inhalt: Zwei Angedenken aus den Meeresfluten. — Guter Rath des Ziegenkopfs. — Das große Beinhaus im Kloster des Sinai. — Die Kleidung der deutschen Frauen in der Vorzeit. — Pariser Gerichtsscene. — Franklin's Ueberwinterungsplatz. — *Das Heidelberger Faß. — *Oberst Mackenzie und drei Brahminen. — Das Perpetuum mobile. — Von dem großen Allarm vor Halle an der Saale am 12. Juni 1547. — *Das Schloß von Blois. — Holländische Sitten und Gewohnheiten. — Das Manna der Israeliten und das Manna in der Wüste jetzt. — Ein Zuckerrohrbrand auf den Antillen. — Betrug gegen Betrug und Recht für Unrecht. — *Das königliche Schloß in Christiania. — Die eiserne Maske existirt noch! — Das große Messer, mit dem die Arbeit todtgestochen wird. — Besser ist besser. — *Der Armpolyp. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im December 1852.

F. A. Brockhaus.

Bei **Vandenhoeck und Ruprecht** in Göttingen ist soeben erschienen:

Sammlung deutscher Gedichte
zum Declamiren
für mittlere und obere Gymnasialclassen.
Herausgegeben von
Dr. K. Volckmar zu Ilfeld.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 29 Bogen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

BILDER-ATLAS
zum
Conversations-Lexikon.

Von der **neuen Ausgabe in 96 Lieferungen** dieses Werks erschien soeben die
neununddreißigste bis zweiundvierzigste Lieferung.
Preis einer Lief. $7\frac{1}{2}$ Ngr. = 6 Ggr. = 27 Kr. Rh.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im December 1852.

F. A. Brockhaus.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig sind nachstehende **werthvolle Jugendschriften** durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beaumont (Mad. Leprince de), Le Magasin des enfants. Revu et augmenté de nouveaux contes par Mad. Eugénie Foa. Seconde édition. 8. Geh. 24 Ngr.

Comte (Mad. Achille), Sagesse et bon coeur, ou Science du bien. Nouvelles morales. 4 parties. 8. Geh. 16 Ngr.

Genlis (Mad. de), Les Veillées du chateau (Contes choisies). 8. Geh. 12 Ngr.

Kleine Geschichten für die Jugend. Seinen Kindern in der Heimat erzählt von D. L. H. 8. Geh. 8 Ngr.

Graff (G.), Anthologie zum Declamiren. Erster Theil. Für die reifere Jugend, zunächst für die obere Bildungsstufe höherer Lehranstalten. 8. Geh. 27 Ngr.

Grangier (L.), Anthologie classique, ou Leçons et modèles de tous les genres de compositions en vers, contenant les morceaux le plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. 8. Geh. 12 Ngr.

——————, **Premiers éléments de littérature française,** comprenant la composition et la poétique, suivis d'un cours gradué d'exercices littéraires. Ouvrage destiné aux maisons d'éducation et propre à servir d'introduction à un cours de belles-lettres. 8. Geh. 18 Ngr.

Guizot (Mad.), Aglaé et Léontine, ou les Tracasseries; suivi de Hélène, ou le But manqué, et Julie, ou la Morale de Mad. Croque-Mitaine. 16. 4 Ngr.
Dasselbe in deutscher Uebersetzung. Mit Anmerkungen zum Rückübersetzen von **D. von Steyber.** 16. Geh. 4 Ngr.

Jeder ist sich selbst der Nächste. Erzählung für die Jugend. Nach dem Englischen. 8. Geh. 15 Ngr.

Kannegießer (K. L.), Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter. Dritte, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh. 18 Ngr.

——————, **Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter.** Dritte, vermehrte Auflage. 8. Geh. 21 Ngr.

——————, **Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter.** Zweite, vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kinderleben. In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von M. J. E. Volbeding. Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.** 8. Cart. 1 Thlr.

Das Märchen vom gestiefelten Kater. In den Bearbeitungen von **Straparola, Basile, Perrault** und **L. Tieck.** Mit 12 Radirungen von **O. Speckter.** 4. Cart. 20 Ngr.

Eine Tigergeschichte für lustige Leser. Dem Englischen nacherzählt von **H. Bode.** Mit 7 Holzschnitten. 8. Geh. 4 Ngr.

(Töpffer, R.) Fahrten des Herrn Steckelbein. Eine wunderbare und ergötzliche Historie. Nach Zeichnungen von Rudolf Töpffer in lustigen Reimen von **Julius Kell.** Mit 153 Holzschnitten. 8. Geh. 6 Ngr.

Volbeding (J. E.), Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend. Zwei Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

——————, **Luther in Worms. Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben.** Zwei Lebensbilder für das Volk und für die reifere Jugend aufgestellt. 8. Geh. 12 Ngr.

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Erster bis sechster Band. 1846—51. Herabgesetzter Preis 5 Thlr.
Einzelne Jahrgänge à 1 Thlr.

Für Lesecirkel.

Durch alle Buchhandlungen sind **Probenummern** zu erhalten von dem

Literarischen Centralblatt für Deutschland.

Herausgegeben von **Dr. Fr. Zarncke.**

welches auch für **1853** in unveränderter Weise, wöchentlich eine Nummer von 1—1½ Bogen gr. 4., in unserm Verlage erscheinen wird. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Reihe der bedeutendsten Gelehrten Deutschlands ist zur Mitwirkung an diesem Blatte gewonnen, welches durch Vollständigkeit und Schnelligkeit in seinen Referaten, durch die Tüchtigkeit der in denselben ausgesprochenen Urtheile sich bereits einen großen Leserkreis erworben hat, der sich immer mehr erweitert, wo es wünschenswerth ist, eine bequeme und zuverlässige Uebersicht der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur zu gewinnen. Der Inhalt der bedeutendern, insbesondere der wissenschaftlichen Zeitschriften findet sich ebenfalls im „Centralblatt“ angegeben.

Leipzig, im November 1852.

Avenarius & Mendelssohn.

Im **J. C. Hinrichs**'schen Verlage in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Alma von L. Stiebritz.

Miniatur-Ausgabe. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine sinnige, anspruchslose Dichtung von tief religiösem Charakter, die sich besonders zu Geschenken für die edle Frauenwelt eignet.

In der **v. Jenisch & Stage**'schen Buchhandlung in **Augsburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sebast. Schertlin von Burtenbach

und seine an die Stadt geschriebene Briefe. Mitgetheilt von ***Theodor Herberger,*** Archivar der Stadt Augsburg. Mit einem Facsimile der Handschrift Schertlin's und der Geheimschriften des schmalkaldischen Bundes. Gr. 8. 3 Thlr., oder 5 Fl.

Der Herausgeber fand in dem Archive der ehemaligen freien Reichsstadt Augsburg einen grossen Schatz der wichtigsten historischen Documente, von denen er in obiger Schrift einen Theil veröffentlicht. Es sind die Briefe eines Mannes, der unter die grössten Feldherren seiner Zeit gehörte, in die politischen Ereignisse derselben bedeutend einwirkte und daher eine grosse historische Bedeutung erlangte. Den Briefen geht eine Skizze von Schertlin's Leben voran, welche nach des berühmten Ritters eigener Beschreibung und nach einer Menge bisher unbenutzter Archivalien gezeichnet ist.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lisettens Tagebuch.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gutzkow empfiehlt diesen Roman angelegentlich in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, indem er ihn unter Anderm „ein sprechendes Spiegelbild für Tausende junger Frauen und Mädchen“ nennt.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 52. —— 25. December 1852.

Inhalt.

Der Ritterbund mit dem Orden des Uebergangs zu Wetzlar und der Orden der verrückten Hofräthe.

Das vorige Jahrhundert war so reich an Ordenserscheinungen daß ein förmliches Studium dazu gehört Entstehung, Fortbildung und Ende derselben genügend festzusetzen; und eben die Menge und Mannichfaltigkeit, die Zwecke, die Verbreitung, die kürzere und längere Dauer blieben nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die geselligen Zustände, sodaß für eine durchdringende Kenntniß dieser Zustände, überhaupt für die Culturgeschichte des vorigen Jahrhunderts ein solches Studium nicht als überflüssig angesprochen werden darf. Meistens findet man sich selbst und Andere damit ab das Institut der Freimaurerei als die Pflanzschule jener Erscheinungen zu bezeichnen, ohne zu bedenken daß längst vor dem Bekanntwerden der Freimaurerei in Deutschland das Ordenswesen in Scherz und Ernst Angelegenheit an den Höfen nicht allein, sondern auch in andern Kreisen war. In letzterer Beziehung mag nur an die sehr ernsthaft gemeinten Ordensspielereien der Poeten und Gelehrten des 17. Jahrhunderts erinnert werden. Im Allgemeinen ist diese Erscheinung noch aus den in jener Zeit sehr lebendigen Erinnerungen an das Ritterwesen mit seinen Devisen und Farbenzeichen herzuleiten, die sich auch noch spät in den geharnischten Abbildungen hervorragender Persönlichkeiten kundgaben. Dann aber sprach sich darin ganz unverkennbar das Bedürfniß näherer geselliger Verbindung aus, mit der es noch ziemlich karg bestellt war. Für diesen Zweck suchte man jedes geeignete Mittel zu benutzen, und wenn die Formen, unter denen man den Zweck erstrebte, unserer Zeit so fremd geworden sind daß wir oft versucht werden sie zu belächeln, so haben wir doch zu bedenken daß jede Zeit nur ergreifen und ausbilden kann was sie kennt, was ihr gemäß ist.

Daß nach Einführung der Freimaurerei in Deutschland sich industriöse Köpfe fanden welche dieses an sich sehr einfache Institut glänzender und zu einem Orden aufzustutzen bemüht waren, kann nicht befremden; ebenso wenig daß ihm von Manchen, um Geld zu erwerben oder doch wenigstens eine Rolle zu spielen, wunderbarliche Geheimnisse aufgebürdet wurden. Für beide letztern Zwecke wurde schon gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach dem Vorbilde des galanten Frankreich das Ritterwesen benutzt, und so erschien denn auch zu Anfang der sechziger Jahre ein Vagabond unter dem Namen Johnson zu Jena. Er wußte eine Gesellschaft junger Männer mit seinen Abgeschmacktheiten dermaßen zu bestricken daß ihm blindgläubig folgegeleistet wurde. Wer sich ein anschauliches Bild von dem Treiben jener Leute machen will, findet es in Tieck's Novelle „Die Wundersüchtigen" so wahr als meisterhaft dargestellt. Die Herrlichkeit währte jedoch nur kurze Zeit: Johnson ward als Betrüger entlarvt und starb als Gefangener auf der Wartburg. Aber es war ein Anderer aufgetreten, der Zeit und Geld an einen Orden verschwendete, wie er bisher noch nicht gesehen war. Das war der Freiherr von Hund, welcher den längst untergegangenen Orden der Tempelherren mit der Freimaurerei in Deutschland zu verbinden suchte und damit ein glänzendes Monstrum schuf. Er hatte das in Frankreich gelernt. Das Wesen war durch Deutschland, Rußland, Schweden, Frankreich, Italien verbreitet, und wenn jemals eine unabsehbare Papiermasse unnütz verschrieben ist, so geschah es während der etwa zwanzigjährigen Dauer eines Ordens, bei welchem fürstliche Personen, Staatsmänner, hoher und niederer Adel, Gelehrte und Künstler betheiligt waren, der verschiedene kostspielige Congresse hielt und auf keinem zu irgend einem nennenswerthen Resultate kam. Anfänglich war der preußische Kriegscommissair Schubart für die Ausbreitung des Ordens sehr thätig. Er erwählte jedoch bald ein besseres Theil, widmete sich in Sachsen der Landwirthschaft und erwarb sich durch Einführung des Kleebaus ein bleibendes Verdienst in Deutschland.

Diese kurze Skizze wird genügen, jene Erscheinungen ganz im Zusammenhange mit ihrer Zeit zu erkennen, derselben Zeit welche Goethe in seinem Leben (zwölftes Buch) darstellt. Der Ritterbund und der damit in Verbindung gebrachte Orden des Uebergangs an der Mittagstafel zu Wetzlar *) bilden insbesondere auch dadurch „daß man das Offenbare als ein Geheimniß behandelte" eine so schlagende Parodie jenes Tempelritterordens, wie sie von manchen Theilnehmern wol nicht beabsichtigt, wie sie, damals wenigstens, Goethe fremd sein mochte. Indessen war er doch selbst nicht frei von der Neigung zum Geheimniß: er äußert irgendwo daß von seinen poetischen Erzeugnissen meistens nicht früher als nach der Vollendung Etwas kund werden dürfte. So begegnen wir auch im „Wilhelm Meister" u. a. D. geheimnißvollen Scenen, mit besonderer Sorgfalt dargestellt. Es mag daher wol sein daß die Worte: „Nur wiederhole ich daß auch nicht eine Spur von Zweck hinter diesen Höllen zu finden war", andeuten wollen, er habe später selbst die Parodie gar wohl erkannt und wolle nun durch seine Erzählung irgend einen oder andern noch lebenden alten Tempelritter nicht verletzen. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit dadurch daß Goethe selbst etwa seit 1780 zu näherer Kenntnißnahme des Ordenswesens veranlaßt wurde; daß ferner Goué, von dem sogleich die Rede sein wird, schon Mitglied des Tempelritterordens war und seiner Natur nach zu toller Parodie geneigt sein mußte. Eben weil das Ganze jenes wetzlarschen Ritterbunds ein so getreues Spiegelbild der Zeit ist, läßt sich der Wunsch nicht unterdrücken daß noch irgendwo die gedruckte Liste sämmtlicher Mitglieder des Uebergangs, auch das Büchlein zur Erklärung der Uebergangsstufen vorhanden sein und veröffentlicht werden möchte. Goethe selbst nennt nur wenige Namen, und durch Bretschneider („Reise nach London und Paris", Berlin 1817) lernen wir nur noch Ganz und Jerusalem **) als Mitglieder kennen. Bretschneider selbst will, wie man in dem ebengedachten Buche (S. 313) weiter nachlesen mag, „die sehr unschuldige und zufällige Veranlassung zu dem Geschmack am Ritterwesen in Deutschland" durch seine auch jenem Ganz mitgetheilte Vorliebe für den „Don Quixote" gegeben haben. Wir können jedoch nur annehmen daß er allenfalls mitgewirkt habe, denn Ganz fand den Ritterbund in Wetzlar schon vor, der dann freilich dem Bretschneider'schen Impulse entgegenkam.

Vorzugsweise beschäftigt sich Goethe, der überhaupt aus seiner Umgebung immer den rechten Mann herauszufinden wußte, in seinen wetzlarschen Mittheilungen mit Goué. Er bezeichnet ihn als einen schwer zu entziffernden und zu beschreibenden Mann, als eine derbe breite hanoversche Figur, still insichgekehrt. Ferner heißt es von ihm:

Auch liebte er ein gewisses geheimnißvolles Wesen und verbarg seine eigensten Wünsche und Vorsätze unter mancherlei Seltsamkeiten, wie er denn die eigentliche Seele des wunderlichen Ritterbunds war.... So wußte er auch manche kleine Zufälligkeiten dazu zu lenken daß sie bedeutend erschienen und in fabelhaften Formen durchgeführt werden konnten. Bei diesem Allen aber konnte man keinen ernsten Zweck bemerken; es war ihm blos darum zu thun, die Langeweile die er und seine Collegen bei dem verzögerten Geschäft (der Reichskammergerichts-Visitation) empfinden mußten zu erheitern und den leeren Raum, wäre es auch nur mit Spinngewebe, auszufüllen.

Hiernach war also August Siegfried von Goué, dessen Name schon wunderlich genug ist, der eigentliche Leiter und Lenker des seltsamen öffentlichen Geheimnisses. Er war die Kehrseite des oben genannten Johnson, indem er, was dieser mit möglichstem Ernst für betrügliche Zwecke auszubeuten versuchte, in possenhafter Weise nur zum Zeitverschleudern benutzte.

Daß Goethe seinen Mann in den Hauptzügen richtig erkannt hatte, bezeugt ein Mitlebender, der Reichskammergerichts-Assessor von Ditfurth, ein Mann, dem Zeitgenossen das Zeugniß geben, er sei ein klarer Kopf und achtungswerther Charakter gewesen. Aus einer Aufzeichnung vom Jahre 1786 erfahren wir nämlich durch Ditfurth:

Er habe Goué nun schon 20 Jahre als einen zwar ingeniösen Kopf, aber als erzdissolut, auf Nichts als Spaß, Thorheit und windige Projecte ausgehenden Mann gekannt. Schon als Hofgerichtsassessor in Wolfenbüttel habe er einen Ritterorden angelegt, worin ein Postmeister zum Narren einer lustigen Gesellschaft gemacht sei. Nachher sei er als Legationssecretair nach Wetzlar gekommen, habe hier mit lauter lustigen Streichen vieles Geld verthan, unter den Legationssecretairen, Practicanten, Offizieren und was er zusammentreiben können abermals einen recht komischen, für einen lustigen Kopf unterhaltenden Ritterorden zusammengebracht und die in nahe gelegenen Dörfern befindlichen Wirthshäuser zu Commenden umgeschaffen. Die Ritter hätten Ordensnamen und Beinamen von einer Eigenschaft geführt, z. B. Lubomirsky der Streitbare, St.-Amand der Eigensinnige, Eustach der Vorsichtige u. s. w. Goué selbst habe der Ritter Coucy geheißen. Der bekannte (!) Goethe sei mit in diesem Orden gewesen, und die Komödie „Götz von Berlichingen" habe diesem Orden ihre Geburt zu verdanken. Goué habe indessen, da er sich auf nichts Ernsthaftes appliciren wollen, seinen Dienst verloren, sei lange umhergeschwärmt, habe in einem hildesheimschen Dorfe, wo er sonst Nichts zu thun gefunden, allen Bauern Titel gegeben, den einen zum Consistorialrath, den andern zum Finanzminister, Oberküchenmeister u. s. w. gemacht. Endlich sei er beim Grafen zu (Bentheim-) Steinfurt Hofrichter, Hofcavalier und der Rede nach zugleich Hauptmann der gräflichen Haustruppen geworden.

Hier in Steinfurt setzte Goué seine Ordensspielereien anfangs unter dem Scheine des Ernstes fort. Allein eine lange Gewohnheit verwischte bald jede Spur des Ernstes, und da er sich nun auch dem Trunk ergeben und meistens mit Avanturiers und sonstigen unnützen Subjecten verkehrte, so verfiel er von Tage zu Tage immer mehr und starb, etwa 50 Jahr alt, im Februar 1789. Seit 1782 hatte sich Goué auch literarisch bethätigt *), indem er einen Roman unter dem Titel:

*) Goethe kam im Frühjahr 1771 nach Wetzlar und blieb dort bis zum 11. September 1772.

**) Erschoß sich am 29. October 1772.

*) Goué's „Masuren, oder der junge Werther. Aus dem Illyrischen", worin der wetzlarsche Bund eine Rolle spielt, hat uns nicht

„Ueber das Ganze der Maurerei. Aus den Briefen der Herren von Fürstenstein und von Rosenberg. Zum Ersatz aller bisher von Maurern und Profanen herausgegebenen unnützen Schriften", bei Weygand in Leipzig veröffentlichte. Das Buch, durch welches auch eine Liebesgeschichte geht, muß damals gelesen worden sein, weil der Verleger eine zweite vermehrte Auflage veranstaltete. Doch ward es von Einsichtsvollen auch schon als werthlos angesprochen, und das ist es denn in der That, da ihm alle Gründlichkeit und überhaupt eine nur einigermaßen befriedigende Idee abgeht, und insofern dient das Buch auch Ditfurth's Urtheil, daß Goué „sich auf nichts Ernsthaftes applieiren wollen", zu bestätigen. Wir erfahren aber doch, da in dem Buche Manches aus Goué's eigenem Leben benutzt ist, daß er in Wetzlar auch dem Spiel ergeben war, einer Geliebten untreu wurde und ein Verhältniß mit einer Ehefrau anknüpfte, die ihn so erfolglos vom Spiel abzuhalten suchte daß er in der äußersten Bedrängniß seine Garderobe unter dem Preise verkaufte und sich bis auf bessere Zeiten rasch nach Manheim zurückzog.

Das ist es was wir über diesen von Goethe besonders hervorgehobenen seltsamen Gesellen und seinen Ritterbund zu Wetzlar mittheilen können. Wenn wir ihn als die Hauptperson dieses Bundes zu betrachten haben, und dabei gar wohl geneigt wären ihn und seinen Bund als die Väter des „Götz von Berlichingen" hinzunehmen, indem wir dann auch hier wie so oft im Leben erführen daß selbst das Verkehrte zum Grund und Boden des Rechten und Schönen wird, wenn nur der rechte Geist hinzutritt, so ist doch Ditfurth und auch Bretschneider im Irrthum. Der „Götz von Berlichingen" war schon früher Goethe's Aufgabe, und das Einzige was man einräumen kann ist daß etwa jener Bund die Vollendung beschleunigte und in dieser Weise einigen Antheil an dem damals einzigen und so erfolgreichen Drama hatte.

Nun wäre es gar förderlich, wenn wir von dem wetzlarschen Orden des Uebergangs mehr wüßten als Goethe mittheilt, denn in diesem Falle stände gewiß ein probates Mittel zugebote, mit leichter rascher Wendung zu dem Orden der verrückten Hofräthe überzugehen. Da das jedoch versagt sein sollte, so bleibt Nichts übrig als ein etwas schwerer Uebergang, indem wir uns erinnern daß mit Goué's Todesjahr 1789 ein neues Europa durch die Französische Revolution geboren wurde. Daß diesem welterschütternden Ereignisse gegenüber die Deutschen sich nicht eben als Ritter bewährten, darf hier nicht weiter nachgewiesen werden. Sie waren, obgleich oder auch eben weil das Deutsche Reich noch bestand, rath- und thatlos. Der Siebenjährige Krieg hatte den Riß des Westfälischen Friedens wo möglich noch erweitert; die Idee einer Gesammtheit war, woran Justus Möser in seinen „Patriotischen Phantasien" wol nicht dachte, in einer Masse von Eigenwilligkeiten zersplittert, die dann Napoleon trefflich zu benutzen verstand, um von Deutschland kaum mehr als einen geographischen Namen übrigzulassen. Unter solchen Umständen war an die Kraft des Gemeinsinns umsoweniger zu denken, als sich die Menschen in vier strenggesonderte Stände zerklüfteten, deren jeder nur, so gut es gehen wollte, sein eigenes Interesse festhielt. Da wollte denn, wie zu allen Zeiten, vorzugsweise der erste Stand nur Rechte haben, und wenn er von Pflichten sprach, so meinte er kaum andere als solche die geeignet sein konnten jene Rechte zu schützen, zu erweitern. Der Tempelritterorden des Baron von Hund war durchweg aristokratischer Natur und konnte daher trefflich benutzt werden die alten exclusiven Ideen zu erhalten und fortzupflanzen. Dagegen mußte die Freimaurerei mit ihren schlichten Motiven zur Belebung und Ausbildung des Gemeinsinns weit zurückstehen. Ihr einfaches Wort des Geistes und Herzens war viel zu schwach gegenüber der Macht festgewurzelter materieller Vorrechte, die kein anderes Volk kannten als ein fremden Interessen dienendes. So sollte denn die mit lächerlichem Ernst und Eifer betriebene Ordensspielerei in furchtbarer Weise durch die gänzliche Zertrümmerung des Deutschen Reichs, welches Kaiser Franz 1806 kaum noch besonders aufzugeben nöthig hatte, gerächt werden.

Wir wissen sehr gut daß Deutschlands politische Vernichtung manche andere und schwerer ins Gewicht fallende Ursachen hatte. Allein wir haben es hier zunächst mit dem Ordenswesen zu thun, und dabei nachzuweisen daß dasselbe wesentlich mitgewirkt habe, einen tüchtigen Gemeinsinn, ein wahrhaftes deutsches Volk, seiner Kraft und Größe mit klarem Bewußtsein lebend, nicht aufkommen zu lassen. Goué ist ein zutreffendes Bild der ganzen Zeit welche von der Revolution zerschlagen ward. Da blieb denn freilich Nichts zu thun als sich möglichst zu fügen, und, um dies einigermaßen zu erleichtern, die schwere Gegenwart sich wie es nun eben gehen wollte vom Halse zu schaffen. Diejenigen welche der Wissenschaft, der Kunst lebten fanden schon Mittel den Druck des allgemeinen Jochs weniger empfindlich zu machen; sie durften sich nur in ihren Kreisen nach alter Gewohnheit isoliren, um nicht zu sehen wie es draußen beschaffen war, und konnten dann sogar der ganzen unseligen Zeit ab und an ein Schnippchen schlagen.

Das that denn auch ein Mann mit dem wir uns nun näher beschäftigen können. Es war der Doctor medicinae Christian Ehrmann zu Frankfurt a. M. Von seinen Lebensverhältnissen ist uns wenig bekannt; wir wissen nur daß er als Jüngling seinen Geburtsort Strasburg *) wegen eines nicht näher zu ermittelnden Ereignisses heimlich verlassen mußte und sich in Frankfurt niederließ. Die unglückliche Begebenheit, wie er selbst in einem noch vorhandenen Briefe sagt, wurde

zugänglich werden wollen. Es scheint eine Imitation des gleichzeitigen „Poetischen Dorfjunker" zu sein.

*) Ehrmann's Vater und Bruder leiteten Goethe's anatomische Studien in Strasburg.

ausgeglichen, sodaß er am Ende der siebziger Jahre seinen neuen Wohnort nur noch einzelnen Personen verbarg. Um diese Zeit war er schon wie Tausende in Deutschland von dem damals verlockenden Netze sogenannter geheimer Gesellschaften gefangen. Aus dem Jahre 1778 liegen uns einige Briefe vor, nach denen er sich auch der Sentimentalität des Tages ergeben hatte. Er hatte mit Knigge, der damals in Hanau lebte, persönliche Bekanntschaft angeknüpft, und dieser, der gern wirken wollte ohne noch zu wissen wie, suchte die Sentimentalität in einem „Orden für vollkommene Freunde" zu verkörpern. Ehrmann ward Mitglied dieses Ordens, der aber auch die Gräfin Luise Stolberg, Herder, Klinger, die jener Zeit als lyrische Dichterin bekannte Auguste von Pattberg u. A. zu den Seinigen zählte. Daneben beschäftigte sich Ehrmann, wie Knigge und so viele Andere, mit der Krankheit des ganzen vorigen Jahrhunderts, der Alchymie. Im Anfange unsers Jahrhunderts, und bevor noch Zacharias Werner's „Söhne des Thals" erschienen waren, trug sich Ehrmann mit der Idee einen Orden zu stiften, den er „Das Thal" nannte. Eine Art Imitation des Knigge'schen Ordens sollte dieser auf das engste Freundschaftsbündniß basirt sein, dessen Hülfsmittel in einer wir möchten sagen philanthropischen Philosophie zu suchen waren. Zu dieser Verbindung lud er nah und fern Freunde und Bekannte ein. Sei es nun daß er den Eingeladenen seinen Plan nicht in klares Licht zu setzen wußte oder daß seine Intention überhaupt keinen Anklang fand, genug der Orden des Thales blieb eine Idee.

Indessen das Ordenswesen war ein liebes Steckenpferd; auch galt es über die vertrackte Zeit so leidlich als es sich schicken wollte hinwegzukommen, und da jeder Mensch eine Doppelnatur ist, so kann es nicht auffallen daß aus der Sentimentalität eines edeln Gemüths dann und wann auch einmal der Schalk hervorschaut, der, wenn er in dem hereinbrechenden Strome des Verderbens die lieben Genossen sich gebaren sieht als wäre Nichts vorgefallen, ihnen einmal eine Schelle anzuhängen trachtet. Kurz Nr. 70 der „Mainzer Zeitung" vom 13. Juni 1809 gab mit einem male offene Kunde von einem Orden, dessen Mitglieder nicht als solche hervorzutreten wagen mochten. Das Blatt ist merkwürdig genug! Da ist vom ominösen Rheinbunde, von Frankreich und Spanien die Rede; da wird das vierzehnte, funfzehnte und sechzehnte Armeebulletin aus Ebersdorf mitgetheilt; die Kanonen von Aspern und Esling donnern noch herüber; die Oestreicher werden überall zurückgedrängt; ein Jellachich'sches Corps wird aufgerieben; die Würtemberger fechten ruhmbekränzt; der Prinz von Ponte-Corvo marschirt nach Wien und Tirol ist noch ruhig. Und hinter allen diesen trostlosen Nachrichten breitet sich ein Aufsatz aus der die Ueberschrift trägt: „Adresse an den ehrwürdigen Timander, Großmeister des menschlichen Ordens der Verrücktheit."

Man kann den Aufsatz als Dankadresse und zugleich als Rechtfertigung des Ordens betrachten. Es ist aber eine wahrhaft tragische Ironie, wenn es darin unter Anderm heißt:

Ich bin von der Heiligkeit der Volkssouverainetät nach dem Geiste meiner Zeit zu sehr durchdrungen.... Ist das Publicum nicht von allen Gerichtshöfen in allen Materien die anerkannte höchste und letzte Instanz? Wenn es auch mit seiner unveräußerlichen Souverainetät oft jenem Gotte der Wilden gleicht den sie abprügeln und durch den Koth schleifen, wenn er ihnen das Wetter nicht nach Wunsch macht, dann ermangelten doch Schriftsteller welche von den Recensenten mishandelt wurden, Staatsleute die bei Hofe nicht mehr fortkommen konnten, nie sich voll Vertrauen und Stolz an dieses Reichskammergericht der Menschheit zu wenden.

An dieses Gericht mag denn auch der ehrwürdige Timander (Ehrmann) appellirt oder doch vorzugsweise gedacht haben, als er seine Ordensdiplome in einer Zeit aussandte die Alles aus den Angeln hob, wo also Alles verrückt, nicht an seiner Stelle war; wo also, wie die Adresse sagt, der gescheiteste Mann wol mit Recht der verrückteste auf unserm Planeten sein möchte.

Der Verfasser dieser so seltsamen als geistreichen Adresse, die unter Napoleon'scher Censur erscheinen durfte, ist nicht bekannt; möglich daß es der Conrector Mathiä in Frankfurt war. Jedenfalls aber kam es nun zutage daß Ehrmann aus eigener Machtvollkommenheit Mitglieder des Ordens der verrückten Hofräthe creirte, indem er oft wildfremden Personen Diplome, stets unter dem 1. April ausgefertigt, zusandte. Die Diplome sind sauber gedruckt, mit einem großen Oblatensiegel und der Unterschrift „Timander" versehen. Der in ihnen angegebene Grund welcher zur Mitgliedschaft befähigen sollte war meistens höchst lächerlich, indem er von irgend einer Eigenthümlichkeit, von einem Zufälligen im Leben und Thun des Creirten hergenommen, manchmal auch vom Zaun gebrochen wurde. Manche beziehen sich auf Dinge die damals wol nur Wenigen bekannt waren und uns gegenwärtig durchaus fremd sind. Verfasser des Diploms war der schon genannte Conrector Mathiä, mit welchem Ehrmann lange Jahre hindurch im freundlichsten Verhältnisse stand. Bis zum Jahre 1820 waren hundert Diplome ausgegeben, und es sollte zum zweiten Hundert geschritten werden. Allein die beiden lieben alten Leute verirrten sich um diese Zeit in nicht wieder ausgeglichene Misverständnisse, und außerdem vertrug diese Zeit, die sich allmälig auf sich selbst besann, solche Scherze nicht mehr.

Die wenigen von jenen 100 Ordensmännern noch Lebenden sind gegenwärtig jedenfalls zu den Jahren gekommen, in denen man weiß daß ein Scherz nur als solcher betrachtet werden dürfe; daß an sich harmlose Mystificationen auch zum Leben gehören, damit der stockenden Einseitigkeit möglichst vorgebaut werde. Sie können daher, wenn sie hier ihren Namen finden, nichts Besseres thun als sich mit freundlichem Lächeln der sauersüßen Heiterkeit gern erinnern, zu welcher sie vor so vielen Jahren beim Empfang des stattlichen Diploms angeregt wurden.

Wir theilen das erste Diplom welches der Verfasser

desselben wie billig sich selbst ausfertigte hier vollständig mit und lassen demselben einige der bekanntern Namen oder auch solche folgen, denen ein auffälliges ob die Ehre der Mitgliedschaft erwarb.

Quod
Q. Horatio Flacco
olim accidit,
ut
insanientis sapientiae consultus
erraret,
id
virorum quidem mercurialium
plerisque,
quibus ex meliore luto finxit praecordia Titan,
stultis vero et ineptis
nequaquam,
usu venire solet.
Quocirca Te
Frid. Christ. Mathiae, D^r. et Pr.
ob eximia, quae
insanientis sapientiae
a pueris publice privatimque
odidisti specimina,
maxime vero ob
melakyno polytimiam et elaborationem hujus monumenti
in numerum consultorum, vulgo
der verrückten Hofräthe,
nomen Tuum fastis nostris inscribendo
hodie rite recepimus,
cujus rei testes has literas
societatis insanientis sapientiae consultorum
tessera firmatas
Tibi transmitti jussimus.
Ex mandato societatis
(L. S.) Timander
a secretis.

Franz Joseph Molitor: ob Synthesin dynamicam Historiae et ob exstirpationem Triplicabilis in principio Identitatis indiscernibilium Leibnizii.

Johann David Köhler, Rector in Detmold: ob Chorum te autore et didascalo in lustratione publica gregis literarii vernacule ita exhibito

Hektor ist erschlagen.
Aus ist unsre Noth;
Hektor ist erschlagen,
Hektor todt, todt, todt!

Georg Friedrich Grotefend, damals Conrector in Frankfurt, gegenwärtig Schulrath in Hanover: ob si quid cuneandum sit, et ob curriculum vitae metrice elaboratum.

Friedrich Richter (Jean Paul): ob iram et studium.

von Wildungen: ob tentamine Hortensia gloriosa cum emendando solis per fenestras coloratas.

Sontag: ob interpretationem mythi de transformatione Lupi septimi in Canem principem ejusque potiundi desiderium.

Iffland: ob Cocardam et quorsum.

J. F. H. Schlosser: ob Jordani Bruni versum integrum ingeniose fractum et barbare redditum.

Sulpice Boisserée: ob architectonice mensuratam in crepusculo turrem Cathedralis Argentinensis.

Ernst Moritz Arndt: ob anticipationem Tomi tertii.

Goethe: ob orientalismum occidentalem.

F. Chr. Schlosser: ob Iconoclasmum.

Friedrich Creuzer: ob pocula mystica.

von Drais: ob inventorum nov-antiquorum insignem multitudinem.

Nikolaus Simrock: ob sapientiam paedagogicam jampridem Lutetiae Parisiorum sub rheda quaesitam et cognitam.

Meidinger: ob dignitatem Professoriam ab amplissimo Senatu rite impetratam.

Dr. L. D. Cassoy: ob XIII + I = XIV.

Cladny: ob aëreolithotomiam.

A. André: ob subtilissimum ineptiae evitandae studium in numeris musicis carminum Germanicorum vocibus rite adaptantis contemtumque Musae Catalanicae.

Hofrath Dr. Dambmann: ob Magistrum Drum. — Dambmann bat um Erklärung dieses ob. Die Antwort sagte ihm: er habe ein Gedicht gemacht, worin die Stelle vorkomme:

Rufet, Brüder, Heil und Segen
Unsrem theuern Meister drum!

Dr. Ph. J. Cretzschmar: ob experimentum Hudibraseum in Urso reiteratum.

Den bedeutendsten Aufwand an Gründen für die Aufnahmefähigkeit macht das Diplom für den würtembergischen Staatsminister Baron Karl von Wangenheim: ob fortem istam et inclytam commemorationem ad regem (Job. XXIX, 10); ob summum in ecclesiae cath. pontificem studium et in curiam Romanam observantiam (Jes. XLVIII, 14); ob peraros naturae dotes et ingenii artes, in curandis virginibus somnambulantibus mirum in modum adplicatas (Jer. XXXI, 4) etc. etc.

Jung-Stilling erhielt ein von dem oben mitgetheilten durchaus abweichendes Diplom, worin ein ob nicht angegeben ist. Wol aber heißt es nach Anführung der staatlichen Stellung des Creirten: nec non Daemonotheorice auctor dementissimus. Links unter dem Diplom ist in Holzschnitt ein Harlekin mit einer Pritsche.

Wir sehen aus diesen wenigen Beispielen daß Niemand sicher sein konnte mit einem Ehrmann'schen Diplom bedacht zu werden, und merkwürdig genug muß die elfjährige Dauer dieses seltsamen Spiels erscheinen. Aber nicht allein Männer wurden dem Orden der verrückten Hofräthe einverleibt, sondern wie Universitäten auch wol einmal eine gelehrte Dame mit dem Doctorhute beglückten, so begegnen wir unter dem verrückten Hundert ebenfalls zweien Damen, nämlich: Auguste von Pattberg, die oben schon genannte Dichterin: ob virtutem hemerae; Maria Anna Katharina Therese von Willemer, geborene Jung: ob crepidam orientalem.

Aus den mannichfaltigen Ordenserscheinungen des vorigen Jahrhunderts haben wir freilich zwei hervorgehoben, mit denen es in keiner Weise ernsthaft gemeint war. Wie wir jedoch zum Schlusse dieser Mittheilungen uns wenden und dieselben noch ein mal durchsehen, verweilen wir noch einen Augenblick bei der Beschuldigung daß das Ordenswesen der Ausbildung eines tüchtigen Gemeinsinns entgegengewirkt habe. Da müssen wir denn der von Zeit zu Zeit sichtbar werdenden Angriffe auf die Freimaurerei gedenken, worunter der Vorwurf daß sie überflüssig sei am leichtesten ins Gewicht fällt, denn diesen Vorwurf, ob gerecht oder nicht, theilt sie wenigstens mit vielen andern Dingen auf dieser Erde, die dennoch den Menschen wichtig genug erscheinen. Anders jedoch steht die Sache da wo etwa die Freimaure-

rei benutzt wurde, um auf dieselbe durch Erfindung von mancherlei sogenannten Graden eine von Staat und Kirche mehr oder weniger sich absondernde Gesellschaft zu pflanzen. Ist das der Fall, so haben die Päpste Clemens XII. und Benedict XIV. vollkommen Recht mit ihren dagegen erlassenen Bullen; so hat J. J. Möser Recht, wenn er dergleichen, gestützt auf den Westfälischen Frieden, nicht dulden will; so haben endlich auch jene Fürsten Recht welche das Ordenswesen in ihren Staaten nicht zulassen. In solchem Falle auch werden sich die Angriffe, die Verbote foetwährend wiederholen, solange Staat und Kirche bestehen, denn selbst das in unsern Tagen zur größern Geltung gekommene freie Associationsrecht muß nothwendig der Bedingung unterliegen daß dadurch Staat und Kirche nicht gefährdet werden. Sie sind aber schon gefährdet, wenn eine Gesellschaft der Entwickelung echter Volksthümlichkeit hinderlich wird. Das war im vorigen Jahrhundert der Fall. Wie es nun werden wird? Die Prophetengabe ist uns versagt: allein wir glauben daß wir vor der Rückkehr solcher Zerrbilder, wie jene Zeit sie vielfach zutageförderte und wie Tieck's schon genannte Novelle sie in einem getreuen Spiegel bewahrt, wenigstens so lange sicher sind als unsere Intelligenz den bereits erworbenen Standpunkt zu behaupten weiß. Wir wünschen das von ganzem Herzen.

27.

Romane von Talvj.

1. Die Auswanderer. Eine Erzählung von Talvj. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Heloise. Eine Erzählung von Talvj. Leipzig, Brockhaus. 1852. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nr. 1. Es gibt kaum mehr eine schöne Literatur um ihrer selbst willen. Unsere Zeit hat nicht Zeit zu einem „Faust", an dem 50 Jahre lang gearbeitet wurde, oder dem Horazischen „nonum prematur in annum" Genüge zu leisten. Jedes Literaturproduct unserer Zeit ist eine thatsächliche That, die einen ganz bestimmten Zweck hat, und wir haben noch Ursache zufrieden zu sein, wenn dieser Zweck noch ein edlerer ist als der des Gelderwerbs. Unsere Literatur ist daher im besten Fall eine durchaus tendenziöse: die Kunstgestalt ist Nebensache, der Zweck ist die Hauptfrage. Forschen wir nun nach dem Ziel welches die wohlbekannte geistreiche Verfasserin der „Auswanderer" — der wir schon so manche willkommene Mittheilung aus dem geistigen Leben fremder Völker verdanken — bei dieser Arbeit verfolgte, so scheint uns die Antwort leicht und einfach. Es ist ein klares, durchsichtiges Buch das sie hier geschrieben hat. Sie nahm Aergerniß an den zahlreichen, aber fast immer aus Parteistandpunkten aufgefaßten Darstellungen des gesellschaftlichen Lebens in Nordamerika, an den Uebertreibungen einer Mistreß Trollope und an den enkomiastischen Zerrbildern anderer Maler; sie setzte sich vor, ein wahrhaftes, ungesuchtes, naturgetreues Gemälde der Sitten und der Denkweise aller Schichten der amerikanischen Gesellschaft und zwar in der Form einer Erzählung der Geschicke einer deutschen Auswandererfamilie zu geben, und zwar so daß wir in voller Erkenntniß sowol der Licht- als der Schattenseiten dieser Gesellschaftsform doch deutlich erkennen sollten wie schwer es dem Deutschen fallen müsse diese ihm fremde, wiewol zum Theil treffliche Form des Seins und des Denkens für sich selbst zu adoptiren und dabei innerliche Befriedigung zu bewahren. Und dies ist denn ihr Hauptziel, auf die aus ganz andern geistigen Bedürfnissen entsprungenen Einrichtungen und Sitten der amerikanischen Gesellschaft hinzuweisen und jedem Auswanderungslustigen zur eigenen Beantwortung die Frage vorzulegen: „Ob er sich bei solchen, zwar relativ vortrefflichen, aber jedenfalls aus ihm fremden Ideenwurzeln erwachsenen Einrichtungen glücklich zu werden getraue?" Der philanthropische Ernst dieser Frage zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze zwei Theile starke Erzählung; allein er hindert nicht daß diese Erzählung selbst, leicht und gut geschürzt, hin und wieder mit humoristischer Feder anmuthig verziert, im Ganzen spannend, theilweise lehrreich, von trefflichen Charakterbildern und reizenden Naturgemälden unterbrochen, zu den anmuthigsten Erzählungen der letzten Zeit gehört. Mindestens aber gilt dies von allen den Partien derselben welchen irgend ein Erlebniß, irgend eine selbst gemachte Wahrnehmung zugrundeliegt, wogegen denn freilich die romanhafte Zuthat, oder Dasjenige was die Verfasserin allein aus ihrer Erfindung schöpfte, als der schwächere und minder gelungene Theil ihrer Leistung erscheint. In solchen reinromantischen Zuthaten, z. B. in dem Schiffbruch des „Schwan", in den Schicksalen von Hubert's und Alonzo's Vater, in Hubert's Flucht aus dem Kerker in Charleston, werden oft zu starke Anfoderungen an die Gläubigkeit des Lesers laut und die gewöhnliche Vorsicht der Frauen wird hierin von der Verfasserin häufig verleugnet. Dagegen ist sie eine ausgezeichnete Charaktermalerin, die in den Gemälden Hubert's, Sarah's, Virginiens, Alonzo's, Josephens und des alten Herrn Castleton ein gründliches Studium der Natur und der englischen Muster und Vorbilder nicht verkennen läßt. Ebenso gibt sie uns, was bei Frauen so äußerst selten ist, einzelne Proben eines humoristischen Talents, die Dickens' oder Thackeray's Federn nicht verschmähen würden und die wir zerstreut in allen Theilen dieser Erzählung mit großer Genugthuung wiederfinden. Eine wirklich seltene Erscheinung ist es, den Humor des Meisters Boz mit dem Sterne's oder unsers eigenen Jean Paul in einem Frauenroman eng verbunden zu sehen, wie in der Eingangsscene zwischen Klotilde und ihrem Vormund und im zweiten Theile in der Schilderung der Reise von Neuyork nach Vermont der Fall ist. Die Kunst der „Thränen erzwingenden Rührung", obwol ein sehr untergeordnetes und von der Kritik längst verworfenes Kunstmittel, versteht sie meisterhaft, wie der Schluß der „Auswandeer" darthut. Allein hier treffen wir gerade auf eins der Hauptgebrechen dieses Buchs. Was verleitete die Verfasserin zu einem unnothwendigen, ja der ganzen Anlage der Erzählung widersprechenden tragischen Aus-

gang derselben? War es nicht etwa blos die Versuchung, ihre Leser mit Thränen in den Augen und einer langen Herzbeklemmung zu entlassen? Wir müssen dies annehmen, da vielmehr der ganzen Anlage der Erzählung nach die consequente Festhaltung der Idee der Reinigung von Irrthümern und Schlacken in ihren handelnden Personen geboten gewesen wäre. Wie viel edler und reiner hätte die Verfasserin ihr Werk abgeschlossen, wenn sie uns Hubert von seinen falschen Lebensanschauungen geklärt, seine Uebertreibungen durch den Verkehr mit einer ursprünglichen Natur und einer primitiven Menschengesellschaft berichtigt und in Harmonie gesetzt, Klotilde von ihrer immerhin unstatthaften und leidbringenden Schwärmerei, von ihrer Verschlossenheit gegen klugen Rath und vernünftige Erwägung gereinigt, Virginie bereuend, Sarah selbst, den Tugendengel, zur richtigen Mitte in ihren religiösen Foderungen zurückgeführt, dargestellt hätte? Die Dichtung soll eine Vermittlerin des Absoluten, der Wahrheit sein, Thränen zu erpressen ist nicht ihre Aufgabe. Allein hier fehlt die weibliche Erfindung mit wenigen Ausnahmen fast immer, indem sie das Herz bei Lösung einer Kunstaufgabe nicht mitsprechen, sondern allein schalten und walten läßt. Von der Verfasserin aber, welche die seltene Mitgabe des Humors empfangen hat, hätten wir eine Ausnahme gegen jene Regel zu erwarten gehabt, mindestens aber die Erkenntniß daß auf den erschütternden Untergang unserer vielgeprüften Helden kein Kunstbedürfniß hinwies.

Die Herausgeberin der „Serbischen Volkslieder" ist auf das Vernehmen der Volksstimmen besonders hingewiesen; in Rücksicht hierauf haben wir es als einen andern Mangel dieses Buchs zu bezeichnen daß wir den eigentlichen „Volksgeist" in Amerika nirgend sprechen hören. Wir lernen die höhern gesellschaftlichen Schichten und die Dorfbevölkerung entlegener Landschaften genugsam kennen, um der Verfasserin dafür dankbar zu sein; allein die Stimme der Massen, die Denkart, die Handlungsweise des größten Theils der Bevölkerung in den Städten wird nirgend erkennbar. Hierin bleibt dies Gemälde des amerikanischen Lebens vollständig lückenhaft, wir wissen nicht warum. Südliches Pflanzerleben, nördliches Blockhausleben, die feine Stadtgesellschaft, das bewegte kirchliche Treiben, die stille Dorfexistenz, Gerichtsscenen, Reisewesen und Parteipolitik, alles Dies wird uns vollkommen klar gemacht, die große Masse des Volks sehen wir nicht. Ganz vorzüglich beschäftigt sich die Verfasserin aber mit der Aufgabe, uns in das Kirchenleben Amerikas einen tiefen Blick thun zu lassen, und hier bekennen wir daß wir ihr zu ganz besonderm Dank verpflichtet sind. Diese strahlende und zugleich seltsam dunkle Partie des amerikanischen Lebens hat unsers Wissens noch Niemand mit so scharfen Streiflichtern, so faßbar in allen seinen Abnormitäten, so gründlich belehrend in ihrer äußern Erscheinung dargestellt wie die Verfasserin. Nach ihr kann Niemand mehr daran zweifeln daß dieses so leuchtende Licht ein wunderliches Irrlicht ist, ja daß diese unablässige, anscheinend so feurige Beschäftigung mit religiösen Interessen, durch welche die amerikanische Gesellschaft sich hervorthut, Nichts ist als eine Frucht des Müßiggangs, des Luxus und der Untreue gegen seine nächsten Pflichten.

Doch es ist an der Zeit von den allgemeinen Betrachtungen, zu welchen uns die vorliegende Schrift den Anlaß gab, zur speciellern Ansicht Dessen was darin geboten wird überzugehen, und wir können dabei, nachdem wir unser Urtheil über das „Ganze" genügend angedeutet haben, dem Gange der Erzählung selbst folgen. Eine Scene voll Gemüth eröffnet die Erzählung; wir sehen Klotilde Osten, eine vermögende Erbin, Tochter eines Professors, mit dem Landrath, ihrem Vormund, beschäftigt, ihr Vermögen zu ordnen und flüssig zu machen, nachdem sie dem väterlichen Freund, der sie liebt, erklärt hat, nach Amerika auswandern zu wollen. Vergeblich sind die Warnungen des edeln Sassen; Klotilde hört sie ernst, betrübt, aber fest in ihrem Entschluß an. Diese Scene erweckt in ihrer sanften Rührung das beste Vorurtheil für diese Arbeit der Verfasserin, wir erkennen leicht daß es auf ein ungewöhnliches Ziel abgesehen ist. Das Räthsel klärt sich dahin auf daß sie seit Jahren schon Hubert liebt, Hubert, der als Student in die zeitigen Demagogenprocesse verstrickt, zu langer Festungshaft verurtheilt, jetzt durch Klotildens Opfer begnadigt ist, jedoch mit der Bedingung von Bremen aus nach Amerika zu emigriren. Klotilde reißt sich los, fliegt in seine Arme und besteigt mit Hubert und einer befreundeten Familie das Schiff. Die Liebe der jungen Seelen ist uns so gemalt daß wir ihr keine lange Dauer versprechen. Doch über die Reise fällt ein Schleier, wir finden Klotilde wieder, gerettet aus dem furchtbaren Schiffbruch des „Schwan", an der Küste von Südflorida, bei St.-Augustin, hoffnungslos krank in einer Pflanzung des jungen Alonzo Castleton, der sie gastfrei und liebend aufgenommen hat. Die erschütternde Geschichte des Schiffbrands wird uns aus ihren Fieberphantasien deutlich; Hubert, der den Moment der Rettung verloren hat, ist vor ihren Augen im feuchten Grabe versunken. Klotilde steht nun, mittellos, ganz allein. Allmälig, nach monatelanger Krankheit, erwacht ihre Kraft. Wir lernen das Pflanzerleben Floridas, darauf das Stadtleben in Charleston kennen, indem der treffliche Alonzo seinen schönen Schützling als deutsche Sprachlehrerin im Hause seines Oheims, des reichen Advocaten Castleton, unterbringt. In der Schilderung dieser Familie bewährt die Verfasserin ihr Talent der Charakterzeichnung, mit dem sie uns zugleich die äußerlich geselligen und die innerlichen Zustände, die Gedankenwelt einer vornehmen Familie der Neuen Welt auf die ungesuchteste Weise vorführt. Der starre, aber von Parteiansichten eingeschränkte Republikanismus des Vaters, dem doch jede väterliche Autorität über seine erwachsenen Töchter nach der Sitte des Landes fehlt; das sonderbare selbständige Verhältniß dieser Töchter Sarah und Virginie, die jede ihren Weg gehen, Sarah ganz in frommen Uebungen verloren, Virginie, wunderschön, ganz Weltdame und als solche abgöttisch verehrt; der

Reichthum und der Glanz dieses Hauses, das doch wiederum so beschränkt ist daß Klotilde nicht einmal eine Kammer für sich erhalten kann, sondern das Zimmerchen der frommen Sarah mit dieser theilen muß; die fanatisch-bigote Tante Josephe, über deren Bußübungen ein eigenes Räthsel schwebt; Alonzo, der feurige, aber wenig willkommene Bräutigam Virginiens, und deren sonstige Anbeter; die Sklavinnen und Sklaven des Hauses, sieben an der Zahl; die Hauseinrichtung, die stummen Mahlzeiten, die rastlose Unruhe und die Langweiligkeit wie sie in neuenglischen Häusern dieser Art herrschen — Alles dies tritt uns klar und gegenständlich vor Augen. Sarah lernt Deutsch, um die schönen deutschen „Hymnen" lesen zu können; Virginie, weil sie eine stille Leidenschaft für einen melancholischen jungen Deutschen, Bergedorf, nährte, den sie im Seebade kennengelernt hatte und in dem sie einen Flüchtling, einen Grafen oder Prinzen oder etwas dergleichen vermuthet. Die herrschende Caprice der jungen amerikanischen Ladies, die verwöhnt von der übertriebenen Huldigung die sie überall umgibt sich gern zu fremden Abenteurern wenden, welche ihrer Phantasie Stoff bieten, und in jedem Europäer einen „Titel" lieben, spricht sich hier grell aus.

Wir haben schon bemerkt daß die Schilderung des religiösen Lebens in Neuengland eine Hauptaufgabe der Verfasserin ist, und in der That ist dies Thema von ihr in meisterhaften Charakterbildern gelöst. In der fanatischen Josephe, der streitsüchtigen Tante Gardiner, der frommergebenen Sarah, den beiden Missionaren Fleming und Clayton bis abwärts zu dem Weltkinde Virginie, die vor der schönen Marmorbüste ihrer Mutter Abgötterei treibt, treten alle Stadien des Kirchenglaubens vor uns in greifbaren Bildern fest und sicher auf. Schade nur daß die Verehrung für das heilige Buch fast zum Götzendienst wird; Schade nur daß auf dem breiten, geräuschvollen Wege auf dem die kirchliche Thätigkeit hier einhergeht an gar mancher Stelle die eitelste Weltlichkeit, die kleinlichste Selbstsucht, die engherzigste Unduldsamkeit Platz nimmt! Schade nur daß das gespreizte, hochmüthige Pharisäerthum hier den Mantel des Christenthums umwirft, daß das Gesetz waltet statt der Liebe, das Wort statt des Geistes. Von der Werkthätigkeit dieser Frauen aber gibt uns Sarah ein staunenswerthes Bild. Zwei Abende der Woche waren regelmäßig den kirchlichen Versammlungen ihrer eigenen Gemeinde gewidmet; außerdem gab es aber viele sogenannte Barmherzigkeitspredigten für wohlthätige Zwecke, mindestens zwei oder drei in der Woche. Der Sonnabend Abend war dem religiösen Unterricht ihrer Leute gewidmet; nur schreiben lehrte sie sie nicht, weil das harte Gesetz den Unterricht der Sklaven verbot. Am Morgen und Nachmittags wirkte sie in Armengesellschaften, Nähereien und dergleichen, wo sie als Secretairin in alle Welttheile zu correspondiren hatte; war vollends ein junger Missionar nach den Sandwichinseln oder Liberia auszustatten, so ward ihre Thätigkeit verdoppelt. Außerdem war sie Mitglied des Sonntagsschulvereins und endlich stand sie dem Hauswesen vor, soweit eine amerikanische Dame mit sieben Sklaven und einem Stewart noch mit der Wirthschaft zu thun hat.

Am Sonntag aber — oder wie wir mit Sarah sagen müssen, um sie nicht zu beleidigen, am Sabbath — grenzte vollends ihre fromme Thätigkeit an das Unglaubliche. Obwol in Mr. Castleton's Hause wie überall an diesem Tage später als gewöhnlich gefrühstückt wurde, erlaubte sie sich doch nie einen längern Morgenschlaf, sondern benutzte die gewährte Frist nur zu einer ausgedehntern Privatandacht und zu einer vollständigen Toilette. Nach dem Frühstück konnte Sarah die so lässig geführte Hausandacht selten abwarten; meist stand sie auf um in die Sonntagsschule zu gehen. Nach der Vormittagskirche, die sich hieran knüpfte, ward mit größter Mäßigkeit, wie in allen amerikanischen Familien, rasch gegessen, denn schon wartete die Sonntagsschule von neuem, auf welche der Nachmittagsgottesdienst unmittelbar folgte. Aus diesem ging sie in die Bibelclasse für junge mittellose Mädchen. Nach der Bibelstunde bis zum frühen Sonntagsthee las sie genau eine halbe Stunde lang in einem frommen Buch; dann saß sie beim Thee bis die Glocke sie zum Abendgottesdienst abrief. Wenn sie dann nach neun Uhr nach Hause kam, fühlte sie sich wol ein wenig erschöpft, that aber doch das Ihrige um zu verhindern daß das Gespräch in der Familie eine weltliche Richtung nehme, sondern erbaulichen Bemerkungen Platz gewährte. Kam sie dann gegen zehn Uhr in ihr Zimmer, so hielt sie es für recht, am Tage des Herrn statt eines zwei Capitel seines Wortes zu lesen und ihr Gebet in eben dem Verhältniß auszudehnen. Aber wie bald, wie ruhig, mit welch süßem Bewußtsein, im Dienste ihres Heilands keine Anstrengung gescheut zu haben, entschlief sie auch dann!

Gegenüber diesem Bilde praktischer Frömmigkeit gibt uns Tante Gardiner ein solches dogmatischen Eifers.

„Welche Sprache, Miß Osten", fing sie von neuem an, „meinen Sie wol daß zuerst in der Welt gesprochen worden? Glauben Sie nicht daß Adam und Eva Hebräisch gesprochen haben? Oder meinen Sie Assyrisch oder Chaldäisch? Ich bin begierig auf Ihre Ansicht." „Darüber habe ich keine Meinung", erwiderte Klotilde lächelnd. „Solche gelehrte Untersuchungen überlassen wir deutschen Frauen unsern philologischen Forschern." „Gut, aber was war Ihres Vaters Meinung darüber? Er war Professor; was lehrte er seine Schüler darüber? War Ihr Herr Vater ein Christ? Entschuldigen Sie, selbst unter den frömmsten Deutschen sind gewisse gefährliche Irrthümer verbreitet. Selbst der gottesfürchtige Tholuck ist in gewissem Sinne ein Universalist. Neuengland ist entschieden das Land der Erwählten des Herrn. Wie ist es mit den Dienstboten in Deutschland? Gibt es gute? Haben Sie jemals um ein gutes Dienstmädchen gebetet, Miß Osten?" Klotilde erschrak fast.

Die Scenen des Stillebens in Richard Castleton's Hause machen plötzlich einem furchtbaren Sturme Platz. Virginiens geheimnißvolle Unruhe und Reizbarkeit ist stündlich gewachsen; da zertrümmert die boshafte Phyllis, ihre Sklavin, das angebetete Bild ihrer Mutter. Virginie, vor Zorn außer sich, läßt sie peitschen; weder Sarah, Richard noch Klotilde vermögen das Geringste über sie; die Sklavin ist ihr Eigenthum und die gräßliche Execution nimmt zur Betrübniß der ganzen Familie ihren Gang. Gleich darauf zeigt sich daß der verhaßte Abolitionist Atkins und noch ein Fremder in Charleston wirken und die Sklaven zur Flucht nach den nördlichen Staaten, wo sie frei sind, aufreizen. Richard ist wüthend. Nicht aus Härte des Herzens, sondern weil er die Sklaverei für eine Nothwendigkeit in einem Frei-

staat hält, weil nur aus ihr die echte Freiheitsliebe hervorgehen könne, ist er ein eifriger Antiabolitionist und stürmt und wettert über die Versuche der Fremden, die diese Sache, wie er sagt, Nichts angeht. Nichtsdestoweniger verschwinden plötzlich 40 Sklaven, unter ihnen auch das Mädchen der Tante Gardiner. Unruhe in der ganzen Stadt; die Justiz ist thätig. Die flüchtigen Sklaven werden auf einem neuenglischen Kohlenschiff entdeckt, im Triumph zurückgeführt, eine Untersuchung wird eröffnet. Atkins hat sich geflüchtet; allein sein Gefährte, Bergedorf, wird ergriffen, als „Menschendieb" und Sklavenverführer vor Gericht gestellt und zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Virginie hat mit dem Geliebten geheime Zusammenkünfte gehabt. Sie ist entschlossen: er muß befreit werden, sie will mit ihm fliehen. Mit Geld und Mitteln zur Flucht ausgerüstet, beredet sie Klotilde zur Rettung ihres Landsmanns in sein Gefängniß zu gehen. Es gelingt. Klotilde geht, sieht Bergedorf, es ist — ihr Hubert, ihr durch ein Wunder geretteter Hubert.

Beide fliehen nach Vermont; Virginie ist voraus nach Neuyork, angeblich ihre Tante zu besuchen. Das Glück der Wiedervereinigten ist groß, denn Hubert hat Virginie bewundert, aber nur Klotilde, die Verlorene, geliebt. Daß keiner ihrer beiderseitigen Aufrufe zu ihnen gedrungen, ist zwar schwer zu glauben, wird jedoch erklärt. Nach langer Wanderung kaufen sie eine kleine Farm in Vermont, schön gelegen, einsam, ein Asyl für ihr stilles Glück, mit den letzten Resten von Klotildens nachgesendetem Vermögen. Während wir nun hier die dritte Seite des amerikanischen Lebens, die Farmerexistenz im Norden kennenlernen, erzählt uns Hubert seine Schicksale und das abenteuerliche Leben seines Vaters, eines Offiziers im englischen Coloniedienst. Es kommt heraus daß er und Alonzo Castleton Brüder, Söhne Eines Vaters sind, der allerdings viel verschuldet hat. Diese Schuld soll sich an den Söhnen rächen. Eben als Klotilde Mutter werden und ihr kleines Glück so vollkommen sein soll, erscheint Alonzo in der stillen Farm, von Virginien getrieben, den Verrath Bergedorf's an ihr zu rächen. Es folgt eine Art von Duell, bei dem Hubert, welcher auf den Bruder nicht schießen will, von diesem in einem Anfall von Raserei gemordet wird. Mit ihm sinkt Klotilde, eines Kindes zu früh genesen, in die Gruft, über welche Sassen ein Denkmal errichtet.

Ueber diesen allerdings sehr ergreifend dargestellten Ausgang haben wir uns oben nicht beistimmend geäußert; die Darstellung selbst aber ist eine überaus gelungene Partie dieses Buchs. Wir gehen indeß noch auf den belehrenden Inhalt des zweiten Theils ein wenig näher ein. Zunächst wiederum ein Bild des transatlantischen Kirchenlebens. Als Hubert und Klotilde aus Charleston entflohen, waren sie nicht getraut; Klotilde bestand darauf; Hubert, Neuengland besser kennend, lächelte. Endlich in einem Dorfe Pennsylvaniens suchen sie den lutherischen Pfarrer auf. Er war für ein Jahr gemiethet. An stattlichen Gebäuden vorüber, den Gotteshäusern der Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Dunker, Quäker und Christianer, kamen sie in ein offenes Maisfeld, in dem ein stattliches Gehöft mit Scheunen und Ställen lag, die Wohnung des deutschen Predigers. Seine Ehrwürden waren im Stall. Ein langer hagerer Mann in Hemdärmeln, die Pfeife im Munde, trat hervor, wusch sich am Ziehbrunnen und trat verdrießlich über die Unterbrechung ein.

„Wollt ihr copulirt sein?" fragte er und schob, als Hubert bejahte, einen der Seitentische in die Mitte der Stube, öffnete einen Wandschrank, langte einen schwarzen Talar hervor und stand nun als Priester vor ihnen. Während er sich ankleidete, fragte er, ob sie Ringe bei sich hätten, und versah sie als es daran fehlte mit zwei messingenen Ringen. Darauf trat er hinter den Tisch, winkte dem Brautpaar sich ihm gegenüberzustellen und las hastig und trocken die Trauformel ab. Sie waren getraut, bleich, eiskalt die Braut, verächtlich, gleichgültig der Bräutigam. Nicht einmal nach ihrem Namen hatte er gefragt, irgend ein Paar vor der Thür oder dem Fenster hätte sich die Ceremonie ebenso gut aneignen können. „Wollt ihr einen Schein?" „Nicht nöthig", sagte Hubert und legte unbemerkt eine Zehndollarnote in die offene Bibel. Man empfahl sich. „Heda", rief der Geistliche, „ich kriege einen halben Thaler." Hubert wies schweigend auf die Note. „Ja so", rief er entschuldigend. „Nichts für ungut; es schlüpft mir so Mancher durch. Dies ist ein freies Land und Jeder thut nach seinem Willen."

Dies „freie Land" wird uns in dem größten Theil des zweiten Theils in allen wesentlichen Beziehungen zur Gesellschaft geschildert. Zu den fremdartigsten Zügen des Lebens in Amerika gehören die Kosthäuser, in welchen zahllose Familien, besonders junge Ehepaare, Reihen von Jahren zubringen, bevor sie sich eine Häuslichkeit zu gründen im Stande sind. Das Haupthinderniß bei einer solchen ist die Schwierigkeit, ja oft die Unmöglichkeit, sich „help", Hülfe, d. h. Dienstboten zu beschaffen, da dieser Stand im Innern der nördlichen Staaten eigentlich gar nicht besteht. Unser Paar ist selbst zu einer tagelangen Umreise nach einem „Mädchen" genöthigt, findet endlich ein gutes Kind das mit ihnen zu leben (to live out) sich entschließt, den Dienst aber nach vielen komischen Scenen wieder verläßt, weil Mistreß Hubert sie einem fremden Besucher nicht „vorgestellt hat". Die große Huldigung die dem amerikanischen Frauengeschlecht in allen Schichten der Gesellschaft erwiesen wird hat etwas Beschämendes für uns. Diese Huldigung, dieser mit höchster Selbstverleugnung dem zarten Geschlecht gewährte Vortritt wird von den Amerikanerinnen selbst wie ein unstreitiges Recht ohne allen Dank hingenommen; es ist nicht Galanterie, es ist die schätzende Schonung des Stärkern für den Schwächern, was dieser schönen Volkssitte zugrundeliegt. Der aristokratische Dandy behandelt seine Wäscherin mit schonender Höflichkeit: er würde zur Hülfe bereit sein im Fall er sie einen Tisch, einen Koffer tragen sähe; aber es mischt sich etwas von Herablassung in diese allgemeine Höflichkeit aller Stände gegen die Frauen. Die zartere Weiblichkeit nur wird in ihnen geschont, berücksichtigt. Im Gegensatz hierzu aber erklärten denn auch die alten Colonistengesetze die Frauen für besitz- und erwerbsunfähig.

Die jungen Amerikanerinnen sind nach der Verfasserin im Allgemeinen dreist, laut, gefallsüchtig, oft übermüthig; unter den geistigen Interessen beschäftigt sie besonders das Kirchenthum; der Entwickelung des Sinns für Kunst und Literatur steht aber die nationale Eigenliebe besonders entgegen, die sich überall hervordrängt und ihre mittelmäßigsten Leistungen schon für etwas Großes hält. An jungen Talenten mangelt es nicht, allein überall fehlt die Kritik.

Namentlich ist der Geschmack für Musik bei gänzlicher Productionslosigkeit in der ganzen Nation unglaublich unausgebildet. Ueberall hat die deutsche Musik einen schweren Stand; vollends aber im Innern ist die Musik, an der sich oft gebildete Gesellschaften ergötzen, wahrhaft zum Lachen. Bei allem religiösen Gefühl scheint hier das Organ der Unterscheidung für ernste, feierliche Tonweisen gänzlich zu fehlen, und Melodien wie „Bei Männern welche Liebe fühlen", oder „Im Felde schleich' ich still und wild" und „Mich fliehen alle Freuden" werden als geistliche Hymnen gesungen; ja es ist wörtlich wahr daß ich einst beim Herausgehen aus der Kirche den kaum gesprochenen Segen mit dem bekannten „Steh nur auf, steh nur auf, du Schweizerbub!" begleiten hörte

Gerechte Würdigung findet bei der Verfasserin die nationale Sitte der Gastfreundschaft, der Hülfsfertigkeit, der Menschenliebe, wie sie sich in den innern Landestheilen überall bethätigen. Die Strenge der Etiquette in der Gesellschaft, die Abgeschlossenheit in gewisse, dürre Formen, die Unbehülflichkeit des Amerikaners in der Gesellschaft, der Mangel an Pietät in den Familien, bei großem Verlangen nach Bildung das unvollkommene Surrogat derselben, das für Bildung gilt, kurz, die Licht- wie die Schattenseiten des transatlantischen Lebens, wir finden sie mit größter Unbefangenheit, zum Theil mit tiefem Beobachtungsgeist sinnig erklärt, in diesem Buche wieder, das unserer Ueberzeugung nach nicht wenig zur richtigen Würdigung jener Lebensformen beiträgt, indem es uns in dem spannenden Interesse einer wohlerfundenen Begebenheit eine anmuthige Unterhaltung gewährt. Unsere Bedenken gegen einzelne Theile dieser Erzählung erscheinen daher in der That als unerheblich gegen den positivern und bleibendern Werth dieser in vielen Beziehungen neuen, stets aber treuen und ungeschminkten Schilderung transatlantischer Natur und Sitte. Wir gedenken endlich zum Schluß noch daß die fromme Sarah einen nicht geliebten Missionar für Afrika heirathet, weil es die Gemeinde so will; daß Virginie als Frau eines Gesandten in Paris und Italien glänzt; endlich daß Alonzo, nachdem er die schöne Schlange erkannt, die Welt als ruheloser Tourist jammerwürdig durchstreift.

Nr. 2. Wir haben im Vorstehenden das Verdienst kennengelernt, das der Verfasserin da beiwohnt wo sie an bestimmte Stoffe anknüpfend und auf positiven Wahrnehmungen fußend es unternimmt Sitten und Charaktere zu schildern, und in der Form des Romans nur Theilnahme für besondere sittliche und politische Zustände oder die daraus hervorgehenden Charaktere abzugewinnen. Schon dort aber war was hierbei ihrer Erfindung angehörte als der schwächere Theil ihrer Leistung zu bezeichnen, nur daß eben dieser Bestandtheil sich unter dem wirklichen Werth ihrer Schilderungen verlor. In dem vorliegenden Roman verläßt sich nun die Verfasserin in seinem wesentlichen Inhalte auf ihren Erfindungsgeist, und wir haben zu bekennen daß dieser sie im Stich zu lassen scheint. Die Erfindung in diesem Roman ist ohne Frage von Anfang bis zu Ende naturwidrig und unwahrscheinlich in einem seltenen Grade. Ja es bleibt geradehin unglaublich daß Heloise, welche Felix liebt und welche weiß daß sein Wahn, er sei ihr Bruder, ein bloßer Wahn sei, ihm dies nicht mittheilt, weder schriftlich noch mündlich. Die Motive welche für eine so seltsame Verheimlichung der Wahrheit beigebracht werden sind durchweg überkünstelt, unwahrscheinlich, unhaltbar. Das einzige wahre Motiv ist — daß der Roman ohne diese unnatürliche Verheimlichung gar nicht existirte.

Trotz einzelner trefflicher Partien entbehrt der Roman daher desjenigen realen Fundaments, derjenigen plausibeln Wirklichkeit ohne welche kein Interesse das der Kunst verwandt ist gedacht werden kann. Die Verfasserin scheint dies auch selbst empfunden zu haben, denn noch bevor sie die Mitte ihres Buchs erreicht hat, läßt sie ihr Romaninteresse gänzlich fallen, um sich statt dessen auf das ihr befreundetere Gebiet der „Schilderung fremder Zustände" zu werfen und zwar diesmal auf die Schilderung der „kaukasischen Völker und des russischen Tscherkessenkriegs"! Wahrlich, ein seltsames Thema für die Feder einer Frau, aus dem man nur ersehen kann was einem Schriftsteller Alles möglich wird, wenn ihm der Geist der „Erfindung" ausgeht.

Doch sehen wir uns diese halb und halb verwirrende Verirrung etwas näher an. Ein Geist wie der der Frau Talvj verdient auch da wo er fehl geht noch Beachtung. Das Buch beginnt also mit der Schilderung einer jungen Dame, welche eben ihre Mutter bestattet hat und zum Besuch einer Verwandtin, der Generalin, nach der Residenz reist, wo ihr vermeintlicher Bruder, Felix, ein junger Diplomat, weilt. Bald erfahren wir daß Felix ihr Bruder nicht ist, vielmehr daß Heloise selbst die Tochter einer Prinzessin und Graf Staden's, der jetzt als russischer General im kaukasischen Kriege dient, sei, wovon Felix jedoch Nichts weiß, da dies Geheimniß seiner Mutter erst bei ihrem nun erfolgten Tode zu Heloisens Kenntniß gelangt ist, die ihm nun mit mehr als Schwesterliebe zugethan ist. Der romantische Knäuel verwirrt sich nun besonders dadurch daß Felix in unwürdigen Liebesbanden einer Coquette, Emma, schmachtet, deren Unwerth aller Welt, nur ihm nicht klar wird, Heloise aber den vermeintlichen Bruder immer heißer liebt und ihn dennoch über ihr wahres Verhältniß zu ihm nicht aufzuklären vermag. Nicht vermag, sagen wir, weil sie es nie besonnen und ernsthaft unternimmt, ihn darüber aufzuklären. Die Hauptpersonen dieses ersten Theils des Romans sind nächst der sanften, aber unbegreiflichen Heloise, dem schwachen und ganz unmänn-

lichen Felix, für den wir nur wenig Interesse gewinnen können, die Generalin, ihre edle, praktische Nichte Isabella, die einzige Freundin Heloisens, die gefallsüchtige, sonst aber ganz unbedeutende Emma, die unwürdige Geliebte von Felix, und Angern, der deutsche liebevolle Verehrer Isabellens. Für keinen dieser Charaktere vermögen wir uns jedoch recht zu erwärmen und ihre Geschichte verläuft daher auch ziemlich antheillos vor unsern Augen. Felix beharrt in seinem Doppelwahn und Heloise benutzt endlich eine sich bietende Reisegelegenheit, um nach Rußland — zu ihrem Vater, dem General, zu gehen. Sie gelangt mit einer alten Fürstin, die ihren verwundeten Sohn am Kaukasus aufsucht, ohne erhebliche Abenteuer in das russische Lager, und hier beginnt nun der zweite noch weit bedenklichere Theil des Romans. In ihrem Vater, dem Chef des Heeres, findet sie einen starren, von der Pflicht des Dienstes verhärteten, ausschließlich dem militairischen Ehrgeiz hingegebenen Soldaten, dem sogar ihre eigene Schönheit zum Mittel für seine ehrgeizigen Zwecke dienen muß. Es wird nämlich ein wunderliches Verhältniß zwischen Heloise und dem kaukasischen Helden Mansur Arslan, dem Haupt der tscherkessischen Häuptlinge, erdacht, wonach Arslan Heloise liebt, die ihn schätzt, aber Felix im Herzen behält, während der Vater dem Helden Hoffnung gibt, um ihn zur Unterwerfung unter den russischen Scepter zu verlocken. Als das Netz eben über ihn geworfen werden soll, entdeckt ihm Heloise den väterlichen Verrath, und Arslan, der übrigens, wie wir hier erfahren, ein feingebildeter ehemaliger russischer Offizier ist, entflieht mit den Häuptlingen aus dem russischen Lager, um später auf einer Reise Heloisens diese nächtlich im Gebirge zu überfallen und zu entführen, bei welchem Anlaß er dann von Felix, der als Deus ex machina dazu kommt, gerade zu rechter Zeit getödtet wird, worauf der Roman in Glückseligkeit mit „O mein Felix — o meine Heloise" schließt. In allem Diesen finden wir nun aufrichtig gestanden Nichts von jener Reife der Kunstproduction oder von der Fülle und Wahrheit der Anschauungen, Urtheile und freien Gedanken wieder, die unsere warme Theilnahme für die „Auswanderer" in Anspruch nehmen. Etwas Lockeres, Loses und Unzusammengehöriges gibt dieser Arbeit vielmehr durchweg einen unreifen, flüchtigen, zwangvollen Charakter, der weder Genüge bei den Schilderungen noch die Empfindungen des Schönen bei der Erzählung selbst aufkommen läßt.

Auch hier liegt wieder ein reichhaltiger, positiver Stoff zu Sittengemälden vor; allein weder die Bilder aus dem Residenzleben noch die aus Rußland und den Tscherkessenbergen geben uns den Eindruck der Reife, der Tiefe oder der Neuheit, indem die erstern nur das Gewöhnlichste, die letztern aber Nichts bringen was nicht aus jedem ethnographischen Bericht über Kaukasien leicht zu excerpiren wäre. Die politischen und völkerschildernden Excurse der Verfasserin sind vielmehr nicht blos vollständig verworren und unklar, sondern auch überaus weitschweifig und langweilig. Die edeln Tscherkessen selbst werden unter der Feder der Erzählerin zu einem Volk von Banditen und Kunstreitern, und wenn uns auch in Guascha ein „prächtiges" Tscherkessenmädchen als Opfer dieses traurigen Volkskampfes gemalt wird, so sind die Häuptlinge, die zum Friedensschluß im russischen Lager erscheinen, doch als „halbe Gecken und halbe Verräther" in jeder Weise unwahr und verwerflich. Vollends aber ist der Held der Helden, der Agamemnon dieser Hellenenfürsten, wirklich, wie man wol sagt, ein seltsames „Närrchen", sowol als Feldherr wie als Christ. Eine kleine Probe genüge:

„Ich habe schon Ihres Vaters Wort", sagte Arslan (der Löwe) finster. „Mein Vater mag verantworten was er that, wenn er es kann", sprach sie mit einem tiefen Seufzer. „Aber wie dem auch sei, Sie sind zu edelmüthig, um zu wollen daß er mich zwinge." „Sie sind eine gute Tochter, um ihm ungehorsam zu sein." „Nun, so hören Sie, Arslan. Sie treiben mich aufs äußerste, mein Herz gehört einem Andern." Heloise erschrak vor dem Effect ihrer Worte. Mit leiser verhaltener Stimme (?!) fragte er: „Wo ist er? Er lebt nicht mehr, wenn mein Arm ihn erreichen kann!" „O Arslan, er ist fern, fern! Ich werde nie die Seinige werden." „Ich habe Ihres Vaters Worte", sagte er noch ein mal und sein Ton war entschlossener. „Womit wollen Sie diesen Besitz erkaufen? Mit Ihrer Unabhängigkeit? Verträgt sich das mit Ihrer Ehre? Wird Ihre Nation Sie nicht einen Abgefallenen nennen — einen Verräther?" Die Wuth wich von dem erblichenen Gesicht Arslan's. „Gräfin", sagte er mit tonloser Stimme, „Sie verkennen mich" u. s. w.

Wir müssen es unsern Lesern überlassen, ob sie sich unter diesem Bilde den berühmten Russenfresser Mansur Arslan, den Löwen des Kaukasus, zu denken im Stande sind oder nicht; der Verfasserin aber vergeben wir nur schwer, und nur um Isabellens und Guascha's willen, daß sie der Versuchung nicht widerstanden hat, das „Nichtvereinbare", das künstlerisch sich selbst Widerstrebende in diesem Roman verschmelzen zu wollen; ja diese bunte und einheitslose Composition durch Einführung so carikirter Gestalten, wie die geschwätzige Wienerin „Nannerl" ist, noch haltloser und verwirrender zu machen! In dieser Maskerade bleibt in der That nur der harte und vielgeschmähte Graf Staden der einzige achtbare wirkliche Charakter. Das Beste was wir für die Verfasserin thun können, ist daher zu wiederholen daß diese verfehlte Arbeit unsere Theilname für sie und unsere Achtung für ihre „Auswanderer" nicht vermindert und daß wir ihren Lesern dasselbe wünschen. 14.

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Ende November 1852.

Wie in der Atmosphäre, wie im Ocean, ebenso herrschen im geistigen Leben, in der Kunst, in der Literatur, wenn auch nicht fortwährend wie dort, so doch größtentheils gewisse prädominirende Strömungen, meist eine einzige in einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Orte, selten mehre zugleich. Solche Strömungen halten gewöhnlich nicht allzu lange an, aber sie bringen eine stärkere Bewegung in das conversationnelle Treiben der Gesellschaft, sie regen eine Menge sympathischer Naturen an und setzen für die größern Kreise eine Masse sozusagen öffentlich werdenden Bildungsmaterials in Umlauf, und zwar mit Rücksicht auf ihren besondern Gegenstand in rei-

cherer Fülle als die übrige, mehr in der Stille, in ebener Fronte und in continuirlich regelmäßigem Schritt vorgehende Productionsthätigkeit des Geistes, weil sie eben nur eine einzige abgeschlossene Richtung verfolgen.

In dieser Weise befruchteten die Monate September und October bei dem hiesigen Publicum vorwiegend den Sinn für die Werke des Pinsels und des Meißels: die Kunstausstellung war die momentane Strömung des Tags, und das Interesse für die literarische Production trat in den Hintergrund oder äußerte sich nur, insofern letztere in Journalen, Feuilletons u. s. w. an die Kunstausstellung anknüpfte. Bekanntlich hat die Voss'sche Zeitung sich seit einer Reihe von Jahren das Privilegium errungen, das öffentliche Urtheil vorzugsweise zu bestimmen, und man kann sich das in Kunstsachen schon gefallen lassen, wenn ein Schriftsteller wie Müller Strübing die Feder führt; leider aber mußten wir den Genannten auch in diesem Jahre wie schon das vorige mal vermissen, während er zwei oder drei Ausstellungen vor 1848 mit seinen kritischen Referaten illustrirte und durch seine gedankenreiche, scharfsinnige Behandlung des Gegenstands nicht wenig dazu beitrug die Maler auf ein richtiges Ziel hinzuweisen und den Kunstverstand des Publicums aufzuklären.

Die Kunstausstellung selbst war eingeschlossen von zwei ziemlich starken literarischen Sonderströmungen, die eine französischen, die andere englischen oder richtiger nordamerikanischen Ursprungs. Vor derselben beschäftigten hauptsächlich Victor Hugo's „Napoleon der Kleine" und nebenher Proudhon's „Sociale Revolution vom 2. December" die Gemüther; nach ihr bot der Buchhandel das Bild einer Rennbahn dar, in welcher sich die zahllosen Uebersetzungen von „Onkel Tom's Hütte" den Rang abzulaufen bemühten. Zugleich begann, von den Kalendern, den Herolden des neuen Jahrs, angeführt, die Weihnachtsliteratur ihre Gaben zu spenden, unterhaltende und pädagogische Schriften für die liebe Jugend, schöne Bände en miniature mit Goldschnitt, größtentheils repetirte Auflagen poetischer Erzeugnisse für die erwachsene Welt. Rechnen wir diesen durch eine besondere Gelegenheit vermehrten Waarenaufschwung auf dem Büchermarkt ab, lassen wir ferner die Schul-, die fachwissenschaftlichen und die Erbauungsschriften außer Acht, und sehen wir endlich nach was im regelmäßigem Verlauf an literarischer Production zutagekam, so finden wir für das statistische Register des hiesigen Buchhandels seit dem letzten Vierteljahr ein monatliches Ergebniß von durchschnittlich ungefähr 25 neuen Erscheinungen allgemeinen gangbaren Inhalts, darunter aber diesmal nur eine äußerst geringe Zahl bedeutenderer oder irgend welcher Gründe wegen namhafter Werke, von denen wieder die meisten, wie z. B. Minutoli's „Spanien", Radowitz' „Gesammelte Schriften", die Fortsetzungen von Droysen's „York", von W. Alexis' „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" u. s. w., der besondern ausführlichen Besprechung angehören, sodaß sich aus diesem Kreise für unsere Revue nur ein paar Bände stellen. Nichtsdestoweniger müssen wir uns zum großen Theil doch hieran halten, da das Gebiet der „kleinen Literatur", welches wir wie immer hier zunächst zu berücksichtigen haben, gegenwärtig so ziemlich einer dürren, verlassenen Haide gleicht. Es treiben allerdings noch eine Menge Vegetabilien hervor, aber von so geringer Bedeutung für das allgemeinere Interesse, so zufällig und eklektisch in ihrer Erscheinung und meist so werthlos daß sie uns kaum als Anhaltspunkt für eine specielle Charakteristik der momentanen Gedanken- und Productionsentwickelung dienen können. In ihnen wenigstens hat die Strömung der Zeit keinen typischen Ausdruck gefunden. Es läßt sich dies auch schon daran auf den ersten Blick erkennen daß die Broschürenliteratur, die mit dem unmittelbaren Leben der Nation in Verbindung steht, gegenwärtig fast so gut wie gänzlich fehlt. Seit Monat Juli kamen uns kaum zwei oder drei Stimmgebungen über öffentliche Angelegenheiten zu Gesicht. Die Parteien schweigen: die demokratische schon längst, die constitutionnelle seit Monaten und die absolutistische jetzt ebenfalls, nachdem sie ihre letzten Patronen namentlich gegen den Constitutionalismus verschossen.

Es könnte auf den ersten Blick befremdend erscheinen daß sich ein Artikel der sich „Literarische Mittheilungen aus Berlin" nennt niemals über die Persönlichkeiten verbreitet welche die hiesige Literatur produciren. Die Sache erklärt sich jedoch leicht: man kennt sich hier gegenseitig wenig oder gar nicht, und strebt auch nicht danach untereinander in Verbindung oder in lebhaftern Verkehr zu treten. Vielleicht nur die Mitglieder des sogenannten Sonntagsvereins, einer poetischen Verbindung, welche in ihren Tendenzen der modernen Bewegungs- und Oppositionsliteratur ziemlich feindlich gegenübersteht, mögen hiervon eine Ausnahme machen. Man sieht sich im Theater, in Concerten, in Ausstellungen, auf der Straße; man grüßt sich allenfalls, wechselt ein paar Worte, aber theilt sich selten Etwas mit was auf die Thätigkeit am Schreibpult Bezug hat. Man erfährt kaum mehr als was der Augenschein einen jeden Andern ebenso gut lehrt. Ebenso wenig kommen die Vertreter der Literatur im Salon in nähere Berührung. Denn wenn wir auch annehmen daß hier wirklich eine Art Salonleben existiren sollte, was Mancher und vielleicht nicht ohne Grund direct leugnen wird, so walten doch in unserer Zeit der Parteispaltungen auf allen Gebieten eine solche Masse von Rücksichten und Vorsichten daß man schwerlich viele Leute von verschiedenen Farben oder Meinungen beieinander sehen wird. Die Zeit, die große Stadt, mancherlei concurrirende Tendenzen auf dem rohen Gebiet des materiellen Bedarfs und in gleicher Weise wiederum allzu große Differenz der Bestrebungen, alles Das sind Elemente welche das Corps der Literatur zersplittern. Mehr aber noch als diese Elemente wirkt der Umstand spaltend daß ein großer Theil der Leute von der Feder auf das Glaubensbekenntniß jenes schielenden und verwerflichen Heine'schen Satzes getauft ist, welcher die Menschen in Talente und Charaktere eintheilt und beide Gattungen voneinander trennt. Mit klarern Worten gesagt: es existiren hier mancherlei Talente die im mindesten nicht danach streben auch Charaktere zu sein, und die durch ihre Inconsequenzen, Perfiditäten und durch ihre gesammte Haltungslosigkeit in der Literatur wie im Leben die Thätigkeit und den Beruf des Schriftstellers compromittiren und Niemand Lust machen mit ihnen zu verkehren. Von Leuten die bei ihrer Charakterlosigkeit auch nicht einmal Talente sind, und sich nur wie solche geberden, wollen wir gar nicht reden. Jener Ausspruch Heine's ist eine gefährliche Klippe für schwache Köpfe und basirt, um es in mildester Weise auszudrücken, höchstens auf einem bizarren, launigen Tel est notre plaisir des Poeten, aber wahrlich nicht auf der Kenntniß der menschlichen Natur oder der Literatur- und Culturgeschichte. Wir sind vielmehr der festen Ueberzeugung daß einem wirklich großen Schriftsteller auch ein großer Mensch zugrundeliegt und zugrundeliegen muß. Denn die lebendige, vollkräftige Production ist kein abgesondertes Resultat irgend einer abstracten Seite des Geistes, sondern der Ausfluß der ganzen Persönlichkeit unter dem gestaltenden Régime des Talents. Unter einem großen Menschen aber verstehen wir eben einen Charakter, einen Menschen der sich nicht zum würdelosen Spielball der Umstände hergibt und mit Consequenz edle und bedeutende Zwecke verfolgt, denen er seinen Egoismus zu opfern im Stande ist. Ein Talent welchem diese Grundlage fehlt wird immerhin in sinnreichen Einfällen, in glänzenden Phantasien und Wendungen, kurz in allen formellen Zügen der Production excelliren können, aber niemals in Dem was einem Werke erst den wahren, für alle Jahrhunderte probehaltigen Werth verleiht. Alle Schriftsteller ersten Rangs, deren Zahl freilich sehr zu beschränken, waren auch Männer ersten Rangs, oder richtiger gesagt Menschen ersten Rangs, schöne, edle Naturen, wie mehr oder weniger alle wirklich positiven Köpfe. Wir führen endlich noch einen Grund an welcher den Verkehr der berliner Literaten untereinander aufs ärgste hemmt. Wenn schon gewisse anrüchige Naturen als zersetzendes Element wir-

ken, wie das in jeder Gemeinschaft die nicht sonst kräftig organisirt ist nothwendigerweise eintreten muß, so ist dies in noch weit höherm Grade durch das Vorhandensein solcher Leute der Fall, die an Nichts als an ihr eigenes Genie und an ihre eigene Unfehlbarkeit glauben, die für alle fremde Production nur den Blick der Verachtung haben, die eine unumschränkte Gewalt auf dem Gebiete des Geistes ausüben möchten und die doch meist selbst, mit strenger Wage gemessen„ so gut wie gar Nichts leisten. Wir haben dabei Päpste mehr als einen, die obwol sie oft genug die Würde der Literatur, das Streben nach dem Wahren, Echten und Hohen im Munde führen, nichtsdestoweniger durch ihre Weise gerade dieser Würde und diesem Hohen am entschiedensten den Rücken kehren und Hohn sprechen. Auch diese Leute sind keine Männer im eigentlichen Sinne des Worts und keine Persönlichkeiten mit denen sich leben und umgehen ließe; vielmehr gleichen sie jenen Weibern die immer nur die Ansprüche ihrer Eitelkeit aufs ängstlichste bewachen und wie natürlich allerwegen verletzt oder sich wenigstens für verletzt haltend auch allerwegen den Samen der Zwietracht streuen.

Es soll uns nicht beikommen hier irgend einen Namen zu nennen; wir wollten Nichts als einige Gründe andeuten die einen intimern Umgang oder gar ein gemeinsames Streben der berliner literarischen Kräfte beeinträchtigen und darum auch den Einzelnen außer Stand setzen etwas Gründlicheres über die Persönlichkeiten der Literatur beizubringen. Wir sagen absichtlich „Gründlicheres"; denn die gewöhnliche Klatschchronik, welche nie um Stoff verlegen ist, auch nur um ein Wort zu vermehren, würden wir stets unter unserer Würde erachten.

Auch über das hiesige Theaterwesen haben wir uns bisher nie ausgesprochen und zwar aus Gründen. Daß die Bühne mit der Literatur überhaupt in Verbindung steht, ist durch sich selbst klar; aber wir können nicht gerade sagen daß die Bühnen Berlins und die Literatur unserer Residenz einen sonderlich lebhaften Verkehr unterhalten. Beide Sphären liegen hier ziemlich getrennt auseinander; wir zählen kaum einen wirklich hervorragenden Dramatiker, obgleich einige Talente existiren, die theils wenn sie sich der Bühne zuwenden wollten, theils sich vor Marotten hüteten und der Stimme des Geschmacks und der gesunden Vernunft gehorchten, vielleicht Gediegenes leisten würden. Was sonst von hiesigen Federn auf die Breter gelangt, ist meist Fabrikgut, zuweilen von einer routinirten Technik unterstützt, wobei wiederum die bloßen Uebersetzungen oder Bearbeitungen ausländischer Originale die Hauptrolle spielen; was dagegen aus dieser Kategorie heraustritt und eine gewisse poetische gedankliche oder künstlerische Tendenz verfolgt, war schon wenigstens seit Monaten (wir haben hierbei, wohlgemerkt, immer nur die specifisch-berliner Production im Auge) Nichts weiter als dann und wann einmal ein größtentheils verunglückter Versuch irgend eines schreibenden Individuums, welches seine frommen Wünsche für Drang des Talents hält und eine Haupt- und Staatsaction am jambischen Zollstab für die regelrechten fünf Aufzüge mit gebührendem Scenen- und Kleiderwechsel zurechtschneidet oder dramatische Situationen sieht, wo andern Christenmenschen nur eine ganz gewöhnliche Unterhaltung kund wird. Die Beziehung der Kritik zum Theater und umgekehrt ist unserm Bedünken nach nicht um ein Haar lebhafter, wovon beide Parteien ziemlich gleiche Schuld tragen. Die Kritik findet nur eine sehr geringe Beachtung, und sie verdient dieselbe auch nur ausnahmsweise in einem höhern Maße; die Zahl der Leute welche mit Beruf, Unparteilichkeit, Besonnenheit und echtem Anstand in öffentlichen Blättern, sei es hier oder auf dem Wege der Correspondenz nach außen, über theatralische Vorstellungen sprechen, reducirt sich bei gewissenhafter Prüfung auf ein solches Minimum daß wir sie lieber verschweigen wollen. Die Mehrzahl der Theaterkritiken hat sich längst durch Ignoranz, oder Brutalität, oder durch Parteinahme, oder durch die am häufigsten bemerkbare Extravaganz im Lob oder Tadel um allen Credit gebracht und leiht den Schauspielern einen genügenden Vorwand, sich überhaupt aller Kritik zu entschlagen und in ihrem meist rohen Materialismus zu beharren, der keine andern Lorbern sucht als die ihm für verwegene athletische Posituren oder evidente Beweise einer gesunden Lunge zutheilwerden. Daß hierbei die Kunst selbst immer mehr in Verfall geräth, muß sich der ruhige Beobachter leider mit tiefem Bedauern gestehen. Noch wird am königlichen Schauspielhause gebaut und eine Menge Novitäten warten bis die Räume dem Publicum wiederum eröffnet werden; wir haben manche Titel dieser Novitäten bereits im voraus gehört, wissen aber nur drei zu nennen die von berliner Autoren herrühren: ein biblisches Drama „Susanne" von Werther, eine Tragödie „Lorenzo" von Lua und ein Lustspiel von Gubitz sen., „Verschiedene Wege", wenn wir nicht irren.

Bei diesen Blicken in die Zukunft wollen wir gelegentlich einmal auch ein paar Worte über jene Bücher sagen welche es in ihrem praktischen und positivsten Abschnitt eben mit der Zukunft zu thun haben; wir meinen die Kalender und zwar diejenigen welche die berliner Industrie als Contingent stellt, wobei der Ausdruck „Industrie" vielleicht recht eigentlich am Orte ist. Denn wir glauben daß der „Volkskalender" — so nennen diese Bücher sich sämmtlich — nur in ausnahmsweisen Fällen mit dem „Volke" etwas Anderes zu schaffen haben will als pro Exemplar so und so viele Groschen einzukassiren. Auf unserm Tische liegen sieben solcher Kalender, sodaß wol keiner der allgemein gangbaren und hervorragendern fehlt; wollte der Himmel, wir könnten sie die sieben Weisen der Zukunft nennen! Die wenigsten indeß haben auch nur eine entschiedene Färbung, die erste Grundlage jeder Distinction: der „Kladderadatsch-Kalender" und Gubitz' „Volkskalender". Jener ist diesmal in der That ziemlich gut gerathen, reich an Späßen die sich aus der Sphäre der Harmlosigkeit da und dort selbst bis auf eine Aristophanische Höhe erheben, soweit dies natürlich in Anbetracht unserer gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse zu wagen war. Die verdrießlichen Hämorrhoidarien und Leberdüsterlinge mögen dem freundlichen Schalk einen tiefgefühlten Dank votiren. Gubitz' „Volkskalender" schwelgt in einer wahren Fülle von Material, sodaß er leider etwas kurzathmig wird; er gibt sich indeß Mühe einen gesunden, den Bedürfnissen des Volks entsprechenden Ton zu treffen und excellirt in ganz braven Holzschnitten. Zweifelsohne entspricht er unter allen Collegen am meisten dem Typus eines Volkskalenders, obwol sich, wie wir schon andeuteten, in diesem Jahrgange für 1853 der Stoff gar zu sehr zerbröckelte. Die Volkskalender von Steffens, Klemann, Moeser und Kühn, Trowitzsch, Lindow schweben größtentheils in einer unseligen Mitte zwischen den verstorbenen oder wenigstens außer Curs gerathenen Taschenbüchern mit Stahlstichen und Goldschnitt und Dem was sie nach ihrem Titel sein möchten. Im Durchschnitt sind die artistischen Beigaben, Stahlstiche nach ältern und neuern Meistern, der bessere Theil, obgleich wir keinen rechten Grund einsehen, einen Volkskalender mit einem Luxus auszustatten der einerseits doch nur äußerliches Raffinement ist, andererseits nur auf eine geringe Werthschätzung in den größern Kreisen rechnen kann. Die Texte sind mit wenigen Ausnahmen, wozu z. B. eine Erzählung „Das unenthüllte Geheimniß" in Moeser und Kühne's Kalender „Der Stammgast" gehört, ziemlich schwach, am allerschwächsten da wo der Humor seine Sprünge machen möchte. Messen wir jedoch dieses Alles an dem außerordentlich geringfügigen Preise der Exemplare, so kann es den Anschein gewinnen als ob man in der That nicht mehr erwarten dürfte, da unfehlbar auch die Arbeit des Grabstichels einen sehr beträchtlichen Theil des Kostenaufwands verschlingt. Ob diese Kalender indeß dennoch, d. h. trotz des niedrigen Preises, gediegener sein könnten, wollen wir, wenn wir die Sache vom materiellen Standpunkte aus betrachten, hier weder leugnen noch bejahen. Wir müßten, um diese Frage zu entscheiden, in die tiefern Geheimnisse des Buchhandels dringen, müßten die Stärke der

Auflage, den Gewinn des Verlegers und die Höhe seiner Honorarsätze wissen.

Gönnen wir nun den Musen den Vortritt, wenn wir im Folgenden die berliner literarische Production während der letzten Monate mit ein paar Worten specificiren. Seit längerer Zeit hat Karl Beck wieder bei uns Wohnung genommen und wir dürfen daher wol seine neuen Gesänge „Aus der Heimat", obwol sie in Dresden erschienen, hierher rechnen. Ein großer Theil der Dichtung ist überdies in unsern Mauern entstanden, und Proben derselben wurden zuerst in einem hiesigen Blatte, in der „Nationalzeitung", veröffentlicht. Das Werk befindet sich bereits in Aller Händen und die Kritik hat sich hinlänglich darüber ausgesprochen, meist mit großem Lobe, in einigen Stimmen aber auch heftig tadelnd; Gegensätze die sich in dem Urtheil über alle hervorragenden Erscheinungen geltendzumachen pflegen und gerade am allermeisten ihre Bedeutung bekunden. Am wenigsten konnten wir begreifen daß man dem Dichter von einer gewissen Seite her Formlosigkeit und Schwulst zum Vorwurf machte. Wir fanden im Gegentheil in diesem Werke eine Rundung der Conception, eine Simplicität und Plastik der Gestaltung und eine Reinheit und Melodie der Sprache wie sie Beck bisher fast noch nie erreicht hatte. Wenn andere Kritiker an einzelnen Ausdrücken, z. B. an der häufigen Wahl der Diminutiva, oder an manchen Bildern Anstoß nahmen, so bewiesen sie nur daß ihnen die Kenntniß des ungarischen Charakters, welchem der Dichter im Geiste seines Themas treu zu folgen bemüht war, gänzlich abgeht. Paul Heyse, der sich gegenwärtig in Rom befindet um seine Kunst- und Literaturstudien fortzusetzen, übergab vor seiner Abreise der Oeffentlichkeit eine zweite erzählende Dichtung: „Die Brüder", deren Scenerie nach China verlegt ist. Sie hat vor seiner frühern Erzählung „Urica" den Vortheil einer melodischern Diction voraus und entspricht auch in ihren stofflichen Bestandtheilen weit mehr den Bedingungen einer rhythmischen Einkleidung, indem bei „Urica" kein Grund vorhanden war den Vers zu wählen für ein Thema welches durchweg eine rein novellistische Natur aufwies. Ein Poet schwebt in einem großen Irrthum, wenn er glaubt jeden beliebigen erzählenden Stoff in eine Dichtung umwandeln zu können, wenn er ihn in Versen wiedergibt: der poetische Vortrag verlangt einen ganz besondern Charakter der Situationen und der Entwickelung. Ueber Riendorf's „Die hegler Mühle", von der wir in unserm letzten Artikel andeutend sprachen und die nun vor einigen Wochen erschienen, hat sich die Kritik ebenfalls in jener obenerwähnten schroffen Gegensätzlichkeit vernehmen lassen und dadurch die Aufmerksamkeit des Publicums nur umsomehr gesteigert. Das von der A. Duncker'schen Buchhandlung splendid ausgestattete Büchlein ist W. Alexis dedicirt, und dieser Umstand scheint die Veranlassung gewesen zu sein daß sich namentlich eine Stimme in dem wegwerfendsten Tone über den unschuldigen Verfasser äußerte. Er wird es zu verschmerzen wissen, umsomehr als ihm von den meisten andern Seiten sehr anerkennende Worte zutheilwurden. Die schwächere Partie des Gedichts hat ihren Grund in einigen Wendungen des Stoffs, die Manchem vielleicht mit Recht nicht genügend gewählt erscheinen dürften, auch wird man hier und da in der plastischen Gestaltung der Localität, der Situationen und Charaktere einige ausführlichere Züge vermissen und in der Diction einzelne mattere oder schwerfällige Zeilen durch vollere oder melodischere Töne ersetzt wünschen. Nichtsdestoweniger aber erkennt man sofort in dem Dichter eine schön begabte Natur von großer Frische der Anschauung, warmer Lebendigkeit der Phantasie und was die Hauptsache ist von eigenthümlicher Ursprünglichkeit, lauter Eigenschaften welche zu Erwartungen berechtigen. Und wenn wir noch ein Lob hinzufügen dürfen, so ist es der Umstand daß Riendorf den individuellen Charakter seines ländlichen Stoffs sehr glücklich traf. Er kennt die Natur seines Terrains und seiner populairen Gestalten, seine poetische Begabung offenbart ihm die feinsten Manifestationen des Lebens und der Erscheinungen welche er schildert; er verfällt nirgend in eine verallgemeinernde Idealisirung, wie dies geringern Talenten bei ihren Anschauungen so häufig zu widerfahren pflegt, sondern hält überall die Färbung der Oertlichkeit in ihren eigenthümlichen Nuancen fest, wie sie sich dem aufmerksamen Beobachter des kleinen wie des großen Lebens kundgeben, und zeichnet auf diesem Hintergrunde seine Figuren mit niederländischer Treue und einem Verständniß welches ihre Anschauungen, ihr Denken und Fühlen in seiner Besonderheit verkörpert. Eine Erzählung durchweg in Liedern mit Refrains, die Aufgabe war nicht leicht.

Unsere Aufzeichnung der jüngsten poetischen Literatur Berlins nennt uns Nachfolgendes: K. Heinrichs' „Anna", ein Idyll in sieben Gesängen (zweite Auflage); Kathinka Dietz, „Dichtungen aus dem Alten Testament"; H. Kette's „Don José de Tavora", ein Drama; C. G. Kühn, „Drei Bücher Epigramme"; H. Kletke's Gedichte; zwei Dichtungen unter dem Titel „Aus zwei Welten"; Gedichte von Gaulke, Koenemann, Moritz und Riehl in einem Bande; der zweite Band der Bodenstedt'schen Uebersetzung Lermontoff's; „Juden", Drama von S. Landsberger; neue Auflagen von „Prinzessin Ilse", von „Was sich der Wald erzählt"; „Stimmen vom Jordan und Euphrat"; Dichtungen von Sachs; „Preußens Reiter bei Hainau am 26. Mai 1813"; Gruppe's „Musenalmanach auf 1853".

Einige dieser Erscheinungen sind uns nur sehr flüchtig zu Gesicht gekommen; Manches gehört der ausführlichern Kritik an, und es genüge hier noch drei Worte zu sagen über ein paar der genannten Musenspenden, die wir halb zufällig, halb absichtlich aus dem Vorrath auf unserm Büchertische herausgreifen. H. Kletke hat sich seit Jahren durch Schriften für die Jugend und durch Sammelwerke der verschiedensten Art, worunter auch ein vielverbreitetes „Album deutscher Dichter", bekanntgemacht; gegenwärtig übergibt er dem Publicum seine eigenen Gedichte, ein Bändchen von nur zehn Bogen, was entweder auf eine geringe Production des Verfassers, der bereits längst im reifen Mannesalter steht, oder auf eine große Strenge in der Auswahl schließen läßt. Wir sind geneigt letzterer Annahme beizupflichten. Denn wenn diese Dichtungen auch stofflich nicht in erster Reihe rangiren und sich mit einem bescheidenen, dabei indeß immer noch ehrenvollen Platze begnügen müssen, so bekundet ihre große formelle Rundung und ihre Reinheit des Geschmacks doch ebenso sehr eine sorgsame Feile als eine gewissenhafte Sichtung des Materials überhaupt. Die vorwaltende Stimmung des Poeten ist eine sanfte weiche Melancholie, gepaart mit dem sinnigen Ernst einer durch Erfahrung gewonnenen ethischen Lebensweisheit. Was ihm an origineller Anschauung abgeht, ersetzt er durch Aufrichtigkeit und wohlthuende Wärme der Empfindung, und wir glauben daß die Liedercomponisten, die ja ohnehin immer um Verse verlegen sind, hier Manches finden werden was recht eigentlich für Melodie und Klang geschaffen ist. In dem kleinen, sehr geschmackvoll uniformirten Bändchen: „Aus zwei Welten", zeigen sich da und dort einige originelle Anflüge und ein gewisser Schwung der Phantasie, der Empfindung und des Ausdrucks, aber keine rechte Klarheit und Festigkeit der Gestaltung, sodaß namentlich die erste der beiden mitgetheilten Dichtungen wie ein ziemlich chaotischer Traum an unserm Auge vorüberfliegt, wobei wir indeß das Einleitungsgedicht mit seinen 25 Strophen, „Scheikh Moharrem", ausnehmen, welches den Dichter von seiner vortheilhaftesten Seite zeigt und entschiedenes Lob verdient. Das Talent der poetischen Diction ist ihm nicht abzusprechen; manche seiner Schilderungen tragen ein warmes Colorit und auch da wo er ruhig erzählt waltet ein höherer und geschlossener Ton; wo er dagegen die Handlung und Situation mehr in lebendiger Scenerie auftreten läßt, fangen die Umrisse an lose zu werden und zu wanken und wir verlieren mehr als ein mal den Faden des Zusammenhangs, sodaß wir ihn mühsam wieder zu suchen haben. Ein längeres Gedicht das sich aus einzelnen Bildern oder Gemälden zusammengruppirt muß in seinen Bestandtheilen sehr fest normirt sein, da-

mit der Hauptgang der Fabel klar heraustritt und nicht durch die Arabesken der Episoden erdrückt wird. Auch in der zweiten Dichtung „Der Flüchtling" ist der Kern zu schattenhaft geblieben; vielleicht dürfte er überhaupt auch zu geringfügig, d. h. von zu geringer epischer Potenz sein. Indeß beweisen uns diese Proben daß der Verfasser etwas ganz Braves leisten könnte, wenn es ihm glückte einen recht gediegenen Stoff zu finden und diesen in der einfachsten Weise, ohne alle absichtliche Zersplitterung, vorzutragen. Die „Drei Bücher Epigramme" von C. G. Kühn scheinen das Erzeugniß eines Mannes zu sein welcher schon ein geraumes Stück der Lebensbahn hinter sich hat und der hier seine Einfälle und Gedanken in kurzen Sprüchen zusammenfaßt: Erfahrungsweisheit, sinnreiche Bemerkungen über Kunst und Literatur, poetische Bilder und satirische Excurse über gewisse Schwindelanfälle der Zeit, darunter manches hübsch Gerundete und Schlaghafte, aber auch Vieles, was sich noch nicht genügend zur Pointe des Epigramms condensirte. Wir wissen sehr wohl daß das Epigramm bei den Alten auf einer vagern Begriffsbestimmung beruhte und nicht immer jene Geschlossenheit zeigte die in der letzten Zeile recht eigentlich wie in einem Blitzfunken explodirt. Die neuere Zeit ist indeß so sehr an die Pointe gewöhnt, und diese entspricht ihrem Denken und Empfinden, wenn es sich eben nur in ein paar Worten äußert, in einem so hohen Grade daß wir sie kaum vermissen mögen. Die im Verlage von Veit erschienenen „Stimmen vom Jordan und Euphrat" werden zweifelsohne in d. Bl. ihre besondere Besprechung finden; ein flüchtiger Blick in das Buch macht uns mit einem Talente bekannt welches in seiner Form an den berühmten Verfasser des „Laienbrevier" erinnert und seinen Stoff aus den alten Quellen der jüdischen Weisheit schöpfte. Wenn sich mehre Poeten, wie es in den „Gedichten" von Gaulke, Koenemann, Moritz und Riehl geschehen, zu der Herausgabe einer gemeinschaftlichen Sammlung verbinden, so drängt sich zuerst unwillkürlich die Frage auf, welchem von ihnen der Preis gebührt. Im vorliegenden Falle möchten wir indeß kaum die Entscheidung wagen; sie haben zwar verschiedene Richtungen, aber eine besondere, hervorragende Eigenthümlichkeit oder Originalität macht sich eigentlich bei keinem derselben geltend: sie wandeln alle auf schon gebahnten Wegen, manifestiren alle einen bescheiden-gemüthlichen Ton und sprechen meist nur jene Empfindungen aus, für welche die deutsche Dichtersprache schon eine so reiche Fülle von Wendungen festgestellt hat. Gaulke besingt vorzugsweise das Meer, aber in zu wenig individuellen Klängen, jedoch ist er im erzählenden Ton plastischer als da wo er feinen Gefühlen Worte leiht; Koenemann zeigt sich am gewandtesten in der kräftigen und körnigen Weise einiger Bilder aus dem Leben der Reformationshelden; Moritz cultivirt besonders die Erzählung aus dem Volke; Riehl liebt das Genre der moralisirenden Betrachtung. Wir nannten oben noch unter den Dichtungen „Preußens Reiter bei Hainau" und fanden in ihr eine Skizze ganz im Stil Scherenberg's, obwol von einer geringern poetischen Kraft unterstützt.

In der Romanliteratur leisteten die letzten Monate nicht viel zur Vermehrung der vorhandenen Fülle auf diesem Gebiete; die Uebersetzungen prädominiren: „Der Held unserer Zeit", nach dem Russischen des Lermontoff; „Napoleon und der Graf von Kervegan", ein novellistisches Bildchen nach dem Französischen; „Die Jüdin im Vatican", nach Méry; „Onkel Tom's Hütte", das Buch des Tags, u. s. w. Von Originalen heben wir außer dem Schlußbande von W. Alexis' „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" hervor: Amalie Bölte's „Visitenbuch eines deutschen Arztes in London"; „Der Bruder aus Ungarn"; Widmann's „Am warmen Ofen", die wir sämmtlich der besondern Besprechung überlassen, weil wir unsers Raums noch für andere Mittheilungen bedürfen.

Wenn wir hier in unsern kurzen Skizzen, wie bisher häufig geschehen, auch der Thätigkeit Berlins in der wissenschaftlichen und der ihr verwandten Literatur gedenken, so halten wir uns natürlich nur an solche Erscheinungen welche das allgemeinere Interesse für sich haben oder die überhaupt von vornherein schon auf dieses Interesse berechnet sind. Es war zunächst eine sehr zweckmäßige Idee, um mit dem Geschichtlichen zu beginnen, daß die Verlagshandlung von Duncker und Humblot sich entschloß, einem unserer größten Historiker den Eingang in ausgedehntere Kreise zu ermöglichen, indem sie eine billige Ausgabe eines seiner Hauptwerke veranstaltete. Wir meinen Ranke's „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", deren fünfter und letzter, ebenein mit einem Register versehener Band in dieser Ausgabe unlängst die Presse verlassen hat. Man kann Ranke den Schöpfer der vergleichenden Geschichtskunde nennen; mit weitschauendem und tiefeindringendem Auge überblickt er das Ganze der sich entwickelnden Ereignisse und Zustände einer Epoche; er besitzt die Kraft der psychologischen Charakteristik in einem hohen Grade und stellt wie Wenige in plastischen Umrissen das innerste, organische Leben der Geschichte dar. Sein Verdienst um diesen Theil der deutschen Geschichte beruht besonders darauf daß er hier zum ersten male die weltliche und geistliche Seite des deutschen Reformationszeitalters, die sonst gewöhnlich vereinzelt behandelt wurden, in ihrer gesammten Wechselwirkung und Durchdringung zur Kenntniß brachte. Zugleich zeigen sich die Thatsachen und Motive durch die Benutzung reicher, noch ungedruckter Quellen, namentlich aus vielen Archiven, vermehrt. Die Verlagshandlung von Franz Duncker kündigte eine „Geschichte des deutschen Volks von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" von J. Venedey an, deren erste Lieferung uns vorliegt. Venedey beginnt mit den Cimbern nnd Teutonen, wirft aber diese Namen nach unserm Dafürhalten etwas bunt durcheinander. Auch darf man wol glauben daß z. B. die Völkerschaft welcher sich der Consul Papirius Carbo, um das den Römern befreundete Noricum zu schützen, entgegenwarf, nicht die Teutonen, sondern die Cimbern waren. Es mag sein daß römische Schriftsteller auch die Cimbern häufig Germanen nennen; aber dies entscheidet wenig, da die Römer nicht viel Sinn für fremde Eigenthümlichkeit und ihre Unterschiede besaßen. Einer weit höhern Wahrscheinlichkeit nach sind die Cimbern Gallier oder Celten; sie weissagten z. B. aus dem Blute der Opferthiere, wie es nur dem celtischen Charakter eigen war, und überall wo die Römer und Griechen mit den Celten gekämpft hatten, erschienen auch diese Cimbern wieder. Einige Jahre nach der siegreichen Schlacht gegen Carbo sehen wir sie in Gallien selbst auftreten, wo sie vergebens Land fodern und den Silanus schlagen; sodann dringen sie durch andere Celten verstärkt nach dem Süden; sie schlagen den Servilius Caepio bei Tolosa (wo sich die in Delphi geraubten Schätze befanden), gehen hierauf nach Spanien, dann zurück nach Gallien an den Rhein und trafen hier erst mit den Teutonen zusammen, mit denen sie sich verbanden, um in Gemeinschaft die Römer in Italien selbst zu überfallen, obwol sie bekanntlich ihren Angriff auf zwei verschiedenen Wegen bewerkstelligten. Ihre Niederlagen sind die entscheidende Zertrümmerung des celtischen Elements und der Anfang der Siege Roms über die Germanen. Wir können diese Ansichten, die sich theilweise auf die Forschungen eines berühmten Historikers gründen, hier nicht weiter ausspinnen und stellen sie einfach der Erzählung Venedey's als eine beiläufige Bemerkung entgegen. Im Uebrigen trägt der Verfasser seinen Stoff in einer klaren Gruppirung und in einer warmen, lebendigen Sprache vor, die ganz geeignet ist dem Werke den Leserkreis des größern, gebildeten Publicums zu erobern. Aus dem Nachlaß des berühmten Philologen und Humanisten Friedrich Jacobs erschienen bei R. Friedländer Vorträge über Heimat, Geschichte, Literatur und Kunst der Griechen unter dem Titel „Hellas", herausgegeben von C. F. Wüstemann, ein Werk dessen wir hier allerdings nur darum gedenken können, weil es eine hiesige Verlagsfirma im Schilde führt. „Im Jahr 1808", sagt das Vorwort, „empfing Jacobs von dem König Ludwig von Baiern, dem damaligen Kronprinzen, den ehren-

vollen Auftrag, ihm über die griechische Geschichte und Literatur Vorlesungen zu halten. Diese Vorträge wurden bis zum April 1809 fortgesetzt, wo sie durch den eben ausgebrochenen Krieg gegen Oestreich unterbrochen wurden, der den Kronprinzen zum Heere abrief. Nach beendigtem Kriege bekam der Kronprinz eine andere Bestimmung und kehrte vorerst nicht wieder nach München zurück. Später wurden die begonnenen Studien, da Jacobs inzwischen auf das sehnsuchtsvolle Verlangen seines angestammten Landesherrn, des geistreichen Herzogs August von Sachsen-Gotha-Altenburg, in seine Heimat zurückberufen war, weiter fortgesetzt u. s. w." Ferner sagt der Vorredner: „Man dürfte wol nicht einer leeren Vermuthung Raum geben, wenn man in jener Darstellung der verklungenen Herrlichkeit einer hochbegabten Nation und einer wundervollen Natur ein nicht erfolglos gebliebenes Moment für die großartigen Bestrebungen König Ludwig's zu Wiedererweckung des Hellenenthums und zu Gründung des neuen griechischen Königreichs unter dem Scepter eines geliebten Prinzen, somit einen sehr tiefgreifenden Einfluß auf Mit- und Nachwelt erblicken wollte: einen Einfluß auf Hellas' Restauration, der später in F. Thiersch zu einer so bedeutenden Geltung gelangte." Dies die inhaltsvolle Idee welche sich an die Jacobs'schen Vorlesungen knüpft, die im Charakter ihres besondern Zwecks weniger in die Einzelheiten eingehen als vielmehr ein Gesammtbild der hellenischen Geschichts- und Culturentwickelung geben. Es fehlen indeß hierbei noch einige Züge, z. B. über die Religion der Griechen, über ihre staatlichen Einrichtungen und Sitten, und dies hat seinen Grund darin daß der Verfasser selbst seine Vorträge unbeendet ließ. Jacobs stand bekanntlich, um hier eine gelegentliche Bemerkung einzuschalten, in keinem guten Vernehmen mit den beiden Herren des weimarischen Musenhofs, was aus der Zeit der Xenien herdatirte, von denen mehre die gothaischen Notabilitäten, außer Jacobs besonders Schlichtegroll, Manso und Becker, sehr übel berührten. Wenn indeß E. Boas in seiner Schrift über den Xenienkampf F. Jacobs als den Verfasser der von Goethe ausgegangenen Distichen und der scharfen Recension gegen die Xenienschreiber in den gothaer „Gelehrten Anzeigen" angibt, so wird dies in mehrfacher Weise gegenwärtig von Wüstemann ebenfalls in dem oben schon citirten Vorworte widerlegt.

Die Erinnerung an Weimars Blütenepoche läßt unsere Blicke auf ein kleines Büchlein fallen, welches in einer sehr interessanten Detailmittheilung an jene Zeiten und Persönlichkeiten anknüpft: „Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe", von E. Köpke (Berlin). Diese Mittheilungen wurden theils aus den Memoiren der genannten Dame, die im Jahre 1851 unter dem Titel „Charlotte" als ein Manuscript für die Freunde der Verewigten in nur sehr wenigen Exemplaren aus der Presse kamen, theils aus der sonstigen Hinterlassenschaft derselben geschöpft. Neuerdings war es besonders der Briefwechsel Schiller's und Körner's, welcher das Angedenken an Charlotte von Kalb wiederum dem Gedächtniß der Welt zurückrief. Charlotte von Kalb lebte vom Jahre 1804 ab bis zu ihrem Tode 1843, in einem Alter von 82 Jahren, hier in Berlin; wie Wenige von unserer Generation mochten darum wissen! Und doch war sie einst ein gefeierter Name, ein hochverehrtes Wesen, die geistvolle schöne Frau, für welche der jugendliche Schiller jahrelang in inniger Glut schwärmte, die mit den übrigen Heroen unserer Literatur, mit Goethe, Herder, Wieland fort und fort in freundschaftlichem Verkehr stand und in deren Hause Hölderlin von 1793—95 als Erzieher fungirte. Die Memoiren gehen vom Jahre 1761—91, d. h. von der Geburt bis etwa dahin wo ihr Verhältniß mit Schiller sein Ende erreicht hatte, indem Letzterer sich mit dem Fräulein von Lengefeld vermählte. Kurz vorher war es auch wo sie sich ihre Briefe von Schiller zurückerbat und die ganze Correspondenz den Flammen übergab, was gewiß im höchsten Grade zu bedauern, wie sie es auch später selbst bedauerte, wenn sie in dem Buche „Charlotte" sagt: „Mit Wehmuth sah ich weinend nach dieser Opferung, und wie spät habe ich erkannt daß es nicht mir, daß es Vielen geraubt war!" Die von dem Verfasser wörtlich mitgetheilten Stellen aus den Memoiren verrathen durchweg eine tiefelegische Grundstimmung; kein Wunder, wenn wir bedenken daß sich die treffliche Dame in den schönsten Jahren ihres Lebens durchweg in einer schiefen Stellung befand. Nicht wenig mochte sicher auch die Auflösung ihrer Intimität mit Schiller dazu beitragen, ihr Gemüth zu umfloren. Das Verhältniß hatte sich bereits im Frühjahr 1788 so gelockert daß Schiller an Körner schreiben konnte (20. October d. J.): „An Frau von K. habe ich deinen Einschluß besorgt. Ich habe ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf, ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen." E. Köpke bemüht sich diese selbst verstimmte Aeußerung des Dichters zu erklären, zu widerlegen und zurückzuweisen: wir glauben jedoch daß die Motive derselben viel complicirterer, subtilerer, ja selbst auch ganz anderer Natur sind als der Verfasser meint. Wir glauben namentlich, Schiller wollte überhaupt nur sagen, es wäre besser gewesen er hätte Charlotte gar nicht auf seinem Lebenspfade getroffen. Und dann denke man nur einen Augenblick an die innerste Natur des Verhältnisses eines jungen genialen Mannes mit einer jungen liebenswürdigen Frau, die bereits durch eine feste Lebensstellung gefesselt ist und nach innen und außen fortwährend tausend Rücksichten zu nehmen hat! Der junge Mann sei ferner ein Dichter der nach thätiger Production trachtet und dazu, wie das jeder wahre Poet wissen wird, einer heiligen Ruhe und Sammlung bedarf. Doch genug. Gewiß mochte Charlotte im Einzelnen für Schiller heilsam und wohlthuend gewesen sein, mochte ihn zu manchen Ideen inspirirt haben; nichtsdestoweniger konnte die Gesammtsumme ihrer Einwirkung von dem Dichter, vielleicht namentlich in Bezug auf die freie Entwickelung seiner poetischen Laufbahn, dennoch als minder zufriedenstellend bezeichnet werden, ohne daß der Dame dadurch auch nur der kleinste Vorwurf erwächst. Wir haben nicht Raum, diese und andere Anschauungen weitläufiger durchzuführen, und brechen hier ab, umsomehr als das Büchlein der speciellen Besprechung angehört. Denn wenn wir auch nicht allzu viel Neues in Thatsachen erfahren, so hat es doch für die intimere Literaturgeschichte eine Bedeutung, bis das Publicum vielleicht später einmal des Vergnügens genießt, die Originalmemoiren durch den wiederholten Abdruck einer umfangreichern Auflage allgemein verbreitet zu sehen.

Die Allgemeine deutsche Verlagsanstalt setzt ihre Publicationen noch immer in rüstiger Thätigkeit fort. Dem Buche über „Goethe's Liebe und Liebesgedichte" von Lehmann folgte ein Werk von demselben Verfasser: „Goethe's Sprache und ihr Geist." Lehmann hält hier fast ausschließlich nur den philologischen Standpunkt fest, indem seine Absicht dahingeht, „die Sprache dieses großen Genius und ihre Formenwelt, vorzüglich in syntaktischer Hinsicht, nicht blos im Allgemeinen, sondern bis in die einzelnen Fäden hinein zu verfolgen und grammatischen und philologischen Untersuchungen zu unterwerfen." Es ist dies zugleich der Standpunkt der historischen Grammatik, die wir hier durch einen besonders wegen seiner Vollständigkeit schätzenswerthen Beitrag bereichert sehen. Für die praktische Brauchbarkeit wäre es indeß zu wünschen gewesen, wenn der Verfasser, namentlich in dem Abschnitt über den Periodenbau, die citirten Stellen in ihrem ganzen Umfange angeführt hätte, anstatt nur den Anfang und das Ende einer Periode zu geben und im Uebrigen durch Zahlen und Ziffern auf die „Gesammelten Werke" des Dichters zu verweisen. Hätte uns das Alterthum ähnliche Werke über ihre Koryphäen hinterlassen, so würde dem philologischen Gezänk eine große Mühe und Zeit erspart worden sein; wir dürfen daher glauben daß eine Arbeit wie die vorliegende Lehmann's, wenn sie

nicht im Lauf der nächsten Zeit noch durch gediegenere Forschungen verdrängt werden und sich überhaupt erhalten sollte, für die spätern Urenkel, die dereinst unserer classischen Literatur- und Sprachperiode schon bedeutend fernstehen werden, zweifelsohne von sehr erheblichem Nutzen sein dürfte. Dieselbe Verlagshandlung veröffentlicht ferner und zwar soeben: „Raupach, eine biographische Skizze", von Pauline Raupach, der Gattin des Verstorbenen, in kurzen Umrissen, und eine Uebersetzung von General Daumas' hippologischem Werk „Die Pferde der Sahara". Wir haben diese Uebersetzung des Lieutenant und Adjutant E. Gräfe nur flüchtig durchblättert, aber wir kennen das Original und haben es seiner Zeit mit vielem Vergnügen gelesen, da es nicht blos von sachlichem, sondern allgemeinem Interesse ist. Wir erwähnen hierbei daß sich sogar Abd-el-Kader an der Abfassung desselben betheiligt hat, wie denn auch der letzte Abschnitt einige poetische Ergüsse des berühmten Emirs enthält. Ein Beurtheiler faßt die Brauchbarkeit des Werks sehr bündig folgendermaßen zusammen: „Der Roßhändler, der Stalldiener oder Reitknecht, der Liebhaber und Bewunderer des Pferdes wird darin eine Menge schätzenswerther Bemerkungen über die Erziehung, Zähmung und Behandlung dieses Thiers finden; der Zoolog und Naturforscher wird manches Neue über die schönste Pferderace der Welt hören; der Romantiker wird darin Liebesgeschichten lesen und des Arabers Lieder an seine Maid und an sein Roß; der Soldat von stolzen Kämpfen vernehmen, der Waidmann von der Art und Weise der Jagd auf den Strauß und die Gazelle; der Denker und Philosoph wird mit Ueberraschung bemerken, wie sehr die Religion der Kinder der Wüste auf der Beschäftigung mit dem Pferde beruht und in ihren mannichfachen Phasen und Manifestationen mit ihm zusammenhängt; und endlich wird der allgemeine Leser auf spannende Abenteuer stoßen und die Eigenthümlichkeiten des gesellschaftlichen und Privatlebens der Araber in plastischer Darstellung kennenlernen."

„Das Alterthum in seinen Hauptmomenten dargestellt" nennt sich eine sehr beachtenswerthe Sammlung von H. Kletke, von dessen Gedichten wir oben sprachen. Das Buch umfaßt über 600 Seiten und theilt die Resultate der großen geschichtlichen Thatsachen des Alterthums nach den verschiedensten Richtungen hin mit und zwar in meist classischen Aufsätzen berühmter Forscher: Boeckh, Dahlmann, Droysen, Drumann, Ewald, Heeren, Hegel, Herder, A. v. Humboldt, Lassen, O. Müller, Niebuhr, Passow, Ritter, Schlosser u. s. w. Das Gewicht solcher Namen erspart uns jede weitere Bemerkung. Der Sammler liefert ein gediegenes historisches Lesebuch zur höhern Belehrung und geistvollen Unterhaltung für gereiftere Schüler, für Studirende, Lehrer und überhaupt für jeden Gebildeten der mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgestattet ist.

Mundt's „Vorlesungen über die moderne Literaturgeschichte Europas", die ebenfalls unlängst die Presse verließen, fangen bereits an manche sehr streng tadelnde Replik hervorzurufen. Man findet von verschiedenen Seiten daß der Verfasser sich nicht frei hielt von rein persönlichen Zu- oder Abneigungen, und daß er sich nicht nur manche Verstöße im Sachlichen, sondern auch vielfache Oberflächlichkeiten im Urtheil und Lückenhaftigkeiten zu Schulden kommen ließ. Wir können vorläufig nicht hinlänglich hierüber entscheiden, da wir uns niemals unterfangen eine Meinung auszusprechen, ehe wir ein Werk nicht von der ersten bis zur letzten Seite durchgelesen haben.

Wenden wir uns statt dessen zu einem Büchlein welches wir unbedingt empfehlen dürfen, zur „Eubiotik" von E. v. Rußdorf, einem Entwurf einer historisch und psychologisch begründeten Lehre der Glückseligkeit. Rußdorf ist Arzt und Dichter, als welchen er sich unter dem Namen Emil Mecklenburg vor mehren Jahren mit Glück bekundete, und es war von ihm eine Darstellung zu erwarten, in der sich wissenschaftliche Forschung mit Phantasie und gedanklicher Productionskraft vereinigen mußte. Seine „Eubiotik" bestätigt diese Vermuthung und überrascht uns zugleich durch eine Originalität der Auffassung welche dem Stoffe noch einen ganz besondern Reiz verleiht. Er untersucht den Gang der Weltgeschichte, er skizzirt im Verlaufe seines Buchs die großen allgemeinen Culturcharaktere, das Griechenthum, das Römerthum mit der Kaiserzeit, das Christenthum, das Mittelalter und die neuere Zeit, und zeigt einerseits welche Elemente der Glückseligkeitslehre in jeder dieser Weltphasen liegen, andererseits welche Ideale der Glückseligkeit ihnen selber vorschwebten oder sich in ihnen geltend machen. Als die drei „Bildungsformen", welche die neuern Elemente der Glückseligkeit sind (d. h. die Glückseligkeit in der Zeit oder Welt des Gedankens, während er das Mittelalter als die Welt des Gemüths ansah), nennt er die Wissenschaft, den Humanismus und den Materialismus. An einer summarisch recapitulirenden Stelle sagt der Verfasser folgende Worte, die zugleich den allgemeinen Gang seiner Eubiotik am besten charakterisiren: „Es ist ein tiefes Walten des Geistes in der Geschichte, vermöge dessen die herrschende geistige Macht einer Zeitepoche in ihr auch die Glückseligkeit des Ganzen und der Individuen bedingt. Wodurch die Menschen glücklich sind, Dem müssen sich alle unterwerfen. Der Homerische Geist des veredelten Heldenthums schuf Griechenlands Glück und Freiheit; das römische Rechtsprincip mit seiner unendlichen Habsucht schuf die römische Freiheit, den römischen Stolz und Patriotismus; der Glaube, die unmittelbare Gewißheit der Wahrheit, schuf das Mittelalter mit seinem phantastischen Idealismus und der abstracten christlichen Freiheitsidee, welche das Glückseligkeitsprincip (die ewige Seligkeit) und die Unendlichkeit, Göttlichkeit des menschlichen Geistes (Unsterblichkeitsidee) insichschließt; die neuere Zeit vereinte alle diese Elemente, läuterte halbwahre Gefühle und Vorstellungen zu wahren Ideen und baute auf die wirkliche eine neue, unendlich reiche geistige Welt, die Welt der Wissenschaft. Von dieser geistigen Macht hängt nun auch direct oder indirect die Glückseligkeit ab; Keiner kann sich ihr entziehen, hier hilft keine Wahl. Entweder zwingt das Leben das Individuum in einen gelehrten Stand: die Wissenschaft ist unmittelbar die Bedingung seiner Existenz und damit sein Glück; oder das Individuum ist durch sein Vermögen unabhängig: dann bedingt sein Antheil an Bildung und Kenntnissen nicht blos seine Capacität für intensive, wahre Lebensgenüsse, sondern auch die Anerkennung und Achtung die man ihm zollt; oder das Individuum dient mit Leib und Seele dem Materialismus: so wird sein materielles Glück von seinem Talente abhängen, sich die untergeordneten Kräfte der Wissenschaften oder ihre weitgreifenden Schöpfungen in der Industrie dienstbar zu machen; oder das Individuum ist Proletarier, es lebt von den Brosamen die von des Herrn Tische fallen: seine größere oder geringere Fähigkeit, die Ausbildung seines Geschmacks, seine Gedankenfähigkeit, geübt und geschult durch den Elementarunterricht, durch sein Notiznehmen von der populären Tagespresse, wird sein armseliges Glück bestimmen; oder endlich das Individuum ist freier Künstler: seine Kunst ist Nichts, sie bleibt Stümperei ohne bedeutende wissenschaftliche Kenntnisse. — Es gilt somit, um im wahren Sinne glücklich zu sein, unabhängig von den Launen des Gemüths und seinem Eigensinn, daß man ganz und in der That Geist sei (?), d. h. daß Jeder nach seinen Kräften und Verhältnissen geistige Güter aus der unendlichen Fülle der Wissenschaft sich zu eigen mache." Der Humanismus ist nach des Verfassers Definition die gesammte „Weltanschauung des neuern Zeitgeistes, welche die Aufklärung durch die Wissenschaft hervorgerufen hat", ist der „antike Geist, reformirt und veredelt durch den christlichen Geist". Der letzte Abschnitt ist der großen Krankheit der Gegenwart, der Hypochondrie gewidmet und enthält zugleich die Heilmethode welche der Verfasser einzig und allein ersprießlich findet.

Aus der jüngsten publicistischen Literatur erwähnen wir drei Schriften: die anonym erschienenen „Briefe über Staatskunst", welche bekanntlich confiscirt wurden, nach Allem was wir daraus erfuhren ein Werk machiavellistischer Natur; ferner die Broschüre „Bruch mit der Revolution und Ritterschaft", über die sich die Presse bereits hinlänglich geäußert hat; end-

lich eine zweite Broschüre „Militärisches und Aristokratisches von einem bürgerlichen Offizier". Letztere Broschüre wendet sich gegen die aristokratische Partei in Preußen, welche sich abmüht „die preußische Armee, soweit es irgend möglich, aus einem Volksheere zu einem Berufsheere umzuwandeln", und zwar durch folgende drei Mittel die da lauten: Die Offizierstellen bei Linie und Landwehr sollen soweit als irgend möglich dem Adel vorbehalten werden; es sollen vom Offizierstand alle Personalitäten ausgeschlossen werden welche sie nicht zu ihren Gesinnungsgenossen zählt, und endlich, der Unterschied zwischen Linie und Landwehr soll beseitigt werden, sämmtlich Punkte und Tendenzen die schon seit längerer Zeit in die Oeffentlichkeit drangen. Der Verfasser vermeidet es durchweg sich auf abstracte Principien zu berufen und entlehnt seine treffenden Argumente einzig und allein aus factischen Motiven. Für die Selbständigkeit der äußern Politik, äußert er auf einer der letzten Seiten, würde ein zünftiges Berufsheer, d. h. ein solches in welchem der Heerdienst für jede Individualität ein Lebensberuf und Broterwerb ist, allerdings mehr leisten als ein Volksheer. Wenn wir aber auch hierbei vom Kostenpunkt ganz absehen und voraussetzen, daß Preußens finanzielle Lage so günstig sei daß es die Friedensstärke seines Heeres von 130,000 auf 320,000 Combattanten bringen könne, so würde es durch ein reines Berufsheer doch den unermeßlichen Vortheil einbüßen, durch die transitorische Einverleibung aller wehrpflichtigen Staatsangehörigen in das stehende Heer die ganze Nation wehrhaft zu machen.

Da man an literarische Mittheilungen unmöglich die Anfoderung einer förmlichen bibliographischen Vollständigkeit stellen kann, so dürfen wir uns wol erlauben unsere Aufzeichnungen hiermit zu schließen, nachdem wir versucht ein allgemeines Bild von der literarischen Productionsthätigkeit Berlins während der letzten Wochen in der Seele des Lesers zu erwecken.

45.

Glaubenslehrjahre eines im Protestantismus erzogenen Christen. Münster, Regensberg. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Das vorliegende, ziemlich umfangreiche Buch gehört zu den innern Bekehrungsgeschichten. Das Thema desselben ist nämlich, wie der Verfasser aus dem todten Vernunftglauben, aus der Religion des sogenannten gesunden Verstandes zum christlichen Gemüths- und Herzensglauben geführt worden. Solche innere Conversionsgeschichten sind immer psychologisch lehrreich; denn sie zeigen uns wie bei dem Uebergang vom Glauben zum Unglauben oder umgekehrt vom Unglauben zum Glauben das Vorwiegen dieser oder jener Seelenkraft den Ausschlag gibt. Wiegt nämlich bei einem im Glauben Erzogenen die Verstandesthätigkeit vor, so kann man fast mit apriorischer Gewißheit voraussagen daß er nicht im anerzogenen, ererbten Glauben verharren, sondern ein sogenannter Denkgläubiger, ein Rationalist werden wird. Wiegt umgekehrt bei einem im Rationalismus Erzogenen das Gemüth und die Phantasie vor, so läßt sich mit eben solcher apriorischer Gewißheit vorherbestimmen daß er früher oder später zum Gemüthsglauben übergehen wird. Der Kampf zwischen Glauben und Unglauben ist also im Grunde genommen nur der Kampf entgegengesetzter Seelenkräfte.

Um nun auf unsern Verfasser zurückzukommen, so gehört dessen innere Bekehrungsgeschichte zu den mildesten. Die Hand die ihn bei seinem Uebergange vom Unglauben zum Glauben leitete schlug nicht den gewöhnlichen Weg einer plötzlichen Sprengung des Kerkers der Finsterniß und schnell folgender Erleuchtung ein, es kam bei ihm nicht wie bei einem verstockten Sünder zu einem plötzlichen Durchbruch der Gnade, die Entwickelung seiner religiösen Ueberzeugung machte sich nicht in der Weise einer Revolution, sondern es erfolgte eine im Ganzen ohne Kampf verlaufende Evolution, und von gewaltsamen Vorgängen hat daher der Verfasser Nichts zu melden.

Die Schrift beginnt mit des Verfassers Uebergang von der Schule zur Universität und spricht dann der Reihe nach im Unterhaltungstone von der Georgia Augusta, von Bouterwek's Anziehungskraft, von der Einwirkung Kant's, Fichte's, Jacobi's, von der religiösen Dürre der Georgia Augusta und der poetischen Reaction gegen solche Dürre, vom Wohlgefallen an den poetischen Erzeugnissen der neuern romantischen Schule, vom studentischen Heidenthum und Sittenlosigkeit u. s. w. Hugo, Heeren, Sartorius, Schulze, Hamann und Johannes von Müller, Schleiermacher, Hegel, Hengstenberg und noch manche andere Celebritäten werden uns vorgeführt und deren Einwirkung auf den Verfasser geschildert.

Die Studien welche später der Verfasser im Pietismus und der Herrnhuterei machte, und die religiösen Einsichten die er dadurch gewann brachten ihm, wie er sagt, vortreffliche Frucht, indem er nun eine Richtung kannte, „welche die von dem herrschenden Denkglauben lange genug mishandelten Rechte des Gemüths und der wider jenen zum Aufstande gelangten innern Erfahrung gegen ein kaltes Vernünfteln in Schutz nahm, das auch Schleiermacher's und Dräseke's Einfluß nicht so hatten brechen können daß der Ausdruck des ursprünglichen christlichen Gefühls in seine volle Berechtigung hätte treten können".

Die eigentliche innere Umwendung verdankt der Verfasser besonders der wiederholten Lesung dreier kleiner Schriften, die den entschiedensten Einfluß auf die Entwickelung innerer Gläubigkeit bei ihm gehabt. Das erste Schriftlein, nur 113 Seiten, führt den Titel: „Meine Irrgänge und Misgriffe in dem Weg und Werk des Herrn, ein Bekenntniß von einem evangelischen Prediger, im Cirkel einiger Herzensfreunde abgelegt und von denselben herausgegeben." Dieses Schriftlein hatte ihn auf die einfältigste und eindringlichste Weise in den Mittelpunkt und den Herd des Pietismus geführt. Einen nicht minder heilsamen Einfluß auf das Hervorrufen und Ausbilden der lange entbehrten Gläubigkeit des Herzens übte beim Verfasser Goßner's „Schatzkästchen". „Die Einseitigkeit welche nebst einer gewissen Beschränktheit der pietistischen Anschauungsweise, wie ich dieselbe in den «Irrgängen» und in Goßner's «Schatzkästchen» ausgeprägt fand, als eine fast unzertrennliche Zugabe folgte, ward bei mir durch einen höchst glücklichen Fund sehr neutralisirt und jene Betrachtungsweise, welcher ich mich nicht ohne Eifer hingegeben, zugleich sehr gemildert und ihrer Härte entkleidet." Dieser höchst glückliche Fund war des Thomas a Kempis Büchlein von der Nachfolge Christi. Die Richtung in demselben findet der Verfasser grundverschieden von der der Reformatoren; denn Thomas a Kempis predigt eine thätige Nachfolge Christi im Gehorsam gegen die kirchliche Ordnung und hält sich ganz entschieden fern von theologischen Untersuchungen oder äußerlichen Reformbestrebungen der Art wie Luther und seine Freunde solche bezweckten und herbeiführten.

Am Schluß zieht der Verfasser die Summa des am Ende seiner Glaubenslehrjahre erreichten Standpunkts. Die drei erwähnten Schriften hatten ihn aus der Nichtigkeit des Denkglaubens, dessen Moder ihn so beschwert hatte daß er dem todten Sumpfe nicht zu entkommen vermochte, emporgehoben und in ein Bad versetzt, wo er sich in Strömen lebendigen Wassers von jenem Verstandesschmuze befreien konnte. Das fleißige Studium der drei erwähnten Schriften ersparte ihm die Ermüdung von dem langen Kampfe mit einem Wissen, welches nicht allein innerhalb seiner Grenzen, sondern auch da wohin es nicht reicht sich in sich begründen möchte, und welche bei vielen Andern Anlaß gegeben, sich dem Christenthume zuzuwenden. Er fing bald an „instinctiv zu ahnen", daß der Heiland der Welt auch der Erlöser des Denkens, der Erretter der verkehrten Vernunft von ihren eigenen, namentlich philosophischen Verirrungen sei, welche ein Fanatismus

der Selbstsucht mit dem ausgesuchtesten Scharfsinn immerfort als Wahrheit anzupreisen beflissen ist. Schon 1829 stellte er in einem Briefe an einen seitdem berühmt gewordenen Hegelianer die kecke Frage auf: wozu es, wenn Christus Christus wäre, eines Hegel bedurft hätte, da es ihm schien, daß wenn Hegel wäre und leistete was seine Schüler aussagten, Christus nicht Christus sein könne, einer von Beiden folglich überflüssig sein müsse.

„Wie ich im Politischen mich leicht zu der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer weltlichen Autorität und des Gehorsams gegen dieselbe bequemt hatte, weil sie mir ganz natürlich war, so war es mir leichter als vielen Andern geworden, mich zur Annahme des unbedingten Erfodernisses einer Autorität für die Vernunft zu entschließen, welche aber nicht die menschliche irgend eines Weltweisen sein durfte, sondern eine göttliche sein mußte, die ich denn auch nur im Christenthume vollständig offenbart fand."

Dennoch, trotz dieser Richtung, erwarb sich der Verfasser die Pietisten nicht zu Freunden. Denn, wie er von sich rühmt, er wußte sich der traurigen Wirkungen, Verirrungen und Zerrüttungen zu erwehren, welche der Pietismus oder vielmehr dessen Ausartung, die Pietisterei, bei unreifen Geistern hervorzubringen pflegt; er suchte dieselben lächerlich zu machen. Er sah ein daß manche Pietisten nur Scheinheilige waren, Eitelkeit und Eigennutz dieselben regierten, andere mit den Gegenständen ihrer Andacht nur eine Art geistlicher Unzucht trieben. Diese Wahrnehmung empörte ihn. Doch sein Ingrimm war eben nur gegen diese Unlauterkeiten des Pietismus gerichtet, galt durchaus nicht dem Pietismus selber. Die Folge aber davon war daß er „als ein für zweideutig erkannter Mensch" es keiner Partei rechtmachte und keiner genehm war. „Die Pietisten gaben mich auf, weil sie mich für den Feind ihrer Sache hielten und nicht glauben mochten daß man die Mängel derselben verwerfen könne, ohne jener selbst Schaden zu thun, etwa wie man den Rock welchen Jemand trägt ihm nicht auf dem Leibe ausklopfen kann, ohne daß die Hiebe ihn mittreffen. Ebenso wenig aber waren mir die Denkgläubigen oder gar die Ungläubigen hold, von denen ich mich geschieden hielt und welche wohl wußten daß ich Nichts weniger als gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen beabsichtigt habe." Dieses Mistrauen entgegengesetzter Parteien gegen ihn betrachtet der Verfasser als natürlichen Ertrag seiner Bemühungen, in den religiösen Gegensätzen sich nicht festzurennen und das als christlich Erkannte über das Confessionnelle zu stellen, um es aus den Parteizerwürfnissen als Gemeingut, das dem Streit entzogen werden sollte, zu retten. Er tröstet sich daher über den Schmerz der Verkennung mit der Lauterkeit seiner Gesinnung und Absicht. 41.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

Filippo Strozzi.

„Filippo Strozzi", sagt der Verfasser des „Arnaldo da Brescia", Giovanni Battista Niccolini, in dem Vorwort zu der Tragödie deren Gegenstand die letzten Schicksale dieses berühmten Florentiners bilden, „war auch in seinem an Größe und Elend so reichen Jahrhundert eine von allen übrigen sich unterscheidende Persönlichkeit. Kaufmann, Banquier, Staatsmann, Gelehrter, hatte er bestimmten Antheil an den Ereignissen seiner Zeit. Er verhalf seiner Heimat zur Wiedergewinnung der Freiheit und trug dazu bei daß sie wieder verloren ging. Er war ein seltsames Gemisch von vielen Lastern und nicht wenigen Tugenden. Seinen Unglauben keck zur Schau tragend, Clemens VII. unentbehrlich, Katharina von Medici willkommen und ihr Begleiter auf der Reise nach Frankreich, repräsentirte er in der Haltung seines Lebens und in seinen Meinungen den Charakter des Heidenthums und schien ein Mann aus den letzten verderbten Zeiten des römischen Gemeinwesens. Nichts fehlte zu seinem Ruhme, selbst der Ruf nicht daß er selbst Hand an sich gelegt, um der unerbittlichen Rache Cosmus' I. zu entgehen, der glücklich wie Augustus war, nicht minder schlau als Tiberius."

Als Filippo, nach dem unglücklichen Gefecht bei Montemurlo in der Nähe von Pistoja gefangengenommen und in der Citadelle von Florenz in immer strengerer Haft gehalten, an seiner Befreiung zu verzweifeln und dem nahenden Tode ins Gesicht zu schauen begann, entwarf er für sich folgende Grabschrift, deren Original unter den vielen Strozzi'schen Documenten im Archiv des Gherardi-Uguccioni zu Florenz aufbewahrt, bei Niccolini („Filippo Strozzi, tragedia", Florenz 1847, S. cxxx) im Facsimile mitgetheilt wird.

Wenn in der Heimat, in folgender Weise:

„Philippo Strozzae.
Satis hoc, caetera norunt omnes."

(Dem Filippo Strozzi. Dies genügt: das Uebrige wissen Alle.)

Wenn in der Fremde, soll die Grabschrift folgendermaßen gefaßt werden:

„Philippo Strozzae Florentino, nobilitate, doctrina, fortunis, ethruscos inter omnes longe clarissimo, qui cum direpta a Caesarianis Roma obsessoque Clemen. VII. pont. max. patriam foede servientem vindicasset in libertatem, Dum renatam tyrannidem decimo post anno rursus impugnat, in arce Montis Murli captus, crudeliter mox interficitur, filii VII superstites, bonis omnibus collachrimantibus, posuere.

Eius caput (sanguinem) maximo auri pondere Tyrannis rependere non erubuit, quandoquidem, tanto hoste incolumi, quo pacto stare posset, non inveniebat. Libertas vero, spes suas omnes cum eo concidisse intelligens, datis manibus luceque damnata eodem tumulo claudi mandavit (voluit). Uberes funde igitur hospes lachrimas, si ulla tibi Florentinae reipublicae cura est, maioris enim civis deflere interitum nunquam licebit. Vixit annos XLVIIII, menses — dies —.

Suprema vox illi fuit, pro patria dulce est quacumque occumbere morte."

(Dem Filippo Strozzi von Florenz, durch Adel, Bildung, Glücksgüter alle Toscaner weit überragend, der nach der Erstürmung Roms durch die Kaiserlichen und während der Einschließung Papst Clemens' VII. die Heimat aus schnöder Knechtschaft zur Freiheit emporhob, der zehn Jahre darauf bei erneutem Kampfe gegen die wiedererwachte Tyrannei im Schlosse von Montemurlo gefangen, dann grausamerweise des Lebens beraubt ward, setzten diesen Stein seine sieben ihn überlebenden Söhne unter dem Wehklagen aller Guten. Die Tyrannei scheute sich nicht einen unermeßlichen Preis auf seinen Kopf zu setzen, obgleich sie nicht wußte wie sie sich halten sollte wenn ein solcher Gegner lebte. Die Freiheit aber, wohleinsehend wie all ihre Hoffnung mit ihm unterging, gab den Kampf auf und wollte das Licht nicht mehr sehen, sondern mit ihm in dasselbe Grab sich legen. Weine darum, o Vorübergehender, reichliche Thränen, wenn das Schicksal des florentinischen Gemeinwesens dir irgendwie am Herzen liegt, denn eines größern Bürgers Tod wirst du nimmer zu beklagen haben. Er lebte 49 Jahre — Monde — Tage. Sein letztes Wort war: Jedweder Tod fürs Vaterland ist süß.)

Wie in dieser Grabschrift, so spricht sich auch in Filippo's letztwilligen Verfügungen, von denen bei anderm Anlaß in Nr. 37 d. Bl. ausführlich die Rede gewesen ist, das Selbstgefühl sehr stark aus: man muß es Dem zugute halten der in der Feinde Gewalt an Nichts als an die Nachwelt appelliren kann. Und der Sterbende hat sich in seiner Hoffnung nicht getäuscht, denn die Geschichte, viele seiner Untugenden übersehend, hat Dem was Großes und Glänzendes in ihm war nicht karge Anerkennung zutheilwerden lassen.

Wenn man sich diesen Mann inmitten seiner vielbewegten

Laufbahn denkt, von politischen Interessen, Geschäften, Vergnügungen, Intriguen hin- und hergezogen, so kostet es einige Mühe, sich ihn in der Stille des Studirzimmers vorzustellen, beschäftigt mit den Werken der griechischen Philosophen, Historiker, Dichter; die Alten nicht nur lesend, sondern sie übersetzend und erläuternd mit kritischem Scharfsinn und nicht geringer Gelehrsamkeit. So war jene merkwürdige Zeit mit ihren reichausgestatteten Naturen und ihrer unendlichen Lebensfülle. „Alle Tage seines Lebens über die er verfügen konnte", sagt sein Bruder Lorenzo in der Biographie die er von ihm hinterlassen hat (Grävius-Burmann, „Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae", achter Band, und neuerdings als Zugabe zu Niccolini's Tragödie), „pflegte er dreifach zu theilen. Den einen Theil widmete er dem Studium, den andern seinen Privatgeschäften, den dritten den Vergnügungen und der Unterhaltung. In seiner Jugend war seine Erziehung so sorgfältig gewesen daß er die eine und andere Sprache, die griechische nämlich und die lateinische, vollkommen besaß. In der Philosophie hing er dem Aristoteles an, besonders in den Meinungen von der Seele und den übrigen natürlichen Dingen. Im Plinius war er sehr belesen. In jüngern Jahren pflegte er Anmerkungen über die Autoren zu entwerfen die er studirte, und Manches von seinen Noten über griechische und römische Literatur ist vorhanden." In seinem Kerker, in jenem florentiner Fort von S.-Giovanni Battista, über dessen Erbauung er in einem Briefe vom 28. Januar 1531 an Francesco Vettori handelt und wozu er dem Herzog Alexander Medici Geld vorschoß, nahm er die Studien seiner Jugend wieder auf und übersetzte unter Anderm Polybius' Abhandlung vom römischen Heerwesen, worüber er mit dem gelehrten Pier Vettori correspondirte. Im Jahre 1552 wurde diese Uebertragung zu Florenz gedruckt, aber ohne den Brief mittels dessen Filippo sie dem Alessandro Vitelli widmete, welcher als Castellan der Citadelle für Karl V. ihn unter seiner persönlichen Obhut hatte und ungeachtet der Verschiedenheit ihrer politischen Ansichten und Partei in freundschaftlichen Beziehungen zu ihm stand. „Als Polybius", heißt es in diesem schönen, am 20. September 1538, zwei Monate vor des Strozzi blutigem Ende geschriebenen Briefe (bei Niccolini, S. 355 fg.), „die 40 Bücher seiner römischen Geschichten schrieb, von denen heute zum großen Leidwesen der Gelehrten nur wenige vorhanden sind, da gleich allen Dingen der Welt auch die Schriften großer Geister dem Tode verfallen, so schaltete er die gegenwärtige Abhandlung über das Heerwesen ein. Diese, vielmehr noch ein köstlicher Schatz denn eine nützliche Schrift, verbreitete sich dermaßen daß sie, während das größere Werk, in welchem sie wie ein Edelstein in Gold gefaßt war, verlorenging, wie aus einem Schiffbruche nackt sich rettend auf uns kam. Um sie nun zugänglicher zu machen, übertrug vor einigen Jahren Janus Lascaris, ein in der griechischen Sprache und andern Zweigen wohlunterrichteter Mann, die kleine Schrift ins Lateinische, und ein mir Unbekannter (der mehr Klugheit zeigte, indem er seinen Namen verschwieg als indem er sich an diese Arbeit begab) ins Toscanische. Wenn darum irgendeiner, welchem meine nur für Euch bestimmte Bearbeitung durch Zufall in die Hände fallen sollte, mir Anmaßung verwürfe, als habe ich schon Vorhandenes noch ein mal gemacht, so hoffe ich daß Ihr mich in Schutz nehmen werdet. Denn da ich, von Euch befragt, meine Meinung dahin geäußert daß in der lateinischen Uebertragung manche Irrthümer vorkommen, in der toscanischen aber sehr viele, da der Uebersetzer nie den griechischen Polyb gesehen, sondern nur den lateinischen und auch nach diesem nachlässig gearbeitet hat, so ersuchtet Ihr mich mit Eurer gewohnten Bescheidenheit (obgleich Ihr mehr denn irgend ein Mann auf der Welt mir gebieten dürftet), entweder die Uebertragung in unserer Sprache zu verbessern oder nach dem griechischen Text eine neue zu versuchen. Da ich nun, wie das Loos der Gefangenen es mitsichbringt, hier aller gewohnten Handlung und Unterhaltung beraubt bin, so schien es mir daß eine neue Uebertragung Euch willkommener und mir in dieser lästigen und traurigen Unthätigkeit größere Erholung sein dürfte. So habe ich denn den Sinn meines Autors getreu wiederzugeben mich bestrebt, ohne Pomp gezierter Worte, welche zu dem an Blumen armen, an Früchten reichen Stoff nicht passen würden, wenn ich an einzelnen Stellen wo es mir nöthig schien Einiges ausführte, Nichts aber von der Urschrift überging oder ausließ. Habe ich erreicht was ich wollte, so wird es mir um Eurem Wollen lieb und angenehm sein. Wo nicht, so müßt Ihr für jetzt mit der guten Absicht vorliebnehmen und mich entschuldigen wenn ich nicht kann wie ich möchte, da mit dem Glücke auch die Geisteskraft mich verlassen hat."

Es ist wehmüthig sich am Ende eines so glänzenden Lebens zu diesem Bewußtsein gelangt zu sehen. Aber Filippo Strozzi hatte schon seit längerer Zeit eine Ahnung daß seine bessere Zeit vorüber sei. „Ich versichere Euch, Gevatter", schrieb er am 2. Januar 1535 von Rom aus an den schon genannten Francesco Vettori, seinen wie Machiavelli's Busenfreund und einen der gemäßigtsten und verständigsten unter den der Mediceischen Partei anhangenden vornehmen Florentinern, „Fortuna läßt sich jetzt an mir aus und leert ihren Sack über mein Haupt. Ich erkenne daß ich, nachdem ich in der Vergangenheit ruhige und glückliche Tage verlebt, nun den Rest meines Daseins in Mühseligkeiten und Verdruß werde zubringen müssen. Ich bereite mich getrost darauf vor, indem ich mich häufig zur Lectüre jener Autoren wende welche uns das Misgeschick mit Standhaftigkeit zu ertragen lehren." Eine seltsame Wendung des Schicksals war es daß er in die Hände des Mannes fiel der wenige Jahre zuvor mit seiner Mutter bittend vor ihm gestanden hatte. Maria Salviati, die Witwe Giovanni's de' Medici, des Führers der schwarzen Banden, und Mutter Cosmus', des ersten Großherzogs, der damals nicht viel über neun Jahre zählte und in Florenz il signor Cosimino hieß, diese gute und verständige Gattin und Mutter, welche sich bessern Danks von ihrem Sohne hätte versehen dürfen, schrieb am 2. September 1528 an Filippo Strozzi: „Magnifice vir affinis observandissime! Wir sind, mein Sohn und ich, dermaßen erschöpft und verarmt, nicht nur durch Privatschulden, sondern auch infolge der öffentlichen Lasten, daß ich mich in der größten Verlegenheit befinde und nicht weiß wer uns unterstützen soll bis wir wieder zu Athem kommen. Deshalb wollen wir Eure Magnificenz demüthig bitten, daß während die übrigen Creditoren uns drängen und ersticken, Ihr Euch zu Mitleid bewegen lassen möget, sodaß Ihr Euch für dieses Jahr mit den jetzt empfangenen 200 Dukaten begnüget, indem ich Euch mein Wort gebe daß es uns für den Augenblick unmöglich ist mehr zu leisten, während wir uns alle Mühe geben werden später unserer Verpflichtung so nachzukommen daß Ihr Euch für befriedigt erklären werdet. Ich bitte Euch und flehe zu Euch aus dem Grunde meines Herzens daß Ihr uns diese Gnade nicht abschlagen wollet, denn wenn Ihr anders denkt und uns drängt, so weiß ich kein Mittel Euch Genüge zu leisten. Dennoch werden wir uns auf alle Weise bestreben wo möglich in diesem Jahre noch weitere 200 Dukaten zu zahlen, solltet Ihr uns nicht Alles bewilligen wollen. Größere Gnade wird es uns freilich sein wenn Ihr für dies Jahr Geduld habt und Euch mit der bereits erhaltenen Summe begnügt. Anderes füge ich nicht hinzu, außer daß Cosimo und ich uns Eurer Magnificenz sehr empfehlen, geneigter Antwort entgegensehend. Verwandte und Schwester Maria Salviati de' Medici."

Acht Jahre darauf wählte Filippo Strozzi freiwilligen Tod um den Händen dieses nämlichen Cosimo zu entgehen, in dessen Gewalt er sich gegeben wußte, nachdem die vielen und eifrigen Unterhandlungen wegen seiner Lösung fehlgeschlagen und der Kaiser dem Vitelli, in welchen wie gesagt der Gefangene viel Vertrauen setzte, das Commando der florentiner Citadelle genommen hatte. Seine letzten Lebenstage wurden noch durch Mishelligkeiten mit seinem ältesten Sohne Piero, dem nachmaligen Marschall von Frankreich, verbittert, welchem der

Vater in seinen Anerbietungen und Verwendungen zum Behuf der Wiedererlangung der Freiheit zu weit zu gehen schien und der seinen Unmuth mit aller Heftigkeit seines Charakters ausließ. Besser war das Verhältniß zum zweiten Sohne Leo, Johanniterprior von Capua und nachmals Admiral der französischen Galeeren. „Dein Brief", schrieb Filippo ihm am 17. April 1538, als Leo sich am kaiserlichen Hofe befand, „hat mir den Trost verliehen den du dir vorstellen kannst: das sind Verpflichtungen die sich nie vergessen noch nach Verdienst belohnen lassen."

Filippo galt für den reichsten Edelmann seiner Zeit. Man darf indeß die italienischen Vermögensverhältnisse, namentlich die florentinischen, des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts nicht zu hoch anschlagen, auch die der Mediceer nicht, welche überdies durch den großen Lorenzo ganz ruinirt wurden. Während seiner Gefangenschaft entwarf Filippo eine Art Bilanz. Er führt darin unter Anderm die außerordentlichen Ausgaben auf zu denen er durch die Zeitverhältnisse veranlaßt worden. So 2000 Scudi, während er im Jahre 1526 von Clemens VII. den Kaiserlichen als Geisel überliefert ward; 3000 Scudi für seine Reise nach Marseille und Paris mit Katharina von Medici; Ausgaben für seine eigene Sicherheit und Sendungen nach Spanien und anderwärts seit Clemens' VII. Tode, 6000 Scudi; Ausgaben für die Expedition welche in Montemurlo ein so unglückliches Ende nahm, 2500 Scudi. Den bei der Erstürmung Roms erlittenen Verlust könne er, so drückt er sich aus, gar nicht taxiren. An Gemeindeabgaben berechnet er für die letzten zehn Jahre 10,000 Scudi; die Einbuße bei der Güterconfiscation unter dem Herzog Alexander, wobei er viel verloren, das Gemeinwesen wenig gewonnen habe, gibt er nicht an. Als Ausstattung für seine drei Töchter, deren zweite jene Luise, die durch ihr tragisches Geschick in Geschichte und Poesie so berühmt geworden, gibt er zu 12,000 Scudi an. Für vier seiner Söhne berechnet er 15,500 Scudi und macht zugleich die Bemerkung daß Piero gegen 5000 Scudi Schulden habe, „die, da sie mit Herren und Söldnern contrahirt, am Ende bezahlt werden müssen". Piero's Schulden kommen auch sonst mehrfach vor. Sein Eigenthum in liegenden Gütern und Geld schätzt er auf nur 102,000 Scudi, seine Schulden auf 60,000. Alles Das würde freilich von dem gerühmten Reichthum nur einen schwachen Begriff geben. Doch es ist nicht leicht sich von der damaligen Geldwirthschaft, namentlich wo Bankgeschäfte mit in Betracht kommen, eine klare Anschauung zu verschaffen.

Die Witwe Fiesco's.

Einzig vielleicht, selbst in Zeiten so rascher Bewegung und so jähen Umsturzes wie das 16. Jahrhundert, waren die Schicksale der Eleonora Cybò, Tochter Lorenzo Cybò's, welcher väterlicherseits von Papst Innocenz VIII. stammend, mütterlicherseits Neffe Papst Leo's X., durch seine Heirath mit Ricciarda Malaspina im Jahre 1520 die Markgrafschaft Massa-Carrara an seine aus Genua stammende Familie brachte. Ricciarda war im Jahre 1515 an ihren Schwager Scipione Fieschi aus dem Hause der Grafen von Lavagna verheirathet, aber schon vier Jahre darauf in ihrem 23. Lebensjahre Witwe geworden. Ihre zweite Ehe mit Lorenzo Cybò war stürmisch genug, und der Hader mit dem Gatten wegen Antheils an der Regierung, worauf dieser Anspruch machte, pflanzte sich auf den ältern Sohn Giulio fort, welcher dadurch in Irrungen mit Karl V. verwickelt und endlich aufs Blutgerüst geführt ward. Ricciarda's Tochter Eleonora heirathete Gian Luigi Fieschi, den Urheber der vielbesprochenen Verschwörung gegen Andrea Doria. Schiller, der durch eine Aeußerung Rousseau's auf den Charakter und die Geschichte Fiesco's aufmerksamgemacht worden sein soll, brachte auch Leonore auf die Bühne; aber man braucht nicht viel von Italien zu wissen, um zu merken daß seine Leonore Wenig oder Nichts von einer Italienerin besitzt, sondern wie der Zeit der Entstehung so dem Wesen nach eine Mittelfigur zwischen Amalie in den „Räubern" und Luise in „Cabale und Liebe" ist. Der Neapolitaner Camillo Porzio, Verfasser der classischen Darstellung des Baronenkriegs, führt in seiner erst neuerdings gedruckten „Geschichte Italiens" im Jahre 1547 Fiesco's Gattin ein. „Nach dem mäßigen Abendessen", sagt er, „und nachdem Alles vorbereitet worden, begab sich der Graf, ehe er das Haus verließ, in das Gemach seiner Frau Leonora. Gleichsam als ahnte er sein Geschick, erzählte er ihr wie Giannettino Doria (dessen Schwester den unglücklichen ältern Bruder der Gräfin geheirathet hatte) ihm mehrfach nach dem Leben gestrebt und ihn mit Gift aus dem Wege zu räumen versucht habe, sodaß er sich vor diesen Nachstellungen sicherzustellen suchen müsse; sie möge sich also ruhig in Alles fügen was ihm auch immer zustieße. Und da sie sich darüber tief betrübte und ihre Thränen flossen, kehrte er zurück um sie zu trösten und zu bitten, sie möchte ihm ihre Thränen nicht zur schlimmen Vorbedeutung werden lassen. Es war dabei Paolo Pansa zugegen, ein verständiger Mann und vormaliger Erzieher des Grafen. Dieser, von dem Schmerz der Gräfin ergriffen, bat ihn sein Vorhaben reiflicher zu überlegen und nicht sich, seine Heimat und Italien in schweres Leid zu stürzen. Von unruhigen und boshaften Leuten sei Giannettino Doria ihm als übelwollend geschildert worden: er solle bedenken daß er zu einem Orte und an ein Werk gehe, wo Gelingen und Mislingen einander sehr nahe ständen. Der Graf erwiderte darauf, die Sache sei zu weit gediehen als daß er zurücktreten könnte, und verließ dann kopfschüttelnd das Zimmer, bleich und traurig." („Storia d'Italia, contenente i successi dell' anno 1547 in Genova, in Napoli ed in Piacenza", cap. XIII.)

Durch den Fehltritt auf dem zur Galeere führenden Bret zur Witwe geworden, vermählte sich Eleonora Cybò zum zweiten male mit Chiappino Vitelli, Marchese von Cetona, einem Sprößling der in Città di Castello herrschenden Familie, Enkel jenes Paolo, welcher als florentinischer Condottiere während des letzten Pisanerkriegs im Jahre 1499 wegen angeblichen Verraths hingerichtet ward, und Großneffe des bekannten Vitellozzo, eines der Opfer Cesar Borgia's. Chiappino diente Cosmus I. Medici wider die Barbaresken und im Sieneserkriege, zeichnete sich als Feldherr des Stephansordens in den Kämpfen gegen die Ungläubigen aus und stand unter Alba in Philipp's II. niederländischem Kriege. Mit der Unternehmung wider Holland im Jahre 1594 beauftragt, kam er beim Angriff auf Zeeland ums Leben. Am Bein verwundet und übermäßig stark war er genöthigt sich eines Tragsessels zu bedienen: als er nun auf diese Weise Verschanzungen besichtigte, ließen die ihn Tragenden ihn von der Höhe einer Tranchee hinabstürzen. Es heißt, es sei aus Abneigung der Spanier wider den italienischen Feldherrn geschehen, der im Dienste sehr streng war. Er blieb auf der Stelle todt.

Nach diesem zweiten Unglück beschloß Eleonora die Welt zu verlassen. Sie zog sich nach Florenz zurück, in das Kloster der Murate. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war dies Kloster für Einsiedlerinnen gestiftet worden, die sich um 1370 in engen Zellen auf den Pfeilern der Rubacontebrücke eingeschlossen hatten, wo man heute noch die winzigen Häuschen und zwei Kapellen sieht, deren eine der Brücke ihren gegenwärtigen Namen Sta.-Maria delle Grazie gegeben hat. Die Mediceische Familie beschützte stets dies Kloster, welches am obern Ende der Via Ghibellina lag und heutzutage umgebaut und zu einem Zellengefängniß verwendet ist, wo im jetzigen Moment (Juni 1852) Francesco Domenico Guerrazzi, der Chef der provisorischen Regierung des Jahres 1849, verhaftet sitzt. Catarina Sforza Riario, die heldenmüthige Mutter des heldenmüthigen Giovanni de' Medici, Führers der schwarzen Banden, und somit Großmutter des ersten Großherzogs, brachte in diesem Kloster ihre letzten Jahre zu und starb daselbst 1509. Catarina, die nachmalige Königin Frankreichs, wurde nach dem Aufstand des Jahres 1527 hierher gebracht, Camilla Martelli, Cosmus' I. zweite Gemahlin, nach

des Großherzogs Tode auf Befehl des Nachfolgers hier eingesperrt. An diesem stillen Orte lebte Eleonora Cybo bis zum Jahre 1594. Sie war eine Frau von gebildetem Geiste, und verschiedene Dichtungen von ihr wurden schon bei ihren Lebzeiten gedruckt. Die Erinnerung an ihre Heimatsstätte Massa bethätigte sie durch ein dem dortigen Leihhause ausgesetztes Vermächtniß. Ihr Bruder Alberico Cybo regierte damals noch und erreichte ein Alter von 94 Jahren. Die Letzte der Cybo Malaspina, Maria Teresa, Gemahlin Ercole Rinaldo's von Modena-Este, starb 1790. Nach dem Tode ihrer Tochter Maria Beatrice, Großmutter des jetzt regierenden Herzogs von Modena, wurde 1829 Massa mit Modena vereinigt. 26.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Historien. Leipzig, Lorck. 1853. 8. 15 Ngr.

— — Winterabend-Geschichten. Leipzig, Simion. 1853. 16. 15 Ngr.

Barthel, C., Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. 3te abermals stark vermehrte und verbesserte Auflage. Braunschweig, Leibrock. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dingley Manor oder die Familie der Grafen Eserick. Roman, frei nach dem Englischen von G. Cleeves. 1ster und 2ter Band. Hannover, Rümpler. 1853. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dulon, R., Das Gutachten der vier Heidelberger Theogen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte der Gegenwart. 2ter Abschnitt: Das Gutachten in Beziehung auf Gegenstände der Verfassung und des Rechts. — A. u. d. T.: Das Ketzerrichteramt in der reformirten Kirche. Ein Zeugniß wider die Behauptungen unwissender Professoren und für die Freiheit der reformirten Kirche. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 22½ Ngr.

Eschenmayer, Betrachtungen über den physischen Weltbau, mit Beziehung auf die organischen, moralischen und unsichtbaren Ordnungen der Welt. Heilbronn, Scheurlen. Gr. 8. 12 Ngr.

Ewald, H., Entzifferung der neupunischen Inschriften. Göttingen, Dieterich. 8. 6 Ngr.

Ficquelmont, C. L. Graf, Lord Palmerston, England und der Continent. 2ter Band. Wien, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Fontane, T., Von der schönen Rosamunde. Gedicht. 2te Auflage. Dessau, Katz. 1853. 16. 20 Ngr.

Fröhlich, A. E., Fabeln. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. 1853. 8. 2 Thlr.

— — Ulrich Zwingli. Einundzwanzig Gesänge. Ebendaselbst. 1853. 8. 2 Thlr.

Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land. 3ter Jahrgang. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1853. Gr. 12. 1 Thlr.

Grimm, A., Die positive und negative Philosophie. Eine Widerlegung des Rechtfertigungsversuches des Prantl'schen Anthropologismus. München, Rieger. 1853. Gr. 8. 6 Ngr.

Gutzkow, K., Uriel Acosta. Trauerspiel. Miniatur-Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1853. 16. 20 Ngr.

Hagen, J., Gedichte. 2te Ausgabe. Zwei Theile. Angehängt einige Worte über den deutschen Hexameter. Leipzig, C. H. Mayer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Ein Büchlein vom Guten Hirten. Eine Weihnachtsgabe. Mainz, Kirchheim u. Schott. 1853. 8. 21 Ngr.

Heimbürger, H. C., Das christliche Priesterthum deutscher Frauen und Jungfrauen. Celle, Capaun-Karlowa. 12. 15 Ngr.

Horn, M., Die Pilgerfahrt der Rose. Dichtung. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1853. 16. 20 Ngr.

Köstlin, K. R., Der Ursprung und die Komposition der synoptischen Evangelien. Stuttgart, Mäcken. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Maier, Elisa, Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Mayer, C., Ueber den Bau des Organes der Stimme bei den Menschen, den Säugethieren und einigen grössern Vögeln, nebst physiologischen Bemerkungen. Mit 28 Steindrucktafeln. Breslau u. Bonn, Weber. Gr. 4. 6 Thlr.

Meinhold, W., Gesammelte Schriften. 8ter Band. — A. u. d. T.: Der getreue Ritter oder Sigismund Hager von und zu Altensteig und die Reformation. In Briefen an die Gräfin Julia von Oldofredi-Hager in Lemberg. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mindermann, Marie, Eigenthümlichkeiten der Bremer Neuzeit. In Briefen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 12 Ngr.

Moore und Byron, Dichtungen. In deutscher Uebersetzung mit gegenübergedrucktem Original. Leipzig, Brockhaus. 16. 20 Ngr.

Moris, L., Stunden am Meere. Erfurt, Bartholomäus. 16. 18 Ngr.

Mügge, T., Weihnachtsabend. Roman. Berlin, Janke. 1853. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Deutscher Musen-Almanach für das Jahr 1853. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Newman, J. H., Vorträge über die gegenwärtige Stellung der Katholiken in England. Aus dem Englischen. Mit einem Vorworte von J. Döllinger. Regensburg, Manz. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Pflanzung des Christenthums unter den Slaven, besonders in Wagrien, und die Stiftung des Bisthums Oldenburg, oder Lübeck, mit näherer Beziehung auf die Kirche zu Bosau. Zur Jubelfeier des 700jährigen Bestehens dieser Kirche. Eutin, Völckers. 8. 6 Ngr.

Phantasus. Eine Auswahl aus erzählenden Dichtungen der Romantiker. Mit einleitenden Bemerkungen über die romantische Schule. Hannover, Rümpler. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Proudhon, P. J., Die sociale Revolution durch den Staatsstreich am 2. Decbr. erwiesen. Nach der 3ten französischen Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 20 Ngr.

Rank, J., Geschichten armer Leute. Stuttgart, Mäcken. 1853. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Reuss, E., Die Geschichte der heiligen Schriften des neuen Testaments. 2te durchaus umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. 1ste Abtheilung. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rodt, R., Gedichte in allerlei Humoren. Stuttgart, Scheitlin. 1853. 16. 27 Ngr.

Sachs, M., Stimmen vom Jordan und Euphrat. Ein Buch für's Haus. Mit Beiträgen von M. Veit. Berlin, Veit u. Comp. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schwab, G., und K. Klüpfel, Erster Nachtrag zu dem Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. Herausgegeben von K. Klüpfel. Leipzig, G. Mayer. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.

Seybt, J., Kaiserbüchlein. Mit 52 Holzschnitten die Kaiserbilder im Frankfurter Römer darstellend. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Das Register zum Jahrgang 1852 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert.

Literarischer Anzeiger.

1852. № LII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**